







Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge

Von

Bernhard Duhr S. J.

Dritter Band

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts



München-Regensburg
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz
1921

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge

in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts

Von

Bernhard Duhr S. J.



München-Regensburg
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz
1921

Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Inhalts-Verzeichnis.

Zweiter Abschnitt. **Innere Geschichte.**

Dritter Abschnitt. **Arbeitsleistung.**

Einleitung.

Der vorliegende Band umfaßt die Geschichte der Jesuiten in den deutschen Ländern während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts 1651—1700.

Diese Zeit darf wohl als die trostloseste in der Geschichte Deutschlands bezeichnet werden. Der Dreißigjährige Krieg war schrecklich, die Folgen des schmählichen Westfälischen Friedens waren noch verhängnisvoller: ein vollständiger nationaler, kultureller und moralischer Bankerott.

In politischer Beziehung beleuchten die Feuerbrände der sengenden Türken vor Wien und die Flammen der von den Franzosen am Niederrhein und in der Pfalz ausgebrannten Städte und Dörfer grell und schauerlich das nationale Elend. Die losgelösten Glieder des Reiches waren der eigenen Ohnmacht verfallen und fremdem Druck preisgegeben.

Kulturell stoßen wir überall auf den wachsenden Zug zu schrankenlosem Absolutismus, zu ungesundem Zentralismus, zu unkirchlichem Josephinismus. Damit hängt zusammen die Vernichtung der persönlichen Freiheit durch Ausdehnung der Leibeigenschaft, Erniedrigung des Bürgertums, kleinliches für uns ganz unverständliches Haften an Vorrang und Zeremoniell, Fremdländerei und Sprachmengerei.

In moralischer Beziehung erleben wir auf allen Gebieten einen früher kaum gekannten Tiefstand. Es kommt uns vor, als ob ein großer Teil der in und unmittelbar nach dem Kriege geborenen Generation ohne Sinn für das Edle, Hohe, Großherzige in die Welt getreten. In weiten Kreisen sucht man deutsche Treue vergebens. Nicht allein der armselig gelohnte Schreiber, sondern hochadelige Männer und reiche Fürsten nehmen von den Erbfeinden der Nation Bestechungsgelder an und scheinen allen Begriff von der Unbestechlichkeit als einer alten deutschen Tugend gänzlich verloren zu haben.

Die nationale Zerrissenheit und der kulturelle Niedergang wird noch weiter gefördert durch die andauernden religiösen Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Konfessionen. Die Lutheraner haßten die Reformierten und die Reformierten verachteten die Lutheraner. Männer, die mehr für Frieden und Einigung waren, wie der lutherische Theologe Calixtus in Helmstadt, wurden wegen „erbärmlicher Verstockung“ als Feinde Gottes verschrien. Die Wittenberger Fakultät ließ den Calixtus in Gestalt eines feurigen Drachen mit Hörnern und Klauen auf dem Theater auf-

treten. Die lutherischen Prediger von Marburg und die reformierten Prediger von Kassel kämpften ihre Fehden nicht nur mit der Feder sondern auch mit den Fäusten aus. Nirgends war das Prinzip der persönlichen Freiheit, sei es für die katholische, sei es für irgend eine abweichende protestantische Auffassung, schmählicher mißhandelt als im Muster- und Mutterland des religiösen Abfalls, in Sachsen. Der unheilvolle Grundsatz, als ob der Fürst in seinem Gewissen verpflichtet sei, wenn irgendwie möglich alle Untertanen zu seiner Konfession zu drängen und zu zwingen, wirkte auch weiterhin verwirrend und verbitternd auf viele religiöse Gemüter.

Zusammenfassend hat Niebuhr leider nur zu treffend in seinen Bonner Vorlesungen die Zeit gezeichnet: „Wie der elende gemeine Mann seinen Kummer durch Ausschweifung und Trunk zu zerstreuen sucht, so war es auch in Deutschland, man suchte sich durch die größte Roheit zu zerstreuen und die erlittenen Mißhandlungen aus dem Sinne zu schlagen. Der traurige Leichtsinn führte zu einer wahren Entsittlichung; es gibt keine eckelhaftere Frivolität als die bei unsern Vorfahren in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts; von den Fremden gedemütigt und zertreten, wollten sie lustig und behaglich sein und verdecken, daß sie vollkommene Bettler waren. Unsere Höfe sind in dieser Zeit unbeschreiblich widerlich." „Alle kleinen Fürsten bauten Paläste, wie gegenwärtig nicht leicht ein Fürst sie sich zu erbauen erlaubt, und das wurde durch schwere Frohnden der Bauern bewirkt. Derselbe Leichtsinn ging auf die andern Vornehmen über. Man lebte prächtig in kleinlicher Nachäffung des wahrhaft großartig glänzenden französischen Hofes und machte sich durch plumpe Ausländerei verächtlich. In der bürgerlichen Welt herrschte großenteils ein üppiges Leben bei großer Armut. Aller Geist und Geschmack war von der Nation gewichen; die Sprache war ganz versäumt und mit fremden Wörtern gefüllt; die Literatur war über allen Ausdruck verächtlich, sie lag in der schmählichsten Geistlosigkeit darnieder, die sich mit Obszönitäten und Lüsternheit brüstete."[1]

Mitten in dieser trostlosen Zeit haben die Jesuiten ihre durch den Krieg gestörten oder zerstörten Arbeiten wieder aufgenommen und fortgeführt und zwar wesentlich in der alten Weise. Das gilt für Seelsorge, Schule und Wissenschaft, das gilt auch besonders für die ganze innere Haltung und Auffassung. Das Institut und die Ausgestaltungen desselben blieben überall maßgebend.

Um Wiederholungen zu vermeiden, konnte und mußte deshalb der Stoff in den meisten Kapiteln sehr gekürzt werden, da ja die Verhältnisse und Vorgänge genau dieselben blieben, wie die im zweiten Bande geschilderten. Es erschien vollständig hinreichend, durch einige neue Belege aus der uns beschäftigenden Zeit die alten Verhältnisse festzuhalten und zu beleuchten. Dabei wird des Neuen doch noch reichlich geboten werden.

Die Einteilung des Stoffes hätte wohl, um mehr Abwechslung zu bieten, geändert werden können. Aber da ein brauchbarer Vorschlag nicht gemacht worden, so ergab sich doch die Notwendigkeit, die alte Einteilung im wesentlichen beizubehalten, nämlich zuerst die etwas trockene äußere Geschichte der verschiedenen Provinzen und Niederlassungen, dann die innere Geschichte, endlich im dritten Abschnitt

[1] B. G. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution (1845) 1, 61 f.

die Arbeitsleistung, d. h. die einzelnen Zweige der Tätigkeit zu schildern. Gerade die verschiedenen Zweige der Tätigkeit lassen sich schwer anders gruppieren. Wird alles bei der Geschichte der Kollegien gebracht, so erhalten diese Bilder freilich mehr Licht und Leben, aber sachlich bleibt ein doppelter Nachteil. Erstens kehren dieselben Dinge bei den einzelnen Kollegien bis zum Überdruß wieder, zweitens können diese Einzelheiten nicht richtig zusammengefaßt und in ihrer Bedeutung gewürdigt werden. Eine Einzelheit hat für sich allein manchmal wenig zu bedeuten, gewinnt aber in ihrer Zusammenfassung mit andern ähnlichen Vorkommnissen aus verschiedenen Orten und Zeiten größeres Gewicht. Zuweilen wurde aber doch der Mittelweg beschritten, nämlich einige Vorgänge bei den verschiedenen Kollegien nur kurz anzudeuten und dann später in der Zusammenfassung ausführlicher zu behandeln. Die Charakterbilder wurden an passender Stelle in verschiedene Kapitel eingefügt.

Bei der Darstellung kann es vielleicht auffallen, daß die eine oder andere Provinz oder das eine oder andere Haus ausführlicher behandelt wird. Der Grund dafür liegt in der Beschaffenheit der Quellen. In nicht wenigen Fällen versagen für unsere Zeit die Quellen fast gänzlich, sei es, daß sie nicht mehr vorhanden oder daß sie wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden worden sind. Auch konnten wegen des Weltkrieges die archivalischen Nachforschungen nicht in der gleichen Ausdehnung wie früher angestellt werden.

Bei der Sparsamkeit der Quellen gewinnen die für die ganze Zeit vorhandenen Briefe der Generale an die einzelnen Ordensprovinzen noch größere Bedeutung als ihnen auch an und für sich zukommt. Diese nach vielen Tausenden zählenden Briefe wurden deshalb ausführlich benützt. Wenn nichts anderes bemerkt, sind die Briefe den Original-Registern an die einzelnen Ordensprovinzen entnommen. Wird z. B. ein Brief eines Generals an einen Oberen oder Untergebenen der oberdeutschen Provinz ohne weiteren Beleg angeführt, so entstammt der Brief dem Original-Register an die oberdeutsche Provinz; so auch bei den anderen Provinzen.

Für das Tatsächliche wurden vielfach die Jahresbriefe der einzelnen Niederlassungen benützt, dabei aber deren lobpreisender Charakter nicht aus dem Auge verloren. Kontrolle und Ergänzung boten die zahlreichen Kataloge, die jährlichen Kataloge der Personen und ihrer Ämter, die dreijährlichen Kataloge für die Informationen und Finanzen. Diese Kataloge, besonders die letztern, erlangen bei dem Mangel anderweitiger Quellen erhöhten Wert.

Im Übrigen gilt von den Quellen und ihrer Behandlung das in der Vorrede zum zweiten Bande Gesagte[1].

Wahrheit und Liebe sollen wie früher so auch in diesem Bande die alleinigen Leitsterne sein. Ein schönes Wort des großen Charitasmannes, Friedrich Ozanam, wird leuchtend den Weg zeigen: „Die Redlichkeit der christlichen Wissenschaft sucht ihren Lohn nicht in gewagten Aufstellungen noch in vorschnellen Folgerungen. Sie

[1] Das Verzeichnis der benützten Archive und Abkürzungen s. 2. Bd. S. XV f. Die sehr häufig vorkommenden Bezeichnungen Ad Germ. Rhen. Austr. usw. sind Abkürzungen für Original-Register der Briefe der Generalobern an die Obern und Mitglieder der verschiedenen Ordensprovinzen. M. R. Jes. München, Reichsarchiv, Jesuitenakten. Clm = Codex latinus in der Staatsbibliothek zu München. — Das Sternchen (*) bedeutet Handschrift. Alle Archivalien, bei denen kein Fundort angegeben ist, entstammen den Privatarchiven des Ordens.

ist demütig und glaubt, daß auch ein ganzes Leben nicht zu teuer angewandt ist, um eine noch so kleine Wahrheit zu finden."

Auch für die Polemik wird das Ziel Wahrheit, nicht Kränkung sein. Wie groß auch immer die Unehrlichkeit der Gegner und die Brutalität ihrer Angriffe sein mag, Pflicht des christlichen Gelehrten ist es, ihnen das Beispiel einer hochherzigen Polemik zu geben, wie wiederum Ozanam treffend hervorhebt.

Zum Schluß ist es mir Herzenssache, von neuem meinen tiefgefühlten Dank Ausdruck zu geben gegen alle, die in irgend einer Weise meine Arbeit gefördert haben. Dieser Dank gilt besonders meinem treuen Mitarbeiter, P. Augustinus Bringmann, der in rastloser entsagungsreicher Arbeit zahlreiche Handschriften für diesen Band durchgenommen und ausgezogen hat.

Auf die frühere Ausstattung mußte wegen der großen Teuerung verzichtet werden. Auch so glaubte der bisherige Verlag die Drucklegung nicht übernehmen zu können. Für die diesfallsigen Bemühungen bin ich dem Herrn Kommerzienrat Paul Schelosky, dem Leiter der Manz-Gesellschaft in München-Regensburg, zu besonderm Dank verpflichtet.

München, Vinzentinum, Ostern 1921.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.
Äußere Entwicklung.

Erstes Kapitel.
Die allgemeine Lage der Gesellschaft Jesu.

Die politische Lage. — Anwachsen der Gesellschaft. — Die Generäle Nickel, Oliva, Noyelle, Gonzalez.

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wird ausgefüllt durch die Kämpfe gegen eine Vormachtstellung von Schweden, Frankreich und der Türkei: diese Kämpfe führten in Norden und Osten und Westen und Süden Europas zu großen Koalitionen, in denen politische, nicht aber religiöse Beweggründe den Ausschlag gaben.

Seit der Mitte des Jahrhunderts — so bemerkt ein Kenner dieser Zeit, hatte die Politik die religiös-ethische Orientierung in steigendem Maße verloren. Der Prozeß ihrer Säkularisation vollzog sich mit Riesenschritten, sie wurde grundsatzlos und verlor nicht nur den religiösen, sondern jeden moralischen Boden unter den Füßen und den letzten Rest von Treu und Glauben. Das Nützliche, die Utilität allein gab die Richtung; kurz, die Politik wurde macchiavellistisch[1].

In dem Drama von der Befreiung Wiens läßt P. Anton Sepp die Politik auftreten. Sie rühmt sich

> Meine Lehr, die ist ein spitziger Degen.
> In dieser (zeigt Macchiavellis Buch) sehet ist solcher gelegen.
> Der Macchiavelli hat diesen erfunden,
> Er machet vergifft, unheilbare Wunden[2].

Innerpolitisch zeigt sich in allen Staaten und Städten, selbst in der freien Schweiz, ein Anwachsen des Absolutismus auf Kosten der politischen und religiösen Freiheit der Volksmasse.

Die Gesellschaft Jesu hat in dieser Zeit keinen Rückgang, sondern sogar einen Fortschritt zu verzeichnen. Hatte der Orden im Jahre 1626 15544 Mitglieder in 36 Provinzen gezählt, so konnte er in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen weiteren Zugang buchen. Ein Einblattdruck von 1680 gibt 17638 Mitglieder in 37 nach den verschiedenen Nationen gegliederten Provinzen an. Davon fallen auf Oberdeutschland 779, auf den Niederrhein 677, auf den Oberrhein 339, auf Oesterreich 1150 Mitglieder.

Als der General Franz Piccolomini nach kaum zweijähriger Regierung am 17. Juni 1651 gestorben war, übernahm ein Deutscher, P. Goswin Nickel aus Jülich (Rheinland), als Generalvikar die Leitung der Gesellschaft[3]. In der von ihm be-

[1] Dürrwächter im Histor. Jahrbuch 35 (1914) 563.

[2] Das Stück Vienna liberata (1683) in München, Universitätsbibl. Hschr. 4°, 514.

[3] Über die Familie des P. Nickel Näheres in Köln. Volkszeitung Nr. 798 vom 17. September 1906.

rufenen Generalkongregation hatte er große Aussicht, zum General gewählt zu werden. Einer der deutschen Deputierten, P. Spaiser, schrieb darüber am 13. Dezember 1651 nach München: In den meisten Kollegien Italiens, wie auch hier zu Rom, finden wir große Hinneigung zur Wahl des P. Vikars (Nickel); einige schreckt sein Alter, aber seine Gesundheit verspricht noch viele Jahre. Man sagt, kein Vikariat habe weniger Unruhen gehabt, und man könne auch von keinem größere Klugheit hoffen, als sie P. Vikar zeige. Einige vermissen bei ihm Sprachkenntnis, andere Kenntnis des Hofes, aber anderen gefällt gerade dieses. P. Godefredi (Gottifredi) wird von den Guten sehr gelobt und man glaubt, daß er sehr selbstlos die Leitung führen wird, obgleich seine Strenge nicht allen gefällt[1].

Die Wahl schwankte in der Tat zwischen P. Alexander Gottifredi und P. Goswin Nickel; letzterer erhielt im ersten Scrutinium 24, im zweiten 29 Stimmen, während P. Gottifredi im zweiten Scrutinium mit 41 von 79 Stimmen gewählt wurde, mithin nur eine Stimme über die erforderliche Majorität erhielt. Wir haben, so schrieb P. Spaiser am 25. Jan. 1652, Gott sei Dank als General einen heiligen, untadeligen, von Eifer für das Institut erfüllten, Gott und den Menschen wohlgefälligen Mann. Man kann es nicht ausdrücken, wie sich die Römer über diese Wahl eines vornehmen Römers beglückwünschen, nicht allein die Unsrigen, sondern noch viel mehr die Auswärtigen. Die Wahl fand am 21. Jan. 1652 statt. Zwei Tage nach derselben wurde der neue General, wie P. Spaiser weiter schreibt, vom Papste (Innocenz X.) in der liebenswürdigsten Weise empfangen. Der Papst sagte, er erinnere sich, wie ihm einst, als er noch ein kleiner Knabe war, der Großvater des P. Alexander einen reichbeladenen Fruchtbaum in seinem Garten geschenkt und ihn geheißen, jedes Jahr die Früchte einzuheimsen; dieses Geschenk sei ihm lieber gewesen, als wenn er ihm ganz Rom geschenkt hätte. Dies erzählte der Papst lachend und fügte bei, es sei ihm angenehm, wenn P. Alexander stets vertrauensvoll zu ihm komme, so oft er es für notwendig finde. Inzwischen empfahl er dem neuen General ganz besonders drei Punkte: 1. er möge sorgen, daß die Patres an den Höfen die allmähliche Unterwerfung der Kirche unter die weltliche Gewalt nicht duldeten, da die Fürsten vielerorts gerade in der jetzigen Zeit dies mit aller Macht anzustreben schienen; er hoffe demgemäß, daß sich die Patres diesem Beginnen wie eine Mauer für das Haus Gottes entgegenstellen würden; 2. die Unsrigen möchten die Sucht, Bücher herauszugeben, mäßigen; er wünsche, daß alle Bücher in Rom der Zensur unterworfen werden sollten, wodurch viele Ungelegenheiten hintangehalten würden, in die zum großen Schmerze des Papstes die Gesellschaft in diesen Jahren geraten sei, indem zuweilen Bücher der Unsrigen auf den Index hätten gesetzt werden müssen, wegen ärgerlicher Lehren, die sich in mehreren derselben gefunden; 3. mahnte er, dafür zu sorgen, daß der apostolische Predigteifer in der Gesellschaft erhalten und immer mehr gefördert werde in der Erziehung der jungen Leute von den ersten Jahren des Ordenslebens an; er habe, so sagte er, in vielen, wenn nicht in allen Orden, in den letzten Jahren einen starken Mangel erfahren, weshalb es ihm selbst passiert, daß er nach Entlassung seines durch Alter gebrochenen Predigers in keinem Orden und auch kaum endlich in der Gesellschaft einen tauglichen Ersatz gefunden habe. — Inzwischen, so schließt P. Spaiser, freut sich unser Greis (P. Nickel) außerordentlich, daß er der furchtbaren Last entgangen, die er, wenn er gewünscht, ohne Zweifel hätte erlangen können. Der schnelle glückliche Ausgang der Wahl hat viele Patres zu Tränen gerührt. Eine Einrede des Gewählten wurde nicht angenommen. Am 3. Februar 1652 meldete dann Spaiser, daß trotz des Widerstandes der Polen und der

[1] *Orig. M. R. Jes. 331a (dort auch die folgenden Schreiben). Druck bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten (1889) 2, 323 ff.

Franzosen, die einen Polen gewählt wissen wollten, gleich im ersten Wahlgange „unser guter Greis" P. Goswin Nickel zu unserer großen Freude zum deutschen Assistenten gewählt wurde. Eben sollte die General-Kongregation geschlossen werden, als der neue General am 5. März schwer erkrankte und am 12. März 1652 der Krankheit erlag.

Für die Neuwahl empfahl der Papst keine Rücksicht auf das Alter zu nehmen; er sei auch mit 70 Jahren gewählt worden und habe schon manche Jahre regiert. Die Anspielung galt augenscheinlich den 70 Jahren des P. Nickel, dessen Wahl der Papst nicht ungern gesehen hätte, der aber gerade wegen seines Alters und der als Einmischung des Papstes in die Freiheit der Wahl angesehenen Empfehlung, besonders von den Italienern bekämpft wurde. Trotzdem erhielt Nickel im ersten Wahlgang bereits 35 und im zweiten Wahlgange 55 von 77 Stimmen und war damit gewählt. Der Papst war mit der Wahl außerordentlich zufrieden und empfing den Erwählten mit allen Zeichen der größten Hochschätzung und Liebe, wie Spaiser am 21. März 1652 des Näheren berichtet. An seine Stelle als Assistent von Deutschland wurde der oberdeutsche Provinzial Christoph Schorrer gewählt.

P. Nickel hat den Erwartungen des Papstes und seiner Wähler vollauf entsprochen. Schlicht und einfach, gerade und offen, maßvoll und kräftig leitete er trotz seines hohen Alters die Gesellschaft ungefähr zehn Jahre, bis die Kräfte versagten.

P. Nickel hat sich selbst charakterisiert durch zwei Sendschreiben, die er an die ganze Gesellschaft richtete. In dem ersten vom 30. September 1653, über die Liebe zur vollkommenen Armut, setzt er sehr eindringlich die Notwendigkeit und Vorteile der Armut im Ordensleben auseinander und zeigt, wie dieselbe ganz besonders für die Ziele und Arbeiten der Gesellschaft unentbehrlich sei. Er macht aufmerksam auf die Gefahren, die der Armut unter dem falschen Schein von Anstand und Urbanität drohen, besonders bei solchen, die äußerlich glänzende Arbeiten verrichten und vor allem bei denen, die an den Fürstenhöfen verkehren. Denn, sagt er, auf einem abschüssigen und schlüpfrigen Boden stehen und nicht in den Abgrund gleiten, ja auch noch die in Gefahr sind zu fallen, halten, und Ausgleitende wieder in die Höhe bringen, das fordert eine seltene außerordentliche Tugend. Die Gesellschaft hatte und wird, wie ich hoffe, viele solcher Männer haben, für die sie nicht in ängstlicher Sorge zu sein braucht. Es kann aber leicht kommen, daß solche, die an die Pracht und den Glanz des Hofes gewohnt sind und dann wieder in die Armut des Ordenshauses kommen, alles bei ihren Ordensbrüdern zu gewöhnlich und ärmlich finden. Dadurch verlieren sie allmählich den Geist der Armut, sie schämen sich gleichsam in ihrem armen Gewande bei den in Seide und Purpur gekleideten Magnaten und Fürsten zu erscheinen oder sie in ihrer ärmlichen Zelle zu empfangen, und die Auszeichnung, die sie am Hofe genießen, wollen sie auch im Ordenshause nicht vermissen; ja die Speisen, die im Ordenshause ihrer Gesundheit stets zuträglich waren, widerstehen ihnen, sobald sie den Fuß an den Hof gesetzt haben, als hätte sich Magen und Gaumen plötzlich verändert. So wollen sie dann nur mehr von den aus der Hofküche gesandten Speisen genießen, aus Ostentation und Gaumenlust, nicht aber aus Not und Hunger. So geschieht es denn, daß diejenigen, die durch ihren Verkehr und ihr Beispiel die religiöse Bescheidenheit an den Hof hätten verpflanzen sollen, im Gegenteil höfischen Pomp und Schleckerei in das Ordenshaus einschleppen. Sehr ernst mahnt Nickel die Obern, durch ihr Beispiel die Armut zu fördern, keinen überflüssigen Aufwand zu dulden, dabei aber sich ebenso vor schmutzigem Geiz zu hüten, der den Untergebenen, aus dem nichtigen Vorwande der Fürsorge für das arme Haus, das ihnen Zukommende verkürzt[1].

[1] Epistolae Praepositorum Generalium 2 (Rollarii 1909) 73 ff.

Das zweite Rundschreiben des P. Nickel vom 16. November 1656 wendet sich eingehend gegen den Chauvinismus, den übertriebenen National- und Provinzialgeist, wie er ihn nennt. Er definiert diesen Geist als den Geist der Rücksichtslosigkeit gegen das allgemeine Wohl und gegen die höheren und höchsten Interessen, als den Geist der Eigensucht, der nur auf die eigene Person, das eigene Haus, die eigene Verwandtschaft, die eigene Stadt und das eigene Land bedacht ist und darauf seine einzige Sorge richtet, mag das Allgemeinwohl oder höheres Interesse noch so großen Schaden dabei leiden. Die nationale Selbstsucht, die schon im allgemeinen soviel Unheil anrichtet, ist besonders verderblich im Ordenshaus und für die apostolische Arbeit der Gesellschaft. Diesem eigensüchtigen Geiste stellt Nickel als radikales Heilmittel die wahre aufrichtige, auf Gottesliebe gegründete Nächstenliebe entgegen. Darauf allein kann sich auch der wahre Friede aufbauen. Das war der Geist, der den heiligen Ignatius beseelte und der jeden seiner Söhne beseelen muß. Die Beispiele unserer Väter, so schließt der Brief, der Ruf der Gesellschaft, die Erbauung des Nächsten, die Ehre Gottes müssen allen höher stehen als diese eigensüchtigen Affekte; nicht was Fleisch und Blut verlangt, sondern was der Geist unsers Vaters in den Konstitutionen und unsern Regeln uns lehrt, das mögen alle reden, darnach mögen alle handeln[1].

Auf der elften General-Kongregation, die nach dem Dekrete Innozenz über die neunjährliche Berufung der Kongregation im Jahre 1661 zusammenkommen mußte und am 8. Mai 1661 eröffnet wurde, legte Nickel der Kongregation eingehend dar, daß er wegen seines Alters und der damit verbundenen körperlichen Behinderung der Arbeit seines Amtes nicht mehr gewachsen sei. Er bat deshalb, daß ihm ein Vikar gegeben werde, sei es ein zeitweiliger oder immerwährender, mit dem Rechte der Nachfolge oder ohne dieses, wie es der Kongregation gut scheine. Die Kongregation nahm mit Bedauern Kenntnis von diesem Vorschlag, konnte aber in Würdigung der Umstände nicht anders als demselben beipflichten. Nach zweitägiger Beratung beschloß die Kongregation die Wahl eines Generalvikars mit dem Recht der Nachfolge. Noch ehe die Wahl stattfand, mußte sich P. Nickel wegen seiner Krankheit von der Leitung der Kongregation zurückziehen; er übertrug dieselbe dem ältesten Assistenten P. Lanza.

Nachdem der Papst Alexander VII. durch Breve vom 1. Juni 1661 seine Zustimmung zur Wahl eines Generalvikars mit dem Rechte der Nachfolge und voller Amtsgewalt gegeben, erfolgte am 7. Juni 1661 die Wahl des P. Joh. Paulus Oliva aus der römischen Provinz. Um bei der Neuartigkeit der dem Generalvikar zugesprochenen Gewalt jeden Zweifel zu beseitigen und jede etwaige Kollision zu verhindern, bestimmte die General-Kongregation in einem eigenen Dekrete, daß die Machtbefugnisse nicht kumulative für General und Generalvikar, sondern privative nur für den Generalvikar zu verstehen seien, so daß alle Gewalt bei dem Generalvikar ausschließlich ohne jede Behinderung durch den General bestehen solle. Das stimmte ganz mit den Wünschen des P. Nickel überein; zum Überfluß gab er mit eigener Handschrift seine volle Beistimmung zu diesem Dekrete. Er überlebte dasselbe nicht lange. Im Alter von fast 82 Jahren starb er am 31. Juli 1664.

In seinem Rundschreiben an die Provinzialobern hat P. Oliva am 9. August 1664 seinem Vorgänger ein schönes Denkmal gesetzt. Er schreibt u. a.: In seiner letzten

[1] A. a. O. 2, 102 ff. — Oliva setzte diese Bemühungen fort. So schrieb er als Generalvikar am 19. November 1661 an den Rektor von Laibach: Doleo de amara nationalitatis radice, quam quaeso ut nulla diligentiae parte omissa, coniunctis cum P. Provli viribus, exstirpemus: quippe rem non religioso tantum, verum etiam christiano animo plane indignam, ac nostri Instituti medullae exitialem. Rogentur, doceantur, moneantur, corripiantur, plectantur ii qui in hoc delinquunt. *Ad Austr.

Krankheit hatte P. General viel von brennendem Durst zu leiden, so daß die Zunge ganz trocken war; dennoch wollte er nicht von dem mit Eis gekühlten Wasser kosten, das man ihm anbot, um damit den Mund auszuspülen und die Kehle zu benetzen; sondern nach dem Beispiel Davids goß er das Wasser aus zu Ehren des Herrn, indem er sagte, das sei nur Sinnenreiz. Ein andermal wurde ihm zur Essenszeit nach der Vorschrift des Arztes während der größten Hitze Wein mit Eis gekühlt gebracht wegen der inneren Glut, die ihn verzehrte. Er aber sagte: Wie kann ich das trinken, während die Kommunität einen so kühlen Trank entbehrt? Und er war nicht zu bewegen, ihn anzunehmen. Um in seinen Schmerzen stets der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes eingedenk zu bleiben, hatte er vor sich auf das Lesepult ein kleines Blatt gelegt, auf dem folgende Worte von seiner Hand geschrieben standen: Herr, dein heiligster Wille geschehe in mir, mit mir, durch mich, an mir und an all dem Meinen, in allem und durch alles, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Von Nickels Verwaltung hebt Oliva hervor: Die Gabe der Klugheit besaß er in hervorragendem Maße; denn im Verlauf so vieler Jahre (er starb im Alter von über 81 Jahren, von denen er über 60 in der Gesellschaft verlebte), wurden ihm die wichtigsten Ämter in der Gesellschaft anvertraut. Von dem Lehrstuhle der Philosophie in Köln wurde er abberufen und sogleich für die Verwaltung und die Leitung der Unsern verwendet, obschon er die Profeßgelübde noch nicht abgelegt hatte. In dieser Tätigkeit verblieb er auch mit Unterbrechungen an verschiedenen Orten fast sein ganzes Leben. Viermal war er Rektor und zweimal Provinzial und zwar in einer der sturmbewegtesten Zeiten, als die Kriegsflamme ganz Deutschland, besonders aber das Gebiet der rheinischen Provinzen ergriffen hatte. Nichtsdestoweniger verwaltete er seine niederrheinische Provinz in einem Zeitraum von ungefähr zwölf Jahren, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, mit solcher Hochherzigkeit und solchem Gottvertrauen, daß er eine sehr große Zahl von Flüchtlingen der Unsern aus anderen Gegenden mit außerordentlicher Liebe aufnahm; keinen von diesen ließ er in fremde Provinzen ziehen, wenn nicht, wie gegen Ende, die Not ihn dazu zwang. Zweimal wurde er in der Provinzialkongregation als Vertreter für die Generalkongregation gewählt; dort wählte man ihn zweimal zum Assistenten von Deutschland und einmal zum Generalvikar der Gesellschaft. Schließlich wurde ihm die Leitung der ganzen Gesellschaft anvertraut. In dieser ganzen Zeit, in der er das Steuerruder der Gesellschaft führte, bewährte er sich als wachsamen Hüter unserer Ordenssatzungen und drang beharrlich auf deren Durchführung. Gewissenhaft wandelte er in den Bahnen seiner Amtsvorgänger und gab wohl acht, daß nichts Fremdartiges oder von unseren Gebräuchen Abweichendes in die Gesellschaft sich einschlich. Dem Gebet war er sehr ergeben; die von der Regel oder durch Herkommen festgesetzten Zeiten hielt er genau ein, so daß man ihn einmal sagen hörte, seit seinem Eintritt in die Gesellschaft, d. i. seit ungefähr 60 Jahren, habe er niemals das Partikularexamen unterlassen. Um nicht genötigt zu sein, die Morgenbetrachtung wegen dazwischenkommender Geschäfte zu unterbrechen oder zu verschieben, pflegte er, seitdem er die Vorlesungen in der Philosophie übernommen hatte, vor den andern aufzustehen. An dieser Gewohnheit hielt er sein ganzes Leben unentwegt fest, auch nachdem er General geworden war, solange die Gesundheit es ihm gestattete. Eine innige Liebe trug er zu der ihm anvertrauten Gesellschaft; ihr Wachstum und ihre Ausbreitung wußte er in geschickter Weise, wo es nur anging, zu fördern. Das zeigte sich besonders bei der Rückkehr der Unsern in das venezianische Gebiet, zu deren Herbeiführung er seine ganze Energie und seinen großen Einfluß bei Papst Alexander VII. einsetzte. Endlich verdienen noch bei ihm besonders hervorgehoben zu werden die Lauterkeit seines Charakters und seine große Wahrheitsliebe. Die,

welche ihn genau kannten, sind der Ansicht, daß er in seinem ganzen Leben nie eine bewußte Unwahrheit gesagt habe. Unserem Heiligen Vater Ignatius und seiner Verehrung war er von Herzen zugetan; sein Grabmal in unserer Basilika (Gesu) prächtig auszuschmücken, war sein sehnlichster Wunsch. Deswegen vielleicht hat die göttliche Vorsehung es auch so gefügt, daß er von unserem heiligen Stifter, den er im Leben so heiß geliebt, auch im Tode nicht getrennt wurde, denn ein und derselbe Monat und Tag hat beide zum Himmel emporgesandt und miteinander auf ewig vereint[1].

Der Verfasser dieses schönen Nachrufes, P. Johannes Oliva war geboren am 4. Oktober 1600 als Sprößling einer Patrizierfamilie in Genua und am 22. November 1616 in die Gesellschaft eingetreten. Als 1631 eine Seuche ausbrach, beschwor er den General Vitelleschi um Aussetzung für den Dienst der Pestkranken. Der Brief vom August 1631 ist uns erhalten; er zeigt die hohe Begeisterung eines opferwilligen, gottliebenden Herzens und erinnert unwillkürlich an den Brief, den P. Spe bei einer ähnlichen Gelegenheit an den General richtete[2].

Als Prediger, Novizenmeister und Rektor hatte er sich ein großes Ansehen erworben und schon bei der Wahl Nickels manche Stimmen auf sich vereinigt. Sein Charakter läßt sich kurz in die Worte fassen: sicher zu streng gegen sich und vielleicht zu gütig gegen andere. Nie müßig, stets opferbereit war er fast erbarmungslos in körperlichen Strengheiten.

Oliva richtete am 8. September 1666 ein Rundschreiben an die Gesellschaft, in dem er alle bittet und beschwört, das Streben nach wahrer, solider Tugend sich angelegen sein zu lassen: Fort mit allem, was nicht aus Gott ist oder nicht zu Gott führt. Er betont die Geistesfreiheit auch den Obern gegenüber, deshalb soll niemand die Obern, so streng sie auch sein und so wenig sie uns geneigt sein mögen, fürchten, denn in der Gesellschaft steht es nicht einmal dem General, geschweige denn den Rektoren oder Provinzialen frei, zu tun, was nicht erlaubt ist. Wissenschaft und vor allem die Tugend sind die beiden Fundamente, auf denen die Gesellschaft ruht. Für alle Ämter und Arbeiten der Gesellschaft gilt der Vorrang der größeren Tugend. Wenn ein Mitglied von großen Geistesgaben einem andern in erprobter Tugend nachsteht, so soll der letztere für das Amt gewählt werden. Diejenigen, die sich im geistlichen Kriegsdienst Gott geweiht, müssen stets ihres Zieles eingedenk bleiben und mühevolle Arbeit jeder glänzenden Stellung vorziehen. Was mich anbetrifft, so kann ich allen Mitbrüdern bestimmt versichern, daß ich in meinem Geiste keinen Gedanken hege und noch viel weniger zulasse als das Gute. Bei der Verteilung der Ämter, die von meinem Willen abhängen, werde ich stets die Tugend allem übrigen vorziehen. Wenn ich geirrt habe, so mögen alle versichert sein, daß ich unschuldig gefehlt und durch die Berichterstatter oder Bewerber getäuscht worden bin. Die heilige Dreifaltigkeit flehe ich um Beschleunigung meines Lebensendes, wenn ich in Gefahr kommen sollte, von den Pfaden der Gerechtigkeit abzuweichen, da ich viel lieber sterben will, als auch nur im Geringsten bei Ansehung der Personen zu fehlen[3].

Nach seinem Tode fand man eine Weisung für den Generalvikar, in der Oliva sich jede Lobrede verbat und insbesondere jede Erwähnung seiner körperlichen Bußwerke, in denen er das Maß der Klugheit überschritten habe. Vom Dezember 1681 liegen eine ganze Reihe von Zeugnissen älterer Patres vor, die

[1] *Kopie.

[2] Brief Olivas, Original in Rom, Staatsarchiv *Jes. Indipete Italia vol VII, Druck in Civiltà cattolica 61 (1910) IV 52 ff. Sep.-Abdruck mit Ergänzungen: P. Tacchi Venturi, J. Gesuiti 2. Ed. Roma 1910 p. 11.

[3] Epistolae Praep. Gen. 2, 128 ff.

ihn lange Jahre gekannt und dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit Olivas das größte Lob spenden[1].

Der Generalvikar Carolus de Noyelle hebt in seinem Rundschreiben an die Provinziale vom 20. Dezember 1681 folgende Züge Olivas hervor: Er war ein Mann von Geist und vielseitiger Bildung; das bezeugen seine Reden, die er vor vier Päpsten, und besonders, die er von den berühmtesten Kanzeln Roms gehalten hat, wie auch seine vertraulichen Gespräche im täglichen Umgang. Das beweisen auch der Nachwelt mehrere der Öffentlichkeit übergebenen Bände, die er freilich dazu verurteilt hatte, in ständiger Verborgenheit begraben zu liegen, wenn nicht ein Freund sie mit Gewalt daraus hervorgezogen hätte. Kaum zwanzig Jahre alt, als er noch Philosophie studierte, hatte er sie schon begonnen, er setzte sie dann mit solchem Eifer fort, daß er alle Zeit darauf verwandte, die ihm unsere Regeln und der Ordensbrauch gestatteten. Bei seiner Lektüre machte er sich Auszüge und stellte das Schönste, was er bei den einzelnen Schriftstellern fand, in mehr als hundert Bänden, meist mit seiner Hand geschrieben, zusammen. Am Rande fügte er noch mehrere Stichwörter bei, um anzugeben, für welche Gelegenheiten sich diese Zitate eigneten. So ausgerüstet betrat er die Kanzel; in Rom war er mehr als vierzig Jahre als Prediger tätig, in der päpstlichen Kapelle volle sechzehn Jahre unter großem Zudrang und Beifall. Mehr als einmal wurde er von Fürsten auserwählt, um Streitigkeiten beizulegen und zwar mit glücklichem Erfolg. Die Päpste bedienten sich oft seiner Geschicklichkeit, um schwierige Geschäfte zu erledigen; dreien Päpsten stand er im Todeskampfe bei. Auf die Darbringung der heiligen Messe verwandte er $1^1/_4$ Stunde. Als er in den letzten Lebensjahren wegen seines Alters nicht mehr solange auf den Füßen stehen konnte, sah er sich zwar genötigt, diese Zeit etwas abzukürzen, brauchte aber immerhin noch fast eine Stunde. Das geistliche Gespräch verstand er meisterhaft zu führen; alle, die ihn von Amtswegen aufsuchten, wußte er in sanfter Weise unvermerkt dahin zu bringen, wo er sie zu haben wünschte. Täglich reinigte er sein Herz durch die heilige Beichte, die er nicht selten im Laufe desselben Tages wiederholte. In der Behandlung des Körpers war er so streng, daß er nicht weniger Schauder als Bewunderung hervorrief. Denn abgesehen von den gewöhnlichen Geißeln aus dünnen Stricken oder aus zusammengeflochtenen Darmsaiten peinigte er sich durch Schläge mit einer kleinen eisernen Kette oder mit stechenden Brennesseln oder mit herabfallenden Tropfen flüssigen Wachses, bis blaue Flecken oder Wunden entstanden und Blut floß. Bittere Speisen nahm er mit Vorliebe. Für seine Kasteiungen wählte er vorzugsweise die Zeit, wenn er, anscheinend um etwas frischere Luft zu schöpfen, einen Spaziergang auf die Villa machte. Wie er einst den P. Vitelleschi gebeten hatte, er möge ihn in die Zahl der geistlichen Koadjutoren aufnehmen, so suchte er sich auch dem höchsten Amte in der Gesellschaft durch viele Gründe zu entziehen; ja er wünschte sogleich nach der Wahl wie auch noch mehrere Jahre nachher abzudanken[2].

Nach dem Tode Olivas (26. November 1681) wurde als Generalvikar der Assistent von Deutschland, Karl de Noyelle aus Brüssel (geb. 1615, eingetr. 1630) verkündigt. Oliva hatte ihn schon 1664 ernannt, wie das von ihm hinterlassene Schriftstück zeigte. P. de Noyelle berief die Generalkongregation für den 21. Juni 1682.

---

[1] *Orig. Vitae 158/159 Kardinal d' Estrées, mit dem Oliva manchen scharfen Strauß ausgefochten, schrieb einen Tag noch dem Tode des Generals am 27. Nov. 1681 an Ludwig XIV, daß die Gesellschaft Mühe haben werde, einen solchen Mann zu ersetzen en qui tant de grandes et différentes qualités se rencontrent également. Michaud, Louis XIV et Innocent XI (Paris 1882) 1, 271. Auch Leibniz schätzte Oliva sehr hoch. Vgl. Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst v. Hessen-Rheinfels (1847) 1, 282.

[2] *Kop. In Deutschland wurden schon zu Lebzeiten Olivas manche Fabeln über ihn verbreitet. P. Kircher erwähnt dieselben in einem

Auf dieser wurde er am 5. Juli im ersten Wahlgang mit allen gegen seine Stimme zum General gewählt. Diese noch nie dagewesene Einstimmigkeit zeigt zur Genüge, einer wie hohen und allgemeinen Wertschätzung sich der Gewählte zu erfreuen hatte. Zum Assistenten von Deutschland wurde ebenfalls im ersten Wahlgange P. Nikolaus Avancini aus der österreichischen Provinz erwählt.

P. de Noyelle hatte noch nicht fünf Jahre die Gesellschaft geleitet, als er bereits am 12. Dezember 1686 starb. Die außerordentliche Teilnahme von Freund und Feind bei seinem Begräbnis bewies von neuem, wie sein edler und liebevoller Charakter selbst die Gegner gewonnen hatte. Man erzählt, daß man ihm Aussicht gemacht zur Beförderung seiner Familie, wenn er mehr für die Interessen Frankreichs eintreten wollte. Darauf habe Noyelle geantwortet: Ich habe keine andere Verwandten mehr als die Söhne der Gesellschaft[1]. Der von P. Noyelle ernannte Generalvikar P. Maria de Marinis berief die Generalkongregation für den 21. Juni 1687.

Am 6. Juli 1687 wurde P. Thyrsus Gonzalez, Elektor der Provinz von Castilien, im dritten Wahlgang mit nur wenigen Stimmen über die notwendige Majorität, mit 48 von 86, zum General gewählt[2]. Ein Teil der Wähler hatte sich offenbar nur durch den Wunsch des Papstes bestimmen lassen, obgleich sie sich sagen mußten, daß diese Wahl die Gesellschaft in große Wirren stürzen konnte. Als Assistent für Deutschland wurde P. Eusebius Truchses, damals Rektor von München, erwählt.

Thyrsus Gonzalez (geb. 1621 in dem alten Königreich Leon), hatte 1655 bis 1665 scholastische Theologie in Salamanca vorgetragen und von 1665 bis 1676 als Volksmissionär gewirkt. Im Jahre 1673 vollendete er eine Schrift über den Probabilismus, in der er diesen scharf bekämpfte[3]. Die fünf Generalrevisoren der Gesellschaft erklärten sich am 18. Juni 1674 in ausführlicher Begründung gegen die Veröffentlichung, weil die Schrift sehr bedenkliche Sätze enthalte und zudem den Gegnern der Jesuiten zu einem billigen Triumphe verhelfe[4]. Der General Oliva verweigerte infolgedessen die Druckerlaubnis. Da Gonzalez sich durch seinen Rigorismus, wie es scheint, bei den Volksmissionen unmöglich gemacht hatte, wurde er wieder zum Professor in Salamanca und zwar zur Cathedra prima promoviert. Als solcher gab er 1680—1686 ausgewählte Vorlesungen aus der gesamten Theologie in vier Foliobänden heraus. Seine rigoristische Ansicht über den Probabilismus hier anzubringen war ihm von dem General nicht gestattet worden. Gonzalez hatte inzwischen eine Stütze an dem zum Rigorismus neigenden Innocenz XI. (1676—1689) gefunden. Seine Bitte aber, der Papst möge beim General die Druckerlaubnis für sein Buch über den Probabilismus erwirken, wurde von Innocenz abgelehnt.

Auch als General hielt Gonzalez an seiner Ansicht über den Probabilismus

Briefe vom 7. Februar 1672 und führt sie teilweise zurück auf Mißverständnisse von Protestanten, die Oliva in Rom besuchten. Er habe protestantische Besucher mit großer Liebenswürdigkeit empfangen, ihnen die Hand gedrückt, sie fast umarmt; seine liebevollen Äußerungen hätten den Anlaß zu Mißverständnissen gegeben. A. Langenmantel, Fasciculus Epistolarum P. Ath. Kircher (1684) 92 f. — Das Schlemmerleben Olivas, das Ranke (Päpste 3, 129) einem anonymen Discurso entnommen, ist vollständig erdichtet. Vergleiche Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1907, 372.

[1] Crétineau-Joly, Histoire de la compagnie de Jésus (1859) 4³, 363.

[2] Wenige Tage nach der Wahl schrieb Kardinal d'Estrées am 8. Juli 1687 an Ludwig XIV.: On croit ce nouveau général savant en théologie, mais sans connaissance des affaires du monde, non plus que de celles de sa compagnie. Michaud, Louis XIV. et Innocent XI. 1, 289.

[3] Fundamentum theologiae moralis i. e tractatus de recto usu opinionum probabilium

[4] Wortlaut bei Eusebio Eraniste (Patuzzi) Lettere theologico-morali (Trento 1754) 6. Bd., Anhang 78—81.

fest und suchte seine Ansicht durch Berufung und Ermunterung gleichgesinnter Professoren und Schriftsteller zu fördern, während er die Vertreter des Probabilismus auf jede Weise hintanzuhalten suchte. Ferner verfaßte er selbst ein Buch gegen den Probabilismus[1] und ließ dasselbe 1691 in Dillingen drucken, nicht allein ohne Zensur des Ordens, sondern auch ohne die für jeden in Rom lebenden Schriftsteller notwendige Erlaubnis des Magisters Sacri Palatii und des Kardinalvikars. Alle Assistenten baten den General wiederholt mündlich und schriftlich in der dringendsten Weise von der Veröffentlichung des Buches abzustehen. Gonzalez dankte am 8. November 1691 mündlich den Assistenten für ihren Eifer und ihre Wachsamkeit; der Druck des Buches werde schon vollendet sein; er sei aber bereit, dasselbe nicht unter dem Titel des Generals, sondern anonym als von einem Theologen der Gesellschaft erscheinen zu lassen. Die Assistenten erklärten am 10. November 1691, dies genüge nicht; das beste sei, das Buch zu unterdrücken. Nunmehr ließ Gonzalez durch den Sekretär dem französischen Assistenten mitteilen, er verzichte auf die Veröffentlichung. Gleichzeitig suchte er aber (15. November 1691) beim Magister Sacri Palatii die römische Druckerlaubnis zu erhalten. Auf die Bitte der Assistenten, der Papst möge die Veröffentlichung nicht gestatten, befahl der Papst (Innozenz XII. 1691—1700) die ganze Auflage des Buches nach Rom kommen zu lassen und bei dem Magister Sacri Palatii zu hinterlegen. Die Assistenten verständigten durch den P. Truchseß den Provinzial Paintner von dieser Weisung und gaben den Auftrag, die Bücher an den Magister Sacri Palatii zu schicken. Zu gleicher Zeit verlangte P. Gonzalez mit Berufung auf eine Bewilligung des Staatssekretärs, daß die Bücher an ihn selbst gesandt werden sollten[2]. Bald darauf befahl der Papst, die Bücher seien einstweilen in sicherem Bewahr in Deutschland zu verbleiben. Zur selben Zeit eröffnete der Magister Sacri Palatii am 25. April 1692 dem General, wenn das Erscheinen seines Buches ohne Druckerlaubnis der Revisoren gegen die Regeln der Gesellschaft verstoße, sei der Papst nicht gewillt, davon zu dispensieren. Daraufhin suchte Gonzalez zu beweisen, daß die Berufung auf die Regel zu Unrecht erfolgt sei.

Februar 1692 war der berühmte Prediger Paul Segneri als päpstlicher Prediger nach Rom berufen worden und hatte bald bei Innozenz XII. großes Ansehen erlangt. P. Gonzalez übergab ihm seine Schrift über den Probabilismus. Obgleich Segneri, wie er im Eingang seines Briefes vom 8. Juni 1692 hervorhebt, sich für besondere Liebe dem General zu Dank verpflichtet fühlte, legte er ihm mit großem Freimut die Gründe dar, welche eine Veröffentlichung seines Buches mißrieten. Ew. Paternität wollen, so führt er u. a. aus, das Buch herausgeben, um der laxen Moraltheologie unserer Schriftsteller einen Riegel vorzuschieben; dadurch aber haben Ew. Paternität aufgehört, unser Vater zu sein. Ew. Paternität stellen sich auf die Seite unserer Gegner und werden unser Ankläger, indem Sie jenen Laxismus als wahr zugeben, der bei näherer Beleuchtung eine reine Verleumdung ist und von den Jansenisten und ihren im Haß gegen uns Verbündeten uns angedichtet wird. Wer unsere Gesellschaft liebt, klagt Ew. Paternität an, um sie zu verteidigen, wer die Gesellschaft haßt, verteidigt Ew. Paternität, um jene zu schmähen. Ew. Paternität sollen geäußert haben, Sie seien von Gott zum General gemacht worden, um dieses Buch herauszugeben. Dieser Gedanke scheint mir ein schlauer Betrug des Teufels zu sein, denn wenn Gott jemand ein Amt gibt, so gibt er es ihm zu dem Zweck, der diesem Amte eigentümlich ist. Die Aufgabe des Generals

[1] Tractatus succinctus de recto usu opinionum probabilium. Die Akten über Gonzalez *Congr. 30—34.

[2] Brief Paintners an Truchseß 22. April 1692. *Orig. M. R. Jes. 353. Sinnentstellender Druck bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten 2, 98.

ist aber, die Gesellschaft zu leiten, nicht, Bücher zu schreiben. Der Weg, den Ew. Paternität einzuschlagen haben, um ihren heiligen Eifer in der Verfolgung laxer Morallehren zu betätigen, ist der Ihnen von den Generälen, Ihren würdigen Vorgängern, so ernst vorgezeichnete, nämlich den Schriftstellern einzuschärfen, daß sie wenig probabele Meinungen nicht billigen, und den Zensoren befehlen, daß sie die Veröffentlichung solcher Meinungen nicht dulden. Segneri weist dann noch auf das schlechte Beispiel hin, das der General seinen Söhnen gebe, wenn diese sähen, wie der Vater auf das eigene Urteil so versessen sei, daß er in einer solchen Frage der Klugheit über Herausgabe oder Nichtherausgabe eines Buches Richter und Ankläger oder Angeklagter in einer Person sein wolle. Endlich verstoße die Herausgabe direkt gegen die Bestimmungen der letzten Generalkongregation. Bevor er diesen Brief geschrieben, so schließt Segneri, habe er sich Gott am Altare als Opfer angeboten für das Wohl des Generals und der Gesellschaft, der er bereits 56 Jahre angehöre[1].

Auch diese Mahnung konnte Gonzalez nicht von seinem Vorhaben abbringen. Da befahl der Papst die einstweilige Sistierung. Am 19. Juni 1692 ließ er Gonzalez sagen, die Veröffentlichung seines Buches sei jedenfalls bis zum Zusammentreten der Prokuratorenkongregation (November 1693) zu verschieben. Für die Entscheidung dankten die Assistenten dem Papste. Der General erklärte zwar, er wolle dem Befehle des Papstes entsprechen, trotzdem bemühte er sich auch jetzt noch, die baldige Veröffentlichung durchzusetzen. Auf Vermittlungsversuche hin erklärten die Assistenten Januar 1693, sie blieben bei ihrer Überzeugung, der General solle überhaupt kein Buch über den Probabilismus herausgeben, in jedem Fall unterliege das Buch des Generals der Zensur in gleicher Weise wie jedes andere. Einen Vorschlag von päpstlicher Seite, das Buch anonym erscheinen zu lassen, wollte Gonzalez nur im Falle eines ausdrücklichen Befehles von seiten des Papstes annehmen[2].

Nun setzte Gonzalez die Höfe in Madrid und Wien in Bewegung, um auf den Papst in seinem Sinne einzuwirken. Am 26. April 1693 berichtete der mit Gonzalez befreundete Kardinal Aguirre an den König von Spanien, der von seinen Ordensgenossen verfolgte General der Gesellschaft, ein exemplarischer und gelehrter Mann, habe ihn gebeten, zu seinen Gunsten an den König zu schreiben[3]. Gonzalez selbst schrieb am 21. Februar 1693 an den österreichischen Provinzial Voglmeyer, er möge den Kaiser bitten, durch seinen Gesandten in Rom beim Papste einen Befehl an die Assistenten zu erwirken, daß das Buch mit Auslassung einiger unwesentlichen Punkte, die Anstoß erregen könnten, erscheine. Im selben Sinne schrieb Gonzalez am 16. Mai 1693 an P. Friedrich Wolff in Wien, der Kaiser möge dahin wirken, daß im Auftrage des Papstes einige unparteiische Patres das Buch revidierten, damit dasselbe erscheinen könne, aber nicht verkürzt, sondern eher erweitert. Am 20. Juni 1693 drängte Gonzalez den P. Wolff: der Kaiser möge darauf bestehen, daß das Buch

---

[1] Lat. Übersetzung M. R. Jes. 353. Druck bei Döllinger-Reusch 2, 99 ff.

[2] In dem folgenden Streit spielt das Dekret des heiligen Offiziums über Probabilismus und Probabiliorismus vom 26. Juni 1680 eine große Rolle. Nach einer Kundgebung des heiligen Offiziums vom 19. April 1902 ist es genau dasselbe, das 1693 Gonzalez mitgeteilt wurde. Das Dekret wurde gefälscht, indem statt ut non modo permittat die Worte ne ullo modo permittat eingesetzt wurden. Vergl. Études lit. et hist. des P. de la Comp. d. Jésus, Bd. 91, (1902) 847 f., 86, 778 ff. Ter Haar, Das Dekret Innozenz XI. über den Probabilismus (1904) 56 ff. — Die Darstellung bei Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten 1, 127 ff., beruht auf der Annahme der falschen Lesart und auf andern unrichtigen Voraussetzungen.

[3] Spanischer Wortlaut bei Patuzzi, 6. Bd., Anhang, 82 ff. Ebendort 85 die Weisung des Königs vom 8. Juli 1693, daß die nach Rom reisenden Prokuratoren zu instruieren seien, für den General einzutreten.

vor der Prokuratorenkongregation verbessert erscheine. Am 1. August 1693 ließ Gonzalez durch den Beichtvater der Königin von Spanien seinen innigsten Dank ausdrücken für die in seiner Sache ihm von der Königin geleisteten Dienste; sie sei hierin dem Eifer und der Klugheit ihrer kaiserlichen Schwester und dem Urteil des Kaisers gefolgt[1].

Um diese Zeit (August-September 1693) überreichten die Assistenten Innozenz XII. eine Denkschrift, in der sie ausführen: Über das Buch des Generals sei kein großer Streit mehr, da der Papst die Entscheidung an sich gezogen. Die vom Papst bestimmten Revisoren möchten darauf achten, daß der allgemeinen Lehre Rechnung getragen und angesehene Theologen nicht verketzert würden. Der Papst möge auf den General einwirken, daß er sein Verfahren ändere; er greife die Freiheit der Gesellschaft an und suche Schutz bei den Fürsten. Ferner bitten sie den Papst, nicht zu dulden, daß durch die Fürsten die Freiheit der Generalkongregation und ihrer Verhandlungen eingeschränkt werde[2].

Bald darauf wandten sich die Assistenten am 7. September 1693 an den P. Ferrari, O. Pr., den Magister Sacri Palatii: der Papst habe sie an ihn gewiesen. Sie bitten, die Revisoren möchten das Buch des P. Gonzalez nur nach genauer Verbesserung erscheinen lassen. Die Neubearbeitung des Buches sei ihnen nicht zu Gesicht gekommen, aber die früher in Dillingen gedruckte Ausgabe gebe zu großen Bedenken Anlaß. Er gehe scharf sogar mit Schmähungen und Zensuren gegen die Verteidiger der milderen Sentenz vor und behaupte, die Gesellschaft von einer großen Makel zu befreien, aber diese Makel sei eine Erdichtung der Gegner. Läge wirklich eine Makel vor, wäre die Gesellschaft schon längst dagegen aufgetreten[3].

Sowohl der Kaiser als auch der König von Spanien verwandten sich zugunsten des Generals. Gonzalez selbst verbesserte manche Beanstandungen. Die dann vom Magister Sacri Palatii bestellten Qualifikatoren äußerten, wie Segneri 24. Oktober 1693 schreibt, die Jesuiten hätten allen Grund gehabt, sich dem Druck eines solchen Buches zu widersetzen. Für die lange Vorrede, die Gonzalez verfaßte, die aber der Zensur nicht unterbreitet worden, bat P. Truchseß am 9. Oktober 1693 den Magister Sacri Palatii um Prüfung. Der Druck des Buches wurde um diese Zeit begonnen, aber erst Anfang 1694 vollendet. Es erschien 1694 in Rom und an anderen Orten unter dem Titel Fundamentum theologiae moralis mit dem Namen des Generals. Gonzalez hatte viel Wasser in seinen Wein gegossen, verteidigte aber immer noch einen Probabiliorismus, der mit der moralischen Gewißheit verbunden sein müsse, daß die probabelere Meinung zur Richtschnur des Handelns gemacht werden dürfe.

Verteidigungsschriften des Buches wurden von P. Gonzalez sehr gefördert, Widerlegungen wie z. B. die des Dillinger Professors Christoph Raßler unterdrückt[4]. Indem P. Raßler am 14. Oktober 1694 einen Teil seiner gegen das Buch von

---

[1] *Orig.-Reg. Epp. NN. Nr. 41 (Epp. Soli).

[2] Wortlaut bei Patuzzi, Bd. 6, Anh. 93 ff. Hic potissimam libertatem factam ex Instituto cogendi nostras Congregationes Generales aperte suis scriptis impugnat, qua sublata totam Societatem ruere necesse est, cum unicum hoc remedium habeat ad compescendos Religionis motus et moderandam Generalium potestatem, si forte aberrarent. Hic intercessionem virorum Principum (quod in omni Religione sed in nostra maxime nefas est) ubique praeoccupat, quod Vestra Sanctitas non ignorat de uno, aut altero Principe, cuius postulationes non semel aeccepit.

[3] Wortlaut a. a. O. 99 ff. In Dilingano libro auctor in sententiam benignam invehitur ac neque maledictis parcit neque censuris . . . Nimirum hoc ipso quod e duabus oppositis opinionibus altera sit probabilior, alteram auctor extistimat non esse probabilem nisi forte tenuissima quadam probabilitate, qualis probabilitas tutam reddere conscientiam non potest. Quamobrem et peccati eos confidenter condemnat, quicunque in agendo relicta probabiliore opinione minus probabilem sequuntur.

[4] Korrespondenz von Raßler *Orig. M. R. Jes. 353a. Druck bei Döllinger-Reusch, 2, 169 ff.

Gonzalez gerichteten bereits zensierten und gedruckten Thesen dem P. Truchseß übersandte, berief er sich auf die Freiheit, die hierfür sowohl die letzte Generalkongregation gelassen als auch der General in der Vorrede zu seinem Buche allen zubillige. In der Ehrfurcht gegen den General stehe er hinter keinem zurück, aber da P. Gonzalez sein Buch nicht in seiner Eigenschaft als General der Gesellschaft geschrieben (zu dessen Amt dies ja auch nicht gehöre), sondern, wie er selbst erkläre, als ein Theologe der Gesellschaft, so trete derjenige, der das Buch bekämpft, nicht gegen den General sondern gegen einen Theologen der Gesellschaft auf. Dadurch, daß einer Oberer der Gesellschaft werde, seien seine Bücher und Meinungen nicht unantastbar geworden. Da das Buch aus vielen Gründen angreifbar sei, sei es besser, daß die Widerlegung von einem Jesuiten als von einem Auswärtigen erfolge. Eine Unterdrückung der Widerlegung durch den General wäre für diesen wenig ehrenvoll, weil sie seiner eigenen Vorrede widerspreche und den Anschein erwecken könnte, daß er seiner eigenen Sache mißtraue. Auch dem Sekretär der Gesellschaft setzte Raßler am 24. Nov. 1694 seinen Standpunkt ausführlich auseinander. Er betonte dabei, daß mehrere der hervorragendsten Theologen der Provinz seine (Raßlers) Thesen geprüft und gebilligt hätten. Aber alle seine Vorstellungen halfen nichts. Der General zog die Sache an sich, bestimmte neue Zensoren in Rom, und diese sprachen sich gegen die Drucklegung aus. Daraufhin verfügte Gonzalez am 27. August 1695 die Einziehung oder eventuell die Verbrennung aller bereits gedruckten Exemplare[1].

Nach Erledigung der Buchfrage drehte sich der Streit zwischen dem General und den Assistenten hauptsächlich um die Berufung einer außerordentlichen General-Kongregation.

Am 18. September 1693 hatte der Kaiser eine Mahnung zum Frieden an die Assistenten gerichtet, sie möchten mit dem General, der wegen seiner Klugheit, Gelehrsamkeit und Demut von den angesehensten Männern gepriesen werde, zu einer Einigung kommen, das Nähere werde ihnen P. Wolff eröffnen, den er in einer anderen wichtigen Angelegenheit nach Rom gesandt habe. In ähnlichem Sinne hatte der Kaiser unter demselben Datum an den General geschrieben[2]. P. Friedrich Wolff stand auf Seiten des Generals und bemühte sich, einen Ausgleich herbeizuführen. Dies gelang ihm auch insoweit, als Gonzalez am 4. November 1693 die Erklärung abgab: Da der Kaiser ihm und den Assistenten wegen einer Verständigung geschrieben und P. Wolff dränge, auf die Mahnungen zu hören, gebe er, um alle Mißverständnisse zu verhüten, die folgende schriftliche Versicherung: P. Wolff soll den P.P. Assistenten erklären, der General werde gern ihre Beschwerden vernehmen; er (der General) habe keine Furcht vor einer Generalkongregation, die ihm ganz genehm sei; nur wünsche er zum Besten der Gesellschaft einen Aufschub von einem Jahre[3].

Die Assistenten traten im Interesse der Freiheit der Gesellschaft entschieden für die Berufung einer Generalkongregation ein. Die Entscheidung lag zunächst bei der Prokuratorenkongregation, die am 15. November 1693 zusammentrat. In einer Denkschrift der fünf Assistenten werden die Gründe für die Notwendigkeit der Berufung ausführlich dargelegt. Die Freiheit der Gesellschaft in der Berufung einer Generalkongregation werde durch den General und seine Anhänger behindert, ebenso

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 353. Druck bei Döllinger-Reusch 2. 190 f.

[2] Die beiden Schreiben bei Patuzzi a. a. O. 86 ff. Ebendort 91 f. die Antwort des P. Gonzalez an den Kaiser vom 21. November 1693: er dankt sehr, die Bemühungen des P. Wolff haben nicht alles erreicht, geben aber Hoffnung auf Frieden.

[3] *Kop. Wien, Staatsarchiv, Geistliche Akten 418, Die Antwort der Assistenten an den Kaiser vom 3. November 1693 bei Döllinger-Reusch 2, 118 f.

wie durch Anrufung der weltlichen Machthaber; der General beschäftige sich mehr mit Bücherschreiben als mit der Sorge für die Gesellschaft. Wenn auch das Privatleben des Generals keinen Tadel verdiene, so fehle es ihm doch sehr an der notwendigen Klugheit und Kenntnis der Verwaltung, er sei heftig, hartnäckig und gewalttätig. Seine Bücher liebt er wie seine Kinder, nicht so die Söhne der Gesellschaft. Die Assistenten werden nicht gefragt, ihre Ansichten nicht beachtet. Zudem heischen eine ganze Reihe von Fragen dringend einer Entscheidung durch die Generalkongregation[1].

Die Abstimmung über diese Frage am 18. November 1693 ergab die Annahme der Berufung mit 17 gegen 16 Stimmen, unter letzteren die zwei des Generals, der schon vorher alles aufgeboten, die Berufung der Generalkongregation zu verhindern. Nunmehr erklärte Gonzalez, da die Berufung beschlossen sei, werde er überlegen, wann er dieselbe berufen werde. Diese Zustimmung wurde ihm aber bald leid. Als schon einige Prokuratoren abgereist, verlautete, daß der General und seine Anhänger die Gültigkeit des Beschlusses bestritten oder wenigstens in Zweifel zögen, obschon die betreffende Bestimmung (ad plura medietate) ganz klar war. Die Assistenten wandten sich um Entscheidung an den Papst. Der Papst beauftragte 16. Juni 1694 fünf Kardinäle mit der Untersuchung. Drei Kardinäle entschieden aus politischen Gründen gegen die Gültigkeit, und der Papst trat dieser Entscheidung bei. Nach dem, was mir der Papst sagte, schrieb Segneri, hat er die Sache zu Gunsten des Generals laufen lassen, weil die Nuntien in Wien und Madrid ihm von dem Schutz schreiben, den jene Höfe ihm leisten. Durch Rundschreiben vom 14. August 1694 teilte der General die Entscheidung den Provinzialobern mit[2].

Durch diese Entscheidung gestärkt, fuhr er nun fort, die wichtigsten Dinge ohne die Assistenten zu entscheiden, selbst über den Termin der zukünftigen General-Kongregation wollte er die Assistenten nicht hören, wie P. Truchseß in dieser Zeit berichtet[3].

Die 14. Generalkongregation, die neun Jahre nach der letzten Kongregation berufen werden mußte, also für September 1696, wurde mit Genehmigung des Papstes (Innozenz XII.) auf den 15. November 1696 festgesetzt. Der Papst ließ der Kongregation mitteilen, man möge alles in Liebe abmachen, aber dabei nichts unbesprochen lassen, was man für notwendig und zweckmäßig erachte, um Übel der Vergangenheit zu beseitigen oder zukünftige Übel zu verhüten; auch solle die Kongregation kein Dekret erlassen, durch welches die nach dem Herkommen jedem Mitgliede zustehende Freiheit beeinträchtigt werde, zu beantragen, was er im Interesse der Gesellschaft für geboten erachte; sollte ein solches Dekret bestehen, möge es beseitigt werden[4].

Im Gegensatz zu dieser päpstlichen Weisung beantragte Gonzalez gleich am Anfang der Generalkongregation ein Preliminar-Dekret, wodurch allen verboten wurde, irgend etwas über die vorhergegangenen Dinge zu berühren, auch nicht Anträge zu stellen über Mittel, dergleichen für die Zukunft zu verhüten. Dieser Antrag wurde von der Majorität angenommen. So wurden auf einen Schlag alle Postulate beseitigt. Das war, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, nicht allein neu und bisher unerhört, sondern direkt gegen den Zweck der Generalkongregationen und besonders der neunjährigen, wie die vierzehnte eine war. Denn diese waren vom apostolischen Stuhle gerade deshalb befohlen worden, um eine öftere und freiere Aussprache über die Lage der Gesellschaft zu ermöglichen[5].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 353. Druck bei Döllinger-Reusch 2, 131 ff.

[2] Wortlaut bei Döllinger-Reusch 2, 168 f.

[3] Aufzeichnung bei Döllinger-Reusch 2, 162.

[4] Wortlaut bei Döllinger-Reusch 2, 213.

[5] Vergl. Dokument 80 bei Döllinger-Reusch 2, 214.

Bei ihrem auffallenden Vorgehen ließ sich die Majorität jedenfalls von der Absicht leiten, den Streit zwischen General und Gesellschaft schnell zu beenden, aber diese gute Absicht konnte den Schaden für die Freiheit der Gesellschaft nicht wettmachen. Dieselbe Majorität beseitigte am 23. November 1696 die bisherigen Assistenten und wählte neue, darunter drei ausgesprochene Anhänger des Generals, zu denen auch der neue Assistent für Deutschland Ignaz Diertins, Provinzial der flandrisch-belgischen Provinz, gehörte. Für die Berufung einer Generalkongregation sollte nicht mehr die einfache Majorität der Prokuratorenkongregation, sondern eine Majorität von mindestens drei über die Hälfte der Stimmen erforderlich sein. Diese Erschwerung der Berufung einer außerordentlichen Kongregation mußte den Papst um so weniger geneigt machen, die Anordnung Innozenz X. über die neunjährlichen Kongregationen aufzuheben. Die Kongregation wurde geschlossen am 16. Januar 1697.

In dem Kampfe des Generals gegen den Probabilismus muß vor allem festgehalten werden, daß es sich um ein Moralsystem handelte, das theoretisch mit sehr guten Gründen verteidigt werden konnte, in der vielgestaltigen Praxis aber, wo bei zweifelhaften Fällen Gründe und Gegengründe so hart aufeinander stoßen und Verpflichtung und Nichtverpflichtung manchmal nur durch eine haarscharfe Linie getrennt sind, einzig und allein brauchbar war und Beruhigung gewähren konnte. Für solche zweifelhafte Fälle verlangte der Probabilist probable nicht futile Gründe, Gründe, die vernünftig und triftig waren und auf jeden ruhig denkenden Menschen Eindruck machen mußten.

Das Vorgehen des Generals wurde für die Gesellschaft aber noch besonders schädlich durch die Zeitumstände. Im Jahre 1656 hatte Pascal seine Provinzialbriefe gegen die Jesuiten erscheinen lassen[1]. Als beißende Satire waren sie eine hervorragende literarische Leistung, als theologische Studie durchaus wertlos und nur zu sehr geeignet, durch ihre Übertreibungen und gefälschten Anführungen aus Jesuiten-Autoren diese in den weitesten Kreisen in Verruf zu bringen. Dies war um so mehr der Fall, als die Provinzialbriefe sich bald den Rang eines französischen Literaturdenkmals erwarben und überall da gelesen wurden, wo die französische Literatur Eingang und Verbreitung fand. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde aber die französische Kultur und Literatur Welt-Kultur und Welt-Literatur, die mit den siegreichen Waffen des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV. allüberall ihren Einzug hielt.

In dieser von Pascal'schen Ideen durchschwängerten Luft tritt nun der General der Gesellschaft Jesu auf mit seinen heftigen Angriffen gegen das von den meisten Jesuiten verteidigte Moralsystem. Also eine feierliche Bestätigung Pascals. Die Folgen konnten nur einem mit den Zeitumständen gänzlich unbekannten oder auf eine Lieblingsmeinung unheilbar erpichten Manne verborgen bleiben.

So haben Gonzalez und seine Anhänger in der reinsten Meinung und ganz gegen ihren Willen dem Ruf der Gesellschaft einen unermeßlichen Schaden zugefügt, der heute noch fortwirkt und dessen Schlammfluten noch nicht zum Stehen gekommen sind[2].

Außer dieser theologischen Frage erschütterten auch nationale Ansprüche das Generalat des P. Gonzalez. Im Frieden von Nymwegen (1678) hatte Spanien einen Teil seiner belgischen Besitzungen an Ludwig XIV. abtreten müssen. Dieser forderte daher 1682 von P. Noyelle die Vereinigung der französisch-belgischen Provinz mit der französischen Assistenz. Nunmehr verlangte Spanien die Vereinigung der

---

[1] Vergl. Reichmann, Der Zweck heiligt die Mittel (1903) 84 ff., Stimmen aus Maria Laach 44, 24 ff., Hochland 9, 680 ff.

[2] Wie dieselben zu Lebzeiten Gonzalez gegen die Gesellschaft ausgebeutet wurden vergl. z. B. Theatrum Europaeum 14 (1691—95) 706 f.

unter der spanischen Krone stehenden italienischen Provinzen mit der spanischen Assistenz. Weil diese Angliederungen den ganzen Organismus der Gesellschaft zu erschüttern drohten, hatte Noyelle die Sache hingezogen und eine Zusage an Frankreich von der Zurückziehung der spanischen Forderung abhängig gemacht. Bei der Wahl des P. Gonzalez (6. Juli 1687) ließ der französische König durch seinen Gesandten das Verlangen in der nachdrücklichsten Weise wiederholen. Da Gonzalez diesem Verlangen nicht entsprechen konnte, befahl Ludwig XIV. am 25. April 1689, der französische Assistent und alle zur französischen Assistenz gehörenden Jesuiten hätten Rom sofort zu verlassen und sich nach Frankreich zu verfügen.

Dies berichtete Gonzalez am 3. Juni 1689 dem oberdeutschen Provinzial Willi mit dem Beifügen: Die Patres sind schon zu unserem großen Schmerze abgereist. Ohne Verletzung des Instituts und ohne Schaden für die Gesellschaft konnte ich sie nicht zurückhalten, weil die Einwilligung in die vom Könige von Frankreich geforderte Vereinigung und die Zurückweisung der vom Könige von Spanien bedingungsweise verlangten Unterstellung eine schwere Kränkung des Königs von Spanien und eine Zerrüttung der Gesellschaft zur Folge gehabt hätte. Die Gewährung für den König von Spanien hieß die von dem heiligen Ignatius festgesetzte Gliederung der Gesellschaft aufheben. Denn der katholische König (Spanien) forderte von mir durch ein von seinem Gesandten übergebenes Dekret, daß ich im Falle der Vereinigung der gallobelgischen Provinz mit der französischen Assistenz in eben demselben Erlaß zugleich alle unter spanischer Herrschaft stehenden Provinzen mit der spanischen Assistenz vereinigen müsse. Das war aber nichts anderes als eine Zertrümmerung der italienischen Assistenz durch Abtrennung von drei Provinzen. Da sich darauf der General nicht einlassen durfte, hielt ich es für besser, die Abreise der Patres zuzulassen. Doch lebe ich der Hoffnung, von Spanien die stillschweigende Zurückziehung seiner Forderung zu erlangen. Auch hoffe ich, der französische Assistent werde zu Paris den König dazu bewegen, daß er die notwendige Verbindung der französischen Patres mit dem General gestattet[1].

Über das durchaus gerechtfertigte Verhalten des P. Gonzalez richtete der französische Assistent P. Fontaine am 10. Dezember 1689 ein erregtes Rundschreiben an die Provinziale der Gesellschaft, das sowohl von seiten des Sekretärs der Gesellschaft P. Estrix, als auch von P. Willi nachdrücklich als unberechtigte Anklage zurückgewiesen wurde[2]. Am 14. November 1689 beklagte Fontaine in einem Briefe an P. Truchseß das Vorgehen des Generals, der sich um die Gesellschaft in Frankreich nicht zu kümmern scheine und nur tue, was dem König mißfällig sei[3]. Der König verlangte am 16. November 1689 vom Papste Alexander VIII. die Ernennung eines Generalvikars für die Jesuiten in Frankreich, aber der Papst lehnte am 23. Dezember 1689 das Gesuch wegen der daraus sich ergebenden schlimmen Folgen ab[4]. Daraufhin wählten die französischen Provinzialobern den P. Fontaine zu ihrem Obern, ohne ihm den Titel Vikar zu geben.

Schon am 11. Oktober 1689 hatte Ludwig XIV. den französischen Jesuiten alle Korrespondenz mit dem General ohne seine besondere Erlaubnis verboten. Die Patente für die Ernennung zweier neuer Provinziale wurden nicht zugelassen. Alles schien darauf auszugehen, eine vollständige Trennung von dem General in Rom

---

[1] *Ad Germ. Sup.

[2] Brief Fontaines mit Antwort des Sekretärs in Wien, Staatsarch. Geistl. Archiv Nr. 415; die Antwort von Willi vom 24. Januar 1690 in *Gallia 73.

[3] M. R. Jes. 353, bei Döllinger-Reusch 2, 22 f. Briefe von Truchseß an Fontaine vom 23. August und 17. Oktober 1689 in *Gallia 73 f., 107, 135.

[4] Gerin, Le Pape Alexandre VIII. et Louis XIV. Revue des quest. historiq. 22 (1877) 174 ff.

herbeizuführen. Hierüber schrieb Gonzalez am 29. Oktober 1689 an Willi: Obgleich die französischen Patres eifrig nach einem Vikar streben, der sie unabhängig von dem spanischen General leiten soll, was dasselbe ist, als einen General in Frankreich verlangen, so hoffe ich doch, daß der neue Papst ihnen dies nicht bewilligen wird, weil es offenbar gegen das Institut der Gesellschaft und die päpstlichen Bullen verstößt. Es ist genau dasselbe, was einige Unruhestifter zur Zeit Philipp II. für Spanien erstrebten, wogegen dann die fünfte Generalkongregation in ihren Dekreten 54 und 55 strenge Maßregeln ergriff. Ich habe viel geschrieben in dieser Sache und nichts unterlassen, um diesem Übel vorzubeugen, aber notwendig sind Gebete[1].

Im folgenden Jahre gelang es Alexander VIII., den Frieden wiederherzustellen. Am 22. Oktober 1690 richtete der König einen für Gonzalez sehr anerkennenden Brief an die französischen Provinziale[2].

In einem Rundschreiben vom 2. Dezember 1690 an die Provinzen machte Gonzalez Mitteilung von der glücklichen Beilegung des Streites durch die Güte des Papstes und forderte zu Dankgebeten dafür auf[3]. Dem Ingolstädter Rektor Willi schrieb Gonzalez am 6. Januar 1691, der französische Gesandte, der sehr klug und fromm sei und die Gesellschaft liebe, habe dem König zu Gunsten des Generals geschrieben und erlangt, daß der General den Gesandten besuchen konnte. Das sei am 2. Januar geschehen. Er sei mit dem größten Wohlwollen aufgenommen worden. So ist nicht allein die Gesellschaft in Frankreich zur Einheit mit ihrem Haupte zurückgekehrt, was diese sehnlich verlangte, sondern auch der General ist wieder in Gunst gekommen bei dem großen König, der sich um die Gesellschaft so sehr verdient gemacht hat[4].

Die Gesundheit des Generals, die schon auf der letzten Generalkongregation zeitweilig versagt hatte, litt in der Folge immer mehr. In der Voraussicht seines baldigen Todes übersandte er, durch Krankheit an der persönlichen Überreichung verhindert, am 21. August 1702 dem Papste Klemens XI. eine Schutzschrift für die Gesellschaft, in der er sich wieder scharf gegen den Probabilismus als die Ursache zahlloser Sünden ausspricht. Einige Jesuiten seien in betreff der Hauptpunkte des Probabilismus zu dem Beweise bereit, daß sie vom apostolischen Stuhle verdammt werden könnten[5], wenn ihm dies so gut scheine. Es werde der Gesellschaft zur Ehre gereichen, wenn man anerkennen müsse, daß bei ihr der Probabilismus schon sehr in Abnehmen gekommen, ehe noch derselbe durch ein unfehlbares Urteil des apostolischen Stuhles verurteilt worden. Schon jetzt könne niemand, der die Frage gründlich studiert, gutgläubig den Probabilismus für richtig halten. Der Papst möge den Obern der Gesellschaft empfehlen, nichts zu lehren, was zum Verderben der Sitten gereichen und die Gesellschaft selbst mit Schuld, Strafe und Schande belasten könne[6].

Im folgenden Jahre verlangte der Papst dringend die Erwählung eines Generalvikars, da für die Leitung der Gesellschaft nicht hinreichend gesorgt sei. Gonzalez willigte ein, behielt sich aber die Ernennung sämtlicher Obern vor.

Am 23. November 1703 wurde der bisherige Generalsekretär P. Michael Angelo Tamburini zum Generalvikar proklamiert. Durch Rundschreiben vom 1. Dezember 1703 teilte dies Gonzalez den Provinzialobern mit[7].

---

[1] *Ad Germ. Sup.

[2] Crétineau Joly 4, 371.

[3] *Kop. Wien, Hofbibliothek Nr. 11953.

[4] *Ad Germ. Sup.

[5] proxime damnabilia.

[6] Wortlaut bei Patuzzi 6. Band, Anhang 64—77: Est ergo sententia illa occasio innumerabilium peccatorum et damnationis animarum. Omnes enim qui tali sententia confisi operantur in materia capaci malitiae gravis graviter peccant.

[7] Wortlaut in Clm 26471. Dort auch ein römischer Brief mit Einzelheiten.

Im folgenden Jahre nahm die Krankheit so zu, daß Gonzelaz in der Nacht des Charfreitag (21. März) 1704 die heiligen Sterbesakramente empfing. Die letzten Tage vorher hatte er in Absätzen ein Schriftstück diktiert, das er am 21. März dem Generalvikar übergab mit der Weisung, es vor dem Empfang des Viatikums mit lauter Stimme vorzulesen. Dies geschah in der Nacht um 1½ Uhr, während alle um das Lager knieten und das Sanktissimum auf dem Tische stand[1].

Der wesentliche Inhalt des Schriftstückes ist folgender: Weil die Abnahme meiner Kräfte und besonders die Zähne mich gänzlich hindern, verständlich zu sprechen, wollte ich diesen Mangel durch die Schrift ersetzen, um der Communität Lebewohl zu sagen und meine Herzensmeinung zu eröffnen. Vor allem bitte ich alle um Verzeihung für das schlechte Beispiel, das ich gegeben und danke für die große mir erwiesene Liebe. Insbesondere bittet Gott, daß er der Sünden meiner Jugend nicht gedenken möge. Ich spreche von den Sünden, die ich im Weltleben begangen, denn seit meinem Leben in der Gesellschaft kann ich nicht mit Wahrheit sagen, daß ich wissentlich eine schwere Sünde begangen habe. Meine ganze Hoffnung ruht aber auf der unendlichen Barmherzigkeit Gottes und den unendlichen Verdiensten unseres Herrn Jesus Christus. Mit ganz besonderem Vertrauen erfüllen mich die Worte des Apostels: Der seines eingebornen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns alle hingegeben, wie sollte er nicht alles mit ihm für uns gegeben haben. Und die Worte des Herrn an Nikodemus: Gott hat die Welt so geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingegeben, damit alle, die an ihn glauben, nicht zu Grunde gehen, sondern das ewige Leben erhalten . . . Nun wende ich mich zu dir, o Gesellschaft Jesu, und rufe den Segen des Himmels auf dich herab. Inständig flehe ich zu Gott, daß er dich segne in all deinen Mitgliedern, Novizen, Brüdern, Scholastikern und Patres. Laßt uns nicht auf uns vertrauen, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt, der uns aus so vielen Gefahren errettet hat und auch jetzt uns errettet. Vertreten wir die Sache Gottes, und Gott wird unsere Sache vertreten. Gebrauchen wir unsere Kriegswaffen, d. h. die geistlichen Übungen des heiligen Ignatius, die Missionen und alle übrigen Arbeiten, die der heilige Ignatius seinen Söhnen in den Konstitutionen vorschreibt. Wir wollen so mit unsern Mitmenschen handeln, daß wir in Wahrheit mit dem Apostel sagen können: Wir suchen nicht das Eure, sondern Euch. Endlich, weil jetzt mehr die Stunde des Gebetes als der Rede ist, bete ich in tiefster Demut dich an, Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du dich unter diesen Gestalten demütig verbirgst, an dich glaube ich, auf dich hoffe ich, dich liebe ich über alles. Ziehe mich zu dir und führe mich in das himmlische Vaterland. O heilbringende Speise, du öffnest die Himmelspforte; die Kriege der Feinde drohen, gib Kraft, bringe Hilfe. Amen.

Der Todesengel ging noch einmal vorüber. P. Gonzalez starb erst im folgenden Jahre am 27. Oktober 1705 im Alter von 84 Jahren.

[1] So die spanische Überschrift des lateinischen Textes in *Vitae 158/59.



Zweites Kapitel.

Die niederrheinische Provinz.

Wachstum, Arbeiten, Stand. — Niederlassungen: Köln, Bonn, Düsseldorf (Ravenstein, Blankenberg, Elberfeld, Solingen, Barmen), Neuß, Emmerich (Duisburg, 's Herenberg, Xanten), Aachen, Münstereifel (Schleiden), Düren, Jülich, Essen, Trier, Koblenz, Hadamar, Siegen (Nassauische Mission), St. Goar, Paderborn, Büren, Warburg, Geist, Münster, Koesfeld, Meppen (Emsland, Saterland, Ostfriesland, Lingen, Bentheim), Osnabrück (Melle, Vörden, Minden), Hildesheim.

Die niederrheinische Provinz, die bei der Abtrennung der oberrheinischen Provinz 406 Mitglieder und zehn Kollegien erhalten hatte[1], war trotz der Kriegswirren bis 1650 um 100 Mitglieder und fünf Kollegien gewachsen. Im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege stieg die Mitgliederzahl um weitere 100, aber die Zahl der Kollegien blieb die gleiche. Im Jahre 1664 zählte die Provinz 604 Mitglieder und 15 Kollegien. In den folgenden 40 Jahren erfolgte ein zwar langsames aber stetiges Wachstum, das nur durch die schlimmsten französischen Kriegsjahre eine Unterbrechung erlitt. Für die Zunahme von weitern 100 Mitgliedern brauchte es nunmehr vier Jahrzehnte. Im Jahre 1695 zählte die Provinz 700, im Jahre 1700 717 Mitglieder[2].

Die Zahl der Kollegien wuchs in den sechziger Jahren um eines auf 16 und blieb so bis 1700. Die Residenzen stiegen von fünf auf acht, seit 1689 sind es bis 1700 nur sieben. Am meisten mehrten sich die Missionsstationen; im Jahre 1692 waren es 29 gegen 19 im Jahre 1655[3].

Eine gute Übersicht über die Arbeiten der Provinz bietet der Bericht des Provinzials Heinrich Weisweiler vom Jahre 1698 an den General. P. Weisweiler führt im Eingange aus: Die niederrheinische Provinz umfaßt 17 Kollegien, 2 Probationshäuser, 7 Residenzen, 27 Missionsstationen und zählt ungefähr 700 Mitglieder, nicht eingerechnet diejenigen, welche außerhalb der Provinz nicht allein in verschiedenen Provinzen Europas, sondern auch in den überseeischen Missionen in Amerika und Malabar arbeiten. Die Provinz hat in 20 großen und kleinen Städten 20 Gymnasien mit zahlreichen Schülern, an sieben wird außer den humanistischen Fächern Philosophie, Mathematik und Ethik, an vier außerdem die schola-

---

[1] Geschichte der Jesuiten, II 17.

[2] Verminderungen zeigen die Jahre 1666: 598, 1676: 644, 1683: 672, 1686: 651.

[3] Die Provinzialoberen waren: Joh. Pannhaus 8. Mai 1650, Joh. Zwenbrüggen (Zweenbrüggen) 29. Juni 53, Hieron. Warmoldi 9. Juni 56, Joh. Zwenbrüggen 29. Juni 59, Gottfr. Otterstedt 2. Mai 62, Bern. Habbel 23. August 65, Math. Merrhem 17. Sept. 68, Winand Weidenfeld 24. Nov. 71, Theod. Bote 10. Jan. 75, Winand Weidenfeld 30. Jan. 78, Konr. Holtgreve 19. Mai 81, Reiner Lennep 8. November 84, Frid. Lamberti 17. Mai 85, Heinr. Weisweiler 12. (17.) März 90, Peter Herwartz 23. (30.) April 93, Joh. Dirckinck Vizeprov. 30. April 96, Heinr. Weisweiler 16. Mai 97, Joh. Westhaus 24. Juni 1700.

stische Theologie mit Polemik, Moral, Kirchenrecht und Hebräisch, an zweien nur Moral und Polemik vorgetragen. Fast in allen Städten, wo sich Häuser der Provinz befinden, besitzt dieselbe die Hauptkanzeln, darunter drei in Metropolitankirchen, vier in Kathedralkirchen, mehrere in andern berühmten Kirchen außer den Kanzeln in unsern Kirchen mit regelmäßigen Sonn- und Festtagspredigten. Die Katechesen sind so zahlreich, daß einige Kollegien innerhalb einer Stadt sowohl Winter als Sommer in 7, 10 ja 15 Kirchen die Christenlehre halten. Andere Kollegien schicken zur Sommerzeit 6, 10, 20 und mehr Katechisten jeden Sonntag in die umliegenden Dörfer aus. Dazu kommen noch die Volksmissionen innerhalb der Provinz und außerhalb derselben die vielen Missionsstationen in den weiten nordischen Gebieten[1].

Gegen Ende des Jahrhunderts scheint in der niederrheinischen Provinz ein gewisser Nationalismus (spiritus nationalitatis) zu Tage getreten zu sein und zu Reibereien zwischen den an Charakter so verschiedenen Rheinländern und Westfalen geführt zu haben. Wenigstens drangen darüber Klagen nach Rom, so z. B. gegen einen Professor in Münster, der sich der Parteilichkeit gegen seine nicht landsmännischen Schüler schuldig gemacht. Infolgedessen mahnte Gonzalez am 9. Oktober 1688 eindringlich den Provinzial Lamberti, alles zu tun, damit dieser in der Gesellschaft so verpönte und so schädliche Geist nicht aufkomme. In derselben Richtung erging am 22. Mai 1700 eine Mahnung an den Nachfolger Lambertis, den Provinzial Westhaus.

Starke Klagen werden wegen landsmännischer Parteilichkeit von dem frühern Provinzial Lamberti gegen den P. Dirckinck erhoben, der von dem verstorbenen Provinzial Herwartz 1696 zum Vizeprovinzial ernannt worden war. In einer längeren Information vom Jahre 1696[2] sucht P. Lamberti darzutun, daß P. Dirckinck sich durchaus nicht zum Provinzial eigene. Unter anderm beschuldigte er ihn, daß er sich ganz vom Spiritus nationalis, der wegen der Charakterverschiedenheit der Stämme in der Provinz nicht geduldet werden könne, leiten lasse. Deshalb haben die bisherigen Provinziale, so führt er aus, bisher einen Mittelweg anzuschlagen und beiden Stämmen Rechnung zu tragen gesucht. P. Dirckinck hat aber sofort nach seiner Ernennung bei den Visitationen gezeigt, wessen Geistes er ist. Die rheinischen Kollegien hat er schriftlich und persönlich in der schärfsten Weise getadelt, die westfälischen Kollegien aber trotz aller Fehler und Mißstände in den Himmel erhoben, wie von dort nach Köln berichtet wurde. Obgleich er schon einen Westfalen als Socius (Sekretär) hatte, bestimmte er bei seiner Abreise nach Rom noch einen Westfalen als seinen Stellvertreter (P. Westhaus), und zwar einen Mann, den P. de Noyelle ein für allemal von der Leitung entfernt wissen wollte. Die Rheinländer, die Obere in westfälischen Kollegien sind, werden von dort entfernt und Westfalen an ihre Stelle gesetzt; die bessern rheinischen Häuser erhalten ebenfalls Westfalen als Obere. Natürlich werden die Fürsten am Rhein damit wenig einverstanden sein. Aus demselben Geiste heraus beschloß der Vizeprovinzial so viele westfälische Kandidaten aufzunehmen, als Rheinländer aufgenommen werden, obgleich in dem einen Kölner Kolleg sich dreimal soviel Kandidaten stellen als in allen westfälischen Kollegien zusammen, und zwar solche, die es an Bildung und Tugend mit allen aufnehmen, ganz abgesehen davon, daß sie aus besseren und vermögenderen Familien sind. Dazu kommen noch die vielen Philosophen, die sich in Trier und Aachen melden.

* * *

[1] *Orig. Rhen. inf. 58. [2] *Rhen. inf. 58, 86 ff.

Das größte Kolleg der niederrheinischen Provinz, das in **Köln**, behauptete fortgesetzt seine Bedeutung und weitgreifende Wirksamkeit, wenn auch, wie früher, unter großen Schwierigkeiten.

Die Schulen und Vorlesungen blieben mit wenigen Schwankungen dieselben: im ganzen 12 bis 16 Lehrkräfte. Das Gymnasium hatte 1660 an Professoren drei für ebensoviele Grammatikalklassen, je einen für Humanität, Rhetorik, Griechisch, Mathematik, drei für Philosophie, außerdem lasen noch zwei Professoren scholastische Theologie an der Universität. Im Jahre 1665 findet sich noch ein eigener Professor für Ethik, 1675 ein solcher für Moraltheologie und 1681 für Heilige Schrift und Hebräisch; in den folgenden Kriegsjahren fielen einige Vorlesungen fort; im Jahre 1700 waren es wieder im ganzen 14 Lehrkräfte. Die Zahl der Schüler betrug durchgehends über Tausend[1].

Auch die Seelsorge bewegte sich im früheren weitausgedehnten Rahmen. Im Anfang der fünfziger Jahre stellte das Kolleg sechs ständige Prediger, zwei im Dom für Vormittag und Nachmittag, einen in der Jesuitenkirche, einen in Maria im Kapitol, dann einen lateinischen (akademischen) Prediger und einen französischen Prediger. Dazu kamen noch ständige Exhortationen im Hospital und mehreren Nonnenklöstern, später (1699) auch noch die Predigt in St. Gereon. Die Zuhörerschaft in der Morgenpredigt im Dom wird 1675 auf 5000, 1687 auf 3000 angegeben. Auch die früheren 20 Katechesen wurden fortgesetzt, bis die ansteckenden Krankheiten 1666 eine zeitweilige Unterbrechung der meisten veranlaßten.

Die Zahl der jährlichen Kommunionen in der Jesuitenkirche schwankt zwischen 70 und 100000, letztere Zahl wird für 1655 und 1676 angegeben, die Konversionen betrugen durchschnittlich jährlich 20 bis 40[2]. Exerzitien wurden verhältnismäßig selten gegeben; für die verschiedenen Jahre finden sich die Zahlen 15 bis 20, d. h. Personen, die im Kolleg die Exerzitien machten.

Von Kongregationen werden genannt die größere und kleinere lateinische, die Angelika für die jüngsten Studenten, die Bürgerkongregation, die Kongregation der Geistlichen und je eine für junge Handwerker und Handwerkerlehrlinge. Die Bürger-Kongregation zählte 1654 über 600 und 1662 über 700 Mitglieder. Der Kongregation der Geistlichen wohnte oft der Nuntius bei, 1675 war er ihr Präfekt. Im selben Jahre waren alle sechs Bürgermeister Mitglieder der größeren lateinischen oder Herrenkongregation, die aus den Philosophen und gebildeten Herren bestand. Im Jahre 1680 trat dann noch hinzu die Bruderschaft von der Todesangst Christi, die bereits im ersten Halbjahr über 3000 Mitglieder zählte und hier wie anderswo überaus fördernd auf den Empfang der heiligen Sakramente einwirkte[3].

Von zwei Bränden berichten die Jahresbriefe. Am Dreifaltigkeitssonntag 1651 entstand in der Stadt infolge von Feuerwerk bei der Kirmes Feuer. Anfangs wollte keiner ans Löschen, „um die Sonntagskleider nicht zu verderben“. Die Jesuiten gingen aber mit gutem Beispiel voran, holten Wasser herbei, kletterten durchs Feuer auf die Leitern und löschten.

---

[1] Im Jahre 1654 zählten die Schulen 1050 Schüler, die Logik allein 210, in den folgenden Jahren durchschnittlich 1100; für 1658 wird die Zahl der Hörer bei den theologischen Vorlesungen auf 140 angegeben, für das Jahr 1660 450 Philosophen. Nachdem infolge der Pest 1665 und 1666 die Schulen über ein Jahr geschlossen waren, zeigt das Jahr 1667 wieder 1000 Schüler, darunter 220 Logiker. In dem neuen Gymnasium (seit 1674) zählte 1676 allein die unterste Grammatik 250 Schüler, das Gymnasium allein erreichte 1683 die Zahl 758, darunter 330 aus Köln. Im Jahre 1685 sank dann die Zahl sehr infolge des Aufruhrs und vieler Anfeindungen.

[2] 1653: 17, 1662: 30, 1698: 45, 1700: 48.

[3] Näheres im Kapitel Seelsorge.

Einige Jahre später 1659 entstand am ersten Fastensonntag nach 8 Uhr abends Feuer in einer Zelle des Dominikanerklosters, das bald trotz aller Löschversuche das alte und morsche Kloster ergriff. Es war in der Nähe des Kollegs, und 38 Jahre vorher, am Palmsonntag, war das alte Kolleg ein Raub der Flammen geworden. Um so größer war die Besorgnis. Sofort wurde die Pforte geöffnet und alle Laienbrüder, Scholastiker und Priester eilten hinaus, um beim Löschen zu helfen. Die Gefahr war groß. Die Orgelpfeifen in der Kirche begannen bereits infolge der Hitze zu schmelzen, aber den vereinten Kräften gelang es, die Kirche zu retten. Am folgenden Tage speisten 28 der obdachlosen Dominikaner bei den Jesuiten an besonderen Tischen, P. Provinzial und P. Rektor bedienten sie. Die Patres forderten auf der Kanzel die Bürger auf, die Abgebrannten zu unterstützen.

Die finanzielle Lage des Kollegs war vielfach eine sehr bedrängte, besonders infolge der französischen Raubkriege in den Niederlanden, die den Niederrhein stark in Mitleidenschaft zogen. Außer den gewöhnlichen Lasten mußte z. B. im Jahre 1678 vom Klerus zur Unterstützung der Stadt eine große Summe gezahlt werden, woran das Kolleg mit einer beträchtlichen monatlichen Zahlung beteiligt war. Und zu 1679 heißt es: Ein trauriges Jahr, sowohl für unser Kolleg als die ganze Nachbarschaft; zwar war der Friede von Nymwegen geschlossen und verkündigt, aber gegen alle Erwartung war ein starkes feindliches Heer zu unterhalten und dauerten die Kontributionen bis zum Ausgang des Jahres. Außerdem mußte vom Klerus der Stadt aus Furcht vor dem nahenden französischen Heere ein Subsidium charitativum gezahlt werden; dasselbe betrug für das Kolleg monatlich 120 Thlr., schließlich einigte man sich mit dem Magistrat auf 230 Thlr. für vier Monate.

Ein sehr schlimmes Jahr war wieder 1689. Von allen Seiten suchten Flüchtlinge im Kolleg Schutz. Das Kolleg glich einer großen Herberge und einem Spital. Sechs seiner Landgüter mit zehn Weinkellern wurden von den Franzosen zerstört und verbrannt, andere vor der Zerstörung gerettet, aber trotz der Zahlung aller Kontributionen ausgeraubt. Im Rheindorf mußte man eine neu ausgehobene französische Schwadron ganz unterhalten. Besonderen Schutz versprach der Kurfürst von Brandenburg, der vor der Belagerung von Bonn mit seinem ganzen Gefolge das Kolleg besuchte und im Speisesaal den Ehrentrunk entgegennahm. Bald schickte er auch Schutzbriefe für die Landgüter und ließ vor jedem einen Posten von vier Soldaten aufstellen. Im Jahre 1692, wo die Umgegend von Köln von den Franzosen verwüstet wurde, gelang es den Jesuiten durch Bitten und Lösegeld, ihre Güter vor den französischen Brandfackeln zu sichern [1].

---

[1] Die gewöhnlichen Einkünfte betrugen im Jahre 1651 ca. 6000 Thlr. (Imperiales Reichsthaler. Im Jahre 1700 waren drei Imperiales = zwei Scuta Thlr.). Davon hatten 83 Personen unterhalten werden können, aber seit mehr als 20 Jahren gingen die jährlichen Renten aus Bayern nicht ein. (Vergleiche die Akten M. R. Jes. 1598.) So blieben nur etwa 2700 Thlr., von denen kaum 38 leben konnten und doch mußte gerade die doppelte Zahl unterhalten werden. Im Jahre 1675 beliefen sich die Einkünfte an Geld auf 4300 Thlr., an Getreide 2200 Thlr., an Wein wegen der schlechten Jahre nichts, an Almosen 300 Thlr. also im ganzen 6800 Thlr. Davon gingen ab 1000 Thlr. für schuldige Renten und Lasten, 1000 Thlr. für Kriegskontributionen, 700 Thlr. für Bestellung der Weinberge, für Haus- (Fremde) und Meßwein 900 Thlr., die Abzüge also zusammen 3600 Thlr. Es blieben somit 3200 Thlr., die zum Unterhalt der 75 am Kolleg weilenden Personen nicht reichten. Denn für jede Person mußten 80 Thlr. gerechnet werden, es wären 75 × 80 = 6000 Thlr. nötig gewesen. Dazu kamen noch die Auslagen für die Diener (im Jahre 1678 werden fünf Diener und vier Wäscherinnen erwähnt, letztere wohnten in einem eigenen Waschhaus) und die zahlreichen Fremden. Überhaupt, so klagt der Verfasser des Catalogus triennalis (1678), es sind schlechte Zeiten, seit drei Jahren kaum eine Weinernte, dann Plünderungen und Kriegskontributionen — es war die Zeit der französischen Raubkriege gegen Holland — so daß es in den fol-

Bei dem Zünfte-Aufstand des „Linten-Krämers" Nikolaus Gülich im Jahre 1683 wurde der alte Magistrat gestürzt[1]. Als einige Bürgerhäuser durch zusammengerottete Handwerksgesellen geplündert wurden, drohte dasselbe Schicksal den Jesuiten. Der neue Magistrat befahl den Torschreibern, weder Getreide noch Wein noch sonst etwas dem Kolleg Zugehöriges in die Stadt einführen zu lassen. Nachher wurde das Verbot für Getreide und andere Lebensmittel aufgehoben, es blieb aber bestehen für Wein, der weder eingeführt noch auch an andere Orte weiter geschafft werden durfte. So mußten zwölf Fuder Wein aus Oberwesel im Schiff bleiben, die durch den Frost schon gelitten hatten. Der neue Magistrat hatte nämlich verlangt, daß für die Einfuhr auch von den Jesuiten vorher der Einfuhrzoll bezahlt werden sollte. Darin sahen die Jesuiten aber eine Verletzung der kirchlichen Immunität und einen nicht allein für ihre Rechtsnachfolger sondern auch für die andere Geistlichkeit schädlichen Präzedenzfall. Deshalb hielten sie es für besser, lieber den Wein in der größten Kälte der Gefahr des Einfrierens und Verderbens auszusetzen. Schließlich gelang es, den Wein durch Schließen und Erwärmen des Schiffes zu retten.

Die Hauptaufrührer suchten 1685 dafür Stimmung zu machen, die Jesuiten ganz aus der Stadt zu vertreiben oder auf ihre anfängliche Zahl, nämlich zehn, zu beschränken. Ein Dekret gegen die von den Jesuiten geleiteten frommen Jungfrauen verfügte, daß sie keinen Handelsgewinn erwerben oder wenn sie von den Eltern geerbt, dies den Jesuiten weder schenken noch vermachen dürften. Dazu kamen Drohungen, das Konvikt und Kolleg zu plündern, die im vorigen Jahre gebaute Mauer des Gymnasiums einzureißen, die Schulen, die Lehrstätten der Magie, in ein Zuchthaus für ungeratene Kinder zu verwandeln usw. Selbst auf den Straßen blieben die Jesuiten von Beschimpfungen nicht verschont. Die häßlichsten Verleumdungen wurden erdichtet und auf den Gassen und in den Wirtsstuben verbreitet. Doch blieb es bei den Drohungen. Denn schon 1686 wurden Gülich und seine Helfershelfer durch kaiserliches Edikt geächtet, in den Turm gesetzt und schließlich hingerichtet[2]. Die Jesuiten gaben ihnen den letzten Trost und geleiteten sie zur Richtstätte. Der alte vertriebene Magistrat wurde wiederhergestellt. Dieser Umschwung bot den Jesuiten vielfach Gelegenheit zu Erweisen der Liebe und Barmherzigkeit, so daß sie manche ihrer erbittertsten Feinde zu ergebensten Freunden machten.

An Bauten sind zu erwähnen ein dreistöckiger Anbau im Jahre 1657, den man seit Jahren für Bäckerei und Brauerei geplant hatte. Einige kleinere benachbarte Grundstücke erlaubte der Magistrat 1664 zu erwerben und auf denselben verschiedene Stallungen (varia stabula) zu errichten. Da ein Flügel des Kollegs wegen eines großen Fehlers der Hauptmauer nicht hinreichend gestützt war, wurde 1672 ein festes Gebäude zur Stütze angebaut. Dieses neue Gymnasium mit großer Aula konnte 1674 in Benutzung genommen werden. Ein weiteres Gebäude für die Grammatikalklassen, das bis zum Garten der Dominikaner reichte, wurde 1684 begonnen und Ende 1685 teilweise bezogen. Dann legte man 1687 die Fundamente für einen neuen Flügel des Kollegs nach der Straße zu für Kranken- und Sprech-

---

genden Monaten noch schwerer sein wird, Einkünfte hereinzubringen und Schulden zu bezahlen. Dazu kam, daß die Wein-Crescenz 1682—1686 so schlecht war, daß sie kaum verkauft werden konnte. Erst gegen Ende der 90er Jahre besserten sich die Verhältnisse etwas, aber auch da hatte der Unterhalt so vieler Personen noch immer mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen.

[1] Vergleiche L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein seit dem 30jährigen Krieg (1855) 1, 433 ff. Theatrum Europaeum 13, 87 ff.

[2] Wortlaut des Urteils vom 23. Febr. 1686 im Theatr. Europ. 13, 93. Vergl. 12, 996.

zimmer; letztere hatten bis jetzt alles zu wünschen übrig gelassen; zwei Jahre später (1689), konnte das Dach aufgesetzt werden. Im selben Jahre wurde auch der nördliche Fassadenturm der Kirche ausgebaut[1]. In dem Vorhof des Kollegs stellte man 1696 eine herrliche Säule auf zu Ehren der unbefleckten Empfängnis nach dem Entwurfe und unter Leitung des Bruders Thomas Zolschreiber[2].

Als der Magistrat von Köln im Jahre 1697 ein großes Armen- und Arbeitshaus errichtete, um dem lästigen Bettel zu steuern, beauftragte er die Jesuiten wöchentlich die Katechese und allmonatlich einen Vortrag zu halten. In zwei Jahren stieg die Zahl der Insassen auf 300 Männer und Frauen. Während dieser zwei Jahre wurden 90 auf den Tod vorbereitet, außerdem 60 Kranke unterstützt. Die Jahresberichte von 1699 heben hervor: Es kann kaum geschildert werden, welchen Nutzen dieses Armenhaus bisher gebracht, Trägheit wird nicht geduldet, alle werden mit anständigen Arbeiten beschäftigt und alle Gelegenheiten zum Laster ferngehalten. Zugleich wird zum selben Jahre bemerkt: In diesem Jahre wurde unsere Arbeit noch vermehrt durch die Pilger aus Ungarn, die alle sieben Jahre hierhin wallfahrten. In diesem Jahre waren es 400, alles Arme, die durch die Mühseligkeiten und Strapazen des weiten Weges abgezehrt waren; mehrere wurden dann hier von bösartigen Fiebern ergriffen, und je größer ihre Verlassenheit war, um so mehr haben wir ihnen leibliche und geistliche Hilfe zuteil werden lassen.

Die sechs Hospitäler wurden wenigstens alle 14 Tage, die Kerker alle 8 Tage besucht: es verließ keiner das Gefängnis, sei es zur Freiheit oder zum Tod, der nicht durch eine gute Beicht sein ganzes Leben geordnet hätte. Die Begleitung der zum Tode Verurteilten betrachteten die Jesuiten hier wie anderswo als ein Ehrenvorrecht und widmeten sich dieser schwierigen Aufgabe mit der größten Hingebung und zu allgemeiner Zufriedenheit und Erbauung. Es gelang, die meisten Verurteilten zur willigen Annahme der Strafe zu bewegen und zu einem reumütigen und erbaulichen Tode vorzubereiten[3].

Die seit 1649 zum Kolleg erhobene Residenz in **Bonn**[4] war von neun Personen im Jahre 1651 auf 17 Personen gestiegen (7 Priester, 5 Magister und 5 Laienbrüder), als sie im Jahre 1689 durch die Beschießung der Stadt verwüstet wurde. Im Jahre 1690 waren es erst wieder 6, 1693 8 und 1700 11 Mitglieder.

Außer einigen Morgen Land und Weinbergen hatte das junge Kolleg keine Fundation. Mit 100 Reichsthalern mußte es 1655 acht Personen und die vielen durchreisenden Ordensgenossen unterhalten, was ohne Almosen gar nicht möglich gewesen wäre. Im Jahre 1678 reichten die ständigen Einkünfte kaum zum Unterhalt von drei Personen, so auch noch in den nächstfolgenden Jahren. Erst Ende der neunziger Jahre stiegen die Einkünfte auf 1000 Reichsthaler. Zu der Knappheit der Einkünfte kamen noch die vielen Kriegsbedrängnisse.

Ende Oktober 1673 wurde die Stadt von den verbündeten Kaiserlichen, Spaniern und Holländern eingeschlossen, drei Tage beschossen und am 13. November zur Über-

---

[1] Jos. Braun, Kirchenbauten der deutschen Jesuiten 1, 76, Anm. 2.

[2] Vergleiche Hans Vogts, Die Bauten des Gymnasiums Tricoronatum bei Klinkenberg, Das Marzellengymnasium in Köln (1911) 275. Dort 276 Abbildung der Säule.

[3] Die Rektoren waren: Herm. Bavingh 1. Aug. 1647, Arnold Mylius Vizer. 30. Juli 50, Adam Kasen 1. Jan. 53 († 1. Juli 53), Hieron. Mülmann 7. Juli 53, Joh. Pannhaus 21. Jan. 56, Hieron. Warmoldi 29. Juni 59, Wilhelm Euskirchen 18. (20.) April 62, Arnold Mylius Vizer. Nov. 66, Math. Merrhem 3. Jan. 67, Bern. Habbel 18. Sept 68, Joh. Scheffers (Schäffers) Vizer. Nov. 72, Arn. Mylius 17. Januar 73, Simon de Lippia 27. Jan. 76, Heinr. Weisweiler 22. Juli 79, Hub. Arburg 10. Nov. 82, Joh. Boudet 22. Febr. 86, Heinr. Cuper (Vizer. 15. Juli 89) 7. März 90, Heinr. Weisweiler 7. Mai 93, Friedr. Lamberti 26. Juni 97.

[4] Vergl. Jos. Buschmann, Zur Geschichte des Bonner Gymnasiums, Bonner Progr. 1890.

gabe gezwungen. Kurz vor der Belagerung hatten die Jesuiten am 4. September zwei Häuser gekauft und das eine davon zur Schule eingerichtet[1]. Gleich nach der Übergabe rief die Schulglocke zum ersten Male zum Unterricht. Für die drei Grammatikalklassen, die vorläufig eröffnet wurden, fanden sich 80 Schüler ein. Im Jahre 1674 trat die Humanität, 1675 die Rhetorik hinzu. Als erste theatralische Aufführung wurde 1674 am Feste des Erzengels Michael in der Kapelle am Markte der büßende Theophilus unter großem Zulauf des Volkes gespielt. Im Jahre 1683 zählte man 200 Schüler.

Lange entbehrte man eine Kirche. Ihr Bau hat eine eigene Geschichte. Am 4. April 1683 schrieb der Kurfürst Maximilian Heinrich an den General de Noyelle, er habe beschlossen, eine Kirche zu Ehren des Namens Jesu zu bauen und wolle diese der Gesellschaft Jesu in Bonn übergeben. Deshalb habe er seinen Beichtvater, den P. Nikolaus Elffen, der sein Vertrauen besitze, nach Bonn geschickt, um einen geeigneten Platz auszusuchen. Ihm und den andern Patres in Bonn scheine die Propstei (Residenz des Stiftspropstes) am geeignetsten. Es handele sich nun darum, daß diese der Gesellschaft abgetreten und dann mit dem Bau begonnen werde[2]. Dieser Beginn verzögerte sich aber, denn erst am 14. September 1686 konnte der Kurfürst den Grundstein legen. Der anfangs rüstig fortschreitende Bau erlitt bald eine Unterbrechung, zuerst durch den Tod Max Heinrichs (3. Juni 1688), dann durch die an seinen Tod anknüpfenden Kämpfe in Bonn. Nach seiner Wahl (19. Juli) hatte Wilhelm Egon von Fürstenberg vom Kurstaat Besitz ergriffen und in seine Residenz Bonn französische Hilfstruppen einrücken lassen. Diese nahmen nun alle Baumaterialien den Jesuiten weg für die Armierung der Stadt. Durch das Bombardement der verbündeten kaiserlichen, brandenburgischen, holländischen und münsterischen Truppen (24. Juli 1689) wurde wie ein großer Teil der Stadt auch das 1684—87 erbaute Kolleg und Gymnasium in Brand geschossen[3]. Der Neubau der Kirche wurde vom Feuer verschont, hatte aber sehr gelitten. Erst 1692 konnte der Bau weitergeführt und 1694 am Feste des heiligen Franz Xaver in Benützung genommen werden. In den Jahren 1696 und 97 wurden die beidem Türme gebaut. Die Kirche ist ein gotischer Hallenbau von fünf Jochen. Hohe schlanke Pfeiler mit mächtigen Kapitälen scheiden die drei Schiffe; zahlreiche hohe Spitzbogenfenster in den Langseiten und ein großes Mittelfenster in der Fassade spenden reiches Licht. Glückliche Raumverteilung und edle Verhältnisse wie die hervorragende Fassade zeichnen die Kirche aus. Sie stellt den letzten gotischen Kirchenbau dar, den die Jesuiten der niederrheinischen Ordensprovinz im 17. Jahrhundert aufführten[4].

Für das Gymnasium wurde 1691 ein Neubau vollendet und dort sogleich auf Wunsch des Magistrats der Unterricht in vier Klassen, von denen je zwei kombiniert waren, wieder aufgenommen. Zwei Jahre später trat auch wieder die Rhetorik hinzu.

Für die Seelsorge waren die Patres tätig als Prediger und Katecheten in der Stiftskirche und in der eigenen Kirche[5]. Auch draußen, so z. B. in Poppelsdorf (seit 1656), Endenich (seit 1673), Küngsdorf (seit 1680) war je ein Pater ständiger

---

[1] Über das Gymnasium der Minoriten, vergleiche Buschmann 2 ff.

[2] *Orig. Epp. Princip. 113. Vergleiche Testament von Max Heinrich in Theatr. Europaeum 13, 376 ff.

[3] Eingehende Darstellung der Belagerung, bei der auch „Dampfkugeln" und „Stinkgranaten" verwandt wurden, im Theatrum Europaeum 13, 738. Dort 747 ff. die Kapitulation der Franzosen vom 12. Oktober 1689.

[4] Näheres bei Jos. Braun, Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten I, 173 ff.; P. Clemen, Die Kunstdenkmäler der Stadt Bonn (1905) 114 ff.

[5] Kurfürst Maximilian Heinrich betont in einem Schreiben an die Landstände v. 26. Juni 1657, daß die Patres unter der Jugend und dem gemeinen Mann mit Predigen und Katechisieren große Frucht und Nutzen schaffen. Düsseldorf, St.-A. Bonn Jes. 18.

Katechet. Im Jahre 1674 wird zum ersten Male die Sodalitas Angelica, 1676 der Coetus Ursulanus für Frauen und Jungfrauen, 1687 die Todesangst-Bruderschaft erwähnt, während die monatliche Generalkommunion für die Verstorbenen schon 1658 eingeführt worden. Bei der großen Hungersnot im Jahre 1699 strömten die Armen täglich scharenweise zum Kolleg, und obgleich die Patres selbst wenig hatten, teilten sie doch alles mit den Armen[1].

In **Düsseldorf** wurde das Gymnasium auf dem Kirchhof der Lambertuskirche immer baufälliger. Da es zudem von der Wohnung der Patres zu weit entfernt war, hatten Lehrer und Schüler viel Anlaß zur Geduld. In einer Eingabe des Rektors Otterstedt (1653—55) an den Magistrat wird betont, es sei durch die Erfahrung genugsam bekannt, was für einen unbequemen Ort zur Schule und täglichem Unterricht unsere Societät bisher gebraucht. Präfektus und Magistri müssen durch Schnee, Wind und Regen viermal im Tag so fern über die Gassen laufen und verlieren dabei viel Zeit; das starke Geläute der nahen Kirche müssen sie überschreien; diese und andere Ungelegenheiten haben sie so viele Jahre nicht ohne vieler Gesundheits- und Lebensverlust ausstehen müssen. Nicht weniger hat die zarte Jugend, dieser Bürgerschaft liebe Kinder, bei so gefährlichem und baufälligen Gebäu mit Leib und Lebensgefahr selbige Schule frequentiert. Da die Beisteuer des Fürsten nicht ausreiche, so bittet er „die Edlen, Hochgelehrten, Ehrenfesten, Wohlachtbaren, Wohlweisen Herrn Bürgermeister, Schöffen und Rät dieser fürstlichen Residenz und Hauptstadt Düsseldorf" um eine erkleckliche Beisteuer[2].

Im Jahre 1655 wurde dann der Not abgeholfen. Schon 1652 hatte der Pfalzgraf ein Haus in der Nähe des Kollegs für diesen Zweck gekauft. Dasselbe war aber einstweilen der verwitweten, konvertierten Pfalzgräfin Amalie Jacoba von Pfalz-Zweibrücken zur Wohnung angewiesen worden. Als diese Pfingsten 1655 gestorben, wurde das Haus im Mai den Jesuiten übergeben und so schnell als möglich für das Gymnasium hergerichtet[3]. Am 14. Oktober 1655 bat der Rektor Holtrup den Pfalzgrafen: Weilen unser Schulenbau aus Mangel Kalks seine Perfektion noch nicht erreichen kann, wollen Ew. Fürstl. Durchl. der lieben Jugend zum besten diesem Mangel mit sechs oder sieben Malter abhelfen[4]. Diese Bitte wurde sofort bewilligt. Am 11. November 1655 konnte die Schule in dem neuen Hause beginnen. Im Jahre 1683 schickte der Pfalzgraf, was die Jesuiten schon lange gefürchtet, Beamte, um das Gymnasium, das er zu dem anstoßenden Marstall einbeziehen wollte, in ein anderes Haus zu verlegen. Dasselbe lag günstig der Kirche gegenüber, war ebenso geräumig, hatte aber keinen so großen Garten, der bisher sehr gute Dienste geleistet hatte. Am 14. Januar 1684 befreite es der Pfalzgraf für den neuen Zweck von allen bürgerlichen Lasten. August 1684 begann die Herrichtung des neuen Hauses, die über 500 Reichsthaler Kosten verursachte. Da es allein für die Klassen nicht genügte, wurde ein benachbartes Haus dazu erworben. Ostern 1685 wanderten die Studenten nach und nach in das neue Gymnasium[5].

---

[1] Die Obern: Adr. Horn 20. Februar 1650, Bernh. Wimpfling 20. Februar 53, Heinr. Codonäus 29. März 56, Bernh. Wimpfling Juni 59, Kasp. Walter (Gualteri, Walteri) 14. Mai 62, Herib Lintlau 7. Juni 65, Georg Piel (Piell) 26. Juni 67 († 3. Juni 70), Eberh. Freialdenhoven 29. Okt. 70, Joh. Egmondt 21. Sept. 74, Kasp. Walter 10. Febr. 78, Joh. Steinhausen, Vizerektor, 84, Nik. Elffen 31. Aug. 84, Joh. Schaeffers 16. Nov. 87. Seit 1689 Residentia: Nik. Elffen, 89 Sup., 90 Vizer., Jakob Mertens 18. Aug. 93, Rekt., Balth. Weimann 6. August 96. Vergl. die Rektoren-Liste bei Buschmann 14.

[2] Ohne Datum, Düsseldorf, Staatsarch. Düsseldorf Jes. 17a.

[3] *Hist. coll. Düsseld. 1655—57.

[4] Düsseldorf, Staatsarch. Düsseldorf Jes. 1.

[5] *Litt. ann. coll. Düsseld. 1683—85.

An den Bau eines neuen Kollegs als Wohnung für die Patres legte man 1661 Hand an. Unter dem 29. März 1661 erließ der Pfalzgraf einen Befehl, die Patres beim Sammeln einer Beisteuer für ihren Neubau nicht zu hindern, sondern dieselben zu unterstützen, da das Kolleg zur Vermehrung der Ehre Gottes, zum Unterricht der Jugend und seinem und des Landes Dienst gereiche[1]. Am 12. November 1662 teilte der Rektor Otterstedt dem Pfalzgrafen mit, daß er nächste Woche den Grundstein für den zweiten Flügel des Kollegs legen werde[2]. Im November 1664 begann man die neue Wohnung zu beziehen, im folgenden Jahre wurde sie ganz fertiggestellt[3]. Sie bot den 27 Personen, die seit 1651 und auch in der Folgezeit zu dem Kolleg gehörten, bessere Unterkunft.

Die Zahl der Bewohner stieg von 1681 an auf durchschnittlich 28—30, einmal, im Jahre 1693, waren es 31. Die ganze Zeit über fielen davon auf die Schule sechs Lehrer, je einer für die fünf Klassen des Gymnasiums und einer für das Griechische. Ein starkes Drittel waren Laienbrüder: durchschnittlich sind es elf. In der Gesamtzahl sind auch seit 1658 die Missionäre der zu dem Kolleg gehörenden Missionsstationen einbegriffen.

Über die Tätigkeit der Schule, sogar über die Zahl der Schüler, sind nähere Angaben bisher nicht bekannt geworden. Ständige Predigten waren an allen Sonn- und Festtagen zwei, eine in der Jesuitenkirche, eine zweite in der Kollegiatskirche, die zugleich Pfarrkirche war. Für die Soldaten hielt man an drei, seit 1660 an sechs Stationen in der Stadt wöchentlich eine Ansprache. Katechesen wurden durchschnittlich neun gehalten, zwei in und sieben außerhalb der Stadt, unter letzteren die ständigen Katechesen in Gerresheim, Ratingen, Derendorf und Hamm. Sodalitäten werden 1653 fünf genannt, je eine für Herren und Studenten, für Bürger, Handwerksgesellen, dann die Ursulana für Frauen und Jungfrauen, die 1656 70, 1671 bereits 300 Mitglieder zählte[4].

Die zu Düsseldorf gehörende Mission zu Ravenstein in Nordbrabant (zwischen Nymwegen und Herzogenbusch) konnte größere Festigkeit erlangen[5]. Das 1629 an Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm gefallene Ländchen wurde in den Streitigkeiten zwischen Brandenburg und Neuburg von staatlichen Truppen besetzt, die erst 1672 abzogen. Die holländischen Truppen ließen sich manche Übergriffe zu Schulden kommen und versuchten 1651 auch die beiden Jesuiten zu entfernen, trotz ihrer Schutzbriefe des Prinzen von Oranien. Der Pfalzgraf trat aber entschieden für sie ein. Der eine der beiden Jesuiten versah die Stelle des Pfarrers, der andere die des Kaplans. Ostern 1654 hatte man 400 Kommunionen (bei kaum 40 katholischen Familien) und neun Kon-

---

[1] *Kop. Düsseld., Staatsarch. Düsseld. Jes. 1.

[2] L. c. Jül-Berg. Polit. Begebenheiten 262. Vergl. den Brief des P. Otterstedt v. 11. April 1662.

[3] *Hist. coll. Düsseld. 1660—65.

[4] Die Rektoren waren: Arnold Bärchman 1650, Gottfr. Otterstedt 53, Heinr. Holtrup Vizerektor 55, Heinr. Pieß 17. Nov. 56, Gottfr Otterstedt 26. Juli 60, Georg Schneid 23. Nov. 62, Winand Weidenfeld 18. Februar 66, Johann Egmondt 10. Sept. 69, Gottfr. Weier Juni 73, Peter Herwartz 9. Juni 76, Johann Packenius 79 († 81), Johann Walberg Vizerektor 81, Ign. Splinter 23. Nov. 82, Heinr. Weisweiler 2. Sept. 86, Ign. Duräus 25. Nov. 88, Heinr. Nolden 18. Juni 92, Joach. Blumenberg 4. Oktober 95, Heinr. Nolden 22. Febr. 99. — Die Einkünfte betrugen 1651 ungefähr 1500 Rthlr., von denen 17 Personen unterhalten werden konnten, in Wirklichkeit wurden 27 unterhalten; 1658 waren es 1225 Rthlr. (26 Personen), 1669 blieben für den Unterhalt von 24 Personen 1519 Rthlr. Im Jahre 1700 betrugen die Einkünfte 2216 Rthlr. wovon, auf den Kopf 100 Rthlr. gerechnet, 22 Personen erhalten werden konnten; es wurden aber meist 29—30 unterhalten, außer den vielen durchreisenden oder in Geschäften an den Düsseldorfer Hof kommenden Patres.

[5] *Litt. ann. Prov. Rhen. inf. Eine gute Übersicht bietet De Jezuieten te Grave en het Land van Ravenstein. Overgedrukt uit de Graafsche Courant (29. Juli bis 19. Aug. 1914) S. 3 ff.

versionen. In einer Scheune, die als Kirche diente, zählte man bei der Osterpredigt 1655 über 300 Zuhörer. In diesem Jahre erlangten die Patres endlich von dem Kommandanten, daß an den Sonntagen in der Frühe die Tore später geschlossen wurden und so den Anwohnern diesseits und jenseits der Maas, die zwei Stunden weit herbeikamen, das Anhören der Predigt ermöglicht wurde. Im Jahre 1700 war die Zahl der Kommunionen von 4000 im Jahre 1688 auf 5000 gestiegen. Die größere Arbeit hatte 1699 die Herbeiziehung eines dritten Missionärs nötig gemacht.

Die ebenfalls zu Düsseldorf gehörende Mission in Blankenberg zählte 1651 drei Priester, von denen einer krank war. Die Patres setzten bei der Behörde bessere Sonntagsheiligung durch, da bisher an Sonntagen ohne Scheu knechtische Arbeiten verrichtet wurden. Im Jahre 1654 findet sich in Blankenberg nur mehr ein Pater mit einem Bruder; die Pfarrei wurde einem Weltpriester übergeben[1]. Im folgenden Jahre war die Mission aufgelassen.

Zu diesen Stationen kam im Jahre 1658 die bergische Mission (Missio Montensis) mit den zwei Hauptorten Elberfeld und Solingen[2]. Diese Mission lag dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm so am Herzen, daß er einem Beamten, der die Unkosten vorstellte, geantwortet haben soll: Wenn das Geld nicht anders herbeigeschafft werden kann, werde ich mein eigenes Hemd dafür verkaufen. Zwei Patres wurden dafür bestimmt. In Solingen begann die Mission am Feste des heiligen Laurentius 1658, in Elberfeld im selben Jahre Maria Himmelfahrt, nicht in der Kirche, die an beiden Orten im Besitz der Calvinisten war, sondern in einem Privathaus, in Elberfeld in dem Absteigequartier des Pfalzgrafen. Die Patres wohnten mit einem Bruder fast drei Monate bei dem Richter von Solingen, in dessen Haus auch der Gottesdienst gehalten wurde, dann wurde der Gottesdienst in ein zur Kapelle hergerichtetes Gemach bei dem Statthalter (Satrapa) von Solingen verlegt. In Elberfeld erhielten die Patres 11. August 1660 die alte Ratsstube in der Stadtwage am Markt als Wohnung und den Söller dieses Hauses als Kapelle. Über dem Söller errichtete man ein Glockentürmchen. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten kaufte man in Solingen ein Haus für 330 Thlr., das aber bald mit einem bessern vertauscht wurde. Darin wurde eine Kapelle, 20′ breit und 38′ lang, hergerichtet. Eine Glocke in dem Türmchen gab das Zeichen zum Englischen Gruß und zum Gottesdienst. An Sonn- und Festtagen mußte der eine Pater den dreistündigen Weg nach Elberfeld machen. Da die Zahl der Katholiken in Elberfeld stärker anwuchs als zu Solingen, es auch im Winter besonders bei Hochwasser gar zu beschwerlich war, des Morgens nach Elberfeld zu gehen und abends wieder nach Solingen zurückzukehren, „über die Gebirge hin und her jedesmal dritthalb Stunde, also im ganzen fünf Stunden an einem Tag, und die Elberfelder die Woche hindurch einen Seelsorger bei sich zu haben verlangten, so haben Beamte zur Zergliederung der Solinger Mission den Vorschlag getan". Diese Teilung kam Herbst 1674 zu Stande, indem je ein Missionär zu Solingen und Elberfeld seinen Wohnsitz nahm. Von den fundierten 200 Rthlrn. erhielt die Station in Elberfeld jährlich 55 Rthlr.[3] und von dem Pfalzgrafen noch 110 Rthlr.[4]

Den letzten Anstoß zur Trennung hatte ein Brand in Elberfeld gegeben, wodurch die Kapelle in Gefahr geriet. In Abwesenheit des Priesters mußte eine

---

[1] *Litt. ann. Prov. Rhen. inf.

[2] *Historia Missionis Montensis breviter conscripta 1658—64 in Rhen. inf. 52, 158. *Litt. ann. Rhen. inf. 1658 ff. F. Jorde, Bilder aus dem alten Elberfeld (1900) 73 ff.

[3] *Bericht des Exjesuiten Karl Ernzen vom 20. Juni 1787 in D. St. Düsseld. Jes. 8.

[4] *Philipp Wilhelm 9. Juli 1674. Extractus Fundat. coll. Düsseld. l. c.

katholische Magd das Sanktissimum aus der bedrohten Kapelle entfernen. Als dies dem Pfalzgrafen zu Ohren kam, befahl er die sofortige Errichtung einer ständigen Station mit einem Priester und einem Bruder[1].

Die Jahresbriefe der Solinger Mission berichten, daß auch die in der Umgegend zerstreuten Katholiken besucht wurden, besonders um Weihnachten und Neujahr. Da mußten Wege von drei Stunden zu Fuß zurückgelegt werden, und die Heimkehr erfolgte erst in später Nacht Bei einer solchen Exkursion erkrankte der Pater 1695 auf den Tod und lag vier Tage auf Stroh in einem Bauernhaus. Glücklicherweise war der Hof des Pfalzgrafen nicht weit entfernt, von dem dann durch die Patres Hilfe gebracht wurde. Solingen besorgte auch wöchentlich die Beichten im Kloster Grefrad[2].

Während man bei Beginn der Mission überhaupt nur etwas mehr als 20 Katholiken zählte, stiegen 1670 die Kommunionen bereits auf 700. Solingen erhielt 1683 (?) eine eigene katholische Trivialschule. Für den Lehrer, der gut lateinisch verstand, konnte man 1685 eine passende Wohnung kaufen. Im Jahre 1699 wurde der Grundstein für eine Kirche gelegt, bereits 1700 war sie bis zum Dach gediehen. Die Anzahl der Katholiken betrug in dieser Zeit (1692) 146.

Anfangs waren in Elberfeld ein Pater und ein Bruder, später zwei Patres. Von großem Nutzen erwies sich die Trivialschule, durch welche die Kinder aus den gemischten Ehen allmählich herangezogen wurden; die ärmeren Familien brauchten kein Schulgeld zu bezahlen. Seit 1682 wurde auch bis 1699 jeden Sonntag Barmen besucht. Dort kaufte man für 200 Thlr. ein Haus. Ferner sorgte man, daß durch benachbarte Ordensleute Gottesdienst in Rath vor dem Walde gehalten wurde. Diesen Gottesdienst besuchten auch alle Lutheraner, die bisher die Kirche der Kalviner besucht, aber sich mit diesen entzweit hatten.

In den Jahresbriefen von 1682—84[3] heißt es: Die Kalviner hofften, daß wir diesen Ort (Elberfeld) nach dem Brande von 1678 verlassen müßten, aber die göttliche Güte sorgte so für uns, daß wir ein neues Haus für Wohnung, Kapelle und Schule herrichten konnten. Dieses Haus blieb bei dem spätern größern Stadtbrande (v. 1687) fast als das einzige in der Stadt vom Feuer verschont.[4] Aus diesem konnte 1696 die Trivialschule in ein neues Haus verlegt werden, das ein Herr Gerhard Konen als Armen- und Schulhaus eingerichtet hatte[5].

Solange die Hessen **Neuß**[6] besetzt hielten — das war vom Jahre 1642 bis Juli 1651 — lebten die Jesuiten in der größten Not, so daß 1651 die Auflösung des Kollegs in Frage stand. Am 29. April 1651 schrieb der General Piccolomini an den Kölner Kurfürsten Heinrich Maximilian, er möge in Sachen der Auflösung des Neußer Kollegs den Provinzial Pannhaus gütig anhören. Er (der General) glaube, daß diese Station ohne Schaden für den Ruf der Gesellschaft und des verstorbenen Kurfürsten nicht aufgegeben werden könne[7]. Die Gefahr ging glücklich vorüber, die Not aber dauerte noch an und wuchs wieder in den französischen Kriegen, wo Neuß bald von den Franzosen (1673), bald von den kurkölnischen Truppen besetzt wurde (1674). Dann brach 1676 die Dissenterie aus, die während eines Vierteljahres tagtäglich 12—20 Opfer forderte. Drei Jahre später, 1679, plünderten die Franzosen die Stadt. Durch einen Schutzbrief des französischen Königs blieb zwar das Kolleg von der Plünderung verschont, erlitt aber durch die

---

[1] *Litt. ann. coll. Düsseld. 1674.
[2] *Annuae missionis Solingensis.
[3] *Hist. Mission. Elberfeld. 1682—84.
[4] *Hist. miss. Elberfeld. 1687—89. Näheres bei Jorde 74 f.
[5] In Elberfeld waren Taufen 1660—70: 32, 1670—80: 57, 1680—90: 82, 1690—1700: 65, Jorde 75. Die Namen der in Elberfeld wirkenden Jesuiten ebenda 84.
[6] K. Tücking, Geschichte des Gymnasiums zu Neuß (1885) 31 ff., 71 f.
[7] *Epp. ad Externos.

Verwüstung seiner Ländereien große Verluste. In zahlreichen Briefen der Generäle wird die große Not des Kollegs erwähnt und beklagt.

Die Personenzahl schwankte zwischen 15—20. Die Höchstzahl betrug 1660 bis 1665 23—25, weil in dieser Zeit vier bis sechs Repetenten im Kolleg wohnten. Die Zahl der Lehrer stieg von drei (vier Klassen) im Jahre 1651 auf fünf, im Jahre 1655 auf sechs, fünf Lehrer für die fünf Gymnasialklassen und ein Fachlehrer für das Griechische. So blieb es auch in den folgenden Jahren. Von der Schülerzahl wird wiederholt versichert, daß sie sich durch Qualität und Quantität auszeichnete, aber eine Zahl wird in keinem der vielen Berichte genannt. So heißt es z. B. in den Jahresberichten von 1697: Unser Gymnasium blüht durch Zahl und Frömmigkeit der Schüler. Aus den entfernteren Gegenden von Cleve, Geldern und Holland werden nicht wenige Schüler aus guten Familien angezogen sowohl durch die billigere Lebensweise als auch durch die größere Sittenstrenge. In verschiedene Orden traten zwölf Schüler ein. In dem folgenden Jahre gingen allein aus der Rhetorik sechs zu den Franziskanern, einer zu den Kapuzinern, zwei zu den Regulierten Chorherrn, einer zu den Zisterziensern usw. im ganzen zwölf. Aus diesen Zahlen dürfte wohl auf eine Schülerzahl von wenigstens zweihundert geschlossen werden.

Außer der ständigen Predigt und Katechese in St. Quirin wurden besondere Fastenpredigten in verschiedenen Kirchen und Klöstern gehalten, ebenso hielt man auswärts Katechesen und Predigten: 1680 zwei Katechesen in der Stadt und vier auf dem Lande. Auch die Sodalitäten blühten allmählich wieder auf, so die der Herren und Bürger und die für Frauen und Jungfrauen. Letztere wurde 1655 vom Ordinariate von neuem bestätigt; sie hatte allmonatlich eine Versammlung in der Jesuitenkirche; die Todesangstbruderschaft begann 1686; sie erfreute sich an jedem ersten Sonntag des Monats eines sehr großen Zulaufes.

Unter den verschiedenen Stiftungen, die dem Kolleg zufielen ist eine, die wegen ihrer besonderen Menschenfreundlichkeit gegen die Insassen des Kollegs hier genannt sei. Für die 1000 Rthlr., die Graf Christoph Rantzau dem Kolleg verschrieb, verpflichtete sich der Rektor Cronenberg am 9. November 1695 nicht allein des Grafen stets in den Gebeten des Kollegs zu gedenken, sondern auch „in einem jeden Jahr in festo Sti Christophori denen Patribus und Fratribus in unserm hiesigen Collegio über die gewöhnliche Ordinari Portion in dem Refectorio eine mäßige Recreation an Speis und Wein zu geben"[1]. Auch die Bürger zeigten sich bedacht für das leibliche Wohl der Patres. So gab die Stadt am Feste des heiligen Ignatius, wo die Bürgermeister und die Ratsherren gewöhnlich zu Tische geladen wurden, im Jahre 1659 einen fetten Hammel, zwei junge Schruten und einige Hühner[2].

Das Kolleg von **Emmerich** litt sehr unter den politischen Wirren und konfessionellen Verfolgungen. Seit 1614 hatte es eine feindselig gesinnte holländische Besatzung; die protestantische preußische Landesregierung in Cleve hinderte trotz des persönlichen Wohlwollens des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, wo sie nur konnte; die Repressalienpolitik, d. h. Wiedervergeltung an den Katholiken für wirkliche oder vermeintliche Bedrückung von Protestanten in katholischen Gebieten, brachte den Jesuiten in Emmerich wiederholt die größten Ungelegenheiten und Verfolgungen.

---

[1] *Revers Düsseldorf Staatsarch. Neuß Jes. 1.

[2] Tücking 34. — Die Rektoren waren: Jak. Bogmann 1650, Georg Piel (Piell) 53, Klaud. Dippäus 57, Kasp. Walteri 60, Joh. Egmondt 62, Gerh Thenen 66, Jak. Klingenberger Vizer. 73, Bernh. Hanius (Hannius) 73, Gottfr. Mylius 76, Bernh. Wendelen 79, Friedr. Jungblut Vizer. 83, Pet. Lennep 84, Pet. Cronenburg (Cronenberg) 87, Joh. Moulartz 92, Pet. Cronenburg 95, Joh. Moulartz 99.

Auch der Jülich'sche Krieg Brandenburgs gegen Neuburg (1651) hatte die Frage nicht entschieden, ob in den jülisch-klevischen Landen das Normaljahr des westfälischen Friedens (1624) oder das des Vertrages von 1647 (1612) Gültigkeit habe. Selbst der durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten zustande gekommene Religionsvergleich vom 6. Mai 1672, der die Verhältnisse zwischen den katholischen, lutherischen und kalvinischen Bekenntnissen regelte[1], setzte den Übergriffen gegen die Katholiken kein Ziel[2].

Man muß sich wundern, daß die Jesuiten zu Emmerich trotz aller Bedrängnisse und Verfolgungen sich überhaupt noch halten konnten[3].

Im Jahre 1652 ließ der holländische Statthalter Soldaten in das Haus und die Kapelle eindringen und das Glockengeläute verhindern. Ein Einspruch der brandenburgischen Regierung in Cleve hatte keinen Erfolg. Als Repressalie für die Ausweisung der seit 1650 in Jülich-Berg eingewanderten Calviner erhielten Januar 1663 die Jesuiten, die seit 1650 nach Emmerich gekommen, von der kurfürstlichen Regierung in Cleve den Befehl, die Stadt zu verlassen. Infolgedessen hätten nur vier Patres und ein Bruder bleiben dürfen. Schon war der Tag der Abreise bestimmt, als der Provinzial Otterstedt durch schnelle und energische Interzession in Cleve und Berlin Hilfe brachte. Ein neues Ausweisungsdekret vom 7. März 1663 wurde durch die persönliche Fürsprache des protestantischen Magistrats wieder zurückgenommen, ebenso wie die April 1663 verfügte Einziehung der inkorporierten Kanonikate.

Einen näheren Einblick in die Ursachen der von der brandenburgischen Regierung verfügten Repressalien gewährt ein Schreiben des kaiserlichen Gesandten Lisola, der von Breslau 5. August 1664 an den Kaiser berichtet: Da der Termin von sechs Wochen, der den Jesuiten in Emmerich zur Abreise gesetzt war, bald verstrichen, kam zur gelegenen Zeit, kurz vor meiner Abreise von dort, der Kölner Provinzial (Otterstedt) nach Berlin, um eine neue Frist zu erlangen. Nach langen Verhandlungen, in denen er (Lisola) den Provinzial unterstützte und bei denen sich die Brandenburger über die Grausamkeit des Neuburgers gegen die Protestanten beschwerten, erhielt er einen neuen unbefristeten Aufschub mit Rücksicht auf den Kaiser aber unter der Bedingung, daß die Patres sich bemühten, mit Hilfe der kaiserlichen Kommission oder des Pfalzgrafen die Beschwerden der Protestanten abzustellen. Bei den über diese Sache gehaltenen Konferenzen bewies der Provinzial den kurfürstlichen Ministern eingehend, daß die meisten Beschwerden hinfällig oder falsch dargestellt oder bereits abgestellt seien und viel größere von den klevischen Katholiken vorgebracht werden könnten. Wenn durch den Kaiser nicht zeitig Abhilfe geschaffen werde, sehe er (Lisola) keinen Weg, den Sturm von dem Emmericher Kolleg abzuwenden. Denn wenngleich der Kurfürst zu milderem Vorgehen ziemlich geneigt, so wird er doch durch die unaufhörlichen Hetzereien der Prädikanten und übelwollender Menschen gedrängt, welche die Jesuiten als die Urheber aller Attentate ausschreien und behaupten, es gebe kein anderes Mittel, die gewünschten Zugeständnisse abzuringen, als die Bedrückung der Jesuiten. Aber unter diesem Vorwand liegt vielleicht eine tiefere Absicht der Prädikanten und ihres Anhanges verborgen, nämlich um nach dieser Vertreibung der Jesuiten freier schalten und walten und den katho-

[1] Näheres bei Lehmann, Preußen und die katholische Kirche I (1878) 75.

[2] Kurtzer und wahrhaffter Bericht der Differentien zwischen d. H. Churf. zu Brandenburg und dem H. Pfaltzgraffen zu Neuburg 1663 und Allerunterthänigste Repraesentatio Cravaminum Religionis der Römisch-Catholischen im Hertzogthume Cleve, Düsseldorf 1723. Dazu vergl. H. J. Floß, Zum Klevisch-Märkischen Kirchenstreit 1883.

[3] Für das Folgende vergl. *Litt. ann. und *Hist. coll. Embric., *Hist. coll. Düsseld. 1660—64.

lischen Glauben, der durch dieses Emmericher Kolleg in ganz Holland und den benachbarten Staaten in ausgezeichneter Weise gepflegt und verbreitet wird, leichter vertilgen zu können. Da die Prädikanten hier wie gewöhnlich im Trüben fischten, so bitte er den Kaiser für möglich schnelle Abhilfe der beiliegenden Beschwerden zu sorgen[1].

Während des Krieges zwischen Holland und dem Fürstbischof von Münster wurden die Jesuiten arg bedrängt. Am 3. August 1665 fand im Gymnasium eine große militärische Untersuchung statt; es sollten sich dort 70 Studenten verborgen halten, um die Stadt zu verraten. Wegen der Nähe der Münster'schen Soldaten wurden dann die Jesuiten am 15. Oktober 1665 aus der Stadt vertrieben. Ein kranker Pater, der mit einem Bruder zurückblieb, starb bald darauf. Sieben Monate dauerte die Verbannung, und als am 19. April der Friede zwischen Holland und Münster geschlossen wurde, setzte man auch die Restitution der Jesuiten durch. Am 16. Mai 1666, so berichtet das Tagebuch, kehrten wir aus unserem Exil in Xanten zurück. Die Freude der Stadt war ebenso groß als die Trauer bei unserer Ausweisung. Die Rückkehr erfolgte still und in getrennten Abteilungen, wie dies der Gouverneur verlangt hatte. Am 20. Mai wurde um acht Uhr wieder zum ersten Male zur Schule geläutet, und es erschienen 82 Studenten, die teilweise von den Fraterherren während des Winters in Hut gehalten worden.

Neue Nöten brachten die französischen Raubkriege. Im Jahre 1672 überschwemmten drei große französische Heere das Herzogtum Kleve. Bei ihrem Herannahen zog die holländische Besatzung am 8. Juni eilig ab. Eine Schutzwehr von 50 Soldaten kam schnell von Kalkar, um im Namen des Kurfürsten den Schutz der Stadt zu übernehmen. Der Magistrat schickte Räte ins Kolleg, die den Rektor P. Math. Losen und P. Joh. Ruyß, den Präfekten des Gymnasiums, der französisch sprechen konnte, holen sollten, um mit dem Bürgermeister bei dem Prinzen Condé, der drei Meilen vor der Stadt in Millingen stand, vor der auf den Abend bestimmten Besetzung der Stadt für Eigentum und Leben der Bürger die möglichste Sicherheit zu erlangen. Der Prinz nahm die Gesandtschaft gut auf und stellte für die Übergabe mäßige Bedingungen. Da die Jesuiten hier der Stadt gute Dienste geleistet hatten, bat der Magistrat bald darauf um eine neue Unterstützung, nämlich um die Begleitung von zwei Patres nach Mastricht, um bei den königlichen Ministern die bereits beschlossene Niederreißung der inneren Stadtmauern rückgängig zu machen. Auch hier halfen die Jesuiten so, daß selbst die Protestanten ihre Dankesschuld gegen die Jesuiten offen zum Ausdruck brachten[2].

Wie anderswo wurden nun in Emmerich auf Befehl des französischen Königs die sämtlichen (5) von den kalvinischen Holländern entzogenen Kirchen dem katholischen Kultus zurückgegeben. Am Fronleichnamsfeste (17. Juni) konnte seit 44 Jahren wieder die feierliche Fronleichnamsprozession über den Markt abgehalten werden. Die Katechismen der Trivialschulen, die Cellanen, Infimisten und alle übrigen Studenten beteiligten sich. Der Kardinal von Bouillon trug das Allerheiligste; auf dem Markte standen die Soldaten unter Waffen. Am 25. August mußte das Fest des heiligen Ludwig, „des Patrons der Franzosen" gefeiert werden. Die Läden waren geschlossen, alle Glocken mußten läuten und am Vorabend gebaiert werden (Bavarizatio), wie verkündigt worden war[3].

---

[1] *Kop. M. G. H. 143. In einem beiliegenden Extractus Protocolli vom 24. Juni 1664 wird ausgeführt, der Pfalzgraf habe sich verpflichtet, die Protestanten seiner Länder im Stande von 1624 zu belassen; es werden dann einige Fälle aufgeführt, in denen dagegen gehandelt worden sei, so sei z. B. der reformierten Gemeinde zu Metterau die Mitbenutzung der Kirche, die sie 1624 gehabt, entzogen worden usw.

[2] *Hist. coll. Embric 1672.

[3] *Diar. Gymn. Embric.

In diesen Kriegswirren litt das Kolleg sehr unter den großen Kontributionen. So mußte dasselbe vom Januar bis Dezember 1679 dem Kurfürsten, den Franzosen und dem Magistrat 1180 Rthlr. bezahlen und zur Aufbringung dieser Summe teils das Silbergerät der Kirche verpfänden, teils Geld leihen. Die Not blieb so andauernd, daß 1684 das Kirchengerät noch nicht wieder eingelöst war.

Kaum war die französische Kriegsnot vorüber, als die alten Repressalien von seiten Brandenburgs wieder begannen. Im Jahre 1696 war in Düsseldorf ein kalvinischer Prediger festgenommen worden, weil er gegen den Willen des katholischen Vaters das Kind der protestantischen Frau kalvinisch getauft hatte. Die Kalviner setzten nun alles beim Kurfürsten von Brandenburg in Bewegung, um durch Repressalien gegen die Jesuiten die Freilassung ihres Predigers zu erwirken. Durch Dekret des Kurfürsten Friedrich III. wurde dem Kolleg dasselbe Schicksal angedroht, wenn nicht innerhalb acht Tagen die Freilassung des Predigers erfolge. Da trotz aller Bemühungen der Jesuiten die Freilassung nicht so schnell erfolgte, erschien am 22. Oktober ein Leutnant mit Soldaten im Kolleg, erklärte zwei Patres Zimmerarrest und stellte vor ihre Zimmer Wachen. Diese Bewachung dauerte zehn Tage, bis der Pfalzgraf endlich nachgab und den Prediger entließ.

In den „Unterthänigsten abgenöthischen Gravamina", welche Rektor und Patres von Emmerich bei der Religionskonferenz in Rheinberg im März 1697 übergaben, wird über verschiedene zu hohe Steuern und Kontributionen geklagt und dann heißt es unter 9) Es ist landkundig, welcher Gestalt im Oktober 1696 wegen der zwischen ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg und ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz in Religionssachen entstandenen Differentien aus dem ganzen Clero allein besagte Patres S. J. zu Embrich beschwert, der Rektor cum P. Ministro elf Tage arrestiert mit vier Soldaten im Collegio bewacht und neben allen ausgestandenen Molestien, Unruhen und Kosten wegen Hin- und Herreisen in großen Schaden gesetzt worden. Da die Patres an allem ganz unschuldig, bitten sie, die Kosten und den Schaden zu ersetzen. Dann folgt 10) Unerachtet bisher alle Studenten ohne Unterschied der Religion einen freien Zugang zu den Schulen der Patrum Societatis zu Embrich hatten, wird dieser (Zugang) trotzdem jetzt behindert und (werden) die evangelischen Kinder auf alle Weis davon abgehalten, ja sogar den Eltern, ihre Kinder dahin zu schicken von den evangelischen Herrn Predigern sub censuris inhibirt. Weilen aber solches zu nicht geringem Nachteil der Schulen obgemelter Patrum gereicht, bitten sie um gnädigste Remedierung[1].

Zeitweilig traten solche „Remedierungen" ein, aber es fehlte auch nicht an weiteren Belästigungen, sogar zeitweiliger Verhaftung mehrerer Patres durch die Kleve'sche Regierung[2].

Trotz all dieser Bedrängnisse hielt sich der Personenstand des Kollegs auf 20—24 Personen, darunter 10—12 Priester, 5—6 Magistri und 6 Brüder. In den fünfziger Jahren waren es 28, in den sechziger 24, in den achtziger und neunziger Jahren 20—22, 1700 wieder 23, 12 Priester, 5 Magistri und 6 Brüder. Davon waren fünf Lehrer für die fünf Gymnasialklassen und ein sechster für Griechisch. Im Jahre 1662 wurde auf Wunsch des protestantischen Magistrats auch die Logik beigefügt, weil die Schüler der Stadt großen Vorteil brachten. Die Schülerzahl war bis zum Jahre 1656 auf 500 gestiegen, fiel dann stark 1664 infolge der Pest (die Schule wurde erst 8. Dezember wieder eröffnet); gegen aller Erwartung wurden aber 1665 wieder 250 Schüler gezählt. Im Oktober dieses Jahres kam dann die

[1] Düsseldorf St. A. Emmerich Jes. 3.

[2] Näheres in den *Litt. ann. 1698 und der *Hist. coll. 1700.

Ausweisung[1]. Als die Jesuiten Mai 1666 zurückkehrten, ging Anfang Juni alles in den Schulen wieder den gewohnten Lauf. Später in den achtziger Jahren nahm die Schülerzahl ab, weil verschiedene Klöster in der Nachbarschaft Schulen eröffneten. Im Jahre 1687 zählte man nur mehr 200 Schüler.

Seelsorgerisch wirkten die Patres durch die ständigen Predigten an Sonn- und Festtagen in der Stiftskirche St. Martin, durch die drei Katechesen in St. Martin, Adelgundis und in der eigenen Kapelle und drei bis vier Katechesen außerhalb der Stadt, endlich durch die Sodalitäten. Von letzteren umfaßte je eine die Herren (lateinische Kongregation), die Bürger (deutsche Kongregation), die Studenten und die jungen Handwerker. Diese vier hielten jeden Sonntag ihre Versammlung im Gymnasium; außerdem bestand in der Jesuitenkirche eine Frauenkongregation unter dem Schutz der heiligen Ursula. Die lang ersehnte Bruderschaft von der Todesangst Christi wurde 1687 eingeführt und zwar am ersten Sonntag im Mai. Der Andrang war so groß, daß die Kirche nicht alle fassen konnte. Die nächste Folge war auch hier ein starkes Anwachsen der Kommunionen infolge der Generalkommunion an jedem ersten Sonntag des Monats: dieselben stiegen von 30800 im Jahre 1676 auf 37000 im Jahre 1687.

Außerhalb der Stadt leistete man vielfach Aushilfe. Als Orte, die häufiger besucht wurden, besonders Weihnachten, Ostern und Pfingsten, werden genannt 's Herenberg, Kleve, Calcar, Zevenaer, Anhold, Cronenburg, Haßelt und Duisburg. In Calcar führte man 1692 die Todesangstbruderschaft ein, die an jeden vierten Sonntag des Monats von einem Pater abgehalten wurde. In den 1½ Stunden von Emmerich entfernten Netterden, das viele Jahre ohne Pfarrer war, arbeitete unverdrossen als Tröster, Katechet, Prediger, kurz als eifriger Seelenhirt P. Joh. Boudet, wie in dessen Nekrolog vom Jahre 1694 bemerkt wird. Weder die schlechten Wege, noch die Unbilden der Witterung, noch die grassierenden Seuchen konnten ihn je abhalten, den Weg stets zu Fuß und meist nüchtern zurückzulegen.

Bei diesen Exkursionen ging es nicht immer glimpflich ab. So wurde im Jahre 1698 ein Pater bei einer Aushilfe in Duisburg vom Altare weg durch Bürgermeister und Stadtwehr verhaftet. Kaum, daß man ihm Zeit ließ, die heiligen Gewänder abzulegen, führte man ihn zwischen Bewaffneten zum Rathaus. Trotzdem der Pater sich rechtfertigen konnte, weil er seine Ankunft dem Magistrat angezeigt, wurde er zu 500 fl. verurteilt und bis zu deren Beitreibung gefangen gesetzt. Die Katholiken von Duisburg waren darüber so empört, daß die jungen Leute beinahe das Rathaus gestürmt hätten. Ein Katholik leistete Bürgschaft und der Pater wurde einstweilen entlassen, zugleich aber jede öffentliche Ausübung des katholischen Gottesdienstes verboten[2].

Die Seelsorge wurde nachhaltig gefördert durch die Caritas, für die die vielen Kriege und Seuchen ein reiches Feld der Betätigung boten. So wurde während der Seuche von 1664 P. Joh. Coccius mit einem Bruder exponiert. Nach zwei Wochen angestrengter Arbeit ergriff die Seuche den eifrigen Pater. Acht Wochen war er ans Bett gefesselt. Kaum etwas hergestellt, nahm er unverdrossen die Arbeit wieder auf. Vielen brachte er Rettung für Leib und Seele; besondere Hilfe fand er bei den Mitgliedern der Bürgerkongregation. Bei den Seuchen des Jahres 1676 bettelten die Patres in der Stadt Unterstützungen für die ärmeren Kranken. Dazu kamen noch die vielen Armen, die von allen Seiten nach Emmerich strömten, um dort eine Zuflucht zu finden. Mit dem Besuch der Kranken, der

---

[1] Vergl. oben S. 31.

[2] *Litt. ann. 1698. Über die Leidensgeschichte der Katholiken in Duisburg Näheres in dem Kurtzen und Wahrhafften Bericht 1663 Nr. 66 bis 84 und 117.

Hospitäler und Kerker waren stets eigens bestimmte Patres betraut, und in den Personalkatalogen wird bei ihren Namen dies stets als besonderes Amt erwähnt[1].

Zu Emmerich gehörten die Mission in dem benachbarten 's Herenberg und die Residenz in Xanten[2]. In 's Herenberg residierte ein kalvinischer Prediger; die Katholiken waren, wie in der ganzen Umgegend, infolge der intoleranten holländischen Religionsedikte vollständig verlassen; die meisten lebten und starben ohne Sakramente. Mit Unterstützung des katholischen Grafen Albert von Berg begann P. Bernhard Rhonen im Jahre 1651 eine Missionsstation. Er lebte von den Almosen der Katholiken und der Unterstützung des Grafen. Wegen der scharfen Edikte und der noch schärferen Wachsamkeit der Prediger durfte der Pater nur nachts die Kranken besuchen, die Sterbesakramente spenden, taufen usw. Im Jahre 1653 wies ihm der Graf von Berg eine Wohnung in seinem Schloß an, und so konnte der Pater als Schloßkaplan etwas mehr wagen. Um so größer wurden aber auch die Bemühungen der Prediger, ihn zu verdrängen. Aber alle Drohungen und Plackereien prallten an dessen Standhaftigkeit ab. Im Jahre 1654 sorgte er für ein besseres und sicheres Lokal, um die Kinder zu unterrichten. Als er im folgenden Jahre in einem benachbarten Orte einem sterbenden Katholiken die letzten Sakramente gespendet, wurde er gefangen genommen und entging nur dadurch der Abführung nach Arnheim, daß er sich auf seinen Charakter als Kaplan des Grafen von Berg berief. Im April 1659 erreichten die Prediger ihr Ziel. P. Rhonen wurde nach Arnheim abgeführt und mußte dort drei Monate in einem schmutzigen Gefängnis bleiben, bis ihn die Katholiken durch Bezahlung von 1000 holländischen Gulden befreiten. Der Pater durfte nicht mehr nach 's Herenberg zurück, und so erreichte die Mission nach acht Jahren ein Ende.

Die seit 1609 bestehende Residenz in **Xanten** zählte durchgehends vier Personen, drei Priester und einen Bruder; später trat an die Stelle des letzteren ein Diener. Die geringen Einkünfte 150 Rthlr. vom Kapitel und 30 Rthlr. vom Kolleg in Emmerich gingen in schlimmen Zeiten nicht ein, so daß man dann ganz auf die Almosen guter Leute angewiesen war. Die gewöhnliche Tätigkeit bestand in Predigt, Katechese, Visitation der Schule. Im Jahre 1663 zählte man über 8000 Kommunionen. An allen Sonn- und Festtagen predigten die Patres zweimal in der Stiftskirche. An drei Orten draußen hielt man Katechese, seit 1653 auch in der Winterszeit, trotz der schlimmen Witterung und der weiten Wege. In dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Sonsbeck, wo die Leute ganz besondern Eifer zeigten, indem sie dem Katecheten eine Viertelstunde weit entgegengingen, um mit ihm die Lektion zu wiederholen, verbot die klevische Regierung 1663 die weitere Herbeiziehung eines Jesuiten, und so mußten die Patres die segensreiche Tätigkeit einstweilen aufgeben. In dem Kurtzen und warhafften Bericht der Differentien zwischen dem Herrn Churfürsten

[1] Die finanziellen Verhältnisse des Kollegs waren durchgehends sehr traurig. Die Einkünfte aus den sechs Kleveschen Kanonikaten betrugen kaum 200 Thlr. und diese gingen nicht einmal immer ein oder wurden gesperrt. Ebenso verhielt es sich mit den Zehnten aus der Pfarrei Birten, aus denen auch noch ein Seelsorger zu bestellen war. Im Jahre 1665 rechnete man an reinen Einkünften 770 Thlr., mit denen 14 Personen unterhalten werden konnten. Für den Unterhalt der 22 Personen blieben 1690 nur 400 Rthlr. übrig. In den Jahren 1699 und 1700 mußte man z. B. an Kontributionen 500, an städtischen Aczisen 100 Reichsthlr. bezahlen. — Die Rektoren: Hieron. Warmold 1650, Joh. Baumeister 6. Okt. 53, Weinand Weidenfeld 17. Nov. 56, Herib. Lintlau 18. Jan. 60, Bernh. Rottman 13. Aug. 63, Friedr. Eimeren Vizer. 14. Aug. 64, Joh. Cronenberg 65, Friedr. Eimeren Vizer. 9. März 65, Rektor 67, Mathias Losen 15. Juli 71, Friedr. Lamberti 21. Juli 74, Ignaz Splinter 19. Dezember 77, Reiner Haverloo 17. Nov. 82, Joh. Aldenhoven 6. Mai 86, Steph. Antoni 21. Nov. 89, Konr. Moy 20. März 93, Arn. Sprunck 24. Juni 96, Jak. Ravesway 11. Okt. 99.

[2] Vergl. *Litt. ann. und *Hist. coll. Embr.

zu Brandenburg und dem Herrn Pfaltzgraffen zu Newburg (1663) heißt es darüber (Seite 31): Der Pastor von Sonßbeck war veranlaßt worden, die Patres Societatis zu Xanten zu ersuchen, daß sie ihm an Sonn- und Feyrtagen im Kinderlehren und andern geistlichen Exercitiis Assistenz leisten, gestalt dieselben dann vor, in und nach dem Jahre 1651 ohne einige Bewöhnung getan haben, bis noch neulich in diesem Jahre 1663 mehrgem. Pastore verboten worden, sich der Patrum Societatis Hilf nit mehr zu bedienen, unangesehen dieselben von Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1608 durch ein öffentliches Patent dergleichen Funktionen im ganzen Land von Cleve zu verüben erfordert, sie auch dessen bis herzu in ruhiger Possession gewesen seynd. Später (1685) konnte man die Tätigkeit in Sonsbeck wieder aufnehmen.

Wiederholt versuchten die Protestanten, die Vertreibung der Jesuiten auch aus Xanten durchzusetzen. Im Jahre 1663 erließ die klevische Regierung ein diesbezügliches Dekret, doch wurde dasselbe nicht ausgeführt. Auf die Forderung der Protestanten, im Herzogtum „das neu eingeführte Exerzitium, auch die Schule der Jesuiten in der Stadt Xanten abzuschaffen", erwiderten die Jesuiten: Die Jesuiten zu Xanten haben kein neu eingeführtes Exerzitium, sondern haben in der Stiftskirche ihr Exerzitium von 1609 bis jetzt. Sie haben ihre Wohnung in einer Kanoniker Wohnung innerhalb der Immunität, haben auch niemals allda Schule gehalten [1].

Auf die Geschicke des Kollegs in **Aachen** übte großen Einfluß der Riesenbrand vom 2. Mai 1656, der fast die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelte. Eine ungewöhnliche Hitze hatte schon einige Tage Dach und Fach ausgedörrt und für einen Brand wie vorbereitet, als in der Früh um 8 Uhr der Brand ausbrach und durch den Wind so rasch weitergejagt wurde, daß schon nach zwei Stunden jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben werden mußte. Am folgenden Morgen gegen 3 Uhr erreichte das Feuer die Jesuitenkirche und das Kolleg. Endlich gegen 8 Uhr morgens, also zur selben Zeit, wo das Feuer am vorigen Tage angefangen, kam es zum Stillstand. Innerhalb 24 Stunden waren 19 Kirchen und Kapellen, das herrliche Rathaus und 4000 Häuser verbrannt. Verschont blieben Kirche und Kloster der Klarissinnen und der Kapuziner, ferner das Gymnasium der Jesuiten [2].

Da die Jesuiten ihre Wohnung verloren hatten, wurden einige in die benachbarten Kollegien, andere zum Sammeln von Almosen gesandt, die übrigen schlugen ihr Quartier, so gut es ging in einigen Winkeln des Gymnasiums auf. Am schnellsten kam Hilfe von der benachbarten flandrobelgischen Provinz, dann folgten andere Almosen auch aus Österreich und Böhmen. Mit Hilfe dieser Almosen konnte man die verbrannte Wohnung soweit herrichten, daß man Oktober 1657 dieselbe beziehen konnte.

Sechs Jahre später wurde der Neubau des Kollegs in Angriff genommen. Zwei Flügel wurden 1664 und 1671, der dritte endlich 1692 fertiggestellt. Große Kosten verursachte die Wiederherstellung der Kirche. Bei dem Brande war nicht allein das Dach verzehrt worden, sondern auch ein Teil des Gewölbes im Chor und Mittelschiff eingestürzt. Einstweilen mußte man sich begnügen, das Dach wiederherzustellen und das Innere soweit in Stand zu setzen, daß man Gottesdienst halten konnte. Im Jahre 1658 begann man mit dem Bau des früher geplanten Turmes,

[1] Düsseld. St. A., Emmerich Jes. 3. — Die Obern waren: Bernh. Hanius 1646, Gerlach Hoën 52, Nik. Corneli 55, Matthäus Coccius 58, Joh. Dickoff 61, Joh. Cronenburg 65, Eberh. Freialdenhoven 66, Heinr. Weisweiler 71, Mathias Losen 74, Bernh. Wendelen 76, Arn. Becker 79, Joh. Frey 83, Wennemar Holstein 88, Joh. Doro 94, Joh. Feurbach 97, Jakob Dens 1700.

[2] Eine genaue Schilderung in den *Litt. ann. 1656, Rhen. inf. 51.

wofür der Rat Herbst 1656 den gewünschten Platz gegeben hatte. Der Turmbau nahm zehn Jahre in Anspruch. Im Frühjahr 1659 wurden die Gewölbe des Innern nicht nur solider, sondern auch höher als früher wieder eingezogen. Die übrigen Erneuerungsarbeiten zogen sich bis 1680 hin[1].

Infolge des Brandes mußten die Schulen zwei Monate geschlossen bleiben und bei der Wiedereröffnung die Aufnahmen wegen Mangels an Platz eingeschränkt werden. Doch schon 1659 wurde die alte Zahl allmählich wieder erreicht. Das Jahr 1661 sah mit fast 400 Schülern die bisher höchste Zahl, und 1665 stieg dieselbe sogar auf 500. Nach einem Sinken in den 70er Jahren infolge der durch ganz Deutschland grassierenden Seuchen zählte das Gymnasium im Jahre 1687 nahezu 600 Schüler, davon fielen auf die Infima allein 110. Diese große Frequenz kam teilweise auch auf Rechnung der Philosophie, die im Jahre vorher dem Gymnasium angegliedert worden war.

Im Juli 1686 hatten sich die Bürgermeister, Schöffen und Magistrat der freien Reichsstadt mit einer diesbezüglichen Bitte an den Provinzial Lamberti gewandt. Im Eingange ihres Schreibens betonen sie, daß Dank dem unermüdlichen Eifer der Patres in Predigt, Katechese und Schule der katholische Glaube in Aachen von neuem aufgeblüht. Jetzt halte man auch die Zeit für gekommen, das philosophische Studium zu errichten. Außer den Studenten des blühenden Aachener Gymnasiums würden ganz gewiß manche aus Lüttich, Mastricht und Roermond, die jetzt mit größeren Kosten in Löwen studierten, nach Aachen kommen. Die Jesuiten in Köln würden darunter nicht leiden, eher das Laurentianer und Montaner Gymnasium, die meistens aus der Aachener Gegend besucht würden[2]. Durch Vertrag vom 5. November 1686 zwischen Jesuiten und Magistrat wurde das Weitere über „das Studium philosophicum cum aethica et mathesi" geregelt und die Höhe der Unterstützung auf jährlich 3200 Aachener Gulden festgesetzt[3]. Schon November 1686 konnte der erste Jahrgang mit 70 Logikern begonnen werden. Die erste feierliche Disputation aus der ganzen Philosophie fand Mai 1689 statt. Der prächtige, mit den Schutzheiligen und dem Stadtbild von Aachen gezierte Thesenzettel wurde auf Kosten des Magistrats in Paris gestochen[4]. Im Jahre 1687 wurde auch neben dem zweiten Jahre der Philosophie (Physik) ein Abriß der Mathematik gegeben; das Jahr 1688 sah dann die Beifügung des dritten Jahres, der Metaphysik. In diesem Jahre hatte die Logik allein gegen 100 Hörer.

Außer den vier Professoren für Philosophie und Mathematik zählte das Gymnasium noch sechs Professoren. Im ganzen betrug die Zahl der Insassen des Kollegs zwischen 24—28, von denen durchschnittlich 10—14 Priester, 5—6 Magistri, die übrigen Laienbrüder waren. Für ihren Unterhalt waren durchschnittlich nur 1000 Rthlr. vorhanden, die kaum für 14—15 Personen reichten; in den 80er Jahren waren die Einkünfte etwas höher, es konnten davon aber höchstens 18 Personen leben.

Die Seelsorge forderte viele Arbeitskräfte. Von den beiden ständigen Predigten im Münster und der Jesuitenkirche wurde seit 1684 für die vielen Wallonen und Franzosen, die das ganze Jahr keine Predigt hörten, weil sie nicht genug deutsch verstanden, jeden Sonntag die in der Jesuitenkirche französisch gehalten, und an den Festtagen auch eine französische Christenlehre eingerichtet. Christenlehren gab man ständig in 5—6 Pfarrkirchen in der Stadt und zwei außerhalb; 1658 sogar in sieben Kirchen in der Stadt und drei auswärts. Im Jahre 1657 und später

---

[1] Näheres bei Braun I, 109 ff.

[2] *Kopie in Litt. ann. 1686, Rhen. inf. 57, 204 f.

[3] Die weiteren Verhandlungen bei Fritz, Das Aachener Jesuitengymnasium 58 ff.

[4] Ein schönes Faksimile bei Fritz 510. Vergl. 274.

leiteten die Patres sechs Kongregationen, die lateinische für die Herren, je eine für die Bürger und jungen Handwerker, drei für das Gymnasium. In jeder dieser Kongregationen war fast allwöchentlich Vortrag. Zwei Frauen-Kongregationen, von der schmerzhaften Mutter und St. Ursula, hielten ihre Versammlungen regelmäßig in der Jesuitenkirche. Die Bürger-Kongregation zählte 1659 über vierhundert Mitglieder.

Jeden dritten Sonntag im Monat war seit 1661 (?) Generalkommunion für die armen Seelen. Dazu wurde 1684 die Bruderschaft von der Todesangst Christi zur Erlangung eines guten Todes eingeführt. Gleich im ersten Jahre traten 1000 Mitglieder bei. Kein noch so schlechtes Wetter konnte die Mitglieder von den abendlichen Versammlungen an jedem ersten Sonntag im Monat abschrecken. Ein eigenes Büchlein mit Gebeten und Gesängen erschien im gleichen Jahr. Es wird deshalb nicht verwundern, wenn infolge dieser Arbeiten die Zahl der Kommunionen stetig zunahm, und zwar stieg dieselbe von 25000 im Jahre 1655 auf 32000 im Jahre 1666 und 42000 im Jahre 1699. Die Konversionen bewegen sich jährlich durchschnittlich zwischen 3—10.

Zu diesen Arbeiten kamen dann noch die regelmäßigen Besuche der Hospitäler und Gefängnisse, die außerordentlichen Dienste für Pestkranke und die Soldaten in den Winterquartieren. Manches Trostwort und manche Hilfe wurde da gespendet; zuweilen gelang es auch wie im Jahre 1675 Gefangenen und zum Tode Verurteilten die Freiheit zu erbitten[1].

Das Kolleg in **Münstereifel** zählte im Jahre 1651 20 Insassen, darunter 12 Priester. Von letzteren waren 5 Professoren am Gymnasium, außerdem lehrte noch ein Magister. Jede der fünf Klassen hatte also einen Lehrer, der alle Fächer gab mit Ausnahme des Griechischen, für das ein eigener Lehrer aufgestellt war. Die Zahl der Mitglieder des Kollegs blieb sich mit wenigen Schwankungen ziemlich gleich; im Jahre 1700 waren es wieder 18, nachdem infolge der französischen Kriege die Zahl im Jahre 1681 auf 15, 1693 auf 16 gesunken war.

Durch die Einfälle der Franzosen seit November 1678 litt das Kolleg sehr; so mußte das Kolleg im genannten Jahre 5 Offiziere mit 15 Soldaten und 15 Pferden aufnehmen und elf Wochen unterhalten. Einquartierungen, Kriegssteuern und Lieferungen wiederholten sich in den folgenden Jahren besonders 1688 bis 1697. Zuweilen kam das an und für sich dürftige Kolleg in die größte Not. Es mußte die Schulen wiederholt schließen, so 1678—79 ein ganzes Jahr. Im Jahre 1692 heißt es: Vor den ringsum alles verwüstenden Franzosen flohen die Bauern aus ihren Dörfern in die Wälder, wo sie sich mehrere Wochen verborgen hielten, vielfach ohne alle Nahrung. Der Hunger trieb sie von dort scharenweise zur Pforte des Kollegs, wo sie von den Patres ermutigt und durch Almosen unterstützt wurden[2].

Dabei waren die reinen Einkünfte in guten Zeiten nur 600—800 Rthlr., von denen höchstens 12—16 Personen unterhalten werden konnten. Da diese Einkünfte zu großem Teil von Äckern und Weinbergen herrührten, so läßt sich begreifen, wie die Kriegszeiten mit ihren harten Auflagen und Plünderungen die Lage gestalten mußten. Die Pächter erheischten in ihrer großen Not eher noch Unterstützung vom Kolleg. Im Jahre 1700 wurden bei mittlerer Weinlese die reinen Einkünfte auf

---

[1] Die Rektoren waren: Joh. Cronenburg (Cronenberg) 1650, Nik. Lehm 53, Joh. Cronenburg 56, Georg Piel 62, Gottfr. Otterstedt 65, Jak. Boymann 68 († 69), Heinr. Hövel 69, Gottfr. Mylius 72, Heinr. Nolden 75 (76), Friedr. Lamberti 79, Heinr. (Herm.) Nolden 83, Franz Düssel 86, Friedr. Lamberti 90, Joh. Thomä 93, Joh. Knauff 96, Heinr. Breitfeld 1700. — Vergl. die Liste bei Fritz 189 f.

[2] *Hist. coll. Monast. Eifl. 1690—92.

1200 Rthlr. angegeben, von denen, wenn alles einging, „was sehr selten der Fall ist", zwölf Personen, jede zu 100 Rthlr. gerechnet, unterhalten werden konnten[1].

So mußte man auf Erweiterung der Rechte und Besitzungen bedacht sein. Dem standen aber zuweilen die Interessen der Stadt entgegen, und es kann dem Magistrat der Stadt durchaus nicht verübelt werden, daß er für seine Interessen eintrat. So forderte derselbe im Jahre 1658 wiederum für die vom Kolleg niedergelegten Häuser dieselben Steuern, mit welchen dieselben vor dem Ankauf durch die Jesuiten belastet waren. Er machte dabei geltend, daß aus der Verminderung der zinspflichtigen Häuser die Steuern auf wenige Bürger verteilt und diese somit mehr belastet werden müßten. Da das Kolleg sich weigerte, suspendierte der Magistrat das Holzungsrecht und die Fundationsgelder für die Rhetorik. Durch diesen Streit wurde die Eintracht gestört und die Frucht der geistlichen Arbeit gehindert. Deshalb schickte der Pfalzgraf Philipp Wilhelm (Neuburg) seinen Beichtvater P. Godfr. Otterstedt an den Amtmann Friedr. von Golstein mit dem Auftrag, er möge einen Vergleich zwischen den beiden Teilen versuchen. Schließlich wurde das Holzungsrecht, das der Vater des Pfalzgrafen dem Kolleg verliehen, aber nicht verbrieft hatte, urkundlich bestätigt; die Stadt erhielt vom Pfalzgrafen für Ablösung der auf den Häusern ruhenden Lasten eine einmalige Zahlung von 1000 Rthlrn.[2] Um die Auffassung des Magistrats zu würdigen, muß man bedenken, daß die geistlichen und adeligen Güter Steuerfreiheit genossen und je mehr sonst steuerpflichtige Häuser in geistlichen oder adeligen Besitz übergingen, um so stärker die aufzubringenden Steuern auf den einzelnen Bürgern lasteten, zumal wenn die Zahl der Bürger, wie dies auch in Münstereifel der Fall war, abnahm[3].

Wenn trotz der geringen Fundation und trotz der schwierigen Zeitverhältnisse ein neues Kolleg und eine neue Kirche gebaut wurden, so zeigt dies einerseits ein großes Gottvertrauen, andererseits auch großherzige Wohltätigkeit. Im Anschluß an die feierliche Einholung der Reliquien des heiligen Märtyrers Donatus fand 1652 die Grundsteinlegung für den neuen Kollegbau statt. Das städtische Hospital, das dem Quadratbau des Kollegs entgegenstand, wurde durch Tausch mit einem anderen entsprechenden Hause erworben. Am 1. November 1658 konnte das neue Kolleg bezogen werden[4].

Gleich in das folgende Jahr fiel am 10. August die Grundsteinlegung einer neuen Kirche. Der sofort in Angriff genommene Bau konnte aber wegen Mangels an Mitteln nur langsam weitergeführt werden. Erst 1665 wurde das Dach aufgesetzt; dann vergingen noch drei Jahre bis zur Fertigstellung, so daß der Bau neun Jahre beanspruchte. Anfangs November 1668 fand die Übersiedelung aus der seit 25 Jahren benutzten Michaelskapelle statt; zwei Jahre später 1670 erfolgte die feierliche Weihe zu Ehren des heiligen Donat durch den Kölner Weihbischof Peter von Walenburg.

Der weder hervorragende noch schöne aber gutbelichtete Bau ist einschiffig und zeigt ansehnliche Größe[5]. Trotz der Einschiffigkeit hat die Kirche an der Fassade und Seite die beliebten Emporen. Der Stil ist gotisch, freilich in einer sehr aus-

---

[1] *Catal. triennal. Rhen. inf. 1685—1700.

[2] *Hist. coll. Monast. Eifl. 1658—60. Akten über den Streit in Düsseldorf Staatsarch. Münstereifel Jes. 3.

[3] Über die Einwohnerzahl und die aufzubringenden Steuern vergl. Katzfey, Geschichte der Stadt Münstereifel I, 312.

[4] Die *Rationes fabricae auch für die Kirche in Düsseldorf Staatsarch. a. a. O.

[5] Das Langhaus ist über 24 m lang und über 14 m breit, der Chor 9 1/2 m breit und 10 1/2 m tief, die Höhe beträgt im Langhaus 14 3/4 m, in dem sieben Stufen höher liegenden Chor 13 m. — Über die Kirche vergl. Jos. Braun, Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten I, 129 ff.

gearteten Form. Die größten Verdienste um den Bau erwarb sich der sehr tätige und fachkundige P. Christian Knauft aus Linz am Rhein, der seit 1656 auch als Bauleiter des Kollegs in den Katalogen erscheint. Mit dem im Jahre 1683 vollendeten dritten Flügel des Kollegs fand die Bautätigkeit ihren einstweiligen Abschluß. Alle Bemühungen für einen Neubau des Gymnasiums scheiterten an der Ungunst der Zeit. Im Jahre 1676 waren die Schulen noch im Rathaus, später in dem Wollenweber Zunfthaus untergebracht; dieses wird in einer Eingabe vom 3. November 1686 als baufällig und allen Unbilden von Schnee und Regen ausgesetzt geschildert[1].

Die Zahl der Schüler stieg in den fünfziger Jahren (1653) bis zu 204, später besonders infolge der Kriege sank dieselbe 1681 auf 111, 1691 waren es 128[2]. Im Jahre 1686 zählte die Infima allein 60 Schüler.

Neben der Schultätigkeit wirkten die Patres eifrig in der Seelsorge. In der Stadt besorgten zwei Patres die Sonntags- und Festtagspredigt und hielten eine besondere Exhorte für die Armen; daneben wird 1658 noch ein lateinischer Prediger genannt. Die Jahresberichte erwähnen 1654 und später fünf Sodalitäten, zwei für die Studenten, eine für die Bürger, eine für die Frauen (Ursula-Sodalität), eine für die jungen Handwerker. Die Historia von 1693—95 spricht von sechs Sodalitäten, wahrscheinlich ist diese sechste die auch im Catalogus brevis von 1655 erwähnte Sodalität auf dem Michelsberge. In einem Schreiben vom 14. Januar 1668 an den General Oliva bittet die bisherige „Geistliche Zusammenkunft" der Junggesellen zu Münster Eiffel aus derselben eine löbliche Bruderschaft zu errichten und eine Bulle mit dem Titel Maria Reinigung zu vergönnen[3].

Außer der Christenlehre in der Stadt (1694 an drei Orten) gab man auch außerhalb Christenlehre, durchschnittlich an neun Orten. Im Catalogus brevis von 1655 werden namentlich Katecheten aufgeführt für Euskirchen, Holtzheim, Arloff, Flamersheim, Kirchheim, Kocheim, Stoltzheim, Weyer und Pesch. Die Jahresberichte von 1661 und 1664 erwähnen Katechesen an zehn Orten. Dazu kam die Besorgung der zahlreichen Wallfahrer auf dem 2000' hohen Michelsberg. In der Stadt wurde 1659 die monatliche Generalkommunion mit vollkommenem Ablaß für die Verstorbenen eingeführt und dafür der dritte Sonntag im Mona bestimmt. Das erste Mal, 16. März 1659, zählte man bereits gegen 400 Kommunikanten. Die Zahl der Kommunionen wird für die Jubiläumsjahre 1651 und 1656 auf 10—11000, 1655 auf 9000 angegeben.

Zu Münstereifel gehörte auch die Mission in Schleiden. Die Arbeit, welche anfangs der fünfziger Jahre durch Kriegsunruhen viel gestört wurde, dauerte dort bis zum Jahre 1654. „Auf Anordnung der Oberen," so erzählt der Bericht dieses Jahres[4], „ist die „missio" endlich dieses Jahr aufgelöst. Der eine der beiden Patres wurde Mitte Sommer abberufen, während der andere, dem ab und zu ein Pater von Münstereifel aus zu Hilfe geschickt wurde, noch bis zum Ende des Jahres blieb, da eben der Pfarrer noch ausgeblieben war. Unsere Arbeit und die katholische Sache überhaupt hatte in diesem Jahre schwer zu leiden gehabt: zuerst durch den Tod des Grafen Ernst, der am Aschermittwoch starb, dann durch den Streit der Vormünder bezüglich der Regierung, der noch nicht beendigt ist, und endlich durch die schwere spanische Besetzung, unter welcher das Land fast erdrückt wird. Gleichwohl wurden trotz der mißlichen Verhältnisse in diesem Jahre noch neun zur katholischen Kirche zurückgeführt."[5]

[1] Düsseld. Staatsarch., Münstereifel Jes 20.
[2] Katzfey I, 235.
[3] *Orig. Rhen. inf. 74.
[4] *Hist. coll. Monaster. Eifel. 1649—54.
[5] Die Rektoren von Münstereifel waren: Gerh. Thenen 1650, Christian Winkelmann 53, Joh.

In **Düren** führten die verwickelten Rechtsverhältnisse der St. Anna-Pfarrei zu fortgesetzten Streitigkeiten. Auch die am 15. Februar 1659 mit päpstlicher Genehmigung erfolgte Inkorporation der Pfarrei in das Kolleg[1] brachte noch keine Beruhigung. Nach langen Verhandlungen kam endlich am 28./30. Juni 1662 ein Vergleich zu stande, der am 20. Januar 1663 vom Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich bestätigt wurde.[2]

Die wesentlichsten Bestimmungen sind folgende: Das Directorium Horologii und die Kirchen-Turm-Wacht sollen, weil es ein politisch Wesen, einem ehrbarn Rat verbleiben, der auch für deren Unterhaltung zu sorgen hat. Dem Turm-Wächter und seinen Zugetanen soll bei scharfer Straf eingebunden werden, das Feuer allzeit in gute Obacht zu nehmen und keine Asche oder andere Unreinigkeit, wodurch das Kirchen-Dachwerk Schaden leiden könnte, hinunterzuschütten; auch keinen jungen Leuten das Tanzen oder andere Ungebühr zu gestatten; ferner soll der Director Horologii in dem, was den Gottesdienst und die Schulen angeht und was zu den verschiedenen Jahreszeiten auf den Glocken zu spielen ist, von dem zeitlichen Rektor als Pastor Anweisung zu empfangen schuldig sein. Der Chor-Cantor, die sechs Choralen, der Organist und die Glöckner sollen alternative von dem Rektor als Pastor und von den Erb-Kirchenmeistern angestellt und wie früher salariert werden. Alle Zünfte können bei ihren Patrons-Festen auf vorhergegangenes Anmelden bei dem Herrn P. Rektor nach alter Gewohnheit läuten lassen, wofür jede Zunft die Kirchenbedienten bezahlen soll. — Die beiden Lehrer der Trivialschule sollen vom Rate angestellt und bezahlt werden nach vorheriger Verständigung mit dem Rektor, dem die Inspectio und Directio Scholarum gebühret und verbleiben soll. Die Anstellung des Küsters oder Offermanns verbleibt dem Kolleg als Pastor, jedoch nach vorheriger Verständigung mit den Kirchenmeistern; es soll allzeit ein weltlicher Offermann angestellt und Bürgerskinder sollen bei gleicher Qualifikation andern Auswendigen vorgezogen werden. Obwohl der Rat von unerdenklichen Jahren her das Erb-Kirchenmeister-Amt verwaltet hat, ist es rätlicher befunden worden, aus der Mitte des Rats zwei qualifizierte Personen auf Lebenszeit zu wählen und zwar im völligen Rat per majora; dem Rektor bleibt vorbehalten, auf vorhergegangene Benachrichtigung, sein Votum schriftlich einzusenden. Da P. Rektor ausgeführt, daß vor und nach sechs Vicarien-Häuser samt Garten, die unzweifelhaft vorher von bürgerlichen Lasten frei gewesen, veräußert worden, und vorgeschlagen, an Stelle dieser Häuser eine Kinderschul, welche von geistlichen Jungfern gehalten würde, zu errichten und den dafür zu bestimmenden Platz von bürgerlichen Lasten zu befreien, so hat der Rat beschlossen, das bürgerliche Haus, darin die Kinderschul wird gehalten werden, wie auch die eine oder zweite Jungfrau, welche die Schule übernehmen werden, von bürgerlichen Lasten zu befreien, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß diese Jungfrauen keine andern bürgerlichen Commercien treiben sollen[3]. — Das Glockengeld oder Vectigal campanarum bleibt dem Rat, weil der Rat bei den Angriffen und Belagerungen solche Glocken mit etlich tausend Rthlrn.

Wildenrath 56, Georg Piel 59, Klaud. Dieppäus 62, Jak. Boyman 64, Georg Schneidt 67, Joh. Wildenrath 71, Joh. Scheffers 74, Franz Düssel 77, Adrian Feigen 81, Joh. Malberg 82, Nik. Graß 86, Joh. Aldenhoven 90, Hermann Nolden 93, Heinr. Hinderhausen 96, Hermann Nolden 1700. — Vergl. die etwas abweichende Liste bei Katzfey I, 237.

[1] Vergl. Gesch. II, 114.

[2] *Orig. Staatsarchiv Düsseldorf, Düren Jesuiten 28 b, c. Abdruck bei Werners, Fortsetzung der Materialien-Sammlung zur Gesch. Dürens (1886) 770 ff. über die Kontroverse überhaupt vergl. Informatio Controversiae Marcoduranae, Düsseldorf Staatsarch. a. a. O.

[3] Auf Verwendung der Jesuiten wurde den Lehrerinnen der Mädchenschule dieses Privileg am 8. Oktober 1692 aufs neue bestätigt, nachdem man es eine Zeitlang bestritten hatte.

rediniert und die Gelder dafür gegen Zinsen aufgenommen hat. — Die Reliquien Stae Annae bleiben wie von altersher in Stae Annae Kirchen und die dazu gehörigen Schlüssel verbleiben zur Halbscheid dem P. Rektor als Pastor und dem Rat; auch sollen die hohen Reliquien nicht gemein gemacht, sondern nur hohen geistlichen und weltlichen Standespersonen, denen es Respects halber gebührt, extraordinarie gezeigt werden. — Die Opfer Stae Annae werden in Gegenwart der Kirchenmeister überzählt und communicato consilio verwendet werden. Für den Fall, daß das Kolleg durch höhere Gewalt in der Pastorierung behindert oder dieselbe freiwillig aufgeben sollte, hat sich der Rat sein Recht vorbehalten.

Die Wohnung in Düren hatte sich schon lange als zu klein erwiesen. Am 23. April 1670 erteilte Pfalzgraf Philipp Wilhelm die Erlaubnis, die Behausung durch einen Neubau zu erweitern, da „die eingeräumte Behausung so gar eng und unbequem sei, daß auch die Magistri oben unter dem Dachwerk und die Brüder hin und wieder außer der Klausur ihre Kammern suchen müssen“[1]. Der Neubau von 180′ Länge wurde an den alten Bau gegen Straße und Kirche angefügt und noch 1670 bis zum ersten Stock und 1672 bis zum Dach geführt[2].

Trotz der großen Kriegsnöten besonders in den Jahren 1679 und 1689 blieb das Kolleg vor dem Schlimmsten bewahrt, indem sowohl der Magistrat als auch die französischen Befehlshaber sich desselben nachdrücklichst annahmen. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß die an und für sich schon geringen Einkünfte sehr darunter litten.

Über die zu geringen Einkünfte (700—1000 Rthlr.), die zum Unterhalt nicht ausreichten, wird oft geklagt. Das Kolleg hielt sich aufrecht durch Zuwendungen von Erbteilen aus dem Vermögen einzelner Jesuiten. Im Jahre 1700 betrugen die reinen Einkünfte 1252 Rthlr., von denen, die Person zu 83 Rthlr. gerechnet, 15 Personen unterhalten werden konnten. Immer und immer wieder mußte das Kolleg Klage führen über den Kellner von Nideggen, der oft die Auszahlung der Deputate verweigerte oder verzögerte[3].

Im Jahre 1651 zählte das Kolleg 16 Insassen, von denen vier in den fünf Gymnasialklassen, da erste und zweite Grammatik, später (1655) Rhetorik und Poesie, wegen der schwierigen Zeitverhältnisse vereinigt waren. Im Jahre 1658 sind aber von den 19 Mitgliedern sechs Professoren, je einer für die fünf Klassen und ein sechster für das Griechische. Eine Schülerzahl findet sich nirgends angegeben. Auch später bewegte sich die Zahl der Jesuiten zwischen 18—20, von denen meist ein Drittel Laienbrüder waren.

Das Zentrum des kirchlichen Lebens in Düren war und blieb die St. Anna-Kirche mit ihrer hochverehrten Reliquie. Viele Tausende strömten alljährlich hierhin, um ihrer Verehrung der Mutter Marias Genüge zu leisten — zuweilen zählte man am Anna-Feste gegen 20,000 Personen; große Prozessionen kamen aus den umliegenden Städten und Dörfern. Im Jahre 1651 wird bemerkt, daß Weihnachten weit über Tausend die heilige Kommunion empfingen, was für die Stadt als

---

[1] *Orig. Düsseldorf Staatsarch., Düren Jes. 63.

[2] Vergl. *Litt. ann. 1670. Am 27. Januar 1671 bitten „die Jesuiten den Fürsten, ihnen einige „steiger höltzer“ zu bewilligen aus dem Hambacher Busch. Der Kollegsbaw sei bis an die untersten Balken geführt, könne aber wegen Mangels solcher „steiger höltzer“ nicht fortkommen. Am 17. August 1672 sagen die Patres dem Fürsten immensas gratias für die reichliche Unterstützung mit Baumaterialien, wodurch der Bau „usque ad tecti perfectionem surrexerit“ und benutzen diese Gelegenheit, um einige Wagen Steinkohlen zu bitten, um Backsteine damit zu brennen. 1675, Oktober/Nov., bitten die Patres um 1000 Pfund Blei und 20 Zentner Eisen pro eleemosyna zum Kollegsbau; Düsseldorf, Staatsarch. Düren Jes. 3.

[3] Vergl. die Bittschriften der Jesuiten im Düsseldorfer Staatsarchiv., Düren Jes. 1 und 18.

wunderbar erscheinen muß, da nicht wenige noch am Leben, die sich erinnerten, daß früher außer Ostern fast niemand sich dem Tische des Herrn genähert. Für das Jahr 1674 finden sich über 29000 Kommunionen erwähnt. Die Christenlehre wurde an zwei Orten in der Stadt und in vier bis fünf auswärtigen Pfarreien gegeben, selbst in den Kriegsunruhen hielt man daran fest. Von Kongregationen werden genannt je eine für Bürger und junge Handwerker, zwei für Studenten, eine für Frauen und Jungfrauen (Sodalitas Ursulana). Im Jahre 1682 ist die Rede von einer Kongregation für Frauen unter dem Schutze der schmerzhaften Mutter und eine für Jungfrauen unter dem Schutze der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen. Im Jahre 1687 wurde dann auch die Todesangstbruderschaft eingeführt.

Dem Dienste der Pestkranken weihten sich 1665 P. Johann Vestering und der Bruder Quirin Eickradt, beide fielen binnen kurzem ihrem Eifer zum Opfer. Im folgenden Jahre 1666 starben noch zwei an der Seuche, die sie sich in der Seelsorge zugezogen: P. Heinrich Brewer und P. Peter Morenus. Der Andrang zu den Beichtstühlen war in dieser Pestzeit so groß, daß die Jesuiten demselben nicht gewachsen waren[1].

In der Residenz zu **Jülich** hatten die Jesuiten 1646 die Oberaufsicht über die früher blühende Partikularschule erhalten[2]. Zwei Fragen standen im Vordergrund: erstens die Beschaffung einer geeigneten Wohnung und zweitens die Übernahme der Schule. Die Lösung beider stieß auf große Schwierigkeiten.

Am 6. Mai 1651 erwarben die Jesuiten durch Kauf (1500 Rthlr.) ein Haus am Markte „im Anker" genannt. Neben dem Anker lag das vor 80 Jahren gebaute Rathaus. Wollte man Raum gewinnen für eine ausgedehnte Wohnung, so mußte das Rathaus stets im Wege stehen. Es war gewiß ein kühner Gedanke, sich um Überlassung des Rathauses zu bewerben und nur die große Gunst des Landesfürsten, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm († 1653) und seines Nachfolgers Philipp Wilhelm sowie warme Sympathien in der Bürgerschaft konnten die entgegenstehenden Schwierigkeiten ebnen. Daß die „Edlen Ehrenvesten, Hochgelährten auch Großachtbaren Vorsichtigen undt wollweisen Vielgeehrten Herren", wie der damalige Titel des Rates lautete, nicht sofort auf den Vorschlag eingehen wollten, ist mehr als verständlich. Aber bereits am 9. Dezember 1652 beschloß der Rat, den Jesuiten das Rathaus zu überlassen gegen Übergabe eines anderen passenden Hauses. Die Jesuiten kauften deshalb 1660 für 2200 Rthlr. einen der angesehensten Gasthöfe der Stadt, „den goldenen Löwen" am Markte. Zunächst verlangte dann der Rat, daß die Jesuiten im goldenen Löwen ein gewölbtes Archiv mit eisernen Türen bauen und sich auch verpflichten sollten, alsbald ein Gymnasium bis zur Rhetorik zu errichten. Auf letzteres konnten sich die Jesuiten noch nicht einlassen, da die Vorbedingung, eine hinreichende Stiftung, fehlte[3]. Auf Drängen des Pfalzgrafen

---

[1] Die Rektoren waren: Win. Weidenfeld 1650, Matth. Coccius 28. Febr. 53, Adam Beck 28. Febr. 56, Andreas Cronenberg (Cronenburg) 11. Juni 59, Gottfr. Mylius 23. Jan. 63, Joh. Bock 27. März 67, Theod. Rhay 26. Mai 70 († 10. März 71), Adam Beck 12. Juli 71, Joh. Wildenrath 2. Aug. 74, Paul Mylius 21. Okt. 77, Peter Lennep 27. Aug. 79, Joh. Brinkmann 6. Dez. 83 († 13. Nov. 85), Joh. Moulart 20. Febr. 86, Ernst Copper 7. Juni 89, Peter Cronenberg 20. Aug. 92, Simon Priem 19. September 95, Math. Branten 24. Febr. 99. — Eine hievon abweichende Liste in Düsseldorf, Staatsarch. Düren Jes. 15.

[2] Vergl. Kuhl, Gesch. von Jülich II, 10 ff.

[3] Der spätere Vorwurf, daß die Jesuiten alles getan, um die Schule zu ruinieren, ist unbegründet. Zum Jahre 1658 heißt es in den Jahresberichten: In gymnasio cum exteris magistellis luctamur indies ut collapsam per ipsos disciplinam restauremus eamque ad Societatis normam exigamus. *Litt. ann. 1658. Die Generäle verhielten sich von 1651 bis 1660 durchaus ablehnend gegen die Übernahme der Schule, wie zahlreiche Briefe an den Provinzial und die Lokalobern beweisen. Nickel schrieb z. B. am 5. Juni 1660: de scholis ibidem Juliaci spes facienda non est nisi Capitulum sponte et ultro instat. *Orig.-Reg. Ad Rhen. inf.

Philipp Wilhelm wurde dann durch Urkunde vom 19. November 1660 das Rathaus wirklich übertragen, für das „Hauß zum gulden Lewen ahm Markt", dabei sich die Herren Patres erboten, sobald der Landesfürst finden wird, daß gemelte Patres zur Haltung solcher Schulen genugsam fundiert sein werden, sie alsdann die Schulen allhier anzufangen und dieselbe ad rhetoricam einschließlich auszubauen schuldig sein sollen. Die Patres werden auch keine Häuser ankaufen noch einziehen, ingleichen auch die corps de garde (Hauptwache) entweder an dem Ort, allwo dieselbe jetzunt stehet oder an einem andern bequemen Ort boussen dem gulden Lewen transferiren, sodann des Hauptgerichts Archivum ohne der Stadt Unkosten mit Gewölb, eisernen Thüren und Fenstern, wie es sich jetzo auf dem Rathaus erfindet, erbauen lassen[1]. Die landesherrliche Genehmigung erfolgte am 23. Febr. 1661[2].

Die Hauptwache blieb bestehen, bis der Herzog 1667 auch dieses Gebäude den Jesuiten übergab. Das Archiv wurde in der verlangten Weise an das neue Rathaus angebaut. Im Jahre 1674 wurde für die Hauptwache ein neues Haus gebaut und zwar gerade der alten Hauptwache gegenüber, so daß der Neubau als große Störung für die Jesuiten empfunden wurde.

Während der Magistrat in der Urkunde vom Jahre 1660 auf die Übernahme der Schule durch die Jesuiten drängte, machte er in dieser Frage bald eine Schwenkung. Nachdem sich nämlich die Jesuiten nach langen Beratungen[3] für die Übernahme entschlossen und dafür die Genehmigung des Generals erlangt hatten, setzte das Kapitel, dem zugleich mit dem Magistrat die Ernennung der Provisoren für die alte Partikularschule zustand[4], der Übertragung den äußersten Widerstand entgegen. Die Seele dieses Widerstandes war der Dechant Dionys de Heze (1661—1688). Um den berechtigten Wünschen der Bürgerschaft nach Hebung der Schule durch Übertragung an die Jesuiten die Spitze abzubrechen, erging Oktober 1663 von Dechant und Kapitel ein Vorschlag an den Magistrat, drei neue Lehrer anzustellen, den Jesuiten aber die ihnen 1646 übertragene Inspektion zu entziehen[5]. Der Magistrat nahm den Vorschlag in der Hauptsache an. Dagegen ließ der Pfalzgraf auf Veranlassung des Superiors der Jesuiten am 31. Oktober 1663 dem Magistrat die Weisung zugehen, die Ursache der Veränderung anzugeben und mit der Einführung der neuen Lehrer zu warten. Die scharfe Antwort des Rates enthielt unbegründete Vorwürfe gegen die Jesuiten[6].

Den ganzen Sachverhalt legt eingehend ein Gutachten dar, welches der Superior P. Inden bei dieser Gelegenheit verfaßte[7]. Es geht daraus hervor, daß die Jesuiten auf starkes Drängen der Bürger alles taten, um die nötige Stiftung für die Schule zu erhalten, der Dekan Heze aber alles daransetzte, die Jesuiten auch aus der Inspektion zu vertreiben und dabei selbst vor Gewaltmaßregeln nicht zurückschreckte. Gerade diese ärgerlichen Auftritte veranlaßten die Besonnenen im Rate und Kapitel, auch gegen den Willen des Dechanten einen Vergleich mit den Jesuiten herbeizuführen. Am 7. März 1664 kam derselbe zustande[8]. Darnach sollen die Jesuiten Allerheiligen desselben Jahres die ganze Schule übernehmen, zuvörderst die drei Grammatikalklassen mit drei Professoren, demnächst im Jahre 1665 die Poetica und 1666 die Rhetorica beifügen und zwar diese fünf Klassen separatim, falls die

---

[1] Wortlaut Kuhl II, 31 ff.

[2] *Orig. Gef. Pergam. Urkunde in Düsseldorf, Staatsarch. Jülich Jes. 2.

[3] Vergl. Kuhl II, 36 ff., 42 ff., 51 ff.

[4] Über die Rechte des von Nideggen 1569 nach Jülich übertragenen Kapitels s. Urkunde vom 15. August 1575 bei Kuhl I, 259.

[5] Näheres bei Kuhl II, 45 ff.

[6] Wortlaut Kuhl II, 56 ff.

[7] *Orig. Düsseldorf Staatsarch., Jülich Jes. 30; vergl. Kuhl 59 ff.

[8] Wortlaut bei Kuhl II, 62 ff.

Zahl der Studenten dies erlaubt. Dafür übergibt das Kapitel den Jesuiten alle zu den Schulen gehörigen Renten, mit Ausnahme von 40 Rthlr. für den Magistrum Nullanorum oder Trivial-Schulmeisteren, der wie bisher in der alten neben der Schule gelegenen Behausung die Schule halten und von den Provisoribus an und abgesetzt wird. Jedoch haben die Patres die Inspektion über ihn und die Kinder; die Fehler werden sie den Provisoribus anzeigen. Der Dechant und ein Teil des Kapitels verweigerte die Unterschrift, weil sie ihre Rechte auf die Schule nicht preisgeben wollten. Auf die Eingabe des Rates vom 31. Juli 1664 an den Landesfürsten um Genehmigung antwortete der Pfalzgraf am 16. August zustimmend, er erwarte die baldige Vollziehung, wie auch die unweigerliche Unterschrift der Kapitularen. Der Dechant gab auch jetzt noch nicht nach. Bei der Einweisung der Jesuiten am 31. Oktober legte er Protest ein: ihm stehe als Scholastikus die Verfügung über die Schule allein zu, das Kapitel habe keines Fürsten Befehl in bezug auf die Schulgerechtigkeit anzuerkennen[1]. Der Protest konnte die weitere Entwicklung nicht aufhalten: am 4. November 1664 wurde der Unterricht in drei Grammatikalklassen mit 80 Schülern unter drei Lehrern eröffnet. Im Katalog von 1666 ist ein Professor für die Poesie und November 1666 auch ein Professor für die Rhetorik erwähnt, es bestanden also fünf Klassen unter fünf Lehrern. Die Zahl der Schüler wird als stetig wachsend bezeichnet. Im Jahre 1685 wurde außer den fünf Lehrern noch ein sechster eigens für das Griechische angestellt[2]. Diese sechs Lehrer finden sich auch im Katalog von 1699/1700.

Durch Urkunde vom 14. Februar 1669 wurde den Jesuiten auch die Inspektion der Mädchenschule übertragen, die im Jahre 1553 von zwei Jungfrauen mit Haus und Renten gestiftet worden. Nach dem Vertrag wurde diese Behausung samt Renten dergestalt übertragen, daß darin ein bequemes Ort und Zimmer zur Schulen und die Jungfrauen oder gottverlobte Weibspersonen ihre Wohnung darin haben. Diese sollen „die Mägdtger" im Lesen, Schreiben, Nähen und andern gottseligen Übungen und Tugenden unterweisen und die angehörigen Renten zu ihrem Unterhalt genießen. Die Patres werden gebührlich Inspektion auf die Lehr und Unterweisung der Mägdtger haben und bei Abgang der Schulmeisterchen andere aus ihren hiesigen Beichtskindern anstellen, wobei der eingesessenen Bürgers Töchter, alsfern sie genugsam qualifiziert, andern auswendigen vorzuziehen[3].

Die Seelsorge erstreckte sich neben den Kongregationen auf die Hospitäler und Gefängnisse. Predigten waren in der Stadtpfarrkirche, Katechesen oder Exhortationen auf der Burg und an den Stadttoren für die Soldaten ebenso für die Virgines sepulchrales, die Nonnen vom Heiligen Grabe. Die Seelsorge war insofern erschwert, als die Jesuiten keine eigene Kirche besaßen, sondern auf einen Altar und die Beichtstühle in der Pfarrkirche beschränkt waren. Auch dies wurde ihnen zuweilen untersagt, wie z. B. im Jahre 1671 der Dekan bald diesem bald jenem Pater, einmal sogar allen, auch dem Superior die Kirche verbot. Die Patres ertrugen dies in Geduld, um größeres Ärgernis zu vermeiden. Diese Geduld trug dann 1677 ihre Früchte. Es gelang, einen freundlichen Vergleich mit dem Dekan abzuschließen. Im Jahre 1673 zählten sie an ihrem Altare in der Pfarrkirche gegen 10000 Kommunionen, 1685 waren es über 11000.

---

[1] Vergl. das Protokoll über diesen Vorgang in Düsseldorf Staatsarch., Jülich Jes. 30; dazu Kuhl II, 71 ff.

[2] *Hist. Res. Juliacens. 1685—86. Für die elf Personen im Jahre 1667 waren fast keine Einkünfte vorhanden, sie lebten „prope ex nihilo"; Oliva an den Sup. Ruys 12. Febr. 1667.

[3] Urkunde in Düsseldorf Staatsarch., Jülich Jes. 24. Vergl. Kuhl II, 221. Über die Gründung der Mädchenschule I, 39 ff.

Die Zahl der Jesuiten hob sich von 4—6 im Jahre 1651—1666 auf 12 im Jahre 1667 und 13—15 in den späteren Jahren. Davon waren im Jahre 1700 6 Priester und 5 Magistri, die übrigen Laienbrüder. Im Jahre 1697 hatten auch 2 Patres der Jülich-Bergischen Volksmission ihren Sitz in Jülich, von wo sie die umliegenden Orte missionierten.

Im Jahre 1652 wurde die Marianische Kongregation, welche die Herren, sowohl geistliche als weltliche, zugleich mit den Bürgern umfaßte, an die römische Hauptkongregation angeschlossen. Für die drei oberen Klassen errichtete man 1669 eine lateinische Sodalität (Angelico-Marianum). Die Frauenkongregation von der schmerzhaften Mutter (Bruderschaft), die 1672 um das Doppelte zugenommen, erhielt 1673 die apostolische Bestätigung; sie zählte 1695 über 400 Mitglieder. Außer den genannten Kongregationen gab es eine weitere für junge Handwerker. Im Jahre 1692 führten die Patres auch die Todesangstbruderschaft ein, der sich fast die ganze Stadt, vornehm und gering, anschloß. Zu ihren Versammlungen strömten auch viele Gläubige aus der ganzen Umgegend herbei. Die General-Kommunion für die armen Seelen war bereits 1677 eingeführt worden; sie wurde regelmäßig am 3. Sonntag eines jeden Monats gehalten.

Im Jahre 1652 begann man mit französischen Predigten an den hohen Festen und so oft es die Not erheischte sowohl auf der Burg als in der Pfarrkirche. Die Kanzel in der Pfarrkirche, die viele Jahre die Kapuziner innegehabt, hatte der Dekan Heimbach (1649—1660) den Jesuiten 1649 übergeben und alle damit verbundenen Gehässigkeiten auf sich genommen[1]. Im Jahre 1652 wurde auch die Christenlehr-Bruderschaft von neuem eingeführt, fast die ganze Stadt trat bei. Seit Sommer 1671 hielten die Jesuiten fünf Katechesen, deren Einführung bisher vereitelt worden, darunter auch eine in dem drei Stunden von Jülich entfernten Eschweiler, wo sich die Katholiken besonders freuten, da bei ihnen bisher keine Christenlehre in dieser Form gehalten worden.

Trotz der früheren Streitigkeiten gestaltete sich das Verhältnis der Jesuiten zu Welt- und Ordensklerus in der Folge günstig. Der Geschichtsschreiber der Stadt Jülich berichtet darüber: „Zahlreiche Pastöre in der Umgegend waren ihre Freunde und Wohltäter. Auch mit der Stadtgeistlichkeit standen sie jetzt auf gutem Fuße; wenn auch die alte Eifersucht gelegentlich noch mehrmals hervortrat, so hatte es doch niemals viel zu bedeuten. Mit den Kapuzinern (mit denen es früher aus Anlaß der Übertragung der Stadtpfarrkanzel einen Zwist abgesetzt), waren sie ausgesöhnt; mit Genugtuung merken sie in dem Jahresbericht von 1681 an, daß ein Jesuit den Kapuzinern in ihrer Kirche an ihrem Festtage die Predigt hielt. 1682 feierten die Domini Canonici mit ihnen das Fest des heiligen Franz Xaver, und im folgenden Jahre übertrug der Dechant — es war noch immer der ihnen früher so feindselige Dionysius de Heze — dem Superior die Abhaltung der Feier des heiligen Ignatius in der Kollegiatkirche, wobei die Chorales Venerabilis Capituli sangen — was bisher unerhört war. Der Dechant de Heze starb 1688, und es folgte Johann Gottfried von Weißweiler . . . ein treuer Freund der Jesuiten.“[2]

Von den französischen Kriegen bekamen die Jülicher Jesuiten ein gutes Teil mit. Im Jahre 1679 umschlossen die Franzosen fast fünf Monate die Stadt so eng, daß keine Nahrungsmittel in die Stadt gelangen konnten. Sehr viele Bürger und gegen 700 Soldaten von der Besatzung erlagen. Im Jahre 1691 heißt es: Infolge furchtbarer Erpressungen und Verwüstungen der Franzosen fand sich keiner, der die Prämien geschenkt hätte. In demselben Jahre „entstand eine pestartige

[1] Vergl. Kuhl II, 17. [2] Kuhl II, 222.

Krankheit in der Stadt und die Jesuiten fanden Gelegenheit, ihren Mut und ihre Ausdauer in der Pflege der Kranken zu zeigen"[1].

Die Fürst-Äbtissin des Stiftes **Essen**, die Gräfin Anna Salome von Salm und Reifferscheidt (1646—1688), wünschte seit Jahren die Rückkehr der Jesuiten nach Essen. Diese Fürstin „war eine Frau von wahrhaft männlichem Geiste und seltener Energie, eine Regentin, die wußte, was sie wollte und mit unbeugsamer Konsequenz bestrebt war, das zum Ziele zu führen, was sie sich vorgesetzt hatte"[2].

Eine Denkschrift vom 26. November 1665 führt aus: Ihre fürstl. Durchlaucht haben von Anfang dero Regierung alle Zeit sorgfältig dahin getrachtet, wie dieselbe das ihr von Gott anbefohlene Stift und dessen Unterthanen nicht allein zu zeitlichem Wohlstand, sondern zur ewigen Glückseligkeit verhelfen möchte. In Anbetracht der Wirksamkeit der hochlöblichen Societet Jesu hat sie nach reiflicher Erwägung wohl gesehen, daß sie ihrem Stift nichts besseres zum Nutzen der Seelen verordnen könnte, als wenn sie die H. Patres Societatis Jesu hierhin berufen täte, damit dieselben nach ihrem löblichen Institut an der Vermehrung der christlichen Andacht, an der Bekehrung der Katholiken und sonderlich an der Unterweisung der Jugend arbeiteten. Dies haben Ihre fürstl. Durchlaucht also hochverständig erachtet nach dem Exempel nicht allein ausländischer Potentaten, sondern auch ihrer eigenen Vorfahren, die damit auch den wirklichen Anfang gemacht, aber wegen der Kriegsempörung damals nicht continuiren konnten. Wie früher das Kapitel dies einhellig mit höchstem Wohlgefallen aufgenommen, so zweifelt sie auch nicht an der Billigung der jetzigen Kapitularen. Weil aber solches den H. Patres ohne Zweifel angenehm sein wird, wünscht sie vor der endgültigen Berufung der Patres, die Meinung der Kapitulare zu vernehmen[3].

Die Antwort der Kapitulare scheint günstig ausgefallen zu sein; denn Ende 1665 kamen zwei Patres aus dem Kölner Kolleg, um sich über die Verhältnisse genauer zu unterrichten[4]. Im folgenden Jahre nahmen zwei Patres dort ihren Wohnsitz, nachdem die Berufung durch Urkunde der Äbtissin vom 12. Januar 1666 erfolgt war. Zur selben Zeit trafen in Essen ein zwei Patres der oberdeutschen Provinz P. Eusebius Truchseß mit seinem Reisebegleiter. P. Truchseß hatte nämlich eine Schwester im Stifte, die dringend um einen Besuch ihres Bruders gebeten, als dieser auf einer Reise nach Belgien in Düsseldorf sich aufhielt. So waren einige Wochen vier Jesuiten in Essen. Neben den gewöhnlichen Arbeiten der Seelsorge rühmen die Jahresberichte, daß es den Patres gelang, einen langjährigen Zwist zwischen der Äbtissin und dem Stifte Thorn zu beheben. Für die Fronleichnamsprozession verfaßte ein Pater lateinische und deutsche Gedichte zu Ehren der heiligen Eucharistie, die dann von Knaben und Mädchen auf zwei Bühnen vorgetragen bezw. gesungen wurden. Die Fürst-Äbtissin nahm mit ihrem Bruder dem Grafen Salm-Reifferscheidt auf Einladung der Jesuiten an der Feier teil, obgleich sie wegen ihres Streites mit der Stadt schon lange nicht mehr Essen betreten hatte.

Es fehlte aber auch nicht an Widerspruch von seiten einzelner Weltgeistlichen und Ordensleuten, die von einer Niederlassung eine Beeinträchtigung ihrer Interessen

---

[1] Kuhl II, 224. — Die Obern waren: Joh. Dickhoff 1648, Heinr. Sturm 52, Joh. Ruys 54, Gerh. Mengens 57, Adam Inden 60, Joh. Ruys 64, Theod. Rhay 67, Adam Beeck 70, Heinr. Dript 71, Theod. Schmal 73, Adam Beeck 75, Joh. Monlartz 79, Pet. Steinfünder 84, Franz Weyer 88, Johann Bücken 91, Dionys Keeff 94. Heinr. Nolden 95, Adam Weidenfeld 99, Wilh. Proff 1700.

[2] Beiträge zur Geschichte von Essen 4 (1881) 11.

[3] Düsseldorf Staatsarch., Essen Geistl. Sachen II, 11a.

[4] Das Folgende nach *Litt. ann. Rhen. inf. 1651—1700 und Franz Arens, Die Essener Jesuitenresidenz in Beiträge zur Geschichte von Essen 37 (1918) 88 ff.

befürchteten. Ein Priester vergaß sich so weit, die Kanzel durch Schmähungen gegen die Jesuiten zu entweihen und eine Schrift gegen die Jesuiten zu verbreiten. Die Jesuiten schwiegen. Der am Niederrhein beglaubigte kaiserliche Gesandte Baron von Goes trat um diese Zeit nachdrücklich für eine Niederlassung der Jesuiten ein. Er wies darauf hin, mit welchem Nutzen die Jesuiten seit 1612 im Stifte gearbeitet und Kapitel und Land teils zum katholischen Glauben zurückgeführt, teils in demselben erhalten habe. Der größte Teil der Stadt sei wie ein guter Teil der Nachbarschaft noch von der Häresie infiziert, also die Missionsarbeit vom größten Nutzen. Ferner bestehe ein großes Verlangen nach der Gesellschaft sowohl beim Adel als bei den Pfarrern, zumal kein Kolleg in der Nähe und ringsum in der Mark Cleve und dem Vest Reklinghausen ein großes Arbeitsgebiet vorhanden. Die geräumige, wenn auch weniger reiche Stadt mit der zahlreichen Jugend, verdiene ebenso eine Niederlassung, wie manche andere Stadt, zumal weil dort der Hof der Fürst-Äbtissin, der Stiftsdamen und der 14 Kanoniker sei. Die Lage der Stadt sei gesund und für die Jesuiten auf beiden Rheinufern günstig, auch sei bestimmte Aussicht vorhanden, den Unterhalt für eine Mission oder Residenz aufzubringen.

Als besondere Wohltäterin wird u. a. genannt die Gräfin Maria Franziska von Waldburg-Zeil, die Schwester des P. Truchseß, die um diese Zeit zur Stiftsdekanin gewählt wurde[1].

Im Jahre 1667 gelang es den Jesuiten, eine Annäherung zwischen der Äbtissin und der Stadt herbeizuführen. In dem seit einem Jahrhundert am Reichskammergericht in Speyer schwebenden Streit handelte es sich darum, ob die Äbtissin die eigentliche Herrin der Stadt oder die Stadt frei sei. Am 31. März 1662 hatte die Äbtissin die Stadt durch stiftische Landsassen besetzen lassen, aber durch den Kurfürsten von Brandenburg, den Schirmvogt des Stiftes, war sie gezwungen worden, die Bewaffneten zurückzuziehen. Seither hatte die Fürstin nicht mehr in Essen, sondern in der eine Stunde vor der Stadt gelegenen Burg Borbeck Hof gehalten, was der Stadt manche Nachteile brachte. Nunmehr gelang es den Patres, daß die Fürstin mit großem Pomp von den bewaffneten Burgern empfangen und in ihre frühere Residenz begleitet wurde und zwar Laetare 1667[2]. Der Prozeß ging unterdessen weiter. Durch Spruch des Reichskammergerichts vom 4. Februar 1670 wurde die Äbtissin als Herrin der Stadt anerkannt[3].

Als der Pfarrer von St. Johann zum Dekan des Kapitels gewählt wurde, übergab er die Administration der Pfarrei den Jesuiten[4]. Diese Übergabe geschah in einer solchen Weise, daß sie bei den beiden Kapiteln keinen Anstoß und bei dem Volke große Zufriedenheit hervorrief. Nun hatten die Patres eine schöne Kirche und gegen den Widerstand des protestantischen Magistrats das Recht des Domizils. Nachdem bei den Verhandlungen die Fürst-Äbtissin ihren ganzen Einfluß für die Jesuiten eingesetzt hatte, verlangte sie nunmehr die Errichtung einer Residenz, für die sie die nötigen Mittel und weitgehende Privilegien gewährte. Die Übertragung der Pfarrei wurde später 1686 von neuem urkundlich bestätigt und gefestigt.

Als Missionsstation erscheint Essen in den Personal-Katalogen seit November 1667 mit dem P. Johann Biermann, der vorher Subregens am Gymnasium in Köln war, und P. Ludolph Borgs. Die aus drei Grammatikalklassen bestehende

---

[1] Stiftungsbriefe von ihr zu je 2000 Rthlr. vom 10. Dezember 1684 und 14. Februar 1686 in Düsseldorf Staatsarch. a. a. O.

[2] Beiträge zur Geschichte von Essen 4 (1881) 11 ff., 44 ff.

[3] Wortlaut bei Ph. Funke, Geschichte der Stadt Essen (1848) 345 ff.

[4] Eine Proposition an das Kapitel vom 19. Dezember 1669 in Düsseldorf Staatsarch. a. a. O. Die Urkunden der Übertragung bei Arens 115 ff.

Stiftsschule wurde 1669 von der Äbtissin den Jesuiten übergeben, die in diesem Jahre die Poetik und im folgenden Jahre die Rhetorik beifügten. Die übrigen Klassen lehrte ein Auswärtiger, der vom Kapitel besoldet wurde. In dem Katalog vom November 1672 werden außer den genannten Patres, von denen der eine als Superior und Pfarrer, der andere als Festprediger bezeichnet wird, noch genannt P. Jakob Filmbach als Professor der Rhetorik und Magister Reiner Brewer als Professor der letzten und vorletzten Grammatikalklasse, außerdem noch ein Laienbruder als Koch, Gärtner usw. Zwei Jahre später (1674/75) ist Essen mit demselben Personal Residenz. Dasselbe gilt von den folgenden Jahren. Die steigenden Einkünfte (jährlich 950—1096 Rthlr.) erlaubten anfangs der 90er Jahre die Erhöhung des Personals auf sechs, 1697 auf sieben und 1700 auf acht Personen (sechs Priester und zwei Brüder). Die ganze Zeit über mußten die Jesuiten in einem gemieteten Hause wohnen; ein eigenes Heim zu erwerben, ließ der protestantische Magistrat nicht zu.

Wiederholt wird der Besuch von Predigten und Katechesen als ein ganz außerordentlicher bezeichnet. Im Jahre 1680 heißt es: Zur Katechese in der Stiftskirche strömen so viele Menschen herbei, wie vielleicht nirgends anderswo. Im Jahre 1695 kamen zu den zwei Katechesen in der Stadt noch drei weitere, eine in der Vorstadt. Die beiden andern wurden draußen auf dem Lande bei gutem Wetter unter den Linden, bei schlechtem in den Scheunen gehalten. Im Jahre 1685 betrieben die Jesuiten die Errichtung einer Schule in Frohnhausen, 1694 einer solchen in Leithe[1].

Eine Marianische Kongregation für Studenten entstand 1687, die Todesangstbruderschaft 1693[2]; an letzterer beteiligten sich auch viele Protestanten. Zur Generalkommunion der Bruderschaft am 2. Sonntag des Monats kamen so viele, daß man die Weltgeistlichen zu Hilfe rufen mußte. Es wird auch hier ausdrücklich, so z. B. 1697, hervorgehoben, welch großen Einfluß diese Bruderschaft auf die Steigerung des Sakramentenempfanges ausübte, indem sie auf sanfte Weise viele zur monatlichen Kommunion brachte. Ganze Dörfer strömten herbei, nur die für die Hauswacht nötigsten Personen blieben zurück und dies selbst bei dem schwierigsten Winterwetter. Manche kamen aus einer Entfernung von über zwei Stunden, obgleich sie erst in der Nacht zurückkehren konnten. Im Jahre 1700 heißt es: Am zweiten Sonntag des Monats ist wegen der Todesangstbruderschaft ein solcher Zudrang zu den Sakramenten, daß sieben Priester bis 12 Uhr Beicht hören müssen. Während wir in den verflossenen Jahren, so berichten die Jahresbriefe von 1699, jährlich 7—8000 Kommunionen zählten, haben wir jetzt deren 13000[3].

Diese Tätigkeit fand den vollen Beifall der Fürstin. Die Übertragung der Verwaltung der St. Johannes-Pfarrei auf weitere 20 bezw. 40 Jahre begründete Anna Salome in der Urkunde vom 5. Januar 1686 damit, daß sie „die unverdrossene embsige Unterweisung der Jugend (sowohl) als alter Leute, nicht weniger (die) Ausreutung des Bösen und Fortpflanzung des Guten, sodann Vermehrung und Beeiferung des Gottesdienstes mit Freude und Zufriedenheit verspüret"[4].

Die Lage des Kollegs in **Trier** war nach dem 30jährigen Kriege eine sehr gedrückte und konnte auch in den bald folgenden französischen Eroberungskriegen

[1] Arens 120.

[2] Die Generalkommunion zum Troste der Abgestorbenen war schon 1675 eingeführt worden.

[3] Der General Gonzalez schreibt am 13. März 1700 an den Obern Gottfr. Droste: Magno mihi solatio est, sodalitatem agoniae in tanto ibidem flore esse ut non raro ipsos etiam acatholicos attrahat. *Ad Rhen. inf.

[4] Die Urkunde bei Arens 117. Dort 146 ff. Unzuträglichkeiten für Jesuiten und Kanoniker aus der Mitbenützung der St. Johanneskirche und Stiftskirche. — Als Obere werden erwähnt: Joh. Bierman 1667, Herm. Samberg 78, Joh. Starck 90, Pet. Steinfunder 92 († 94), Gerh. Wennemari 94, Gottfr. Droste 96.

keine bessere werden[1]. Der Dreijahrs-Katalog von 1651 sagt: Die Vermögenslage des Kollegs war eine verzweifelte wegen der vierjährigen Mißernte, ferner wegen der im Krieg erfolgten vollständigen Verwüstung der Landgüter und endlich wegen der viele Jahre andauernden Weigerung des Kurfürsten (Sötern) die stiftungsgemäß schuldigen jährlichen 500 Rthlr. zu zahlen. An Getreide erzielte das Kolleg trotz großer Unkosten statt der nötigen 72 nur 6 Malter, an Wein höchstens 10 Fuder, von denen zwei für die Kirche notwendig sind; wenigstens vier müssen verkauft werden für die Bestellung der Weinberge; von den Auswärtigen ist bei der allgemeinen Not wenig zu erwarten und wir schämen uns auch, von neuem zu betteln, da wir schon im vorigen Jahre unsere Freunde so sehr behelligt haben.

Nach dem Tode Söterns im Jahre 1652 wurden die 500 Rthlr. wieder bezahlt. Den Ertrag der Weinberge rechnete man 1655, gute und schlechte Jahre durcheinander, auf 24 Fuder, davon gingen die Hälfte ab für Unkosten, die übrigen 12 Fuder (à 40 Rthlr.) ergaben 480 Rthlr. An Getreide erhielt das Kolleg aus den infolge des Krieges erschöpften Gütern nur 30 Malter (à 2 Rthlr.). Den Einkünften mit 1100 Rthlrn. standen Ausgaben von 3200 Rthlrn. gegenüber. So blieb es meist auch in den folgenden Jahren, wenn nicht die Lage durch die augenblicklichen Kriegsläufte noch verschlimmert wurde. Nach denselben rechnete man im Jahre 1700 1494 Rthlr. Einkünfte, von denen, den Kopf auf 100 Rthlr. gerechnet, 15 Personen unterhalten werden konnten. In Wirklichkeit mußten aber davon seit mehreren Jahren 34 Personen ihren Unterhalt finden.

Die Belagerung im Jahre 1675 brachte dem Kolleg großen Schaden. Die besten Gärten und Weinberge wurden verwüstet, das Kolleg selbst lag voll Kranker und Verwundeter. Nachdem im September 1676 Trier wieder erobert und dem Kurfürsten übergeben worden, nahm man auch die durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten wieder auf, mußte aber trotzdem acht Monate die Einquartierung eines holländischen Kapitäns mit Diener und Pferden tragen, da nur der Seelsorgsklerus von der Einquartierung befreit war. Die Zahl der Bürger war für die starke Besatzung zu gering. Später in dem Kriege von 1689 waren zwar alle Häuser in Trier mit französischer Einquartierung überfüllt, das Kolleg aber blieb durch besondere Gunst Ludwigs XIV. von Soldaten verschont. Dasselbe war auch 1691 der Fall, wo der König noch weitere Gunstbezeigungen durch Schutz der Güter im Luxemburger und Metzer Gebiet gewährte. Dies konnte aber nicht verhindern, daß die französischen Amortisationsgesetze vom Jahre 1690 auch auf die Güter des Trierer Kollegs angewendet wurden. So mußten für die Amortisation eines im Metzer Gebiet gelegenen Gutes, das jährlich nur 15 Malter Getreide einbrachte, im Jahre 1692 600 Rthlr. bezahlt werden, wozu noch eine außerordentliche Kontribution von 132 Rthlr. hinzukam.

Trotz dieser schwierigen Verhältnisse erfuhr das Kolleg eine äußere und innere Erweiterung. Der Kurfürst Karl Kaspar v. d. Leyen (1652—76) begann im Mai 1666 den Bau eines neuen (südlichen) Flügels des Kollegs. Die beiden Stockwerke von 21′ und $13^1/_2$′ Höhe und 212′ Länge waren 1667 soweit gediehen, daß das Dach aufgesetzt werden konnte. Im Jahre 1669 wurde der neue Flügel in Benützung genommen. Durch die Unterstützung des folgenden Kurfürsten Johann Hugo von Orsbeck (1676—1711) konnte man 1682 das Kolleg im Innern herstellen und später auch weiter ausbauen. Im Jahre 1694 wurde die Frontseite der Kirche ausgebaut und 1697 das ganze Innere erneuert, was sich durch den seit langen Jahren an-

[1] Außer den handschr. *Litt ann. Catalog. etc. vergl. (Paulus), Die Festschrift zur Feier des 350jährigen Jubiläums des Gymnasiums zu Trier 1913, insbesondere den wertvollen Aufsatz, Die Geschichte des Jesuiten-Gymnasiums von Prof. Ferd. Hüllen, S. 66—170.

gehäuften Staub und Schmutz als nötig erwiesen hatte. Über den acht Beichtstühlen brachte man große Gemälde (42 □') an, welche eine Geschichte oder Parabel der Schrift darstellten, die auf Vertrauen und Abscheu vor der Sünde abzielten.

Von den 30 Personen (zwei Drittel Priester, ein Drittel Laienbrüder), die das Kolleg durchschnittlich unterhielt, und zwar meistens aus Almosen, lehrten drei Theologie (zwei Dogmatik, einer Moral), vier Philosophie (davon einer Ethik und Mathematik), sechs an den fünf Klassen des Gymnasiums (einer speziell für das Griechische).

Die Zahl der Schüler hatte sich langsam wieder gehoben, 1663 waren es 900, 1665 950, und bald wurde die Zahl 1000 erreicht. Da drückte der erste französische Eroberungskrieg 1675 die Zahl auf 200 herab. Im Jahre 1682 stieg die Zahl, besonders infolge einer Verordnung des Kurfürsten, daß in Zukunft niemand zu den Weihen zugelassen werde, der nicht den ordnungsmäßigen Studiengang vollendet und nicht wenigstens zwei Jahre Theologie studiert habe. Im Jahre 1686 zählte man wieder über 800 Schüler, darunter 75 Theologen. Um diese Zeit wurde in Luxemburg die Philosophie errichtet und bald darauf nach der Einnahme von Luxemburg (1686) ein Edikt des französischen Königs verkündigt, das allen Luxemburgern den Besuch der Philosophie, dann auch des Gymnasiums auswärts verbot. Die Folge war, daß trotz der Neuerrichtung der Metaphysik (1687) ein Teil der Studenten Trier verließ. Für 1690 wird dann wieder eine Steigerung der Zahl gemeldet, da viele Schüler von kleineren Schulen den Aufenthalt in dem befestigten Trier für sicherer hielten. Für den Geist der Schüler bezeichnen die Annalen als charakteristisch, daß 1691 gegen dreißig Schüler in die verschiedenen Orden, darunter zwei in die Gesellschaft eintraten[1]. Der hohe Schülerstand hielt auch die folgenden Jahre an, obgleich im Jahre 1698 auf Befehl des Magistrats alle auswärtigen armen Studenten die Stadt verlassen mußten.

In diesen Jahren hatten die Jesuiten drei ständige Predigten, je eine im Dom, in der Jesuitenkirche und eine lateinische in der akademischen Aula. Im Jahre 1669 suchten die Stadtpfarrer unter Androhung einer Strafe ihre Pfarrkinder vom Besuche der vom Kurfürsten bestimmten Predigt im Dom fernzuhalten. Der Kurfürst ließ aber nicht allein durch den Weihbischof eine weitere Agitation gegen die Dompredigt verbieten, sondern befahl auch mit der größern Glocke zu dieser Predigt zu läuten. Er selbst wohnte während des ganzen Advents und an Weihnachtstagen der Predigt bei. Einige Jahre wurden die Predigten im Dom und in der Jesuitenkirche um 12 Uhr unter dem Hochamt gehalten, aber November 1670 auf Wunsch des Kurfürsten und des Domkapitels auf 7 Uhr morgens verlegt. Im Jahre 1695 wird auch noch eine französische Predigt in der Jesuitenkirche während der Fastenzeit für die Besatzung erwähnt. Sodalitäten gab es fünf, darunter auch eine Frauenkongregation, die 1651 gegen 500 Mitglieder zählte. Dazu trat am 21. Juni 1682 die Todesangstbruderschaft, die auch hier sehr großen Anklang fand. In den 50er und 60er Jahren schwankt die Zahl der Kommunionen in der Jesuitenkirche zwischen 40 und 50000, sank stark in den Kriegsjahren; nach diesen waren es 1676 über 22000 und 1683 über 38000. Anfang 1658 war die Generalkommunion für die armen Seelen in der Jesuitenkirche eingeführt worden (3. Sonntag des Monats).

Bei der Katechese wurde großer Nachdruck auf das genaue Einprägen gelegt. So heißt es schon in den Trierer Jahresberichten vom Jahre 1652: Fast zur selben

[1] In der *Historia 1679—82 wird bemerkt, daß in einem Jahre aus der Physik (im zweiten Jahre der Philosophie) 18 in verschiedene Orden eintraten, 1684 waren es im Ganzen 20, 1685 sogar 50, von denen fünf sich der Gesellschaft anschlossen.

Zeit, wo unsere Studenten um das Prämium in der Katechese kämpften, sagten mehr als 40 Mädchen in unserer Kirche den ganzen Katechismus ohne den geringsten Irrtum auf, 1690 waren es 36 Mädchen; alle erhielten schöne Prämien. Der Zudrang zu diesen kindlichen Wettkämpfen war so groß, daß 1690 mehrere Bänke unter der Last der Zuhörer zusammenbrachen. Das hatte dann auch einen großen Eifer der Kinder zur Folge für die gewöhnliche Katechese an den Sonntagen. Vom Jahre 1695 an beteiligten sich auch die Knaben der Volksschulen. Schon 1672 war auf Wunsch des Pfarrers eine Katechese in St. Gangolph begonnen worden. Das Noviziat besorgte die Katechese 1658 an 28 und 1680 an 30 Orten (mit Ausnahme von 2) außerhalb der Stadt; im Jahre 1698 waren es 36 Orte, 1700 drei in der Stadt und 36 außerhalb der Stadt.

Diese Arbeiten fanden auch vielseitige Anerkennung. Als die Jesuiten April 1669 der Stadtverwaltung die Bitte für eine größere Wasserzuführung unterbreiteten, beschlossen Statthalter, Bürgermeister, Scheffen und Rat der Stadt, die begehrte Wasserzuleitung zu gestatten, „angesehen der Societät nutzbare und gleichsam unentgeltliche eifrige Dienste in Predigen, Beichthören, Kinderlehre, Dozieren und andere lobliche Exerzitien“ [1].

Auch das Kolleg in **Koblenz** [2] drückten die Folgen des 30jährigen Krieges in Form einer gewaltigen Schuldenlast von über 16000 Rthlr. (1651). Da die Einkünfte von 1000 Rthlrn. für den Unterhalt von 33 Personen nicht ausreichten, konnte an Deckung der Schulden in manchen Jahren nicht einmal gedacht werden (1655). Später stiegen die Einkünfte, so daß von 1350 Rthlr. 24 Personen leben konnten. Im Jahre 1681 mußten aber 584 Rthlr. für 31 Personen ausreichen. Mit den Einkünften des Jahres 1696 von 1115 Rthlrn., die für 16 wohl genügt, mußten 24 Personen ernährt und gekleidet werden.

Die französischen Kriege brachten dem Kolleg viele bittere Stunden. Nach dem Fall von Trier wurde November 1688 Koblenz von den Franzosen belagert. Das dreitägige wenn auch erfolglose Bombardement vom 8. bis 10. November verwandelte den größern und schönern Teil der Stadt in einen Trümmerhaufen. Auch das Gymnasium nebst Scheune und Stallungen ging in Flammen auf. Das Kolleg blieb verschont, trotzdem es als Quartier des Kommandanten ganz besonders von den feindlichen Geschützen bedacht wurde und ihm von den Flammen des benachbarten Gymnasiums die größte Gefahr drohte. Nur an zwei Stellen wurde es von Kugeln durchlöchert.

Dem ungeachtet begann man um Weihnachten (1688) die Schule in dem den Jesuiten gehörenden nur teilweise beschädigten Hermannshause. Zur gleichen Zeit mußte man im Kolleg Musäum und Bibliothek für zwei Abteilungen (cohortes) Soldaten einräumen.

Man muß sich wundern, wie bei all diesen finanziellen und politischen Bedrängnissen das Kolleg noch an weitere Ausgestaltung denken konnte. So wurde 24. März 1670 der Grundstein gelegt für den neuen Ostflügel des Kollegs, nachdem man 24. April 1669 mit der Niederlegung des alten Flügels begonnen. Im Jahre

---

[1] Hüllen, S. 138. Derselbe gibt S. 169 folgende Rektoren an: Nik. Lehm 1649, Nik. Antoni 13. November 53, Joh. Zweenbrüggen 17. Dez. 56, Nik. Antoni 4. Juli 59, Math. Losen 24. April 63, Heinr. Türck 9. Aug. 66, Win. Weidenfeld 26. Febr. 70, Ign. Duräus 73, Paul Cremer 10. Sept. 76, Johann Boudet 10. Sept. 79, Joh. Knauff 5. Aug. 83, Gerh. Kaufmann 6. Okt. 86, Jak. Martini 14. Febr. 90, Friedr. Lamberti 9. Aug. 93, Peter Dahm 5. Nov. 97.

[2] Außer den Handschriften Alex. Dominicus, Gesch. des Kollegiums der Jesuiten zu Koblenz 2 (1872). Für die Baugeschichte siehe Trierisches Archiv 1919, 81 ff.

1673 konnte derselbe teilweise und 1674 ganz in Benutzung genommen werden[1]. Das große heizbare Museum in diesem Flügel war besonders im Winter von großem Vorteil für alle. Der sehr schadhafte Südflügel war 1670 wieder hergestellt worden.

Im Jahre 1693 wurde das dem Kolleg gehörende Ritterordenshaus in Oberlahnstein wieder aufgebaut[2]. Endlich konnte am 4. Mai 1695 der Grundstein zu einem neuen Gymnasium gelegt werden. Der zweite Flügel war 1696 bis zum zweiten Stockwerk gediehen, und Anfang November 1697 übersiedelten bereits die fünf Klassen aus der Enge des Hermannshauses in den prächtigen Neubau. Derselbe kam auf 28 734 Rthlr. zu stehen[3]. Von dieser Summe wurden 22526 Rthlr. durch Almosen gedeckt.

„Der schöne neue Gymnasialbau", so schreibt der neueste Forscher, „bildete nicht nur einen würdigen Abschluß der Koblenzer Kollegbauten, er wurde auch eine Zierde der Stadt und nimmt noch heute (1919) unter den rheinischen Bauten des 17. Jahrhunderts eine ganz bevorzugte Stellung ein. Vor allem sind es die trefflich abgewogenen Maßverhältnisse zum Platz, die dem Ganzen ein charaktervolles künstlerisches Gepräge sichern[4]."

Von den durchschnittlich 26—32 Personen des Kollegs waren fünf Klassenlehrer und ein Fachlehrer für das Griechische. Eine Schülerzahl findet sich nur in der Historia 1652—55 angegeben und zwar für diese Zeit 280, darunter befanden sich 1655 fünf protestantische Grafen Wied, deren Fleiß und Gehorsam in den Jahresberichten lobend erwähnt wird. Die übrigen Patres waren in der Seelsorge beschäftigt. Zunächst mußten die beiden Predigten in der Hauptpfarrkirche und der Jesuitenkirche besorgt werden, in ersterer an allen Sonntagen, in letzterer (wenigstens heißt es so 1688) an den Hauptfesten. Mehr Personen nahm die Katechese besonders im Sommer in Anspruch. Im Jahre 1653 werden in der Stadt während des ganzen Jahres an drei, außerhalb der Stadt an dreizehn Orten Katechese gehalten. Diese Zahlen schwanken etwas in den folgenden Jahren besonders zur Kriegszeit. Im Jahre 1676 wird berichtet, daß zur Katechese um 2 Uhr nachmittags in der Pfarrkirche auch viele Erwachsene wie zu einer großen Predigt herbeieilten. Im folgenden Jahre werden speziell Katechesen in St. Castor und Liebfrauen genannt. Dazu kam 1680 noch eine Katechese im Thal (Ehrenbreitstein) für die Soldaten, und außerdem im Sommer noch Katechesen an elf benachbarten Orten. Eine weitere Katechese erhielten seit 1699 die Bettler jeden Freitag bei der Almosenverteilung. Weitere Personen nahmen die fünf Sodalitäten in Anspruch, welche für den Klerus, die Studenten, die Bürger, die jungen Handwerker und die Frauen errichtet wurden. Im Jahre 1686 trat die Todesangst-Bruderschaft hinzu. Diese Kongregationen hatten zu bestimmten Zeiten ihre Prozessionen und Wallfahrten, in der Charwoche zum heiligen Kreuz auf der Kartause, nach dem Feste der Heimsuchung nach Bornhofen, nach Maria Himmelfahrt zu den heiligen Sebastian und Rochus nach Engers.

[1] Die Baurechnungen im Gymnasium-Archiv. Deponiert in Koblenz Staatsarch. B X 153, B II 6, 3. Von 1669—71 betrugen die Ausgaben 3513 Rthlr., denen Almosen von gleicher Höhe (Kurfürst allein 2000 Rthlr.) gegenüberstanden. Über diese Bauten vergl. Dominicus Gesch. des Kollegiums S. J. zu Koblenz II (1872) 24 ff.

[2] Über diesen Hof vergl. Dominicus 15. Dort auch Weiteres über die anderen Güter des Kollegs.

[3] Vom 10. November 1694 bis 31. Dez. 1698. Die Baurechnungen in Koblenz Staatsarchiv, Kurtrier B XIX 29. Der General Gonzalez schrieb am 13. August 1695 an den Rektor Knauff: Gratulor vobis ex animo Eminentissimum Benefactorem, Principem et Archiepiscopum Vestrum, qui quemadmodum R. V. scribit 17. Julii, et Gymnasium vobis extruit posito iam ab ipsomet primo ejus lapide et annuos fundationis census difficillimo hoc tempore Collegio integre jubet solvere.

[4] Michel in Trierisches Archiv 1919, 122.

Die Zahl der Kommunionen stieg von 17700 im Jahre 1654 auf 18000 bis 19000 im Jahre 1669 und 27700 im Jahre 1674. Bei dem Jubiläum im Jahre 1665 waren es sogar 33400.

Wie die angeführten großen Almosen schon beweisen, fehlte es den Koblenzer Jesuiten nicht an vielfacher Anerkennung ihrer segensreichen Tätigkeit. Die beiden Kurfürsten Karl Kaspar und Johannes Hugo konnten sich in Gnadenerweisen nicht genugtun. Karl Kaspar bedauerte in einem Schreiben vom 9. Mai 1671 an den General, daß er viel weniger tue als die Verdienste der Gesellschaft erforderten, und er werde dies zeigen, sobald ruhigere Zeiten zurückgekehrt seien[1]. Ebenso spricht sich Johann Hugo in mehreren Schreiben an Oliva aus[2].

Die Mission in **Hadamar** wurde 1653 zur Residenz erhoben[3]. Es befanden sich um diese Zeit meist fünf Patres mit einem oder zwei Laienbrüdern dort. Im Jahre 1700 waren es acht Priester und drei Brüder. Die 1651 probeweise begonnene kleine Schule wurde 1653 durch eine dritte Grammatikalklasse, bei wachsender Schülerzahl 1659 durch die Humanität und 1663 auf langes Anhalten des Fürsten bei Provinzial und General durch die Rhetorik erweitert. Die fünf Klassen hatten drei Lehrer. Gegen die Erweiterung der Schule hatten die Obern immer wieder die Unbedeutendheit des Ortes und die geringe Schülerzahl betont. In der niederrheinischen Provinzialkongregation vom Jahre 1672 wurde geltend gemacht, daß die geringe Zahl der Schüler in Hadamar kaum die große Mühe der Magistri lohne; schließlich kam man zu dem einstimmigen Beschluß, dem General die Auflösung der Schule anheimzugeben, nur solle das auf eine Art und Weise geschehen, daß die Interessenten nicht beleidigt würden. In seiner Antwort vom 29. April 1673 billigte Oliva diesen Vorschlag und befahl dem Provinzial demgemäß über eine gute Art und Weise der Auflösung mit seinen Konsultoren zu beraten[4].

Aber die Interessenten, die Grafen von Hadamar, wollten von einer Auflösung durchaus nichts wissen. Schon früher (18. Juli 1663) hatte Graf Moriz Heinrich dem General vorgestellt, wie durch den Westfälischen Frieden die Fundationsklöster für das Kolleg in Hadamar an die protestantische Linie gefallen und nur das im Gebiete von Hadamar gelegene Kloster Beselich geblieben[5]. Dadurch seien die Absichten auf Erweiterung der Schule sehr behindert. Nun habe vor einigen Wochen der Generalkommissar der Franziskaner-Observanten zu Limburg, einem eine halbe Meile von Hadamar entfernt gelegenen Städtchen, die Errichtung von fünf Klassen

---

[1] *Orig. Epp. Princip. IX 28.

[2] *Orig. l. c. IX 38 160. Auch der Magistrat von Koblenz ließ es an Anerkennung nicht fehlen. So gewähren z. B. Amtmann, Rat und Bürgermeister von Koblenz unter dem 20. April 1675 dem Jesuiten-Kolleg das Recht, wöchentlich einen Wagen Brandholz aus dem Stadtwald zu holen (Gymn. Archiv B I 4 in Koblenz Staatsarchiv), bei der Übersiedelung der Schulen in das Hermannshaus (1688) gab der Rat die nötigen Utensilien und Bänke und trug zu der Instandsetzung des Hauses bei. (Dominicus 26.) — Die Rektoren waren: Heinr. Codonaeus 1650, Andreas Cronenburg 24. Febr. 53, Adam Inden 24. Febr. 56, Math. Merrhem 11. Mai 59, Wil. Weidenfeld 10. Aug. 62, Joh. Wildenrath 14. Sept. 65, Andr. Cronenburg 12. Nov. 68, Paul Mylius 25. Dez. 71, Peter Lennep 12. Januar 75, Sim. Dercum 18. Jan. 78, Rein. Lennep 23. Nov. 82, Joh. Sterck 23. Jan. 85, Heinr. Nolden 28. Juli 88, Joh. Sterck 26. Mai bis 28. Okt. 92, Joh. Frey Vizer. 92, Joh. Knauff 2. Juni 93, Herm. Nolden 6. Sept. 96, Joh. Knauff 7. Juni 1700.

[3] Vergl. Gesch. II, 98 ff. Die neue Stiftungsurkunde vom 3. Oktober 1652 bei Kehrein, Hadamar. Progr. v. J. 1848 S. 7. Näheres bei Jak. Wagner, Die Regentenfamilie von Nassau-Hadamar, 2. Aufl. (1863) 2 29 ff.

[4] *Acta congreg. Prov. Vergl. dazu *Informatio de scholis Hadamariensibus 1672 in Wiesbaden. Staatsarch. Hadamar, Jes. Akt. IIa 26.

[5] Ausführliches darüber bei Wagner a. a. O. 2.

angeordnet. Das sei aber kein Grund, um an der Schule in Hadamar zu verzweifeln, da der Nachbarschaft die guten Erfolge, der Fleiß und das Geschick der Patres bei Leitung der Schule in Hadamar erprobt seien. Dieser gute Ruf werde um so sicherer auch weiter durchschlagen, wenn der General die Errichtung der Rhetorik genehmigen wolle. Darum bitte er (der Graf) sehr dringend; er verlange aber durchaus nicht Vermehrung des Personals, sondern es genüge, wenn die fünf Klassen unter die bisherigen drei Patres verteilt würden[1].

Außer der Schule besorgten die Patres die ganze Pfarrseelsorge. Von Sodalitäten werden erwähnt je eine für die Studenten, für die Bürger und für die Frauen (Ursulana). Außer den Katechesen in der Stadt hielt man solche z. B. in Hundsangen (1673) und Frickhoven (1686). Im Jahre 1660 wurde die Wallfahrt nach Dietkirchen zum heiligen Lubentius, die seit mehr als 80 Jahren unterlassen worden, durch die Patres wieder in Gang gebracht.

Durch Kauf war im Jahre 1649 das reformierte Dorf Obertiefenbach an den Grafen von Hadamar gefallen. Da der Ort im Normaljahr reformiert gewesen, durfte nach dem westfälischen Frieden in den religiösen Verhältnissen nichts gewaltsam geändert werden. Im Sommer dieses Jahres ging P. Gerh. Crapolius an den Sonntagen und zuweilen auch in der Woche nach Obertiefenbach, setzte sich daselbst unter eine Linde auf dem Kirchhof und bald stellten sich Kinder ein, um den Pater von Hadamar zu sehen. Dieser lehrte sie verschiedene Gebete und versprach ihnen bei seiner Wiederkehr etwas mitzubringen. Bei seiner Rückkehr gab er den Kleinen allerlei Konfekt, das ihm die fürstliche Hofküche gespendet hatte, den größeren gab er Bilder, gedruckte Gebete und Katechismen. Die Zahl der Zuhörer wuchs und allmählich stellten sich auch Erwachsene ein. Schließlich ersuchten die Bauern den Priester, in der Kirche zu predigen. Am Lichtmeßtage 1650 wurde in der Kirche zu Obertiefenbach zum erstenmal ein förmlicher katholischer Gottesdienst gefeiert[2]. Seit 1652 hielt man dort regelmäßig Katechese.

Für die Patres in Hadamar wird stets die dauernde große Liebe und Anhänglichkeit des dortigen Fürstenhauses ein ehrendes Denkmal sein. Einen schönen Ausdruck verlieh dieser Liebe Graf Johann Ludwig in seinem Testamente vom 4. Januar 1653, wo er sagt: Da wir bei unsern Lebzeiten unsere Lieb und Neigung zu der hochlöblichen Sozietät Jesu in allen Occurentien zu bezeugen uns bemüht, so haben wir der Sozietät Jesu in Versicherung unserer bis ins Grab beständigen Affektion, unser Herz, wie wir es durch sonderbare Schickung des gütigen barmherzigen Gottes zu Anfang unserer Conversion zum katholischen Glauben ihr vertraulichst offenbart und entdeckt, also auch nach unserem Hinscheiden ihr vertraut, verehrt und zum ewigen Gedächtnis allhier in deren Herrn Patrum Societatis Gotteshaus bewahrlich hinterlassen wollen. Er beauftrage seinen geliebten Beichtvater P. Math. Kalkofen sein Herz in Silber zu fassen und vergolden zu lassen und den Patres zu übergeben. Zugleich drückte er die zuversichtliche Hoffnung aus, daß sein lieber Sohn Fürst Moriz und sämtliche seine lieben Angehörigen den Herrn Patribus immer beständige Hochschätzung erweisen und bezeigen werden[3].

Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht, die Grafen von Nassau-Hadamar haben den Jesuiten stets das größte Vertrauen entgegengebracht[4].

[1] *Orig. Epp. Princip.

[2] Wagner, Regentenfamilie von Nassau-Hadamar 2 259 f.

[3] *Kop. Wiesbaden Staatarch. II 23 Hadamar Jes. I 13. Druck bei Wagner 1 478 ff.

[4] Beweise z. B. bei Wagner 2 29 ff. — Die Obern sind: Heinr. Holtrup 1650, Mathias Kalkofen 24. Okt. 52, Friedr. Winoltz 24. Okt. 55, Mathias Franck 10. Novemb. 58, Konr. Esser 19. Juli 62, Adam Inden 2. Nov. 65, Wilh. Godefridi (Godifridi) 2. Juli 66, Heinr. Thenen 24. Jun. 71, Joh. Mulartz 19. März 75, Hieron. Huseman 13. Dez. 77, Gerh. Wickede 12. Juni 79, Simon de Lippia 23. Dez. 81, Paul Granvillier

Das Kolleg von **Siegen** empfahl die Prinzessin Ernestine De Ligne Gräfin von Nassau, die Witwe des 1638 verstorbenen Grafen Johannes, in einem Schreiben vom 20. April 1652 sehr dringend dem neugewählten General Nickel. Das Kolleg sei seiner Einkünfte beraubt, sie mit ihrem Sohne tue was sie könne, um dort einige Patres zu unterhalten, aber es sei ihnen unmöglich, den ganzen Unterhalt zu bestreiten. Der General möge den Papst um Hilfe bitten. In der Stadt seien noch 500 Katholiken vorhanden trotz der großen Verfolgungen durch ihren Schwager den Grafen Friedrich von Nassau[1].

Nach der Katastrophe vom Jahre 1651 lebten in Siegen[2] anfangs 1652 wieder fünf Patres mit einem Laienbruder. Ende 1651 hatte man auch den Unterricht in vier Klassen unter zwei Lehrern begonnen. Den Bürgern wurde aber verboten, ihre Kinder in die Jesuitenschule zu schicken, und den Jesuiten jede Jurisdiktion über die Schule abgestritten. So mußten die Schulen wieder unterbrochen werden. Darüber heißt es in den Jahresbriefen von 1653: wir haben die Schüler wieder aufgenommen, zwar nicht in dem städtischen Schulhause, sondern in einem neuen nicht ungeeigneten Lycaeum der Burg. Dort lehrt ein Priester Rhetorik und Poesie, ein zweiter die beiden unteren Grammatikalklassen, ein dritter die oberste Grammatik[3]; griechisch gab der Obere des Kollegs. In diesem Jahre führten die Schüler im großen Waffensaal der Burg den Eleazar auf, als der neue Landesherr, Graf Johann Franz, von Regensburg zurückkehrte. Eine Trivialschule für 80 Knaben und Mädchen wurde von den Patres einem Lehrer und seiner Frau, die man von Köln herbeigerufen, übergeben; diese teilten sich in den Unterricht. Im Jahre 1673 sah das Gymnasium auch den Erbprinzen Wilhelm Hyazinth mit drei Edelknaben unter seinen Schülern. Der Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg schenkte 1681 in dankbarer Erinnerung seines ersten in Siegen empfangenen Unterrichts 1500 Rthlr. für den Ankauf eines neuen Hauses, das 1683 vom Gymnasium in Benützung genommen wurde.

In der Seelsorge war man fast ausschließlich auf die Erhaltung der Katholiken bedacht[4]. Als Hauptsorge der Seelsorge wird wiederholt hervorgehoben, die Bewahrung der ärmeren Katholiken, die bei Andersgläubigen in Diensten standen, vor Verführung und Abfall. Für den katholischen Gottesdienst konnten die Patres die Johanniskirche als Simultankirche täglich morgens von 9—2 Uhr und nachmittags von 4 Uhr bis zum Abend benutzen. Trotz aller Lockungen zum Abfall hatten die Katholiken an der Kirche festgehalten. Wie die Jahresbriefe von 1652 melden, erschienen sie wieder in großer Zahl bei den Predigten und den heiligen Sakramenten, den öffentlichen Bittgängen und täglichen Andachten. Das war um so mehr anzuerkennen, als der größere Teil arm war und in abhängigen Dienstverhältnissen bei Protestanten stand. Die Jesuiten selbst waren zeitweilig fast ganz auf Almosen von auswärts angewiesen.

Die Erfolge der Seelsorge bei den Katholiken waren sehr erfreuliche. Während man 1654 4000 Kommunionen zählte, waren es deren zehn Jahre später 5000, später 1675 6000 und 1692 9000, somit fast in jedem Jahrzehnt eine Steigerung von 1000. Die Konversionen dagegen waren in den meisten Jahren nur je zwei bis vier. An allen Sonn- und Festtagen waren zwei Predigten, dazu kamen noch die Ansprachen bei jeder Trauung und jedem Begräbnis. Katechesen waren eine in

---

15. Okt. 85, Herm. Nolden 4. Nov. 88, Ign. Duräus 15. Jan. 93, Joh. Husen (Huisen) 6. Sept. 96, Theod. Schmal 5. Sept. 1700. — Die Präfekten und Lehrer der Schule im Progr. von Kehrein 14 f.

[1] *Orig. Epp. Princip.

[2] Vergl. Gesch. II 92 ff.

[3] So auch noch in den Katal. 1672 und 1699.

[4] Ihre Zahl wird 1653 und 1665 auf ca. 600, 1684 auf 1000, 1690 auf ca. 1000 angegeben.

der Stadt und zwei außerhalb (Widenau). Die Vorbereitung zur ersten heiligen Kommunion wird 1667 zum ersten Male erwähnt für 20 Kinder, 1675 waren es 40.

Im Jahre 1654 werden zwei Kongregationen genannt, eine für die Studenten, eine zweite für die Bürger, später noch eine für Frauen und Jungfrauen. Im Jahre 1665 stand an der Spitze der Bürgerkongregation der Graf Johann Franz (Desideratus), die Präfektin der Frauenkongregation war seine Gemahlin.

Graf Franz hatte fast sein ganzes Leben den Kampf um die ihm geraubten Rechte zu führen. Am 23. September 1680 bat er den General um die Erlaubnis, den P. Burk. Wiliken nach Wien schicken zu dürfen, damit derselbe dort seine Sache vertrete[1]. Wiederholt rief er um die Ausführung der ergangenen kaiserlichen Dekrete auch die Hilfe des Papstes an[2].

Am 28. Mai 1698 schrieb er von Siegen an den General, der bisherige Rektor Heinrich Grüter habe mit besonderem Eifer die katholische Sache in Siegen gefördert, so daß die ganze katholische Gemeinde seine bevorstehende Amtsniederlegung bedauere. Als Augenzeuge könne er sich diesem Bedauern nur anschließen. Er bitte deshalb um Bestätigung des Rektors für weitere drei Jahre. Das werde das sicherste Mittel sein, um die vielen Schwierigkeiten und Ränke der Gegner in betreff des Wiederaufbaues der durch Brand zerstörten Kirche zu überwinden[3]. Die Bitte wurde gewährt und der Rektor auf weitere drei Jahre bestätigt. Leider starb Graf Franz bereits im folgenden Jahre. Er war der größte Gönner und Wohltäter der Jesuiten in Siegen[4].

Zu Siegen gehörte die Nassauische Mission, die 1683 infolge der Ferdinandeischen Missionsstiftung unter zwei Patres ihren Anfang nahm[5]. Sie umfaßte außer dem katholischen Teil von Siegen-Nassau die Graffschaft Freusberg und viele Orte diesseits des Rheins in der Graffschaft Wied, endlich Wetzlar. Die Jahresbriefe der Mission von 1684 legen eingehend die Schwierigkeiten dar, die sich gleich anfangs der Arbeit der Missionäre entgegenstellten, besonders in der Graffschaft Freusberg, die von dem Trierer Kurfürsten Karl Kaspar an den Herzog von Sachsen-Eisenach gekommen war, der, wenn er auch nicht Gewalt anwandte, die durch den Vertrag ausgeschlossen war, so doch mit allen anderen möglichen Mitteln sein Luthertum zu verbreiten und das Wirken der Jesuiten-Missionäre zu behindern suchte. Im Jahre 1687 kam zur Mission auch die Graffschaft Windeck mit vier Pfarreien im Bergischen, die in weltlicher Beziehung dem Pfalzgrafen von Neuburg, in geistlicher dem Erzbischof von Köln untertan war. Die Missionäre erhielten 1687 vom Erzbischof von Trier die Erlaubnis, den ganzen Westerwald zu besuchen. Weitere Arbeit gab seit 1694 die an Windeck anstoßende Graffschaft Blankenberg. Manchen Pfarrern war — wie die Jahresbriefe von 1694 berichten — die Arbeit der Missionäre anfangs nicht sehr erwünscht. Als sie aber sahen, daß es den Patres um keinen zeitlichen Vorteil, sondern nur um die Seelsorge zu tun war, zeigten sie sich sehr einverstanden.

---

[1] *Orig. Epp. Princip. In diesem Briefe schätzt er die Zahl der katholischen Familien in Siegen auf mehr als 160.

[2] Vergl. z. B. die Briefe und Gutachten aus den Jahren 1688 und 1689 in der Epp. Princip.

[3] *Orig. Epp. Princip.

[4] Die Obern waren: Rud. Hummel 1650, Konr. Reidt 4. Mai 53, Franz Rovaeus (Roecäus) 6. Mai 56, Konr. Reidt 22. Juni 59, Joh. Mittelhoff 16. Jan. 63, † 5. Oktober 63, Joh. Helman Vizer. 63, Konr. Reidt 30. März 64, Joh. Thier 10. August 67, Konr. Reidt 14. Sept. 70, Arn. Becker Dez. 73, Joh. Röckelose 10. März 77, Joh. Brinckmann 8. August 80, Stephan Ketteler 11. Nov. 83, Jak. Mertens 1. Okt. 87, Simon Priem 11. Mai 92, Heinr. Grüter 10. Juli 95.

[5] *Annuae Missionis Nassoviae 1684 ff.

In Abhängigkeit vom Kölner Kolleg bestand seit 1652 in **St. Goar** eine Missionsstation, die 1664 zur Residenz erhoben wurde[1]. Als der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels im Jahre 1652 in Köln zur katholischen Kirche übergetreten, hatte er auf seine Bitte von dem Provinzial den damaligen Domprediger P. Joh. Rosenthal als Beichtvater erhalten. Dieser sollte wenigstens auch die Pfarrseelsorge in Rheinfels und St. Goar übernehmen. Die erzbischöflichen Vollmachten wurden am 19. März 1652 erteilt. Ostern (18. April) nahm ein Pater Besitz von der Pfarrei. Gleich nach Ostern traf der Landgraf in Begleitung der beiden Patres Rosenthal und Merrhem in Rheinfels ein. Für den katholischen Gottesdienst wurde die Krypta unter der protestantischen Kirche eingeräumt. Bald darauf (5. Juni 1652) versprach Ernst auch den Kapuzinern einen Konvent zu errichten und gestattete ihnen einstweilen ein Hospiz mit Privatkapelle. Die in St. Goar eintreffenden beiden Kapuzinerpatres übernahmen auch vertretungsweise die Pfarrseelsorge, so oft die Jesuiten, die den Landgrafen auf seinen Reisen begleiten mußten, abwesend waren. Da aber infolge des Regensburger Hausvertrages mit Hessen-Kassel vom 10. Januar 1654, der eine Beschränkung für den Landgrafen in bezug auf die öffentliche Ausübung der katholischen Religion enthielt, zwei Ordensniederlassungen in St. Goar unmöglich geworden, entschied sich Ernst für die Beibehaltung der Jesuiten, deren seelsorgerische Dienste er für seine Person schon so wie so in Anspruch nahm. Die Kapuziner wünschten aber zu bleiben, und so kam es zu Differenzen mit dem Landgrafen. P. Rosenthal riet dem Landgrafen nachzugeben und auf die Jesuiten zu verzichten. Ebenso entschied der General Nickel am 1. August 1654. Er war von vornherein nicht für die kleine Niederlassung begeistert gewesen[2]. Der Landgraf wollte aber nicht nachgeben und setzte beim Heiligen Stuhl die Abberufung der Kapuziner durch. Dieselben zogen 1657 von St. Goar in das auf dem anderen Ufer gelegene Wellmich und später nach Bornhofen[3].

Durchschnittlich waren in St. Goar zwei bis drei Patres und zwei Laienbrüder. Die Arbeit war mühevolle Diasporaarbeit in St. Goar, Nastätten und Langenschwalbach. Nur an diesen drei Orten war die Ausübung der katholischen Religion erlaubt. Es gelang 1656 eine Kapelle in Nastätten, 1658 eine solche in Langenschwalbach und St. Goar zu errichten. In St. Goar erhielten die Jesuiten zur gleichen Zeit ein neues Heim. Bis zum Jahre 1658 versahen sie die Pfarreien an allen drei Orten, seit 1658 nur die in St. Goar. Dort war die Kapelle zu klein geworden; sie wurde 1692 vergrößert und verschönert.

Die Arbeiten schildern die Jahresberichte von 1686 als sehr schwierig wegen der vielen Krankenbesuche bei Tag und bei Nacht, in Bergen und Tälern, in Hitze, Schnee und Eis an den 24 zur Pfarrei gehörenden Orten, die teilweise drei bis vier Stunden entfernt waren. Dazu kam, wie die Berichte von 1690 hervorheben, daß St. Goar das Asyl für alle zerstreuten Katholiken aus der Rheinpfalz und der Nachbarschaft war. Hier eilten alle Katholiken hin, so daß die drei Jesuiten in St. Goar zuweilen dem Andrang der Beichtenden nicht genügten. Nicht selten mußte beim Gottesdienst ein großer Teil sich begnügen, vor der Türe zu stehen.

---

[1] *Litt. ann. Prov. Rhen. inf. 1654 ff., Historia Residentiae S. J. ad S. Goarem (verf. ca. 1700) in Fund. Germ. assist. (118) 180, W. Kratz, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1914) 34 ff.

[2] Sein Schreiben an den Landgrafen in Orig.-Reg. ad externos, Druck bei Kratz 39[1] Ebendort ein weiteres Schreiben vom 29 Dez. 1655. Dem Provinzial Zwenbrüggen schrieb Nickel am 20. Juni 1654 als seine Ansicht: non videri mihi neque visum unquam fuisse constituendam in Sto. Goare stabilem Societatis Residentiam. Orig.-Reg. ad Rhen. inf.

[3] Vergl. die Darstellung des Landgrafen Ernst in seiner Schrift Audiatur et altera pars (1661) 39—59.

Bei der Belagerung von Rheinfels durch die Franzosen im Jahre 1692 harrten die Patres auf ihrem Posten aus. Einer pflegte die katholischen und protestantischen Verwundeten mit großem Eifer. Der Landgraf von Hessen-Kassel anerkannte dies nicht nur mit Worten, sondern auch durch eine größere Geldunterstützung.

Wie sehr die Tätigkeit der Jesuiten durch die damaligen intoleranten Gesetze behindert war, zeigt ein Fall aus dem Jahre 1691. Am 23. Februar 1691 hatte ein Pater einem auf den Tod erkrankten Kuhhirten in Weyer die letzte Ölung erteilt. Als er sich hier über die Lage des Ortes orientiert, entschuldigte er sich sofort beim protestantischen Pfarrer, er habe nicht gewußt, daß Weyer im Vierherrengebiete liege, sonst hätte er den Kranken in das benachbarte Nochern bringen lassen. Der Pfarrer aber ließ sofort durch einen Eilboten Klage gegen den Pater erheben. Die nassauischen Beamten verlangten in einem alsbald am 28. Februar 1691 erhobenen feierlichen Protest, daß „der kühne Jesuit in dem Vierherrischen als dem Ort, wo er solchen Eingriff getan und mißhandelt, dem Verdienst nach abgestraft werden möge“. Nach vielem Hin- und Herschreiben entschuldigte der rheinfelsische Kanzleidirektor am 10. März 1691 den Jesuiten, der Pater habe zwar einen katholischen Kranken auf seines Fürsten Hofgut mit den Sakramenten versehen, das sei jedoch aus Unwissenheit geschehen, da derselbe erst kürzlich gekommen und mit den politischen Verhältnissen noch nicht vertraut sei. Übrigens sei dem regierenden Fürsten nichts an Intraden verloren gegangen, und deshalb habe kein Grund zu einer so scharfen Protestation vorgelegen[1].

Die fortgesetzte mühevolle Kleinarbeit hatte schließlich doch einen schönen Erfolg. Waren in St. Goar im Jahre 1654 bei der Berufung der Jesuiten nur zwei Katholiken gewesen, so zählte man im Jahre 1700 in der Pfarrei 1707 Mitglieder (gegen 100 Familien). Stolgebühren, so heißt es in dem Dreijahr-Katalog von 1685, fordern wir nicht; wird, was selten geschieht, etwas angeboten, so nehmen wir es an.

Ein großer Verlust für St. Goar war der Tod des Landgrafen Ernst im Jahre 1693. Er hatte die Residenz nicht allein gegründet und fundiert, sondern auch gegen alle Angriffe stets standhaft verteidigt. Mit den Jesuiten betrauerten besonders alle Armen seinen Tod, denen er trotz all seiner Geldnöten stets ein helfender Vater gewesen war. Seine Leiche wurde in dem benachbarten Bornhofen beigesetzt.

Die Kriegsstürme, die über **Paderborn**[2] hingebraust, hatten eine verarmte und entvölkerte Stadt zurückgelassen. „Das Land, welches die Hessen, Schweden, Kaiserlichen und Baiern abwechselnd seit vielen Jahren immer herbe mitgenommen hatten, war ganz erschöpft und mußte an Hessen noch starke Kontributionsrückstände zahlen. Die Bildungsanstalten, besonders die Universität in Paderborn, waren in einer bedenklichen Lage, weil die Jesuiten nicht nur den besten Teil ihrer Bibliothek, sondern auch das nötige Vermögen zum Unterhalt der Paderborner Professoren eingebüßt hatten.“[3] Besonders durch die Unterstützung der Fürstbischöfe konnten die Arbeiten der Jesuiten aber bald erweitert, ja neue kostspielige Bauten aufgeführt werden. Von letzteren ist insbesonders erwähnenswert der Neubau einer großen Kirche zu Ehren des heiligen Franz Xaver.

In schwerer Krankheit hatte der Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg März 1681 ein Gelübde gemacht, dem Paderborner Kolleg mit einem Aufwand von 30000 Rthlr. eine Kirche zu bauen. Sofort nach seiner Genesung traf er die

[1] Vergl. Kratz a. a. O. 43 f.

[2] W. Richter, Die Jesuitenkirche in Paderborn (1892), J. Braun, Die Kirchen der niederrheinischen Ordensprovinz 153 ff.

[3] Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn 2 215.

nötigen Vorbereitungen. Am 13. August 1682 legte er den Grundstein und in demselben Jahre wurden die Fundamente bis zur Oberfläche fertig. Trotz des am 26. Juni 1683 erfolgten Todes des Fürstbischofes konnte der Bau Ende 1683 fast bis zum Dach weitergeführt werden, weil Ferdinand selbst schon 11000 Rthlr. gespendet hatte und die Erben Juni 1684 weitere 17670 Rthlr. abbezahlten. Im Jahre 1685 wurde Fassade und Dach fertiggestellt, 1686 mit der Einwölbung begonnen. Da der Rohbau die ganze Bausumme aufgezehrt, und man für die Ausstattung nur auf Almosen angewiesen war, ging diese nur langsam vorwärts. Die Stuckdekoration wurde 1689, ein Teil der Altäre erst 1692 fertig gestellt. Am 14. September 1692 erfolgte die Einweihung des prächtigen Baues durch den Fürstbischof Hermann Werner. Es ist der „bedeutendste Kirchenbau, welcher seit und nächst der Kölner Kirche im Gebiet der niederrheinischen Ordensprovinz errichtet wurde[1]." Die Paderborner Kirche schließt sich eng an die Kölner Jesuitenkirche an, weist aber statt der schönen Spätgotik der Kölner Kirche eine entartete Gotik auf, die den Anschauungen der Zeit entsprechend vielfach mit ungotischen Motiven durchsetzt ist. Der Baumeister Br. Hülse hat aber doch in dieser Kirche „nicht bloß einen sehr imposanten, sondern auch einen sehr stimmungsvollen Bau geschaffen".

Die Schulen blühten bald wieder auf. Unter den 40—50 Insassen des Kollegs waren 1651 je drei Professoren für Theologie und Philosophie, einer für Mathematik, fünf für das Gymnasium, einige Jahre später (1658) wird noch ein Professor für Heilige Schrift (und Hebräisch) und einer für das Griechische aufgeführt. Zu diesen 14 Professoren trat 1697 noch einer für Kirchenrecht hinzu.

Auch die Schülerzahl wuchs allmählich. Unsere Theordoxianische Universität, so berichten die Jahresbriefe von 1653, führt sowohl der Friede und die göttliche Gnade als auch die Mühewaltung der Professoren allmählich zur alten Blüte zurück. Die humanistischen und philosophischen Kurse sind auf über 600 gestiegen, aber auch die seit zwei Jahren wieder aufgenommene Theologie weist eine nicht zu verachtende Anzahl von Hörern auf. Schon im Jahre 1656 waren die Studenten auf 840 angewachsen. Im Sommer 1657 zog etwa der dritte Teil fort „aus Furcht vor einer Art von Besessenheit, von der viele Personen befallen wurden". Mit Herbst 1660 war die Zahl wieder gestiegen und hatte 1000 überschritten[2].

Außer den gewöhnlichen Predigten (seit 1656 auch eine eigene akademische Predigt) wurde besonders die Katechese eifrig gepflegt, die 1661 an zwei Orten in der Stadt, außerhalb während des Sommers an fünfzehn Orten gegeben wurde. Eine Freude war es zu sehen, so erzählen die Jahresberichte von 1661, wie da und dort die Eltern mit ihren Kindern aus einer Entfernung von 1½ und mehr Stunden unter frommen Liedern zahlreich sich bei der Katechese einfanden. Der Eifer nicht allein der kleinen, sondern auch der schon erwachsenen Mädchen war groß, alle bemühten sich den ganzen Katechismus wörtlich aufsagen zu können. Diese große Anzahl der Katechesen blieb auch meist in den folgenden Jahren, im Jahre 1699 waren es vier innerhalb und fünfzehn außerhalb der Stadt.

---

[1] Braun 160. Dort auch die nähere Beschreibung.

[2] Die *Ephemerid. Facult. Philos. geben an für 1656 838 mit Ausnahme der 120 Infimistae, die von einem weltlichen Lehrer unterrichtet wurden und nach dessen Namen die Infimistae 1658 „Henriciani", später 1680 „Hillebrandini" genannt werden. Mit den Infimisten betrug die Zahl Ostern 1657: 999, 1661: 1009. Ende 1666 zählte man Rhetor. 96, Hum. 105, Syntax. 127, Secundani 112, Tertiani 110. Es verteilten sich 1671 auf Metaphys. 43, Phys. 45, Log. 70, Hum. 88, Synt. 100, Secund. 93, Tertiani 110; 1679: Theol. 79, Phys. 52, Log. 67, Rhet. 52, Hum. 74, Syntax 102, Secund. 93, Tertian. 90, Infim. 70, ähnlich in den folgenden Jahren.

Zu den fünf Sodalitäten, eine für Priester, drei für Studenten, eine für Frauen, trat 1654 eine sechste für Gesellen, die bald stark anwuchs und sich großen Beifalls auch von seiten der Meister zu erfreuen hatte. Die Todesangstbruderschaft wurde 2. April 1683 errichtet; bei den Versammlungen konnte die Kirche die Mitglieder nicht fassen.

Die Zahl der Kommunionen stieg von 20000 im Jahre 1654 auf 33000 im Jahre 1661 und behauptete sich auch in den folgenden Jahren auf dieser Höhe.

Die Patres leisteten auch vielfache Aushilfe draußen. In den Festzeiten halfen durchschnittlich vierzehn Patres in der Nachbarschaft aus, besonders werden genannt Büren, Geseke, Salzkotten, Lichtenau, Lippspringe, Delbrück, Stromberg usw.[1]

Zu Paderborn gehörte auch die Station in Falkenhagen. Dort waren 1651 und in den folgenden Jahren zwei Patres und ein Bruder, so auch in der Folgezeit. In Betreff der Ausübung der katholischen Religion wurden sie öfters bedroht nicht allein von den Grafen Lippe, sondern auch im Jahre 1660 von dem König von Schweden, als Herzog von Bremen.

Südwestlich von Paderborn liegt **Büren.** Die dortige Niederlassung verdankt ihren Ursprung einem Opferleben. Ihr Begründer war der damalige Herr von Büren, Moritz von Büren. Derselbe war 12. Februar 1604 auf dem Stammsitz Büren von protestantischen Eltern geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters († 1610) kehrte seine Mutter Elisabeth, geborne Freiin von Loe, zur katholischen Kirche zurück. Ihrem Sohne ließ sie eine streng katholische Erziehung geben. Er studierte bei den Jesuiten in Paderborn, Köln (1615—1620), hörte die Rechte zu Douay und machte dann große Reisen (1621—1626). Zurückgekehrt bewarb er sich um die Würde des Präsidenten am Reichskammergericht zu Speier, die er bis 1644 inne hatte. In diesem Jahre trat er in den Jesuitenorden. Durch Testament vom Jahre 1640 hatte er seine großen Güter zumal Büren, Ringelstein, Volbrexen und Geist den Jesuiten vermacht. Als Novize und Scholastiker weilte er nunmehr sieben Jahre in Trier und Köln und zog dann in Begleitung eines Paters nach Büren, wo er die Verwaltung seiner Güter in die Hand nahm. Da er die weltliche Oberherrlichkeit des Fürstbischofs von Paderborn nicht anerkennen wollte, gerieten er und mit ihm die Jesuiten in einen langen Streit mit dem Bischof Adolf von der Reck. Letzterer ging schließlich zur offenen Gewalt über, indem er am 8. August 1657 Büren durch 400 Mann besetzen ließ. Moritz floh nach Geist. Am 19. Januar 1660 kam ein Vergleich mit dem Bischof zustande[2]. Als Moritz am 7. November 1661 starb, fiel die Hälfte der Herrschaft sogleich an die Jesuiten, die zweite Hälfte erst 1698[3].

---

[1] Die Rektoren waren: Joh. Petri 2. Febr. 1648, Joh. Gronäus 8. März 57, Arnold Honthum 1. April 60, Joh. Gronäus 3. Sept. 63, Joh. Schöner 8. Nov. 66, Joh. Wisse 9. März 70, Theodor Bote 74 (10. Jan. 75 Provinzial), Bernh. Huge 75 († 10. Juli), Steph. Ketteler 1. März 76, Konr. Holtgreve 7. Aug. 79, Joh. Wisse 23. Juli 81 († 15. Jan. 82), Joh. Friedhoff Vizer. 82, Theod. Bote 20. Jan. 83, Herm. Heidmeir 7. März 86, Joh. Lüsken 25. Juli 89, Joh. Westhaus 10. Dez. 92, Herm. Samberg 20. Mai 94, Theod. Kördinck 29. Sept. 97.

[2] Vergl. Zeitschr. für Gesch. Westfalens 50 (1892) 2, 59 ff. Dort die Literatur über den Streit insbesondere auch die Titel der gewechselten Streitschriften.

[3] *Litt. ann. dom. Geistanae 1662. Am 3. November 1657 schrieb der General Nickel an den P. Vervaux: Pendente (lite) in utroque tribunali Caesareo ac Pontificio Buram occupavit (Princeps Paderbornensis) armato milite. Ut factum probet et se purget de vi illata, multa — sic audio — etiam de me, ac de Societate queritur. Demum affirmant ipsum moliri apud Principes Electores ut Capitulationi faciendae in electione novi Imperatoris inseratur articulus quo Regulares prohibeantur acquirere bona stabilia in Imperio. Plura de hoc toto argumento scribet ad RV. P. Assistens Germaniae, ex quibus perspiciet quam nullo suo merito nostra Societas affligatur ab isto Principe. — Nunc quaeso opem ferat quam potest, informando Serenissimum Electorem, eiusque Ministros, et supplicando

Außer der Verwaltung der Güter besorgten die in Büren stationierten Jesuiten Predigt und Katechese (letztere im Sommer an drei Orten) und leisteten Aushilfe den benachbarten Pfarrern.

In Büren waren meist zwei Patres und zwei Brüder, 1669 und die folgenden Jahre fünf Patres, 1678 zwei Priester und zwei Brüder, 1700 vier Priester und zwei Brüder. Im Jahre 1690 fanden sich außer vier Patres und zwei Brüdern auch noch sechs Repetenten dort. Letztere wurden aber schon im folgenden Jahre am 13. Januar 1691 von dem Paderborner Bischof und Kapitel mit bewaffneter Macht vertrieben, in Ausführung des früheren Vertrages (1662), wie sie behaupteten[1]. Die Türen wurden erbrochen und die sechs Repetenten zwischen Soldaten weggeführt. Juni 1691 sollten auch die über die Dreizahl anwesenden Jesuiten gezwungen werden, Büren zu verlassen, doch ging man diesmal nicht bis zur Anwendung von Gewalt. Auch die Brandenburger suchten zuerst durch Güte dann durch Gewalttätigkeiten einen Teil der Güter an sich zu ziehen. Die Plakereien von seiten Brandenburgs dauerten die folgenden Jahre fort. Der große Brand von 1697 legte einen Teil der Stadt Büren in Asche, die Gebäude der Jesuiten blieben verschont. Trotz eigener Not halfen die Jesuiten den Bürgern durch Verteilung von reichen Getreidespenden. Durch Eingreifen des Kaisers kam 1698 ein Vergleich mit Brandenburg zustande. Dieses verzichtete auf alle vorgebrachten Rechte für eine einmalige Abfindungssumme von 45000 Rthlrn., welche die Jesuiten ausbezahlten[2].

Auf Kosten der Residenz in Büren lebte die Mission in **Warburg**, die 8. Dezember 1664 von zwei Priestern begonnen wurde. Nach den Vertrag vom 22. Juni 1662 zwischen dem Fürstbischof und den Jesuiten sollte die Fundation von Büren, wo der Bischof keine größere Niederlassung gestatten wollte, nach Warburg übertragen werden. Auch später werden bei der Station nur zwei Priester genannt, woraus hervorgeht, daß auch hier der Haushalt von Auswärtigen besorgt wurde.

Auch das Haus **Geist** gehörte zu den Bürenschen Besitzungen. Im Jahre 1662 waren dort anfangs sechs, dann acht Jesuiten, dazu noch sechs Tertiarier mit ihrem Instruktor, so daß die Niederlassung zwölf Priester und drei Brüder zählte. Später kamen noch Repetenten hinzu. Die Gesamtzahl betrug 1690 36, 1696 42, 1700 47 Personen. Im Jahre 1663 wurde von hier aus an elf Orten und dann noch in einzelnen Höfen Katechese gegeben. Der Gesang zog die Leute besonders an, 600 bis 1000 Personen nahmen manchmal teil. In den folgenden Jahren führte man noch an weiteren Orten Christenlehre ein. Seit 1679 fand am 3. Sonntag jedes Monats die Generalkommunion statt. Die Zahl der Kommunionen war 1667 über 17000. Viele Aushilfe wurde geleistet in den benachbarten Dörfern und Städten, darunter auch Lippstadt. Bei diesen Aushilfen in den Pfarreien, 1698 waren es 17, wurde auch die Todesangstbruderschaft vielerorts eingeführt, so 1686 in Ölden und Stromberg[3].

Suae Serenitati ut dignetur protegere Ordinem sibi devotissimum. Hanc rem a RV. ita peto ut nihil maiore studio ab illa unquam petierim, aut eidem commendaverim. Justam esse tantam sollicitudinem meam conarer demonstrare, si putarem posse ipsam, ubi statum causae cognoverit, de eo dubitare.

[1] Nach den Vertrag vom 22. Juni 1662 hatte die Gesellschaft vom Fürstbischof nur die Erlaubnis erhalten, in Büren eine Residenz mit zwei Patres und einem Bruder zu errichten für die bessere Verwaltung der Güter. Die Burg, Zivil- und Kriminalrecht in Büren traten die Jesuiten dem Fürstbischof ab. *Litt. ann. dom. Geistan. 1662.

[2] *Litt. ann. Büran. 1690—1698.

[3] Folgende Obere werden genannt: Heinr. Rexing 27. Nov. 1661, Heinr. Türck Vizer. 17. Nov. 64, Theod. Cörler 66, Gerh. Meinerß 67, Bernh. Huge 72, Winand Weidenfeld 75, Theod. Bote 78, Joh. Scheffers 83, Joh. Westhaus 86, Joh. Scheffers 90. Joh. Dirckingh (Dirckinck) 93, Hildebr. Schulenberg 96, Herm. Samberg 1700.

Die anfangs unter Köln später unter dem Kolleg von Bonn stehende Missionsstation Arnsberg nahm ihren Anfang 1651, als Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln zwei Patres nach dem ihm untergebenen Herzogtum Westfalen sandte, um den Ablaß zu predigen und das Volk zum häufigen Empfang der Sakramente anzuspornen. Sie wohnten anfangs in der Burg, seit 1654 in einem eigenen Hause. Zu diesen beiden Patres, bei denen ein Auswärtiger die Hausdienste besorgte, kamen infolge der Ferdinandeischen Missionsstiftung 1683 noch zwei hinzu, welche die Stationen jenseits der Ruhr missionierten. Sie bezahlten der Station aus der Stiftung etwas für ihren Unterhalt[1].

Die Diözese Münster zählte drei Kollegien: Münster, Koesfeld und Meppen. Hatte der 30jährige Krieg **Münster** verhältnismäßig geschont[2], so mußte die westfälische Hauptstadt nach demselben eine mehrmalige Belagerung aushalten infolge der Kämpfe des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen mit der Stadt und dem ehrgeizigen Domherrn Bernhard von Mallinkrodt[3]. In diese Kämpfe wurden auch die Jesuiten mehrfach hineingezogen. Bei der Verhaftung Mallinkrodts im Oktober 1654 stürmte eine Volksmenge das Kolleg und richtete großen Schaden an. Die Jesuiten sollten sich für die Suspension Mallinkrodts ausgesprochen und dessen Verhaftung erleichtert haben[4]. Während der Belagerung der Stadt durch den Fürstbischof im folgenden Jahre (1655) verbreitete man das Gerücht, die Jesuiten begünstigten die Ansprüche des Fürstbischofs. Dadurch brachte man die Patres in Verruf. Noch schlimmer waren die Schmähungen, Verdächtigungen und Drohungen bei der dreimonatigen Belagerung im Jahre 1657. Sehr hart wurde das Kolleg auch mitgenommen durch die große Teuerung im Jahre 1698 und 1699. Obgleich es durch Getreideankauf im Kölnischen sich rechtzeitig vorgesehen, durfte es doch die gekaufte Ware infolge Verbotes des Kurfürsten nicht anfahren lassen.

In all diesen Nöten suchte man Schule und Kolleg nach Möglichkeit auszubauen. Für die Schule schenkte der Magistrat im Jahre 1651 außer anderem 20000 Ziegelsteine. Zu dem Erweiterungsbau des Kollegs legte der Fürstbischof im Jahre 1655 den Grundstein. Der Bau, der große Unkosten verursachte, war im folgenden Jahre fast fertig. Zum Jahre 1667 heißt es dann: Endlich ist in diesem Jahre der vierte Flügel des Kollegs vollendet worden, es ist ein herrlicher und für unsere Wohnung sehr passender Bau. Am 15. April 1697 wurde mit dem Neubau einer neuen Infirmerie begonnen, vor Winter war sie unter Dach. Infolge von großmütigen Almosen gelang es im Jahre 1698 den größeren 224′ langen Flügel des Kollegs durch Beifügung von weitern 85′ bis zu dem neuen Krankengebäude zu verlängern und den Neubau in einer Höhe von 55′ und einer Tiefe von 34′ in vier Stockwerken dem alten Bau vollständig gleichförmig zu machen. Auch dieser Bau konnte vor Winter unter Dach gebracht werden. Endlich wurde 1699 die letzte Hand angelegt sowohl an den verlängerten Hauptflügel als auch an den Infirmerie-

[1] *Bericht des P. Phil. Löhrer 14. Juni 1697 Rhen. inf. 58, 468. Näheres in dem Kapitel Volksmission. — Über das Haus vergl. K. Feaux de Lacroix, Gesch. Arnsbergs (1895) 408 f.

[2] Vergl. Gesch. II, 50 ff.

[3] Vergl. Karl Tücking, Gesch. des Stiftes Münster unter Christoph Bernhard von Galen (1865) 2 ff. A. Hüsing, Fürstbischof Christ. Bernh. v. Galen (1887) 242 ff. Es handelte sich besonders um das Besatzungsrecht; der Streit mit Mallinkrodt gab nur die Veranlassung.

[4] Eine deutsche Verteidigungsschrift der Jesuiten vom November 1654 weist im einzelnen die Beschuldigungen als unbegründet zurück und bringt ein Zeugnis von Bürgermeister und Rat vom 16. November 1654 bei für die bisherige segensreiche Wirksamkeit der Jesuiten durch Unterricht, Predigt und Lebenswandel. Lateinische Übersetzung der Schrift bei Joh. ab Alpen Vita Christ. Bernardi Ep. Monast. (1694) 1, 189—203. Weitere Zeugnisse des Kaisers und des Bischofs in Münster, Staatsarchiv K. I F. VIII Nr. 23.

bau; in den letzteren kamen unten Werkstätten, in das zweite und dritte Stockwerk Krankenzimmer und Kapelle.

Den durchschnittlich 25 bis 30 Priestern und 6 bis 9 Magistri fehlte es nie an Arbeit. Eine große Arbeitsleistung forderten vor allem die Schulen. Während man an andern Orten mit 5 bis 6 Magistri für die fünf Gymnasialklassen auskam, mußten in Münster die Klassen wegen Überfüllung unter zwei Lehrer geteilt werden. So finden sich wiederholt für die Grammatikalklassen allein sechs Lehrer (z. B. 1658, 1677), dann für Humanität, Rhetorik und Griechisch je einen Lehrer. Dazu kamen die Professoren für Philosophie 3, für Mathematik 1, für Dogmatik 2, Heilige Schrift 1, Moral 1, Kirchenrecht 1, also im ganzen 18 Lehrkräfte. Die Professur für das Kirchenrecht war 1655 unter großen Feierlichkeiten mit 40 Hörern eröffnet worden. Die Vorlesungen fanden alle zwei Tage statt (lectio biduana). Die Gesamtschülerzahl betrug durchschnittlich 1100 bis 1300, im Jahre 1664 1338 und 1665 sogar 1800. Im Jahre 1658 zählte man in der Logik allein 170, in der Theologie über 100, im Jahre 1661 in der Logik 166, in der Theologie 95 Studenten. Zu diesen weltlichen Theologen kamen meist noch 20 bis 30 Jesuiten-Scholastiker.

Auch die Seelsorge nahm eine Reihe Patres in Anspruch. Außer drei ständigen Predigten mußten die vielen Katechesen in der Stadt und auswärts besorgt werden. Die Landkatechesen (Catecheses rurales) wurden 1651 von März bis September an zehn Orten gehalten. Im Jahre 1656 kamen zu den acht Katechismusstationen in der Stadt (besonders in den Pfarrkirchen) eine neunte in St. Mauriz und 13 rurales; 1692 waren es 8 in der Stadt und 13 auf dem Lande. Der Zulauf wird stets als ein großer bezeichnet.

Zu den sieben Sodalitäten, darunter eine für den Klerus und die Studenten der Theologie und Philosophie, drei für das Gymnasium, zwei für die Bürger, eine für die Gesellen (1654) trat 1674 die Todesangstbruderschaft an jedem dritten Sonntag im Monat. Die Kommunionen stiegen von 45000 im Jahre 1659 auf 79000 im Jahre 1672 und ca. 90000 im Jahre 1694.

Von Münster aus wurden häufige apostolische Ausflüge unternommen nach Bocholt, Ahlen, Telgte, Lüdinghausen, Dülmen, Stromberg. Am letztern Orte blühte die Wallfahrt zu dem wundertätigen Kruzifix[1]. Die Berichte von 1676 erzählen, daß bei Gelegenheit der großen Prozession dort 17 Patres die Beichten hörten den ganzen Samstag bis Mitternacht und Sonntag vormittags. Für die Jahre 1680 und folgende werden jährlich 7000 bis 8000 Kommunionen in Stromberg angegeben, 1699 gegen 11000 an dem einen Tag der Kreuzprozession.

Außerordentliche Mühen brachten ferner die wiederholten langandauernden Belagerungen der Stadt. Tag und Nacht eilte man mit zahlreichen Löscheimern an die Stellen, wo Brand ausgebrochen und bei dem großen Brande Christi Himmelfahrt 1671, bei dem in Überwasser 400 Häuser ein Opfer des Feuers wurden, halfen die Jesuiten bei der Löscharbeit, bei der Rettung der Gefährdeten, bei der Unterbringung und Unterstützung der Abgebrannten.

Als eine interessante Episode erzählen die Jahresberichte von 1654 den Besuch der Königin Christine von Schweden, die auf ihrer Reise nach Belgien incognito in männlicher Tracht Kolleg und Kirche sich zeigen ließ und dem Gottesdienste beiwohnte.

Große Anerkennung zollte Fürstbischof Christof Bernhard den Jesuiten der Münsterschen Diözese in seinem Berichte vom 3. November 1660 an den Heiligen

[1] Vergl. A. Hüsing, Fürstbischof Christ. Bernhard von Galen (1887) 97.

Stuhl. Die Jesuiten, so heißt es in dem Bericht, besuchen unverdrossen die Pfarreien, sie befördern in hohem Grade die Frömmigkeit durch Predigt, Katechese und Sakramentespendung zum großen Nutzen für das Heil der Seelen und zu nicht geringerer Erleichterung der Pfarrer. Überall errichten sie Elementarschulen. Außerdem wirken sie mit großem Erfolge wie auf der ganzen Welt, auch hier durch ihre Kollegien in Münster, Koesfeld und Meppen, durch die Exerzitien, fördern den Klerus, durch die Schulen und Katechese die Jugend, durch die Kongregationen und Predigten alle Stände und Altersklassen [1].

Die Residenz in **Koesfeld** [2], die 1663 zum Kolleg erhoben wurde, hatte unter außerordentlichen Schwierigkeiten ihr Feld zu bestellen. Haus und Kapelle waren von den Hessen dem Boden gleich gemacht, der Kontrakt der Fundation vom Magistrat widerrufen worden. Am 31. August 1652 schrieb der General Nickel an den Superior Gronaeus: Nie hätte ich gedacht, daß die Niederlassung sich in so gedrückten Verhältnissen befände, sie hat ja, nachdem die Aussicht auf eine Fundation geschwunden ist, keinen festen Boden mehr unter sich. Dazu kommen dann noch die vielen anderen Schwierigkeiten, so daß die Schließung der Schulen wohl gerechtfertigt erscheint, bis die Vermögensverhältnisse sich gebessert haben. Unter demselben Datum instruierte der General den Provinzial Panhauß in der gleichen Richtung: Die Schließung der Schulen und die Verminderung des Personenstandes in Koesfeld darf bei einer so großen Notlage weder hart noch gewalttätig erscheinen. Besser und klüger wäre es gewesen, wenn man nur erst die Grammatikalklassen eröffnet hätte. Doch Not kennt kein Gebot und Ew. Hochwürden werden wohl kaum die Not zu heben vermögen, da auch die in ähnlicher Notlage sich befindenden übrigen Häuser Hilfe von Ihnen erwarten [3].

Unter den vielen anderen Schwierigkeiten, die Nickel andeutet, muß der Widerstand gerechnet werden, den ein Teil des Magistrats der völlig verarmten Stadt den Bemühungen der Jesuiten um eine bessere Kapelle und Wohnung entgegensetzte.

Es fiel 1651 schon schwer, vom Magistrat die Benutzung der alten Schule wieder zu erhalten. Größere Schwierigkeiten zeigten sich in der Erwerbung eines geräumigen Eckhauses am Markte, welches die Patres innerhalb 1 1/2 Monaten zu einer Kapelle herrichteten, die Weihnachten 1651 in Benützung genommen wurde, „indem man aus der Enge des Kapellchen im Heiligen Geistspital wie aus einem Gefängnis emportauchte“.

Diese und andere Schwierigkeiten konnten nur überwunden werden durch die Hilfe des Bischofs von Münster, Christoph Bernhard von Galen, der im Streite mit Münster, seine Residenz in Koesfeld aufgeschlagen hatte. Auch hierüber murrte die Bürgerschaft, die meinte, durch die bischöfliche Residenz „würden ihre Rechte gekränkt, Ländereien, Gärten und Wiesen ihnen entzogen“. Am Ignatiusfeste 1659 erhielt Bischof Christoph Bernard ein sehr günstiges Urteil des Reichshofrates gegen Münster, und in seiner Freude darüber gelobte er, den Jesuiten in Koesfeld Kolleg und Kirche zu bauen.

Am 6. Juni 1664 legte der Fürstbischof den Grundstein zu einem Kolleg. Im Jahre 1667 konnte das Dach aufgesetzt werden. Im selben Jahre erwarb man

---

[1] Latein. Wortlaut bei Hüsing, Fürstbischof Galen 266 ff. — Die Rektoren waren: Joh. Schücking 1650, Herm. Busenbaum 53, Heinr. Rexing 56, Joh. Wisse 60, Herm. Busenbaum 63, Theod. Körler 67, Konr. Holtgreve 71, Joh. Blanckenfort 74, Ignaz Wassenhoven 78, Win. Weidenfeld 81, Joh. Klerff 84, Hunold von Plettenberg 87, Reiner Haverloo 91, Joh. Westhaus 94, Joh. Klerff 97.

[2] Außer Hist., Litt. ann. und den Katalogen Marx, Geschichte des Gymnasiums in Koesfeld (1829) 66 ff. Jos. Braun, Jesuitenkirchen der niederrheinischen Ordensprovinz 135 ff. Vergl Geschichte der Jesuiten II 102 ff.

[3] *Orig.-Reg. ad Prov. Rhen. inf.

ein benachbartes Haus mit einem großen Garten im Werte von 3000 Rthlr. zur Abwendung eines drohenden Servitut. Der Hauptflügel wurde 1670 vollendet und Himmelfahrt in Benutzung genommen. Den anderen Flügel des Kollegs gegen Westen begann man im Frühjahr 1680 und führte ihn bis zum dritten Stock; er mußte, da die alte Kapelle abgebrochen und ein Ersatz nicht zu erhalten war, einstweilen als Kirche dienen.

Inzwischen war am 1. Mai 1673 der Grundstein für den Neubau einer geräumigen Kirche gelegt worden. Derselbe konnte wegen des Krieges nur langsam gefördert werden. Die für den Bau herbeigefahrenen 70000 Ziegel nahm Bischof Bernhard weg, da er sie für den Festungsbau in Koesfeld benötigte. Erst August 1678 wurden die Arbeiten wieder, aber nur für kurze Zeit, aufgenommen. Die Jahre 1683 bis 1685 und 1688 waren eigentliche Baujahre, so daß Mai 1688 der Dachstuhl auf das Hauptdach aufgesetzt werden konnte. Der Turm gedieh 1689 bis zum Dach. Für Aufsetzen des Kreuzes und der Windfahne erhielt der Dachdecker als Trinkgeld einen Reichsthaler, dafür hatte er eine neue Hose auf dem Kreuz anzuziehen, was er nach Ausweis des Rechnungsbuches wirklich tat. Bei der Einwölbung der Kirche geschah am 6. Juli 1691 ein großes Unglück. Das vorderste Gewölbejoch stürzte ein und riß die Gerüste mit sich. Sechs Arbeiter fanden dadurch den Tod. Der Schaden am Gewölbe wurde bald ausgebessert. Am 20. Mai 1694 (Himmelfahrt), also nach einer Bauzeit von 20 Jahren, konnte die Kirche in Benutzung genommen werden. Die Länge des einschiffigen, vorwiegend gotisch gehaltenen, sehr bedeutsamen Baues beträgt 44 m, die Breite 18 m, die Höhe 20 m. Die Gesamtkosten beliefen sich auf mehr als 17000 Rthlr. Die Leitung der Bauarbeiten lag seit 1680 in den Händen des Laienbruders Anton Hülse, von dem auch wohl der der Kölner Kirche nachgebildete Plan herrührt.

Nach Vollendung der Kirche mußte notwendig etwas für das Gymnasium geschehen. Das alte Gymnasium war sehr baufällig geworden. Wiederholt waren durch das schadhafte Dach Regen und Schnee in die Schulen gedrungen, so daß sich Schüler und Lehrer vor der Überschwemmung in einen Winkel der Schule flüchten mußten. Schließlich drang der Regen bis in die untersten Räume, die der Magistrat an Bürger vermietet hatte. So mußte der Magistrat endlich das Dach herrichten lassen. Als Entschädigung forderte er dann die Abtretung des größten Klassenzimmers (1697).

Der Personalstand stieg von 9—12 im Jahre 1658 auf 18—24 Personen im Jahre 1690. Davon lehrten 1655 drei Priester und ein Magister in den fünf Gymnasialklassen; die beiden obersten Klassen waren kombiniert. Dieser Übelstand wurde aber bereits im zweiten Semester des folgenden Jahres gehoben, indem ein weiterer Lehrer die Rhetorik allein übernahm. Herbst 1659 traten dann noch ein Fachlehrer für das Griechische und ein Professor für die Logik hinzu. Die Zahl der Logiker belief sich auf 40, die Gesamtzahl der Schüler auf über 200 (1662), später (1687) auf 120.

Zu den Predigten an den Sonn- und Feiertagen in der eigenen Kapelle kamen zeitweilig, wie z. B. 1677, auch Predigten in der Pfarrkirche. Eine größere Tätigkeit entfaltete man für die Katechesen, die freilich stellenweise fast Predigten waren. Anfangs (1652) hatte man nur zwei Katechesen in der Stadt und zwei außerhalb. Diese wuchsen allmählich an bis zu zehn bis zwölf und zwar auch an Orten, von denen einige zwei Stunden entfernt waren. Die Jahresbriefe von 1661 berichten: Die Katechese wurde an elf Orten begonnen und bis jetzt fortgeführt, freilich mit großer Beschwerde für unsere wenigen Leute aber mit sehr großem Nutzen der Zuhörer, besonders der Ungebildeten und Armen, die sich dafür sehr dankbar erzeigten. Zum Jahre 1683 heißt es: Die Katechesen in- und außerhalb der Stadt wuchsen

an Zulauf nicht allein von Kindern, sondern auch von Erwachsenen, so daß die Leute an einigen Orten wie zu einer Festpredigt zusammenströmten. Im Jahre 1690 führte man eine Standeskatechese[1] ein für die jungen Weber und die Spinnerinnen, die Freitags in der Arbeitsstätte stattfand und zwar mit großer Frucht für das ganze sittliche Verhalten der Arbeiter und Arbeiterinnen. Als Orte, wo ständige Katechesen waren, werden 1673 genannt Billerbeck, Gaupel, Stevede, Stockum, Osterwick.

Im Jahre 1655 werden drei Sodalitäten erwähnt, zwei für die Studenten, eine für die Frauen. Dazu kam 1660 eine vierte für Bürger und junge Leute und 1694 die Todesangstbruderschaft. Die Zahl der Kommunionen stieg von 9000 im Jahre 1656 auf 14200 im Jahre 1674 und 17700 im Jahre 1692. Im Jahre 1694 waren es 14500.

Große Arbeit verursachten auch die Exkursionen an Orte, wo die Katholiken durch intolerante Gesetze bedrückt oder sonst verlassen waren, so in Surresse, Burgsteinfurt, Osterwick, Dülmen, Glaen. Am letztern Ort strömten aus den Niederlanden besonders aus Twenthe an den hohen Festen gegen 8000—10000 Menschen zusammen, um dort die heiligen Sakramente zu empfangen. Nach dem damals durch seine kalvinische Akademie berühmten Burgsteinfurt ging man seit 1661 allmonatlich. Im Jahre 1664 war dort die Zahl der Osterkommunionen auf 80 gestiegen. In dem Elogium des Rektors Arburg vom Jahre 1693 heißt es von Burgsteinfurt: Nach dem 6 Stunden von Koesfeld entfernten Burgsteinfurt ging der Rektor selbst jeden Monat durch Regen und Schnee, Hitze und Kälte. Eine Schwester des Bischofs Christoph Bernard, Baronin Hedwig von Galen, Äbtissin in Borchorst, stiftete 1682 eine Mission für zwei Jesuiten-Missionäre mit einer Rente von 120 Rthlr. Das diesen Missionären, die 1682 ihre Arbeit begannen, zugewiesene Gebiet waren die Gebiete von Ahaus, Horstmar und Rheine. Der einstweilige Sitz war Horstmar.

Gegen Ende des Jahrhunderts war die Lage des Kollegs eine durchaus gefestigte und hatte sich alles zum Bessern gewendet, wie der General Gonzalez am 14. Februar 1699 dem Rektor Ketteler auf dessen Bericht vom 8. Januar 1699 hin mit Dank gegen Gott bestätigte[2].

Die finanzielle Lage der Stadt Koesfeld war eine sehr prekäre und gab Anlaß zu manchen Streitigkeiten.

Die völlige Verarmung der Stadt lassen den Wunsch des Rates begreiflich erscheinen, sich lästigen Verpflichtungen zu entziehen. So widerrief er den früheren Beitrag für die Jesuiten von 420 Rthlr. aus den städtischen Armengeldern. Der Ankauf mehrerer wüstliegender Häuser durch die Jesuiten verschärfte die Stimmung. Am 16. September 1662 legten die bischöflichen Kommissare der Stadt die Zahlung auf, die dann im folgenden Jahre erfolgte. Dafür verzichtete der Rektor auf die jährlichen 60 Rthlr. aus den Einkünften der alten Schule. Für ihre verschiedenen Bauten kauften die Jesuiten mehrere Häuser auf, welche größtenteils eingefallen, zerstört oder doch unbewohnt waren, im Ganzen sollen es — Nebenhäuser und Gaden eingerechnet — 32 gewesen sein. Nun waren aber die jährlichen städtischen Steuern von 230 Thlr. im Jahre 1627 allmählich auf das zwölffache gesteigert,

---

[1] Instructio catechetica ad juvenes opifices et puellas lanificas die veneris in officina collectos.

[2] Die Obern waren: Heinr. Rexing 8. Juni 1649, Joh. Gronäus Juni 52, Peter Adami 10. Dez. 55, Alex. Velthauß 17. Dez. 58, Hub. Arburg 9. Jan. 61, Rekt. 30. Nov. 63, Joh. Thorhoven 29. März 67, Bernh. Eichrodt 21. Mai 70, Hub. Arburg 16. Aug. 73, Joh. Westhaus 1. April 78, Hub. Arburg 28. Okt. 79, Joh. Dirckinck 11. Febr. 83, Hub. Arburg 30. Apr. 86, Joh. Mense 15. Nov. 89, Kasp. Hülsmann 9. April 93, Kasp. Ketteler 16. Juli 96, Joh. Doro 18. November 99.

die Zahl der steuerpflichtigen Bürger aber von 800 auf 350 gesunken. Dem Gemeindegut von 10000 Thlr. stand eine Schuldenlast von 40000 Thlrn. gegenüber. Im Jahre 1682 bewog der Magistrat einen Teil der Gläubiger von den fünf Prozent ein Prozent nachzulassen. Auch der Rektor Arburg gestand dies für ein Kapital von 1025 Thlrn. zu.

Im selben Jahre forderte der Magistrat von den Jesuiten, daß sie alle bürgerlichen Lasten mittragen sollten. Der Bischof Ferdinand von Fürstenberg wünschte einen Vergleich über die von den Jesuiten erworbenen satzungspflichtigen Häuser herbeizuführen. Dieser kam nicht zustande. Nunmehr ging der Magistrat einen Schritt weiter: er verweigerte überhaupt die Zinsen von dem Kapital (1025 Thlr.) und forderte Verzicht auf dieses Kapital. Der frühere Rektor Johann Dirckingh mahnte am 13. Oktober 1687 zur Nachgiebigkeit: das Kolleg möge der Stadt die 1025 Thlr. nachlassen, dadurch würde es die so äußerst aufgebrachten Gemüter der Bürger besänftigen und Gottes Lohn empfangen. P. Arburg glaubte aber in seinen Geld- und Baunöten diesem Rate nicht folgen zu können. Der Rat verlangte, wie die Jahresbriefe von 1687 berichten, von allen Häusern, die früher an Stelle des Kollegs und der Kirche standen, die städtischen Abgaben, obgleich diese Häuser um hohen Preis gekauft und seit 30 Jahren in ruhigem Besitz der Jesuiten gewesen waren. Er verbreitete 1687 eine „Klagschrifft", in der er das Kolleg in der heftigsten Weise angriff und als Ursache des Ruins der Stadt bezeichnete, indem es fast den vierten Teil der Stadt an sich gebracht. In einer »Crambe recocta« antwortete das Kolleg April 1688 auf diese Anschuldigungen, besonders wies es zahlenmäßig nach, daß die 17 Häuser der Jesuiten nicht den vierten Teil der 500 und mehr Häuser der Stadt ausmachen könnten. Nicht die von der Gesellschaft für ihren Bau gebrauchten Häuser, die überhaupt seit vielen Jahren nur wenig an Schatzung eingebracht, auch nicht der Mangel an Häusern, deren noch genug unbewohnt oder zerstört vorhanden, sondern der Mangel an Bürgern sei Schuld am Rückgang der Stadt[1]. Das angerufene Hofkammergericht entschied am 16. November 1689 zugunsten der Jesuiten, indem es die Stadt zur Zahlung der rückständigen Zinsen verurteilte. Der Rat beruhigte sich dabei nicht, er legte Revision ein und trieb den Prozeß weiter. Erst am 6. September 1713 wurde der Streit durch einen Vergleich geendigt; das Kolleg versprach, keine Häuser mehr in seine Klausur einzuschließen, um sie dadurch schatzungsfrei zu machen, und verzichtete auf das Kapital von 1025 Thlr. und die auf 500 Thlr. aufgelaufenen Zinsen. Die Stadt verzichtete ihrerseits auf alle Forderungen wegen der der Schatzung entzogenen Häuser[2].

In dem sogenannten Niederstift (den Ämtern Meppen, Vechta, Kloppenburg und Bevergern) hatte der Bischof von Münster die weltliche, der Bischof von Osnabrück die geistliche Regierung. Am 19. September 1667 erhielt infolge eines Vergleiches der Bischof von Münster auch die geistliche Jurisdiktion. Das Übereinkommen zwischen Münster und Osnabrück wurde am 8. Juni 1668 vom Papst bestätigt[3].

Ein Abriß der Geschichte der Residenz **Meppen**[4] berichtet: Unsere Zahl wuchs 1651 auf zehn an. In den Schulen begann die Marianische Kongregation[5]. Im

[1] Vergl. Marx 81.

[2] Vergl. Marx 154.

[3] Hüsing, Christ. Bernh. v. Galen 193 f.

[4] Gesch. II 57 f. Compendium Historiae de ortu et progressu Meppensis Residentiae ab ao 1640 Germ. Assist. 118, 187, Catal. *Litt. ann. Diepenbrock, Gesch. des Amtes Meppen (1885) 380 ff.

[5] Genauer berichten die Litt. ann. von 1651: bisher hatte an der Schule nur eine Sodalitas angelica bestanden, diese wurde nunmehr geteilt durch Abzweigung einer Marianischen Kon-

Jahre 1658 zählte die Residenz 7 Priester, 2 Magistri und 3 Brüder. Von den Priestern besorgten drei die Arbeiten der Residenz, einer hielt als Pfarrer an allen Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in Bawinkel. Die übrigen 3 Priester und die 2 Magistri besorgten die 5 Klassen, 1 Priester lehrte Griechisch, 1 Magister die kombinierte Poetik und Rhetorik. Im Jahre 1662 erhielten alle 5 Klassen einen eigenen Lehrer. Im Jahre 1669 wurde auf unser Drängen eine Mädchenschule unter Leitung gottgeweihter Jungfrauen errichtet. Das Jahr 1676 brachte dem durch den Krieg verkleinerten Gymnasium wieder die Humanitätsklasse, nachdem im Jahre vorher die oberste Grammatik beigefügt worden. Im Jahre 1678 wurde auch die Rhetorik wieder gelehrt. Aus Holland kamen 1683 manche Studierende herbei; im Jahre 1685 zählte man 100 Schüler. Diese Zahl wurde aber 1690 vermindert durch das an die protestantischen Orte ergangene Edikt, das den Katholiken unter schwerer Strafe verbot, ihre Kinder in die Jesuitenschule zu schicken. Es bestanden 5 Klassen unter 3 Lehrern. Im Jahre 1681 wurde für die Generalkommunion zum Troste der Abgestorbenen der dritte Sonntag im Monat bestimmt; die Todesangstbruderschaft wurde 1689 eingeführt und infolge davon stieg im folgenden Jahre die Zahl der Kommunionen auf über 10000. Im Jahre 1700 waren es über 7000.

Über die soziale Tätigkeit der Jesuiten berichtet der Geschichtsschreiber von Meppen: „Dem rohen Militär der Besatzung (in Meppen) schenkten die Jesuiten eine besondere Aufmerksamkeit; durch Belehrung und Versittlichung dieser demoralisierten Unholde haben sich die Väter unsterbliches Verdienst erworben . . . Der Väter unermüdeter Eifer schuf diese entarteten Wesen nicht nur zu umgänglichen Menschen, sondern oft zu frommen Christen um . . . Der Aberglaube, von Hexenriechern, Zigeunern, Scherenschleifern und solchem Gelichter oft auf die unverschämteste Weise verbreitet, ward von ihnen siegreich bekämpft, und durch bessern Volksunterricht auf der Kanzel und in der Katechese verbannt. Wir finden auch im Emslande kein Beispiel von einer Hexen-Verbrennung. Die Amulette wurden dem wundersüchtigen Pöbel genommen, und der bessere Unterricht schloß dem unwissenden Volke den wahren Sinn der frommen Gebräuche der katholischen Kirche auf. Verjährte Feindschaften zwischen Familien, Nachbarn und Eheleuten und andern machten durch ihre kluge Vermittlung dem Frieden Platz. Ihre sittliche Strenge trieb zum Teil das unzüchtige Leben aus, welches der 30jährige Krieg gebracht und als Tagesordnung zurückgelassen hatte. Die Krankenpflege besorgten sie mit dem Eifer Barmherziger Brüder. In der Seelsorge ward von ihnen im ganzen Emslande nach Kräften Aushilfe geleistet; an 11 verschiedenen Orten unterstützten oder ersetzten sie die Pfarrer. Der Flammeneifer erlaubte ihnen keine Ruhe, so daß sie an einem Tage oft mehrere Dörfer durchstreiften und der Schuljugend oder der berufenen Menge katechetischen Unterricht erteilten.“ [1]

Die Wohnungsverhältnisse in Meppen waren sehr schlecht und in der ganzen Provinz verschrieen. Im Jahre 1686 heißt es: die drei Häuser drohen zum großen Teil einzustürzen, die fortwährenden Reparaturen kosten viel und helfen wenig. Wenn nicht zeitig für eine andere Wohnung gesorgt wird, so klagt die Historie von 1700, kann die Gesellschaft hier nicht weiterbestehen [2].

---

gregation. Eine Bürgerkongregation bestand schon früher (1647).

[1] J. B. Diepenbrock, Gesch. des Amtes Meppen 360 ff.

[2] Die Obern: Joh. Thorhoven 1649, Joh. Holthausen 54, Joh. Raesfeld († 59), Joh. Thier 63, Peter Adami († 67), Arn. Becker 70, Gerh. Wickede Nov. 73, Joh. Fridhoff 78, Joh. Röckelose 81, Jod. Weimers 85, Steph. Ketteler 88, Wennemar Holstein 94, Fried. Schole 99.

Von Meppen aus besorgten 2 Patres fast das ganze Jahr 1651 die verwaiste Pfarrei Haselünne. Eine sehr schwierige aber auch sehr segensreiche Missionstätigkeit übten die Meppener Patres im Emslande, Ostfriesland und Saterland und den Grafschaften Lingen und Bentheim. Gegen Ende des Jahres 1651 wurden aus Mangel an geeigneten Pfarrern 5 Patres vom Bischof von Osnabrück zur Verwaltung der Pfarreien nach Emsland und Saterland geschickt.

Die Jahresbriefe von 1684 berichten von der Mission im Emsland: Unsere Arbeit ist besonders auf den Unterricht des Landvolkes gerichtet. Die Unwissenheit der Leute besonders der ältern ist so groß, daß sie nicht wissen, was sie von Gott, Himmel und Hölle glauben, sie sind mehr Heiden als Christen. Nicht allein an den Sonn- und Festtagen, sondern auch häufig an Werktagen wird fruchtreich gepredigt. Den größten Nutzen aber erzielten die Katechesen. Um diesen Unterricht mehr systematisch zu erteilen, haben wir Pfarreien und Dörfer in sogenannte Bauerschaften eingeteilt und halten der Reihe nach unter großem Zulauf auch an Wochentagen Christenlehre. Alt und Jung ist darüber erfreut und erbaut. Auch in den abgelegeneren Bauerschaften, wo die Leute unter dem Vieh ohne Pfarrer und Kirchen leben, wurden Laien aufgestellt, welche an den Sonntagen den in einem Hause versammelten Bauern aus einem Buch die Anfänge des Glaubens vorlasen, ausfragten und weiter erklärten. An verschiedenen Orten führte man auch die Gewohnheit ein, daß sich am Abend auf das Zeichen der Glocke in den Dörfern die Einwohner und in den besseren Häusern die Hausgenossen versammelten, um mit einem Vorbeter sich und ihre Anliegen Gott zu empfehlen. Außerdem wurde dahin gearbeitet, Feindschaften zu schlichten, abergläubische Gebräuche abzuschaffen, den Sakramentenempfang wiederherzustellen, endlich durchwanderten wir in Weltkleidern einen Teil von Oldenburg und ganz Ostfriesland, um die zerstreuten Katholiken Beicht zu hören. Von der Art der Katechesen erzählen die Berichte vom Jahre 1685 genauer: Eine besondere Art der Christenlehre führte in der Emsländer Mission, der bedeutendsten der Diözese Münster, mit unsern Patres der wegen seines Eifers berühmte Bischof von Titiopolis (Steno) ein. In den einzelnen Bauerschaften, deren in den meisten Pfarreien viele sind, werden alle Bewohner jedes Alters versammelt und die einzelnen nach der Ordnung den ganzen Katechismus abgefragt. Dabei wird kein Alter geschont, und es gibt aus den Ältern kaum einen, der sich schämt zu antworten. Diese Art der Katechese haben wir mit einem solchen Erfolge fortgesetzt, daß diejenigen, die vor kurzem noch wegen ihrer Unwissenheit in schlechtem Rufe standen, jetzt besser als die Übrigen unterrichtet sind.

Die Jahresbriefe von 1686 heben hervor: Besonders in der Fastenzeit wurden ganze Pfarreien erneuert; öfters zählten wir gegen 600, zuweilen gegen 1000 in einer Pfarrei, die durch den Empfang der Sakramente mit größtem Eifer den Missionsablaß zu gewinnen suchten; bei dieser Gelegenheit wurden jeden Tag Unterweisungen und kleine Predigten gehalten, und mit dem Volke vor der heiligen Kommunion die Akte der drei göttlichen Tugenden erweckt. Viele Pfarrer halfen treulich mit. Unter den Mißbräuchen, die zu beseitigen waren, wird die Unsitte erwähnt, daß an den Pfingsttagen zwischen den Häusern Blumengewinde befestigt wurden, unter denen bei anbrechender Dunkelheit sich Burschen und Mädchen versammelten und bis in die späte Nacht Tänze und Reigen aufführten. Damit es nicht an einem frommen Mäntelchen fehle, wurde mit dem Hymnus vom Heiligen Geiste begonnen, aber nachher die Tänze mit schmutzigen Liedern fortgesetzt.

Das Saterland konnte wegen seiner Moräste nicht zu jeder Jahreszeit besucht werden. Die drei Kirchspiele Ramslo, Barsel und Scharl hatten wegen ihrer Lage nur wenig Verkehr mit den Nachbarorten. Vor der Regierung Christoph

Bernards scheint die Zurückführung nicht mit Ernst betrieben worden zu sein. Erst dieser Bischof sandte einen Pater der emsländischen Mission dorthin. Die sittlichen und religiösen Zustände waren „halbbarbarisch", wie es in den Jahresberichten heißt: „Als die Jesuiten dreizehn Jahre später das Saterland verließen, hatte sich dasselbe in religiöser und sittlicher Hinsicht derartig gehoben, daß unparteiische Nachbarn freimütig gestanden, daß es nicht mehr von demselben Volke bewohnt zu sein schiene. Die Religion, welche die Väter lehrten, fand willkommene Aufnahme (nur nicht die katholischen Festtage), es traten in dem einen Jahre 1653 120 Personen zur katholischen Kirche zurück, die übrigen folgten nach. Die religiöse Gleichgültigkeit verwandelte sich allmählich in überraschenden Eifer, Mäßigkeit, eheliche Zucht, Recht, Menschlichkeit und Frieden gewannen die Herrschaft wieder; von Raub und Gewalt wurde nichts mehr gehört, der Fremde konnte ohne Gefahr das Land besuchen. Die Kinder besuchten im Winter fleißig die Schule, die Erwachsenen dagegen die Katechese, die der Pater hielt." [1]

Näher schildert die Verhältnisse P. Jos. Midelhoff in einem Briefe aus Ramslo, 18. Januar 1654 an den Obern von Meppen, P. Röve: An hohen Festtagen halte ich an 2 Orten Messe und Predigt, und ich würde es auch im dritten Dorfe tun, wenn Kraft und Wege es erlaubten, da ich alles zu Fuß machen muß. An den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen feiere ich abwechselnd nur in einem Orte vollständigen Gottesdienst, besuche jedoch auch die beiden andern Dörfer . . . Während der Messe und Andacht werden vom Volke deutsche Lieder gesungen. Da wo keine Messe ist, wird gepredigt. Vor der Predigt singt die Gemeinde deutsche Lieder, nach derselben spreche ich ein feierliches Gebet, den Beschluß macht ein deutsches Lied. Der fleißige Besuch des Gottesdienstes, der rege christliche Eifer des Volkes erleichtert und versüßt die schwere Arbeit. Keiner verläßt den Gottesdienst vor dessen Ende. Eines Tages, wo ein Unglücksfall meine Ankunft um 4 Stunden verspätete, hat das Volk sich nicht zerstreut, sondern in Andacht mein Kommen erwartet. Die grassierende Seuche macht jetzt den Krankenbesuch um so schwieriger, weil jeder, sobald er erkrankt, den Priester ruft. Die Väter besitzen die Liebe des Volkes, welches dieselben für immer zu behalten wünscht, weil es sieht, daß sie nicht das eigene, sondern das Wohl der Gemeinde im Auge haben; wunderbar werden diese Leute erbaut durch die unerschrockene ganz besondere Sorge der Patres für die Kranken und zwar auch für die von der Seuche ergriffenen [2].

Bei ihrer Arbeit im Saterland mußten die Patres große Opfer bringen. Das Haus, welches der Pater mit seinem Diener bewohnte, unterschied sich in keiner Weise von den andern Lehmhütten; es war mit Stroh schlecht gedeckt, die Wände noch schlechter gefugt, so daß weder Kälte noch Regen abgewehrt wurde; bei dem Küchenherd, wo der Pater die Winterkälte überstehen mußte, war der Aufenthalt wegen des freien Luftzuges oft unerträglich. Von Hausgeräten waren kaum die notwendigsten vorhanden; an Bequemlichkeit war gar kein Gedanke. Kühe und Schafe wohnten unter demselben Dach. Der Knecht besorgte den ganzen Haushalt und unterstützte den Missionär beim Bereiten der Speisen. Am unangenehmsten war es für diesen, wenn er an den Festtagen, müde von der weiten Wanderung, am Abend mit seinem Diener heimkehrte. Da mußte er sich noch den Kohl zum ärmlichen Gerichte mit eigener Hand bereiten. Seit 1655 waren 2 Jesuiten in Saterland. Im Jahre 1660 erhielt Ramslo und 1661 auch Barsel einen Weltpriester zum Pfarrer. In Scharl blieb der Missionär bis 1664. Scharl zählte 1662 364 Seelen in 64 Familien. Sie waren alle katholisch, aber mehr nur

[1] Diepenbrock, Meppen 372 ff. [2] Diepenbrock, Meppen 374 f.

äußerlich. Der faßliche katechetische Unterricht, der fleißig besucht wurde, bewirkte größeren Eifer und Bekundung des Glaubens durch sittliche Haltung. Die Kinder kamen fleißig zur Winterschule. Nur klagte der Missionär, daß viele sich erst spät zum Abendmahle vorbereiten wollten und daß das Volk die alte Gewohnheit, erst am Hochzeitsfeste zum ersten Male zu kommunizieren, noch nicht ablegen wolle[1].

Für die Jesuiten in Meppen eröffnete sich bald auch ein neues und weites Feld segensreicher Wirksamkeit in Ostfriesland. Die Pfarre zu Rhede, welche die Väter administrierten, diente ihnen zum Ausgangspunkt; die Katholiken Frieslands, die in den Städten und Dörfern zerstreut lebten, erhielten von hier aus den ersten lang entbehrten Trost der Religion; jedoch durfte solches nur heimlich geschehen. Bald fanden die Glaubensboten im Lande selbst zwei Haltpunkte, wo sie die Katholiken sammeln und ihnen die heiligen Sakramente reichen konnten. Den ersten bot die Familie von Gödens; die Frau und ihre Kinder waren katholisch und wohnten bald zu Gödens bald zu Aurich[2].

Ein Memorial über Rhede vom P. Kasp. Becker aus dem Jahre 1654 bemerkt: November 1653 starb der Pfarrer von Rhede, ihn ersetzten P. Keppel und der Expfarrer zu Aschendorf bis Ostern 1654. Darauf kam ich. Ich fand das Pfarrhaus öde und leer, so daß ich mich durch eigene Mittel unterhalten mußte . . . Zu wünschen wäre, daß, wenn irgendwo, gerade auf dieser Grenze ein eifriger und tüchtiger Pfarrer wirkte, indem ein großer Teil der Eingepfarrten von Rhede (und noch mehrere von Aschendorf) noch nicht katholisch ist; sie gehen zwar in die Kirche und zu den Sakramenten, aber im Herzen sind sie noch lutherisch . . .

In unserer Mission in Friesland und zwar in dem diesseitigen Teile (den jenseitigen kleinern besorgt P. Fecken) sind über 400 Seelen, lauter fremde und zurückgebliebene Krieger, Handwerker, Knechte, Arbeiter, ein armes Volk. Es kann nur zu Leer, Aurich, Emden und etwa zu Norden Gottesdienst gehalten werden; die übrigen Katholiken werden in ihren Häusern besucht, sonst entbehren sie des Gottesdienstes. Kommt der Priester zu ihnen, dann beichten sie wie Kranke und empfangen auch so das heilige Abendmahl, wobei eine kleine Anrede gehalten wird. Die Leute übertreffen durch ihre erhebende Andacht die Lauigkeit der Katholiken, die täglich in die Kirche und zu den Sakramenten gehen können. Schon zehn Jahre durchwandere ich so das Land. Bisher wohnte ich in Leer. In Emden ist der Aufenthalt für uns mit Gefahr verbunden, obgleich wohl 70 Katholiken daselbst wohnen, unter diesen 10 Bürger, die andern sind Soldaten, Handwerker und Knechte. Soweit P. Becker[3].

In Gödens waren 1662 30 Katholiken, auf den Inseln 8, in Esens 8 und in Aurich 30. Nachfolger des P. Friedr. Fecken in Gödens war P. Adams. Hochbejahrt und schwach kehrte er 1667 nach Meppen zurück, wo er bereits am 13. August desselben Jahres starb.

Eine weitere Station in Ostfriesland wurde Neustadt. Die Jahresbriefe von 1694 berichten: Vor 2 Jahren ließ sich ein Pater in Neustadt nieder, einer kleinen aber gewerbreichen Stadt in der Grafschaft Gödens. Es war P. Peter Flörcken,

---

[1] Diepenbrock, Meppen 375 f.

[2] Diepenbrock, Meppen 366 ff.

[3] Bei Diepenbrock, Meppen 369 f. Dort heißt es (S. 372) über P. Becker: „Er war über 28 Jahre Missionär in Friesland und verwaltete über 14 Jahre zugleich die Pfarre in Rhede. Er führte die ganze Gemeinde zum alten Glauben zurück. Zur Zeit der Pest (1666) reichte er über 400 Erkrankten die heiligen Sakramente, bis ihn zuletzt die Krankheit selbst ergriff. Seine feste Körperkonstitution bestand jedoch siegreich die heftigen Angriffe der Seuche. Nachdem der Gerettete viele Gefahren zu Lande und zu Wasser bestanden, vielfachen Nachstellungen in Friesland glücklich entronnen war, kehrte er (1667) nach Meppen zurück; hier rührte ihn der Schlagfluß und endete den 6. September 1669 sein verdienstreiches Leben."

der Allerheiligen 1692 die Mission begann. Er hatte keine ständige Wohnung, sondern mußte fast alle Halbjahr von Haus zu Haus wandern und bei armen Leuten ein Unterkommen suchen; im Jahre 1695 gelang es, ein Haus zu erwerben, was für die umliegenden Katholiken eine große Wohltat bedeutete. Kommunikanten wurden jährlich 300 gezählt. Dazu kamen gegen 100 Soldaten, die als dänische Söldner als Besatzung in der Stadt Oldenburg lagen, die der Missionär mit Erlaubnis des Generalquartiermeisters Graf von Wedel besuchte. In Neustadt begann man auch mit dem Elementar-Schulunterricht zunächst mit 1 Kinde, 1694 waren es 30, meist von nichtkatholischen Eltern, aber auf Betreiben protestantischer Herren mußte die Schule bereits 1695 wieder aufgelöst werden. Der Nachfolger des September 1696 verstorbenen P. Flörcken wurde P. Heinr. Sprede. Er konnte im folgenden Jahre als Frucht vieler Entbehrungen und Mühen 800 Kommunionen zählen einschließlich der Soldaten im Oldenburgischen. Der Jahresbericht von 1698 enthält ein langes Klagelied über die damals herrschende Seuche und Hungersnot, über Verfolgungen von seiten der Protestanten und über abgefallene Katholiken. Trotz all dieser Schwierigkeit habe man unentwegt gearbeitet durch Privatunterricht der armen Kinder. Von den Schülern, die in mehreren Abteilungen unterrichtet wurden, nahm man 4 in das Haus auf. Die sonntägliche Predigt wurde gut besucht. 8 Kinder wurden zur ersten heiligen Kommunion geführt. Bei jeder Witterung besuchte man die verlassenen Katholiken in Friesland und Oldenburg. So die Berichte des Jahres 1698.

Über den Stand der katholischen Religion in der Stadt und Grafschaft Lingen berichtet der Meppener Superior Joh. Thier im Jahre 1664: Aus der Stadt Lingen zogen die Spanier ab im Jahre 1630, es folgten kaiserliche Truppen, die bis 1632 blieben; bei ihrem Abzug zerstörten sie die Befestigung auf Wunsch des Kölner Kurfürsten Ferdinand; Lingen blieb neutral und abhängig von der spanischen Krone. Im Jahre 1633 ergriff Harsolt im Namen der Oranier Besitz von der Stadt. Er versprach die Erhaltung der katholischen Religion mündlich; er weigerte sich aber, dies auch schriftlich zu geben. Es blieb daher in Stadt und Grafschaft die Ausübung der katholischen Religion bis 1648. In Lingen aber hatten die Reformierten ihr Exercitium und ihren Predikanten in der sogenannten Kirche der Italiener; im Jahre 1642 wurde nach dem Tode des katholischen Pfarrers ein Predikant in Ippenbüren angestellt; dasselbe geschah in Plantlünne und Tünen. Mitte August 1648 wurden alle katholischen Kirchen in Lingen geschlossen, die Pfarreinkünfte und Kirchenschlüssel den Katholiken genommen. Es sind dort zwei Prediger und je einer in Tünen, Lengerrich, Schapen, Plantlünne, Recke, Ibbenbüren. Keine Predikanten sind in Barwinkel, Bramschede, Baccum, Beistin, Mettingen, Brochterbecke, Freeren. An allen Orten aber wird bis jetzt die Übung der katholischen Religion geduldet in Scheunen oder anderen Privatgebäuden; jeder Ort hat seinen katholischen Pfarrer, der aber durch Privatmittel unterhalten werden muß. In der Stadt Lingen sind außer den Beamten und ihren Familien nur wenige Akatholiken, die vor kurzem eingeschlichen, in den Dörfer noch viel weniger[1].

Es waren harte Zeiten für die Katholiken. Am 29. Dezember 1656 wurde den Einwohnern bei Strafe von 60 Goldgulden befohlen, Trauungen und Taufen nur bei den reformierten Predigern vornehmen zu lassen[2]. Schon am 29. Juni 1655 war katholischen Priestern und Schullehrern der Aufenthalt im Lingenschen verboten

[1] *Brevis Informatio de statu Religionis catholicae in oppido et territorio Lingensi Rhen. inf. 74 (III) 294 f. P. Thier war Oberer von Meppen 1663—67.

[2] Wortlaut bei B. A. Goldschmidt, Geschichte der Grafschaft Lingen (1850) S. 589.

worden[1]. Die Intoleranz ging so weit, daß man 1663 sogar den Eingesessenen verbot, im Stifte Münster Korn mahlen zu lassen. Durch den Krieg zwischen dem Bischof von Münster Christoph Bernard und den Holländern kamen die Lingenschen Katholiken wieder in den Besitz ihrer Kirchen, in Lingen selbst am 1. Juli 1672. Das dauerte nicht lange. Nach dem Kölner Frieden zwischen Münster und Holland (27. April 1674) mußte Lingen wieder an den Prinzen von Oranien übergeben werden; es sollte in dem Zustande bleiben, in dem es sich damals befand.

Prinz Wilhelm Heinrich von Oranien ergriff als Statthalter der Niederlande Besitz von Lingen (1674) und übergab alle Kirchen und Schulen den Reformierten[2]. Die Katholiken Lingens mußten ihren Gottesdienst in einem früheren Schafstall halten. Noch 1681 bezeichnet ein Jesuit aus Meppen die Kapelle als Scheune; sie lag nicht weit von der Stadt zu Dannen; ähnlich mußten sich die anderen katholischen Gemeinden helfen[3].

Die Arbeiten der Jesuiten beschränkten sich in dem ganzen Zeitraum auf Aushilfe in der Seelsorge besonders an den großen Festen.

In die Grafschaft **Bentheim** kamen die Jesuiten 1661 und zwar nach Brandlecht, wo ihnen im Schloß des Herrn von Rhede eine kleine Kapelle angewiesen wurde. Von hier aus machten sie Ausflüge nach Twente.

Graf Ernst Wilhelm von Bentheim trat 1667 im geheimen und 1668 öffentlich zur katholischen Kirche zurück. Seit dieser Zeit weilten zwei Jesuiten in der Grafschaft, von denen einer in der Stadt Bentheim, der zweite in der seit langem verlassenen Kapelle des früheren Augustinerinnenklosters zu Schüttdorf wirkte[4]. Bisher war in der Stadt Bentheim nur im Hause des Kanzlers, in Schüttdorf nur auf der Burg Gottesdienst gewesen. Der Missionär von Schüttdorf wohnte auch in Bentheim und ging alle Sonn- und Feiertage dorthin. Im Jahre 1670 wurde in Bentheim mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen. Auch außerhalb suchte man den katholischen Gottesdienst zu fördern, so zu Nienhaus und Ermilingheim. Nach 20jähriger Vereinigung wurde die Mission Bentheim im Jahre 1688 von der Schüttdorfer getrennt. In Bentheim besorgte einer die Hofkapelle, der zweite die Pfarrkirche. Ein dritter Pater nahm seinen Wohnsitz in Schüttdorf. Im Jahre 1671 zählte man in Bentheim und Schüttdorf 1200, 1685 3500 und 1693 über 4000 Kommunionen. An der Grenze der Grafschaft hielt ein Pater auf einem Gute in Halle im Freien Gottesdienst für die ganze Umgegend besonders aus Twente, wo zuweilen 5000, ja an größeren Festen 7—8000 Menschen zusammenströmten und so viele beichteten, daß zwei Priester nicht alle hören konnten. Manche kamen so weit her, daß sie erst am folgenden Tage zurückkehren konnten.

Als 1698 die Engländer die Hälfte der Grafschaft Bentheim besetzten, wurde die Arbeit des Missionärs in Schüttdorf sehr erschwert. Im allgemeinen waren die Arbeiten in Schüttdorf sehr schwierig und wenig fruchtreich. Die Berichte vom Jahre 1677 nennen das Arbeitsfeld ein Dorngestrüpp. Es kostete viele Mühe, auch nur die Katholiken bei ihrer Religion zu erhalten. Viele standen im Dienste bei Kalvinisten und waren schwer zu bewegen, sich vom kalvinistischen Gottesdienst fern zu halten. Die Zahl der Kommunionen stieg von 400 im Jahre 1677 auf nur 500 im Jahre 1700.

Der Westfälische Friede schuf in Artikel 13 für das bisher rein geistliche Fürstentum **Osnabrück** sehr eigentümliche Zustände. „Das ganze Bistum Osnabrück", so heißt es darin wörtlich, „soll ganz und vollständig mit allen seinen welt-

[1] Wortlaut bei Goldschmidt a. a. O.

[2] Mandat 2. Juni 1674 bei Goldschmidt 597 ff.

[3] Vergl. Goldschmidt 171.

[4] *Litt. ann. Vergl. Tücking, Stift Münster 312 f.

lichen und geistlichen Zugehörungen dem jetzigen Herrn Bischof Franz Wilhelm (von Wartenberg) mit dem vollen Rechte des Besitzes zurückgegeben werden . . . Nach Ableben des Herrn Bischofs soll im Bistum der Herzog Ernst August von Braunschweig und Lüneburg folgen . . . Für immer soll die abwechselnde Nachfolge zwischen den aus der Mitte des Kapitels oder sonst vorher zu postulierenden Bischöfen und zwischen den Evangelischen bleiben", im letzteren Falle stets ein Nachkomme des Herzogs Georg von Braunschweig und Lüneburg. Weder der katholische Fürstbischof noch der protestantische Landesherr dürfen am Religionszustand etwas ändern. Ist der Landesherr protestantisch, dann sind die den geistlichen Stand betreffenden Sachen dem Erzbischof von Köln als Metropoliten vorbehalten. Der Religionsstand wird in den Zustand gesetzt, wie er am 1. Januar 1624 gewesen ist[1].

Mit der letzteren Bestimmung waren nach der Auffassung der Protestanten die Jesuiten für immer aus Osnabrück ausgeschlossen, da diese erst ein Jahr später (1625) die Schule in Osnabrück übernommen hatten.

Bei den Nürnberger Reichstagsverhandlungen im Jahre 1650 gab sich Franz Wilhelm alle Mühe, von den protestantischen Kommissaren gegen das Zugeständnis eines evangelischen Konsistoriums, das 1624 nicht bestanden, die Bewilligung für die Wiederaufrichtung des Jesuitenkollegs zu erhalten, aber die protestantischen Gesandten sträubten sich auf das äußerste und bewilligten nur eine katholische Schule in Osnabrück. wie sie 1624 bestanden[2].

Trotzdem berief Franz Wilhelm nach seiner Rückkehr zwei Jesuiten als seine Hauskapläne, die zugleich Predigt und Katechese im Dom übernehmen sollten (1651), und übergab ihnen 1652 als Wohnung den sogenannten Bergerhof mit der Paulskapelle. Gegen diese Niederlassung protestierten Rat und Bürgermeister der Stadt am 1./11. November 1652 beim Domkapitel, bei dem Bischof und bei dem präsumtiven Nachfolger Herzog Ernst August von Braunschweig: „sie hätten vernommen, daß der hieselbst zu Oßnabrück sonderlich, bevorab bei dem gemeinen Manne verhassete Ordo Jesuitarum in dem also genannten Berger-Hofe . . . zu Tag und Nacht sich befinden, Messe halten, dazu am Morgen früh mit einer Glocke invitire, auch Beicht zu sitzen zwey Stülen von alten Brettern eilends im Geheim zusammenschlagen lassen"[3].

Der designierte Bischof Herzog Ernst August pflichtete in einem Schreiben vom 6. Dezember 1652 an das Domkapitel der Auffassung des Rates bei[4]. Das Domkapitel betonte in seiner Antwort an den Herzog vom 22. Februar 1653, daß der Bischof die Jesuiten gerufen und daß deren seelsorglichen Arbeiten nach Ansicht des Bischofs „vor eine Contravention wider das Instrumentum pacis nicht könne geachtet werden". Auch in der Folge ließ es der protestantische Rat an Protesten nicht fehlen. So protestierte er am 9./19. März 1657, daß die Jesuiten „mit beschornen Platten und in ihrem gantzen gewohnlichen Jesuiten-Habit ohngescheut" als Kollegen des Gymnasium Carolinum bei einem Leichenbegängniß mitgegangen. Am 16. Juli 1667 erhebt der Rat Protest, einige Jesuiten hätten „in ihrer ohngescheuten Künheit" soweit gestiegen, daß sie einen zum Tod verurteilten katholischen Soldaten zur Richtstätte begleitet „mit unserm und der gesamten Evangelischen

[1] Vergl. Gack, Westphälischer Friedensschluß (1848) Artikel 13, § 1—8.

[2] B. A. Goldschmidt, Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg (1866) 146 ff.

[3] Wortlaut in Abdruck authentischer Uhrkunden . . . was es mit denen Jesuitern zu Oßnabrück vor eine eigentliche Bewandtnuß habe. Auf Gutbefinden verschied. evangel. Gesandtschaften zu Regensburg zum Druck befordert ao. 1720 Nr. 4. Dort auch Nr. 5 ff. die folgenden Schreiben.

[4] Am 10. Dezember 1652 schrieb Ernst August dem Rat, er habe in Abwesenheit des Bischofs das Domkapitel aufgefordert, die Jesuiten abzuschaffen. Vergl. Th. Rölings Osnabrückische Kirchen-Historia (1755) 191.

Bürgerschaft merklichen Verdruß und Aergernuß". In ihrer Verantwortung auf diesen Protest bemerkten die Jesuiten, der verurteilte Soldat habe als früherer Jesuitenschüler einen Jesuiten als Beichtvater gewünscht und der Dompfarrer habe diesen Wunsch unterstützt. Im Jahre 1671, 1683, 1684 und 1685 entrüsteten sich die Proteste des Rates besonders gegen die verschiedenen Neubauten. In dem vom 1. August 1684 beklagten sie bei ihrem Proteste, daß sie die „eingeschlichenen und eingenistelten Jesuiten, wie sorgfältig und vielfältig wir uns bemüht, nicht los werden können".[1]

Daran war wohl zum großen Teil schuld, daß der Herzog Ernst August eine tolerantere Auffassung hegte. Ende September vertröstete der Herzog den Rat, der die Abschaffung der Jesuiten verlangte, auf eine spätere Zeit[2]. Als das Domkapitel sich im Jahre 1668 bei dem Herzog-Bischof beschwerte, daß „die Patres Societatis, welche zu dem Predigtamt und Schulbedienung berufen" wider Recht und Herkommen mit bürgerlichen Auflagen in specie mit Accisen belegt werden wollen, antwortete der Herzog am 30. September 1668, daß er den Rat deshalb zurechtgewiesen und „wollen uns zu demselben in Gnaden versehen, sie werden dem also nachkommen und so wenig gedachte Patres Societatis, soweit sie zu dem Predigtstuhl und Schulbedienung bei unserer Thumkirchen angeordnet . . . weiter womit zu beschweren sich unternehmen". Der Befehl des Herzogs war am 13. September 1668 an den Rat ergangen; es ist dort aber ganz allgemein vom Klerus die Rede, ohne die Jesuiten speziell zu erwähnen[3].

Die Schule[4] war nach der Vertreibung der Jesuiten vom Domkapitel, um alle Rechte zu wahren, weitergeführt worden und zwar durch Domvikare. Sie blieb auch einstweilen unter deren Leitung. Im Jahre 1653 begannen die Jesuiten einigen Knaben Unterricht zu erteilen. Eine eigentliche Schule mit den vier untern Klassen errichteten sie erst am 27. März 1656. Der Fürstbischof Franz Wilhelm erließ am 10. Mai 1656 ein Rundschreiben, worin die Eltern dringend aufgefordert wurden, ihre Kinder in diese Schule zu schicken. Auf Betreiben des Rates machte der Herzog von Braunschweig am 16. Mai Vorstellungen beim Bischof gegen den Unterricht der Jesuiten, aber der Bischof ließ sich nicht abschrecken. Nach dem Personal-Katalog der »Missio« Osnabrück im Jahre 1656 wirkten an der Schule drei Patres, einer als Vorsteher und je einer als Lehrer der Rhetorik und Humanität; die übrigen Klassen lehrten Auswärtige (Vikare). Im Herbst 1658 kam hinzu ein eigener Pater für das Griechische, im Herbst 1662 ein Professor für Logik, 1664 für Physik, 1666 ein solcher für Metaphysik. Nach dem Dreijahrs-Katalog von 1670 lehrten von den zehn Professoren fünf die Gymnasialklassen, je einer Griechisch und Mathematik und drei Philosophie. Im Jahre 1686 kehrte man zum Triennium in der Philosophie zurück.

Die Schülerzahl betrug 1666 bereits 277, davon entfielen auf die fünf Gymnasialklassen 238, auf die Logik 27, Metaphysik 12; die höchste Zahl erscheint im Jahre 1667 mit 295; 1690 waren es 253, 1699 fast 200.

Bei den Arbeiten in der Seelsorge zählte man im Jahre 1661 über 4500 Kommunionen, im Jahre 1684 über 11000. Die monatliche Generalkommunion für die armen Seelen wurde 1673 eingeführt.

---

[1] A. a. O. Nr. 16.

[2] Rölings Osnabrückische Kirchen-Historia 201.

[3] Abdruck authent. Uhrkunden Lit. A. und Adj. A.

[4] Heinr. Iber, Geschichte des Gymnasiums Carolinum Osnabr. Progr. 1889, 15. Jaeger, Die Schola Carolina Osnabrugensis (1904) 82 ff.

Eine große Erleichterung aller Arbeiten bedeutete die Erbauung eines neuen Gymnasiums, eines neuen Wohnhauses (Kolleg) und einer neuen Kapelle[1]. Trotz der Beschwerden des Rates begann man Mai 1673 mit dem Bau des Gymnasiums und förderte dasselbe so rasch, daß schon am Anfang November der Einzug stattfinden konnte.

Ein neues Kolleg wurde 1681—82 und dessen Erweiterung (Hauptflügel) 1683—1684 (Länge 106′) gebaut. Die Vollendung eines nördlichen Flügels fällt in eine spätere Zeit (1703).

Am 8. März 1685 begann man mit den Abbruch der alten Kapelle. Der Gottesdienst durfte inzwischen an zwei Altären im Dom hinter dem Chore gehalten werden. Der Neubau, dessen Grundstein am 19. März gelegt wurde, konnte schon am 3. Dezember eingeweiht werden. Die innere Ausstattung forderte noch mehrere Jahre. Die Malereien an der Decke des Mittelschiffes sowie andere Gemälde rühren von dem Bruder Wilhelm Kolster her. Die stillose „Paulskapelle", ein dreischiffiger Hallenbau mit einschiffigem Chor, ist auch in ihren Ausmessungen (27 m lang und 13 m hoch) ein sehr bescheidener Bau.

Langsam errang sich die Niederlassung auch den Titel eines Kollegs zurück. Trotz der Auflösung hatte P. Altingk seinen Titel als Rektor auch in der Verbannung zu Köln und Münster bis zu seinem Tode 1652 beibehalten, wie die Briefe der Generäle an ihn bezeugen. Bei der Wiedereinführung der Jesuiten gehörte die „Mission" Osnabrück zum Kolleg von Münster. Im Dreijahrs-Katalog von 1658 steht dieselbe mit 15 Personen als Anhang zu diesem Kolleg. In dem Katalog von 1660 heißt es: Obgleich wir nach dem Friedensinstrument in Osnabrück nicht als Kolleg bestehen dürfen und wir die Niederlassung weder Kolleg noch Residenz zu nennen wagen, so leben doch jetzt in dieser Stadt vier Priester, zwei Magistri und ein Bruder. Von den Priestern hat einer das Amt und den Namen als Superior, ein zweiter leitet die Schulen und lehrt Dialektik. Von den Magistern lehrte einer Rhetorik, der zweite Humanität, dazu kamen drei auswärtige Lehrer, die von den Jesuiten besoldet wurden. Im Katalog von 1665 steht die Station als „Residenz". Den Namen Kolleg erhielt sie durch Oliva zurück am 6. Oktober 1668. Die Stabilität unserer Gesellschaft — so heißt es im Dreijahrs-Katalog von 1672 — hängt hier von der gnädigen Erlaubnis des Herzogs (Ernst August) von Braunschweig-Lüneburg ab; das Kapitel hofft sie endlich auch schriftlich für uns zu erlangen. Das Kapitel selbst gab dieselbe durch Urkunde von 1676[2].

Auch außerhalb Osnabrücks waren Jesuiten tätig. Am 14. Dezember 1650 hatte der Fürstbischof den Rektor von Münster um drei Patres gebeten, die um Weihnachten die Verwaltung von verwaisten Pfarreien übernehmen sollten. Es kamen sofort drei, denen später ein vierter folgte[3].

Einer derselben erhielt die Pfarrseelsorge in Melle, wo die Katholiken die Kirche, die Protestanten die alte Schule innehatten; die Protestanten durften nach dem Nürnberger Abschied eine neue Kirche bauen, die Katholiken errichteten eine neue Schule. In den 17 Jahren, seitdem die Schweden in der Stadt die katholischen Priester verjagt und protestantische Prediger an deren Stelle gesetzt hatten, war die Zahl der Katholiken sehr gesunken. Am St. Thomastage 1650 zählte der Pater in seiner ersten Predigt nur fünf Zuhörer. Nach einiger Zeit stellten sich 170 ein, Ostern 1651 waren es schon 300, von denen 102 die Sakramente

[1] Iber 20 ff., Braun 220 ff., Jaeger 85 f.

[2] *Hist. Coll. Osnabr. 1665—69 und 1675 bis 1678.

[3] *Litt. ann. Coll. 1651 Osnabr.

empfingen. Die Kirche, die anfangs einem Stalle glich, wurde allmählich wieder schön hergerichtet.

Ein zweiter Jesuit verwaltete die Pfarrei in Vörden, wo noch schwedische Besatzung lag. Allmählich kehrten auch hier viele zu dem unterlassenen Empfang der Sakramente zurück. Im Jahre 1652 wurden fünf Pfarreien, unter ihnen Pattberg und Nienkirchen, von ebensovielen Patres verwaltet.

Die anfänglich gereizte Stimmung der protestantischen Bürger hatte sich allmählich durch den näheren Umgang mit den Jesuiten friedlicher gestaltet. Die Historia (1675—78) berichtet: Wir lebten in diesen Jahren mitten unter den Protestanten ziemlich ruhig und friedlich. Die Bürger zeigen sich von Tag zu Tag billiger und wohlwollender, der protestantische Rat hat seine Protestation gegen das Einschleichen der Jesuiten, die er alljährlich an das Kolleg schickte, unterlassen.

Der Herzog Ernst August (seit 1661 Fürstbischof von Osnabrück) — so heißt es in der Historia 1696—99 zu dessen Todesjahr 1698 — war der katholischen Religion sehr gewogen und nannte uns „seine Patres". Seiner Gunst verdanken wir vor allem, daß wir trotz der jährlichen Protestation des protestantischen Magistrats friedlich hier wohnen und arbeiten. Zum Dank hielten die Jesuiten ihm eine großartige Trauerfeier. Unter seinem Nachfolger dem Herzog Carl von Lothringen erfreuten sich die Katholiken noch größerer Freiheit [1].

Zu Osnabrück gehörte auch die Missio Mindensis.

Über die Lage in Minden unterrichtet ein Brief des gelehrten und frommen Domprobstes von Minden, Joh. Rutger von Tork, vom 9. September 1696 an den General Oliva, seinen ehemaligen Rektor im Germanikum. Mit vielen Mühen und Unkosten habe ich diese Probstei vom Brandenburger Hofe erlangt. Dem katholischen Glauben, den ich hier zu bewahren und verbreiten suchte, war nichts hinderlicher als die Unfähigkeit der Prediger, die durch viele Jahre die Domkanzel innehatten, während die Häresie von sehr beredten Predigern täglich gepredigt wurde. Deshalb habe ich mit den Obern der Gesellschaft in dieser Provinz verhandelt, um einen tüchtigen Mann für diese Kirche zu erlangen, für dessen Unterhalt ich aus den Predigtstiftungen und sonstigen frommen Gaben gutstehen konnte. Geschickt wurde P. Herm. Sambergh, der durch große Bescheidenheit, Sittenreinheit und Beredsamkeit eine Änderung für unsere Sache brachte und in wenigen Jahren soviel erreichte, daß er bei der wachsenden Zahl der Katholiken und ihrer religiösen Bedürfnisse allein der Arbeit nicht mehr gewachsen ist. Wenn er keine Hilfe von der Gesellschaft erhält, wird er zugleich mit seiner fruchtreichen Mission zusammenbrechen. Für diesen von dem Pater und allen guten Katholiken so sehnlich erwünschten Helfer fehlen aber die Einkünfte. Wir können ihn auch nicht, wenn wir es noch so sehr wünschten, aus den Einkünften des Kapitels unterhalten, weil das nicht allein von den lutherischen Domherrn nicht zugelassen, sondern auch die ganze Mission in Gefahr bringen würde. Deshalb muß für den zweiten so notwendigen Pater anderweitig gesorgt werden. Unser P. Sambergh zog ohne Ordenskleid als gewöhnlicher Weltpriester hier ein und hat durch Höflichkeit, Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit allmählich die Gemüter so für sich eingenommen, daß seine Tätigkeit in keiner Weise mehr gefährdet ist. So muß auch sein Helfer als Freund eines Domherrn oder unter einem andern probabeln Grunde zu P. Sambergh kommen, bis er durch seine Tugend Gunst und Wohlwollen gewonnen und dann sicher seine

[1] Die Obern waren: Nikol. Kirchner 1656, Joh. Blanckenfort 63 (?), Joh. Zurstraßen 72 Joh. Boudet 75, Hunold Plettenberg 78, Joh. Westhaus 83, Gerh. Weininck 86, Herm. Samberg 90, Georg Schedelich 94, Herm. Samberg 97, Georg Schedelich 1700.

Tätigkeit entfalten kann. Eine Unterstützung in dieser wichtigen und schweren Sache möge der General beim Papste und bei den Kardinälen Rospigliosi und Barberini, an die er geschrieben, eindringlich befürworten [1].

Dieser Brief hatte den Erfolg, daß dem seit März 1665 in Minden weilenden P. Samberg im Jahre 1670 ein zweiter Pater als Helfer beigegeben wurde. Predigt und Katechese wurden gut besucht. In dem 5 Meilen entfernten Nienburg wurde Gottesdienst gehalten für etwa 50 Katholiken, die hier aus der Diaspora zusammenkamen (1682). Im Jahre 1684 leisteten die beiden Patres bei den grassierenden ansteckenden Krankheiten überall den Kranken Hilfe. Auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg vom 29. Oktober 1685 wurde den Patres der weitere Aufenthalt in Minden über 4 Wochen hinaus untersagt. Als die katholischen Kapitulare eine Verlängerung des Termins nachsuchten, wurde die Ausweisung aufs neue befohlen. So mußten die Patres Januar 1686 die Mission verlassen [2].

Das Kolleg in **Hildesheim** [3] erlebte nach dem dreißigjährigen Kriege eine Zeit des äußern und innern Ausbaues. Im Jahre 1654 wurde die untere Aula, welche während des Exils als Pferdestall gedient hatte, wieder hergestellt und in Benützung genommen. Im selben Jahre erbat das Kolleg vom Domkapitel die Erlaubnis, die kleine und niedrige Antoniuskapelle durch „Vergünstigung des darüber gelegenen Schlafhauses“ [4] erhöhen zu dürfen. Nachdem die Bedingungen des Kapitels von dem General Nickel angenommen, wurde am 21. Juni 1655 der Umbau begonnen und innerhalb eines Jahres vollendet. Eine höhere Gewölbedecke, neue Pfeiler, die dem Gewölbe als Stütze dienten, die dadurch bewirkte Dreiteilung der Schiffe, die Einbeziehung der Sakristei als Chor, die Errichtung von Emporen und eine viel bessere Belichtung gaben der Kapelle ein ganz neues Aussehen. Die Jahresberichte zum Jahre 1656 rühmen: Was früher eine armselige Kapelle war, die mehr einem Keller oder einer Höhle glich, darf jetzt unter die schönen Kirchen der Stadt gerechnet werden. Die Protestanten seien dadurch zur Restauration ihrer Kirchen bewogen worden. Der feierliche Einzug erfolgte am dritten Sonntag nach Pfingsten (15. Juni). Der größte Wohltäter bei diesem Bau war der Domprobst Arnold von Hoensbroech. In den Jahren 1657 und 1658 wurde das Kolleg restauriert. Als im Jahre 1663 die Pest zu wüten begann, baten die Jesuiten das Domkapitel um einen Platz, um dort ein kleines Haus zu errichten zur Wohnung für die Patres, welche während der Pestzeit die Kranken besuchten und zur Vermeidung von Ansteckung von den übrigen Patres abgesondert wurden. Nach Bewilligung des Kapitels baute man 1664 auf dem angewiesenen Platz ein zweistöckiges Haus, das teilweise auch als Waschhaus benutzt werden sollte (daher der Name „Jesuiter Waschhaus“).

Zehn Jahre später 1674 ging man an die Erweiterung des Kollegs durch einen Ostflügel. Wegen des sumpfigen Bodens mußte das Fundament auf Pfahlwerk errichtet werden. Nachdem am 18. Mai der Grundstein gelegt worden, konnte in demselben Jahr der Bau bis zum zweiten Stock geführt und dieser 1675 vollendet werden. Bis zur gänzlichen Fertigstellung brauchte es aber noch sechs Jahre (1681). Bei dem Bau hatte man tüchtige Steinhauer und Maurer von auswärts kommen lassen, weil diese billiger arbeiteten. Darüber gab es nun lebhafte Klagen bei den einheimischen Steinhauern; auch der Rat erhob Beschwerde beim Kapitel,

[1] *Orig. Rhen. inf. 74 I, 135. Über Tort vergl. Steinhuber, Kollegium Germanikum II, 388.

[2] *Litt. ann. Rhen. inf. Vergl. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche I, 306.

[3] Außer *Histor. und *Litt. ann J. Baltenholl, Geschichte des Kollegiums und Gymnasiums Josephinum (1898), 6 ff, 27 ff. Braun, Die Kirchen der niederrhein. Ordensprovinz 122 ff. Ad. Bertram, Die Bischöfe von Hildesheim (1896) 173 ff.

[4] Dormitorium oder Cubiculum Praepositi.

aber alle Beschwerden wurden abgewiesen, weil das neue Gebäude auf der Domfreiheit lag.

Auch das Schulgebäude war schon lange baufällig geworden, aber der projektierte Neubau durch den Tod des Kurfürsten Maximilian Heinrich, dann durch den Brand des Propsteigebäudes auf dem Moritzberge verzögert worden. Im Jahre 1692 konnte endlich der Neubau des Gymnasiums vorbereitet werden besonders auf die Beihilfe des neuen Fürstbischofes Jobst Edmund von Brabeck (seit 1688), des Kapitels und des Domdechanten von Weichs. Am 10. Mai 1693 wurde der Grundstein gelegt. Der Neubau, der eine große und kleine Aula und die Gymnasialklassen umfaßte, war Herbst 1694 soweit gediehen, daß vier Klassen einziehen konnten. Bis 1695 kostete der Bau schon über 7000 Rthlr. Als besonders bemerkenswert wird in den Jahresberichten die Aula hervorgehoben, welche doppelt so lang und doppelt so hoch als eine Schulklasse war. Im Hofe des Gymnasiums errichtete man ein ständiges Theater mit einem geeigneten Dach gegen den Regen. Endlich wurde 1699 mit den Vorbereitungen für einen weiteren Flügel des Kollegs begonnen, der sich an das Ostende des Gymnasiums in nördlicher Richtung anlehnen sollte. Der am 3. Juli 1700 begonnene Bau konnte noch im selben Jahre bis zum ersten Stockwerk geführt werden.

Die Personenzahl des Kollegs war durchschnittlich 30, die Hälfte Patres und ein Drittel Brüder, die übrigen Magistri. Zeitweilig wiederholten in Hildesheim Scholastiker die Philosophie oder Humaniora und Tertiarier machten dort ihr drittes Probejahr. Dadurch stieg die Zahl zuweilen auf 36—40.

Für Gymnasialklassen waren sechs Lehrer tätig, je einer für die fünf Klassen und ein Fachlehrer für das Griechische. Dazu kommen noch 1662 drei Professoren für die Philosophie, einer für Mathematik, ein Professor für Moraltheologie und 1666 einer für Polemik[1]. Die erste feierliche Promotion in der Philosophie fand 1664 statt[2]. Während man 1654 200 Schüler zählte, stieg deren Zahl im Jahre 1663 auf 400, 1664 auf 450.

Für die Predigten im Dom waren zwei Patres tätig; je ein Pater hatte in dem Magdalenen- und Annunziatenkloster den Klosterfrauen am Sonntag die Predigt zu halten. Im Jahre 1674 wird als vierte ständige Predigt eine in St. Anton (Jesuitenkirche) genannt. Auch für die Katechese war man sehr tätig, 1665 an sechs Orten, 1670 an sechs Orten auf dem Lande, an zwei (St. Moritz und St. Anton) in der Stadt, 1675 außerhalb der Stadt während des Sommers an zehn Orten; einer der Magistri hielt an einem Tage an vier Orten die Katechese; 1682 wurden außerhalb der Stadt an zwölf Orten Katechesen gehalten. Die Katechesen außerhalb der Stadt geben meist die Magistri, die deshalb im Katalog den ständigen Titel Catechista ruralis führen. Im Katalog von 1667 sind deren vier aufgeführt[3].

Weiterhin mußten vier Sodalitäten besorgt werden, je eine für die Bürger, die größeren und jüngeren Studenten und eine für die Frauen. Dazu trat im Jahre 1689 noch die Todesangstbruderschaft. Die Generalkommunion für die armen Seelen am ersten Sonntag des Monats war bereits 1653 (1664) eingeführt worden.

---

[1] Durch Urkunde vom 27. Febr. 1661 hatte der Domvikar Andreas Stock dem Kolleg 4000 Rthlr. zur Gründung dieser vier Professuren überwiesen, „damit die Eltern nicht ferner gezwungen würden, ihre Söhne zur Erlernung dieser Wissenschaften anderswo hinzuschicken, zumal dies mit vielen Kosten verknüpft sei, auch nicht selten ungewissen Erfolg zeigte und damit sie mehr vor Gefahren eines sittlichen Unterganges gesichert wären". Die beiden Theologieprofessoren wurden aus der Nachlassenschaft des Domherrn von Hoensbroech unterhalten.

[2] Das Thesen-Verzeichnis von 1699 abgedruckt bei Balkenholl 22 ff.

[3] Vergl. den Abdruck dieses Katalogs bei Balkenholl 27 ff.

Die Zahl der Kommunionen stieg von 17000 im Jahre 1664 auf 22600, im Jahre 1689 und auf 24500 im Jahre 1692.

Zu diesen Arbeiten kam noch die Verwaltung von neun Pfarreien (1652). Später (1654) waren es sieben, 1666 sogar 14. Es werden genannt Steuerwald, Itzum, Poppenburg, Barrienrode, Emmerke, Ruthe, Steinbrück, Hohenhameln, Dinklar, Bettmar, Borsum und Adlum (1659)[1]. „Manche noch heute bestehende fromme Übung auf den katholischen Dörfern verdankt dieser Zeit ihre Entstehung."[2] Im Jahre 1662 wurden aber die meisten abgegeben, zumal in diesem Jahre die Tertiarier nach Geist übersiedelten. Im Jahre 1665 verwaltete man die Pfarreien an fünf Orten, wo für eine Pfarrei kein oder ein zu geringes Einkommen vorhanden war. Auch häufigere Ausflüge in das Herzogtum Calenberg werden genannt, um die Kinder zu taufen und den Erwachsenen die Sakramente der Buße und des Altars zu spenden (1652). Bei ihrer Tätigkeit hatten die Patres stets mit der Intoleranz des protestantischen Magistrats zu rechnen, der z. B. auf alle Weise zu verhindern suchte, daß ein Haus an Katholiken verkauft oder vermietet wurde. Als der Syndikus der Neustadt zur katholischen Kirche zurückkehrte, mußte er sein Amt niederlegen und geriet dadurch in große Not[3].

[1] Balkenholl 7.

[2] Bertram, Bischöfe 178.

[3] Die Rektoren waren: Arnold Honthum 1650, Joh. Raesfeld 19. Mai 53, Joh. Walten 9. Mai 56, Joh. Petri 25. Juni 59, Joh. Walten 9. Okt. 62, Theod. Bothe 16. Febr. 66, Arnold Honthum 69, Hunold Plettenberg 19. Juli 72, Reiner Lennep 7. Febr. 77, Steph. Ketteler 9. März 80, Bern. Wendelin (Wendelen) 3. Okt. 83, Gottfr. Merck 84, Konr. Holtgreve 4. Febr. 85, Joh. Dirckingh 5. Juli 88, Hun. Plettenberg 3. Febr. 92, Gerh. Wennemari 25. Juli 96, Joh. Westhaus 24. Sept. 99.



Drittes Kapitel.

Die oberrheinische Provinz[1].

Wachstum und Zustand der Provinz. — Der Visitator Joh. Bertholdi. — Niederlassungen: Mainz, Kreuznach, Aschaffenburg, Erfurt, Heiligenstadt, Speier, Wetzlar, Worms, Baden (Ottersweier, Ettlingen), Heidelberg, Fulda, Würzburg, Bamberg, Molsheim, Bockenheim, Hagenau, Schlettstadt (Straßburg, Kolmar).

Die im 30jährigen Kriege so überaus hart mitgenommene oberrheinische Provinz konnte sich nur schwer von den furchtbaren Verlusten erholen. Anstatt der 457 Mitglieder im Jahre 1633 zählte sie 1651 nur mehr 278 und nur langsam stieg diese Zahl im Jahre 1655 auf 296, 1662 auf 331 und 1680 auf 339. Dann nahte das Schreckensjahr 1689, in dem mit einem Schlage vier blühende Kollegien der französischen Brandfackel zum Opfer fielen.

Zum Beginne der Jahresberichte der oberrheinischen Provinz vom Jahre 1689 heißt es: Unsere Provinz hat unter anderem Elend und unwiederbringlichen Verlusten den Ruin von vier Kollegien Ettlingen, Baden, Speier und Worms zu beklagen, von denen die beiden letzteren eben erst mit großen Unkosten wieder aufgebaut waren: sie liegen als Opfer des gallischen Vulkans völlig in Asche ohne anderen Trost, als den des duldenden Job. Die Unsern sind durch die Flucht zerstreut, die meisten Archive und Briefschaften verbrannt, der briefliche Verkehr hat aufgehört und noch ist nicht eine genaue Kunde von allem zu uns gelangt.

Die Vermögenslage war eine traurige. Was der Geschichtsschreiber des Aschaffenburger Kollegs betont, gilt fast von allen Kollegien der Provinz: „Mit dem Wiedereintritt des Friedens waren die früheren sorgenfreien Verhältnisse für den Orden keineswegs zurückgekehrt. Dürftigkeit, ja sogar Mangel hatten ihre Stelle eingenommen und behaupteten sich auch hartnäckig in den nächsten 50 Jahren."[2]

Wiederholt ergingen deshalb auch Weisungen der Generäle, möglichst wenige aufzunehmen. Im Jahre 1659 erfolgte die Erlaubnis für die Aufnahme von 16 Scholastiker-Novizen, aber nur unter der Bedingung, daß die Provinz für ihren Unterhalt sorgen könne. P. Oliva empfahl als Generalvikar am 12. August 1662 dem P. Joh. Bertholdi, damals Rektor von Wien, als er ihn als Visitator in die oberrheinische Provinz schickte, nur ausgezeichnete Kräfte und auch diese nur in geringer Zahl aufzunehmen. Der Rektor und Novizenmeister, so fügt er bei, klagen, daß sie für den Unterhalt von 80 Personen nur über 900 Thlr. jährliche Einkünfte verfügen. Auch vermißt man in der Provinz ein Juniorat für die Erhaltung des

[1] Vergl. Gesch. II, 143 ff.

[2] Franz Spiringer, Das Aschaffenburger Gymnasium, Progr. 1901, 30. — Von den zerstreuten Archivalien dieser Provinz finden sich Annuae Prov. Rhen. sup. 1651—61 in Mainz Seminar-Bibl., wertvolle Personal-Kataloge 1604—1762 in Mainz Stadt-Bibl.

geistlichen Lebens und die Förderung der humanistischen Studien; weil diese darniederliegen, leiden auch die Schulen unter fast ungebildeten Lehrern. Der Provinzial wird wegen seiner Milde gelobt, nicht so die Rektoren, die zu hart verfahren sollen. Die Brüder werden im Noviziat zu nachsichtig gehalten; die Folge ist, daß sie in den Kollegien über die Arbeiten klagen und wenig fügsam sind. Prediger sind selten. Bei der Aufnahme muß man mehr auf gefestigten Beruf sehen, nicht auf einen solchen von ein oder zwei Monaten[1].

Dem Visitator Bertholdi, der vom September 1662 bis September 1665 auch als Vizeprovinzial die Provinz leitete, hat die oberrheinische Provinz viel zu verdanken sowohl für die innere Kräftigung als auch für die Regelung mancher schwieriger äußerer Verhältnisse. Oliva schätzte ihn sehr hoch. Es ist ein Mann, so sagte er einem österreichischen Delegierten, der Ihrer Provinz auf der General-Kongregation große Ehre gemacht hat und jetzt in seinem Amt als Visitator der ganzen Gesellschaft. Der deutsche Assistent bestätigte dies Urteil, indem er beifügte, daß P. Bertholdi bei seiner Visitation am Rhein sowohl bei den Unsrigen als auch bei den Auswärtigen, auch bei den Fürsten, großen Beifall gefunden. Der Mainzer Kurfürst Philipp schätzte ihn sehr hoch und beratschlagte oft stundenlang mit ihm über wichtige Angelegenheiten. Unter anderem legte Bertholdi den Streit mit Erzbischof und Kapitel wegen des Mainzer Noviziats bei. Auch in Wien beim Kaiser und dem kaiserlichen Hofe war er sehr angesehen und wegen seiner Kenntnis des kanonischen und bürgerlichen Rechtes wurde er vielfach um Rat angegangen[2].

* * *

Das goldene **Mainz** hatte im dreißigjährigen Krieg keine goldenen Zeiten gesehen, und ebensowenig golden waren die Jahre nach dem Frieden, besonders zur Zeit der französischen Raubkriege. Pest, Hunger und Krieg mit allen ihren Gefolgschaften stürzten von neuem über die Stadt und das Kolleg herein. Die große Not zwang die kurfürstlichen Schatzmeister, die Reichnisse an das Kolleg zu verringern oder ganz einzustellen. So ist die Geschichte des Kollegs voll von Klagen und Not, aber trotz alledem oder eben deshalb reich an Arbeit und Verdienst.

Im Jahre 1651 zählte das Kolleg 32 Insassen, die zeitweilig (1672) auf 41 und 1678 auf 39 stiegen; die geringste Zahl (28) zeigt das Jahr 1690, 1700 sind es 30. Unter den 12 Lehrkräften waren 3 für Theologie, 4 für Philosophie, 5 für das Gymnasium. Von den 6 Scholastikern studierten einige Philosophie, andere wiederholten die Humaniora. Im Jahre 1655 lehrten 2 Professoren die scholastische Theologie, einer Moral und ein vierter die positive Theologie, die in diesem Jahre eingeführt wurde. Außer den drei Philosophie-Professoren für Metaphysik, Physik und Logik las ein vierter Ethik und Mathematik.

In der Seelsorge stellten die Jesuiten drei Prediger, je einen für Sonn- und Festtage im Dom und einen für Sonn- und Festtage in der Jesuitenkirche. Katechesen

[1] Orig.-Reg ad Rhen. sup.

[2] Geb. 1606 in der Diöz. Trient, eingetr. 1626, viele Jahre Rektor in Graz und Wien, zweimal Provinzial der österr. Provinz, gestorben 24. März 1673 zu Wien. Eine in Oberdeutschland oft gedruckte Summa theologica fehlt bei Sommervogel. Biogr. Notizen in Mainz Stadt-Bibl. Jes B. Lade 36a[1]. — Die Provinzialobern waren: Nikh. Biber 8. Mai 1648, Gerh. Hausen 3. Mai 51, Nikh. Biber 29. Juli 53, Pet. Denmer 28 Juli 56, Nicq. Goeltgens 25. Juli 59, Joh. Bertholdi Vis. und Vizepr. Sept. 62, Nik. Lutz 14. Sept. 65, Phil. Colbinus 3. Febr. 69, Nik. Lutz 21. Febr. 72, Math. Storr 27. April 76, Nik. Lutz 27. Aug. 78, Aug. Vorler 20. Juli 79, Wolfg. Schwan 12. Jan. 83, Aug. Vorler 14. Febr. 86, Georg Poth 16. Mai 91, Aug. Vorler 30. Juni 94, Georg Haan 16. Nov. 98. — Wo im Folgenden nichts anderes angegeben, liegen für alle tatsächlichen Angaben die einzigen Quellen die Litterae annuae und die verschiedenen Kataloge der oberrheinischen Provinz zugrunde. Dies gilt auch für alle folgenden Skizzen.

wurden im Winter in der Stadt drei gehalten, dazu im Sommer noch acht außerhalb der Stadt. Zu den Katechesen trat 1684 noch eine weitere hinzu, welche zwei Jesuiten in den Militär-Baracken für die Soldatenkinder hielten. Die Zahl der Kongregationen wird 1651 auf 5, 1675 auf 6 angegeben. Volksmissionen wurden von zwei Patres 1683—1685 durch das ganze Erzstift gehalten[1]. Die Zahl der Kommunionen blieb in dem ganzen Zeitraum mit einigen Schwankungen konstant 33000, die der Konversionen schwankt zwischen 24 und 58. Vom Noviziatshause wurde die ständige Mission in Dreysen besorgt. Die Novizen hielten auch durchschnittlich in 12—15 Dörfern regelmäßig die Christenlehre. In den schlimmen Pestjahren 1666—67 fielen mehrere Patres ihrem Eifer zum Opfer[2]. Bei der Beschießung durch die Kaiserlichen im Jahre 1689 wurden die Dächer der Schule, des Kollegs und der Kirche von den Kugeln zerissen[3].

Die fortwährenden Schwierigkeiten, die Stiftungsgelder zu erhalten, führten schließlich im Jahre 1677 zu dem Plane einer Änderung der ursprünglichen Fundation. Kurfürst Daniel hatte im Jahre 1561 für diese mit Bewilligung des Papstes die verlassenen Nonnenklöster Paderhausen und Seligental bestimmt[4], zur größern Sicherheit gegen Übergriffe der protestantischen Nachbarn, die Administration sich vorbehalten und aus den Einkünften eine Summe von 1600 fl. für das Kolleg festgelegt. Diese Summe wurde auch viele Jahre richtig bezahlt, und außerdem noch wegen der wachsenden Zahl der Insassen des Kollegs aus verschiedenen Einkünften weitere 1600 fl., letztere aber ohne Zustimmung des Kapitels beigefügt. Im Jahre 1631 trat nach Vertreibung der Schweden die Änderung ein, daß die Einkünfte nur teilweise und nur unter vielen Schwierigkeiten einkamen. Während des französischen Krieges wurde die Not der kurfürstlichen Kammer so groß, daß sie dem Kolleg jede weitere Sustentation versagte, mit Ausnahme der in der Stiftungsurkunde festgesetzten 1600 fl. In dieser Not machten die Mainzer Jesuiten der Kammer den Vorschlag, statt dieser 1600 fl. die beiden dafür von Anfang an als Hypothek verpfändeten Klöster dem freien Eigentum des Kollegs zu übergeben. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten ging dieser Plan durch. Der Kurfürst Damian Hatard von Leyen, ein besonderer Freund der Jesuiten, beschloß, die beiden Klöster mit allen Dörfern, Einkünften usw. dem Kolleg zu eigen zu geben, indem er sich nur das Hoheitsrecht über die Bewohner von fünf Dörfern und das Protektorat im Interesse der Jesuiten vorbehielt. Nach der Schätzung von 1676 betrugen die wirklichen Einkünfte der beiden Klöster 4200 fl., von denen freilich die Verwaltungskosten abgezogen werden mußten, die aber durch Verbesserung der Erträgnisse usw. aufgewogen werden konnten.

Der Provinzial Math. Storr, der in einer eingehenden Information vom 18. Januar 1676 das alles dem General auseinandersetzte, war entschieden für die Übernahme, ebenso sprechen sich alle Konsultoren aus[5].

Der Beschluß des Kurfürsten Damian Hartard wurde aber zu seinen Lebzeiten nicht ganz ausgeführt, denn in einem Memoriale vom 15. Januar 1680 schilderten die Jesuiten seinem Nachfolger Anselm Franz die furchtbare Notlage des Kollegs, die es dem Untergange nahe bringe und bitten dringend, die früheren Vor-

[1] Näheres im Kapitel Volksmissionen.

[2] Am 21. August 1666 schrieb Oliva an den Provinzial Lutz: Gaudeo non deesse qui libenter subeant arenam illam heroum et fiant victimae caritatis; quod certe solidae virtutis est documentum. Ad Rhen. sup.

[3] Über die Belagerung und Kapitulation der Franzosen vom 2. Sept. 1689 vergl. Theatrum Europ. 13, 723 ff.

[4] Vergl. I, 106 f.

[5] Die *Informatio sowie die Briefe des Provinzials und der Konsultoren im Orig. in Rhen. sup. Fundat. 432 ff.

schläge der Kammer zu billigen. Umsonst. Aus Anlaß der Wiederauffindung der Originaldokumente der Fundation baten die Jesuiten am 12. Juli 1688 den Kurfürsten Anselm Franz, er möge nunmehr der Kammer Befehl geben, dem Kolleg, das in große Schulden geraten, die ganze Sustentation auszufolgen. Im Juni 1690 erneuerten die Jesuiten ihr Flehen um Hilfe und baten, der Kurfürst möge doch die Einkünfte der beiden Klöster dem Kolleg wieder zuwenden [1]. Aber einstweilen war alles vergebens. Die Lage des Kollegs blieb eine sehr traurige, wie die Briefe des Generals Gonzalez an die Rektoren (1691 und ff.) dartun. Außerdem wurde dem Kolleg vom Kurfürsten nicht allein der Gebrauch seiner Druckerei, sondern auch deren Verpachtung verboten [2]. Einen neuen Streit zwischen der Universität und dem Kolleg wegen der Schulferien suchte Gonzalez gütlich beizulegen, indem er am 14. Januar 1695 den Rektor Poth mahnte, den Rektor der Universität zu besuchen und mit ihm die Sache zu besprechen [3].

Die Jahre der zu Mainz gehörenden Residenz Kreuznach waren mit dem Westfälischen Frieden gezählt und nur mühsam noch etwas verlängert worden [4]. Auf wiederholte dringende Mahnungen des Landesherrn, des Pfalzgrafen Ludwig Philipp vom 4. Mai und 6. Juli 1652 [5], verließen nach schon früher erfolgter Anweisung des Obern die beiden Jesuiten am 30. Dezember 1652 endgültig die Station und zogen sich nach Mainz zurück. Nach den Jahresberichten war der Erfolg groß, nach einem Briefe des Generals vom 25. Jan. 1653 an den Mainzer Rektor Sartorius nur gering gewesen [6].

Im Kolleg zu **Aschaffenburg** [7] herrschte ebenfalls große Not. Im Jahre 1657 vermachte ein Kanoniker den Jesuiten 20 Taler vor allem zur Anschaffung von Stühlen in der Kirche. Noch in den spätern Jahren faßte ein einziges Büchergestell die gesamten literarischen Schätze des Kollegs. Die Fundation wurde nur teilweise ausbezahlt. Der Nachfolger Anselm Casimirs, Kurfürst Philipp von Schönborn (1647—73) stellte 1651 fast die ganzen Einkünfte wieder her. Als Turenne während des zweiten Raubkrieges im Jahre 1673 die Stadt besetzte, wurden die zum Kolleg gehörenden Weinberge ausgeraubt oder mit schweren Auflagen belegt. Unter der Regierung des Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim (1679—1695) bestritt man den rechtlichen Charakter der ganzen Fundation. Erst dessen Nachfolger Lothar Franz (1695—1729) stellte durch Dekret am 8. November 1695 für den Eintritt des Friedens die Wiederherstellung der ehemaligen Dotation in Aussicht und bewilligte am 27. Oktober 1696 die 1680 abgesprochene Zulage.

---

[1] *Mainz Stadtbibl. Jes. A. L. 1 L.

[2] Gonzalez an Molitor 20. Febr. 1694.

[3] Ad Rhen. sup. In einem andern Streitfalle schrieb Gonzalez 8. Dezember 1691 an den Rektor Vorler: Decreto Electorali absolutos vos esse iurisdictione Cleri Moguntini secundarii, fuit quidem iustitiae: attamen cum justitiam nobis administrari ingens beneficium hisce temporibus reputandum sit; impertio R. V^{ae}., uti desiderat, 2000 sacrificia Missae, quae Em^{mo} Electori in grati animi signum offerat, referatque grates amplissimas, meo quoque nomine submississime venerantis. Confido autem fore, ut Em^{mus} Princeps grati hac animi significatione permoveatur, ut Collegium in angustiis constitutum, amplius juvare, atque etiam jubere velit, ut pecuniae summa, quam memoratus Clerus inique extorsit, Collegio integre restituatur. — Die Rektoren waren: Georg Dierdorff 1648, Euchar. Sartorius 51, Wilh. Itzstein 54, Nik. Fidler 57, Phil. Colbinus 61, Melchior Cornaeus 64 († 65), Kaspar Hopff 65, Ignaz Mockel 68, Christoph Haugt (Hauck) 70, Konr. Brennig 73, Georg Poth 77, Phil. Rottenberger 80, Nik. Mohr 83, Faustin Itzstein 86, Aug. Vorler 91, Georg Poth 94, Phil. Rottenberger 98.

[4] Vergl. II, 147.

[5] Die Schreiben in Darmstadt Staatsarch. V, 7, 66.

[6] Ferendum est id (die Ausweisung aus Kreuznach) eo aequius quo minore animorum fructu ibi commorari potuimus. Orig.-Reg. ad Rhen. sup.

[7] Spiringer, Das Aschaffenburger Gymnasium. Progr. 1901.

Infolge der traurigen materiellen Lage braucht es nicht zu verwundern, wenn das ganze Gymnasium 1651 für seine 5 Klassen nur 3 Lehrer zählte; erst 1655 kam ein 4. und 1656 ein 5. Lehrer hinzu, wodurch es auch im letzteren Jahre möglich wurde, die Rhetorik von der Humanität zu trennen. Im Jahre 1672 hatten die 5 Klassen wieder nur 4 Lehrer.

Im Durchschnitt zählte das Kolleg 13—14 Insassen, in den 90er Jahren 16—19. Letzteres kam daher, weil seit 1696 wieder Logik und seit 1697 Logik und Physik gelehrt wurde. Im Jahre 1700 werden 1 Professor für Logik und 1 für Physik und Metaphysik genannt, so daß also die ganze Philosophie doziert wurde.

„Wie anderwärts übergaben auch in Aschaffenburg und Umgegend die vornehmen Familien ihre Söhne gern den Jesuiten zur Ausbildung. Dieses Zutrauen hielt auch weiterhin an und fand seinen Ausdruck in der immer mehr zunehmenden Frequenz der Klassen. So schreibt unter dem 13. Februar 1686 der Rektor an den kurfürstlichen Kammerdirektor, daß eine Vermehrung der Magistrorum notwendig sei, weil die Zahl der Studenten täglich wachset und die Schulen müssen zerteilet werden."[1]

Außer der Predigt an Sonn- und Festtagen und der Katechese in der Jesuitenkirche hielt man an fünf Orten außerhalb der Stadt Christenlehre. Zum Jahre 1685 wird bemerkt, daß die Patres oft von den benachbarten Pfarrern zur Aushilfe für Beichtstuhl und Predigt gerufen und die Katechesen in der Stadt an drei Orten mit Eifer fortgesetzt wurden. Von 1652—1654 wurde die Pfarrei Erlebach von einem Pater ganz versehen, im Jahre 1653 in drei Pfarreien, wo keine Seelsorge war, der ganze Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen gehalten. Im Jahre 1653 waren es wenigstens 50 Flecken und Dörfer, in denen die Jesuiten predigten und Beicht hörten. Im Jahre 1658 werden genannt Erlebach, Sulzbach, Heybach, Ostheim, Wahlstatt usw. Zu den drei Kongregationen der Studenten, Bürger und Handwerksgesellen trat 1655 noch die Bruderschaft von der Todesangst Christi. Die Studentenkongregation wurde 1657 in zwei Abteilungen geteilt. Im Jahre 1685 wird die Blüte der Kongregation besonders hervorgehoben, die sich in Teilnahme an den Versammlungen, häufigem Empfang der heiligen Sakramente und den verschiedenen Wallfahrten gezeigt habe. Die Kommunionen stiegen von 4800 im Jahre 1651 auf 9000 im Jahre 1666, 11700 im Jahre 1687 und 14700 im Jahre 1690. Dazu kamen noch jährlich über 1000 Kommunionen in Himmelstal. Die Konversionen schwanken zwischen 2—5 in einzelnen Jahren."[2]

---

[1] Springer 33.

[2] Am 4. April 1671 schrieb Oliva dem Provinzial Colbinus: Advenerunt nunc tandem litterae CC. Aschaffenburgensis Collegii, cujus status placere mihi non potest, dum Missiones negliguntur, jacetque Nosocomiorum, aegrorum, atque scholarum trivialium cura: et hunc quidem neglectum audio pluribus per Provinciam Collegiis esse communem. Dicuntur praeterea hoc loco sacra sodalitia non esse in flore, civium praesertim, eo quod Praeses nullo modo placeat. Am 2. Febr. 1675 heißt es: (Litterae mense Augusto, et Januario datae) testantur rerum quidem spiritualium sat bonum isthic statum... functiones solitas rite procedere. Quod autem res temporales non perinde constitutae sint, ferendum patienti animo... In den Briefen vom 11. Sept. 1694 und vom 20. Febr. 1700 an den Rektor Muck spricht Gonzalez von einer Besserung der inneren Verhältnisse des Kollegs, im letzteren sagt er: Gaudio plurimum de laudabili Collegii huius statu. — Die Rektoren: Joh. Karl 1648, Konr. Breunig 51, Matthäus Storr 54, Joh. Groß 57, Matth. Storr 61, Philip. Rottenberger 64, Franz Dienst 67, Friedr. Fuhrmann 70, Friedr. Holtzmann 74, Wilh. Düngen 77, Heinr. Eichrodt 80, Phil. Rottenberger 83, Heinr. Schönman 86, Andr. Heidfeld 90, Dietrich Muck 92, Jakob Kolckmann 96, Dietr. Muck 99.

Die unsichern Verhältnisse des Kollegs in **Erfurt** erlangten durch die politische Umwälzung des Jahres 1664 größere Festigkeit. „Wie in Erfurt innere Zweitracht und Parteiwut immer ungestümer ihr Haupt erhoben und der Haß gegen die Fürsten, besonders den Erzbischof von Mainz immer maßloser wurde und zuletzt zu den gröbsten Exzessen führte, wie der kaiserliche Herold, Lidl von Schwanau, welcher die endlich verhängte Reichsacht verkünden sollte, von dem Pöbel auf das schrecklichste mißhandelt wurde und nur kaum dem Tode entging, wie . . . endlich aber, als die vom Erzbischof herangezogenen französischen Hilfstruppen sich zur Belagerung anschickten und die gehoffte sächsische Hilfe ausblieb, die Einwohner schrecklich aus dem Rausche erwachten und der sinnlosen Raserei gänzliche Entmutigung folgte, und jene sich dann mittelst Kapitulation vom 15. Oktober 1664 unbedingt und unter Vorbehalt der Amnestie und Religionsfreiheit dem Erzbischof unterwarfen, das alles mag hier nur kurz angedeutet werden. Kurfürst Johann Philipp, der am 21. Oktober 1665 als anerkannter, unumschränkter Landesherr zu Erfurt, das seit mehr als 200 Jahren keiner seiner Vorgänger auf dem erzbischöflichem Stuhle hatte betreten können, seinen feierlichen Einzug hielt, nahm, da die gänzliche Zerrüttung des Stadthaushaltes dies nötig machte, deren gesamtes Vermögen unter unmittelbare landesherrliche Verwaltung . . . und an Stelle des bisherigen von der Stadt selbst gewählten Rates trat ein landesherrlicher Stadtrat, dessen Mitglieder vom Erzbischof ernannt wurden."[1]

Zunächst besserten sich durch diesen Umschwung die Wohnungsverhältnisse, von deren Unzulänglichkeit der Erzbischof sich nun durch eigenen Augenschein überzeugen konnte. Seit September 1607 hatten die Jesuiten in einer Kanoniker-Kurie in der Nähe von Liebfrauen gewohnt, die ihnen vom Kapitel der Kirche vermietet worden war[2]. Diese Wohnung war eng und auch sonst sehr unbequem. Ende 1664 kaufte Johann Philipp nach der Einnahme der Stadt vom Magistrat um 4000 Tlr., die man ihm schuldete, ein Haus, nach dem Erbauer Stotternheim genannt, mit einigen Nachbarhäusern in bester Lage der Stadt. Diese übergab er Maria Geburt 1665 den Jesuiten. Nach längeren Reparaturen des früheren prächtigen aber durch einen Brand verwüsteten Hauses konnten die Jesuiten am 4. November 1670 feierlich Besitz ergreifen und am 12. November einziehen. Zu gleicher Zeit besserten sich auch die Verhältnisse für die kirchlichen Verrichtungen.

Hierfür hatten sich die Jesuiten bisher der ihnen widerruflich eingeräumten Seitenkapelle vom heiligen Blut in Liebfrauen (Dom) bedient, aber keinen freien Zugang weder zur Kirche noch zur Sakristei erlangen können. Herbst 1655 baten sie um größere Freiheit in der Liebfrauenkirche und auch um Sicherung der Predigt; ihre Bemühungen scheiterten am Widerstand des Kapitels. Erst mit dem neuen Kolleg, das in der Nähe der Pfarrkirche von St. Lorenz lag, erhielten die Jesuiten am 13. November 1670 diese Kirche, in welcher sie schon seit 20 Jahren den Gottesdienst versahen, vollständig zugewiesen unter denselben Bedingungen wie in

[1] So Tettau, über das staatsrechtliche Verhältnis von Erfurt zum Erzstift Mainz in Jahrbücher der K. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 1860, 138 f. Von Sachsen wurde durch den Erfurter Exekutionsreceß diese Neugestaltung anerkannt und nur die Erhaltung der protestantischen Religion und zu deren Sicherung die Besetzung mindestens der Hälfte aller öffentlichen Ämter durch Protestanten ausbedungen. „Vom politischen Standpunkt aus betrachtet war die Reduktion die größte Wohltat, welche unter den obwaltenden Umständen der Stadt zuteil werden konnte." Bei der ganzen Sache „kam auch die Religion nicht in Frage, denn mit ihr hatte das Kirchengebet nichts zu schaffen, da es sich nur auf das landesherrliche Verhältnis bezog". Tettau, Die Reduktion von Erfurt in Jahrbücher der K. Akademie zu Erfurt 1863, 268, 270. Dort S. 2 f. die Literatur über Erfurt.

[2] Vergl. Gesch. II, 157.

Heiligenstadt[1]. Der Kurfürst erlaubte auch, die Kirche mit dem Kolleg zu verbinden durch die Erbauung eines über die Straße führenden Verbindungsganges. Die Kirche wurde auf Kosten der Jesuiten besser hergerichtet und ein Jahrzehnt später im Innern und Äußern einer länger dauernden gründlichen Restauration unterworfen. Vom Kurfürsten, der Pfarrei und andern Wohltätern wurden zu diesem Zweck über 500 Thaler beigesteuert.

Von den durchschnittlich 14—15 Personen (höchste Zahl 17, geringste 12) waren meist 6—7 Priester in der Seelsorge beschäftigt. Im Jahre 1652 predigten ständig drei in Liebfrauen, je einer vormittags und nachmittags an den Sonntagen, der dritte hielt die vormittägigen Festpredigten, dazu kam die Predigt in St. Lorenz. Später wurden eine Zeit lang die Predigten in Liebfrauen abwechselnd auch von dem Pfarrer gehalten (bis 1657).

Katechesen hielt man 1652 in St. Severin (Stiftskirche), und auswärts in Hochheim und Melchendorf; zur ersteren strömten viele Protestanten herbei. Seit 1672 trat eine Katechese im Waisenhaus hinzu. Im Jahre 1687 und später wird in St. Severin ein Catechista polemicus, also eine Katechese über die Kontroversen erwähnt, die wohl durch die ständige Berührung mit den Protestanten sich als notwendig erwies.

Kongregationen werden 1653 vier genannt, eine für Studenten, „lateinisch und gebildete" Herrn, eine für die jüngeren Gymnasiasten, eine für Bürger und junge Handwerker, die vierte für Frauen und Jungfrauen[2]. Im Jahre 1671 wurde die Bruderschaft von der Todesangst Christi eingeführt, die sich eines großen Zulaufes auch von seiten der Protestanten erfreute, wie 1677 ausdrücklich hervorgehoben wird.

Die Kommunionen stiegen von 4200 im Jahre 1650 auf 8000 im Jahre 1678 und 15000 im Jahre 1695, sie hatten sich also mehr als verdreifacht.

Da von Gotha, Jena und Leipzig auch manche Studenten dem Erfurter Kolleg einen Besuch abstatteten, gab dies Anlaß, irrige Meinungen zu berichtigen und so Konversionen anzubahnen. Die Zahl der Konversionen ist hier größer als anderswo. Von 40 in den fünfziger Jahren steigt sie in den siebziger Jahren wiederholt auf über 70, ja im Jahre 1676 auf 103, später nimmt die Zahl wieder ab, in den neunziger Jahren schwankt sie zwischen 23 und 39.

Die Schule der Jesuiten zählte im Schuljahr 1650/51 kaum über 30 Schüler, die in einer Klasse von einem Pater und einem Magister unterrichtet wurden. Seit 1652 werden fünf Klassen unter drei Professoren erwähnt, je einer für zwei verbundene Grammatikalklassen und einer für die vereinigte Humanität und Rhetorik. Im Jahre 1653 wurden auch die seit 15 Jahren unterlassenen Vorlesungen der Moral wieder aufgenommen. Anfangs hatten diese Vorlesungen einen großen Zulauf auch von Protestanten, aber dieselben scheinen bald wieder eingegangen zu sein; denn im Jahre 1667 wird berichtet, daß P. Gregor Koll, der von den Katholiken zur theologischen Fakultät zugelassen worden, die schon länger aus Mangel an Zuhörern unterbrochenen Vorlesungen der Moraltheologie in diesem Jahre vor einigen Zuhörern und zwar zweimal in der Woche wieder aufnahm. Die Schülerzahl wird noch 1674 als kaum über 50 bezeichnet, weshalb nur drei Lehrer die fünf

[1] Vergl. II, 155. Das Patronatsrecht, das vom Augustinerkloster an das Kolleg übergegangen, cedierte das Kolleg 1671 dem Erzbischof.

[2] Am 15. März 1698 schrieb der General Gonzalez dem Rektor Muck: Res mira omnino visa nobis erat, a nostris suscipi curam Sodalitatis feminarum. Verum tolerari potest, si ille, qui ejus Praesidem agit seu potius Praesidis nomen gerit, aliud non habeat quod agat in illa quam ut singulis mensibus semel dicat ad coetum illarum foeminarum. Ad Rhen. sup.

Klassen besorgten; 1677 wuchs die Zahl ein wenig[1]. Nach der großen Pest wurden in der Fastenzeit 1684 drei Grammatikalklassen wieder begonnen. Rhetorik und Humanität setzten aus, weil keine Schüler vorhanden. Im Jahre 1687 war P. Hemerich Moralprofessor, aber wie es heißt nur in actu primo, denn er hatte keine Zuhörer. Im folgenden Jahre 1688 „erlitt die Rhetorik eine Sonnenfinsterniß am Petersberg, denn ein erzürnter Herr ließ seinen Sohn von einem Mönche unterrichten und die andern gingen aus Liebe zur Freiheit ebendahin": so die Berichte der oberrheinischen Provinz zum Jahre 1688.

Der Widerstand der Protestanten gegen die Zulassung der Jesuiten an die Universität hatte sich besonders 1652—54 in scharfen Protesten Luft gemacht, dann aber allmählich mildere Formen angenommen und seit 1667 aufgehört[2]. Bei der Wahl des P. Valentin Laur zum Dekan der theologischen Fakultät im Jahre 1668, so bemerken die Berichte, habe endlich der langdauernde Widerspruch der Protestanten aufgehört. Als im Jahre 1692 an Stelle des P. Heinrich Gerard der Rektor des Kollegs zur Aufnahme in die theologische Fakultät vorgeschlagen wurde, erhoben Katholiken Einspruch, weil er keinen akademischen Grad besaß, was aber auch bei anderen Mitgliedern der Fall war. Infolgedessen wurde P. Faustin Itzstein präsentiert, der Doktor der Theologie war. Aber von diesem und dem Rektor wurde die Unterschrift eines Reverses verlangt, den die Jesuiten nicht glaubten annehmen zu dürfen. Erst mit dem Tode des Suffragans von Erfurt im Jahre 1694 wurde der Rektor des Kollegs P. Itzstein ohne Revers in die theologische Fakultät aufgenommen.

Großes Aufsehen und Ärgernis erregte es, als P. Andreas Wigand, der Domprediger, trotz seines Alters von 65 Jahren und seiner 45 Jahre in der Gesellschaft 1671 nach Jena floh, dort den katholischen Glauben öffentlich abschwur und nicht lange darauf heiratete[3].

Bei der Pest, die 1682 und 1683 über 10000 Menschen, den dritten Teil der gesamten Einwohnerschaft Erfurts wegraffte, leisteten die Jesuiten Katholiken wie Protestanten unerschrockene Hilfe. Sieben fielen als Opfer der Liebe, darunter der Rektor Heinrich Probst. Dabei gab aber der, wie es scheint, etwas furchtsame Rektor (Paul Hörningk) Anlaß zu ärgerlichem Gerede. Als ein Pater im Pestdienst 1682 tödlich erkrankte, ließ der Obere die Augustiner bitten, ihn zu versehen. Als diese sich weigerten, bot sich der Minister des Hauses an, dem Kranken die Sakramente zu spenden[4]. Eine schwere Beschuldigung gegen einen Pater wurde durch öffentliches

[1] Am 7. Febr. 1660 schrieb der General Nickel dem Rektor Hey: Gymnasium, cum non sit vestrum, potest ab Ordinario visitari, sed non professores nostri qui in illo docent. Ad Rhen. sup. Am 20. Aug. 1661 tröstete ihn Oliva wegen der traurigen Lage des Kollegs: cogitet se praeesse Indico cuipiam Collegio.

[2] Über die früheren Verhältnisse Akten in Mainz 1650—53 Stadtbibl., Jes. B 4a, ferner Hist. coll. Erfurt 1577—1769. Die protestantischen Fakultäten machten als Grund gegen die Zulassung der Jesuiten geltend, daß diese am 1. Jan. 1624 nicht der Universität angehört.

[3] Näheres unten.

[4] Hist. coll. Erfurt. 1682. Vielleicht hatte er sich die Mahnung des Generals Oliva zu sehr zu Herzen genommen, der ihm am 21. November 1682 geschrieben: Vehementer cupio ita in omnem casum provideri et tam sollicitam esse pro tuenda nostrorum salute curam, ut ne projecti fuisse et nihil neglexisse videri possint. Am 24. Juli 1683 schrieb der General de Noyelle dem Provinzial Schwan: Laudem vero duplicem feret generosa Patris Frederici (Erfurti) charitas, qui huius obsequii (pestifer.) praestandi spartam denuo sibi poposcit. P. Friedrich (Hoffmann) erlag der Pest am 17. Okt. 1683. Den Rektor Heinr. Probst tröstete Noyelle am 4. Sept. 1683 wegen der furchtbaren Verheerungen der Pest und fügte bei: Illam tamen hominum nostrorum virtutem quoque suspicio, qua operam spiritualem rogantibus praesto sunt operamque suam tam prompte impendunt. Als dieser Brief geschrieben wurde, war auch P. Probst bereits am 25. Aug. 1683 der Pest erlegen. Am 9. Okt. 1683 wies Noyelle

gerichtliches Urteil als völlig unwahr befunden und die Urheberin vom Henker zum Tore hinausgepeitscht und für immer verbannt[1].

Über den Stand des Kollegs in **Heiligenstadt** drückte der General Piccolomini am 18. Februar 1651 dem dortigen Rektor Albert Böving seine große Freude aus besonders über die reichen apostolischen Früchte, welche die dortigen durch das Band gegenseitiger Liebe geeinten Jesuiten zeitigten[2].

Die 15 Mitglieder des Kollegs im Jahre 1651 stiegen bald auf 17 und 1672 auf 20, die höchste Zahl ist (1690) 22, später 1700 sind es wieder 18. Darunter waren durchschnittlich sechs Lehrkräfte, fünf für das Gymnasium und einer für Dialektik, Casus und Kontroverse. Dazu kam 1658 noch ein eigener Professor für das Griechische und 1667 ein zweiter für Philosophie, deren ganzen (zweijährigen) Kurs in diesem Jahre Kurfürst Johann Philipp auf Bitten der Stadt bewilligt und zugleich dafür einen Zuschuß von 100 Talern angewiesen hatte[3]. Der erste gedruckte Thesenzettel ist aus dem Jahre 1668: Corona querna philosophiae. Die Zahl der Schüler wird 1660 auf 230 angegeben[4]. Für das Ansehen des Gymnasiums wird zum Jahre 1665 berichtet, daß die Protestanten aus den benachbarten Städten und Orten ihre Söhne dorthin schickten, selbst mit Einwilligung der Prediger. Nach der großen Pest blühten 1685 die Schulen wieder auf und zu den fünf Lehrkräften am Gymnasium trat 1688 auch wieder ein eigener Professor für das Griechische hinzu.

Endlich erhielt das Kolleg durch die Bemühungen des Rektors Aloys Strauß und das Entgegenkommen des Kurfürsten Damian Hartard eine feste Dotation anstatt des bisherigen sehr ungenau und unregelmäßig gelieferten Deputates. In einer vom Kurfürsten und Kapitel am 6. Mai 1677 unterzeichneten Urkunde wird folgendes ausgeführt und bestimmt: Das Kolleg der Gesellschaft Jesu in Heiligenstadt hat in Kraft der ersten Fundation und weiterer Zuwendungen unserer Vorgänger zum jährlichen Unterhalt 1262 Taler bar und 135 Malter Getreide (Korn, Gerste, Weizen, Hafer) usw. gefordert, aber nach eigenem Eingeständniß seit mehreren Jahren nicht mehr als 860 Taler und 130 Malter Getreide usw. erhalten. Der zeitige Rektor Aloys Strauß hat nun klar bewiesen, daß so die Verwaltung des Kollegs keinen Bestand haben könne und um Abstellung der Not gebeten. Deshalb haben wir in Übereinstimmung mit dem Metropolitan-Kapitel und dem Rektor des Kollegs folgende freundschaftliche Vereinbarung getroffen. Der Rektor und das Kolleg verzichten auf alle rückständigen Forderungen, dafür erhalten sie von diesem Jahre an jährlich außer den 100 Talern, welche die Provinz wegen der Philosophie dem Kolleg jährlich bezahlt, von der Erzdiözese 1000 Taler bar und 144 Malter

den Provinzial Schwan an, für die Patres in Erfurt, die ja alle die Pestkranken Beicht hörten, drei heilige Messen lesen zu lassen, wenn sie in diesem Dienst sich den Tod zugezogen. Ad Rhen. sup. Dem Vizerektor Joh. Hönschett drückte Noyelle am 5. Febr. 1684 seine große Genugtuung aus über die Opfer, die die Patres im Dienste der Pestkranken gebracht und so allgemeine Anerkennung gefunden: Referent autem laborum suorum praemium a Remuneratore Deo tum qui charitatis victimae cecidere tum qui aliunde subsidio caruere, quod fortassis conveniens erat ut subministraretur. Wie aus dem Briefe vom 6. Okt. 1685 an den Rektor Fluck hervorgeht, konnte das Kolleg wegen der Pest mehrere Jahre nicht visitiert werden.

[1] Die Rektoren: Heinr. Lochum 1650, Adam Kalkoven 53, Albert Böving 56, Lorenz Hey 58, Wilh. Kirsinger 64, Heinr. Lochum 72, Matthäus Storr 74, Kasp. Hopf 76, Paul Hörnigk (Hörningk) 79, Heinr. Probst 82, Joh. Hönschett Vizer. 83, Lorenz Flucke 84, Karl Ultsch 87, Andr. Dehmar 90, Faustin Itzstein 93, Dietrich Muck 96, Georg Specht 99.

[2] *Orig.-Reg. ad Rhen. sup.

[3] Joh. Philipp an Bürgermeister und Rat von Heiligenstadt 7. Juni 1667. Historia coll. Heiligenst. 1667.

[4] Joh. Wolf, Geschichte des Gymnasiums zu Heiligenstadt (1813) 27.

Getreide, Holz, Kohlen, Hühner, Eier, wie sie das Kolleg bisher bezogen, und zwar aus den Einkünften der Klöster Beuren und Worbis[1].

Als eine weitere Erleichterung empfand es das Kolleg, daß auf Befehl des Kurfürsten das Getreide vom Mühlvogt geliefert wurde, während man bisher dasselbe mit großer Mühe selbst eintreiben mußte und dabei doch nie vollständig erhielt, was rechtens war.

Bisher hatte jede Verbindung zwischen Kolleg und Kirche gefehlt; in jedem Wetter mußten die Jesuiten den langen Weg über den Kirchhof machen. Dem wurde durch einen Verbindungsbau zwischen Kolleg und Kirche im Jahre 1671 abgeholfen. Der Bau hatte eine Länge von 150′ und umfaßte drei geräumige Krankenzimmer. 40 von Wohltätern gestiftete und mit deren Wappen versehene Fenster spendeten nicht allein Licht, sondern gereichten dem Bau auch zur Zierde.

Zehn Jahre später (1680) erlangte man nach vielen Verhandlungen vom Kurfürsten auch die Erlaubnis, das baufällige, den Einsturz drohende Schulhaus durch ein neues größeres zu ersetzen. Die Schüler siedelten in ein geräumiges Bürgerhaus über, die Theologen in ein Zimmer des Kollegs. Der energische Rektor, Heinrich Probst, der selbst im strengsten Winter die beschwerliche Reise zum Kurfürsten Anselm Franz nicht scheute, bewirkte, daß der Neubau rasch gefördert wurde; der Kostenaufwand betrug 6000 Thaler.

„Der erste Stein wurde am 22. Mai 1680 gelegt. Nach zwei Jahren war der Bau fertig (15. Dezember 1682). Darin waren acht Lehrzimmer: drei in dem unteren Stocke für die 1., 2. und 5. Klasse; vier in dem mittlern für die 3., 6. und 7. Klasse und für die Moral-Theologie, eines für die 4. Klasse in dem dritten Stocke nebst einem großen Saal für öffentliche Prüfungen, Disputationen und Theater."[2] Der Saal war mit schönen Bildern verziert und mit einer Orgel versehen. Über der Schultür stand mit vergoldeten Buchstaben Anselmus Franciscus 1680 und etwas höher dessen Wappen[3].

Außer den Sonn- und Festtagspredigten und der Katechese in der den Jesuiten übergebenen Pfarrkirche übernahm man (1659) in St. Nicola für die Festtage und Fastenzeit eine besondere Katechese für die weiter entfernt wohnenden und deshalb weniger unterrichteten Knaben. Eine ähnliche Katechese wurde 1670 in St. Aegid eingerichtet. Dazu kamen in der Fastenzeit zahlreiche Katechesen auf dem Lande, welche die Magistri hielten.

Im Jahre 1651 werden vier Kongregationen erwähnt, eine größere und eine kleinere (angelica) für Studenten, eine für die Bürger, eine vierte für die jungen Handwerker. Dazu kam später außer der Todesangstbruderschaft noch eine Sodalität für fromme Frauen (devotarum), die ebenfalls beide ihre Zusammenkünfte in der Jesuitenkirche hielten.

Die Kommunionen hatten sich gegen 1650 im Jahre 1681 verdreifacht (27800). Die Zahl der Konversionen in den einzelnen Jahren ist sehr verschieden, die geringste ist 5 (1688), die höchste 86 (1651).

Sehr groß war die Tätigkeit der Patres außerhalb der Stadt. Im Jahre 1651 zählte man 140 verschiedene Orte, an denen man durch Predigt oder Katechese gewirkt hatte, im folgenden Jahre waren es 116. Seit dem Jahre 1666 waren

[1] *Kop. Rhen. sup. Fund. 222. Vergl. *Histor. coll. Heiligenst. 1677.

[2] Joh. Wolf, Geschichte der Stadt Heiligenstadt (1800) 167.

[3] Der Umfang war nicht groß. Als böse Zungen darüber spotteten, machte ein Jesuit das Distichon: Non hic Anselmus stabulum construxit asellis. Alvear soli isthic aedificavit api. Grimme, Geschichte des Gymnasiums zu Heiligenstadt, Festschrift 1875, S. 17. Vergl. Joh. Wolf, Geschichte des Gymnasiums zu Heiligenstadt 45 f. und Anhang 31 f.

meist zwei Patres ständig als Missionäre tätig. Fünfmal im Jahre arbeitete man längere Zeit auf dem Hülfensberge. In Duderstadt predigte man 1674 in der Oster- und Pfingstzeit, später fast alle Sonn- und Festtage. Zur Zeit der Pest (1682) weilte ein Pater mit einem Bruder das ganze Jahr in Duderstadt.

Wie man auf Bitten des Kommissars 1674 die ganze Station in Duderstadt während eines Vierteljahres versehen, so tat man das gleiche 1676 in der Pfarrei Gerbrechtshausen, wo kein Pfarrer vorhanden. Im Jahre 1686 war ein Pater von Ostern bis Oktober in Göttingen tätig auf Veranlassung des Generals Andreas Du Mont[1].

Im Jahre 1651 zählte das Kolleg in **Speier** 16—18 Personen, später nahm die Zahl etwas ab. Für diese Zahl reichten aber die Einkünfte zu keiner Zeit aus. Das Haus war baufällig und bedurfte jährlicher Reparaturen. Die Weinberge waren unbebaut; von den jährlichen Einkünften gingen nur etwa 300 Taler ein, die kaum für den Unterhalt von sieben Personen genügten. Um wenigstens leben zu können, mußten die Jesuiten die Bebauung der Äcker selbst übernehmen, was der General in einem Brief an den Rektor Bregentzer vom 1. April 1651 sehr bedauerte, aber als notwendig anerkannte[2]. Anfangs besorgten vier Lehrer das Gymnasium, je einer die drei Grammatikalklassen und einer die vereinigte Rhetorik und Humanität, 1658 findet sich außerdem noch je ein Professor für Moral, Rhetorik und Griechisch; in den siebziger Jahren sind wieder weniger Lehrer, so 1671 am Gymnasium nur drei für fünf Klassen.

Außer den Predigten an Sonn- und Festtagen im Dom, die sowohl von Katholiken als auch von Protestanten gut besucht wurden, hielten die Jesuiten eine Katechese in und zwei außerhalb der Stadt. Neben zwei Studentenkongregationen gab es noch je eine Kongregation für Herren und Bürger. Die Zahl der Kommunionen bewegte sich zwischen 7000 und 9000.

Von dem baufälligen Hause stürzte bald der eine, bald der andere Teil ein. Es war 1671, wie der Bericht sagt, einem Trümmerhaufen ähnlicher als einer Wohnung. Da das schadhafte Dach durch seinen Einsturz den Einwohnern und Nachbarn die größte Gefahr drohte, sah man sich endlich genötigt, das alte Haus ganz abzubrechen. Am 11. April 1671 begann man mit einem Neubau von 200' Länge und 30' Breite mit zwei Stockwerken. Erst September 1682 konnte man die letzte Hand anlegen an den Teil, der für die Bibliothek bestimmt war. Eben war der ganze Bau fertig gestellt, als er am Pfingstdienstag, 8. Juni 1689, mit der ganzen Stadt ein Opfer der französischen Brenner wurde[3]. Jahrzehnte lag das Kolleg in Asche. Erst 19 Jahre später betrat wieder ein Jesuit die Stadt. Einige Patres hielten sich in der Zwischenzeit auf den Gütern Hambach und Edesheim (5 Meilen von Speier) auf, um dieselben, so gut der Krieg es zuließ, zu bewirtschaften[4].

---

[1] Die Rektoren waren: Albert Böving 1650, Bernh. Linnius 53, Nik. Lutz 56, Wilh. Gunstius 59, Heinr. Fridt 62, Georg Poth 65, Heinr. Lochum 68, Christoph Cörber 72, Aloys Strauß 75, Heinr. Probst 78, Phil. Bartholomaei 83, Heinr. Büttel 86 († 89), Lorenz Östringer Vizer. 89, Heinr. Schönman 90 († 91), Lorenz Östringer 91, Tobias Elsferich 92, Sigm. Bautz 95, Gottfr. Neuman 99.

[2] *Orig.-Reg. Ad Rhen. sup.

[3] Vergl. den Bericht des Magistrats vom 29. Juni 1689 an den Reichstag. Theatrum Europ. 13, 684.

[4] *Histor. Res. Spirae 1707—10. — Die Rektoren waren: Heinr. Bregentzer 1650, Joh. Carl 53, Valentin Körner 56, Riequin Göltgens 56, Nik. Lutz 59, Valerius Heldt 62, Petr. Deumer Vizer. 65, Riequin Göltgens 66, Phil. Rottenberger 69, Wilh. Kirsinger 75 († 76), Wolfg. Schwan 76, Adam Reiffschneider 79, Nik. Mohr 83, Paul Hörnigk 83, Joh. Wildsau (Wiltsau) 86.

Als Speier auf den barbarischen Befehl Louvois hin durch Melac eingeäschert worden, zerstreute sich das Reichskammergericht an verschiedene Orte[1]. Erst nach vielen Verhandlungen entschied man sich, als künftigen Sitz des Gerichtes **Wetzlar** zu wählen, weil dort für Katholiken, Lutheraner und Kalviner öffentliche Religionsübung bestand. Die Forderung der Kommission um Bewilligung größerer Freiheit für die Katholiken, besonders auch um Erlaubnis einer Jesuiten-Niederlassung, scheiterte anfangs am Widerstand der Bürger, wurde aber auf die Drohung hin, einen andern Ort für das Gericht zu wählen, schließlich erfüllt. Nach Verbriefung dieser Zugeständnisse wandten sich der Kurfürst von Trier und die katholischen Gerichtsassessoren an den General mit der Bitte um die Errichtung einer Station. Infolgedessen kam März 1694 P. Philipp Rottenberger zur näheren Einsichtnahme nach Wetzlar. Auf seinen günstigen Bericht hin langten am 12. (17.?) August 1694 aus Molsheim der gewesene Rektor Philipp Willeman und aus dem Tertiat Georg Klein in Wetzlar an. Sie wurden von dem Dekan des Liebfrauenstiftes Jakob Deüren, einem großen Freunde der Jesuiten, in sein Haus aufgenommen. Gleich in den ersten Tagen begannen die Patres mit Privatunterricht der Jugend. Für die öffentliche Fortführung desselben bedurfte man vor allem eines Lokales. Das einzige passende war das sogenannte Präsenshaus des Stiftes, aber die Hälfte der vier Stiftsherrn verweigerte die Zustimmung.

Der Erzbischof von Trier griff als Ordinarius und Propst des Stiftes ein und befahl, drei Räume für die Schule herzurichten. Dieselbe Schwierigkeit wie mit der Schule erwies sich für die Kapelle. Die Kapelle des heiligen Stephanus an der linken Chorseite der Stiftskirche, die als Rumpelkammer benutzt, den Jesuiten aber zur Benützung verweigert wurde, konnte erst ein Befehl des Erzbischofs freistellen. Am Feste Kreuzerhöhung weihte der Suffragan von Trier Peter Verhorst in derselben einen Altar. Auch für die Wohnung konnte in der ganzen Stadt nichts Passendes gefunden werden, zumal wenigstens drei Priester mit einem Bruder nötig erschienen. Endlich erbarmte sich der Stiftsherr Wilhelm Christoph Domen und überwies den Jesuiten seine Kurie mit Garten mit Ausnahme von zwei Zimmern und dem Kornspeicher. Dafür sollte er den Tisch mit den Jesuiten teilen. Nunmehr kamen als dritter Pater Franz Kallenbach aus der Theologie (Würzburg) und zugleich ein Bruder für die Hausdienste. So konnte man am 22. November 1694 die Schule mit 30 Schülern eröffnen. P. Georg Klein hatte die Rhetorik und Poesie, P. Franz Kallenbach die drei Grammatikalklassen zu unterrichten (auch zehn protestantische Schüler). Für das kleine Konvikt meldete sich ein protestantischer Schüler, er wurde aber zweimal abgewiesen. Erst der dritten Bitte glaubte man willfahren zu müssen. Da so die Schülerzahl wuchs, ging man bereits 1695 an die Errichtung einer Studentenkongregation und gegen Ende des Jahres wagte man es trotz der wenigen eingeübten Kräfte eine Scena comico-tragica (von Kallenbach?) aufzuführen. Alles gelang, so daß die Protestanten staunten und einige nach der damaligen Auffassung im Ernste äußerten, da müsse wohl Hexerei im Spiele sein.

Eine große Schwierigkeit bot der Unterhalt der kleinen Residenz. Die ersten Jahre lebte sie nur von Almosen und der Unterstützung der Ordensprovinz. Das konnte auf die Dauer nicht gehen, und deshalb dachte der Provinzial an die Auflösung. Dagegen wandten sich aber die katholischen Assessoren des Reichskammergerichts am 24. September 1699 mit einer eindringlichen Vorstellung an den Kurfürsten von Trier Johannes Hugo: Seit ungefähr sechs Jahren sind die Patres

[1] Vergl. Th. Netz-Wetzlar, Geschichte der Stadt Wetzlar 1913, 59 ff. Theatrum Europ. 13, 777 ff.

der Gesellschaft hier und bewohnen die ihnen zugewiesene Arnsbergische Kurie. Für die Herrichtung dieses Hauses und den Ankauf des für die Wohnung benötigten benachbarten Hauses wurde eine bedeutende Summe aufgewandt. Bei dem Unterricht der Jugend bis zur Rhetorik einschließlich haben die Patres zum besondern Troste der Katholiken eine lobenswerte Arbeit geleistet, ebenso wie in der Seelsorge für die Katholiken in und außerhalb der Stadt. Bei der letzten Visitation haben wir vom P. Provinzial erfahren, daß er aus Mangel an Mitteln einen Pater abberufen und die beiden obersten Klassen eingehen lassen müsse, ja daß er auf die Dauer die Residenz überhaupt nicht mehr aufrecht halten könne. Bei dieser drohenden Gefahr schien es uns geraten Ew. Kurf. Gnaden nahezulegen, ob nicht die Güter und Einkünfte des Kollegs von Speier besonders aus den Legaten der Gerichtsassessoren der Residenz in Wetzlar zugewiesen werden könnten.

Der Kurfürst erklärte sich in der Antwort am 14. Januar 1700 seinerseits bereit; er habe aber dafür die notwendige Einwilligung des Provinzials nicht erhalten können; doch wolle er jährlich 100 fl. aus seinen Einkünften für die Residenz zuweisen.

Auf die Anfrage des Kurfürsten bei dem Provinzial hatte dieser (Georg Haan) am 6. Dezember 1699 auseinandergesetzt, daß die Einkünfte des Speirer Kollegs unbedingt nötig seien, um die großen Schulden zu tilgen, welche dasselbe infolge der ungeheueren Auflagen der Franzosen habe machen müssen. Wenn diese Schulden getilgt und wenigstens etwas Geld zusammengebracht worden, würde man mit dem Wiederaufbau des Kollegs in Speier beginnen, von dem kaum mehr ein Stein auf dem andern stehe, wie er neulich zu seinem Schmerze gesehen habe.

Der Vorgänger des P. Haan, P. Vorler, war nicht ganz dieser Ansicht gewesen; er hatte gemeint, einen Teil der Einkünfte könne man für Wetzlar verwenden, wenn der Kurfürst die bisher aus Not noch nicht bezahlten Zinsen der Speirer Kapitalien zahlen wolle.

Diesen Sachverhalt setzten die katholischen Assessoren in einem Schreiben vom 15. April 1700 dem General auseinander und baten ihn dringend, zu veranlassen, daß aus den Speirer Kapitalien 4000 fl. mit den jährlichen Zinsen Wetzlar zugewiesen würden, weil die dortigen Patres nun schon ins 6. Jahr zur allgemeinen Zufriedenheit und mit großem Nutzen arbeiteten, dabei aber nur von Almosen und hauptsächlich von der Ordensprovinz lebten. Die Abberufung der Patres werde nicht allein die katholische Jugend, sondern der ganzen katholischen Sache zu großem Schaden gereichen[1].

Zu den 1689 eingeäscherten Kollegien gehört auch das Kolleg in **Worms**[2]. Dasselbe hatte vorher mit der äußersten Not zu kämpfen. Ich sehe, so schreibt der General Nickel am 15. Februar 1653 an den Rektor Peter Appel, Ihre Not und ich beklage sie um so mehr, je mehr Sie für den Trost der kleinen katholischen Herde nötig sind. Für die 6—7 Priester und 2—3 Brüder gingen zum Unterhalt kaum 100 Taler von der ca. 1000 Taler betragenden Fundation ein; der Bischof und das Kapitel waren selbst in Not und zahlten fast nichts. Der protestantische Wormser Magistrat verfolgte das Kolleg wie früher mit seinem Haß. Eine Mahnung des Rektors an den schuldigen jährlichen Zins schickte der Magistrat 1654 mit der Randbemerkung zurück, daß er kein Jesuitenkolleg und keinen Rektor des Wormser Kollegs anerkenne. Um den notwendigsten Unterhalt zu gewinnen, verkauften die Jesuiten einen Teil ihres Weines. Im Jahre 1657 verbot der

---

[1] Die angeführten Schreiben in Fund. Rhen. sup. 510 ff.

[2] Über die Einäscherung vergl. Theatrum Europ. 13, 693 ff.

Magistrat den Bürgern, von den Jesuiten Wein zu kaufen. Zwei Lehrer besorgten das Gymnasium, einer die beiden unteren Klassen, ein zweiter die oberste Grammatik und Humanität. In den sechziger Jahren besserten sich die Einkünfte etwas, so daß 1665 drei Lehrer für fünf Klassen angestellt waren. Von den 500 Talern Einkünften des Jahres 1675 konnten 10 Personen, die Person zu 75 fl. gerechnet, unterhalten werden, in Wirklichkeit wurden 13 Personen unterhalten, so ähnlich die folgenden Jahre. Trotz des Protestes des Magistrats bauten die Jesuiten anstelle ihrer baufälligen Wohnung 1673 ein neues Haus, das im folgenden Jahre bezogen wurde. Dieser Bau war nur möglich durch die Wohltätigkeit des Wormser Dekans und Administrators Philipp Wrede von Amecke.

In der Seelsorge nahmen die beiden Predigten im Dom, die Katechese, zwei Kongregationen für Studenten und junge Handwerker, die Bruderschaft von der Todesangst Christi, zahlreiche Poenitenten, auch aus der ganzen Pfalz, die Tätigkeit mehrerer Patres stark in Anspruch. Die Zahl der Kommunionen war meist 8—9000. Im Jahre 1674 heißt es: In unserer sehr engen Kapelle zu St. Nikolaus waren über 8000 Kommunionen. Diese Zahl wurde nur ermöglicht durch die monatliche Generalkommunion und die Bruderschaft von der Todesangst Christi. Diese letztere Bruderschaft wurde 1657 gegründet und wuchs so, daß die Kapelle ihre Mitglieder nicht mehr fassen konnte, weshalb die Versammlungen Dezember 1659 in den Dom verlegt werden mußten; 1674 zählte sie „in dieser protestantischen Stadt", wie der Bericht hervorhebt, 1164 Mitglieder. Die Bruderschaft war so beliebt, daß selbst beim schlimmsten Wetter die Leute auch aus entfernten Dörfern teilnahmen und sogar Protestanten diese Andacht lobten. Die Zahl der Konvertiten schwankte zwischen 7 und 21.

Außer anderen Orten halfen die Jesuiten aus in Obenheim, Horchheim und Dürmstein. An letzterem Orte verbot der Pfälzer Kurfürst 1681 die Teilnahme am katholischen Gottesdienst unter Strafe von 10 fl., und als die Katholiken dennoch ihren Gottesdienst hielten, verschärfte er die Strafe und stellte Späher auf, welche die Teilnehmer anzeigten. So mußten die Katholiken in entfernteren Orten ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen, bis später der alte Zustand wieder hergestellt wurde. Dies berichten die Jahresbriefe von 1681/82. Nach der Einäscherung des Kollegs kam erst 1699 eine Residenz in Dürmstein mit drei Patres und einem Bruder zustande, die der 1703 in Worms errichteten Residenz vorarbeiteten[1].

Das dritte Kolleg, das eben erst aufgebaut dem Feuer der Franzosen zum Opfer fiel, war das zu **Baden-Baden**[2]. Hier hatten die Jesuiten im Jahre 1670 wegen des drohenden Einsturzes ihrer Kapelle sich genötigt gesehen, ihre gottesdienstlichen Arbeiten in eine Kapelle der Stiftskirche zu verlegen. Dekan und Kapitel hatten dies bereitwilligst gestattet. Für den Bau einer neuen Kirche sagte der Markgraf seine Hilfe zu. Man entschied sich, dieselbe an dem Fuße des Hügels zu errichten, auf dem das Kolleg stand. Die Fundamente für die neue Kirche mußten gegen alles Erwarten 23—26' tief gelegt werden. Ende April 1671 fand die Grundsteinlegung statt. Zwei Jahre später war der Bau fertig. Der Baumeister war Thomas Comacio aus Roveredo, woher auch der Bauaufseher und alle Maurer stammten. Außer den Löhnen (12226 fl.) und den Kosten für die Materialien (5057 fl.) wurden noch über 5000 fl. verwandt, so daß die Gesamtkosten über 22000 fl. betrugen.

[1] Die Rektoren: Adam Kaltoven 1648, Pet. Appels 51, Joh. Bredimus 54, Heinr. Lochum Bizer. 57, Joh. Bredimus 58, Aug. Bildstein 64, Joh. Bredimus 67, Phil. Bartholomaei 71, Phil. Kiselius 74, Joh. Wildsau (Wiltsau) 78, Joh. Merlinius 81, Heinr. Staelbergh 84, Aloys Strauß 87.

[2] Vergl. Gesch. II, 182 ff.

Bald darauf, am 17. April 1674, wurde auch der Grundstein für ein neues Kolleg gelegt. Dasselbe hatte eine Länge von 140′ und drei Stockwerke. Ende September konnte das Dach aufgesetzt werden. Dann aber verzögerte sich der Bau durch die Truppendurchzüge und wegen Mangels an Fuhrwerken. Erst 1676 konnte der Teil, der der neuen Kirche zunächst lag, fertig gestellt und bezogen werden. Am 12. Mai 1677 wurde der Grundstein gelegt für den Pfortenflügel nach der Straße hin. Hier bot der harte Fels sehr große Schwierigkeiten, die Fundamente erhielten eine Tiefe von 20′ wegen des Kellers. Außerdem bereiteten fortwährende Regengüsse dauernde Hindernisse. Trotzdem gelang es mit Aufbietung aller Kraft, noch 1677 das Dach aufzusetzen.

In diesem Jahre (1677) starb am 22. Mai in hohem Alter und hochverdient um Land und Reich der getreueste Freund der Jesuiten Markgraf Wilhelm. Wie im Leben wollte er auch im Tode Jesuiten um sich haben. Als letztes Zeichen seiner besonderen Liebe verordnete er, daß sein Herz der Jesuitenkirche geschenkt werde. Dasselbe wurde vor dem Hochaltar mitten im Chor unter einem viereckigen Stein in einem silbernen Gefäße beigesetzt.

Im Jahre 1651 zählte das Kolleg zehn Priester und vier Laienbrüder, davon drei Patres für fünf Gymnasialklassen, später mit seinen Missionen in Ettlingen, Ottersweier, Beinheim gegen 20 Personen. Im Jahre 1672 waren vier Lehrer am Gymnasium tätig.

Außer der Predigt und der Katechese in der Stiftskirche besorgte man drei Kongregationen, je eine für Studenten, Bürger, Gesellen, seit 1655 auch die sehr beliebte Bruderschaft von der Todesangst Christi; letztere trug auch hier viel zur Steigerung des Sakramentenempfanges bei (monatlich 700—1000). Die Zahl der Kommunionen in und außer Baden belief sich bei den Jesuiten 1652 auf 14000, 1659 auf über 15000, 1674 in Baden über 17000, außerhalb 9700. Im Jahre 1667 gab man an 9 Orten Christenlehre mit großem Erfolg. Konversionen wurden 1673 9 und 1675 16 gezählt.

Regelmäßige Ausflüge wurden in viele Ortschaften gemacht, so werden 1658 genannt Kuppenheim, Oberndorff, Niederbül, Ober- und Niederweyer, Rottenfels, Eberstein, Gernsbach, Weisenbach, Michelbach, Selbach, Muckensturm. Die Jesuiten in Baden versahen für längere oder kürzere Zeit verwaiste Pfarreien und errichteten an einzelnen Orten ständige Missionsposten.

Zu diesen gehörten Ottersweier und Ettlingen, die schon früher begonnen worden[1], dazu kam die Station in Beinheim, die August 1658 übernommen und 1666 wieder aufgegeben wurde. Die Verwaltung der Pfarrei Ottersweier hatte der General wiederholt erlaubt, dabei aber am 3. November 1657 aufmerksam gemacht, daß nur die Rücksicht auf den Mangel eines geeigneten Pfarrers diese Ausnahme rechtfertigen könne, weil die Pfarrei nicht dem Kolleg inkorporiert sei[2].

Der eigentliche Pfarr-Rektor von Ottersweier war seit 21. Dezember 1671 der Prinz Karl Bernhard. Mit dessen Zustimmung inkorporierte Markgraf Ludwig Wilhelm am 9. Januar 1679 das Ottersweier Rektorat in das Badener Jesuitenkolleg. Der seitherige Pfarr-Rektor Karl Bernhard erhielt eine einmalige Abfindung von 2000 fl. Alle Güter gehören exempt und steuerfrei dem Kolleg. Dafür werden die Patres in Baden außer den fünf Gymnasialklassen Dialektik und Kasuistik vortragen; ein zweijähriger philosophischer Kurs wird eingeführt, wenn die Zahl der Schüler sich mehren sollte[3]. Die bischöfliche Bestätigung erfolgte wegen der fort-

---

[1] Vergl. II, 186.

[2] An Philipp Fehnle, Orig.-Reg. ad Rhen. sup.

[3] *Kop. Mainz Stadtbibl. Jes. B. 25 E.

gesetzten Einsprüche der österreichischen Regierung von Ortenau erst am 1. November 1685 durch den Straßburger Fürstbischof Wilhelm Egon von Fürstenberg[1].

So wurde Ottersweier eine Residenz, die dem Kolleg von Baden unterstand. Unter P. Bartholomäus Bollmeyer, „einem Manne ausgezeichnet durch Klugheit und seltenes Verwaltungstalent, wurde trotz schwerer Kriegszeiten und Leiden (1680 bis 1692) an der Stelle des alten Missionshauses die neue stattliche Residenz (jetzt Schul- und Rathaus) erbaut. Er stellte die durch den letzten Schaffner in Abgang gekommenen Güter und Einkünfte des Rektorats wieder her, tat viel für Verbesserung der Felder und Wiesen, erweiterte die Gärten und hat während des Franzosenkrieges (1689) viel gehandelt und gelitten, wie der Chronist sagt."[2]

Die ausgedehnte und beschwerliche Pastoration erstreckte sich auf die jetzigen Pfarreien Ottersweier, Bühl, Neusatz, Alschweier, Bühlerthal und Herrenwiese. „Eine besonders eifrige Pflege wandten die Patres der zur Pfarrei Ottersweier gehörigen, viel besuchten Wallfahrt Maria-Linden zu. Schon 1655 sagen die Pfarrakten: „Der größere Teil Ottersweirer Einwohner erkennt dankbar an, daß durch die Bemühungen der Gesellschaft Jesu der Kult der allerseligsten Jungfrau bei den Linden immer mehr zugenommen und die Andacht daselbst derart in Flor gekommen, wie es früher niemals der Fall war. An den hohen Festen waren oft 6—8 Patres daselbst mit Beichthören beschäftigt."[3]

Das Personal in Ottersweier bestand 1654 aus zwei Patres und einem Bruder, später, jedenfalls schon 1661, kam ein dritter Pater hinzu. Dieser Personenstand blieb auch in den folgenden Jahren. Die ebenfalls schon früher bestehende Missionsstation in Ettlingen wird uns bei der inneren Geschichte (Tertiat) wieder begegnen[4].

In dem Unglücksjahre 1689 zündeten die Franzosen zuerst einen Teil der Vorstadt von Baden an, wobei auch die Villa der Jesuiten in Scheuren in Flammen aufging. Nachdem am Feste Mariä Himmelfahrt (15. August) die Kaiserlichen die Stadt geräumt, erschienen bald französische Truppen und verbrannten Baden und die übrigen Orte der Markgrafschaft bis zur gänzlichen Vernichtung. Dabei gingen Kirche und Kolleg, die man vor 18 Jahren zu bauen angefangen und die beide ziemlich schön und stattlich waren, gänzlich zugrunde. Die Bewohner des Kollegs hatten sich schon vorher geflüchtet[5].

Erst zehn Jahre später konnte in Baden wieder eine kleine Residenz und Schule errichtet werden, aus der sich dann 1701 das neue Kolleg entwickelte[6].

In **Heidelberg**, das die Jesuiten infolge des Westfälischen Friedens Herbst 1649 hatten verlassen müssen[7], wünschte der Nachfolger des Kurfürsten Karl, Kurfürst Philipp Wilhelm, ein Kolleg zu errichten.

Gegen Ende 1685 berief er außer den Patres, die er aus der oberdeutschen Provinz als Hofbeichtväter mitgebracht, Jesuiten aus der oberrheinischen Provinz

---

[1] *Kop. Mainz Stadtbibl. Jes. B. 25 B. Reinfried, Die ehemalige Jesuiten-Residenz in Ottersweier, 7 ff. Indem der General Oliva am 19. Juni 1677 dem Provinzial Storr die Erlaubnis zur Annahme des Rektorates Ottersweier erteilte, mahnte er ihn ut cura animarum per saeculares non autem per nostros administretur. Curandum deinde ut neque Philosophiae Cathedrae augeantur, et ut, quod se facturos receperunt Serenissimi Principes, Summi Pontificis authoritas accedat. Ad Rhen. sup.

[2] Reinfried 8 f.

[3] Reinfried 9.

[4] Vergl. Kapitel über aszetische Ausbildung.

[5] Genaueres in *Hist. Rhen. sup. 1689, 201 ff. Vergl. auch Theatrum Europ. 13, 704 ff.

[6] Die Rektoren waren: Cypr. Hueber (Huber) 1650, Matthias Pistorius 52, Cypr. Hueber 55, Heinr. Mensing 59, Adam Gerardi 63, Karl Ultsch 66, Andr. Frey 69, Phil. Rottenberger 75, Tob. Elfferich 79, Karl Ultsch 82, Phil. Willeman 84, Andr. Dehmar 88, Andr. Honickel Sup. 95, Paul Hörnigk Sup. 98, Wilh. Haan Vizer. 99.

[7] Vergl. Gesch. II, 182.

nach Heidelberg. Am 1. Februar 1686 begann die neue Niederlassung in demselben Hause, welches die Jesuiten vom böhmischen Krieg bis zum Westfälischen Frieden bewohnt hatten. Von den beiden Patres gab der eine die Rhetorik, der andere die Humanität. Als Kirche wies der Kurfürst, der auch Deutschmeister war, die in der Nähe gelegene Kapelle des deutschen Ordenshauses an, die bald von den Gläubigen stark besucht wurde. Vom Februar bis zum November zählte man über 3700 Kommunionen. In der Kapelle verrichtete der Pfarrer zugleich den Pfarrgottesdienst, weshalb ihm die Patres auch einen Beichtstuhl anwiesen. Predigt, Katechese, Konvertiten-Unterricht nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß 1687 die Zahl der Patres auf fünf erhöht werden mußte. Die Zahl der Kommunionen stieg in diesem Jahre auf 5050. Außer den Predigten an Sonn- und Festtagen in ihrer Kapelle predigte ein Pater jeden Sonntag in der Garnisonskirche, und zwar nach der Predigt des Predigers für die Reformierten. Am Passionssonntag 1687 wurde die Bruderschaft von der Todesangst Christi errichtet.

Die Entwicklung der Schulen läßt sich am besten aus den Katalogen verfolgen. In dem Jahre 1686/87 lehrt ein Pater Grammatik, ein zweiter Rhetorik und Humanität, ein dritter, der zugleich Festprediger war, Logik. In dem Schuljahr 1687/88 tritt dazu ein vierter für Physik und Metaphysik, so daß der zweijährige Kurs für Philosophie vollständig war. Im Jahre 1688 fand auch die erste Disputation aus der gesamten Philosophie statt. In den folgenden Kriegsjahren sind entweder gar keine oder nur zwei Professoren tätig, die Philosophie hörte ganz auf. Auch 1700 werden nur je ein Professor aufgeführt für Grammatik und Humanität.

Am 11. Juni 1699 wurde dem Senate der Universität ein Kurfürstliches Dekret vorgelegt, laut dem die Professur des kanonischen Rechtes künftig von einem der Patres Jesuiten versehen werden sollte; der Senat legte das Dekret „ad acta“[1].

Die Einkünfte von 600 fl. für sechs Jesuiten erhöhte der Kurfürst 1687 auf das Doppelte. Die Kommunionen stiegen im Jahre 1688 auf 6000. Krippenspiele, Prozessionen und dramatische Aufführungen erhöhten die Freude des katholischen Volkes an Kirche und Schule. Für die wachsenden Aufgaben wies der Kurfürst 1688 eine bessere Wohnung an, das sogenannte Kommissariat, worin die Jesuiten eine größere Kapelle errichteten, indem man auf die frühere verzichtete. Bei dem Brand, den die Franzosen am 2. März 1689 nach ihrem Abzug aus dem am 24. Oktober 1688 eingenommenen Heidelberg anfachten[2], entging das Haus der Jesuiten nur mit genauer Not der Vernichtung. Der Kurfürst mußte nach Neuburg fliehen; in Heidelberg blieben nur drei Jesuiten, die mit der äußersten Not zu kämpfen hatten. Einige Katholiken sorgten großmütig für deren Unterhalt. Zur Zeit der größten Not vermachte die Gemahlin des Kurprinzen Johann Wilhelm, die 1689 in Wien starb, zur Gründung eines Kollegs in der Kurpfalz 40000 fl. Die folgenden Jahre waren aber für die Pfalz so traurige, daß an ein Aufblühen des Kollegs nicht zu denken war. Am 22. Mai 1693 wurde die Stadt erstürmt und eingeäschert. Auch das Haus der Jesuiten fiel den Flammen zum Opfer. Erst 1698 kamen wieder zwei Jesuiten nach Heidelberg, um dort zu predigen. Im selben Jahr versprach Kurfürst Johann Wilhelm die Gründung eines Kollegs in Heidelberg für die niederen und höheren Studien[3].

Das Kolleg in **Fulda** erlebte nach dem 30jährigen Kriege bald wieder bessere Zeiten[4]. Die Rückkehr des päpstlichen Seminars aus Köln trug wesentlich bei auch

[1] Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg 2, 235.

[2] Vergl. Theatrum Europ. 13, 678 ff.

[3] Gonzalez an Vizeprov. Haan 22. November 1698. Ad Rhen. sup.

[4] Vergl. II, 158 ff.

für den Fortschritt der Schulen. Im Jahre 1655 zählten Kolleg und Seminar zusammen wieder 20 Jesuiten, darunter waren je ein Professor für Logik und Moral und vier Lehrer für die fünf Klassen des Gymnasiums. Die Moral war vor vier Jahren, die Logik vor drei Jahren wieder eingeführt worden. Im Jahre 1661 finden wir unter den 24 Jesuiten bereits neun Lehrkräfte, zwei für den vollständigen zweijährigen Kurs der Philosophie (seit 1658), je einen Professor für Moral und Kontroverse, fünf Lehrer für das Gymnasium. Vorübergehend übernahm man 1660 die Schüler der Vorbereitungsklasse, die ein Laie leitete, in die 5. Klasse (Infima), weil von der fürstlichen Kasse das Gehalt für den Lehrer nicht mehr bezahlt wurde. Aber schon im folgenden Jahre stellte man in Anbetracht der Notwendigkeit die Klasse wieder her und übernahm die Kosten auf die Kasse des Seminars. Die höchste Mitgliederzahl weist das Jahr 1690 mit 35, die kleinste 1700 mit 18 Jesuiten auf. Die hohen Zahlen erklären sich durch die Aufnahme von Flüchtlingen und dadurch, daß in Fulda zeitweilig das Tertiat untergebracht wurde.

Außer den gewöhnlichen Predigten nahm man allmählich auch wieder die Katechesen außerhalb der Stadt auf, im Sommer 1670 in sieben Dörfern. Bereits im Jahre 1651 werden vier Kongregationen erwähnt, zwei lateinische für die größeren und kleineren Studenten, je eine für Bürger und Gesellen. Dazu trat 1654 noch die Bruderschaft von der Todesangst Christi. Die Kommunionen stiegen von 9800 im Jahre 1651 auf 16200 im Jahre 1672, auf 21300 im Jahre 1687 und auf 25710 im Jahre 1695, hatten sich also ungefähr verdreifacht. Die Zahl der Konvertiten schwankt zwischen 4 und 18, darunter waren 1679/80 zwei Studenten Johannes Rudolf Schenk von Schweinsberg und Wolfgang Daniel von Boyneburg.

„Am Ausgange des 17. Jahrhunderts — so betont der Geschichtsschreiber der zweiten Schule Fuldas — stand die Schule Fuldas in vollem Flor. Die Studien waren im besten Zuge, Disziplin und sittliche Führung musterhaft."[1] Der General Gonzalez sprach dem Rektor Reiffschneider in den Briefen vom 19. Dezember 1699 und 21. August 1700 über den guten Stand von Kolleg und Seminar wiederholt seine besondere Zufriedenheit aus[2].

In **Würzburg** waren im Jahre 1651 die Studien wieder in ihrem ganzen Umfang aufgenommen. Von den 35 Mitgliedern des Kollegs sind 13 auf der Universität und in dem Gymnasium beschäftigt: zwei Professoren für scholastische Theologie, je einer für Heilige Schrift und Moral, drei für Philosophie, einer für Mathematik und Ethik; am Gymnasium wirkten fünf Lehrer. Diese 13 Lehrkräfte blieben auch durchgehends die folgenden Jahre. Die Schülerzahl wuchs mehr und mehr. Die Theologie zählte 68 Hörer, die Gesamtschülerzahl betrug 700. Die Personenzahl des Kollegs, wo meist auch Mitglieder des Ordens Philosophie oder Theologie studierten, stieg schon bald auf 44—54 Personen, 1690 wegen der französischen Verheerungen sogar auf 68.

Im Dom predigten zwei Jesuiten, der eine an den Sonntagen, der zweite an den Festen. Im Jahre 1652 begann man auch wieder die durch den Krieg unterbrochene Christenlehre auf den Dörfern, so in Eubelsrad, Randersacker, Heidingsfeld, Thalheim, Versbach, Estenfeld, Mainberg usw. Die Zahl der Katechesen in und außerhalb der Stadt betrug 1695 17. Die Kommunionen stiegen von 32000 im Jahre 1652 auf 40800 im Jahre 1695. Konversionen waren verhältnismäßig

[1] Komp, Zweite Schule Fuldas 63.

[2] Ad Rhen. sup. — Die Rektoren waren: Joach. Lier 1650, Nik. Fidler 53, Joach. Lier 56, Albert Böving 59, Mich. Schütz 63, Christoph. Cörber 66, Matthäus Storr 69, Heinr. Mensing 72, Karl Ultsch 75, Phil. Bartholomaei 79, Georg Specht 83, Kasp. Karg 86 Steph. Lyseck 89, Phil. Bartholomaei 93, Joh. Risse 96 († 96), Thom. Helmrecht Vizer. 96, Adam Reiffschneider 98, Joh. Kühorn 1701.

zahlreich. Die niedrigste Zahl zeigt 1677 mit 7, die höchste 1652 mit 54. Darunter werden hervorgehoben der Geheimrat Georg Andreas von Ehrenstein, der Nürnberger Patrizier Christoph Imhoff, ein Freiherr von Egloffstein usw.

Die Briefe des Generals Gonzalez an die Rektoren von 1688—1700 von Würzburg geben fortgesetzt der großen Befriedigung Ausdruck über den guten Stand des Kollegs nicht allein in geistlicher Beziehung, sondern auch trotz der schlimmen Zeiten über die ausgezeichnete äußere Lage, wodurch das Kolleg in den Stand gesetzt wurde, vielen Flüchtlingen eine gastliche Heimstätte zu gewähren[1].

Das Kolleg in **Bamberg** hielt sich durchgehends auf einem Personenstand von 26—27 und weist dieselbe Professorenzahl auf wie Würzburg, acht an der Universität, von denen einer Kirchenrecht liest (1652 auch ein Professor für Heilige Schrift), und fünf Lehrer am Gymnasium. Die 300 Schüler des Jahres 1651 waren 1655 auf über 400 gestiegen. Das Haus wurde 1671 erweitert. Für eine neue Kirche wurde am 4. August 1686 der Grundstein gelegt; nach zwei Jahren war das Mauerwerk vollendet; trotz der Kriegswirren konnte man 1689 das Dach aufsetzen. Am 17. Mai 1693 fand die feierliche Einweihung statt[2]. Nur große Spenden des Fürstbischofs und anderer Wohltäter hatten die Fertigstellung eines so großen Gotteshauses in der allertrübsten Zeit Deutschlands bewirken können. Die Gesamtlänge der Kirche beträgt nahezu 60 m, die Breite mit den Nischen 26 m. Die zahlreichen Emporen sowohl als die darunterliegenden Kapellen haben große über 3 m breite Rundbogenfenster, die der Kirche gutes Licht geben. „Der Eindruck, den das Innere mit seinen bedeutenden Maßverhältnissen und seiner wuchtigen Detailbildung auf den Beschauer macht, ist zweifellos imposant, aber nicht gerade ansprechend. Es wirkt gewaltig, aber es fehlt an edlem packendem Schwung in den fast überall Korb- oder Stichbogencharakter tragenden Bogen wie in den gedrückten Tonnengewölben . . . Wirksamer und zugleich noch weit interessanter als das Innere ist das Äußere der Kirche, vor allem die Fassade. Die Langseiten gliedern sich abweichend von dem Pilastersystem des Innenbaues in zwei Ordnungen, in eine dorische und jonische . . . Die Fassade ist eine originelle Anlage von eigenartiger Durchbildung.“[3] Der Schöpfer des Baues ist nicht Bruder Andreas Pozzo, sondern der Maurermeister Georg Dientzenhofer, der wahrscheinlich auch den Bau geleitet hat.

Kaum war Anfang 1696 der Turm der neuen Kirche vollendet, als am 23. März auch schon der erste Stein zu dem dringend notwendigen Neubau des Kollegs gelegt wurde. Die Aufsicht über den Bau leitete der frühere Theologieprofessor Michael Weihl aus Rottendorf, der wegen seiner Sprachkenntnisse während der französischen Kriege am Rhein und am Main als Seelsorger bei den französischen und italienischen Soldaten vorzügliche Dienste geleistet hatte. Noch im Jahre 1699 wurde der an die Kirche stoßende kürzere Flügel und der längere Flügel (gegenüber dem Gymnasium) vollendet, so daß im Herbst alle Zimmer bezogen werden konnten. Ein großer Vorteil war, daß anstatt der früheren drei

[1] Vergl. z. B. die Briefe vom 20. März und 27. Nov. 1688, 24. Dez. 89, 2. Sept. 90, 6. Jan. und 3. Nov. 91, 3. März 96, 24. Jan. 99 und 16. Jan. 1700. Ad Rhen. sup. — Die Rektoren waren: Kasp. Caeselius 1650, Nicquin Göltgens 53, Gerh. Hansen 56, Melchior Cornaeus 59, Heinr. Mensing 62, Phil. Colbinus 65, Kasp. Hopff 68, Phil. Colbinus 72, Nik. Lutz 76 (seit 78 Provinzial), Nik. Mohr 78, Georg Poth 81, Karl Ultsch 84, Dietr. Muck 87, Lorenz Flucke 91, Georg Haan 94, Bruno Greber 98, Andr. Dehmar 1701.

[2] Jos. Braun, Kirchenbauten der deutschen Jesuiten 2, 293 ff. Weber, Geschichte der gelehrten Schulen in Bamberg 481 ff.

[3] Braun, 298. Dort auch Näheres über den Baumeister 301 ff.

heizbaren Zimmer (Hypocausta) nunmehr alle Professoren der Theologie, die beiden Prediger und der Prokurator heizbare Zimmer erhielten. In demselben Jahre wurde auch der entgegengesetzte lange Flügel soweit geführt, daß auf das neue Refektorium für den Winter ein Notdach gesetzt werden konnte[1]. Die Vollendung sollte erst das folgende Jahrhundert erleben.

Die Seelsorgearbeiten nahmen guten Fortgang. Im Dom hatten die Jesuiten die Predigt an Sonn- und Festtagen. Die Katechese wurde in drei Kirchen der Stadt regelmäßig gehalten. Zu den früheren Sodalitäten trat am 8. Dezember 1652 eine für Gesellen, im folgenden Jahre wurde auch hier die Todesangstbruderschaft errichtet. Die 12300 Kommunionen im Jahre 1651 verdoppelten sich bis zu den siebziger Jahren; die höchste Zahl zeigt 1683 mit 33143, im Jahre 1690 waren es über 26000. Die Konversionen schwanken zwischen 8 und 28 jährlich; ein junger von Aufseß wird 1683 besonders erwähnt. Für Aushilfen und Missionen werden häufiger genannt die Orte Sambach, Staffelstein, Forchheim, Lichtenfels, Eltman, Gößweinstein, Kronach.

Dezember 1657 verließ der Herzog Franz Julian von Sachsen-Lauenburg Bamberg, wo er die humanistischen und philosophischen Studien von der untersten Grammatikklasse an gemacht hatte. Er wird wegen seines Fleißes, seiner Sittenreinheit und Gewissenhaftigkeit in Ausübung seiner katholischen Pflichten gerühmt. Die Akademie veranstaltete zu seiner Ehre eine musikalisch-poetische Abschiedsfeier von einer auf dem Markte aufgeschlagenen Bühne aus[2].

Den dramatischen Aufführungen wohnten wiederholt auch protestantische Fürsten bei, so im Herbst 1659 der Herzog von Sachsen-Altenburg mit seiner Gemahlin der Aufführung von Abrahams Gastfreundschaft. Der Herzog sprach seinen Dank nicht allein in Worten aus, sondern auch durch Geschenk eines fast eine Elle hohen silbernen Bechers und erbat und erhielt eine Abschrift des Textes und der Musik des Dramas. Bei seinem Abschied bemerkte er dem Fürstbischof, er habe nicht geglaubt, daß die Jesuiten so einfache und humane Männer seien[3].

Im Jahre 1699 verursachte die beabsichtigte Ausfuhr von Getreide einen Aufruhr in Bamberg, der schließlich in der Zerstörung der Judenwohnungen gipfelte, da man die Juden für die Urheber der Maßregel hielt. Die Studenten, die nur aus Neugierde dem Tumult zugesehen, wurden der Teilnahme am Aufruhr beschuldigt. Die Patres, die herbeieilten, veranlaßten die Studenten, sich sogleich zu entfernen. Trotzdem wurden mehrere Studenten verhaftet, bald aber als unschuldig auf Antrag des Rektors wieder entlassen[4].

Der Zustand des Kollegs wird in den Briefen des Generals Gonzalez als ein guter bezeichnet; nur klagt er über die infolge des Kirchenbaues auf dem Kolleg lastenden Schulden und über die Trinksitten innerhalb und außerhalb des Hauses. Die äußere Lage des Kollegs besserte sich aber bald so, daß die Tertiarier dort eine Zufluchtsstätte finden konnten[5]. —

---

[1] Weber 491 ff.

[2] Andere vornehme Schüler bei Weber 746 ff.

[3] Weber 113.

[4] Weber 119. Dort 611 ff. die Rektoren und Professoren. — Die Rektoren waren: Nicquin Göltgens 1648, Wolfg. Herman 51, Heinr. Lochum 54, Matthäus Storr 57, Nikol. Fidler 61, Heinr. Lochum 64, Phil. Colbin 68 (seit 69 Provinzial), Heinr. Wensing 69, Wilh. Kirsinger 72, Aug. Vorler 75, Karl Ultsch 79, Georg Dietmer 82, Paul Hörnigk 86, Joh. Steinbach 89, Joh. Nisse 93, Lorenz Flucke 96, Joh. Steinbach Vizer. 97, Konr. Schlehlein 98, Heinr. Dücker 1701.

[5] Vergl. die Briefe von Gonzalez an die Rektoren 3. März 91, 16. Aug. 92, 7. Nov. 93 und 6. Sept. 98. Ad Rhen. sup.

Elsaß hatte traurige Zeiten gesehen, noch traurigere sollten bald nach dem Frieden folgen, besonders in den Jahren 1672—1681.

In **Molsheim** begannen Schulen und Finanzen sich langsam zu erholen, wie aus einem Briefe vom 18. Februar 1651 an den Rektor Deumer hervorgeht, aber die gedrückte finanzielle Lage konnte nicht dauernd gehoben werden. Im Jahre 1655 übernahm das Kolleg auch die Leitung des bischöflichen Seminars Carolinum. Am 3. November 1657 schrieb der General Nickel an den Rektor Meutz: Außer der materiellen Notlage erfreut mich alles, was Ew. Hochw. über Ihr Kolleg, das Seminar und die Residenz Bockenheim schreiben. Leider fehlen mir die Mittel, Ihrer Not beizuspringen [1].

Im Jahre 1651 zählte das Kolleg zwölf Patres, einen Magister und vier Brüder, darunter drei Lehrkräfte für das Gymnasium. Die früheren Einkünfte von 3600 Taler waren auf 706 zusammengeschmolzen, von denen zur Not 15 Personen ernährt werden konnten. Die Schulden betrugen gegen 2000 Taler. Von den 14 Priestern des Jahres 1655 lehrten drei Philosophie, einer Moral und Kontroverse, zwei mit noch zwei Magistri fünf Klassen des Gymnasiums. Der Professor, der Griechisch gab, lehrte auch Mathematik (1653). Im Jahre 1656 wurde die Poesie von der Rhetorik getrennt und alle fünf Klassen erhielten ihren eigenen Lehrer. Mit dem Seminar und Bockenheim zählte man 1658 zusammen 32 Personen, darunter 13 Lehrkräfte, zwei für scholastische Theologie, eine für Moral, drei für Philosophie, fünf für das Gymnasium. Bei den Professoren erscheint später (1665) noch einer für positive Theologie und 1669 ein weiterer für Mathematik. Die Personenzahl zeigt zur selben Zeit (1664 ff.) noch einen weiteren Zuwachs durch Scholastiker, die in Molsheim Philosophie hörten. Schon 1656 hatten vier Scholastiker, die der Krieg aus Polen vertrieb, hier Philosophie gehört. Im Jahre 1684 wurde auf Wunsch des Bischofs der zweijährige Kurs der Philosophie eingeführt. Im Jahre 1677 sank dann die Mitgliederzahl auf 14 und 1683 auf 17; sie hob sich 1695 wieder auf 26 und blieb so fast gleich in den folgenden Jahren.

Für die Predigten an Sonn- und Festtagen werden bald zwei verschiedene Prediger, bald nur einer angegeben. Die Predigt war seit 1682 um 7 Uhr, eine weitere für die jungen Handwerker um 9 Uhr. Außer in der Stadt hielt man zeitweilig an 13—14 Orten Christenlehre (1691 ff.) Man konnte nicht allen Nachfragen Genüge leisten.

Im Jahre 1655 bestanden außer der 1654 eingeführten Bruderschaft von der Todesangst Christi eine Kongregation für Studenten und Herren mit 76 Mitgliedern, eine weitere für jüngere Studenten (47), eine für die Bürger, der auch Gesellen beitraten (90). Letztere wurden 1667 von den Bürgern getrennt und bildeten seither eine eigene Kongregation. Im Jahre 1691 blühte auch die seit 1597 in Obereheim bestehende Kongregation von neuem auf, indem zum ersten Male ein Magistrat gewählt wurde; sie zählte 250 Mitglieder. Fortgesetzt hielt man an allen Marienfesten Gottesdienst in den drei zum Kolleg gehörenden Votivkapellen zu Wiversheim, Neunkirchen und Altbrunn, wo an diesen Tagen viele zu den Sakramenten gingen. Die Kommunionen stiegen von 8200 im Jahre 1652 auf 21640 im Jahre 1670, fielen dann in den Kriegswirren, erreichten aber 1695 wieder die Höhe von 15800.

Sehr viel hatte das Kolleg durch die fortwährenden Kämpfe zwischen Kaiserlichen und Franzosen zu leiden. Im Jahre 1674 verwüsteten die protestantischen brandenburgischen Soldaten wie andere Kirchen und Klöster auch die drei Kapellen

[1] *Orig.-Reg. Ad Rhen. sup.

zu Wiversheim, Neunkirchen und Altbrunn. Die letztere Kapelle diente auch später als Stall und Küche. Im Jahre 1675 wechselten die Besatzungen, bald hatten die Kaiserlichen, bald die Franzosen die Oberhand. Als die Stadt dann von 3000 Franzosen besetzt wurde, hatte das Kolleg bei Tag und bei Nacht keine Ruhe. 14 Tage lang wohnte dort der Generalkommissar Sacquier mit seinem ganzen Stabe, der jeden Tag große Tafel hielt, so daß das Kolleg Tag und Nacht wie ein Wirtshaus besucht wurde.

Das Jahr 1677 erhöhte noch das Unglück. Alles Getreide und Heu wurde weggenommen; selbst den Weizen nahm man als Futter für die Pferde. Von der überaus reichen Weinernte durfte man nicht einmal eine Traube einbringen. Im Kolleg wurde eine Feldbäckerei errichtet, fünf Bäcker arbeiteten hier fünf Wochen lang Tag und Nacht; der am Fieber erkrankte Generalkommissar lag drei Wochen mit seiner ganzen Familie im Kolleg. Diese Zustände dauerten auch 1678 an, wo die Soldaten sogar in den Weinbergen die Pfähle ausrissen und verbrannten. Erst der Herbst 1679 brachte mit dem Nymweger Frieden wieder Erleichterung.

Kaum hatte man sich 1680 wieder etwas erholt und das Kolleg wieder einen Personenstand von 17 erreicht, als eine den Ärzten unbekannte Krankheit alle Patres, Scholastiker und Brüder aufs Krankenlager warf und dem Tode nahe brachte. Kein einziger blieb auf den Beinen, so daß niemand den Kranken einen Trunk reichen oder das Bett richten konnte. In der höchsten Not erschien unerwartet der P. Provinzial. Von größtem Mitleid über die traurige Lage seiner Mitbrüder ergriffen, ließ er sofort den besten Arzt aus Straßburg kommen, teuere Medizinen besorgen und für den Krankendienst Auswärtige dingen. Aber die Hartnäckigkeit der Krankheit spottete der Kunst des Arztes und der Kraft der Arzneien. Der Rektor und ein zweiter Pater wurden weggerafft. Dasselbe Schicksal drohte den andern. Da verteilte der Provinzial auf den Rat der Ärzte die meisten in andere Häuser der Provinz, und die Veränderung der Luft verschaffte fast allen wieder die frühere Gesundheit.

Ein ganz anderes Bild bot das Kolleg, als im Jahre 1683 König Ludwig XIV. mit fast seinem ganzen Hofe drei Tage lang im Kolleg wohnte. Seine Leutseligkeit, Freigebigkeit und Frömmigkeit wird in den Berichten sehr gerühmt. Die Königin empfing an zwei Tagen die heilige Kommunion. Der König selbst wohnte jeden Tag mit großem Gefolge der heiligen Messe bei. Während der ganzen heiligen Messe kniete er und betete den Rosenkranz. Nach der Opferung befahl der König durch einen Herold allen, entweder die Kirche zu verlassen oder niederzuknien[1].

Die seit 1630 Molsheim unterstehende Residenz in **Bockenheim** (Grafschaft Saarwerden)[2] hatte wiederum schlimme Zeiten durchzumachen und mehrere Male schien ihre Auflösung unvermeidlich.

Im Jahre 1651 bewohnten die Residenz zwei Patres und ein Bruder. Der eine Pater hatte die Pfarrei der Stadt und die Nachbarpfarrei Schopperten zu verwalten, der zweite besorgte mehrere Pfarreien wie Herbitzheim, Silzheim usw. und dies unter großen Beschwerden und Gefahren. Kommunionen zählte man etwas über 800, Konversionen 4. Die seit einem Jahre von den Patres begründete Volksschule erwies sich als sehr nützlich. So ging es auch die folgenden Jahre, bis 1655 ein dritter und 1667 zeitweilig ein vierter Pater hinzukam. Da keine

[1] Die Rektoren waren: Petr. Deumer 1650, Joh. Homphaeus 53, Georg Mentzi 56, Petr. Deumer 59, Ricquin Göltgens 62, Matthäus Storr 66, Joach. Lier 69, Kasp. Hopff 72, Steph. Lyseck 76, Heinr. Krebs 80, Leonh. Maas 81, Joh. Risse 83, Phil. Willeman 91, Joh. Willermin 94, Moritz Chappuis 98 († 1700), Andr. Hugk 1700.

[2] Vergl. Gesch. II 2. 333 f.

hinreichende Fundation vorhanden, mußten die Patres ein hartes und armes Leben führen. Dazu kamen die vielen Kriege und die fortwährenden politischen Wechselfälle, wodurch das Gebiet bald nassauisch, bald französisch, bald wieder lothringisch wurde.

Zweimal wurde länger verhandelt, die Residenz entweder an die französische Provinz Campania (Champagne) abzutreten oder ganz aufzugeben.

Am 21. April 1657 schrieb der General Nickel dem Provinzial Deumer, daß er nach Beratung mit den Assistenten dafür halte, die Residenz könne nicht an die Provinz Champagne angeschlossen werden wegen der Verschiedenheit der Sprache; auch ihre Auflösung gehe nicht an, weil sie von P. Vitelleschi als Kolleg angenommen und deshalb ohne Zustimmung der Gesellschaft nicht aufgegeben werden könne; deshalb solle dieselbe beibehalten und so gut wie möglich besorgt werden besonders durch Sendung tüchtiger Missionäre.

Über die zweite Verhandlung im Jahre 1665 liegen ausführlichere Gutachten vor, die auch deshalb besondere Beachtung verdienen, weil sie die Frage behandeln, ob eine zwar nützliche, aber arbeitsreiche und gefährliche, dazu politisch und finanziell sehr schwierige Station trotz alledem beizubehalten sei.

Diese Gutachten sandte der Visitator Joh. Bertholdi am 16. Februar 1665 an den General[1]. Nur ein Gutachten spricht sich für die Aufhebung der Residenz aus. Es ist von dem P. Melchior Cornaeus, der uns schon früher bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden als Vertreter extrem kirchlicher Ansichten begegnet ist[2], und der hier in seinem Gutachten vom 16. Februar 1665 Ansichten vertritt, die keinen weiten Gesichtskreis und noch weniger hohen apostolischen Wagemut verraten. Seine Ansicht geht dahin, daß die Residenz aufzugeben und, wie der Herzog von Lothringen wünsche, den Lothringischen Patres zu übergeben sei. Gewiß bewegt mein Herz — so führt er aus — die Preisgabe der Katholiken, die bisher allein von uns im Glauben erhalten wurden, aber Vernunftgründe sprechen dafür, daß wir sie verlassen und alles der göttlichen Vorsehung anheimstellen müssen. Diese Gründe sind: 1. der Herzog von Lothringen scheint es zu wollen, also ist es besser, ihn nicht zu reizen; 2. Fundation und Lebensunterhalt sind unsicher; 3. ganz besonders die gefährlichen und unerträglichen apostolischen Ausflüge, die ich mit eigenen Augen gesehen. Einer der Unserigen excurrirt 5 Stunden lang und öfters noch länger allein ohne Gefährten, zu Fuß, beladen mit Tragaltar, Kelch, Wein, Hostien, ohne Reisezehrung, durch Schnee, Eis, Wildbäche. In der Nacht hat er kaum ein Dach, unter dem er seine Zuflucht nimmt, er muß in den Kleidern schlafen auf ein wenig Stroh mit leerem nüchternem Magen. Außer Brot, Wasser oder zuweilen Aepfelwein steht nichts zur Verfügung. Er muß biniren, mehrmals an weit von einander gelegenen Orten predigen und kommt erst nach drei oder vier Tagen gebrochen nach Hause. Nun erst die Gefahren der Seele in dieser Einöde und den vielen Gelegenheiten. Das alles verlangt halbe Engel und wahre Apostel. Freilich kenne ich die ausnehmende Tugend der beiden Missionäre, die jetzt dort sind. Aber sie sind Menschen. Der eine wünschte im verflossenen Jahre abberufen zu werden. Der zweite hat kein anderes Verlangen, als dort in den Arbeiten zu sterben. Aber wenn diese durch Tod oder Krankheit versagen, so sehe ich in der ganzen Provinz keinen geeigneten Ersatz. Lange wird es keiner aushalten und dann gebrochen sich und den Kollegien zur Last fallen. Ein Beispiel haben wir ja an P. Simon Stengel, der seine athletische Kraft in Bockenheim so eingebüßt, daß er schon öfters gezwungen ist, sich zu legen.

---

[1] *Orig. Fund. Rhen. sup. 59 ff.   [2] Vergl. Gesch. II, 478 ff.

P. Cornaeus ist hier wohl etwas zu ängstlich, denn mit denselben Gründen hätte man vielen unbedingt nötigen apostolischen Arbeiten besonders in den überseeischen Missionen das Todesurteil sprechen können. Er stand aber allein. Die übrigen Provinzkonsultoren und ebenso der Visitator sprachen sich trotz aller Opfer und Schwierigkeiten für die Beibehaltung des Postens aus. P. Phil. Colbinus glaubt in seinem Gutachten vom gleichen Datum, daß die katholische Sache und die größere Ehre Gottes verlange, die Residenz nicht von der oberrheinischen Provinz zu trennen. Die frühere Zugehörigkeit zur Provinz Champagne hat den Beweis erbracht, daß sie die Arbeit aus Mangel an deutschsprechenden Patres nicht leisten kann, und so wird die katholische Sache in der Grafschaft Saarwerden zugrunde gehen. Ein weiterer Konsultor P. Philipp Lutz hält die Gründe für die Beibehaltung der Residenz für völlig durchschlagend: Wenn auch bei dieser Mission sehr große Schwierigkeiten vorliegen, so erscheint es doch als eine Ehrensache der Gesellschaft und der Provinz, darauf nicht zu achten, damit wir hier eine Gelegenheit haben, den Seeleneifer zu üben; sonst bleibt ja schließlich die ganze Provinz eingeengt in den Mauern der Kollegien. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel: wie es bisher trotz all dieser Mühseligkeiten nicht an Männern gefehlt hat, die in diesem Weinberge hervorragende Arbeit geleistet haben, so wird Gott auch in der Folge Männer erwecken, die in den Fußstapfen der ersteren diesen Indischen Acker bebauen werden. Deshalb sollte diese Station eher erstrebt als aufgegeben werden.

Das ausführlichste Gutachten erstattete der Visitator selbst. Auch er gibt zu die völlig ungenügende und ganz ungesicherte Fundation, auch er betont den Mangel an Leuten besonders doppelsprachigen (deutsch und französisch); er führt aus, was für apostolisch begeisterte Missionäre dort verlangt würden, die zwei bis drei deutsche Meilen bei jedem noch so furchtbaren Wetter zu Fuß zurücklegen, mehrere Tage nur mit Brod und Wasser oder Fruchtwein zufrieden sein, die von Dorf zu Dorf eilen, die Katholiken trösten, stärken und aufrecht erhalten müssen; er gibt endlich zu, daß die Obern von einer großen Last und Sorge befreit würden: aber trotz alledem ist er entschieden für Beibehaltung.

Über allem — so sagt er — steht das Seelenheil: in der ganzen Grafschaft Saarwerden, die 30 Ortschaften enthält, gibt es nur den einen Pfarrer zu Bockenheim, einen Greis, der für die kirchlichen Arbeiten wenig bereit und tauglich ist, auch nicht genug deutsch kann; es waren noch zwei andere Pfarrer da, aber sie wurden wegen ihres skandalösen Lebenswandels auf Befehl des Herzogs eingekerkert. Für diese Pfarreien melden sich wegen der geringen Einkünfte nur ungelehrte, untaugliche, anderswo davongejagte Priester. Deshalb haben die Katholiken nur an den Patres der Gesellschaft eine Hilfe, zu denen sie drei und mehr deutsche Meilen weit an Sonn- und Festtagen nach Bockenheim kommen, um dort die heilige Messe zu hören und die heiligen Sakramente zu empfangen.

Nicht allein aus der Grafschaft Saarwerden und Bitsch kommen die katholischen Untertanen des Herzogs, sondern auch aus der Herrschaft Lützelstein, Zweibrücken und der Grafschaft Saarbrücken die Untertanen protestantischer Herren. Ihrerseits exkurriren die Patres in die Orte der Grafschaft Saarwerden, besuchen die Kranken, spenden die Sakramente und predigen. Aengstlich erkundigen sich die Katholiken in protestantischen Gebieten, wann die Patres in ihre Nachbarschaft kommen, um die Predigt zu hören und ihre Pflichten als Katholiken zu erfüllen. Wenn die deutschen Patres dieser Provinz abziehen und nicht andere an ihre Stelle treten, seien es Weltgeistliche oder Ordensleute, die ständig hier wohnen und der deutschen Sprache, die unbedingt notwendig ist, mächtig sind, so werden diese Seelen hier von aller geistlichen Hilfe entblößt der größten Gefahr des Abfalls mitten unter

den Protestanten ausgesetzt sein. Ferner ist sicher, daß wenigstens jetzt keine Weltgeistlichen oder Ordensleute als Ersatz zu finden sind. Weil der Herzog eingesehen, daß die Patres aus Lothringen wegen Mangels an Fertigkeit in der deutschen Sprache ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, bat er den P. Vitelleschi, das Kolleg von Bockenheim der oberrheinischen Provinz zuzuteilen, weshalb dann P. Streit geschickt wurde, der allen Erwartungen entsprochen hat.

In seinem Begleitschreiben zu diesem Gutachten betont der Visitator nachdrücklich: Unsere Provinz hat kaum einen Ort, wo sich ein so reiches und zugleich so mühevolles Arbeitsfeld darbietet. Wenn wir diese Residenz aufgeben, so hat die Provinz davon keinen Nachteil, sondern nur Vorteil, aber es wäre keine Ehrentat der Gesellschaft und eine Schmälerung ihres Rufes als Eiferin für das Heil der Seelen.

Auf diese Gutachten hin entschied der General Oliva am 21. März 1665, die Residenz sei nicht aufzugeben wegen der angeführten, durchaus zutreffenden Gründe[1].

Bockenheim wurde auch dann nicht aufgegeben, als einige Jahre später die ganze wenn auch geringe Fundation entzogen wurde. Am 14. Juli 1670 hatte nämlich der Reichstag entschieden, daß die Grafschaft Saarwerden wieder an die Grafen von Nassau falle. Nur die Städte Bockenheim, Saarwerden und der Hof Wiebersweiler blieben lothringisch. Für die religiösen Verhältnisse wurde das Normaljahr 1624 bestimmend. Im Oktober wurden den Jesuiten die Abtei Herbitzheim mit fünf Dörfern von den Nassauern genommen. Den Jesuiten in Bockenheim blieb nur ihr Haus und Garten. Die Pfarrkirche, die sie seit 1663 als Simultaneum mit den Protestanten benutzt, mußten sie räumen. Die Bitte der Katholiken zu Herbitzheim usw., sich für die Notfälle einen Priester halten zu dürfen, wurde von den Nassauern abgeschlagen. Nicht einmal die katholischen Kranken und Sterbenden in den nunmehr nassauischen Dörfern durften von den Jesuiten besucht werden.

Hierüber schreibt der protestantische Historiker Matthis: „Ein Punkt war für die katholischen Priester besonders empfindlich, nämlich, daß ihnen nicht erlaubt sein sollte, ihre Kranken in den Dörfern zu besuchen und die Sterbsakramente zu spenden. Zu Wolfskirchen trug sich im Anfang des Jahres 1671 folgendes zu: Eine aus der Herrschaft Finstingen stammende katholische Frau lag daselbst krank. Ihr ebenfalls katholischer Sohn, der sich zu Pistorf niedergelassen hatte, holte den Priester von Finstingen, um an der sterbenden Mutter die letzte Ölung zu vollziehen. Der Besitzer des Hauses, in welchem die Kranke lag, wissend, daß der Besuch gesetzwidrig sei, versperrte die Haustüre. Der Sohn aber zertrümmerte dieselbe und erzwang dem Geistlichen den Zutritt zum Bette der Mutter. Nun wurde geklagt, und da die Mutter mittlerweile gestorben war, legte der Amtmann Beschlag auf die dem Sohne zukommende Erbschaft von 40 Talern und fragte beim Grafen an, was zu tun sei. Dieser antwortete: „Könnten wohl 30 Taler angesetzt werden ob solchen Frevels, endlich auf Ansuchen etwa auf 20 reduziert werden."[2]

„Aehnliches wie der Priester von Finstingen," so fährt der protestantische Historiker fort, „hatten sich die Bockenheimer Jesuiten schon an andern Orten ungestraft zu Schulden kommen lassen. Amtmann Scheid fragte daher bei dem Grafen an: „Weilen auch die Pfaffen selber (ohne daß sie geholt worden wären) schon öfters also heimlich eingeschlichen und dergleichen verrichtet — was gegen denselben, wo einer erwischt wurde, zu verrichten?" Graf Johann antwortete: „In den Thurm

[1] *Ob rationes in Informatione adductas quae certe id aperte suadent adeoque persuadent. Ad Rhen. sup.

[2] Matthis, Die Leiden der Evangelischen in der Grafschaft Saarwerden (1888) 168 f. Matthis verteidigt das harte Verfahren.

werfen!"[1] Mai 1671 beklagten sich die Jesuiten über die Grausamkeit des Grafen beim Marschall Crequi, als er nach Bockenheim kam.

Später in dem französisch-lothringischen Kriege erlangten die Jesuiten im Jahre 1675 von dem französischen Statthalter de Bissy, der längere Zeit bei ihnen in Bockenheim wohnte, für die katholischen Priester die Erlaubnis, die Kranken auch in den protestantischen Orten besuchen zu dürfen. Derselbe Statthalter setzte durch, daß einem Bauer in einem protestantischen Orte, der einen Jesuiten zu seiner kranken Frau gerufen und dafür 40 Thaler Strafe hatte bezahlen müssen, die ganze Strafsumme zurückerstattet wurde[2].

Durch die Reunionskammern und den Frieden von Regensburg (1684) wurde das ganze Saargebiet französisch und als Saar-Provinz einem in Homburg (a. d. Blees) residierenden Gouverneur unterstellt. Zur selben Zeit erhielt Bockenheim wieder einen Weltgeistlichen als Pfarrer; die Jesuiten besorgten besonders die umliegenden Dörfer. Die Maßregeln der französischen Regierung gegen die Protestanten, die in der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) gipfelten, wurden im Saargebiet nur teilweise ausgeführt. Bei der Visitation vom Jahre 1687, die der französische Dekan von Bockenheim vornahm, ergab sich, daß die Jesuiten trotz der Einsetzung von mehreren Pfarrern noch für neun Dörfer zu sorgen hatten und sich dieser mühevollen Arbeit eifrig hingaben[3].

Zu dem Jahre 1693 berichtet die Geschichte der oberrheinischen Provinz: Da in den Pfarreien, welche die Patres bisher verwaltet hatten, Pfarrer eingesetzt werden, bleiben für die Patres nur die Almosen des Königs 200 Taler und des Bischofs 100 Taler nebst den kleinen Erträgnissen ihres Gartens[4]. Die katholische Religion, die nach der Bekehrung der Bürger zu blühen begann, erlitt in diesem Jahre durch den Rückfall einiger Neubekehrten Schaden. Im ganzen fielen dreißig Familien wieder ab. Man arbeitete viel daran, daß wenigstens die Kinder, die bisher im katholischen Glauben unterrichtet worden waren, nicht angesteckt würden, weil sie auf Befehl ihrer Eltern nicht zur Christenlehre kamen. Man stellte dies zuerst dem Statthalter, dann dem Statthalter von Homburg und Bitsch, den vornehmen Damen, endlich dem Hofe vor. Schließlich erwirkte man einen Befehl, daß alle Kinder der Neubekehrten die Katechese besuchen müßten unter Strafe von 5 Sous für jeden Fall des Ausbleibens[5]. Aber die Gegner verlachten den Befehl. Für die übrigen mußte der Prediger die Strafe von 100 Talern bezahlen, weil er die Neubekehrten in seine Kirche und zu seinem Abendmahl zugelassen und in Bockenheim heimliche Konvente gehalten. Der Erfolg war, daß die Abgefallenen ihm den größern Teil der Summe ersetzten und der Prediger wie früher fortfuhr. Inzwischen bekehrten sich sieben.

Die Streitigkeiten mit den wieder Abgefallenen setzten sich im folgenden Jahre fort. Im Jahre 1695 heißt es: Für ihren Rückfall in die Häresie wurde Sophie, die Tochter des Grafen von Veldenz, durch königliches Dekret verbannt. Ein Jesuit stellte nun dem Statthalter vor: während der König die Fürstin so strafe, brüsteten sich die abgefallenen Bürger noch mit ihrem Abfall. Er bat, wenigstens den Prediger zu Diemeringen in Schranken zu halten, das sei mehr am Platze als die Bestrafung

[1] Matthis 169.

[2] *Histor. Rhen. sup. ad. ann. 1675.

[3] Matthis 231 f.

[4] Anders Matthis von dieser Zeit: „An den Brüsten der Kirchenschaffnei tranken die Bockenheimer Jesuiten mit vollen Zügen" Die Leiden der Evangelischen 234. Am 18. Juli 1693 gab der General Gonzalez die Erlaubnis für einstweilige Übernahme der Pfarrei, da die anderweitigen Mittel zum Unterhalt fehlten. Ad Rhen. sup. .

[5] Den Besuch der Christenlehre verlangte schon ein Dekret vom 12. Jan. 1688. Matthis 224.

der einfältigen (simplex) Fürstin, die durch dessen Bemühungen verführt worden. Es wurde der Beweis erbracht, daß der Prediger zudem nicht allein gegen die königlichen Dekrete den Neubekehrten das Abendmahl gereicht, sondern sie auch zu einem Eid vermocht, daß sie niemals wieder zu den Katholiken zurückkehren würden. Dadurch wurde erreicht, daß der Wolf nach langer Einkerkerung in Homburg aus dem Lande verbannt wurde. Doch legte der Pater Fürbitte für ihn ein, daß er nicht zum Strick oder den Galeeren verurteilt würde, um nicht durch diese Strafe die Gemüter zu erbittern und der Kirche zu entfremden. Als dann der König selbst über den Abfall in Bockenheim unterrichtet wurde, befahl er dem Präfekten von Saarlouis, sich nach Bockenheim zu verfügen und gegen die Apostaten vorzugehen und zwar zuerst gegen die Neuvermählten, die sich anstatt von dem eigenen Pfarrer, von dem Prediger hatten trauen lassen. Eine solche Ehe wurde für ungültig erklärt und die Frau bestraft. Das Parlament von Metz sprach aber die Frau frei.

Im Frieden von Ryswick (1697) wurde das ganze Gebiet wieder den Nassauern zugesprochen mit Ausnahme von Bockenheim, Saarwerden und Wiebersweiler, die dem Prinzen von Vaudemont zufielen. Nach der bekannten Ryswicker Klausel mußten die religiösen Verhältnisse in dem augenblicklichen Stand verbleiben, in dem sie der Friede angetroffen.

Die gedrückte Lage des Kollegs von **Hagenau**[1] war derart, daß die Generäle in ihren Briefen an die Rektoren wiederholt ihrem innigen Mitleid und Schmerz darüber Ausdruck verliehen. Seit vielen Jahren erhielt das Kolleg aus den Stiftungsgeldern kaum so viel, daß 1—2 Personen davon unterhalten werden konnten. Die Schulden betrugen 1651 schon mehrere Tausend. Um leben zu können, verkaufte man Möbel und dergleichen. Die benachbarten Städte spendeten Getreide als Almosen. Trotzdem waren noch am Kolleg zehn Priester, ein Magister und drei Brüder. Ein Pater und ein Magister besorgten am Gymnasium Rhetorik, Poesie und Grammatik; seit 1652 sind für fünf Klassen drei Lehrer tätig. Dann folgten seit 1672 wieder langdauernde Kriegszeiten.

Das schlimmste Jahr war für Hagenau 1677. Die Geschichte der oberrheinischen Provinz berichtet: Am Tag vor Dreikönigen traf Montelas ein mit dem Befehle des Königs, die Stadt von Grund aus zu zerstören und zu verbrennen. Diesen Befehl führte er auch am 10. Februar aus. Zuerst wurden die Türme, Mauern und übrigen Festungswerke zerstört, dann der größere Teil der Stadt innerhalb 5—6 Stunden verbrannt. Der übrige Teil wurde am 17. September auf Befehl Crequi's angezündet und nur wenige Häuser zugleich mit den Klöstern verschont. Von dieser Stunde an schwiegen Glocken und Orgel bis zu Katharina, wo zuerst wieder in St. Georg gepredigt wurde. Inzwischen widmeten wir unsere Arbeit den vertriebenen Bürgern in dem protestantischen Bischweiler nicht ohne Frucht. Weil wir bei den Protestanten verhindert wurden, die heilige Messe zu feiern und Beicht zu hören, versammelten wir die Einwohner von Hagenau in dem benachbarten Marienthal.

Im August 1678 begann der Durchzug französischer Truppen durch Hagenau. Die Bauern und Bürger, die dort mit Weib und Kind und Vieh Sicherheit gesucht, stürmten nun in großer Bestürzung aus den Hütten, Kammern und Ställen, in denen sie gewohnt, in das Kolleg und die übrigen Klöster als das einzige Asyl. Der Speisesaal, fast alle Wohnzimmer, Stall, Holzschuppen, Garten usw. wurden von ihnen in Beschlag genommen, so daß uns kaum ein Raum mehr übrig blieb. Der Marschall Crequi hatte zwar den Befehl erlassen, Kolleg und Klöster zu schonen,

[1] Vergl. Gesch. II, 190 ff.

aber er konnte nicht hindern, daß die Soldaten mit Gewalt in das Kolleg und in das Kloster der Dominikaner einbrachen. Die Türen des Kollegs wurden erbrochen, das Heu weggeführt, das zinnerne Geschirr, was für den täglichen Gebrauch diente, von den Soldaten geraubt; ein gleiches Geschick hatten die Bündel der Bauern; überall im Hause, in den Zimmern, auf dem Speicher, in der Kirche usw. suchte man nach verborgenen Schätzen. In den Straßen lagen Beutestücke aller Art, geschlachtetes Vieh und dergleichen. An den folgenden Tagen wurde das Kolleg von Offizieren und Soldaten fortwährend in Anspruch genommen, so daß schließlich das Haus so voll wurde, daß an den Schutz des Eigentums nicht mehr zu denken war[1].

Mitten in diesen Greueln der Zerstörung und Plünderung setzten die Jesuiten, obgleich zeitweilig auf drei Priester beschränkt, ihre Arbeiten fort in der Schule und in der Seelsorge mit Predigt, Christenlehre, Sorge für die Kongregationen der Bürger und Gesellen und die Bruderschaft von der Todesangst Christi.

Die Einkünfte reichten im Jahre 1678 nur für einen, es wurden aber doch noch 4—5 unterhalten; die Zahl stieg dann langsam bis 1685 auf 9 und bis 1700 wieder auf 14 Personen. Im Jahre 1682 konnte die Schule wieder eröffnet werden mit 9 Schülern, „die mehr die Liebe als ihr Wissen und Benehmen dem Professor empfahlen". Zu den drei Klassen des Jahres 1683 trat 1684 die Humanität. Im Jahre 1691/92 lehrten ein Pater und zwei Magistri die gewöhnlichen fünf Gymnasialklassen.

Im Jahre 1671 waren die Kommunionen auf nahezu 15000 gestiegen, sanken dann im Kriege auf die Hälfte; Anfangs der 90er Jahre sind es wieder gegen 10000. Die Engel-Sodalität der Studenten wurde nach den Kriegszeiten im Jahre 1683 wieder erneuert. Die Wallfahrt in Marienthal hatte einen großen Aufschwung genommen, die der Krieg nur zeitweilig unterbrechen konnte. Man stellte 1682 die Kapelle schöner wieder her. Einen Kreuzweg, bestehend aus bildlichen Darstellungen des Leidensweges vom Hause des Pilatus bis zum Kalvarienberg, hatte man schon 1653 errichtet. Im Jahre 1695 heißt es, daß die Wallfahrt in Marienthal einen großen Aufschwung nahm; nicht allein aus Oberelsaß, sondern auch aus Lothringen, der Unterpfalz und noch entfernteren Orten strömten Pilger herbei[2].

Exkursionen waren häufig besonders nach den der Pfarrer beraubten Orten. Im Jahre 1677 arbeitete ein Pater mit großem Erfolg in Straßburg[3].

Nicht weniger elend als in Hagenau stand es mit dem Kolleg in **Schlettstadt**[4]. Die Einkünfte waren im Jahre 1651 auf 40 Taler zusammengeschmolzen und davon mußten acht Priester (zwei in Ruffach) und zwei Brüder unterhalten werden. Auch hier konnten deshalb für das Gymnasium nur mehr zwei, seit 1656 drei Lehrkräfte wirken. Die Armut war so groß, daß der Provinzial Deumer bei seiner Visite im Jahre 1658 beschloß, für einige Jahre die Schule ganz eingehen zu lassen. Beim Abschied teilte er dies dem Bürgermeister mit und befahl, es auf der Kanzel zu verkünden. Das war ein Donnerschlag für die Bürger, da die Schule doch noch 50 Schüler zählte. Nach langen Verhandlungen beschloß der Rat, zum Unter-

[1] *Hist. Rhen. sup. 1677. Vergl. R. Reuß, L'Alsace au 17ième siècle (1897) I, 236, 461; Guerber, Hist. de Haguenau I, 314 ff.

[2] Näheres in dem von dem Collegio Soc. Jesu zu Hagenau (Straßburg 1749) herausgegebenen „Marien-Thaler Wallfahrt- und Bett-Buch". Der geschichtliche Teil umfaßt 275 Seiten.

[3] Die Rektoren waren: Joh. Scharfbillich Vizer. 1649, später Rektor, Aug. Bildstein 52, Valerius Heldt 55, Georg Harlaß 58, Joh. Groß 61, Friedr. Fuhrman 64, Phil. Bartholomaei 67, Franz Dienst 71, Friedr. Fuhrman 74, Aloys Strauß 78, Joh. Wildsau (Wiltsau) 83, Adam Bichweiler 86 († 91), Joh. Nisse Vizer. 91, Rektor 92, Valentin Wolff 93, Lorenz Ostringer 96, Sigism. Bauß 1700.

[4] Vergl. II, 194 ff.

halt von drei Lehrern für „drei Jahre jährlich 100 fl., 15 Scheffel (quartalia) Weizen (silig.), 30 Ohm Wein und 400 Pfund Fleisch zu liefern, auch sonst würde er helfen, daß die Patres sich aus ihren Schulden herausarbeiten könnten". Daraufhin blieben die Schulen bestehen[1]. Seit 1669 waren vier Lehrer für fünf Klassen beschäftigt, aber durch den Krieg ging alles wieder zurück.

Um einer feindlichen Invasion keine Stützpunkte zu bieten, ließ Louvois die Befestigungen von Schlettstadt 1673 von Grund aus zerstören; es folgten die Kämpfe zwischen Brandenburgern und Franzosen (Turenne) im Jahre 1676; im folgenden Jahre wurde das Kriegselend noch größer[2].

Im Jahre 1677 zählte man kaum 30 Schüler. Die Mitgliederzahl des Kollegs war im Jahre 1669 auf 17 gestiegen, fiel dann, bis diese Zahl im Jahre 1689 wieder erreicht wurde. Die Höchstzahl betrug 20 und zwar im Jahre 1691 und 1693. Im Jahre 1699/1700 zählte das Kolleg 7 Priester, 2 Scholastiker und 5 Brüder.

In der Kirche hielten je ein Pater die Sonn- und Festtagspredigten. Im Jahre 1684 bat der Generalvikar von Straßburg de Ratabon wiederholt mündlich und schriftlich um Übernahme der Pfarrkanzel in St. Georg für ewige Zeiten, so daß die Sonn- und Festtagspredigten aus der Jesuitenkirche dorthin verlegt würden. Auf eine Anfrage entschied der Provinzial Schwan am 17. November 1684 für die Annahme, aber so, daß die Kanzel weder vom Pfarrer noch vom Magistrat ohne ausdrückliche Einwilligung des Bischofs wieder entzogen werden könne. Ein Stipendium für die Predigt dürfe nicht angenommen werden, ein Almosen an dessen Stelle bleibe ihrem Ermessen anheimgestellt. Über diese Antwort war der Generalvikar sehr erfreut und unternahm sofort die nötigen Schritte beim Magistrat. Der Chronist fügt bei: Unsere Obern haben niemals um diese Kanzel gebeten, ja das Angebot abgelehnt, wenn es nur für eine Zeit lang oder mit der Bedingung, die Predigten in unserer Kirche zu unterlassen, gemacht worden[3].

Die Patres leiteten vier Kongregationen und die Bruderschaft von der Todesangst Christi, die 1654 eingeführt wurde. Im Jahre 1657 wurde die Sodalitas Angelica, welche in den Kriegszeiten mit der größeren Marianischen Kongregation verbunden war, wieder von dieser getrennt. Im selben Jahre erfolgte die Abzweigung einer Gesellen-Kongregation von derjenigen der Bürger. Letztere hatte ihre Versammlungen im Oberchor des rechten Schiffes; November 1668 wurden sie nach dem unteren Schiff verlegt, weil die älteren Bürger über das Treppensteigen klagten. Die Gesellen-Kongregation, die einige Jahre in der Empore des linken Schiffes um 1 Uhr gehalten worden, erhielt die Rhetorik-Schule angewiesen während der Predigt in der Kirche.

Im Jahre 1700 entstand zwischen der Studenten-Kongregation und der Gesellen-Kongregation ein Präzedenzstreit über den Platz bei den öffentlichen Prozessionen, da beide sich weigerten, gleich hinter den Volksschülern zu gehen. Im nächsten Jahre entschied der Provinzial zugunsten der Gesellen und die Studenten mußten hinter den Volksschülern gehen[4].

Die Katechese nahm besonders im Jahre 1666 einen neuen Aufschwung. In schöner Ordnung wurden Knaben und Mädchen in der österlichen Zeit zur ersten

---

[1] Hist. ad ann. 1658 bei Geny, Die Jahrbücher der Jesuiten in Schlettstadt II, 48 f.

[2] R. Reuß I, 220, II, 446 ff.

[3] Geny II, 129 f, 136. Der General de Noyelle schrieb darüber am 3. Februar 1685 an den Provinzial Schwan: Denique et ego probo Selestadienses Conciónatores ad praecipuam ecclesiam translatos fuisse, si eorum haec est voluntas, qui admittere possunt, et absque dolore fiat eorum, qui hactenus ad populum dixerunt et nunc a cathedra ista excluduntur. Ad Rhen. sup.

[4] Geny II, 179, 181.

heiligen Kommunion geführt, nachdem sie eine eigene Vorbereitung erhalten. Die Kommunionen stiegen von 12500 im Jahre 1661 auf 17000 im Jahre 1684[1].

Auch außerhalb der Stadt entfaltete man eine rege Tätigkeit in der Aushilfe in den Dörfern. Im Jahre 1665 wurde die seit dem Schwedenkrieg unterlassene Christenlehre in Kestenholz und Scherweiler wieder aufgenommen. In Kestenholz gab die „katechetische Jugend" im Jahre 1666 ein Drama, worüber die Einwohner solche Freude hatten, daß sie dem Kolleg acht Ohm vorzüglichen Wein sandten. Im Jahre 1684 wurde ein Pater nach Weißenburg geschickt, wo er mit einem andern Pater drei Monate segensreich arbeitete. Für eine deutsche Mission in Straßburg verlangte der Generalvikar von Straßburg 1685 einen Pater aus Schlettstadt, der dann auch für acht Tage dorthin geschickt wurde[2].

In aller Not und Trübsal zeigten die Bürger von Schlettstadt eine große Anhänglichkeit an die Jesuiten, wie die Geschichte des Kollegs wiederholt hervorhebt. Bei Reparaturen und Bauten legten selbst vornehme Bürger Hand an, so 1664 bei der Einrichtung des Gartens. An Wohltätern fehlte es auch nicht, als man im Jahre 1688 an den schon lange nötigen Neubau des Kollegs ging. Nach vielen Schwierigkeiten konnte vor Weihnachten das Dach aufgesetzt werden[3].

Der Rektor Andreas Frey machte 1680 auf das Gefolge der durchreisenden Dauphine Maria Christina von Bayern einen solchen Eindruck, daß Ludwig XIV. ihn als Beichtvater für seine Schwiegertochter verlangte. So mußte der Pater, ein Sohn des Schlettstadter Bürgermeisters Frey, am 7. Mai 1680 dem Kolleg Lebewohl sagen und mit Eilpost nach Paris reisen[4]. Am 13. Oktober 1681 kam Ludwig XIV. selbst nach Schlettstadt und wohnte am folgenden Tage mit der Königin und dem Hofe der Messe in der Jesuitenkirche bei; sein frommes Verhalten wird in den Berichten ausführlich geschildert, ebenso wie seine Leutseligkeit gegen die Jesuiten[5]. Fast ebenso ausführlich beschreibt die Geschichte des Kollegs den Besuch des Dauphins in Begleitung seines Beichtvaters, des Straßburgers Rektors Dez im Jahre 1690[6].

Die Jesuiten suchten das ihnen entrissene Priorat St. Valentin in Russach, das nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens wie alle andern nach 1624 entrissenen Güter zurückgegeben werden mußte, wieder zu erlangen. Auf den Rat des Kurfürsten von Mainz wandten sie sich deshalb an den Kaiser[7]. Dieser schrieb am 7. Juni 1651 an seinen Bruder Leopold Wilhelm, Bischof von Straßburg: Bis auf das Jahr 1634 haben die Jesuiten das ihrem Kolleg zu Schlettstadt inkorporierte Priorat St Valentin in Russach „in ruhiger Possession innegehabt und in demselben ihr exercitium religiosum verrichtet", bis endlich bei dem schwedischen Einfall „in gedachtes Priorat ein französischer Religiosus introduciret worden, welchen der in Colmar gelegene französische Kommandant zu manuteniren und die Patres der Possession mit Gewalt zu entsetzen sich unterstanden, gestalten dann selbiger introducierte Geistliche solche gewaltsamlich ergriffene Possession sowohl wider den im Reich publicirten und ihm insinuirten Friedensschluß als auch gegen Ew. Liebden Befehle noch immerdar widerspenstig continuiren tut. Sintemalen aber

[1] Geny II, 72, 179, 181.

[2] Geny II, 67, 72, 127, 130, 136.

[3] Geny II, 140 ff.

[4] Geny II, 108. Vergl. S. L. Ehrhard, Mariage du Grand Dauphin et de Marie Christine de Bavière. Revue cathol. d'Alsace 14 (1895).

[5] Geny II, 111 ff. In des Königs Begleitung befand sich auch P. de la Chaize „regi a confessionibus, vir suavissimis moribus, humanissima caritate cum luce virtutis eximiae, quae amorem authoritatemque ei apud regem et aulam regiam conciliat".

[6] Geny II, 147 f.

[7] Vergl. Geny II, 43 ff., 630 ff.

vermög des Friedensschlusses ein jeder in den Stand, worin er anno 1624 gewesen, zu restituiren und das Collegium zu Schlettstadt nit allein 1624 sondern lange Jahre zuvor in Possession vorbesagten Priorats ruhig gewesen, haben uns besagte Patres um Erteilung unserer kaiserlichen Restitutionscommission gebeten". Deshalb ersucht der Kaiser den Bischof den „Patres zur wirklichen Restitution und Possession gedachten Priorats schleunig zu verhelfen".[1] Diese Restitution war bereits am Tage vorher erfolgt.

Schon unter dem 13. April 1651 hatten Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Ruffach beurkundet, „daß die Jesuiten anno 1618 von Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, unserem gnädigsten Fürsten und Herrn in St. Valentins Gotteshaus allhier immittiert und eingesetzt, dasselbe auch ruhiglich bis anno 1634 besessen, hernacher zwar vermittelst der Franzosen das Kloster mit einem welschen Prior besetzt aber volgends wieder durch Herrn P. Nicolaum der Sozietät Jesu in Possession genommen bis ungefähr anno 1640, in welchem Jahr er wieder durch Gewalt der Franzosen aus der Stadt geführt und abgeschafft worden".[2]

Und am 2. Juni 1651 beurkunden Schultheiß, Stadtschreiber und drei Ratsherrn von Ruffach, daß der Befehl der hochfürstl. bischöfl. Straßburgischen Regierung, die Herrn Patres S. J. zu Schlettstadt in das Gotteshaus St. Valentin zu Ruffach einzusetzen, durch den Landschreiber Willenmann heute in unserer Gegenwart in der Güte exequiert, darauf der P. Prior mit Protestation das Gotteshaus dem Herrn P. Rectori cedirt und wirklich eingeräumt hat[3].

Der Prior verklagte nun den Rektor bei dem französischen Gouverneur von Breisach, der den Befehl erließ, den Prior wieder einzusetzen. Ebenso entschied das Gericht von Breisach und die letzte Instanz in Paris. Der Rat von Ruffach und der Rektor von Schlettstadt störten sich nicht an die inkompetenten französischen Sprüche und wurden darin von dem Bischof von Straßburg nachdrücklichst unterstützt. In einer Verteidigungsschrift wird hervorgehoben: Der Streit über St. Valentin gehört gar nicht nach Paris, da das Priorat nicht auf französischem Gebiet liegt, sondern in Ruffach, das als Landesherrn dem Bischof von Straßburg unterworfen ist; zudem ist der Rektor von Schlettstadt weder nach Paris citirt worden, noch hat er dort eine Vertretung gehabt[4].

In der Residenz Ruffach arbeiteten gewöhnlich zwei Patres und ein Bruder. Das Haupt des heiligen Valentin, das wegen des Krieges zuerst nach Bessançon, dann nach Schlettstadt geflüchtet worden, wurde 1653 unter großer Feierlichkeit in die Prioratskirche zurückgebracht. Mai 1682 führte man auch hier die Bruderschaft von der Todesangst Christi ein. Ein Pater hielt eine kleine Grammatikschule; 1681 wurden sechs Schüler, die zwei Jahre Unterricht genossen, an verschiedene Gymnasien geschickt[5].

Am 3. September 1681 wurde Straßburg durch französische Truppen besetzt. In der Stadt „zeigte sich keine Spur einer nationalen Regung über die Lostrennung

[1] Wortlaut bei Geny II, 630 f.

[2] Wortlaut l. c. 632. Über die Art und Weise S. 43.

[3] Wortlaut l. c. 632 f.

[4] Näheres in der Druckschrift (von P. Heinr. Mayer) Rationes juris et facti ex titulis trium collegiorum S. J. Friburgi (Brisgoiae), Selestadii et Ensishemii contra falsas expositiones et invasiones violentas D. Pauli Vuillaume, Lotharingi . . . In causa trium prioratuum in Alsatia, S. Morandi prope Alt Kirchium, S. Valentini in Ruffach, et S. Jacobi in Veldpach 12 p. in Stadtbibl. Mainz. Vergl. Geny II, 45. Die Jesuiten von Freiburg wurden durch Urteil vom 8. Juni 1655 wieder in den Besitz von St. Morand eingesetzt. Die Akten im Bez.-Arch. zu Kolmar. Über St. Morand vergl. Revue catholique d'Alsace 1862, 10 ff.

[5] Die Rektoren waren: Joh. Homphaeus 1648, Joh. Cremer 51, Joh. Groß 54, Aug. Bildstein 57, Heinr. Rhein 59, Phil. Bartholomaei

der Stadt vom Deutschen Reiche . . . Ruhe und Indolenz, Zufriedenheit mit den neuen Verhältnissen bildeten die charakteristische Stimmung der Bevölkerung". In der Kapitulation von 1681 war Religionsfreiheit gewährt und nur der Dom dem Bischof zugesprochen worden. Den Katholiken blieb nach wie vor das Rathaus versagt. In einer Denkschrift von Straßburger Katholiken vom Juli 1684 an Louvois wird über die schlechte Behandlung der Katholiken durch die lutherische Bürgerschaft lebhafte Klage geführt. Auf alle Weise wurde ihnen das Leben schwer gemacht. Jeder Verkehr sei mit ihnen abgebrochen; die Prediger verboten auf der Kanzel, mit ihnen Handel zu treiben. Eine Besserung sei nur möglich, wenn es gelinge, einen einheimischen Katholiken in den Rat zu bringen, der für seine Glaubensgenossen eintreten könne[1].

Am 21. Oktober 1681 fand nach einer Unterbrechung von 120 Jahren der erste katholische Gottesdienst im Münster statt. Es waren nur wenige Katholiken vorhanden. Noch 15 Jahre später (1697) gab es erst 168 katholische gegen 3295 protestantische Bürger[2].

Eine Denkschrift aus den ersten Monaten des Jahres 1686 — vielleicht von P. L'Empereur — verlangt vor allem ein Edikt des Königs, in welchem derselbe erkläre, er habe mit Schmerz vernommen, wie die protestantischen Prediger und Pastoren zur Verhinderung der Konversionen tagtäglich eine Menge von Fabeln und Verleumdungen gegen die katholische Religion verbreiten. Sie zeigen dadurch offenbar, daß sie die katholischen Dogmen nicht kennen oder sie absichtlich entstellen. Deshalb sollten die Prediger und Professoren vor dem kgl. Prätor Obrecht versammelt und ihnen ihre Irrtümer nachgewiesen, ferner sollte ihnen im Namen des Königs verboten werden, Fabeln und Verleumdungen gegen die katholische Religion zu verbreiten; statt dessen sollten sie lieber dem Wunsche des Königs entsprechend sich wieder mit der katholischen Kirche vereinigen. Zu gleicher Zeit sollten in den drei katholischen Kirchen täglich leichtfaßliche Instruktionen über die Rückkehr zur Kirche gehalten werden, wozu die Protestanten durch Plakate und durch die Schüler einzuladen seien. Vor allen müßte ein kurzer Kontrovers-Katechismus veröffentlicht und in alle Familien verbreitet werden. Auch wäre es gut, die Schrift, die P. Dez über die Wiedervereinigung verfaßt, in französischer und deutscher Sprache zu veröffentlichen. Ein sanfter Zwang durch den König wie in Frankreich dürfte gute Dienste leisten[3]. In jedem Falle erreiche man mit der Ausführung dieser Vorschläge, daß die Protestanten unterrichtet und von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt würden[4].

Ein deutscher Jesuit ward als Domprediger ausersehen. Die Geschichte des Kollegs von Speyer berichtet darüber zum Jahre 1682: Der Rektor des Kollegs P. Adam Reifſchneider, wurde am 13. November (1682), ungefähr sechs Monate vor Beendigung seines Trienniums, nach Straßburg berufen, um in dieser vom französischen Könige besetzten Stadt mit P. Georg Haan eine neue Missionsstation

63, Friedr. Fuhrman 67, Adolf Kraushaar 70, Wilh. Düngen 74. Andr. Frey 78, Georg Harlaß 80, Kasp. Walter 85, Phil. Willeman 88, Adam Bichweiler 91 († 91), Franz Reutter Vizer. 91, Lorenz Öſtringer 92, Valentin Wolff 96, Joh. Pompermetz Vizer. 1700, Joh. Willermin 1701.

[1] Alb. Metzenthin, Ulrich Obrecht 1684—1701 (1914) S. 3, 23.

[2] Ch. Fr. Boegner, Etudes historiques sur l'église protest. de Strasbourg 1681—1727 (1851) 19; R. Reuß, Louis XIV. et l'église protest. de Strasbourg (1887) 20 f.

[3] Et si l'on trouve encore de la difficulté, on déliberera s'il faut prier Sa. Majesté d'employer les douces violences dont on s'est servi en France pour déterminer ceux qui demandent un prétext de cette nature pour abandonner une religion dont ils connoissent la fausseté.

[4] Wortlaut bei R. Reuß, Louis XIV. et l'église protest. de Strasbourg 139—145.

zu beginnen und die Domkanzel zu versehen. Und zum folgenden Jahre 1683 erzählt dieselbe Geschichte: Nach Beendigung der Volksmissionen im Speyerer Bistum wurden die (2) Missionäre von dem Intendanten von Straßburg im Namen des Rex christianissimus gerufen, um Missionen abzuhalten im Gebiet von Germersheim und Weißenburg und in den übrigen lutherischen und kalvinischen Orten des Unterelsaß[1].

Der Fürstbischof Egon von Fürstenberg errichtete am 8. Juli 1683 in Straßburg ein bischöfliches Seminar und berief dafür französische Jesuiten aus der Ordensprovinz Champagne[2]. Die Eröffnung erfolgte am 8. März 1684.

In dem ersten Personal-Katalog des Straßburger Seminars vom Jahre 1683 finden sich unter dem Rektor Johann Dez mehrere Prediger und Beichtväter, darunter ein deutscher Prediger[3], ferner ein deutscher Operarius, der zugleich deutscher Instruktor für die Seminaristen war und unter den Brüdern ein Nikolaus Kistmaker, Architekt. Von Professoren werden aufgezählt je einer für scholastische Theologie und Philosophie. Im folgenden Jahre traten zwei weitere Professoren für Moraltheologie und Philosophie hinzu.

Nach dem Triennal-Katalog von 1685 zählte das Seminar von Straßburg zehn Priester und fünf Brüder. Das Seminar ist verpflichtet zu vier Vorlesungen in der Theologie und zwei in der Philosophie. Außer dem Rektor und Prokurator muß es unterhalten zwei Prediger für den Dom, zwei Operarii, zwei Missionäre und einen Instruktor. Die jährlichen Einkünfte betragen 18000 Livres[4], wovon 20 Jesuiten und 34 Seminaristen unterhalten werden können. Von den 34 Seminaristen waren 26 vom König, 8 vom Bischof und Kapitel gestiftet und sie erhielten Wohnung, Nahrung und Kleidung (vestitus externus).

Da dem Seminar der Unterbau fehlte, bemühte sich P. Dez sehr für die Gründung eines Kollegs, für welches der König bereitwillig 4000 Livres und den Bruderhof bewilligte[5]. Wie die Briefe des Generals de Noyelle an Dez und den Provinzial Camaret zeigen[6], wünschte man in Rom ein langsameres Vorgehen und wollte besonders nicht in die Personalunion des Obern für Seminar und Kolleg einwilligen; schließlich mußte man sich aber in allem dem Willen des Königs fügen. Dez wurde auch Rektor des Kollegs und blieb dies bis zu seiner Ernennung zum Provinzial der Champagne 18. Juni 1691. Ihm folgte als Rektor P. Daubenton.

Das Kolleg erhielt den Namen Collège royal (das protestantische Gymnasium hieß Collège de l'Université). Im November 1685 errichteten die Patres eine Faculté des langues und eine Faculté de philosophie und verlangten von der protestantischen Universität das Recht, die Grade zu verleihen[7]. Am 10. November 1685 gab die Universität das Recht, die Grade des philosophischen und theologischen Doktorats zu erteilen.

Das Collegium et Seminarium Argentinense weist auch in den Katalogen bald einen erhöhten Personenstand auf. Im Jahre 1690 waren dort 41 Jesuiten, 26 Priester, 4 Magistri, 6 Scholastiker der Theologie (darunter 4 Priester) und 9 Brüder. An Professoren stellte es für Grammatik 3, für Humanität und Rhetorik 1, für Philosophie 2, für Theologie 4. Die reinen Einkünfte betrugen 23500 Livres, außerdem an jährlichen Einkünften für die Bibliothek 800 Livres. Die Schulden betrugen wegen Ankaufs eines Hauses für die Konviktoren 13000 Livres,

[1] *Hist. Rhen. sup. 1683 f.

[2] Vergl. R. Reuß, L'Alsace au 17ème siècle (1897) II, 330. Das königl. Patent in Betr. des Seminars vom 26. November 1683 in den Ordonances d'Alsasse I, 132.

[3] Reschenehder verballhornt aus Reifschneider.

[4] 1 Livre = 1 Mk.

[5] Vergl. Reuß, l. c. II, 360. Das königl. Patent für das Kolleg vom 27. Sept. 1685 in den Ordonances d'Alsasse I, 151.

[6] 9 und 30. Okt., 6. Nov. 1685.

[7] Reuß II, 360.

zu deren Abzahlung der König 10000 Livres versprochen. Das Konvikt wurde 1698 eröffnet; im folgenden Schuljahre 1699/1700 zählte es 40 Konviktoren aus Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die der stets wachsende Ruf des Hauses angezogen, wie die Jahresberichte beifügen. Nach einem Dekret des Kapitels vom Jahre 1699 mußten die Junioren des Kapitels im Konvikt ihren Studien obliegen.

Im Jahre 1696 waren am Gymnasium fünf Lehrer für ebensoviele Klassen, außerdem noch je ein Lehrer für Deutsch und Französisch. In den höheren Studien lehrten zwei Professoren scholastische Theologie, einer Moral und Heilige Schrift, einer kanonisches Recht und zwei Philosophie; 1700 war auch außerdem noch ein Professor für Mathematik vorhanden. Die Schülerzahl wird in den Triennal-Katalogen 1690 mit 100, 1696 mit 180 und 1700 mit 250 angegeben.

Neben der Schultätigkeit entfalteten die Patres einen großen Eifer in der Seelsorge besonders für die Rückführung zur katholischen Kirche. Es war hier besonders der als Organisator und Redner gleich tüchtige P. Dez, der dafür rastlos tätig war. Durch Plakate in französischer und deutscher Sprache kündigte er Predigten an zur Erklärung der Augsburger Konfession. Dieselben fanden dreimal in der Woche während dreier Monate in der Kathedrale statt und hatten großen Zulauf. Etwas erweitert erschienen die Predigten 1687 im Druck[1]. Der Inhalt ist klar und bündig, alles wird mit dem Texte der Augsburger Konfession, des Konzils von Trient usw. genau belegt. Das Buch hält sich frei von allen Schmähungen; seine Maßhaltung wurde auch von den Gegnern anerkannt.

In der Antwort auf die protestantischen Gegenschriften bemerkte P. Dez im Jahre 1701: Als der Autor dieser Schrift nach Straßburg geschickt wurde, erkannte er bald, daß man dort in einer vollständigen Unwissenheit über unsere Lehren lebte. Das ist gar nicht, so sagte er sich, die römische Kirche, vor der die Protestanten in Straßburg Abscheu haben, das ist eine chimerische Gemeinschaft, ein Zerrbild, unter dem man ihnen die katholische Kirche vorgestellt hat. So grob dieser Betrug ist, so hat er doch allen erwünschten Erfolg gehabt, und es war Niemand da, der wagte, diesen Betrug zu entschleiern. Um dies zu erreichen, glaubte der Verfasser zum Ziele zu gelangen, wenn man öffentlich durch Vergleich der Augsburger Konfession und des Konzils von Trient zeigte, worin die Katholiken und Protestanten bei jedem Artikel übereinstimmten und worin sie von einander abwichen, und der für die Abweichungen der Katholiken die notwendigen Gründe anführte. Die Protestanten würden sich dann überzeugen, daß ihre Trennung von der Kirche nicht auf Grundirrtümern der Kirche, sondern auf einer der Kirche fälschlich imputirten Lehre beruhe[2]. Der große Erfolg, von dem P. Dez dann spricht, beruht sicher zum Teil gerade auf dieser Erkenntnis der Konvertiten, daß man ihnen bisher nur ein Zerrbild der katholischen Lehre vorgehalten hatte.

Die Seelsorgstätigkeit entfaltete sich mit den Jahren noch mehr. Der Triennal-Katalog von 1690 zählt auf ständige gutbesuchte Predigten, Kontroversen und Katechesen im Dom in beiden Sprachen, französisch und deutsch, an allen Sonn- und den meisten Festtagen. Außerdem war allsonntäglich eine Predigt für die adeligen Kriegsschüler auf der Burg und im Militärhospital außerhalb der Stadt, ferner jeden Sonntag abwechselnd eine Predigt für die Caritas-Bruderschaft und das Zufluchtshaus. Alljährlich wurden die geistlichen Übungen den Pfarrern der Diözese und vielen anderen Priestern gegeben. Für die wöchentliche Predigt und Katechese im Dom waren 1696 vier Patres beschäftigt. Außer der Bruderschaft

[1] Vergl. Boegner 32 ff.

[2] La Réunion des Protestants de Strasbourg à l'église Romaine 2. Ed. Paris 1701, 432 ff.

von der Todesangst bestanden 1700 zwei Kongregationen, eine für die Bürger mit 120, die zweite für die Studenten mit 80 Mitgliedern. Daneben wurden fleißig die Kranken und Kerker besucht, wobei man es nicht bei geistlicher Hilfe beließ, sondern auch für die leiblichen Nöten sorgte, besonders war dies der Fall, wenn die vielen Soldaten in den Winterquartieren lagen und die Hospitäler füllten[1].

Durch sieben Missionäre wurden Volksmissionen im Ober- und Unter-Elsaß abgehalten (1690). Die Predigten waren so besucht, daß sie vielfach außerhalb der Kirche gehalten werden mußten. Auch hier war die Ergriffenheit des Volkes sehr groß und eine tiefe moralische Einwirkung nicht zu verkennen.

Auch Kolmar erhielt wieder eine Niederlassung. Die Jahresberichte der oberdeutschen Provinz bringen zum Jahre 1685 einen Rückblick auf die frühere Tätigkeit der Jesuiten in Kolmar[2] und erzählen den neuen Versuch von 1685—1687. Auf Einladung des französischen Befehlshabers im Elsaß schickte der Bischof von Basel zwei Patres aus dem Kolleg von Pruntrut nach Kolmar. Michaeli 1685 wurde eine Mission begonnen mit Predigt und Unterricht in der Hauptkirche. Einer der beiden Missionäre, P. Balthasar Cysat, der sich durch seinen Eifer in Werken der christlichen Liebe sehr beliebt gemacht hatte, starb bereits März 1686. Die Arbeiten der Mission in Kolmar und Umgegend wurden von zwei anderen Patres fortgesetzt bis zum 5. Januar 1687. An diesem Tage nahmen die beiden Abschied von ihren Zuhörern, der eine in der Vormittags-, der andere in der Nachmittagspredigt. Die Jahresberichte beschließen ihren Bericht mit den Worten: Es ist zu hoffen, daß die Gesellschaft die von so vielen gewünschte und nur ungern aufgegebene Station einst zu einem ständigen Sitze erhalten wird.

Dieser Wunsch sollte sich im Jahre 1698 erfüllen. Kolmar, das damals gegen 10000 Einwohner zählte, erhielt in diesem Jahre eine Residenz.

Eine königliche Ordre vom 1. Juni 1698 befahl dem Magistrat, den Jesuiten das Priorat St. Peter und eine Rente von 1000 Livres anzuweisen[3]. Der Magistrat kam durch Beschluß vom 29. August 1698 diesem Befehle nach. Der General Gonzalez hatte am 12. August 1698 seine Zustimmung zur Errichtung einer Schule gegeben. Die Niederlassung zählte anfangs zwei Patres und zwei Magistri (letztere für drei Grammatikalklassen) und einen Bruder. Als erster Oberer wurde 9. Oktober 1698 P. Johann Gousselin ernannt, P. Jakob Scheffmaker war deutscher Prediger und Präfekt der Schule. Wie Straßburg unterstand auch Kolmar der Provinz Champagne. Die kleine Schule wurde am 19. Oktober 1698 eröffnet. Die Zahl der Schüler gibt der Triennal-Katalog von 1700 mit 80 an. Bei den Katholiken, die seit ihrer Jugend keinen Unterricht in der Religion empfangen, zeigte sich eine große Unwissenheit, die man durch häufige Predigten und Katechesen sowohl in deutscher als französischer Sprache zu heben suchte. Die Predigten wurden bald so besucht, daß die Kirche die Besucher nicht alle fassen konnte. Für die armen Katholiken erreichte man eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder zur Katechese und Schule schickten. Obgleich die Patres alles taten, sich das Wohlwollen der Protestanten zu erwerben, legten diese ihren Arbeiten große Hindernisse in den Weg.

[1] Die französischen und deutschen Patres wohnten anfangs in getrennten Häusern. Der General drang auf deren Vereinigung (15. Dez. 1682 und 23. Jan. 1683). Alle Patres unterstanden dem Provinzial der Champagne (27. Febr. 1683).

[2] Vergl. Bd. II, 275 ff.

[3] Die Aktenstücke bei Jul. Fée, Memoires des P. P. Jesuites du collège de Colmar 1698—1750. Colmar 1872; vergl. Reuß l. c. II, 463 ff., 362.

Viertes Kapitel.

Die oberdeutsche Provinz.

Wachstum. — Zustand. — Visitation. — Niederlassungen. Bayern: München (Ebersberg, Freising), Altötting, Ingolstadt (Biburg), Landshut, Augsburg, Dillingen (Öttingen), Landsberg, Mindelheim, Kaufbeuren, Eichstätt, Neuburg, Amberg, Sulzbach, Weiden (Pfälzer Mission), Burghausen, Regensburg, Straubing. Württemberg: Ellwangen, Rottenburg, Rottweil. Baden: Freiburg, Konstanz. Elsaß: Ensisheim. Tirol-Vorarlberg: Innsbruck, Hall, Trient, Feldkirch. Schweiz: Luzern (Bellinzona), Solothurn, Freiburg, Pruntrut, Siders, Leuk, Brig.

Die oberdeutsche Provinz hatte im Jahre 1630 ihren höchsten Stand von 820 Mitgliedern erreicht, der dann durch den Krieg auf 558 sank (1639) und schließlich (1650) wieder 637 betrug. Wenn auch langsam, so stieg diese Zahl doch stetig, erreichte 1663 die frühere höchste Ziffer, um sich in den folgenden Jahren mit kleinen Schwankungen auf dieser Höhe zu erhalten. Vom Jahre 1686 beginnt dann wieder ein anhaltendes Steigen bis zum Jahre 1697 mit 920 Mitgliedern, die im Jahre 1700 nur auf 906 gefallen sind. Die Mitgliederzahl weist somit auf eine erfreuliche Weiterentwicklung hin[1].

Die Zahl der Niederlassungen, die 1601—1650 sich fast verdoppelt hatte, bleibt nunmehr fast konstant. Die Gesamtzahl der Niederlassungen fiel von rund 40 im Jahre 1653 auf 36 im Jahre 1670 und 34 im Jahre 1675 und blieb so bis 1700. Die Zahl der Kollegien, die im Jahre 1652 21 betrug, stieg im Jahre 1688 auf 24 und hielt sich die folgenden Jahre auf dieser Höhe. Daneben gab es noch zwei Prüfungshäuser, ein Noviziat und ein Tertiat, und durchgehends schließlich sieben Residenzen und eine Mission. Die Kollegien zeigen also eine kleine Zunahme, die Residenzen und Missionsstationen eine etwas größere Abnahme[2].

Der Zustand der Provinz blieb im allgemeinen ein guter und erfreulicher[3]. Die Generale erklärten wiederholt ihre volle Zufriedenheit. Was Ihre Provinz angeht, so schreibt Oliva am 14. Februar 1671 an den Provinzial Raßler, so hat Ihre Wachsamkeit und Mühewaltung bewirkt, daß sie das frühere Lob verdient,

---

[1] Im Jahre 1683 betrug die Zahl der Aufgenommenen 24, der Gestorbenen 16, der Entlassenen 4; für 1684: 31, 31, 2; für 1685: 39, 24, 6; für 1686: 36, 31, 1.

[2] Die Tätigkeit der Provinz in der Seelsorge veranschaulichen die Zahlen zu den Jahresbriefen von 1686: Kommunionen 1471844, Exerzitanten 279, Konvertiten 480; für 1685: 1290586, 112, 439; 1684: 1264916, 110, 220; 1683: 1434931, 83, 241.

[3] P. Christoph Schorrer, der während der Erkrankung des Generals Nickel das Amt des Generalvikars versehen, wurde am 13. Oktober 1661 zum Visitator der oberdeutschen Provinz ernannt. Sein Visitationsbericht trägt das Datum vom 29. Dezember 1664. M. R. Jes. Fasz. 1.

und für das Ganze habe ich nichts besonderes auszusetzen. Im einzelnen wünscht dann Oliva u. a. größeren Eifer für die Förderung der humanistischen Studien, bei einzelnen Rektoren mehr Milde; auch ließen sich dieselben den Titel „Hochwürdigster“ geben: das verstoße doch sehr gegen unsere Einfachheit, nicht einmal die Generale würden so genannt. In Mindelheim seien der Rektor und zwei andere Patres zu französisch gesinnt, was auch bei Auswärtigen Anstoß errege. Dem folgenden Provinzial Muglin drückte Oliva am 5. März 1672 ebenfalls seine große Zufriedenheit aus und lobt besonders, daß der Provinzial strebe, alle zufrieden und fröhlich zu machen. An die Ausstellungen, die er mitteile, knüpft der General die Mahnung, der Provinzial möge zuerst gut zusehen, ob das Berichtete auch alles sich so verhalte, wie es geschrieben worden, und dann erst seine Maßregeln treffen: „ich will lieber spätern oder gar keinen Tadel, als daß auch nur einer unschuldigerweise betrübt oder gedrückt wird, wenn er erfährt, daß über ihn ohne seine Schuld nach Rom berichtet worden ist“.

Eines der dann folgenden Monita zeigt, wie sehr Oliva auch eine gute Behandlung der weltlichen Untertanen am Herzen lag. Bei Trient lobt er die gute Disziplin, verlangt aber vom Prokurator größere Milde, weil er die Bauern hart und fast barbarisch behandeln solle. In Freiburg in der Schweiz müsse der Chauvinismus, der dort mehr und mehr eingedrungen sein solle, unterdrückt werden. Im folgenden Jahre schreibt Oliva am 11. Februar 1673 dem Provinzial: Soweit ich aus den Briefen der Konsultoren ersehen kann, verlangt Ihre Provinz mehr eine Empfehlung (commendatio) als eine Besserung (emendatio). Nur einige wenige Punkte sind zu bessern oder zu vervollkommnen. Daß der Minister zugleich Konsultor ist, muß in Amberg sowohl als in allen Kollegien vermieden werden, es sei denn, daß keine andere geeignete Person vorhanden. Allen Rektoren soll Liebe gegen die Kranken in der dringendsten Weise empfohlen werden. Das Kolleg von Ingolstadt gereicht mir zum großen Troste, aber die Minister dürfen nicht häufig gewechselt werden, auch sollen es Männer sein, denen ein reiferes Alter größere Auktorität verleiht. Bei Luzern tadelt der General, daß Wein einer geringeren Güte beim heiligen Meßopfer verwandt werde. In München verdient der Prediger großes Lob, aber es liegt ein Mangel vor im Besuch der Kranken, besonders der Armen. Ew. Hochwürden mögen zusehen, ob es sich nicht empfiehlt, die Distrikte der Stadt unter die Patres zu verteilen, doch so, daß wenn einer namentlich begehrt wird, dieser auch in einem andern Distrikt die Kranken besuchen kann. Der Rektor von Regensburg ist treu, aber viel zu wenig milde und allzusehr um Zeitliches bekümmert. Auch ängstigt mich, daß schon seit einigen Jahren aus der Kasse der Kongregation Geld genommen und für das Kolleg verwandt worden ist. Diese Sache empfehle ich gar sehr Ew. Hochwürden, denn es liegt sicher Gefahr vor für den guten Ruf der Gesellschaft. Die alte und lobenswerte Sitte der Provinz, die Reisen zu Fuß zu machen, sollte doch nicht gänzlich abgeschafft werden, obgleich Rücksicht auf die Kräfte zu nehmen ist, damit hierbei nicht ein zu hartes Verfahren Platz greift. Dieselbe Mahnung kehrt in dem Schreiben vom 3. März 1674 wieder, wo noch beigefügt wird, daß nun schon sogar die Tertiarier bei ihrem Scheiden aus dem dritten Prüfungsjahr Pferde und Wagen für die Reise gebrauchen.

Dem Provinzial Mülholzer drückte Oliva am 1. Juni 1680 seine große Freude aus über den guten Stand der Provinz und forderte zum Dank gegen Gott auf, daß trotz der in der Nachbarschaft wütenden Pest weder die religiöse Disziplin noch die Sorge für das Seelenheil des Nächsten nachgelassen habe. Der Provinzial habe seiner Erwartung vollkommen entsprochen; er möge den Obern, die ihr Amt

gut verwaltet, in seinem Namen den Dank der Gesellschaft aussprechen und sie zur freudigen Weiterführung ihres Amtes ermuntern. Rügen seien nur zu erteilen, wenn die Dinge, die nach Rom berichtet worden, sich nach genauer Untersuchung als wahr erwiesen hätten. Dies gelte auch von allen anderen Anschuldigungen. Im einzelnen wünscht dann Oliva u. a. bessere Ordnung der Bibliotheken, damit die Bücher leichter gefunden werden könnten; auch sollten die Bücher, die nur in einem Exemplar vorhanden, nicht längere Zeit der Bibliothek zum Privatgebrauch entzogen werden[1].

Der Nachfolger des P. Oliva, P. Karl de Noyelle, zeigte sich in seinen Briefen ebenso befriedigt über den Stand der Provinz. Am 27. März 1683 schrieb er dem Provinzial Truchseß, im allgemeinen lasse der Stand der Provinz nichts zu wünschen übrig, nur sollten die humanistischen Studien wieder auf die frühere Höhe gebracht werden. Auch er betont am 13. April 1686 dem Provinzial Willi: weil ich nur wiedergebe, was mir berichtet wurde, verlange ich für mich selbst keine Glaubwürdigkeit. Ew. Hochwürden werden untersuchen, ob sich alles genau so verhält, und nicht eher Maßregeln treffen, als bis Sie sich von deren Notwendigkeit überzeugt haben[2].

In den Briefen des strengen P. Gonzalez kehrt wiederholt der Ausdruck der Freude wieder über den guten Stand der Provinz, wenn er auch im einzelnen mehr als seine Vorgänger auszusetzen hat[3].

Nachdem Gonzalez am 7. Mai 1695 dem Provinzial Ininger seine Ernennung zum Visitator der österreichischen Provinz mitgeteilt, fügte er bei: der österreichische Provinzial ist zum Visitator der oberdeutschen Provinz bestimmt, nicht um zu verbessern, sondern um zu sichern, was Ew. Hochwürden angeordnet, da ich mit Ihrer Leitung durchaus zufrieden war. Die Anordnung der Visitationen ist aber deshalb nötig, um größere Gleichheit in benachbarten Provinzen herbeizuführen[4].

Über den Stand der oberdeutschen Provinz — so schrieb Gonzalez am 2. Juli 1695 dem österreichischen Provinzial Albert Mechtl — wird Sie der bisherige Provinzial P. Ininger unterrichten: ich habe Visitatoren in zehn europäische und vier außereuropäische Provinzen geschickt und mit der römischen und den Provinzen Italiens den Anfang gemacht[5].

Eine besondere Instruktion über Mißstände sei nicht erforderlich, so erklärte Gonzalez am 24. September 1695 dem Visitator, der am 4. August 1695 sein Amt in der oberdeutschen Provinz angetreten, er möge nur darauf achten, daß die vor zwei Jahren von dem General approbierten Gewohnheiten genau beachtet würden.

Daß der Zustand der Provinz ein guter war, beweisen auch die vielfachen Bemühungen, um neue Niederlassungen zu erlangen. So schreibt der General Nickel am 26. Juli 1653 an den Provinzial Spaiser: Das große Lob der Stadt Ehingen über die Gesellschaft habe ihn sehr gefreut, aber er könne das angebotene Kolleg nicht eher annehmen, als bis für hinreichende Fundation gesorgt sei, damit man nicht später mit Not zu kämpfen habe. Ebenso baten Biberach 1661, Rapperswil und Lucarno 1660 dringend um ein Kolleg[6].

Die finanzielle Lage der Provinz blieb infolge der langen Kriege noch viele Jahre eine gedrückte. Zahlreich sind die Briefe der Generale an die Rektoren der

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. 1. Juni 1686 an denselben.

[3] Vergl. z. B. die Briefe vom 26. Februar und 20. August 1695 an den Ingolst. Rektor Rhem.

[4] *Germ. sup. soli.

[5] *Austria soli 1678—1734.

[6] *Orig. M. R. jes. 88. Rotenstne an Gobat 16. Febr. 1660, Zürcher an Muglin 3. Aug. 1661, Petrangelo an Muglin 27. Mai 1666.

einzelnen Kollegien, in denen sie deren schlimme materielle Lage tief bedauerten, zugleich aber erklärten, sie sähen nicht, wie einstweilen zu helfen sei[1].

* * *

Bei den Niederlassungen finden wir eine gleichmäßige zeitweilig noch wachsende Entwicklung. Aus den 57 Mitgliedern des Kollegs in **München** im Jahre 1651 wurden in den späteren Jahren gegen oder über 70; die Zahl der Professoren stieg zeitweilig auf 15. Im Jahre 1665 lehrten 10 Lehrer in den 10 Gymnasialklassen, 1690 waren es 12 Klassen mit 12 Lehrern, außerdem noch 3 Professoren für Logik, Moral und Kontroverse. Gegen Ende des Jahrhunderts zählte das Gymnasium 11 Klassen mit 11 Lehrern. Die Schülerzahl schwankte meist zwischen 1100 und 1200, 1666 waren es 1300, 1675 infolge von häufigem Durchsieben und Entlassung der Unfähigen noch über 1000. Aus dieser großen Zahl wurden durchschnittlich 5 Prozent Priester oder Ordensleute. So lieferte die Studienanstalt 1652 13 Neupriester und 43 Ordenskandidaten, 1668 waren es 19 Neupriester und 42 Novizen.

Eine sehr eifrige Tätigkeit entfalteten die Münchener Jesuiten in der Seelsorge. Im Jahre 1651 waren an den einzelnen Sonntagen 22 Patres beschäftigt mit Predigen und Katechesieren. Im Jahre 1675 hielten jeden Sonntag 21 Patres Katechesen, Exhorten oder Predigten an ebensovielen Orten. In der Stadt selbst versahen die Jesuiten an allen Sonn- und Festtagen vier Kanzeln in drei Pfarrkirchen und am Hofe. Dazu kamen die Predigten für die Studenten, für die sechs Kongregationen, ferner im Advent und in der Fastenzeit die sehr beliebten Exempelpredigten. Die Zahl der ständigen Katechesen in und außerhalb der Stadt betrug durchschnittlich 10—14. Im Jahre 1698 werden „Katechesen an 21 Orten" erwähnt. Zum Jahre 1651 heißt es: die Christenlehre hat man dieses Jahr wieder begonnen in Haidhausen und Sendling. Ständige Missionen oder Exkursionen unternahm man nach Möschenfeld, Tauffkirchen, Weyarn, Forstenried, oft auch nach Andechs. Eine Mission in Türkheim (Schwaben) beschäftigte 1685 von Frühjahr bis Herbst zwei Patres und 1689 das ganze Jahr einen Pater. Große fortgesetzte Arbeit verursachte der Eifer des Volkes im Empfang der heiligen Sakramente. Die Kommunionen stiegen von 88000 im Jahre 1652 auf fast das Doppelte 162600 im Jahre 1694, sanken dann aber bis 1700 auf 136000. Allein während der drei Fastnachtstage 1663 wurden 5000 Kommunionen in der Jesuitenkirche ausgeteilt. Die Zahl der Konvertiten schwankt zwischen 10—55 jährlich.

Bei Gelegenheit der Jubelfeier von St. Michael im Jahre 1697 hob der Abt Balduin von Fürstenfeld in seiner Festpredigt hervor: Während dieser 100 Jahre waren die ersten Jahre 3—4000 Beichten und Kommunionen, bald ist diese Zahl jährlich auf 30—40000 gestiegen, die letzten 40 Jahre waren es 100—150000 jährlich. In diesen hundert Jahren sind aus dem allhiesigen Kolleg über 3000 Kandidaten in verschiedene Orden eingetreten, deren viele wie ich zu hohen Würden gelangt sind. Für die liebe Stadt München hat die Gesellschaft gearbeitet Tag und Nacht, früh und spät, im sitzen und schwitzen, im gehen und laufen, auch mit

[1] Die Provinziale waren: Christof Schorrer 3. April 1650, Georg Spaiser 5. Mai 52, Servilian Veihelin 5. Mai 55, Georg Muglin 9. Juni 58, Christof Schorrer Visit. und Vize-Prov. 24. Sept. 61, Servil. Veihelin 28. Jan. 65, Jak. Raßler 17. April 68, Georg Muglin 21. April 71, Joh. Thanner 24. April 74, Bened. Painter 26. Dez. 75, Frid. Mülholzer 26. Dez. 78, Eusebius Truchseß 5. Nov. 82, Jak. Willi 3. März 86, Bened. Painter 24. Febr. 90, Frid. Juinger 12. März 93, Albert Mechtl Visit. und Vizeprov. 4. Aug. 95, Martin Müller 26. Sept. 97, Andr. Waibl 4. Okt. 1700.

augenscheinlicher Gefahr für Gesundheit und Leben, in vornehmen und niedrigen Häusern, in Spitälern und Lazaretten, in Arrest und Gefängnissen, in Heimsuchung und Tröstung deiner Kranken und Gefangenen[1].

Es konnte so kaum ausbleiben, daß die Patres sich am Hof und in der Stadt einer großen Beliebtheit erfreuten. Es ist kein Wunder, schrieb der General Oliva an den Münchener Rektor Schorrer, daß uns der Hof und die ganze Stadt wohl geneigt ist, wenn es uns so am Herzen liegt, sich um alle wohlverdient zu machen. Mögen damit alle nach Kräften eifrig fortfahren[2].

In dem alten Kloster **Ebersberg** waren neben den Patres für Seelsorge und Verwaltung zeitweilig gegen 12 Scholastiker und später Tertiarier. Die 16 Personen des Jahres 1651 wuchsen infolgedessen zeitweilig auf 24—28. Das reine Einkommen war je nach den Ernten sehr verschieden, es wechselte zwischen 3000 und 4500 fl. Groß waren die Ausgaben für die vielen Gäste, hoch und niedrig, die nach alter Sitte im Kloster abstiegen und dort gastfrei beherbergt wurden. Dazu trug die Wallfahrt zum heiligen Sebastian das ihrige bei. Im Jahre 1674 zählte man 74 Prozessionen. Beim Jahre 1652 heißt es: In diesem Jahre kamen zum heiligen Sebastian fünfmal die Herzoge von Bayern und begnügten sich mit der Wohnung bei uns, außerdem sehr häufig andere hohe Adelige. Die Wallfahrer gaben viele Arbeit im Beichtstuhl. Die Zahl der Kommunionen stieg von 13300 im Jahre 1651 auf 25500 im Jahre 1700. Außer den ständigen Predigten in der Kirche des heiligen Sebastian hielt man an verschiedenen Orten regelmäßig Christenlehre. Häufig waren auch Exkursionen und Missionen in andere Orte. Die Mission in Haag nahm im Jahre 1666 und 1667 14 Tage in Anspruch, ebenso 1667 eine Mission in Schwaben. Von anderen oftbesuchten Orten werden genannt Anzing, Erding, Grafing, Unzing, Inding usw.

Im Jahre 1651 hatte der Fürstbischof von Freising für seinen Hof zwei Patres verlangt. Seit dieser Zeit wird **Freising** bis zum Tode des Bischofs 1685 als Missionsstation aufgeführt. Außer beim Hofe suchten sich die Patres auch sonst in der Seelsorge nützlich zu machen, doch scheint man ihrem Eifer Schranken gesetzt zu haben. Im Dom erhielten sie nur einen Beichtstuhl, außerdem durften sie in einer Kirche vor der Stadt die Christenlehre halten. Ihre Lage scheint keine beneidenswerte gewesen zu sein, denn in verschiedenen Briefen des Generals Nickel vom Jahre 1656 und 1657 wird der Provinzial Veihelin aufgefordert, die Patres in Freising zu ermutigen und zu trösten, eine Abberufung sei aber zur Zeit untunlich[3].

Die Niederlassung in dem „deutschen Loreto" **Altötting** hatte in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges 24 Insassen, wovon durchgehends die Hälfte Tertiarier waren[4]. Diese Zahl blieb mit wenigen Schwankungen auch in der Folgezeit[5]. Die Einkünfte stiegen von 3000 auf 4000 fl. Die Erhöhung trat zum Teil schon ein 1655 durch die Stiftung der Kurfürstin-Witwe Maria Anna,

---

[1] Erstes Jubel-Jahr ... von dem hochlöbl. Kollegio der Gesellschaft Jesu zu München im Jahre 1697 den 7. Juli. München 1697. (S. 11 ff.) Die Schrift, die von dem Verlag (Geldern) dem Kolleg gewidmet wurde, enthält die während der Oktav gehaltenen Festpredigten.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. — Die Rektoren waren: Nicas. Widman 1651, Leop. Mancinus 14. Jan. 53, Georg Muglin 16. Jan. 56, Servil. Veihelin Vizer. 19. Juni 58, Rektor 9. Nov. 61, Georg Muglin 14. März 62, Christoph Schorrer 28. Jan. 65, Servil. Veihelin 19. April 68, Christoph Schorrer 20. April 71, Georg Muglin 24. April 74, Eus. Truchseß 30. Sept. 77, Jak. Willi 29. April 81, Eus. Truchseß 3. März 86, Friedr. Mülholzer 8. Nov. 87, Andr. Waibl 15. Mai 91, Ludw. Ruestorff 19. April 95, Georg Spitznagl 14. Juni 1700.

[3] Vergl. 11. März 1656, 10. Febr., 16. Juni, 21. Juli 1657. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] Gesch. II, 208 ff.

[5] Für das Folgende *Catal. und *Litt. ann. Akten im M. R. Jes. 734 ff.

indem zunächst aus den Einkünften der heiligen Kapelle 400 fl. angewiesen wurden. Propst und Kapitel der Kollegiatkirche verlangten und erhielten vom Provinzial Veihelin 26. Juni 1655 einen Revers, daß diese Bewilligung die Rechte des Stiftes in keiner Weise beeinträchtigen solle[1]. April 1697 begann der Bau einer neuen Kirche, die vor Winter noch eingedeckt und Oktober 1698 in Gebrauch genommen werden konnte. Die feierliche Einweihung fand am 29. Oktober 1700 statt. Baumeister war Bruder Thomas Troyer aus Mittersill im Salzburgischen. Emporen, Tonnengewölbe, reichen Stuck, großen Chor (etwa 1/5 der 27 1/2 m betragenden Länge) zeigt die der heiligen Magdalena geweihte Kirche ähnlich wie die übrigen Jesuitenkirchen. Das gut erleuchtete Innere der kleinen Kirche ist nicht unschön, ähnelt aber mehr einem Prunksaal. Die Fassade ist reich, der Turm baut sich über einem verschobenen Achteck auf, das doppelt so breit als tief ist und dadurch von der Fassade aus gesehen einen größeren Eindruck macht[2].

Die Beichten, die in der letzten Zeit zwischen 70 und 80000 geschwankt, hielten sich auf derselben Höhe, stiegen 1681 auf 120000 und betrugen 1700 fast 110000. Die frühere Höchstzahl der Kommunionen (50000) wurde noch weiter gesteigert, indem man 1654 53000, 1679 über 73000 und 1700 über 100000 Kommunionen austeilte. Gegen diese Zahlen sticht die Zahl der Konversionen 1651 und 1655 nur je 2—3 und 1664 nur 6 ganz bedeutend ab. Außer den Predigten in der Propsteikirche an Sonn- und Festtagen hielten die Patres auf den Missionsausflügen noch jährlich durchschnittlich über 50 Predigten und an fünf Orten regelmäßige Katechese in Altötting, Neuötting und drei Dörfern, zu welchen sich auch die Erwachsenen zahlreich einfanden. Außer einer Marianischen Kongregation bestand eine Sodalität (Bruderschaft) zum heiligen Isidor und seit 1665 eine zum heiligen Sebastian mit 500 Mitgliedern, wozu 1680 noch eine Sodalität des heiligen Joseph hinzukam. Die Missionsausflüge besonders in der Weihnachts- und Osterzeit fanden statt nach Mattighofen, Haag, Pichelsdorf, Braunau, Mauskirchen, Utendorf, Peterskirch und Pleiskirch.

In dem Kolleg zu **Ingolstadt** stieg die Zahl der Insassen von 109 im Jahre 1651 auf 143 im Jahre 1690 und 158 im Jahre 1700. Davon waren durchschnittlich 25 Patres, 4 Magistri, 20 Brüder, die übrigen waren Scholastiker, welche Philosophie und Theologie studierten. An der Universität lehrten acht Patres: zwei Dogma, einer Moral, drei Philosophie, einer Mathematik und Hebräisch, einer Ethik; die sechs Klassen des Gymnasiums versahen zwei Patres und vier Magistri. Später 1655 trat noch hinzu ein Professor für Heilige Schrift, die aber nur im Kolleg für die Scholastiker gelesen wurde, und seit 1675 an der Universität einer für Kirchenrecht; im Jahre 1699 waren neun Professuren besetzt. Die Zahl der sechs Lehrkräfte am Gymnasium blieb sich gleich[3]. Die Schülerzahl am Gymnasium bewegte sich durchschnittlich zwischen 206—223, die drei philosophischen Kurse zählten je 40—60, die Moraltheologie 130, die scholastische Theologie 70 Hörer[4].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 734.

[2] Jos. Braun, Kirchenbauten II, 249 ff.

[3] Die Rektoren: Joh. Bernard 1650 (?), Lor. Keppler 22. Febr. 53, Adam Schifferl 22. Febr. 56, Heinr. Lamparter 6. März 59, Serv. Veihelin 21. Juni 62, Georg Muglin 8. Febr. 65, Franz Strobl 3. Mai 68, Jak. Raßler 4. Mai 71, Serv. Veihelin 2. Aug. 74, Reinh. Kabel 17. Dez. 75, Bened. Painter 3. Jan. 79, Friedr. Mülholzer 11. Nov. 82, Wolfg. Leinberer 28. März 86, Jak. Willi 1. März 90, Franz Rhem 5. März 95, Andr. Waibl 28 April 97, Mart. Müller 6. Okt. 1700.

[4] Im Jahre 1671 gibt die *Hist. coll. Ingolst. folgende Zahlen an (Jesuiten ausgeschlossen): Scholast. Theol. 69, Metaphys. 33, Phys. 44, Logik. 60, Hebr. 30, Rhet. 28, Hum. 38, Supr. Gram. 28, Med. Gram. 41, Infim. Gram. ordo sup. 30, ordo inf. 31.

Ständige Predigten hielten die Jesuiten an Sonn- und Festtagen in den beiden Pfarrkirchen, in der Fastenzeit und an höhern Festen auch in der Jesuitenkirche, dazu kam die sonntägliche Predigt für die Studenten in der Aula.

Katechesen gab man im Jahre 1673 in der Stadt 4, draußen in den Dörfern 10. Die Landkatechesen stiegen 1679 auf 13, 1684 auf 14, 1685 auf 16, 1694 auf 17. Diese Anzahl blieb auch noch 1700, so daß also 21 ständige Katechesen gegeben wurden. Unter den Ortschaften, die in diesen Jahren hinzutraten, werden genannt Mailing, Kösching, Oberstein, Veldkirch, Unterheimstätt. Ständige Volksmissionen — so heißt es zum Jahre 1690 — wurden während der Karwoche, der Oster- und Weihnachtszeit wie in den andern Jahren an 19 verschiedenen Stationen 46 gehalten. Diese Missionen dauerten zuweilen 5—12 Tage[1].

Die Kommunionen stiegen mit einigen Schwankungen von 45000 im Jahre 1654 auf 52000 im Jahre 1667 und 55500 im Jahre 1699. Im Jahre 1671 wird die Zahl der Exerzitanden auf 23, der Konvertiten auf 3 angegeben. Zum Jahre 1654 bemerken die Berichte: Der panische Schrecken, den die bevorstehende Sonnenfinsternis dem unwissenden Volke einflößte, trieb aus den umliegenden Dörfern und Städten sowohl Bauern als Bürger in solchen Massen zu unserer Kirche, daß nicht einmal 24 Beichtstühle, die in der Kirche und an verschiedenen Orten des Kollegs errichtet waren, dem Andrang Genüge leisten konnten. Die Konversionen schwanken zwischen 3 und 18 jährlich. Die Menge der Priester, welche bei den Jesuiten vorsprachen, kennzeichnet die Notiz zum Jahre 1700, daß 1709 Priester an unsern Altären die heilige Messe lasen.

Im Jahre 1654 werden sechs Marianische Kongregationen angeführt, die größere und kleinere akademische Kongregation, die Angelica, das Colloquium Marianum, je eines für die Externen und für die Konviktoristen im Kolleg des heiligen Ignatius, die Kongregation Victoria, letztere mit 1500 Mitgliedern; diese waren 1671 auf 1900 angewachsen. Die größere akademische Kongregation zählte im Jahre 1669 gegen 700 Mitglieder, darunter waren aber alle inbegriffen, die ihre Gelöbnisformel eingesandt hatten[2]. Im Jahre 1679 erließ der Kurfürst ein Dekret, welches alle öffentlichen Lustbarkeiten und Spiele während der Abhaltung der Kongregation verbot und weiterhin verordnete, daß alle, die sich nach Vollendung ihrer Studien für ein öffentliches Amt meldeten, ein Zeugnis der Kongregation für ihre Frömmigkeit vorzuweisen hätten. Im Jahre 1700 bestanden außer den beiden Kolloquien noch drei Kongregationen, zwei für die Studierenden und eine für die Bürger[3].

---

[1] Als Orte werden öfters genannt: Bettbrunn, Geisenfeld, Vohburg, Mering, Kösching, Marching, Lichtenau, Föhring usw.

[2] Die größere Kongregation zählte 1671 außer Geistlichen und gebildeten Laien 343 Studenten, die kleinere 102, die Angelica 65 (im Beginn 1654 120), das Colloquium externorum 58 (Colloq. in Convict. 18).

[3] Wiederholt wird in den Katalogen festgestellt, daß die Einkünfte Ingolstadts unsicher sind, da sie von dem Ernteausfall und dem Getreidepreise abhängen: es waren 1665 gegen 1000 Scheffel Getreide verschiedener Sorte. Rechnete man den Scheffel zu 9 fl., so gab das 9000 fl. Dazu kamen an Geld 5764, an Zinsen 5098 fl. Von diesen 19862 fl. gingen an Lasten, Unkosten, Steuern (letztere allein 1000 fl.) ab 9617 fl. Es blieben also 10245, zu denen gewöhnlich aus Gaben und Erbschaften der Jesuiten noch 1500 fl. hinzukamen, mithin zusammen für den Unterhalt 11745 fl. Im Jahre 1678 betrug diese Summe 11675 fl. In früheren Jahren waren es nur gegen 5000 fl., wovon 35 höchstens 40 Personen unterhalten werden konnten. Da die Personenzahl aber immer stieg, so ist es klar, daß die bisherigen Einkünfte zum Unterhalt nicht ausreichen konnten. Der General schrieb am 21. Februar 1671 an den Provinzial Raßler: zu Ingolstadt steht alles gut, nur die Finanzen befinden sich in einer viel schlimmern Lage als ich geglaubt, da nämlich die Zahl der zu unterhaltenden Personen viel größer ist als die Einkünfte reichen, so müssen jährlich Schulden gemacht werden. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Die Einkünfte stiegen 1690 auf 14000 fl., von denen

In Biburg weilten durchschnittlich drei Patres und drei Brüder. Von den Einkünften (ca. 3000 fl.) gingen an Lasten und Gehältern 2200 fl. ab, so daß noch 800 fl. für den Unterhalt übrig blieben. Die Pfarrei in Biburg, die bisher die Jesuiten selbst versahen, wurde 1661 einem Weltpriester übertragen[1]. Zu Biburg gehörte auch der Wallfahrtsort Allersdorf, wo den vielen Wallern aus der ganzen Umgegend besonders an den Festtagen durch Predigt und Sakramentenspendung geholfen wurde. Im Jahre 1700 zählte man in Biburg und Allersdorf 7400 Kommunionen[2].

In **Landshut** verdoppelte sich die Personenzahl schon nach Ablauf des ersten Vierteljahrhunderts. Die 11 Mitglieder im Jahre 1651 haben sich 1665 auf 20 vermehrt, von denen durchschnittlich der vierte Teil Laienbrüder waren. Die Lehrkräfte, die 1651 vier betrugen, sind 1665 auf acht und 1700 auf neun angewachsen. Im Jahre 1656 wurde wie vor dem Kriege die Klasse der Humanität von der Rhetorik getrennt, so daß das Gymnasium sechs Klassen mit je einem Lehrer hatte. Außer den Gymnasialfächern wurde Logik und Moral und zwar seit 1556 in einem von dem Stiftskapitel bereitgestellten Hause gelehrt, seit 1699 auch Kontroverse oder Polemik. Zum Jahre 1662 wird bemerkt, daß aus der Moraltheologie zwölf zum Priestertum zugelassen wurden, im folgenden Jahre waren es sieben. Den Logikern und Moralisten (Casisten) wurde seit 1673 Freitags eine Stunde lang der römische Katechismus erklärt. Die Schülerzahl betrug 1674 250, 1679 nahezu 300 und wird in den folgenden Jahren als stets wachsend bezeichnet.

Außer der regelmäßigen Predigt in der Stiftskirche wurden an zwei Orten ständig Christenlehre gehalten, später (1670) kam dazu eine dritte Katechese in Ergottingen und 1686 eine vierte in der Stadt. Die Sodalität der Herren und Bürger umfaßte auch die Logiker und Moralisten, die kleinere Kongregation nur die Gymnasiasten. Außerdem bestand die Bruderschaft Jesus Maria Joseph. Als Orte, wo die meisten Aushilfen geleistet wurden, werden genannt Geisenhausen, Pfeffenhausen und Ehing. Die 20700 Kommunionen des Jahres 1651 stiegen bis 1670 auf 43900 und bis 1700 auf 47000. Die Zahl der Konversionen schwankt zwischen 5 (1687) und 12 (1700).

Der Rektor Ludwig Ruestorff stellte am 24. Juli 1681 dem Kurfürsten Max Emanuel vor: Im Jahre 1629 hat das löbliche Kollegiatstift S. Martini et Castuli unsern allda wohnenden Patribus ein altes Haus, worinnen vorher ihre Musikanten und Bedienten gewohnt, anstatt eines Gymnasii zum Unterricht der Jugend vergünstiget, welches man bis dato mit nit geringer Ungelegenheit sowohl der Lehrer als auch der Jugend bewohnen muß. Von dem Kolleg aus hat man einen ziemlichen Weg absonderlich zur Winterszeit im Schnee und Eis zu gehen. Es leidet aber hierunter principaliter die von Tag zu Tag zunehmende und guteneils aus gräfl., freiherrlichen und adeligen Kindern bestehende Jugend, weil der Ort dergestalten enge und übel gebaut, daß man in den Schulen gleichsam übereinander ganz gepreßt sitzen muß, welches besonders zur Sommerzeit den studierenden Knaben nit anders als beschwerlich sein kann und auch ist, ganz zu geschweigen, daß darin einige Action, wodurch die Jugend dem gemeinen Wesen zum besten in der Memori

115—120 Personen unterhalten werden konnten, in der Tat waren aber mit Biburg 143 zu unterhalten. Zehn Jahre später werden die reinen Einkünfte auf 20934 fl. oder 11861 Thlr. berechnet. Wenn man diese Summe, so besagt der Katalog, auf 158 Personen, die jetzt vom Kolleg unterhalten werden, verteilt, kommen auf die Person für Kost, Kleidung, Holz, Licht, Wohnung, Bibliothek, Reisegeld, Handwerker usw. 132 fl. oder 74 Thlr.

[1] ne (noster Pater) in Episcopali synodo comparere cogeretur bemerkt die *Hist. coll. Ingolst.

[2] *Litt. ann. 1651—1700.

und den Moribus zu üben ist, nit füglich kann gehalten werden, abgesehen von der großen Baufälligkeit, daraus täglich großes Unglück zu befahren. Weil nunmehr nit geringe Gefahr vorhanden, es möchte dieses alte Haus etwa unversehens über den Haufen fallen und großes Unglück entstehen, habe ich für eine Notdurft gehalten, dies vorzulegen und demütig zu bitten, daß Ew. Kurf. Durchlaucht anbefehlen, wie der notwendige Bau vorgenommen und dadurch das so vornehme Seminarium fidei catholicae et Patriae erhalten werden könnte[1].

Am 2. Januar 1682 wiederholte Ruestorff seine Bitte. Er wurde unterstützt durch die Gutachten des Rentamts und der Regierung. Das erstere berichtete am 5. Juni 1682 an Max Emanuel: Der Neubau des Gymnasiums ist notwendig und der Platz ist vorhanden. Der Bau wird mindestens 10000 fl. kosten. Dafür sind keine Gelder vorhanden. Das Beste wäre, wenn die reichsten Gotteshäuser 8000 fl. gratis hergäben. Auch die Landshuter Regierung erklärte am 12. Juni 1682 das Gymnasium für baufällig und stimmte dem Vorschlage des Rentamts bei. Am 9. August 1683 stellte Ruestorff von neuem dem Kurfürsten die große Not vor, die zunehmende Baufälligkeit dulde keinen Aufschub. Einstweilen wurden aber nur für eine Reparatur 50 fl. bewilligt. Erst 1688 ging die Sache vorwärts. Am 9. Juli 1688 bedankte sich der Rektor Gugler für die vom Kurfürsten aus Kirchengeldern bewilligten 5000 fl.[2] Am 13. August 1688 wurde der Baukontrakt zwischen dem Rektor Ferdinand Gugler und dem Kurfürstlichen Hofbaumeister Johann Anton Viscardi getätigt[3].

Mai 1689 wurde der Grundstein gelegt und der Bau innerhalb weniger Monate bis zum Dach gefördert. Am 28. Mai 1691 wurde das neue Gymnasium in Benutzung genommen. Es waren zwei Flügel, die mit den beiden anderen des Kollegs von gleicher Höhe ein Viereck bildeten. Nach der Straße zu, wo reichliches Licht einströmte, lagen die Schulen, im dritten Stock die Aula. Ein Neubau für das Kolleg, die Wohnung, war schon Juni 1665 begonnen und 1668 vollendet worden. Besonders dieser Neubau hatte bis 1669 dem Kolleg eine Schuldenlast von 25000 fl. aufgebürdet[4].

Für den kostspieligen Kollegsbau, an dem viele vieles auszusetzen hatten, verfaßte P. Michael Pexenfelder eine eigene Verteidigungsschrift[5], in der er eine Schilderung der vielen unbilligen Urteile über alles und jedes an dem Neubau gibt; dabei betont er u. a., daß fast jedes Jahr das Kolleg neue Bewohner gesehen, welche wegen der großen Feuchtigkeit Schaden an der Gesundheit litten und nach einem halben Jahr ihr Bündel schnüren mußten. Deshalb mußten die Baumeister nach dem Rat der Ärzte weiter vom Berge fort den Bau aufführen, und so wurde der Bau natürlich auch höher. Er zeigt dann eingehend, daß der Bau für die spätere Entwicklung und das Ansehen der Stadt nicht zu groß und zu prächtig ausgefallen sei.

Bei einem Brande, der 1685 in dem Krankenzimmer des Kollegs ausbrach, zeigten Beamte und Bürger ihre große Liebe zum Kolleg, wie der Rektor P. Jakob Ilsung am 10. Mai 1685 dem P. Gruber berichtet. Wäre der Brand in der Nacht ausgebrochen, so wäre ihm das ganze Kolleg zum Opfer gefallen[6].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1646.

[2] *Orig. M. R. Jes. 1646.

[3] *Genaue Baurechnungen von 1689—1691 M. R. Jes. 1646.

[4] *Nachweise M. R. Jes. 1650.

[5] *Oratio apologetica pro fabrica Collegii Landishutani anno 1668 6. Mai habitari coepti, habita anno 1677 d. 25. Febr. 20 Folio-Seiten M. R. Jes. 1646.

[6] *Orig. M. R. 1688. — Die Rektoren: Ludw. Luz 1651, Leonh. Lerchenfeld 23. Febr. 53, Franz Urspringer 5. April 56, Leonh. Lerchenfeld 13. April 59, Jak. Zürcher 28. Febr. 64, Ferd. Lederer 12. März 67, Heinr. Haslang

In **Augsburg** nahmen Schul- und Seelsorgsarbeiten den bisherigen Fortgang[1]. Die 23 Personen des Jahres 1651 vermehrten sich durch hinzutretende sechs bis acht Scholastiker, die Rhetorik oder Philosophie studierten, seit 1660 auf 34—37. Die neun Professoren, die Philosophie und Moral (drei) und am Gymnasium (sechs) lehrten, stiegen 1655 auf zehn. Zur Moral trat 1669 noch die Kontroverse. Das Gymnasium hatte 1652 gegen 400 Schüler; 1656 zählte man 120 Philosophen die 1659 auf 156 stiegen, von denen 60 Moral hörten[2]. In der Seelsorge waren drei Patres ständige Prediger, je einer vor- und nachmittags im Dom, einer in St. Mauritius. Dazu kamen Predigten besonders an den Quatember für Zünfte, Soldaten, Arme und Kranke. Außerdem hatte man vier ständige Katechesen. Zwei Patres besuchten täglich die Kranken- und Armenhäuser.

Die vier Kongregationen, die größere und kleinere lateinische und je eine für Bürger und junge Handwerker, nahmen einen guten Fortgang; sehr stark wuchs die Bürger-Kongregation, von 360 im Jahre 1651 auf 700 im Jahre 1655 auf 1100 im Jahre 1665 und 1520 im Jahre 1695. Im Jahre 1659 trat noch eine St. Josephs-Bruderschaft hinzu. Missionsausflüge wurden gemacht nach Edelstetten, Kissing, Biberbach, Haunstetten, Aibling, Andechs, Wering, Oberhausen, Nördling usw.[3]

Die Kommunionen zeigen folgende Steigerung: 1651 33000, 1669 über 58000, 1679 gegen 69000. Dann fallen sie 1689 auf 64500 und 1700 auf 61500. Die Konversionen schwanken zwischen 12—20, die Höchstzahlen zeigen 1679 mit 32 und 1700 mit 25.

Eine Konvertitenkasse wurde 1659 ins Leben gerufen; daraus wurden nicht allein dürftige Konvertiten unterstützt, sondern auch solche, deren Glauben durch widrige Verhältnisse bedroht war. Die Verwaltung übernahm die Dreifaltigkeitsbruderschaft. Im folgenden Jahre 1660 kaufte ein großmütiger Wohltäter ein nahe beim Kolleg gelegenes großes Haus, wo 24 arme Studenten, die zum Schaden für Disziplin und Studien zerstreut in der Stadt wohnten, und übergab die Verwaltung den Jesuiten. Dieses sogenannte Seminar zum heiligen Joseph erhielt 1684 eine bessere Einrichtung: Kapelle, Speisesaal und Krankenzimmer. Durch einen Neubau um 1687 konnte man den Konviktoristen, die bisher unter dem Dach geschlafen, auch bessere Schlafräume bieten.

Großes Aufsehen erregte es, als Anfang August 1660 die konvertierte Königin Christine von Schweden mit ihrem ganzen Gefolge ihr Absteigequartier im Kolleg der Jesuiten nahm. Die Königin hatte nämlich gehört, daß die Protestanten das Gerücht verbreiteten, sie wolle wieder protestantisch werden. Um dem entgegenzutreten, war ihr erster Gang zur Jesuitenkirche.

Einen noch größeren Tag sah das Augsburger Kolleg am Dienstag, dem 6. September 1689. An diesem Tage kam gegen 11 Uhr der Kaiser Leopold mit der Kaiserin, seinem Sohne Joseph, dem König von Ungarn, und seiner Schwester, der Königin von Polen, in die Kirche des Kollegs. Nachdem die Majestäten dort

---

14. Okt. 68, Georg Biegeisen 25. Okt. 71, Adam Schirmbeck 12. Dez. 72, Jak. Aicher 13. Dez. 76, Ludw. Ruestorff 6. Juni 80, Jak. Ilsung 9. Nov. 83, Max Rieger 14. Nov. 86, Ferd. Gugler 4. Nov. 87, Ign. Braitt 19. Nov. 90, Jak. Bosch 13. Jan. 94, Friedr. Mülholzer 1. März 97, Franz Rhem 23. Mai 1700.

[1] Vergl. Gesch. II, 224 ff. *Litt. ann. und *Cat. 1651—1700. Plac. Braun, Geschichte des Kollegiums der Jesuiten in Augsburg (1822) 69 ff.

[2] *Briefe und Gutachten aus dem Jahre 1666 über die Frage, ob die Philosophie aus Augsburg zu entfernen, liegen M. R. Jes. 845.

[3] Die Einkünfte waren im Jahre 1651 ca. 3000 fl., von denen 15 Personen unterhalten werden konnten; sie betrugen 1660 gegen 4600 fl. (für 23 Personen) und 1700 gegen 5600 fl.

zwei heilige Messen gehört, wurden sie in für sie bereitete Zimmer des Kollegs geführt und von da nach einer halben Stunde zum Mittagessen in den Speisesaal. Bevor man sich niederließ, begrüßte der Rektor die kaiserlichen Gäste mit einer lateinischen Ansprache, auf die der Kaiser kurz, aber sehr freundlich antwortete. Neben den Kaiserlichen und Königlichen Majestäten saßen alle Hofbeichtväter, P. Stettinger, P. Müller, P. Franzin, P. Coronin und P. Fisger, der Beichtvater der Kurfürstin von Bayern. Zwölf Patres saßen an den Tischen unterhalb der Türe und des Katheders. Die übrigen hatten vor der Ankunft des Kaisers gespeist[1]. Kurz nachdem der Nachtisch auf die kaiserliche Tafel aufgetragen, erhoben sich alle Patres. In dem Erholungssaal speisten die Kammerherrn und angesehensten Hofleute, im Krankenzimmer die Hofdamen, im Gartensaal die Kammerdiener und andern Diener. Nach Tisch zogen sich die Majestäten in ihre Zimmer zurück, bis der übrige Teil der Komödie (König Sigismund) begann. (Den ersten beiden Akten hatten sie am Abend vorher von 5—9 Uhr beigewohnt.) Nach Beendigung der Komödie entfernten sie sich gegen 8 Uhr durch die Türe des Gymnasiums. Der Kaiser und die übrigen fürstlichen Personen waren gegen die Patres überaus freundlich. Dem Kolleg wurde zum ersten Male seit seinem Bestehen diese Ehre zuteil, daß ein Kaiser dasselbe besuchte, geschweige denn, daß er dort gespeist hätte[2].

Diese Ehre sollte das Kolleg im selben Jahre am 3. Dezember, dem Feste des heiligen Franz Xaver, erneut erfahren. An diesem Tage erschien der Kaiser mit dem König Joseph und den vier Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Bayern beim feierlichen Gottesdienst. Darauf gab der Kaiser im Speisesaal des Kollegs den Kurfürsten ein glänzendes Mahl; an seinem Tische saßen P. Provinzial, P. Rektor, P. Stettinger und P. Müller, die übrigen Patres von auswärts saßen unterhalb der Türe und des Katheders. Die Patres und Brüder des Kollegs hatten vor der Ankunft des Kaisers gespeist, alle wurden aus der kaiserlichen Küche und Keller reichlich bewirtet. Der Kaiser ging mit den Kurfürsten kurz vor 2 Uhr zu Tisch und hob die Tafel nach vier Uhr auf. Dann zogen sich die Fürsten in die angewiesenen Zimmer zurück und nahmen gegen 5 Uhr an der feierlichen Vesper teil, wobei die Hofmusiker mitwirkten. Nach der Vesper wurde der Kaiser mit seinem Sohne und den Kurfürsten zur Aula des Gymnasiums geleitet, wo ein musikalisches Drama aufgeführt wurde: Der Wundertäter Xaverius, der den Elementen befiehlt, zu Ehren des siegreichen Österreichs. Das Stück dauerte über zwei Stunden[3].

Im Jahre 1651 zeigte **Dillingen** einen Personenstand von 17 Priestern, vier Scholastikern und vier Brüdern, von denen auf das Konvikt zwei Priester und ein Scholastiker und auf die zu Dillingen gehörende Missionsstationen in Ellwangen und Öttingen (Rieß) je zwei Patres kommen. Diese Zahl stieg 1655 auf 31 und hielt sich auf dieser Höhe bis zum Ende des Jahrhunderts. Von diesen kamen 1665 acht auf die Akademie, fünf auf das Gymnasium. Die 13 Lehrkräfte behaupteten sich den ganzen Zeitraum. Das Akademiegebäude, das von Anfang an

---

[1] Die Speisen, die der Kaiserliche Hof lieferte, waren für jeden: „1) ein gebratenes Hienle, 2) Eingemachtes Schäffisfleisch, 3) Suppen, 4) Rindfleisch, 5) Werßisch" (Würsing). Dann folgten als sogenannte Ambulatoria, d. h. Gänge, die rundgingen, 1) „Hennen in Reis gesotten, 2) Gebrachtenes Schafschlegel, 3) Gebraten Capaunen; Pasteten sind anfänglich mit herumgangen".

[2] So das *Diarium coll. Aug. 1683—1690.

[3] L. c. — Die Rektoren waren: Albert Faber 1651, Franz Strobel 53, Georg Spaiser 56—61, Lor. Keppler 62, Jak. Raßler 65, Georg Muglin 68, Leonh. Weinhart 71—73, Christoph Roschmann 74, Wolfg. Eberle 77, Eus. Truchseß 1. Mai 81, Bened. Painter 9. Nov. 82 bis 85, Friedr. Ampringer 29. Jan. 86, Balth. Söll 90, Bened. Painter 93, Andr. Waibel 95, Christoph Osterpeutter 97, Ernst Dorm 99.

in schlechtem Zustand gewesen, war immer mehr zerfallen, schwache Wände, zerfressene Balken, ein Dach, das Regen und Schnee ungehinderten Zugang zu den fleißigen Musensöhnen gestattete. Schließlich wurde der Zustand unerträglich, und damit war auch endlich Abhilfe beschlossen. Im Jahre 1688 bat der Rektor den Fürstbischof Johann Christoph von Freyberg um seinen Beistand. Derselbe spendete 4000 fl. Die erst 60 Jahre alte Akademie wurde abgebrochen und der Neubau an der Stelle der Muttergotteskapelle zwischen Kolleg und Konvikt, teilweise mit den Steinen des alten Baues, errichtet. Am 22. April 1688 wurde der Grundstein gelegt und der Bau in Jahresfrist vollendet, so daß man am Feste der heiligen Ursula denselben in Benützung nehmen konnte. Das unterste und mittlere der drei Stockwerke enthielt je zwei Hörsäle, das oberste die Aula und gegen das Konvikt hin einen fünften Hörsaal für die Juristen. Die Länge beträgt 120′ und die Breite 45′. Die Treppe wurde an der Nordseite im Turme angebracht. „Die neue Akademie mit ihrer prächtigen Fassade und ihren hellen Räumen fand allgemeine Bewunderung, wie sie auch heute noch ohne Zweifel das schönste Gebäude der Stadt ist."[1] Ein Neubau für die Gymnasialklassen, die in dem Konvikt untergebracht waren, kam einstweilen nicht zustande.

Auch die Seelsorgarbeiten nahmen erfreulichen Fortgang. Die zwei ständigen Predigten in der Stadtpfarrkirche und in der akademischen Kirche wurden gut besucht. Dazu kamen noch zwei Katechesen in der Stadt und zuweilen eine dritte auswärts besonders in Lauingen. Häufigere Aushilfe wurde geleistet in Höchstadt, Edelstetten, Lauingen, Meding, Biberach, Eislingen. Außer den zwei akademischen Kongregationen, von denen die kleinere 1662 144 Mitglieder zählte, wird noch eine dritte genannt, die als besonderen Zweck die Verehrung der heiligen Eucharistie hatte. Die Zahl der Kommunionen stieg von 17400 im Jahre 1652 auf 49000 im Jahre 1680 und erreichte mit 65900 ihre Höchstzahl im Jahre 1693. Seit dem Jahre 1694 werden bedeutend niedere Zahlen wie anderswo so auch für Dillingen angegeben, zwischen 36000 und 31000, bis dann das Jahr 1700 die kleinste Zahl mit 24000 aufweist. Einen besonderen Andrang zu den heiligen Sakramenten verursachte das Fest des heiligen Joseph, das 1676 zum ersten Male auch in foro feierlich begangen wurde. Zum Jahre 1681 wird bemerkt, daß es nur wenige Bürger sind, die nicht allmonatlich die heiligen Sakramente empfangen, von den Studenten gehe der größere Teil wöchentlich zur heiligen Kommunion.

Langsam hob sich auch wieder der Besuch der Schulen, besonders seit 1653. Herbst 1663 war die Gesamtzahl 624, von denen auf die Logik allein 105 kamen. Im Jahre 1665 zählte das Gymnasium 209, die Akademie 339 Studenten. In den folgenden Jahren bleibt die Zahl auf dieser Höhe, zuweilen steigt oder fällt sie ein wenig.

Die seit 1644 am Hof und bei den Bürgern bestehende Mission in dem bayerischen Städtchen Öttingen (Rieß) blieb trotz des wiederholten Drängens der Generäle um Auflassung derselben auch weiterhin bestehen, besonders infolge der nachdrücklichen Bitten des Grafen von Öttingen[2]. Zwei Patres besorgten außer dem Gottesdienst an dem Hofe die Stadt- und Landpfarrei (Ehingen). Die 4000 Kommunionen des Jahres 1651 stiegen bis 1700 auf 12300. Drei Katechesen, eine in der Stadt und zwei außerhalb, wurden regelmäßig gehalten. Von einer jungen Gräfin Öttingen wird zum Jahre 1668 erzählt, daß sie sich besonders durch ihr gutes Beispiel auszeichnete. Sie begleitete die heilige Eucharistie zu den Kranken,

---

[1] Specht, Dillingen 105.

[2] Vergl. Nickel 1. Jan. 1656, 24. Mai 1659 an den Provinzial. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Weitere Akten M. R. Jes. 298.

betete täglich mit ihrem Gesinde den Rosenkranz in der Hofkapelle, besuchte oft die Kranken und bemühte sich angelegentlich um Beilegung von Feindschaften[1].

Das Noviziatshaus und Kolleg zu **Landsberg** zählte im Jahre 1651 50 Insassen, von denen über die Hälfte Novizen waren. Diese Zahl stieg 1672 auf 72 und mit einigen Schwankungen 1700 auf 90.

Anfangs wirkten am Gymnasium drei Lehrer, ein vierter Professor trug Logik oder Moral vor[2]. Im Jahre 1663 waren fünf, im Jahre 1694 sieben Lehrkräfte tätig, fünf für das Gymnasium, je ein Professor für Logik und Moral. Die Zahl der Schüler betrug 1656 gegen 200, fiel 1658 auf 170 und stieg 1681 auf 230. Die Logik hatte 1674 nur drei, die Moral nur acht Hörer. Am 3. Juni 1688 wurde endlich für das bereits im Jahre 1640 versprochene neue Schulgebäude der Grundstein gelegt. Das Fundament war schwierig, weil die Bodenbewegung viel zu schaffen machte. Trotzdem konnten Herbst 1689 die Klassenzimmer schon in Benutzung genommen werden, nur die Aula, welche den ganzen obersten Stock einnahm, wurde erst im folgenden Jahre fertig. Der Neubau wird in den Jahresberichten als ein elegantes Gebäude geschildert; die Treppe zu allen Stockwerken war in einem Turm untergebracht.

Außer der ständigen Predigt an Sonn- und Festtagen wurden mit Hilfe der Novizen in und außer der Stadt zahlreiche Katechesen gehalten: im Jahre 1651 waren es 9, 1663 14, 1692 21 und 1700 23 Orte, wo man jeden Sonntag Christenlehre hielt, davon entfielen drei auf die Stadt (1698). Außer drei Kongregationen für Studenten, Bürger und junge Handwerker bestand auch eine Bruderschaft des heiligen Sebastian, in der alle Stände vertreten waren. Die Kommunionen stiegen von 32000 im Jahre 1651 auf nahezu 50000 im Jahre 1693 und über 61000 im Jahre 1700. Konversionen gab es nur wenige, die Höchstzahl betrug vier. Zahlreich waren die apostolischen Exkursionen und Missionen nach Andechs, Erusing und vielen anderen benachbarten Orten.

In **Mindelheim** war von Anfang an weder für Schule noch für Kolleg hinreichend gesorgt worden. Anfangs hatte man die Klassen im Kolleg, dann in einem elenden Mietshause untergebracht, dem schließlich der Einsturz drohte. So begann man notgedrungen am 11. Juli 1656 einen Neubau. Die vier Klassen sollten in den beiden untern, die Aula im obersten Stockwerk untergebracht werden. Gegen Ende Oktober konnte das neue Gymnasium schon benutzt werden. Die Klassenzimmer waren 36′ lang, 34′ breit und 13′ hoch; die Aula hatte eine Länge von 84′, eine Breite von 35′ und Höhe von 18′. Eine feste Steintreppe führte seitlich auf 48 Stufen zur Aula. Im folgenden Jahre wurde ein kleinerer Bau für zwei weitere Klassen beigefügt. Später im Jahre 1669 wurde der elende und baufällige Ostflügel des alten Klosters abgebrochen und an dessen Stelle ein neuer Flügel gebaut. Die Länge betrug 118′, die Breite 28′; um dem Kolleg auf dieser Seite nicht das Licht zu nehmen, mußte man sich mit zwei Stockwerken begnügen.

Das Gymnasium besorgten gewöhnlich drei Lehrkräfte. Im Jahre 1658 bewilligte der General außerdem zwei Lehrkräfte für Moral (Kasus) und Logik[3]. Da

[1] Gegen die beabsichtigte Aufhebung der Mission wandte sich Graf Johann Franz an den General Nickel. Dieser ließ am 11. September 1660 dem Provinzial Muglin die Weisung zugehen, der dringenden Bitte des Grafen zu entsprechen und die Patres noch weiterhin in Öttingen zu belassen. Das erbauliche Leben und den schönen Tod des Grafen von Öttingen schildert P. Joh. Druckenbrot in einem Briefe vom 28. März 1666. *Orig. M. R. Jes. 298.

[2] *Akten über Einrichtung von Logik und Moral im Jahre 1651 in dem 1692 angefangenen großen Güter-Register f. 157 ff. in M. R. Jes. 1609. Vergl. über Güter und Einkünfte auch das Summarium aller Kaufschilling, Rent und Gülten in Jes. 1603.

[3] Nickel an Provinzial Spaiser 7. September 1658. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Durch Urkunde

das Gymnasium 1668 beinahe 200 Schüler zählte, wurde 1672 ein weiterer Lehrer angestellt, der die von der mittleren Grammatik getrennte oberste Grammatik zu unterrichten hatte, so daß nunmehr sechs Lehrer tätig waren (fünf Priester und ein Magister), zu denen dann 1700 noch ein zweiter Magister hinzutrat.

Von den elf Personen im Jahre 1651 (1660 14, 1700 19, darunter 3 bis 5 Brüder) besorgten zwei Patres zwei Pfarreien, teils aus Mangel an Priestern, teils weil die Mittel zu deren Anstellung fehlten. Die Generale waren aber damit nicht einverstanden und setzten später die Verzichtleistung durch[1]. Außer den Predigten an Sonn- und Festtagen in der Pfarrkirche hatte man noch zwei ständige Katechesen in der Stadt. Zu den Sodalitäten der Studenten und der Bürger trat 1659 eine Kongregation für junge Handwerker; auch die Bruderschaft Jesus-Maria-Josef wurde eingeführt. Die Kommunionen stiegen von 11800 im Jahre 1651 auf 38000 im Jahre 1676 und betrugen 1700 über 35000. Die Konversionen schwanken zwischen zwei und fünf. Von Orten, wo die Patres häufig aushalfen, werden genannt: Westernach, Mindelau, Naßenbehren, Bettenau, Erolzheim, Peternau, Angelberg, Schlingen, Ottobeuren usw.[2]

Durch kaiserliches Dekret vom 17. Juli 1651 wurde dem Rat von **Kaufbeuren** befohlen, die von den Württemberger Delegierten 1649 ausgewiesenen Jesuiten wieder in die Stadt aufzunehmen[3]. Da der Rat nicht Folge gab, erging am 28. November 1651 ein kaiserliches Exekutions-Mandat an die Kurfürstin und den Herzog Albrecht von Bayern, die Einführung der Jesuiten zu veranlassen. In dem kaiserlichen Mandat heißt es u. a.: Die Württemberger Subdeligirten haben trotz des Protestes der Konstanzer Delegirten die Jesuiten aus Kaufbeuren ausgeschafft, weil besagte Patres am 1. Januar 1624 zu Kaufbeuren noch nicht gewesen, sondern erst anno 1627 allda introduzirt worden. Die Katholiken haben dagegen protestirt und bei den Reichsdeputirten zu Nürnberg durchgesetzt, daß ihre Beschwerde in die Lista Restituendorum gesetzt worden. Unter anderm haben sich die Katholiken auch darüber beschwert, daß der protestantische Rat die ankommenden fremden Geistlichen bei den Stadtthoren mit Eid und Gelübde beladen, in der Stadt keine Messe zu lesen oder andern katholischen Gottesdienst zu verrichten. Am 17. Juli 1651 sei dem Rat zu Kaufbeuren anbefohlen worden, die Jesuiten wieder aufzunehmen, bis die Frage grundsätzlich entschieden sei. Die dagegen erhobenen Beschwerden hätten die Katholiken zurückgewiesen. Deshalb erneuere der Kaiser seinen Befehl, die Jesuiten wieder einzuführen und es solle niemand die Hand bieten, dies zu verhindern[4]. Bayerische Kommissare führten infolgedessen 1652 zwei Patres aus Landsberg heimlich nach Kaufbeuren in ihre frühere Wohnung, den alten Pfarrhof. Die Einkünfte blieben ihnen aber vorenthalten, so daß der Bischof für den notwendigen Unterhalt sorgen mußte.

In einer Verteidigungsschrift der katholischen Ratsmitglieder vom 26. März 1653 wird ausgeführt, daß die Jesuiten am 23. Februar 1652 zum Tore hereingefahren, in der Kutsche der bayerischen Delegirten in Priesterkleidern und gewöhnlichen

---

vom 9. September 1659 stiftete die Stadt Mindelheim für die Professur von Casus und Logik und für die Prämien zusammen jährlich 130 fl. Orig.-Perg.-Urkunde mit Siegel in M. R. Urkunden Mindelheim. Jes.

[1] Vergl. Kapitel über Seelsorge.

[2] Die Rektoren waren: Jak. Schreiner 1651, Mart. Frey 27. April 53, Hieron. Lindner 17. Mai 56, Jak. Zürcher 4. Aug. 59, Franz Urspringer 12. Nov. 62, Georg Hay 12. Nov. 65, Jak. Reiff 11. Okt. 68, Casp. Freitag 1 Nov. 71, Joh. Piechel 7. Nov. 74, Balth. Melchior 13. Okt. 77, Wilh. Hainzel 15. Januar 85, Jak. Weyl 20. Okt. 88, Karl Höger 9. Dez. 91, Joh. Mourat 17. März 95, Nik. Brünisholz 17. April 98, Mich. Michon 10. Aug. 1701.

[3] Vergl. Gesch. II, 250.

[4] *Kop. M. R. Jes. 1580. Inhaltsangabe bei Steichele-Schröder, Augsburger Diözese 6, 415, Anm. 444.

Reitmänteln, wie sie die Patres, wenn sie überland reiten oder fahren, zu gebrauchen pflegen. Die den Patres in den Mund gelegten Worte sind unwahr. Bei der Anklage wegen Beschimpfung der Lutheraner durch den Pater auf der Kanzel, geschieht dem guten Pater Unrecht. Wir alle sind in selbiger Predigt gewesen und stellen „unserm vielgeehrten RP. Thomae Widmann Superiori und Prediger allhie" das Zeugniß der Unschuld aus, „bekennen auch alle einhellig, daß die Herrn P. P. Soc. Jesu bishero und alle Zeit in dieser Reichsstadt Kaufbeuren also sich im heiligen Predigtamt, Beichthören und andern geistlichen Ämtern verhalten, daß wir billig sagen khünden, sie seien eine Säul der katholischen Religion in dieser Stadt bishero gewesen, so ohne diese besorglich würde zu Haufen gefallen sein"[1].

Die Lage der Jesuiten war keine beneidenswerte. Am 30. September 1652 schrieb der Pfarrer Wall an den Generalvikar Zeiler: Ich muß von der Not und Geduld unserer Patres berichten: sie haben angefangen, ihr Haus zum Schutz gegen Regen und Feuchtigkeit in Stand zu setzen, mußten aber aus Mangel an Mitteln wieder davon abstehen[2].

Bei dem Tod des Pfarrers 1654 kam es zu großen Zwistigkeiten und Unruhen. Der Rat setzte alles daran, den Jesuiten auch ihre Wohnung zu nehmen und sie ganz zu entfernen; die Katholiken aber hielten es für Ehrensache, eher alles zu opfern und zu wagen, als dies zuzulassen. Sie legten sich die äußersten Opfer auf, um die Kosten für die Vertretung ihrer Sache aufzubringen, manche gaben sogar die Taufpfennige ihrer Kinder dafür her. Wiederholt, besonders 1657 und 1666, verhandelten die Reichstage über die beiderseitigen Klagen, der Streit wurde nicht geschlichtet[3]. Im bürgerlichen Leben war wegen der Beobachtung des verschiedenen Kalenders viel Verdruß. Die katholischen Dienstboten im Dienste der Protestanten beobachteten den neuen Kalender und feierten, wie sie sich beim Antritt des Dienstes ausbedungen, die Feiertage nach dem neuen Kalender, auch wenn ihre Herrschaften arbeiteten und umgekehrt.

Im allgemeinen konnten die Jesuiten ruhig ihren Arbeiten in der Pfarrkirche und bei Armen und Kranken nachgehen und wurden von den protestantischen Bürgern mit Hochachtung behandelt, während der Rat in gehässiger Intoleranz verharrte. Die Zahl der katholischen Bürger stieg von 80 im Jahre 1645 auf 166 im Jahre 1687. Während sich die Katholiken in diesem Zeitraum um 108 Prozent, die Protestanten aber nur um 30 Prozent vermehrten, hielt man an der Ratszusammensetzung von 1624 starr fest und im Geheimen Rat mußte der katholische Ratsherr, auch wenn er der älteste war, stets an vorletzter Stelle sitzen und votiren. Im Jahre 1666 verzeichnen die Berichte als bisher unerhörte Tatsache, daß niemand vom katholischen Glauben abgefallen. Den Abfall zu verhindern gaben sich die Jesuiten alle Mühe besonders bei den katholischen Dienstboten. Um die Katholiken im Glauben zu bestärken, wurde die Sitte eingeführt, am Pfingstsonntag in der feierlichsten Weise vor dem Sanktissimum mit aufgehobener Rechte das Tridentinische Glaubensbekenntnis zu beschwören.

Konversionen kommen in manchen Jahren keine einzige, hie und da 1—4 vor. Die Prediger taten alles, sie zu verhindern. Die Beichten stiegen von 9400 im Jahre 1661 auf fast 17000 im Jahre 1699. Kommunionen waren weniger häufig, weil viele in andern Kirchen dieselbe empfingen. Im Jahre 1666 werden über

---

[1] *Ges. Orig. M. R. Jes. 1580.

[2] Steichele-Schröder 6, 421, Anm. 458.

[3] *Origo et historia Residentiae S. J. Kaufbeuranae (1724) M. R. Jes. 1584. Eine gedruckte Apologie der Katholiken erschien 1724. Ausführlich berichten über die Rückführung die *Litt. ann. Landsberg. 1652. Vergl. Steichele-Schröder, Bistum Augsburg 6, 414 ff.

10000 Kommunionen erwähnt. Für ihre Wirksamkeit stand den Patres nach dem Willen des Bischofs die Pfarrkirche zur Verfügung, wo sie Predigt und Christenlehre übernahmen. Beicht hörten sie oft bis 12 und 1 Uhr wegen der vielen Beichtkinder aus der Umgegend. Wegen ihrer Arbeiten in der Pfarrkirche erhielten die Jesuiten vom Bischof am 16. August 1660 auch das Recht des Begräbnisses in der Kirche. Aushilfen und Ausflüge werden erwähnt nach Oberndorff, Altorf, Aitrang, Germaring usw.

Die Kongregation Jesu-Maria-Ignatius, die schon 1628 errichtet worden, blühte 1652 wieder auf. Sie umfaßte alle Stände und Geschlechter und zählte gegen Ende des Jahrhunderts an 3000 Mitglieder. Bei Wallfahrten trugen sie als Zeichen treukatholischer Gesinnung einen Rosenkranz um den Hals und einen andern in der Hand. Im Jahre 1667 beteiligten sich in solcher Weise über 400 Sodalen an einer Wallfahrt nach Kempten. Die meisten Sodalen gingen monatlich zu den Sakramenten; sie beteten täglich auch unter der Handarbeit drei, vier, sieben und mehr Rosenkränze, hielten Samstags strenges Fasten und übten andere körperliche Strengheiten. Diese Kongregation wird wiederholt als die große Stütze der katholischen Sache in Kaufbeuren gerühmt.

Auf der Station waren durchschnittlich zwei Patres und ein Bruder, bis durch die Stiftung des Kaiserlichen Rates und Reichspostministers Bernardin von Pichlmayer vom 8. März 1692 (3000 fl.) ein dritter Pater hinzutrat[1]. Der Plan, der 1656 auftauchte, auch eine Schule zu errichten, ließ sich bei dem schwankenden Bestande einstweilen nicht ausführen.

Der Dekan und Pfarrer von Kaufbeuren schrieb am 7. Januar 1656 an den Augsburger Administrator von Rechberg: Wenn die Patres Soc. Jesu nicht hier wären, müßte ich erliegen wegen der vielen Beichten aus der Nachbarschaft. Wenn die Patres sich irgendwo um die Förderung der katholischen Religion verdient machen, so tun sie es hier. Deshalb ist es sehr zu bedauern, daß sie immer zwischen Furcht und Hoffnung ohne feste Dotation leben, zumal wir hier unter dem Joch der Akatholiken seufzen[2].

Wenn man, so mahnte der General Oliva am 15. Februar 1670 den Superior Thomas Widmann, den Protestanten wegen ihrer Hartnäckigkeit nicht helfen kann, so soll man doch auf der Station ausharren, um den Katholiken Stütze und Trost zu sein und die Protestanten durch ein gutes Beispiel zu belehren und durch jede mögliche Dienstleistung zu gewinnen[3].

Langsam aber stetig arbeitete sich das Kolleg in **Eichstätt** aus den schwierigsten Verhältnissen wieder in die Höhe[4]. Kolleg und Kirche lagen in Trümmern, die ganze Fundation war auf einen kleinen Bruchteil zusammengeschrumpft. Nur zehn Personen beherbergte das Kolleg, und diese konnten kaum unterhalten werden. Drei Lehrer besorgten das ganze Gymnasium, ein vierter Professor lehrte seit 1654 Moral (Casus). Im Lauf eines Jahrzehnts waren es schon wieder 14 Mitglieder und bis zum Jahre 1693 hatte sich die ursprüngliche Zahl verdoppelt: 12 Priester, 3 Magistri und 5 Laienbrüder. Zu den Vorlesungen traten 1658 Logik und 1678 auf besonderen Wunsch des Fürstbischofs Kontroverse hinzu. Am Gymnasium wurde 1669 die Rhetorik von der Humanität getrennt, indem besondere Lehrer für beide Klassen angestellt wurden; 1693 wirkten vier Lehrer für die Grammatik, je

[1] *Orig. M. R. Jes. 1583.

[2] *Orig. M. R. Hochstift Augsburg 1025. Dort auch weitere Akten und Briefe. Vergl. auch M. St. blau, 268 f.

[3] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] *Historia collegii Eichstettens. in Eichstätt Ordin.-Archiv.

einer für Humanität und Rhetorik[1]. Dazu kamen drei Professoren für Logik, Moral und Kontroverse, so daß seit dieser Zeit neun Lehrkräfte für die Studien wirkten. Die Zahl der Schüler betrug 1653 109, 1660 208, im Jahre 1694 wuchs sie auf 260[2].

Als die Dominikaner in Eichstätt ihre Schulen auch Auswärtigen öffneten, verbot ihnen Fürstbischof Marquard durch Dekret vom 7. Februar 1656 Jesuitenschüler zu ihren Privatvorlesungen zuzulassen, denn dies sei ein Schaden für die Schüler, die nur Klassen überspringen wollen, und ein Schaden für die Disziplin, weil dadurch die Insolenz der Schüler gefördert werde. So werde es auch in Ingolstadt gehalten. Zu Vorlesungen, die am Gymnasium nicht gelehrt würden, könnten sie Schüler zulassen, vorausgesetzt, daß der Betreffende nicht wegen schlechter Aufführung von den Jesuiten exkludirt sei. Durch dies sollten die Dominikaner aber in keiner Weise in der Aufnahme von Schülern in ihren Orden behindert sein[3]. Dies Verbot scheint gut gewirkt zu haben, denn der General Oliva drückte später am 4. Januar 1670 dem Rektor Offenhausen seine Freude darüber aus, daß durch das Verbot der Aufnahme von solchen, die bei den Jesuiten studierten, die Eintracht unverletzt bewahrt bliebe[4].

Der Wiederaufbau der niedergebrannten Stätten für Wohnung und Schule konnte nur nach und nach erfolgen und wäre ohne die fürstliche Freigebigkeit des Bischofs Marquard überhaupt kaum möglich gewesen. Der Fürstbischof spendete dafür, wie der Rektor Christoph Bapst am 9. Dezember 1665 an den Provinzial Veihelin schreibt, 26000 fl., davon in bar über 20000 fl.[5] Im Jahre 1659 war das Gymnasium wieder so weit hergestellt, daß im Juli dieses Jahres die 3 Klassen „aus ihrem alten Gefängniß" in die neuen luftigen Räume verlegt werden konnten. Zwei Jahre später erhielt die seit 1640 wieder eröffnete Kirche ein neues Gewölbe und zugleich wurde das Dach neu gedeckt. Wieder zwei Jahre später stand das Kolleg unter Dach nach der Straße hin genau in derselben Form, wie vor dem schwedischen Brand. Leider stürzte im August 1664 ein großer Teil des Neubaues zusammen, so daß die Wiederherstellung erst 1667 vollendet werden konnte.

Die Erneuerung der Fundation des Kollegs vollzog Marquard durch Urkunde datiert Regensburg 28. April 1673[6]. Er besagt: Die Patres der Societet Jesu, die bereits vor 60 Jahr eingeführt, haben jederweilen einen absondern Eifer bezeugt und sich diese Jahr über sowohl im Doziren, Katechesirung und Instruirung der Jugend als mit Predigen, Beichthören, Besuchung der Kranken-, Spital- und Lazaretthäuser, Bekehrung vieler Unkatholischen und andere geistliche Funktionen tags und nachts sowohl allhier in der Stadt als zu hohen Festivitäten auf dem Land ganz willig und unverdrossen sich gebrauchen lassen und ihrer im geringsten nit geschont . . . Die frühere Fundation hat wegen des Kriegs nicht völlig ausgeführt werden können, Kolleg und Kirche und Gymnasium sind abgebrannt, wegen Verminderung der Gefälle konnten den Patres kaum 500 fl. gereicht werden. Trotzdem und trotz aller ausgestandenen Kriegsdrangsale hat der Eifer der Patres keineswegs abgenommen, sondern sie haben in der ihnen ad interim assignirten Kapelle

---

[1] Die Vorbereitungsklasse (Principia) lehrte ein Auswärtiger. Dieselbe wurde zum großen Nutzen der Disziplin aus dem Gymnasiumsgebäude verlegt, blieb aber unter Leitung der Jesuiten.

[2] Im Jahre 1660: Casistae 17, Log. 11, Rhet. 17, Hum. 26, Synt. maj. 31, minor 20, Gram. 31, Rudim. 22, Princip. 33. *Hist. coll. Eichst.

[3] *Kop. M. R. Jes. 1245. Vergl. *Historia coll. Eichst. ad ann. 1656 und Suttner, Bischöfl. Seminar in Eichstätt 77.

[4] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[5] *Orig. M. R. Jes. 1242.

[6] *Vid. Kop. M. R. Urkunden Eichstätt Jes. 1.

und Wohnung den Gottesdienst, das Dozieren, Predigen und alle andern geistlichen Verrichtungen, so gut es gehen mögen, fortgesetzt. Deshalb hat der Bischof alles getan, um die Fundation wieder herzustellen, also zwar, daß sich die Summe ohne die auf vieltausend Gulden sich belaufenden Baukosten (für die Restauration der Kirche und Wiedererbauung des Kollegs und Gymnasiums) und Beschaffung der Paramente jährlich bis in 2400 Gulden erstrecket. Da die Patres billigerweise auf eine beständige Fundation angetragen, ist der Bischof umso vielmehr geneigt, nit allein weil sein Vorfahr Christoph die Anweisung gegeben, sondern auch vornehmlich weil wir in der Tat und dem Werk selbst verspürt, daß durch sie (Jesuiten) nit allein allhier unter der Bürgerschaft, sondern auch unter der Bauerschaft und andern unsern Unterthanen auf dem Lande eine solche Andacht, Eifer und Gottesfurcht erweckt worden, daß neben dem fleißigen Besuch aller in der Stadt angestellten Gottesdienste das Jahr über nur allein in ihrer Kirche bis in die 30000 Kommunikanten gezählt worden. Deshalb haben wir mit Einwilligung des Kapitels für alle Zeiten festgelegt, daß den Patres aus den hierzu gewidmeten 60000 fl. die jährlichen Zinsen von 3000 fl. jährlich in vier Quartalen ausbezahlt werden.

Über die Anbahnung dieser Fundation schreibt der Rektor Christoph Offenhausen am 7. Oktober 1673: Damit der Fürstbischof die frühere Fundation wiederherstelle, habe ich fast fünf Jahre gearbeitet und es endlich in diesem Jahre erlangt, wofür mir die Urkunde am 14. Mai übergeben wurde[1]. Zum Dank für diese Fundation veröffentlichte das Kolleg eine Festschrift Rationale Aaronicum mit einem Bilde des Eichstätter Kollegs. Nach dem Tode des Bischofs verordnete der General am 17. Februar 1685, daß in der ganzen Gesellschaft von jedem Priester drei heilige Messen und von den Nichtpriestern drei Rosenkränze aufgeopfert werden sollten[2].

Ständige Predigten wurden von den Patres in der Kathedrale und der fürstlichen Hofkapelle, an größeren Festen auch in der Jesuitenkirche gehalten. Die beiden Katechesen waren bis 1700 auf vier angewachsen innerhalb und außerhalb der Stadt. Es werden zwei Kongregationen genannt für Studenten und Bürger; letztere umfaßte auch den Hof und den Klerus. Häufige apostolische Ausflüge erfolgten nach Wemding, Küpfenberg und die Eichstätt benachbarten Orte Marienberg, Dolenfeld, Berching usw. An Kommunionen wurden 1651 über 17000, 1676 über 30400 und 1700 über 34800 gezählt. Die Konversionen schwanken zwischen eins (1678) und neun (1651)[3].

Das Kolleg in **Neuburg** konnte sich nur langsam entwickeln. Die Schülerzahl wird als sehr gering aber keine bestimmte Zahl angegeben. Mehrere Jahre waren nur drei Lehrkräfte vorhanden, 1658 trat ein vierter Professor hinzu für Moral, erst 1672 hat das Gymnasium vier Lehrer, einen für Rhetorik und Humanität, drei für Grammatik. Dazu kamen je ein Professor für Logik und Moral, seit 1693 unterrichteten am Gymnasium fünf Lehrer. Für das Kolleg wurde ein Neubau errichtet und 1693 vollendet[4]. Den Vertrag wegen Übernahme des Seminars und dessen Güterverwaltung bestätigte Oliva am 22. August 1676[5].

---

[1] *Orig. Fundat. Germ. I, 64. Offenhausen wurde August 1673 Rektor in Amberg.

[2] An Provinzial Truchseß. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[3] Die Rektoren waren: Ulr. Speer 1650, Heinr. Pirhing 29. Okt 53, Wib. Dietrich 29. Okt. 56, Christoph Roschmann 29. Okt. 59, Christoph Bapst 31. Jan. 63, Friedr. Mülholzer 27. Febr. 66, Christoph Offenhausen 2. Jan. 69, Christoph Winterfeld 24. Aug. 73, Franz Pfiffer 24. Aug. 76, Phil. Schad 24. Sept. 79, Franz Halden 22. Nov. 82, Jak. Prugger 14. März 85, Ign. Pfetten 25. Okt. 88, Christoph Osterpeutter 22. Jan. 92, Ernst Dorm 5 November 96, Eustach. Furtenbach 24. Okt. 99.

[4] Alexander VII. bestätigte am 5. März 1659 die Fundation des Kollegs in Neuburg durch Einverleibung von Eschenbrunn 2c. *Kop. M. R. Jes. 1952.

[5] An Provinzial Painter. *Ad Germ. sup.

Außer drei ständigen Predigten in der Jesuitenkirche, in der Vorstadt Heilig-Geist und in Ried, hatte man meist Christenlehren an drei Orten, später waren es oft vier Predigten und vier Christenlehren. Die Pfarrei Ried, die das Kolleg mit Ausnahme der eigentlichen Pfarrechte viele Jahre versehen, wurde endlich 1694 auf Verlangen des Ordinariats und des Generals einem Weltpriester übertragen. In Leutling baute das Kolleg 1674 ein Pfarrhaus, und so konnte 1675 nach 130 Jahren wieder ein eigener Pfarrer eingeführt werden. Die Kommunionen stiegen von 10800 im Jahre 1651 auf 40200 im Jahre 1684 und betrugen im Jahre 1700 über 35000. Die Konversionen schwanken zwischen 5 und 15, einmal (1684) werden 25 verzeichnet.

Zu Neuburg gehörte die seit 1627 bestehende Mission Hilpolstein, wo gewöhnlich drei Patres und ein Bruder stationiert waren. Ein Pater wirkte in der Stadt, die andern besorgten mehrere Pfarrkirchen in der Umgegend. Durchschnittlich zählten sie über 3000 Kommunionen. Als mit dem Tode der protestantisch gebliebenen Pfalzgräfin-Mutter im Jahre 1664 auch der protestantische Prediger entlassen worden, stimmten sowohl der Pfalzgraf wie der Fürstbischof von Eichstätt dem wiederholt geäußerten Verlangen der Jesuiten um Übergabe der Station an Weltpriester bei[1]. Am 29. Oktober 1665 gab die Bürgerschaft den scheidenden Jesuiten das Ehrengeleit.

Das Kolleg von **Amberg**, das so schwere Anfänge und Prüfungen aller Art überstanden, nahm eine aufsteigende Entwicklung[2]. Im Jahre 1651 zählte das Kolleg 19 Personen; von den elf Patres lehrten drei mit zwei Magistri in den Schulen. Die Unterrichtsgegenstände waren die des Gymnasiums, außerdem Logik und teils zeitweilig teils dauernd Moral (Kasus). Im Jahre 1658 bestanden die Lehrkräfte aus drei Patres und vier Magistri für drei Grammatikalklassen, Humanität, Rhetorik, Logik und Moral. 30 Jahre später (1690) waren in Amberg 25 Jesuiten, darunter neun Lehrkräfte. Als besonderes Fach wird 1693 noch die Kontroverse genannt. Die bisherige Zahl von 26—27 Personen stieg im Jahre 1696 vorübergehend auf 37, indem zwei Patres die scholastische Theologie für die zwölf Scholastiker des Ordens und einige wenige Auswärtige vortrugen, zwei Moraltheologie und Dialektik, ein Pater und fünf Magistri im Gymnasium unterrichteten. Im Jahre 1700 waren unter den 27 Personen wieder wie 1690 neun Lehrer. Die Studienanstalt, die 1652 gegen 200 Schüler gezählt, wies 1689 268 und 1698 über 300 auf. Im Jahre 1690 wurde die mittlere Grammatik wegen der großen Schülerzahl geteilt[3]. In dem Dreijahrkatalog von 1665 heißt es: Die Gesellschaft hat hier kein eigenes Kolleg, sondern nur ein Pfarrhaus, zu dem man einige baufällige Häuser hinzugekauft; auch besitzt sie kein eigenes Gymnasium, sondern nur das ihr umsonst bewilligte städtische Gymnasium. Am 7. Mai 1665 wurde der Grundstein gelegt für den Neubau des Kollegs. Oktober 1669 erfolgte der Einzug,

[1] Vergl. z. B. Nickel an Spaiser 22. April 1656. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[2] Vergl. Gesch. II, 242 ff. *Litterae ann. und *Catal. 1651—1700, *Historia coll. Amberg. 1621—1709. M. R. Jes. 769. Briefe über den Bau 772.

[3] Die Einkünfte aus Kastel beliefen sich 1651 auf höchstens 5000 fl., von denen 1500 auf Gehälter und Verpflichtungen abgingen, so daß nur 17 Personen unterhalten werden konnten, später fielen die Einkünfte auf 2250 fl., von denen 18 Personen unterhalten werden mußten, so blieb es ähnlich in den folgenden Jahren. Später stiegen die Einkünfte langsam, aber auch die Zahl der Personen. 1690 betrugen die reinen Einkünfte 4272 fl., von denen 25 Personen gut (commode) unterhalten werden konnten. Von den Einkünften des Kollegs mußten 500 fl. für zehn Personen im Seminar des heiligen Joseph verwandt werden. Um Erweiterung der Privilegien prozessierte der Markt Kastel lange mit dem Kolleg. Vergl. Brunner, Das Merkwürdigste von der Herrschaft Kastel (1830) 45 f.

und so war der 40jährigen Enge abgeholfen. Inzwischen wurde auch der zweite Flügel zur Verbindung mit der Kirche begonnen, seine Länge betrug 240 (274) Fuß. Auch der enge Speisesaal wurde um 15′ erweitert.

Drei Jahre später, 28. April 1672, wurde dann der Grundstein zu dem so lang ersehnten Neubau des Gymnasiums gelegt. Dasselbe wurde an das Kolleg angebaut und erhielt eine Länge von 183′ und Breite von 55′, so daß durch dessen Verbindung mit dem Kolleg (nach Süden) die ganze Front 550′ maß. Herbst 1674 konnte das Gymnasium in Benützung genommen werden. Die Aula erhielt ihr Getäfel (tabulatum) 1678/79; nicht allein durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Schönheit erregte sie die Bewunderung der Sachverständigen. Der ganze Neubau war 1688 mit allem ausgestattet und wurde Herbst dieses Jahres in all seinen Teilen benützt. Im folgenden Jahre wurde auf den Westflügel ein dritter Stock aufgesetzt und 1693 noch eine eigene Brauerei errichtet. Anfang 1673 hatte man einige dem Kolleg benachbarte Häuser als Konvikt eingerichtet. 1700 wurde im Garten des Kollegs ein eigenes Konvikt gebaut (Seminar St. Josephi).

In einer neuern Studie wird über den Bau also geurteilt: „Es ist ein in architektonischer und ästhetischer Hinsicht musterhafter, äußerst solider, zum größten Teil aus Quadern hergestellter Bau, bis zum dritten Stocke mit tadellosen Zimmer- und Korridor-Gewölben ausgestattet und von einer Schönheit, die jedem Besucher beim ersten Eintritt in die hohen luftigen Räume einen Ruf der freudigen Bewunderung abnötigt. Von außen betrachtet, präsentiert sich das Gebäude, dessen Vorderseite eine Länge von nicht weniger als 570 bayerische Fuß (166 m) hat, trotz seiner Einfachheit doch so majestätisch, daß man z. B. von der Höhe des Mariahilfberges aus den Blick immer wieder gerne darauf ruhen läßt.“[1]

Die Arbeiten in der Seelsorge bestanden in je einer Predigt in der Pfarrkirche St. Martin und der Kirche des Kollegs St. Georg. Sehr beliebt war in letzterer die Exempelpredigt nach dem Psalm Miserere in der Fastenzeit, wozu die Menge schon eine Stunde vor Beginn die Plätze besetzte. Später als die Predigt für die Schüler (1686) in der Aula gehalten wurde, waren in St. Georg nur Predigten in der Fastenzeit und an den Festtagen. Dazu kamen noch Exhortationen in dem Kranken- und Armenhaus und für die drei Sodalitäten. Ständige Katechesen wurden 4—5, an zwei Orten in der Stadt und draußen in mehreren Dörfern gehalten. Im Jahre 1667 wurde eine katechetische Predigt in St. Martin eingeführt, die jeden dritten Sonntag stattfand und eine Festigung in den Fundamenten des katholischen Glaubens bezweckte besonders für die Dienstboten und Handwerker, die an protestantischen Orten, besonders in Nürnberg, Arbeit suchten. Die beiden Kongregationen, die eine für Studenten und Herren, die andere für die Bürger, erhielten 1661 einen Zuwachs durch die Angelika für die jüngern Gymnasiasten (Grammatiker). Die Bürger-Kongregation von der schmerzhaften Mutter zählte 1671 800 Mitglieder (Männer und Frauen). An Stelle der Angelika trat 1683 die Immakulata, die alle Gymnasiasten mit Ausnahme der Rhetorik umfaßte, 1686 zählte die größere Kongregation (Herren und Studenten) 140 Mitglieder. Seit mehr als 100 Jahren wurde 1651 zum erstenmal wieder die Firmung gespendet von dem Regensburger Weihbischof, es waren gegen 5000 Firmlinge. Der Sakramentenempfang wies 1651 über 12000 Kommunionen auf, 1658 21000; in diesem Jahre hatte man die monatliche Generalkommunion zum Troste der armen Seelen

[1] J. Auer, Die Wirksamkeit der Jesuiten in Amberg (1891) 11.

eingeführt. Zehn Jahre später 1669 waren es schon über 25000, 1682 und 1691 über 35000 Kommunionen. Die höchste Zahl der Konversionen betrug (1685) 32, die niedrigste (1669 und 1683) 4, im Durchschnitt nicht über 10[1].

In **Sulzbach**, das die Jesuiten 1649 hatten verlassen müssen[2], residierte der Herzog Christian August mit seiner Gemahlin Amalia von Nassau-Siegen. Durch den Kölner Vertrag vom 22. Februar 1652 erhielt er von seinem Oheim, dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, die volle Souveränität über Sulzbach unter der Bedingung, neben dem lutherischen auch den katholischen Gottesdienst zu gestatten (Simultaneum ecclesiasticum), so daß die Katholiken und Lutheraner in allen Pfarreien und Filialkirchen gleichberechtigt ihren Gottesdienst zu verschiedenen Stunden abhalten sollten[3]. Infolgedessen wurde von Amberg Ostern 1652 P. Bernhard Frey und ein zweiter Pater nach Sulzbach geschickt. Um Ostern 1652 empfingen kaum 300 aus dem ganzen Herzogtum die heilige Kommunion, während man vor dem Abzug der Jesuiten in Sulzbach allein gegen 200 Kommunikanten gezählt hatte. Kaum 30 Familien waren noch katholisch und auch bei diesen war mehrfach der eine oder andere Eheteil protestantisch. Nachdem die Katholiken aus Liebfrauen verdrängt worden, hielten sie sich noch kurze Zeit in der Leonhard-Kapelle; auch von hier verdrängt, benutzten sie die Muttergotteskapelle bei Hambach, eine Stunde von der Stadt entfernt. Aber auch hier wurden sie ausgewiesen, so blieben sie auf Privatgottesdienst in einzelnen Familien angewiesen, den ein Franziskaner aus Amberg an Sonn- und Festtagen besorgte. Als um Ostern 1652 zwei Jesuiten zugelassen wurden, ging einer nach Parkstein, der andere, P. Frey, blieb in Sulzbach. Hier harrte er aus trotz kärglichen Unterhaltes[4]. Im folgenden Jahre 1653 kam ein dritter Pater, 1654 ein vierter. Schon zählte man wieder über 1000 Kommunionen. Die Arbeiten erstreckten sich bis zum Böhmerwald. Das Jahr 1656 brachte dann mit der Konversion des Herzogs[5] die Einführung des Gregorianischen Kalenders. Am Fest Mariä Lichtmeß empfing der Herzog, der schon vorher seine Konversion in Neuburg öffentlich bezeugt, vor allem Volke in der Pfarrkirche zu Sulzbach die heilige Kommunion. In der Pfarrkirche blieb Simultangottesdienst, nur der Hochaltar wurde den Katholiken reserviert, während das protestantische Abendmahl vor einem Altartisch in der Mitte der Kirche gefeiert wurde. Die Kommunionen in der Stadt stiegen auf 1500, auswärts auf 823. Die Konversionen in und außerhalb der Stadt betrugen 28. Trotz der steigenden Erfolge wurde die Mission in Sulzbach am 9. Juni 1658 wie die in Weiden 23. Juni und Neustadt 27. September aufgegeben. Der Hauptgrund war der Wunsch nach Befreiung von der Pfarrseelsorge. Am 9. Februar 1658 mahnte der General Nickel den Provinzial Veihelin, bei dem Herzog von Sulzbach weiter für die Befreiung unserer Patres von der Verwaltung der Pfarreien zu drängen, und 6. Juli desselben Jahres schreibt Nickel an den Provinzial Muglin: Wir haben keinen Grund, die Auflösung der Missionen in

---

[1] Die Rektoren: Manfred Bozheim (Bozhaim) 1650 († 29. Jan. 53), Joh. Kiderle 13. Febr. 53, Jak. Schreiner 20. März 56, Georg Mändel 1. April 59, Christoph Roschmann 27. Febr. 63, Osw. Hülz 11. Juli 67, Mark. Koch 24. Aug. 70, Christoph Offenhausen (Offenhauser) 27. Aug. 73 († 24. Nov. 74), Karl Höger 21. März 75, Heinr. Haslang 23. März 78, Ernst Mülholzer 4. Jan. 82 († 29. Mai 84), Joh Mourat 1. Mai 85, Christoph Osterpeutter 8. Dez. 88, Ign. Pfetten 27. Jan. 92, Albert Perfall 5. März 95, Franz Hofer 8. Mai 98.

[2] Gesch. II[2], 340. Vergl. II, 445, *Litt. ann. und *Catal. 1651 ff., *Histor. coll. Amberg. M. R. Jes. 769.

[3] G. Neckermann, Geschichte des Simultaneum Religionis Exercitium im vormaligen Herzogtum Sulzbach (1897) 78 ff. Vergl. die Klage der Protestanten über das Simultaneum 20. Januar 1653 S. 96.

[4] Brief von P. Frey, Sulzbach, 14. Januar 1653 in M. G. H. 256.

[5] Leinberger, Die Beherrscher der Stadt Sulzbach (1783) 56 ff.

Sulzbach und Weiden zu bedauern, da beides im guten Einvernehmen mit dem Herzog geschieht[1].

In **Weiden** hatten sich die Protestanten der Einführung des Simultaneums mit Gewalt widersetzt, sodaß die Kirche am 15. August 1653 erbrochen werden mußte, worauf dann von den Kommissaren zwei Jesuiten als Pfarr-Administratoren eingeführt worden[2]. Zwei bis drei Patres besorgten die deutsche und lateinische Schule und die Seelsorge, fanden aber große Schwierigkeiten besonders infolge der Besetzung durch die Heidelberger Pfälzer. Darüber schrieb der General Nickel am 27. Mai 1656 an P. Theodor Rhay in Sulzbach: Ich bedauere sehr, daß die Freude über die Rückkehr der Herzogin zur katholischen Kirche durch die vom Kurfürsten von Heidelberg vollzogene Besetzung von Weiden getrübt worden ist[3]. Die Patres hatten Mühe, die Katholiken aufrecht zu erhalten. Immerhin zählten sie jährlich gegen 2000 Kommunionen aus Weiden und Umgegend.

Auch in Parkstein wurde einige Jahre eifrig gearbeitet, wie die Jahresbriefe von Amberg berichten. Im Jahre 1652 zählte man über 800 Kommunionen; mehrere Familien kehrten zur Kirche zurück. Später ging man von Weiden an allen Sonn- und Feiertagen dorthin, um zu predigen und die übrigen Arbeiten des Pfarrers zu verrichten.

In Neustadt, das dem Herzog von Sagan, dem Fürsten Lobkowitz, gehörte, war ein Pater als Prediger des Herzogs, dessen Gemahlin protestantisch blieb.

In Schnaittach und Hartenstein, bayerischen Enklaven mitten im Nürnberger Gebiet, wurde 1661 eine achtmonatige Mission gehalten. In Hartenstein zählte man bald 87 Katholiken. Über diese Mission berichtete P. Georg Ludwig von Schnaittach 1. Juni 1661 an den Provinzial Spaiser: Unsere Mission wird sehr schwierig sein, da nur wenige nach den Münster und Nürnberger Friedenstrakten zur katholischen Kirche gezwungen werden können. Es ist nur ein Dorf Hartenstein, das ganz unter das bayerische Recht fällt. Dreizehn Familien, die nicht katholisch werden wollten, sind ausgewandert, ihre Güter haben Katholiken gekauft. Anderswo ist der Verlust der Katholiken sehr groß, sodaß ein Pfarrer mehr als 800 Seelen verloren, denen es freisteht, den protestantischen Gottesdienst in Nürnberg zu besuchen. Zu diesen geringen Aussichten kommen noch die großen Kosten. Unser Wirt verlangt für jeden von uns wöchentlich 14 kr.; er gibt vier Gerichte mit einem Trunk Bier; für Wohnung, Bett, Holz, Licht, Wäsche verlangt er von uns beiden zusammen wöchentlich 36 kr., was zusammen 371 fl. ausmacht. Wein muß gesondert gezahlt werden, wir überschreiten nicht die Sitte in den Kollegien und sind jeder mit ½ Maß Wein zufrieden. Dazu kommen Kleider, Hausgerät, fromme Andenken. Deshalb wird wohl der kurfürstlichen Kammer unsere Mission in kurzem nicht gefallen, aber eine andere leichtere Art des Unterhaltes kann nicht Platz greifen, da die Ausflüge weit und die Wege schlecht sind, wodurch die Kleider arg mitgenommen und die Kräfte geschwächt werden. Inzwischen werden wir es an Mühe und Schweiß nicht fehlen lassen, sodaß den Kurfürsten die aufge-

[1] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Am 22. März 1659 schrieb der General dem P. Muglin, daß ihm der Herzog mitgeteilt: se nullam aliam ob causam quam ut Societatis desiderio indulgeret missionem concessisse Patribus nostris qui erant Sulzbaci. Vergl. die Briefe in M. R. Jes. 271, besonders den von Christian August an Veihelin vom 30. April 1658.

[2] Neckermann 106 ff.

[3] *Ad Germ. sup. Die Pfälzer wurden bald vertrieben. Ihre Gründe für die Besetzung finden sich widerlegt in dem Gründlichen Bericht wegen der von Chur-Bayern als rechtsmäßigem Reichs-Vikario zu Weiden und Parkstein ganz notwendiger Weis vorgenommenen Exekution. München 1657 (Bav. 4° 3000 III 33, München Staatsbibl.).

wandten Kosten nicht reuen werden. Die Burg Hartenstein ist von uns vier Stunden entfernt. Diese besuchen wir abwechselnd alle Sonn- und Festtage auf einem so schlechten Wege, wie es keinen mehr in unserer ganzen Provinz gibt. Pferde können da nicht helfen, weil es wegen der schwindelnden Abgründe sicherer ist, zu Fuß zu gehen[1].

Das Kolleg in **Burghausen** weist unter seinem Personenstand von 16 bis 17 Personen stets fünf Lehrer auf für die fünf Gymnasialklassen, die etwas mehr als 100 Schüler zählten. Seit 1652 wurde einigen wenigen Schülern, die wegen Armut keine auswärtige Schule besuchen konnten, auch die Moral erklärt. Die Einkünfte betrugen außer einigen Naturallieferungen durchschnittlich gegen 2500 fl., von denen 16 Personen unterhalten werden konnten.

Da die beiden Häuser, in denen man Schule hielt, durch Alter und besonders durch die große Überschwemmung der Salzach im August 1661 baufällig geworden, begann man Februar 1662 einen Neubau, dessen Fundamente wegen des Flusses mit großen Unkosten tief und fest gebaut werden mußten[2]. Erst 1664 konnte man den Unterricht, der seit 1661 in ungenügenden Mietsräumen abgehalten worden war, in den Neubau verlegen „nit ohne höchsten Nutz der studierenden Jugend und mit männiglichem Frohlocken", wie der Rektor am 2. Februar 1666 berichtet[3]. Derselbe umfaßte sechs Klassenzimmer, von denen die beiden größeren für Rhetorik, und Humanität 40' lang, 24' breit und 13' hoch waren. Die Aula nahm den ganzen obersten Stock ein in einer Länge von 117', Breite von 41' (ohne die Mauern) und Höhe von 20'. Von den beiden Fensterreihen hatte die obere 24 runde selbständige Fenster (Scheiben), die untere 20 größere Scheiben in drei Feldern. Auf Kosten der Regierung und des Kollegs wurde 1680 eine große Strecke des Ufers der Salzach durch Dämme gegen Hochwasser geschützt. Zwei Jahre später begann man mit dem Fundament für einen Neubau des Kollegs, das gegen 150' lang und 80' breit war. Das Erdgeschoß wurde der ganzen Länge nach gewölbt. Im Jahre 1687 war der Neubau mit seinem schönen auf acht Säulen ruhenden Portikus fast fertig.

In der Kirche des Kollegs wurde an Festtagen gepredigt und in der Fastenzeit eine Exempelpredigt gehalten. Im Jahre 1656 übertrug der Erzbischof von Salzburg die Kanzel der Pfarrkirche für immer den Jesuiten. Diese hielten in der Pfarrkirche und im Hospital auch ständig die Katechese. Dazu kamen die Vorträge für die beiden Kongregationen der Studenten und der Bürger, die ihre Oratorien im Gymnasium hatten. Außerhalb der Stadt wurde häufiger gepredigt und missioniert in Bisseldorf, Eggelsberg, Mering, Marienberg, Ach, Katzenberg und Maurkirchen. An letzterem Ort waren 1651 und 1652 zeitweilig zwei Patres, die vom Ortspfarrer unterhalten wurden. An Kommunionen zählte man im Jahre 1651 gegen 19000, 1699 über 48000, 1700 über 29000. Die Konversionen schwanken zwischen eins und drei.

Wie aus den Briefen der Generale besonders 1672 bis 1684 hervorgeht, erfreute sich das Kolleg äußerlich und innerlich eines blühenden Zustandes.

Als am 7. Juli 1654 Grundstein zu einem Kapuzinerkloster gelegt wurde, beteiligte sich an der feierlichen Prozession auch die Studenten-Kongregation unter Führung von zwei Jesuiten. Die Kongreganisten waren mit lebenden Blumen

[1] *Orig. M. R. Jes. 273.

[2] Das Fundament war 126' lang, 50' breit, 6—8' dick, alles aus hartem Stein aus dem Grund heraus gebaut in einer Höhe von 22'. So die Berechnung in M. R. Jes. 919. Dort auch Näheres über den Kostenaufwand gegen 5000 fl. Vergl. Jes. 910—912, 918 und M. St. schwarz 419/15.

[3] *Orig. M. R. Jes. 911.

bekränzt und trugen Lilien in den Händen. In ihrer Mitte trugen sie einen Tisch, auf dem ein Berg sich erhob, an dessen Fuß ein Kapuziner-Kloster unter dem Schutz der seligsten Jungfrau und des heiligen Franziskus zu sehen war[1].

In **Regensburg** hatten die Katholiken fast unausgesetzt unter der Intoleranz der Protestanten zu leiden. Der Rektor Heinrich Mayer schrieb am 18. Mai 1650 an die bayerische Regierung: Er habe keine besondere Klage gegen den Magistrat, wollte aber „Gott, daß nit weniger der gemeine Bürgersmann gegen den armen Ehehalten und Dienstboten wie dann auch der Meister gegen ihre katholische Handwerksbursch sich so gebraucheten und solche nit muwilligerweis von ihrem Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen abhielten.“ Gleichfalls geschähe dem Instrumento pacis § 5 n II gar gleichförmig, wan zu friedlicher und schiedlicher Beiwohnung der Bürgerschaft allhie keiner des Glaubens halber von den andern verschimpft zu Haus oder bei den Zünften durch die Hächl gezogen würde; sonder ein jeder (er sei Bürger oder nicht) sich frei und ruhig zu unserer katholischen als zu der anderwärtigen Religion des allhiesigen Burgerrechts unvorgreiflich und ohne weitere Verfolgung sicherlich begeben khünde. Es will auch ins Gemein verlauten, als ob ein ehrsamer Rhat allhie nit leicht einen katholischen Bürger einkommen, keiner katholischen Wittib einen katholischen Ehewurth zu heirathen, keinem Handwerker einen katholischen Lehrjungen aufzunehmen und aufzudingen zuließe. Gott gebe, daß wir uns ohn allen Mißverstandt und Zerrüttung der Gemieter bis zur Einigkeit des wahren Glaubens, eines jeden Theils Recht und Gerechtigkeit unverleibet mit einander beständig fried- und freundlich betragen mögen[2].

Auch in den Jahresberichten wird wiederholt über die Intoleranz der Protestanten geklagt. So heißt es zum Jahre 1658: Viele Katholiken, die bei Protestanten im Dienste stehen, werden auf alle mögliche Weise durch Versprechungen und Drohungen zum Abfall zu bewegen gesucht, sodaß nicht wenige durch diese Drangsalierungen schimpflich zu den Protestanten übergehen. Da die Protestanten am alten Kalender festhielten und darnach die Feste feierten, waren die katholischen Dienstboten in Gefahr, zu den protestantischen Predigten verlockt zu werden. Deshalb hielten sich die Jesuiten in ihrer Kirche auch an den alten Kalender und ermöglichten so den katholischen Dienstboten die Teilnahme am Gottesdienst, während in der Kathedrale nach dem neuen Kalender gefeiert wurde.

Trotz aller Behinderung vermehrte das Kolleg seinen Personenstand von 16 im Jahre 1651 auf 25 im Jahre 1700, die Lehrkräfte in derselben Zeit von sechs auf neun. Im Jahre 1659 wurden die bisher vereinigten Klassen der Rhetorik und Humanität getrennt und erhielt jede einen eigenen Professor. Die Vorbereitungsklasse (Principia) für die Anfänger des Latein erhielt 1661 ein Auswärtiger, die Inspektion und Direktion blieb beim Kolleg. Im Jahre 1665 lehrten sechs Professoren am Gymnasium, ferner zwei Logik und Moral; dazu kam 1669 ein dritter für Kontroverse. In einzelnen Jahren gingen aus dem Gymnasium drei bis vier Priester hervor, die hier ihre ganze Bildung erhalten hatten.

Verschiedentlich, so zum Jahre 1656 und 1691, heben die Jahresberichte hervor, daß die Schule von einer über Erwarten großen Anzahl von Schülern besucht

---

[1] Huber, Geschichte der Stadt Burghausen 250. — Die Rektoren waren: Max Lerchenfeld 1651, Beat. Schliniger 2. Nov. 53, Phil. Hetlinger 2. Nov. 56, Lor. Keppler 20. März 59, Georg Mändel 4. Nov. 62, Joh. Kidler 22. Sept. 65, Georg Hay 19. Okt. 68, Joh. Pichel 19. Okt. 71, Heinr. Haslang 28. Okt. 74, Ernst Müllholzer 31. März 78, Franz Henrich Vizer. 81, Wilh. Hainzell 22. Dez. 81, Jodok. Almender 23. April 85, Felician Deuring 11. Jan. 89, Joh. Mourat 27. Jan. 92, Joh. Federer 12. März 95, Joh. Querck 28. April 98, Leopold Trestendorff 19. Sept. 1700.

[2] Walderdorff'sche Sammlung.

wurde so 1656, und 1691 heißt es, das Gymnasium besucht eine zahlreiche und vornehme Jugend, aber wieviel Köpfe diese zahlreiche Jugend ausmacht, verraten die 50 Jahrgänge der Berichte auch nicht mit einem Sterbenswörtchen. Ob nur Mangel an Sinn für Statistik oder sonst ein Grund vorliegt, konnte nicht ermittelt werden.

Dem Kolleg gegenüber baute man 1678 ein neues Haus, nachdem man das alte baufällig gewordene abgerissen. Im folgenden Jahre war der Neubau vollendet. Im Jahre 1693 wurde der Glockenturm erneuert[1].

Außer den Predigten in der Kathedrale und der Jesuitenkirche hielt man zwei oder drei Katechesen, eine besonders an den protestantischen Feiertagen für die bei Protestanten bediensteten Katholiken. Mehrere Jahre versahen die Patres auch die Pfarreien Irlbach und Hinkoven, bis dieselben 1660 abgegeben werden konnten. Außer in den beiden Kongregationen der Bürger und der Studenten besorgten die Jesuiten die Vorträge in der von dem Kapitel 1689 begründeten Allerseelenbruderschaft, deren sonstige Leitung beim Kapitel stand. Die Kommunionen stiegen von 20000 im Jahre 1651 auf 36000 im Jahre 1699. Die Konversionen waren wegen der großen Erschwerung durch Magistrat, Prädikanten und Bürgerschaft wenig zahlreich, erreichten aber trotz alledem in einigen Jahren die verhältnismäßig hohe Zahl von 24[2].

In **Straubing** befanden sich 1651 sechs Patres und drei Laienbrüder Drei Patres besorgten das Gymnasium. Zehn Jahre später traten noch zwei Professoren für Logik und Moral hinzu. In einem Vergleich zwischen der Stadt und den Jesuiten vom Jahre 1662 heißt es: Die Herren Patres S. J. haben allhier zu Straubing durch die Gnad Gottes mit der Jugend in studiis humanioribus solchergestalt bis anhero zugenommen, daß die Ehr Gottes je länger je mehr befördert und man insgemein nichts mehreres verlangt, als daß auch die Logica und Casus conscientiae möchten eingeführt und docirt werden. Dies wird zur Fortpflanzung des kathol. Glaubens . . . insonderheit zur Beförderung des geistlichen Standes dienen, indem nit ein jeder die Mittel hat, an andern Orten mit erforderten schweren Unkosten dergleichen studia zu prosequiren, sondern bishero etliche aus Armut davon ablassen müssen. Deshalb ist zwischen den Patres und der Stadt Straubing folgende Vergleichung aufgerichtet worden: Die Patres werden noch dieses Jahr mit Docirung der Logika beginnen und längstens 1663 auch einen Professorem casuum conscientiae hierhero verordnen. Dafür werden sie von der Stiftung des Bruderhauses jährlich 200 fl. beziehen, von denen beide Patres erhalten werden sollen[3].

Die fünf Lehrkräfte blieben auch später. Im Jahre 1669 waren 13, 1685 und in der Folge 16 Personen im Kolleg, darunter zuweilen ein oder zwei Magistri für das Gymnasium. Das Schulgebäude konnte die Zahl der Schüler, die 1680 über 200 und 1695 nahezu 300 betrugen, kaum fassen[4].

---

[1] Vergl. Kleinstäuber, Geschichte des Gymnasiums St. Paul 140.

[2] Die *Litterae ann. coll. Ratisb. 1590 bis 1747 in M. R. St. Paul Regensburg Nr. 6. Die Rektoren: Max Wartenberg 1652, Joh. Horst 22. Mai 53, Greg. Walch 24. Mai 56, Max Lerchenfeld 24. Aug. 59, Gabr. Ridler 24. Jan. 63, Albert Faber 3. Juli 67, Ernst Bidermann 29. Juli 70, Bened. Painter 24. Okt. 73, Friedr. Mülholzer 6. Febr. 76, Reinh. Kabel 9. Jan. 79, Ernst Bidermann 16. Nov. 80, Ludw. Ruestorff 13. Jan. 84, Ernst Bidermann Vizer. 85, Friedr. Mülholzer 2. April 86, Jak. Bosch 4. Nov. 87, Joh. Federer 22. April 91, Jak. Prugger 5. Aug. 94, Ferd. Raßler 24. Februar 98, Joh. Fröhlich 20. Juli 1701.

[3] *Kop. M. R. Jes. 2098.

[4] B. Weißenberger, Geschichte des Gymnasiums in Straubing Progr. 1897/98 S. 27 ff. M. R. Jes. 2077 ff.

Eine Predigt war an allen Sonn- und Festtagen in der Jesuitenkirche, Katechese 1652 nur in der Hauptkirche. Im Jahre 1674 wurde sie auch für alt und jung im Hospital begonnen, im folgenden Jahre war sie in beiden Pfarrkirchen, 1697 in drei Kirchen. Kommunionen wurden gezählt 1652 über 17000, 1681 im Jubiläumsjahr 36400, 1700 über 25000. Es wird aber im Jahre 1656 besonders bemerkt, daß sehr viele bei uns beichten, die anderswo die heilige Kommunion zu empfangen pflegen. Die Konversionen schwanken zwischen 1 (1660) und 11 (1692). Der Zustand der beiden Marianischen Kongregationen für Studenten und Bürger wird im Jahre 1700 als ein blühender bezeichnet; die Bürger-Kongregation zählte 1651 nahezu 600 Mitglieder. Als Orte der Missionstätigkeit werden genannt Parstetten, Steinach, Geiſlhöring (1675) später Falkenstein, Alburg, Windberg (1698).

Das Kolleg mit seinen vier Stockwerken wurde 1666 fester und schöner umgebaut; 1669 konnte man den noch nicht ganz vollendeten Neubau beziehen. Zehn Jahre später begann man mit dem Umbau der Kirche, die ihren gotischen Charakter wenigstens im Innern fast ganz einbüßte zugunsten des damals so beliebten Barockstiles. Die Fenster der Kirche behielten ihren spitzbogigen Abschluß, verloren aber ihr Maßwerk, die Fenster der neu angebauten Seitenkapellen zeigen Rundbogen. Im Äußern blieb der frühere Stil noch deutlich erkennbar. Trotzdem es sich nur um einen Umbau handelte, zeigen sich doch in zwei Punkten die Hauptziele, welche die oberdeutschen Jesuiten bei ihren Bauten im 17. Jahrhundert im Auge hatten, verwirklicht: die Weiträumigkeit und die möglichste Ausnützung des Baues durch Anlage seitlicher Emporen und durch Verdopplung der Emporen der Schmalseiten [1].

Im Jahre 1682 wurde der Grundstein zu einem großen Neubau gelegt, der in einem Viereck das Kolleg, dessen Nebengebäude sowie das Gymnasium umfaßte. „Der Neubau entsprach allen Anforderungen der Zeit und bildete in der Tat eine Zierde der ganzen Stadt. Besonders hatte das Gymnasialgebäude eine imposante Gestalt erhalten und war so umfangreich, daß es gegen 500 Schüler fassen konnte. Nun erhielt jede der sechs Klassen ihr eigenes Lokal, während bis dahin wegen Raummangels immer zwei Klassen in einem Lehrzimmer vereinigt waren ... Ungefähr 100 m vom Gymnasium entfernt, mit der Hauptfront gegen den Stadtplatz erhob sich das stattliche Kollegium mit einigen Nebengebäuden, daran stieß die Kirche." [2]

In den Briefen der Generale kehrt oft der Ausdruck der Zufriedenheit über den guten Stand des Kollegs wieder, ebenso oft aber auch das Bedauern, daß die Fundation noch immer nicht vollendet und die finanzielle Lage eine gedrückte sei. Noch am 29. Juli 1690 spricht Gonzalez in einem Briefe an den Rektor Werdenstein die Hoffnung aus, daß die Zuwendung von Erbschaften einiger Jesuiten dem Kolleg aufhelfen und die göttliche Providenz bald das an der Fundation noch Fehlende verleihen möge [3].

In den Berichten wird den Studierenden vielfach großes Lob gespendet „so z. B. verdient es volle Anerkennung, daß dieselben ohne jede Scheu vor Ansteckung Kranke, die mit schlimmen Krankheiten behaftet sind, besuchen und pflegen, Geldmittel an Arme und Notleidende verschenken, statt dieselben für sich zu verwenden,

---

[1] Braun II, 249. Über die Bauten M. R. Jes. 1682 ff.

[2] Weißenberger 32. Der Bauplan für das Gymnasium wurde, wie Gonzalez 30. August 1698 an den Rektor Castner schrieb, in Rom von einem Sachverständigen geprüft und mit dessen Bemerkungen zurückgesandt. *Ad Germ. sup.

[3] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Die Einkünfte betrugen seit 1669 1500 fl., im Jahre 1700 2226 fl., von denen 16 Personen lebten.

erlittene schwere Kränkungen bereitwillig verzeihen, in ihren Studien den größtmöglichen Eifer betätigen, überhaupt in jeder Hinsicht eine so musterhafte Aufführung pflegen, daß Ermahnungen oder gar Strafen aus der Schule völlig verbannt sind." Wenn in diesen Berichten wohl auch Übertreibungen unterlaufen, „scheint es trotzdem, daß die Studienanstalt in Straubing eine Musteranstalt war," „deren Ruf sich weit über die Grenzen Bayerns verbreitete und zahlreiche Schüler anlockte."[1]

In **Ellwangen** bestand 1651 die bisherige Missionsstation mit zwei Patres, die von dem Fürstpropst Joh. Rudolf unterhalten wurden. Der Fürstpropst wandte sich am 1. Sept. 1657 an den Provinzial Veihelin um Errichtung einer Residenz und die Übernahme des Jugendunterrichtes durch die Patres[2]. Der Provinzial war aber nicht dazu geneigt, und der General Nickel stimmte am 6. Oktober 1657 dem Provinzial bei. Er war überhaupt gegen die kleinen Residenzen und gab später (16. Dez. 1657) nur nach, um den Patres, die am Hofe wohnten, eine eigene Wohnung zu ermöglichen, da der Fürstpropst bereits eine solche für 1000 fl. angekauft und P. Joh. Loher, der Beichtvater des Propstes, am 5. Nov. 1657 die Bitte befürwortet hatte. Da P. Loher um diese Zeit starb, bat der Fürstpropst am 16. Dez. 1657 um Ersatz. Am 7. Jan. 1658 dankte er dem General für die Zusage der gewünschten Residenz.

So wurde die Station 1658 zur Residenz erhoben. Als Wohnung erhielten die Patres die „Insel", die Residenz des Stiftspropstes, und die Kapelle der heiligen Apostel Petrus und Paulus[3]. Eine kleine Schule wurde begonnen mit drei Grammatikalklassen und der Humanität (Poesie); ein Pater übernahm die Poesie und oberste Grammatik, ein zweiter die mittlere und von der untersten Grammatik die obere Abteilung, für die untere Abteilung und die Principia stellte man einen weltlichen Lehrer an. Die Schülerzahl betrug gegen 70. Das erste Schauspiel, der ägyptische Joseph, das zur Eröffnung der Schule gespielt wurde, setzte die Ellwanger, die so etwas noch nie gesehen, in großes Erstaunen. Im folgenden Jahre 1659 trat die Rhetorik hinzu, so daß von den vier Patres der Station drei an der Schule beschäftigt waren. Bald kamen noch ein fünfter und ein sechster Pater. Im letzten Jahrzehnt zählte die Residenz stets sieben Priester und zwei Laienbrüder. Von den Patres leiteten wie bisher drei die sechs Klassen des kleinen Gymnasiums[4]. Die Vermehrung der Personen kam ganz der Seelsorge und der Missionstätigkeit zugut. Die Beichten stiegen von 2966 im Jahre 1651 auf 52850 im Jahre 1686 und 57400 im Jahre 1699. Die Konversionen blieben selten unter zehn jährlich, erreichten einige Male 1681 und 1685 die Höhe von 22 und 25. Predigten wurden in der Pfarrkirche und Stiftskirche abwechselnd mit andern Priestern gehalten, die Katechesen ständig in den beiden Kirchen. Besonders fruchtreich gestaltete sich die Tätigkeit in der kleinen Kapelle auf dem Schönenberg. Dorthin strömten besonders zur Sommerzeit viele Katholiken aus Franken und Württemberg, oft kamen sie drei oder vier Tagereisen weit aus protestantischen Gebieten, wo sie jeder Seelsorge beraubt waren. Hier empfingen sie dann oft nach Jahren wieder einmal die

[1] Weißenberger 29 f. — Die Rektoren: Georg Ganbach 1650, Adam Weidenhover 28. März 53, Christoph Mair 28. März 56, Karl Piscator 1. Mai 59, Paul Baumgartner 24. Jan. 63, Georg Biegeisen 8. Dez. 65, Jak. Schreiner 7. Okt. 68, Joh. Scholl 13. Okt. 71, Jos. Sigsalz 11. Okt. 74, Joh. Hohenprugger 5. Okt. 77, Franz Siegersreitter 10. Okt. 80, Ign. Braitt 10. Okt. 83, Heinr. Loferer 28. März 86, Ign. Werdenstein 24. Jan. 90, Jak. Wyl 1. Juli 93, Alb. Castner 18. April 97, Christoph Edelman 18. Okt. 1700.

[2] *Orig. M. R. Jes. 1255. Dort auch die folgenden Schreiben.

[3] Das Haus wurde 1681 vollständig umgebaut und erweitert. Beschreibung in *Litt. ann. Germ. sup. 1681, wo auch Näheres über die Erweiterung der Kapelle.

[4] Vergl. Leonhard, Geschichte der höheren Lehranstalt in Ellwangen. Progr. 1861 und 1862.

heiligen Sakramente und kehrten getröstet und gestärkt in ihre Heimat zurück. In der kleinen Kapelle kommunizierten allein im Jahre 1699 über 15000[1].

Von Ellwangen aus machte dann der seeleneifrige P. Jenningen von 1686 an seine apostolischen Ausflüge jährlich in etwa 50 Städte und Dörfer in vier Diözesen, wo er alt und jung in den Glaubenswahrheiten unterrichtete und zu einem sittenreinen Leben ermunterte[2].

Im Jahre 1695 bot der Bürgermeister der kaiserlichen Reichsstadt Gmünd eine Stiftung an für den Bau eines Hauses bei St. Bartholomäus, damit dort ein Missionär zu bestimmten Zeiten seinen Wohnsitz aufschlage. Dem P. Jenningen, der dies nach Rom berichtete, antwortete der General am 3. Sept. 1695, daß er dies gern gestatte, wenn die dortigen Obern dafür seien[3].

In **Rottenburg a. N.**[4] war die Lage anfangs der 50er Jahre so, daß einige Patres in Verzweiflung ohne weiteres die Station verlassen wollten. Aber durch die tapfere Zusprache des dritten Paters wieder ermutigt, harrten sie aus. Allmählich gings auch wieder besser.

Die Zahl der Patres konnte sogar langsam vermehrt werden: 1658 waren es vier, 1660 fünf, 1665 sechs Patres, ein Magister und zwei Brüder, und so ging es langsam vorwärts, bis 1696 elf Patres und sechs Brüder gezählt werden.

In der Schule wurde nur Humanität und Grammatik gelehrt, 1658 trat die Rhetorik hinzu, 1665 Kasuistik und Logik[5], vier Patres und ein Magister waren zur selben Zeit in den Schulen tätig. Im Jahre 1685 lehrte je ein Pater Moral und Dialektik und drei Patres besorgten die sechs Klassen des Gymnasiums. Die Zahl der Schüler bewegt sich zwischen 80 und 100, im Jahre 1668 waren es 90, im Jahre vorher 97.

Im Jahre 1661 wurde die Residenz zum Collegium inchoatum und 24. Juni 1668 zum Kolleg erhoben[6] und als erster Rektor P. Reinh. Kabel verkündigt. Die Einkünfte waren sehr schwankend und wechseln anfangs zwischen 600 und 1200 fl., später von den 70er Jahren ab betragen sie durchschnittlich gegen 2000 fl., von denen 16 Personen erhalten werden konnten. Infolge großer Erbschaften, besonders von dem Landeshauptmann Hohenberg (1660) und Melchior Schorrer (1664) waren die Rottenburger Jesuiten in der Lage, dem Kaiser 1675 12000 fl. für den Krieg zu leihen. Dafür erhielten sie zuerst pfand- dann lehensweise Gut und Schloß Bühl.

---

[1] Marianischer Ehren- und Gnadentempel Ellwang 1799, 41 ff.

[2] Vergl. Kap. Volksmissionen.

[3] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Über die Verhandlungen, die Residenz zum Kolleg zu erheben, vergl. Gonzalez 5. März 1695 und 28. Jan. 1696 an den Provinzial. — Die Einkünfte betrugen 1660 für vier Priester 750 fl., später für sechs Personen 900 fl. nebst Brot, Holz und 2 Zentner Fische. Später waren die Einkünfte für neun Personen auf 1240 fl. gestiegen. Der Ellwanger Kapitular von Peutingen hatte 1686 und 1689 je 3000 fl. für einen Missionar gestiftet. (Akten darüber in Stuttgart Staatsarch. K. 20, F. 13, Fasc. c.) — Die Obern waren: Jak. Schreiner 1649, Joh. (?) Rechlinger 53, Joh. Loher 57, Joh. Bauman 58, Kasp. Freitag 66, Kasp. Neuhauser 72, Paul Held 74, Georg Haidlberger 78, Mark. Stotz 80, Georg Haidlberger 81, Mich. Grueber 84, Franz Siegersreitter 90, Mich. Schultes 93, Jak. Hueber 98.

[4] Gesch. II, 277 f. Fr. Müller, Die Jesuiten in Rottenburg, Beilage zum Diözesan-Archiv von Schwaben 1891, 31 ff. L. Haßler, Chronik der Stadt Rottenburg (1819) 174 ff. Beschreibung des Oberamtes Rottenburg 2 (1900) 79 ff. *Litt. ann. und *Cat. 1651–1700. Die Korrespondenzen in M. R. Jes. 2030 ff. Weitere Archivalien in Stuttgart, Staatsarch. Varia tom VII.

[5] Oliva schrieb am 23. August 1664 an den Visitator Schorrer, einen geborenen Rottenburger: Logicam et Casus concedo in R. V^ae^ gratiam. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Der Magistrat drängte darauf, damit die „arm Bürgerssöhn bei ihrer Eltern Muß und Brod kunten tauglich werden, die geistliche Weihung zu empfangen". Müller 33.

[6] Oliva 29. Januar 1661 und 2. Juni 1668. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

Am 3. März 1653 übergab die Innsbrucker Regierung den Jesuiten die Wallfahrtskirche Weggental. Der Magistrat, der bisher über die Einkünfte dieser Kirche verfügt, bot alles auf, die Übergabe rückgängig zu machen. Trotz der 1662 erfolgten neuen Bestätigung mußten die Jesuiten auf Befehl des Bischofs von Konstanz dem Magistrat Schlüssel, Almosenbüchse und Inventar zur Obsorge übergeben, die früheren Arbeiten behielten sie bei[1].

Im Jahre 1652 wurde die General-Kommunion am ersten Sonntag jedes Monats zum Troste der armen Seelen eingeführt; es waren nur wenige, die sich von der Teilnahme ausschlossen. Gegen Angriffe auf diese fromme Übung schritt der Generalvikar von Konstanz ein. Schon 1663 sagte der Dekan Stier von St. Martin: „Jetzt kommen in vier Wochen beinahe soviele Leute zu den heiligen Sakramenten, als früher in der ganzen Osterzeit." An Kommunionen wurden 1668 in der Stadt 15400, in der Kapelle zu Weggenthal 4500 gezählt, in beiden Kirchen zusammen 1683 über 27000 und 1700 über 37000. Außer der Predigt für die Schüler war wenigstens einmal im Monat auch in der Pfarrkirche eine Predigt. Christenlehre hielt man in den zwei Hauptkirchen St. Martin und St. Moriz. Die Konversionen betrugen jährlich im Durchschnitt 4—5[2]. Die Marianische Kongregation wurde 1657 in zwei geteilt für Studenten und Bürger.

Apostolische Ausflüge werden oft erwähnt so z. B. nach Haigerloch, Hechingen, Straßburg, Bühl, Inzikhoven usw.

Im Jahre 1659 zogen die Jesuiten aus der bisherigen Wohnung, dem Kollerhaus in Ehingen, in den Kreuzlinger Hof, ein großes Gebäude, das sie 1651 von den Stiftsherren des Klosters Kreuzlingen (bei Konstanz) gekauft und inzwischen mit Hilfe der Stadt für die Schulen umgebaut hatten[3]. Fünf Jahre später wurde eine neue Kirche fertiggestellt und am 1. Januar 1665 der erste Gottesdienst darin gehalten. Diese dem heiligen Joseph geweihte Kirche war 150′ lang, 40′ breit, sonst ist wenig von ihr bekannt[4].

Für den Neubau des Gymnasiums gab die Stadt 1669 2000 fl. Dasselbe wurde an den linken Flügel des Kollegs angebaut. Das „Jesuitenkollegium bildet mit seinen zwei unter einem rechten Winkel zusammenstoßenden mächtigen Flügeln die nördliche Ecke der Stadt. Das Gebäude macht mit seinen großen Ausmaßen und den nur durch drei Reihen hoher Fenster mit Wassergesimsen gegliederten Wandflächen und seinen hohen Staffelgiebeln einen ernsten bedeutenden Eindruck. Der einfachen Bauart des Äußern entspricht auch das Innere, unter dessen weiträumigen Gemächern sich nur der Speisesaal und Empfangssaal durch schöne Türumrahmungen und ringsumlaufende Holzfriese vor der sonstigen aufs einfachste gehaltenen Einrichtung auszeichnen. Über dem Eingang des westlichen Flügels steht die Jahreszahl 1658. Der Hauptbau scheint 1670 vollendet gewesen zu sein"[5].

Mehrere Jahre später dachte man auch an den Bau einer neuen Kirche. Daß zu Rottenburg eine Kirche gebaut wird, so schrieb der General Noyelle am 15. Januar 1684 an den Provinzial Truchseß, dafür genügt nicht die Erkenntnis von deren Notwendigkeit, sondern der Nachweis der Mittel ist erforderlich[6]. Der Neubau kam erst im folgenden Jahrhundert zustande.

---

[1] Sieber, Die Wallfahrt im Weggental (1917). Dort 17 f. Wortlaut des Vergleichs vom 31. Oktober 1668 und die spätern Konstanzer Dekrete vom 5. Dez. 1670 und 11. Dez. 1698.

[2] Über Kommunionen und Konversionen genaue Nachweise bei Müller 42 f.

[3] Über den Bau vergl. Thebas an den Provinzial 22. Juni 1654 in M. R. Jes. 2031.

[4] Vergl. Braun II, 251 f.

[5] Beschreibung des Oberamts Rottenburg 2, 23. Dazu Bild in M. R. Jes 2031 f. 21.

[6] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup

Im Jahre 1693 kamen die Franzosen in die Nähe von Rottenburg. Am 16. August brachte ein Postillion den Befehl des französischen Generals Le Grange, daß der Bürgermeister in Stuttgart zu erscheinen habe. Die beiden Stadtschreiber, die infolgedessen nach Stuttgart reisten, begleitete auf Bitten des Rates P. Brennißholz als Dolmetsch. Die Abgesandten wurden nach Straßburg gefangen abgeführt, bis ein Lösegeld von 30000 fl. bezahlt sei; P. Brennißholz durfte am 20. August zurückkehren und erstattete am 27. August über die Erlebnisse einen längeren Bericht an den Rat[1]. Aus dem Bericht erfahren wir u. a., daß Rottenburg damals 400 Bürger zählte.

Die steigend erfreuliche Einwirkung des Kollegs geht aus verschiedenen Briefen der Generale hervor. Am 21. November 1682 drückt P. Noyelle dem Rektor P. Kabel seine Freude darüber aus, daß die Patres im Kolleg so eifrig und fruchtreich arbeiten und die benachbarten Pfarrer diese Arbeiten nicht allein billigen, indem sie öfters zur Abhaltung von Missionen einladen, sondern auch selbst die Früchte der Exerzitien an sich zu erfahren wünschen. P. Gonzalez beglückwünschte am 31. Januar 1693 den Rektor Hemmerlin zu den schönen Erfolgen des Kollegs trotz der nahen Feinde und zu der allgemeinen Achtung und Liebe bei Katholiken und Protestanten. Außerordentlich angenehm — so schreibt Gonzalez am 4. Dezember 1694 an den Rektor Franciotti — waren mir die guten Nachrichten über den trefflichen Stand des Kollegs, ferner daß die Katechesen in den beiden Pfarrkirchen in diesem Jahre dem Kolleg anvertraut worden und der Pfarrer von St. Martin oft einen Pater als Prediger ruft[2].

Der neueste Geschichtschreiber der Stadt hebt hervor: Neue Lebenskräfte wurden der Stadt zugeführt durch die Gründung einer Niederlassung der Väter der Gesellschaft Jesu. Ihre Verdienste um Rottenburg können nicht hoch genug angeschlagen werden. Durch die Übernahme der Christenlehre, ihre eifrige Mitarbeit in der Predigt, im Beichtstuhl und ihre überaus erfolgreiche Tätigkeit in der Wallfahrtskirche in Weggental hatten sie ganz wesentlichen Anteil an dem Aufblühen des religiösen Lebens der Stadt und der engeren und weiteren Umgebung. Das Gymnasium, das sie bald zu einem Lyzeum mit philosophischem und theologischem Kurs erweiterten, bedeutete eine mächtige Förderung des geistigen Lebens. Ihr Einfluß auf die künstlerische Entwicklung der Stadt ist jetzt noch unverkennbar[3].

Eine neue Niederlassung sah die freie Reichsstadt **Rottweil** am Neckar, wo das kaiserliche Hofgericht seinen Sitz hatte. Die Verfassung der Stadt war stark demokratisch. Dem Magistrat gegenüber war die Bürgerschaft vorzugsweise repräsentiert durch einen permanenten Bürgerausschuß, die „Achtzehnermeisterschaft", der aus 18 Bürgern bestand und einen besoldeten Vorsteher, den „Achtzehner-Redmann" wählte. Lange und eifrig bemühte sich die Stadt um Jesuiten und als sie 1652 eine Niederlassung erlangt, mußte sie nach 20 Jahren wieder darauf verzichten. Wieder 20 Jahre später gelang es dann erneuten heißen Bemühungen, die Jesuiten dauernd der Stadt zu erhalten[4].

---

[1] Gedruckt in Beschreibung des Oberamts Rottenburg 1, 421–424.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. 3. Dez. 1695. — Die Obern waren: Jak. Thebas 1650, Jak. Michel 56, Greg. Walch 60, Reinh. Kabel 68 (1. Rektor), Osw. Hüls 1. Okt. 71, Joh. Scholl 25. Okt. 74, Joh. Piechel 14. Okt. 77, Reinh. Kabel 12. Dez. 80, Alb. Castner 9. Jan. 84, Joh. Gerold 28. Okt. 87, Ant. Hemmerlin 17. Juli 91, Kasp. Franciotti 2. Aug. 94, Christoph Edelman 15. Aug. 97, Kasp. Adlmann 3. Okt. 1700.

[3] Sieber, S. 80.

[4] *Historia coll. Rottwil. 1652—1701 M. R. Jes. 2054, Briefe und Akten 2053, 2055, 2060, *Litt. ann. und *Cat. Weitere Akten in Stuttgart, Staatsarch. K. 28, F. 25, Büschel 101 und 102. — H. Ruckgaber, Geschichte der Reichsstadt Rottweil 2 (1836) 260 ff.

Als der Germaniker Franz Broch aus Feldkirch im Jahre 1650 die Pfarrei in Rottweil angetreten und gesehen, wie schlecht es um den Unterricht bestellt war, — das Gymnasium war seit 1638 eingegangen — setzte er alles in Bewegung, um die Jesuiten nach Rottweil zu ziehen. Rat und Bürger stimmten zu. Den Beschluß, die Jesuiten zu berufen, teilten Bürgermeister und Rat am 21. August 1651 dem P. Thebas, Superior von Rottenburg, mit und baten ihn, zur näheren Besprechung nach Rottweil zu kommen[1]. Am 28. August erhielt P. Thebas in Rottweil die von der Kanzlei unterschriebenen sieben Punkte als Grundlage zur Verhandlung. Diese zog sich längere Zeit hin, zumal zu gleicher Zeit auch eine Niederlassung in Ueberlingen angeboten war. Der General Nickel entschied sich am 4. Mai 1652 im Vorzug vor Ueberlingen für Rottweil. Am 19. Juni 1652 drängte der Pfarrer Broch bei P. Thebas auf Entscheidung, da für Kapelle und Schule gesorgt werden müßte, und P. Thebas drängte seinerseits am 23. Juni 1652 den Provinzial Spaiser[2]. Bald darauf entschied sich der Rat am 16. August 1652 für eine genauere Fassung der früheren Bedingungen, in der die Bedenken des Provinzials berücksichtigt waren. Nun erfolgte die bestimmte Zusage und schon am 27. Oktober 1652 kamen die ersten Jesuiten in Rottweil an, an ihrer Spitze P. Wibert Dietrich. Sie erhielten die Kapellenkirche zu U. L. Frau[3] mit einem Teil der Einkünfte. Diese kamen aber infolge der Nachwehen des Krieges so schlecht ein, daß die Patres bald darben und Schulden machen mußten.

Trotzdem setzten die Patres ihre Arbeiten in Schule und Seelsorge unverdrossen fort. Sie gaben Unterricht in sechs Klassen. Die Schulen, die anfangs 40, bald aber gegen 100 Schüler zählten, wurden 1655 in ein eigenes Haus verlegt.

Im Jahre 1655 waren drei Patres und ein Bruder in der Residenz; gelehrt wurden Grammatik und Humaniora. Von den vier Patres im Jahre 1658 lehrten einer Rhetorik und Humanität, zwei Grammatik. Außer diesen Fächern wurde 1665 von einem weiteren Pater auch Logik und Moral gegeben. Im Jahre 1671 waren zwei Patres für Moral und Dialektik und drei für das Gymnasium tätig. Seit 1654 findet sich für jedes Jahr auch ein Theaterstück genannt, das die Schüler zuerst in der Kreuzkirche, dann seit 1666 im Kaufhaus aufführten, wo auf städtische Kosten eine Bühne errichtet wurde. In der Seelsorge stieg die Zahl der Kommunionen von 7270 im Jahre 1654 auf 10000 im Jahre 1671. Schon im Jahre 1653 führte man die monatliche Generalkommunion ein und in der Karwoche deutsche Passionsspiele, 1656 auch das vierzigstündige Gebet in den Faschingstagen. „Man war mit den Leistungen der Jesuiten in Schule und Kirche so zufrieden, daß selbst frühere Gegner bereuten, früher gegen ihre Aufnahme gestimmt zu haben"[4].

Die finanzielle Lage war aber auf die Dauer unhaltbar. Die Einkünfte betrugen 1655 600 fl., außer 40 Scheffel Getreide und dem nötigen Holz, 1665 800 fl., die aber für sechs Personen nicht genügten, weshalb man seit drei Jahren 1000 fl. Schulden gemacht, außerdem war noch eine Schuld von 4000 fl. jährlich mit 200 fl. zu verzinsen. Zu diesen finanziellen Schwierigkeiten kamen allerlei Anstände von Seiten des Magistrats. In den Vergleichspunkten war abgemacht worden, daß die Patres in Rottweil keine Immobilien erwerben sollten. Infolgedessen schrieb am 9. November 1652 der General dem Provinzial Spaiser, er werde den Obern in Rottweil befehlen, nie Güterbesitz innerhalb des Distriktes von Rottweil

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 2053. Dort auch die folgenden Originalbriefe.

[2] Thebas nennt den Pfarrer Broch totius rei huius autor et fautor egregius.

[3] über diese Kirche s. Ruckgaber 2, 319 ff.

[4] Ruckgaber 2, 265.

zu erwerben oder, wenn sie solchen erworben, denselben innerhalb einer bestimmten Zeit den Bürgern für einen gerechten Preis wieder zu verkaufen. Was aber Güterbesitz aus Legaten, Schenkungen oder Erbschaft betreffe, so könne dem Rat das bestimmte Versprechen gegeben werden, daß dieselben entweder nicht angenommen oder innerhalb einer bestimmten Zeit für einen gerechten Preis verkauft würden[1]. Als nun den Patres das Schloß Neckarburg geschenkt worden, wollte der Rat die Besitznahme auf keine Weise gestatten. P. Arzet schrieb am 26. April 1664 darüber an den Provinzial Schorrer: Der Rat hat früher gesagt, die Patres müßten mit der Fundation anfangs Geduld haben, später würden sie noch Neckarburg erhalten. In den Vergleichspunkten sind nur solche Immobilien ausgenommen, welche der städtischen Jurisdiktion und den städtischen Steuern unterliegen[2]. Infolge dieser Zwistigkeit trat eine scharfe Spannung zwischen dem Rat und dem Superior Beat Schliniger ein, die den Rat sogar veranlaßte, am 26. Oktober 1668 um eine Abberufung des Superiors zu bitten[3]. In seiner Antwort vom 17. November 1668 erbot sich der Provinzial, dem Anbringen zu willfahren „damit der liebe Friede und gute beiderseits Verständnuß auch forthin möge gepflegt werden", machte aber zugleich darauf aufmerksam, daß der General die Residenz vielleicht auflöse, wenn für die Patres nicht besser gesorgt werde. Diese Auflösung scheint der Provinzial bald beantragt zu haben. Denn schon am 24. Mai 1670 heißt es in einem Briefe des Generals Oliva an den Provinzial Raßler: Wir brauchen uns übrigens nicht sehr zu bemühen, in der Residenz Rottweil zu bleiben; der Rat möge zusehen, daß er seine Versprechungen halte. Als am 25. Juni desselben Jahres der Provinzial um die Erlaubnis bat, die Residenz Rottweil auflösen zu dürfen, da kaum eine Hoffnung für ein Kolleg vorhanden, gab Oliva am 26. Juli 1670 die Erlaubnis ohne jede Schwierigkeit. Dem Superior Beat Schliniger drückte Oliva am 15. November 1670 seine Freude aus über die fruchtreiche Arbeit, die man in diesen Jahren in Rottweil geleistet, aber ein längeres Verweilen wünsche er nicht. Als nun der Provinzial am 26. Februar 1671 den Entschluß des Generals dem Rate mitteilte[4], geriet dieser in große Aufregung. Am 20. Mai 1671 berichtete der Superior Schliniger dem Provinzial Raßler, der Rat wolle auf jeden Fall die Jesuiten behalten, und falls der Bischof von Konstanz nicht seine Zustimmung zur gänzlichen Übertragung der Kirche zu U. L. Frau geben wolle, werde auf andere Weise gesorgt werden; auch der Pfarrer bitte dringend um Aufschub. Und wiederum meldete Schliniger am 3. Oktober 1671 dem Nachfolger Raßlers, dem P. Muglin: Der Rat hat einstimmig beschlossen, lieber alles als die Gesellschaft zu verlieren. Mehrere Räte haben geweint. Ebenso ist die Stimmung in der Stadt. Die Sitzung hat morgens von 6 bis 11 Uhr gedauert. Der Pfarrer war dabei und hat mich dringend gebeten, doch keinen Pater fortzuschicken (ich habe gestern und heute vier abreisen lassen); der Pfarrer wird persönlich zum Provinzial kommen und seine Bitte vorbringen[5]. Am 6. und 10. Oktober sandte der Rat expresse Boten an den Provinzial und bat ihn namens gesamter Bürgerschaft, die Residenz nicht allein nicht aufzuheben, sondern die bereits abgeschickten Patres ersetzen zu lassen und alles

[1] *Orig.=Reg Ad Germ. sup.

[2] *Orig. M. R. Jes. 2053. In dem Ratsdekret vom 16. August 1652 heißt es in Punkt 6 ausdrücklich: „Wenn aber die Herrn Patres außerhalb meiner Herrn Jurisdiktion etwas an liegenden Gütern erhandeln können, mag der Rat Ihnen solches herzlich wohl begonnen und soll Ihnen solches unverwehrt sein." Auch die Briefe des Generals Nickel vom 2. September und 9. November 1652 sprechen ausdrücklich von Gütern intra districtum civitatis. Neckarburg war ein „freiadelig Gut", nur die Malefiz war Rottweil zuständig. Ruckgaber 3, 396 ff. Dort auch weiteres über die Verhandlungen. Vergl. 2, 277.

[3] *Orig. M. R. Jes. 2060.

[4] *Kop. M. R. Jes. 2060.

[5] *Orig. M. R. Jes. 2060.

wenigstens auf ein Jahr zu kontinuiren[1]. Inzwischen hatte aber Oliva am 15. August 1671 den P. Muglin gedrängt, mit der Auflösung Ernst zu machen. Mit Berufung auf diesen Befehl antwortete der Provinzial dem Rate, er könne seiner Bitte nicht entsprechen[2]. Oliva dankte am 5. Dezember 1671 dem Provinzial in der herzlichsten Weise für seine Entschiedenheit, weil ihm der Friede und die Ruhe einer Station stets am Herzen liege und gelegen[3].

Rottweil gab sich aber noch nicht zufrieden. Unter dem 8. April 1672 schreiben Bürgermeister und Rat der Stadt Rottweil an den Provinzial Muglin: daß die allhiesige fast in 20 Jahre bestandene Residenz der Löbl. Societet Jesu wieder aufgehoben, müssen Ursachen gewesen sein, daß der Hochw. Bischof zu Konstanz als Ordinarius die ingehabt Kirche zu U. L. Frauen nicht überlassen wollen, und wir nicht quatemberlich mit zugesagter Fundation ordentlich beihalten konnten; nun sind zwar dieses zwei Ursachen, die nit unbillich in Konsideration zu ziehen gewesen und dem erfolgten Aufbruch ziemlichen Verstand geben mögen. Wann aber von dessen Zeit an durch tägliche Erfahrung wahrgenommen, daß allhiesige Stadt nach Verlust der Herrn P. P. Societatis nit allein in Ecclesiasticis, sondern auch in Politicis, mit Haltung des heiligen Gottesdienstes und Instruierung der lieben Jugend, durch vorgeleuchte, vortreffliche Exempla einen merklichen Abbruch gelitten, dahero zu der Ehren Gottes sich zur Wiederaufnahme der Löbl. Societet neben einem Ehrw. Rat die ehrliebende Bürgerschaft erklärt, gewilligt und entschlossen . . ."; dafür wollen sie alles Gewünschte ins Werk setzen[4]. Der Provinzial dankte in seiner Antwort vom 26. April für diese Bereitwilligkeit, erklärte aber, ohne den Willen des Generals nichts tun zu können, und dieser sei nicht geneigt, Kollegien aufzurichten, wenn nicht vorher alles geordnet werde[5].

Erst 20 Jahre später sollte der heiße Wunsch Rottweils in Erfüllung gehen.

Inzwischen gelang es dem Rat, im Jahre 1673 Ersatz von der schwäbischen Benediktiner-Kongregation zu erhalten. „Sämtliche Väter erwarben sich durch ihren unverdrossenen Eifer für die Schule und Kirche die Achtung der Bürgerschaft."[6] Aber sie erlagen denselben Schwierigkeiten wie die Jesuiten. Der Rat erklärte 1688, „daß es in gegenwärtigen Kriegszeiten unmöglich sei, ihren Forderungen zu entsprechen". Dazu beschwerten sich die Achtzehner und die Bürgerschaft noch darüber, man habe den Benediktinern die Früchte zu wohlfeil angeschlagen, ja sie verlangten, man solle das Studienwesen bis auf bessere Zeiten einstellen. Darüber kam es nun zu zeitweise erregten Erörterungen zwischen der Stadt und dem Prälaten von St. Georgen (Villingen). Auf die erneuerte Bitte der Benediktiner endlich, ein bestimmtes Einkommen auszuscheiden (11. Januar 1691), gab die Stadt zur Antwort, man könne sich in keine neuen Verbindlichkeiten einlassen. Darauf verließen die Benediktiner 1691 die Stadt[7].

Nach dem Abzuge der Benediktiner trat der Magistrat in Korrespondenz mit der Abtei Rheinau, um von dort einige Patres zu erhalten. „Unterdessen aber bemühten sich die Jesuitenfreunde, deren es im Rate und der Bürgerschaft eine ziemlich bedeutende Zahl gab, die Jesuiten wieder in die Stadt zu bringen[8]." Am 11. November 1691 schrieben Bürgermeister und Rat dem Provinzial Painter, daß „wir neben unserer gesamten Bürgerschaft und Unterthanen von der Sozietät

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 2060.

[2] *Konz. ohne Datum l. c.

[3] *Orig. l. c.

[4] *Orig. M. R. Jes. 2060.

[5] *Kop. l. c. Auf ein erneutes Schreiben des Rates vom 14. Mai 1672 bezieht sich der Provinzial in seiner Antwort vom 23. Mai 1672.

[6] Ruckgaber 2, 266.

[7] Näheres bei Ruckgaber 2, 267 ff. Interessante Akten über die Benediktinerperiode in M. R. Kloster Irsee 45.

[8] Ruckgaber 2, 269.

wegen gehaltenen Gottesdienstes, Unterweisung der Jugend, Beichthören, Krankenbesuch auch andern geistlichem Zuspruch also wohl getröstet gewesen, daß sie noch zur Zeit zu ihnen ein unverändertes großes Vertrauen und Affektion haben". Deshalb bitten sie, bis zur Fundation des Kollegs einstweilen auf zwei Jahre drei Patres unverweilt zu senden[1]. Am 4. Dezember 1691 antwortete der Provinzial dem „wohledlgeborenen, wohledlgestrengen, edlvesten, wohlweiß und vorsichtigen des H. R. Reichs alt katholischer Stadt Rothweyl Herrn Burgermeister und Rath[2]", er werde den Rektor von Rottenburg zur näheren Besprechung nach Rottweil schicken. Dieser, P. Antonius Hemerlin, erstattete am 20. Januar 1692 einen ziemlich günstigen Bericht[3]. Nach weiteren Verhandlungen überschickte der Rat am 2. August 1692 den Kontrakt und versprach alles zu tun, was in seinen Kräften stehe zur Erreichung dieses uns so hoch gelegenen Intents; er bat den Provinzial, den Kontrakt anzunehmen und die Schule im Herbst eröffnen zu lassen. Am 12. August 1692 erneuerte er noch dringender diese Bitte, damit „dadurch unsere dermalen gänzlich verlassene nach den Hochw. P. P. Societatis gleichsam seufzende Jugend samt deren Eltern und gesamten Inwohnern mit deroselben bäldigster glücklicher und gesegneter Ankunft erfreut und konsoliert werden möge[4]". Nachdem dann der Rat noch einige Punkte des Kontraktes auf Wunsch des Provinzials genauer bestimmt, erfolgte die so heiß gewünschte Zusage. Diese Zusage hatte Gonzalez schon vorher genehmigt. Ich will glauben, so schreibt der General am 12. April 1692 an den Provinzial Painter, daß die Stadt Rottweil, die um Rückkehr der Gesellschaft bittet, jetzt aufrichtig ihre Versprechungen halten wird. Wenn also nach dem Urteil Euer Hochwürden und Ihrer Konsultoren eine größere Frucht erhofft wird und keine Schwierigkeiten der Rückkehr entgegenstehen, so erlaube ich die Sendung von fünf oder mehr Patres, nachdem die Versprechen in einem Kontrakt mit aller Bestimmtheit festgelegt sind[5]. Dieser Kontrakt wurde von dem Provinzial Painter und dem Rat am 1. September 1692 unterzeichnet[6]. „Zwischen dem hochwürdig, hochgelehrten und geistlichen Herrn Patre Benedicto Painter hochlöblichen Societet Jesu in obern teutschen Landen Praeposito Provinciali an einem und dann denen hochedelgeborenen, gestreng, woledelen, vaßt und hochgelehrten fürsichtig, hochgeacht, ehrenhaften, vornehmen, ehrsamen und weisen Herrn Burgermeistern und Rat wie auch der gesamten allgemeinen Bürgerschaft des heiligen Römischen Reichs-Stadt Rottweyl andern Teils" ist folgende Abred und Vergleichung geschehen. Die Patres erhalten U. L. Frauen-Kapellen mit allen Einkünften und neben der Kapelle Platz zur Erbauung eines Kollegii und Gymnasii. Anjetzo sollen fünf, inskünftig bei Aufrichtung des Kollegii zwölf Personen daraus unterhalten werden. Von den Patribus wird wie von den Patribus Dominicanis kein Umgelt gefordert werden. Hingegen werden sie weder mit Wein, Bier, noch anderm traffigiren (Handel treiben), auch kein Konvikt aufrichten oder Kostgänger halten und keine fremde Handwerksleut in das Kollegium aufnehmen und brauchen, sondern alle benötigte Arbeit denen hiesigen Bürgern zukommen lassen, ausgenommen ein Schneidergesell oder dergleichen Bedienten und fremde Handwerksleute beim Aufbau des Kollegii. Die Patres werden aus Befehl Ihres Hochw. Herrn Patris Generalis keine liegenden Güter an sich kaufen oder da eines dergleichen erbs aber auf andere Weis an sie käme, behalten ohne Gutheißung der Stadt, sondern dieselben einer ehrsamen Bürgerschaft um gebührenden Wert cediren. Die Schüler

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 2055.

[2] Dieser Titel steht zur sorgsamen Beobachtung auch noch auf einem besondern Zettel l. c.

[3] *Orig. l. c. Vergl. 20. Juli 1692.

[4] *Orig. l. c.

[5] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[6] *Gef. Orig. in M. R. Jes. 2055. Kop. in Fund. Germ. sup. 3, 52. Druck bei Rudgaber 2, 270 ff. in der Fassung vom 20. Juli 1692.

unterliegen der Gerichtsbarkeit der Patres, „doch in Criminal-Delikten, um derentwillen sie ohne das von der Societet Schulen ausgeschlossen werden müssen, einem löblichen Magistrat." Die Schulen werden gehalten „wie hiebevor mit gutem Contento rühmlich geschehen": Drei Patres für die sechs untern Schulen und später in vier oder fünf Jahren Logik und Kasus. Die Chorales (Singschüler) dürfen alle Tag in die Ämter und Vesper gehen und die künftig das Brod aus der Bruderschaft haben werden[1], wenigstens an Sonn- und Feiertagen zu Musik und Chor in die Pfarrkirche zum heiligen Kreuz. Im übrigen bleibt es mit Haltung des Gottesdienstes wie früher, daß, weil der Pfarrkirche der Vorgang vor allen anderen Kirchen gebührt, die Patres den Gottesdienst, ausgenommen Beicht, Kommunion und Messe, in ihrer Kirche sonderheitlichen und während der Predigt nicht anstellen sollen.

Wie die Geschichte des Kollegs berichtet, zogen am 14. Oktober 1692 vier Patres und ein Bruder wieder in Rottweil ein. Groß war die Freude und der Jubel der ganzen Stadt, die den Ankömmlingen einen wahrhaft fürstlichen Empfang bereitete. Sofort wurden am 22. Oktober die sechs Klassen des Gymnasiums mit drei Lehrern eröffnet, später 1694 trat die Logik hinzu. Auch jetzt konnte aber die Not trotz des besten Willens des Rates nicht ganz gebannt werden. Von den Erträgnissen des Stiftungskapitals (40000 fl.) war infolge des Mißwachses kaum ein Drittel verfügbar[2]. Allerlei Anstände, die frühere Nutznießer, besonders ein Benefiziat Rappold erhoben, wurden schließlich zugunsten der Jesuiten entschieden[3]. Die Einkünfte werden 1696 auf 1200 bis 1300 Reichstaler, später mit 1800 fl. angegeben.

Neben der Schule, die bald wieder über 100 Schüler zählte, ging Hand in Hand eine eifrige Arbeit in der Seelsorge. Die Kommunionen stiegen 1699 auf 10400; Predigt war an allen Sonn- und Festtagen in der Jesuitenkirche, eine ständige Katechese in der Pfarrkirche (1700), zwei Kongregationen bestanden für Schüler und Bürger[4].

Freiburg i. Breisgau wurde durch die französischen Kriege stark in Mitleidenschaft gezogen und mußte für mehr als ein Jahrzehnt französischer Herrschaft sich fügen. Trotz aller Wechselfälle behauptete sich das Kolleg in seiner Stellung und Tätigkeit. Von den 19 Insassen des Kollegs waren 13 Patres, zwei Magistri, vier Brüder. Dazu kamen in den beiden Residenzen Oelenberg und St. Morand je zwei Patres und ein Bruder. Außerdem weilte ein Pater mit einem Bruder auf der Deutsch-Ordens-Burg Haitersheim beim Kardinal von Hessen. Neben fünf Lehrern für das Gymnasium hatten sechs Patres Professuren an der Universität, zwei für scholastische Theologie, einer für Moral, drei für Philosophie. Im Herbst 1658 trat ein Professor für Kontroverse, 1675 ein Professor für Ethik und Mathematik, 1669 ein sechster Lehrer für das Gymnasium hinzu. Infolge des Krieges und der unzureichenden Einkünfte mußte 1678 die Zahl der Lehrer verringert werden, zwei bis drei Patres leiteten das Gymnasium, zwei setzten die Vorlesungen in Logik und Moral fort, während die ganze übrige Universität still stand. Im Jahre 1679 waren drei Lehrer für Philosophie und Moral und drei für das Gymnasium vorhanden. Zu diesen traten aber 1684 wieder zwei für scholastische Theologie und einer für Philosophie hinzu. Trotz der Verlegung der Universität nach Konstanz[5] setzten die Schulen auf Wunsch der französischen Regierung ihre Vorlesungen fort. Im

---

[1] Die Hauptaufgabe dieser Bruderschaft war die Unterstützung der Armen und Notleidenden. Ruckgaber 2, 353.

[2] Vergl. Ruckgaber 2, 275.

[3] Näheres in der *Hist. collegii f. 15 ff.

[4] Die Obern: Wib. Dietrich 1652, Georg Friesl 53, Beat. Schliniger 56, Leonh. Lerchenfeld 65, Jak. Michael 66, Paul Baumgartner 67, Beat. Schliniger 69. — Kasp. Neuhauser 92, Paul Gegenbaur 95.

[5] Vergl. Kap. Schulen.

Jahre 1700 zählte das Kolleg mit den Residenzen 38 Personen. Es waren wieder alle Professuren wie 1675 besetzt und am Gymnasium sechs Professoren, ein Pater für Rhetorik und fünf Magistri für Poesie und vier Grammatikklassen.

Die Schülerzahl schwankte sehr. Im Jahre 1673 mußte man jeden Augenblick eines Angriffes der Franzosen, die das nahe Breisach besetzt hielten, gewärtig und für alle Fälle gerüstet sein. Die Folge war, daß viele Studenten sicherere Orte aufsuchten. Trotzdem gingen die Schulen weiter. Das war auch noch der Fall, als 1677 die Stadt von den Franzosen belagert und eingenommen wurde, und 1689, als aus Furcht vor dem drohenden Kriege viele Studenten die Stadt verließen.

In der Seelsorge hielt man die beiden bisherigen Predigten in der Kathedrale und in der Aula bei. Die sonntäglichen Predigten in der Kathedrale waren stark besucht. An den meisten Festtagen hielt man 1674 kurze Predigten eigens für die Soldaten in der Burg. Diese Predigten blieben auch während der französischen Herrschaft. Man predigte in der Kathedrale gewöhnlich deutsch, nur zuweilen französisch. Seit mehreren Jahren hatte sich die Sitte eingeschlichen, an Sonn- und Festtagen die Fleischbänke und Märkte offen zu halten, selbst zur Zeit des Gottesdienstes. Im Einverständnis mit dem Kommandanten griffen die Jesuiten 1686 diesen Unfug auf offener Kanzel an und bewirkten dessen Aufhören. Im selben Jahre begannen sie in der Kapuzinerkirche eine ständige französische Predigt für die französisch Sprechenden.

Auch die beiden Katechesen in zwei Kirchen blieben bestehen, später, seit 1685 (?) hielt man sie getrennt, eine für Knaben, die andere für Mädchen.

Die vier Kongregationen für Akademiker, Studenten, Bürger und junge Handwerker setzten ihre Versammlungen fort auch in der französischen Zeit, während welcher auch französische Beamte in der akademischen Kongregation Aufnahme fanden. Die Bürger-Kongregation zählte 1681 noch 388 und 1695 500 Mitglieder.

Für Krankenbesuche boten besondere Gelegenheit die 1674 durch Soldaten eingeschleppte Seuche und später 1681 die elf Lazarette, wo viele kranke Soldaten im größten Schmutz lagen. Die Kommunionen stiegen von 24370 im Jahre 1651 auf 26000 im Jahre 1673 und 34230 im Jahre 1700. Die Konversionen schwankten zwischen 7 und 25 jährlich. In der französischen Zeit waren es meistens Franzosen, die zur Kirche zurückkehrten.

Schon waren die Jesuiten 60 Jahre in Freiburg und noch immer mußten sie sich mit einer ganz unzulänglichen kleinen Kapelle behelfen. Abgesehen von den kriegerischen Ereignissen war die Platzfrage eine Hauptschwierigkeit. Endlich im Jahre 1683 konnte man mit einem Neubau beginnen, der aber nur langsam voranschritt. Da auch die baufällige Kapelle abgerissen und der Gottesdienst in die Aula verlegt worden, hatten die Jesuiten einstweilen weder Kirche noch Kapelle. Im Jahre 1684 halfen die Soldaten beim Baue, 1686 wurde das Dach aufgesetzt und Maria Verkündigung 1689 der Gottesdienst begonnen, obgleich die Stuckarbeiten noch nicht vollendet waren. Die Kirche ist ein Bau mittlerer Größe von 41 m Länge, 11 m Breite und 19 m Höhe. Das Äußere der Barockkirche ist steif und arm, das Innere gefällig und stimmungsvoll[1].

[1] Vergl. Braun 2, 236 ff. — Die finanzielle Lage des Kollegs war 1651 eine sehr traurige, statt der einstigen 6000 fl. hatte man nur 1300 fl. 1655 gingen von dem Stiftungskapital anstatt 3250 fl. nur 400 fl. ein. In den folgenden Jahren waren die Einkünfte 1000 bis 1500 fl., von denen 8–10 Personen erhalten werden konnten. Die Reineinkünfte des Jahres 1669, 2500 fl., reichten kaum für 26 Personen. In den folgenden Jahren brachte der Krieg wieder starke Verminderung; 1693 waren es wieder ca. 4000 fl. Die beiden inkorporierten Propsteien Oelenberg und St. Morand brachten in guten Jahren gegen 1500 fl. ein. — Die

In den zu Freiburg gehörenden Residenzen St. Morand bei Altkirch im Sundgau und Ölenberg waren meist je 2—3 Patres und zwei Brüder. In Ölenberg befanden sich 1693 vier Patres und drei Brüder, zur selben Zeit in St. Morand drei Patres und zwei Brüder, 1700 in Ölenberg drei Patres und drei Brüder, in St. Morand vier Patres und zwei Brüder. In St. Morand wurden 1700 über 9000 Kommunionen gezählt, zahlreiche Prozessionen (1671 z. B. 80) besuchten den Wallfahrtsort. In Altkirch, dessen Patronat zu St. Morand gehörte, predigten die Jesuiten abwechselnd mit dem Pfarrer. St. Morand wurde den Jesuiten im Jahre 1651 (14. Sept.) gewaltsam entrissen, indem der französische Kommandant von Breisach die Jesuiten durch Soldaten vertreiben und Benediktiner einsetzen ließ. Im Einvernehmen der Obern der Cluniazenser Kongregation konnten am 19. Juni 1654 die Jesuiten wieder einziehen, mußten aber am 26. Oktober von neuem der Gewalt weichen. Erst am 4. September 1655 zogen die Benediktiner ab, und seitdem blieben die Jesuiten in dem durch päpstl. und kaiserliche Verfügung ihnen zugewiesenen Kloster[1]. Trotz alles Kriegselendes wurde 1683 die Kirche zu St. Morand vollständig restauriert.

In Ölenberg und in der dazu gehörigen Pfarrei Reiningen waren 1700 über 8600 Kommunionen. Von hier aus wurde auch vielfach Aushilfe geleistet, zuweilen für längere Zeit in Schweighausen, Brunstadt, Bernwil, Merswil, Diedesheim usw.

Das Kolleg zu **Konstanz**[2] zählte 1651 22 Personen, davon waren sechs (2 Patres und 4 Magistri) an den sechs Klassen des Gymnasiums beschäftigt, drei Patres Professoren der Logik, Physik und Moral. Dazu kam noch ein Pater bei dem Grafen von Montfort. Die Physik fiel bald wieder fort, zu gleicher Zeit wurde einmal in der Woche über Kontroverse gelesen[3]. Diese Zahl blieb sich in der Folge fast gleich mit Ausnahme der Jahre 1686—1698, wo die Akademie von Freiburg i./Br. in Konstanz weilte. In diesen Jahren kamen noch hinzu zwei Patres für scholastische Theologie und ein dritter Pater für Philosophie und 1690 ein vierter für Mathematik und Ethik. Gegen Ende des Jahres 1697 betrug die Zahl der Jesuiten 27. Die Schülerzahl wuchs von 370 im Jahre 1652 auf 460 im Jahre 1658. Im Jahre 1660 zählte das Gymnasium 450 Schüler, Moral hörten 70, Logik 30. Später nahm die Zahl ab, 1690 waren es nur mehr 270. „Da uns die Schülerverzeichnisse nicht erhalten sind, so kann nur durch die den Periochen angehängten Spielerlisten ein Einblick in die Namen der Schüler gewonnen werden. Es war wohl keine Adelsfamilie in der Gegend, die nicht den Jesuiten ihre Kinder zur Erziehung anvertraut hatte.“[4]

Im Frieden von Nymwegen (1678) hatte der Kaiser das 1677 von den Franzosen genommene Freiburg diesen abtreten müssen. Gegen den Willen Ludwigs XIV. verfügte der Kaiser die Übertragung der Universität, die er als einen für sich und von der Stadt ganz unabhängigen Rechtskörper betrachtete, nach Konstanz. Am

---

Rektoren waren: Gebh. Deininger Vizer. 1650, Heinr. Mayr 24. Nov. 52, Max Lerchenfeldt 2. Dez. 55, Phil. Hettinger 13. Jan. 59, Joh. Schirmbeck 14. Febr. 62, Heinr. Henrich 22. Okt. 65, Isaias Molitor 18. Okt. 68, Christoph Roschman 29. Okt. 71, Ernst Bidermann 18. Sept. 74, Gotthard Luca 27. Sept. 77, Ludwig Rossier 2. Jan. 79, Claud. Frere Vizer. 80, Bern. Sonnenberg 16. Jan. 81, Jak. Welti 20. Jan. 83, Franz. Truffin 8. Dez. 87, Leop. Schlechten 31. Aug. 98. — Die früher in M. R. beruhende *Historia coll. Frib. 1620—1704 jetzt in Karlsruhe G. L. A. Freiburg Stifte.

[1] Akten über diese Streitigkeiten in Chur, Bischöfl. Geheimarch. Gesuiti und Mainz Stadtbibl. Jes. B. Lade 26.

[2] K. Gröber, Gesch. des Jesuitenkollegs in Konstanz (1904) 94 ff.

[3] Physik und Metaphysik erlaubte der General 24. Juli 1660 für ein Jahr, Kontroverse 21. Jan. 1662 für ständig.

[4] Gröber 234. Dort die Aufzählung dieser Schüler.

4. April 1686 fand die Einführung in der Aula des Gymnasiums statt. Um Streitigkeiten zu verhüten, setzten die Jesuiten durch, daß das Gymnasium seine bisherige volle Unabhängigkeit beibehalte und allein dem Rektor des Kollegs unterstehe.

Ständige Predigten hielten die Jesuiten an Sonn- und Feiertagen in der Kathedrale, in der Aula, und zu bestimmten Zeiten auch in der Jesuitenkirche. Während der Fastenzeit predigten sie dreimal in der Woche in der Kathedrale und jeden Sonntag (Exempelpredigten) in der Jesuitenkirche.

Wie früher wurde auch weiterhin an drei verschiedenen Orten der Stadt jeden Sonntag Christenlehre gegeben, in der Fastenzeit kam hinzu jeden Dienstag und Donnerstag eine Katechese in St. Stephan.

Die ganze Zeit über blieben auch die vier Marianischen Kongregationen, die größere und kleinere lateinische für Herren und Studenten, die für Bürger und junge Handwerker. Die Bürger-Kongregation hatte 1676 nahezu 600 Mitglieder, bei den jungen Handwerkern wurde 1676 die private geistliche Lesung eingeführt. In dem dem Kolleg gehörigen Dorfe Linz[1] bestand seit 1683 auch die Bruderschaft Jesus, Maria und Joseph, die bald 1000 Mitglieder zählte. Am Dienstag in der Pfingstwoche wurde die erste „Solemnität gehalten und hernach ist eine teutsche actiuncula vorgestellt worden".

Wie die Jesuiten überall für Friedensstiftung in Familie und Stadt bemüht waren, so übernahmen sie auch die Vermittlerrolle im sogenannten Heukriege. Der Prälat des Klosters Peterhausen behauptete, das Gras, das an der Stadtmauer wachse, gehöre seinem Gotteshause, die Stadt hingegen nahm es für sich in Anspruch. Als im Jahre 1659 die Klosterleute das Gras gemäht hatten und in ihre Scheune führen wollten, überfielen die Bürger den Heuwagen und mißhandelten den Prälaten, der zur Schlichtung herbeigeeilt. Wegen dieser Gewalttat wurden die beteiligten Bürger, darunter Beamte der Stadt, von der Kanzel herab von dem bischöflichen Generalvikariat exkommuniziert. Nun kannte die Wut der Bürger keine Grenze mehr. Ein Teil der Bürgerschaft trat ins Gewehr, um Gewalt gegen den Bischof zu brauchen. Dieser (Johannes von Praßberg) floh aus der Pfalz und suchte im Jesuitenkolleg Schutz. Man fürchtete auch einen Sturm auf das Kloster Peterhausen. Um Schlimmeres zu verhüten, wirkten die Jesuiten auf den Bischof ein, er möge die Sentenz aufheben. Der Bischof folgte ihrem Rate und unterschrieb im Kollegsgarten die Zurücknahme der Exkommunikation. Als diese am folgenden Tage von der Kanzel verkündet wurde, kehrte die Ruhe in die aufgeregten Gemüter zurück, und die Bürger schossen ihre Gewehre zur Feier des Friedens in die Luft[2].

Die Kommunionen stiegen von 32 200 im Jahre 1651 auf 40 900 im Jahre 1672 und fielen auf 31 600 im Jahre 1700. Konvertiten werden 1672 13, 1674 8 und 1694 26 angegeben. Zum Jahre 1681 erzählen die Jahresbriefe: Das halbe Regiment Souches, größtenteils protestantisch, wurde in die Stadt als Besatzung gelegt und fast ganz der Kirche gewonnen, sowohl durch andere Ordensleute als auch besonders durch unsere Bemühungen, indem sie scharenweise zur Kirche zurückkehrten. Es waren ihrer 85, die Calvin, Luther und Zwingli verließen und das Glaubensbekenntnis nach der Tridentinischen Formel ablegten.

---

[1] Über die Erwerbung dieses Dorfes im Jahre 1660 vergl. Gröber 151. Dort 203 ff. auch Näheres über die Kongregationen in Konstanz.

[2] Gröber 95 f.

Von Orten und Klöstern, wo besonders oft Aushilfe geleistet wurde, werden genannt: Kreuzlingen, Berg, Sumering, Rorschach, Wasserburg, Münsterlingen, Fischingen, Weinfeld, Inzikhofen usw.

Als die Jesuiten November 1692 den hundertjährigen Aufenthalt in Konstanz durch ein Tribuum festlich begingen, konnten sie mit Freude und innigem Dank gegen Gott auf vieles Gute zurückblicken, was sie mit der göttlichen Gnade in dieser Zeit gewirkt[1].

Im Westfälischen Frieden waren die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich abgetreten worden und zwar mit den zu ihnen gehörigen Distrikten. Dabei hatte man aber nicht entschieden, ob diese Distrikte im politisch territorialen oder kirchlich jurisdiktionellen Sinne verstanden seien. In jedem Fall dehnte Frankreich seine Macht im Elsaß immer mehr aus[2]. Im Jahre 1658 wurde in **Ensisheim** ein Conseil souverein als Obergericht für ganz Elsaß eingesetzt. Vier Jahre später leisteten die zehn Städte dem französischen Landvogt den Treueid. Durch Spruch der Reunionskammer von Breisach wurde schließlich am 9. August 1680 mit Bruch des Westfälischen Friedens die französische Souveränität für ganz Elsaß erklärt. Diese politischen Machtverschiebungen übten auch ihren Einfluß auf die Jesuiten-Kollegien aus, zunächst auf das Kolleg in Ensisheim.

In Ensisheim waren die nächsten Jahre nach dem Kriege sehr traurige gewesen. Die Einkünfte betrugen statt der früheren 6 bis 7000 fl. nur mehr kaum 1000 fl., von denen mit Mühe sechs Personen unterhalten werden konnten. Das Priorat St. Johann in Feldbach wurde infolge eines Pariser Dekretes entrissen und erst nach langwierigen Verhandlungen im Jahre 1655 zurückgegeben. Trotz aller Not haben wir doch, so erzählen die Jahresberichte von 1651, unsere Arbeiten in der Seelsorge und in der Schule fortgesetzt und am Schluß des Schuljahres, da der Sturm am heftigsten gegen uns wütete, im Atrium des Kollegs für die Preisverteilung ein großes Theater aufgeführt. Im Jahre 1652 brachte der Einfall der Lothringer der Stadt und dem Kolleg eine starke französische Besatzung. So wurde die Stadt immer mehr ausgesogen. Als den Jesuiten 1654 dann auch noch ihr letzter Besitz, die Villa St. Nikolaus, entrissen wurde, lebten sie fast nur mehr von Almosen. Ein Frauenkloster, das selbst durch die Not der Zeit, Soldaten usw. sehr viel verloren hatte, unterstützte die Jesuiten in der großmütigsten Weise. Auch der französische General Rosa, der in seiner Gefangenschaft zu Ingolstadt manche Freundlichkeit von den Jesuiten empfangen hatte, half, obgleich Protestant, den Jesuiten in jeder Weise. Von der Not gezwungen, übernahmen die Jesuiten auch die Sorge für drei Pfarreien, die ihnen angeboten worden.

---

[1] Die Einkünfte, die früher 5000 fl. betragen hatten, waren infolge des Krieges auf 1000 fl. gesunken, von denen kaum zehn Personen erhalten werden konnten. Nur durch freie Almosen war es möglich, die mehr als doppelte Anzahl zu verköstigen und zu bekleiden. Nur langsam stiegen die Einkünfte, 1665 waren es 1893 fl., welche ohne Almosen für die 22 Personen noch nicht ausreichten. Von 2335 fl. im Jahre 1669 kam man auf 3400 im Jahre 1693 und 4818 im Jahre 1700, „von welcher Summe die 22 Socii unterhalten werden müssen, die notwendig sind, um diesen Weinberg zu bebauen". — Die Rektoren waren: Georg Mugn 1650, Veit Rudhart 16. Febr. 53, Theob. Biler 22. März 56, Alb. Faber 24. April 59, Theob. Biler 29. Okt. 62, Sebast. Grueber 30. Nov. 65, Christoph Roßmann 19. Nov. 68, Heinr. Haslang 25. Okt. 71, Melch. Balthasar 8. Okt. 74, Ernst Bidermann 10. Okt. 77, Mart. Müller 10. Okt 80, Reinh. Kabel 15. Jan. 84, Eust. Furtenbach 5. Febr. 86, Friedr. Ininger 22. Jan. 90, Jak. Prugger 28. Mai 91, Joh. Federer Vizer. 94, Joh. Bauholzer 8. März 95, Franz Koll Vizer. 98, Joh. Fröhlich 25. September 98. — Näheres bei Gröber 276 ff.

[2] Vergl. Tumbült, Wie wurde Elsaß französisch? im Historisch. Jahrbuch (1905) 508 ff., 737 ff.

Von den sieben bis neun Mitgliedern des Kollegs arbeiteten zwei und seit 1655 drei Patres für die sechs Klassen des Gymnasiums, in dem Rhetorik und Humanität, oberste und mittlere Grammatik vereinigt waren und man zusammen nicht über 60 Schüler zählte. Ein Pater war Prediger in der Pfarrkirche. Dazu kam die Christenlehre und die Sorge für die beiden Kongregationen der Studenten und Bürger. Bei den vielen Nöten und Krankheiten, so heißt es in den Jahresbriefen von 1654, sowohl bei der Bürgerschaft als auch bei den einquartierten Soldaten, machten sich die Sodalen durch viele Werke der Barmherzigkeit an Gesunden und Kranken verdient. Die Zahl der Kommunionen stieg von 5100 im Jahre 1651 auf 6400 im Jahre 1657; was für die geringe Anzahl der Bürger noch immer viel sei, wie die Jahresberichte hervorheben.

Was die Patres schon befürchtet und ihnen sehr hart ankam, war die Losreißung des Kollegs von der oberdeutschen Provinz. Am 11. März 1656 schrieb der General Nickel an den Rektor Schubert: Wenn Kardinal Mazarin einige französische Patres nach Ensisheim schickt, wird er ohne Zweifel für deren Unterhalt sorgen, und am 27. Mai mahnte er, die französischen Patres mit großer Liebe aufzunehmen. Dem neuen Rektor Johann Schirmbeck sprach dann Nickel am 13. Januar 1657 die Befürchtung aus, er werde wohl kaum seine dreijährige Amtsdauer in Ensisheim vollenden. Der König von Frankreich, dessen Willen wir uns fügen müssen, hat uns nämlich mitgeteilt, er wolle die Vereinigung des dortigen Kollegs mit einer französischen Provinz und die Einsetzung eines französischen Rektors[1].

Kurz vorher, am 8. Januar 1657, hatte Nickel ähnlich dem Provinzial der Champagne Roger von der Willensäußerung des Königs Mitteilung gemacht, das Kollegium zu Ensisheim solle von der oberdeutschen Provinz getrennt und mit einer der näher gelegenen französischen Provinzen vereinigt werden; der Rektor müsse stets ein Franzose und wenigstens die Hälfte seiner Untergebenen von französischer Abstammung sein, die zugleich die französische und deutsche Sprache lehrten. Da nun, so fährt Nickel fort, keine Provinz dem Elsaß näher liegt als die Champagne, haben wir das Kolleg von Ensisheim ihr zugeteilt. Euer Hochwürden mögen also mit Ihren Konsultoren beraten, auf welche Weise der Wille des Königs zur Ausführung gebracht werden kann. Wenn derselbe unausführbar sein sollte, so mögen Euer Hochwürden selbst Seiner Majestät Ihre Schwierigkeiten darlegen[2]. Die Übergabe konnte erst im folgenden Jahre geschehen. Ein von dem frühern deutschen und dem jetzigen französischen Obern unterzeichnetes Protokoll berichtet darüber: Am 22. November 1656 erbat der allerchristlichste König[3] beim General die Vereinigung des Kollegs von Ensisheim mit einer der benachbarten französischen Provinzen. Der General gab in seinem Briefe vom 8. Januar 1657 an den König seine Einwilligung und teilte das Kolleg der Provinz Champagne zu. Da aber die Patres dieser Provinz sich sehr sträubten wegen der von ihnen für unüberwindbar gehaltenen Schwierigkeiten, wurde die Übertragung hinausgezogen, bis im Jahre 1658 endlich auf Drängen der königlichen Minister die Vereinigung vollzogen wurde. Die beiden Provinziale der Champagne (Thomas le Blanc) und von Oberdeutschland (Georg Muglin) kamen überein, daß das Kolleg mit allen beweglichen und unbeweglichen Gütern der Champagner Provinz übertragen wurde, nachdem von dem deutschen Rektor Johann Schirmberg (Schirmbeck) als Vize-Rektor P. Jakob Miler aus der

[1] Vergl. Nickel 31. August 1658. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[2] *Orig.-Reg. Ad Campan.

[3] Mit diesem seinem damaligen Titel Rex Christianissimus wird der König von Frankreich fast durchgehends in den Briefen und Berichten bezeichnet.

Champagner Provinz proklamiert worden. Das Inventar über allen Besitz wurde am 25. Juli 1658 von dem Rektor und Vize-Rektor unterzeichnet[1].

Beim Abzug der deutschen Patres blieben auf Bitte des Vize-Rektors zwei Patres, ein Magister und ein Bruder zurück wegen der Notwendigkeit der deutschen Sprache für Predigt, Beichtstuhl und Schule. Die französischen Patres wurden von dem königlichen Intendanten des Elsaß sehr gnädig aufgenommen und ihnen aller Schutz versprochen, besonders für die Wiederaufrichtung des durch Krieg und Schulden sehr erschöpften Kollegs. Auf die erste Bitte des Vize-Rektors gab der Intendant eine so große Summe als notwendig war, um der Not der Haushaltung abzuhelfen und zur Wiederherstellung des dem Einsturz drohenden Schulgebäudes[2].

Die oberdeutsche Provinz mußte auch noch später mit deutschen Lehrern aushelfen. So schrieb der General Noyelle am 8. Mai 1683 dem oberdeutschen Provinzial Eusebius Truchseß: Die französischen Patres lassen danken, daß Euer Hochwürden dem Ensisheimer Kolleg deutsche Magistri geschickt haben und bitten um dieselbe Vergünstigung auch für das folgende Jahr, bis sie sich selbst deutschkundige Lehrer verschaffen können[3].

Die Neustiftung des Kollegs übernahm Kardinal Mazarin. Dieser mischte sich auch gleich in die Obernfrage ein. Kaum hatte der General zum Rektor den P. Heinr. Lescossois ernannt, und dieser April 1659 sein Amt angetreten, als Mazarin dessen Absetzung verlangte. Wie es scheint, hatte der Pater etwas dem Kardinal Mißliebiges geschrieben. Der General mußte nachgeben und so wurde am 1. September 1659 P. Lazarus Santerau zum Rektor ernannt[4]. Später stellte Mazarin noch manche Forderungen, die bei der damaligen Unbedeutendheit des Ortes und der geringen Anzahl der Patres nur schwer zu erfüllen waren[5].

Unter anderm verlangte er auch einen Professor und eine Klasse für die französische und deutsche Sprache, aber der General Noyelle betonte in seinen Briefen an den Provinzial und Rektor, daß es gegen den Brauch verstoße, eigene Klassen für diese Sprachen zu eröffnen. Man möge auf Kosten des Kollegs einen Auswärtigen mit dieser Schule betrauen[6].

Wegen der geringen Zahl der Schüler waren nur drei Lehrer an den fünf Klassen des Gymnasiums, 1672 trat ein Professor für Philosophie hinzu und 1678 ein Professor der Moral, 1685 wird ein weiterer Professor für die „französisch-deutsche Akademie“ erwähnt. Im Jahre 1700 werden an Lehrern aufgezählt für Philosophie 2, Moraltheologie 1, Rhetorik und Humanität 1, Grammatik 1, französische Sprache 1. Die Schülerzahl schwankt besonders in den Kriegsjahren zwischen 40 und 140, im Jahre 1665 waren es 60, 1669 100, 1675 40, 1681 wieder 100, 1690 55, 1696 120 und die größte Zahl zeigt 1700 mit 140.

Ebenso schwankend war die Mitgliederzahl der beiden Kongregationen für Bürger und für Studenten, die seit 1660 erwähnt werden, die der Bürger bewegt sich zwischen 40 und 200, die der Studenten zwischen 25 und 80[7].

---

[1] *Litt. ann. Prov. Campan 1658. Akten und Original-Briefe über die Abtrennung in Karlsruhe G. L. A. Freiburg Kolleg Nr. 2211.

[2] *Litt. ann. Prov. Camp. 1658.

[3] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] *Orig.-Reg. Ad Camp. 21., 28. April, 11. August, 1. September 1658.

[5] *Orig.-Reg. Ad Camp. 4 September und 30. Oktober 1685.

[6] *Orig.-Reg. Ad Camp. 30. Oktober 1685, 22. Januar 1686.

[7] Die Bürger-Kongregation zählte 1665 80, 1669 140, 1681 40, 1690 200, 1693 100, 1700 180, die Studenten-Kongregation in denselben Jahren 25, 60, 40, 30, 40, 80 Mitglieder.

Mit den Jahren konnte man die früheren großen Schulden tilgen und 1690 mit dem längst geplanten Bau einer neuen Kirche zu Ehren des heiligen Franz Borgia beginnen[1].

* * *

Tirol blieb auch nach dem 30jährigen Kriege vor größeren politischen Erschütterungen bewahrt. Nach dem Tode der Gattin Leopolds Claudia († 1647) regierten deren Söhne Ferdinand Karl († 1663) und Sigmund Franz († 1665), dann fiel das Land an Kaiser Leopold.

Das Kolleg in **Innsbruck** nahm äußerlich und innerlich einen erfreulichen Fortgang. Die früheren 27 Personen stiegen 1675 auf 29 und 1685 auf 31, darunter waren gewöhnlich 16—19 Priester, 3—4 Magistri, 7—8 Laienbrüder. Das Gymnasium entwickelte sich immer mehr zur Akademie. Waren 1651 außer sechs Lehrern für das Gymnasium je ein Professor für Logik und Moral vorhanden, so trat 1669 infolge der Errichtung der Universität in Innsbruck[2] ein zweiter[3] und 1670 ein dritter Professor für die Philosophie hinzu, so daß 1671 der erste vollständige dreijährige Kurs der Philosophie beendet wurde. Nunmehr wurden auch Vorlesungen in der scholastischen Theologie (Dogma), 1672 im Kirchenrecht und 1677 in der Mathematik begonnen. Die Zahl der Professoren betrug 1674 außer den sechs Lehrern für das Gymnasium schon sieben, 1677 acht. Gleichen Schritt hielt die Vermehrung der Schülerzahl, die von 370 im Jahre 1651 auf 600 im Jahre 1657 stieg und sich auf dieser Höhe lange behauptete. Unter den Schülern fanden sich meist gegen 40 Grafen und Barone. Im Jahre 1672 zählte das Gymnasium allein über 400, die höheren Fächer 200 Studenten.

Die Patres besorgten ständig die Kanzel in der Pfarrkirche, an den Festtagen auch in der Hofkirche, dazu kamen (außer den gewöhnlichen Predigten) in der Jesuitenkirche noch die beliebten Exempelpredigten in der Fastenzeit. Katechesen waren durchschnittlich 3—4, im Jahre 1692 trat eine neue bei den Schülerinnen der Ursulinen hinzu. Von Missionen werden erwähnt solche in Mausing, Mattrei, Stubai, Fleurling usw.; in Sterzing war 1692 eine sechstägige, im Pustertal 1693 eine dreiwöchige Mission von zwei Patres. Zu den vier Kongregationen (drei für Studenten, eine für Bürger) trat 1672 eine für junge Handwerker; die größere akademische Kongregation zählt 1676 über 500 Mitglieder.

Die Kommunionen stiegen von 38200 im Jahre 1651 auf 50000 im Jahre 1678 und 62400 im Jahre 1700; das Jahr 1692 verzeichnet sogar 84000. Konversionen sind wenige, 1692 werden acht, 1700 drei genannt[4].

---

[1] Im Jahre 1700 betrugen die jährlichen Einkünfte 8000 Livr. (livr. Turon.), von denen 20 Personen unterhalten werden konnten. — Über die weiteren Niederlassungen im Elsaß siehe S. 101 ff.

[2] Über die Universität s. Kap. über die Schulen.

[3] Schon 1658 hatte der Erzherzog um die Errichtung dieser Professur gebeten; denn Nickel schreibt am 27. April 1658 an den Rektor Mendler: Permitto ut anno sequenti doceatur Oeniponti Physica, quandoque id velit Ser^mus Archidux non potest id negari Suae Ser^ti, quodsi peteretur perpetua lectio Physica cogerer deprecari. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] Die Einkünfte schwankten zwischen 4 bis 5000 fl. Im Jahre 1685 heißt es, daß die Einkünfte von 5395 fl. wegen der großen Lasten nicht ausreichen für den Unterhalt. — Die Rektoren waren: Christoph Mendler 1650, Jak. Michael 2. März 53, Chr. Mendler 2. März 56, Christoph Bapst 11. Mai 59, Jak. Raßler 16. Okt. 62, Theob. Biler 10. Dez. 65, Franz Relinger 3. Jan. 69, Heinr. Reding 2. März 72, Jak. Raßler 11 Juli 74, Georg Muglin 5. September 77, Marq. Ehingen 3. Febr. 79, Eust. Furtenbach 5. Nov. 82, Franz Rhem 27. Jan. 86, Franz Baroni 1. Dezemb. 89, Mich. Grueber 24. Juni 93, Franz Rhem 1. Mai 97, Ludw. Ruestorff 21. Juni 1700.

Am 17. Juli 1670 nachts zwischen zwei und drei Uhr setzte ein heftiges Erdbeben die ganze Stadt in Schrecken. Die Schornsteine stürzten herab, die Glocken fingen von selbst an zu läuten, kein Haus blieb unbeschädigt[1]. Wahrscheinlich trug dieses Erdbeben auch dazu bei, einen Neubau zu beschleunigen. Die Jahresbriefe berichten zum Jahre 1673: In diesem Jahre fügten wir an die Kirche ein neues Gebäude, das aus dem obern Gang einen doppelten Zugang zum Chore gewährt. Der ganze Bau teilt sich in Speisesaal, Küche, Bibliothek, Schneiderei und 19 Zimmer, von denen schon zehn uns und den Gästen dienen. Die Räume des untersten Stockes sind 13′ 4″ hoch, des mittlern 12′ 2″, des obersten 11′ 2″. Einige Zimmer haben drei, andere zwei Fenster, jene sind 22′, diese 15′ breit, die Länge ist bei allen die gleiche, nämlich 22′. Die Gänge sind 257′ lang und 13′ breit; 25 Fenster spenden Licht. Die Höhe des ganzen Baues beträgt mit Ausnahme des Daches 42′. Das Dach erhebt sich nach Landessitte kaum über die Mauern, mit Ausnahme des Teiles, den wir als Kornspeicher eingerichtet haben. Im Jahre 1681 wurde dem alten Nikolai-Konvikt ein neuer Flügel angebaut, seine Länge betrug 115′, die Breite 46′. Ein weiteres furchtbares Erdbeben im Jahre 1690 richtete Stadt und Kolleg übel zu. Gonzalez sprach darüber am 18. Februar 1690 dem Rektor Baron sein inniges Mitleid aus. Das Kolleg hatte so gelitten, daß ein Neubau trotz der schwierigsten Zeitverhältnisse keinen Aufschub gestattete. Am 2. August 1692 wünschte Gonzalez die baldige glückliche Vollendung des schon weit fortgeschrittenen Baues[2].

Der neue Flügel konnte 1693 im Rohbau vollendet werden, so daß nunmehr von dem Quadrum drei Flügel fertig waren. Der Neubau in drei Stockwerken enthielt 19 Zimmer teils heizbar, teils nicht heizbar, Keller, Küche und Aufbewahrungsräume. Der Speisesaal war 14′ hoch, 25½′ breit, 48′ lang. Mehr als reichliches Licht spendeten acht große Fenster von Osten und Süden. Ein kleiner schöner Turm in der Höhe von 30′ enthielt die Hausglocke und die Uhr mit vier Zifferblättern nach allen Richtungen. Derselbe sollte besonders für astronomische Beobachtungen dienlich sein, da er nach den vier Himmelsrichtungen durch ebensoviele große Türen den Ausblick auf den Himmel ermöglichte. Zu diesem Zweck krönte das Türmchen auch eine mit einem schönen eisernen Geländer eingefaßte Plattform.

Im Jahre 1694 wurde dann schließlich der der Straße zugekehrte Flügel des Vierecks beigefügt. Die Zimmer wurden nach dem Hofe verlegt, an der Straßenseite lagen die Gänge in der Länge von 335′. Dieser Flügel war durch die Freigebigkeit des Kaisers Anfang 1695 fast vollendet[3].

Auch in Brixen wünschte man ein Kolleg. Am 13. Januar 1681 schrieb der Bischof von Brixen Paullin an P. Avancinus, die Errichtung eines Kollegs der Jesuiten in Brixen ist festbeschlossen, der Platz ist bestimmt und wird für 6000 fl. gekauft werden: Die Bürgerschaft und der Adel bittet um die Einführung. Das Domkapitel wird seine Einwilligung geben, obschon noch ein oder das andere Mitglied widerspricht[4]. In seinem Testamente vom 21. Oktober 1683 vermachte Paullin 20000 fl. für ein Jesuitenkolleg in Brixen; er bat das Kapitel dringend, dieses so notwendige Werk, das seine Vorgänger so sehr ersehnt, nach Kräften zu fördern[5]. Aber die Bestimmung des Testamentes kam einstweilen nicht zur Ausführung.

---

[1] Zoller, Geschichte der Stadt Innsbruck 2 (1823) 7 ff. Theatrum Europaeum 2, 393.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[3] *Gonzalez an den Rektor Grueber 29. Jan. 1695. Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. 28. Jan. 1696.

[4] Sinnacher, Beyträge zur Geschichte von Säben und Brixen 8 (1832) 723 f.

[5] Wortlaut bei Sinnacher 8, 786.

Der neue Fürstbischof Graf Franz von Kuen wünschte 1688 dringend zwei Jesuiten für Brixen. In seiner Antwort an den Provinzial Willi sprach sich Gonzalez am 16. Oktober 1688 für Gewährung der Bitte aus, wünschte aber nicht, daß sich die Patres für eine Wohnung oder ein Kolleg bemühten, da dafür keine ausreichende Fundation vorhanden. Gegen eine Missionsstation habe er keine Einwendung, wenn man in Brixen sich damit zufrieden gebe[1]. Im Jahre 1690 mahnte Kuen sein Kapitel an die Einführung der Jesuiten, wozu sein Vorgänger 20000 fl. vermacht. Auch der Kaiser und die Kaiserin schrieben an das Kapitel um Ausführung des Testamentes, aber es kam wiederum nichts zustande[2].

Der Personenstand von **Hall**[3] bei Innsbruck blieb sich gleich von 1651 bis 1700, es waren meist 11—13 Priester, 2—3 Magistri und 5—6 Brüder, also zusammen 19—21 Personen. Davon besorgten drei oder vier Priester mit zwei oder drei Magistri die sechs Klassen des Gymnasiums, mit 300 Schülern (1657 und 1674), zwei waren ständige Prediger im Damenstift und in der Pfarrkirche. Katechese hielt man 1656 an vier Orten, später (1663) an fünf, davon drei außerhalb der Stadt, seit 1672 an sechs und 1700 an sieben Orten. Seit 1651 bestellte der Magistrat einen Wächter, der die herumstreifenden Buben zur Katechese trieb. Dazu kamen noch die Vorträge in der Kongregation für die Studenten und Bürger, sowie die vielen Beichten, die sich nur annähernd aus der Zahl der Kommunionen bestimmen lassen. Diese stiegen von 30000 im Jahre 1655 auf 54700 im Jahre 1678 und 60000 im Jahre 1700. Die Konversionen waren spärlich, die höchste Zahl beträgt acht im Jahre 1678. Im Jahre 1665 wurde die Mission im Zillertal, die seit einigen Jahren unterbrochen worden, zur größten Freude der Talbewohner wieder aufgenommen und erntete reichliche Frucht. Im Jahre 1668 erlangte man von dem Magistrat ein eigenes Haus für die Elementarschulen.

Die Jahresberichte vom Jahre 1670 erzählen von einem gewaltigen Erdbeben, das am 17. Juli die Stadt in Schrecken versetzte, kleinere Erschütterungen folgten in den nächsten Tagen[4]. Viele Gebäude litten sehr, darunter die Pfarrkirche, das Stift und das Jesuitenkolleg, die Kirche der Jesuiten blieb unversehrt. Die gesamte Bevölkerung flüchtete ins Freie und wohnte eine Zeitlang in Scheunen; die Bewohnerinnen des Damenstiftes mußten fast einen Monat in ihrem Garten in einem notdürftig errichteten Zelt und während der Nacht in einer Scheune zubringen. Die Jesuiten flüchteten in ihren mehr bei der Stadt befindlichen Garten und blieben dort eine Woche, dann kehrten die meisten ins Kolleg zurück. Die Reparaturarbeiten an demselben kosteten gegen 1000 fl. Im Jahre 1672 muß sich das Erdbeben, wenn auch schwächer, wiederholt haben, denn Oliva drückt am 21. Mai 1672 dem Rektor seine Freude aus, daß die Stadt von Mitte März bis Ende April von Erdstößen verschont geblieben sei und die Patres nun um so eifriger sich ihren Berufsarbeiten widmen könnten[5]. Später am 27. März 1683 mahnt der General den Provinzial Truchseß, man müsse wegen der Erdbeben bei dem Bau in Hall auf große Festigkeit sehen und dürfe die Stockwerke und Fenster nicht zu hoch bauen. Der Bau war Juni 1684 soweit gediehen, daß er in Kürze bewohnt werden konnte[6]. Am 11. Februar 1690 beglückwünschte Gonzalez den Rektor Monrat, daß das neu gebaute Kolleg aus dem so heftigen Erdbeben kaum einen Schaden gelitten habe[7].

---

[1] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[2] Sinnacher 9, 39. Infolge eines Vergleichs vom 26. November 1699 erhielten die Jesuiten 14000 fl. l. c. 9, 60.

[3] Vergl. *Excerpta ex Hist. coll. Hal. M. R. Jes. 1344.

[4] Vergl. Theatrum Europaeum 10, 2, 393.

[5] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. die Urkunde v. 20. Jan 1671 in M. R. Jes. 1351.

[6] Novelle an Rektor Hohenbrugger 8. Juni 1684. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[7] L. c. Am 22. Dez. 1689 hatte das Erd-

Kolikartige Krankheiten, die man dem Wein zuschrieb, fesselten zu wiederholten Zeiten viele Patres an die Krankenstube. Ein großer Brand, der 1689 in der Münze ausbrach, wurde unter Leitung und mit Hilfe der Jesuiten gelöscht, wofür ihnen der Magistrat seinen besonderen Dank ausdrückte[1].

Unter den in Hall Verstorbenen verdienen eine besondere Erwähnung P. Kaspar Abegg aus Bregenz, der zweimal Rektor des Haller Kollegs gewesen und 1652 starb. Er war im Hause und in der Stadt äußerst beliebt wegen seiner großen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Kurz vor seinem Tode hielt er an die sein Bett umstehenden Mitbrüder eine glühende Ansprache über die eifrige Beobachtung der Regeln. Bald darauf verschied er sanft und friedlich. Im folgenden Jahre starb der Senior der ganzen Gesellschaft P. Ernst Mayerhofer aus München im Alter von 98 Jahren, von denen er über 70 in der Gesellschaft sehr fromm gelebt und als Studienpräfekt und Seelsorger eifrig gearbeitet hatte.

Das Kolleg in **Trient**[2] behielt ganz gleichmäßig denselben Personenstand von 20 Mitgliedern und 9 bis 10 Patres, 4 bis 5 Magistri, 3 bis 6 Laienbrüdern. Davon waren stets 3 oder 4 Patres und 4 oder 5 Magistri als Lehrkräfte für Logik, Moral und die sechs Klassen des Gymnasiums tätig. Die Schülerzahl blieb bis 1695 konstant 500 bis 540, dann fällt sie 1697 auf 400 und 1698 auf 350. Als ständige Predigten hielten die Jesuiten außer der italienischen für die Schüler die deutsche in St. Peter, seit 1695 auf Wunsch des Bischofs und des Kapitels in der Fastenzeit auch eine italienische in der Kathedrale[3], zwei ständige Katechesen in der Kirche und im Waisenhaus. Wiederholt munterte der General auf, die italienischen Predigten gut zu besorgen. Sodalitäten bestanden zwei, eine größere und eine kleinere, mit der letzteren wurde 1682 der bisher bestandene Coetus angelicus vereinigt. Die Kommunionen stiegen von 35200 im Jahre 1651 auf 50300 im Jahre 1673, und fielen bis 1700 auf 38500. Konversionen waren sehr selten, jährlich 1 bis 2, die höchste Zahl ist 3[4].

Gegen Ende 1652 trat das Kolleg den Besitz des kleinern Galaß-Palastes an. Dieser bot neben geeigneten Wohnzimmern und einer sehr schönen Aula einen ziemlich großen Garten und einen geräumigen Eingang, der nunmehr die Kollegs-Pforte wurde. Aus dem alten Gymnasium mit seinen engen Räumen konnte man endlich November 1690 in den schönen und geräumigen 1688 begonnenen Neubau einziehen. Derselbe enthielt drei Stockwerke, von denen jedes nach der Etsch hin zwei so geräumige Schulzimmer umfaßte, daß sie außer einem großen Gang leicht 120 Schüler faßten. Die Hörsäle für Moral und Logik im untersten Stock waren kaum kleiner. Die sehr gut belichtete Aula war 90′ lang, 51′ breit, 35′ hoch. Der Neubau trug, wie die Jahresbriefe von 1692 hervorheben auch viel zur bessern Disziplin bei, da man

beben viele Häuser geschädigt und zehn Personen erschlagen.

[1] Die Einkünfte bewegen sich in aufsteigender Linie von anfangs 15—1800 fl., die kaum für den Unterhalt von zwölf Personen genügten, auf 3216 fl. im Jahre 1669 und 4762 fl. im Jahre 1700. — Die Rektoren waren: Max Eisenreich 1. Mai 1652, Alb. Faber 25. Juli 55, Wolfg. Hachenburger 12. Sept. 58, Joh. Kibler 4. April 62, Lor. Keppler 22. Nov. 65, Isaias Molitor 8. Dez. 66, Georg Biegeisen 11. Okt. 68, Benno Persall 31. Jan. 71, Ern. Mülholzer 16. Okt. 74, Marq. Ehingen 25. Juni 76, Benno Persall 31. Jan. 79, Joh. Hohenbrugger (Hohenprugger) 21. Septbr. 82, Jak. Illsung 19. Nov. 86, Joh. Mourath (Mourat) 6. Jan. 89, Wilh. Hainzel 7. Jan. 92, Leop. Trestendorff 13. Nov. 93, Joh. Stadler 13. Dez. 96, Ign. Braitt (Brait) 18. Mai 1700.

[2] Vergl. Gesch. 2, 220 ff.

[3] Vergl. Gonzalez an Rektor Furtenbach 6. August 1695 und 12. Mai 1696. Es wurde ein italienischer Pater, der großen Beifall fand, berufen. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] Über die segensreiche Mission bei den Deutschen im Ferchental siehe Kapitel Volksmissionen.

nunmehr gegen Unbotmäßige ruhig vorgehen konnte, was früher unter fremdem Dach, wo wir uns nach dem Willen anderer richten mußten, nicht möglich war[1].

Wie früher kam es in Trient zwischen Magistrat und Jesuiten zu verschiedenen Zwistigkeiten, bei denen die nationalen Gegensätze zwischen den deutschen Patres und dem italienischen Magistrat teils indirekt teils direkt eine Rolle spielten. In einem Gutachten des P. Simon Mair vom 23. Mai 1666 heißt es: Nachdem der Rat seit 1625 nie etwas gegen die bisherigen Ferienordnungen einzuwenden gehabt, erließ er am 19. Oktober 1658 ein Dekret, daß die Schulen zu feiern hätten vom 15. August bis 1. November. Als wir, wie früher, am 21. Oktober die Schulen beginnen wollten, waren sie geschlossen. Der Provinzial Muglin, der gerade zur Visite in Trient war, schrieb am 26. Oktober an den Magistrat, er habe dem Rektor Feurstein befohlen, weder vor noch nach Allerheiligen Schule halten zu lassen, wenn die Konsuln ihr Dekret nicht zurücknähmen. Endlich erließ der Magistrat, 18. November 1658, eine Erklärung, er habe durch sein früheres Dekret die Schulordnung nicht aufheben wollen, die Patres könnten wie früher fortfahren zu lehren. So blieb alles beim alten bis zum Jahre 1665[2]. In diesem Jahre bat der Magistrat den Rektor um die Wiederaufnahme eines widerspenstigen aus der Schule ausgeschlossenen Schülers[3]. Um größern Streit zu verhüten, gab der Rektor nach und nahm den Schüler wieder auf. Wenige Tage später verlangte der Magistrat die Wiederaufnahme zweier wegen verschiedener Vergehen in und außerhalb der Schule entlassenen Schüler der Grammatik (Syntax). Sie hatten sich geweigert, die Rute oder den Kranz (von Stroh — Eselszeichen) anzunehmen, und waren deshalb von der Schule ausgeschlossen worden. Im Interesse der Disziplin lehnte diesmal der Rektor ab. Der Magistrat bestand unter Drohungen auf seiner Forderung; der Rektor lehnte sie aber mit Berufung auf sein Gewissen ebenso entschieden ab. Daraufhin ließ der Magistrat unter Protest der Patres diese beiden Schüler mit Gewalt wieder in ihre Klassen führen (27. März 1665). Die Folge war eine große Lockerung der Disziplin, Beschmutzung der Schulen und Beschimpfungen der Lehrer. Der Erzherzog Franz Sigismund entschied zugunsten der Jesuiten. Der Magistrat aber erneuerte sein Dekret mit dem Befehl der Wiederaufnahme und verfügte zudem am 27. Juni 1665 die schon 1658 verlangte Ausdehnung der Ferien vom 25. August bis 1. Nov. Nach dem 25. August hielt er die Schüler durch Drohungen von dem Besuch der Schulen ab und befahl den Patres, sich innerhalb eines Jahres um andere Schulräume umzusehen.

Wie der Erzherzog Sigismund Franz, so entschied nach dem Tode desselben auch Kaiser Leopold am 13. Oktober 1665 sowohl in der Ausschließungsfrage als auch in der Ferienordnung zugunsten der Jesuiten[4]. Der Magistrat gab nicht nach. In Rom meinte man, wegen einer solchen Kleinigkeit sollte man nicht einen so großen Streit entfachen. Auch jetzt, wo der Kaiser entschieden, könne man nachgeben, da ja die Entscheidung des Kaisers auf Bitten der Patres erfolgt sei: „Es schien mir immer die Klugheit zu fordern, dort nachzugeben, wo wir es können, denn dadurch erhellt klar, daß, wenn wir nicht nachgeben, dies nicht geschieht, weil wir nicht wollen, sondern weil wir wegen göttlichen und menschlichen Rechts nicht können."[5] Am

---

[1] In dem *Lib. expens. et accept. 1625 bis 1760 werden zum Jahre 1691 unter den Ausgaben 12496 fl. für den Bau verrechnet, im Jahre 1692 1204 fl. Die Pläne wurden 1687 nach Rom geschickt, 1689 hatte der Bau schon große Fortschritte gemacht. Gonzalez 22. Nov. 1687 und 7. Mai 1689 an den Rektor. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Weitere Akten über Bauten in M. R. Jes. 2108.

[2] *Orig. M. R. Jes. 2127.

[3] *Akten und Briefe in M. R. Jes. 2119.

[4] *Kop. M. R. Jes. 2127.

[5] *Oliva 14. August 1666 an den Rektor. Kop. l. c.

23. Oktober 1666 konnte dann der Rektor Weckher dem Provinzial Veihelin melden: Endlich hat der Magistrat dem Vermittlungsvorschlag des Fürstbischofs Kardinals Albert von Harrach, die Ferien vom 8. September bis 1. November dauern zu lassen, zugestimmt, und so werden wir schon in diesem Jahre am 1. November das Schuljahr beginnen[1].

In einer zur selben Zeit vom Magistrat gestellten Forderung trat der nationale Gegensatz ganz offen zutage. Oliva schrieb darüber an den Provinzial Veihelin am 4. November 1665: Unter dem 20. Oktober habe ich ein Schreiben des Magistrats von Trient mit verschiedenen Klagen über die Unsrigen erhalten. Der Magistrat wünschte in diesem Kolleg Italiener, nicht Deutsche, er beklagt, daß seine Autorität nichts vermocht in Betreff der Ferienordnung und der Zulassung zweier entlassener Schüler. Er bittet deshalb inständig, das Kolleg zu einem italienischen zu gestalten. Dazu kann ich mich nicht verstehen, aber ich möchte doch mahnen, daß man sich in allen privaten und öffentlichen Äußerungen hüten möge vor allen Ausdrücken, worüber sich die Bürger oder der Magistrat mit Recht beklagen könnten[2].

Schon früher (30. August 1665) hatte P. Simon Mair dem Provinzial berichtet: Der Magistrat fordert vom General Italiener, weil die Deutschen den italienischen Charakter nicht zu behandeln wüßten. Die Deutschen seien aus Eichenholz geschnitten und für die Italiener zu rauh[3].

In einem ausführlichen Gutachten erörtert dann P. Mair diese Frage und kommt zu einem durchaus verneinenden Resultat. Der Kaiser und die österreichische Regierung, so führt er aus, wollten Deutsche aus der oberdeutschen Provinz, die beider Sprachen kundig sind. Auch das Land Tirol, ja Trient selbst hat früher Deutsche verlangt und zieht großen Nutzen von den Deutschen. Die italienischen Patres finden Schwierigkeiten, um in beiden Sprachen zu genügen[4]. Almosen und Legate, von denen das Kolleg lebt, kommen fast nur aus Deutschland. Trient selbst will eine deutsche Stadt sein, sonst hätte es ja auch keinen Zutritt zum Germanikum; der Magistrat behauptet, die deutschen Patres verstünden nicht den italienischen Charakter, aber hier sind unter den Patres viele geborene Italiener und unter den Deutschen keiner, der nicht in Rom studiert hat oder nicht sonst lange in Italien gewesen ist[5].

Die Bitte des Magistrats wurde nicht erfüllt, das Kolleg blieb bei der oberdeutschen Provinz[6].

---

[1] *Orig. l. c.

[2] *Orig. M. R. Jes. 2123.

[3] *Orig. M. R. Jes. 2119.

[4] In einem Gutachten über die Ferienordnung hebt P. Mair hervor, daß in fünf Klassen die Argumente italienisch und deutsch gegeben und die Regeln in beiden Sprachen erklärt werden.

[5] Quaeritur: Num quid obstet quominus Dni Consules illustris civitatis Trident. voti compotes fieri queant dum a P. Gen. Praeposito Patres Italos efflagitant. *Orig. M. R. Jes. 2127.

[6] Die Einkünfte betrugen einschließlich der Almosen jährlich 2000—3000 fl., im Jahre 1700 über 4000 fl. Könnte man diese Summe, so heißt es im Katalog von 1700, ganz erhalten, hätte man den Unterhalt für 20 Personen, aber ein großer Teil geht in diesen schwierigen Zeiten nicht ein, und so müssen wir jährlich bei den Obern oder anderswo um Hilfe bitten und betteln. Gonzalez schreibt am 13. November 1700 an den Rektor Stinglheim: Rei oeconomicae angustiis sane moveor iisque cupio opitulari velut et ruinosae Domui. — Über die Erbschaft des Generals Matthias Gallas in der Höhe von 60000 fl. s. *Acta Tridentina. Die Ausbezahlung stieß Jahre lang auf Schwierigkeiten. Am 30. August 1653 schrieben die Vormünder der Galaßischen Erben Graf Wetzenhofen und Baron de Vernier an den Trienter Rektor Simon Mair, sie wollten Ende des Jahres 3000 fl. und dann jedes Jahr 4000 fl. zahlen. *Orig. l. c. Der Rektor erklärte sich am 21. September 1653 damit einverstanden. *Kop. Die Ausführung zog sich aber hin. Die ganze Summe war für Bau von Kolleg und Kirche bestimmt. Vergl. *Informatio de 60000 fl. Gallassianorum expensis 7. November 1660. —

Die Missionsstation in **Feldkirch**[1] zählte 1651 fünf Priester und einen Bruder und wurde durch den Bischof von Chur, den Magistrat von Feldkirch und von Almosen erhalten. Im Jahre 1654 erscheint die Mission als Residenz, am 14. November 1680 wurde sie zum Kolleg erhoben. Das Personal wächst langsam bis 1665 auf sieben Patres, zwei Magistri und zwei Brüder; 1696 sind es 14 Personen, neun Patres, ein Magister und vier Brüder. Seit 1655 wird außer den sechs Klassen des Gymnasiums noch Logik und seit 1663 auch Moraltheologie (Kasuistik) gelehrt. Als Professoren waren tätig 1658 fünf Patres und zwei Magistri, 1663 kam dazu ein weiterer Pater. In den späteren Jahren waren durchgängig sieben Lehrkräfte vorhanden, zwei für Moral und Logik und fünf für die stets kombinierte Rhetorik und Humanität nebst vier Grammatikalklassen.

Die Zahl der Schüler, von denen der größere Teil von auswärts besonders aus Graubünden kam, stieg von 130 im Jahre 1651 auf 185 im Jahre 1654, und 200 im Jahre 1661. Das Jahr 1657 zählte sogar 230 Schüler. Im Jahre 1692 heißt es, daß die hohen Preise der Lebensmittel einige Schüler veranlaßt hätten, sich anderswohin zu wenden.

Außer in der Aula predigten die Jesuiten abwechselnd mit den Kapuzinern in der Pfarrkirche, zudem hielten sie in zwei Kirchen Katechese. Die Marianische Kongregation zählte 1654 140 Mitglieder; am 29. Februar 1668 wurde die Kongregation in zwei geteilt; die eine für Herren und Bürger, die zweite für Studenten. In der ersteren waren die vornehmsten Herrn und Räte der Stadt, sowie mehrere eifrige Weltpriester; im ersten Jahre zählte sie über 100 Mitglieder. Zu ihren sonntäglichen Konventen, die 1674 aus der Aula des Gymnasiums in die Leonhardskirche verlegt wurden, „scheinet die Kirche schier zu eng."[2] Der Sakramentenempfang stieg in erfreulicher Weise. Die Kommunionen betrugen 1651 über 12000, 1655 über 17000, in den späteren Jahren zwischen 22—24000. Auch hier wirkte die Einführung der monatlichen Generalkommunion für die armen Seelen mächtig auf den Empfang der heiligen Sakramente ein, der an diesen Sonntagen größer war als an hohen Festen, wie die Jahresbriefe von 1664 ausdrücklich betonen. Das Jahr 1681 weist die höchste Zahl auf, 31200. Die Jahresberichte bemerken: Die Zahl der Beichten und Kommunionen wurde in diesem Jahre (1681) durch zwei Ereignisse erhöht, erstens durch den Kometen, der im Anfang des Jahres weit und breit Schrecken verbreitete, und zweitens durch das Jubiläum am Ende des Jahres. Die Zahl der Beichten war oft größer als die der Kommunionen, weil viele Bauern, die 7—8 Stunden weit zu den Wochenmärkten in die Stadt kamen, bei den Patres ihre Beicht ablegten. Die Konversionen schwanken zwischen 1 und der Höchstzahl 7 (1654). Seit 1675 wurde auf Veranlassung der Patres am Donnerstag Abend und Freitag Mittag die große Glocke geläutet zum Andenken an die Ölbergsstunden und das Kreuzesleiden unseres Herrn.

Auch das Schultheater wurde vielfach in den Dienst der Seelsorge gestellt. So werden im Jahre 1651 außer dem Drama am Ende des Schuljahres über die

---

Die Rektoren: Joh. Paulin 24. Okt. 1646, Seb. Wecther 51, Sim. Mair 23. Febr. 53, Jos. Feurstein 21. Juni 56, Seb. Wecther 12. Febr. 62, Wolfg. Eberle 9. Nov. 66, Jak. Welti 19. Nov. 69, Wolfg. Eberle 29. Jan. 73, Karl Paganini 23. Jan. 76, Ant. Manicor 7. Febr. 79, Jak. Welti 6. Okt. 80, Christoph Osterpeutter 19. Okt. 83, Christ. Zingnis 18. Dez. 85, Joh. Panciera (Vizer.) 88, Paul Frisch 4. Oktober 89, Eust. Furtenbach 28. Juni 93, Max Raßler 27. Jan. 97, Wilh. Stinglheim 7. Febr. 1700.

[1] Ant. Ludewig, Briefe und Akten zur Geschichte des Gymnasiums der Gesellschaft Jesu in Feldkirch 1—4, 1908 bis 1911, Progr. der Stella matutina, und von demselben, Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen (1920). *Litt. ann. und *Cat. 1651—1700, Akten in M. R. Jes. 1278 ff.

[2] Prugger bei Ludewig 2, 132.

geringe Zahl der Auserwählten und dem Fastnachtsspiel, der Sieg Davids über den Philister, ein Weihnachtsspiel und ein Fronleichnamsspiel erwähnt; letzteres wurde in vier Teilen an den vier Stationsaltären aufgeführt. Bei der Prozession am Karfreitag im Jahre 1656 erschütterten an den verschiedenen Stationen die in deutscher Sprache verfaßten Klagen des leidenden Heilandes die Volksmenge. Im Jahre 1657 gab man den verlorenen Sohn. Ein Jahr später spielten die Kongreganisten zwei fromme Stücke. Außer auf dem Marktplatze und dem Rathause wurden zuweilen auch in St. Nikolaus und St. Johann Dramen aufgeführt.

Eine schon in das 15. Jahr sich hinziehende Feindschaft zwischen den ersten Bürgern der Stadt gelang es an der Vigil von Dreikönigen 1661 im Hause der Patres, wo die Gegner zusammengekommen, beizulegen zur größten Freude der ganzen Stadt. Im selben Jahre ernteten die Jesuiten großes Lob bei der gesamten Bevölkerung, daß sie sich bei der grassierenden Seuche (Dysenterie) der Kranken in der aufopferndsten und liebevollsten Weise annahmen. Ihre Hilfe wurde auch oft in der Nacht in Anspruch genommen, so daß zuweilen nur noch ein Diener zu Hause blieb. Täglich besuchten mehrere Patres die Kranken und wenige starben, denen nicht ein Pater im letzten Kampf beigestanden, so schreibt der Superior P. Faber am 10. September 1666 an den Provinzial[1].

Nach dem großen Stadtbrande im Jahre 1697 unterstützte das Kolleg in besonderer Weise die Notleidenden. Am 7. September 1697 schrieb der General Gonzalez dem Rektor Adelmann, er werde heute den Visitator bitten, dem Kolleg in Feldkirch nach Möglichkeit zu helfen, damit Ihr etwas mehr habt, was Ihr den Armen, die in dieser äußersten Not Euch um Brot bitten, verteilen könnt. Am selben Tage noch drückte der General dem Visitator Mechtl seinen lebhaften Wunsch aus, aus den Erbschaften der Unsrigen oder anderswoher, dem Feldkircher Kolleg Hilfe zu bringen zu dem Zweck, daß es den Armen die in der äußersten Not zur Pforte kommen, Brot reichen kann[2].

Die Tätigkeit der Patres beschränkte sich nicht allein auf die Stadt. Es gibt kaum einen Ort in der näheren und weiteren Umgebung, wo sie nicht Aushilfe leisteten oder Missionen abhielten bis in den Bregenzer Wald und Lindau. Häufiger werden genannt: Rankweil, Menzing, Valduna, Embs, Altenstadt, Göffis, Götzis, Bildstein, St. Gerold, Frastanz, Nenzing, Bludenz, Lustenau usw. Zuweilen fallen auf ein Jahr über 20 Missionen oder Exkursionen. Im Jahre 1690 begannen mit großem Erfolg die Missionen im Bregenzer Wald. Im Jahre 1694 wurde auch in Graubünden eine sehr erfolgreiche Mission gegeben, worüber der General am 6. November 1694 dem Rektor Baumgarten seine große Freude aussprach[3]. Auch der Bischof von Chur war mit derselben außerordentlich zufrieden; auf seinen besondern Wunsch predigte ein Feldkircher Pater im Jahre 1695 auch auf der Domkanzel in Chur.

Die äußere Lage hatte sich inzwischen nur langsam besser gestaltet. Das vom Magistrat neu erbaute Gymnasium wurde 1651 noch durch Aufsetzung eines Turmes verschönert. Die Wohnung der Patres bildete nach wie vor ein Privathaus, das der Edelmut eines Bürgers, Damian von Furtenbach, zur einstweiligen Verfügung gestellt hatte. Erst 1658 gelang es nach vielen Verhandlungen, ein geeignetes Haus, das „Huebhaus" mit dem anstoßenden kleinen Zeughaus, von dem Erzherzog Ferdinand Karl um 4500 fl. zu kaufen. Das Haus war sehr geräumig, ganz nahe bei der Pfarrkirche, welche die Jesuiten noch immer benutzten, und von dem Gym-

[1] M. R. Jes. 1282.
[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.
[3] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

nasium nur wenige Schritte entfernt. Der Kauf wurde am 21. September 1658 abgeschlossen und am 5. November erfolgte die Übergabe[1]. Der notwendige umfassende Umbau erfolgte in den Jahren 1660—62. Hierbei zeigte sich die große Liebe, welche die Jesuiten bei der Bevölkerung sich errungen. Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Bürger und Bauern stellten sich den Baumeistern zur Verfügung und waren ohne den geringsten Entgelt unermüdlich an der Arbeit. Reichliche Almosen an Geld, Baumaterialien, besonders Holz ermöglichten eine rasche Förderung. Allein die Bürger spendeten 1661 über 1000 fl. Der Rat schenkte einen großen Platz und verschaffte Anschluß an die städtische Wasserleitung. Mit Recht weist der Annalist bei dieser Gelegenheit auf das allgemeine Wohlwollen hin, dessen sich die Gesellschaft allenthalben in Stadt und Land erfreute. Ende August 1662 konnten die zehn Jesuiten ihr neues Heim beziehen. Der weitere Ausbau wurde in den folgenden Jahren bis 1681 fortgesetzt; so errichtete man 1667 einen kleinen Seitenflügel mit einem großen heizbaren Raum als Winterwohnung für die Patres. Bis 1678 hatte das Haupthaus ein drittes Stockwerk, Turm mit Glocke und Uhr und neue Korridore erhalten[2].

Das Kolleg war eines der wenigen Gebäude, welches bei dem großen Stadtbrande, der am 6. August 1697 150 Häuser in Asche legte, verschont blieb. Das Gymnasium wurde aber ein Opfer des Feuers und vom Magistrat am selben Orte, aber schöner wieder aufgebaut. Der Unterricht mußte inzwischen unter den größten Beschwerden im Siechenhaus zu Levis fortgesetzt werden.

Das Fundationskapital stieg allmählich, aber wegen Teuerung und Mißwachs blieb das Kolleg in Not, so daß zeitweise sogar das Stiftungskapital angegriffen werden mußte, worüber der General sein großes Mißfallen ausdrückte, weil das unfehlbar zum Ruin des Kollegs führen müsse. Als das Kolleg, um der Fundation aufzuhelfen, 1686 das Schloß Amberg gekauft hatte, berief sich der Magistrat auf die Pragmatik des Kaisers Leopold vom 27. November 1679, nahm die Güter für den Kaufpreis an sich, und verkaufte sie bald mit einem Gewinn von 2000 fl. Kaiser Leopold hatte nämlich verfügt, daß Laien befugt seien, Güter, welche Geistliche unter irgend einem Rechtstitel erworben hatten, durch Zahlung eines entsprechenden Preises an sich zu bringen[3]. Im Jahre 1700 betrugen die Einkünfte aus Kapitalien und Gütern 1983 fl., die ohne Almosen für den Unterhalt der 14 Hausgenossen nicht hinreichten. Im Jahre vorher hatte der General mit großem Lob für den Eifer und die Eintracht des Kollegs, über dessen große Armut sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen[4].

Lange hatte eine ausreichende Dotation gefehlt. Das sogenannte Plantische Legat in der Höhe von 20000 fl., das der Bischof von Chur für die Dotation bestimmt, kam nicht zur Auszahlung[5]. Es mußte also anderweitig gesorgt werden. Die einzelnen Etappen dieser mühevollen Sorgen und Verhandlungen hat der Geschichtschreiber des Kollegs an der Hand der Urkunden in lichtvoller Weise dar-

[1] Näheres bei Ludewig 2, 102 ff., 3, 216 ff.

[2] Ludewig 2, 136 ff.

[3] Wortlaut bei Ludewig 3, 225 ff. Später erhielten die Jesuiten vom Abt von Weingarten sehr billig einige Güter, die zum Priorat St. Johann gehörten. Von Mißhelligkeiten zwischen den Jesuiten und den Benediktinern kann keine Rede sein, Ludewig 3, 230 ff. Den angebotenen Ankauf des Priorates St. Johann lehnten die Jesuiten ab. Der General schrieb darüber am 24. Dez. 1695 an den Visitator Mechtl: Quae R. Va 27. Nov. scripsit de bonis cum prioratu S. Johannis, quae Collegio Feldkirchensi venalia offerebantur, suadent omnino et persuadent nequaquam expedire ut a Collegio emantur. Recte proin et ad mentem meam egit R. Va quando renunciari jussit contractui oblato. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] Gonzalez an Adelmann 31. Januar 1699. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[5] Vergl. Ludewig 2, 168 ff.

gelegt[1]. Auch hier spielt die vom Rate geforderte Verzichtleistung auf jeden weitern Erwerb von Immobilien eine große Rolle. An dieser Klippe drohten die Verhandlungen zuweilen zu scheitern. Einmal war in Folge der Sicherheit, die der Rat für seine Forderung verlangte, die Auflösung der Niederlassung vom Provinzial und seinen Konsultoren bereits beschlossen, da rettete die kluge Nachgiebigkeit des Generals Nickel das schon versinkende Feldkircher Schifflein aus der stürmisch bewegten Flut. (10. Juli 1660.)[2]

In dem schließlichen Vertrag zwischen den Patres und der Stadt Feldkirch vom 17. Juni 1671, der den früheren Rezeß vom 30. August 1658 im wesentlichen aufnimmt und ergänzt[3], heißt es unter anderm: Die Patres erhalten außer dem früher Bewilligten an verbrieften Kapitalien 18000 fl. Außer dem sogenannten Reichenfeldt zu täglichem Hausgebrauch, das wir zu kaufen bewilligt, werden die Patres keine bürgerliche steuerbare liegende Güter, Wiesen, Äcker, Weingärten, Häuser und dergleichen kaufen, und wenn ihnen solche durch Erbschaft oder Schenkung zufallen, nach dem Steueranschlag wieder verkaufen. Wenn zur Fundation ein Kapital von 40000 fl. zusammengebracht worden, soll von allem weitern Vermögen die gewöhnliche jährliche Steuer oder Abzug entrichtet werden. Um den Bürgern den Nutzen von den fremden Studenten nicht zu entziehen, richten die Patres auch keine Kosthäuser auf, es wäre denn, daß durch Beihilfe gottseliger Christen zu Unterhaltung armer Schüler ein Seminarium könnte aufgerichtet werden. Ferner werden sich die Patres der hiesigen Handwerksleute und Stadtmühle bedienen, so lange solche um billigen Preis taugliche zu finden und ohne Schaden zu gebrauchen sind. Die „schülerischen Verbrechen" können die Herren Patres abstrafen, zur Abstrafung der Kriminalsachen und andern schwererer Deliktorum wird dem löblichen Magistrat freie Hand gelassen. Was die Herrn Patres zu ihrer „Hauß-Notdurft" an Wein in ihren Keller bringen werden, sollen sie kein Ungeld (Böspfennig), den Wein aber, so sie bei der Maß ausschenken lassen würden, gleich wie alle andern Geistlichen „zu verungelten" schuldig sein.

Die Fundation wurde allmählich durch die Freigebigkeit des Magistrats und der Bürger so gemehrt, daß 1678 ein Kapital von 33860 fl. vorhanden war und an die Erhebung der Residenz zum Kolleg gedacht werden konnte. Es fehlte nur noch die Kirche. Aber derselbe Magistrat, der sich so überaus wohlwollend den Jesuiten erwies, wollte doch keine neue Kirche bei Jesuiten in unmittelbarer Nähe der Pfarrkirche, die dadurch „entleert" worden wäre. Um einen solchen Bau zu verhindern, kaufte er den ganzen anliegenden Platz an und ließ dort eine Reihe von Häusern für die Benefiziaten errichten, nicht ohne Unbequemlichkeit für die

---

[1] Ludewig 2, 89 ff., 115 ff.

[2] Das Schreiben des Generals Nickel an den Provinzial Muglin vom 10. Juli 1660 lautet: In negotio Veldkirchensi, si difficultas tota eo recidit, quod Magistratus illius Civitatis velit sibi tradi a R. V. apographum mandati, quod nos ad ipsam misimus de non acquirendis novis bonis stabilibus in ditione seu territorio eiusdem Civitatis, non video magnam causam ob quam sit de ea re multum contendendum. nostra enim aut nihil aut parum interest, sive illi mandati illius apographum habeant sive non habeant, cum equidem debeat illis constare de mandato dato. nec video quare timendum sit ne propterea insultent. et caveri potest a R. Va ne faciant, demonstrando illis, se studio gratificandi a nobis impetrasse illud etiam, ut liceret illis dare petitum apographum. Ceterum iam accipio literas ab Illmo D. Episcopo Curiensi, in quibus significat illos quieturos, et futuros sine apographo contentos, si de mandato dato testimonium habuerint suae Celnis, et proinde rogabat ut responso nostro ad literas suas, insererem Formulam seu verba ipsa, quibus prohibebam acquisitionem novorum bonorum stabilium, qua in re obsequendum putavi et obsecutus sum illius voluntati. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Teilweise gedruckt bei Ludewig 2, 91.

[3] Wortlaut der beiden Rezesse bei Ludewig 2, 84 ff., 118 ff.

Patres „wegen des vorsorgenden Einsehens“ in ihre Räume. Die Jesuiten hatten übrigens alles, was sie brauchten, zwei Altäre und mehrere Beichtstühle in der Pfarrkirche; seit 1668 hatte der Magistrat auch eine unmittelbare Verbindung zwischen der Residenz und der Pfarrkirche durch eine Seitentüre hergestellt, so daß die Patres ohne die Straße betreten zu müssen, zu jeder Zeit ungehinderten Zutritt zur Kirche hatten. Ferner ließ der Rat 1674 den Patres eine zweite Sakristei und 1676 einen eigenen Chor, eine Emporbühne über dem Musikchor zu ihrem ausschließlichen Gebrauch erbauen. Indem so die Patres auf eine eigene Kirche verzichten konnten und wollten, verstopften sie eine Quelle andauernder Zwistigkeit mit Magistrat und Pfarrei und zeigten zugleich durch ihr Beispiel, daß man auch ohne eigene Kirche eine sehr segensreiche Tätigkeit entfalten konnte[1].

Je mehr die Patres alle Anlässe zu Streit und Zank auszuräumen suchten, um so herzlicher gestaltete sich ihr Verhältnis zu allen Klassen der Bevölkerung. Wie früher zeigte sich bei vielen Gelegenheiten die große Anhänglichkeit der Feldkircher an die Gesellschaft. So z. B. bereiteten sie 1668 dem frommen Laienbruder Stephan Speth ein wahrhaft glänzendes Leichenbegängnis. Der Stadtpfarrer nahm selbst die Einsegnung vor, zwölf Weltpriester, der ganze Magistrat, der auch die große Glocke läuten ließ, die vornehmsten Bürger und eine außerordentliche große Volksmenge gaben unter dem Geläute aller Glocken dem Verstorbenen die letzte Ehre.

In dem Regreß vom 17. Juni 1671 bezeugen Stadtammann und Rat von Feldkirch, daß „die Herren Patres Societatis mit Unterweisung der lieben Jugend, trostreichen Predigten, Beichthören und andern geistlichen Funktionen ihrem löblichen Instituto gemäß mit unserem und ganzer Bürgerschaft sattsamem Vergniegen ihren getreuen Eüfer erzeigt“. Deshalb haben sie „ihnen vielbesagten Herrn Patribus Societatis als getreuen und ihres Lohnes wohlwürdigen Arbeitern zu dero notwendigen Unterhaltung“ eine neue Fundation errichtet. Dabei drücken sie die Zuversicht aus, „mehrwohlgedachte Herrn Patres löblicher Societet Jesu“, werden ihrem Erbieten ähnlich mit Anwendung ihres besten Fleißes auch getreuer Mühe und Arbeit gegen uns und unsere Nachkommen fürohin wie bis dato ohne Unterlaß continuiren.“[2] Diese Erwartung ist nicht getäuscht worden.

* * *

Der Westfälische Friede brachte für die Schweiz die restlose Ablösung vom deutschen Reich und beseitigte jeden Anspruch auf Reichshilfe. In den § 61 (2. Teil) des Friedens wurde die kaiserliche Erklärung vom 14. Mai 1647 aufgenommen, „daß die Stadt Basel und die übrigen Schweizer Kantone im Besitz voller Freiheit und Ausnahme vom Reiche seien und keineswegs den Reichsgerichten unterstellt sein sollen.“ Die Folge war, daß der französische Einfluß zunahm und auf ein halbes Jahrhundert alleinigen Spielraum in der Eidgenossenschaft beanspruchte.

---

[1] Die Abmachungen über das Mitbenutzungsrecht der Pfarrkirche 1680 bei Ludewig 2, 153 ff. Ein Gutachten von P. Furtenbach 6. Mai 1680 *Orig in M. R. Jes. 1281.

[2] Ludewig 2, 120 f. — Die Obern waren: Max Eisenreich 6. März 1649, Lor. Forer 52, Ludw. Luz (Lutz) 54, Alb. Faber 62, Max Lerchenfeldt 67, Joh. Horst 70, Joh. Bodler 73, Sigism. Lanser (Lannser) 76, Eust. Furtenbach 9. Mai 78 (1. Rektor 14. Nov. 80), Phil. Schad 20. Dez. 82, Joh. Federer (Föderer) 25. April 86, Leop. Trestendorff (Treßendorf) 19. Mai 89, Georg Baumgartner (Baumgarter) 6. Nov. 92, Kasp. Adelmann (Adlman) von Adelmannsfelden 6. Jan. 97, Franz Raßler 10. Jan. 1700. Über alle diese Obern genaue Nachweise bei Ludewig 2, 156 ff., 3, 238 ff. — Die Feldkircher Bürger charakterisiert P. Furtenbach am 21. Juni 1680 also: Gens haec miris impressionibus obnoxia partim italizat, partim helvetizat, nec nisi dexteritate singulari flectitur aut dirigitur alio quam quo ipsa vult. *Orig. M. R. Jes. 1281.

Nach innen zeigte sich auch in den Schweizer Kommunen ein starkes Anwachsen des durch den Glaubensabfall geförderten Absolutismus[1].

Beiden Erscheinungen werden wir in der Geschichte der Kollegien begegnen.

Das Kolleg zu **Luzern** behauptete seine frühere Stellung[2]. Durchschnittlich wirkten in demselben 27—29 Personen. Im Jahre 1665 waren dort 21 Priester, ein Magister, drei Scholastiker, die studierten, und sechs Brüder. Von den Priestern lehrten fünf mit einem Magister Grammatik, Humanität und Rhetorik, drei Philosophie, zwei scholastische Theologie, einer Moral, einer Kontroverse, einer Heilige Schrift. Vorübergehend wurde auch 1674—1678 Kirchenrecht vorgetragen. Dreizehn Professoren sind auch noch 1700 vorhanden. Die Zahl der Schüler betrug 1652 gegen 400 und 1669 352. Im Jahre 1698 zeigte sich unter den älteren Studenten ein so störrischer Geist, daß man mit Geldstrafen und Relegation vorgehen mußte. Gleichzeitig sah man sich genötigt, von der seit 1671 festgehaltenen, „falschen und schädlichen Opinion" abzugehen, die „Junkersöhnlein" dürften der Rutenstrafe nicht unterworfen werden. Unter Beistimmung der Eltern wurden auch diese bis in die Klasse der Rhetorik wieder „geruthelt", weil nur so den tollen Streichen und dem Bummeln gesteuert werden konnte[3]. Die Einkünfte betrugen durchschnittlich in runder Summe 4000 Imperiales, von denen 25 Personen unterhalten werden konnten.

Wiederholt sprechen die Generale in ihren Briefen von einem Darniederliegen der höheren Studien, das entweder von dem Volkscharakter oder der Nachlässigkeit der Professoren herrühre, in jedem Falle müsse alles daran gesetzt werden, die Studien zu heben. Am 18. Februar 1673 schreibt Oliva an den Provinzial Muglin: Der Studieneifer in Luzern muß auf jede Weise gefördert werden, obgleich ich keine Ursache habe, über die Lehrer zu klagen[4].

Das an die Jesuitenkirche stoßende Spital wurde 1651 durch einen Wohltäter, Heinrich von Fleckenstein, mit einem Kostenaufwand von 12000 fl. an einer andern Stelle neu aufgebaut und das alte Gebäude den Jesuiten gegeben, um aus der bisherigen Enge herauszukommen und Platz für eine spätere Kirche zu gewinnen. Eine Kirche machte die Überfüllung der alten immer notwendiger. Zum Neubau bewilligte der Magistrat einen anstoßenden Platz. Am 3. Dezember 1666 konnte der Grundstein gelegt und 1669 das Dach aufgesetzt werden. In den folgenden Jahren wurden die Gewölbe, 1673 die Stuckarbeiten und die Fassade mit der Statue des heiligen Franz Xaver und dem Luzerner Wappen fertiggestellt und dann die Sakristei und die Innenarbeiten in Angriff genommen[5]. Am 29. August 1677 fand die feierliche Einweihung statt durch den Nuntius Ed. Cybo, Erzbischof von Seleucia. Bis 1682 betrugen die Kosten 47578 fl. Hervorragend sind bei dem Bau beteiligt P. Christoph Vogler und Br. Heinrich Mayer. Die Kirche, eine Art Basilika, ist 52½ m lang und 13½ m breit und zirka 20 m hoch. Die schöne Fassade mit zwei vorgebauten Türmen hat fünf Portale. Der ganze Bau ist sehr bemerkenswert, besonders das Innere, durch „seine feste Geschlossenheit, den lebendigen Rhythmus der Vertikalgliederung, die Wucht des machtvollen Gewölbes und nicht an letzter Stelle durch seine imposante Weiträumigkeit. Keine andere Kirche

[1] Vergl. Phil. v. Segesser, Rechtsgeschichte von Lucern 3, 1, 38 f.

[2] *Litt. ann. et *Catal. 1651—1700. Fleischlin, Aus den Annalen des Gymnasiums in Luzern, Monat-Rosen Bd. 26 ff.

[3] Monat-Rosen 30, 98.

[4] Vergl. 29. April 1656, 29. Oktober 1669, 4. Oktober 1670, 5. März 1672, 18. Febr. 1673. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[5] Braun, Die Kirchen der oberdeutschen Provinz 210 ff.

der oberdeutschen Provinz nähert sich in bezug auf weiträumige Wirkung so sehr St. Michael in München, wie die Xaveriuskirche zu Luzern." [1]

Ein schöneres Schauspiel noch als der äußere Bau hatte der Eifer der Luzerner bei den Bauarbeiten geboten. Nicht allein mit Gaben wetteiferten die Bürger — die zwei Familien Fleckenstein und Sonnenberg steuerten allein mehr als 21000 Gulden bei —, sondern sie legten auch ähnlich wie bei den Bauten des gläubigen Mittelalters selbst Hand an. Alt und Jung schätzte sich glücklich, Steine zu tragen zu Ehren dessen, von dem alle Ehre fließt. „Wunderbarlich — so heißt es in einem alten Bericht — war es zu sehen, wie hernach, da die Fundamente schon gestanden und Hand angelegt wurde, die Mauern aufzuführen, die ganze Stadt mit Freuden zulief, um Dienst und freiwillige Beihilfe zu leisten. Bürger und Studenten, Frauen und Jungfrauen scheuten keine Arbeit, so schwer und hart sie immer. Diese allein hatten vier überaus große Steinhaufen teils zugetragen teils zugeschleppt, teils den Maurern dargeboten; es wimmelte alles, und sie stritten miteinander in der Wette, wer dem andern den Vorzug in dieser freudigen Arbeit abgewinnen kunnte." [2] Für den riesigen Hochaltar (73′ hoch und 40′ breit) mit seinem großartigen Altarbild von Dominikus Torriani hatte Eustach von Sonnenberg 4000 fl. gespendet und trotzdem wollte er, wie eine alte Schrift sich ausdrückt, „aus rarer Niederträchtigkeit weder seinen edlen Wappenschild noch seinen Namen am Altare zugesetzt haben." [3]

Im Jahre 1694 dachte man an einen Neubau des Westflügels des Kollegs, der auf 12000 fl. veranschlagt wurde. Derselbe wurde 1695 begonnen. Im folgenden Jahre bat der Rektor Roll den General um Aufopferung von heiligen Messen, damit Gott Wohltäter erwecke, durch deren Almosen der angefangene Neubau vollendet werden könne. Am 15. Februar 1698 sprach Gonzalez dem Rektor seine Freude aus, daß der eine Teil des Kollegs mit Aufwand von 1000 Talern vollendet werden könne [4]. Der Westflügel wurde 1700 fertig gestellt, aber nicht ohne bedeutende Schulden [5].

Diese Schulden, die der in Geldsachen, wie es scheint, wenig erfahrene Rektor Roll machte, sollten bald das Kolleg in schwere Bedrängnis ja dem Untergange nahe bringen [6]. Die mißliche Lage wurde noch gesteigert durch den Erwerb von weitläufigen und uneinträglichen Gütern, die derselbe Rektor im Freienamt kaufte, wofür er 40000 Gulden der besten und ältesten Gülten verwandte. Da die geistlichen Korporationen in dem unmittelbaren Gebiet keine liegenden Güter erwerben durften, strebten sie darnach, in den gemeinen Herrschaften in Aargau und Thurgau, wo dieses Verbot nicht bestand, solche zu erwerben [7].

Predigten waren an Sonn- und Festtagen in der Jesuitenkirche, zu bestimmten Zeiten auch in St. Leodegar. Im Advent und in der Fastenzeit wurde dreimal in der Woche in der Jesuitenkirche gepredigt; auch hier fand die Exempelpredigt nach dem Gesang des Miserere großen Anklang. Die bisherigen zwei Katechesen wurden 1662 vermehrt durch je eine in St. Leodegar und in der Hospitalskapelle. Im Jahre 1668 wird angemerkt, daß die Patres auf die Straße gingen und die dort verweilenden Kinder samt deren Eltern zur Katechese geholt wurden. Im Jahre 1672

---

[1] Braun l. c. 226.

[2] Monat-Rosen 26, 492 f.

[3] L. c. 501.

[4] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. 18. Dez. 1694, 18. August 1696.

[5] Monat-Rosen 28, 14.

[6] L. c. Bd. 30, S. 31 ff.

[7] Segesser, Rechtsgeschichte von Lucern 3, 2, 580. Die Geschichte der Verhandlungen über die mißliche Ökonomie 1699 ff. bildet den Hauptinhalt „der Tendenzschrift" von Franz Dula, Zur Geschichte der Jesuiten in Luzern 1842, der mehrfach dieselben Posten doppelt addiert und so zu ungeheuerlichen Resultaten kommt. Nachweise bei Segesser 577², vergl. 167².

begann eine neue fünfte Katechese und zwar für die Knaben und Mädchen, die am Weißen Sonntag zum erstenmal zur heiligen Kommunion gehen sollten. Diese Kinder wurden, wie es 1700 heißt, während der Fastenzeit privatim in der Sakristei mit besonderem Fleiß für die erste heilige Kommunion vorbereitet.

Seit dem Jahre 1655 bestanden fünf Kongregationen, von denen die kleinere, die Angelika (Coetus Angelicus) 1664 140 Mitglieder zählte. Diese Kongregationen bestanden auch noch 1700 (4 Kongregationen und der Coetus Angelicus). Im Jahre 1673 werden italienische Predigten erwähnt, die auf Veranlassung des Nuntius P. Friedrich Ampringer und P. Eustachius Furtenbach mit großem Erfolg hielten. Apostolische Ausflüge oder Missionen waren sehr häufig, in den 70er Jahren durchschnittlich 30, 1679 sogar 37. Als Orte, wo Missionen gehalten wurden, sind 1678 genannt: Werteustein, Eschbach, Rott, Hochenrein, Argental, Meggen, Hergottswald, Neukirch, Weggis, Aichen, Sarmenstorff, 1680 Willisau, Bernau, Eschenbach, 1696 auch Buchs und Stanz. Außer den 36 gewöhnlichen Missionen fanden auf Wunsch des apostolischen Nuntius noch Missionen statt in Unterwalden und Schwyz. Am 1. Oktober 1693 berichtete der Rektor Haber dem General, man habe mit den Volksmissionen in der Schweiz (per Helvetiam) begonnen; der Erfolg habe alle Erwartungen übertroffen und den Nuntius, der dieselben veranlaßt und unterstützt, überaus gefreut. Am 27. November sandte der eine der Missionäre, P. Joseph Adelmann, einen Bericht über die Missionen, die er mit P. Paul Preiß gehalten, an den General, der zu den großen Früchten den Missionären seine Glückwünsche aussprach[1].

Die Kommunionen in der Jesuitenkirche stiegen von 57 680 im Jahre 1654 auf 71 488 im Jahre 1678 und 85 536 im Jahre 1690, fielen dann 1699 auf 77 150 und 1700 auf 68 500. Es wird aber bemerkt, daß viele Tausende, die bei den Jesuiten gebeichtet, in andern Kirchen zur heiligen Kommunion gingen. Die Konversionen schwanken zwischen 7 und 40, 1699 waren es 20, 1700 die doppelte Zahl.

Zusammenfassend gibt ein Luzerner Bericht von Dr. K. Lang aus dem Jahre 1692 folgendes Bild von dem Gottesdienst und dem kirchlichen Leben in der Jesuitenkirche:

„1. Also werden nun in der neuen Kirch, gleich nach vollendeter Frühmeß, im Spital von 1/25 Uhr bis gegen 10 Uhr eine heilige Meß gelesen. 2. Wird alle Sonn- und Feiertäg des Morgens um 6 Uhr eine Predigt gehalten; also wird alle Sonntäg den Studenten in gemein unter ihrem musizierenden Amt vormittag eine, nachmittag aber in fünf verschiedenen Bruderschaften der geist- und weltlichen Herrn und Burgern, Studenten und Handwerksgesellen fünf besondere Exhortationen oder Predigten gehalten. 3. Wird alle Monat gehalten ein Seelensonntag mit vollkommenem Ablaß für die liebe abgestorbene Seelen. 4. Wird alle Samstag, und in der Oktav des hochheiligsten Fronleichnams alle Tag abend eine Litanei, in den Fastnachttagen aber das 40stündige Gebet solennissime gehalten und darauf in der Fasten das Miserere samt einer Exempelpredigt alle Sonn- und Feiertäg mit gottseligem Zulauf der ganzen Stadt gehalten. Wie eifrig aber eine ganze löbliche Stadt Luzern und nächste Landschaft die heiligen Sakrament insonderheit bei diesen Herrn Vätteren Jesuiten frequentiren und empfahen, erhellet aus dem, daß an jedem sogenannten Seelensonntag (Generalkommunion) wenigst zu 1000,

[1] Gonzalez an Haber 7. November 1693 und Adelmann 26. Dezember 1693. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

zu Zeiten zu 3000, das ganze Jahr hindurch aber zu 70 000 und etwann auch zu 80 000 Personen andächtig kommunizieren." [1]

In dem kleinen nur 700 Einwohner zählenden Städtchen **Bellinzona** (Bellenz), wo die Jesuiten seit 1646 ein kleines Gymnasium leiteten [2], wurden zunächst sechs Klassen unter drei Lehrern weitergeführt, aber die Zahl der Schüler blieb klein. Die Rhetorik hatte 1672 keine Schüler. In einem Gutachten für den Bischof von Como heißt es, es seien an dem Gymnasium nur 30 bis 40 Schüler. Vorübergehend stieg im Jahre 1665 die Personenzahl von fünf auf zehn, sank aber bald auf den früheren Stand. Seit 1652 hielten die Patres abwechselnd mit den zwei Klöstern (Karmeliter und Augustiner) also alle drei Jahre italienische Fastenpredigten, sonst war während der Fastenzeit an den Sonntagen morgens deutsche, nachmittags italienische Predigt (1663). Seit 1669 wurde für die Deutschen eine Katechese eingeführt. Im Jahre 1673 wird berichtet, daß die gewöhnliche Katechese an Sonn- und Festtagen so viele Zuhörer, auch Erwachsene anzog, wie kaum die bedeutendsten Prediger aus den verschiedenen Orden: „so gefällt die einfache und prunklose Wahrheit." Die Zahl der Kommunionen stieg von 8000 im Jahre 1651 auf über 11000 im Jahre 1667. Durchgehends bestanden zwei Kongregationen, eine für Priester und Studenten, die andere für die Bürger.

Schon früh machte das Kolleg von Luzern, dem Bellinzona unterstand, den Versuch, die deutsche Provinz von der Schule in Bellinzona zu entlasten und einer italienischen Provinz anzugliedern [3]. Aber der General Nickel bedeutete am 30. Januar 1655 dem Provinzial Spaiser: Die Residenz Bellinzona kann nicht von Ihrer Provinz abgetrennt und der Mailänder Provinz angegliedert werden, weil sie von uns unter der Bedingung der Unterstellung unter den deutschen Provinzial angenommen worden; auch würde die Mailänder Provinz wie schon früher Schwierigkeiten dagegen erheben. In den folgenden Jahren dachte man an ihre gänzliche Auflösung, die dann 1663 im Prinzip beschlossen wurde. Am 30. November 1669 erklärte sich der General mit einem Gutachten des P. Tonietto einverstanden, der die Stadt als durchaus ungeeignet für ein Kolleg erklärt hatte [4], doch meinte der Provinzial Raßler am 18. Februar 1670, die Residenz sei beizubehalten. In Rom blieb man aber der Ansicht, der Ort sei ungeeignet und der Erfolg sei zu gering, und entschied 1674 für die Auflösung. Die gegenteilige Ansicht über den Erfolg hatten aber der Magistrat, die drei Kantone und infolge einer Information durch den Nuntius auch die Propaganda, die Anfang 1675 dem General befahl, die Residenz nicht allein nicht aufzulösen, sondern sogar durch neue Arbeiter zu verstärken. Der Nuntius selbst hatte am 9. November 1674 den Patres unter der Strafe der Suspension zu bleiben befohlen [5]. Schließlich aber gelang es dem Rektor von Luzern Matth. Stotz, die Zustimmung des Nuntius zur Auflösung zu erlangen, unter der Bedingung, daß die Patres bei ihrem Abzug all ihr Hab und Gut ihren

---

[1] Monat-Rosen 26, 503 f. — Die Rektoren waren: Lor. Forer 1649, Christoph Bapst (Baptist) 12. Juni 52, Alb. Curz 12. (27.) Juli 55, Heinr. Mayer (Meier) 5. Sept. 58, Tob. Lohner 25. Nov. 64, Bened. Painter 24. Jan. 69, Matthäus Stotz 1. Okt. 73, Franz Schrevogl 1. Okt. 76, Jos. Frank 2. Okt. 79, Jak. Bosch 25. Juli 83, Max Rieger 5. Nov. 87, Joh. Hader 6. Nov. 90, Franz Roll 15. Nov. 93, Wolfg. Rauscher 9. Mai 98.

[2] Vergl. Gesch. 2, 288 f. *Litt. ann. und *Catal. Prov. Germ. sup. und die Akten und Korrespondenzen in M. R. Jes. 868 und 870.

[3] *Memoriale Colleg. Lucern. M. R. Jes. 868.

[4] Das sehr eingehende Gutachten von der Hand des P. Domin. Tonietti vom September 1669 M. R. Jes. 870. Die drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden hatten die Fundierung eines Kollegs versprochen, aber ihr Versprechen nicht gehalten.

[5] M. R. Jes. 870.

Nachfolgern zurückließen. Diese Bedingung nahm der General bereitwillig an. So wurde die Residenz September 1675 aufgelöst[1].

Bei ihrem Abzug stellte ihnen der Rat unter dem 25. September 1675 schriftlich ein glänzendes Zeugnis aus: Gegen unsern Willen und trotz all unserer Bitten verläßt ohne Schuld von unserer Seite die Gesellschaft Jesu ihre Residenz in unserer Stadt Bellinzona, die sie 29 Jahre lang mit allgemeiner Anerkennung und großem Segen innegehabt hat. Sie führte zum Heil unserer Seelen den häufigen Empfang der Sakramente der Buße und des Altars ein, sie bekämpfte mutig alle Mißbräuche, sie unterwies die Jugend in Tugend und Wissenschaft, sie tröstete mit Rat und Tat alle Bedrängte, gab nie ein Ärgernis, sondern leuchtete dem Ordens- und Weltklerus durch ihr Beispiel vor. Deshalb ist es billig und recht, die geliebte Gesellschaft Jesu und alle ihre Söhne bei ihrem Abzug von hier mit Strömen von Tränen und verdientem Lob zu geleiten und auf einhelligen Beschluß des ganzen Rates feierlich zu erklären, daß unsere Stadt keine Schuld an dem Abzuge hat und dieselbe der Gesellschaft Jesu zu großem Dank verpflichtet ist[2]. Auch die Abgesandten der drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden dankten in einem Schreiben vom 27. November 1675 an den Provinzial für alle geleistete Hilfe und Arbeiten, die sie nie vergessen würden[3].

Dem Kolleg Luzern unterstand auch die im Jahre 1646 unter großen Schwierigkeiten gegründete Residenz in **Solothurn**[4]. In den 50er Jahren weilten dort 6 bis 7 Patres nebst zwei Brüdern. Ihre Arbeiten erstreckten sich auf vier Klassen des Gymnasiums und die Seelsorge. Schon 1655 waren es fünf Klassen mit fünf Lehrern, 1657 wurde die Infima in zwei Abteilungen (ordines) geteilt, 1661 stieg die Schülerzahl auf über 200. Im Jahre 1665 lehrten fünf Priester Rhetorik, Humanität und die Grammatikalklassen[5]. Die Personenzahl stieg langsam auf 12 bis 13 (8 Patres, 1 Magister und 4 Brüder). Am 24. August 1671 wurde die Residenz (9 Priester, 3 Brüder) zum Kolleg erhoben.

In der Seelsorge übernahm man außer der Predigt für die Schüler und zwei ständigen Katechesen häufig die Festpredigten in verschiedenen Kirchen. Den Kranken und Sterbenden leisteten die Patres nicht allein in der Stadt, sondern auch in der Umgegend alle Hilfe. Im Jahre 1685 heißt es: Unter den zahlreichen Verstorbenen des verflossenen Jahres war kaum einer, dem wir nicht im Tode beigestanden. Die

---

[1] Briefe vom 20. Sept. 1659, 7. April und 11. August 1663, 30. Nov. 1669, 15. März 1670, 13. August 1672, 5. und 13. April, 5. Oktober und 9. November 1675 an den Provinzial und den Rektor Stotz.

[2] *Kop. unterzeichnet von dem Kanzler Joh. Ghiringellies in *Litt. ann. Prov. Germ. sup. 1675 und M. R. Jes. 1337. Unter dem 14. Dez. 1675 sprach der General Oliva dem Vizeprovinzial Muglin seine Freude aus über dieses ehrenvolle Zeugnis. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Beschuldigungen eines „Schölmenbriefes“, als hätten die Jesuiten etwas mitgenommen usw., finden sich eingehend widerlegt in zwei Briefen des Superiors P. Friedrich Ampringer vom 2. Dezember 1675 und des P. Domin. Tonietti vom 6. Dezember 1675. *Orig. in M. R. Jes. 870. Die ganze Residenz übernahmen Benediktiner von Einsiedeln. Über das Verhältnis zwischen Einsiedeln und den Jesuiten bezeugt Abt Placidus in einem Briefe, datiert Einsiedeln 18. August 1655: nos cum nostris Religiosis Societati Vestrae esse et fuisse semper affectionatissimos ita ut nemo aliter de nobis sentire jure possit ac debeat. *Orig. Karlsruhe G. L. A. Freiburg Kolleg 2189.

[3] *Orig. M. R. Jes. 870. Das Andenken der Jesuiten blieb in Bellinzona ein so gutes, daß man 1696 ernstlich an die Rückberufung der Jesuiten dachte. Gonzalez an den Visitator Mechtl 7. April 1696. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[4] F. Fiala, Geschichtliches über die Schule von Solothurn (1870 f.) 3. und 4. Teil. Dort III, 3 die Archivalien in Solothurn. Dazu M. R. Jes. 2066 f. und die Korrespondenzen 1656 bis 1666 an den Nuntius in Chur, Bischöfl. Geheimarchiv. *Litt. ann. und *Catal. 1651—1700.

[5] Nach einem Katalog vom Jahre 1665 (M. R. Jes. 2067) waren in der Rhet. 32, Hum. 21, Ob. Gram. 34, Mittl. Gram. 21, Unt. Gram. ob. Abteil. 32, unt. Abteil. 19 Schüler. Die Studenten-Kongregation zählte 102 Mitglieder

Kommunionen stiegen von 15400 im Jahre 1651 auf über 30000 im Jahre 1678 und 1695 und betrugen 1700 rund 26000. Die Konversionen schwanken zwischen 1 und 9, einmal (1678) waren es 13. Die Marianische Kongregation, deren Oratorium die 300 Mitglieder kaum fassen konnte, wurde 1682 getrennt in eine Studenten- und Bürger-Kongregation; bei letzterer blieben die Geistlichen, aber nur bis zum folgenden Jahre, da für sie eine eigene Kongregation errichtet wurde. Im Jahre 1685 nahm die Bürger-Kongregation um 115 Mitglieder zu. Apostolische Ausflüge wurden häufig gemacht, besonders nach Hägendorf, Wolfweil, Oberndorf, am meisten nach Kriegstetten und Oertingen; an den beiden letzteren Orten wurde Weihnachten 1698 eine Mission von zwei Patres gegeben. Als Wohnung waren den Patres zwei große Häuser angewiesen worden.

Für den Bau eines Kollegs hatte der Rat bereits 9. Januar 1669 einen Platz bewilligt. Am 11. Juni 1672 drückte der General Oliva dem Rektor Deuring seine Freude darüber aus, daß der Magistrat in Betreff des Kollegsbaues über die Wünsche hinausgehend nicht allein die erbetenen Materialien bewilligt, sondern auch einstimmig diejenigen Kommissare gewählt habe, welche dem Kolleg am gewogensten die Sache nachdrücklich fördern würden. Wiederum am 28. Januar 1673 spricht der General seine Genugtuung aus über die Güte des Magistrats und der ganzen Stadt, die dem Bau sehr förderlich sein werde[1].

Gegen Ende des Jahres 1676 wurde das Fundament des neuen Kollegs gelegt und 1678 bis zur Gasse des Gymnasiums fortgeführt. Im August des folgenden Jahres konnte das Dach aufgesetzt werden. Im Erdgeschoß war ein Speisesaal, 40′ lang und 25′ breit, Küche, Scheune und Stallung mit einigen Schlafkammern für den Koch und die Knechte. Im ersten Stock war ein heizbarer Rekreationssaal, drei größere heizbare Zimmer nebst den drei dazu gehörigen Schlafkammern. Im zweiten Stock waren vier größere heizbare Zimmer mit vier Schlafkammern, Hauskapelle und Krankenzimmer.

Im Jahre 1680 konnte am Fronleichnamsfeste der Grundstein für eine eigene Kirche gelegt werden[2]. Bei der Herstellung der Fundamente bereitete das immer wieder hervorbrechende Grundwasser große Schwierigkeiten. Nicht durch Flecht- und Pfahlwerk, sondern durch ungeheure Steine, deren jeder eine Fuhre (plaustrum) ausmachte, suchte man nach dem Rat von Sachverständigen das Fundament zu festigen, im ganzen brauchte man 200 Fuhren Steine, 230 Fässer Kalk und 1200 Karren Sand. Darin wird wohl auch der Grund zu suchen sein, daß am 18. November 1681 ein Teil der bereits 105′ hohen westlichen Mauer plötzlich zusammenstürzte. Da dieselbe Gefahr der Ostmauer drohte, wurden beide abgetragen und die Fundamente gefestigt. Im Jahre 1684 wurde das Dach aufgesetzt, 1685 die Kirche eingewölbt. Die beiden folgenden Jahre sahen die Fertigstellung der glänzenden Stuckdekoration und der innern Ausstattung, so daß die Kirche am 8. Dezember 1687 zur Ehre der Unbefleckten Empfängnis vorläufig eingesegnet und in Gebrauch genommen werden konnte. Die feierliche Weihe der Kirche und Altäre fand am 9. Oktober 1689 statt. Die Gesamtlänge beträgt $39^1/_2$ m, die Breite der Schiffe 12 m, die Höhe $20^1/_2$ m. Einen größeren Bau verhinderten Mangel an Geld und Raum. „Die Solothurner Kirche ist die erste in der oberdeutschen Ordensprovinz, in welcher das in der Dillinger Kollegskirche verkörperte System des Aufbaues nicht bloß um schmale Galerien wie zu Eichstätt, sondern um förmliche Emporeinbauten bereichert erscheint.“[3] Die

[1] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. Fiala 3, 28 f.

[2] *Litt. ann. 1679 ff. Braun 2, 226 ff. Fiala 3, 30 f.

[3] Braun 2, 230.

Baupläne rühren wahrscheinlich von dem Bruder Heinrich Mayer, einem tüchtigen Architekten, her[1].

Die endgültige Fundation stieß auch in Solothurn auf erhebliche Schwierigkeiten finanzieller und staatsrechtlicher Natur. In den ersten zehn Jahren 1646 bis 1656 lieferte das Staats-Aerar den Unterhalt, aber da die innern Unruhen (wie der Bauernaufstand 1653) große Ansprüche stellten, wurden die Leistungen zu schwierig. Weil nun die Stadt die Jesuiten durchaus behalten wollte, suchte man durch Verwendung anderer kirchlicher Einkünfte zu helfen, was den Jesuiten natürlich nicht angenehm sein konnte. Für diesen Ausweg bemühte sich außer dem Rat besonders der Nuntius Friedrich Borromaeus. Der Rat wandte sich am 2. Mai 1656 an das Kapitel des Ursusstiftes mit der Bitte, es möge aus den Einkünften der Stiftspfarreien, Kapellen und Bruderschaften Beiträge liefern zur Dotation des Kollegs. Das Stift berief sich auf seine Privilegien. Langwierige und schwierige Verhandlungen zwischen Rat, Stift, Bischof von Lausanne, Nuntius, Rom folgten. Bei diesen Verhandlungen „benahmen sich die Jesuiten, wie der neueste Geschichtschreiber der Solothurner Schule hervorhebt, klug und vorsichtig. Dem Abgeordneten des Stiftes erklärte der Superior Christoph Bapst, es sei ihm leid, daß unter den Geistlichen solche Zwietracht entstanden sei, er sei nicht gesinnt, daß seine Patres in solcher Weise sollten stabilirt werden; er halte sich an dem Kontrakt, daß sie aus dem Staatssäckel sollten erhalten werden." [2] Dem Nuntius erklärten die Jesuiten, sie seien eher bereit, ihren Sitz in Solothurn aufzugeben, als das Stift in solcher Weise zu belasten. Schließlich einigte man sich über die Beiträge in der Form eines Subisidium charitativum. Wie Kardinal Chigi am 16. März 1658 dem Nuntius mitteilte, willfahrte Alexander VII. den Wünschen der Stadt. Die Vollmachten wurden vom Nuntius als päpstlichem Legaten am 1. Oktober 1658 für sieben Jahre und durch Breve vom 27. Mai 1662 für immer der Stadt bewilligt. Die Ausführung des Breves stieß aber, wie der Nuntius am 16. März 1664 dem Rate schreibt, noch auf weitere Schwierigkeiten, die aber schließlich behoben wurden[3].

Wie finanzielle, so stellten sich auch staatsrechtliche Schwierigkeiten der schließlichen Fundation entgegen. Oliva teilte am 24. Dezember 1667 dem Provinzial Veihelin mit, er glaube auf die Bedingungen Solothurns nicht eingehen zu können: Die erste Bedingung, keine liegenden Güter zu erwerben, könne er nur zulassen, falls er selbst (der General) wie zu Trient und anderswo, dies den Obern befehle; abweisen müsse er durchaus die zweite Bedingung wegen Nichtzulassung von Erbschaften und die dritte über die dem Rat abzulegende jährliche Rechenschaft[4]. Dieses Schreiben konnte einstweilen auf keine gütige Aufnahme rechnen. Die besten Freunde rieten den Patres, es einstweilen geheim zu halten[5]. Es folgten langwierige, teilweise aufregende Verhandlungen zwischen Rat und Provinzial, dessen Bedingungen von dem Rate zurückgewiesen wurden. Die kluge Nachgiebigkeit des Superiors Deuring rettete schließlich die schon fast verlorene Sache[6]. Am 11. Dezember 1668 wurde das Projekt der Errichtung eines ständigen Kollegs vom Großen Rate mit allen gegen vier Stimmen angenommen und später vom General Oliva bestätigt[7].

---

[1] Vergl. Braun 2, 218 f.

[2] Fiala 3, 13.

[3] *Relatio de Fundatione Collegii S. J. in Civitate Solodur. (1675 von P. Deuring) Fund. Germ. sup. 3, 106 vergl. 101. Schreiben und Breve bei Fiala 3, 18 f. Über die späteren Klagen des Bischofs von Konstanz 1675 und deren Beantwortung Fiala 3, 21.

[4] *Orig. M. R. Jes. 2066.

[5] Diesbach 31. Dez. 1667. *Orig. M. R. Jes. 2066.

[6] Fiala 3, 23. Vergl. die Briefe Deurings an Raßler 14. Dez. 1668 und 7. Dez. 1669 in M. R. Jes. 2066.

[7] Oliva dankte am 4. Oktober 1670 dem Rat für die Fundation. *Orig. M. R. Jes. 2066.

In der Stiftungsurkunde vom 11. Dezember 1668 heißt es: Wir haben „mit besonderer Herzens Freud und inniglichem Troste wahrgenommen und erfahren, was für große Nutzbarkeit und Seelenfrucht die wohlehrwürdige und hochgelehrte Vätter der Löbl. Societet Jesu bei 22 Jahren, so sie sich bei uns allhie aufgehalten, mit Beichten, Predigen, Meßlesen, Schulhalten, Darreichung der heiligen Sakramenten, Besuchung der Krank- und Preßhaften, Versehung der Kinderlehr und anderer standsmäßigen Diensten sowohl in unserer allhiesigen Stadt als ganzer Landschaft, rühmlich gewirkt und geschaffet; also und dergestalten, daß wir ob derselben unsträflichen lobwürdigen Handel und Wandel ein besonderes seltsames Genügen, ja männiglich von uns einen vollkommenen Trost eingenommen und empfangen." Von den kirchlichen vom Papst bewilligten Kapitalien in der Höhe von 40000 erhalten die Jesuiten den jährlichen Zins mit 2000 Gulden oder 1200 Kronen. Als Bedingungen blieben: Inmaßen der Hochw. P. General seinen untergebenen Vättern auf unser Verlangen durch beiliegenden Konfirmations-Brief auferlegt, werden sie außer einem bescheidenlichen Hof, so wir ihnen um notwendiger Geists und Leibs Ergötzlichkeit herzlich gern vergönnen und gestatten, keine liegenden Güter, auch weder Boden-Zins noch Zehnden käuflich oder anderer Gestalt an sich erhandlen, und dann der Erbschaften und allhiesigen Stadtkindern halb, so in die Löbl. Societet möchten aufgenommen werden, sich also verträglich erzeigen, daß dessenhalb niemalen eine vernünftige Beschwernis und Ungelegenheit erfolgen, auch die erbfälligen Häuser und Güter um einen billigen und leidenlichen Pfennig den nächsten weltlichen Erben heimfallen und zukommen werden. Der Rat vertraut auch, daß die Väter sich ihrem Institutum gemäß aller sogenannten Faktionen, Stands und weltlichen Haussachen überheben werden [1]. Infolge der Übereinkunft schrieb Oliva 4. Oktober 1670 an den Superior Deuring: In Kraft des heiligen Gehorsams befehle ich Euer Hochw. und allen Ihren Nachfolgern sich an den Abmachungen der Stiftungs-Urkunde zu halten, also keine Immobilien außer einer Villa, ferner keine dinglichen Rechte oder Zehnden und keine durch Erbschaft uns zufallenden Güter zu erwerben [2].

Allgemein war die Freude über das nach so vielen Schwierigkeiten glücklich zustandegekommene Werk. Der Solothurner Stadtschreiber Franz Haffner dichtete bei dieser Gelegenheit:

Vergebens thuen Wind, Sturm und Wellen
Wider die Jesuiten bellen,
Das Ungewitter wird vergehn,
Sie aber fest wie Felsen stehn [3].

[1] Druck nach dem Original bei Fiala 25 f. Die jährlichen Einkünfte waren nach dem *Catalog. trien. ca. 2200 fl. Solothurn. Währung (1500 rhein. = 500 Aurei). Im Jahre 1700 heißt es: Ex fundatione habet 500 aureos annuatim. Item ex stabili et gratuita liberalitate Senatûs 20 plaustra ligni et 60 saccos frumenti. Ex pensione Gallica singulis annis obveniunt 28 aurei. — A variis benefactoribus accesserunt 1000 aurei circiter in census elocandi; item 1000 aurei pro partiali fundatione Templi. Itaque Capitale fundationis est 12000 aureorum. Sed census non integri percipiuntur, nec sufficiunt ad sustentationem nostrorum, sarta tecta conservanda et alios sumptus in Collegium et Templum. Aes alienum 2500 flor. Solodorensium, debita currentia 1000 flor., debita fabricae 500 flor. circiter, quam Collegium promissis dives incepit aedificare et non potuit consummare.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Orig. in Luzern Fiala 26[2].

[3] Fiala 24[4]. Der Verfasser der Annalen gedenkt außer Haffner mit großem innigen Dank der Männer, die restlos und selbstlos die Sache soweit gebracht: der Schultheißen Stockar und Steinbrugg, des Stadtschreibers Joh. Georg Wagner und Gemeinmann Urs Sury. — Die Obern waren: Heinr. Schubert 1648, Sebast. Scherer 52, Christoph Bapst 55, Paul Baumgartner 59, Wolfg. Hachenburger 62, Dietrich v. Diesbach 66, Felician Deuring 68 (1671 1. Rektor), Jos. Ligsalz 78, Balthasar Söll 83, Jak. Welti 88, Albert Kastner 91, Nik. Brunisholz (Brinisholz) 94.

In **Freiburg** (Schw.)[1] strömte vom Grabe des seligen P. Canisius fortgesetzt großer Segen auf Stadt und Land. Durchschnittlich weilten im Kolleg 28—30 Personen, die Hälfte Priester, 3—4 Magistri, die übrigen Laienbrüder. Ein neuer Flügel des Kollegs mit 30 Räumen in drei Stockwerken konnte 1660 schon teilweise benützt werden[2]. Im Jahre 1655 waren neun Lehrkräfte vorhanden, je eine für Logik, Moral und Kontroverse, sechs für das Gymnasium. Auf Wunsch der Stadt wurde gegen den anfänglichen entschiedenen Widerspruch des Generals 1699 die ganze Philosophie mit drei Jahreskursen eingeführt und so die Zahl der Professoren auf 10—11 erhöht. Die Zahl der Schüler stieg von 530 im Jahre 1658 auf 550 im Jahre 1666 und fiel auf 400 im Jahre 1674[3].

In drei Kirchen versah man wie früher an Sonn- und Feiertagen die Kanzel: in der Hauptkirche St. Nikolaus (seit 1656), in der Jesuitenkirche und bei den Franziskanern, die letztere Predigt war französisch. „Die Jesuiten waren (als Stadtprediger in St. Nikolaus) dem Rate auch darum besonders genehm, weil sie seine deutschen Bestrebungen zu unterstützen im Stande waren." [4] Im Rats-Manuale heißt es unter dem 25. Juli 1670: Der hochwürdige P. Ernst Bidermann, welcher während vier Jahre die Kanzel von St. Nikolaus zur größten Zufriedenheit eines Jeden innegehabt und den Befehl erhalten hat, nach Regensburg abzureisen, soll von der Regierung herzlich verabschiedet werden mit einem Geschenk von zehn Dukaten; zu seiner Ehre soll im Kolleg ein großes Mittagessen gegeben werden[5].

Seit 1699 hielt man am vierten Sonntag im Monat einen besondern Standesvortrag in französischer Sprache für die Damen. Zu den bisherigen zwei Katechesen kam im Jahre 1659 eine dritte und vorübergehend seit 1666 eine vierte. Nachdem die Congregatio angelica aufgelöst worden, bestanden die ganze Zeit über vier Marianische Kongregationen: die größere und kleinere lateinische, die für die Bürger und für die jungen Handwerker. Die Zahl der Kommunionen schwankt zwischen 70 und 90000. Im Jubiläumsjahr 1677 erreichte sie die Höchstzahl mit 100400. Der Zudrang zu den Beichtstühlen war so groß, daß die Patres ganze Tage in der Kirche verweilen, und zeitweilig deshalb sogar die Schulen unterbrochen werden mußten. An Konvertiten zählte man in einzelnen Jahren neun (1662) bis 36 (1681).

Zu den Arbeiten in der Stadt kamen zahlreiche Ausflüge in die nähere und entferntere Umgegend, jährlich zwischen 30—70. Die Missionsstation in Landeron, die seit 1611 versehen wurde, zeitigte auch weiterhin gute Früchte. Jedes Jahr wurde diese Station etwa fünfmal stets einige Tage lang besucht. Dies dauerte bis 1695, wo die Kapuziner dort einen ständigen Wohnsitz errichteten, aber auch dann noch nahm man die Hilfe der Jesuiten oftmals in Anspruch.

Gelegentlich des Krieges zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen 1656 wurden die Jesuiten öfters vom Rat um ihren Rat angegangen; sie erklärten aber, es komme ihnen gemäß ihrem Institute nicht zu, in solche bürgerlichen und kriegerischen Angelegenheiten sich einzumischen; den Entscheidungen des Rates würden sie sich fügen. 200 Studenten wurden auf Wunsch des Rates zum Waffendienst bestimmt, jedoch nach kurzer Zeit wieder ihren Studien zurückgegeben.

---

[1] *Litt. ann. und *Catal. 1651—1700.

[2] Vergl. Karl Sonnenberg an den General 29. Febr. 1660 in *Fund. Germ. sup. 1, 424. Nickel an Veihelin 16. Juni 1657. *Orig. M. R. Jes. 1328.

[3] Die Einkünfte betrugen durchschnittlich gegen 4000 fl., von denen 25 Personen unterhalten werden konnten, 1700 waren es 4500 fl., von denen bequem 27 Personen leben konnten.

[4] Die deutsche Seelsorge in der Stadt Freiburg (1893) 103. Über die französische Predigt bei den Franziskanern gegen den Wunsch derselben, ebenda 90.

[5] A. a. O. 33.

Schwieriger und peinlicher gestaltete sich die Lage der Freiburger Jesuiten bei dem langjährigen Streit zwischen dem Rat und dem Bischof von Lausanne über die Exemption des Kapitels von St. Nikolaus. Schon Bischof Knab (1652—58) hatte dem Kapitel die Exemption bestritten. Noch entschiedener trat der energische Bischof Strambino (1662—84) gegen die Exemption auf. Er war der erste Bischof von Lausanne, der seine dauernde Residenz in Freiburg aufschlug. „Unter ihm erreichte der Streit den höchsten Grad der Erbitterung, indem Kapitel und Rat sich im Eifer um Wahrung ihres Besitzstandes aus der bischofslosen Zeit gegenseitig überboten.“ [3] Der Nuntius Friedrich Borromäus erklärte sich am 13. August 1665 zugunsten der Exemption, in Rom aber wurde dieselbe verworfen. Bei diesem hitzigen Kampfe, der erst im folgenden Jahrhundert seine Erledigung fand, suchten die Jesuiten, wie die Jahresberichte von 1680 hervorheben, versöhnend zu wirken, was auch von beiden Seiten anerkannt wurde. Den Rektor Adam Burghaber mahnte Oliva am 13. November 1677, er möge bei seinen Bemühungen für die Eintracht sehr vorsichtig vorangehen, damit er bei keiner Partei das Vertrauen verliere oder Anstoß errege. Dem Nachfolger P. Osterpeutter drückte Oliva am 6. Juli 1680 seine Zufriedenheit aus mit den Worten: Obgleich wir noch nicht, was wir alle wünschen, die Eintracht zwischen Rat und Bischof erlangt haben, so gereicht uns doch zum Troste, daß noch nicht alle Hoffnung darauf verschwunden ist und daß Euer Hochwürden durch ihre große Klugheit und Maßhaltung die äußersten Schritte verhindert und die Liebe beider Parteien bewahrt haben. Das beweist das Vertrauen des Luzerner Internuntius und das Wohlwollen des Rates. Beides müssen wir mit allem Eifer zu bewahren suchen [2].

Erfreulicher und wirklich herzerquickend war die fortgesetzte große Liebe und Verehrung der Freiburger zu dem seligen P. Canisius. Am 10. Dezember 1680 waren 100 Jahre verflossen, seit Canisius Freiburg betreten. Eine große Feier wurde an diesem Tage und den folgenden veranstaltet, an der ganz Freiburg teilnahm. Das Volk strömte in Scharen zum Grabe des Seligen und betete dort. Ein Festdrama „Die Rettung Freiburgs vor der Häresie“ feierte die Ankunft des P. Canisius. Auch der Armen wurde bei der Festfeier besonders gedacht. Zur allgemeinen Erbauung und Freude erhielten die Armen, die in großer Anzahl zusammenströmten, an der Pforte des Kollegs reiche Almosen.

Ebenso festlich beging Freiburg die hundertste Gedächtnisfeier des Todestages am 21. Dezember 1697. Im Einverständnis mit dem Rat veranstaltete der Bischof eine große Prozession und eine besondere Feier in der Jesuitenkirche. Das Volk wurde den kirchlichen Verordnungen gemäß gemahnt, daß der ehrwürdige Diener Gottes von der Kirche noch nicht selig gesprochen sei; die Feier solle dem Danke gegen Gott Ausdruck geben für alle Gnaden und Wohltaten, die Gott durch Vermittlung seines großen Dieners gespendet habe. Auch der Armen wurde wieder in besonderer Weise gedacht. Die Freiburger fuhren fort — wie die Jahresberichte von 1700 besonders hervorheben — in großer Zahl und mit nicht geringerer Andacht das Grab zu besuchen. Kein Tag im Jahre vergeht, so schreibt der Rektor Franz Bryat am 15. Januar 1698 an den General, an welchem man nicht Andächtige am Grabe knieen sieht, die um Wohltaten bitten oder für solche, die sie empfangen haben, Dank abstatten [3].

---

[1] Die deutsche Seelsorge in der Stadt Freiburg 101 f.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. 14. November 1682, 13. Februar und 27. März 1683.

[3] *Orig. Epp. Princ. 10, 340. In diesem Briefe auch eine Schilderung der Festfeier von 1697. — Die Rektoren waren: Seb. Gramont 8. März 1650, Georg Gobat 19. Juni 53, Karl Sonnenberg 12. Okt 56, Heinr. Henrich 20. April

Das Kolleg in **Pruntrut**[1] kam nach den langen Leiden des Dreißigjährigen Krieges bald wieder zur Blüte. Der Stand von 12 Personen im Jahre 1651 hob sich innerhalb 10 Jahren auf 20 und 1700 auf 24. Schon 1652 erhielten Poesie und Rhetorik wieder eigene Lehrer. Dazu kam je ein Professor für Dialektik (mit Kontroverse) und Moraltheologie. Die Zahl von neun Professoren des Jahres 1685 für neun Kurse wurde im folgenden Jahre noch vermehrt durch die Einrichtung von drei Jahrgängen der Philosophie. Die späteren Jahre weisen 11 Professoren auf, je einen für Moral und Kontroverse, drei für Philosophie und sechs für die sechs Klassen des Gymnasiums. Als dann 1696 die Philosophie wieder aufgehoben wurde, blieben noch neun für Moral, Kontroverse, Dialektik und das Gymnasium. Die Zahl der Schüler wird für 1661 und 1681 auf 300, später auf 400 angegeben, unter denen der Adel aus dem Elsaß, dem Sundgau und Burgund stark vertreten war (30—40).

Die Jesuiten predigten an allen Sonn- und Feiertagen französisch in der Pfarrkirche und an allen Sonntagen deutsch in der Jesuitenkirche, dazu kamen manche Gelegenheitspredigten draußen. Neben einer französischen und deutschen Katechese in der Stadt gab es noch auf dem Lande drei bis vier französische Katechesen.

Bald nach dem Kriege erstanden 1651 auch wieder die beiden Kongregationen, eine für die Herren und Bürger, die andere für die Studenten. Im Jahre 1656 wurde für die Studenten eine zweite Sodalität errichtet. Außer der Bruderschaft vom guten Tod, die 1685 ins Leben trat, bestanden 1700 je eine Kongregation für Gebildete, für Studenten und für die Bürger.

Die Zahl der Kommunionen, die 1651 über 18400 betrug, nahm besonders durch die Generalkommunion am ersten Sonntag des Monats einen großen Aufschwung, 1658 waren es über 35000, 1685 über 50000, 1699 über 42000. Die Konversionen schwanken zwischen 5 (1699) und 22 (1661).

Zu diesen Arbeiten kamen noch häufige Exkursionen nach dem Elsaß, dem Sundgau und Burgund. Unter den Orten werden genannt Laufen, Zwingen und Kolmar.

Eine bedeutende Verbesserung erhielt Pruntrut durch Umbau der alten gedrückten und düstern Kirche in den Jahren 1678 und 79. Durch Einbeziehung der Sakristei wurde der Chor beinahe um das Doppelte vergrößert. Durch mehrere Fenster in der Ostwand und Südwand des Chores und in der Ostwand des Langhauses gewann man eine Fülle von Licht. Der bisherige schmucklose spätgotische Bau mußte sich, wie viele andere, die Umwandlung in einen Barockbau gefallen lassen, indem man die Spitzbogenfenster in rundbogige verwandelte und dem ganzen Innern ein mit Blumen und Früchten reich verziertes und bemaltes Barockkleid anlegte. Auf 14 Säulen von 36 Fuß Höhe stellte man in Nischen große Statuen von Heiligen. An der reichen, nach allen Regeln der Kunst und Optik gehaltenen Stukkatur arbeiteten 8 Stukkateure 2 Jahre, und verbrauchten dabei 2000 Zentner Gips und 30 Zentner Eisen. Als Hauptwohltäter des Baues wird der Fürstbischof von Basel Johann Konrad von Roggenbach genannt, der, wie die Vorgänger, als Landesherr in seiner Burg zu Pruntrut residierte († 1693).

62, Joh. Schirmbeckh 24. Nov. 65, Theob. Biler 28. Nov. 68 († 29. März 69), Wolfg. Eberle 6. Nov. 69, Jak. Welti 7. Febr. 73, Adam Burghaber 1. Juli 76, Christoph Osterpeutter 6. Juli 79, Franz Truffin 6. Okt. 82, Bern. Sonnenberg 22. Jan. 86, Joach. Kieffer 24. Jan. 90 († 28. Juli 91), Jak. Bosch 8. Nov. 91, Ant. Wagin 11. Nov. 93, Franz Bryat 7. Jan. 97, Melch. Salzmann 3. Nov. 99.

[1] Gesch. 2, 294 ff. *Litt. ann. und *Catal. 1651—1700. Vautrey, Histoire du Collège d. Pr. (1866) 75 ff., derselbe, Histoire des Evêques de Bale 2 (1886) 231 ff. Braun, Kirchen 2, 29 f.

Nach allen Regeln der Perspektive wurde 1685 auch ein neues Theater eingerichtet, so daß auf demselben noch im nämlichen Jahre bei Anwesenheit des Fürstbischofs, seines Hofes und des Elsässischen Adels gespielt werden konnte[1].

Die Einkünfte waren infolge der Verwüstungen sehr gesunken, 1655 blieben nur 577 fl.; sie hoben sich aber bald wieder, so daß 16 Personen unterhalten werden konnten. Seit 1665 betrugen sie über 2000 fl., seit 1693 über 3000 fl. In den Briefen der Generale wird oft der Befriedigung Ausdruck verliehen über den guten Stand des Kollegs und das große Wohlwollen der Fürstbischöfe. Im Jahre 1683 wird auf größere Beachtung der französischen Sprache gedrungen und auf die Sendung von Personen, die des Französischen kundig seien, so daß mittags bei Tisch an Stelle des deutschen ein französisches Buch gelesen werden könne[2].

Die vielen Bemühungen, die Jesuiten wieder ins **Wallis** zurückzuführen, waren um die Mitte des Jahrhunderts mit Erfolg gekrönt[3]. Infolge des Beschlusses vom 21. Dezember 1650, die Jesuiten ins Wallis zurückzuberufen, bat der Bischof Adrian von Riedmatten den deutschen Provinzial Schorrer, einige Patres zu schicken, womöglich für zwei Residenzen, da die obern Zehnden sich um einen Sitz streiten und sonst Entzweiung zu befürchten sei[4]. Gesandt wurden Daniel Charpentier, Johann Wagner, Nikolaus Perin und Martin Rieden. Am 27. März 1651, also im selben Monat, in dem vor 24 Jahren die Jesuiten vertrieben worden, brachen diese Patres von Freiburg i. Schw. auf. Die Stadt Sitten, die allein gegen die Rückkehr gestimmt, stellte Wachen aus, um den Eintritt in ihre Stadt zu verhindern. Als die Patres, die den Weg über das Gebirg genommen in Grimslen angekommen, befahlen ihnen Beamte von Sitten, zurückzukehren, Wallis habe bereits die Kapuziner und bedürfe keiner Jesuiten. Da sie aber keinen schriftlichen Befehl vorweisen konnten, weigerten sich die Jesuiten, dem Befehle nachzukommen, und wurden bald durch Boten des Bischofs nach Siders geleitet, wo sie am Palmsonntag zur größten Freude der Bürger ihren Einzug hielten. Die Bewohner strömten auf die Straßen, warfen sich auf die Kniee und begrüßten mit zum Himmel gehobenen Händen die Ankömmlinge. Ein passendes Haus wurde ihnen angewiesen und Maßregeln für den notwendigen Unterhalt getroffen.

Am 1. Mai wurde P. Johann Wagner als erster Superior proklamiert. Die Jahresbriefe von 1654 berichten: Da die Aussichten auf eine Niederlassung in Brig oder Leuk sich nicht verwirklichten, blieben wir in Siders, einem zwar wunderbar gelegenen und früher sehr vornehmen Orte, der aber durch die Überschwemmungen der reißenden Rhone sehr verarmt war. Hier arbeiteten wir durch Predigten, Beichthören, Katechese, Kongregationen und Schule. Auch machten wir häufiger apostolische Ausflüge. In einem Benediktinerinnen-Kloster stellten wir auf Befehl des Bischofs von Sitten die Ordenszucht wieder her. In diesem Jahre wurde das Gymnasium in vier Klassen geteilt und dreimal ein Schauspiel aufgeführt. — In den folgenden Jahren ist die Rede von der ständigen Sorge für drei Pfarreien und sechs Klassen.

---

[1] Comitissae Susannae defensa innocentia.

[2] An Provinzial Truchseß 27. März 1683. Vergl. 22. März 1684: Die Pruntruter wünschen Operarius und Prediger, die des Französischen kundig.

[3] Vergl. *Hist. S. J. in Vallesia usque ad 1700. M. R Jes. 872 und ebenda 873 und 876—878 die Korrespondenz und Akten. *Soc. Jesu Reditus in Vallesiam 1650—1692 in Hist. Germ. sup. *Litt. ann. und *Catal. Germ. sup. 1651—1700. Imesch, Zur Geschichte des Kollegiums von Brig (1912) 9 ff. Grenat-Lavallaz, Histoire moderne du Valais. Genève 1904, 314 ff. Für die Kirche Braun 2, 202 ff.

[4] *Orig.-Brief des Bischofs v. 23. Jan. 1651: Consolatur nos plurimum quod ab omnibus superioribus desenis tam candidis animis expetantur. Vergl. Brief v. 16. März 1651 M. R. Jes. 873.

Vereinigt sind Rhetorik und Humanität, obere und mittlere Grammatik, allein blieb die untere Grammatik. Die Schule mit über 100 Schülern konnten meist nur zwei bis drei Patres besorgen, trotzdem waren die Resultate zufriedenstellend, selbst in der griechischen Komposition, was bisher im Wallis unerhört schien. Kommunionen wurden zwischen 4 und 5000 gezählt. Leider wurden bald zwei Patres durch den Tod der Arbeit entrissen, darunter P. Nikolaus Perin, der 50 Jahre lang an den Gymnasien eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hatte. Die Lage war aber so schwierig und die Hoffnung auf die Gründung eines Kollegs so gering, daß der General Nickel am 21. Juni 1659 dem Rektor von Freiburg, dem Siders unterstand, den Wunsch zur Auflösung der dortigen Residenz aussprach. Am 3. April 1660 schrieb er dem Provinzial Muglin, er möge die Patres aus dem Wallis abberufen, aber nur, wenn der Nuntius zustimme, weil die Gesellschaft nur auf Betreiben des Nuntius dort zuerst hingekommen und verblieben sei[1]. Diese Zustimmung erfolgte jedenfalls nicht. Anfangs November 1660 wurde auf Wunsch des Walliser Provinzialrates die Residenz zuerst nach Leuk, einem früheren Hauptsitz des Protestantismus, dann Oktober 1662 nach Brig verlegt, weil dort ein Kolleg in Aussicht stand, für das Kaspar Stockalper 3000 Dublonen (duplas) versprochen hatte[2]. Überaus groß war die Freude der Bürger, die so nach 35 Jahren die von ihnen hoch geschätzten Jesuiten wieder erhielten.

Die Versprechungen Brigs auf dem Mai-Landrate 1662 entschieden für die Wahl von Brig. Die Jesuiten selbst hüteten sich, der einen oder andern Stadt den Vorzug zu geben, wie dies auch P. Bachmann in einem Briefe vom 5. Januar 1662 an Stockalper betont hatte. Gegen die bestimmten Anerbietungen Brigs konnte Leuk nicht aufkommen, und seine Gesandten erklärten: „obgleich wohl ihnen gemelte ehrwürdige Väter von Herzen lieb und angenehm seien und sie wünschen möchten, daß dieselben immerdar bei ihnen daselbst täten verbleiben und deswegen gutwillig etwas mehreres zu tun sich resolviren wollten, so müßten sie doch bekennen, daß solches in kein Weg dem Anerbieten gesagter Herren von Brig könne verglichen, viel minder vorgezogen werden.“[3] So bestimmten der Bischof, das Domkapitel, die Zehnden Goms, Raron, Brig und Siders Brig als den Ort für das neue Kollegium, „Gott bittende, daß er dies hoch und importentliche Geschäft zu seiner Ehr und Gloria, auch Nutz, Heil und Wohlstand des lieben Vaterlands auf immerwährende Zeiten benedeien und allergnädigst befürdern und erhalten wolle.“[4]

Ein geräumiges Haus mit Garten und zwei Kapellen St. Antonius (Spital) und St. Sebastian wurden ihnen zugewiesen. P. Nickel drängte auf ein Kolleg, weil es gegen das Institut sei, Pfarreien, wie dies in Siders zehn Jahre lang geschehen, zu verwalten. Bereits am 14. Oktober 1663 wurde der Grundstein für ein neues Kolleg gelegt, das aber erst Juni 1673 bezogen werden konnte[5]. Gegen Ende des Jahres wurden auch die Schulen für einstweilen dahin verlegt. Das neue Gebäude, 215′ lang und 65′ hoch, lag so günstig, daß es in gleicher Weise gegen die Überschwemmungen der Rhone und gegen Lawinengefahr gesichert war.

Bald sollte ein neuer Sturm das ganze Werk wieder in Frage stellen. Der reichste und eifrigste Förderer desselben, Kaspar Jodok Stockalper, wurde durch die Intriguen einiger Machthaber der Zehnden Visp, Leuk, Siders und Sitten im Mai-Landrat 1678 seiner Würde als Landeshauptmann entsetzt und fast seines ganzen

---

[1] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[2] Dublone = 4½ Kronen.

[3] Imesch 20.

[4] Imesch 21. Näheres in dem Briefe von P. Karl Sonnenberg an den General datiert Brig, 9. Jan. 1663. *Orig. Germ. sup. 18.

[5] *Briefe über den Bau M. R. Jes. 877.

Vermögens beraubt. Am 11. Oktober 1678 floh er nach Domodossola. Die Gegner Stockalpers sahen in den Jesuiten dessen getreue Helfer und witterten überall deren Gegenwirkungen. Die lächerlichsten Fabeln wurden verbreitet. So sollte Stockalper seine Reichtümer besonders den Beschwörungskünsten des P. Wolfgang Waizenbeck zu verdanken haben, der ihn öfters auf Reisen begleitete. Das bekannte Lustspiel von dem Rex comicus, das September 1679 in Brig aufgeführt wurde, sollte es auf die Feinde Stockalpers abgesehen haben. Frühjahr 1680 wurde in Sitten der Antrag gestellt, die Jesuiten zu entlassen und das Gymnasium in Brig wenigstens für 20 Jahre aufzuheben. Die Begründung verriet wenig demokratische und noch weniger kirchliche Gesinnung: „sonst werde es geschehen, so sagte man, daß ein jeder aus der Hefe des Volkes nach abgelegten Studien bei den Jesuiten sich zu den öffentlichen Ämtern herandränge zum Nachteil der Söhne aus vornehmen Familien; auch wachse die Zahl der Geistlichen im Lande allzusehr."[1] In diesen schwierigen Zeiten hielt Brig treu zum Kolleg, und schließlich verzog sich der Sturm.

Freilich wurde dadurch der Ausbau der Kirche verzögert, mit deren Fundament man 1675 begonnen hatte. Es dauerte noch zehn Jahre, bis Kirche und Turm fertig waren. Brig hatte für den Bau viel geleistet, am meisten der Bannerherr Kaspar Stockalper, der allein an Geld 3000 Dublonen gegeben. Am 31. August 1687 fand die Einweihung der „Heilig-Geist-Kirche" statt. Am 7. November 1688 wurde die Niederlassung feierlich als Kolleg erklärt. Die Fundationsurkunde war am 18. Dezember 1686 auf der Walliser Tagsatzung unterzeichnet und dem Superior Felician Deuring übergeben worden. Die von „Joannes Kreyg Cancellarius Reipublicae" unterzeichnete Urkunde spendet im Eingange den Arbeiten der Gesellschaft, die sie seit Jahren im Wallis geleistet, großes Lob; sie weist jährlich 1300 Kronen à 50 Groşi für 12 Personen und Instandsetzung der Bauten an und nimmt die Jesuiten wie Landsleute in den immerwährenden Schutz der Republik. Zu der Stiftungssumme hatten der Bischof Adrian von Riedmatten mit 2000 Kronen und alle Zehnden mit Ausnahme von Sitten beigesteuert, Brig allein 6000 Kronen[2]. Als Leistungen wünschten die Walliser vier Grammatikklassen, Poesie, Rhetorik nebst Moral (Casus) und Logik, außerdem zeitweilige Missionsausflüge in die einzelnen Zehnden. Als Beschränkungen wurden beigefügt: 1. Die Zehnden sind nicht verpflichtet, mehr als 13 Personen zu unterhalten, 2. die Patres werden keine Immobilien ohne Erlaubnis des Magistrats erwerben, 3. von Wallisern, die in die Gesellschaft eintreten, wird nicht streng der zufallende Vermögensteil gefordert, sondern alles auf friedliches Übereinkommen hin geschlichtet, 4. bei Schenkungen und frommen Legaten greifen die Landesgesetze Platz[3].

Dieser Bedingungen waren es anfangs elf gewesen, aber auch die noch bleibenden vier hätten beinahe alles zum Scheitern gebracht, denn man konnte darin eine Verletzung der kirchlichen Immunität und eine Anerkennung der von Rom verworfenen Walliser Kirchengesetze sehen. Dringende Gründe hatten aber den Superior Deuring, der bei den Verhandlungen zugegen war, zur einstweiligen Annahme bewogen, wie er ausführlich am 9. Jan. 1687 dem General auseinandersetzte[4]. Auch

---

[1] Imesch 26.

[2] Die reinen Einkünfte werden 1696 auf 1360 fl. angegeben, die bei der damaligen Teurung für zwölf Personen kaum genügten. Im Jahre 1700 waren es 1200 Coronati (à 1 1/4 fl.) pro singulis 100 Coron. qui fere sufficiunt. 1 Krone (3 Fr. 62 C.) = 50 Groß à 1/2 Batzen (2 Kreuzer).

[3] *Orig. M. R. Jes. 878. Druck in Aktensammlung betr. Kollegium in Brig (1851) 22 ff.

[4] *Orig. Germ. sup. Fund. 1, 23. Vergl. Deuring an den Bischof 6. Juni 1686 und an den Provinzial 22. Januar 1687. *Orig. M. R. 873.

der Provinzial Willi erklärte sich in einem Schreiben an den General vom 29. Juli 1687 für die Annahme und schloß mit den Worten: Das sind meine Gründe für die Annahme des Kollegs Brig in Wallis, trotzdem dasselbe für unsere Provinz eine große Last bedeutet wegen der Entfernung von den übrigen Kollegien und der sehr schwierigen Reisen, wegen der beschwerlichen Missionen auf den hohen Bergen und wegen der besonderen Lebensart des Volkes, sodaß es ein Noviziat für die nach Indien begehren sein könnte. Aber weil die Ehre Gottes, das Seelenheil des Volkes, die katholische Religion die Gegenwart der Gesellschaft verlangen, und keine andere der deutschen Sprache kundige Provinz näher ist, als die von Oberdeutschland, wo wir vor keinen Mühen und keinen Strapazen zurückschrecken, so wird es uns angenehm sein, wenn Euer Hochw. Paternität das Kolleg von Brig in ihre väterliche Hut aufnimmt[1].

Die Opfer, die für Brig gebracht wurden, belohnten die Bewohner Brigs und des ganzen Wallis durch große Dankbarkeit und eine rührende Anhänglichkeit an die Jesuiten, wie in den Briefen der Generale wiederholt hervorgehoben wird[2].

Die Schule hatte sechs Klassen, anfangs unter drei, später 1670 unter vier Lehrern, und zählte mit Einschluß der Prinzipisten 1665 gegen 100 Schüler, die aber bald aus Italien Verstärkung erhielten, weil manche italienische Eltern die Erziehung in Brig vorzogen. Im Jahre 1676 wird als Fach auch die Logik erwähnt, aus der in diesem Jahre eine feierliche Disputation mit gedruckten Thesen stattfand[3]. Im Jahre 1694 und später zählte das Kolleg zwölf Personen, neun Patres und drei Brüder; zwei Patres lehrten Moral und Kontroverse und Logik, einer Rhetorik und Humanität, zwei Grammatik; die übrigen Patres wirkten meist als Missionäre. Die Schülerzahl scheint nicht viel über 100 heraufgegangen zu sein[4]. Ein Konvikt wurde 1689 mit 20 Zöglingen begonnen.

An Sonn- und Festtagen predigte ein Pater abwechselnd in der Pfarrei von Brig und Naters, später waren auch Predigten in St. Anton und in der Kollegskirche, besonders in der Fastenzeit Erklärung der Passion; Katechesen gab man ständig meist an vier Orten; die Ausflüge in die Täler und Berge waren zahlreich, jährlich 30 bis 40. Fast alle Städte und Dörfer wurden besucht, im Oberwallis auch die höchsten Berge. Im Jahre 1691 blieb ein Pater (Peter Milvez) drei Wochen auf dem Simplon zur Vertretung des kranken Pfarrers. Zu Hause war er Krankenwärter, Koch und Arzt, in der Kirche Prediger, Katechist und Beichtvater, bei den Kranken unermüdlicher Besucher und Pfleger: viele verdankten ihm ihr Leben. Später 1694 weilte derselbe Pater während einer Seuche wiederum sechs Wochen auf dem Simplon. Die Kommunionen stiegen von 15600 (1665) auf 20000 im Jahre 1678 und über 34000 im Jahre 1700; die Konversionen schwankten zwischen 3 und 9. Die Marianische Kongregation, die gleich anfangs errichtet worden, zählte 1694 mehr als 1000, 1697 gegen 1300 Mitglieder[5].

---

[1] *Orig. l. c. 1, 42. Die General-Revisoren erklärten sich am 2. September 1687 für die Annahme, stellten aber unter anderm die Bedingung ne nostri ullatenus approbent statuta illius regionis a Summis Pontificibus reprobata l. c. 29.

[2] Vergl. z. B. 2. Mai 1682 und 18. Juni 1689. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.'

[3] Johannes Schröter aus Raron war der erste Defendent. Abdruck des Thesenzettels bei Imesch 34.

[4] Eine Liste der Rhetoriker seit 1698 zeigt durchschnittlich 14—20 Schüler. Vergl. Imesch 44.

[5] Die Obern in Brig: Karl Sonnenberg 1662, Kasp. Schieß 64, Paul Baumgartner 69, Adam Pfreimder 72, Jodok. Almender 74, Jak. Welti 77, Joh. Mourat 78, Feliz Deuring 85, Joh. Querck (1. Rektor) 7. Nov. 88, Matthäus Dratenperger 18. Nov. 91, Christoph Perger 8. Dez. 92, Rudolph Sonnenberg 25. Aug. 97, Franz Beroldingen 28. Okt. 99.

Es war eine der Hauptsorgen der Jesuiten — so betont der Geschichtschreiber des Kollegs — „den Gottesdienst recht würdig und feierlich zu gestalten, die Hauptfeste des Kirchenjahres recht großartig zu begehen. So erstellten sie gleich in dem ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Brig 1663 zu Weihnachten eine Krippe, führten während der Charwoche die Leidensgeschichte Christi in erschütternden Bildern dem gläubigen Volk vor Augen und boten alles auf, die Fronleichnamsprozession großartig zu gestalten. Im Jahre 1666 führten sie auch während der Fastnachttage das sogenannte 40stündige Gebet ein . . . Das Volk liebte solche Feierlichkeiten, in gewaltigen Scharen strömte es von nah und fern herbei und nahm in Eifer und Begeisterung teil an diesen Kundgebungen christlichen Lebens. Und all das Außergewöhnliche solcher Feste, der Schmuck der Kirche, das ergreifende Wort des Predigers, die sichtbare Begeisterung dieser betenden Scharen — mußte all das nicht einen gewaltigen Eindruck hervorbringen auf einen Jüngling, der in einem abgelegenen Alpendörflein aufgewachsen war und nur den einfachen Gottesdienst in einem schlichten Kirchlein geschaut hatte?“[1]

Als die Gesandten der sechs obern Zehnden im Mai-Landrate 1662 endgültig den Beschluß faßten, in Brig ein Kollegium zu errichten, da gaben sie dem großen Werke den Segensspruch zum Geleite: „Gott zur Ehr und dem lieben Vaterland zu Nutz und Heil!“[2] Dieser Segensspruch hat sich bewahrheitet weit über die Gräber derjenigen hinaus, die den Spruch gesprochen und unter Sorgen und Mühen aller Art das Werk gefördert haben. So hat auch hier schwacher Menschen Tun Segen gewirkt für Jahrhunderte.

---

[1] Imesch 3. [2] Imesch 37.



Fünftes Kapitel.

Die österreichische Provinz.

Umfang und Wachstum. — Teilungs-Pläne. — Visitationen. — Niederösterreich: Wien, Wiener-Neustadt, Krems, Passau. Oberösterreich: Linz, Steyr. Steiermark: Graz, Leoben, Judenburg. Kärnten: Klagenfurt. Krain: Laibach. Istrien: Görz, Triest, Fiume. Sachsen und Kurland. — Schlesien: Breslau, Brieg, Neiße, Glatz, Groß-Glogau, Troppau, Sagan, Schweidnitz, Hirschberg, Liegnitz, Oppeln, Piekar, Wartenberg. Ostpreußen: Braunsberg, Königsberg, Rössel, Heiligenlinde. Westpreußen: Danzig, Marienburg, Konitz, Thorn, Bromberg, Graudenz.

Die Jahresberichte der österreichischen Provinz vom Jahre 1651 heben hervor, daß die Zahl der Mitglieder (870) zwar groß, aber für die Ausdehnung der Provinz viel zu klein sei. Laufe ja ihr Gebiet von der Adria durch Kroatien, Slavonien, Ungarn, Siebenbürgen, Außer- und Inner-Österreich, die Vorlande usw.

Die Schwierigkeiten dieser großen Ausdehnung wurden noch erhöht durch die vielen verschiedenen Sprachen, deutsch, italienisch, ungarisch, tschechisch, slovenisch, kroatisch mit ihren Dialekten.

An Niederlassungen besaß die Provinz im Jahre 1665 außer einem Profeßhaus 3 Noviziate, 21 Kollegien, 14 ständige Residenzen und 11 fast ständige Missionsstationen. Unter den regelmäßigen Arbeitsleistungen werden im selben Jahre erwähnt die Sorge für sechs Gymnasien, drei vollständige Universitäten mit scholastischer Theologie, vier Akademien ohne scholastische Theologie, mit insgesamt 8232 Studenten, 21 Konvikte und Seminare mit 574 Internen. In der Seelsorge mußten regelmäßig und zwar in verschiedenen Sprachen jeden Sonntag 53, jeden Festtag 46 Kanzeln versehen werden. Sonntägliche Christenlehren wurden 70 gehalten. Fastenpredigten waren Mittwochs und Freitags an 7 Orten, nur am Freitag an 17, tägliche Fastenpredigten mit Ausnahme von Samstag im Wiener Profeßhaus. Die Arbeit im Beichtstuhl läßt sich in etwa ermessen aus den Zahlen der Kommunionen im selben Jahre (1665). An Wochentagen empfingen wöchentlich 578, an allen Sonn- und Festtagen 3560, an größeren Festen gegen 25000 die heilige Kommunion. Große Arbeit forderten die 83 Kongregationen und Bruderschaften mit ihren 82000 Mitgliedern, die ständige Sorge für 33 Gefängnisse und 31 Hospitäler und Lazarette[1]. Dazu kamen dann die außerordentlichen Arbeiten. Alle diese Arbeiten wurden von 1065 Jesuiten geleistet, von denen nicht ganz die Hälfte Priester und ungefähr je ein Drittel Scholastiker und Laienbrüder waren.

Zum Glück stieg die Zahl der Mitglieder mit wenigen durch die Türkenkriege verursachten Unterbrechungen ziemlich ständig bis zum Jahre 1679 auf 1177, um

[1] *Functiones Prov. Austriae 1665, Austr. 142.

dann durch die großen Türkenkriege bis zum Jahre 1685 wieder auf 889 herunterzugehen. Im Jahre 1686 setzte aber wieder ein Steigen ein, das fast die ganze übrige Zeit andauerte und infolgedessen 1690 das 11., 1696 das 12. und 1700 das 13. Hundert erreicht oder überschritten wurde[1].

Die große Ausdehnung und das stetige Wachstum lassen es erklärlich scheinen, daß eine weitere Teilung der Provinz vielen notwendig erschien.

Die Abzweigung einer böhmischen Provinz von der österreichischen Ordensprovinz im Jahre 1622[2] hatte sich für beide Teile als sehr heilsam erwiesen und nach einigen Jahrzehnten auch die Abtrennung von Ungarn nahegelegt. Zum ersten Male wurde dieser Wunsch offiziell von der österreichischen Provinzial-Kongregation verlautbart im Jahre 1649; er war aber an dem Widerstand in Rom gescheitert[3].

In der Folgezeit setzte die österreichische Provinz ihre Bemühungen für die Abtrennung unentwegt fort, fast ebenso entschieden erfolgte eine Ablehnung in Rom. Am 8. November 1653 schrieb der General Nickel dem Provinzial Trinckellius: Ich stimme Ew. Hochwürden durchaus bei, daß es noch nicht an der Zeit ist, an eine Teilung der Provinz zu denken und ebenfalls, daß ihre Niederlassungen nicht zu vermehren, sondern vielmehr die bestehenden zu festigen sind, was ich sehr empfehle. Ähnlich antwortete Nickel dem folgenden Provinzial P. Geyer am 3. Juli 1655: Über die Teilung der Provinz werden wir seinerzeit beraten[4].

Bei der Provinzial-Kongregation, die Mai 1658 in Wien abgehalten wurde, machte man geltend, der General habe in seiner Antwort auf die Forderung der Kongregation vom Jahre 1655 das Gewicht der Gründe für die Abtrennung von Ungarn anerkannt und seine Mitwirkung in Aussicht gestellt. Da bei der Debatte festgestellt wurde, daß die Not nicht abgenommen, sondern nur noch gewachsen, bat die Kongregation wiederum dringend um Beschleunigung. Als Gründe werden angeführt: 1. bei der großen Anzahl von Häusern und Personen, die bereits 1000 überschreiten, ist es wegen Zahl und Entfernung der Häuser unmöglich, daß die Untergebenen, wie es dem Institut entspricht, mit ihrem Provinzial mündlich oder schriftlich häufig verkehren, ihre Nöten darlegen und Heilmittel und Trost erhalten. Daher kommt es 2., daß einige durch mehrere Jahre hindurch nie mit ihrem Haupte verkehren, nicht zu ihrem Troste und zuweilen zu ihrem Schaden. 3. Nicht geringer ist die Schwierigkeit für den Provinzial, der weder die Kraft noch die Zeit hat, um der zweiten Regel seines Amtes zu genügen und die soweit entfernten zahlreichen Niederlassungen zu besuchen. 4. Wenn er in das Innere von Ungarn reist, muß er für den übrigen Teil der Provinz einen Stellvertreter aufstellen zum Schaden für die Geschäfte. 5. Über die Fragen in Betreff der häuslichen Disziplin, der Verwaltung und der Glaubensverbreitung, die in den österreichischen Provinzen, besonders aber auch in Ungarn, Siebenbürgen und in den dem Türken tributpflichtigen Ländern häufige und wichtige Maßregeln erfordern, kann mit dem einen Provinzial nicht verhandelt werden, da dessen Gegenwart sich für die meisten Niederlassungen auf nur 3—4 Tage beschränkt. Man empfindet es besonders in Ungarn sehr, daß man über wichtige Glaubenssachen mit ihnen nicht beratschlagt und viele Mittel zur Hebung der Sittlichkeit und des Glaubens verfallen, wie die Missionen, welche von den Konstitutionen so oft und eindringlich eingeschärft werden, darniederliegen; diese würden einen ganz andern Fortgang haben, wenn ein Haupt vorhanden, das durch häufige Besuche kraft des Amtes nachdrücklich die Beobachtung des Instituts

---

[1] 1690: 1129, 1695: 1219, 1701: 1370 Mitglieder.

[2] Gesch. 2, 315 ff.

[3] Gesch. 2, 317 ff.

[4] *Ad Prov. Austr.

fordern könnte. Der P. General würde endlich durch Ernennung eines Vizeprovinzials nichts Neues bestimmen, da schon früher eine Vizeprovinz Siebenbürgen mit den Vizeprovinzialen Carillo und Argenti bestanden hat.

In der Antwort vom 26. April 1659 zeigte sich der General Nickel bereit, dem Wunsche der Kongregation zu entsprechen; er forderte ein Gutachten über die Amtsgewalt des aufzustellenden ungarischen Vize-Provinzials und wer dazu besonders geeignet sei[1]. Nickel konnte sich aber, wie er am 12. Juni 1660 an P. Trinkellius schreibt, von der Notwendigkeit der Teilung nicht überzeugen; er zweifelte, ob die Vorteile größer seien als die Nachteile, doch werde er nicht jeden Gedanken daran aufgeben[2].

An die Ausführung des Versprechens mahnte die österreichische Kongregation vom Jahre 1661. Sie verlangte die Errichtung einer Vizeprovinz Ungarn und für den Vize-Provinzial volle Amtsgewalt. Da aber am 7. Juni 1661 Oliva als Generalvikar die Leitung der Gesellschaft übernommen, war dieser es, der die Antwort am 3. Dezember 1661 erteilte. Sie war ausweichend: er werde reiflich mit den Assistenten die Sache überlegen und dann die geeignete Entscheidung treffen[3].

Da keine Entscheidung erfolgte, erneuerte die österreichische Provinzialkongregation vom Jahre 1665 ihre Bitte, der General möge die Abtrennung von Ungarn von der österreichischen Provinz unter dem Namen einer unabhängigen Vizeprovinz zur Ausführung bringen. Der nunmehrige General Oliva beharrte aber bei seiner Verzögerung. Am 2. Januar 1666 antwortete er, er freue sich, daß aus den zwei portugiesischen Provinzen eine geworden, und es sei von der Teilung der Provinzen abzusehen. Über die Teilung von Österreich, für die soviele dringende Gründe sprächen, werde er ernstlich beraten, sobald er sehe, wohin der noch nicht allseits gesicherte Friede sich neige. Kaum eine Sache sei schwieriger und verwickelter als die Teilung von Provinzen[4]. Aus dieser Antwort, die teilweise von der Hand Olivas herrührt, zeigt sich, daß Oliva überhaupt ein Gegner der Provinzteilungen war. Dieser Standpunkt ist in allen seinen folgenden Antworten auf die fortgesetzten Forderungen der österreichischen Provinzialkongregationen leicht zu erkennen[5].

Ausführlicher beschäftigte sich die österreichische Provinzialkongregation vom Jahre 1681 wiederum mit der Teilung. In dem Protokoll der Sitzung vom 8. Mai 1681 heißt es: `Der erste Gegenstand betraf die Teilung der Provinz, die unsere Provinzialkongregationen seit 30 und mehr Jahren so sehr betrieben haben, da bei den großen Entfernungen und bei der Zahl der Häuser und Personen ein Provinzial den Verpflichtungen seines Amtes nicht nachkommen kann. Die gegenwärtige Zeit ist freilich wenig günstig für diese Sache wegen der Rebellion in Ungarn und der Bedrohung durch die Türken. Trotzdem war die Kongregation der Ansicht, auf ihrer Bitte bestehen zu sollen, daß die Trennung stattfinde, sobald die augenblicklichen Schwierigkeiten behoben seien[6]. Im Jahre 1685 antwortete der General Noyelle aber ebenso ausweichend wie sein Vorgänger[7]. Der Generalvikar P. de Marinos verständigte am 17. Mai 1687 den P. Stettinger in Wien von der Besorgnis des Provinzials wegen des Unwillens des Kaisers über die beabsichtigte Teilung der Provinz und die Abtrennung von Ungarn und gab die Versicherung, kein General werde in die Teilung einwilligen ohne ausdrückliche Zustimmung des Kaisers, gegen dessen Interessen man nie etwas zugeben werde. Wie die Sache jetzt

[1] *Acta Congreg. Prov. 74, 153, 159.
[2] *Ad Prov. Austr.
[3] *Acta Congr. Prov. 75, 239.
[4] *Acta Congr. Prov. 76, 165.
[5] So 25. Jan. 1670, Acta 77, 123, 13. Mai 1673, 25. Jan. 1676, Acta 79, 96.
[6] *Acta 81, 119.
[7] *Acta 83, 86.

stehe, könne eine Teilung der Provinz von Freunden des Kaisers nicht ins Auge gefaßt werden. Das möge er (P. Stettinger) dem Kaiser auseinandersetzen und ein bindendes Versprechen dafür abgeben[1]. Auch P. Gonzalez behandelte die Angelegenheit dilatorisch. Auf einen Brief des Provinzials Adam Aboedt vom 24. Oktober 1688, der sich entschieden für die Teilung ausgesprochen, antwortete Gonzalez am 20. November 1688, daß die vorgebrachten Gründe ihm zwar völlig einleuchteten, doch seien sie nicht derart, daß sie eine sofortige Teilung erheischten[2].

Auf das wiederholte Postulat der österreichischen Kongregation vom Jahre 1693 erklärte sich Gonzalez am 9. Januar 1694 grundsätzlich mit der Teilung einverstanden, man möge sich also einigen über eine geeignete Art und Weise, damit die Teilung auch der Mühe wert sei.

Über diese Art und Weise herrschten freilich verschiedene Ansichten. Hierüber schreibt der Provinzial Sennyey am 29. April 1698 an den General: Das Hauptpostulat der Provinzialkongregation (von 1696) war, die Teilung solle eine einfache, nicht aber eine gemischte sein, d. h. es solle geteilt werden in Ungarn mit den zur ungarischen Krone gehörenden Ländern und in Österreich mit den österreichischen Provinzen, nicht aber in eine ung.-österr. oder vielmehr österr.-ung. und österr.-illyrische Provinz; die erstere sollte Wien und Ungarn jenseits der Donau, die letztere die übrigen österreichischen Länder mit Ungarn diesseits der Donau umfassen. Die einfache Teilung hat die Provinzialkongregation mit ziemlich großer Majorität angenommen; für diese ist auch der Kaiser, der sich wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen hat, nur wünscht er dieselbe bis nach den Kriegsunruhen verschoben. Dann widerlegt der Provinzial zur bessern Information des Generals die Gründe, die auf der Kongregation für eine gemischte Teilung vorgebracht worden. Der eine war, daß Ungarn allein 50 deutsche Prediger benötige, die Ungarn nicht stellen könne, aber das sei hinfällig, denn wo soviele deutsche Prediger, seien auch viele deutsche Hörer, also auch Material für deutsche Kandidaten, zudem könne Ungarn auch von Österreich und Böhmen deutsche Kandidaten erhalten; Böhmen habe ja soviele Kandidaten, daß es sie nicht alle aufnehmen könne. Auch der zweite Grund, daß Ungarn keine Fundation habe, die für Noviziat und Scholastikat ausreichten, sei nicht stichhaltig, denn Tyrnau allein habe eine Fundation, die in Friedenszeiten für 100 Personen hinreiche. Endlich sei es durchaus unrichtig, daß der Kaiser sich für die gemischte Teilung ausgesprochen; das Gegenteil sei wahr und gelte auch von den kaiserlichen Ministern. Das Gerede, — das aber auf der Kongregation nicht geltend gemacht worden sei —, bei einer einfachen Teilung seien die Ungarn nicht zuverlässig und würden sich auf die Seite der Rebellen schlagen, werde durch die Tatsache widerlegt, daß bei der letzten Rebellion ungarische Patres eingekerkert, einige im Kerker gestorben, andere von den Rebellen getötet, alle aus Ungarn verbannt und ihre Güter geplündert worden. In Böhmen habe früher auch eine Rebellion stattgefunden, und doch sei eine einfache Teilung erfolgt. Das Prinzip der einfachen Teilung sei bisher bei allen Teilungen der Provinzen beobachtet worden. Es diene der größeren Einigkeit der Gemüter und der leichtern Leitung für die Obern, dem beständigern Frieden und der Liebe der Mitbrüder untereinander[3].

Der Entscheid des Generals vom 17. Mai 1698 lautete: In betreff des Postulates der Provinzialkongregation über die Art der Teilung, ob einfach oder gemischt aus Ungarn und Österreich, scheint mir eine Entscheidung für den Augenblick nicht geboten. Denn da die Teilung selbst vielleicht noch auf viele Jahre ver-

[1] *Ad Austr.

[2] *Austria 17, 28.

[3] *Orig. Austr. 22, 161.

schoben werden muß, inzwischen sich aber die Umstände für die eine oder die andere Art sehr ändern können, schien es uns besser, auch die Frage über die Art der Teilung auf die Zeit der Teilung selbst zu verschieben[1]. Die folgende Provinzialkongregation von 1700 sprach sich gegen nur fünf Stimmen für die einfache Teilung aus; diese wünschte sie, weil jetzt die Zeiten ruhiger und die Notlage noch dringender geworden, endlich ausgeführt zu sehen. Da aber neue Kriegsunruhen ausbrachen, entschied Gonzalez in der Antwort vom 18. Juni 1701 für weitern Aufschub[2]. Schon vorher hatte er am 11. Dezember 1700 dem P. Wolff, der ihm am 20. November die Gesinnung des Kaisers mitgeteilt, geschrieben, er werde bei der Teilung der Provinz keine Entscheidung ohne Vorwissen oder ohne Billigung des Kaisers zulassen[3].

Um eine andere Teilung, die aber einstweilen ebensowenig zustande kam, bemühten sich die Provinzen Litauen und Polen. Sie richteten nämlich im Jahre 1651 an die Generalkongregation die Bitte, von der deutschen Assistenz Lithauen und Polen abzutrennen und daraus eine eigene Assistenz Polen zu errichten. Als Grund wird angeführt die zu große Ausdehnung der deutschen Assistenz und die große Verschiedenheit der in dieser vereinigten Nationen. Mehrere Tage wurde auf der Generalkongregation über diesen Antrag verhandelt. Schließlich sprach sich die Kongregation gegen eine Teilung der deutschen Assistenz aus. Im Jahre 1660 erneuerte die polnische Provinz die Bitte um Errichtung einer sechsten Assistenz Polen mit Berufung auf Frankreich, dem eine ähnliche Bitte gewährt worden sei. Der General Oliva antwortete, daß die Kongregation sich nicht mit der Sache beschäftigt, da die Kommission für die Postulate gegen die Vorlage an die Kongregation entschieden habe[4].

Je größer die Provinz und je schwieriger die Leitung sich gestaltete, um so dringender konnte zeitweilig eine außerordentliche Visitation erscheinen. Eine solche Visitation durch einen besondern Visitator stieß aber in Österreich auf verschiedene Hindernisse.

Vor allem war die kaiserliche Regierung diesen Visitationen nicht sehr geneigt. Als Gonzalez Ende 1692 den P. Jakob Willi, den früheren Provinzial der oberdeutschen Provinz, zum Visitator der böhmischen Provinz ernannt hatte, mußte P. Friedr. Wolff im Auftrage des Generals dem Kaiser Leopold die Gründe für die Visitation auseinandersetzen, woraufhin der Kaiser sich einverstanden erklärte[5]. Am 23. Januar 1693 ließ Leopold an die Regierung in Mähren schreiben: Obgleich wir regulariter die Visitationes in unsern Königreichen und Ländern den ausländischen Geistlichen, so in andern Provinciis Profeß sind, zu verstatten jeder Zeit ein gnädigstes Bedenken getragen, bevorab wenn wir derohalben von ihren geistlichen Obervorstehern nicht absonderlich und geziemend belanget worden, haben wir nichtsdestoweniger wegen besonderer Umstände dem P. Jakob Willi die Visitation bei den Jesuiten in Böhmen und Mähren verstattet, soweit selbe die geistliche Disziplin und das Institut S. J. concernirt, jedoch ohne künftige Sequel und Praejudiz[6].

Als derselbe P. Willi nun auch die österreichische Provinz visitieren sollte, gab es neue Anstände. In einem eigenhändigen Brief vom 23. April 1695 ersuchte Kaiser Leopold den P. Gonzalez in Betreff der Visitation des P. Willi nicht zu

---

[1] *Ad Austr.

[2] *Responsa Wien Hofbibl. 14823, 28.

[3] *Ad Austr. Der Brief des P. Wolff *Austria 22, 244; dazu P. Mechtl an den General vom 15. März 1700 l. c. 201.

[4] *Acta Congr. Prov. 73, 394; 75, 335 ff.

[5] Gonzalez an Wolff 3. Januar 1693. *Austr. 17, 40.

[6] *Kop. Wien Staatsarch. Geistl. Akten 418.

sehr zu eilen, sondern alles wohl zu überlegen. Denn, soviel ich weiß — schreibt er — herrscht in dieser Provinz gute Einigkeit und sehr gute Ordenszucht. Nach reiflicher Überlegung aller Umstände können Ew. Hochw. aber in betreff des Visitators bestimmen, was Sie im Herrn für zuträglich erachten.

Und am 11. Juni 1695 antwortete Leopold auf die Darlegungen des Generals vom 7. Mai, daß er zwar geglaubt, die Provinz bedürfe in Anbetracht ihrer Sittenreinheit, ihres löblichen Beispiels des religiösen Lebens und der Beobachtung der Ordensregeln keiner Visitation und keines Visitators, da aber der General trotzdem eine Visitation für notwendig erachte, wolle er seinem Vorhaben nicht entgegen sein. Die Visitation solle in aller Liebe und kluger Umsicht vor sich gehen, zur Ehre der Gesellschaft und der Provinz, und zu keiner Verdächtigung ihres Eifers und ihrer Regeltreue Anlaß geboten werden[1]. Da P. Gonzalez auf die Visitation nicht verzichten wollte, ernannte er den damaligen oberdeutschen Provinzial Franz Ininger zum Visitator, wie er diesem am 7. Mai 1695 mitteilte[2].

In einem Brief an den bisherigen österreichischen Provinzial Franz Voglmayr vom 21. Mai 1695 verteidigte Gonzalez vor allem den P. Willi gegen die erhobenen Vorwürfe. Er habe sich in keiner Weise um das Amt eines Visitators von Österreich beworben, sondern im Gegenteil, sobald er von dieser Absicht Kunde erhalten, alles getan, um dem Amte zu entgehen, wofür er (der General) die Beweise in Händen habe. Dann fährt Gonzalez fort: Nun aber füge ich zum Troste Ew. Hochwürden bei, daß mich bei der Anordnung einer Visitation dieser Provinz und bei Bestimmung der betreffenden Person keine menschlichen Rücksichten und menschliches Wohlgefallen leiten werden. Ich ziele einzig auf die größere Ehre Gottes und das Wohl der Provinz. Außerdem sollen Ew. Hochwürden jeden Verdacht ablegen, als hätte ich mich zu dieser Visitation entschlossen, weil Sie in Ihrem Provinzialat mir nicht entsprochen, so daß ein Visitator nicht so sehr für die Provinz als für den Provinzial sich als nötig erwiesen. Darüber denke ich durchaus anders. Aufrichtig bezeuge ich, daß Ew. Hochwürden Ihr Amt vortrefflich verwaltet haben, weshalb der Visitator nicht zum Abschaffen und Korrigieren, sondern zur weitern Befestigung kommen solle. Den Beispielen meiner Vorgänger folgend, habe ich zuerst die römische Provinz, dann die übrigen Provinzen in Italien und Sizilien, ferner Polen, Litauen und Böhmen visitieren lassen. Von allen zuletzt kommt jetzt Österreich an die Reihe. Für diese liegt als besonderer Grund vor, nicht weil sie wegen Beobachtung der Disziplin im schlechten Ruf steht, sondern weil sie die ausgedehnteste von allen ist und noch täglich zunimmt durch neue Niederlassungen in den von den kaiserlichen Waffen unterworfenen Provinzen. Am Schluß des Briefes fügt Gonzalez nochmals eigenhändig die Versicherung bei, daß er mit der Amtsführung des Provinzials durchaus zufrieden gewesen, und es ihm nicht in den Sinn gekommen, einen Visitator zu schicken, um eine Untersuchung über ihn anzustellen. Deshalb möge er jeden beunruhigenden Gedanken ablegen[3].

Im allgemeinen betont Gonzalez in einem Briefe vom 16. Juli 1695 an P. Franz Dietreichstein, daß durch eine Visitation der gute Name einer Provinz durchaus nicht geschädigt werde. Wenn bei andern Orden eine Visitation als letztes äußerstes Heilmittel angesehen werde, so sei das ihre Sache, bei der Gesellschaft sei

---

[1] *Orig. Epp. Princip. 10, 288, 297. — Gonzalez an den Kaiser 7. Mai 1695. Epp. Extern. 37.

[2] *Epp. Soli Germ. sup. 17 und Brief vom 2. Juli 1695. *Ad Germ. sup. Visitator der oberdeutschen Provinz wurde der österreichische Provinzial Albert Mechtl. Vergl. oben S. 118.

[3] *Epp. Soli Austr. 17, 48. Vergl. den Brief vom 4. Juni an denselben 17, 49.

das nicht der Fall. Von den 11 Provinzen, die er habe visitieren lassen, habe sich keine Provinz, auch nicht die römische, gegen die Visitation gesträubt oder sie für einen Makel an ihren gutem Namen gehalten. Nur die österreichische Provinz allein habe zu seinem großen Bedauern fast nichts unversucht gelassen, um sich von derselben als einer Schädigung ihres Rufes zu befreien[1]. In einem ähnlichen Briefe vom selben Datum an P. Balthasar Miller, drückt Gonzalez seine große Verwunderung aus über diesen Widerstand in der Provinz, der dem Institut durchaus widerstreite[2].

* * *

In der Reichshauptstadt **Wien** entfalteten die Patres eine ebenso ausgedehnte wie segensreiche Tätigkeit in Schule und Kirche und zwar hauptsächlich in drei Centren, im akademischen Kolleg, im Profeßhaus und im Noviziat von St. Anna.

Einen allgemeinen Überblick über diese drei Häuser vermittelt ein Arbeitsbericht vom Jahre 1665[3]. Darin heißt es über das Kolleg: Beichtväter hören in unserer Kirche Beicht gewöhnlich 9, an den großen Festen 17. Es kommunizieren während der Woche 30, an den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen 400, an den größern Festen 1200, zuweilen auch 1400. In unserer Kirche ist an allen Sonn- und Festtagen Predigt, ein anderer Pater hält alle Sonntage Christenlehre; ebenfalls ist Christenlehre bei den barmherzigen Brüdern. Missionen (Exkursionen) waren an allen Sonn- und Festtagen in Maur, Ostern in Eisenstadt, zuweilen in Baden und an andern Orten. Die akademische Kongregation zählt 443, die der Rhetoriker und Humanisten 260, der Syntaxisten und Grammatiker 151, die (von St. Barbara) im Konvikt 59, im Seminar 53 Mitglieder. Die Zahl der Studierenden beträgt in der scholastischen Theologie 91, Moral 36, Metaphysik 81, Physik 85, Logik 163, Rhetorik 150, Poesie 130, Syntax 97, Grammatik 120, Prinzip 113, Infima 130, im Ganzen 1196 außer unsern Scholastikern, die nicht mitgezählt sind. Im Konvikt sind 62, im Seminar Pankratius und Ignatius 59, im Pazmaneum 34 Zöglinge.

In der Kirche des Profeßhauses sind gewöhnlich 18 Beichtväter beschäftigt, an größern Festen 22. Fast täglich kommunizieren 12, an Sonn- und Festtagen gegen 350, an den höhern Festen mehr als 3000. Es predigen an allen Sonn- und Festtagen drei Patres; die ganze Fastenzeit ist täglich mit Ausnahme des Samstags Fastenpredigt, ebenfalls an den Sonntagen nachmittags. An jedem ersten Sonntag des Monats und jeden Freitag ist Vortrag (Exhorte) für die Mitglieder der Todesangstbruderschaft. Am Kaiserlichen Hofe predigt ein Pater an allen Sonn- und Festtagen, während der Fastenzeit auch Mittwochs und Freitags. An denselben Tagen ist Predigt am Hofe der Kaiserin. Im Stephans-Dom predigt ein Pater an allen Sonn- und Festtagen und in der Fastenzeit Mittwochs. Ausflüge finden häufig statt in die Nachbar-Pfarreien. Christenlehre ist alle Sonntage in unserer Kirche, ebenfalls einmal in der Woche in der Volksschule bei St. Stephan; alle Freitage im Bürgerhospital, einmal in der Woche bei den Ursulinen. Für vier Hospitäler sorgen zwei Patres. Ein Pater ist Beichtvater bei den barmherzigen

---

[1] *Epp. Soli Austr. 17, 51. Ähnlich 14. Mai 1695 an P. Bellena l. c. 47.

[2] L. c. 52. — Die Provinzialobern waren: Joh. Bucceleni 1648, Georg Turcovich Vizeprov. April bis August 51, Zach. Trinkellius 51, Bernh. Geyer 25. Aug. 54, Joh. Berthold 26. Aug. 57, Franz Pizzoni 4. Okt. 61, Mich. Sicuten 5. Juli 65, Joh. Berthold 68, Adam Abödt 14. Okt. 71, Nik. Avancinus 15. Dez. 76, Ladisl. Vid 18. Aug. 80, Adam Abödt 23. Aug. 84, Ferd. Acatius 7. Nov. 88, Franz Voglmayr 11. Nov. 91, Friedrich Iniger, Visitator und Vizeprov. 95, Ladisl. Sennyey Vizeprov. 25. März 96, Albert Mechtl 15. Okt. 97.

[3] *Functiones Colleg. Prov. Austr. 1665 in Austria 142.

Brüdern, denen er auch jeden Monat eine Exhorte hält. Ein Pater besorgt vier Kerker. Bei diesem Profeßhaus bestehen sieben Sodalitäten, die Kongregation der Herrn, 250 Mitglieder, der verheirateten Bürger 700, der Italiener 200, Junggesellen 600, Todesangstbruderschaft 16000 Mitglieder; die lateinische Kongregation der Syntaxisten und Grammatiker zählt 139, die der Handwerkerlehrlinge 180 Mitglieder; das Gymnasium hat 345 Schüler[1].

Geringer war naturgemäß die äußere Tätigkeit am Noviziatshause St. Anna, das vorzüglich der Erziehung der Novizen diente. Beichtväter waren dort 5 bis 7, Kommunionen während der Woche 20, an Sonn- und Festtagen 70, an größern Festen 600. Alle Sonn- und Festtage war Predigt und alle Sonntage Christenlehre. Die Novizen hielten die Christenlehre bei St. Stephan, in fünf Volksschulen und in elf Dörfern außerhalb der Stadt.

War diese äußere Tätigkeit sehr erfreulich, so konnte man auch mit dem innern Geiste zufrieden sein. Avancinus schrieb am 26. Januar 1660 an den General, man könne sich im allgemeinen über den Stand des Wiener Kollegs freuen[2].

Das akademische Kolleg zählte mit den dort studierenden 30 bis 50 Scholastikern durchschnittlich 80 bis 100 Personen, sank infolge der Belagerung durch die Türken auf 53 im Jahre 1685, stieg aber bald wieder stetig, den höchsten Stand zeigt das Jahr 1700 mit 133 Personen.

Als Lehrer kommen dabei auf die höhern Studien Theologie 7 bis 8, Philosophie 4 bis 5, für das Gymnasium 6. Die Schülerzahl betrug durchschnittlich 1500 und überschritt 1699 das zweite Tausend[3].

In dem Profeßhause waren durchschnittlich 30 Priester, 4 Scholastiker und 30 Brüder. Die vier Scholastiker besorgten die in dem Profeßhaus errichteten vier Lateinklassen. Für diese wurde 1657 mit einem Kostenaufwand von 18000 fl. ein neues Schulgebäude errichtet. Die vier Klassen zählten durchschnittlich 400 Schüler, unter denen ein Viertel aus dem hohen und niederen Adel war; die höchste Zahl weist das Jahr 1699 mit 550, die niedrigste 1685 (Türkenkriege) mit 212 Schülern auf.

Die Zahl der Kommunikanten betrug in der Kirche des Profeßhauses im Durchschnitt jährlich 100000[4]. Neben der vielfachen Seelsorge in der Stadt wurde auch häufige Aushilfe in benachbarten Pfarreien geleistet.

Das Profeßhaus besaß keine Einkünfte, es lebte nur von Almosen, die aber in Geld und Materialien so reichlich flossen, daß am Ende des Jahres immer noch ein Rest für einen guten Teil des kommenden Jahres übrig blieb[5].

---

[1] Syntax 67, Grammatik 72, Prinzip 96, Infima 110.

[2] *Epp. Austr. 21, 2, 310.

[3] 1673: 1430, 1689: 1620, 1694: 1750; 1700: 6 Gymnasialklassen 1160, Logik 322, Physik 185, Metaphysik 129, Moral 253, Spekul. Theologie 320. — Die Rektoren des akadem. Kollegs waren: Joh. Berthold 1648, Ferd. Herberstein 51, Franz Pizzoni 29. April 54, Bernh. Geyer 26. Aug. 57, Joh. Berthold 5. Okt. 61, Eberh. Hirschperger 7. April 63, Nik. Avancinus 5. Mai 66, Jak. Valentini Juni 69, Eberh. Hirschperger 10. Aug. 72, Mich. Sautter 8. Sept. 75, Mich. Marck 29. Okt. 80, Franz Voglmayr 8. Juli 84, Mich. Marck 9. Nov. 88, Ferd. Degallo (De Gallo) 8. Mai 92, Franz Voglmayr 14. Aug. 95, Franz Rescalli 19. Mai 99.

[4] 1652: über 100000, 1677: 112000, 1700: 106000.

[5] Die Vorsteher (Praepositi) waren: Leonh. Bachin 1650, Matth. Bastiantschitsch 22. Mai 53, Herm. Horst 17. Sept. 56, Franz Pizzoni 17. Okt. 59, Herm. Horst 12. Dez. 61, Ferd. Herberstein 2. Febr. 65, Franz Pizzoni 4. (?) März 68, Joh. Frey 29. Dez. 71, Adam Abödt 15. Dez. 75, Nik. Avancinus 18. Aug. 80, Adam Abödt 17. Okt. 82, Mich. Marck 10 Juli 84, Adam Abödt 9. Nov. 88, Mich. Codella Vizepräpos. 90, Franz Siserus 4. März 91, Albert Mechtl 18. April 94, Ladisl. Sennyey 20. Aug. 95, Franz Voglmayr 22. Nov. 99.

Abgesehen von den Kriegsjahren betrug die Zahl der Bewohner des Noviziatshauses durchschnittlich 100. Um dieselben in Pestzeiten besser zu schützen, baute man 1658 ein dreistöckiges Wohnhaus in Maur[1].

Zu Wien gehörten auch die beiden Residenzen St. Bernhard und Schürz. Die erstere unterstand dem Kolleg, die zweite St. Anna. In St. Bernhard waren gewöhnlich zwei Patres und zwei Brüder, im Jahre 1689 stellte man zwei Weltpriester an und übergab die äußere Verwaltung einem weltlichen Prokurator.

In Schürz (Böhmen) besorgten drei bis fünf Priester mit zwei Brüdern Gemeinde und Verwaltung. Für das Jahr 1652 und 1653 wird die Zahl der dort zur Kirche Zurückkehrenden auf 144 und 115 angegeben.

Die Geschicke der Jesuiten in Wien bei der Türkenbelagerung im Jahre 1683 verdienen eine besondere Erwähnung. Der Geschichtsschreiber des Grazer Kollegs schildert dieselben also:[2] Am 7. Juli 1683 hatte sich in Wien das Gerücht verbreitet, die kaiserliche Reiterei sei bei Petronell von den Türken überfallen und niedergehauen worden, und die Barbaren seien bereits im Anmarsche gegen Wien. Bei dieser Nachricht entstand eine grenzenlose Verwirrung in der Stadt, Wehgeheul erfüllte die Häuser und Gassen, viele wußten vor Furcht nicht, was beginnen, und liefen sinnlos hin und her; bald aber ertönten auch Fluch- und Scheltworte auf den Straßen, man verwünschte laut die Urheber dieses Unglückes, zu welchen man seltsamer Weise auch die Jesuiten rechnete. Den Hofleuten, durch den Volksaufruhr erschreckt, wurde für sich und den Kaiser bange, sie rieten zur Flucht. Der Kaiser hatte zwar vom Herzog von Lothringen Nachricht erhalten, in welcher von einer Vernichtung der Reiterei kein Wort vorkam, dennoch wurde die Flucht über die Donau beschlossen, und dieser Gedanke von allen geistlichen und weltlichen Personen mit Gier erfaßt. Wagen an Wagen, Reiter an Reiter, drückte sich bis spät in die Nacht bei den Toren hinaus, es schien, als entleere sich die ganze Stadt, wie eine ungeheure Schleppe wälzte sich hinter dem kaiserlichen Hofe die Menge die Straße gegen Korneuburg entlang. Die Jesuiten wollten anfangs nicht fliehen, sie glaubten, so lange der Kaiser und die religiösen Orden blieben, ebenfalls bleiben zu sollen. Als aber der Kaiser abzog und die Hofleute ernstlich rieten, sie sollten sich nicht der Wut des aufgehetzten Pöbels preisgeben, gab der Provinzial den Befehl der Flucht auch für sie. Am 8. Juli nachts 2 Uhr wurde ohne Glockenzeichen Mann für Mann geweckt und binnen einer halben Stunde in das große Museum bestellt, um die Bestimmung des Provinzials zu vernehmen und den Ort der Flucht angewiesen zu erhalten. 15 Patres und 17 Laienbrüder erhielten den Befehl, unter dem P. Ferdinand Saheer als Vize-Rektor in Wien zu bleiben. Die übrigen sollten, wie zu einem Spaziergange gekleidet (palliati) bei verschiedenen Toren die Stadt verlassen und wenn sie auch dasselbe Ziel hätten, nicht auf demselben Wege ziehen; auch sollten sie, um nicht als Flüchtlinge erkannt zu werden, ohne Gepäck und Bücher fortgehen. In aller Frühe begann der Marsch, aber man fand die Tore verschlossen, da eben die Kanonen auf die Wälle geführt wurden. Erst um 7 Uhr wurde das Kärtner-Tor geöffnet und man kam zwar glücklich hinaus, fand aber draußen auf den verschiedenen Wegen überall dieselben Schwierigkeiten, dieselben

---

[1] Die Rektoren: Eberh. Hirschperger 1649, Adam Abödt (Ab Ödt) 28. Sept. 55, Bernh. Geyer 68, Mich. Sautter 2. Aug. 71, Ludw. Wechtler 17. Sept. 73, Mich. Marck 3. Okt. 76, Kasp. Fieger 27. Okt. 80, Christoph Stadlmayr 6. April 85, Mich. Codella 18. Juni 86, Christ. Stadlmayr 9. Oktober 89, Gabr. Heveney 12. Oktober 92.

[2] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 78 f. *Litt. ann. Prov. Austr. 1683. Vergl. Wagner, Hist. Leopoldi M. 1, 588 ff.

Gefahren, denn schneller als wie sie hatte das verleumderische Gerücht, die Jesuiten wären an dem Unglücke schuld, den Weg zu den Bauern gefunden. Das rohe Landvolk ist wie der Stadtpöbel zwar bald belogen, aber dafür um so zäher im Festhalten an der Lüge und am Irrtume. So griffen denn die Landleute, sobald sie Jesuiten sahen, in blinder Wut zur nächstbesten Waffe und fielen über die arg- los und wehrlos Einherschreitenden mit Schimpfworten, Drohungen und Schlägen her. Es fehlte selbst nicht an Todesdrohungen, allein man ertrug mit Ergebung, was man nicht abwehren konnte, man fand doch wieder einige, welche die Armen gut aufnahmen, trösteten und schützten. Das war der Lohn des Volkes, so seufzt der Berichterstatter dieser Flucht, für die vielen Wohltaten, die man den Leuten erwiesen hatte, jetzt gönnten sie den friedlich Abziehenden nicht einmal ein ruhiges Exil. Aber die Jesuiten konnten kein besseres Los für sich fordern und erwarten, da das Volk selbst dem guten Kaiser bei seinem Abzuge Schimpf- und Fluchworte nachrief. Doch kamen alle durch Gottes Gnade an sichere Orte. Weniger glücklich waren die Novizen von St. Anna, es waren bei 60, die über Nußdorf durch den Wald nach Klosterneuburg flohen. Nicht bloß der anstrengende Nachtmarsch bekam mehreren übel, sondern sie wurden in dem Dorfe Baumgarten (bei Königstetten) mit Steinwürfen und Schlägen auseinandergesprengt, geplündert und einer auch arg verwundet. Die Flucht wurde auf Seitenwegen nach St. Pölten fortgesetzt und schließlich trafen doch alle an ihrem Bestimmungsort Leoben ein.

Mittlerweile ging es allen Klosterleuten und insbesondere den Jesuiten in der Stadt auch nicht gut. Ihre Gegner, insbesondere die Protestanten, hatten den Haß und die Leidenschaften des Pöbels gegen sie aufgestachelt. Nicht bloß gemeines Volk, auch Studenten und andere Leute, die den Jesuiten Dank schuldeten, umheulten wie Wölfe das Kollegium und schrien, man solle es plündern und den geizigen Patres den Reichtum abnehmen, man solle sie totschlagen, oder auf die Wälle zur Arbeit treiben, oder unter das Militär stecken. Wenn auch andere nicht so roh waren, so warfen sie den Jesuiten doch dasselbe vor wie der dumme Pöbel: ihr unzeitiger Eifer in Bekehrung der Ungarn hätte den Haß der Ketzer entflammt und den Aufruhr verursacht. Noch einfältiger war die Behauptung anderer, daß die Habsucht der Jesuiten nach den Gütern der Rebellen den Wienern die Feinde auf den Hals gehetzt hätte. Dies dauerte längere Zeit, und es konnte sich kein Ordensbruder auf der Gasse blicken lassen, ohne beleidigt und gescholten zu werden.

Am 13. Juli erschienen die Türken vor Wien. Die diesseitigen Vorstädte wurden auf Befehl Starhembergs angezündet. Alsbald stellten auch die Jesuiten aller drei Häuser ihre Leute dem Stadtkommandanten zu Gebote. Mit Bürgern und Soldaten vermischt, arbeitete man an den Werken. Die Klosterpferde führten Kanonen, Pulver, Kugeln und anderen Kriegsbedarf. In den Ordenshäusern wurde Getreide, Waffen, Vorräte und Pulver hinterlegt. Die Jesuiten wurden in drei Haufen zur Ablösung abgeteilt und gingen zur Arbeit, zuerst zwischen dem Kärntner- und Stubentore, dann wurden sie zum Wallgraben an das Schottentor geschickt, wo sie zum Danke vom Volke mit Steinen empfangen wurden. Aber keiner ließ sich an der übernommenen Pflicht beirren. Es war ein wunderbares Schauspiel, diese alten, ehrwürdigen Männer zu sehen, die auf den Lehrkanzeln geglänzt hatten, die Gelehrten, Schriftsteller und ausgezeichneten Prediger, jetzt mit dem Grabscheit in der Hand, oder den Karren schiebend und in Geduld den Schimpf und Hohn der rohen Buben ertragend. Diese Arbeit dauerte bis 15. Juli, da entstand entweder zufällig oder durch Mordbrenner eine Feuersbrunst im Schottenstifte und legte dieses, die Stiftskirche, die Paläste des Fürsten Auersperg und der Grafen Traun und Palfy in Asche.

Bald erforderte auch das Elend der Verwundeten eine neue Arbeit, welche für die Jesuiten geeigneter erschien und mit allem Eifer unternommen wurde. Im Schulgebäude des Profeßhauses wurde ein Spital errichtet und für 250 Kranke und Verwundete Platz geschaffen. Später kam die Ruhr und das Fieber auch über die Stadtleute, so daß auf allen Straßen und Plätzen Kranke lagen und die Stadt zum Teil ein Lazarett für Verwundete, zum Teil ein Spital zu sein schien. Hier waren nun die Jesuiten am Platze, mitten unter dem Kugelregen eilten sie dahin, geistliche und leibliche Hilfe zu spenden, Speise und Trank und die heiligen Sakramente zu reichen, so lange sie sich nur selbst auf den Füßen erhalten konnten. Viele arbeiteten bis zur gänzlichen Ermattung, fünf starben, von den Strapazen aufgerieben. Im Spitale wurde täglich zweimal Speise ausgeteilt, Wäsche, Kleider, Bandagen, Bettzeug und Geld gegeben und jeder auf das Beste verpflegt und getröstet. Mitten unter diesen Liebesdiensten wurde wieder mancher abgerufen, Pulver in die Keller zu tragen, Lunten zu machen, Wein für die Soldaten, für die Bürger herzugeben, so daß die Hände und Gefäße nicht zureichten. Endlich war man genötigt, die Kollegienpforte vor diesen Bedrängern zu schließen und geschlossen zu halten, wenn auch noch so wütend daran gestoßen und geschlagen wurde, bis Militär als Schutzwache kam und der Befehl, daß niemand etwas zu fordern habe. Als dann Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eintrat, halfen wieder die Jesuiten den Bürgern, Adeligen und Klosterleuten mit Fleisch, Getreide u. a. aus, so lange noch irgend etwas da war. In der Schule des Kollegiums waren zu ebener Erde und im ersten Stocke Verwundete, 300 bis 500 Mann, im Konviktsgebäude war ebenfalls ein Spital von 215 Verwundeten und 270 Kranken. Dies dauerte vom 16. Juli bis Mitte November. Da mußten in jedem Hause täglich 40 bis 50 Pfund Fleisch, 3 bis 4 Eimer Wein und das nötige Brot, wie auch die Bettwäsche, Strohsäcke und was sonst noch not tat, von den Jesuiten geliefert werden. So brachte denn jedes Haus nach Kräften patriotische Opfer, am meisten aber das Haus zu St. Anna, so daß das Sprichwort entstand: „Wenn einer Hunger oder Durst hat, oder sonst etwas braucht, so findet er es zu St. Anna." Diese Hochherzigkeit und Freigebigkeit wurde auch von den Soldaten und endlich auch von den anderen Leuten, die früher geschmäht hatten, anerkannt. Nach Aufhebung der Belagerung kam aber der Feldmarschall Graf Starhemberg persönlich in das Kollegium zum P. Saheer und dankte ihm laut für alle leiblichen und geistigen Wohltaten, die man seinen Leuten und der Stadt Wien erwiesen habe, er werde überall als Zeuge und Lobredner derselben auftreten. Dasselbe tat der Bischof von Wiener-Neustadt Graf Kallonitsch, der den Jesuiten auch schriftlich ein glänzendes Zeugnis ausstellte für ihre rastlose opferreiche Pflege der kranken und verwundeten Soldaten, sowie für die Beilegung der unter den höhern Führern ausgebrochenen Streitigkeiten. Soweit der Bericht. Dem General Noyelle hatte ganz besonders gefallen, wie er am 7. August 1683 dem Provinzial Vid mitteilte, die Tapferkeit derjenigen Patres, die sich freiwillig angeboten, alle Leiden der Belagerung zu tragen, um den Belagerten Trost und Hilfe spenden zu können[1].

Erzherzog Leopold Wilhelm, der Bruder Ferdinands III., hatte durch sein Testament im Jahre 1662 50000 fl. für die Gründung eines Kollegs in **Wiener-Neustadt** ausgeworfen. Am 17. Januar 1666 gab Kaiser Leopold als Testaments-Exekutor die Ermächtigung zur Auszahlung des Kapitals. Deshalb wurde noch im selben Jahre in Neustadt eine Residenz errichtet, die einstweilen unter dem Kolleg in Wien stand. Am 4. November 1674 erfolgte die Erhebung zum Kolleg[2].

---

[1] *Ad Austr. [2] *Austr. Fundat. 3, 1 ff.

Dieses Kolleg hielt sich stets in ziemlich engen Grenzen. Es zählte gegen 12—13 Personen (6 Priester, 2 Magistri, 4 Brüder). Die Schülerzahl betrug durchschnittlich 100[1]. Von den sechs Gymnasialklassen waren meist zwei kombiniert und zwar Rhetorik mit Poesie, Syntax mit Grammatik und Prinzip mit Parva, erforderten demnach nur drei Lehrer. Außer der Schule und der eigenen Kirche versah man die Domkanzel. Eine neue Kirche für das Kolleg war 1689 fast fertig gebaut. Als Besonderheit erwähnen die Jahresberichte von 1690, daß die Bauern der Umgegend Samstags ihre Früchte auf den Markt brachten und zugleich die Zeit benutzten, bei den Jesuiten zu beichten, so daß sie mit doppeltem Gewinn für Leib und Seele zu ihrem Heim zurückkehrten[2].

Über den Stand des Kollegs in **Krems** berichtet P. Andreas Guetsold am 28. Januar 1660 an den General. In der Ordenszucht ist kein besonderer Fehler zu bemerken. Die Schulen sind klein und die Anzahl der Schüler ist gering. Dieselbe könnte gehoben werden, wenn das Konvikt, das man früher begonnen aber später vernachlässigt hat, von neuem errichtet und gefestigt würde. Die Arbeiten in der Seesorge sind fruchtreich; besonders trägt die Todesangstbruderschaft sehr zur Förderung der Frömmigkeit und des Sakramentenempfanges bei. Die Einkünfte reichen noch nicht hin und müssen durch Almosen ergänzt werden; auch fehlen die Mittel zur Tilgung der alten Schulden und zur Vermeidung von neuen. Sehr mißlich war die Schuldforderung der Stadt für die im Besitz des Kollegs befindlichen, mit bürgerlichen Lasten behafteten Häuser. Die ganze Schuldforderung ist vor kurzem durch eine freundschaftliche Übereinkunft beglichen worden[3].

Das Kolleg zählte 1651 sechs Klassen, von denen aber wenigstens zwei, Rhetorik und Poesie, vereinigt waren. Im Jahre 1700 waren es sechs Klassen unter sechs Lehrern. Die Schülerzahl nahm langsam zu und stieg von 150 im Jahre 1696 auf 179 im Jahre 1699 und 1700[4]. Zur Förderung der Schulen trug viel bei ein neuer Schulbau, der 1695 in Benutzung genommen werden konnte.

Das 1637 aufgelöste Konvikt lebte 1688 wieder auf als Eustachianum durch die Stiftung der Gräfin Eustachia von Althan, die in ihrem Testament vom Dezember 1687 ihr Vermögen bestimmt hatte für den Unterhalt einiger Musikknaben, die deshalb Alumni Eustachiani genannt wurden[5]. Ein neues Konviktgebäude, das 1688 angefangen wurde, konnte erst 1693 vollendet werden; es war so geräumig, daß außer für die Stiftlinge auch Raum für zahlende Konviktoren zu Gebote stand. Diese meldeten sich so zahlreich, daß sie nicht alle aufgenommen werden konnten. Außer den Schulen, an denen 3—6 Magistri wirkten, gab es für die durchschnittlich zehn Priester manche Arbeit an der Seelsorge.

Nach den Arbeitsberichten von 1665 und 1693 waren in der Kirche gewöhnlich sechs, außergewöhnlich acht Beichtväter tätig; für Predigt, Katechese, die beiden Hospitäler und den Kerker je ein Pater. Außerdem leiteten sie zwei Kongregationen, die der verheirateten Bürger und die der Gymnasiasten (Rhetoriker, Poeten und Syntaxisten). Die erstere zählte 1665 200 und 1693 450 Sodalen, die Stu-

---

[1] 1688: 100, 1689: 97, 1696: 115.

[2] Die Obern waren: Karl Kuglman Sup. 1667, Christoph Neppl (Neppell) Sup. 73, Franz Jörgerer Rektor 4. Nov. 74, Christoph Neppl 16. Dez. 76, Ignaz Port 8. Juli 80, Johann Starnisi 28. Okt. 83, Andr. Paur (Pauer) 4. Nov. 86, Mich. Mell 4. Nov. 89, Christoph Luz 9. Nov. 92, Wolfg. Gelb 13. Nov. 95, Bened. Quadri 16. Nov. 98, Johann Sagl, 28. Okt. 1700.

[3] *Orig. Fund. Austr. 1, 83.

[4] Im Jahre 1665 77: Rhetorik 17, Poesie 10, Syntax 13, Grammatik 10, Prinzip 11, Infima 16. Im Jahre 1693: 142 (27, 22, 25, 18, 25, 25).

[5] *Austr. Fund. 3, 1 ff.

dentenkongregation 1665 40 und 1693 90 Mitglieder. An den Versammlungen der Todesangstbruderschaft für alle Stände nahmen durchschnittlich 300 Mitglieder teil.[1] Bei den Predigten ist bemerkenswert, daß die Fastenpredigten Montags stattfanden und 1699 in der Kirche zum Heiligen Geist in slavonischer Sprache gepredigt wurde. Außerhalb der Stadt wurde häufiger gepredigt auf den Besitzungen des Kollegs in Lengenfeld, Winkelberg und Weidlinghof.

In Krems kam es zu einem Streit zwischen der Stadt und dem Kolleg wegen des Verleitgebens des Weines. Die Bürger verlangten von der Regierung, sie möge dem Kolleg jeden Verkauf des Weines unter dem Kranze verbieten. Im Februar 1683 entschied der Kaiser, das Kolleg dürfe in der Folge jährlich 400 Eimer verkaufen, und was in einem Jahre weniger verkauft worden, im folgenden um soviel mehr verkaufen. Ein anderer Streit war wegen des Läutens der städtischen Glocke. Bisher hatte das Kolleg nach einer Vereinbarung mit der Stadt das Recht, an den höhern Festen der Gesellschaft die große Stadtglocke zu läuten. Im Jahre 1683 verlangte der Dekan, dazu müsse jedesmal von ihm die Erlaubnis gegeben werden. Das Stadtgericht entschied, der Stadtpfarrer habe nur das Recht, die Glocken für seinen Gottesdienst zu gebrauchen und dürfe die Jesuiten beim Gebrauche der großen Glocke nicht hindern[2].

Noch hatte sich **Passau** von den Leiden des Dreißigjährigen Krieges nicht erholt, als am 27. April 1662 die Stadt durch eine furchtbare Feuersbrunst binnen wenigen Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt wurde[3]. In einem Briefe vom 1. Mai 1662 wird erzählt: „Alles ist eingeäschert, die schöne lange Gasse zu denen Herrn P. P. Jesuiten, derenselben stattlich erbautes Kollegium, alle herumstehende Salzstädel, das ruhmwürdige Nonnenkloster Nidernburg samt ihrer Kirch, ausgenommen das mirakulöse Gnadenbild, sonst aber alles seyndt abgebronnen . . . Andere Geistliche, als Kapuziner, Jesuiten usw. haben sich an andere Oerther geflüchtet."[4] Der Prokurator P. Georg Parmon wurde ein Opfer des Brandes, indem ihm nach wiederholten Rettungsgängen in das brennende Kolleg schließlich das Feuer den Rückweg abschnitt[5].

Mit Ausnahme einiger Patres, die zum Troste der so schwer heimgesuchten Bürger zurückblieben, zerstreuten sich die übrigen in verschiedene Ordenshäuser.

Drei Jahre nach der Katastrophe meldet ein Arbeitsbericht im Jahre 1665: Gewöhnlich sind in der Hospitalskirche, die wir nach dem Brande des Kollegs benutzen, zwei Beichtväter; bei größern Festen hören drei weitere die Beichten zu Hause, da in der Kirche kein Platz ist. An Sonn- und Festtagen sind 100 Kommunionen, an größern Festen gegen 1000. Ein Pater predigt im Dom an Sonn- und Festtagen; ein weiterer an den Festen der Gesellschaft in der Hospitalskirche. Die Kongregation der Bürger zählt 180, die der Studenten 85 Sodalen. Die Moral

---

[1] *Austr. 49 und 142.

[2] Die Obern waren: Urban Purgleutner (Burgleuttner) 1646, Matth. Klincka Vizerektor 51 († 2. Juli 53), Urban Purgleutner Vizerektor, später Rektor, 4. Aug. 53, Georg Maurus 4. Aug. 56, Andr. Berndl (Werndl) 12. Okt. 59, Joh. Zieglmiller 15. Febr. 63, Daniel Camell 7. Dez. 66, Georg Hoffman 13. Mai 70, David Loy 20. Sept. 73. Joh. Lindelauff 20. Sept. 76, Aloys Greussing 6. Dez. 79, Kasp. Carl 20. Dez. 82, Wolfg. Windler 10. Febr. 86, Wolfg. Trautmanstorff 17. April 89, Georg Wismiller 20. Apr. 92, Paul Trefflinger 9. Juni 95, Aloys Haun 7. Sept. 98.

[3] Alex. Erhard, Geschichte der Stadt Passau (1864) 1, 248.

[4] A. a. O. 1, 253. Eine genaue Beschreibung gibt P. Bodler in seinem Sonntäglichen Predigerkurs (1697) S. 329 f. „Eine erschröckliche Brunst in der Stadt Passau 1662." Narratio habetur ex oculatis testibus et ex litteris a. P. Andr. Knechtl S. J. Collegii tunc Vice-Rectore, Passavio Oettingam, ubi Author tunc morabatur, dat. 10. Maji 1662.

[5] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 60.

hören 12. Drei Magistri lehren in den sechs Gymnasialklassen. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt 212[1].

Der Neubau des Kollegs war noch nicht lange vollendet, als eine zweite Brandkatastrophe am 29. Juli 1680 Kolleg, Kirche, Gymnasium und Seminar vernichtete[2]. Unverzagt legte man wieder Hand an. Der Neubau der Schule erreichte 1691 den dritten Stock und wurde im selben Jahre gedeckt. Erst im Laufe des Jahres 1696 am St. Markustage konnten die Gymnasialklassen in den neuen Schulbau übersiedeln, wohin die Vorlesungen über Kirchenrecht, Moral und über die in diesem Jahre zuerst begonnene Logik bereits mit Jahresanfang verlegt worden waren. Das über 30 Jahre unter der Asche begrabene Seminar, mit dessen Bau man 1689 begonnen, wurde 1693 vollendet infolge der Freigebigkeit des Bischofs Johann Philipp von Lamberg. Die beiden Studenten-Kongregationen, die nach dem ersten Brande der Stadt vereinigt worden waren, wurden 1692 wieder geteilt, die eine umfaßte die Studenten der Moral, Rhetorik und Poesie, die zweite die Schüler aus der obern und mittlern Grammatik. Die deutsche Bürger-Kongregation zählte im Jahre 1700 über 900 Mitglieder. Die Zahl der Kommunionen stieg von 16000 in den siebziger Jahren auf 20900 im Jahre 1684 und 26000 im Jahre 1699[3].

In der dem Kolleg von Passau inkorporirten Residenz **Traunkirchen** wohnten gewöhnlich vier Patres und zwei Brüder. Außer der Gutsverwaltung waren die Patres mit der Seelsorge betraut. Nach vielen eifrigen Mühen erhob sich an Stelle der niedergebrannten Kirche im Jahre 1652 ein prächtiger Neubau. Predigt und Christenlehre wurden mit großem Eifer besucht. Der Empfang der heiligen Kommunion stieg von 5900 im Jahre 1686 auf 8000 im Jahre 1691 und 10000 im Jahre 1699.

In einer Urkunde des Fürstbischofs Leopold Wilhelm dat. Passau 27. Jan. 1656 heißt es: Uns wurde zu verschiedenen Malen vorgetragen, wie daß die k. Salz Offizier und Arbeiter bei dem Gemunderischen Salz und Kammer Gutswesen an der Ebensee oder Langbat nit allein an den Sonn- und Feiertagen zur Anhörung des Gottesdienstes nach Traunkirchen über See schiffen, sondern auch mit der Seelsorg als Beichthören, Kommunizieren, Kindstaufen und Beiwohnung der Kranken und sterbenden Personen von dannen aus müssen versehen werden. Ob nun zwar die Patres Soc. Jesu, als welchen die pfarrlichen Verrichtungen wegen ihrer Residenz zu Traunkirchen zuständig, die Seelsorge ihrem bekannten Eifer noch emsiglich, jederzeit mit allem Fleiß ihres Teils verrichten lassen, kann sich zuweilen aber wohl zutragen,

---

[1] *Functiones Coll. Passav. 1665. Die Schüler zählten in der Rhetorik 25, Poesie 16, Syntax 25, Grammatik 24, Prinzip 32, Insima 78. — Nach den *Litt. ann. zählte man 1686: 297 (dabei 34 Moral- und Kirchenrecht), 1690: 385, 1692: 367, 1697: 414 (darunter 35 Moral- und Kirchenrecht und ebensoviele Logik und Physik).

[2] Erhard 1, 261. Genaueres 2, 100—109.

[3] Die Personenzahl des Kollegs schwankte zwischen 20—30. Von den 27 Insassen des Jahres 1692 waren 13 Priester, 6 Magistri und 8 Brüder. Von den Patres lasen zwei Moral, einer Kirchenrecht; die sechs Magistri besorgten die Klassen des Gymnasiums. — Die Rektoren waren: Steph. Eder steht schon im *Cat. brev. 50, also seit Ende 1649, Joh. Hafenegger 52, Gottfr. Wangnereck 14. Febr. 55, Andr. Knechtl 21. April 58, Heinr. Herding (Herdinck) 2. Nov. 61, Nik. Avancinus 23. Nov. 64, Mich. Sautter 16. Sept. 66, Mich. Heinz 5. Febr. 70, Mich. Sautter 6. Mai 73, Joh. Frey März (?) 76, Eberh. Heisperger 28. Jan. 77, Ferd. Acatius 24. April 80, Hieron. Milser 5. Nov. 82, Alois Matthäides 9. Jan. 86, Franz Dietrichstain 20. März 89, Christoph Stadlmayr 28. Mai 93 Ferd. Elwanger 22. Sept. 94, Euseb. Stainer 19. August 98.

[4] *Kop. Bibl. Stift Martinsberg *Hist. Resid. Traunkirch. Varia Scripta Traunkirchensia a P. Ign. Pohl collecta 1723—1739.

daß bei einfallendem rauhen Wetter und Wind, insonderheit aber zur Winterzeit sowohl wegen des gefährlichen Überschiffens als auch wegen des bösen weiten Wegs auch ohne alle Schuld der P.P. Soc. Jesu berührte Pfarrkinder in der Ebensee oder Langbat an den Gottesdiensten und dem Empfang der heiligen Sakramente notleiden müssen, indem bei solchen widerwärtigen Zeiten die notleidenden Pfarrkinder sowenig herüber als berührte P.P. hinüber ihnen beispringen können, so gern sie auch wollten. Zur Verhütung solcher Ungelegenheit ist für sehr nützlich und notwendig befunden worden, daß zu besagtem Ebensee oder Langbat ein Kapell erbaut und eine Kaplanei aufgerichtet, auch ein eigner Kaplan oder Priester daselbst aufgestellt würde, inmassen Ihre Röm. Kais. Majestät zu dessen Unterhaltung jährlich 300 fl. aus dero Salzgefällen allergnädigst verwilligt worden. Sodann sind mit obbemelten Patribus wegen Aufrichtung sothaner Kaplanei gewisse Conditiones auf unsere gnädigste Confirmation hin verglichen worden, wie dieselben wörtlich hier folgen:

1. Soll dem Gotteshaus Traunkirchen durch Haltung dieses Kaplans an seinen alten Gerechtigkeiten und Privilegien keineswegs präjudizirt werden und den P.P. Soc. Jesu daselbst allzeit freistehen, die Seelsorge zu Langbat entweder durch einen von dem Ordinarius approbirten Priester, als der Pfarrei Traunkirchen Kaplan, welcher der P.P. Disposition unterworfen sei, oder auch bisweilen durch ihre eigene P.P. administriren zu lassen.

2. Soll die jetzige Haus-Kapelle oder auch, wenn heut oder morgen eine neue Kapelle gebaut würde, allezeit auf der dortigen Einwohner oder Ihre K. Majest. Unkosten mit allen notwendigen Paramentis und andern zum Gottesdienst notwendigen Sachen genugsam versehen wie auch ein bequemer Ort zur Wohnung für den Kaplan eingeräumt und wie die Kapelle in gutem Stand erhalten werden.

3. Soll dieser Kaplan alle Sonn- und Feiertage den gewöhnlichen Gottesdienst verrichten, auch Sonntags Nachmittag für die liebe Jugend eine Kinderlehr halten, die heiligen Sakramente aber anders nit als in tempore necessitatis, oder wie in solchen oder andern Fällen den P.P. belieben wird, administriren. Zur Unterhaltung dieses Kaplans wird im Namen Ihrer K. Majest. aus dem Salzgut 300 fl. auf des P. Superiors von Traunkirchen Quittung gereicht werden, um den Kaplan dadurch in besserer Subordination und Verrichtung seines Amtes zu halten, gleichwie es auch mit dem Ischlerischen Kaplan und dortigen Pfarrer geschieht. Die Stola Parochialis soll aber dem Traunkircherischen Pfarrer unverkürzt bleiben.

4. Sollen die Langbater die Pfarr zu Traunkirchen allezeit für ihre Mutter erkennen und selbige an den Festen des Herrn, der allerś. Jungfrau und andern besondern Festen daselbst, wo sie nit in der Arbeit begriffen, besuchen; auch sonst soll es einem jeden unverhindert freistehen, wenn er ohne Versäumnis seines Dienstes oder seiner Arbeit abkommen kann, das Gotteshaus zu Traunkirchen zu besuchen. Zu alle diesem erteilt der Bischof hiermit auf Ersuchen seinen Konsens.

In Oberösterreich blieben die Kollegien auf dem alten Stand. Über das Kolleg zu **Linz** berichtet P. Thomas Dueller am 15. Januar 1660 an den General: Es steht gut mit dem Verhältnis zwischen Obern und Untergebenen und mit der Ordenszucht. In der Seelsorge arbeiten alle nach Kräften; einige aber, besonders Prediger, verlieren Zeit mit unnützen Besuchen. Die Schulen sind gut besucht und erfreuen sich ausgezeichneter Schüler. Was aber von mehreren Gymnasien der Provinz berichtet wird, ist auch hier zu beklagen, nämlich, daß fast alle Klassen viele Untaugliche aufweisen. Das Konvikt, das teils aus (zahlenden) Konviktoren, teils aus armen Studenten besteht, war noch vor zwei Jahren ziemlich blühend, nun aber geht es herunter, sowohl was Zahl als Qualität der Zöglinge betrifft;

die Musik ist fast ganz verfallen. Die Schuld scheint einzig bei dem kränklichen und kleinlichen Regens zu liegen, der für das Wichtige kein Auge hat und keine Autorität besitzt. Die vier Kongregationen gehen gut voran. Die finanzielle Lage scheint sich eher zu verschlechtern als zu verbessern. Die Zahl der Untertanen soll sich allmählich vermindern durch die Härte des Prokurators und dessen Gehülfen, eines jungen Laienbruders. Derselbe ist zu wenig Ordensmann, herrschsüchtig und bequem. Früher strömten die Bauern zu uns, um freistehende Güter zu kaufen, jetzt scheuen sie davor zurück. Die Hauptschuld gibt man dem Prokurator, der sich zuviel anmaßt. Bei den Auswärtigen, Bürgern, Adel und Prälaten stehen wir in gutem Ruf: sie alle nehmen unsere geistlichen Dienste oft in Anspruch[1].

Näheres über die Arbeiten erfahren wir aus dem Arbeitsbericht von 1665[2]: In unserer Kirche sind gewöhnlich 10 Beichtväter beschäftigt, an höhern Festen 15. Fast täglich kommunizieren 12, an Sonn- und Festtagen gegen 80, an großen Festen gegen 2000. Predigten sind in der Pfarrkirche, die wir als Kirche benutzen, zwei, ebenso zwei in der Marienkirche, wo die Studenten zusammenkommen. Auch bei St. Nikolaus am Ufer predigt ein Pater. Fastenpredigten werden in der Pfarrkirche gehalten, Mittwochs und Freitags. An dem ersten Sonntag im Monat und Quatember ist ebenfalls Predigt. Christenlehre halten das Jahr hindurch drei Patres in der Pfarrkirche, in der Marienkirche und St. Nikolaus. Die Sorge für fünf Krankenhäuser und das Leprosenhaus haben zwei Patres, für die Kerker ein Pater. Die Kongregation der Herrn zählt 50, der Bürger 400, der Studenten 150, die Todesangstbruderschaft 4000 Mitglieder. Die Zahl der Schüler beträgt 341[3]. Das Konvikt hat 36 teils arme, teils zahlende Zöglinge. Soweit der Bericht. Die Zahl der Personen schwankte zwischen 30—40, im Jahre 1700 waren es 39 (21 Priester, 5 Scholastiker, 13 Brüder).

Die Schule in Linz entwickelte sich in erfreulicher Weise. Um den Landeskindern die Fortsetzung der Studien in Linz selbst zu ermöglichen, kamen die Stände am 30. August 1669 mit den Jesuiten überein, auch die philosophischen Studien dem Gymnasium anzugliedern. Im Jahre 1669/70 sollte die Logik, 1670/71 die allgemeine Metaphysik und Physik, 1671/72 die besondere Metaphysik, Moral und Kirchenrecht folgen. Nach Vollendung des ersten dreijährigen Kursus in der Philosophie fand Herbst 1673 eine feierliche Disputation aus der gesamten Philosophie mit gedruckten Thesen statt. Im selben Jahr wurden die Vorlesungen in der Moral und im Kirchenrecht begonnen. Einen weltlichen Professor für Zivilrecht stellten die Stände im Jahre 1697 an. Die Einführung fand am 5. Dezember dieses Jahres statt. Der Katalog von 1679 zählt für die höhern Studien acht Professoren auf: einer lehrt Kirchenrecht, zwei Moral, einer Metaphysik, einer Physik, einer Logik, einer Ethik, einer Mathematik und fünf für das Gymnasium, je einer für Rhetorik, Poesie, Syntax, Grammatik, Prinzip. Mit der Erweiterung der Studien wuchs auch die Zahl der Studenten. Hatte sie vorher zwischen 290—330 betragen, so stieg die Zahl im Jahre 1697 auf fast 500 (491), 1698 auf 540, 1699 auf 624; von letztern entfielen auf die höhern Studien 211, auf das Gymnasium 413; davon gehörte der fünfte Teil dem höhern und niedern Adel an.

Unter den Schülern der Rhetorik im Jahre 1651 befand sich auch der spätere berühmte Verteidiger von Wien Graf Rüdiger von Starhemberg. Als im Jahre 1683

---

[1] *Orig. Austr. 21, 341. — Vergl. Gaisberger, Geschichte des Gymnasiums zu Linz, Bericht des Museums 1855. O. Schmid, Das ehemalige Kollegium der Jesuiten in Linz 1881. G. Kolb, Mitteilungen über das Wirken der Jesuiten in Linz 1908.

[2] *Functiones Coll. Linc. in Austr. 142.

[3] Rhetorik 63, Poesie 43, Syntax 65, Grammatik 49, Prinzip 56, Infima 65.

das oberösterreichische Aufgebot die Wacht an der Enns bezog, schlossen sich freiwillig 20 Jesuiten und 30 Studenten an; nach der Befreiung Wiens kehrten sie nach Linz zurück.

Die fortschreitende Entwicklung des Kollegs zeigen auch die großen Bauten dieser Zeit. Am 9. Juli 1652 wurde der Grundstein für den Kollegsbau gelegt. Der erste Teil des Kollegs erstand gerade an der Stelle, wo 50 Jahre früher P. Scherer mit seinen Genossen die erste Unterkunft gefunden hatte. Der von der Stadt überlassene Pulverturm wurde 1655 zu Krankenzimmern mit Krankenkapelle eingerichtet. Im folgenden Jahre folgte der Bau des Speisesaals und 1657 konnten die Jesuiten im neuen Gebäude Wohnung nehmen. Der Trakt für die Schulen wurde erst 1669 ausgebaut. Im Jahre 1696 beschlossen die Stände, ein neues Schulgebäude mit einem Kostenaufwand von 12000 fl. zu errichten.

Im Jahre 1669 erfolgte am 31. Juli die Grundsteinlegung für die neue Kirche. Bis 1673 war sie unter Dach. Am 4. September 1678 wurde die Kirche von dem Fürstbischof von Passau, Graf von Pötting, eingeweiht. Die im Barockstil gebaute Kirche bildet ein Langschiff mit großem Chor. Die Fassade mit ihren beiden massiven Türmen ist großartig und geschmackvoll. Der weitere Ausbau und der große Hochaltar waren erst Ende 1682 fertig. Im Jahre 1689 erhielt die Kirche vier schöne Glocken, die ein Regensburger Meister für 4000 fl. gegossen hatte. Die große Glocke im Gewicht von über 90 Zentner wurde 1690 in Linz gegossen und kostete allein 3000 fl., die ein Jesuit aus seinem Vermögen gestiftet hatte. Der Bau der Kirche war beschleunigt worden, weil die Minoriten wieder ihr altes Kloster bezogen und 1679 auch die dazu gehörende Marienkirche zurückerhalten hatten. Diese hatten die Jesuiten benützt; sie verglichen sich jetzt mit den Minoriten über die teilweise Weiterbenützung bis zur Fertigstellung der neuen Ignatiuskirche.

Außer der Predigt in ihrer Kirche hatten die Jesuiten auch ständig die Predigt in der Pfarrkirche. Der Bischof von Passau Leopold bestätigte 1659 (?) das Recht, Pfarrkirche und Pfarrkanzel benützen zu dürfen. Gewöhnlich waren fünf Patres als Prediger beschäftigt. Als Orte, wo öfters ausgeholfen wurde, werden Wartberg, Schwertberg, Altenhoven, Steiregg, Hogenberg und Reichenau genannt. Die Zahl der Kommunionen stieg gegen Ende des Jahrhunderts auf 50000[1].

In einem Berichte des P. David Teuffenpacher an den General vom 25. Januar 1660, der über die geistliche Zucht und die Arbeiten des Kollegs von Steyr sich günstig ausspricht, heißt es von dem Gebäude: Der Kollegsbau ist sehr alt, die Gänge und die Pforte sind eng und dunkel. Es wäre deshalb zu wünschen, daß der Neubau, der in diesem Jahre unter Dach gebracht worden ist, im folgenden Jahre vollendet würde, damit die Unsrigen besser wohnen und von den zerfallenen und gefährlichen Winkeln befreit werden[2]. Ein Flügel des Baues, zu dem August 1657 der Grundstein gelegt worden, wurde 1661 fast vollendet.

Über die Arbeiten in Kirche und Schule erfahren wir aus einer Übersicht vom Jahre 1665: In unserer Kirche sind gewöhnlich acht Beichtväter, an höhern Festen dreizehn. Es empfangen die heilige Kommunion in unserer Kirche fast täglich drei bis fünf, an den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen gegen 100, an den höheren

---

[1] Die Rektoren waren: Mich. Pratinschik 1650, Eberh. Erthal 19. April 53, Thom. Dueller 19. April 56, Joh. Pleugg 3. Mai 59, Franz Jöraerer 18 Aug. 62, Ant. Callovius 13. Okt. 65, Mich. Marck (Nov. ?) 68, Balth. Geraldin 11. Nov. 71, Christoph Stettinger 18. Nov. 74, Adam Dillherr (Dilherr) 7. Juli 76, Franz Dietrichstain 9. Juli 79, Franz Voglmayr 14. Okt. 82, Heinr. Juncker 2. Juli 84, Ignaz Kriechbaum 6. Jan. 88, Christoph Hörman 11. Juni 90, Gabr. Fröhlich 21. Sept. 93, Sigism. Gleispach 15. Jan. 97, Georg Waldschacher 8. März 1700.

[2] *Orig. Austr. 21, 349.

Festen 800. Gepredigt wird an allen Sonn- und Festtagen, und in der Fastenzeit auch an allen Mittwochen. Christenlehre ist an allen Sonntagen in unserer Kirche und Freitags in drei Kapellen innerhalb und außerhalb der Stadt. Die Hospitäler, Herrenhaus und Bruderhaus, besorgen drei Patres. Die Bürgerkongregation zählt 400, die der Gymnasiasten 79, die Todesangstbruderschaft 2000 Mitglieder. Das Gymnasium besuchen 138 Schüler, davon sind im Konvikt zum heiligen Schutzengel 20[1].

Von den Arbeiten wird in andern Berichten noch hervorgehoben: der fleißige Besuch der Volksschulen, wo man Beicht- und Kommunionunterricht erteilte, ferner die 1658 erfolgte Errichtung der Todesangstbruderschaft, bei deren Versammlungen auch kleinere szenische Darstellungen dargeboten wurden. Auch hier stieg durch die Bruderschaft der Empfang der Sakramente ganz bedeutend. In manchen Jahren betrug derselbe 20—24000.

Nach Berichten, die 1671 in Rom einliefen, war der finanzielle Zustand des Kollegs ein verzweifelter, so daß sogar die einstweilige oder dauernde Auflösung des Kollegs in Frage kam. Die Einkünfte, von denen 15 Personen hätten unterhalten werden können, gingen nicht ein; die vorhandenen 21 Personen lebten von einem Kapital, für das man Zinsen bezahlen mußte. In den folgenden Jahren erholte sich aber das Kolleg soweit, daß die Gefahr einer Auflösung als beseitigt gelten konnte[2].

In Steiermark behauptete **Graz** seinen alten Rang. Nach Wien blieb Graz die bedeutendste Niederlassung in Österreich. Schon die große Anzahl der in Graz weilenden Jesuiten läßt das erkennen. Zählte das Kolleg ja durchschnittlich 150 Personen, von denen gegen 30 Priester, 100 Scholastiker (Theologen und Philosophen) und 20 Laienbrüder waren. Von diesen kamen auf die höhern Studien 13 Professoren, nämlich für Scholastische Theologie 2, Moral 2, Heilige Schrift 1, Hebräisch 1, Kontroverse 1, Kirchenrecht 1, Philosophie 3, Ethik 1, Mathematik 1 und auf die 6 Klassen des Gymnasiums 6 Lehrer. Die Schülerzahl betrug durchschnittlich 1200, in einigen Jahren aber wie 1678 und 1697 stieg sie bis auf 1500[3].

Auch in der Seelsorge waren viele Patres beschäftigt. Der Arbeitsbericht von 1665 zählt auf: Beichtväter in unserer Kirche sind gewöhnlich 20, an größern Festen 24. Täglich kommunizieren 6, an Sonn- und Festtagen 400, an höhern Festen 3500. In unserer Kirche predigen an Sonn- und Festtagen 2 Patres, an den Freitagen der Fastenzeit 1. Viele Ausflüge in andere Pfarreien finden statt besonders zur Weihnachts- und Osterzeit; Scholastiker gehen als Prediger mit. Christenlehre ist an allen Sonn- und Festtagen in unserer Kirche, in andern

---

[1] Die Schüler verteilten sich auf Rhetorik 26, Poesie 16, Syntax 20, Grammatik 21, Prinzip 28, Parva 27. *Functiones Coll. Styr. 1665 Austr. 142. Im Jahre 1688 zählte man 98, 1690 106 Schüler. *Litt. ann.

[2] Oliva an den Provinzial 9. Januar und 14. Juni 1672, 21. Juli 1674. — Der Personenstand betrug in den 50er Jahren 16 bis 17, in der spätern Zeit 18 bis 22, 10 bis 12 Priester, 3 Magistri, 7 bis 8 Brüder. — Die Rektoren waren: Eustach. Sthaal 1650, Albert Wilpenhofer 10. Juni 54, Joh. Liberius 26. Aug. 57, Jak. Topff 2. Okt. 61, Christoph Schenck 4. Dez. 64, Alex. Pestaluz (Aug.?) 68 Jak. Topff 8. Septemb. 71, Joh. Zieglmiller 21. Nov. 74, Andr. Olipez 6. Dez. 77, Georg Nizl 10 Jan. 82, Gregor Dinhoffen 5. Febr. 86, Aloys Greussing 1. Mai 89, Ant. Dercken 91, Paul Ottendorffer 29. Okt. 94, Max Morgen 23. Okt. 97, Christoph Bitterkraut 3. Nov. 1700.

[3] Die Studenten des Jahres 1697 verteilen sich wie folgt: Dogma 144, Moral 44, Metaphysik 88, Physik 89, Logik 182, Rhetorik 94, Poesie 106, Syntax 117, Grammatik 158, Prinzip 119, Parva 164.

Kirchen außerhalb der Stadt wird sie von 5 Scholastikern gegeben[1]. Die Seelsorge haben für die Besatzung der Burg ein Pater, für Bürgerhospital und das sogenannte kleine Lazarett zwei Patres, für die Kerker ein Pater. Dazu kommen die sieben Kongregationen und Bruderschaften. Die marianische Kongregation der verheirateten Bürger (650), der Handwerksgesellen (350), die lateinische für Theologen und Philosophen (321), der Rhetoriker und Poeten (208), der Syntaxisten und Grammatiker (223), die Heilig-Geist-Kongregation im Konvikt (49), die Todesangstbruderschaft für jedes Alter und Geschlecht (12602). Die Zahl der Kommunikanten in der Jesuitenkirche stieg in diesem Jahre (1665) auf 85000[2]. Im Konvikt vom Heiligen Geist waren 49, im Ferdinandeum 66 Zöglinge[3].

Ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Grazer Kollegs bildet dessen unermüdliche Sorge für kranke Soldaten und Dienstboten, für hungernde Studenten, von denen täglich neunzig an der Pforte gespeist wurden, für die Pestkranken, denen man leibliche und geistliche Pflege mit eigener Lebensgefahr zuteil werden ließ[4].

Zu Graz gehörte die Residenz **Millstadt** (Mühlstadt) mit ihren großen Besitzungen. Es weilten dort durchschnittlich vier Patres und zwei Brüder. Sie besorgten die sonntäglichen Predigten, Christenlehren und eine Kongregation. Eine kleine lateinische Schule, die ein Weltpriester versah, der zugleich in der Pfarrseelsorge aushalf, brachte einige wenige Schüler bis zur Grammatik. Sehr gerühmt wird der Eifer der umwohnenden Bergbewohner, die selbst im härtesten Winter nicht versäumten, zur Predigt zu kommen, in der Nacht brachen sie auf, um schon vor Tagesanbruch vor der noch nicht geöffneten Kirchentüre zu stehen. Die Zahl der Kommunionen wird mehrere Male mit über 7000 angegeben. Wegen der Jurisdiktionsbefugnisse kam am 5. Mai 1659 ein Vergleich mit Salzburg zustande, der verschiedene strittige Punkte endgültig regelte[5].

Im Kolleg zu **Leoben** waren nach dem Bericht von 1665 gewöhnlich fünf Beichtväter tätig, an höhern Festen sieben. Kommunionen zählte man an Werktagen gegen 20, an Sonn- und Festtagen 130, an höhern Festen bis zu 1000. In der Jesuitenkirche predigten an Sonn- und Festtagen zwei Patres. Ausflüge fanden häufig statt, besonders zu Weihnachten und Ostern und zwar nach Eisenerz, Vordernberg, Traffaiach, Tragöß, St. Veit usw. Christenlehre war jeden Sonntag, außerdem in der Fastenzeit jeden Sonntag in fünf verschiedenen Pfarreien. Die deutsche Männerkongregation zählte 250, die lateinische Studentenkongregation

---

[1] Später (schon 1677) wurde die Christenlehre jeden Sonntag in zwölf Kirchen gegeben.

[2] Der Durchschnitt der Kommunionen war 80—85000, im Jahre 1700 war die Zahl auf ca. 77000 gesunken.

[3] Die Schülerzahl von 1665 betrug 1118: Schol. Theologie 170, Moral 26, Metaphysik 66, Physik 79, Logik 140, Rhetorik 95, Poesie 112, 1. Grammatik 120, 2. Grammatik 94, 3. Grammatik 84, Infima 132.

[4] Die Rektoren waren: Franz. Amicus Vizer. 1650, Mich. Sicuten 51, Joh Berthold 5. Okt. 53, Joh. Hasenegger 5. Okt. 56, Mich. Sicuten 5. Okt. 59, Bernh Geyer 7. Jan. 63, Joh. Berthold 21. Febr. 66, Mich. Sicuten 68, Nik. Avancinus 7. Febr. 72, Mich. Sicuten 10. Nov. 75, Korn. Gentilotti 5. März 79, Mich. Sicuten 23. Okt. 81, Balth. Miller 28. Okt. 82, Peter Mercas 3. Jan. 85, Franz Voglmayr 25. Febr. 88, Ladisl. Sennyey 24. Nov. 91, Franz Siserus 95, Joh. Deipotovich 3. Mai 99. — Nach dem Catalogus tertius betrugen die reinen Einkünfte des Grazer Kollegs (besonders aus Millstadt [Mühlstadt] in Kärnten) 14 bis 15000 fl. Von diesen konnten unterhalten werden 120 bis 130 Personen, es wurden aber tatsächlich, wie bemerkt, 140 bis 150 Personen unterhalten. 1690 sind die Einkünfte 29960 fl., die Lasten 15833 fl., blieben 14127 fl. Davon wurden 138 Personen unterhalten. Im Jahre 1700 Einkommen 36900 fl., Lasten 15240 fl., Rest 21660 fl. für 151 Personen.

[5] Vergl. Kap. Seelsorge.

69 Mitglieder. Die Schule hatte mit Ausschluß der repetierenden jungen Jesuiten, 100 Schüler, das St. Joseph Konvikt 13 Zöglinge, darunter 8 Stiftlinge[1].

Die Witwe Maria Tessalonin stiftete am 25. November 1685 ein Kapital von 4500 fl. zum Unterhalt von drei weitern armen Studenten im Seminar des heiligen Joseph. Sie müssen Talent zum Studieren haben und werden Alumnen der allerseligsten Jungfrau genannt, zu deren Ehren sie blaue oder violette Kleidung tragen. Sie sollen fähig sein, im Laufe der Zeit die Priesterweihe zu empfangen, sind aber nicht dazu verpflichtet. Eine besondere Verpflichtung besteht in dem Erlernen der Musik, um so in der Jesuitenkirche beim Gottesdienst helfen zu können. Weil das Präsentationsrecht die Quelle vieler Streitigkeiten zwischen den Verwandten zu sein pflegt und auf diese Weise nicht selten auch vermögende oder gänzlich unfähige Studenten aufgedrängt werden, soll zur Verhinderung solcher Mißstände das Recht der Aufnahme und Ausschließung einzig und allein dem Rektor des Kollegs und dessen Nachfolgern zustehen[2].

Die Personenzahl des Kollegs war zu gewöhnlichen Zeiten 30—40: 10 bis 12 Priester, 3—4 Magistri, 7—10 Repetenten, 10—12 Brüder. Zeitweise beherbergte aber das Haus gegen 50—100 Jesuiten, so Novizen 1655 und 1687/89 und Patres der dritten Probation 1684, 1686 und 1700. Die Zahl der Repetenten stieg in den 90er Jahren auf 18—19. Die Schülerzahl blieb ziemlich gleich auf 100; 1689 waren es ausnahmsweise 181, 1699 wieder einige Zehner über 100. Von Bruderschaften erfreute sich die von der heiligen Familie Jesus Maria und Joseph eines großen Zulaufes. An ihrem Hauptfeste Epiphanie empfingen 1699 gegen 2000 ihrer Mitglieder, Männer und Frauen, die heilige Kommunion. Im Jahre 1660 gründete P. Christoph Jauschitz in dem zwei Meilen von Leoben entfernten Vordernberg die St. Barbara-Bruderschaft für die Bergknappen und Werksarbeiter. Ihr sichtlicher Einfluß auf die Verbesserung der Sitten versetzte selbst die Beamten in Verwunderung. Im Jahre 1661 zählte die Bruderschaft 800 Mitglieder, von denen 600 am Feste der heiligen Barbara die Sakramente empfingen[3]. Einer besondern seelsorglichen Unterstützung des Kollegs in Leoben erfreute sich alljährlich der Wallfahrtsort Neustifft, wo das ganze Jahr hindurch, besonders aber in der Pfingstoktav viele Prozessionen aus Steiermark, Kroatien und den von den Türken besetzten Gebieten ihre Andacht verrichteten.

Als beim Türkeneinbruch 1683 Flüchtlinge aus Wien auch nach Leoben kamen, protestierte eine Zweierdeputation beim Bürgermeister gegen die Aufnahme der von Wien und anderswoher flüchtenden Jesuiten. Der Bürgermeister beschied die Leute abschlägig, versprach aber, bei einer etwaigen Belagerung keinen Jesuiten oder sonstigen Geistlichen aus der Stadt zu lassen. In Vordernberg und Eisenerz reizte ein lügnerischer und pflichtvergessener Maier des Kollegs das Volk auf. Infolgedessen beteiligten sich auch Knappen und Holzknechte an einem Aufstand gegen die Jesuiten und der Verwüstung eines ihrer Güter. Als von Vordernberg drei Jesuiten nach Leoben flüchteten, hielt ein übelbeleumundeter Mensch den Wagen an und beschimpfte die Patres[4]. So glaubte in Leoben wie an andern Orten der Pöbel in den Kriegsdrangsalen sein Mütchen an den Jesuiten kühlen zu dürfen[5].

---

[1] Rhetorik 15, Poesie 16, Syntax 18, Grammatik 21, Prinzip 18, Infima 12. *Functiones Coll. Leob. 1665 Austr. 142.

[2] *Kop. Austr. 22, 45.

[3] Peinlich, Grazer Progr. 1870 S. 64. *Litt. ann. Austr. 1661.

[4] Mitteilungen des histor. Vereins für Steiermark 31 (1883) 91 f.

[5] Die Rektoren waren: Mart. Klingenberger 1649, Adam Aböbt 52, Christoph Piripach 15. Sept. 55, Kornel. Gentilotti 29. Sept. 58, Mich. Estmor 3. Januar 63, Ferd. Acatius

In dem kleinen Kolleg von **Judenburg** wirkten nur wenige Patres, 3 Magistri und 6—8 Brüder. Es kamen aber dazu die Patres der dritten Probation in der wechselnden Zahl von 10—20, so daß das ganze Haus je nach dieser schwankenden Zahl 20—40 Personen zählte. Die sechs, zu je zwei vereinigten Klassen (Rhetorik bis Parva) besorgten 3 Magistri. Die Schülerzahl überstieg nie 100[1]. Für das St. Josephs Konvikt, das man November 1646 ohne Fundation angefangen, wurde durch die Stiftung eines Jesuiten ein abgabenfreies Haus gekauft und eingerichtet (November 1688); allmählich kam soviel Geld zusammen, daß drei Stiftlinge unterhalten werden konnten[2].

In der Seelsorge waren 6—10 Beichtväter beschäftigt, die Zahl der Kommunizierenden stieg aber selbst an höhern Festen nicht über 1000 (1665). Außer der üblichen Predigt und Katechese, der Sorge für Hospital und Kerker, leitetendie Patres noch eine Bürgerkongregation und eine Studentenkongregation, die 1665 150 und 58 Sodalen zählten. Die Tertiarier entfalteten besonders in den Festzeiten eine rege Tätigkeit in den benachbarten Pfarreien, so in Pöls, Weißkrchen, Pfanstorf usw.

Einen großen Fortschritt für Judenburg bedeutete die 1658 vollendete Kirche mit sechs Altären; sie wurde 1659 eingeweiht. Mit gleichem Eifer wurde dann der Neubau des Kollegs betrieben. Die vier Seiten des Quadrums waren 1659 fertig. Als dann 1699 ein Teil des Kollegs und der Kirche abbrannte, gelang es 1701 die Kirche und den Haupttrakt des Kollegs wieder unter Dach zu bringen. Bei dem Brande kam P. Michael Marck um; er war die Ursache des Brandes gewesen, indem er mit dem Lichte einem Vorhange zu nahe kam.

Als besonders großartig für die kleine Stadt, und als sehr ergreifend für die ganze Bevölkerung, werden die Katechismus-Prozessionen geschildert. Dieselben fanden einmal im Jahre statt und alle Kinder, denen man in und außerhalb der Stadt Christenlehre gab, nahmen daran teil. Im Jahre 1552 stieg die Zahl der Teilnehmer auf 3000. Die Studentenkongregation hatte in diesem Jahre einen großen Triumphwagen für die Prozession gestellt. Über Jupiter und Neptun, den Beherrschern von Land und Meer, thronte auf hohem Sitz, der über die zweiten Stockwerke der Häuser reichte, die Doctrina christiana (Christenlehre). Die Doctrina sang und spielte auf der Harfe, und wies hin auf die Tugenden, die ihren Wagen umgaben. Bei der Jesuitenkirche angekommen wurden die Kinder, deren Menge die Kirche nicht fassen konnte, auf zwei weitere Kirchen verteilt; in allen drei Kirchen wurden Ansprachen gehalten und die Kinder mit kleinen Prämien beschenkt, für die erwachsenen Teilnehmer war Gelegenheit zur Beicht und Kommunion geboten. Ein anderes Mal (1655) wird geschildert, wie die Kinder nach Pfarreien getrennt mit besonderer Fahne von dem eigenen Pfarrer geführt wurden; die Knaben bekränzt, die Mädchen im Brautkleid, alle Zünfte mit ihren Fahnen, der Magistrat, Bürger und Adel nahmen teil. Der Eindruck dieser Katechismus-Prozessionen wird als ein großer und auch sehr heilsamer geschildert, ganz besonders für den Empfang der heiligen Sakramente. Die Kommunionen stiegen von 15000 im Jahre 1673 auf 17000 im Jahre 1691 und 21000 im Jahre 1700[3].

(Achatius) 28. Februar 66, Ludw. Wechtler 10. März 69, Kasp. Fieger 8. Sept. 73, Franz Siserus 13. Sept. 76, Christoph Stadlmayr 4. März 80, Ign. Kriechbaum 12. Mai 83, Christoph Stadlmayr 19. Mai 86, Mart. Piazoll 29. Septemb. 89, Alex. Liscutin 13. April 92, Georg Wismiller 6. Juli 95, Wolfg. Eggendorffer 2. Okt. 98.

[1] Im Jahre 1665 81: Rhetorik 7, Poesie 10, Syntax 24, Grammatik 16, Prinzip 13, Infima 11. 1655 waren es 90.

[2] *Fund. Austr. 3, 1 ff.

[3] Die Rektoren waren: Georg Platzer (Plazzer) 1647, Adam Santjoanesser Mai 51, Mich. Cobella 20. Juli 53, Ferd. Herberstein 10. Okt. 56, Ignaz Port 12. Okt. 59, Otto Schimonski

Der Arbeitsbericht von 1665 weist für **Klagenfurt** folgende Angaben auf: In unserer Kirche sind gewöhnlich 10, außergewöhnlich 18 Beichtväter tätig. Es empfangen die heilige Kommunion täglich 6, an Sonntagen gegen 50, an höhern Festen 1000[1]. In unserer Kirche predigen an allen Sonn- und Festtagen 2 Patres, ferner einer an den Freitagen der Fastenzeit, Christenlehre hält an allen Sonn- und Festtagen 1 Pater. In der Landschaftskapelle predigt ein Pater an allen Sonn- und Festtagen slavonisch. Für Spitäler und Kerker sorgt ein Pater. Die deutsche Bürgerkongregation zählt 300, die Todesangstbruderschaft über 4000 Mitglieder. Die größere lateinische Kongregation, welche die Vornehmen der Provinz, Klöster, Theologen, Philosophen, Rhetoriker und Poeten umfaßt, hat 270 Mitglieder, die kleinere Kongregation aus Syntax, Grammatik und Prinzip 191. Die Zahl der Studierenden beträgt 629, davon war ein starkes Fünftel aus dem höhern und niedern Adel[2]. Im Seminar befinden sich 14 Musiker (Stiftlinge) und zwölf Konviktoren[3].

Von den durchschnittlich 30—40 Insassen des Kollegs (15—20 Priester, 4 bis 6 Magistri), waren 8 für die höhern und 5—6 für die niederen Studien beschäftigt. Im Jahre 1652 hatte der Kanzler Leonh. Scherer eine Stiftung von 50000 fl. errichtet für einen Professor des Kirchenrechts, zwei Professoren der Moral und fünf der Philosophie. Im Jahre 1653 begannen die Vorlesungen[4]. Der dritte Professor der Philosophie, sowie je ein Professor für Mathematik und Ethik hielten ihre ersten Vorlesungen im Jahre 1655. Im Jahre 1656 wurde der erste vollständige Kurs mit 24 Studenten vollendet, und in demselben Jahre war die erste öffentliche Disputation aus dem Kirchenrecht nach gedruckten Thesen. Um die Disputationen überhaupt feierlicher zu gestalten, versprachen im Jahre 1678 die Provinzialstände von Kärnten eine alljährliche bestimmte Summe für Druck und schöne Ausstattung der Thesen von neun hervorragenderen Disputanten.

In deutscher Sprache predigten drei Patres, in krainischer einer. Auswärts wurde ebenfalls deutsch und krainisch gepredigt. Christenlehren waren drei: in der Jesuitenkirche, in Heiligen Geist und bei den Ursulinen. Im Jahre 1661 wurde die Todesangstbruderschaft eingeführt und später eine Kongregation des heiligen Ignatius errichtet für Priester mit dem besondern Zweck der Förderung der geistlichen Übungen des heiligen Ignatius.

In der zu Klagenfurt gehörenden Residenz Eberndorf waren 1651 vier Priester und drei Brüder. Predigt und Christenlehre wurden an allen Sonn- und Festtagen gehalten; an Sonntagen empfingen jeweils 20 die heilige Kommunion; die Zahl der Kommunikanten an höhern Festen betrug 500. In der Priester-Sodalität vom heiligen Ignatius waren 50, in der Josephs-Bruderschaft 500 Mitglieder. Eine kleine Trivialschule zählte 15 Schüler (1665). Nach langer Unterbrechung wurde auf inständige Bitten des Rektors von Klagenfurt endlich im Jahre

17. Febr. 63, Mich. Sicuten Vizerekt. 65, Joh. Pfleger 24. Juni 65, Mark. Terlacher 5. Sept. 66, Joh. Lindelauff 69, Jonas Wärgl 3. Okt. 72, Joh. Merskraut 17. Okt. 75, Wolfg. Trautmannstorff 22. Dez. 78, Ernst Pesler 12. Febr. 82, Adam Wundegger 12. März 85, Andr. Schweiger 26. Apr. 88, Bernh. Geiger 29. Mai 91, Mich. Mell 31. Mai 94, Joh. Päls 12. Juni 97, Franz Schmidl 2. Nov. 1700.

[1] In den Jahren 1673 bis 1700 schwankten die jährlichen Kommunionen zwischen 32000 bis 36000.

[2] Moral 25, Metaphysik 35, Physik 39, Logik 69, Rhetorik 68, Poesie 57, Syntax 95, Grammatik 90, Prinzip 74, Infima 77. In den folgenden Jahren sank die Zahl etwas, später stieg sie über 600; 1694: 686, 1697: 641, 1700: 536.

[3] *Functiones Colleg. Clagenfurt. 1665. Austria 142, 7.

[4] Nickel an den Rektor Gerb 7. März 1654 *Ad Austr. Man hatte sogar vorgehabt, den Namen einer Akademie anzunehmen. Nickel an Gerb 15. November 1653.

1700 von dem Lavanter Bischof Franz Kaspar von Stadion, der zugleich Salzburger Generalvikar für das Lavanter Tal war, in Ebberndorf das Sakrament der Firmung gespendet. Aus Nah und Fern strömten über 4000 Firmlinge herbei [1].

Über den Stand des Kollegs in **Laibach** erstattete P. Andreas Jankowitsch am 30. Januar 1660 Bericht an den P. General. Nachdem er seine Zufriedenheit mit dem geistlichen Zustand des Kollegs erklärt, fährt er fort: Die sechs untern Klassen und die Vorlesung der Casus sind gut besucht. Die Seelsorge wird fruchtreich und zur Zufriedenheit der Weltleute besorgt, sowohl durch die Krankenbesuche bei Tag und bei Nacht, als auch im Beichtstuhl. Es vergeht kein Tag, an dem nicht einige die heilige Kommunion empfangen; an den Sonn- und Festtagen sind es immer viele, ganz besonders aber an den Sonntagen der Generalkommunion, so daß die krainischen Beichtväter kaum ausreichen und manche schnell abgefertigt werden müssen, damit die andern noch darankommen. Den Zudrang kann man daraus entnehmen, daß in einem Jahre gegen 30000 Kommunikanten allein in unserer Kirche gezählt wurden, nicht gerechnet die große Zahl derer, die bei uns gebeichtet aber in andern Kirchen die Kommunion empfangen haben. Drei Predigten werden an allen Sonn- und Festtagen gehalten, zwei in unserer Kirche, die dritte in der Kathedrale. Zulauf und Frucht sind erfreulich besonders bei den krainischen Predigten. Nicht geringer ist der Erfolg der Christenlehre, die auch von Erwachsenen besucht wird [2].

Genauere Einzelheiten gibt der Arbeitsbericht von 1665: In unserer Kirche sind gewöhnlich 9 Beichtväter tätig, an größern Festen 14. Es kommunizieren fast täglich 10, an Sonntagen gegen 200, an größern Festen 700 [3]. In unserer Kirche predigt je ein Pater an allen Sonn- und Festtagen krainisch und deutsch. Ebenso sind die Predigten an den Freitagen der Fastenzeit und der Quatember krainisch und deutsch. In der Kathedrale predigt ein Pater an allen Sonn- und Festtagen krainisch. Ebendort finden für die Kongregation vom allerheiligsten Sakramente in einer eigenen Kapelle öfters im Jahr Ansprachen in krainischer Sprache statt. Die Christenlehre, die beiden Hospitäler und die beiden Kerker besorgen je ein Pater. Die verschiedenen Kongregationen leiten 4 Patres. Die Todesangstbruderschaft zählt 6300 Mitglieder, die deutsche Sodalität 530, die größere Studentenkongregation 200, die kleinere 178. Die Studenten zählen 605 [4]. Das Konvikt unter einem Pater und Magister hat 50 Zöglinge, davon waren 24 Stiftlinge.

Die Schülerzahl hob sich besonders in den 90er Jahren: 1693 auf 679 und 1694 auf nahezu 700. Von den 15 Priestern und 5—6 Magistri des Kollegs, wirkten sechs für die 6 Klassen des Gymnasiums und zwei für die Vorlesungen der Moral.

Der oberste Beamte von Krain, Graf Wolfgang von Auersberg faßte 1652 den Plan, ein neues Schulgebäude zu errichten. Außer einem großen Hof und Haus, bestimmte er dafür 5000 fl. Der Bau konnte 1654 bis zum Dach geführt, und 1658 in Benützung genommen werden. Die Hauptkosten des Baues hatten

[1] Die Rektoren waren: Georg Agricola 1648, Joh. Hafenegger 52, Joh. Gerb 2. Okt. 53, Andr. Guetsold (Guettsold) 23. Okt. 55, Joh. Frey 6. Febr. 59, Karl Sinich (Sinig) 23. Jan. 63, Kornel. Gentilotti 13. Juni 66, Franz Jörgerer vor dem 14. Dezember 69, Hieron. Milser 1. Nov. 72, Franz Pizzoni 9. Febr. 76, Kasp. Fieger 19. März 79, Franz Seiz (Seitz) 13. Nov. 80, Peter Mercas 14. Nov. 83, Franz Siserus 24. Febr. 85, Adam Dillherr 14. Mai 88, Ferd. Elwanger 21. Juni 91, Peter Bernhardi 8. Aug. 94 († 12. Jan. 95), Franz Coballius 17. April 95, Felix Coroninus 27. April 98.

[2] *Orig. Austr. 21, 334.

[3] An Zahlen der jährlichen Kommunionen werden später erwähnt 1683: 29600, 1691: 33000, 1692: 27000.

[4] Moral 36, Rhetorik 62, Poesie 80, Syntax 86, Grammatik 89, Prinzip 122, Parva 130, davon ungefähr der fünfte Teil vom hohen und niederen Adel.

die Provinzialstände getragen, denen zu Ehren bei der Eröffnung Maria Himmelfahrt ein dreitägiges Fest von der Schule gegeben wurde[1].

Laibach war die Residenz Pletriach inkorporiert, von dessen Gütern das Kolleg jährlich 3—4000 fl. bezog. Für Verwaltung und Seelsorge weilten dort meist 3 Patres und 2 Brüder.

Auch das Kolleg zu **Görz**[2] zeigt einen äußern und innern Aufschwung. Im Jahre 1654 begann man mit den Vorbereitungen zum Bau einer neuen Kirche. Leider stürzte im folgenden Jahre der Neubau zusammen. Der Baumeister schrieb es dem beständigen Regen zu; er wurde aber verurteilt, den Bau auf seine Kosten von neuem aufzuführen[3]. Schon vorher 1655 wurde das Konvikts-Gebäude durch einen Neubau erweitert[4]. Auch das Gymnasium erhielt ein neues Heim, das 1686 mit dem Aufwand von vielen tausend Gulden bis zur Vollendung gedieh. Der schöne Bau bot Raum für 12 Klassen. Am 12. Juni 1687 fand darin die Eröffnung der Schulen statt.

Die Personenzahl des Kollegs stieg von 21 im Jahre 1651 auf 27 im Jahre 1700, darunter die Hälfte Priester und 5 Magistri. Außer den 6 Gymnasialklassen mit 6 Lehrern waren Vorlesungen in der Moral von 2 Professoren und für einen zweijährigen Kurs der Philosophie von einem Professor und später (1697) von zwei Professoren. Die Schülerzahl von 400—500 stieg mit einigen Schwankungen langsam bis auf 593 im Jahre 1687 und nahezu 600 im Jahre 1698. Die höchste Zahl zeigt das Jahr 1671 mit 607 Studierenden. Unter den Studenten waren nicht nur Einheimische, sondern auch viele Ausländer, besonders aus dem Venetianischen. Fast ein Drittel aller Schüler gehörte dem höhern und niedern Adel an. Ein Fünftel entfiel auf die höhern Studien[5]. Ausschreitungen veranlaßten 1695 eine große Säuberung: vier Studenten wurden öffentlich ausgeschlossen, sieben sonst entfernt, vier gingen freiwillig.

Auch die Arbeitsnachweise, die für 1655, 1665 und 1700 vorliegen, zeigen einen erfreulichen Fortgang. Beichtväter waren während der Woche 3—4, an größern Festen 10—13 beschäftigt. Die täglichen Kommunionen stiegen von 10 auf 40, an Sonn- und Festtagen auf 1000[6]. Die Predigten wurden bald verdoppelt. Dazu trat seit 1. November 1683 die bisher nicht gebräuchliche slavonische Predigt und zwar an allen Sonn- und Festtagen unter großem Zulauf des Volkes[7]. Dies war dann der Anlaß, daß auch für die Nachbarpfarreien die Pfarrer häufig den slavonischen (slovenischen) Prediger erbaten. Zu diesen Predigten kamen die Ansprachen in den Kongregationen, in der Kongregation der Bürger, für die größere und kleinere lateinische Kongregation, für die Bruderschaften von der heiligen Familie und der Todesangst Christi (letztere seit 1685)[8].

---

[1] Die Rektoren waren: Mich. Herman 1648, Mich. Estmor 51, Georg Schimonski 18. Jan. 54, Franz Jörgerer 12. Juli 57, Mich. Sautter 29. Aug. 60, Karl Kuglman 24. Sept. 63, Joh. Frey 11. Sept. 66, Ferd. Acatius 69, Sigism. Gleispach 2. Okt. 72, Justus Locatelli 20. Okt. 75, Georg Posch 17. Jan. 79, Joh. Lindelauff 17. Jan. 82, Rochus Ampach 24. Jan. 85, Ferd. Elwanger 20. April 88, Konr. Miller 13. Juni 91, Ant. Gregorinus 8. Aug. 94, Jak. Romanus 6. Okt. 97, Rudolph Lenzenberg 1. Jan. 1701.

[2] Vergl. Gesch. 2, 348 ff.

[3] Morelli, Gorizia 4, 236 f.

[4] Das Konvikt zählte um diese Zeit 41 Zöglinge, später 1700 44, darunter 24 Stiftlinge.

[5] Im Jahre 1665 verteilten sich die 502 Studenten also: Moral 38, Philosophie 25, Dialektik 27, Rhetorik 58, Poesie 43, Syntax 89, Grammatik 52, Prinzip 78, Parva 92, darunter 172 Adelige. Im Jahre 1700 steht bei der Philosophie Physika und Logika.

[6] 1700 nur 800.

[7] Die slavonische (slovenische) Sprache, auch krainische oder illyrische Sprache genannt, ist die heutige serbokroatische oder südslavische Sprache.

[8] Die Bürger-Kongregation zählte 1655: 200, 1665: 234, 1700: 200; die größere Studenten-

Vielgestaltig war die Tätigkeit für Arme und Kranke, besonders in den Pestzeiten. In heldenmütiger Aufopferung diente z. B. P. Steph. Omodei 1680 freiwillig den Pestkranken[1]. Mit Hilfe des Patriarchen von Aquileja, des Kardinals Delphin, konnte das Kolleg in der Pest 1682 durch drei Monate 150 Personen unterhalten, die teils in den Lazaretten, teils in der sogenannten Kontumaz sich befanden. Während der ganzen Pestzeit unterstützte das Kolleg 52 Arme außerhalb der Stadt mit Nahrung und Kleidung. Von mehreren Patres, die sich für den Pestdienst gemeldet, wurde einer bestimmt, der dann mehrere Monate ununterbrochen mit großem Eifer nur für die Pestkranken lebte[2].

Eine rege Bautätigkeit finden wir in **Triest**[3]. Der Bau von Kolleg und Kirche machte solche Fortschritte, daß man 1658 dem Kolleg (dessen Bau 1654 begonnen) das Dach aufsetzen und am Ignatiusfeste desselben Jahres die Kirche dem Volke öffnen konnte. Im Jahre 1688 begann man dem Kolleg einen Nordflügel anzubauen, im folgenden Jahre wurde das Dach aufgesetzt und der Bau 1691 durch drei Umgänge und acht neue Zimmer erweitert. Ein weiterer Flügel wurde 1697 vollendet.

Personen und Schülerzahl hielten sich in verhältnismäßig engen Grenzen. Von den durchschnittlich 15—16 Bewohnern des Kollegs waren die Hälfte Priester, 2 bis 3 Magistri und 4—5 Brüder[4]. Drei Lehrkräfte besorgten die 6 Gymnasialklassen, die zu je zwei vereinigt waren, so auch noch 1700. Die höchste Schülerzahl wird für 1683 auf 102 angegeben, von denen die Hälfte dem Adel angehörte[5].

Über die Seelsorge heißt es in dem Arbeitsbericht von 1658:[6] Beichtväter sind in unserer Kirche sieben, von denen an Werktagen einer während drei Stunden zur Verfügung steht. Während der Woche kommunizieren in der Fastenzeit gegen 100, sonst gegen 20, an Sonntagen 200, an höhern Festen meist über 1000. In unserer Kirche wird italienisch gepredigt an den höhern Festen, slavonisch an allen Sonn- und Festtagen. Die Fastenpredigten sind italienisch. Das Hospital wird wöchentlich besucht, die italienische Kongregation zählt über 400 Personen, die der Studenten 53[7]. An der sonntäglichen Katechese in unserer Kirche nehmen mehr als 300 teil. In der Fasten- und Weihnachtszeit werden wir in die benachbarten Pfarreien gerufen. Ähnlich lautet der Arbeitsbericht vom Jahre 1665[8]. Die Kommunionen sind gestiegen, eine weitere sonntägliche Predigt wird auf der Burg gehalten. An den drei Fastnachtstagen sind täglich zwei Predigten. Ein Pater hat die Sorge für zwei Hospitäler und die Gefängnisse.

Kongregation (bis Poesie einschließlich) 1655: 130, 1665: 156, 1700: 226; die kleinere 1655: 113, 1665: 165, 1700: 167; die Bruderschaft Jesus-Maria-Joseph 1665: 1418. Im Jahre 1665 zählte eine weitere Kongregation für den Geburts- und Geistesadel (Laien und Geistliche) 36 und 1700 40 Mitglieder. Die Todesangstbruderschaft hatte 1700 2000 Mitglieder.

[1] Rom. Epp. ad divers. 12.

[2] Die Rektoren waren: Jakob Gorzar 1648, Joh. Zanoni 51, Franz Baselli 14. März 54, Joh. Zanoni 21. April 57, Dominikus Baselli 15. Juni 60, Georg Battaman 23. Okt. 63, Franz Baselli 5. Dez. 66, Joh. Zanoni Dez. (?) 69, Ant. Gregorinus 14. Jan. 72, Balth. Miller 7. Febr. (Apr.) 75, Matthias Sutermans 11. Nov. 77, Nik. Fouchardt 26. Dez. 80, Jul. Cutins 2. Jan. 84, Ferd. Degallo 11. Sept. 87, Ant. Gregorinus 30. Nov. 90, Joh. Studena 10. Dez. 93, Mich. Szenderich 10. Dez. 96 († 15. Mai 98), Ambros Sembler 7. Sept. 98.

[3] Vergl. Gesch. 2, 350 ff.

[4] In dem zu Triest gehörenden Kaltenbrunn waren 1652 ein Pater und ein Bruder.

[5] Im Jahre 1658 waren in Rhetorik mit Poesie 13, Syntax mit Grammatik 37, Prinzip und Parva 34 Schüler. Die 86 Schüler des Jahres 1665 verteilten sich auf Rhetorik 7, Poesie 8, 1. Syntax 14, 2. Syntax 12. 3. Syntax 14, Infima 30.

[6] *Austr. 31, 340.

[7] Der italienischen Kongregation gehörten an Priester, Adel und Bürger. Im Jahre 1665 hatte sie 320 Sodalen.

[8] *Austr. 142.

Unter den Werken der Caritas wird in den Berichten wiederholt hervorgehoben die Unterstützung der Armen und Hungerleidenden, insbesondere 1668 die Unterstützung verschämter verarmten, adeliger Familien, und 1700 wird berichtet, daß man die Prozesse der von Reichen unterdrückten Armen in die Hand nahm und dem Rechte zum Siege verhalf.

Die Privilegien des Kollegs wurden am 4. Dezember 1669 von Kaiser Leopold bestätigt[1].

Der Bau der neuen Jesuitenkirche in **Fiume**[2] machte im Jahre 1652 Fortschritte; an der Frontseite wurden die Marmorsäulen aufgestellt und die Kapellen eingewölbt; ein Hilfsdach wurde 1657 fertig und 1659 der erste Gottesdienst gehalten. In großer Feierlichkeit fand der Umzug aus der bisher 20 Jahre lang benutzten Kirche St. Rochus statt und zwar mit dem wundertätigen Kreuz, das früher in der, an der Stelle der neuen Kirche gestandenen St. Vitus-Kirche verehrt und nunmehr nach dem Abkommen mit dem Magistrat wieder in der neuen Kirche zur Verehrung ausgestellt wurde. Im Jahre 1654 legte man das Fundament für einen neuen Kollegsbau. Ein neues Gymnasium konnte 1673 in Benutzung genommen werden. Dem 1673 errichteten Seminar wurde 1691 ein Säulengang nebst einem zweiten Flügel angefügt. Die Fertigstellung erfolgte 1693. Gegen die Gewalt der Bora hatte man den Bau durch starke Schutzmauern sichergestellt.

Durchschnittlich umfaßte das Kolleg 16 Personen (8—9 Priester, 3 Magistri, 4—5 Brüder). Die sechs Klassen des Gymnasiums waren noch 1700 zu je zwei kombiniert. Seit 1666 wurde auch Moral vorgetragen für angehende Priester. Mit diesen Hörern der Moral schwankt die Schülerzahl zwischen 152—175, einmal 1697 waren es nahezu 200[3].

Das durch eine große Stiftung der Gräfin Ursula von Thanhausen (20000 fl.) 1651 erweiterte Konvikt St. Ursula (bald nach dem Willen der Stifterin St. Ignaz genannt) umfaßte 1686 zwölf Stiftlinge und ebensoviele Konviktoren.

An Arbeitern zählt der Bericht von 1665 auf vier gewöhnliche, sieben außergewöhnliche Beichtväter, einen Prediger, einen Katecheten. Je ein Pater hatte die Sorge für das Hospital und die Kerker. Die Kongregation der Adeligen und Bürger zählte 75, der Studenten 64, die Todesangstbruderschaft gegen 1000 Mitglieder[4].

Die Predigten im Advent, in der Fastenzeit, an Sonn- und Festtagen (nachmittags) waren stark besucht. In den Katalogen werden zu verschiedenen Zeiten zwei Prediger genannt, ein Concionator Illyricus und ein Concionator Italicus. Im Jahre 1683 heißt es: In Fiume wurde nach hergebrachter Sitte in italienischer und illyrischer Sprache gepredigt, italienisch an den höhern Festen, illyrisch an allen Sonntagen. Die Katechese war illyrisch[5].

* * *

[1] Wortlaut Rosetti L'archeografo Triestino 2, 356 ff. — Die Rektoren waren: Joh. Ant. Joanelli 1649, Heinr. Herdingh (Herdinck) 12. Okt. 55, Joh. Saymondt 31. Okt. 58, Franz Baselli 19. Dez. 60, Marsilius Coroninus 17. Febr. 64, Paul Morettus 18. Mai 67, Justus Locatelli 13. Juli 70, Joh. Baroni 3. Sept. 73, Karl Vitelli 20. Nov. 76, Mich. Schenderich 23. Nov. 79, Euseb. Stainer 26. Dez. 82, Ant. Gregorinus 8. Jan. 86, Joh. Steidler 11. April 89, Nik. Quaresima 20. April 92, Ant. Ferricioli 3. Juli 95, Joh. Stubena 7. Okt. 98.

[2] Vergl. Gesch. 2, 352 f.

[3] Im Jahre 1665 verteilten sich die 116 Schüler also: Rhetorik 15, Poesie 13, oberste Grammatik 18, mittlere 19, dritte Grammatik 14, Infima 37 (Austria 142).

[4] Die Todesangstbruderschaft bestand seit 1656. In spätern Jahren ist der illyrische Prediger ihr Präses. Die Bürgerkongregation hatte 1692 100 Mitglieder, sie hieß auch die italienische Kongregation und hatte vielfach den italienischen Prediger zum Präses.

[5] Im Katalog 1664 steht P. Levachich Catechista illyricus. — Die Rektoren waren: Steph.

Von Österreich aus wurden auch Missionsversuche in Sachsen gemacht. Schon 1655 hatte sich ein Pater von Wien aus Friedrich Beckine (?) um eine Sendung nach Sachsen bemüht, und P. Nickel hatte ihm 24. Juli 1655 versprochen, bei gegebener Gelegenheit an ihn zu denken. Der erste Versuch kam aber erst 1667 zustande durch den P. Bernhard Zefferin, der früher (1660) sehr segensreich in Zara gewirkt hatte. Er begleitete den kaiserlichen Gesandten Baron Burkersrod nach Dresden. Die aufmunternden, aber zur Vorsicht mahnenden Briefe des Generals Oliva aus den Jahren 1668 und 1669 zeigen die Deckadresse Herr Carl Saffyr in Dresden[1]. In den Jahresbriefen der österreichischen Provinz findet sich ein eingehender Bericht ohne Namen, der teilweise jedenfalls von P. Zefferin stammt. Unter dem Titel eines Sekretärs des kaiserlichen Gesandten begann der Pater im Juli 1667 seine Wirksamkeit. Als Arzt näherte er sich den katholischen Kranken, um ihnen insgeheim die letzten Sakramente zu spenden. Täglich las er um 9 Uhr die heilige Messe in dem vom Gesandten gemieteten Hause. An den Festen kamen gegen 300 Katholiken dort zusammen, denen der Pater auch predigte. Trotz aller Agitation von seiten der protestantischen Prediger konnte der Pater diese Tätigkeit bis Januar 1668 fortführen. Um diese Zeit erschienen aber bei dem Gesandten mehrere hohe Beamte, die im Namen des Kurfürsten die Feier der heiligen Messe verboten; wenigstens müsse der Zulauf der Katholiken gesperrt werden. Es sei ohne Beispiel, daß bei dem Gesandten die Messe gefeiert werde, dadurch werde den Evangelischen ein großes Ärgernis gegeben, zumal ganze Wagen voll von Katholiken sich eingefunden. Der Gesandte antwortete, wegen der engen Räumlichkeit habe er befohlen, keine Lutheraner zuzulassen. Die Wagen rührten von Protestanten her, die in Geschäften mit ihm verkehrten. Zudem sei es doch sehr verwunderlich, daß man nur in Dresden dem katholischen Gesandten die Ausübung seiner Religion streitig mache, da doch sowohl der König von Schweden als auch der Kurfürst von Brandenburg und die Holländer dies gestatteten und den Katholiken den Zutritt nicht verwehrten. Endlich habe er allen Grund sich zu beklagen, daß man in Dresden die Prädikanten gegen die katholischen Andachten in dieser Weise wüten lasse, indem sie dieselben als Gotteslästerungen bezeichneten, für die Gott Dresden strafen werde. Diese Hetzereien regten das Volk auf zum Aufruhr und seien gegen die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht, dessen Person der Gesandte vertrete. So wurde der erste Angriff abgeschlagen. Aber die Prädikanten fuhren fort, Pech und Schwefel auf das Haus des Gesandten, das sie als die Synagoge des Teufels bezeichneten, vom Himmel herabzurufen. Die Folge war, daß der Kurfürst den kaiserlichen und den französischen Gesandten zu sich kommen ließ und ihnen die Feier der Messe verbot. Ein weiteres Dekret verbot unter Todesstrafe den kroatischen Soldaten und den andern Katholiken den Zutritt. Aber der Sturm flaute bald ab, weil der Kurfürst sich weigerte, sein Verbot schriftlich zur Übersendung an die Fürsten zu geben und einige Kroaten deshalb ihren Abschied forderten. Auch während einer längern Abwesenheit des Gesandten ging alles voran, obschon der Pater auch den Kranken alle Dienste leistete, die er während der Anwesenheit des Gesandten geleistet hatte und die Prädikanten vom Magistrat seine Ausweisung forderten. Gegen 400

Erna 1647, Ludwig Viechiarut 51 († 25. Okt. 51), Martin Banzer 52, Dominikus Baselli 22. Dez. 54, Franz Antonelli 12. Jan. 58, Georg Kniffez 17. Jan. 62, Aloys Attimis 29. Dez. 65, Mich. Pappler 2. Febr. 67, Ant. Callovius 1. März 70, Karl Vitelli 1. August 73, Paul Morettus 16. Nov. 76, Georg Battamon 27. Dez. 79, Karl Vitelli 3. Jan. 83, Joh. Laurenchich 29. April 86, Ant. Ferricioli 31. Dez. 87, Franz Coballius 22. März 91, Jos. Sellenitsch 3. Mai 94, Viktorin Amartina 1. Okt. 95, Ant. Ferricioli 9. Nov. 98.

[1] *Ad Austr.

Katholiken empfingen die heiligen Sakramente. Auch einige Abgefallene gelang es zur Kirche zurückzuführen, aber hier hemmte die große Schwierigkeit, daß auf jeder Konversion die Strafe der Vermögens-Konfiskation für die ganze Familie stand. Dies war für den Pater ein Anlaß, wohin er nur kam und bei jeder Gelegenheit die tägliche Gewissenserforschung und die Erweckung der vollkommenen Reue wenigstens an jedem Abend einzuprägen. Da er die Früchte dieser Übung inne wurde, faßte er alles zusammen in ein kurzes deutsches Gebet und ließ dies in 2000 Exemplaren drucken. Von den in Wien gedruckten 15 hochwichtigen Fragen (des P. Kedd?) über die Religion veranstaltete er einen Neudruck. Auch auf die Zustände in der Lausitz wandte er seine Aufmerksamkeit. Die Lausitz bot den 28 ausgewiesenen schlesischen Prädikanten eine Zuflucht, wo sie Kirchen usw. errichteten, was gegen den mit dem Kaiser eingegangenen Vertrag war. Eine Reise des Gesandten nach Leipzig gab Gelegenheit, die dortigen katholischen Kaufleute im Glauben zu bestärken. Die Arbeit wurde 1669 von demselben Pater fortgesetzt. Neben 400 Katholiken, die die Sakramente empfingen, hatte er fünf Konvertiten, von denen einer mit Preisgabe seines Vermögens nach Prag floh, wo er, wie ausdrücklich bemerkt wird, nach der Formel des Tridentinums das katholische Glaubensbekenntnis ablegte. In der Lausitz verbot der Kurfürst auf Drängen des Kaisers den Weiterbau der protestantischen Kirchen. Da der Pater bei einem Besuch der Lausitz die katholische Religion in einem jammervollen Zustand fand, teils durch die Nachlässigkeit der katholischen Geistlichen, teils durch die Nachstellungen der Protestanten, veranlaßte er eine Generalvisitation, der sich der Erzbischof von Prag mit Eifer annahm. Auch vom Kurfürsten wurde die Zustimmung erlangt. Im Jahre 1670 wurde die Visitation zum großen Segen für die Lausitzer Katholiken abgehalten, wozu die Beilegung der Streitigkeit zwischen der Abtei Maria Stern und dem Klerus viel beitrug.

Nach sechsjähriger segensreicher Tätigkeit fand die sächsische Mission im Jahre 1673 ihren vorläufigen Abschluß. Auf Anstiften der Prädikanten und Professoren wurden 1673 auf dem Landtage in Dresden die schärfsten Klagen gegen die tägliche Messe bei dem kaiserlichen und französischen Gesandten erhoben und besonders der verkappte Jesuit als eine Pest des Vaterlandes verschrieen. Die Stände forderten einstimmig von dem Kurfürsten, daß den Katholiken in Dresden der Besuch der Messe verboten werde, sonst würden sie die Steuern verweigern. Infolgedessen erließ der Kurfürst ein Dekret, worin unter den schwersten Strafen den Katholiken die Beiwohnung der Messe und den Geistlichen der Gesandten jede Ausübung der katholischen Religion außerhalb der Wohnung der Gesandten und überhaupt jede Einwirkung auf eine Konversion verboten wurde. Da der kaiserliche Gesandte Ostern 1673 nach Prag zurückkehrte, wurde auch der Missionär von dem Provinzial in die Provinz zurückgerufen[1].

Soweit der österreichische Bericht. Wie aus römischen Briefen an die oberrheinische Provinz hervorgeht, war auch ein Pater dieser Provinz, P. August Bildstein, seit 1670 in Dresden. Am 11. Mai 1670 ermunterte Oliva den P. Bildstein, fortzufahren in seinen Bemühungen, die Apostaten wieder zur Kirche zurückzuführen. Auf einen Bericht vom 19. November 1671 über die fruchtreiche Tätigkeit antwortete Oliva am 2. Januar 1672. Er drückte die Hoffnung aus, daß, wie jetzt P. Valerius Heldt, so mit der Zeit noch andere zur Hilfe in seiner Arbeit berufen werden könnten. Dann bat er im Auftrag der Propaganda um einen genauen Bericht über den Stand der katholischen Religion in der Lausitz. Diesen Bericht sandte Bildstein am 24. Februar. Am 2. April 1672 dankte ihm Oliva und gab zugleich seiner Dank-

[1] *Litt. ann. Prov. Austr. 1667—73.

barkeit gegen den Baron Borckerod Ausdruck, der soviel für die Unterstützung der Kirche tue. Als der kaiserliche Gesandte Dresden 1673 verließ, blieb P. Bildstein bei dem französischen Gesandten. Da dieser aber im folgenden Jahre auch abreiste, war für P. Bildstein keines Bleibens mehr, wie er Mai 1674 dem General mitteilte. Im Herbst 1674 ist P. Bildstein in Speyer, wie ein an ihn gerichteter Brief des Generals vom 17. November 1674 zeigt[1].

Später war wieder ein Pater der österreichischen Provinz in Dresden tätig. Zum Jahre 1683 berichten die Jahresbriefe der österreichischen Provinz: In Dresden befinden sich heute gegen 300 abgefallene böhmische Leibeigene, von denen die meisten zur Kirche zurückkehren würden, wenn man für sie eine mildere Herrschaft oder die Freiheit usw. erlangen könnte. Dafür kann aber der Pater in Dresden nichts tun, er muß sich auf das Haus beschränken und sorgen für den Sakramenten-Empfang, die Andachten und ein untadelhaftes Leben der Hausgenossen. Dabei war er vor Insulten nie sicher, wenn er das Haus verließ. An fast allen Sonn- und Festtagen standen Wächter an der Türe oder in der Nachbarschaft, beobachteten die Kommenden, notirten und zählten die Eintretenden, arretierten die Fortgehenden und hielten sie zwei oder drei Tage gefangen, je nach dem Stand der Person. Dann mußten sie eine Geldstrafe bezahlen und zwar für das Anhören einer Messe mehrere Rthlr. In den Predigten wüteten die Prädikanten gegen die Jesuiten. In Broschüren verbreiteten sie sehr gehässige Fabeln besonders in einer mit dem Titel: Zettergeschrei der kaiserlichen Erbländer wider die Jesuiten. Die Ausspionierung und Beschimpfung unsers Paters geht weit über alles hinaus, was in irgend einer katholischen Stadt gegen einen Prädikanten geschieht[2].

Mit diesen Angaben stimmt ein Brief des österreichischen Provinzials Ladisl. Vid aus dem Jahre 1684 überein, in dem er an die Propaganda berichtet, daß der Missionär bei dem kaiserlichen Residenten in Dresden eifrig arbeite, aber durch die Dekrete des Kurfürsten und des Magistrats sehr gehindert werde. Mit Geldstrafen, Gefängnis, Verleumdungen gehe man gegen die Katholiken vor; die Sakramente könnten nur in der größten Heimlichkeit gespendet werden[3].

Von der österreichischen Provinz ging auch die Mission in Kurland aus. Sie bestand seit 1678. In diesem Jahre wurden dorthin aus Österreich berufen P. Ernst Sturm aus Preußen und P. Simon Widmann aus Linz. Dieselben blieben dort nach Ausweis der österreichischen Kataloge wenigstens bis 1699. Nach den Jahresberichten von 1678 brachen diese beiden Patres Frühjahr 1678 nach Kurland auf. In den Jahren 1682—1691 wirkte auch noch ein dritter Pater in der Mission, P. Nikolaus Rota.

* * *

Bevor wir dazu übergehen, die Geschichte der Niederlassungen in **Schlesien** zu skizzieren, scheint es nicht unnötig, einige allgemeine Bemerkungen über die Wiederherstellung der katholischen Religion in Schlesien vorauszuschicken.

Wollen wir uns nicht ganz unrichtige Bilder aufdrängen lassen, dann müssen wir sowohl die Rechtsverhältnisse als auch die damaligen allgemeinen religiösen Auffassungen scharf ins Auge fassen.

Was vor allem die letzteren anbelangt, so „würde doch alle geschichtliche Gerechtigkeit aufhören, wollte man das sittliche Urteil über die Taten der Vergangenheit nur nach unserer, nicht nach der Erkenntnis der frühern Zeiten fällen.“[4]

---

[1] Die Briefe *Ad Rhen. sup.

[2] *Litt. ann. Prov. Austr. 1683.

[3] *Orig. Austr. 222, 31.

[4] Aug. Lang, Johann Calvin (1909) 156.

Diese Bemerkung, die ein neuerer protestantischer Historiker gelegentlich der krassen Intoleranz Calvins macht, darf auch hier nicht außer Acht gelassen werden.

Indem einer der hervorragendsten schlesischen Historiker des 19. Jahrhunderts ein Gutachten der Wittenberger Theologischen Fakultät vom 19. Mai 1664 von der Pflicht der protestantischen Obrigkeit „das Exercitium falscher Religion und unrechten Gottesdienstes weder zu billigen noch zuzulassen" abdruckt, betont er ausdrücklich: „Es waren dies dieselben Grundsätze, welche der kaiserliche Hof gegen die protestantischen Bewohner der schlesischen Erbfürstentümer zur Anwendung brachte, deren Ursprung und Heimat also nicht gerade bei den Jesuiten gesucht werden muß."[1] Es war damals noch die ganz allgemeine Anschauung bei den Protestanten, daß die Obrigkeit die gottverantwortliche Pflicht hat, jeden nicht „richtigen" Gottesdienst auszuschließen, weil sie jedem Untertan Gelegenheit zur Erlangung der Seligkeit geben muß, die nur allein durch den richtigen Gottesdienst der Landesobrigkeit gesichert wird[2]. Die Wittenberger sagen deshalb in dem oben angeführten Gutachten vom 19. Mai 1664, die christliche Obrigkeit soll sich bemühen, daß alle ihre Untertanen zu demselben Bekenntnis befördert werden möchten, weil ohne die wahre Religion niemand das ewige Leben erlangen könne.

Wer auf diesem Standpunkt stand, konnte gegen das Vorangehen der kaiserlichen Regierung nichts einwenden, solange sie den Rechtsboden nicht verließ. Dieser war aber geschaffen durch die §§ 38 und 39 des Artikels 5 des westfälischen Friedens, die also lauten:

§ 38. Auch die schlesischen Fürsten, die der Augsburgischen Konfession zugetan sind, nämlich die Herzoge von Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels, ingleichen die Stadt Breslau sollen bei der freien Uebung ihrer vor dem Kriege erlangten Rechte und Freiheiten, wie auch der ihnen aus besonderer Kaiserlicher und Königlicher Gnade bewilligten Ausübung der evangelischen Religion geschützt werden.

§ 39. In Bezug auf die Grafen, Freiherrn, Edlen und ihre Unterthanen in den übrigen schlesischen Fürstenthümern, welche unmittelbar zur königlichen Kammer gehören, hat Kaiserliche Majestät, obwohl ihr das Recht der Religions-Veränderung nicht weniger als andern Königen und Fürsten zusteht . . . erlaubt, daß diese Grafen usw. und ihre in den erwähnten schlesischen Fürstenthümern lebenden Unterthanen nicht gehalten sein sollen, wegen ihres augsburgischen Religions-Bekenntnisses ihre Güter zu verlassen oder auszuwandern. Auch soll ihnen die Ausübung des genannten Glaubens-Bekenntnisses in den benachbarten Orten außerhalb des Landes und Gebietes nicht verwehrt sein, wenn sie nur übrigens ruhig und friedlich leben und sich so betragen, wie sich's gegen ihre höchste Obrigkeit gebührt" . . . Außerdem verspricht der Kaiser noch weiter, daß er den Evangelischen gestatten will, außerhalb der Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau nahe an der Stadtmauer zur Ausübung ihrer Religion drei Kirchen auf ihre Kosten zu erbauen (§ 40).

Im Anschluß an diese Bestimmungen erfolgte 1653 die Schließung der protestantischen Kirchen in den Erbfürstentümern und dort, wo nicht ausdrücklich deren Fortbestand durch den Frieden gefordert wurde. Es waren etwa 656 Kirchen, welche in den Jahren 1653 und 1654 den Protestanten weggenommen wurden, darunter manche, die in Schutt und Trümmern lagen. „Die Kommissare reisten größtenteils mit militärischer Eskorte, doch ward die wirkliche Anwendung von Gewalt nur an einem Orte notwendig . . . Ein gewisses formelles Recht stand dem Kaiser zur

[1] K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen [2] (1854) 4, 371 f.

[2] Vergl. N. Paulus, Protestantismus und Toleranz im 16. Jahrhundert (1911) 341 f.

Seite, und wir werden andererseits kaum zweifeln dürfen, daß dieser überzeugt gewesen ist, durch seine Handlungsweise das Seelenheil seiner Unterthanen zu sichern." [1]

Infolge des durch den Linzer Rezeß vom Jahre 1645 geordneten Verhältnisses der Jesuiten zur Stadt **Breslau** konnte sich die Tätigkeit der Patres mehr und mehr entwickeln und festigen [2]. Sehr unsicher blieb für sie Wohnung und Kirche. Von der einen Kirche mußten sie zur andern wandern, je nach dem Gutbefinden der Inhaber. In der Wohnungsfrage wurde aber eine feste Grundlage geschaffen durch die Übergabe der kaiserlichen Burg. Am 26. September 1659 befahl Kaiser Leopold, die königliche Kammer solle gleich nach dem Schlusse des Fürstentages die von Sigismund erbaute und von Ferdinand I. erweiterte kaiserliche Burg in Breslau räumen, damit die Väter der Gesellschaft Jesu in dieselbe eingeführt würden. Die Einführung geschah in aller Stille am 12. Oktober, die Eröffnung der Schulen am 4. November 1659. Infolge der Klagen der Bürgerschaft erfolgte eine kaiserliche Erklärung, die Aufnahme der Jesuiten sei nur zeitweilig und nicht definitiv. Die definitive Schenkungsurkunde, wodurch die Burg Eigentum der Jesuiten wurde, unterzeichnete der Kaiser am 14. Juni 1670. Die feierliche Übergabe fand am 29. April 1671 statt. Da man über Verletzung des Linzer Rezesses klagte, bestätigte der Kaiser diesen nochmals mit der Erklärung, es habe nicht in der Absicht des Kaisers Ferdinand liegen können, dem Kaiser selbst inbezug auf die Verfügung über seine eigene Burg die Hände zu binden. Der frühere Huldigungssaal wurde zur Kapelle umgeschaffen. [3]

Im Jahre 1689 begann man neben der Burg mit dem Bau der so sehr entbehrten Kirche. Der Magistrat bewilligte dafür ein kleines angrenzendes Stück. Obgleich ein löblicher Magistrat, so lautete der Bescheid, bekümmerlich vernehmen müssen, daß Ew. Hochwürden Herr P. Rector gesinnt seien, eine neue Kirch auf der Burg aufzurichten und zwar also, daß ein Stück undisputirlich an die Stadt gehörend dazu soll überlassen werden, nichtsdestoweniger zu bezeigen alle gute Nachbarschaft und dem vernommenen Belieben Ihro Kaiserlichen Majestät auf alle Weis ein Genügen zu thun, hat ein löblicher Magistrat beschlossen, alles solchen Kirchenbau zu verfertigen, zu bewilligen [4]. Am 16. Juli 1689

[1] So der protestantische Historiker Schlesiens C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens 2 (1886) 320, 322. Vergl. Biermann, Geschichte des Protestantismus in Österr. Schlesien (1897) 83. Die Angaben über Dragonaden in Schlesien beruhen nicht auf Wahrheit. Wilde Gerüchte wurden zwar verbreitet, daß Soldaten kämen, um die Protestanten katholisch zu machen. Dagegen wandte sich der Landeshauptmann Otto von Nostitz am 25. Juli 1654 in einem Ausschreiben und erklärte: „Wie nun dieses boshafte Vorgeben eine pure lautere Unwahrheit, so Keiner weiß zu versichern und von allerh. kgl. Majestät weder das allergeringste von solchen Prozessus mir jemals befohlen noch meines Orts jemals in Gedanken gezogen worden." Wortlaut bei J. Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evangelischen Kirchen in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer (1854) 105 f. „Eines tätigen Eingreifens der Dragoner in das Reformationswerk geschieht nirgends Erwägung." G. Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf (1847) 555. — Über die Zahl der Konversionen in Schlesien gibt Aufschluß die Relatio progressus in extirpanda haeresi per regnum Bohemiae, Marchionatum Moraviae et ducatum utriusque Silesiae opera P.P. Soc. Jesu 1661—1678. Gedruckt von Ant. Rezek Věstnika Králorské České Společnosti Nauk (1892) 203—257. Diese Relatio ist aber nicht, wie Rezek annimmt, eine Privatarbeit Balbins, sondern ein offizieller Bericht für die Propaganda, wie aus der Relatio ulterioris progressus . . . 1678—1680 (Wien, Staatsarch., Geistl. Arch. Nr. 413), die direkt an die Kardinäle der Kongregation gerichtet ist, hervorgeht. Eine weitere Abschrift der Relatio befindet sich in *Bohem. Hist. 7, 849 ff.

[2] Vergl. *Litt. ann. Prov. Bohem. 1651—1700.

[3] Jos. Reinkens, Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina (1861) 23 f.

[4] *Litt. ann. Bohem. 1689.

wurde der Grundstein gelegt. Der große Bau konnte so rasch gefördert werden, daß er 1694 unter Dach kam und im folgenden Jahre die Gewölbe über Kapellen und Chor eingezogen wurden. Nach zehn Baujahren fand am 31. Juli 1698 die Einweihung der im prächtigen Barockstile erbauten Kirche statt. Im Jahre 1700 erfolgte die Aufstellung der Altäre, Kanzel und Orgel. Der Bau inaugurirte eine neue Kunstepoche für Breslau und ganz Schlesien[1].

In diesem äußern Rahmen stieg die Zahl der Mitglieder im Laufe der Jahre von 20 auf 30, einmal 1668 und 1669 sogar auf 36—37[2], die der Lehrkräfte von 10 auf 13—15, im Jahre 1672 auf 17. Im Jahre 1651 waren am Gymnasium in sechs Klassen sechs Lehrer, für Philosophie drei, für Moral und Kontroverse ein Lehrer tätig. Im Jahre 1669 finden sich aufgezählt außer den vier Professoren für Philosophie noch fünf für Theologie; letztere verteilten sich 1672 auf scholastische Theologie zwei, Moral, Kontroverse, Hebräisch und Heilige Schrift je ein Professor, später 1697 kam auch ein Professor für das Kirchenrecht hinzu. Ein eigener Professor für Mathematik wird schon 1651 erwähnt, ein solcher für Griechisch 1656, letzterer las zugleich Kontroverse.

Die Schülerzahl stieg bis 1680 auf 700, 1696 auf 842, in den folgenden Jahren blieb sie stets über 800. Darunter waren außer Schlesiern besonders viele Polen, dann Böhmen, Österreicher, aber auch Sachsen und Preußen. Ein kleiner Teil der Schüler, besonders Söhne des polnischen Adels, wohnten im Konvikt St. Agnes, im Jahre 1685 waren es 38, später 42—47. Zum Jahre 1685 findet sich die Bemerkung: Auf gute Art wurden diejenigen Konviktoristen zu ihren Eltern, auch wenn diese Adelige waren, zurückgeschickt, die wegen ihres geringen Talentes diesem Hause weniger zu Ehre gereichten. Die engen Räume, in denen das Konvikt 58 Jahre lang untergebracht war, konnten erst 1699 durch den Ankauf dreier benachbarter Bürgerhäuser erweitert werden.

Die kirchliche Tätigkeit gewann ebenfalls an Ausdehnung. Die Zahl der Kommunionen stieg von 20000 im Jahre 1668 auf 36900 im Jahre 1691, fiel aber im Jahre 1698 auf 26700. An Konversionen wurden im Durchschnitt jährlich 60—80, 1697 und 1698 152 und 118 gezählt, die höchste Zahl zeigt 1689 mit 288.

Während des ganzen Jahres wurde gepredigt in drei Sprachen, lateinisch für die Studenten, deutsch und polnisch für das Volk, außerdem waren Predigten während der Fastenzeit und der Fronleichnamsoktav. Im Jahre 1685 war das Thema der Fastenpredigten die Briefe des heiligen Paulus an Timotheus. Der Altar zeigte eine bildliche Darstellung Paulus mit seinem Jünger Timotheus. Außerdem gab es viele Gelegenheitspredigten, letztere auch auf Einladung bei den Dominikanern und Franziskanern. An Sonn- und Festtagen hielt man vormittags zwei Predigten in deutscher Sprache, nachmittags eine in polnischer Sprache, später war eine vierte Predigt in St. Matthias. Die Katechesen wurden regelmäßig gehalten, und zu ihrer Förderung große Katechismus-Prozessionen mit bildlichen Darstellungen veranstaltet. Im Jahre 1691 nahmen mehr als 1000 Kinder an einer solchen Prozession teil. Von Kongregationen werden genannt die größere lateinische, zu der außer den Studierenden der höheren Fakultäten auch Herren des geistlichen und weltlichen Standes gehörten; die kleinere lateinische für die Gymnasiasten der obern Klassen,

---

[1] L. Burgemeister, Die Jesuitenkunst in Breslau (1901) 13 ff. Die dem Namen Jesu geweihte Kirche ist die jetzige Matthiaskirche.

[2] Das kam daher, weil um diese Zeit Scholastiker in Breslau studierten und zwar 1668 2 Theologie, 7 Pilosophie, 2 Mathematik.

die deutsche Bürger-Kongregation, die 1674 300 Mitglieder zählte und der 1678 130 neue Mitglieder beitraten, und endlich die Kongregation für Handwerker[1].

Die Studien an der Jesuitenschule hatten eine solche Ausdehnung erlangt, daß die Entwicklung zu einer eigentlichen Universität gleichsam in der Luft lag. Schon in einem Briefe des Generals Nickel an den Breslauer Rektor Crasius vom 14. Febr. 1660 findet sich der Plan einer Universität in Breslau erwähnt; der General hielt dafür, die Beratschlagung bis auf gefestigtere Verhältnisse zu verschieben[2]. Einstweilen traten hier auch die Stimmungen in der Stadt hinderlich entgegen, die für die Jesuiten fortgesetzt ungünstig waren.

Der neueste protestantische Geschichtschreiber Schlesiens betont bei der Schilderung der Tätigkeit der Jesuiten in Breslau: „Seitens der städtischen Obrigkeiten werden sie fort und fort mit höchstem Argwohn beobachtet, und der Rat hat es an Beschwerden über jeden vermeintlichen Übergriff derselben nicht fehlen lassen . . . Die Breslauer Einwohnerschaft war starr protestantisch und geradezu unduldsam gegen Andersgläubige. Die städtische Verwaltung berief zu allen ihren Ämtern, auch den untersten derselben, Niemanden, der nicht dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse zugetan gewesen wäre.“[3]

Diese Unduldsamkeit zeigte sich dann besonders, als der Plan auftauchte, die bereits mit allen Vorlesungen für Philosophie und Theologie ausgestattete Studienanstalt zur Universität zu erheben.

„Während das Wohl dieser schönen, fürstlichen, reichen, geschäftigen, lustigen Stadt auf so sichern Fundamenten zu ruhen schien . . . da durchzuckte, wie ein unvermuteter Blitz eine Schreckensbotschaft alle Gemüter — und die ganze Bürgerschaft, Zünfte und Zechen fingen an, ‚die Köpfe zu hängen und den vor Augen schwebenden Jammer und das Elend zu beweinen‘. Was war denn geschehen? Es ging die allgemeine Rede durch die Stadt, daß der Jesuit P. Wolff von dem Kaiser die Gründung einer Universität in Breslau erbeten habe. Daß aber infolge einer solchen Gründung die wundervolle Stadt unter Mord und Raub und Flucht und Elend gänzlich ruiniert und dem raschen Untergange zugeführt werde, davon war der Rat, wie die Kaufmannschaft und die Gesamtheit der Zünfte und Zechen auf das vollkommenste überzeugt.“[4]

Auf das bloße Gerücht hin richteten die Rathmanne von Breslau am 2. März 1695 eine Immediat-Eingabe an den Kaiser. Sie versichern darin bei ihren teuren Eidespflichten, „daß solches weitaussehendes Werk bei hiesiger ganzen Stadt eine unbeschreibliche Furcht, Perplexität und Kleinmütigkeit erwecken und es dazu kommen wird, daß . . . die sämtliche Bürgerschaft die Hände sinken lassen und ehender auf Veränderung ihres Domiciles bedacht sein, als in dergl. unruhigem Zustande leben werden . . . es wird sich zeigen, daß die besten und vermögensten Leute sich von hier in die Lausitz, Polen und Mark Brandenburg begeben werden, dadurch die Stadt depopulirt, aller Mittel entkräftet und also in den elendesten Zustand geraten dürfte. Es ist bekannt, daß Handelsleute und Studenten sich niemals mit einander comportieren, sondern in stetem Streit und Widerwärtigkeit leben.“ Die

---

[1] Die Rektoren waren: Joh. Wazin 1. Juli 1649, Hieron. Faber 52 († 52), Balth. Conradus 26. September 52, Georg Hoenegger 5. Okt. 55, Ludw. Crasius 29. März 57, Joh. Heinz 14. April 60, Barth. Christelius 24. Mai 63, Matthäus Sarcander 29. Mai 66, Aug. Gaynitius 69, Georg Hoenegger 5. Sept. 71, Andr. Wilde 8. Okt. 73, Joh. Siminsky 19. Okt. 77, Wilh. Fröhlich 14. Nov. 80, Joh. Habelius 24. Dez. 83, Friedr. Wolff 20. Nov. 87, Thom. Schmidl 23. April 91, Friedr. Wolff 19. Aug. 94, Wenz. Hartman 15. Okt. 97.

[2] *Orig.-Reg. Ad Bohem.

[3] Grünhagen, Gesch. Schlesiens 2, 332 ff.

[4] Reinkens 20 f.

Stadt bringt dem Kaiser ein hohes Emolumentum; etliche hundert polnische und schlesische Studenten werden dem Kaiser nicht einen Taler eintragen. Der Kaiser werde, im Falle die Sache zustande komme, gewahr werden, was täglich für Mord, Todschläge, Balgereien usw. unter so vielerlei Volk an Herrndienern, Rauf- und Handwerksburschen vorgehen werden, denen schwer zu steuern. Die Studenten fänden hier keine passenden Wohnungen, nach P. Contzen passen für die Universitäten ruhige Städte und nicht geräuschvolle Handels-Emporien usw[1].

Diese Beschwerdeschrift gelangte zur Kenntnis des P. Wolff, und nun erst reichte er eine Bittschrift beim Kaiser ein[2] um Genehmigung der Universität, in der er die verschiedenen Gründe des Rates gegen die Universität berücksichtigt, beziehungsweise widerlegt. Es sei dem Kaiser, so betont er im Eingange, bekannt, was in seinem Erzherzogtum Ober- und Niederschlesien sich für ein großer und vortrefflicher Adel befinde, dessen wie auch vieler andern wohlhabenden Personen Kinder aus Mangel einer einheimischen Universität außerlands geschickt werden müßten, um die höhern Studien zu absolvieren. Aus Mangel einer einheimischen Universität bleiben zudem viele sehr taugliche Subjekte wegen des Abgangs der dazu benötigten Mittel in tenebris ignorantiae und das Land wird qualifizierter Subjekte beraubt. Am besten werde in Schlesien wie auch in andern Ländern (so Wien, Prag, Rom, Paris) in der Hauptstadt Breslau die Universität errichtet, die gute Polizei in Breslau werde für die Erhaltung guter Disziplin unter den Studenten sorgen. „Auch ist kein neuer Strepitus, der in denen Einführungen deren hochen Schulen sich zu erregen pfleget, zu Breslau nicht zu besorgen, weilen schon alldorten ohnedis nicht allein artes liberales sondern auch Theologia Speculativa und moralis wie auch Physica etiam moralis atque mathesis öffentlich dozirt und mit gedruckten thesibus nicht ohne Sollemnität auf die akademische Art disputiret wird, und zwar also, daß in diesen zweien hochen Fakultäten zu der akademischen Würde schier nichts abgehe, als die ad gradus competentes promotionem . . . Es geht also, was die facultates anbelanget, der Stadt Breslau zu der vollkommenen Universität nichts ab, als die juridische und medizinische Fakultäten." Diese Fakultäten gereichen aber zur Ehre des großen Gottes und zu des Erblandes Schlesien unvergleichlichen Nutzen. Gegen die Universität sind manche Herrn Unkatholische nicht zwar aus bösem Willen, welche ich in den meisten den besten gefunden, sondern aus bloßer Unkenntnis des katholischen Glaubens und der Gesellschaft Jesu[3]. Ein kaiserliches Reskript vom 19. Mai an das kgl. Oberamt zu Breslau befahl die Überreichung der beiden Eingaben an die Parteien zur Beantwortung und dazu ein Gutachten des Oberamtes.

Sowohl mit der Überreichung als auch mit der Beantwortung ging es langsam[4]. Erst am 29. Oktober 1695 überreichten die Breslauer Rathmanne ihre Antwort dem Oberamt[5]. Unter anderm betonen die Rathmanne die Zuchtlosigkeit der Studenten, gegen die es kein Mittel gebe. Der wenigste Adel in Schlesien hat die Mittel, seine Kinder zu den höhern Studien zu halten. Wegen der gemeinen Leute Kinder „scheinet es auch nicht der Mühe wert zu sein, dieser armen Pursch halber ein Collegium juridicum und medicum aufzurichten, weil die wenigen, so von einiger Capacität seyn, zu Prag und Olmütz, wie auch Leipzig und Frankfurt, mit leichterer Mühe was lernen." Trotz der Universität wird der eine oder andere vom Adel in fremden Landen ein Stück Geld verzehren. „Denn wenn ein junger

[1] Wortlaut bei Reinkens 64 ff.
[2] Präsentirt 11. Mai 1695.
[3] Wortlaut bei Reinkens 67 ff.
[4] Näheres bei Reinkens 27 ff.
[5] Wortlaut bei Reinkens 71—78.

Mensch zehn und mehr Jahre auf seines Vaterlandes hoher Schule studirt, wird doch schwerlich aus ihm ein qualifiziertes Subjectum werden, wenn er nicht anderer Länder gute Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und politische Wissenschaften zugleich gesehen und begriffen, und dadurch das Böse vom Guten zu unterscheiden gelernt hat." Mit vielen gelehrten Juristen und Medicis, auf welcher Vermehrung das Absehen vom Herrn P. Rektore genommen wird, wird dem gemeinen Wesen nicht sonderlich geholfen sein. Bei dieser Stadt und an andern Orten des Landes Schlesien ist an dergleichen Leuten ein großer Überfluß. Wenn der gelehrten Leute zuviel und überflüssig sein, ist solches mehr pro morbo Civitatis zu halten. Ferner ist auch nicht tunlich, alle geschickte Köpfe zum Studieren zu appliciren, weil auch zu andern Professionen gute Ingenia erfordert werden und es also insgemein ein falsches Wesen ist, daß man die besten Köpfe zum Studieren, die hebetiora Ingenia aber zur Kaufmannschaft und andern Professionen anverweisen solle. Dann wiederholen die Rathmanne nochmals die Versicherung, daß infolge der Universitätsgründung, „die meisten und besten Leute, um vielerlei Unglück zeitlich zu entgehen, die Stadt quittiren und diesen alle diejenigen Zünfte und Zechen, welche die schlesischen Manufakturen zubereiten, unfehlbar folgen werden." Zum großen Schaden für den Kaiser werde so der Handel völlig abnehmen. Gegen die Ausführungen des Herrn P. Rektor, daß die Universität den Handelsleuten nicht im Wege stehe, sondern solche sowohl den Handels- als Handwerksleuten einen großen Nutzen bringe, haben die löbliche Kaufmannschaft wie auch Zünfte und Zechen eigene Gutachten eingereicht.

Diese Gutachten legten die Rathmanne bei. Sie überbieten noch die Angst des Rates. Nach Ansicht der löblichen Kaufmannschaft wird die ganze Sache einen tragischen Ausgang nehmen, nur Unredlichkeit sei es, wenn Einer nicht frei bekenne, daß aus der Errichtung der Universität „der Stadt Ruin, der Kommerzien Verjagung in andere Länder, der Handwerker Untergang und äußerste Armut und aller guten Verfassung Destruktion, endlich auch Ihrer Kais. Majestät Cameral-Intraden äußerste Schmälerung erfolgen würde."

Die Zünfte und Zechen klagen nicht allein, daß sie bei ihrer „zulässigen Ergötzlichkeit von den Studenten gestört werden würden", sondern ihre beunruhigte Phantasie sieht auch „alles Unheil, Zwietracht, Schwelgerei, Unzucht, Schlägerei, Mord und Todschlag mit vollen Haufen eingeführt", und sie geraten dabei so in Angst, daß sie ausrufen: „Hilf, ewiger Gott! Was für Jammer und Elend, wieviel Todschläge, auch wohl gar Plünderungen und ander Unglück mehr (welches die schönen Früchte und der gerühmte Nutzen der von H. P. Wolff intendirten Universität sein würden) dürfte uns ärmsten, jedoch allezeit treu gehorsamsten Bürgern zuwachsen, und damit zugleich viel Blutschulden und Gottes schwere Strafen über diese Stadt gezogen werden!"[1]

Die Gründe des Rates, der Kaufmannschaft und der Zünfte waren nicht stichhaltig. „Wer außerhalb der aufgeregten Bürgerschaft stehend das Gewicht prüfte, fand sofort, daß es zu leicht war. Der Beweis, daß die Stadt durch die Gründung der Universität ruiniert werden müsse, stützte seine ganze Kraft auf unerwiesene und unbeweisbare Behauptungen."[2] Auch die protestantischen Historiker geben zu, daß der letzte eigentliche Grund des Widerstandes Angst vor dem Katho-

---

[1] Reinkens 34 f. Weitere Auszüge aus den Gutachten der Kaufmannschaft und Zünfte bei Schmidt, Versuche der Stadt Breslau die von P. Fr. Wolff beabsichtigte Begründung einer Universität zu hindern, in Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens 1 (1855) 256 ff.

[2] Reinkens 32.

lizismus war. „Die lebhafte Opposition des Rates beruht im wesentlichen darauf, daß die Breslauer . . . erhöhte Gefahren für ihr Bekenntnis fürchteten".[1]

Mit den Eingaben an den Kaiser beruhigte man sich nicht, man schickte auch eine Gesandtschaft nach Wien, um dort persönlich die Gründung zu hintertreiben. Am 23. November 1695 trafen die Gesandten in Wien ein, aber trotz vielmonatiger Bemühungen und großer Geschenke gelang es ihnen nicht, eine entscheidende Antwort zu erlangen. Am 31. Juli 1696 traten sie die Rückreise an[2]. Die Gründung blieb beschlossene Sache, wurde aber wegen Schwierigkeiten der Dotation noch für einige Zeit bis zum Jahre 1702 hinausgeschoben. In der Folge zeigte sich dann, daß alle Befürchtungen der Rathmanne, Kaufmannschaft und Zünfte leere Schreckgespenster waren: der Handel hat nicht gelitten und der Kampf gegen den Protestantismus keine Verschärfung erfahren[3].

Zu Breslau gehörte die Mission **Brieg** mit anfangs (1681) 2—3, später (1694) 4—5 Priestern. Seit 1685 gab einer der Patres auch Unterricht. Im Jahre 1688 hatte man 16, 1699 33 Schüler, nur zeitweilig (1693) unterrichteten zwei Patres, gewöhnlich nur einer. Seit anderthalb Jahren — so heißt es in den Jahresberichten von 1682 — übt diese Mission die Geduld von zweien unserer Patres, und ein größerer Erfolg erscheint auch nicht wahrscheinlich, da der Hof dieser Stadt die volle Religionsfreiheit unter protestantischer Obrigkeit zuläßt und die Einwohner, von denen manche wegen ihres Glaubens hier eingewandert sind, alles Katholische besonders hassen und jeden Verkehr mit uns verabscheuen. Die Zahl der Katholiken ist gering und unter diesen sind zudem Zerwürfnisse nicht selten. — Die Ausdauer trug aber durch den beständigen Verkehr und eine sehr eifrige Predigttätigkeit (jährlich 260—270 Predigten) doch ihre Früchte. War es anfangs ein Wunder, wenn an den Festen nur einer bei der heiligen Kommunion erschien, so verging im Jahre 1693 kaum ein Werktag, ohne daß die Kommunion empfangen wurde. Im ganzen zählte man in diesem Jahre schon über 5000, im Jahre 1700 6700 Kommunionen. Die Konversionen schwankten zwischen 8—50; im Jahre 1692 waren es 65, unter diesen aber nur 2 Bürger.

Im Jahre 1696 wurde den Jesuiten in Brieg die Verwaltung der Pfarrei Pampitz übertragen; die meisten Einwohner waren protestantisch und gingen zu den Predigern in der Nachbarschaft. Wegen Ungehorsams wurde die Gemeinde nach Prag geladen und die 14 Vornehmsten gefangen gesetzt. Sie sollten erst freigelassen werden, wenn sie unterschriftlich versprochen, daß alle Einwohner bei ihrer Kirche verbleiben und nicht ohne Erlaubnis und mit Angabe ihrer Namen beim Schultheiß sich anderswohin begeben würden, endlich daß Taufe, Begräbnis usw. bei dem Ortspfarrer stattfinden sollten. Für die Beklagten legte der Missionär Fürsprache ein und bewirkte ihre Befreiung. Im Jahre 1699 zählte man 10 Taufen, 3 Ehen, 4 Begräbnisse und gegen 1000 Kommunikanten[4].

Die Absicht des Erzherzogs Karl, in **Neiße**[5] eine vollständige Universität zu gründen, wurde durch seinen vorzeitigen Tod vereitelt. Für das Kolleg blieb kaum der dritte Teil der zugedachten Fundation, durch den außer dem Gymnasium nur noch die Professuren für Moral und Kontroverse bestritten werden konnten. Mit den reinen Einkünften von 5—6000 fl. konnten 24—28 Personen unterhalten

---

[1] Grünhagen, Gesch. Schlesiens 2, 379. Vergl. Schmidt a. a. O. 247, 259 f.
[2] Verlauf ausführlich bei Reinkens 38 ff.
[3] Grünhagen, Gesch. Schlesiens 2, 382.
[4] *Litt. ann. Prov. Bohem. 1696, Bohem. 109, 253.
[5] *Synopsis Historiae Collegii Nissae 1626—1694 in Bohem. 108. Kastner, Geschichte der Stadt Neiße (1854) 2, 575 ff. Für die Fundationen vergl. Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens 46 (1912) 172 ff.

werden, in der Tat mußten aber damit manchmal über 30 Personen auskommen. Davon waren sechs am Gymnasium, 2—3 mit den Vorlesungen über Moral und Kontroverse beschäftigt.

Die Schülerzahl stieg bis 1680 über 500, von 1681 an über 600. Darin sind eingeschlossen die Hörer der Theologie, die mehrmals im Jahre gedruckte Thesen herausgaben und öffentlich verteidigten. So gingen aus Neiße Jahr für Jahr Weltpriester und Ordensleute hervor. Gerühmt wird der vorzügliche Geist, der im Seminar St. Anna mit seinen 40—50 Konviktoristen herrschte.

In der Seelsorge gab der häufige Sakramentenempfang viele Arbeit: die Kommunionen stiegen von 28000 im Jahre 1653 auf 40—50000 in den späteren Jahren. Die Zahl der Konversionen bewegt sich zwischen 12—30, einige wenige Jahre weisen höhere Zahlen bis zu 36 (1663) und 49 (1652) auf. Aushilfe wurde häufig geleistet besonders in Weihwasser, Olberdorf, Warta und Oberglogau, wo bei dem Grafen Georg von Oppersdorf ständig zwei Patres weilten, welche die Seelsorge in der gräflichen Familie und bei den ringsumwohnenden Untertanen besorgten. Der eine von ihnen, P. Joachim Meltzer, war 16 Jahre Beichtvater des Grafen und blieb auch nach dessen Tod (1651) bei dem Sohne Graf Franz. Als der alte Pater abberufen werden sollte, bat Graf Franz dringend um dessen Belassung. Die Bitte wurde von dem Provinzial am 26. April 1657 bei dem General befürwortet[1] und von diesem gewährt. Die „Missio Oppersdorf" bestand wenigstens bis zum Jahre 1675 mit zwei Patres, die polnisch und deutsch Predigt und Katechese hielten[2].

An allen Sonntagen waren zwei deutsche und eine lateinische Predigt, außerdem wurde im Advent und in der Fastenzeit dreimal in der Woche, in den Fastnachtstagen zweimal am Tage und in der Fronleichnamsoktav oft täglich gepredigt. Manche Arbeit gaben auch die 4—5 Marianischen Kongregationen, zwei für die Studenten, je eine für die Bürger und für Handwerkgesellen. Die größere Studentenkongregation zählte meist 100, die kleinere etwas weniger Mitglieder, die Bürgerkongregation hatte 1669 500 Mitglieder. Außerdem gab es noch eine Armenseelen-Bruderschaft mit 2200 Mitgliedern. Die drei Kerker und elf Armen- und Krankenhäuser wurden von eigens damit betrauten Patres fleißig besucht. Man beschränkte sich dabei nicht allein auf geistlichen Trost, sondern suchte auch die leibliche Not nach Kräften zu lindern.

Die Bautätigkeit war sehr rege. Da das Konvikt St. Anna den Einsturz drohte, führte man 1656—57 einen Neubau auf, der Raum für 70—80 Zöglinge bot[3]. Am 31. Juli 1669 wurde der Grundstein zu einem neuen Kollegbau gelegt, der in der ersten Zeit sehr gefördert, dann aber 1674 unterbrochen, erst 1677 in seinem ersten und zweiten Flügel vollendet wurde. Zehn Jahre später 1688 legte Bischof Franz Ludwig den Grundstein zu einer neuen Kirche. Der Bau der Kirche wurde so rasch gefördert, daß man dieselbe bereits 1690 eindecken konnte. Im gleichen Jahre setzte man auch dem 1689 begonnenen letzten Flügel des Kollegs das Dach auf. Die Stuckarbeiten im Innern der Kirche waren bis auf einige

[1] *Acta Congreg. Prov. 74, 174.

[2] *Litt. ann. Prov. Bohem. 1658—1675.

[3] Zu den Stiftungen für das Seminar trat im Jahre 1679 die des P. Melchior Auft hinzu, der am 7. November nach Absicht seines verstorbenen Vaters (Weinkaufmann in Neiße) 2000 fl. für zwei arme Schüler bis Rhetorik einschließlich stiftete mit der Bestimmung, daß die Stiftlinge an keinen bestimmten Stand gebunden sein sollten; sie erhielten für Kost 40 fl., für Kleidung 20 fl. Der Provinzial Sattenwolf bestätigte die Stiftung. Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens 46, 184. Dort 181 ff. weitere Stiftungen für das Seminar.

Kapellen und das Chor 1691 fertig, im folgenden Jahre konnte die Kirche konsekriert werden.

Die weitgehende Unterstützung bei diesen Bauten, sowohl durch den Bischof als auch durch den Magistrat zeigte, wie sehr die Arbeiten der Patres in Neiße von der geistlichen und weltlichen Behörde anerkannt wurden. Dieser Anerkennung verlieh der Magistrat einen schönen Ausdruck in der Urkunde, in welcher er 1688 einen Teil des Salzmarktes für die neue Kirche abtrat. Bei dieser Gelegenheit spendet er den Patres großes Lob für ihre treue, jahrelange, unermüdliche Arbeit in Neiße durch den Besuch der Kranken und Gefangenen bei Tag und Nacht, durch die Aufrichtung der Betrübten, durch die Bekehrung der Irrgläubigen, durch den Unterricht der Jugend und ihre übrigen seelsorglichen Verrichtungen[1].

Das Kolleg in **Glatz** erhielt in langjähriger vielfach unterbrochener Bautätigkeit ein neues Heim[2]. Die Bauerlaubnis erteilte der General Nickel am 14. März 1654; der Bauvertrag zwischen dem Rektor Markus Marianus und dem kaiserlichen Baumeister Carlo Lurago wurde am 10. Dezember 1654 unterzeichnet; die Grundsteinlegung erfolgte am 11. April 1655. Aus Mangel an den nötigen Mitteln nahm der Bau 35 Jahre in Anspruch. Im Jahre 1663 war der Südflügel und 1667 das Schulgebäude im wesentlichen vollendet; 1673 wurde der Bau wieder aufgenommen, 1688 das Fundament für den Nordflügel gelegt und vor Winter 1689 konnte das Dach mit einem Türmchen aufgesetzt und 1690 der ganze Bau fertig gestellt werden[3]. Sofort ging man dann an einen Vergrößerungsbau des Konvikts St. Aloisius mit seinen 50—70 Insassen, der 1692 abgeschlossen wurde. Die Mitgliederzahl des Kollegs betrug durchschnittlich 25—30, stieg aber in einigen Jahren, wo 7—8 Scholastiker dort Logik studierten, wie z. B. 1651 und 1665, bis zu 34—35. In den Jahren 1652/53 und 1696—1699 befand sich auch das Tertiat in Glatz. Durchgehends waren 3 Priester und 3 Magistri in den 6 Klassen des Gymnasiums tätig. Diese 6 Klassen zählten 1687 als Höchstzahl 294, 1692 in der niedrigsten Zahl 184 Schüler[4]. Das Schultheater blühte, wie überhaupt in der böhmischen Provinz, so auch in Glatz; es ergingen sogar wiederholte Mahnungen zur Maßhaltung[5]. Auch die Schüler beteiligten sich an der Abfassung von Dramen, so 1678 bei dem Fronleichnamsspiel. Die Vorlesungen über Philosophie hörten auch Auswärtige.

In der Seelsorge wirkten 6 Priester als Prediger und Beichtväter. An allen Sonntagen wurde morgens und nachmittags gepredigt, in der Fastenzeit noch zweimal in der Woche, für die Soldaten in der Burg an allen Festtagen, für die Gymnasiasten in einem Hörsaale. Bei der Katechese fanden seit 1694 szenische Darstellungen statt, so wurden die Artikel des Glaubensbekenntnisses und die Bitten des Vaterunsers in dramatischen Vorführungen in Poesie und Gesang erklärt.

---

[1] *Litt. ann. Prov. Bohem. 1688. — Die Rektoren waren: Ludw. Crasius Juli 1649, Joh. Wirbna 4. August 52, Joh. Bodikerus 19. Sept. 55, Andr. Lincke 1. Nov. 58, Matthäus Sarcander 29. Jan. 62, Joh. Heintz 11. Aug. 66, Joh. Kottigius 6. Febr. 71, Balth. Junger 9. April 74, Joh. Falck 9. Mai 77, Franz Grueber 7. Juli 80 († 28. Sept. 81), Jak. Burgis 4. Nov. 82, Matthäus Strusius 20. Februar 84 († 86), Ferdin. Waldhauser 14. März 88, Wilh. Fröhlich 21. Jan. 93, Thom. Schmidl 9. März 96, Heinr. Schmidt 8. Okt. 97, Emman. de Boye 18. Okt. 1700.

[2] Festschrift zur Feier des 300jährigen Bestehens des Gymnasiums zu Glatz 1897. Progr. des Gymnasiums. A. Bach, Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz 1841. Die *Catal. und *Litt. ann. der böhmischen Provinz.

[3] Baugeschichte mit Bauplänen in der Festschrift 5 ff.

[4] Genaue Nachweise in der Festschrift 93 ff. Die Verteilung auf die einzelnen Klassen betrug 1687 von der Rhetorik angefangen 33, 35, 37, 40, 61, 88; 1692: 0, 34, 40, 37, 37, 36.

[5] Festschrift 27—73. Dort 41 ff. alle Titel der aufgeführten Stücke.

Durchschnittlich waren vier Marianische Kongregationen vorhanden, eine für die Bürger (1662: 561 Mitglieder) — zwei für die Gymnasiasten (1695 vereinigt und auf die drei obern Klassen beschränkt) und eine für Handwerksgesellen (1662: 100 Mitglieder). Während die Konversionen jährlich sich nur auf drei bis neun beliefen (1672—78 auf 12—32), stiegen die Kommunionen von 37 000 im Jahre 1658 auf 62 400 im Jahre 1698.

Auch die Armen, Kranken und Gefangenen wurden nicht vergessen. Die Gefängnisse besuchte ein eigens dazu aufgestellter Pater ständig. An großen Festen bedachte man die Armen besonders, so wurden 1671 bei der Borgiafeier die armen Männer und armen Studenten bewirtet und beschenkt im Kolleg, die armen Frauen im Hospital. Im Pestjahre 1680 fielen drei Patres und ein Bruder im Dienste der Pestkranken, an ihre Stelle traten weitere vier Patres, von denen noch zwei als Opfer ihres Heroismus der Pest erlagen.

Die zu ihren Gütern in Niederschwedeldorf gehörende Pfarrei besorgten die Glatzer Jesuiten bei jedem Wetter von Glatz aus; im Jahre 1668 übertrugen sie die Verwaltung dem benachbarten Pfarrer von Oberschwedeldorf, der dafür die Stolgebühren und den Zehnten erhielt. Als Orte, wo sonst fleißig Aushilfe geleistet wurde, finden sich häufig genannt Habelschwerdt, Wilmsdorf, Wölfersdorf, Neudorf, Mittelwald und Wünschelburg[1].

Als die Schweden nach achtjähriger Besetzung am 7. April 1650 aus **Groß-Glogau** abgezogen, kehrten zwei Patres, Joh. Holander und Christoph Forch, die in dem benachbarten Polen den Ausgang abgewartet und polnischen Kindern Unterricht erteilt hatten, dorthin zurück[2]. Mit Freude wurden sie von den Katholiken aufgenommen, mußten aber ihre Unterkunft in einem gemieteten Hause suchen, da kurz vor der Flucht der Jesuiten und der Ankunft der Schweden das Kolleg abgebrannt war. Sie eröffneten sofort eine Schule mit einer Klasse und alsbald stellten sich 50 Schüler ein. Einige Jahre später (1654) begannen sie mit dem Bau eines kleinen Kollegs, das 1661 bis zum Dach gelangte und 1662 fertiggestellt wurde. Das Seminar St. Leopoldi, das man 1683 zur Förderung der Schulen und der Musik eingerichtet, konnte 1685 in ein geräumigeres Haus verlegt werden, wo die 19—23 Seminaristen bessere Unterkunft fanden. Der Bau einer Kirche, der 1696 begonnen worden, gedieh 1699 bis zum Dach und wurde erst später vollendet. Die Zahl der Mitglieder stieg langsam. Im Jahre 1655 waren es 10, 1665 18 und 1700 23 Jesuiten; dementsprechend wuchs auch die Zahl der Lehrer und Klassen. Während 1655 und die folgenden Jahre 3 Lehrer in 5 Klassen unterrichteten, sind es 1660 4, 1662 5 und 1700 6 Lehrer für 6 Klassen. Die Rhetorik war schon 1655 eingerichtet aber mit der Poesie vereinigt worden. Im Jahre 1696 zählte man 206, im Jahre 1699 241 Schüler. Außer der Predigt und Katechese an allen Sonntagen hatte man zu sorgen für die lateinische Kongregation, der 1658 auch angesehene und gelehrte Herren beitraten (1697: 120 Mitglieder); dieser folgte 1673 eine deutsche Kongregation für Bürger und Handwerker und 1696 die Bruderschaft für die armen Seelen, mit monatlicher Versammlung und Ansprache.

---

[1] Die Rektoren von Glatz: Georg Schwartz 28. März 1650, Markus Marianus 25. April 53, Balth. Halmberger April 56, Balth. Konrad 6. Juni 59 († 1660), Arnold a Campo 10. Okt. 60, Joh. Heintz 14. Sept. 63, Aug. Raiman 26. Aug. 66, Rud. Werner 69 († 26. Mai 72), Joh. Dasselman 15. Aug. 72, Georg Prescher 8. Sept. 75, Georg Klein 23. Nov. 78, Christoph Ronner 6. Jan. 82, Paul Arndt 26. März 85, Joh. Müller (Miller) 28. März 88, Michael Eckel 23. Juni 91, Leop. Hendl (Hendt) 1. Nov. 94, Leonh. Neil 10. Febr. 98.

[2] Vergl. Schmidl, Hist. Prov. Bohem. 5, 677, 878 ff. J. Blaschke, Geschichte der Stadt Glogau (1913) 304 ff.

Die Kommunionen stiegen von 6500 im Jahre 1658 auf 23000 im Jahre 1685 und hielten sich dann auf dieser Höhe. Die Konversionen (meist Soldaten) schwanken zwischen 20—50, 1673 sind es 66, 1678 94.

Für den wöchentlichen Besuch der Hospitäler und Kerker war ein eigener Pater aufgestellt. In den Jahresberichten des Jahres 1670 heißt es: Den Kranken, die wir nur immer ausfindig machen konnten, — wir setzten sogar einen Preis für deren Auffindung aus — besuchten wir bei Tag und Nacht, die Kerker öfters in der Woche, und sehr oft sorgten wir dort für Nahrung und Kleidung, 24 Gefangenen verschafften wir die Freiheit. Im Jahre 1674 wird beigefügt: Den zum Tode Verurteilten wurde auf unsere Fürsprache die Strafe geschenkt, so daß seit zwei Jahren keiner mehr hingerichtet wurde, obgleich mehrere zum Tode vorbereitet und schon zum Galgen geführt wurden[1].

Das Kolleg von **Troppau** behielt seine frühern sechs Klassen mit sechs Lehrern bei, ebenso seine vier Marianischen Kongregationen. Die Schülerzahl stieg auf durchschnittlich 3—400. Die höchste Zahl zeigt das Jahr 1690 mit 442; 1699 waren es 438. In dem Konvikt des heiligen Ignatius, das man Pfingsten 1653 begonnen, wohnten 1681 43, 1693 21 Zöglinge. Die Zahl ging allmählich aus Mangel an Mitteln zurück.

Was früher nicht gelungen, die dem Deutschorden zugehörige Kirche St. Georg zu eigen zu erhalten, wurde nunmehr erreicht. Zuerst erfolgte am 16. Januar 1655 durch den Deutschmeister Erzherzog Leopold eine Sicherstellung für den weitern Gebrauch, dann durch Ordensurkunde vom 4. Juni 1672 die völlige Schenkung der Kirche. Da auch die Pfarrkirche dem Deutschorden gehörte, bestätigte Erzherzog Leopold den Gebrauch der Pfarrkanzel, so lange der Orden nicht selbst einen tauglichen Prediger stelle und die Gesellschaft für einen solchen sorge.

Schon drei Jahre später 1675 legte man den Grundstein für eine neue St. Georg-Kirche, die nach fünfjähriger Bauzeit am 3. Dez. 1680 in Benützung genommen wurde. Während des Baues hatten die Jesuiten nach Niederlegung der alten St. Georg-Kirche (1676) die dem Johanniter-Orden zugehörige Kirche St. Johann Baptist benützt. Die Ordnung der doppeltsprachigen Predigten ging nicht ohne Meinungsverschiedenheiten ab. Es predigten 1658 vier Prediger, zwei deutsch und zwar der eine in der Pfarrkirche, der andere in St. Johann, ferner zwei tschechisch und zwar vormittags und nachmittags in St. Georg. In St. Georg war auch eine tschechische Christenlehre, je eine deutsche Christenlehre hielten die Patres in der Pfarrkirche und in St. Johann. So blieb es auch die folgenden Jahre. Im 1683 heißt es aber: Nach der ersten heiligen Messe, die regelmäßig 1/26 Uhr in St. Georg gelesen wurde, war deutsche Predigt, in St. Johann nach der Messe um 6 Uhr und nach der Messe um 8 Uhr eine tschechische, in der Pfarrkirche nach dem Hochamt eine deutsche Predigt. Im Jahre 1685 wurden in dem Triduum vor Fastnacht in St. Georg in beiden Sprachen gepredigt, während der Fronleichnamsoktav deutsch. Am 2. November 1686 bestimmte der Provinzial Matth. Tanner, daß die beiden böhmischen Predigten und alle böhmischen Andachten der früheren St. Georg-Kirche in die neue St. Georg-Kirche und die deutsche Morgenpredigt nach St. Johann zurückverlegt werden sollen. Später verordnete der Visitator Willi, die deutsche

[1] *Litt. ann. Prov. Bohem. — Die Rektoren waren: Balth. Halmberger, Michael Planck 20. Mai 1654, Heinr. Korn 7. Juli 57, Balth. Halmberger 22. Juli 60, Christoph Sibeneicher 4. Aug. 63, Ferd. Oberg 12. Aug. 66, Balth. Junger 10. Aug. 70, Mart. Lück 1. Okt. 73, Georg Tercker Okt. 76 († 77), Ferd. Koblitz 1. Febr. 78, Joh. Strobach 30. März 81, Joh. Reichel 23. April 84, Georg Weis 18. Nov. 87, Balth. Neuman 24. Mai 91, Joh. Strobach 1. Sept. 94, Mich. Eckel 22. Okt. 97 († 3. April 99), Markus Schwartz 30. Juni 99.

Predigt wieder in St. Georg zu halten, aber diese Verordnung scheint wenigstens nicht sogleich durchgeführt worden zu sein[1].

Charakteristisch für das Vorgehen zur Wiederherstellung der katholischen Religion ist ein Erlaß des Herzogs zu Troppau und Jägerndorf Karl Eusebius (Lichtenstein) dat. Wien 16. Mai 1657, in dem es heißt: Demnach es unsere landesfürstl. gegen Gott Schuldigkeit mit sich bringt, das ewige Heil unserer treu gehorsamen Landstände, so in dem alten seeligmachenden katholischen Glauben bestehet, zu suchen und zu befördern, also befehlen wir Euch mit den Hrn. P. P. Jesuiten Euch zu vernehmen, wie aufs beste und füglichste das heilige und heilsame Werk der Bekehrung unserer treu gehorsamen Landstände vor die Hand genommen und befördert werden möchte, es sei mit öftern Diskursen von der hl. kath. Religion, daß Ihr und unsere andern katholischen Landstände zum öftern die Unkatholischen einladet, wobei allzeit ein Pater Jesuiten, jedoch den Unkatholischen diesfalls unwissend, daß einer dazu berufen worden, dabei wäre, welcher in dergleichen Controversiis am besten wäre, und also ein Diskurs von dem Glauben und Controversien angehebt würde, durch welchen alle Ketzer leicht wegen der Falschheit ihrer Ketzerei können fundirt sein, durch welches Mittel auch unzählbare Ketzer allenthalben täglich bekehrt worden, indem durch den Diskurs ihnen die Wahrheit der katholischen Lehre repräsentirt und die Falschheit ihrr Ketzerei demonstrirt wird, also daß sie in sich gehen, an ihrem Glauben zweifeln und sich bekehren tun. So werdet Ihr auch die P. P. ersuchen, daß sie auf den Kanzeln, wenn Unkatholische vorhanden sein, Controversias auch traktiren und sonsten auch alle andere Gelegenheit suchen, wie und wo sie nur mit den Unkatholischen zu reden kommen, des katholischen Glaubens Wahrheit zu demonstriren. Dieweil es aber schon mit den Eralteten etwas schwer hergehen wird, so ist absonderlich auf die Jugend Acht zu haben, daß selbige möchte bekehrt werden. Befehlen Euch also, daß Ihr ein absonders wachsames Aug darauf haben sollt, daß sobald der unkatholische Vater gestorben, die Kinder der unkatholischen Mutter oder andern Befreundeten weggenommen, in katholische Häuser getan und katholisch aufgezogen werden[2]. Wenn ferner die Obrigkeit bekehrt wird sein, so werden auch die Unterthanen eher folgen. Deshalb sollt Ihr ein absonders wachsames Aug darauf haben, daß nach dem Willen des verstorbenen Kaisers Majestät und auch unseres jetzigen allergnädigsten Königs kein Prädikant im Land soll geduldet und

---

[1] Akten über diese Predigt-Übertragungen *Bohem. 105, 253 ff. In Bezug auf die lingua bohemica und die damit zusammenhängenden Zwistigkeiten gab Gonzalez in einem Schreiben vom 12. Juli 1692 an den Rektor Milinski zu, daß bei der Ausbildung der Novizen und Scholastiker auf diese Sprache größere Rücksicht genommen werden müsse, aber non assentior laborandum nobis esse ut servetur aequilibrium, quod mihi commendat, alio studio nostro quam attentionis ad virtutes, dotes atque habilitates. Haec si spectemus sola in distributione munerum et dignitatum exsurget sua sponte aequilibrium, quantum res sinet aut postulabit. Continget anno uno plures honorari Germanos sed etiam continget alio anno plures honorari Bohemos, si, quod libenter credo, inter hos par sit numerus virorum habilium. Alio studio spectari aut curari aequilibrium non est consultum 1. quia frustra esset, nemo enim eorum quos occaecavit spiritus nationalis (nisi idiomaticum appellare placuerit) aequilibrium agnoscet et si maxima curarum sit. 2. Quia iniquum esset, continget enim anno quopiam plures se offerre habiles viros germanos, alio anno plures Bohemos, qui non videat injuriam fieri modo his modo illis et quod gravius est Provinciae si annis singulis curetur studiose illud aequilibrium. Optime P. Rector mittamus anxietatem hanc noxiam. Linguam omnes discant Jesu Christi atque ita populus hic omnis unius sit labii, Germani, Bohemi nec nominentur in vobis, sic pax erit neque pacis alia spes est. *Epp. NN. 22.

[2] Dem Landesfürsten stand von jeher die oberste Vormundschaft über die Waisen der Stände zu; da lag es nahe, dieses Recht zum Zweck der Rekatholisierung des Landes auszubeuten, so Biermann, Geschichte des Protestantismus in Österreich. Schlesien 86.

die Pfarreien allenthalben mit katholischen Priestern besetzt werden, wie wir zum öftern unsern frühern Landeshauptleuten anbefohlen. Also werdet Ihr darob sein, daß die Pfarrer das Ihrige tun, die Leute zu bekehren, absonders sie jährlich zu der heiligen Beicht anhalten, mit Aussetzung einer Poen (Strafe) gegen die Unterthanen, die sich freventlich und vermessener Weis sich an derselben nicht beteiligen würden. Diesem werdet Ihr unfehlbar stets nachkommen, damit das Fürstentum ehestens durch die Gnade Gottes bekehrt werde[1].

Eine Abschrift dieses Befehls sandte der Herzog am 19. Mai 1657 an den Rektor des Jesuitenkollegs in Troppau Melchior Budaeus mit dem Ersuchen, er möge dieser Intention sekundieren, damit durch Ihre Ehrw. Patres diskursweis an unterschiedlichen Orten alle mögliche Gelegenheit zur Bekehrung der Unterthanen gesucht werde, auch mit Hilfe von Controverspredigten, wenn unkatholische Landstände in der Kirche sich befänden. Absonders wollen aber Ew. Hochw. und deren löbl. Herrn Successores Acht haben, daß sobald der unkatholische Vater gestorben, die Kinder weggenommen und katholisch erzogen werden. Wenn Sie von einem oder andern dergl. Waisen wüßten, die an unkatholischen Orten wären, wollen E. Ehrw. uns eilfertig zu unserer landesfürstl. Remedirung hiervon berichten. Ebenfalls wollen Sie sich mit guter Manier, soviel hierbei zuläßig ist, wegen der Pfarrer informiren, wie der Landstände Pfarreien besetzt und wie die Pfarrer ihrer Schuldigkeit nachkommen. Und da diese nicht geschehen sollte, wollen Sie uns hiervon berichten, damit wir am gehörigen Orte bei dem Hochw. Olmützer Consistorium die Remedirung begehren können. Diese muß billigermaßen eifrigst befördert werden, damit der ewige Verlust der Seelen durch die Ketzerei eifrigst verhindert werde[2].

Welche und wie die Bekehrungsmittel angewandt, vielfach aber durch die Protestanten vereitelt wurden, geht aus einem längern Berichte hervor, den P. Georg Prescher[3] (gegen 1660) an das Oberamt einsandte über die in die beiden Fürstentümer Troppau und Jägerndorf nunmehr in das vierte Jahr abgefertigte Mission insbesonders auf der dem Baron Christoph Bernard Skrbensky gehörigen Herrschaft Gotschdorf.

Durch besagte Mission, wo ohne Unterlaß von uns P. P. Missionariis in Unterweisung des Volkes gearbeitet worden, wäre eine nicht geringe Frucht geschöpfet worden, wie die zur katholischen Religion mehrenteils geneigten Gemüter zu erkennen geben — wofern uns die weltliche Immediat-Obrigkeit in Vollziehung der kaiserlichen und oberamtlichen Verordnungen mit gebührendem Nachdruck wäre an die Hand gestanden. So müssen wir uns mit Schmerzen beklagen, daß aus dero gar zu großer Nachsicht und wirklicher Verhinderung nicht allein die erstrebte Conversion zurückgehalten, sondern auch die kaiserlichen und oberamtlichen Anordnungen in höchsten Contempt geraten und der gemeine Pöbel in seinem alten Wahn bestärkt wird, da er meinet, es sei der unkatholischen Herrschaft mehr zu gehorsamen, als den hohen Häuptern. Wiewohl es geschehen sein könnte, daß der Troppauische Herr Landeshauptmann die erteilten kaiserlichen und oberamtlichen Befehle an Skrbensky abgelassen hat, werden aber diese von Herrn Skrbensky entweder garnicht oder nur obenhin und ohne verspürten Ernst intimirt. Und was Herr Skrbensky auf dergleichen Religions-Anordnungen beim Herrn Landeshauptmann als seinem hoch-

---

[1] *Kop. Wien Staatsarch. Geistl. Arch. Nr. 407.
[2] L. c. Nr. 407.
[3] Er unterschreibt sich Georgius Prescher e Soc. Jesu Caesareus et Episcopalis Missionarius in Ducat. Caronviensi et Oppaviensi et Administrator Parochiae Neüdorffliensis. Wien l. c. Nr. 408.

geehrten Herrn Bruder replizirt, muß eine unwiderrufliche Wahrheit sein und allen kaiserlichen und oberamtlichen Rescripten vorgehen.

Im folgenden will P. Prescher im einzelnen das schädliche Dissimuliren und die positiven Hindernisse für die Reformation ans Licht ziehen.

1. Der Kaiser hat resolvirt, daß die Fürstentümer Troppau und Jägerndorf im Münster'schen Friedensschluß nicht einbegriffen und ihnen die freie Religionsübung nicht gestattet werden soll. Nichtsdestominder hat Hr. Skrbensky in meiner wie auch des P. Zach. Gunther S. J. Gegenwart behauptet, den Unkatholischen in diesen beiden Fürstenthümern komme die freie Religionsübung nicht weniger zu als denen, die in gedachtem Friedensschluß ausdrücklich benannt seien. Wenn nun das Haupt dieser Herrschaft den kaiserlichen Resolutionen also widerstrebt, dann ist leicht zu entsinnen, was für ein Gehorsam von demselben den Unterthanen gegen das höchste Haupt eingepflanzt wird.

2. Das Auslaufen zu den benachbarten lutherischen Prädikanten ist von Ihrer Kaiserl. Majestät nicht allein im verstrichenen Jahr, sondern wiederum unlängst den 22. Juli unter Strafe untersagt worden. Übertreter dieses Verbots haben wir zwar bei dem Herrn Landeshauptmann namhaft gemacht, aber nachdem Herr Skrbensky die Armut seiner Unterthanen eingewendet und berichtet, sie könnten eine so große Straf nicht tragen, ist ihnen gar keine Strafe injungirt worden. Diese Straflosigkeit hat verursacht, daß das Volk, welches zuvor verstohlen zu den Prädikanten auslief, nunmehr öffentlich ohne alle Scheu ausläuft und uns dies ins Gesicht sagt. Die Prädikanten aber vermahnen das Volk öffentlich und insgeheim, sie sollen sich von solcher Excursion, welche sogar dem ordini politico zuwiderläuft — nicht abschrecken lassen; es stehe nicht in des Kaisers Gewalt, das abzustellen. Herr Skrbensky läßt sich aber zu gewissen Zeiten zum kalvinischen untolerirten Abendmahl, wo solches wider die Verträge und Ihrer Kaiserl. Majestät Verbot gehalten wird, führen.

Hier müßte entschieden eingegriffen und bei dem Fürsten von Brieg ein Verbot an die Prädikanten erwirkt werden.

3. Ihre Kaiserl. Majestät hat zum öftern anbefohlen, das Volk solle an Sonn- und Feiertagen sich fleißig bei Amt und Predigt in den katholischen Kirchen einfinden und diejenigen, die sich freventlich absentiren, sollen nach Anordnung der gehaltenen Commission allemal $1/2$ fl. Kirchenstrafe bezahlen. Nun sind die Saumseligen von uns spezifizirt und dem Herrn Landeshauptmann eingereicht worden. Nachdem aber Herr Skrbensky eingewendet, diese Absentirung komme daher, weil das arme Volk seine Nahrung anderwärts suchen müsse, ist die Kirchenstrafe noch niemals eingefordert worden. Daher nimmt die Nachlässigkeit im Kirchengehen von Tag zu Tag dermaßen zu, daß zum öftern von einem volkreichen Dorf bei schönster Sommerzeit über zwei Personen sich nicht eingefunden, wiewohl abends in den Schankhäusern eine solche Menge ihre Nahrung sucht, daß, wenn soviele in der Kirche erschienen, man eine Lust zum predigen hätte. Wir müssen öfters mit höchstem Verdruß ansehen, wie das Volk müßig vor ihren Häusern sitzt oder in Gärten unter den Bäumen liegt und zur Zeit des Gottesdienstes miteinander schwätzet. Wenn wir sie zum Kirchengehen vermahnen, lachen sie uns durch die Finger aus — und das heißt bei Herrn Skrbensky um Nahrung Suchung die Kirche versäumen. Zu dieser Nachlässigkeit geht Herr Skrbensky mit schlechtem Beispiel voran, weder er, noch die Seinigen sind von der Zeit des hier angefangenen katholischen Exercitii in eine Kirche gekommen. In dieser Absentirung vom Gottesdienst folgt ihm getreulich nach der Richter mit dem gesamten Dorf Gotschdorf, wo Herr Skrbensky seine Residenz hat, unangesehen, daß ihm die Kirche vor der Nase steht.

4. Ihr Kaiserl. Majestät wollen, daß die gewöhnlichen Feiertage auch von den Unkatholischen sollen gehalten werden. Nun aber läßt Herr Skrbensky halten, was ihm gefällt.

5. Es hat zwar gemäß dem Befehl des K. Oberamtes vom 21. Juni der Richter von Kronzberg (?) mit zwei andern seine Beicht und Kommunion verrichtet, doch ist noch eine ziemliche Anzahl der Neubekehrten übrig, so ich im Beischluß consignirt, welche ich nach vielen öffentlichen und persönlichen Vermahnungen zur österlichen Beicht bis dato nicht habe dazu bringen können. Deshalb kann ich nicht wissen, ob sie bei dem einmal angenommenen katholischen Glauben beständig verbleiben. Habe diesfalls Herrn Skrbensky etliche Mal um Assistenz ersuchet, aber nichts erhalten als am 9. August folgende schriftliche kalte Formalien: Was diejenigen, welche nicht zur Beicht gegangen, betrifft, habe dero Verzeichniß schon längst samt meinem Befehl an dieselben überschickt, nach welchem sie werden wissen, wie sie sich zu verhalten haben. — Es wäre durch einen ernsten Befehl des Oberamtes ein gewisser Termin zu bestimmen — so ist mein embsiges Bitten — innerhalb dessen sich die verzeichneten Personen zur Beicht und Kommunion in ihren Kirchen unausbleiblich einfinden müßten.

6. Auf dieser Herrschaft werden viel befunden, welche von Herzen gern zum katholischen Glauben sich bequemen wollten. Es schreckt sie aber ab, damit sie bei ihren Herrn nicht alle Gunst verlieren, maßen man verspüret, daß er mit den Katholischen etwas schärfer verfährt als mit den Unkatholischen. Anderes zu geschweigen, erhellet das aus dem, daß er in diesem Jahr zwei lutherische Ehebrecher, so er allbereits in Banden und Ketten gehabt, entspringen lassen, die katholischen Weiber aber, mit denen sie sich versündigt und von denen zwei im Gefängniß katholisch geworden, ohne Rücksicht auf ihr flehentliches Supplizieren, so er ungelesen den Boten vor die Füß geworfen, durch den Nachrichter mit einem scharfen Staubschilling von Grund und Boden verwiesen. Er hat dies so verborgen gehalten, daß wir nichts davon gewußt und so den betrübten Neukatholischen nicht zusprechen konnten. Um dieselbe Zeit hat einer aus den vornehmsten Lutheranern eine ehebrüchige Blutschande begangen. Obgleich nun dies auf der ganzen Herrschaft bekannt, hat nur Herr Skrbensky allein davon nichts wissen wollen. Endlich hat er diesen Täter auf meine Anklag mit wenigen Tagen Gefängnis abgestraft und auf Fürbitt der lutherischen Bauern auf freien Fuß gestellt, die Weibsperson aber entfliehen lassen. Eben dergleichen Glimpf hat er mit einer andern lutherischen Ehebrecherin gebraucht, nur die Katholiken sind solcher Lindigkeit nicht wert, sondern müssen durch des Henkers Hand von Grund und Boden verwiesen werden, allen Katholiken zum Schrecken, den Unkatholischen aber zum Spott und Wohlgefallen.

7. Obgleich von Ihrer Kaiserl. Majestät unter dem 22. Juli dieses Jahres dekretirt worden, daß auf den Dorfschaften, in denen es noch nicht geschehen, katholische Richter sollten angestellt werden, so werden doch auf dieser Gotschdorfischen Herrschaft schon von weitem von den unkatholischen Richtern etliche Dispositiones also gesponnen und erdacht, wie man den einen oder andern Richter, so unlängst der katholischen Religion beigetreten, unter irgend einer Formalität zum Nachteil der katholischen Religion entferne.

8. Ihre Kaiserl. Majestät haben gleich am Anfang dieser Reformation anbefohlen, katholische Kirchendiener zu bestellen, zu denen auch die Kirchenväter gezählt werden. Trotz Anmahnung hat es Herr Skrbensky immer wieder verschoben. Solange die unkatholischen Kirchenväter in den katholischen Kirchen in ihren Ämtern gelassen werden, geht alles unordentlich beim Gottesdienst zu, man tut mir viel zum Trotz und zur Schimpfirung des katholischen Exercitii, bald gebricht es an

Hostien, bald an Wein, weshalb ich mehrmals ohne Verrichtung des heiligen Meßopfers nach Hause gehen mußte.

9. Wiewohl Herr Skrbensky sich das Patronat der Kirche anmaßt, so ist er doch dem katholischen Exercitio mehr hinderlich als förderlich, indem er trotz öftern Anhaltens die Notwendigkeiten für den Gottesdienst als Kelch, Missale, Kasel nicht verschaffen läßt. Alles dies muß von uns schon ins vierte Jahr wöchentlich geliehen werden. Die Kirche, besonders die Gotschdorfische, läßt er ganz und gar verfallen, so daß die Besucher in augenblicklicher Lebensgefahr stehen und die Unkatholischen selbst dawider murmeln. Die Fenster stehen also offen, daß der Wind, so in diesen Bergen sehr heftig, frei durchstreichen und den Regen hineintreiben kann. Ich stehe in immerwährender Gefahr, daß mir nicht die konsekrirte Hostie vom Wind entführt und der Kelch umgestürzt werde. Die konsekrirte Spezies gefriert im Kelch dermaßen, daß ich sie kaum in einer Viertelstunde durch die Wärme meiner Hände auflösen kann. Deshalb darf ich mich nicht unterstehen, im kommenden Winter mit gutem Gewissen in dieser Kirche zu zelebriren.

10. Als Provisor der Pfarrei habe ich amtshalber nicht allein von offener Kanzel, sondern auch von den Richtern und Herrn Skrbensky selbst begehrt, weil auf dieser Herrschaft soviele Kinder ohne die heilige Taufe hinsterben, daß mir die Hebammen zur Unterweisung für die Nottaufe vorgestellt werden, habe aber in dieser so notwendigen Sache nicht das Geringste erreicht.

11. Herr Skrbensky läßt zu, daß den Schulmeistern ihr gewöhnliches Salarium von den Bauern geschmälert wird, und schützt die Bauern dabei. Einem katholischen Schulmeister werden die gewöhnlichen Brode entzogen, anstatt zwei Kreutzern erhält er nur einen halben Groschen; man nimmt andere Funktionen von ihm, wie die Gerichtsschreiberei u. dergl., für die sie dann Lutherische substituiren. So werden dann die katholischen Schulmeister wider den Willen Ihrer Kaiserl. Majestät indirekt vertrieben. Auch der Pfarrhof bleibt unausgebaut stehen, es werden weder Stüblein noch Ställen gebaut, kein Ofen und Fenster eingesetzt. Das Schulhaus ist schon mehrenteils eingefallen.

12. Weil auf dieser Herrschaft Gotschdorf die Mission schon in das vierte Jahr fortgesetzt und aus Mangel der Exekution heilsamer Verfügungen wenig gefruchtet hat, auch die Entlaufenen sich schier alle wieder eingefunden und keiner Depopulation sich ins künftige zu besorgen, bitte ich den Befehl ergehen zu lassen, daß im kommenden Jahr um die österliche Zeit die Jugend bis auf's 15. Jahr ihres Alters, so bereits genug instruirt und deren Eltern nicht sehr darwider sind, zur Beicht und Kommunion gehalten werden, gleichwie auf etlichen andern Herrschaften etliche katholische Grundherren in diesen beiden Fürstenthümern rühmlich praktiziren. —

Dieser Bericht zeigt wie die Schwierigkeiten, so die Art und Weise des Vorangehens. Es geht daraus hervor, daß nicht allein die Protestanten, sondern auch die Katholiken manches daran aussetzen und Grund zu Klagen finden konnten[1].

Durch Kaufvertrag vom 9. Juli 1646 hatte Kaiser Ferdinand III. das Herzogtum **Sagan**, das früher Wallenstein gehörte, dem Fürsten Wenzel Lobkowitz verkauft[2]. Bei der Wiederherstellung der katholischen Religion 1653/54 blieb in Sagan alles beim Alten, die Protestanten wurden in keiner Weise behindert.

---

[1] Über die Klagen der Protestanten vergl. G. Loesche, Zur Gegenreformation in Schlesien, Troppau, Jägerndorf, Leobschütz (1915) 120 ff. und G. Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf (1874) 551 ff.

[2] Vergl. A. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (1869) 36.

„Wie es heißt, war es der Einfluß seiner protestantischen Gemahlin, welcher hier noch Duldung verschaffte. Als aber 1664 der Breslauer Generalvikar Sebastian Rostok auf den dortigen Bischofsstuhl erhoben ward (1664—1671), drang er im Verein mit dem kaum minder eifrigen Abt Kaspar Fabricius von Sagan so lange in den Herzog, bis dieser 1668 nun auch in seinem Lande alle protestantischen Kirchen schließen ließ." [1]

Nach dem Berichte aus der Feder eines Jesuiten [2], vollzog sich die Schließung sehr rasch. Der Herzog ernannte zur Ausführung eine Kommission von höhern Beamten — so heißt es in diesem Bericht — deren Direktorium er insgeheim einem Pater der Gesellschaft übertrug, der eine genaue Kenntniß des Herzogstums Sagan besaß. Die Kommission und der genannte Pater erschienen in Sagan am 10. März 1668 und hatten am 11. März eine geheime Beratung im Kolleg zu Sagan. Am 12. März wurde die Reformation mit Sagan begonnen. Alles ging leicht von Statten. Ein alter Prädikant bat wegen seines Besitzes, nur in Sagan wohnen zu dürfen. Die Bitte wurde abgeschlagen. Trotz ihres Schmerzes fügten sich die Protestanten, legten aber alles den Jesuiten zur Last. Auch auf dem Lande war kein Widerstand. Nur in Naumburg a. Bober mußten schließlich Soldaten herbeigerufen werden . . . Bei der Kunde von deren Nahen unterwarfen sich Rat und Bürger und baten, es möchten die Soldaten fern gehalten werden. Das geschah. Schwierigkeiten machten nur einige Adelige. Als Frist wurden den Prädikanten stellenweise nur zwei Tage für den Abzug bewilligt. Das war — so schließt der Bericht — die dritte Reformation in Sagan, die erste durch Waldstein 1628, die zweite durch Ferdinand III. 1638, die dritte durch Lobkowitz 1668. Keine der frühern war aber so gründlich, wie diese von 1668. Jetzt sind alle Prädikanten fort, öffentlich ist nur katholischer Gottesdienst gestattet. 32 Prediger wurden entfernt, 36 Kirchen geschlossen; in 18 Tagen, vom 12.—29. März war alles erledigt. Nächst Gott gebührt der Dank dem Fürsten Lobkowitz.

Einige Ergänzungen zu diesem Berichte bieten die Jahresbriefe der böhmischen Provinz zum Jahre 1668 [3]. Als Kommissar für den Bischof von Breslau übergab der Präpositus der Kollegiatkirche in Glogau, Leonh. Fromholdt, die rekonzilirten Kirchen katholischen Pfarrern und zwar fünf Pfarreien mit einer Filialkirche dem Rektor des Kollegs; diese sollten in der Folge einstweilen von Priestern des Kollegs administrirt werden. In den uns übergebenen Kirchen in der Stadt und draußen wurde seit Gründonnerstag an allen Festen gepredigt, aber meist vor den Bänken und den Steinen, denn die Kirchen blieben leer. Das Herz dieses Volkes ist so verhärtet, daß sie wöchentlich meist dreimal zu einigen Tausenden (Zuschauern von auswärts schien es die Auswanderung der ganzen Stadt mit den Dörfern zu sein) in die benachbarte akatholische Lausitz zu ihren von hier entfernten Predigern in voller Freiheit auslaufen, von denen sie dann in ihrer Hartnäckigkeit bestärkt werden. Der zu den Katholiken hinzuneigen scheint, wird öffentlich verhöhnt und beschimpft, von allem Verkehr ausgeschlossen und die notwendigen Lebensmittel werden ihm vorenthalten. Gegen uns als die Urheber alles Unheils sind sie erbittert, die Händchen, die kleine Kinder zufällig den Patres gereicht, wurden von einigen Frauen als beschmutzt alsbald abgewaschen. Eine rühmte sich, daß sie es auch mit dem Geld so gemacht, das sie für Waren erhalten. Kein Spott und Schimpf wird gespart: Erzschelme und Hauptteufel sind unsere gewöhnlichen Titel.

---

[1] C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens 2, 321 f.

[2] *Brevis Relatio Reformationis seu Eliminationis Pastorum Acatholicorum factae in ducatu Saganensi ao 1668. Eine gleichzeitige Abschrift auch in Wien, Geh. Staatsarch.

[3] *Litt. ann. Prov. Bohem. 99, 144.

Nur langsam durch längeren Verkehr und besseres Kennenlernen besserte sich diese Stimmung. Zum Jahre 1672 erzählen dieselben Jahresberichte:[1] Beim Versehen der fünf uns übertragenen Pfarreien rühmen unsere Patres, daß die Protestanten schon in viel milderer Stimmung unsere Kirchen besuchen und sich bei unsern Predigten einfinden, auch die Spendung einiger Sakramente nach katholischem Ritus gern zulassen. Früher schickten sie, um dem obrigkeitlichen Befehl, die Predigten zu besuchen, nachzukommen, nur die Kinder, jetzt kommen auch schon die Eltern. Einige Male wurden unsere Priester von Protestanten gerufen, um Kindern in Lebensgefahr die Taufe zu spenden. Die große Bereitwilligkeit, mit der die Patres bei Tag und bei Nacht und bei jedem Wetter diesem Rufe folgten, hat auf die Protestanten großen Eindruck gemacht. Es kostete aber fortgesetzt viele Mühe, das Eis zu brechen. Unsere Missionäre, so heißt es 1673, von denen vier an allen Sonn- und Festtagen zu den benachbarten Pfarreien gehen, haben viele Mühe mit den Akatholiken, um sie zu vermögen, zur Predigt zu kommen, ihre Kinder von uns taufen und die Ehen einsegnen zu lassen. Nicht immer haben die Bemühungen Erfolg. Im Jahre 1675 wurden aber schon alle Kinder in den benachbarten Pfarreien getauft mit Ausnahme von dreien, die trotz der darauf gesetzten Strafe zu den Prädikanten gebracht wurden. Solange hier die Soldaten im Winterquartier lagen, erschienen zuweilen gegen 100 Bauern beim Gottesdienst, nach deren Abzug kaum der eine oder andere, so ruht der Kirchenbesuch nur auf Zwang. Im Jahre 1676 wurden diese von vier Patres versehenen Pfarreien Weltpriestern übergeben[2].

Die Verhältnisse des Kollegs entwickelten sich aus ganz kleinen Anfängen allmählich zu größerer Blüte. Im Jahre 1654 waren zwei Patres nach Sagan zurückgekehrt und hatten mit großer Armut kämpfen müssen[3]. Im Jahre 1658 erhielt die Niederlassung wieder einen Rektor; die Wohnung wurde innerhalb eines halben Jahres soweit hergestellt, daß sie 10—12 Personen aufnehmen konnte. An Stelle des bisherigen einen Lehrers für die untersten Klassen traten zwei Professoren für vier Klassen. Um die Zahl der Schüler in der protestantischen Stadt zu vermehren, wurde, wie die Jahresbriefe vom Jahre 1658 erzählen, ein Konvikt errichtet für Studenten aus den benachbarten Städten, denn die hiesigen Bürgersöhne dürfen unsere Schulen nicht besuchen und auswärtigen Schülern wird leicht die Wohnung verweigert. Den Predigten, in denen wir den Glauben der Katholiken zu stärken suchen, wohnen meist nicht wenige Protestanten bei, und es wären deren noch mehr, wenn nicht die Prädikanten Späher aufgestellt, welche die Ein- und Ausgehenden beobachten müssen.

Wie das Jahr 1658 einen Wendepunkt für das Kolleg, das Jahr 1668 eine große Umkehr der äußern religiösen Verhältnisse brachte, das Jahr 1678 den Besitzstand des Kollegs endgültig ordnete[4], so war auch das Jahr 1688 von einschneidender Bedeutung, aber diesmal in sehr trauriger Beziehung.

Anfang Juli 1688 brach nämlich am Feste Mariä Heimsuchung im Augustinerkloster vormittags ein Brand aus, der schnell auf die Kirche übersprang und so rasend um sich griff, daß beinahe in einer Viertelstunde die Hälfte der Stadt mit

---

[1] *Bohem. 100, 610.

[2] Es waren die Pfarreien Kipra, Kunzendorf, Hirschfeld, Eckersdorf, Buchwald und Petersdorf. In Beantwortung der diesbezüglichen Mitteilung des Rektors Herb vom 10. Jan. 1676 drückte Oliva am 20. Febr. 1677 seine Genugtuung über die Abgabe der Pfarreien aus. *Ad Bohem.

[3] Vergl. Nickel an den Vizerektor Clumas 27. März 1655. *Ad Bohem.

[4] Nähere Bestimmungen vom 12. Aug. 1678 und die päpstliche Bestätigung vom 18. März 1679 in *Bohem. Fundat. 4, 45 f.

Kolleg, Kirche, Schulen und Seminar in Flammen stand. In der Stadt wurden 209 Häuser durch das Feuer vernichtet. Von dem schönen Seminarbau blieben außer den Mauern nur Kapelle und Speisesaal, vom Kolleg außer den Ruinen und den ausgebrannten Wohnräumen nichts übrig. Nur wenige Mitglieder konnten infolgedessen in Sagan bleiben, der größere Teil fand eine Zuflucht in Wartenberg[1].

Wartenberg hatte aus seinen Einkünften bisher den Unterhalt der von 2 auf 24 (1675) gestiegenen Mitglieder geliefert. Diese nun freiwerdenden Summen wurden zunächst auf die Neubauten verwandt, die man sofort in Angriff nahm. Das Jahr 1689 sah den untern Stock des Kollegs und die Eindeckung des Chores der Kirche. Vom März bis November 1690 gedieh in rastloser Arbeit das Kolleg bis zu einer Länge von 70 und einer Höhe von 22 Ellen, die Schulen wurden 1694 vom Fundament fast bis zum ersten Stock geführt. Aus der Enge der Kapelle konnte man 1699 in die völlig wiederhergestellte Kirche einziehen.

Die Schulen, in denen schon 1672 sechs Lehrkräfte in sechs Klassen tätig gewesen, wurden erst zwei Jahre nach dem Brande wieder eröffnet und zwar nur mit den unteren Klassen, 1695 kam die Poesie, 1696 die Rhetorik hinzu, es waren aber 1697 nur zwei und 1700 erst drei Professoren: einer für Rhetorik und Poesie, die zwei andern für die vier untern Klassen. Während im Jahre 1675 allein die Zahl der Konviktoristen 95 betrug, zählte man 1696 77, 1698 89 und 1699 103 Schüler.

Das prächtige in den Jahren 1669—1671 in drei Stockwerken errichtete Seminar des heiligen Joseph wurde langsam wiederhergestellt und beherbergte 1696 25 und 1699 38 Zöglinge.

Die lateinische Studenten-Kongregation, die bereits 1665 erwähnt wird und später (wenigstens seit 1678) auch angesehene Bürger der Stadt und Pfarrer der Nachbarschaft aufnahm, war 1688 infolge des Brandes verschwunden; im Jahre 1696 lebte sie wieder auf. Auch die übrige Seelsorge konnte nach und nach wieder aufgenommen werden. Die Zahl der Kommunionen stieg von 1800 im Jahre 1689 auf 6550 im Jahre 1699, die der Konversionen von zwei im Jahr 1689 auf 20 im Jahre 1699[2], Predigten wurden 1699 93 gehalten.

In der Residenz von **Schweidnitz** waren im Jahre 1651 drei Patres, drei Magistri und zwei Brüder. Ein Pater besorgte die Pfarrei, ein zweiter war Prediger, der dritte Pater unterrichtete mit zwei Magistri an dem Gymnasium in sechs zu je zwei kombinierten Klassen. Im Jahre 1653 wurde die Residenz zum Kolleg erhoben. Für die nicht viel über 90 Schüler waren 1678 vier Lehrer tätig. Die Schülerzahl stieg 1696 auf 115 und hielt sich die folgenden Jahre ungefähr auf der gleichen Höhe. Die Lehrkräfte wurden bald auf sechs vermehrt. Ein 1676 begonnenes Konvikt zählte zum Schluß dieses Jahres 24 und 1696 31 Zöglinge. Die Zahl der Mitglieder des Kollegs war im Jahre 1700 auf 24 gestiegen, zwölf Patres, vier Magistri und acht Brüder.

Die Pfarrkirche zum heiligen Stanislaus und Wenzeslaus, deren Patronat seit mehr als 300 Jahren den Clarissinnen in Breslau gehörte, wurde nach Ver-

[1] 1689 waren nur sechs Jesuiten in Sagan, später nur vier bis fünf, erst 1700 wieder zwölf.

[2] Für die frühere Zeit geben die Jahresberichte u. a. folgende Zahlen der Konvertiten an: 1659: 4, 1660: 1, 1663: 4, 1668: 8, 1669: 39, 1670: 34, 1673: 23, 1674: 16, 1687: 14. — Die Rektoren waren: Rud. Clumas Vizer. 1654, Aug. Gaynitius (Geynitius) 7. März 58, Joh. Knipman 7. Nov. 61, Georg Zirkius (Cirkius, Circkius) 27. Nov. 64, Joh. Dasselmann 68, Thomas Schmidl 1. Mai 71, Wenz. Herb (Härb) 2. Okt. 74, Christoph Eucharius 12. Sept. 77, Mart. Lück 29. Sept. 80, Joh. Aschinger 13. Nov. 84, Pet. Schönfelder 21. Juni 85, Ferd. Koblitz 22. Juli 88, Joh. Eitner 7. Dez. 91, Gottfr. Zalten 16. Nov. 94, Kasp. Pott 12. Jan. 98.

einbarung mit diesen und mit Genehmigung vom Bischof und Papst 1660 den Jesuiten übergeben. Dadurch wurde auch ein Bauplatz für das Kolleg gewonnen, zu dem 1664 der Grundstein gelegt wurde[1].

Die Arbeiten bei den Katholiken wuchsen mehr und mehr. Die Zahl der Predigten, die in und außerhalb der Stadt gehalten wurden, wird 1698 auf über 500 angegeben. Die Zahl der Kommunionen stieg im Jahre 1692 auf 15200 und im Jahre 1699 auf 25400. Eine Studenten-Kongregation wird 1663, die Prozession der Christenlehre, Kinder mit Gesang und Traggerüsten, 1682 erwähnt.

Nur wenige Katholiken, so berichten die Jahresbriefe von 1661 und 1663, wohnen zerstreut in der Stadt. Die Prädikanten sind zwar aus der Stadt ausgewiesen, aber sie hindern dennoch aus der Nähe die Bekehrung. Im Jahre 1678 heißt es: In dieser halbprotestantischen Stadt waren 15000 Kommunionen. Eine Hauptschwierigkeit für weitere Konversionen heben die Jahresbriefe von 1691 hervor: daß kaum ein Bürger katholisch wird, könnte wunderbar erscheinen. Dies liegt aber in den schwierigen Verhältnissen begründet. Kein katholischer Handwerker wird in die protestantischen Zünfte aufgenommen. Die protestantischen Handwerker schneiden den katholischen Genossen jede Hoffnung ab, wenn sie erfahren, daß dieselben sich verehelichen wollen. Nur durch die Autorität des königlichen Amtes wurde nach langen Anstrengungen ein katholischer Kürschner, den man auf ähnliche Weise entfernt, wiederum zurückgeführt und die Zunft zu seiner Aufnahme gezwungen. Die Zahl der andern Konversionen von Nichtbürgern betrug im Durchschnitt jährlich 30—40, einige Male 70—90. Zu dem Jahre 1673 heißt es: Kein einziger Bürger wurde katholisch, von den übrigen 24[2].

Die zu Schweidnitz gehörenden Missionsstationen (Hirschberg, Hartmannsdorf, Jauer, Schönau) brachten nach den Jahresberichten von 1658 kaum eine andere Frucht als eine Übung der Geduld. Die Missionsstation zu Hirschberg mit anfangs zwei, dann drei bis vier Priestern, war später Residenz. Im Jahre 1669 wurde eine Vereinbarung zwischen den Patres und dem Magistrat in der Weise getroffen, daß die Jesuiten das ihnen gehörende Patronatsrecht über die Pfarrkirche abtraten, dafür aber vom Magistrat einen Platz zum Bau eines Kollegs und den Gebrauch der Kirche und Kanzel erhielten. Das Verhältnis zur Pfarrkirche wurde dann im folgenden Jahre auch mit der geistlichen Behörde geregelt. Zugleich erlangten die Patres eine geräumige Wohnung bei der Kirche. Zu Hause unterrichtete ein Pater gegen 30 Schüler. Eine eigentliche Schule wurde 1695 errichtet und 1696 in zwei und 1699 in vier Klassen geteilt. Die Schülerzahl war 1698 28. Im Verlauf

---

[1] Der General Oliva schrieb am 12. Febr. 1667 dem Rektor Fabricius: In fabrica cogitandum non quam ut cito sed ut bene fiat et citra debita. Malo illam haerere tantisper quam gemere sub aere alieno. *Ad Bohem.

[2] Wiederholt kehrt in den Briefen der Generale an die Obern von Schweidnitz die Bemerkung über die der Arbeit nicht entsprechende Frucht wieder. Der General Gonzalez schreibt am 14. November 1693 an den Rektor Gröschel: Praeter illas, quas R.V. 10. aprilis ad me dederat, accepi datas 17. octobris, quibus me docet de exiguo fructu quem nostri istic ferunt in haereticis ad fidem reducendis. Summopere quidem dolendum est haeresim in terris Principi tam pio et Religionis studiosissimo subjectis, invalescere, ut scribit, imo et insolescere. Am 3. August 1697 heißt es aber in dem Briefe an den Rektor Hartman: Perquam jucundae fuerunt litterae R.V. quas scribebat 6. Julii de statu Collegii rebusque gestis a Sodalibus nostris, non paucis ex nobilitate ad fidem conversis haeresique plurimum debilitata. *Ad Bohem. — Die Obern waren: Christoph. Keller 1650, Andr. Lincke 6. Aug. 54, Matthias ab Asselt 16. Sept. 57, Georg Spinko 12. Okt. 61, Joh. Fabricius 10. Nov. 64, Andr. Wilde 28. Dez. 70, Georg Molitor 15. Okt. 73, Georg Hohenegger 9. Nov. 76, Joh. Rottenberg 28. Juli 78, Andr. Scholtz 14. Sept. 81, Wenz. Schönfelder 24. Mai 85, Adam Zeidler 27. Mai 88, Georg Gröschel (Gröschl) 10. Juni 91, Wenz. Hartman 15. (25.) Aug. 94, Jak. Steßl (Stößl) 13. Febr. 98, Joh. Strobach 6. Jan. 1701.

des Jahres 1674 zählte man über 1000, 1698 4972 Beichten. Den Konversionen stand auch hier die Verfolgung von seiten der Protestanten entgegen. In dem Jahresberichte von 1673 heißt es: Unsere Predigten wurden zahlreich besucht und der Erfolg ging hervor aus der Aussage von einigen Hunderten, deren Namen wir nennen könnten, die feierlich und unter Tränen versicherten, sie würden gern katholisch, wenn es nur eine Macht gebe, sie gegen die Bosheit zu beschützen. Dann waren es katholische Herrn, wie die Jahresbriefe von 1675 hervorheben, welche die Protestanten offen begünstigten und deren Beistand sich die Protestanten öffentlich rühmten. So bewegten sich die Konversionen nur zwischen 3—10, 1673 waren es 15.

Aus Stadt und Amt **Liegnitz** ging am 24. Dezember 1688 eine Bittschrift der Katholiken an den Kaiser um eine ständige Niederlassung der Jesuiten[1]. Daraufhin forderte der Kaiser 1. Juli 1689 von den geistlichen und weltlichen Behörden Gutachten, da sich gleichzeitig auch die Kapuziner um eine Niederlassung beworben hatten. Die Gutachten fielen für die Jesuiten günstig aus. Nunmehr befahl der Kaiser am 3. August 1690 der Regierung, behufs einer näheren Vereinbarung mit den Jesuiten in Verhandlung zu treten.

Inzwischen waren bereits im Jahre 1689 einige Jesuiten nach Liegnitz gekommen und hatten in der bischöflichen Residenz Wohnung genommen. Ihre Arbeiten erstreckten sich auf die Seelsorge und eine kleine Schule mit 30 Schülern. Im Jahre 1694 waren dieselben auf vier Klassen verteilt unter einem auswärtigen geistlichen Lehrer. Erst Ende 1699 stieg die Schülerzahl auf 50. Im Jahre 1700 bestanden sechs Klassen unter drei Lehrern.

Durch kaiserliches Dekret vom April 1698 wurde die bisher im Gebrauche der Protestanten befindliche alte St. Johanneskirche mit Friedhof den Jesuiten zugesprochen. Dadurch erhielt die Niederlassung nach zehnjähriger Arbeit festen Bestand, indem durch kaiserliches Dekret am 2. Mai 1699 nicht allein die St. Johanneskirche den Jesuiten zu eigen gegeben, sondern auch der Ankauf der an die Kirche stoßenden Häuser gestattet wurde für den Bau von Kolleg, Schule und Seminar. Die bisherigen Eigentümer erhielten den Kaufpreis aus der Wartenbergischen Fundation bezahlt. Die kirchliche Übergabe und Reconcentration zog sich wegen verschiedener Schwierigkeiten noch bis zum 8. September 1699 hin.

Im Jahre 1700 beherbergte Liegnitz vier Priester, zwei Magistri und zwei Brüder; im selben Jahre wurde die Residenz zum Kolleg erhoben und erhielt am 1. Juli 1700 ihren ersten Rektor in der Person des P. Elias Nentwig[2].

Pönitenten zählte man 1693 1850, im Jahre 1698 4520, Kommunikanten 1699 über 4000. Die Zahl der Konversionen betrug zwischen 14—28; im Jahre 1699 waren es 15 aus dem Arbeiter- und 12 aus dem Bürgerstande.

Im Jahre 1667 wandte sich der böhmische Provinzial Krupsky an den Kaiser Leopold mit der Bitte, in **Oppeln** eine Residenz begründen zu dürfen. Auf den bejahenden Bescheid wurden zwei Patres nach Oppeln gesandt und am 25. Februar 1668 durch kaiserliche Kommissare feierlich eingeführt[3]. Die neue Residenz unterstand zunächst dem Kolleg zu Neiße. Groß war die Schwierigkeit, einen passenden Wohnsitz zu erhalten. Auf Betreiben des Bürgermeisters beschloß der Magistrat, kein Haus in Oppeln dürfe den Jesuiten verkauft werden. In dieser Not richteten diese die dringende Bitte an den Kaiser, ihnen die verlassene alte Burg, die ehemals

---

[1] Vergl. Gesch. 2, 361, 375 Anm. 3.

[2] Gonzalez an Nentwig 14. Aug. 1700. *Ad Bohem.

[3] E. Wahner, Versuch einer Geschichte des Jesuitenkollegiums und Gymnasiums zu Oppeln. Oppelner Progr. 1874/75. *Litt. ann. Prov. Bohem. 1651—1700. *Catal. brev. et trienn.

von den Herzogen von Oppeln bewohnt worden, einzuräumen. Obgleich der Kaiser bereitwillig die Bitte mündlich zusagte, fand die Angelegenheit in den sieben Tribunalen, die sie zu durchlaufen hatte, große Schwierigkeiten, denen schließlich der Kaiser durch einen gemessenen Befehl an die schlesische Kammer ein Ende machte. Am 2. Mai 1669 erfolgte die feierliche Übergabe. Mit einem Almosen von 100 Rthlr. begannen die Jesuiten den Bau einer Kapelle Mitte August und beendigten ihn Allerheiligen.

Im Jahre 1670 erhielten sie auch einen kaiserlichen, an die Burg anstoßenden Garten, und nach unsäglichen Schwierigkeiten und Verhandlungen gelang es teils durch Kauf (1000 fl.) teils durch Tausch von der Stadt sieben abgabenfreie Häuser für den Bau eines Gymnasiums zu erwerben. Alle diese Schwierigkeiten übertraf die Erwerbung des Hauses Blankowsky, das gerade vor dem Eingang des Hauses lag und die Patres nötigte, drei ganze Jahre durch den morastigen Weg, in Wind, Regen und Kälte den Weg von 500 Schritten, der von der Wohnung zur Kirche und Schule führte, mehrmals im Tage zurückzulegen. Mit der 1670 erfolgten Erwerbung hatten die Patres einen abgerundeten in sich geschlossenen Platz, wo sie ungestört vom Lärm der Stadt ihrer Wirksamkeit obliegen konnten. Im Jahre 1673 wurde der Grundstein zu einer großen Kirche zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit gelegt und 1677 ein Neubau für eine Apotheke errichtet (ein Apothecarius war schon 1674 vorhanden). Mit der Einrichtung einer Schule hatte man gleich bei der Übergabe der Burg 1669 begonnen, indem man einige alte Häuser, die früher Töpfern gedient, dafür umbaute. Die Schüler, die in mehrere Dekaden eingeteilt wurden, stiegen bald auf 100. Im Jahre 1671 zählte man sechs Klassen mit 190 Schülern. Die Personalkataloge von 1673 und 1675 weisen einen Professor für die kombinierte Rhetorik und Humanität und drei Magistri für drei Grammatikklassen, also vier Lehrkräfte auf. Eine Kongregation für die Studenten entstand 1. Mai 1670. Ein Konvikt zum heiligen Franz Borgia eröffnete man 1672. Hier wurden auch die Waisen, die den protestantischen Vormündern entzogen worden, untergebracht. Die Seelsorge bei den Katholiken nahm erfreulichen Fortgang. In der Umgegend von Oppeln zählte man 1671 24000 Kommunionen, zu Oppeln 1690 10000 und 1699 14000. Die Konversionen waren gering, von 1687—1699 jährlich zwischen 5—15.

Während das Kolleg in ruhigem Aufstieg begriffen war, wurde durch einen doppelten Schlag fast die ganze mühsam aufgebaute Arbeit vernichtet und zwar zuerst durch die Pest von 1680 und dann durch den großen Stadtbrand von 1682. Die Pest brach Frühjahr 1680 aus. Einer der Patres wurde für die Pestkranken exponiert. Von den 2000 Pestkranken, die er Beicht hörte, starben 700. Schließlich ergriff ihn ebenfalls die Pest. Auch im Kolleg brach sie aus. Es mußte geschlossen werden. Der Pestpater wurde wieder gesund, nahm sofort seine Arbeit wieder auf, von allen als Engel begrüßt. Obgleich noch schwach, besuchte er die Krankenhäuser, tröstete und unterstützte die Bedürftigen mit erbettelten Almosen; er selbst verteilte die verschiedensten notwendigen Lebensmittel und ließ sich durch andere dabei helfen. Das Kolleg erntete großes Lob; es war der gemeinsame Zufluchtsort für alle; ganze Backofen voll Brot, auch Wein und Essig wurden verteilt, die gut ausgestattete Apotheke ward bald fast entleert. Als der Rektor, der mit Rat und Tat allen geholfen, am 10. Oktober 1680 der Seuche zum Opfer fiel, wurde er als der Vater der Stadt beweint. Noch drei weitere Mitglieder des Kollegs erlagen der Seuche; von den drei Patres und drei Brüdern die in Oppeln blieben, wurden alle von der Seuche ergriffen, zwei Patres sogar zweimal, aber alle genasen. Der Magistrat richtete 1681 ein eigenes Dankschreiben an den böhmischen Provinzial, in dem er die außerordentliche Liebe, welche das Kolleg zur Zeit der Pest der Stadt erwiesen, rühmend hervorhob.

Kaum war dieser Würgengel vorübergezogen, als ein neues noch größeres Unglück über die Stadt hereinbrach. Am 6. Juni 1682 vernichtete ein furchtbarer Brand einen großen Teil der Stadt; Kolleg, Schule und Kirche der Jesuiten brannten nieder. Nun mußte alles von neuem aufgebaut werden. Sofort begann man mit dem Kolleg, das in zehn Monaten wieder benutzbar wurde. Die Kirche gedieh bis 1685 zu einem Oratorium. Ein zweiter großer Brand im Jahre 1689, der die Hälfte der Stadt verzehrte, ließ das Kolleg, das vom frühern Brand noch nicht vollständig wiederhergestellt war, unberührt. Ende 1687 wurde das Kolleg wegen seiner vielen Schulden von dem General suspendiert.

Die Schule, die seit dem Brande nur in sehr geringer Ausdehnung fortgesetzt worden, blieb bis 1690 geschlossen. Anfangs zählte sie nur 25 Schüler, stieg dann 1695 auf 110 und 1700 auf 159[1].

Viele Erbitterung gegen die Jesuiten in Oppeln erregte die Übertragung der Pfarrei zu Deutsch-Piekar mit ihrem Bilde der Mutter Gottes (1675—78). Was den Streit besonders vergiftete, war das Hineinspielen des polnisch-deutschen Gegensatzes. Polnische Priester in Krakau wollten durchaus die Übertragung der Pfarrei an die deutschen Jesuiten rückgängig machen und die Ausstellung des sogenannten Gnadenbildes verhindern. Wenn man den Briefwechsel über diesen Streit im Staatsarchiv zu Wien durchsieht, kann man sich leicht überzeugen, daß von den schweren und sehr gehässigen Beschuldigungen gegen die Jesuiten nichts übrig bleibt[2].

Durch das Sprintzensteinsche Vermächtnis war 1649 die Herrschaft Wartenberg an die Jesuiten gekommen[3]. Die reichen Einkünfte von über 10000 fl. wurden verwendet für das Kolleg in Sagan und die dortigen Konviktoristen, für die Mission in Liegnitz, zur Unterstützung armer Kollegien und für Bedürfnisse des böhmischen Provinzials. Das Eigentumsrecht und Patronatsrecht der Jesuiten erstreckte sich auf die beiden Städte Wartenberg und Neustadt und mehrere umliegende Dörfer wie Fridersdorf, Nistritz, Kleinitz und Windischbona. Die Verwaltung der Güter wurde von der kleinen Residenz zu Wartenberg besorgt, wo durchschnittlich 4—6 Jesuiten wohnten.

In den Jahresberichten der böhmischen Provinz vom Jahre 1651 heißt es, daß sich die Patres bei der vollständigen Übermacht des Protestantismus auf die

---

[1] Die Obern waren: Wenz. Schwertfer Sup. 1668, Rekt. 18. Jan. 73, Joh. Pisseck (Pisick) 21. Dez. 75 († 10. Okt. 80), Joh. Paczinsky 8. Jan. 81, Georg Bellman (Bellamann) 25. Febr. 84, Joh. Nestor 23. Nov. 87, Georg Ohm 17. Dez. 90, Wenz. Milinsky 9. Sept. 91, Georg Ohm 93, Andr. Riedel 26. Nov. 96, Georg Hofmeister 3. Jan. 1700.

[2] Wien Geh. Staatsarch. Geistl. Akten 431, besonders die Briefe des Obern Schwertfer und den Brief des kaiserlichen Beichtvaters Christoph Stettinger vom 28. August 1678 an den Bischof von Krakau. Diese Briefe erweisen auch die Unterstellungen und Verdächtigungen als unwahr, die das Oppelner Progr. von 1878 enthält in dem Aufsatze von Wahner: „Wie die Oppelner Jesuiten in den Besitz der Parochie zu Deutsch-Piekar mit dem sogenannten Gnadenbilde gelangt sind." Eine zusammenfassende Darstellung findet sich in den *Litterae annuae Residentiae Pecar. 1678. Später wurden wieder Klagen laut. Der General Gonzalez schreibt am 21. Februar 1699 an den Oppelner Rektor Riedel: Ex datis a R.V. 15. Jan. intelligo perlibenter, in spirituali Collegii istius statu nihil admodum esse quod requiri videatur. Sed et res temporales sat felices censeri possunt, quando, ut meminit, religiosae sustentationi sufficiunt sine aere alieno. De Residentia Pequariensi scribit R.V. fore ut reviviscat, quando, ut ait, ex Urbe laetabili nuncio de Divae Imagine recreata erit. Dedimus hic Sacrae Congregationi responsum ad omnia, quae de dicta Imagine adversus Nostros delata erant; acquievitque S. Congregatio; neque enim ab Ea quicquam motum est amplius. Existimabamus itaque, omnia istic salva, et antiquo esse loco absque ullo incommodo, vel impedimento soliti cultus. Quodsi res secus se habeant, informet me R.V. accurate, in quonam sint statu.

[3] Gesch. 2, 375[3].

Seelsorge für die Dienerschaft beschränken müßten. Als dann die Übergabe der protestantischen Kirchen erfolgte, suchte man durch unablässige deutsche und polnische Predigt, Katechese, Passions- und Fronleichnamsspiele, eine Marianische Kongregation für Männer und Frauen das Volk zu gewinnen. Es wurden aber auch drastischere Mittel angewandt. In den Jahresbriefen von 1677 wird berichtet: In unserem Gebiete geht die Häresie allmählich zurück. Gegen 80 Protestanten kehrten zur Kirche zurück. Wenigstens acht ganze Familien, die hartnäckig blieben, wurden nicht allein aus Wartenberg, sondern auch aus Lindau, Windischbona, Bobernitz und Fridersdorf entfernt und Katholiken an deren Stelle gesetzt. Von den Schöffen in Neustadt haben wir diejenigen ausgemerzt, die protestantische Frauen hatten, und an deren Stelle andere gesetzt, deren ganze Familie katholisch war; Wartenberg ist außer sechs Familienvätern und zehn andern Protestanten ganz katholisch. Sehr viel haben dazu beigetragen die apostolischen Gespräche der Unsrigen und die vielen freundlichen Besuche bei den Pfarreingesessenen. Es wurde hart gearbeitet, so lautet der Bericht von 1690, soweit es die Zeitlage zuläßt, daß die Untertanen ohne Lärm zur katholischen Wahrheit zurückkehren. Ein besonderes Mittel war, den neuen Besitzern, die die väterlichen Güter antreten wollten, die Bestätigung zu verweigern, es sei denn, sie würden vorher katholisch; in dem einen Ort Kleinitz zogen zehn Protestanten vor, lieber Luther als ihren Besitz zu verlassen.

Die Zahl der wohl zum großen Teil durch diese damals üblichen harten Maßregeln erfolgten Konversionen schwankt 1674 bis 1700 jährlich zwischen 28 bis 110.

Auf manche wird auch die große Wohltätigkeit Eindruck gemacht haben, welche die Jesuiten in Wartenberg und Umgegend entfalteten. Am Gründonnerstag erhielten in Wartenberg nach altem Brauch zum Andenken an die Einsetzung des Altarssakramentes gegen 500 Arme Brot und Bier. An den Freitagen wurden zehn Arme gespeist. Das Armenhaus wurde an einem bessern Platz untergebracht. Bei der Teuerung von 1693 verteilten die Patres 500 Malter Getreide an die Untertanen ohne Rücksicht auf den hohen Marktpreis. Bei dem weit verbreiteten Fieber besorgten sie auch alle Arzneien aus der Apotheke von Glogau. Im Jahre 1694 betrug die Zahl der Gründonnerstag mit Brot und Bier beschenkten Armen 900. Verschämte Arme erhielten Nahrung und Almosen, ohne daß sie darum zu betteln brauchten. Ebenso weitherzig halfen die Patres bei der Teuerung von 1688. Die Armen, die scharenweise zu den Jesuiten kamen, wurden unterstützt, den Untertanen das Getreide unter dem hohen Marktpreis verkauft oder geliehen. Seit 1678 nahm man auch einige arme Knaben zum Unterricht auf.

* * *

Im Osten wurden fast alle Häuser durch den schwedischen Krieg in Mitleidenschaft gezogen.

Am 16. Juni 1654 hatte die Königin Christine, die Tochter Gustav Adolfs, die Krone niedergelegt, um ungehindert zur alten Kirche zurückkehren zu können. Die schwedische Krone wurde nun dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken übertragen, der in Schweden von einer Wasa (Schwester Gustav Adolfs) geboren, der nächste protestantische Anverwandte des alten Königshauses war. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung begann er 1655 den Krieg gegen Polen, der fünf Jahre lang den ganzen Nordosten Europas in Flammen setzte. Der Krieg wurde geführt, um die große schwedische Armee zu ernähren. Deshalb beriet sich der König im Anfang, ob er gegen die Dänen, oder gegen die Moskowiter oder gegen

die Polen losschlagen solle[1]. Der Krieg gegen Polen schien dem König der aussichtsreichste zu sein. In Polen, der zerrütteten Adelsrepublik, war der kinderlose letzte Sproß des katholischen Zweiges der Wasa, König Johann Kasimir, der gegen die Succession der pfälzischen Seitenlinie auf den schwedischen Thron protestiert hatte, der ohnmächtigste Herrscher der Christenheit. Zudem hatten die Moskowiter April 1654 den Krieg gegen Polen begonnen. In raschem Siegeslauf eroberte Karl Gustav fast ganz Polen. Überall zeigte er sich als ein entschiedener Feind der Katholiken. Er vertrieb die Jesuiten, wo er sie fand, säkularisierte Ermland und übergab es dem protestantischen Brandenburg. Der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm, der sich November 1656 eng mit Schweden verbunden hatte, schloß ein Jahr später (10. September 1657) ein Bündnis mit Polen (Vertrag von Wehlau). Ermland gab er zurück, dafür erhielt er aber von Polen die völlige Souveränität über das Herzogtum Preußen.

Dieser nordische Krieg, in den auch Österreich, Dänemark und Holland verwickelt wurden, endigte nach vielen Wechselfällen und nach dem Tode des Anstifters Karl Gustav infolge eines gewissen Gleichgewichtes der Kräfte, wo niemand mehr entschiedene Erfolge erzielte, mit dem Frieden von Oliva (3. Mai 1660). Die Friedensverhandlungen wurden von der französischen Diplomatie (Mazarin) geleitet, die hier einen großen Triumph feierte, indem sie Schweden rettete und auf dem deutschen Nacken sitzen ließ[2].

In dem schwedischen Kriege kam **Braunsberg** in große Not. Am 8. November 1655 schrieb P. Andreas Klinger an den P. General: In Preußen habe ich, soweit ich konnte, die Unsrigen unterstützt, wenigstens sollte auch vom P. Provinzial besonders den Patres in Braunsberg geholfen werden, wohin aus vielen Kollegien nicht wenige geflohen sind, zu deren Unterhalt die Mittel fehlen. Ich traf dort eine große Verwirrung und ich fürchte eine noch größere, wenn die Schweden dorthin für die Winterquartiere kommen[3]. Ebenso brachte die Teuerung der Jahre 1684 und 1685, wo fast alles einen dreifachen Preis hatte, das Kolleg in große Not. Später 1698 folgte die große dreimonatige Einquartierung von 4000 Sachsen, die den König August II. nach Polen begleiteten. Entweder mußte für Mann und Roß alles geliefert oder für den Mann 19 Groschen bezahlt werden.

Das Kolleg zu Braunsberg zählte im Durchschnitt 40—50 Personen, darunter sechs Professoren der Theologie, einer für Philosophie, einer für Mathematik und fünf für das Gymnasium. Zeitweilig war auch ein eigener Professor für Hebräisch und Griechisch vorhanden. Den höchsten Personenstand erreichte es 1699 mit 52 Mitgliedern, unter denen sich 17 Scholastiker befanden, welche Theologie studierten. In den ersten Jahren waren es nur sechs Scholastiker gewesen, in den achtziger Jahren wuchs die Zahl auf 16—20. Die Theologiestudierenden zogen mit ihren Professoren im Jahre 1669 nach Wilna, kehrten aber 1675 wieder nach Braunsberg zurück[4]. Im Jahre 1676 wird die Schülerzahl des Gymnasiums auf 300 angegeben, darunter viele Adelige aus Polen und Preußen. Letztere brachten wiederholt dem nach Königsberg durchreisenden Kurfürsten von Brandenburg in lateinischer und deutscher Sprache ihre und des Kollegs Huldigung zum Ausdruck (so 1668 und 1690).

---

[1] Vergl. Fr. Wagner S. J., Historia Leopoldi Magni 1 (1719) 8 ff. P. Wagner bemerkt: Magnum sane Christiani Senatus probrum: bellum ante quam hostem designantis. Nec Christiano Regi honestum, non injuria provocatum, nec laesum, Christianorum sanguine militem suum quasi ludicro in certamine exercitare, et veluti decreta venatione tum demum sylvam describere.

[2] Unde factum ut bello victi Sueci pace vincerent. Wagner l. c. 70.

[3] *Orig. Epp. Polon. 1, 871.

[4] *Historia Collegii Braunsbergens. in Lithuan. 41—44.

Bei der Jubelfeier des Kollegs im Jahre 1665 pries die Festschrift den Kurfürsten von Brandenburg, als den besonderen Schützer des Kollegs in der Kriegszeit, wofür sich der Kurfürst brieflich beim Rektor bedankte und seinen weiteren Schutz für die Gesellschaft und das Kolleg versprach.

Im Jahre 1697 gelang es, die Druckerei von Peter Rosenbüchler für 2000 fl. für das Kolleg zu erwerben. Der Rat war darüber sehr aufgebracht und bestrafte den Verkäufer wegen heimlichen Verkaufs mit sechs Talern[1]. In der Seelsorge blühte die Katechese. Die Scholastiker zogen an den Sonntagen aus und hielten Christenlehre in der Umgegend. Knaben und Mädchen wurden zur ersten Beicht vorbereitet. Regelmäßige Katechese wurde z. B. 1678 an sechs Orten gegeben. An allen Sonn- und Feiertagen waren vormittags und nachmittags Predigten. Zu den drei Marianischen Kongregationen kam 1697 die Todesangstbruderschaft, die innerhalb weniger Monate 600 Mitglieder zählte. Die Lieder dieser Bruderschaft, z. B. die Litanei vom bittern Leiden, konnte man auf den Straßen und in den Gärten singen hören. Die Zahl der Kommunionen wird für 1668 auf 23000, 1671 auf 25000 angegeben[2]. Apostolische Ausflüge werden erwähnt nach Krossen, Tolkmit, Melsack usw.

In dem Wehlauer Vertrag (19. September 1657) zwischen Polen und Brandenburg wurde dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Ersatz für das von den Schweden diesem zugesprochene aber nunmehr zurückzugebende Ermland die noch von den Schweden besetzte Stadt **Elbing** abgetreten. Diese Bestimmung wurde aber nicht ausgeführt; erst 40 Jahre später 1698 nahm Kurfürst Friedrich III. die Stadt im geheimen Einverständnis mit König August von Polen in Besitz. Schon vorher, Ostern 1696, hatte ein Pater eine Mission in Elbing eröffnet, 700 Beichten gehört und 13 Kinder zur ersten Beichte vorbereitet. Im Jahre 1699 wird von verschiedenen Arbeiten des Elbinger Missionärs gesprochen und als Frucht dieser Arbeiten bezeichnet, daß die Stadt, ein Sammelpunkt aller möglichen Häresien und Häretiker, endlich begonnen habe, Toleranz gegen unsern Pater zu üben trotz des vom Bischof bestätigten königlichen Privilegs, wodurch alle Ordensleute, besonders aber die Jesuiten, aus dieser Stadt ausgeschlossen bleiben sollten.

In den Jahresbriefen des Kollegs von Braunsberg heißt es zum Jahre 1672: Zum Kolleg gehört die Mission in **Königsberg**, der berühmten Hauptstadt des Herzogtums Preußen, wo die lutherische Irrlehre mit ihrer Akademie herrscht. Drei der Unsrigen arbeiten dort seit 23 Jahren mit großem Nutzen. Diese Mission hatte auf Bitten der von den Protestanten bedrückten Katholiken die Königin von Polen Ludovika Maria[3] mit einer jährlichen Pension von 800 poln. Gulden gegründet, aber ihre fromme Gabe hatte keine Dauer. Denn als bei den feindlichen Einfällen der Kosaken, Moskowiter, Schweden und Polen und infolge der dortigen innern Zerrissenheit der König und die Königin 1654 Polen verließen, hörte die Pension auf, und seitdem mußten die Unsrigen von Almosen leben und von der Pension adeliger auch protestantischer Konviktoren, die bei ihnen wohnen und denen sie Unterricht und Erziehung zuteil werden lassen[4].

---

[1] Näheres bei **Gruchot**, Zur Geschichte der Braunsberger Buchdruckerei (Progr. 1890) 15 ff.

[2] Die Obern waren: Thom. Clagius 16. April 1650, Nikol. Hecker 17. April 53, Greg. Agnyson 2. Juni 58, Joh. Blaßkowski 6. Dez. 61, Joh. Berent 5. Febr. 65, Joh. Blaßkowski 25. Okt. 70, Mich. Radau 24. Aug. 73, Greg. Schill 26. Aug. 76, Mart. Wobbe 27. Aug. 81, Andr. Rybski 24. Aug. 84, Leonh. Weis 8. Sept. 87, Tob. Arent 10. Sept. 90, Joh. Drews 8. Nov. 93, Joh. Bochell 29. Juli 97, Mich. Kirschten 1700.

[3] de Gonzaga, Witwe Wladislaus IV., Gemahlin Johann Kasimirs, „eine der bedeutendsten fürstlichen Frauen des Zeitalters", so **Erdmannsdörffer**, Deutsche Geschichte 1648 bis 1740, 1, 280.

[4] *Lithuan. 41, Nr. 87.

Im Jahre 1683 waren vier, 1699 fünf Patres in Königsberg. Die Geschichte der Königsberger Mission zeigt reiche Erfolge, aber auch fortgesetzte Kämpfe gegen Verleumdung und Verfolgung. Nicht selten drohte die Aufhebung, die nur durch politische Rücksichten verhindert wurde. Wegen der Stellung des Großen Kurfürsten und der preußischen Regierung verdient diese Mission eine ausführlichere Erwähnung, zumal sich hier klarer als sonst zeigt, auf welch unsoliden Fundamenten die Bestrebungen der Gegner ruhten[1]. Vor allem ein Wort über die Stellung Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten (1640—1688). Derselbe war dem Kalvinismus eifrig ergeben, nur aus seinen Bekennern sollten vor Lutheranern und Katholiken die Beamten des Hofes und Landes genommen werden. In der Konversion zur katholischen Kirche sah er einen gefährlichen Irrweg, durch welchen „ihrer viele entweder zum Atheismus oder zu erbärmlicher Verzweiflung gebracht werden." In seinem Testamente von 1667 wünscht er, daß in seinen rein evangelischen Provinzen die Römisch-Katholischen das Recht katholischer Religionsübung nicht erhalten sollen, „auf daß solche Abgötterei und Greuel von den Nachkommen niemals möge gesehen werden". Im demselben Testament mahnt er aber seinen Sohn, an den Orten, wo infolge von Verträgen den Katholiken freie Religionsübung verstattet sei, nichts Gewaltsames dagegen vorzunehmen, sondern Geistliche und andere Personen bei ihren Kirchen, Klöstern usw. zu schützen[2].

Bei der Belehnung mit dem Herzogtum Preußen von seiten der polnischen Krone hatte Friedrich Wilhelm 1641 in Warschau versprochen, die baufällige katholische Kirche in Königsberg ohne Verzug wiederherzustellen und die Erbauung einer zweiten Kirche in Königsberg zu fördern; allen seinen katholischen Untertanen im Herzogtum versprach er die Freiheit, die katholischen Kirchen zu besuchen, darin auch mit Evangelischen nach römischem Ritus Ehen zu schließen usw.[3] Auf diese Versicherungen hin erhielt der Kurfürst die Belehnung mit dem Herzogtum. Für die Instandsetzung der Königsberger Kirche tat er aber nichts, und auch sonst hatten die Katholiken Anlaß zu Klagen, denen König Kasimir am 28. November 1650 in einer Vorstellung an den Kurfürsten wegen Verletzung der Pakta Ausdruck verlieh. Unter diesen Stimmungen und Verhältnissen litt auch die Jesuiten-Mission in Königsberg.

Johann Kasimir hatte unter dem 30. April 1650 den Jesuiten einen Schutzbrief ausgestellt, nicht nur für die Hauptstadt Königsberg, sondern auch für das ganze herzogliche Preußen. Infolgedessen nahmen im Jahre 1651 zwei Jesuiten festen Wohnsitz in Königsberg, P. Joh. Kihn und P. Joh. Juchnowicz; sie bezogen die leerstehende Kaplanei, die sie auf ihre Kosten einrichteten. P. Kihn beteiligte sich auf Einladung von Studenten am 22. September 1651 mit großem Erfolg an einer philosophischen Disputation an der Akademie, später nahm er auch an theologischen Disputationen teil. Die Folge war eine nähere Verbindung mehrerer Professoren und Studenten mit den Jesuiten. Als im Jahre 1653 eine pestartige Krankheit wütete, versah P. Kihn fast allein alle Kranken bis er selbst zum großen Leidwesen der Katholiken von der Seuche weggerafft wurde. Das Begräbnis der Gestorbenen besorgten allein die Jesuiten, wie sie sich auch der Armen, die vielfach auf die Straße geworfen wurden, liebreich annahmen[4].

---

[1] Für das Folgende vergl. Dittrich, Geschichte des Katholizismus in Altpreußen in Zeitschrift für die Geschichte Ermlands (1900) 151 ff. Dittrich hat u. a. auch benutzt die Annuae Missionis Regiomontanae 1651 bis 1739 und die Historia Miss. Regiom. 1692 bis 1740, beide im Pfarrarchiv zu Braunsberg.

[2] Vergl. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche 1 (1878) 46—50.

[3] Wortlaut bei Dittrich 160.

[4] Dittrich 173. Vergl. 178.

An Stelle des P. Kihn trat 1654 P. Mich. Radau, der bei der Fortdauer der Pest ebenfalls die Kranken besorgte, die vielfach um die Kirchen und Friedhöfe herumlagen. Groß waren dann die Arbeiten und Opfer der Jesuiten für die infolge des polnisch-schwedischen Krieges nach Königsberg flüchtenden Polen, die vielfach von Königsbergern beraubt und geplündert wurden. Die Mißhandlungen waren teilweise eine Frucht der unaufhörlichen Hetzereien Königsberger Prediger gegen die Katholiken und besonders gegen die Jesuiten.

Gegen die Jesuiten hatten die Hetzereien den Erfolg, daß der Kurfürst 22. Januar und 1. Februar 1655 verordnete, der Pfarrer von Königsberg solle eine Zulage von 600 Thlrn. erhalten unter der Bedingung, daß er die Jesuiten in der Kirche abschaffe[1]. Da dies nicht in der Gewalt des Pfarrers stand, konnte er die Bedingung nicht erfüllen. Infolgedessen genehmigte der Kurfürst die Zahlung, verfügte aber wegen der Jesuiten ausdrücklich, es sei allerförderlichst auf Mittel zu gedenken, „wie dieselben durch einen bequemen Weg exterminiret werden mögen." [2]

Die von Erfolg begleiteten Arbeiten des P. Radau veranlaßten die lutherischen Prediger im Jahre 1657, sich in einer Klageschrift an den Landtag zu wenden, in der sie „um Gottes Willen bitten", auf die Jesuiten „ein sehendes und wachendes Auge zu haben", denn „dies liebe Land hat sich treulich vor gedachten Leuten vorzunehmen und zu hüten" [3]. Weiterhin wurden die Jesuiten verdächtigt, gegen den Kurfürsten „intriguiert" zu haben. Solche vollständig unbegründete Anklagen wurden auch von der preußischen Regierung in Königsberg dem Kurfürsten gemeldet. Dieser wollte zwar den Verträgen nicht zuwiderhandeln, legte sie aber in einem den Jesuiten ungünstigen Sinne aus, indem er sie nur auf Weltpriester bezog. Er wies bereits 6. Juli 1660 die Oberräte in Preußen an, sofort nach der Übergabe Elbings die Jesuiten aus Königsberg und dem Herzogtum „ohne einigen Verzug auszuschaffen, auch ihnen nochmals wieder darein zu kommen, gänzlich zu verbieten" [4]. Eine Einwirkung der Regierung auf den Pfarrer hatte wieder keinen Erfolg. Dieser betonte, die Jesuiten seien Missionäre der Königin von Polen, die er nicht ausweisen dürfe, auch könne er ihre Hilfe beim Gottesdienst nicht entbehren. Um letztern Grund zu benehmen, wollte die Regierung dem Pfarrer einen Kaplan stellen, was sich einstweilen zerschlug.

Auch die Übergabe von Elbing verzögerte sich, deshalb wollte der Kurfürst die Tätigkeit der Jesuiten wenigstens eingeschränkt wissen (16. Dezember 1667)[5]. In den Jahren 1669 und 1670 reichten die Königsberger Prediger wieder bewegliche Klagen gegen die Jesuiten bei den preußischen Ständen ein. Die Jesuiten — so heißt es in der Eingabe von 1670 — unterwinden sich auch, in lithauischer Sprache zu predigen, in Wahrheit zu keinem andern Ende, als daß sie außer dem deutschen und polnischen auch das arme lithauische Gesinde, dessen in den Städten nicht eine geringe Zahl, erbärmlich verführen.

Unterdessen arbeiteten die Jesuiten rüstig weiter. Im Jahre 1661 wütete wiederum die Pest. In fünf Monaten starben 3580 Menschen; die Pest raffte auch den Pfarrer weg und den P. Andr. Protmann. Dieser Pater hatte durch seine aufopfernde Tätigkeit im Dienste der Kranken, die wie früher verstoßen und verlassen dalagen, die Bewunderung der Katholiken und Protestanten erregt. Im selben Jahre kehrten 89 Protestanten zur Kirche zurück. Es gingen aber auch nach

---

[1] Auszug bei Lehmann 1, 316.

[2] Lehmann 1, 316.

[3] Erdmannsdörffer, ... Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurf. Friedr. Wilhelm (1864 ff.) 15, 3, 1, S. 427. Vergl. 16, 3, 2, S. 611.

[4] Lehmann 1, 317.

[5] Lehmann 1, 319.

dem Bericht der preußischen Regierung an den Kurfürsten vom 19. Oktober 1661 unterschiedliche Geistliche aus dem Papsttum zum Protestantismus über. Unermüdlich waren die Patres in der Predigt. Nach der Frühmesse um 7 Uhr predigte einer erst polnisch, dann lithauisch, vorher und nachher wurde in der betreffenden Sprache gesungen. Um 10 Uhr war deutsche Predigt, desgleichen um 2 Uhr; am Anfang und Schluß wurden deutsche Kirchenlieder gesungen[1].

Ein neuer heftiger Sturm erhob sich 1675. Am 16. September 1675 hatte der Pfarrer von Schmoditten, Joh. Gerh. Damler, seine Stelle niedergelegt und seinen Übertritt zur katholischen Kirche erklärt. Nach der Konversion begab er sich zu dem polnischen König Johann III. Sobieski.

Weil die Beziehungen Damlers zu den Jesuiten bekannt waren, beschloß die Regierung, die Gelegenheit zu einem Schlag gegen die Jesuiten zu benützen und zwar zunächst gegen die Schule und das Konvikt, weil man wahrgenommen, daß nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten ihre Kinder den Jesuiten in Unterricht und Pension gaben. Der Kurfürst pflichtete bei und verordnete am 27. Dezember 1675, diejenigen Eltern, die etwa Kinder bei den Jesuiten haben, sollten erinnert werden, ihre Kinder wegzunehmen, und andere, die ihre Kinder annoch dahin zu bringen etwa geneigt seien, davon ernstlich abzumahnen. Wenige Tage später am 30. Dezember 1675 befahl der Kurfürst der Regierung, sie solle durchaus nicht gestatten, daß die Jesuiten sich in Königsberg länger aufhielten[2]. Rücksichten auf Polen und den Kaiser verhinderten jedoch die Ausführung.

Sehr verschärfend auf die Stellung der Regierung und des Kurfürsten wirkten verschiedene Denunziationen eines apostasierten Mönches Namens Schauenburg, der zu beweisen suchte, daß die Jesuiten im Interesse Polens gegen das souveräne Preußen intrigierten. Als er wegen Ärgernis exkommuniziert und aus Danzig ausgewiesen worden, hatten ihm die Jesuiten viele Wohltaten erwiesen und ihn, weil er krank war, sogar zeitweilig in ihr Haus aufgenommen. Anstatt nun, wie er auf dem Krankenbett feierlich versprochen, sein Leben zu ändern und in sein Kloster nach Danzig zurückzukehren, wußte er sich in die Gunst der Regierungsräte einzuschmeicheln und wurde deren Zuträger. Um die Ausweisung der Jesuiten zu erwirken, und womöglich selbst an ihre Stelle zu rücken, reichte er eine Denkschrift ein „Modus expellendi Jesuitas aus Königsberg", die von Verleumdungen strotzt. Die Folge war, daß zunächst an die akatholischen Eltern unter Androhung der Ungnade des Kurfürsten die Mahnung erging, ihre Kinder aus der Schule der Jesuiten zurückzuziehen. Einige leisteten nicht Folge und teilten den Jesuiten die gegen sie erhobenen Anklagen mit[3].

Der mitangeklagte P. Sigismund Marquard protestierte am 18. Dezember 1676 in einem Schreiben an den Kurfürsten gegen die Anklage, als habe er den preußischen Adel gegen seinen Landsherrn aufgereizt. Er wies hin auf sein hohes Alter, das er doch wahrlich nicht mehr mit einem solchen Laster zu beflecken Neigung haben könne; er berief sich auf seine ganze Vergangenheit, auf Zeugnisse der Könige von Dänemark und Polen, sowie der Heerführer, in deren Lager er als Seelsorger gewirkt habe. Sein einziges Verbrechen bestehe darin, daß er Damler, der im Begriffe war, zur Kirche zurückzukehren, dem König von Polen vorgestellt habe. Nicht einen von allen, mit denen er in Preußen oder draußen verkehrt habe, halte er für fähig, an Aufruhr zu denken und gegen den Kurfürsten auf Verrat zu sinnen[4].

---

[1] Dittrich 190.
[2] Lehmann 1, 320 f.
[3] Dittrich 218 ff.
[4] Vergl. Dittrich 229.

Auch der von Schauenburg getäuschte Pfarrer erhob in einer Eingabe vom 27. Juli 1667, die wahrscheinlich Schauenburg verfaßt hatte, scharfe Anklagen gegen die Jesuiten als die Anstifter aller Übel, die bisher in Europa angerichtet worden. Der Pfarrer selbst wurde von Schauenburg mit gefälschten Urkunden derart getäuscht, daß er ein von Schauenburg erdichtetes Kanonikat annahm und zu Gunsten des Betrügers auf seine Pfarrei Verzicht leistete. Als nunmehr auf Veranlassung der katholischen Gemeinde der König von Polen dem Schwindler den Prozeß machen wollte, stellte er sich bei der preußischen Regierung als ein Opfer der Jesuiten dar. Die Regierung mußte ihn aber preisgeben, weil er unnütz sei und des Haders zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde ein Anstifter zu sein angegeben worden. Die Minister in Berlin betonten am 24. September 1677, daß Schauenburg dem Kurfürsten keine Dienste geleistet, vielmehr allerhand Unruhe gestiftet und öftermals unwahre Dinge geschrieben habe. So verfügte der Kurfürst am 29. September 1677 an den Statthalter in Königsberg, Schauenburg solle sich aus dem Staube machen und sich an einen sichern Ort retirieren. Das Verlangen des Rektors von Braunsberg um Abschrift der Anklagen Schauenburgs, um deren Unwahrheit darzutun, wies die Regierung ab. Der Pfarrer aber forderte seine Anklageschrift gegen die Jesuiten zurück und widerrief dann in einer Eingabe an die Regierung deren Inhalt. Dieser Widerruf wurde den Jesuiten eingehändigt. Es muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß die Königsberger Regierung sich die Anklagen des Schwindlers gegen die Jesuiten zu eigen gemacht; sie hielt daran fest, auch nachdem die Denunziation ein so klägliches Ende gefunden; die Verläumdungen klingen nach auch im Briefwechsel des Kurfürsten, der die vollständig erdichteten Beschuldigungen oft wiederholte[1].

Mit dem Jahre 1684 begannen neue vielfach lange dauernde Angriffe gegen die Jesuiten und Versuche, sie aus Königsberg zu entfernen. „Die eigentliche Ursache war die bei den Protestanten besorgniserregende erfolgreiche Wirksamkeit der Missionäre, das fortschreitende Aufblühen der katholischen Gemeinde, die mit jedem Jahre zunehmende Zahl der Konversionen in allen Ständen der Bevölkerung".[2] Den Anlaß bot wieder eine Konversion.

In einem Erlaß an die preußische Regierung gab der Kurfürst am 27. März 1684 von neuem seinen Entschluß kund, die Jesuiten in Königsberg nicht länger zu dulden, zugleich ließ er an alle Nichtkatholiken das Verbot ergehen, ihre Kinder in die Schule der Jesuiten zu schicken[3]. Aber Rücksichten auf Polen ließen auch jetzt wieder den Plan der Vertreibung nicht zur Ausführung kommen.

Ebenso ging es mit einer neuen Verfügung vom 28. Oktober 1685, welche aus Anlaß der Aufhebung des Ediktes von Nantes (18. Oktober 1685) als Repressalie die Entfernung der Jesuiten ins Auge faßte und zwar als festiglichen Entschluß, „unsere diesfalls vorlängst gefassete Resolution nunmehro fördersamst zu vollstrecken und gedachte Jesuiten von dorten wirklich wegzuschaffen"[4]. Diesmal machten aber die Protestanten selbst aufmerksam, daß schließlich ihre Glaubensgenossen in Polen und Litauen, besonders die in Wilna, die Kosten der geplanten Ausweisung der Jesuiten zu tragen haben würden. Die Resolution wurde nicht ausgeführt. So blieb es bis zum Tod des Kurfürsten (9. Mai 1688). Die Verhältnisse waren noch stärker gewesen als sein starker Wille, die Jesuiten aus Königsberg zu entfernen.

Die Fundation des Kollegs in **Rössel** erfolgte 1652 durch Johann Kasimir, König von Polen, die Annahme durch den General Nickel am 1. September 1654[5].

---

[1] Dittrich 235.

[2] Dittrich 243.

[3] Wortlaut bei Dittrich 247.

[4] Lehmann 1, 326 f.

[5] *Hist. Coll. Ressel. in Lithuan. 43, 153. Über die Literatur vergl. Lühr, Die Schüler

Solange die Silbermünze im Gebrauch war, beliefen sich die Einkünfte auf 6000 fl. guter Münze, als aber die Kupfermünze folgte, galten 6000 fl. Kupfer nur 3000 fl. in Silber. Außer der Sorge für Heiligenlinde mußte das Kolleg zwei Studenten in der Burse unterhalten, ferner 30 fl. jährlich für eine wöchentliche Messe nach der Intention des Stifters, Steuern für die Stadt, für den Fürstbischof Pflugabgaben bezahlen und sechs gerüstete Reiter stellen, darunter einen für den Kurfürsten von Brandenburg.

Im Durchschnitt unterhielt das Kolleg 20—25 Personen, davon waren 1667 sechs Repetenten der Humaniora, 1668 sieben Tertiarier. Das Tertiat befand sich in diesem Jahre, wie auch später 1673 und 1692 in Rössel. Von den 32 Personen des Jahres 1692 (die Höchstzahl, die Rössel aufweist) entfallen auf das Tertiat elf, auf die Schulen fünf für fünf Klassen; ein Missionär am Hofe des Fürstbischofs, drei Missionäre in Heiligenlinde. Die fünfte Klasse, die oberste Grammatik, die früher mit der mittleren Grammatik vereinigt war, trat als eigene Klasse 1674 zu den bisherigen vier Klassen. Die Schülerzahl wird für die letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts auf 150—200 berechnet[1]. Im Jahre 1678 heben die Jahresberichte eigens hervor, daß auch protestantische Adelige aus Preußen ihre Söhne dem Kolleg anvertrauten und das Kolleg mit Geschenken wie Wildbret bedachten.

Die seit fast 150 Jahren verfallene, des Daches beraubte Kirche begann man 1672 wieder herzustellen; im Jahre 1673 erhielt sie eine Bedachung. Am 3. Oktober 1673 erfolgte die feierliche Konsekration des Hochaltars und am 4. Oktober die Rekonziliation der Kirche und die Weihe der Begräbnisstätte.

In der Seelsorge waren stets zwei Prediger tätig, der eine predigte polnisch, der andere deutsch. Außer der gewöhnlichen Katechese fand eine besondere für den Unterricht zur ersten Beicht statt, an dem 100—200 Kinder teilnahmen. Den Vorbereitungs-Unterricht für die erste heilige Kommunion besuchten 1700 282 Kinder. In den 70er Jahren zählte man durchschnittlich 10000 Kommunionen, in den 80er Jahren 15—16000, später 18—20000. Konversionen gab es jährlich 10 bis 20, einigemale (1666 und 1678) über 40, später gegen 50, die Höchstzahl zeigt 1700 mit 66. Häufige Ausflüge in die preußische Diaspora brachten vielen Segen. Besonders erbaulich wirkte bei Katholiken und Protestanten, daß alle diese mühsamen Dienste ohne jedes Entgelt geleistet wurden, wie die Jahresbriefe wiederholt hervorheben[2].

Zu dem Kolleg Rössel gehörte als Missionsstation der berühmte Wallfahrtsort Heiligenlinde. Laut der kgl. Fundation hatte das Kolleg die Verpflichtung, drei Priester zu unterhalten, die, so oft es geboten, in Heiligenlinde den Gottesdienst versehen mußten, ferner die Kapelle zu erhalten und wenn nötig zu restaurieren oder wieder aufzubauen. Infolgedessen wohnten stets drei für Heiligenlinde bestimmte Missionäre in Rössel. Als die Wallfahrer aber nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern auch in der Woche sich einfanden und die Arbeiten immer zunahmen, bezogen sie eine eigene Wohnung in Heiligenlinde; 1696 weilten dort fünf Priester, darunter zwei für die Predigt.

---

des Rösseler Gymnasiums, Zeitschrift für die Geschichte Ermlands 15, 13 ff. (im Sep.-Druck).

[1] Lühr, Die Frequenz des Rösseler Gymnasiums im 17. und 18. Jahrhundert. Erml. Zeitung 1911 Nr. 134/5 Beilage.

[2] Die Obern waren: Georg Leier 1649, Albert Kuklinski 51, Pet. Steffanowicz 55 (?), Bernh. Roth Vizer. 58 Rektor 12. Juni 59, Andr. Klinger 30. Nov. 61, Mich. Mazowecki 29. Sept. 64, Alb. Kuklinski 69, Nik. Raski 8. Nov. 70, Andr. Pogorzelski 9. Nov. 73, Alb. Grabenius 9. Nov. 76, Georg Lang 23. Juni 79, Joh. Nitwandt (Nizwandt) 29. Nov. 82, Joh. Sigismundi 6. Jan. 86, Joh. Schmitt (Schmidt) 30. Jan. 89, Sim. Bochhorn 31. Jan. (3. Febr.) 92, Greg. Schill 27. Mai 95, Nik. Narmundt 3. Dez. 98.

Trotzdem die Enge der Kapelle sich immer empfindlicher bemerkbar machte, konnte man erst im Jahre 1686 ernstlich daran denken, den Neubau einer großen Basilika in Angriff zu nehmen. Die Vorarbeiten waren wegen des sumpfigen Bodens sehr schwierig und kostspielig; viele gewaltige wetter- und wasserfeste Stämme mußten in den Boden versenkt und ein solider Holzrost hergestellt werden. Erst am 1. November 1687 konnte auf diesem Roste die feierliche Grundsteinlegung erfolgen. Der Bau nahm unter großen Kosten sechs Jahre in Anspruch; Mariä Himmelfahrt 1693 konnte er feierlich konsekriert werden[1]. Große Säulenhallen mit eigenen Kapellen wurden im Anschluß an die Kirche 1694 errichtet; sie ermöglichten auch großen Volksmassen die Beiwohnung der heiligen Messe, boten Schutz gegen die Unbilden der Witterung und Nachtquartiere. An die äußerste Ecke der Säulenhalle baute man 1695 eine geräumige Wohnung für die Missionäre. Wegen des Sumpfbodens erwies auch dieser Bau sich als sehr schwierig und konnte erst 1698 vollendet werden. War schon vorher der Andrang der Wallfahrer groß gewesen, so wuchs er noch mehr durch den Neubau der Kirche. Aus Preußen, Polen, Litauen strömten sie herbei, zahlreiche Prozessionen aus Städten und Dörfern kamen dorthin, der Empfang der heiligen Sakramente stieg gewaltig. Im Jahre 1695 hörten die Missionäre über 20000 Beichten. Im Jahre 1696 zählte man 24000, 1698 25000 Kommunionen. Manche Protestanten und Schismatiker kehrten hier zur Kirche zurück, so im Jahre 1684 32, im Jahre 1696 44. Außer diesen Arbeiten nahmen die Missionäre es noch auf sich, die kranken Katholiken in der preußischen Diaspora zu besuchen und ihnen den Empfang der heiligen Sakramente zu ermöglichen. Solche apostolische Reisen wurden 1696 33 unternommen.

In Westpreußen hielt **Danzig** im nordischen Kriege zu Polen[2]. Vom Januar 1656 an wurde die Stadt stärker befestigt. Es galt zunächst, die schon bestehenden Werke frei zu legen. Deshalb begann sofort die Niederreißung sämtlicher Häuser auf Neugarten, in Petershagen, Schottland usw. Schottland gehörte dem Bischof von Leslau. Dieser interzedierte im Interesse der dort geschädigten Leute. „Die wiederholten Briefe des Bischofs aber", so schreibt ein Danziger Historiker, „hielten das Zerstörungswerk nicht auf, man gestattete nur, daß vorläufig Gartenhäuser ohne Tür und Fenster auf dem Plane vor den Festungswerken stehen blieben. Aber andererseits entschädigte man auch die von diesen kriegerischen Maßregeln betroffenen Leute, man nahm sie in die Stadt auf . . . Auch die Mennoniten nahm man in die Stadt auf, nicht aber die Jesuiten. Diese beklagen sich deshalb und gehen, als sie bei der Stadtobrigkeit kein Gehör fanden, mit ihrer Klage bis an den polnischen Hof, wo sie einen einflußreichen Anwalt an dem Beichtvater des Königs, dem Pater ihres Ordens, Karwat, finden. Derselbe nimmt im Juni 1656 mit (dem Danziger Residenten) Barkmann Rücksprache und verlangt, daß die Danziger diese Patres, weil die katholische Religion in Danzig frei sei und sie Priester seien, in ihrer Stadt dulden sollten. Barkmann möchte gerne selbst diese Ansprüche als nicht stichhaltig zurückweisen, es fällt ihm aber nichts besseres ein, als sich auf Venedig zu beziehen; man könne nicht sagen, daß dort die katholische Religion supprimirt wurde, weil man den Jesuitenorden dort nit admittirete, er bitte aber den Rath ihm bessere Argumenta zukommen zu lassen."[3]

---

[1] Ausführliche Baugeschichte in *Hist. Coll. Ressel. 1699, Lithuan. 44, 180, Einweihung 43, 205.

[2] K. Damus, Der erste nordische Krieg bis zur Schlacht bei Warschau in Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 1884. „Die Einsicht, daß die Handelsinteressen Danzigs am besten wahrgenommen würden," bestimmte das Verharren bei Polen. „Von einer wirklichen patriotischen Hingabe an die polnische Sache ist dabei keine Rede." S. 11.

[3] Brief Barkmanns vom 6. Juni (1656) aus

Eingehender berichten über die Zerstörungen die Danziger Jahresbriefe vom Jahre 1656: Aus Anlaß der von den Schweden drohenden Gefahr verbrannten die Danziger Protestanten, stets geschworene Feinde der katholischen Religion, die Vorstadt Schottland und legten böswilligerweise bei dieser Gelegenheit Kirche und Kolleg in Asche. Die vom Magistrat geschickten Soldaten wüteten nicht allein gegen die Altäre und Kirchengeräte, sondern auch gegen die Gräber. Die Leichen von Männern und Frauen wurden aus den Gräbern gerissen und dem Spotte der Protestanten preisgegeben. Die Jesuiten wurden nicht allein mit Schimpf und Spott überhäuft, sondern auch zwei derselben, der Professor der Rhetorik und ein Bruder, die sich mit Bitten den Ausschreitungen der Soldaten entgegengestellt, schwer verwundet und mißhandelt. Mit gleicher Wut wandten sich die Soldaten gegen alle Katholiken, die unser Eigentum zu verteidigen suchten; viele von ihnen wurden verwundet. Eine Statue des heiligen Ignatius wurde zertrümmert und mit Füßen getreten. Nach dieser Schändung des Heiligtums verbot man uns jeden öffentlichen und privaten Gottesdienst; die Ordensleute und Nonnen, die zu dieser Zeit in Danzig eine Zuflucht gefunden, durften die Unsrigen nicht zum Gottesdienst zulassen. Das Schulgebäude mit dem anstoßenden Garten, das vom Brande verschont geblieben, ließ der Magistrat durch Soldaten zerstören; der Pater Minister, der nach der fünftägigen Zerstörung die übrig gebliebenen Pflanzen retten wollte, wurde verwundet. So die Jahresbriefe.

Trotzdem suchten die Jesuiten ihre früheren Arbeiten fortzusetzen. Den Gottesdienst hielten sie öffentlich an der Brandstätte der Kirche; die Dominikaner gestatteten den Patres die Benutzung ihrer Kirche, da der Prior öffentlich erklärte, er werde den Edikten des Magistrats gegen die Jesuiten zugunsten der Protestanten keine Folge leisten. Kurz darauf nahm sich auch der König Johann Kasimir bei seinem Einzug in Danzig (November 1656) der Jesuiten nachdrücklich an und stellte die Freiheit für die Katholiken wieder her; in seiner Gegenwart ließ er den deutschen Prediger dem Volke predigen.

Bei den fortgesetzten Schikanen der Protestanten blieb die Lage der Jesuiten aber immerhin eine mißliche. In einem Gutachten über den Stand der polnischen Provinz, das 1658 dem General übergeben wurde, heißt es von Danzig: Dem Danziger Kolleg müßte sobald als möglich geholfen werden. Deshalb sollte der Provinzial gemahnt werden, sich ernstlich und nachdrücklich desselben beim König und dem Ordinarius anzunehmen. Denn da das Kolleg zerstört ist und an der alten Stelle der Bau verhindert, in der Stadt selbst aber der Ankauf eines Baugrundes nicht gestattet wird, so steht zu fürchten, daß als Folge davon, was die Häresie immer bezweckte, die Gesellschaft von ihren Arbeiten für die zahlreichen Katholiken ausgeschlossen wird [1].

Das Domizil, das man in der Stadt gemietet hatte, verließ man erst nach dem Kriege und kehrte 1661 zu den Ruinen in der Vorstadt zurück, wo trotz aller Beschränkung wieder eine Kommunität aufblühte. Zugleich eröffnete man wieder die Schule mit anfänglich nur 30 Schülern. P. Paul Maieranowsky schreibt am 26. Januar 1665 von Danzig an den General: In unserm Kolleg herrscht gute Ordenszucht. Wir leben wie die Schafe in Mitte der Wölfe. Die Protestanten

---

dem Lager bei Jasdowa bei Damus S. 16. Später 1667 erhoben die Jesuiten für die Vernichtung ihres Eigentums beim Magistrat von Danzig Entschädigungsansprüche in der Höhe von 190000 fl. (Gravamina et petita Jesuitarum Schottl. oblata Magistratui 1667, Staatsarch. Danzig.) Vergl. Bidder, Beiträge zu einer Geschichte des westpreußischen Schulwesens in polnischer Zeit in Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins 1907, 304 ff.

[1] *Acta Congr. Prov. 74, 250.

haben die Kirche verbrannt und die Schulen niedergerissen und nehmen noch keine Vernunft an, obgleich ich gehört, daß sie wegen des Kirchenbaus eine Beratung gepflogen. Einige Schulklassen sind durch die Freigebigkeit frommer Katholiken errichtet worden, und die Zahl der Studenten wächst täglich zum Trost der Katholiken und der Gesellschaft. Das Kolleg hat einen guten Obern, der aber durch die große Not niedergedrückt wird; auf verschiedene Weise gibt Gott Nahrung[1].

Der Obere hatte allerdings Grund, niedergedrückt zu sein. Am 26. Oktober 1668 bat der Rektor Joh. Henig den General dringend, ihn von seinem Posten zu entheben wegen der Schwierigkeiten, denen seine sehr angegriffene Gesundheit nicht gewachsen sei. Als Schwierigkeiten zählte er auf die Armut des Kollegs, die Verwüstung der Güter, die öffentlichen Abgaben und die deshalb gemachten Schulden, die Streitigkeiten mit dem Magistrat wegen Verbrennung von Kirche und Kolleg usw[2].

Endlich im Jahre 1676 kam man so weit, daß der Grundstein für die von allen ersehnte neue Kirche gelegt werden konnte. Zehn Jahre später 1686 wurde der Turm gebaut. Im April desselben Jahres begann man neben der Kirche mit dem Neubau des Kollegs, der durch die Freigebigkeit des Abtes von Oliva, Anton Hacki, ermöglicht und 1689 vollendet wurde[3]. Die Zahl der Mitglieder des Kollegs blieb mit einigen Schwankungen die gleiche 15—19, davon waren im Jahre 1654 zwölf Priester, drei Magistri, vier Brüder; dieselbe Verteilung findet sich 1693 und in den folgenden Jahren. Aus der regen Missionstätigkeit der Danziger Jesuiten wird u. a. hervorgehoben eine Mission im Jahre 1661 an einem Ort, wo drei Priester von der Pest weggerafft worden, in deren Arbeitsfeld man eintrat. In den folgenden Jahren wurden wiederholt 13—15 Missionen gegeben. Im Jahre 1682 wird besonders Cassubien als Ort dieser Tätigkeit genannt. Konversionen kamen häufig vor. In dem einen Pestjahr 1653 zählte man 207 Übertritte von Lutheranern, in den Jahren 1662 bis 1679 zusammen 1293, dazu 46 Apostaten, 85 Schismatiker usw. Die Höchstzahlen der Beichten betragen 1666 über 7000, 1678 über 8000. An der Schule waren 3—4 Lehrkräfte beschäftigt, eine für Rhetorik und Poesie, 2—3 für Grammatik; im Durchschnitt gab es also 5—6 Klassen, von denen je zwei kombiniert waren[4].

In der Residenz von **Marienburg**, die zu Danzig gehörte, waren im Jahre 1655 sieben Priester und ein Bruder, darunter ein Prediger für die Deutschen, zwei für die Polen (vormittags und nachmittags) in der Pfarrkirche. Beim Herannahen des schwedischen Heeres im Jahre 1656 floh ein Teil nach Danzig, ein anderer nach verschiedenen Orten. Bald darauf wurde die Stadt von den Schweden eingenommen und blieb drei Jahre in deren Besitz. Erst am 21. Mai 1660 konnten nach dem Frieden ein Pater und ein Bruder in die zerstörte Residenz zurückkehren, wo sie bis zum September nur kärglich ihr Leben fristeten, weil die Schweden wie gegen die Kirche so auch gegen die Fundationsgüter gewütet hatten. Zunächst nahmen die vielen von der Pest verseuchten Kranken, die unter freiem Himmel auf Schmutzhaufen lagen, ihre Arbeit in Anspruch. Im September kam ein zweiter Pater, der die deutsche Predigt übernahm; bisher hatten nur zwei polnische Predigten an allen Festtagen gehalten werden können. Einer der Patres wurde im Dienste

---

[1] *Epp. Polon. 1605—70 1, 953.

[2] *Orig. Epp. Polon. 1, 1011.

[3] Über diese Bauten Näheres bei Bidder a. a. O. 306 f. Dort 304 Abbildung der Front.

[4] Die Obern waren: David Kraus, Rektor 28. Okt. 1648, Georg Hagenau 28. Aug. 53, Bernh. Reymer 21. Juli 57, Joh. Henig 21. Nov. 60, Andr. Stupski 65 (?), Joh. Henig 6. März 67, Steph. Skarzenski 70, Georg Treug 2. März 73, Joh. Hansler 76 (?), Georg Treug 79, Stanisl. Karnicki 83 (?), Joh. Hacki 21. Juli 86, Mart. Rakowski 11. Mai 92, Nik. Dzialynski Okt. 98.

der Kranken von der Pest ergriffen und lag zwei Monate krank. Allmählich wuchs die Zahl der Priester. Im Jahre 1679 waren es sechs Priester, ein Magister und ein Bruder. Der Magister wird schon 1678 erwähnt, also war wenigstens schon in diesem Jahre eine kleine Schule vorhanden. 1690 lehrten ein Priester und ein Magister, 1692 zwei Priester Grammatik und Humaniora[1]. Im Jahre 1697 zeigte die Residenz den höchsten Personenstand mit elf Mitgliedern, darunter acht Priester.

Die Hauptverpflichtung der Residenz war die Abhaltung von Missionen. Dieser Arbeit widmeten sich die Patres alljährlich besonders in den vielen ihrer Hirten beraubten Pfarreien in Preußen. Es gibt fast keine Kirche, so heißt es 1681, weder in der Niederung (insula) noch im Oberland (in montanis), wo man nicht predigte und die Sakramente spendete. Oft wurden von einem Pater am selben Tage drei oder vier Predigten und zwar deutsch und polnisch gehalten mit außerordentlichem Erfolg. Das Volk harrte trotz der Kälte aus. Dasselbe war bei der Katechese der Fall. Dabei hatten die Patres manche Unbill, selbst Mißhandlungen von seiten der Protestanten zu dulden, die besonders aufgebracht waren, wenn einer aus ihren Reihen zur alten Kirche zurückkehrte. Aber auch von seiten einiger Katholiken wurden Klagen gegen die Missionen erhoben, als seien die Unkosten größer als die Früchte, wozu, wie die Jahresbriefe von 1682 bemerken, vielleicht einige mit ihrem Haschen nach Almosen Anlaß gegeben hatten[2]. Ein Dekret des Bischofes von Culm betonte nach der Visitation der Diözese diese Klage und verbot die Abhaltung von Missionen durch Ordensleute ohne ausdrückliche Erlaubnis des Bischofes. Trotzdem wurden 1683 19 Missionen gehalten; dabei empfingen 5000 die Sakramente und 125 Andersgläubige kehrten zur Kirche zurück. Ähnlich war es 1684.

In Marienburg selbst wurde die seit 1661 ihres Hirten beraubte Pfarrei versehen; man zählte 1667 gegen 4000 Kommunionen. Die Gesamtzahl der Kommunionen innerhalb und außerhalb der Stadt wird 1682 mit 10000, 1695 mit 9500 angegeben[3].

Zu Danzig gehörte auch die Residenz in der ehemaligen Deutschordensstadt **Konitz**, die seit 1466 unter polnischer Herrschaft stand. Seit ihrer Begründung im Jahre 1616 hatte es die Residenz 1651 zum Mitgliederstand von 15 Personen gebracht, der auch in den folgenden Jahren anhielt. Bei der 1655 von den Schweden drohenden Gefahr zerstreuten sich die meisten an verschiedene Orte, vier zogen nach Danzig. Im Jahre 1656 wurden die übriggebliebenen von den Schweden zuerst einer Kerkerhaft von drei Wochen unterworfen, dann verbannt. Die später nach Konitz zurückgekehrten Jesuiten erlitten durch die Schweden, welche die Stadt wieder eingenommen, sieben Monate lang in einem engen schmutzigen Kerker Unbilden aller Art. Bei dem letzten Überfall der Stadt im Jahre 1659 wurde der Obere in den Kerker geworfen, wo er drei Monate schmachtete.

Nach dem Frieden konnten 1660 nur wenige Patres in der Residenz bleiben, weil bei dem Stadtbrande die Wohnung vernichtet worden und auch der Unterhalt fehlte. Im Jahre 1664 baute man eine neue Kirche. Erst 1674 konnte an einen Neubau des Hauses Hand angelegt werden. Bereits 1661 eröffnete man aber wieder die Schule. In dem Jahre 1667 und den folgenden waren sechs Priester, zwei Magistri und ein Bruder in Konitz, davon drei als Lehrkräfte in fünf Klassen, (die

---

[1] Am 1. September 1696 wurde die Schule wegen Baufälligkeit aus der Burg in den Garten verlegt, später kehrte sie in die Burg zurück.

[2] idque forte ob importunas quorumdam quaestiones.

[3] Außer dem *Litt. ann. vergl. Dittrich a. a. O. 286 f. Eine Erklärung über eine vorläufige Fundation eines Kollegs zu Marienburg, die der polnische Provinzial Druzbicki am 1. Juli 1651 ausstellte, in *Fund. Polon. 3, 60.

beiden obersten und untersten kombiniert). Diese Verteilung auf die Schulen blieb auch so, als die Zahl der Mitglieder zeitweilig auf 12—14 stieg. Seit 1678 findet sich außer den drei Professoren für das Gymnasium durchgehends noch ein Professor der Moral. Eine neue eigene Fundation für Moral und Rhetorik wurde bereits 1664 errichtet. Die für die Verhältnisse große Schülerzahl nahm nach dem Berichte von 1687 ab, weil der Kurfürst von Brandenburg allen seinen Untertanen verbot, ihre Kinder in die Jesuitenschulen zu schicken.

Die meisten Patres waren in der Seelsorge, besonders in den Volksmissionen außerhalb der Stadt beschäftigt. Unter den Missionären war schon 1644 ein eigener Prediger für die Deutschen. Später, wenigstens 1673, nahmen die Patres die zwei ständigen Predigten in der Pfarrkirche, und zwar die eine polnisch, die andere deutsch, wieder auf. In den Katalogen ist stets ein eigener Pater für die Deutschen aufgeführt. Im Jahre 1684 wird der große Zulauf von deutschen Katholiken hervorgehoben, auch aus ferngelegenen Städten und Dörfern, da es sonst überall an deutschen Priestern fehlte. Die Beichten beliefen sich in Konitz auf 2—3000, in den Missionen auf 6—8000. Die Konversionen schwanken durchgehends zwischen 5—20.

Kaum hatte das Kolleg zu **Thorn** die zwei schweren Pestjahre 1652 und 1653, denen ein Pater und zwei Laienbrüder zum Opfer fielen, hinter sich, als ein neuer härterer Schlag das Kolleg traf und vernichtete. Auf seinem raschen Siegeszug hatte der schwedische König Karl Gustav sich am 4. Dezember 1655 der Stadt Thorn ohne Schwertstreich bemächtigt. „Am meisten hatten unter der schwedischen Herrschaft die Katholiken, deren man 2000 in der Stadt zählte, zu leiden."[1] Das Kolleg wurde von den Schweden geschlossen und die Patres traf die Verbannung. Unter Todesstrafe und Einziehung des ganzen Vermögens wurde den Bürgern verboten, einem Jesuiten Unterschlupf zu gewähren. Der Rektor des Kollegs Albert Czarnocki wurde auf seiner Reise nach Pultava 1656 von den mit Schweden verbündeten Brandenburgern grausam ermordet. Dezember 1658 mußte die schwedische Besatzung kapitulieren; im folgenden Jahre konnten die Jesuiten zurückkehren, vorläufig nur fünf Priester und zwei Brüder. Sie fanden ihre Wohnung in einem greulichen Zustand. Es ist unglaublich — so erzählen die Jahresbriefe der polnischen Provinz von 1659 — wie die häretische Wut gegen unser Haus gewütet[2]. Niemand wird die Schandtaten glauben, mit denen sie dasselbe besudelt; die ganze Bedachung war abgerissen; Wände, welche man nicht demolieren konnte, blieben Wind und Wetter preisgegeben. Derselbe Haß versuchte in den Kapitulationsbedingungen das Verbot der Rückkehr der Jesuiten durchzusetzen, aber die Führer der Belagerungsarmee wiesen diese Bedingung zurück und verstatteten den Jesuiten eine ehrenvolle und sichere Rückkehr. Der Rektor erschien auf dem Rathause und bat dringend um Pferde „zur Wegschaffung des Unlusts, so die kranken Soldaten nachgelassen." Dies wurde ihm abgeschlagen[3]. Bei der Pest, die die Schweden in der Stadt zurückgelassen, fanden die Jesuiten harte und fruchtreiche Arbeit. Den Anstrengungen im Dienste der Pestkranken fielen im September 1659 ein polnischer und ein deutscher Pater zum Opfer.

Allmählich konnte die Zahl der Jesuiten vermehrt und die frühere Tätigkeit auch in der Schule wieder aufgenommen werden. Im Jahre 1663 waren es wieder elf Priester, ein Magister und zwei Brüder, die frühere Zahl des Jahres 1654

---

[1] E. Kestner, Beiträge zur Geschichte der Stadt Thorn (1883) 206.

[2] Die Majorität in der Stadt war protestantisch; vom Magistrat und allen städtischen Ämtern waren die Katholiken grundsätzlich ausgeschlossen.

[3] E. Kestner a. a. O. 211.

(14 Priester, 3 Magistri und 6 Brüder) wurde 1676 nicht allein erreicht, sondern auch noch überschritten (14 Priester, 4 Magistri und 9 Brüder). Im Durchschnitt waren es in den folgenden Jahren 11—14 Priester, 3—4 Magistri und 5—6 Brüder.

Neben zwei polnischen Predigern für Vormittag und Nachmittag war auch stets ein eigener Prediger für die Deutschen vorhanden, dessen Notwendigkeit der Rektor Czarnocki in einem Schreiben vom 8. Juli 1655 an den General nachdrücklich betont hatte[1]. In demselben Briefe berichtet der Rektor von dem Verlangen der die Muttergottes sehr verehrenden Deutschen nach der Errichtung einer Marianischen Kongregation, um deren Aggregation an die römische er bittet. Diese Kongregation der deutschen Bürger, die zur Zeit der schwedischen Besetzung eingegangen war, lebte 1669 wieder auf. Außerdem bestand noch eine Studenten-Kongregation, die wegen der wachsenden Schülerzahl 1685 geteilt werden mußte.

Die Schülerzahl hatte sich schon 1683 auf nahezu 600 gehoben und scheint in den nächstfolgenden Jahren noch gewachsen zu sein. Die Schüler verteilten sich auf fünf Klassen des Gymnasiums und je einen Kursus für Philosophie, Mathematik und Moral, wofür schon 1654 und auch wieder später meist sieben Lehrkräfte vorhanden waren.

In Betreff der Seelsorge bemerken die Jahresbriefe von 1668, daß das Kolleg eifrig arbeitete für die Katholiken, die entweder bei den Protestanten im Dienste ständen oder ein Handwerk betrieben. Bei den Katholiken war es ständige Sitte, jeden Monat die Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen. Im Jahre 1663 zählte man monatlich 1300 Kommunionen und gegen 1000 Beichten, im Jahre 1684 zusammen über 10000 Beichten. Dazu kamen noch häufige, auch länger dauernde Missionen. Die Zahl der Konvertiten, Protestanten und Schismatiker, schwankt durchschnittlich zwischen 10—20, einige Jahre zwischen 30—50.

Ein Neubau des Kollegs war 1697 soweit gefördert, daß ein Teil der neuen Zimmer bewohnt werden konnte, 1700 war er aber noch nicht vollendet[2].

Das Kolleg in **Bromberg**, welches 1652 21 Mitglieder, darunter fünf Lehrkräfte zählte, wurde von Fronleichnam 1652 bis Anfang 1653 schwer heimgesucht durch die Pest. Von neuem trat die Pest auf zugleich mit dem schwedischen Einfall 1656. Zweimal bemächtigten sich die Schweden der Stadt. Auch hier wurden die Jesuiten vertrieben. In der Fastenzeit 1657 konnten sie zurückkehren, aber ihres Bleibens war nicht lange. Im folgenden Jahre überfielen 6000 Schweden unvermutet nächtlicherweile die Stadt, und wiederum mußten die Jesuiten fliehen. Nach dem Frieden waren im Jahre 1660 acht Priester und drei Brüder im Kolleg; ein Priester lehrte zwei Grammatikklassen. In den folgenden Jahren blieb sich die Zahl der Mitglieder ungefähr gleich; in den 70er Jahren und in der Folgezeit stieg dieselbe auf 15—16, vorübergehend wie 1677 und 1700 auf 19. Seit 1664 waren darunter vier Lehrkräfte, drei für die fünf Gymnasialklassen (die beiden obersten und untersten kombiniert) und eine für Moral; die letztere Professur wurde nach mehrjähriger Unterbrechung 1678 wiederhergestellt und zwar „nicht ohne Vorteil für die Studenten", wie der Bericht hervorhebt. Auch in der Seelsorge besonders in den Missionen wurde fruchtreich gearbeitet. An Beichten zählte man

[1] *Orig. Pol. Epist. 1, 865.

[2] Die Obern waren: Matthäus Paluszkiewic 1650, Albert Czarnocki 30. April 53, Thom. Dore 59, Stan. Tyrgart 63 (?), Stan. Domaslawski 15. Febr. 67, Thom. Dore 27. März 69, Stan. Karnicki Apr. 72, Alb. Przygodzki 10. Aug. 75, Bernh. Reymer März 78, Joh. Czarnowski 12. Juli 81, Ign. Zapolski Aug. 84, Jak. Janiszowski 29. Aug. 87 (?), Joh. Twardowiecki 90, Joh Kuszewicz 15. März 93. Joh. Hacki Mai 96 († 9. Sept. 96), Andr. Roberti Febr. 97.

durchschnittlich im Jahre 5—6000, an Kommunionen über 12000. Die Konversionen waren wenig zahlreich, jährlich 2—7, einmal (1653) über 20. Das 40stündige Gebet an den drei Fastnachtstagen mit zwei Predigten an jedem Tag wurde 1676 eingeführt und hatte großen, in den folgenden Jahren stets wachsenden Erfolg.

Nach dem 16. Dekret der 11. Generalkongregation im Jahre 1661, welches dem Generalvikar die Vollmacht gab, schlecht fundierte Kollegien aufzulösen, wurde 1661 dem Bromberger Kolleg der Titel Kolleg genommen. Die Patres blieben aber, weil, wie die Jahresbriefe von 1661 hervorheben, die Stadt ihre fortdauernde Wirksamkeit von nöten hat, sowohl wegen der dort wohnenden Katholiken, als auch wegen der Andersgläubigen, die sich zum Übertritt zur Kirche melden.

Obgleich die Fundation 1680 durch eine großmütige Wohltäterin (Helena Lubomierska) um 20000 fl. vermehrt wurde, kam die Niederlassung 1693 und 1694 durch die Mißernten in große Not. Der Prokurator konnte weder für die Jesuiten noch für die Untertanen in den Dörfern die notwendigen Nahrungsmittel beschaffen und sah sich genötigt, Schulden zu machen. Trotzdem gelang es, die schon vor 1690 begonnenen Türme und den Schulbau durch die Freigebigkeit eines edlen Polen 1695 fertig zu stellen, so daß September 1695 die Schulen für Rhetorik, Humanität, Syntax und Grammatik in Benützung genommen werden konnten.

Auch das Kolleg in **Graudenz**, das 1654 neun Priester, zwei Magistri und drei Laienbrüder zählte, wurde 1657 von den Schweden vernichtet.

Nachdem die Schweden in Graudenz eingezogen, vertrieben sie die Jesuiten aus der Stadt. Am 21. April 1656 mußten dieselben abziehen und durften weder Wagen noch Effekten mitnehmen. Im selben Jahre wurde auch die katholische Pfarrkirche den protestantischen Predigern übergeben. Die Katholiken mußten drei Jahre lange unter den protestantischen Bürgern und den schwedischen Feinden ohne Übung ihrer Religion zubringen. Bei der Erstürmung der Stadt durch die Polen und Österreicher im Jahre 1659 ging die halbe Stadt in Flammen auf; die noch übrigen Häuser zündeten die plündernden Soldaten an. Nur wenige Gebäude blieben verschont, darunter die der Jesuiten[1].

Über die Lage, wie sie die beiden zurückkehrenden Jesuiten vorfanden, berichtete am 15. Januar 1666 der Obere P. Paul Taroszewsky an den General: Endlich bin ich nach einem Exil von vier Jahren in den letzten Tagen des verflossenen September (1659) nach Graudenz zurückgekehrt. Außer einem Winkel, in dem die Kirche und unser Kolleg steht, ist die Stadt in Asche gelegt. Mauern und Dach unseres Hauses sind zwar unversehrt, aber das Innere ist ganz verwüstet und zerstört; kein Fenster, keinen Ofen, fast keinen Winkel haben die wilden Soldaten unversehrt gelassen. Das Hausgerät, das nach unserer Vertreibung zurückgelassen worden, ist teils früher von den Schweden und protestantischen Bürgern, teils jetzt von Plünderern geraubt. Kaum konnte ich zwei Zimmer für mich und meinen Gefährten etwas zurechtrichten; wir mußten auf dem Boden schlafen und in der halbzerfallenen Propstei ein notdürftiges Essen bereiten. In einem Winkel haben wir dank der göttlichen Vorsehung noch etwas Salz und Holz gefunden. Wie das Haus, so ist auch die Kirche verwüstet. Einige Türen sind durch Äxte zerschmettert, die alten Paramente, die die Häretiker und sogar der Feind gelassen, wurden von den Soldaten geraubt. Auch auf den Landgütern habe ich nur Verwüstung vorgefunden. Die Häuser der Untertanen sind teils verbrannt, teils verlassen; einige

[1] X. Froelich, Geschichte des Graudenzer Kreises (1868) 2, 199 ff.

von den Untertanen sind noch übrig, aber in äußerster Armut[1]. Sie bitten um Hilfe, und diese mußte gewährt werden. Aber woher? Salz konnte ich ihnen etwas geben, aber mehr nicht, weil selbst ganz arm. So liegt alles darnieder, und es ist nicht abzusehen, wie oder wann eine Wiederherstellung erfolgen kann. Kein Vieh, kein Saatkorn, keine Paramente, keine Vorräte, keine Einkünfte. Wir haben zwar Schuldner, die viele Tausende von Zinsen schulden, aber diese Schuldner sind durch die Verwüstungen der Feinde selbst verarmt. Ich lebe hier mit einem Gefährten dürftig von kleinen Almosen, aber auch diese schwinden allmählich. Von den Bürgern ist nichts zu hoffen, da nur wenige katholisch und diese wegen der Verwüstung der Stadt sehr arm sind. Es ist kein Weltpriester hier, deshalb muß ich ständig predigen, wir beide müssen Beicht hören, die Kranken besuchen und die andern priesterlichen Arbeiten verrichten. So kann ich nicht verreisen, um einigen Unterhalt zu erbetteln. Als ich dem Bischof mündlich und schriftlich unsere Notlage vorgestellt, sagte er mir, er müsse zwar für die Arbeiter sorgen, aber er wisse nicht woher. Als noch ein Weltpriester hier war, hatte ich schon beschlossen, mich in ein Kolleg oder zu einem Wohltäter zu verfügen, aber ich fürchtete, daß dadurch nur die Häresie gewinnen würde. Deshalb bin ich noch etwas geblieben, und inzwischen hat uns Gott ein Netz vor unsere Füße gelegt. Denn zweimal waren wir in der nächsten Gefahr der Pest, da der Hausdiener und in der Propstei, wo wir essen, ein Knabe, mit dem wir täglich verkehrten, an der Pest starben. Deshalb mußten wir Haus und Stadt verlassen und zu einer benachbarten Wohltäterin ziehen: so haben wir in den Monaten November und Dezember jeden Augenblick Pest und Tod erwartet. Doch wollten wir die Kirche nicht verlassen. An den Festtagen und auch an den meisten Tagen vor den Festen sind wir zu Fuß auch beim schlechtesten Wetter hingegangen und haben den Gottesdienst verrichtet mit aller Vorsicht in Betreff der Personen, die mit uns verkehrten; auch die Predigten haben wir nicht unterlassen. Gegen Weihnachten sind wir zum Verkehr mit andern zurückgekehrt. So wollte der Herr den Anfang und das Ende meines Rektorats in Not versetzen. Sein Name sei gebenedeit. Das ist auch die Ursache, weshalb ich Ew. Hochw. Paternität dies schreibe, da mein Nachfolger schon ernannt ist. Bereits habe ich für ihn das Zimmer bereitet. Ich trete ihm gern meine Stelle ab[2].

Noch im Jahre 1660 eröffneten die Patres wieder eine Schule. Von 1661 an wirkten an derselben zwei Lehrer, seit 1670 lehrten durchschnittlich drei Professoren in fünf Klassen, von denen je zwei vereinigt waren; 1685 trat noch ein Professor für Moraltheologie hinzu.

Die Gesamtzahl der Mitglieder des Kollegs betrug in den 60er Jahren 5—6, seit 1670 durchschnittlich 10—12. In den Jahresbriefen von 1667 heißt es: Nur zwei Priester waren das Jahr hindurch mit der Seelsorge beschäftigt und zwar nicht aus Mangel an Priestern, sondern weil der nötige Lebensunterhalt fehlte, da die Fundationsgüter verwüstet waren und nichts eintrugen. Erst eine Vermehrung der Fundation um 11000 fl. durch einen großmütigen Wohltäter (Tarnowski) im Jahre 1673 brachte einige Besserung, die dann in den Jahren 1678—79 anhielt, da die Güter sich allmählich etwas erholt hatten. Die Vermehrung der Personen kam auch den Deutschen zu gut, indem 1683 ein eigener deutscher Prediger aufgestellt wurde, der

[1] Der Geschichtschreiber des Graudenzer Kreises bemerkt von den Untertanen der Jesuiten: „Das Leben der Leute auf den Gütern des Ordens gab sowohl im 17. als im 18. Jahrhundert freien Arbeitern mehrfach Veranlassung, sich selbst und ihre Familie freiwillig unter die Leibeigenschaft des Ordens zu begeben, also ihrer Freiheit zu entsagen und sich zu allen Diensten zu verpflichten." X. Froelich, Geschichte des Graudenzer Kreises 2, 168.

[2] *Orig. Epp. Pol. 1605—70 1, 895.

zahlreiche Zuhörer besonders auch aus der Nachbarschaft fand. Die Missionen nach auswärts nahmen einen neuen Aufschwung. Ein deutscher Missionär wirkte seit 1679 an beiden Ufern der Weichsel. Derselbe hielt auch an den höhern Festen in Graudenz selbst deutsche Predigten. Dieser Missionär war mit andern deutschen Patres von der böhmischen Provinz gesandt worden.

Im Jahre 1686 konnte man mit dem Bau einer neuen Kirche beginnen, der aber langsam voranschritt und 1700 noch nicht vollendet war. Im Jahre 1693 dachte man auch daran, das Kolleg zu vergrößern, über die Ausführung liegen keine weitern Nachrichten vor. — In den aus Anlaß kleinerer Bauten von dem Magistrat erhobenen Streitigkeiten und bei den durch die Bürger erlittenen Schädigungen gaben die Jesuiten lieber nach, als daß sie sich auf ihr Recht versteiften. „In allen diesen Fällen — so betont ein neuerer Graudenzer Geschichtschreiber — zeigte sich der Orden äußerst friedfertig, er verzichtete auf die weitere Besitznahme des Landstücks am Ordenshause, überließ den strittigen Platz der Stadt gegen ein mäßiges Kaufgeld, welches kaum den erlittenen Schaden deckte.“ [1]

[1] Froelich a. a. O. 173. Dort auf S. 119 die Rektoren.



Zweiter Abschnitt.
Innere Geschichte.

Erstes Kapitel.
Aufnahme und Entlassung.

Aufnahme: Kein Anlocken zur Gesellschaft. — Einwilligung der Eltern. — Große Anzahl der Kandidaten. — Beschränkung der Aufnahme. — Strenge Auswahl. — Entlassung: Gründe für Entlassung. — Not der Eltern. — Verwilderung der Zeit. — Abfärbung auf die Orden. — Schwere Vergehen. — Karzer. — P. Fuchs. — P. Marell. — P. Wigand. — P. Kemper. — Anhänglichkeit von Entlassenen. — Bitten um Wiederaufnahme.

Alle äußere Tätigkeit erhält Richtung und Dauer durch das innere Leben und Streben, die inneren Einrichtungen und finanziellen Voraussetzungen. Bevor wir deshalb zur Schilderung der einzelnen Zweige der äußeren Tätigkeit übergehen, möge eine kurze Skizze der inneren Geschichte nützlich und wegweisend sein. Zunächst einiges über Aufnahme und Entlassung.

In betreff der Aufnahme wurde an den alten Regeln festgehalten und diese zuweilen wieder ins Gedächtnis zurückgerufen[1].

Am 24. Juli 1662 erinnerte der oberrheinische Provinzial Göltgens daran, daß man nie zum Eintritt in die Gesellschaft anlocken solle gemäß des Verbotes in der 24. Regel für die Priester. Aus der Übertretung dieser Regel seien, wie die Erfahrung nicht nur einmal gelehrt, schwere Nachteile entstanden. Fühle sich jemand angetrieben, in die Gesellschaft einzutreten, so solle er sich an seinen Beichtvater wenden. Dieselbe Mahnung erließ auch der oberrheinische Visitator Berthold am 2. November 1662, zugleich empfahl er den Obern, strenge Auswahl zu treffen und auch selbst die geeignete Prüfung vorzunehmen[2].

Weiterhin verlangte man fortgesetzt die Einwilligung der Eltern. Als der oberdeutsche Provinzial Truchseß dem General de Noyelle von einem sehr vornehmen Kandidaten berichtete, antwortete dieser am 23. Oktober 1683, vor allem sei die Erlaubnis der Eltern und der mit dem Kandidaten verwandten Fürsten erforderlich[3].

Unter dem 23. Oktober 1671 bezeugt Barbara Reinhard geb. Byß in Luzern, daß sie „ganz frei, ungezwungen und wohlbedachtsam, allein durch eifriges und

---

[1] Vergl. Gesch. 2², 534 ff.
[2] *Arch. Prov. E 10, 618, 623
[3] *Ad Germ. sup.

beständiges Anhalten meines lieben Sohnes Conradi Reinhard bewegt, ihm nit allein mütterlichen Consens oder Einwilligung gegeben, daß er möge seinem Beruf gemäß in den Orden der Vätter Jesuiter eintreten und darinnen ungehindert verharren, mit wiederholtem heiterem Versprechen, daß ich keiner Ursach halber weder ihm, noch seinetwegen gemeltem Orden einige Ungelegenheit oder Beschwerde machen wolle." [1]

Ein anderes Beispiel wird in der Geschichte des Kollegs von Hadamar erzählt [2]. Paul Honzelair war als der einzige Sohn eines sehr reichen Kaufmanns in Köln 1662 geboren. Von früh auf hatte er eine große Liebe zu den Studien und konnte sich kein größeres Glück denken, als in den Jesuitenorden aufgenommen zu werden. Der Vater aber, der ihm eine kaufmännische Bildung geben wollte, zog ihn von der Schule zurück, und ließ ihn in der Mathematik unterrichten. Dabei brachte Paul ein Jahr zu. Als er aber nun sah, daß er die Studien ganz verlassen sollte, ging er heimlich durch und kam nach Trier, wo er Philosophie hörte. Von hier aus wendete er sich flehentlich an seine Eltern, ihm die Erlaubnis zu geben, in das dortige Noviziat eintreten zu dürfen. Da diese nicht erfolgte, verweigerte der Provinzial die Aufnahme. Erst nach zwei Jahren sah Paul seinen Wunsch in Erfüllung gehen. Nachdem er an verschiedenen Orten in den untern Klassen gelehrt hatte, erhielt er von dem General das Versprechen, als Missionär nach Indien geschickt zu werden. An diesem Vorhaben wurde er durch Krankheit verhindert. So wurde er nach seiner Genesung Professor der Rhetorik und Poetik in Hadamar, wo er am 19. Juni 1702 an der Schwindsucht starb, die er sich durch zu angestrengte Studien zugezogen hatte.

An Kandidaten fehlte es nicht. Es meldeten sich immer mehr als aufgenommen werden konnten. Fast jedes Kolleg stellte jedes Jahr eine ganze Reihe von Kandidaten auch für alle andern Orden. Wie die Jahresberichte ausweisen, betrug die Zahl der Ordenskandidaten überhaupt an den kleinern Kollegien jährlich 5—15, an den größern 20—40.

Die Aufnahme war beschränkt durch die Zahl der Arbeiter, die man benötigte und durch die Mittel, die für deren Unterhalt zur Verfügung standen.

Die frühern Bestimmungen der achten Generalkongregation (1645), die Aufnahmezahl nach dem Maß der verfügbaren Mittel zu beschränken [3], wurden von den Generalen ausgeführt, indem sie sich selbst die Zahl der Aufzunehmenden vorbehielten. Der General Piccolomini befahl am 22. April 1651 dem niederrheinischen Provinzial Panhaus, wegen der äußersten Not der Provinz die Zahl der Aufzunehmenden auf sieben zu beschränken. Oliva erhöhte am 29. Dezember 1668 die Zahl auf 24 und am 22. Juli 1673 auf 15, falls die notwendigen Mittel zum Unterhalt vorhanden seien. Auf Veranlassung des P. Oliva beriet die niederrheinische Provinzialkongregation 1675, wie eine geringere Aufnahmezahl zu ermöglichen sei [4]. P. de Noyelle schrieb am 16. Februar 1686 an den niederrheinischen Provinzial Lamberti: Ew. Hochwürden können 15 aufnehmen, wenn Ihre Konsultoren glauben, daß soviele für die Provinz nötig sind. Ich vernehme nämlich, daß die Zahl der Aufgenommenen größer ist, als zu den Studien oder den Schulen zugelassen werden können. Am 25. Januar 1687 wurde dem Provinzial bedeutet, er

---

[1] Fiala 4, 157. Fiala meint: vielleicht wurden solche Reverse von den Eltern der eintretenden Novizen gewöhnlich ausgestellt. Reinhard wird von ihm als „wohl der ausgezeichnetste" unter den Jesuiten aus Solothurn bezeichnet. Er starb 1694 in München.

[2] Wagner, Regentenfamilie von Nassau-Hadamar 2, 343.

[3] Vergl. Gesch. 2², 547.

[4] *Acta Congr. Prov. 79, 218.

solle bei den 15 wohl zusehen, daß gute Auswahl getroffen werde. Es müsse, wie am 1. März 1687 weiter gemahnt wird, das Bedürfnis der Provinz, nicht der Wunsch der Kandidaten maßgebend sein. Denn die Zahl der Repetenten sei so groß, daß nicht alle für die Schulen verwandt werden könnten; zudem beklagten sich die Kollegien, daß sie mit überflüssigen Personen beschwert würden, für deren Unterhalt die Einkünfte nicht hinreichten. Man möge also die Zahl der Aufzunehmenden für einige Jahre eher beschränken als erweitern und aus der größern Zahl eine bessere Auslese treffen[1].

Dieselben Gesichtspunkte schärfte Gonzalez am 7. August 1688 dem Provinzial Lamberti ein: Mehrere glauben, es würden zuviel in die Gesellschaft aufgenommen, die die Provinz weder alle unterhalten noch hinreichend beschäftigen könne. Bei der Auswahl darf man nicht die Klagen derjenigen berücksichtigen, die bemängeln, daß aus einer bestimmten Stadt oder Gegend mehr als aus einer andern aufgenommen werden, wo die Zahl der Kandidaten nicht geringer sei. Es ist durchaus nicht notwendig, daß die Zahl der Aufzunehmenden aus einer Stadt oder Gegend genau der Zahl der sich Bewerbenden entspricht. Durchschlagend sind hier nur Tugend und andere uns entsprechende Gaben; man muß in einer für das Wohl der Provinz so entscheidenden Sache nach den Grundsätzen Gottes vorangehen. Sehr zu wünschen ist auch, daß die Beichtväter, Präfekten und Magistri solche Kandidaten, die für uns wenig geeignet erscheinen, gleich im Anfang auf andere Gedanken bringen, besonders wenn sie solchen Familien angehören, von denen im Falle der Nichtaufnahme lästige Interzessionen oder Anstöße zu fürchten sind.

Da früher, wie Gonzalez am 15. April 1690 dem niederrheinischen Provinzial Weisweiler schrieb, zuviele Kandidaten ohne hinreichende Auswahl aufgenommen worden, so beschränkte er am 10. Mai 1692 die Zahl der Aufzunehmenden auf vier Brüder und acht Scholastiker; die übrigen Kandidaten könnten einstweilen Theologie studieren und vielleicht später aufgenommen werden. Die Zahl der Repetenten sei in der Provinz so groß, daß man kaum acht benötige. Der Provinzial wünschte dann doch noch zwei mehr, was aber Gonzalez am 5. Juli 1692 nur ungern bewilligte[2].

Am 7. Mai 1695 befahl Gonzalez dem niederrheinischen Provinzial, die Professoren sollten ernstlich gemahnt werden, den Provinzial wegen der Kandidaten genau zu informieren über deren Tugend und Wissen, denn es sollen einige aufgenommen worden sein, die niemals für die Arbeiten der Gesellschaft sich eignen würden[3].

Unter den Monita, die Gonzalez dem Provinzial Weisweiler am 26. April 1698 zukommen ließ, heißt es: Man berichtet, von den Professoren würden weniger geeignete Kandidaten empfohlen, und dies geschehe besonders zu Köln, wo man solche aufgenommen, die seit einigen Jahren zur Moraltheologie verwiesen worden. Laienbrüder würden mehr als notwendig aufgenommen; neulich habe man sechs nach Vollendung ihres zweijährigen Noviziats im Noviziat unterhalten müssen, da kein Haus ihre Hilfe benötigt hätte[4].

Am 21. März 1693 erhöhte Gonzalez anstatt der bewilligten 12 die Zahl auf 18, dies aber nur nach Drängen des Provinzials, der vorgestellt, daß sich gerade in diesem Jahre soviele vorzügliche Kandidaten gemeldet hätten. Außerdem wurde noch am 31. Oktober 1699 die Aufnahme von 3—4 Brüder-Kandidaten bewilligt.

Dem oberrheinischen Provinzial Lutz gewährte Oliva am 7. April 1668 auf dessen Bitte die Aufnahme von 10 Kandidaten, falls sie ohne Schulden ernährt

---

[1] *Ad Rhen. inf.
[2] *Ad Rhen. inf.
[3] *Arch. Prov. A 10.
[4] *Ad Rhen. inf.

werden könnten und wirklich ausgewählte Leute seien. P. Gonzalez drückte am 10. Mai 1692 dem oberrheinischen Provinzial Poth seine große Genugtuung darüber aus, daß er nur vier Scholastiker-Novizen und höchstens zwei Laienbrüder aufnehmen wolle, denn die große Not der Provinz lege dies nachdrücklich nahe. Wie Gonzalez am 21. März 1693 den Provinzial anwies, sollten in Mainz fortgesetzt nur zwölf Novizen sein und diese Zahl nicht erhöht werden bis zu besseren Zeiten[1]. Dem oberdeutschen Provinzial wurde 1651 die Aufnahme von 26, 1652 von 30 und 1653 von 36 Novizen erlaubt, dabei aber ebenfalls große Auswahl anempfohlen[2].

In der größten Not suchte man Abhilfe dadurch, daß man von den vermögenden Novizen für den Unterhalt eine bestimmte Summe verlangte. Am 10. September 1689 schrieb Gonzalez dem Rektor des Trierer Noviziats P. Derckum: Wenn es Ew. Hochwürden trotzdem für durchaus notwendig erachten, daß die Novizen, die dazu in der Lage sind, in der Folge ihren Unterhalt bestreiten, so mögen Sie darüber mit dem Provinzial beraten. Sollte dieser für das Trierer Haus keine andere Hilfe wissen, so werde ich auch dieses Mittel nicht verweigern, obgleich ich glaube, daß um Trier und der Provinz zu helfen, eine viel geringere Zahl von Novizen aufgenommen werden sollte[3].

Aber dieses Mittel konnte auf die Dauer nur schädlich wirken und begegnete in Rom wiederholter Mißbilligung. Gonzalez mahnte am 14. August 1700 den niederrheinischen Provinzial: Man befürchtet schweren Schaden für die Provinz, wenn auch in der Folge niemand in das dortige Noviziat aufgenommen wird, der nicht eine Summe Geldes mitbringt, die hinreichend ist für Kleidung und Nahrung während zweier Jahre, wie sie seit einigen Jahren gefordert wurde. So wagten mehrere, die im Übrigen überaus fähig waren, nicht einmal um Aufnahme zu bitten, abgesehen davon, daß wir, wie ich vernehme, wegen dieser Verfahrungsweise in übles Gerede kommen[4]. Dem oberdeutschen Provinzial Spaiser hatte schon früher der General Nickel am 28. September 1652 geschrieben: Bisher wurde wegen der Notlage der Zeit bewilligt, daß die Kandidaten etwas zu ihrem Unterhalt ins Noviziat mitbrachten. Diese Bewilligung darf aber nicht zum Schaden für Ärmere werden, welche keine Mittel zur Verfügung haben, jedoch durch Talente diesen Mangel ersetzen. Allmählich müßte man daran denken, diesen Brauch ganz abzuschaffen und zur alten Sitte zurückzukehren, indem man auf andere Mittel zur Abhilfe denkt; wegen dieser Sache stehen wir bei den Weltleuten nicht im besten Ruf, als ob die Ärmern ausgeschlossen würden[5]. Am 1. Februar 1653 schärfte Nickel dem Novizenmeister Jakob Raßler ein: Man soll soviele Novizen als möglich unterhalten, und die mehr nützliche als gebilligte Sitte abschaffen, daß sie Geld für den Unterhalt mitbringen. Und am 30. November 1658 wiederholt Nickel: Es stößt einige, daß von den zur Gesellschaft Zugelassenen zu scharf der Zuschuß von 100 Talern für ihren Unterhalt im Noviziat verlangt wird. Ew. Hochwürden sollen, ich bitte darum, genau ausführen, was ich schon öfters darüber nahegelegt habe[6].

In der Aufnahme von Konvertiten zeigte man sich fortgesetzt schwierig. Dem oberrheinischen Provinzial Colbinus schrieb Oliva am 22. August 1671: Es sollen nicht leicht solche aufgenommen werden, die in der Häresie erzogen worden, es sei denn, daß sie sehr gute Anlagen und solide Tugend besitzen[7].

---

[1] *Ad Rhen. sup.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] *Ad Rhen. inf.
[4] *Arch. Prov. A 11, 795.
[5] *Ad Germ. sup.
[6] *Ad Germ. sup.
[7] *Ad Rhen. sup.

Im Jahre 1658 bemühte sich der Düsseldorfer Rektor Pieß sehr um die Aufnahme seines Neffen, der an einem Auge blind war. P. Nickel schrieb aber am 2. März 1658 dem Provinzial Otterstedt, er würde zwar gern der Empfehlung des Rektors stattgeben, aber die Rücksicht auf das allgemeine Wohl verbiete die Gewährung. Denn der Mangel eines Auges sei ein zu großer Defekt, als daß mit ihm einer aufgenommen werden könne, wo soviele andere Kandidaten vorhanden seien.

* * *

Die Entlassung aus dem Orden wurde nicht erschwert, wenn triftige Gründe vorlagen. War dies nicht der Fall, so suchte man den um die Entlassung Bittenden zur bessern Einsicht zu bringen, und die Bitte wurde zunächst nicht gewährt.

Einem Scholastiker, der Februar 1684 von Dillingen aus die Bitte um Entlassung nach Rom gesandt, antwortete der General de Noyelle am 31. März 1684, daß er die Bitte nicht bewilligen könne, denn der angegebene Grund, Entfernung aus dem größeren Theologiekurs, sei nicht hinreichend. Er sei ja nicht deshalb dem Rufe Gottes zur Gesellschaft gefolgt, um ein Theologe zu werden, sondern um sich Gott und seinem Seelenheil zu widmen. Das könne er aber, wie viele andere leicht erreichen, auch wenn er nicht den Professen zugesellt werde[1].

P. Leopold Bullich lag dem General wiederholt an, er möge ihm erlauben, in einen andern Orden, den der Franziskaner, überzutreten. Am 28. April 1696 antwortete ihm Gonzalez, sein Grund überzutreten, um mehr Buße für seine Sünden tun zu können, sei nicht stichhaltig. Denn dafür sei es nicht nötig, in einen andern Orden einzutreten. Diese Früchte der Buße könne er ebensowohl in der Gesellschaft bringen. Er scheine in der Geschichte der Gesellschaft wenig bewandert zu sein, da diese viele Männer von außerordentlichem Bußgeiste aufzuweisen habe, darunter solche, die sogar übermäßig bis zum Tode gegen sich gewütet. Es stehe nichts im Wege, daß er nach Beratung mit dem Beichtvater und Obern ein strenges Büßerleben führe. Er möge deshalb ablassen, die so oft wiederholte Bitte zu erneuern[2]. Diesen Rat befolgte P. Bullich: er gab später wiederholt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er in der Gesellschaft geblieben. Besonders beteuerte er kurz vor seinem Tod (1701) die größte Hochschätzung seines Berufes[3].

Große Not der Eltern, der nicht anderweitig abgeholfen werden konnte, wurde nach wie vor als ein stichhaltiger Grund für den Austritt betrachtet. Es kam aber auch vor, daß Verwandte den Austritt verlangten, wo derselbe nicht notwendig war. Der Magistrat von Markdorf hatte sich an den Konstanzer Rektor Seb. Grueber gewandt, um den Austritt des P. Franz Weishaupt zur Unterstützung seiner Mutter zu erlangen[4]. Der Rektor bat in einem Briefe von Konstanz 30. Mai 1667 den Provinzial um nähere Anweisung. Mir scheint, so schreibt er, eine äußerste Not nicht vorzuliegen, da die Mutter Weinberge besitzt, durch deren Verkauf die alte Frau von einigen 70 Jahren leicht die noch übrigen Jahre leben kann. Ferner ist ein anderer Sohn dort Bürgermeister und zugleich Gutsverwalter, wie kann also kein anderer Weg für den Unterhalt der Mutter übrig bleiben als die Rückberufung des andern Sohnes aus dem Orden! Man scheint mir darauf zu zielen, daß die Mutter von ihrem Sohne dem Ordensmann unterhalten werde, der Sohn in der Welt aber nach dem Tod Güter und Weinberge erhalte.

Der Provinzial sandte die Briefe des Markdorfer Magistrats und des Rektors von Konstanz an den P. Weishaupt. Dieser antwortete von Pruntrut 7. Juli 1667, er habe seinem Bruder geschrieben, für die alte Mutter könne vollständig

[1] *Ad Germ. Sup. Soli.
[2] *Ad Rhen. inf. Soli.
[3] *Necrolog. Rhen. inf.
[4] *Orig. M. R. Jes. 341.

gesorgt werden durch den Verkauf der noch übrigen Güter, zumal der Bruder durch sein Amt als Bürgermeister und Rentmeister hinreichend Mittel zur Unterstützung der Mutter habe; diese Einnahmen seien ja kein Gut seiner Gattin, so daß er daraus nichts der Mutter zu geben brauche. Endlich habe ich geantwortet, daß ich einen größern Abscheu vor dem von mir verlangten Austritt aus dem Orden als vielleicht der Bruder vor der Trennung von seiner Gattin habe. Deshalb bäte ich ihn demütig, daß der Magistrat von Markdorf entweder auf die angegebene oder auf eine andere Weise meiner Mutter helfe, mich aber im heiligen Frieden im Orden lasse. Darum bitte ich auch alle meine Obern und zwar auf den Knien, auf denen ich diesen Brief schreibe. P. Weishaupt blieb auch im Orden, in dem er nach segensreicher Wirksamkeit im Jahre 1700 verstarb[1].

Ähnlich lag die Sache mit P. Franz Keßler aus Dillingen (eingetr. 1650). Derselbe schrieb aus Pruntrut 26. Mai 1667 an den Provinzial Beihelin: Seine Mutter sei in Not und verlange von ihm den Austritt. Sein Bruder wolle helfen, habe aber bis jetzt nichts geschickt. Er bitte den Provinzial, die Sache so zu richten, daß er nicht aus den mütterlichen Armen der Gesellschaft herausgerissen werde[2]. Keßler blieb, wurde ein eifriger Missionär im Sundgau und starb 1689 zu St. Morand.

Für diejenigen, die sich nicht bessern wollten oder die sich schwere sittliche Verfehlungen hatten zu schulden kommen lassen, blieb die Ordenspforte stets weit geöffnet. Kein Amt, kein Beruf, kein Stand kann den Menschen in jeder Lage vor dem Fall bewahren. Auch ein reiner und edler Mensch ist vor dem Fall nicht sicher, sobald er glaubt mit dem Feuer, den nächsten Gelegenheiten, spielen zu dürfen. Das gilt besonders in Dingen, wo der Fluch der Sünde den Menschen am meisten geschwächt, am tiefsten verdemütigt hat.

Je weißer und schöner ein Kleid, um so leichter kann es schon durch ein Stäubchen verunstaltet werden; je feiner und gebrechlicher ein Gefäß, um so leichter kann es einen kleinern oder größern Bruchschaden erleiden. Beides trifft genau zu beim Verkehr zwischen den verschiedenen Geschlechtern und zwar bei allen gesund veranlagten Menschen. Noch mehr wächst die Gefahr der Verunstaltung oder des Bruches, wenn infolge von Vererbung, Erziehung oder Krankheit anormale Neigungen aus der Tiefe emportauchen.

Die Vererbung scheint besonders für die während der Greuel des Dreißigjährigen Krieges Geborenen eine größere Rolle zu spielen. Das ist auch erklärlich. Der Anblick so vieler Greuel, wie des Mordes und der Schändung in ihren gräßlichsten Formen konnte auf die Menschen nur verwildernd wirken und verwildernde Eindrücke hinterlassen. Verwilderte Eltern, verwilderte Kinder. Die Generation in und nach dem Dreißigjährigen Kriege wird uns in vielen Berichten als eine tiefgesunkene geschildert.

In einem Aufsatze über Aachen im Dreißigjährigen Kriege heißt es von der Zeit nach 1648: Die Protokolle des Aachener Sendgerichtes, das vorwiegend über sittliche Vergehen urteilte, lassen uns Einblicke in tiefe Verkommenheit tun. Das Gericht hatte nicht nur über viele von Erwachsenen verübte Verbrechen aller Art Recht zu sprechen, sondern mußte auch manche Schandtaten Unmündiger, namentlich solche sittlicher Natur bestrafen. Das sittliche Leben Aachens hatte während des Dreißigjährigen Krieges schweren Schaden erlitten[3].

Im Süden war es nicht anders. In der Geschichte der Stadt Stuttgart wird ausgeführt: Durch den Dreißigjährigen Krieg war die Sittlichkeit in ihren innersten

---

[1] *Necrolog. Prov. Germ. sup.

[2] *M. R. Jes. 341.

[3] Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins (1911) 63 f.

Grundfesten erschüttert, und die Folgen offenbarten sich noch lange nach dem Kriege. Noch 1669 waren in Stuttgart alle Gefängnisse voll seit zwölf Jahren. Aberglauben und Unglauben, Entheiligung des Sonntags, Üppigkeit und Mutwillen jeder Art, die leidigen Folgen des langen Krieges, dauerten fort, soviel man sich auch Mühe gab, sie zu unterdrücken[1].

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß diese Zustände auch innerhalb der Klostermauern abfärbten, selbst wenn man bei der Aufnahme noch so große Vorsicht hatte walten lassen. Manche ererbte Anlagen kommen ja zuweilen erst in spätern Jahren zum Vorschein.

Bei sittlichen Verfehlungen kam vor allem die sofortige Entlassung in Betracht. War diese infolge schwieriger Umstände oder bei einem Professen nicht möglich, trat Bestrafung ein und besonders Unschädlichmachung des Delinquenten durch Abschließung von jedem äußern Verkehr. Diese Abschließung erfolgte dann durch Internierung in einem der Ordenshäuser.

Ein Klostergefängnis (Carcer), wie es in manchen Orden bestand, kennt das Institut der Gesellschaft nicht. In der ersten General-Kongregation (1558) wurde die Frage verhandelt, ob man ebenfalls einen Karzer einrichten solle. Die Kongregation äußerte sich dahin, die Gesellschaft habe zwar das Recht dazu, über die Einführung sei aber nichts zu bestimmen, sondern die Sorge dafür dem P. General zu überlassen[2]. Dieser bestimmte in der Folgezeit, ob in einem gegebenen Falle dieses Strafmittel für eine schwere Verfehlung anzuwenden sei; es wurde dann irgend ein Zimmer des betreffenden Hauses als Einschließungsort bestimmt. Solange man freiere Hand mit der Ausschließung hatte, ist von der Anwendung des Karzers kaum die Rede, später aber, als strenge päpstliche Dekrete die Ausschließung der Professen nur für den Fall der nachgewiesenen Unverbesserlichkeit erlaubten und die Einrichtung eines Karzers befahlen, mußten sich auch die Obern der Gesellschaft diesen Anordnungen fügen. Ein Dekret der Kongregation zur Erklärung des Konzils von Trient vom 5. Januar 1636 hatte bestimmt, daß die Apostaten, sei es daß sie das Ordenskleid tragen oder nicht, vom Bischofe des Ortes, wo sie sich aufhalten, in den Kerker geworfen und den Obern zur Bestrafung überwiesen werden können; auch die Obern selbst sollen gehalten sein, ihre Gefangennahme zu veranlassen. In der Folge darf kein Profeß aus dem Orden gestoßen werden, wenn er nicht wirklich unverbesserlich ist. Als unverbesserlich kann er aber nicht erklärt werden, wenn nicht die dafür bestimmten Erfordernisse des kanonischen Rechtes zutreffen, und zudem diese durch eine einjährige Haft in Fasten und Buße bewiesen wurden. Deshalb sollen die Orden ein Privatgefängnis (privatos carceres) haben, wenigstens eines in jeder Provinz[3].

Bei sehr schwerer Verfehlung oder Apostasie eines Professen blieb also nichts anderes übrig als denselben einzuschließen. Daß es dabei infolge lokaler Umstände zu Härten kommen konnte, läßt sich unschwer verstehen wenn auch nicht immer ganz entschuldigen[4].

In Altötting lebte 1666 ein Pater Ulrich Mayer, der in Wort und Tat sich sehr ungehörig benahm, auf keine Mahnung hörte und allen sehr lästig war. Wenn der Pater, so schreibt Oliva am 23. Februar 1669 an den Provinzial Raßler,

[1] K. Pfaff, Geschichte der Stadt Stuttgart 2 (1846) 123 ff.

[2] Congr. 1, Decr. 116.

[3] Wortlaut in Canon. et Decr. concil. Tridentini Ed. Richter (1853) 433 f.

[4] Die österr. Provinzial-Kongregation vom Jahre 1682 bat den General um nähere Bestimmungen in Betreff des Karzers ut in hoc correctionis genere aliquem modum statuat, qui contra suavem Societatis morem non sit perpetuus nec omnibus delinquentibus acqualiter gravis. *Acta Congr. Prov. 82, 128.

in dieser Weise fortfährt, soll ihm das nicht hingehen, er soll gezügelt werden sogar mit dem Karzer; ob ihm dies zuerst anzudrohen oder die Strafe gleich zu verhängen ist, mögen Ew. Hochwürden mit Ihren Konsultoren beraten. Später verlangte der Pater seine Entlassung. Am 30. November 1669 mahnte ihn Oliva an die Dekrete der Kongregation des Konzils von Trient, welche auf Befehl Urbans VIII. erlassen worden, daß ein Profeß nur entlassen werden könne, wenn er wirklich unverbesserlich sei; das müsse vorher durch eine einjährige Einschließung in Fasten und Buße bewiesen werden. Erst wenn er dann in seiner Hartnäckigkeit verharre, könne er als ein faules Glied abgeschnitten werden. Ew. Hochwürden mögen also zusehen, ob Sie diese Probe durchmachen wollen. Schließlich sei es doch besser, eher die Gesinnung als den Stand zu ändern.

Ein besonders schwieriger Fall — es ist der schlimmste, den die Akten erwähnen — lag vor bei dem P. Wolfgang Fuchs in der oberrheinischen Provinz[1]. Wegen eines schweren schimpflichen Vergehens, über das nichts näheres bekannt ist, wurde er auf Befehl des Kurfürsten von Mainz im Kolleg zu Baden in enger Haft gehalten, wenigstens von 1651—58. Auf seine Klagen verlangten die Generale wiederholt eine bessere Behandlung. Der Generalvikar Nickel schrieb am 2. Dezember 1651 an den P. Cyprian Hueber, den Rektor von Baden, der Gefangene solle in allen Stücken wie die Übrigen im Kolleg gehalten werden mit Ausnahme der Freiheit; gewiß solle er in enger Haft gehalten werden, damit er nicht wiederum entfliehe, aber von der Kette solle er befreit werden. Im übrigen verlangte er Aufschluß, ob die Klagen des Paters auf Wahrheit gegründet seien. Schon am 4. November 1651 hatte Nickel dem Mainzer Rektor Sartorius geschrieben, die Korrespondenz des Paters mit Rom dürfe durchaus nicht gehindert werden, sondern müsse ganz frei sein. Der Pater hatte durch einen Versuch, nach Straßburg zu entfliehen, seine Lage verschlimmert[2].

Kaum war Gottifredi General geworden, mahnte er am 27. Januar 1652 den Vizeprovinzial Sartorius, P. Fuchs müsse in allen Stücken fast wie die übrigen Hausbewohner behandelt werden mit Ausnahme der Freiheit, um seiner Flucht vorzubeugen. Hier, so fügt der General zur Begründung bei, leiden wir unter einer fast unglaublichen Gehässigkeit, als ob wir die Sentenz des P. Amicus nicht allein auf dem Katheder lehrten, sondern auch in unsern Häusern praktisch übten, und es wäre hierfür kein geringer Brandstoff, wenn die Behandlungsweise des P. Wolfgang bekannt würde. Deshalb sollen Ew. Hochwürden mit Ihren Konsultoren wohl vorsehen, daß uns hierin nichts mit Recht vorgeworfen werden kann. P. Nickel wiederholte als General seine Weisungen, die er früher als Generalvikar gegeben[3]. Am 7. August 1655 schreibt er an den Provinzial Biber: Von P. Wolfgang Fuchs erhalte ich neue Klagen, besonders daß die eisernen Fesseln ihn sehr schmerzen und oft die Nachtruhe verhindern, daß die Nahrung schlecht und karg ist, daß den Unsrigen nicht gestattet wird, mit ihm zu sprechen. Er beschreibt und übertreibt des Langen das Elend seiner so langen Einschließung und meint, er habe für seine Schuld reichlich Genugtuung geleistet. Endlich scheint er deutlich verstehen zu geben, daß er sich an den Papst wenden will. Ich wünschte nicht, daß dies geschehe, sowohl damit sein Vergehen nicht hier an der römischen Kurie bekannt wird, als auch weil der Rekurs schadet, besonders wenn er Befreiung aus dem Karzer erlangt. Es kann

---

[1] Schon in den Briefen des Generals v. 11. und 18. Febr. 1651 ist von P. Fuchs die Rede, als von einem unbotmäßigen verwegenen auch auf der Kanzel zu starken Ausfällen geneigten Pater. *Ad Rhen. sup. Dort auch die folgenden Briefe.

[2] Nickel an Fuchs 4. November 1651.

[3] An Sartorius 20. April 1652, an Biber 20. Februar 1655.

nicht geleugnet werden, daß er in seinem vierjährigen Kerker in eisernen Fesseln schwere Strafe erlitten und dadurch wohl auch seine Schuld gesühnt hat. Wenn man nun glaubt, ihn, um der Apostasie vorzubeugen, im Karzer behalten zu sollen, so möge er wenigstens, wozu ich so oft gemahnt, mit großer Liebe behandelt und mit Ausnahme der Einschließung in allem übrigen wie alle andern im Kolleg gehalten werden. Ich bitte Ew. Hochwürden mit Nachdruck dafür Sorge zu tragen.

In den folgenden Briefen verlangt Nickel bald warme Kleider und Heizung durch warmes Wasser; ein anderesmal verspricht er Fuchs die Erlaubnis, in einen andern Orden überzutreten, wenn man ihn nehmen wolle. Wiederum bittet er ihn, sich zu bekehren und häufiger die heiligen Sakramente zu empfangen; den Rektor mahnt er, ob man den Pater nicht befreien könne. Im Jahre 1657 empfiehlt er wiederholt, doch väterlich für den Gefangenen zu sorgen, ihn seiner Fesseln zu entledigen und einen Ofen in sein Zimmer aufzustellen. Die Befreiung scheiterte aber an dem Willen des Mainzer Kurfürsten[1].

Am 10. August 1658 schreibt der General an den oberrheinischen Provinzial Deumer: Es rührt mich das Leiden des unglücklichen Mannes, der sein Vergehen mehr als genug gebüßt hat durch siebenjährigen Karzer in Kette und Fesseln, deshalb mögen Ew. Hochwürden wiederum mit Ihren Konsultoren beraten, ob ein gerechter Grund vorliegt, ihn noch länger im Gefängnis zu halten, sogar in Kette und eisernen Fesseln. Es ist doch hart, einen Ordensmann und Priester so im Hause seiner Mutter zu behandeln, wie er vielleicht in keinem geistlichen oder weltlichen Gefängnis behandelt würde[2].

Dem neuen Provinzial Göltgens drückt Nickel am 20. September 1659 sein inniges Mitleid aus mit dem Pater, unserem Mitbruder, Priester und Profeß der Gesellschaft, der schon acht Jahre im Karzer gehalten werde und zwar in eisernen Fesseln und dies schon lange aus keiner andern Ursache, als weil man fürchte, daß er frei geworden oder ohne Fesseln in seiner Haft die Flucht ergreife. P. Fuchs bitte um Erlaubnis, bei den Augustinern einzutreten. Der General sei nicht dagegen, man möge den Kurfürsten fragen, inzwischen aber dem Gefangenen alle Liebe erweisen.

Dem Antrag des Provinzials, den P. Fuchs von Kette und Fesseln zu befreien, stimmt der General 27. Dezember 1659 zu. Der Pater könne in einen andern Orden oder in eine andere Provinz übertreten[3]. Am 17. April 1660 billigte der General den Übertritt in die böhmische Provinz, aber daraus scheint nichts geworden zu sein, denn am 26. Juni 1660 spricht Nickel dem Provinzial Göltgens den Wunsch aus, P. Fuchs, der nunmehrige Augustiner, möge mit dem Namen auch sein Betragen ändern und das Andenken an die trübe Vergangenheit tilgen.

Eine mildere Strafe traf den P. Adam Weber. Derselbe hatte sich schwer vergangen in Würzburg. Der General Nickel schrieb am 25. September 1655 an den Würzburger Rektor Göltgens, er habe bereits dem Provinzial seine Meinung dahin geäußert, daß der Pater bleiben könne, wenn er in ständiger und harter Haft gehalten werde. P. Weber wurde dann in ein entferntes Kolleg geschickt und dort eingeschlossen. Ende des Jahres trat er zu den regulierten Augustiner Chorherrn über[4].

Hatte der Delinquent keine Profeßgelübde abgelegt, so erfolgte bei schweren Vergehen die sofortige Entlassung. Das war der Fall bei P. Jakob Marell aus Weimar (geb. 1649), der mehrere Jahre in Augsburg Prokurator für die Geschäfte

---

[1] Nickel an Prov. Deumer 29. Dez. 1657.

[2] Weitere Mahnungen 2. Oktober und 4. November 1658.

[3] 28. Februar 1660 an Fuchs und Göltgens: dem Gefangenen soll größere Freiheit gewährt werden.

[4] Nickel an Biber 9. Oktober 1655 und an Göltgens 22. Januar 1656.

der auswärtigen Provinzen war. Ganz in äußern Dingen aufgehend, wahrscheinlich auch erblich belastet, scheint er allmählich jeden Halt verloren zu haben. Er fiel so tief, wie man es bei einem Ordensmann nicht für möglich halten sollte. Durch das Geständnis verführter Knaben kam die Sache zur Kenntnis des P. Ignaz Erhard und des P. Jakob Bannholzer. Diese berichteten sofort am 3. Juli 1698 an den Provinzial Martin Müller, und dieser an den General. Es ist traurig, antwortete Gonzalez am 18. Oktober 1698 dem Provinzial, was Sie über P. Marell schreiben. Bevor ein Urteil gefällt wird, muß der Angeschuldigte selbst gehört werden. Die Untersuchung ergab die Schuld des Paters. Am 15. November 1698 befahl Gonzalez seine sofortige Entlassung[1]. Am 26. Dezember 1698 meldete der Augsburger Rektor Osterpeutter die Entlassung mit dem Beifügen: Es war sehr gut, daß Ew. Hochwürden allem Zögern ein Ziel gesetzt und der Exekution ihren Lauf gelassen haben[2].

Großes Aufsehen erregte der Austritt und die Apostasie des P. Andreas Wigand, der im 65. Lebensjahre nach 45 Jahren Ordensleben am 13. Juni 1671 aus Erfurt nach Jena flüchtete, dort öffentlich seinen Glauben abschwor und ein Weib nahm.

Als Sohn eines Hirten 1606 geboren, kam er mit neun Jahren in die Schule der Jesuiten in Fulda. Von dort trat er 1626 zu Trier in den Orden. Seine Studien vollendete er infolge der Kriegswirren in Frankreich und kehrte 1643 in die oberrheinische Provinz zurück, wo er als Professor der Mathematik, der Philosophie und Theologie und zugleich als Prediger tätig war. Im Jahre 1655 bat er von Speier aus den General, ihm den Übertritt zu den Oratorianern zu gestatten. Nickel antwortete ihm am 5. Juni 1655, er könne diese Erlaubnis nicht geben, da die Kongregation des heiligen Philipp Neri kein religiöser Orden sei. Sein Verhalten machte den Obern manche Sorge. Am 26. Mai 1668 empfahl ihn Oliva der besonderen Hut des Provinzials Lutz[3]. Nach seiner Flucht suchte ihn der Provinzial zur Rückkehr zu bewegen. Er sandte seinen Socius P. Poth am 18. Juni nach Jena mit einem Briefe, in dem er dem Verirrten volle Straflosigkeit zusicherte. Auch mehrere Laien, wie der französische Gesandte Chassan in Dresden und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, bemühten sich, durch eigene Abgesandte, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Am 19. Juli 1671 hielt Wigand vor dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der ganzen Universität und einer zahlreichen Menge seine auch in Druck gegebene Widerrufspredigt, in der er Gott dankte, daß er ihn aus den Schlingen des Papsttums befreit und zum wahren Schafstall zurückgeführt habe. Die Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit suchte er durch eine plötzliche Erleuchtung Gottes, wie sie Paulus zuteil geworden, zu rechtfertigen.

Das Ich spielt in dieser Predigt und in der folgenden Verteidigungsschrift eine große Rolle. Von dem Verfasser der Widerlegung der Widerrufspredigt wird Wigand sträflicher Verkehr mit Frauenspersonen zum Vorwurf gemacht[4]. Wigand selbst muß zugeben, daß der Rektor des Erfurter Kollegs 17 Wochen lang Untersuchungen

[1] Gonzalez an Müller. *Germ. sup. 17 Soli.

[2] Einige darauf bezügliche Briefe wurden in lateinischer, deutscher und französischer Sprache in der Absicht veröffentlicht, um Stimmung gegen die Jesuiten zu machen. Die beigefügten Exzerpte über einige weitere Fälle betreffen teilweise nur Anklagen und Untersuchungen; die Behauptung des durchaus unzuverlässigen Herausgebers Lang, daß er „hundert und unzählige“ andere Tatsachen vorführen könne, findet in den Akten keine Bestätigung.

[3] *Ad Rhen. sup. Vergl. den Brief vom 14. Mai 1650 an Wigand. *Germania Soli.

[4] Oliva schreibt am 6. Februar 1672 an den Erfurter Rektor Kirsinger: Factum Wigandi ante Apostasiam ab illo commissum noluissem utique ita publicum ut incommodasset nobis: eaque fuit causa cur apud Serenissimum Electorem inquisitionem impediendam censui. *Ad Rhen. sup. Weiteres über Wigand bei Kratz, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1914) 67 ff.

über seinen Lebenswandel anstellte und daß ihm zuletzt wegen seines ungeistlichen Wandels der Beichtstuhl entzogen worden. Drei Jahre nach seinem Abfall starb Wigand am 13. Juni 1674 zu Jena.

Ein anderer Flüchtling fand schließlich wieder den Weg zum Vaterhause. P. Hermann Kemper (geboren 1647 zu Stadtlohn) war 1671 in die Gesellschaft eingetreten und hatte 1688 die Profeßgelübde abgelegt. Im Jahre 1690 floh er zu den Kalvinern nach Holland. Wie Gonzalez am 25. März 1690 dem Provinzial Lamberti schrieb, wollte man ihm die Rückkehr in jeder Beziehung erleichtern und ihm die Wahl der Buße freistellen. Er scheint auch seine Rückkehr unter gewissen Bedingungen in Aussicht gestellt zu haben, aber sie kam nicht zur Ausführung. Erst zehn Jahre später zeigte er Zeichen der Reue; sofort nahm sich der Provinzial Westhaus seiner liebevoll an. Anfang 1703 floh Kemper aus Nimwegen und kehrte in die Provinz zurück, wo er mit großer Güte wieder aufgenommen wurde[1]. Die zwölf Jahre, die er noch lebte, zeigte er sich im Tertiat zu Geist als wahrer Büßer. Nach Vollendung der dreißigtägigen Exerzitien erschien er mit nackten Füßen im Speisesaal, warf sich zu Boden und sagte seine Schuld, für die er sich selbst eine lebenslängliche Buße, Fasten bei Wasser und Brot an bestimmten Tagen in der Woche auferlegt hatte. Dazu fügte er noch viele körperliche Strengheiten. Stets mit dem letzten Platz zufrieden, zeigte er gegen die Obern eine kindliche Unterwürfigkeit. Seine Zeit verwandte er vielfach auf Abschreiben und Übersetzen von lateinischen Büchern. Die Schmerzen seiner letzten Krankheit, der er 1715 in Geist erlag, ertrug er mit großer Geduld unter anhaltendem Gebet[2].

Die Verfehlungen einzelner Mitglieder hat man wie bei andern Orden so auch gegen die Jesuiten in unstatthafter Weise zu verwerten gesucht. Unsere Feinde — so hat einmal ein geistreicher Mann gesagt — gleichen einem Wanderer, der in einer Stadt bloß die Kloaken und das Totenhaus besucht und dann schreibt, das sei eine schmutzige und traurige Stadt. Wer wollte doch, um das Meer oder unsere blauen Seen zu schildern, nur den Schmutz sehen, den sie ans Ufer werfen. Auch der in köstlicher Frucht prangende Baum darf nicht nach dem Fallobst und ein ruhmbedecktes Regiment nicht nach einigen wenigen feigen Fahnenflüchtigen beurteilt werden.

Dies trifft auch für die Beurteilung der Gesellschaft Jesu zu, zumal wir eine ganze Reihe von Zeugnissen von solchen haben, die die Gesellschaft verlassen und ihr trotzdem das größte Lob gespendet, ja alles getan, um wieder in ihren Verband aufgenommen zu werden.

Manche der aus irgend einem Grunde Ausgetretenen bewahrten der Gesellschaft die größte Anhänglichkeit. So drängte der frühere Jesuit Jos. Ferrari in einem Briefe aus Roveredo vom 1. April 1682 den Trienter Rektor zur Annahme eines Kollegs in Roveredo, er wolle sein ganzes Vermögen, Hausrat und Landgut dafür hergeben. In der Liebe zur Gesellschaft stehe er keinem nach, er liebe sie wie seine wahre Mutter[3].

Ein Sohn des Solothurner Stadtschreibers Haffner war 1658 in die Gesellschaft eingetreten; im Jahre 1673 hatte er dieselbe wieder verlassen. Unter dem 14. April 1673 schrieb er dem Rektor Deuring: Zum Zeugnis meiner immerwährenden Dankbarkeit gegen die heilige Gesellschaft Jesu vermache ich meine ganze Bibliothek dem Kolleg von Solothurn, zugleich bin ich fest entschlossen, die Gesell-

[1] Vergl. die Briefe des P. Gonzalez 27. Jan. und 3. März 1703 an den Prov. Westhaus. *Ad Rhen. inf.

[2] *Necrol. Rhen. inf.

[3] *Kop. M. R. Jes. 2, 125. Vergl. ebenda den Brief an den Provinzial Mülholzer. Orig.

schaft und ihren Ruf gegen jede Antastung zu verteidigen und auf den Rat der Obern des Kollegs, wer sie immer sein mögen, wie einer der Ihrigen zu hören und ihn zu befolgen. Daß P. Haffner dieser Gesinnung treu blieb — so erzählt der Geschichtschreiber des Solothurner Gymnasiums — bewies er 1687 durch das reiche Geschenk von 350 Bänden und ansehnlichem Hausgerät und 1690 durch Stiftung eines Kapitals von 200 Gulden, dessen Zinsen nach seinem Tode für die Vermehrung der Bibliothek verwendet werden sollten, durch ein kostbares Ziborium für die Kirche und fünf Gemälde für den Speisesaal[1].

P. Georg Biegeisen schreibt von Straubing 1. November 1666 an den Provinzial Veihelin: Franz Remich ist letzten Samstag 30. Oktober nach vielen Tränen und Äußerungen einer zärtlichen Liebe gegen die Gesellschaft entlassen worden. Er trug ein schwarzes Weltkleid, welches wir ihm aus gutem Tuch haben anfertigen lassen. Als Gründe, weshalb er um die Entlassung gebeten — so Biegeisen in einem Briefe am 30. August 1666 — habe Remich angegeben, wenig Eifer zum Gebete und noch viel weniger Lust zu einem ernsten stetigen Studium. In einem Briefe vom 27. Oktober 1666 aus Straubing setzt Remich seinem „Hochgeehrten Herrn Vatter und Frau Muatter" auseinander, daß er lange deliberiert, ob er aus Rücksicht auf seine vielgeliebten Eltern nicht mit dem Austritt noch hätte warten sollen bis zu ihrem Tod, aber es sei so besser gewesen, „sonst würde mich die Societet gern behalten und ich mit Lust verblieben sein. Wie denn ich von der Sociètet nichts anders als lauter Guethaten empfangen, ja eine solche Lieb hab ich jederzeit von allen erfahren, daß ich diesen heiligen Orden in Ewigkeit nit werde können bezahlen. Gott gebe es, damit ich einmal kann der hochlöbl. Societet Guets für Guets vergelten. Dessen ich mich will befleißen nach bestem Vermögen."[2]

In den Jahrbüchern der Jesuiten von Schlettstadt wird von einem ausgetretenen Jesuiten Abraham Speicher erzählt, der später Pfarrer von Oberehnheim wurde und als solcher dem Kolleg von Schlettstadt große Wohltaten erwies. In seiner letzten Krankheit im Jahre 1658 wollte er das Kolleg von Schlettstadt zum Erben seines nicht unbeträchtlichen Vermögens einsetzen, wurde aber durch den schnell eingetretenen Tod daran gehindert. Der Pfarrer von Markolsheim, Nikolaus Misch, der aus der Gesellschaft wieder entlassen worden war, blieb zeitlebens bis zu seinem Tode 1675 ein großer Wohltäter des Schlettstadter Kollegs, dem er noch zu seinen Lebzeiten sein Hab und Gut schenkte, wozu auch eine vorzügliche Bibliothek gehörte[3].

P. Arnold Loisman aus Münster war mit 18 Jahren 1666 in die Gesellschaft eingetreten und hatte, bereits Priester, dringend um seine Entlassung gebeten. Diese wurde ihm schließlich gewährt, aber bald bereute er seinen Schritt und verlangte in der dringendsten Weise seine Wiederaufnahme. Am 19. April 1684 schrieb er deshalb an den General de Noyelle: Nach meiner leider von mir erbetenen Entlassung aus der heiligen Gesellschaft hat meine Seele keine Ruhe gefunden, ein Haus der Gesellschaft würde mir mehr Frieden bringen als die ganze Welt. Mit dem verlorenen Sohn kehre ich deshalb zum Vater zurück und bitte tausendmal um Verzeihung meiner Fehler und um Barmherzigkeit. Ich erkenne meinen Irrtum an: ich werde ein anderer sein. Meine Wiederaufnahme erbitte ich bei den heiligen Wunden Christi; an meiner Beharrlichkeit soll in der Folge niemand mehr zweifeln, ich will lieber tausendmal sterben als wieder in meinem Berufe wanken. Mein Vermögen wird der Gesellschaft zur Verfügung stehen. Ich erbiete mich für Lebenszeit zum Gehilfen des Kochs, für die Lehrtätigkeit in der untersten Klasse, für den Dienst der Pestkranken, wenn ich nur die übrige kurze Spanne meines Lebens in

---

[1] Fiala 4, 37. [2] *Orig. M. R. Jes. 154. [3] Geny 2, 50, 98. Vergl. 172.

der heiligen Gesellschaft zubringen darf. Könnte ich doch mit meinem Blute meine Fehler tilgen. Tausend und tausendmal bitte ich nochmals um Barmherzigkeit und Wiederaufnahme. In diesem Falle werde ich nicht aufhören, stets die Gnade des Berufes bei allen zu preisen.

Die Wiederaufnahme wurde einstweilen nicht gewährt. Deshalb wiederholte Loisman am 20. August 1684 seine Bitten. Er dankte dem General für seinen Brief vom 27. Mai, in dem dieser ihm mitgeteilt, weil ihm das religiöse Leben so schwer gefallen und er so beharrlich nach Befreiung davon verlangt, müsse seine Standhaftigkeit noch länger auf die Probe gestellt werden. Mit Gottes Hilfe, so antwortet Loisman, bin ich ganz verändert, was mir früher schwer war, wird mir in der Folge leicht ja süß sein. Und was könnte in der heiligen Gesellschaft einem demütigen und liebenden Herzen, wie ich es jetzt fühle, beschwerlich sein! Ich will tausendmal lieber sterben als in der Folge meinem Berufe untreu werden; ich bin fest entschlossen in der Gesellschaft alles nur mögliche zu leisten, jeden Fehler nach dem Wink des Obern bessern; ich biete mich an, mein ganzes Leben die unterste Klasse zu lehren, um für meinen Stolz genugzutun, oder zum Dienste der Pestkranken, oder zu den auswärtigen Missionen, wenn ich dazu für fähig gehalten werde, mögen sie auch noch viele Entbehrungen und Gefahren mit sich bringen. Mein Vermögen von 4000 Rthlr. überlasse ich ganz dem Gutbefinden des P. Generals; hätte ich 40000 würde ich sie ebenso gern hingeben. Bei den Wunden und dem Blute Christi, bei der lieben Mutter Gottes und dem heiligen Stifter bitte ich um Aufnahme[1].

Nach einiger Zeit wurde seine Bitte erhört. Er mußte wieder ins Noviziat und versicherte, seit der ersten Stunde der Entlassung habe er keinen Augenblick Ruhe gefunden. Nun lebte er vollständig wieder auf. Seine Freudigkeit und Offenheit gewannen ihm die Herzen aller. Sein Eifer kannte keine Grenzen. Unermüdlich war er im Beichtstuhl; zu jeder Stunde stand er den Beichtenden zur Verfügung. Als er in Hildesheim 1702 eben seine Exerzitien vollendet, traf ihn ein Schlaganfall, dem er am 19. Oktober 1702 erlag[2].

Die Entlassenen sollten auch in keiner Weise in ihrem weitern Fortkommen gehindert werden. Am 1. Juni 1658 schärfte P. Nickel in einem Briefe an den oberrheinischen Provinzial Denmer die Beobachtung des 30. Dekretes der neunten General-Kongregation ein, das mit Berufung auf die Konstitutionen (P. 2 c. 3. § 5 ff.) jede Behinderung von Entlassenen bei Erlangung von Ämtern oder Benefizien verboten hatte[3].

---

[1] *Orig. Rhen. inf. 74, 1, 149 ff.

[2] *Necrol. Prov. Rhen. inf.

[3] Quicunque de Societate aliquid contulit ut conderetur (Decretum Facultatis Theologicae Moguntinae de non admittendis ad gradum Doctoratus Theologici iis, qui sunt a Societate dimissi) peccavit contra Decretum (30) nostrae Congreg. IX generalis a me nuper allegatum; quod si nunc non est in potestate nostrorum, qui sunt de illa Facultate, Decretum rescindere, curandum saltem est ut palam constet, per Societatem non stare quominus rescindatur. Causae quae adferuntur in scripto à RV. nobis transmisso, quales visae fuerint Doctoribus externis, nihil nostra interest; ex nostris vero non potuerunt ulli tales videri ut propter illas liceret transgredi Decretum nostrae Congregationis. Neque id postulabat fidelitas quam debent Universitati, nam si indignus erat isto gradu D. Serarius, aut quicunque alius, poterat non admitti, etiam nostrorum suffragio, dummodo non excluderetur eo nomine quod e Societate dimissus fuisset. *Ad Rhen. sup.



Zweites Kapitel.

Aszetische und wissenschaftliche Ausbildung.

Die aszetische Ausbildung im Noviziat. — Schwierige finanzielle Lage. — Landsberg. — Mainz. — Trier. — Wien. — Vorzeitige Verwendung der Novizen in den Kollegien. — Experimente und Gebräuche. — Tertiat. — Verkürzung. — Altötting. — Hildesheim. — Ettlingen. — Judenburg. — Die wissenschaftliche Ausbildung. — Maßnahmen gegen Störungen. — Mängel der humanistischen Studien. — Heranbildung der Lehrer. — Pädagogische Seminare. — Repetitionskurse. — Verteilung der Studierenden auf verschiedene Kollegien.

Die aszetische Ausbildung im Noviziat und Tertiat stieß nach dem langen Kriege auf große Schwierigkeiten. Infolge des Krieges war die Lage der Noviziate, die teils geplündert, teils ihrer Einkünfte beraubt worden, vielfach eine sehr mißliche.

So betrugen in **Landsberg** die reinen Einnahmen im Jahre 2800 fl., davon konnten kaum 30 Personen unterhalten werden; in Wirklichkeit mußten aber 80 bis 90 Personen davon leben. Der Unterhalt der übrigen, so heißt es in dem dreijährlichen Katalog von 1655 wurde bisher aus Geldsubsidien der Novizen bestritten. Im Jahre 1665 fehlte für den Unterhalt von 72 Personen ein Drittel der benötigten Summe. Allmählich stiegen mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Einkünfte, so 16?0 auf 7420 fl. und 1700 auf 9000 fl. Im Jahre 1651 waren in Landsberg 32 Novizen (davon 6 Brüder), 1669 44 (14 Brüder), 1678 47 (14 Brüder). Dann hält sich die Zahl auf 50—60, darunter im Durchschnitt der vierte Teil Laienbrüder.

Über die Lage schrieb P. Leonh. Weinhart aus Landsberg am 23. Januar 1668 an P. Spaiser: Landsberg hat seit einigen Jahren 20 Veterani, darunter 12 Priester. Den Unterhalt der Patres zu 150, der übrigen zu 100 fl., der 50 Novizen zu je 75 fl. gerechnet, macht 6300 fl. Wenn alles einkommt, betragen die Einkünfte 6320 fl., davon gehen aber ab die Lasten. In den letzten Jahren betrugen die Ausgaben ca. 8000 fl. Die Einkünfte genügten für 20, nun sind aber oft 60 bis 70 zu unterhalten. Die ursprüngliche Fundation war für 14—15 Novizen. Dazu kamen Legate usw. besonders von Herzog Albrecht. Trotzdem reichte das Geld nicht für so viele Novizen, als die Provinz nötig hatte. Deshalb hat man in letzter Zeit von denen, die dazu im Stande sind, eine gewisse Summe für den zweijährigen Unterhalt genommen. Das ist zwar eine alte von der Kirche gebilligte Ordensgewohnheit, aber trotzdem sind damit üble Nachrede über Habsucht und andere Mißstände verbunden. Einige von den Kandidaten verkauften für Spottgeld Ringe,

Ketten und Äcker, nur um diese Summe mitzubringen; andere haben traurig über die Abweisung vielleicht ihren Beruf verloren. Da im Noviziat alles auf das Äußerste beschränkt ist und alles Überflüssige abgeschnitten wird, kann ein Noviz gestiftet werden für 2 × 75 = 150 fl., also mit einem Kapital von nur 1000 Thlrn. Wieviel Segen auf einer solchen Stiftung, die in hundert Jahren 50 auserlesene Diener Gottes zum Kampf ins Feld stellt: eine solche Stiftung ist mehr wert als ein Hospital und andere Werke der leiblichen Barmherzigkeit und läßt den Stifter teilnehmen an allen Werken des zukünftigen Jesuiten[1].

Der Errichtung des Noviziats in **Mainz**, das anstatt des früheren Superior am 8. Mai 1651 seinen ersten Rektor erhielt, stellten sich fortgesetzt große Schwierigkeiten entgegen[2]. In einer Urkunde vom 18. Dezember 1656[3] führt der Kurfürst Johann Philipp aus: Die Jesuiten in Mainz haben angefangen, einige Gebäude zu einem Noviziat einzurichten. Dagegen hat das Domkapitel feierliche Verwahrung eingelegt. Auch wir haben dem beigestimmt, besonders weil unsere Stadt Mainz außer der Universität so voll von Stiftskirchen, Klöstern, Pfarreien und andern religiösen Stiftungen ist, daß den Laien nur ein kleiner Raum zu Niederlassungen übrig geblieben ist. Trotzdem haben wir auf wiederholte Bitten der Patres, die für die betreffenden Häuser anderweitige Entschädigungen angeboten, wegen ihres unermüdlichen Eifers für den Unterricht und die Erziehung der Jugend, ferner wegen ihrer allgemein erbauenden Arbeiten in der Seelsorge und des daraus entspringenden großen Nutzens in die Errichtung des angefangenen Noviziats eingewilligt. An diese Einwilligung werden dann eine ganze Reihe von Bedingungen geknüpft, so z. B. daß das Vermögen der Novizen bis zu ihrer Abdikation (nach vier Jahren) durch einen Weltlichen verwaltet werden muß, daß ihre Immobilien nach der Abdikation in weltliche Hände übergehen müssen, daß das Noviziat keine neue Immobilien behalten oder erwerben kann usw.

Bis der Kurfürst diese so stark verklausulierte Bewilligung erteilte, hatte es vieler und langer Verhandlungen bedurft, und es war klar, daß sie in dieser Form in Rom gar nicht angenommen werden konnte. Der General Nickel sandte am 28. Juli 1657 dem Provinzial Denmer ein Gutachten der römischen Theologen über diese Bewilligung mit der Bemerkung, dasselbe hätte wohl etwas kürzer gefaßt werden können, aber die Genauigkeit könne doch nützlich sein[4]. Aus diesem Gutachten können Ew. Hochwürden die Gründe entnehmen, um darzutun, daß wir die Vereinbarung, die so offenbar und in vielen Stücken der kirchlichen Immunität widerstreitet, nicht annehmen können; deshalb ist eine weitere Verhandlung darüber überflüssig. Als ich dem Papste einige Punkte der Vereinbarung vorlas, rief er aus, das sind ja Häresien. Wenn das Kapitel nicht zur Aufgabe seiner Bedingungen gebracht werden kann, wird man daran denken müssen, das Noviziat an einen andern Ort zu verlegen. Die Unwissenheit und Unklugheit des Rektors kann ich nicht entschuldigen, er muß ernst gemahnt werden, wie wenig umsichtig er in einer so wichtigen Sache vorgegangen ist[5].

Infolge dieser Erklärung schrieb der Rektor From am 12. September 1657 dem Kapitel und dem Kurfürsten, die vorgelegten Bedingungen befänden sich in

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1603.

[2] Vergl. Gesch. 2², 546 f.

[3] *Fund. Rhen. sup. 43, 428.

[4] Es wird das lange kanonistische Gutachten sein, das in Mainz liegt, Stadt-Bibl. A Lade 4 B 11: Expenduntur conditiones contractus neundi inter Em Princ. et Archiep. et Capitulum Mogunt. ex una et Noviciatum S. J. ejusdem civitatis ex alia parte.

[5] *Ad Rhen. sup. Der Rektor From hatte zugestanden, keine liegenden Güter erwerben zu wollen. Seine Erklärung ohne Datum Mainz Stadt-Bibl. a. a. O. Nr. 6.

Widerstreit mit dem natürlichen, bürgerlichen und kirchlichen Recht, und er bedauere deshalb, dieselben nicht unterschreiben zu können[1]. Die weitere Bitte, diese Bedingungen zu streichen oder zu mildern, wurde durch eine zweite und dann durch eine dritte Bewilligung beantwortet, die aber beide von der ersten nicht viel verschieden waren[2]. Dem neuen Rektor, P. Fidler, schrieb Nickel am 17. November 1657: Die von Ihrem Vorgänger mit dem Domkapitel getroffene Übereinkunft ist hinfällig und ungültig, da ihm die zu ihrem Abschluß nötige Befugnis fehlte. Ich vertraue, daß die Domherrn, welche die Verteidiger der kirchlichen Immunität sein müssen, dieselbe nicht selbst in ihren Dekreten und Vereinbarungen verletzen wollen[3].

Da das Kapitel auf seinem Standpunkte beharrte, mußte man dem Gedanken der Verlegung des Noviziats ernstlich näher treten. Nickel gab am 16. März 1658 dem Provinzial Denmer die Weisung: Inzwischen stimme ich Ew. Hochwürden bei, das Noviziat zu verlegen. Aber es wird schwierig sein, einen passenden Ort zu finden. Ruffach würde mir vor Molsheim und auch vor Hagenau gefallen, das der Rektor des Noviziats vorschlägt, wenn nicht Gefahr von der französischen Armee drohte. Ich bleibe bei der Meinung, das Noviziat zu verlegen und werde diese nicht ändern, wenn der Kurfürst und das Kapitel fortfahren, Dinge zu verlangen, die unbeschadet der kirchlichen Freiheit und unseres Instituts von uns nicht bewilligt werden können. Am 21. Februar 1660 sprach Nickel dem Provinzial Göltgens seine Verwunderung darüber aus, daß der Kurfürst bisher nicht von seiner Meinung über das Noviziat habe abgebracht werden können. So zog sich die Sache hin und dann kam Aschaffenburg in Frage. Mehr Glück hatte der Visitator der oberrheinischen Provinz P. Berthold, der sich 1662 in einer Eingabe an den Kurfürsten um Zulassung des Noviziats in Mainz verwandte[4]. Nickel drückte ihm über den Erfolg am 22. Dezember 1662 seine besondere Freude aus. Endlich erfolgte die Zusage des Kurfürsten: die Urkunde trägt das Datum vom 23. Juni 1663[5].

Im Jahre 1666 wurde wegen der in Mainz grassierenden Seuche die größere Zahl der Novizen nach Molsheim geschickt. Erst Februar 1667 kehrten sie zurück. Drei Novizen, darunter zwei Brüder, waren die ganze Zeit über im Dienste der Kranken tätig. Drei weitere Novizen und drei von den Veteranen wurden von der Seuche weggerafft.

Als 1689 die Belagerung von Mainz, das damals im Besitze der Franzosen war, bevorstand, brachte man einen Teil der Novizen (11) nach Würzburg in Sicherheit, andere sandte man nach Ablegung der Gelübde nach Fulda. Während der Belagerung wurde trotz der starken Beschießung und der einstürzenden Mauern keiner der zurückgebliebenen Jesuiten verletzt[6].

Eine Kirche hatte das Noviziat nicht. Dasselbe übte aber trotzdem eine große seelsorgliche Wirksamkeit aus, besonders durch die vielen Katechesen an mehreren Orten der Stadt und in 15 umliegenden Dörfern. Immer mehr stellte sich das Bedürfnis eines Neubaues heraus. Nach vieler Überlegung kam endlich ein genauer Plan zustande, der am 5. Januar 1682 von dem General de Noyelle gutgeheißen wurde[7]. Aber die Ungunst der Zeit ließ ihn nicht zur Ausführung kommen. Erst Anfang 1700 waren die notwendigen Mittel aufgebracht. Am 19. Juni 1700 gab Gonzalez die

---

[1] Mainz Stadt-Bibl. a. a. O. 5.

[2] *Hist. Rhen. sup. 31, 225.

[3] *Ad Rhen. sup.

[4] Kopie Mainz a. a. O. 3.

[5] Mainz a. a. O. 15. Dort Nr. 16 eine Informatio de coepto et stabilito Moguntiae novitiatu. Auf 14 Folioseiten verbreitet sich diese Informatio im Anschluß an die Akten über die Sachlage.

[6] Vergl. über die Belagerung Juli 1689 Theatrum Europaeum 13, 723 ff.

[7] Dieser Plan mit vielen andern Entwürfen in Mainz Stadt-Bibl. B Lade 42 U. Vergl. 42 D.

Erlaubnis zum Bau, indem er dem Provinzial Haan schrieb: Da die Notlage, wie Ew. Hochwürden schreiben, so dringend verlangt, wenigstens einen Teil des Noviziates zu bauen, und jetzt die Mittel vorhanden sind, so erlaube ich die Ausführung nach dem von P. Noyelle gebilligten Plan, in dem aber ohne meine vorhergehende Billigung durchaus nichts geändert werden darf[1].

Die Einkünfte betrugen im Jahre 1651 500 Thlr., von denen 10 Personen unterhalten werden konnten, im Jahre 1655 reichten die Einkünfte für 18—20, es waren aber 36 Personen vorhanden, darunter 26 Novizen (12 Laienbrüder). Die Zahl der Novizen stieg 1661 auf 40 (7 Brüder). Im Jahre 1672 waren es nur mehr 23 (7 Brüder). Im Jahre 1675 betrugen die Einkünfte 850 Rthlr., von denen, die Person zu 50 Rthlr. gerechnet, 17 unterhalten werden konnten, tatsächlich waren 33 Personen vorhanden. Dies Verhältnis, daß die Einkünfte nur für den Unterhalt der Hälfte der Personen reichten, blieb durchgehends die ganze Zeit gleich. Im Jahre 1700 wurden von 1135 Rthlr., die nur für 16 Personen reichten, 38 unterhalten[2].

Im Noviziat zu **Trier** befanden sich 1651 20 Novizen (davon 6 Brüder), 1655 44 (13 Brüder) und 1681 61 (14 Brüder). Infolge der Kriege und der Verwüstung der Stadt fiel die Zahl im Jahre 1693 auf 37 (12 Brüder), stieg dann 1696 wieder auf 69 (19 Brüder). Die Einkünfte betrugen 1651 nur mehr 135 Thlr. und davon sollten 42 Personen unterhalten werden. Es bleibt also nichts übrig, so heißt es in dem dreijährlichen Katalog zu diesem und den folgenden Jahren, daß das notleidende Haus von dem, der alles spendet, durch einige Almosen frommer Freunde und die väterliche Fürsorge der Obern unterhalten wird. Von 444 Thlr. lebten 1658 53 Personen, im Jahre 1675 mußten 1700 Thlr. für 73 Personen ausreichen. So kann man den Geldbeitrag der Novizen begreifen. Er betrug 1700 1010 Rthlr. Mit diesem Beitrag erreichten die Einkünfte in diesem Jahre die Höhe von 3566 Rthlr., von denen auf die Person 100 Rthlr. gerechnet, 35 ernährt werden konnten; viele Jahre wurden aber um diese Zeit 60—70 unterhalten. Dazu kamen die großen von den Franzosen als Mortisation eingeforderten Summen. Ich bedauere, so schreibt Gonzalez am 8. September 1691 an den Trierer Rektor Derckum, daß ihnen eine so große Steuer von dem König von Frankreich nämlich 4883 Rthlr. auferlegt ist[3].

Im August 1673 wurde die Stadt von den Franzosen eingeschlossen und am 8. September eingenommen. Die Franzosen verschonten in diesem und dem folgenden Jahre das Noviziat mit Einquartierung. Die Belagerung von 1675 brachte mehr Schrecken als Schaden. Als 1676 Trier von den Verbündeten wieder eingenommen wurde, mußte das Noviziat Einquartierung mit Dienern und Pferden aufnehmen, die auch noch 1677 dauerte. In allen diesen Nöten halfen die Novizen eifrig in der Seelsorge. Im Jahre 1687 hielten sie an zwei Orten in der Stadt und in 36 Dörfern Katechese, so auch in den folgenden Jahren; 1700 waren es 3 in der Stadt und 36 außerhalb derselben[4].

---

[1] *Ad Rhen. sup.

[2] Die Rektoren waren: Georg Mentzius 1649, Gerh. Hansen Vizer. 50, Heinr. From 51, Christoph Haugk (Hauck) 58, Nik. Lutz 62, Joach. Lier 65, Nik. Lutz 69, Georg Poth 72, Phil. Bartholomaei 75, Aug. Vorler 78 (Juli 79 Provinzial), Georg Harlaß Vizer. 79, Wolfg. Schwan 79, Aug. Vorler 83, Abraham Brang 86, Andreas Hugk (Huck) 89, Barth. Molitor 93, Nik. Pottu 96.

[3] *Ad Rhen. inf.

[4] Rektoren und Novizenmeister waren: Heinr. Dünwald (Dunnwaldt) 6. Dezbr. 1646, Wilh. Euskirchen 30. Mai 52, Joh. Panhauß 14. Sept. 59, Wilh. Euskirchen 27. Dez. 66, Matthias Merrhem 13. Nov. 71, Heinr. Weisweiler 15. Dez. 73, Paul Mylius 24. Juni 79, Win. Weidenfeld 84, Matthias Losen 13. Dez. 85 († 30. März 88), Simon Derckum 25. Febr. 89, Heinr. Breidfeldt 11. Mai 93, Joh. Dirckinck 23. Okt. 97.

Das Noviziat der österreichischen Provinz zu St. Anna in **Wien** war im Jahre 1651 sehr stark besetzt mit 96 Novizen (davon 20 Brüder). Diese große Zahl bewirkte im folgenden Jahre eine Teilung, indem 20 Novizen aus Wien nach Leoben übersiedelten, diesen schlossen sich dann noch 19 neue Kandidaten an. Im Jahre 1655 erhielt die Provinz ein neues Noviziat in Trentschin (Ungarn)[1]. Dasselbe wurde begonnen am 18. Oktober 1655 mit 22 Novizen, die teils von Wien und teils von Leoben dorthin geschickt worden. Trotzdem waren 1657 in Wien noch immer 72 Novizen (23 Brüder). Infolge der Türkenkriege sank aber die Zahl und bald mußte das Noviziat ganz nach Leoben verlegt werden; dies war jedoch nur für kurze Zeit bis 1689. Im Jahre 1690 zählte St. Anna wieder 89 Novizen (27 Brüder). Die Zahl hielt sich aber nicht auf dieser Höhe: 1696 waren dort 78 (16 Brüder) und 1700 68 Novizen (17 Brüder). —

Immer wieder betonen die Generale die Wichtigkeit einer guten Heranbildung der Novizen. Über die Nachricht, daß ausgezeichnete Kandidaten eingetreten seien, drückte Gonzalez am 21. August 1688 dem Provinzial Vorler seine große Freude aus, mahnte aber zugleich, mit nicht geringerer Sorge darauf zu achten, daß sie so gut als immer möglich erzogen würden. Da nun der gegenwärtige Novizenmeister teils wegen seiner schwankenden Gesundheit, teils wegen der von ihm beanspruchten Ausnahmen sein Amt kaum mit der nötigen Sorgfalt versehen kann, so muß er ernstlich gemahnt werden, die so blühende Hoffnung der Provinz nicht zu vernachlässigen oder lieber einem andern das Amt zu übertragen[2]. Dem Landsberger Rektor und Novizenmeister Martin Müller erklärte P. de Noyelle am 29. Januar 1684: Das Amt des Noviziatmeisters, auf dem die geistliche Heranbildung der Jugend für eine Provinz und für die Gesellschaft beruht, ist an und für sich von der größten Bedeutung[3].

Der Mangel an Leuten veranlaßte die vorzeitige Verwendung von Novizen in den Kollegien. So waren von den Landsberger Novizen im Jahr 1665 sieben in Kollegien, aber die Generale waren durchaus gegen eine solche Verkürzung des Noviziats. Am 28. November 1654 mahnte Nickel den Provinzial Spaiser: Ich kann kaum glauben, daß in Ihrer Provinz ein solcher Mangel an Leuten herrscht, infolgedessen es notwendig war, Novizen aus dem Noviziat herauszunehmen, um am Gymnasium zu unterrichten. Ich will nicht, daß dies weiterhin geschieht[4].

Die Laienbrüder sollten wenigstens ein Jahr im Noviziat bleiben. Oliva mahnte deshalb am 7. April 1668 den oberrheinischen Provinzial Lutz: Die Laienbrüder dürfen nicht vor Vollendung des ersten Jahres aus dem Noviziat genommen und besonders in großen Kollegien nicht so schnell mit der Prokur betraut werden[5]. Dem oberdeutschen Provinzial Willi empfahl Gonzalez am 1. Oktober 1689: Für den geistlichen Fortschritt der Brüder scheint es sehr nützlich, ja notwendig zu sein, daß diejenigen, die nach dem ersten Jahre des Noviziats in die Kollegien geschickt worden sind, wenigstens im letzten Viertel- oder letzten Halbjahr vor dem Schluß des Noviziats dorthin zurückgeschickt werden. Deshalb wünsche ich, daß in der Folge diese Praxis beobachtet wird[6]. Nach Wien richtete P. Piccolomini am

---

[1] Im Jahre 1678 sandten nach den Jahresberichten die einzelnen Kollegien der österreichischen Provinz die folgende Anzahl Novizen: Wien acht Scholastiker, zwei Brüder; Graz sieben Scholastiker, einen Bruder; Klagenfurt und Linz je zwei Scholastiker; Passau einen Scholastiker, zwei Brüder; Krems, Leoben und Steyr je einen Scholastiker.

[2] *Ad Rhen. sup.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] *Ad Rhen. sup.

[6] *Ad Germ. sup.

15. April 1651 die Mahnung (an P. Buccelleni): Viele klagen, die Laienbrüder würden zu schnell aus dem Noviziat in die Kollegien geschickt zum Nachteil für ihre geistliche Ausbildung und zuweilen für ihren Beruf. Auf solche Art mit so großem Schaden für die Brüder hilft man nicht in der richtigen Art den Nöten der Kollegien ab. Unsere Klage — so schreibt Oliva am 13. Mai 1679 an den österreichischen Provinzial Avancini — daß besonders Laienbrüder in ihrem Berufe wanken, wird stets bleiben, wenn wir nicht den bestimmten Vorsatz fassen, dieselben nicht vor Vollendung der zwei Jahre aus dem Noviziat herauszunehmen. Denn die Brüder bedürfen viel mehr als die Scholastiker einer längeren Unterweisung, um das religiöse Leben in sich aufzunehmen und zu bewahren. Auf die beruhigende Antwort des P. Avancini hin, drückte Oliva am 1. Juli 1679 dem Provinzial seine große Freude darüber aus, daß in der österreichischen Provinz seine oft wiederholte Mahnung, die Brüder erst nach Vollendung der beiden Noviziatsjahre in die Kollegien zu schicken, genau beobachtet worden sei[1].

Auch wenn infolge von Katastrophen die Noviziate aufgelöst werden mußten, wünschten die Obern in Rom, daß man die Novizen nicht in verschiedene Häuser schicke, sondern womöglich an einem Orte zusammenhalte. So mahnte Oliva am 11. September 1666 den oberrheinischen Provinzial Lutz: Ew. Hochwürden schrieben am 9. August, daß die Novizen in dieser Gefahr vor der Pest zu je drei auf verschiedene Häuser verteilt worden sind. Ich wundere mich, daß man nicht bei Mainz oder anderswo einen Ort gefunden, wo sie hätten zusammenbleiben können. Ich kann nicht billigen, daß dieselben so zerstreut worden sind, und ich wünsche, daß für sie soweit möglich besser gesorgt werde, wie es zu Wien bei der Pest und neulich in Polen geschah, und wie es allgemein mit den Novizen und mit den Scholastikern üblich ist.

Bei allem Eifer für die Prüfungen der Novizen sollten doch zu harte Arbeiten von ihnen nicht verlangt werden. In Landsberg hatte man die Novizen auch mit der Wäsche beschäftigt. Dem Rektor Leinberer drückte Oliva am 27. Januar 1680 seine Genugtuung über die Meldung aus, daß diese harte Übung abgeschafft worden, wie wir auch hier (nämlich in der römischen Provinz) die Novizen davon befreit wissen wollten. Dem P. Provinzial empfehle ich nachdrücklich, diese Arbeit Auswärtigen zu übertragen. Die Wiedereinführung des Experiments der Pilgerreise, das in der niederrheinischen Provinz zeitweise abgeschafft worden, überließ P. de Noyelle dem Gutbefinden des Provinzials. Wie er am 13. Januar 1685 dem Trierer Novizenmeister Weidenfeld schrieb, erwartete er das Gutachten des Provinzials und der Konsultoren, ob man zur früheren Gewohnheit zurückkehren wolle oder nicht.

In bezug auf die Gebräuche, die mit der Vorbereitung auf die Betrachtung zusammenhingen, erfahren wir folgendes aus einem Briefe des P. Leonh. Weinhart (Landsberg 23. Februar 1667) an den Provinzial Veihelin. Der Brief antwortet auf die Anfrage, ob man die Punkte für die Betrachtung nicht auch den Novizen täglich geben solle. P. Weinhart spricht sich dagegen aus, es sei nicht Brauch in der Provinz: Als ich in Ingolstadt die Sorge für die Novizenbrüder hatte und diese einigemale mit den andern zu den Abend-Punkten kamen, wurde ich von den Obern gemahnt, ich solle nicht mit den Veterani (Patres, Magistri, Brüder) auch die Novizen versammeln. Hier (in Landsberg) war es nie Sitte, daß die Novizen gemeinsam die Punkte bekamen; es fehlt auch an Platz in dem Rekreationssaal, wo die Alten sind. Ferner sind einige von den Novizen Aufwecker und Heizer und gehen deshalb früher zu Bett. Bisher pflegten sie die Betrachtungen der Exerzitien

[1] *Ad Austr.

während des Jahres mit Frucht privatim zu wiederholen. Wenn die Punkte nötig sind für die Morgenbetrachtung, so müßten sie ebenso für die Abendbetrachtung gegeben werden. Aber wann und von wem? Ich glaube, der Zweck des Dekretes ist, daß irgend eine Vorbereitung vorhanden ist. Der römische Brauch kann für uns nicht maßgebend sein, da die Verschiedenheit der Leute zu groß ist. Trotzdem will ich, wenn Ew. Hochwürden darauf bestehen, bei den Novizen einführen, was bei den Veteranen leider nicht viel Nutzen bringt. Ich fürchte, daß auch bei diesen geschehen wird, was bei den Veteranen meist der Fall ist, sie nehmen eine Materie aus dem Buch und hören die andere nur ungern vom Punkte-Pater vorlegen[1].

Die Schwierigkeiten, die sich besonders in kleinern Gemeinwesen ergaben durch die in Orden Eintretenden, wenn diese die ganze ihnen zufallende Erbschaft beanspruchten, blieben bestehen und fanden vielfach lebhaften Ausdruck.

Die Nachteile setzte der Bürgermeister von Schlettstadt in einem Gutachten vom 19. August 1664 lebhaft auseinander: die städtischen Einkünfte würden dadurch merklich gemindert, das Dekret, welches die liegenden Güter gegen bare Bezahlung den Miterben vorbehalte, nütze wenig, da der Geldmangel die Ausbezahlung vielfach verhindere. Besonders habe die Stadt durch die reichen Töchter, die in Orden eingetreten, großen Schaden erlitten; es sei genug, wenn künftighin die Eintretenden nur 15 % des ihnen zufallenden Vermögens erhielten, sonst sei Gefahr, daß Schlettstadt eine Pfaffenstadt und die Bürger schließlich Tributarii würden. — Der Magistrat scheint 1666 ein neues Dekret erlassen zu haben, aber er fand besonders an den Johannitern heftige Gegner[2].

Trotz der großen Notlage der Noviziate blieben die Eingetretenen frei in der Verfügung über ihr Vermögen: diese wurde durchgehends den Regeln gemäß nach dem vierten Jahre getroffen, in keinem Falle vor dem Eintritt festgelegt[3]. Die Generale traten wiederholt für die in den Konstitutionen verlangte Freiheit ein. So schrieb der General de Noyelle am 14. Oktober 1684 an den niederrheinischen Provinzial Holtgreve: Für das, was die beiden Magistri Uebelgan und Wolff den Kollegien zu geben beschlossen haben, erteile ich die Erlaubnis. Wenn sie aber bedürftigen Verwandten oder andern Zwecken außerhalb der Gesellschaft ihr Vermögen zuwenden wollten, so bedürften sie dafür meiner Erlaubnis nicht. Im übrigen werde ich es nie billigen, wenn man von dem Willen der über ihr Vermögen Verfügenden abweicht und dasselbe für andere Zwecke als sie selbst wünschen, verwendet. Und bald darauf wiederholte er demselben Provinzial: Wie ich neulich geschrieben, werde ich nie einwilligen, daß der zehnte Teil des den Unsrigen zufallenden Vermögens für die Bedürfnisse der Provinz abgezogen wird, und wenn das je Gewohnheit gewesen ist, so mißbillige ich sie. Wohl kann man die jungen Leute auf die Notlage der Provinz aufmerksam machen, ob sie aus eigenem Entschluß etwas zur Hebung beitragen wollen[4]. Ebenso entschieden trat Gonzalez für die Freiheit in dieser Sache ein. Am 23. August 1698 mahnte er den niederrheinischen Provinzial Weisweiler: Ich wünsche, daß Ew. Hochwürden dem Fr. Andreas

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1603.

[2] Geny 2, 646 ff.

[3] Im Jahre 1669 wurde auf dem Landtag in Bayern geklagt: Wird fast durchgehend Keiner in kein Kloster oder in die Societet Jesu von dem Ritter- und Adelstand mehr aufgenommen, er thue denn sein ganzes Vermögen, ob es gleich in viel Tausend bestehe, zu merklichem Abbruch und Schaden seines Geschlechtes in das Kloster oder Societet hineinbringen, auch einige Renunziation oder Verzicht nit mehr gelten lassen. Landtag in Bayern 1669 (1802) 176. Dies trifft auf die Jesuiten nicht zu, da in keinem Falle die Abtretung des Vermögens zur Bedingung für die Aufnahme gemacht werden durfte.

[4] *Ad Rhen. inf.

schreiben, er möge mit vollster Freiheit über seine Erbschaft verfügen, gemäß unsern Regeln zu frommen Zwecken, sei es innerhalb sei es außerhalb der Gesellschaft. Wenn er dieselbe, sei es ganz sei es teilweise, seinen Verwandten schenken will, möge er nach den Konstitutionen[1] verfahren. Auf welchen Grund hin der P. Rektor von Koblenz mit der Frau Mutter über diese Erbschaft verhandeln wollte, sehe ich nicht ein, da ja der Fr. Andreas sie weder der Gesellschaft zugewendet noch überhaupt sich derselben entäußert hat. Damit nicht wieder Ähnliches vorkomme, wünsche ich, daß Ew. Hochwürden den Rektoren verbieten, etwas von der Erbschaft der Unsrigen zu erbitten, anzunehmen oder darüber zu verhandeln, bis die Entäußerung geschehen und von mir angenommen ist[2].

Zahlreich sind die Fälle, in denen die Eingetretenen ihr Vermögen ganz oder teilweise ihren Verwandten, Brüdern und Schwestern abtraten, besonders wenn dieselben, sei es arm, oder wenigstens in Ansehen ihres Standes bedürftig erschienen.

In dem Staatsarchiv zu Wien ist uns ein Register erhalten, in welchem die Abdikationen der österreichischen Jesuiten aus den Jahren 1652—1718 verzeichnet sind. Das Register, das alphabetisch nach den Namen der Jesuiten geordnet ist, weist auf der ersten Seite 14 Jesuiten auf, von denen in den Jahren 1652—1695 sieben ihr Vermögen ganz oder teilweise ihren Brüdern und Schwestern abtraten; auf der zweiten Seite sind es von 20 (1652—1691) zehn, die meist alles dem Bruder oder der Schwester oder der Mutter oder den Geschwistern überlassen; auf der dritten Seite gaben von acht über die Hälfte alles den Verwandten, einer einem Hospital (1693—1699) usw. Auf einer Seite stehen nur Abdikationen zugunsten der Verwandten. Außer den Kollegien sind Bibliotheken, fromme Stiftungen, Arme und dergl. bedacht[3].

Aus der oberdeutschen Provinz nur ein Beispiel. Auf Anfrage des Assistenten von Deutschland, P. de Noyelle, berichtete P. Eusebius Truchseß am 20. Mai 1668 nach Rom, sein Bruder und Neffe befänden sich in großer finanzieller Verlegenheit, da die Güter infolge des langen Krieges verwüstet und überschuldet seien. Er habe früher sein Erbteil dem Dillinger Kolleg vermacht, in der Voraussetzung, seine Verwandten würden es diesem Kolleg als einer Stiftung ihrer Familie lieber geben. Am 23. Juni antwortete P. de Noyelle, bei seiner Kenntnis von der Vermögenslage der Familie hätte P. Eusebius besser getan, entweder seinen Angehörigen seinen Anteil ganz zu überlassen oder sich eine bestimmte gleich zu zahlende Summe auszubedingen. Dem fügte er am 30. Juni im Auftrage des Generals bei, P. Eusebius solle den Verwandten soweit entgegenkommen, als Vernunft und Billigkeit es nur gestatteten[4].

So sehr auch die großen finanziellen Schwierigkeiten und der Personenmangel eine Änderung hätten nahelegen können, so hielt man doch an dem dritten Probejahr für alle Patres nach Vollendung der Studien fest[5]. Als Grundsatz stellte P. Gonzalez in einem Briefe vom 10. Januar 1688 an den oberrheinischen Provinzial Vorler auf: Es ist besser, in einem Jahre Mangel an Personen zu dulden, als die für die geistliche Ausbildung nötige Zeit zu beschränken. Und an dessen Nachfolger schrieb Gonzalez am 21. März 1693: Wenn nicht die höchste Not es erheischt, möchte ich nicht, daß einer aus dem dritten Probejahr gerufen wird, bevor das Jahr vollendet ist. Denn die Erfahrung hat gezeigt, wie notwendig das Jahr

[1] Exam. c. 4. § 3 und P. III c. 1 Litt. G.

[2] *Ad Rhen. inf.

[3] *Genuinus liber abdicationum cui omnes quae hactenus reperiri potuerunt inscriptae sunt. Wien, Staatsarch. Geistl. Arch. 484.

[4] *Orig. M. R. 992. Vergl. Kratz, Eusebius Truchseß in den Histor.-polit. Blättern 158, 364 ff.

[5] Vergl. Gesch. 2[2]. 558 ff.

ist für den geistlichen Fortschritt und für die Kenntnis des Instituts. Dem oberrheinischen Provinzial Haan schärfte Gonzalez am 6. Juni 1699 ein: Ich wünsche, daß niemand aus der dritten Probation herausgenommen wird, wenn nicht die äußerste Not dazu zwingt. Die Anordnungen sind so zu treffen, daß bei eintretendem Personenmangel der Ersatz anderswoher beschafft wird und einer und derselben Person mehrere Ämter übertragen werden.

Hie und da zwang aber die Not doch zu Kompromissen. So antwortete Gonzalez am 13. November 1694 dem oberdeutschen Provinzial Ininger: Da nach Ihrem und der Konsultoren Urteil der Not der Provinz nicht anders abgeholfen werden kann, erlaube ich, daß die Patres nach Verlauf von sechs Monaten aus der dritten Probation herausgenommen und an deren Stelle andere hingeschickt werden, wenn dieselbe Not im folgenden Jahre bleibt; aber nur unter der Bedingung, daß sie, wenn sie innerhalb der sechs Monate nicht hinreichende Fortschritte gemacht haben, das ganze Jahr dort verbleiben müssen. Diesem Schreiben fügte P. Gonzalez mit eigener Hand bei: Dies muß so geschehen, damit es klar am Tage liegt, daß nur diejenigen aus dem Prüfungsjahr herausgenommen werden, die durchaus notwendig sind, dem Notstand abzuhelfen. Dem Visitator Mechtl ließ dann Gonzalez am 7. April 1696 die Weisung zukommen: Die Patres des dritten Prüfungsjahres sollen in der Folge das ganze Jahr in der Prüfung bleiben; Ihrem Vorgänger wurde nämlich die Verkürzung auf ein halbes Jahr nur für das verflossene und dieses Jahr bewilligt.

Das Tertiat der oberdeutschen Provinz in Altötting zählte nach dem Kriege nur eine kleine Schar von Tertiariern. In den Jahren 1663—73 und später 1696—1700 waren solche auch gleichzeitig in Ebersberg, durchgehends je ein Dutzend an beiden Orten. In den Jahren 1696—1700 waren Tertiarier abwechselnd in Ebersberg und Altötting, einmal, 1667/68 auch in München. Von Altötting wurden sie zu zweien auf 14tägige Missionen in eine Reihe benachbarter Orte geschickt, besonders an den Hauptfesten des Kirchenjahres.

Das Tertiat der niederrheinischen Provinz befand sich um diese Zeit zuerst in Hildesheim. Die Jahresbriefe von 1652 berichten, daß gegen Ende dieses Jahres 5 neugeweihte Priester dorthin kamen, um ihr Tertiat zu bestehen. Im Herbst 1654 begannen 10 Priester dort das Probejahr, ebenso werden in den folgenden Jahren dort 9—10 Tertiarier angegeben, 1659 sind es 7. Später wurde das Tertiat nach Geist verlegt, wo seit 1665 10—15 Patres ihr drittes Probejahr durchmachten.

Die oberrheinische Provinz erhielt ihr Tertiat in Ettlingen, das politisch zu Baden, kirchlich zu Speier gehörte. Die schon früher bestehende Station in Ettlingen zählte 1654 3 Patres und 2 Brüder, sie wurde aber auf Verlangen des Generals, der gegen die Versehung der Pfarrseelsorge Bedenken hatte, Oktober 1655 aufgehoben. Dies war dem Markgrafen nicht recht, und bald zeigten sich auch die Folgen, weil ringsum zu wenige Priester waren. Um die Station wiederherzustellen und zu sichern, faßte der Markgraf 1659 den Plan, in Ettlingen das der oberrheinischen Provinz fehlende Haus der dritten Probation zu begründen. So wurde am 4. März 1661 die Station vorerst wiederhergestellt und am 21. April 1663 das Tertiat begonnen. Zuerst waren 4, dann durchschnittlich 6—7 Tertiarier in Ettlingen, durch deren Hilfe für die ganze Umgegend gesorgt werden konnte. Dies dauerte mit einer Unterbrechung Anfang der 80er Jahre bis zur Zerstörung durch die Franzosen 1689. Im folgenden Jahre wurde Ettlingen wieder Residenz mit drei Patres und einem Bruder. Erst 1699 konnte es wieder Tertiarier aufnehmen.

Die Tätigkeit in Ettlingen erstreckte sich 1661 auf Kanzel und Beichtstuhl in der Pfarrkirche und auf die Verwaltung mehrerer benachbarten Pfarreien. Im

folgenden Jahre wurde ein passendes Haus neben der verödeten St. Erhardskirche gekauft und Haus und Kirche durch einen Verbindungsbau vereinigt, wodurch man unten eine Sakristei, im ersten Stock eine Hauskapelle erhielt. Die Jahre 1667 und 68 sahen eine vollständige Erneuerung der Kirche und 1671 die Errichtung einer Kongregation für Bürger und junge Handwerker. Die Kommunionen stiegen um diese Zeit auf 7000, später auf 10000. Im Jahre 1680 hielt man an acht Orten Christenlehre.

In der Fundationsurkunde vom 31. Januar 1663 hatte der Markgraf hervorgehoben, daß in dem ganzen Distrikt von Ettlingen nur ein Kurat vorhanden, deshalb hoffe er durch die Stiftung des Tertiats dieser Not abzuhelfen, da er die Hilfe der Patres der Gesellschaft bei der Wiederherstellung der katholischen Religion auch sonst als segensreich erprobt habe. Im Einvernehmen mit dem Bischof Lothar von Speier bestimmte er zum Unterhalt Kirchengüter, die seit vielen Jahren vakant und deren Schutzrecht (Jus advocatiae) ihm als Landesherrn gehörte. Darunter werden aufgezählt das Patronat über die Pfarrkirche, die vorläufige Benützung der St. Erhardskirche, die Muttergottes-Kapelle in Bickesheim mit deren Einkünften, 500 fl. aus den Einkünften der Pfarrkirche und Hospitäler usw.[1] Diese Einkünfte waren aber so gering und gingen so schlecht ein, daß die ganze Stiftung bald wieder zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht die Provinz und der Stadtpräfekt Johann Jakob Meyer, ein Jesuitenschüler, durch Zuwendung seines ganzen Vermögens geholfen hätte. Auch dann noch hatte das Haus mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis es 1689 der Brandkatastrophe zum Opfer fiel.

Nun kam das Tertiat nach Bamberg. Da aber das dortige Kolleg durch den Bau der prachtvollen Kirche finanziell erschöpft war, wurde das Tertiat nach Fulda verlegt. Dort begannen am 1. Oktober 1694 9 Patres das dritte Prüfungsjahr[2].

Das Tertiat der österreichischen Provinz in Judenburg[3] zählte im Durchschnitt 10—25 Teilnehmer, einige Male 28—30; seit 1700 waren die Tertiarier teils in Leoben teils in Raab. Schon im Jahre 1684 waren 17 Tertiarier in Leoben gewesen, die aber nach Ostern wieder nach Judenburg zurückgerufen wurden; dann kamen 1686 nochmals 13 nach Leoben.

* * *

Wie die geistliche Ausbildung, ließen sich die Obern auch die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Jesuiten fortgesetzt angelegen sein. In Deutschland und Österreich waren die Zeiten nach dem Krieg für wissenschaftliche Förderung sehr wenig günstig. Es war wie überall so auch auf dem geistigen Gebiet ein Niedergang und eine gewisse Erschlaffung nicht zu verkennen[4]. Um so nachhaltiger und ernster setzten die Mahnungen der Obern ein.

Von Rom aus drängte man wiederholt, daß man die Scholastiker nicht mit andern Arbeiten von den Studien abziehe. P. de Noyelle schrieb am 28. Juli 1685 dem Provinzial Lamberti: Der Rektor von Münster bittet, die Theologen des dritten Jahres im September weihen lassen zu dürfen. Als Grund gibt er an die Missionen, zu denen die Unsrigen verlangt werden. Dieser Grund hat bei mir gar

---

[1] *Orig. in Mainz Stadt-Bibl. Jes. B 5a, ebendort beglaub. Kopie der bischöfl. Genehmigung von Bischof Lothar Friedrich vom 25. Juni 1662.

[2] Die Obern waren: Wilh. Itzstein, Sup. 1664, Joh. Bredimus 65, Aug. Bildstein 68, Franz Dienst 75, Joach. Lier, Rektor 75 (Instr. Tertiar.), Mich. Scherer 78, Fried. Knopaeus 82, Andr. Schmitt 85, Andr. Schmitt, Sup. 98, Laur. Flucke, Vizerekt. 99, Rektor 1701 (Instr. Tert.)

[3] Vergl. Gesch. 2, 339.

[4] Vergl. das Kapitel über die Schulen.

kein Gewicht, denn ich wünsche, daß den Scholastikern so wenig als möglich Gelegenheit zur Ablenkung geboten wird. Es kann aber nicht ausbleiben, daß sie, einmal Priester, leicht zur Aushilfe für Predigt und Beichtstuhl herangezogen werden, und zwar gerade dann, wenn sie sich auf das Examen vorbereiten müssen. Deshalb muß stets die erste Rücksicht auf die Studien genommen, und auf die Missionen, die man nicht anders halten kann, Verzicht geleistet werden. In diesem Sinne antwortete de Noyelle am selben Tage auch dem Rektor von Münster P. Clerff, die geltend gemachten Gründe für die frühere Zulassung zur Priesterweihe träfen auf alle Kollegien zu, und deshalb müsse man bei der Verfügung des heiligen Ignatius bleiben, der die Scholastiker erst im vierten Jahre der Theologie geweiht wissen wollte, weil die Studien allem andern vorgingen.

Den oberrheinischen Provinzial Vorler mahnte Gonzalez am 21. August 1688: Wie man sagt, sollen unsere Scholastiker zuviel mit Missionen und Aushilfen beschäftigt werden, woher es dann, wie einige meinen, gekommen, daß mehrere durch die Verhinderung im Studium nicht zur Profession der vier Gelübde gelangt sind. Nur ungern gab Gonzalez am 26. Februar 1695 dem oberdeutschen Provinzial Ininger wegen des großen Priestermangels die Erlaubnis, in diesem Jahre die Theologen des vierten Jahres Ostern weihen zu lassen und sie zuweilen für die Seelsorge zu verwenden.

Die Studien selbst nahmen den früheren Verlauf. Zu den alten Fächern trat für die Theologen in Ingolstadt noch Kirchenrecht hinzu. Der General de Noyelle war sehr für dieses Studium und schrieb in diesem Sinne am 12. Februar 1684 an den Ingolstädter Rektor Friedr. Mülholzer: Es wird vielleicht nützlich sein, wenn unsere Scholastiker auch Kirchenrecht hören, da ja die Unsrigen an so vielen Orten dieses Fach öffentlich vortragen. Und am 8. April 1684 drückte de Noyelle dem Provinzial Truchseß seine Zustimmung aus, daß die Scholastiker zwei Jahre das Kirchenrecht hören; die Vorlesung der Heiligen Schrift darf aber nicht unterlassen werden: sie muß ebenfalls während zwei Jahren gehört werden. Es wurde dann vorerst bestimmt, daß die Theologen des dritten und vierten Jahres Kirchenrecht studieren sollten, was den Beifall des Generals fand (10. Juni 1684). Im folgenden Jahre änderte man aber diese Ordnung, indem das Kirchenrecht auf das erste und zweite Jahr verlegt wurde[1].

Am 4. Februar 1651 schrieb der General Piccolomini an den oberdeutschen Provinzial Schorrer: Man berichtet, daß die humanistischen Studien dort merklich sinken, da wenige vorhanden sind, die Humanität und Rhetorik mit Nutzen und Würde lehren können; es fehlt am Stil und an Erfindungsgabe (inventio); die Reden, Gedichte, Komödien, die sie abfassen sollten, nehmen sie entweder von andern, die solche früher verfaßt und aufgeführt oder sie erklären offen ihre Unfähigkeit. Die Akademie der Rhetoriker, in der früher junge, dazu befähigte Leute nach der Philosophie nicht ohne große Frucht geübt wurden, sollte wiederhergestellt werden. Wenigstens sollte in den einzelnen Kollegien ein dazu befähigter Pater mit der Leitung und Prüfung der Magistri betraut werden. Es ist schmerzlich zu bedauern, daß oft große Talente aus Mangel eines Leiters den Weg zur richtigen Auffassung der humanistischen Fächer nicht finden und so die Jahre ihrer Lehrtätigkeit fast ohne Nutzen verbringen[2].

Als P. Schorrer ein Jahrzehnt später Visitator der oberdeutschen Provinz

---

[1] De Noyelle an Truchseß 20. Oktober 1685.

[2] M. R. Jes. 2003. Beiliegt eine ausführliche Methodus Ratisponensis Academiae adumbrata: P. Oswaldo Coscano. Korrigiertes Konzept und verbesserte Reinschrift.

geworden, betonte er in seinem Visitationsbericht vom 29. Dezember 1664, es sollten nicht zu viele außerordentliche freie Tage gestattet, die humanistischen Studien, auch das Griechische müßte von den Obern mehr gefördert, die Magistri besser ausgebildet werden. Obere und Studienpräfekten mögen ernst darauf achten, so sagt er, daß unsere Scholastiker nicht nur in den Prüfungsfächern, sondern auch in den Nebenfächern und in den für die Praxis notwendigen Studien soviel als möglich gefördert werden. Öfters sollen die Obern deshalb betonen, daß diejenigen, welche nur für das Examen studieren, die übrigen Fächer aber aus Sorglosigkeit und Unterschätzung vernachlässigen, ihre Pflicht weder gegen Gott noch gegen die Obern noch gegen sich selbst erfüllen. Auf keine Weise dürfen die Professoren jemand von Nebenfächern (annexis studiis) abhalten oder je ihr Mißfallen darüber an den Tag legen, solange nur nicht die Hauptfächer vernachlässigt und nicht der größere Teil der Zeit auf die Nebenfächer verwandt wird. Den Magistri müssen gute Bibliotheken zum weiteren Eindringen in die humanistischen Studien zur Verfügung stehen, ebenso den Scholastikern für die Einzelfächer. Die Obern sollen dafür sorgen, daß die Patres, auch wenn sie nicht in den Schulen tätig sind, niemals die Studien ganz unterlassen, da deren Beiseitesetzung Müßiggang, Zerstreuung und Ergießung nach Außen mit sich bringt, die Verwendbarkeit zu den Ämtern der Gesellschaft mehr und mehr mindert und dem Geiste ungeheuer schadet, denn nichts bewahrt mehr vor unnützen Gedanken und Wünschen als ernste Geistesarbeit zur Erweiterung der Kenntnisse. Die Obern mögen deshalb darauf sehen, daß jeder seine von den pflichtmäßigen Arbeiten übrigbleibende Zeit auf irgend ein Lieblingsfach verwende und sich darin immer mehr vervollkommne. Die Moraltheologie bietet ein so weites Feld, daß es niemals ganz durchmessen werden kann. Die Kenntnis des Kirchenrechtes ist überaus nützlich, die Apologie in unsern von der Häresie durchsetzten Gegenden durchaus notwendig. Ähnlich verhält es sich mit der Pastoral, der Aszese, der Heiligen Schrift, der Kirchengeschichte, der Hagiographie, mit der Ausarbeitung von Predigten und Instruktionen, so daß wirklich niemand sich beklagen kann, er habe keine Beschäftigung. Die Vernachlässigung der Studien ist bei einem Ordensmann ein offenbares Zeichen einer ungesunden Geistesrichtung (animi non bene affecti) [1].

Am 26. April 1681 klagte Oliva dem oberdeutschen Provinzial: Die Scholastiker streben nicht darnach, etwas Großes in der Wissenschaft zu erreichen, sondern begnügen sich mit einer gewissen Mittelmäßigkeit. Es sollen selbst an den besuchtern Gymnasien weniger tüchtige Lehrer wirken. Da muß nun alles getan werden, um tüchtige Lehrer heranzubilden, denn niemand kann ordentlich lehren, was er nicht vorher gelernt hat. Zu tüchtigen Lehrern sollen die herangebildet werden, die in Augsburg die Rhetorik wiederholen, und deshalb stimme ich damit überein, daß ihnen ein eigener Lehrer gegeben wird, denn ein Lehrer, der zugleich auf dem Gymnasium unterrichtet, kann nicht beiden Aufgaben gerecht werden.

Auch P. de Noyelle war dieser Ansicht. In einem Briefe vom 8. September 1685 lobte er den Provinzial Truchseß wegen seiner Bemühungen für die Förderung der humanistischen Studien; das Mittel aber, zwei Rhetorik Professoren anzustellen, sei nicht besonders geeignet, es komme alles darauf an, daß der Professor für sein Fach begeistert sei. Übrigens müßten nicht allein die Rhetorik Professoren gefördert werden, sondern auch die andern Professoren und zwar durch humanistisch gebildete Studienpräfekten. Die Repetenten (diejenigen, welche aus irgend einem Grunde die Studien wiederholen beziehungsweise ergänzen müßten) sollten besser

[1] *Orig. M. R. Jes. 99.

nicht an das Gymnasium von Augsburg geschickt werden, sondern durch einen eigenen Lehrer gebildet und durch häufige Übungen begeistert werden für die Studien, die der Gesellschaft zuerst Schätzung und Liebe erworben. Und wiederum spornt Noyelle am 20. Oktober 1685 den Provinzial Truchseß an und bittet ihn, die Liebe und Begeisterung für die humanistischen Studien bei denen zu fördern, die in diesen Fächern etwas zu leisten versprächen, denn, so fügt er bei, tüchtige Lehrer fallen nicht vom Himmel, sondern müssen mit Kunst und Mühe herangebildet werden [1].

Auch in der oberrheinischen Provinz wurde der Niedergang der humanistischen Studien beklagt. Da zum Bedauern der ganzen Provinz — betonte der Visitator Berthold am 21. Oktober 1655 — die humanistischen Studien sehr darniederliegen und aus der Welt wenig geeignete und dafür vorgebildete Lehrer in die Gesellschaft aufgenommen werden, verordne ich Folgendes nach dem Urteil der Konsultoren: Die Lehrer des Gymnasiums bis zur Poesie ausschließlich haben wöchentlich eine Stunde beim Direktor des Gymnasiums oder einem andern in den Gymnasialfächern tüchtigen Pater eine Konferenz über Didaktik. Während derselben sollen sie einige Proben ihrer griechischen und lateinischen Studien aus der verflossenen Woche vorlegen, die entweder verbessert oder approbiert werden. Zweimal im Jahre sollen sie einen Vortrag im Speisesaal halten, dessen Stoff von dem Leiter der Konferenz gegeben und sich auf Rhetorik, Poesie und Erudition erstrecken wird [2].

Infolge dieser Mahnungen wurden in den verschiedenen Provinzen die Repetitionskurse und die Seminare für die Heranbildung der Lehrer wieder eifriger gefördert.

In der oberdeutschen Provinz wurden solche Kurse eingerichtet von 1656—91 in Augsburg für durchschnittlich 4—10 Teilnehmer, vorübergehend auch in München und Regensburg, dann später von 1695 an in Landsberg für durchschnittlich 8 Scholastiker. Zuweilen handelte es sich nur um eine Ergänzung der Rhetorik. So heißt es in dem Münchener Diarium zum 22. Februar 1659: Von Landsberg und Augsburg kamen 5 unserer Rhetoriker; sie begannen die Rhetorik auf einer getrennten Bank in der obersten Reihe links beim Eingang. Dies scheint auch noch später der Fall gewesen, denn Gonzalez schreibt am 26. November 1689 an den Provinzial Willi: Ew. Hochwürden werden in den von meinen Vorgängern vor wenigen Jahren gesandten Briefen die Bestimmung finden, unsere Rhetoriker nicht in die öffentliche Schule des Gymnasiums (in München) zu schicken, sondern ihnen einen besondern Professor zu geben, von dem sie zu Hause zusammen unterrichtet werden. Dies soll auch jetzt geschehen und zwar auch zu München, wenn sie nicht in Kürze nach Augsburg geschickt werden [3]. Für Landsberg, wohin die Repetenten größerer Ruhe wegen von Augsburg versetzt worden, empfahl Gonzalez dem Visitator Mechtl am 2. Juni 1696 dieselbe Maßnahme mit besonderer Betonung, einen in jeder Beziehung sehr tüchtigen Lehrer auszuwählen.

Auch für die niederrheinische Provinz erstrebten die Obern beständig die Gründung eines besondern Seminars, wie Nickel am 13. März 1660 dem Provinzial Zwenbrüggen schreibt. Am 4. September 1660 drängt er wieder: Von mehreren

---

[1] Für die Methode des Unterrichts wurden schon vorher eigene Kurse gegeben. So heißt es in dem Tagebuch der artistischen Fakultät von Ingolstadt zum 27. Juli 1676: Der P. Präfekt des Gymnasiums begann zu Hause die absolvierten Metaphysiker zu unterweisen in der Art und Weise, die untern Klassen zu unterrichten. *Acta facult. artist.

[2] *Arch. Prov. E 101, 629.

[3] Wegen Mangels an Professoren gestattete Gonzalez am 3. Juni 1690 dem Provinzial Painter ut Scholastici nostri Rhetoricae studiosi ad interim pergant Gymnasii adire Scholas eodemque cum discipulis externis uti Professore quem tamen cupio non excellentem dumtaxat in litteris humanioribus sed industrium quoque et apprime sedulum, qui illos domi etiam privatim temporibus suis diligenter instituat.

Seiten werde ich gemahnt, man verlange in der Provinz sehr nach einem Seminar für die Repetenten. Schon lange wünsche ich dessen Errichtung, und ich bedauere, daß unsere Hoffnung auf die Güter des P. von Büren sich so in die Länge zieht. Wenn Ew. Hochwürden einstweilen irgend einen Weg ausfindig machen können, dieses Seminar zu unterhalten, so tun Sie etwas sehr nützliches und mir sehr angenehmes. Schon früher hatte P. Nickel am 17. Februar 1657 in einem Brief an P. Lehm die große Notwendigkeit eines solchen Seminars für die Ausbildung der Lehrer und die Erhaltung des alten Glanzes der Schulen betont. Der Provinzial folgte dem Winke des Generals und errichtete Herbst 1660 ein Seminar in Münstereifel für 7 Scholastiker, die Philosophie und die humanistischen Studien unter einem eigenen Lehrer repetieren sollten. Da die Fundation des dortigen Kollegs für deren Unterhalt nicht ausreichte, bestritt der Provinzial die Kosten, indem er für jeden eine bestimmte Summe bezahlte[1]. Der Provinzial erntete dafür am 11. Dezember 1660 den Beifall des Generals. Später 1665—90 werden Repetenten der Philosophie und humanistischen Studien (5—7) zeitweilig in Fulda, Hildesheim und Trier angeführt. Auch in Koblenz waren einige Repetenten 2—7, 1686 wurden sie mit den Repetenten der Philosophie in Paderborn nach Köln versetzt.

Die Zusammenziehung der Repetenten an einen womöglich ruhigen Ort, wo sie auch ihre geistliche Schulung erhalten hatten, war inzwischen immer mehr angestrebt und durchgeführt worden. So schrieb P. de Noyelle am 21. August 1683 an den Provinzial Holtgreve: Es wäre besser, wenn die Repetenten der humanistischen Studien an einen zu diesem Zweck fundierten Ort zusammengezogen würden, wo man ihnen die besten Lehrer zuweisen sollte, durch deren Lehre und Wissen sie sicher mehr erreichten, als wenn sie an mehreren Orten zerstreut, öfters andere von ihren Studien verschiedene Dinge, die eigenen Studien aber mit weniger Freude betreiben. Und am 19. Mai 1685 mahnte derselbe General den Provinzial Lennep: Dann bitte ich zu überlegen, wie endlich einmal die in verschiedenen Kollegien zerstreuten Repetenten an einem Ort vereinigt und einem in den humanistischen Fächern ganz besonders tüchtigen Instruktor überwiesen werden; denn die Verteilung auf die Kollegien ist weder für ihren wissenschaftlichen Fortschritt noch für die Bewahrung des im Noviziat empfangenen, aber noch nicht hinreichend gefestigten Geistes vorteilhaft. Dieselbe bringende Mahnung richtete der General am 11. August 1685 an den neuen Provinzial Lamberti.

In Köln, das P. de Noyelle als geeignet bezeichnet hatte, finden wir 1685 und 1686 23 Repetenten, 1687 17, 1688 waren es noch 11, die aber wegen des Krieges anderswohin geschickt werden mußten. Seit 1690 sind dann ständig 10—16 Repetenten in dem Tertiats-hause zu Geist. Letzteres entsprach in etwas einem Wunsche des P. Gonzalez, der am 1. April 1690 dem Trierer Novizenmeister Derckum schrieb: Die Repetenten pflegt man in einigen andern Provinzen, besonders um ihren religiösen Geist zu festigen, im Noviziatshause zurückzubehalten und zwar ohne Nachteil für die Novizen oder Störung ihrer Ruhe. Wenn das Noviziatshaus in Trier keine Einkünfte für den Unterhalt der Repetenten hat, so wird es Aufgabe der Provinz sein, die nötigen Kosten zu tragen.

Repetenten der Philosophie waren solche Scholastiker, die die Philosophie schon früher außerhalb der Gesellschaft gehört hatten und nunmehr einen Wiederholungskurs durchmachten. Dieser Kurs war zuweilen sehr kurz. P. Gonzalez schreibt darüber am 23. August 1698 an den Provinzial Weisweiler: Man berichtet, daß die Repetenten dieser Provinz nur 4—5 Monate auf die Wiederholung der Philo-

[1] *Hist. Coll. Monast-Eiffel. 1658—60.

sophie verwenden, und wünscht, man sollte etwas mehr Zeit darauf verwenden, da nicht wenige in der Welt in sehr jugendlichem Alter dieselbe studiert und deshalb nicht hinreichend in die Schwierigkeiten eingedrungen sind. Diese Anregung scheint durchaus der Beachtung wert. Und am 13. Dezember 1698 mahnt Gonzalez: Wenn die Repetenten der Philosophie wegen Mangels der Stiftung nicht ein ganzes Jahr der Wiederholung der Philosophie widmen können, sollte wenigstens der größere Teil des Jahres darauf verwandt werden, weil sie die Humaniora, die sie bald lehren, während ihrer Lehrtätigkeit sich unschwer aneignen werden.

In der oberrheinischen Provinz stellte der Provinzial Hansen im Jahre 1653 den Repetitionskurs für die humanistischen Studien wieder her, wofür ihm Nickel am 23. August 1653 seine Anerkennung ausdrückte. Der Kurs wurde in Heiligenstadt eingerichtet. Die Geschichte dieses Kollegs berichtet nämlich zum Jahre 1653: Gegen Herbst wurden 6 ausgezeichnete junge Leute aus dem Noviziat in Mainz hierhin geschickt, um die humanistischen Studien zu wiederholen. Die ganze Provinz freut sich darüber, daß endlich nach einer Unterbrechung von 22 Jahren mit einem solchen Wiederholungskurs wieder begonnen wurde. Die langen Kriege hatten diesen Kurs aufgelöst. Und da die Notlage die Aufnahme von nur sehr wenigen Kandidaten gestattete, wurden die Scholastiker direkt aus dem Noviziat zum Lehramt in den Schulen verwandt mit nicht geringem Schaden für sich und ihre Schüler.

Die österreichische Provinz hatte ihre Repetenten wenigstens schon 1651 in Leoben, vorübergehend in Passau, Graz und Wien. Im Jahre 1696 erfolgte die Übersiedelung nach Wien. Darüber findet sich eine Bemerkung in einem Briefe des P. Gonzalez vom 4. Juni 1695 an den Provinzial Voglmayr. Aus demselben Briefe, so schreibt dieser, habe ich ersehen, daß Ew. Hochwürden mit ihren Konsultoren beraten haben, ob diejenigen aus unsern jungen Leuten, die Rhetorik studieren, nicht besser von Leoben nach Wien zu den Tertiariern übergesiedelt würden, damit sie nach Vollendung ihres Noviziats ebendort ihre wissenschaftliche Laufbahn beginnen könnten. Ich freue mich sehr, daß Ihr Vorschlag gebilligt worden. Denn ich zweifle nicht, daß sie an dem Orte, an dem sie die Erstlinge des geistlichen Lebens gezeitigt, auch ihre geistlichen Vorsätze fester bewahren werden. — Die Zahl der Repetenten schwankt sehr. Durchschnittlich waren es 10—20, einige Male, besonders in der letzten Wiener Zeit 22—27. Für die griechische Sprache hatten sie einen eigenen Lehrer. In den Grazer Berichten heißt es zum Jahre 1696: In Leoben starb 1696 P. Ferd. Merck. Er hatte zuletzt 12 Jahre den Scholastikern in Leoben den Wiederholungsunterricht in der griechischen Sprache gegeben[1]. In verschiedenen Jahren wurde auch ein Kurs für Repetenten (3—5) in der Mathematik abgehalten, so 1667, 1681, 1684 in Graz, 1693 und 1696 in Wien.

Die Studierenden der Philosophie und Theologie waren in der niederrheinischen Provinz hauptsächlich auf die Kollegien in Köln, Paderborn und Münster verteilt. Wie der General de Noyelle am 19. Mai 1685 an den Provinzial Lennep schrieb, hielt man das Kölner Kolleg für weniger geeignet, weil die Theologen zuviel Zeit verloren durch die unzusammenhängenden und ungünstig gelegten Stunden, indem die Schulen zu weit entfernt seien. Im Herbst 1685 wurden 20 Theologen nach Münster übergesiedelt. Später 1697 erfolgte, wie aus einem Brief von Gonzalez vom 23. November 1697 an den Provinzial Weisweiler zu ersehen, die Verteilung in der Art, daß 22 Theologen nach Münster, 14 nach Paderborn und 13 nach Köln kamen. Die Kölner hatten deshalb um Unterstützung gebeten, worauf ihnen der General am 23. November 1697 antwortete, in den andern Kollegien herrsche

[1] Peinlich, Progr. 1870, 93.

nicht geringere, ja noch größere Not. In Münster seien stets gegen 20 Theologen gewesen, seit 1685 25—30. Während in Paderborn keine Fundation für die Theologen war, bestand in Münster eine solche für zwölf Scholastiker.

In der oberrheinischen Provinz waren die Theologen auf Mainz und Würzburg verteilt. In Würzburg studierten durchgehends 15—20 Scholastiker, 1667 waren es 25, 1695 22 Theologen. Philosophen treffen wir wiederholt in Molsheim, so 1665 (11) und 1674 (13).

Die Theologen der oberdeutschen Provinz studierten in Ingolstadt, vorübergehend in Ebersberg und München, einige wenige in Dillingen (4—6), in Luzern (1—4), Innsbruck (2—3). Der kleinere Kurs der Theologie (Moral oder Kasus) befand sich meist in München (1—15). Die Philosophen waren durchgehends in Ingolstadt. Für die Ingolstädter Scholastiker (Theologen) hatte der Augsburger Weihbischof Sebastian Denich in seinem Testament vom 22. Mai 1668 den Unterhalt gesichert. Das jährliche Erträgnis der Stiftung war 4020 fl.: die Person zu 120 fl. gerechnet, konnten davon 33 Theologen unterhalten werden[1]. Die Zahl der in Ingolstadt studierenden Scholastiker war aber bedeutend größer: von 60 im Jahre 1651 stieg dieselbe 1658 auf 82, 1665 auf 90, 1700 auf 106.

In der österreichischen Provinz waren die Theologen auf Graz und Wien verteilt, in Graz durchgehends 50—60, später 70, in Wien 20—30, später 40—50. Die Philosophen studierten ebenfalls teils in Graz meist 30—40, später 30—50, und in Wien anfangs 20—30, später 10—40. Im Jahre 1698 befanden sich in Graz unter den 200 Studierenden der Theologie gegen 50, unter den 442 Philosophen 40 Jesuiten. Dort wurden durchgehends jedes Jahr zu Ostern 10—12 Jesuiten zu Priestern geweiht.

Die Dauer und Art und Weise der wissenschaftlichen Ausbildung blieb dieselbe wie früher; über einige Änderungen und Verhandlungen darüber wird in dem Kapitel über die Schulen zu berichten sein.

---

[1] Näheres in den *Akten M. R. Jes. 1361 und *Germ. Fund. 2, 186.



Drittes Kapitel.

Finanzielle Sorgen.

Schlimme Vermögensverhältnisse. — Türkensteuer. — Zwangsanleihen. — Verwaltung. — Eigenbau oder Verpachtung. — Pachtverträge. — Kammerbezüge oder Selbstverwaltung. — Privilegien. — Das Handelsverbot. — Druckerei. — Bierbrauerei. — Verschleiß von Bier und Wein. — Apotheken.

Die finanzielle Lage der Kollegien war besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege, dann in den Türken- und Franzosenkriegen eine vielfach bedrängte, zumal die meisten Kollegien mehr Personen unterhalten mußten, als die jährlichen Einkünfte zuließen.

Am 11. April 1652 schrieb der General Nickel an den Konstanzer Rektor Georg Muglin: Bei dieser unglücklichen Lage Deutschlands ist es mehr zu beklagen als zu verwundern, wie die Vermögensverhältnisse so gelitten und fast so darniederliegen, daß keine Mittel zu ihrer Besserung und zur Bezahlung der Gläubiger gefunden werden können. Ja es muß noch als ein Glück erscheinen, daß der nötige tägliche Unterhalt vorhanden ist. Aber die Hand Gottes ist nicht verkürzt: wenn menschliche Mittel versagen, wird die göttliche Vorsehung für ihre Diener sorgen. Ähnlich schrieb Nickel am 25. Mai 1652 an den Landshuter Rektor Ludwig Kurz: Die fast äußerste Notlage des Kollegs ist mir schon lange bekannt, und ich trage das innigste Mitleid damit, wenn ich nur helfen könnte! Und den Nachfolger P. Leonhard Lerchenfeld mahnte Nickel am 16. August 1653, er möge doch auch die großen Nöten der andern Kollegien im Auge behalten, wo vielleicht noch größerer Not abgeholfen werden müsse [1].

Als bei dem Einfall der Russen im Jahre 1657 die Jesuiten aus Polen und Litauen vertrieben wurden, bat Nickel am 4. Dezember 1655 die oberdeutsche Provinz um Aufnahme der zerstreuten polnischen Mitbrüder. Die Antworten der Kollegien liegen vor. Sie betonen ihre bedrängte Lage, indem sie alle mehr Personen unterhalten müssen als ihre Einkünfte erlauben. Trotzdem erklären sich alle bereit, einige der Vertriebenen aufzunehmen. Konstanz ist sogar bereit, im Vertrauen auf die Hilfe der göttlichen Vorsehung so viele aufzunehmen, als der Provinzial bestimmt, München will 12—16 Scholastiker, Ebersberg 4—5, Eichstädt 3—4, Ingolstadt einen Teil der Theologen usw. [2] Wie Nickel in der oberdeutschen Provinz große Liebe fand, für die er sich bei dem Provinzial bedankte, so konnte er auch am 4. März 1656 dem oberrheinischen Provinzial Biber seine große Genugtuung ausdrücken über dessen Liebe gegen die verbannten Polen. Da er

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Die *Orig.-Briefe in M. R. Jes. 96.

(der General) aber den Notstand der Provinz kenne, so liege ihm am Herzen, dafür zu sorgen, daß dieselbe nicht mehr als billig belastet werde. Der Provinzial möge deshalb einige Polen nach Frankreich schicken, wo sie mit großer Liebe aufgenommen würden, denn die Provinziale hätten aus freien Stücken ihre Provinzen angeboten und um die Zusendung von Verbannten gebeten [1].

Die Notlage in der niederrheinischen Provinz war so groß, daß der General Oliva 1675 die Provinzial-Kongregation aufforderte, über Mittel zur Abhilfe zu beraten, indem man ältere Patres für die Schulen verwende und weniger Kandidaten aufnehme. Die Provinzial-Kongregation hielt aber beide Mittel für untunlich, besonders könne die Zahl der Kandidaten nicht vermindert werden, da die Provinz durchaus keinen Überfluß an Personen habe. Man müsse aber darauf sehen, bei der Aufnahme die weniger Tauglichen auszuscheiden; besonders gelte das für die Brüder, die nach den Konstitutionen den vierten Teil der Mitgliederzahl eines Kollegs nicht überschreiten sollten [2].

Als Trost in der allgemeinen Notlage schrieb Nickel an den Innsbrucker Rektor Jakob Michael am 19. Februar 1656: Unter der mißlichen Vermögenslage leiden wir fast überall, Gott läßt es zu, damit wir die Wirkungen der Armut verspüren. Um so mehr mußte es den General erfreuen, wenn trotz aller Entbehrungen freudig vorangearbeitet wurde. So konnte Nickel am 26. Juli 1653 dem Provinzial Georg Spaiser schreiben: Die religiöse Freudigkeit der Freiburger bei einer solchen zeitlichen Notlage hat mich außerordentlich gefreut, und wenn sich nur eine Gelegenheit böte, der Not zu steuern, würde ich dieselbe sehr gerne ergreifen, denn ihre mit so großer Tugend verbundene Armut verdient alle Empfehlung [3].

Weniger konnte sich der General einverstanden erklären, wenn man bei diesen Nöten übermäßiges Geld auf den Schmuck der Kirche verwendete, wie dies z. B. in Ingolstadt der Fall war. Deshalb mahnte Nickel am 19. Februar 1656 den dortigen Rektor Lorenz Keppler: Mich erschreckt etwas ein solcher Aufwand für die nicht notwendige und in dieser Zeit bei einer solchen Notlage des Kollegs nicht angebrachte Ausschmückung der Kirche. Die Meinung von unserer Armut, die doch durchaus notwendig ist, um fromme Leute zu einem Almosen zu bewegen, ist dadurch sehr gemindert worden. Wenn auch die Einkünfte des Kollegs nicht für diesen Schmuck verwendet worden, so hätten doch die dafür empfangenen Almosen vielleicht für den notwendigen Unterhalt der Unsrigen erbeten werden können.

In einem andern Falle legte der General nahe, zur Verminderung der Kosten sonst getrennte Ämter in der Hand einer Person zu vereinigen. So ließ er am 19. Februar 1656 dem Provinzial Veihelin die Weisung zugehen: man hätte in Betracht ziehen können, ob es geraten gewesen, im Kolleg zu Freiburg (Br.), das sich in großer Not befindet, einen von dem Präfekten des Gymnasiums verschiedenen Studienpräfekten aufzustellen. Obgleich es nicht gut ist, das Amt des Präfekten einem Professor zu übertragen, so hätte doch wegen der großen Not des Kollegs das zeitweilig gestattet werden können [4].

P. Eberhard Erthal schrieb aus dem Wiener Profeßhaus am 16. Januar 1660 an den General Nickel: Der hochw. P. General hat die Erlaubnis zur Erbauung für die Fassade unserer Kirche unter der Bedingung gegeben, daß dabei keine Schulden gemacht werden. P. Prokurator hat mir gesagt, es seien dafür nur vorrätig

---

[1] *Ad Rhen. sup.

[2] *Acta Congr. Prov. 79, 218.

[3] Vergl. *Brief vom 28. Januar 1651 an den Landshuter Rektor Luz.

[4] *Ad Germ. sup.

16000 fl. rhein. Nach dem Vertrag mit dem Architekten kommt der Bau auf 23000 fl. rhein. zahlbar in vier Jahren. Für die ersten drei Jahre ist das Geld da, dann aber werden für die restierenden 7000 fl. Schwierigkeiten entstehen. Schulden sollen mit Recht keine gemacht werden, woher also das Geld nehmen? Schon für unsern Unterhalt sind die Almosen nur schwierig aufzutreiben, für den Bau wird es noch schwerer sein. Unsere Fürsten werden mit ähnlichen Bitten bestürmt. Obgleich sie zuweilen wegen ihrer Liebe zu uns sehr bereitwillig sind, so müssen wir doch in ähnlichen Lagen, wo die Notlage nicht so groß, vorsichtiger sein, damit wir nicht mit unseren Bitten lästig fallen, zumal wir an der kaiserlichen Kammer viele Gegner haben. Andere werden kaum etwas geben, weil sie glauben, der ganze Bau werde aus dem Nachlaß der verstorbenen Kaiserin Eleonore bestritten, was ein großer Irrtum ist [1].

Der Notstand vieler Kollegien blieb. Auch in den folgenden Jahrzehnten wiederholen sich häufig die Klagen über die schlechten Vermögensverhältnisse. So schrieb der General de Noyelle am 21. April 1685 dem Provinzial Truchseß: Vieles müssen wir der Unbill der Zeit zuschreiben, wozu auch die großen Kontributionen für den Türkenkrieg gehören, welche die finanzielle Lage an vielen Orten schwierig und drückend gestalten [2]. Zu den für den Türkenkrieg bewilligten päpstlichen Kollekten (Collectæ Papales) in Bayern (300000 fl.) mußte im Jahre 1684 z. B. München 900 fl., Ingolstadt trotz der Verluste bei dem großen Brande 800 fl. bezahlen [3]. Die Geschichte des Rottenburger Kollegs berichtet zum Jahre 1686: Wir erhielten das Dekret des Heiligen Vaters Innozenz XI., welches von allen Regularen beiderlei Geschlechtes in den österreichischen Ländern als Beitrag gegen die Türken den dritten Teil von allem fordert, was seit 60 Jahren zur ursprünglichen Fundation hinzugekommen, weshalb uns die Wiener Kommission 9000 fl. auferlegte. Diese Summe wurde dann auf Vorstellungen des Kollegs schließlich auf 3000 fl. ermäßigt. Nachdem wir der päpstlichen Bulle mit 3000 fl. Genüge geleistet, wurde eine andere päpstliche Kontribution angesagt, wodurch von dem Klerus und den Regularen aus den jährlichen Einkünften in den österreichischen Ländern 2 % zu bezahlen waren, und so hat das Kolleg wiederum 41 fl. geleistet. Dem Kolleg in Hall waren bei derselben Gelegenheit von der Wiener Kommission 8000 fl. auferlegt worden, die dann auf 7050 fl. ermäßigt wurden. Das Kolleg mußte zur Leistung dieser großen Summe Schulden machen [4]. Die Summe, die Konstanz leisten sollte, betrug 2000 fl., schließlich aber nur 400 fl. [5].

Da sich manche Rektoren gegen die zu starke Belastung ihrer Kollegien wehrten und auch darüber nach Rom berichteten, trat der General Noyelle diesen Klagen entgegen, indem er am 4. August 1685 an den österreichischen Provinzial schrieb: Aus mehreren Briefen der Lokalobern entnehme ich kleinmütige Befürchtungen, es möchten wegen der Leistung des Drittels der seit 60 Jahren erworbenen Güter die Häuser in große Schwierigkeiten geraten. Da ich wünsche, daß dem Befehle des Papstes in der bereitwilligsten Weise entsprochen werde, so soll aller Widerspruch und alles ungestüme Bitten unterbleiben. In der augenblicklichen Not des österreichischen Hauses muß ohne alles Schwanken bereitwillig gehorcht und dem Kaiser der Beweis geliefert werden, daß wir selbst mit Verlust unseres Vermögens unsere Dankbarkeit für die vielen von ihm empfangenen Wohltaten betätigen und nicht

---

[1] *Orig. Austr. 21, 301.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Nachweise in *Clm 26471 in den Briefen von P. Max Rieger.

[4] *Hist. Coll. Hall. Suppl. Germ. sup 77. Vergl. M. R. Jes. 1344.

[5] Gröber, Jesuitenkolleg in Konstanz 102. Vergl. Ludewig, Feldkirch 3, 220.

undankbar sein wollen[1]. Ebenso mahnte Noyelle am 30. März 1686 den oberdeutschen Provinzial Willi: Die gemeinsame Sache verlangt großmütige Opfer, die Gott belohnen wird. Und dem Haller Rektor Hohenbrugger legte der General unter demselben Datum ans Herz, ohne jedes Zögern, die Zahlung zu leisten, damit der Papst und der Kaiser erkennen, daß wir nicht weniger bereit sind, unser Vermögen als unser Leben im Dienste des Glaubens zu opfern[2].

Zu den päpstlichen Auflagen kamen in Bayern noch halb freiwillige, halb unfreiwillige Darlehen an den stets geldbedürftigen Kurfürsten Max Emanuel. Am 19. September 1685 schrieb der Provinzial Truchseß an den Prokurator Grueber: Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß wir die vom Vizekanzler vorgeschlagene Summe von 20000 fl. für den Kurfürsten zusammenbringen. Das wäre am besten zu ermöglichen, wenn München 10000, Ingolstadt 4000, Amberg 3000, Ötting und Regensburg 1500 usw. beisteuerten. Amberg und Ingolstadt gaben schließlich je 4000 fl., und so konnte man den Anforderungen der Minister entsprechen[3].

Später am 13. März 1694 erklärte sich General Gonzalez in einem Briefe an den Münchener Rektor Waibl mit einer neuen Anleihe einverstanden: Da dem Kurfürsten die 20000 fl., die uns, wie er weiß, aus der Erbschaft von Kurtz zugefallen sind, nicht verweigert werden können, bin ich mit dem Vertrag einverstanden, den Ew. Hochwürden über die Annahme des Gutes und der Zehnten für diese Summe vorschlagen, sofern von beiden Seiten alles für einen legitimen und erlaubten Vertrag Nötige beobachtet wird[4].

Die Klagen über schlechte Finanzen erstrecken sich auf alle Provinzen, und die gedrückte Lage blieb so bis zum Ende des Jahrhunderts. Am 7. August 1700 schrieb der General Gonzalez dem niederrheinischen Provinzal Westhaus: Die Rektoren der Kollegien von Koesfeld, Düren, Düsseldorf und Trier bitten mich, ihre finanzielle Notlage Ew. Hochwürden dringend ans Herz zu legen. Ich wünsche, daß ihnen alle nur mögliche Hilfe gebracht werde[5]. Der General Oliva tröstete am 30. Januar 1677 den Dürener Rektor Wildenrath: Ich bedauere die finanzielle Not Ihres Kollegs umsomehr, als dieselbe Not in mehrern andern Häusern der Provinz und auch in andern Provinzen herrscht. Am 11. Mai 1686 schrieb der General de Noyelle an den niederrheinischen Provinzial Lamberti: Das Kolleg in Münstereifel ist so mit Schulden beladen, daß es kaum aufatmen kann; der Verwaltung hat der häufige Wechsel der Prokuratoren geschadet[6]. Auch die Kollegien in Münster, Neuß und Aachen waren von Schulden erdrückt, worüber die Generale wiederholt ihr Bedauern ausdrücken. In einem Briefe vom 8. September 1691 an den Rektor von Aachen, Lamberti, meinte Gonzalez: Ich glaube gern, daß Ihr Kolleg Hilfe bedarf, ob es aber in größerer Not ist als die andern, darüber kann ich schwer urteilen, da andere Kollegien glauben und berichten, daß sie die ärmsten der ganzen Provinz seien. Wie in der niederrheinischen, so war es auch in der oberrheinischen Provinz, wo Mainz, Aschaffenburg und andere Kollegien fast in einer beständigen Notlage sich befanden. Das gilt besonders von den Kriegszeiten. Dem Mainzer Rektor Georg Haan drückte Gonzalez am 1. März 1698 seinen großen Schmerz darüber aus, daß das Kolleg nicht allein nicht den hinreichenden Lebensunterhalt habe, sondern auch von Schulden erdrückt werde; da aber der lange Krieg, aus dem wie aus einer Quelle dies und anderes Elend entsprungen, jetzt beendigt, hoffe er auf Besserung der Lage. — Dieser lange Kriege war der Pfälzische Erbfolgekrieg, der von 1688—97 große Not besonders der oberrheinischen Provinz gebracht

[1] *Ad Austr.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] Die Briefe *Orig. M. R. Jes. 333.
[4] *Ad Germ sup.
[5] *Ad Rhen. inf.
[6] Ähnlich Gonzalez 19. Februar 1689.

und einzelne Kollegien wie Baden, Heidelberg, Speier bis zur Vernichtung getroffen hatte.

Was die französischen Kriege für die Kollegien am Rhein, das waren die Türkenkriege für Österreich. Sehr schwer waren z. B. die Verluste des Wiener Kollegs durch die Türkenbelagerung von 1683. Der Schaden wurde gering angeschlagen auf 100000 fl. geschätzt. Die Burg Maur mit dem Hof, allen Geräten und Vorräten und dem ganzen Dorf gingen in Flammen auf, ebenso verbrannten Kalksburg und der Hof Speising mit allen Vorräten, die Untertanen wurden getötet oder in die Sklaverei abgeführt oder waren geflohen. Ebenso ging es den Gärten in der Vorstadt mit allem Getreide, Holzvorräten und den großen Getreidevorräten in Gersdorf. Tresdorf wurde teils von den kaiserlichen Truppen geplündert, teils verbrannte es. Die Untertanen jenseits der Donau waren von dem sächsischen und polnischen Heere so ausgesogen, daß von ihnen nichts mehr zu erwarten. Die Weinberge brachten nicht einmal den Lohn für die Bebauung; der ganze Ertrag von mehreren tausend Eimern war verloren und für die nächsten Jahre ebenso keine Hoffnung, da es an den Arbeitskräften der Untertanen fehlte. Im Kolleg in der Stadt waren eine Reihe von Zimmern und die Schulen so zugerichtet, daß ihre Wiederherstellung große Unkosten beanspruchte. Auch die Seminarien, das Noviziat St. Anna und die Residenz St. Bernhard hatten wie die Mission in der Leopoldstadt große Verluste erlitten, letzterer wurde Haus und Kirche verbrannt, ebenso zwei Dörfer, aus denen die Missionsstation einen Teil ihres Unterhaltes bezog[1].

* * *

Die gewöhnlichen laufenden Einkünfte der Kollegien weisen große Summen auf, und doch reichten dieselben vielfach nicht aus, weil die Anzahl der zu unterhaltenden Personen zu groß war. Daher das Bestreben, die Einkünfte zu steigern, was auch in einzelnen Fällen gelang. Nur einige Beispiele.

München hatte an Einkünften im Jahre 1651 8000 fl., davon gingen ab 2100 fl. für Zinsen und 3000 fl. für die verschiedenen Lasten, Instandhaltung der Gebäude, Gehälter, Steuern, Almosen usw. Von dem Rest wurden 35 Personen unterhalten, die übrigen durch Anleihen und Almosen[2]. Von den Einkünften im Jahre 1658, die 13800 fl. betrugen, gingen ab 6800 fl. Es blieben 7000 fl. für den Unterhalt von zirka 70 Personen. Die Schulden betrugen 28000 fl. Im Jahre 1660 stiegen die reinen Einkünfte auf 9541 fl., von denen bequem 70 Personen unterhalten wurden. Im Jahre 1700 betrugen die reinen Einkünfte 10150 fl., von denen gemäß der Fundation 70 Personen lebten; es kamen also auf die Person ungefähr 150 fl. Für die St. Michaelskirche bestand ein eigener Fonds, der gleichmäßig jährlich 3900 fl. abwarf. Diese Summe genügte reichlich für Instandhaltung, Paramente, Musik, Wachs, Öl, Wein, Handwerker, Diener usw.

Neuburg hatte 1655 an Einkünften aus Getreide, Renten usw. 3929 fl., an Lasten gingen ab 1912 fl. Von den verbleibenden 2017 fl. konnten 14 Personen leben. Im Jahre 1669 beliefen sich die reinen Einkünfte auf 2824 fl. (für 24 Personen), die im Jahre 1681 auf 3600 fl. stiegen. In der Rechnung von 1685 heißt es: Die Haupteinkünfte bestehen in dem Getreidezehnten, der Scheffel (scapha) jetzt zu 4 Thlr. (scuta) gerechnet, macht 5700 Thlr., aus ständigen Einnahmen 343 Thlr. usw., im Ganzen 6783 Thlr. Davon gehen ab 1584 Thlr., es bleiben also 5199 Thlr. für 24 Personen. Im Jahre 1700 waren die Einkünfte auf 10028 fl. gestiegen, die Un-

[1] *Litt. ann. Prov. Austr. 1683.

[2] Diese und die folgenden Angaben sind den *Catalogi triennales 1651—1700 entnommen.

kosten auf 3985 fl., von dem Rest 6043 fl. wurde der Unterhalt bestritten. Die reinen Einkünfte von Regensburg betrugen im Jahre 1655 3502 fl., von dieser Summe lebten gegen 22 Personen, im Jahre 1700 waren die Einkünfte 5594 fl. In dem akademischen Kolleg in Wien zehrten im Jahre 1651 von 6300 fl. 86 Personen, 1655 von 5835 fl. dieselbe Zahl, obgleich nur höchstens 60 davon erhalten werden konnten; im Jahre 1665 lebten von 6850 fl. über 100 Personen. Die Einkünfte betrugen im Jahre 1669 20000 fl., die Lasten 9900 fl., es blieben 10100 fl. für 93 Personen; die Schulden von 36000 fl. hoben sich gegen die Guthaben von 38000 fl. fast auf. Durch die Türkenkriege blieben 1685 an reinen Einkünften nur 4823 fl. für 44 Personen, in den neunziger Jahren stiegen dieselben wieder von 18749 fl. im Jahre 1690 auf 24820 fl. im Jahre 1700; von der letztern Summe konnten 117 Personen leben, in der Tat wurden aber 129 unterhalten; auf die Person trafen also nicht ganz 200 fl. In Linz a./D. betrugen die Einkünfte im Jahre 1655 3469 fl. für 30 Personen, 1669 5039 fl. für 35 Personen, 1690 7200 fl. ebenfalls für 35 Personen, 1696 4317 fl. für 38, und 1700 4805 fl. für 36 Personen; im Durchschnitt kommen hier nicht über 150 fl. auf die Person. In Passau betrugen die Zahlen 1658 4874 fl. (25 Personen), 1669 6897 fl. (24 Personen) und 1700 7195 fl. (27 Personen).

Alles in allem gerechnet kamen auf die Person selbst bei den am reichsten dotierten Kollegien im Durchschnitt nicht mehr als 150—200 fl., so daß von übergroßem Reichtum keine Rede sein kann.

Da die Dotation der meisten Kollegien in liegenden Gütern bestand, hing die finanzielle Lage ganz bedeutend von der mehr oder weniger guten Verwaltung ab.

Die Durchführung der Verordnungen in betreff der Vermögens-Verwaltung bereitete den Obern fortgesetzt Sorgen. So erließ der General Oliva Juli 1665 ein Rundschreiben an die Provinziale, in dem es heißt: Die Wohlfahrt der Gesellschaft verursacht mir keine geringe Sorge, wenn ich fast Tag für Tag sehe, welch große Schulden und schwere Vermögensnöte die meisten unserer Kollegien drücken. Nichts ist ja der religiösen Armut oder der Beobachtung der Regeln so verderblich als großer Mangel an den zum Lebensunterhalt notwendigen Dingen. Wenn es in den Kollegien daran gebricht, finden sich sogleich Vorwände, sie anderswoher sich zu verschaffen; und während hierbei die Obern ein Auge zudrücken, kann es gar nicht ausbleiben, daß die Ordenszucht stark ins Wanken gerät. Die Hauptschuld an diesem Übelstand aber tragen die Obern, wie ich feststellen muß, wenn ich dem Ursprung desselben nachforsche, weil sie in ihrer Sorglosigkeit die Verordnungen der Generale außer acht lassen, die diese zur Erhaltung und Vermehrung des Vermögens bei verschiedenen Anlässen mit großer Klugheit erlassen haben. Deshalb wird das Rundschreiben des P. Cl. Aquaviva vom April 1601 in eingehender Weise zur Nachachtung empfohlen[1].

Auf strenge Ordnung der Verwaltung und Finanzen drängte dann Oliva wiederum in einem Rundschreiben vom 14. Januar 1679 an die Provinziale: Auf der guten Verwaltung ruht die gute Ordenszucht, und wo die Verwaltung vernachlässigt wurde, litt auch die religiöse Zucht, indem Privat-Peculien und andere Mißstände eintraten. Außerdem werden die Wohltäter uns abgeneigt, wenn sie fürchten, daß durch unsere Nachlässigkeit die von ihrer Frömmigkeit Christus geweihten Güter zugrunde gehen. Ursache des schlechten Standes der Finanzen ist abgesehen von elementaren Ereignissen zuweilen die schlechte Beobachtung der von den Regeln gebotenen monatlichen Rechnungsablage der Prokuratoren und der

[1] Epist. sel. Praep. Gen. (Romae 1911) 279. Vergl. Gesch. 2, 611.

Revision durch die Obern. Wenn aber durch Krieg, Mißwachs usw. die Einkünfte vermindert werden, dann sollen wir uns auch nicht sträuben, einstweilen durch geduldige Ertragung einer verminderten Lebenshaltung an dem gemeinsamen Geschick mitzutragen, welches sogar reiche weltliche Familien gezwungen, den früheren Aufwand einzuschränken und nach den verringerten Einkünften zu bemessen[1].

Die großen Schwierigkeiten der Verwaltung der liegenden Güter, besonders nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges lassen sich beispielsweise nachweisen an der Verwaltung des alten Klosters Biburg.

Das Kloster war als Fundationsgut 1589 dem Kolleg von Ingolstadt einverleibt und dort eine kleine Niederlassung von einigen Patres und Brüdern errichtet worden. Der Dreißigjährige Krieg war zu verschiedenen Malen mit Sengen und Brennen über die Güter hinweggebraust[2]. Nach dem Kriege wurde die Frage erörtert, ob man die Residenz überhaupt aufgeben solle. Über die Lage richtete der damalige Ingolstädter Rektor Keppler Juni 1653 ein Gutachten an den General Nickel, in dem er die Schwierigkeiten im Einzelnen schildert[3].

Bis zum Jahre 1619 glaubten wir — so führt er aus — daß wir das Recht hätten, nicht allein Bier zu brauen, sondern auch dasselbe zu verkaufen[4]. Wir hatten dadurch eine Einnahme von gegen 2000 fl. Im Jahre 1619 verlangte Kurfürst Maximilian den dokumentarischen Nachweis für dieses Verkaufsrecht. Obgleich nun das Verkaufsrecht entzogen wurde, blieb doch schließlich nach Einvernehmen mit den Beamten alles beim alten, und wir fuhren fort, das Bier zu verkaufen bis zum Jahre 1653, wo wir von den Wirten der benachbarten Orte verklagt wurden. Es erging ein Verbot der Kurfürstin (Maria Anna, Vormünderin von Ferdinand Maria), infolgedessen wir nicht allein den Nachbarn, sondern auch in der Hofmark selbst kein Bier mehr verkaufen dürfen. Da nun diese Einnahmequelle fortfällt und zudem viele Güter so zerstört sind, daß von vielen Höfen auch keine Spur mehr vorhanden, deren Wiederherstellung viele Jahre kosten wird, mußte der Obere der Residenz den Unterhalt von dem Provinzial und dem Kolleg erbitten. Anstatt also eine Hilfe für das Kolleg zu sein, ist die Residenz eine Last geworden. Deshalb ergeht die Bitte an den General, die Residenz aufzuheben und eine Verwaltung zu erlauben, wie sie früher unter der fürstlichen Kammer üblich war und jetzt bei den andern Kollegien noch üblich ist. Die Not der Residenz kann nicht gehoben werden durch den Verkauf von Getreide, da dieses wegen seiner Menge und der geringen Einwohnerzahl wenig Wert hat und nicht verkauft werden kann[5]. Auch kann der Not nicht abgeholfen werden durch das Kolleg Ingolstadt, da dieses statt der stiftungsgemäßen 60—70, jetzt 100 Personen unterhalten muß. Außerdem hat es 15000 fl. Schulden. Wird die Residenz aufgehoben, so fallen dem Kolleg zu 120 Scheffel Getreide, die der Residenz angewiesen sind, das Geld für den auf die Residenz und die vielen Gäste verwendeten Wein (500 fl.), Butter, Fleisch, Fische usw. Die eigene Bebauung ist nach dem Urteil kundiger Ökonomen und nach der Erfahrung für die Gesellschaft wenig vorteilhaft, besonders wo das Getreide in geringem Preise steht; dazu kommen noch die vielen Zerstreuungen, die der religiösen Ruhe und oft auch dem religiösen Geist nachteilig sind. Die Nachteile könnten durch Verpachtung vermieden werden. Die Verpachtung der Ländereien auf eine

---

[1] *Cod. Bamberg. 1, 106.

[2] Gesch. 1, 376; 2, 204.

[3] *Konzept und *Kopie in Clm 26475 f. 145 ff.

[4] Über die Bierbrauerei in Biburg vergl. Gesch. 1, 586 f., 2[2], 635.

[5] In dem Diar. procur. Herbipol. werden f. 79 folgende Preise notiert: Das Malter Korn hatt golten wie volgt: 1645 4 fl., 1646 1 fl. 9 Batzen, 1648 2 fl., 1651 4 fl., 1653 2 fl., 1654 1 fl. 3 Batzen, 1655 1 fl., 1656 1 fl., 1657 12 Batzen, 1658/59 1 Rthlr. oder 1 fl. 3 Batzen, 1661 3 fl.

bestimmte Zahl von Jahren würde unter der Bedingung erfolgen, daß ein Drittel der ganzen Ernte ohne Auslagen und Arbeit von unserer Seite dem Kloster zufiele, wie es früher von den Fürsten und auch mehrere Jahre von der Gesellschaft gehalten wurde.

In seiner Antwort vom 12. Juli 1653 stimmte Nickel dem Gutachten des Rektors bei. Wenn der Provinzial und die Konsultoren dafür seien, solle die Residenz aufgehoben und die Verwaltung in der angegebenen Weise geordnet werden[1]. Aber die Verhältnisse waren doch zu schwierig, als daß man sich zur Aufgabe der Residenz entschließen konnte. Ein Gutachten vom November 1662 sprach sich in der entschiedensten Weise gegen die Verpachtung aus. Bei den Pächtern ist es Sitte, nicht alle Äcker zu bebauen, sondern nur die nähergelegenen und die fruchtbarern, somit verkleinert sich das Drittel der Ernte. Dazu kommt, daß die Pächter leicht verarmen, wenn der erschöpfte Boden wegen mangelhafter Bebauung keine Ernte mehr gibt, was in diesen Gegenden wegen Mangels an Dünger sehr gewöhnlich ist. Schließlich geben die Pächter die Pacht auf, oder sie muß von uns gekündigt werden, wie die Geschichte zeigt. Hat nun der Pächter der Pacht entsagt, ist es schwer, andere Pächter zu finden; sie werden abgeschreckt durch den verheerenden Raubbau des frühern Pächters. Man muß also einen ungünstigeren Pachtvertrag eingehen oder mit großen Unkosten die Bewirtschaftung von neuem anfangen. Wenn die Güter verpachtet werden, muß das Kolleg die anhängenden Lasten an Holz, Geld, Transporten usw. doch tragen. Noch heute gilt das Wort, das Auge des Herrn füttert das Pferd (oculus Domini saginat equum) und die Gegenwart des Herrn wird für die Wirtschaft nützlicher sein als aller Eifer des Pächters. Außerdem fordert die Bewirtschaftung mancher Güter geradezu die Gegenwart der Unsrigen, wenn sie gute Erträge bringen sollen. So haben die Fischteiche und Wälder von vielen tausend Tagwerken bisher durch unsere Sorglosigkeit wenig getragen; sie könnten viel nutzbringender bewirtschaftet werden, ebenso wie Wiesen, Gärten und Weiden durch fleißigere, rationellere Bewirtschaftung viel gewinnen würden. Durch die Aufhebung der Residenz hätte das Kolleg in jedem Falle außer allen angeführten Nachteilen einen Schaden von 250 fl. Dieses Gutachten drang durch, zumal mit der Zeit auch wieder der Verkauf des Bieres Erträgnisse brachte[2].

---

[1] *Orig. l. c.

[2] Ein Überschlag von dem Preuhauß zu Biburg 1669 (Clm 26475 f. 165) lautet: 1. Zu wissen, daß durch das ganze Jahr auf die 70mal Bier gesotten wird, jeder Sud haltet 25 Eimer, 2. zu jedem Sud Winterbier werden 2 Schaff Gersten gebraucht, zum Sommerbier 2 Schaff und ein Mutt, 3. die Gerste wird gemeiniglich mit 5 fl. 30 kr gekauft, 4. zu jedem Sud Bier werden 15–16 Pfd. Hopfen gebraucht, 5. jährlich werden auch 10 Eimer Branntwein gebrannt, 6. werden auch wenigstens 10 Eimer Essig gemacht, 7. Nachbier gegen 30 Eimer, 8. müssen gleichfalls die Träber in Geld angeschlagen werden, 9. das Winterbier wird angeschlagen die Maß zu 6 ₰, das Sommerbier 7 ₰.

Winterbier 54mal gesotten, jedesmal 25 Eimer gleich 1350 à 1 fl. 30 kr.	2025 fl.
Sommerbier 16mal gebrant, jedesmal 25 Eimer gleich 400 à 1 fl. 45 kr.	700 fl.
Träber 174 Schaff	174 fl.
10 Eimer Branntwein	90 fl.
Conventbier 30 Eimer	30 fl.
Essig	20 fl.
	3039 fl.

Unkosten:

144 Schaff Gerste à 5 fl 30 kr.	792 fl.
Böhmischer Hopfen 6 Zentner à 16 fl.	96 fl.
Küpfenberger Hopfen 5 Zentner à 7 fl. 30 kr.	37 fl. 30 kr.
Holz und Lichter	120 fl.
Bech 6 Zentner à 3 fl. 10 kr.	19 fl.
Raiff usw.	24 fl.
Küfer-Arbeit	40 fl.
Jährl. Aufschlag	135 fl.
Oberknecht 34, Unterknecht 16	50 fl.
Trunk für Bräuknecht 50 und Kost 50	100 fl.
Bräumeister	100 fl.
Malzbrechen	28 fl. 48 kr.
Wasserfuhr	17 fl. 30 kr.
	1559 fl. 48 kr.

Auf verschiedene Weise versuchte man es mit der Verwaltung der Wirtschaftsgüter bald durch einige Bewirtschaftung, bald durch Verpachtung. So z. B. bewirtschaftete das Kolleg Schlettstadt seinen Hof Schnellenbühl zuerst selbst, dann verpachtete es denselben wegen geringen Ertrages 1660 zwei Schweizern auf neun Jahre, und zwar so, daß im ersten Jahr 80, im zweiten 90, im dritten und den folgenden Jahren 100 fl. mit einem Zentner Butter zu entrichten waren. Im Jahre 1669 wurde das Gut einem Schlettstadter Bürger auf zehn Jahre verpachtet unter folgenden Bedingungen: 1. Derselbe zahlt alle Unkosten für Bau, Gerät, Vieh und Melioration; 2. das Kolleg erstattet alle Unkosten für den Bau, von den übrigen nur die Hälfte; 3. der Pächter ist zur Hälfte bei Gewinn und Verlust beteiligt; 4. im ersten Jahre zahlt er als Pacht 25 Rthlr., in jedem der folgenden neun Jahre 50 fl.; 5. jährlich wird der ganze Ertrag in zwei Teile geteilt, von denen der eine dem Pächter, der andere dem Kolleg zukommt, doch so, daß das Kolleg aus der ihm zufallenden Hälfte nur 50 fl. behält, das Übrige aber dem Pächter läßt zur Bestreitung der Unkosten; 6. der Pächter kann jährlich kündigen, das Kolleg aber ist auf zehn Jahre gebunden. So wird das Kolleg im ersten Jahre 25 Rthlr. erhalten, in den folgenden Jahren 100 fl., nämlich 50 fl. Pacht und 50 fl. aus der Hälfte des Gewinnes, so lange bis die Unkosten des Pächters gedeckt sind; wenn dies der Fall, kommt dem Kolleg die ganze zweite Hälfte zu[1].

Über die Art der Bebauung machte der Prokurator des Würzburger Kollegs, P. Desiderius Lupius, der Juli 1653 nach Aschaffenburg versetzt wurde, folgende Bemerkungen:[2] Vom Jahre 1621—1636 habe ich durch die Erfahrung gelernt, daß es in Anbetracht aller Umstände für unser Kolleg nicht zuträglich ist, seine Besitzungen durch eigene Pferde, Knechte usw. selbst zu bestellen, sondern daß es besser ist, sie zur Hälfte zu verpachten. In dem Provinzialkonsult zu Aschaffenburg wurde 1623 endlich beschlossen, die Besitzungen zu verpachten, was dann im folgenden Jahre auch geschehen. Nach den schwedischen Wirren und unserer Rückkehr nach Würzburg wurden wir gezwungen, unsere Äcker, die zur reinsten Einöde geworden, durch eigene Ochsen und Knechte zu bestellen, weil kein Pächter sich fand, der Willens oder im Stande gewesen wäre, sie zum halben, dritten oder vierten Teil auf eigene Kosten zu bestellen; sobald sie wieder ertragsfähig gemacht sind, müssen sie wieder verpachtet werden. Es ist besser, dafür einen Auswärtigen als einen Untertanen zu nehmen wegen der Kollision der Interessen. — Als Betrügereien von seiten der Pächter werden aufgezählt: 1. Das Getreide, auch das für ihren Unterhalt notwendige, verkaufen sie, wenn es hoch im Preise und nachher quälen sie uns mit ihren Klagen, ihnen Getreide zu leihen zu unserm Schaden, weil wir es teuer gegen baar verkaufen könnten. 2. Sie verlangen von uns guten Hafer geliehen und geben sehr schlechten zurück. 3. Bei den Fuhren nach Würzburg verkaufen sie heimlich einen Teil des Getreides oder Stroh oder Gemüse usw. Bei der Teilung der Ernte laden sie einen Teil der uns zukommenden Garben auf ihren Wagen und fahren dieselben in ihre Scheune; zuweilen lassen sie in einem Teil des Ackers sowohl unsere als ihre Garben zurück und wenden sich dann zu einem andern Acker, später nehmen sie dann unsern und ihren Teil für sich; ebenso wird beim Dreschen ein Teil entzogen usw. — Als Erfordernisse für einen guten Pächter hebt der Prokurator hervor, daß der Pächter, mit dem nicht leicht zu wechseln, auch seinen guten Nutzen bei der Pacht finden muß, weil er sonst den Mut verliert und weder für sich noch für uns nützlich arbeitet; war der Kontrakt im Anfang etwas zu hart, soll er ermäßigt und größere

[1] Geny, Jahrbücher 2, 54, 89.

[2] *Diarium procuratoris Colleg. S. J. Herbipoli f. 29. Würzburg, Registratur der Universität.

Vorteile zugestanden werden; ferner sollte dem Pächter das nötige Holz gegeben werden, damit er nicht gegen den Kontrakt in Versuchung kommt, sehr viel Stroh zu verbrennen zum Schaden für die Düngung; auch soll man keine Äcker mit bestimmter Frucht ganz für das Kolleg reservieren, sondern von allen dem Pächter seinen Teil lassen[1].

In einem Kontrakt, den das Kolleg in Koblenz 1683 mit den beiden Pächtern der Weinberge einging, heißt es: 1. Sie sollen redlich die Hälfte der Trauben oder des Mostes abliefern; auch sind sie gehalten, beim Transport unserer Weine zum Schiff zu helfen. 2. Dieser Vertrag wird für die nächsten 24 Jahre dauern unter der Bedingung, daß sie die brachliegenden Weinberge bauen; für die Anpflanzung von 200 Stöcken in den gerodeten Weinbergen erhalten sie zwei Scheffel Korn (siligo). Wenn die Weinberge einmal angebaut sind, müssen sie jährlich auf ihre Kosten 300 Stöcke pflanzen, für die sie auch die nötigen Stützen beschaffen. 3. Die Weinberge müssen in gutem Stand gehalten werden. 4. Zur gehörigen Zeit müssen die Weinberge gedüngt werden; welche zu düngen sind, wird zur Zeit der Lese angezeigt und auch nachgewiesen, daß die Düngung hinreichend war; sie werden dies vor Johann Baptist tun und in diesem Jahre den ganzen Traubenertrag behalten; dies wird aber nicht der Fall sein, wenn sie nach Johann Baptist düngen. 5. In den gedüngten Weinbergen dürfen sie keinen Kohl und keine Rüben pflanzen, mit Ausnahme des Jahres, in dem sie neue Stöcke gepflanzt haben. 6. Jeder von ihnen soll (wie auch wir selbst) ein Register haben, in dem verzeichnet wird, welche Weinberge und zu welcher Zeit sie gedüngt worden. 7. Die Grenzen aller Güter sind jährlich festzustellen und zu bewehren. Die Weinberge dürfen nicht unterverpachtet werden. Ein Betrug bei Teilung der Trauben zieht den Verlust der Pacht nach sich[2].

An den Rektor von Bamberg Johann Risse schrieb Gonzalez am 7. November 1693: Die von mir erbetene Erlaubniß, einige Teile der dem Kolleg gehörenden Weinberge zu bebauen, gebe ich sehr gern, ja ich ermuntere dazu, daß Sie dies mit großer Sorgfalt tun, wenn die Mühe sich lohnt. Denn ich wünsche und verlange nichts mehr, als daß die Vorsteher der Kollegien sich die Bebauung der Äcker und Weinberge angelegen sein lassen, da hiervon vorzüglich die Erhaltung der Kollegien abhängt. Auch kann ich mich nicht des von Ew. Hochwürden erwähnten Reskriptes erinnern, in dem ich deren Bebauung verboten haben soll, denn so etwas pflege ich nicht zu schreiben, es sei denn in einem bestimmten Falle, um von einem Kolleg einen beträchtigen Schaden abzuwenden. Dies kann aber kaum eintreffen, da derartige Weinberge usw. dann eher zu veräußern wären, damit das Kolleg davon wenigstens einigen Nutzen hätte[3].

In Mainz trat im Jahre 1677 die Frage an das Kolleg heran, ob es anstatt der bisherigen Bezüge aus der kurfürstl. Kammer die Güter selbst in Verwaltung nehmen wolle. Ein Gutachten für den General, datiert Mainz, 17. Januar 1677, besagt darüber: Gestern wurde in der Konsultation bei P. Provinzial vorgelegt, ob die Fundation des Mainzer Kollegs geändert werden solle und zwar so, daß für Geld, Wein und Getreide, welches uns bisher vom Erzbischof mit großer Schwierigkeit und nach vielen Bitten und Verzögerungen bei den Beamten gegeben wurde, die zwei Cisterzienserinnen-Klöster angenommen werden sollten, aus deren Einkünften die bisherige Fundation bestand. Die Einkünfte wurden von den erzbischöflichen Beamten eingezogen und dem Kolleg eine bestimmte Summe verabfolgt. Nun sollen

---

[1] Ein Pachtvertrag eines Würzburger Gutes für 1651—53 im *Diar. procur. Herbip. f. 74 ff.

[2] Koblenz Staatsarchiv Gymnasium Koblenz B III 12.

[3] *Ad Rhen. inf. (per error.) 11, 390.

diese Klöster unabhängig von der Kammer und den Beamten von uns verwaltet werden. Die Gründe für die Änderung sind folgende: 1. Wird ein größerer Ertrag aus unserer Eigen-Verwaltung erhofft; 2. sind wir nicht gezwungen zu lästigen Bitten bei dem Erzbischof und den Beamten, die zuweilen uns weniger gewogen sind; 3. der Erzbischof selbst, der uns wohlwollend ist, und unsere Freunde raten dazu; das Domkapitel ist dafür und will den Vertrag mit seinem Siegel bekräftigen, wir werden deshalb im Falle der Nichtannahme beim Erzbischof und Kapitel anstoßen. Dagegen spricht: 1. Beim Eintreiben der Einkünfte durch die unsrigen sind vielleicht die Schwierigkeiten größer, als jetzt, da uns eine geringere Zwangsgewalt zur Verfügung steht; 2. die Unkosten für unsere Prokuratoren, die hingeschickt werden, sind groß, und dazu kommt noch der Schaden für das geistliche Leben; 3. man wird sagen, das Kolleg habe zwei Klöster erhalten, aber von beiden ist ein Teil und zwar ein nicht kleiner veräußert. Nach Erwägung dieser und Anhörung der Gründe von den anderen Konsultoren, die alles besser durchschauen und die Sache mit dem Kurfürsten besprochen, stimme ich für die Änderung, aber lieber wäre es mir, wenn zuerst die Sache nur für 1—2 Jahre versucht würde, bevor zum Abschluß des Vertrages geschritten wird.

Ein weiteres Gutachten vom 18. Januar 1677 spricht sich noch entschiedener für die Änderung aus: 1. weil der Kurfürst und die Kammer es wünschen, zumal sie glauben, es sei eine Gnade für das Kolleg und die Lage des Kollegs würde dadurch gebessert, was auch ich glaube; denn 2. die Räte sagen, von Rechtswegen kämen uns nicht mehr als 1000 Thlr. zu im strengen Anschluß an die Worte der Fundations-Urkunde; die Einkünfte der Klöster betragen aber jetzt nach Abzug der Kosten jährlich 2000 Thlr.; 3. wenn auch die Kammer, was einige wünschten, die alte Leistung in Geld, Getreide usw. anböte, bliebe dies doch immer unsicher, denn die Erfahrung nicht allein meiner dreijährigen Leitung des Kollegs, sondern auch der 40 Jahre, die ich zumeist im Kolleg von Mainz und im Verkehr mit den Räten und den Kammerbeamten zugebracht, hat mich hinreichend gelehrt, wie unsicher, veränderlich und beschwerlich die Kammer-Leistung ist; dazu wird sie noch gefährdet bei dem so häufigen Wechsel des Fürsten und der Beamten, deren Gunst für die Gesellschaft ebenso unsicher ist; 4. die meisten Einkünfte der Klöster sind freie, und auch nicht so schwer einzutreiben; sie müssen mit Frohnfuhren von den Bauern an bestimmten Orten abgeliefert werden; von dort können sie zollfrei, wie die Kammer anbietet, in Mainz eingeführt werden. Der Einwand Einiger, nämlich die Verwüstung der Äcker zur Zeit des Krieges, trifft auch die Kammer, und in diesem Falle haben wir bei Ablehnung weder etwas von der Kammer noch von den Klöstern. Ich habe geglaubt, in dieser seit 100 und mehr Jahren schwebenden Sache mit Benutzung der Gunst des Erzbischofs und der mir sehr zugetanenen Räte die Schwierigkeit beseitigt und die Sache des Kollegs wohl vertreten zu haben, was auch immer einige dagegen haben. Wenn ich die Verwaltung der Klöster, die ich gut kenne, zu leiten hätte, würde ich daraus einen großen Nutzen erhoffen[1].

Auf diese Gutachten und den Bericht des Provinzials Storr hin schrieb Gonzalez am 20. Februar 1677 an diesen: Was Ew. Hochwürden mit Ihren Konsultoren erbitten, nämlich die Annahme der beiden Klöster, die der Erzbischof von Mainz für den Unterhalt des Mainzer Kollegs anbietet, bewillige ich. Deshalb können Ew. Hochwürden in meinem Namen die Einwilligung erklären und das leisten, was Recht und Brauch verlangen[2]. —

---

[1] Die *Gutachten Fund. Rhen. sup. 43, 433/436.

[2] *Ad Rhen. sup. Vergl. oben S. 83 f.

An der vollen Ausnützung des Besitzes wurde man zuweilen durch andere gehindert, wenn diese dadurch ihre Gerechtsame verletzt glaubten. In einem dem Kolleg Augsburg seit 1595 zugehörigen Walde zu Adelshausen waren in acht Jahren über 6000 Klafter Holz abgestanden. Da der Transport nach Augsburg fünf Stunden in Anspruch nahm, errichtete man 1689 eine Ziegelbrennerei; zumal gute Erde vorhanden. Dagegen erhoben die Hofmarkbesitzer am 12. Januar 1692 beim Kurfürsten Max Emanuel Klage. Am 15. Januar 1692 erging ein einstweiliges Verbot an die Jesuiten, das Ziegelbrennen fortzusetzen. Der Rektor des Kollegs legte daraufhin am 1. März 1692 eingehend die Berechtigung des Kollegs zum Ziegelbrennen dar[1].

Andere Streitigkeiten verursachten die an den Gütern haftenden Rechte oder Privilegien. So hatte das Kolleg in Graz auf Grund von Exemptionen, welche das dem Kolleg überwiesene Gut Millstadt schon von Friedrich IV. erhalten und die den Jesuiten von Ferdinand II. erneuert worden, sich stets geweigert, die außerordentlichen Landesanlagen und Kontributionen zu bezahlen. Darüber war nun zwischen Kolleg und der kärntnerischen Landschaft ein Streit entstanden, der sich viele Jahre hinzog und endlich durch Vertrag vom 8. Mai 1654 wenigstens zeitweilig beigelegt wurde. Derselbe bestimmte: 1. die alten Millstädter Privilegien bleiben ungeschmälert, insbesondere die Befreiung von den gewöhnlichen Steuern, 2. das Rüstgeld muß das Stift nach wie vor zahlen, 3. die vorgeschriebenen 1800 Pfund Ansage (Gült-Grundzins) werden auf den vierten Teil nämlich auf 450 Pfund herabgesetzt. Von dieser Gült ist nur die ordentliche, nicht aber die außerordenliche Kontribution an die Landschaft zu entrichten. Ausgenommen bleibt die außerordentliche Steuer auf die Unterthanen, diese muß bezahlt werden und bildet die Grundlage für Einquartierungs- und Verpflegungslasten, 4. die Einhebung von der Tax (Verzehrsteuer) von Wein, Branntwein, Most, Bier, Meth und Fleisch ist der Landschaft gestattet, 5. die freie Weineinfuhr wird dem Gute Millstadt nicht bewilligt[2]. —

Schaden erlitten die Kollegien zuweilen durch die Gemächlichkeit oder Saumseligkeit des Einkäufers. Der Würzburger Prokurator P. Desid. Lupius (1653) machte darüber für seine Nachfolger die folgende Aufzeichnung[3]: Zum großen Schaden des Kollegs geht der Einkäufer zu selten zum Kaufhaus „in die Waag“, um nachzusehen, welche Waaren dort sind und zu welchem Preise man kaufen kann. Wenn man nämlich wartet, bis Notwendigkeit und Mangel uns dazu zwingt, müssen die Waaren gewöhnlich viel teurer gekauft werden. Deshalb ist es gut, daß der Prokurator seine Kasse nicht zu sehr leere, damit er bei günstiger Kaufgelegenheit Geld vorrätig habe. Ferner kaufe er mehr von den Großhändlern, die die Waaren herbeiführen als von den „Unterkäuffern“, die gewöhnlich teurer verkaufen. Sehr dienlich wird es sein, einen „Unterkäuffer in der waag“ uns zu verpflichten, der uns bei preiswürdigen Angeboten mahnt und dem wir rechtzeitig unsern Bedarf melden; so wird Butter für das ganze Jahr gewöhnlich im Herbst, Holz um Pfingsten billiger gekauft. Es ist gut, einmal im Jahr zum Einkauf zur Frankfurter Messe zu reisen und zwar im Herbst, um größere Unkosten und Schwierigkeiten zu vermeiden; je weniger nämlich auf einmal gekauft wird, um so teurer ist es. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum zu glauben, alles müsse man in Frankfurt kaufen, da manches hierorts billiger kommt so z. B. Meißner Tuch, Gewürze, Hirse, Butter usw. Bei dem Bücherkaufen sollte man die betreffende

---

[1] *Akten in M. R. Jes. 849.

[2] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 46 ff.

[3] *Diarium procuratoris coll. Herbip. f. 35.

Liste zeitig an einen bestimmten Buchhändler in Köln schicken, damit dieser die gewünschten Bücher bestellt und nach Frankfurt bringt, denn der mit vielen anderen Einkäufen beschäftigte Prokurator kann nicht bei den verschiedenen Buchhändlern herumlaufen. Mit dem Buchhändler ist aber zu vereinbaren, daß er uns den Buchhändler-Rabatt bewilligt, d. h. auf 1 fl. 3 Batzen nachläßt, so daß wir für 5 fl. 4 und für 10 fl. 8 bezahlen. Der Waarenbezug von Bamberg auf dem Wasserwege hat sich wegen der Schwierigkeiten (Verderben im Wasser, Liegenbleiben bei Eis) während 10 Jahren als sehr unvorteilhaft erwiesen. Beim Einkauf des Fleisches beim Metzger hat's sehr gefehlt. Seit Jahren, vielleicht auch noch jetzt, zeigt der Einkäufer dem Metzger an, wieviel Pfund Fleisch er braucht; in seiner Abwesenheit wählt der Metzger das Fleisch aus, wiegt es und schickt es durch einen Knecht ins Kolleg. Im Kolleg nimmt es der Dispensator oder Einkäufer in Empfang, ohne es nachzuwiegen. Tausend Betrügereien können hier vorkommen, wie sie vor einigen Jahren entdeckt wurden. Die Rektoren wurden oft gemahnt, haben aber aus Scheu vor dem Einkäufer nicht durchgegriffen. Wenn der Einkäufer jedesmal auf dem Markte kauft, könnte er wählen und würde im Gewicht nicht betrogen. Aber unsere Einkäufer sind zu delikat und große Herrn; sie wollen nicht so oft zum Markte gehen, wollen keinen Sack mit Fleisch nach Haus tragen, und das alles ist dem Kolleg teuer zu stehen gekommen. —

Es kann nicht geläugnet werden, daß einzelne Jesuiten nicht in ihrem persönlichen Interesse, aber wohl im Interesse ihrer Niederlassung in bezug auf Erwerbsangelegenheiten zuweilen unvorsichtig waren und dadurch Anlaß zu Klagen gaben. So schreibt der den Jesuiten sehr gewogene Geschichtschreiber der Stadt Meppen, nachdem er betont, daß der bessere Teil des Volkes die Jesuiten liebte: Manchen Unwillen erregten die sonst besonnenen Väter durch Übereilung und Unvorsichtigkeit, womit sie Gaben erstrebten und annahmen, die ihnen nur Haß erwecken konnten. So sollte in Hüselünne ein angesehener Bürger zu einer bedeutenden Geldstrafe verurteilt werden; jetzt waren die Jesuiten schon vor erfolgtem Urteil bemüht, die Geldstrafe sich zuzuwenden, um mit dieser Summe ein gekauftes Haus zu bezahlen. Dadurch luden sie den vollen Haß der in der Verurteilung schwebenden Familie auf sich und bekamen das Strafgeld doch nicht[1].

* * *

Mit der gleichen Entschiedenheit wie früher suchten die Obern die hier und da sich zeigenden Ansätze von Handelsgeschäften zu unterdrücken[2].

In dem Memorial vom 17. Juli 1655, das nach der niederrheinischen Provinzial-Kongregation zusammengestellt wurde, heißt es: Von allem Handel mit Broschüren, Bildern, Rosenkränzen und viel mehr von andern Waren müssen sich alle durchaus fernhalten[3]. Der General Nickel schrieb am 15. Februar 1659 an den oberdeutschen Provinzial Muglin: Ew. Hochwürden haben recht daran getan, den Verkauf von Gemüse aus unserm Garten in Burghausen auf dem dortigen Markte durch einen Auswärtigen zu verbieten, um den daraus entstandenen Anstoß zu beseitigen. Und am 21. August 1660 ermahnt er den Provinzial: Ich höre, daß einige in Ihrer Provinz eine Art Bücherhandel treiben. Ew. Hochwürden mögen zusehen, ob sich dies so verhält und nichts zulassen, was gegen unser Institut verstößt[4].

---

[1] Diepenbrock, Meppen 416. Das anonyme Schreiben vom Jahre 1655 gegen die Gier der Jesuiten nach Vikarien rührt von feindlich gesinnten Gegnern her und ist in dem Gegenstand nicht gerechtfertigt. 415[12].

[2] Vergl. Gesch. 2[2], 635 ff.

[3] Arch. Prov. A 11, 400.

[4] *Ad Germ. sup. — In Augsburg hatte der Prokurator Bilder der Jesuiten-Heiligen verkauft. Dies verbot ihm General de Noyelle in einem Briefe vom 23. Januar 1683. L. c.

Besonders wegen des Bücherverkaufes hatten die Obern die Last der Buchdruckerei in Dillingen immer drückender empfunden. Früher hatte man sie zeitweilig verpachtet[1]. Schließlich machte man sich mit dem Gedanken vertraut, dieselbe zu verkaufen. Der Rektor Christoph Meindl schrieb darüber am 23. August 1675 an den Vizeprovinzial Muglin[2]: Seit einem Jahre habe ich daran gearbeitet, uns, wie meine Vorgänger immer gewünscht, von der lästigen Druckerei zu befreien. P. Provinzial war einverstanden, wenn (der Drucker) Kaspar Benkard, der bisher nur 8000 fl. geboten, sich verpflichtet, in bestimmten Terminen 10000 fl. zu bezahlen. Alle Konsultoren sind für den beifolgenden Vertrag: 1. Das Kolleg übergibt Benkard das Haus mit der ganzen Druckerei, Pressen, Schriften, Papier usw. 2. Das Kolleg übergibt alle noch nicht verkauften Bücher, die in der Druckerei, im Kolleg oder anderswo deponirt sind. 3. Benkard bezahlt 10000 fl. rhein, davon baar 1000 fl. innerhalb acht Tagen nach getätigtem Vertrag; von 2000 fl. gibt er 100 fl. Zinsen, die übrige Summe ist mit 583 fl. zu verzinsen und innerhalb zwölf Jahren abzubezahlen. Sowohl die Druckerei als der Buchhandel bleiben wie bisher unter der Jurisdiktion der Universität.

Mit diesem Vertrag sandte Meindl zugleich ein Gutachten mit Gründen gegen und für den Verkauf. Gegen den Verkauf kann geltend gemacht werden, die Rücksicht auf das Andenken des Stifters der Akademie, der die Druckerei gegründet; ferner hat man in den schlimmsten Zeiten doch immer einige Einnahmen aus der Druckerei gehabt; größere Einnahmen sind zu erwarten aus dem Verkauf der Werke von Laymann, Wangnereck und Pyrrhing. Der Verkaufspreis von 10000 fl. stellt kaum die Hälfte des Wertes dar. Für den Verkauf spricht das Aufhören des Buchhandels, den die Obern nur aus Not, weil die Druckerei sonst nicht gehalten werden konnte, gestattet haben. Ferner hören dann die vielen Klagen auf, unter denen der Ruf des Kollegs sehr gelitten, nämlich daß wir die Bücher teurer als alle andern Druckereien verkaufen. Endlich fällt eine große Last für das Kolleg fort, indem es stets schwer war, einen getreuen Faktor zu bekommen und weil dem Kolleg große Auslagen entstanden. So wird auch den Klagen des P. Pyrrhing über Druckverzögerung abgeholfen, da Benkard alle seine Werke drucken will. Gegen den Grund, daß der Wert wenigstens 18000 fl. beträgt, muß beherzigt werden, daß unter den Beständen auch viele unverkäufliche Bücher sich befinden.

Der Vertrag wurde bald abgeschlossen, denn unter dem 28. September 1675 erteilte der Provinzial dem Besitzer der Dillinger Druckerei Johann Kaspar Benkard für sich und seine Nachfolger, die von Ferdinand III. bestätigten Kaiserlichen Druckprivilegien für den Schutz der Bücher von Jesuiten gegen jeden Nachdruck, insbesondere für den Druck der Werke von Pyrrhing, Wangnereck, Pontan, Bißel, Raber und für alle Dillinger Schulbücher[3]. —

Wie schon früher, veranlaßte besonders der Verkauf von Bier und Wein manche Beanstandungen von seiten der Obern, die darin wenigstens einen Schein von verbotenem Handel erblickten, und von seiten Auswärtiger, die eine lästige Konkurrenz zu beseitigen trachteten, zumal wenn es sich um einen Kleinverkauf über der Gasse oder das sogenannte Verleitgeben handelte. Der Rektor von Regensburg Maximilian Wartenberg beschwerte sich 1651 beim Kaiser[4], daß der Rat die

---

[1] Vergl. Gesch. 2², 642.

[2] *Orig. M. R. Jes. 997.

[3] *Kop. M. R. Urkunden XVI ²⁶/₃ Dillingen Jes. 2. Fasz. Dort auch Kop. des kaiserlichen Druckprivilegiums vom 15. November 1653.

[4] M. R. Jes. 1999. Kop. Zu vergleichen die Akten in Wien, Staatsarch. Reichshofr. Jes. Regensburg Jes. Brauerei 1651—54.

Jesuiten turbire gegen die kaiserlichen Privilegien Braunbier zu sieden, auch maß und faßweis zu verleutgeben, da sie in continua possessione ohne Widerred, wie solches mit den Bierreichungen und lebendigen Zeugen zu beweisen; er bat um Schutz dieser Privilegien. Der Kurfürst von Bayern trat für das Recht der Jesuiten ein. Dem Rat wurde daraufhin auferlegt, innerhalb zwei Monaten einen Bericht zu senden und die Supplikanten inzwischen nicht wider ihre Privilegien und Herkommen zu beschweren. Kammer und Rat von Regensburg legten dann in längerer Ausführung dar, daß nach dem zwischen der gesamten exempten und nicht exempten Geistlichkeit in Regensburg und dem Rat der Stadt aufgerichteten und bestätigten Vergleich unter anderm festgesetzt worden, daß zwar die Geistlichkeit von allem Getränk, es sei Wein oder Bier, welches sie für sich und die Ihrigen erkaufen, einlegen oder brauen von allen Beschwerden oder Gabella und Ungeld frei seien; sie dürften aber nicht von solchem Wein, Bier oder andern Getränk weder ihren Kostgehern noch andern wie immer, in oder außer dem Kloster seine Wohnung habend, weder in großer noch kleiner Maß etwas davon verkaufen oder für andere Sachen vertauschen. Also und ingleichen mögen auch die gesamte Geistlichkeit in ihren Klöstern und Häusern, wo sie allbereit Braxatoria oder Bräuhäuser haben, für ihren und der Ihrigen Gebrauch-Bier brauen, aber nur für sich allein gebrauchen. Dieser Vertrag wurde hernach von den beiden Gebrüdern Wilhelm und Ludwig Herzogen von Bayern 1522, auch später erneuert und bestätigt — und ist getreulich von beiden Teilen gehalten worden. Von der gesamten Geistlichkeit kann sich das Collegium Societatis nicht durch eine Exemption ausnehmen. Da der Rat früher eine solche Exemption gefürchtet und diese Furcht als Beweggrund für die Nichtaufnahme der Jesuiten angeführt, hat Herzog Wilhelm als der Societät Schutzherr interponirt und in dem Antwortschreiben vom 4. April 1589 nur das allgemeine Recht für die Societät in Anspruch angenommen. Die Rektoren von Regensburg haben zu verschiedenen Zeiten, so auch im Jahre 1645, erklärt, daß sie der Stadt keinen Schaden zufügen wollten, zumal es ihnen von den Obern verboten sei, wären auch selbst nit gemeint, aus ihrem Kollegio ein Schank- oder Bierhaus zu machen. Deshalb sei nicht ersichtlich, wie der jetzige Rektor sich auf Privilegien und Herkommen beziehen könne. Der Rat habe mithin nicht anders getan, als sein Recht aufrecht erhalten, weshalb die Jesuiten sich bei dessen Entscheidung beruhigen sollten [1].

In Rottenburg a./N. schenkten die Jesuiten wie die andern Bürger ihren eigenen Wein aus. Im Jahre 1655 erhob der Magistrat Einspruch dagegen. Die Jesuiten erwiderten, sie hätten das volle Bürgerrecht erhalten, also auch das Recht, den eigenen Wein auszuschenken, aber trotzdem wollten sie nachgeben. Sie entfernten deshalb das Zeichen des Ausschankes, den grünen Kranz [2].

In der Geschichte des Kollegs von Hall heißt es: Im Jahre 1667 brachten

---

[1] Was in den Brauereien von den Bräuknechten ordnungsgemäß an Bier vertilgt wurde, geht hervor aus einer Aufzeichnung *„Brauch oder Mißbräuch im Präuhaus" im Kolleg zu Ingolstadt den Trunk betr. 1661. An allen Sonn- und Feiertagen vormittag um 7 Uhr 3 Maß, um 10 Uhr 3 Maß, nachmittag um 3 oft auch um 1 Uhr jedesmal 3 Maß, um 5 Uhr 3 Maß, also auf jeden obgesetzten Tag für 2 Knecht 12 oder 15 Maß Bier, ohne was etwan an Sonn- und Feiertagen, so jemand die Präuknecht heimsucht, getrunken wird. Wenn man süedt (siedet), an diesen Tagen vormittag um 7 Uhr ungefähr bei dem Aufmaschen beiläufig 5 Maßl, um 10 oft auch um 9 Uhr jedesmal 5 Maß, nachmittags um 1 Uhr bei dem Treber austragen 5 Maß, um 3 und 5 Uhr je 5 Maß. Macht für 2 Knechte jeden Tag 25 bis 30 Maß Bier. Ein Vorschlag geht dahin, an den Tagen, wo man nicht siedet, erhalten die 2 Knechte 4½ Maß, an den Siedtagen zusammen 8 Maß, und so sie zu Nacht sind noch 3 Maß. Clm 26473 f. 52.

[2] Beilage zum Diözesan-Archiv von Schwaben 1891, 32.

die Weinhändler uns Schaden, indem sie gegen die Übereinkunft weder selbst unsere Weine kauften noch gestatteten, daß andere sie kauften. Deshalb verkauften wir den Wein maßweise trotz der Einsprache der Händler aber mit Erlaubniß der Innsbrucker Regierung[1].

Der Weinverschleiß (Pocillatio) bildete auch eine Quelle des Unterhaltes für das Kolleg in Schlettstadt. Die Historia berichtet darüber zum Jahre 1680: Unser Wirtschaftsgut Schnellenbühl (im Ried bei Schlettstadt) nahm die alte Gewohnheit wieder auf, durchreisende Gäste zu beherbergen und Wein auszuschenken, was für das Kolleg keine geringe Erleichterung war. Der Pächter darf nur Weine des Kollegs ausschenken und bringt uns das eingenommene Geld. Unter diesen Umständen glaubten wir auch im Kolleg den zeitweilig unterlassenen Weinausschank wieder versuchen zu sollen, da derselbe uns als altes Recht nach dem Stiftsbriefe zustand; bis zum 15. Juli übten wir dieses aus, doch so, daß die Einzelnen den gekauften Wein mitnahmen. Aber kurz darauf schritt der Magistrat ein und beklagte sich bei dem Gouverneur, daß wir zum Schaden des königlichen Zolles aus dem Weinausschank, der die Mittel liefere für die Besoldung der Besatzung, und zum Schaden der Bürger den Ausschank fortsetzten. Der Gouverneur erließ sofort ein Verbot. Der Rektor, der abwesend gewesen, setzte dem Gouverneur unser Recht auseinander. Dadurch wurde der Gouverneur beruhigt und verwies die Sache an eine andere Instanz, den Intendanten, dem der Rektor auseinandersetzte, daß schon 1666 dies Recht ausgeübt worden. Schließlich konnten die Jesuiten 1681 ihr Recht ohne weitere Behelligung ausüben[2].

In betreff der Verzollung der verkauften Waren brach in Schlettstadt im Jahre 1664 ein Streit aus, den die Historia also erzählt: Bis jetzt besaßen wir seit 30 Jahren nicht allein für uns sondern auch für diejenigen, die von uns Wein oder Getreide kauften, die Freiheit vom Stadtzoll. Der P. Rektor stellte den Käufern einen Schein aus, auf den hin die Käufer das Thor ohne Abgabe passirten. Dies wurde aber im Mai 1664 von dem Bürgermeister untersagt. Der Magistrat entschied, die Abgabenfreiheit solle unbeschränkt bestehen bleiben für die Jesuiten und ihre Güter, nicht aber für fremde Käufer und berief sich dafür auf den Vertrag mit Bischof Wilhelm von Straßburg in betreff der Propstei zu St. Getreuwen, wo die Zollfreiheit zugebilligt worden, aber „nit andern zu gut, sondern allein was sie von ihren Pfründen und eigens Inkommens Nutzung nit bedürfen, daß sie solches ihrenthalben zollfrei zu verkaufen Macht haben." Dem Rektor gegenüber, der die bisherige Praxis entgegenhielt, betonte der Magistrat, daß diese Duldung kein Recht gebe. Nun sandte der Rektor den Vertrag dem Visitator (Berthold), der am 21. Juli 1664 antwortete, der Wortlaut des Vertrages spreche für die Auffassung des Magistrats; auf keinen Fall sei deshalb ein Prozeß anzufangen. Schon früher hatte (der Provinzial) Nith. Biber dem Rektor Johann Cremer am 25. September 1653 geantwortet, die Zollfreiheit erstrecke sich nur auf unsere Produkte und nicht auf die Ausfuhr von gekaufter Ware, wie es auch anderwärts Brauch sei. Durch diese Schreiben bewogen stand das Kolleg einstweilen von weitern Schritten ab[3].

In Bamberg erforderte der 1686 begonnene Bau der neuen Kirche große Mittel. Unter den Gaben für die Kirche war auch Wein und vom Fürstbischof u. a. insbesondere noch die Zollfreiheit für eine bestimmte Anzahl von Fudern so 1687 für 6,

---

[1] *Excerpta ex Hist. Coll. Hall. M. R. Jes. 1344.

[2] Geny, Jahrbücher 2, 109, 113. Der Kollegskeller erhielt 1697 zwei neue große Fässer, das eine zu 85, das andere zu 140 Ohm Inhalt A. a. O. 166.

[3] Geny 2, 63 ff.

1688 für 50 Fuder. „Die Jesuiten eröffneten mit diesen Weinen in einem ihnen gehörigen Gebäude durch ihren Büttner (victor) einen Weinschank, dessen Ertrag kein unbedeutender gewesen zu sein scheint. Denn die Chronik des Jahres 1699 zählt zu den größten Wohltätern des Baues den Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn, weil er die Erlaubnis zum Weinschank (pocillatio) wieder auf drei Jahre ausgedehnt habe.“ [1]

Dieser besonders in Süddeutschland übliche Ausschank von Bier und Wein war ein Gegenstand besonderer Sorge für die Generale. So schrieb der General Gonzalez vom 25. März 1690 dem oberdeutschen Provinzial Painter: Zu München erregt es Anstoß, daß im Kolleg nicht anders als in öffentlichen Schenken Bier verkauft wird, das die einen in den von ihnen mitgebrachten Gefäßen mit sich nach Hause nehmen, die andern innerhalb der Kollegs-Mauern trinken und zuweilen ziemlich bezecht von dannen gehen ohne Rücksicht auf heiligere Zeiten usw. Ew. Hochwürden sollen beides sofort verbieten, sowohl, um für unsern Ruf zu sorgen, als auch um den Wirten jeden Anlaß zur Klage zu benehmen [2].

Am 21. Januar 1696 mahnte Gonzalez den Visitator der oberdeutschen Provinz Alb. Mechtl: Es darf nicht geduldet werden, daß die Unsrigen, sei es zu Mindelheim sei es anderswo, nach Art der Schankwirte Bier maßweise an der Pforte verkaufen, zumal dies meist mit Anstoß bei den Wirten verbunden ist [3]. Ein allgemeines Verbot schärfte Gonzalez wiederum ein am 6. Juli 1697 in einem Briefe an denselben Visitator: Entsprechend meinem Verbot in andern Provinzen, schrieb er, steht es bei mir fest, auch in dieser Provinz weder zu Landshut noch anderswo zu erlauben, daß aus dem Kolleg, sei es Wein, sei es Bier irgendeinem verkauft wird. Wenn man heute anfängt, es einigen wenigen zu verkaufen, wird es nach wenigen Monaten allen, die kommen, verkauft, indem tagtäglich immer wieder andere kommen, denen man es nicht abschlagen kann oder glaubt, es nicht abschlagen zu können oder nicht abschlagen will, sei es wegen des Gewinnes oder aus einer andern Ursache. So lehrt uns die Erfahrung. Wenn einige in der Stadt nach dem Bier des Kollegs verlangen, sollen sie ganze Fässer von ein, zwei oder drei Eimern kaufen oder für eine Verkaufsstelle außerhalb des Kollegs und einen auswärtigen Verkäufer Sorge tragen [4]. —

Auch gegen den Verkauf von Arzneien aus den Apotheken kämpften die Generale fortgesetzt an [5]. So mahnte der General Nickel am 31. Juli 1655 den oberdeutschen Provinzial: Der Mißbrauch, daß Arzneien aus dieser Apotheke (zu Altötting) verkauft werden, kann nicht geduldet werden, denn das ist Handel, der unserm Stande nicht entspricht; ein weiterer Mißbrauch, der sich für uns nicht paßt, ist, daß dem Bruder, der die Apotheke besorgt, erlaubt wurde, Kranke, sogar Frauen zu heilen, zumal der Bruder in der Medizin nicht bewandert und in der Tugend wenig begründet ist. — Um der Sache ein Ende zu machen muß der General schließlich den Verkauf der Apotheke befohlen haben, wogegen aber der Kardinal von Regensburg Einsprache erhob. Am 18. Dezember 1660 schreibt nämlich Nickel an den Rektor von Altötting: Es wäre mir unangenehm, wenn Einer der Unsrigen dahin gewirkt, daß der Kardinal von Regensburg gegen den Verkauf Ihrer Apotheke Einsprache erhoben. Inzwischen wird man dieser Einsprache Folge leisten müssen, ebenso, daß man sich bemüht, seine Einwilligung zur Ausführung des beschlossenen Verkaufs zu erlangen. Schon vorher, am 11. September 1660, hatte Nickel die Entfernung des Bruders

[1] Weber, Geschichte der gelehrten Schulen in Bamberg 484.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] L. c.
[4] L. c. Ähnlich schon 20. April 1697.
[5] Vergl. Gesch. 2[2], 639 ff.

Phil. Haider befohlen, weil derselbe nicht aufhöre, an Auswärtige, die ihn konsultieren, Medizinen zu verabreichen[1].

In Landsberg wurden Klagen gegen das Kolleg erhoben, daß es zum Schaden der Stadtapotheke Arzneien an Auswärtige abgebe. Der Streit wurde durch einen Ärztestreit wegen des Kollegs noch verschlimmert. Am 25. Januar 1678 beklagte sich der Landsberger Arzt Dr. Christoph Genzinger bei dem oberdeutschen Provinzial, daß sein Kollege Dr. Gigl ihm vom Kolleg vorgezogen worden. Unlängst habe hiesiger Stadtapotheker, sein Bruder, den Provinzial gebeten um Abstellung der Abgabe von Medizinen, so vom Kolleg in die Stadt und auf das Land geschehen. Eine solche Abstellung sei um so notwendiger, weil rings herum alles voll „Apotöcken" sei. Der Befehl, nichts mehr auszugeben, habe nichts gefruchtet[2]. Eine ähnliche Klage ging später an den Kurfürsten Max Emmanuel. Dieser schrieb am 18. Dezember 1681 an den Rektor von Landsberg, Dr. Gigl sei, wie man klage, nur deshalb vom Kolleg als Arzt angenommen worden, um dem Dr. Genzinger den Verschleiß der Medikamente zu nehmen und der Kollegs-Apotheke eine größere Einnahme zu verschaffen. Darauf antwortete der Rektor Januar 1682, die Klage sei unbegründet, der verstorbene Stadtphysikus Dr. Lechl habe Dr. Gigl mit seiner Vertretung betraut. Das Kolleg sei mit ihm zufrieden gewesen und habe ihn behalten, auch als der neue Stadtphysikus Genzinger sein Amt angetreten. Dieser habe nun das Kolleg zwingen wollen, Dr. Gigl zu entlassen. Das Kolleg habe sich geweigert und auch beim Kurfürsten Recht behalten. Die Patienten seien mit Dr. Gigl sehr zufrieden, und diese Konfidenz gelte mit Recht als halbe Kur. Die Rektoren und Provinziale hätten zu verschiedenen Malen erklärt, sie wollten nicht gestatten, daß zum Nachteil der Stadtapotheke aus dem Kolleg Arzneien verkauft würden. Dies sei auch beobachtet worden mit Ausnahme einiger Fälle für das Land, in denen man sonst nach Augsburg gegangen.

Der Landsberger Stadtapotheker ließ aber nicht locker; er bediente sich sogar verwerflicher Mittel, um die Jesuiten ins Unrecht zu setzen. Darüber berichtete der Landsberger Rektor Balth. Stromair am 28. August 1698 an Bürgermeister und Rat von Landsberg: Ignatius Genzinger, allhiesiger Stadtapotheker, hat sich wieder beim Rat beklagt, daß die Apotheke des Kollegs zu seinem höchsten Schaden Medizinen abgegeben, wovon er die Liste beigelegt. Weil vom Kolleg lange Zeit nichts mehr abgegeben worden, hat Genzinger „unanständige Manier erdacht, wie er meine Apotheke möchte hintergehen und etwas von Medikamenten herauslocken". Er hat Namen von auswärtigen Badern fälschlich unter Zettel gesetzt und falsche Boten damit ins Kolleg geschickt. Dieser Bote (Name) hat einen armen Bauersmann vorgestellt, welcher teils für sich, teils für den gefälschten Bader (acht Stunden von hier) Medikamente verlangt. Der Stadtapotheker hat schon früher so gehandelt, um falsche Anklagen nach München zu bringen. Genzinger behauptet, das Kolleg habe ihm schon über 20000 fl. Schaden gebracht. Er kann billig als „ein unwahrhafter, unredlicher Mann" ausgerufen werden. Wenn die Zettel auch wahr wären, warum sollte ich keine Medizin abgeben dürfen? Wer wird die Schwaben nötigen, bei Genzinger Medizin zu kaufen? Schließlich versichert der Rektor, er werde mit der Medizin eine solche Moderation gebrauchen, daß keine Ursache zu Klagen gegeben werde[3].

Im Jahre 1673 klagten die Münchener Apotheker beim Kurfürsten, daß die Franziskaner, Kapuziner und „Jesuiter" eigene Apotheken unterhielten. Aus dem

[1] *Ad Germ. sup.
[2] *Orig. M. R. Jes. 1639.
[3] *Kop. M. R. Jes. 1639.

Jahre 1697 liegt eine weitere Klage der Münchener Apotheker an den Kurfürsten vor, besonders gegen die Jesuiten und Franziskaner, „die sich in alle bürgerlichen Gewerbe einmischen". Sie behaupten, daß öfters einer von einem Geistlichen, Bruder oder Weib, eine Arznei nimmt „und darüber krepieren hat müssen". Die P. P. Jesuiten bringen „mittels ihrer wohlbekannten Eloquenz" ihre schlechten Waren mit großem Nutzen an. Daraufhin ließ der Kurfürst am 28. September 1697 dem Magistrat von München mitteilen: Auf Grund einer Beschwerde gegen das Kolleg S. J. und andere Klöster ist an diese ein Inhibitorialbefehl ergangen, der Magistrat möge die Übertreter dieses Befehles strafen[1]. Unter demselben Datum befahl der Hofrat dem Kolleg, daß von der Kollegii Appodecken allhier einige Medicamenta bei empfindlicher Straf nicht mehr in die Stadt hinausgegeben werden sollen[2].

Auch nach Wien waren schon früher wiederholte Weisungen von Rom ergangen, keine Arzneien an Auswärtige zu verkaufen[3]. Dieselben scheinen wenig gefruchtet zu haben, denn der General Nickel drückte am 15. März 1653 dem Provinzial Trinckellius seine große Verwunderung aus, daß man mit der Apotheke im Wiener Profeßhaus so lange Nachsicht geübt, denn eine solche Apotheke wie im Profeßhaus sei mit dessen Armut durchaus unvereinbar. Mit den Apotheken in den Kollegien verhalte es sich ja anders, aber auch da sei die größte Wachsamkeit geboten[4]. Am 18. Dezember 1653 schrieb Nickel an den Präpositus des Profeßhauses: Ernstlich ermahne ich wiederum, daß man sich vom Verkauf von Medikamenten und allem, was auch nur den Schein von Handel hat, enthalte, wie ich früher befohlen habe[5]. Aber auch dieser Befehl wurde nicht befolgt, wie neue Klagen der Wiener Apotheker beweisen. Gegen diese Klagen reichten die Wiener Jesuiten Juni 1659 ein Libell an die medizinische Fakultät ein[6]. Um dieselbe Zeit erschienen die Wiener Apotheker in der Sitzung der Fakultät wegen einer Schrift, die Abraham Jung, der Apotheker des Wiener Profeßhauses, gegen die Apotheker verfaßt. Am 14. Juni beschloß die Fakultät zwei ihrer Mitglieder mit zwei Apothekern zu dem Präpositus des Profeßhauses zu schicken und zu fragen, ob der genannte Abraham Jung diese Schrift gegen die Wiener Apotheker auf eigene Auktorität oder mit Vorwissen der Obern verfaßt, ferner sollten den Jesuiten die Patienten und Praxis genommen und drittens zur Bewahrung des Friedens die Annahme von weltlichen Gehilfen nicht weiter gestattet sein. Diese Kommission wurde am 23. Juni ausgeführt. Da aber der Präpositus sich nicht dabei beruhigen wollte, wandte er sich an den Kaiser. Das Bittgesuch des Präpositus Pizzoni übersandte die Regierung dem Dekan der medizinischen Fakultät. In der Sitzung vom 20. Januar 1660 wurde dasselbe verlesen. Es enthielt eine Anklage gegen das Wiener Collegium pharmaceuticum, dasselbe habe statuirt, daß in der Folge kein Gehilfe oder Lehrling, der bei den Jesuiten gedient oder disziplinirt, von dem Collegium pharmaceuticum in Wien oder anderswo aufgenommen oder für fähig erklärt werde. Die Patres baten außerdem, es möge ihnen erlaubt sein, ihre Medizinen den Magnaten oder andern zu verkaufen. Dagegen reichten die Apotheker eine Vorstellung ein, welche die Fakultät der Regierung übersandte. Zugleich beschloß sie durch zwei Mitglieder und einen Apotheker dem Kaiser persönlich die Sache vortragen zu lassen, was auch bald geschah. Nach vielem Hin- und Herstreiten erging am 28. Juli 1660 ein kaiserliches Dekret an die Apotheker mit folgendem Inhalt: P. Franz Pizzoni, der

---

[1] München Stadt-Archiv Gewerbe C VI Apotheken.

[2] M. Kr. A. M. F. 115/8856.

[3] Vergl. Gesch. 2², 641.

[4] *Ad Austr.

[5] *Responsa RP. Nickel. Inst. 75.

[6] Leop. Senfelder, Acta Facultatis Medicae Univers. Viennensis 5 (1910) 414 f., 418 f. — Vergl. A. v. Mayer, Geschichte der Stadt Wien 6 (1918) 263 ff.

Präpositus des hiesigen Profeßhauses hat demütigst gebeten, ihnen nicht allein eine offene Apotheke zu verstatten, sondern auch darüber wegen anderer unterschiedlicher Punkte ein kaiserliches Diplom zu erteilen. Nach Einforderung von Gutachten hat sich der Kaiser am 9. dieses dahin resolvirt, daß die bürgerlichen Apotheker den Patribus im Profeßhaus allhier an ihrer Apotheke und den darin beschäftigten Provisoren, Gesellen und benötigten Leuten keinen Eintrag tun noch besagte Provisores und Gesellen an ihrer Promotion verhindern, sondern dieselben in alleweg den Ihrigen gleichhalten. Und daß für das andere besagten Patribus im Profeßhaus (andern aber zu keiner Konsequenz) erlaubt sein solle, neben dem Konvikt, den Seminarien und Geistlichen auch andern besondern Wohltätern die Medikamente aus ihrer Apotheke auf Begehren reichen und ausfolgen zu lassen. Gleichwohl sollen die Patres kein allgemeines Gewerb und öffentliche Feilschaft daraus machen und nur gegen ihre besondern Guttäter mit solcher Diskretion gebrauchen, daß dabei aller Exzeß verhütet und den bürgerlichen Apothekern zu allzu großen weitern Beschwerden nicht Ursach gegeben werde [1].

Da das Profeßhaus auch weiterhin wegen des Verkaufes behelligt wurde, legte es im Jahre 1693 den General-Revisoren in Rom eine Reihe darauf bezüglicher Fragen vor. Diese antworteten in einem Gutachten vom 20 Juli 1693: Der Verkauf von Medikamenten verstößt nicht gegen das kanonische Verbot des Handels, das sich nur auf Dinge erstreckt, die gekauft werden in der Absicht, dieselben unverändert mit Gewinn zu verkaufen. Das wird bestätigt durch die Praxis in Rom, wo unter den Augen des Papstes aus den Apotheken der Ordensleute stets Medikamente an Auswärtige und Weltliche verkauft werden. Als im Jahre 1637 die Congregatio visitationis apostolicae aus andern Ursachen dies den römischen Regularen durch ein besonderes Dekret verbot, wurde das Dekret auf dringende Bitten hochstehender Männer von Urban VIII. wieder aufgehoben. Der Verkauf steht auch nicht im Widerspruch zur Armut des Profeßhauses, da es sich um Einkünfte aus Mobilien handelt. Obwohl der Verkauf von Medikamenten in dem 84. Dekret der 7. General-Kongregation nicht unter den Dingen aufgeführt wird, die einen Schein von Handel begründen, so wagen wir doch diesen Verkauf nicht auszuschließen, wenn er ohne jede Beschränkung geschieht. Die Entscheidung hierüber steht dem P. General als dem legitimen Erklärer der Regel zu. Uns scheint dem betreffenden Dekret nicht zu widerstreiten, wenn man die überflüssigen Medikamente verkauft, auch dann, wenn für die bessere Art der Bereitung größere Mengen hergestellt worden, als man voraussichtlich für den eigenen Bedarf benötigte. Auch widerstreitet ein Verkauf von Medizinen dem Dekrete nicht, wenn der Verkauf zunächst nicht in der Absicht eines Gewinnes geschieht, sondern aus einem andern Beweggrunde der Liebe, Dankbarkeit usw. Denn es kommt häufig vor, daß angesehene Männer, Wohltäter und Freunde der Gesellschaft, von uns Medikamente erbitten, weil sie größeres Vertrauen auf unsere Gewissenhaftigkeit, Kenntnisse und Uneigennützigkeit haben. Der allgemeine Grund für diese Fälle ist, weil dann der Schein von Handel fortfällt, besonders wenn der Verkauf nur auf einige bestimmte Medikamente und auf bestimmte Personen beschränkt wird [2].

Infolge dieses Gutachtens erließ Gonzalez am 15. August 1693 an den Präpositus des Profeßhauses P. Siser den Befehl, dafür Sorge zu tragen, daß die

[1] Senfelder 5, 419 f.

[2] Das *Gutachten (Austr. 22, 83) ist unterzeichnet von Alemanus, Leykamp und Aegidy. Der französische General-Revisor unterzeichnete nicht, weil er den Verkauf für einen Verstoß gegen die Armut eines Profeßhauses hielt.

bisherigen Vorschriften beobachtet und in der Folge keine Arzneien mehr aus der genannten Apotheke an Auswärtige verkauft würden[1].

Auch aus der oberdeutschen Provinz liegt ein Gutachten vor, das im wesentlichen zu denselben Schlüssen kommt. Es rührt her von dem Ingolstädter Kanonisten P. Melchior Friedrich und trägt das Datum vom Jahre 1701.

Das Gutachten erörtert zuerst die allgemeine Frage, ob die Religiosen Arzneien, die sie bereitet, verkaufen können. Nach Anführung aller Gegengründe entscheidet sich Friedrich für die Erlaubtheit, da es ja kein eigentlicher Handel und auch nicht in erster Linie auf Gewinn abgesehen sei. Dafür spricht die Praxis vieler Orden und das Gestatten der höchsten Ordensobern, Visitatoren, der Kardinäle und des Papstes in Rom. Das Verbot Urbans VIII. galt nur für Rom und wurde suspendiert. Der von Urban VIII. angedeutete Schaden für das bürgerliche Gewerbe tritt nur dann ein, wenn die Religiosen beim Verkauf das Maß überschreiten und die Käufer an sich locken. Das ist bei uns nicht der Fall, da alle bürgerlichen Apotheken ihr gute Kundschaft und gutes Auskommen haben. Auch die Freiheit von bürgerlichen Lasten, deren sich die Klöster erfreuen, steht nicht im Wege, aber zur Vermeidung von Ärgernis ist Maßhaltung im Verkauf geboten und jeder Schein von Habgier zu meiden. Deshalb sind Arzneien nicht in großer Quantität und nicht an alle zu verkaufen, wo bürgerliche Apotheker sich befinden. Es darf ferner kein großer Gewinn erzielt werden, der über das hinausgeht, was zur Erhaltung der Offizin nötig ist. Zudem soll der ganze Gewinn für die Armen verwandt werden. In keinem Falle dürfen bürgerliche Apotheker so geschädigt werden, daß sie sich und ihre Familie nicht mehr ordentlich unterhalten können[2].

[1] *Ad Austr.

[2] *Orig. Clm 26473 f. 76 ff. — Über den Bezug von Chinin für die oberdeutschen Apotheken enthalten die Briefe des Prokurators Friedrich Ampringer in Rom an P. Seb. Grueber in München aus dem Jahre 1680 interessante Einzelheiten. Vergl. besonders die Briefe vom 15. Juni, 13. Juli, 19. Oktober 1680. *Orig. in M. R. Jes. Fasz. 333.



Viertes Kapitel.

Häusliches Leben.

Sitten und Unsitten. — Die Laienbrüder. — Die Obern. — P. Eusebius Truchseß als Oberer.

Das häusliche Leben war bestimmt durch die Ordensregeln und noch enger umschrieben durch die sogenannten Konsuetudinarien, Gebräuche-Register, die von den einzelnen Provinzen aufgestellt und von den Generalen bestätigt waren.

Da weder die Ordensregeln sich geändert, noch die früheren Provinz-Konsuetudinarien eine wesentliche Änderung erfuhren, so bewegte sich das häusliche Leben in denselben Bahnen, wie früher. Das gilt auch von Wohnung, Kleidung und Nahrung. Fürs gewöhnliche hatte jeder Pater ein Zimmer und zwar ein nicht heizbares; im Winter mußte dann ein gemeinsames, heizbares Zimmer (hypocaustum) benutzt werden. Der General Gonzalez schreibt am 19. November 1695 dem Visitator der oberdeutschen Provinz Albert Mechtl: Daß die Patres in Hall und Innsbruck durchgängig zwei Zimmer und zwar wie in Innsbruck zwei große Zimmer haben, verträgt sich wenig mit unserer religiösen Armut. Nachdem diese Kollegien nun einmal gebaut sind, mögen Ew. Hochwürden zusehen, wie Abhilfe geschaffen werden kann. Jedenfalls muß Vorsorge getroffen werden, daß dies in andern Kollegien nicht nachgeahmt wird, oder wenn ein Kolleg zu bauen ist, solche Doppel-Zimmer nicht hergerichtet werden.

Später verfügte Gonzalez in einem Briefe vom 6. Juli 1697 an den Visitator Mechtl: Ich erlaube zwei Zimmer für den Superior, den Prokurator und den geistlichen Vater, wo sie dies schon haben; ferner für einige wenige verdiente Greise, aber von diesen soll denen, die noch kein zweites haben, ein solches in der Folge nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Provinzials gestattet werden. Die am Hof beschäftigten Patres können zwei Zimmer behalten, wo sie bereits zwei innehaben. Den andern sollen zweite Zimmer nicht gegeben, noch solche, wo keine vorhanden sind, eingerichtet werden. Ein geheiztes Zimmer wird gestattet dem Superior, Prokurator, dem geistlichen Vater, den Hofpatres, den Predigern, die alle Sonn- und Festtage predigen, den Professoren der scholastischen Theologie und Philosophie, wo sie die Unsrigen als Schüler haben, und wenn noch andere da sind, die, wie man sagt, ex antiquo in possessione sind. Die P. P. Ministri sollen überall mit Ausnahme von Landsberg bei der Kommunität im gemeinsamen Hypokaustum wohnen. Damit dies nun sicherer geschieht, ist ihnen kein anderes heizbares Zimmer noch ein Ofen in ihrem Zimmer zu lassen, der ja, weil nie geheizt, nur Platz fortnimmt. Wenn dies vielleicht den P. P. Ministri lästig erscheint, so mögen sie sich erinnern, daß ihre Vorgänger in derselben Lage gewesen und daß dies zu ihrem Amt gehört. In betreff der Patres in der Seelsorge (Operarii)

verlange ich vorher eine Information, wer von ihnen eines heizbaren Zimmers sehr bedürftig ist: bisher war es eine sehr seltene Ausnahme, wenn einer von ihnen sich dieser Wohltat erfreute.

Gegen diese Verordnung erhoben sich verschiedene Schwierigkeiten, die Gonzalez am 16. November 1697 dem Provinzial Martin Müller mitteilte: Die Obern der Kollegien in Augsburg und Landshut schreiben, daß in Augsburg der Minister und Philosophie-Professor, in Landshut der Operarius ein heizbares Zimmer bedürfen. Der Minister sei sehr kränklich und könne für das Stillschweigen im gemeinsamen Hypokaustum von seinem Zimmer aus hinreichend sorgen, weil er seine Türe zu demselben offen halte. Der Operarius werde oft in der Nacht zu Kranken gerufen und kehre mit durchnäßten Kleidern zurück, auch sei jetzt im gemeinsamen Hypokaust kein Platz mehr für ihn frei. Ich werde den Obern antworten, daß die Patres ihre heizbaren Zimmer behalten können, der Operarius aber nur so lange, bis für ihn anderweitig Platz geschaffen worden. In der Folge soll keiner Minister werden, der nicht mit den Übrigen im gemeinsamen Hypokaustum wohnen und dort für Stillschweigen und Ruhe sorgen kann. Wenn jemand wegen seiner Gesundheit ein geheiztes Zimmer bedarf, soll ihm das für die Kranken bestimmte Hypokaustum angewiesen werden; falls dies nicht angeht, muß allen bekannt gegeben werden, daß ihm ein eigenes geheiztes Zimmer nicht wegen seines Amtes, sondern nur wegen seiner angegriffenen Gesundheit bewilligt wird. Sonst könnten seine Nachfolger, oder die ähnliche Ämter versehen, dasselbe verlangen. Ähnlich schrieb Gonzalez am 16. November 1697 an den Augsburger Rektor Osterpeutter, dem kranken Minister und dem am Podagra leidenden Philosophie-Professor könne das geheizte Zimmer gelassen werden. Für die wirklich Bedürftigen müsse in jeder Beziehung gesorgt werden, aber dabei sei zu verhüten, daß, wie es zu geschehen pflege, solche Ausnahmen auch von Nichtbedürftigen in Anspruch genommen würden [1]. —

Die damals so ungebührlich aufgebauschten Rangstreitigkeiten suchten sich auch im Innern des Hauses fortzusetzen. Dagegen schritten aber die Obern entschieden ein. Gonzalez schrieb am 12. April 1692 an den Provinzial (?) der niederrheinischen Provinz: Ich höre, daß bei dem Magistermahl die Theologen den Vorrang verlangen; so etwas ist weder hier noch anderswo zu dulden, eine Ausnahme bilden die öffentlichen Akte, wo es sich um akademische Rechte handelt. Und am 23. November 1697 erneuerte er diese Weisung für Osnabrück, wo ein Streit zwischen Prediger und Professoren ausgebrochen war: wie beim Mittags- und Abendessen, so sitzen alle auch bei dem Magistermahl in der Ordnung, in welcher sie den Speisesaal betreten [2].

Einzelne Gebräuche, die teilweise besondern Umständen ihren Ursprung verdankten, blieben bestehen, trotzdem der Anlaß fortgefallen war. Am 28. Februar 1654 machte der General Nickel den oberdeutschen Provinzial Spaiser aufmerksam, man wundere sich darüber, daß in der Provinz auch jetzt noch die Lauretanische Litanei gebetet werde, die zur Kriegszeit für die damaligen Nöten verordnet worden. Mit Wegfall der Ursache pflegen solche außergewöhnliche Gebete aufzuhören, damit sie nicht eine Gewohnheit werden, so soll man es auch in der dortigen Provinz halten [3].

Oliva schreibt am 1. Juni 1680 dem Provinzial Mülholzer: die Patres in Innsbruck sind sehr zufrieden mit der Einschränkung der Einladungen bei Aus-

[1] *Ad Germ. sup.
[2] *Ordinat. Prov. Rhen. inf. A 10.
[3] *Ad Germ. sup.

wärtigen, sie wünschen aber zugleich, man möge endlich, wie schon lange geplant, eine Villa vor der Stadt kaufen, in der nach der bei uns und auch in andern Provinzen üblichen Sitte die Lehrer zur bestimmten Zeit ihre Erholung finden können. Dadurch werden wir auch erreichen, daß sie keine Erholung bei Auswärtigen suchen, indem sie sehen, daß uns diese Sache am Herzen liegt. Am 20. April 1675 hatte Oliva den Provinzial Thanner gemahnt: Wie ich die Professoren und Magistri von Luzern Ew. Hochwürden empfohlen habe, so empfehle ich auch die Innsbrucker. Daher soll auch für diese eine Villa erworben werden, in der sie sich in den Ferien erholen können.

Obgleich die Professoren in Dillingen durch die Zahl der Vorlesungen und ihre Arbeiten in der Seelsorge mehr belastet sind — so schreibt Oliva am 21. Februar 1671 an den Provinzial —, haben sie keinen Ort, wo sie in den Ferien freie Luft schöpfen und sich erholen können. Das billige ich durchaus nicht. Deshalb mahne ich Ew. Hochwürden dringend, sich um eine Villa umzusehen, wohin die Professoren und Magistri in den Herbstferien geschickt werden können, damit sie dort nach dem Brauche der Gesellschaft die eine oder andere Woche von ihrer Arbeit ausruhen[1]. —

Von einem allgemeinen Gebrauch der neu aufgekommenen ausländischen Genußmittel Tabak, Schokolade, Tee und Kaffee wollten die Obern nichts wissen, trotzdem dieselben damals in allen Kreisen eine große Verbreitung fanden.

Im Juli 1698 erschien in Innsbruck eine Doktor-Dissertation aus der Feder des Professors der Medizin Franz Holler von Doblhof über den Mißbrauch im Genuß von Schokolade, Tee, Kaffee und Tabak[2]. Darin heißt es: Aus fremden Ländern, aus Amerika, aus China, aus Arabien führen wir Luxusartikel ein und preisen sie als Göttertränke, anstatt Entsagung und Arbeit zu pflegen. Vor dem Essen nimmt man Schokolade zur Magenstärkung, nach dem Essen Tee oder Kaffee, den Tabak nimmt man in Pulver in beide Nasen, selbst in der Kirche. Dann trinkt man ihn noch in Form von Rauch[3]. Schokolade wird gekocht in den Kabinetten der Fürsten, in den Privatgemächern der Adeligen, in den Boudoirs der Damen, in den Museen der Professoren. Die Adeligen und Damen kochen ihn selbst, sie sind Köche und Köchinnen geworden. Schokolade wird den ganzen Tag in goldenen Büchsen von Damen herumgetragen und daran genascht. Statt des bei den Türken beliebten Kaffees soll man sich in Deutschland an Brennsuppen halten und an dem „Europäischen Kaffee“, d. h. dem mit Zucker gerösteten Getreide (Kornkaffee). Der schlimmste Mißbrauch wird mit dem Tabak getrieben. Vornehme Herrn und Damen, selbst Ordensleute schnupfen, Volk und Soldaten rauchen, und die unterste Hefe kauen ihn. Kein neuer Laden wird geöffnet, der nicht auch Tabak feil hält. Anstatt Getreide pflanzt man Tabak; manche verzichten lieber auf das Essen als auf Tabak. Und doch ist im Tabak Gift. Ein Tropfen Tabaköl in einer Wunde zeigt es. Und dazu die Unreinlichkeit und der Geruch usw.

Das Tabakrauchen drang auch in die Ordenshäuser ein. Der General Nickel schreibt darüber 1. August 1654 an den Provinzial der oberdeutschen Provinz, Spaiser: Nicht ohne große Betrübnis habe ich erfahren, daß in dieser Provinz der Gebrauch des Tabaks eingerissen, der so oft von den Generalen wegen des üblen Geruchs und anderer Nachteile den Unsrigen streng verboten worden. So

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] F. Holler de Doblhof, Usus Chocolatae, Thee, Caffe, et Tabaci abusus vitae longae et sanitati contrarius. Innsbruck, Reisacher, 1698 4° 12 S.

[3] Im siebzehnten Jahrhundert ist der gewöhnliche Ausdruck für unser Rauchen Tabak trinken.

haben, um die gelindern Verbote zu übergehen, P. Mutius (Vitelleschi) und P. Vincentius (Carrafa) unter dem Gebote des Gehorsams in verschiedenen Provinzen Italiens, Spaniens, Portugals und der beiden Indien, in die dieser schädliche Gebrauch eingedrungen, denselben verboten. Tabak sollte nur mit Erlaubnis des Provinzials nach der Vorschrift des Arztes gestattet sein und dann nicht in der Öffentlichkeit, sondern nur auf dem Zimmer, und zwar allein (ohne daß andere zugegen) und unter demselben Gebote des Gehorsams. Wenn auch P. Vincentius irgendwo aus bestimmten Gründen das Praeceptum sub obedientia gemildert hat, so hat er dort doch sein Verbot aufrecht erhalten, und zwar unter der Strafe der öffentlichen Geißelung im Speisesaal während der Dauer eines Miserere. Ich übergehe die Verordnungen anderer Orden, von denen einige mit einem ähnlichen Praeceptum, andere mit Entziehung der aktiven und passiven Stimme den Ihrigen den Tabak verboten haben. Für geweihte Orte schien dieser Gebrauch Urban VIII. und Innocenz X. so ungeziemend und unwürdig, daß der erste durch Breve vom 30. Januar 1642 den Gebrauch des Tabaks, den er einen ärgerlichen Mißbrauch nennt, unter Strafe der Exkommunikation von allen Kirchen und ihren Kreuzgängen streng ferngehalten in der ganzen Diözese Sevilla, in der sich diese Gewohnheit eingeschlichen hatte. Er verbot nämlich allen Gläubigen, Geistlichen wie Laien, das Rauchen und Schnupfen. Innocenz X. verbot am 8. Januar 1650 jeglichen Tabakgenuß in St. Peter, auch in der Sakristei und in den Säulenhallen. Zum Ärgernis der Hausgenossen und der Auswärtigen schleicht nun das Übel in dieser Provinz ein; an einigen Orten sollen die Auswärtigen deshalb sich von den Gesprächen und dem Beichtstuhl der Unsrigen fernhalten. Auch wenn ich schärfere Maßregeln wie das Gebot des Gehorsams oder andere anwendete, würde ich nicht gegen das Beispiel meiner Vorgänger und gegen die Vernunft verstoßen. Im Vertrauen jedoch auf den freudigen Gehorsam in der Provinz bitte ich dringend, daß man, eingedenk des Ordensstandes und was sich für ihn ziemt, mit der Entsagung, die wir nach dem Apostel immer üben müssen, von allem öffentlichen Gebrauch gänzlich Abstand nehme. Wenn einer für seinen Privatgebrauch, um eine Krankheit zu vertreiben, Tabak bedarf, soll der Gebrauch nicht anders gestattet sein, als mit Erlaubnis des Provinzials und nach Vorschrift des Arztes, und zwar allein in seinem Zimmer, wie es früher bestimmt worden. Man soll aber vorher andere kaum fehlende Mittel gebrauchen, um das Leben in einer unserem Stande geziemenden Weise zu erhalten: wir werden stets lange genug leben, wenn wir unserm Institut gemäß leben. Wir sind nicht besser als unsere Väter, die dieses Mittel entweder nicht kannten oder aus Liebe zur Tugend darauf verzichteten und doch sehr angestrengt und fruchtreich im Weinberge des Herrn gearbeitet haben. In jüngster Zeit schreibt man von den Philippinen, ein ähnlicher Gebrauch, der von P. Carrafa verboten, sei in eifrigem Gehorsam dort nun so gänzlich verschwunden, daß niemand mehr in der ganzen Provinz raucht (qui potione illa amplius utatur), obgleich sie sich mehrere lange Jahre daran gewöhnt. Ein ähnliches Lob des Gehorsams hoffe ich auch aus Ihrer Provinz zu vernehmen[1].

In einem Beibrief vom selben Datum schreibt Nickel: In Ihrer Provinz, so höre ich, soll der Tabakgebrauch zunehmen nicht allein mit Erlaubnis der Obern, sondern auch indem einige Obern mit schlechtem Beispiel vorangehen. Deshalb schien es mir geraten, die Verfügungen für einige andere Provinzen auch auf die Ihrige auszudehnen. Sollten Sie aber glauben, die Unsitte sei noch nicht so eingerissen, daß es dieses scharfen Mittels bedürfte und auch anderweitig Abhilfe geschafft

[1] *Orig. M. R. Jes. 340.

werden könnte, so erlaube ich, die Publikation und Ausführung dieser Verordnung auf einige Zeit zu verschieben, bis ich sehe, welchen Erfolg die von Ew. Hochwürden angewandten Mittel haben.

Auf diese Vorschriften bezieht sich der General Nickel in einem Briefe vom 13. November 1655 an Balde, der wohl einen Verweis von seinen Obern erhalten hatte: Einen Tadel — so schreibt Nickel — werden Ew. Hochwürden nicht verdienen, wenn Sie beim Gebrauch des Tabaks die von uns an verschiedene Provinzen und an die Ihrige im August des vorigen Jahres gerichteten Vorschriften beobachten, nämlich wenn Sie sich nicht anders desselben bedienen als mit Erlaubnis des Provinzials und nach der Vorschrift des Arztes, und zwar allein in Ihrem Zimmer. Dies scheint von Ew. Hochwürden bisher nicht hinreichend beobachtet worden zu sein[1]. Bald darauf veröffentlichte Balde, der besonders in seinen kranken Tagen im Tabak Linderung und Anregung suchte, eine scharfe Satire gegen das Übermaß im Tabakgenuß, das wie dem natürlichen Gefühl so auch dem körperlichen, geistigen Wohlbefinden widerstreite[2].

Die römischen Verordnungen mußten immer wieder erneuert werden, besonders wenn Gegner des Tabaks in Rom Klage erhoben. So schrieb der General de Noyelle am 21. August 1683 an den oberdeutschen Provinzial Truchseß: Es wird berichtet, daß der Gebrauch des Tabaks dort überhandnimmt. Die Unsrigen sollen nach Art der Weltleute nicht allein öffentlich sich desselben bedienen, sondern auch kostbare Schnupftabakdosen in der Runde herumreichen. Deshalb muß streng die frühere Vorschrift beobachtet werden: keiner der Unsrigen darf öffentlich Schnupftabak nehmen. Ew. Hochwürden sollen die kostbaren Dosen aus den Zimmern der Unsrigen entfernen und streng gegen die Übertreter dieser Verordnung vorgehen[3].

Ähnlich kämpfte man gegen den mehr und mehr sich steigernden Gebrauch von Schokolade, Kaffee und Tee an. Am 4. Juli 1699 mahnte der General Gonzalez den oberdeutschen Provinzial Müller: Den seit wenigen Jahren in Ihre Provinz eingedrungenen Gebrauch von „Ciocolata, Caffé und The" kann ich durchaus nicht billigen, denn ich weiß, wie viele und wie große Ungelegenheiten er in anderen Provinzen zur Folge hatte. Damit nicht unter mir auch Ihre Provinz ähnlichen Ungelegenheiten ausgesetzt wird, verfüge ich: 1. Niemand darf diese Getränke ohne ausdrückliche Erlaubnis des Generals zu sich nehmen, wenn nicht die Ärzte dieselben zur Erhaltung oder Wiedererlangung der Gesundheit für so notwendig erachten, daß die anderen gewöhnlichen und in der Provinz herkömmlichen Mittel nicht hinreichen. In diesem Falle kann er für die Dauer der Notwendigkeit diese Getränke gebrauchen, und zwar mit Erlaubnis des Provinzials und nur auf Kosten des Hauses und nach Zubereitung durch den Krankenwärter und als Medizin im Krankenzimmer. Von jedem Fall der so erteilten Erlaubnis wird der Provinzial sofort den General unterrichten. 2. Niemand darf ohne Erlaubnis des Generals Instrumente und Geschirre zur Bereitung dieser Getränke sich anschaffen oder, wenn er sie hat, zurückbehalten, sie müssen sofort dem Obern übergeben werden. 3. Sowohl die unmittelbaren Obern als auch der Provinzial werden für die sorgfältige Beobachtung dieser Verfügung Sorge tragen; der Provinzial soll nach jeder Hausvisite dem General über deren Beobachtung Bericht erstatten[4].

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Satira contra abusum tabaci. Ingolstadt 1657, zweite verbesserte Ausgabe München 1657. Im selben Jahre übersetzte der Pegnitzschäfer Sigmund von Birken unter dem Titel „Die trunkene Trunkenheit" dies „edle Gedicht voll von herrlicher Redkünste und Wohlredenheitsblumen" ins Deutsche.

[3] *Ad Germ. sup. Ähnlich am 22. März 1684. Die Berichte aus Deutschland scheinen aber etwas übertrieben gewesen zu sein. Vergl. Brief vom 27. Mai 1684 an Truchseß.

[4] *Ad Germ. sup.

Wie aus dieser Verordnung hervorgeht, glaubten damals manche, in den neuen Getränken das einzige Heilmittel für ihre Gebrechen zu finden. Dieser Meinung war auch der Theologe Christoph Raßler in Ingolstadt, der am 3. November 1699 in ähnlichem Sinn an den General Gonzalez schrieb. Gonzalez antwortete am 28. November 1699: Da Ew. Hochwürden für Ihr mehrjähriges Übel keine geringe Erleichterung aus dem ausländischen sogenannten Kaffee (ex peregrino illo potu Caffé dicto) erhoffen, den Sie für die Erhaltung Ihrer Gesundheit bisher mit Erlaubnis der Obern zu sich genommen, so bestätige ich diese Erlaubnis, und zwar für dieses Jahr. Die weitere Erlaubnis, den Kaffee selbst im Zimmer zu bereiten, erteile ich nur unter der Bedingung, daß dies allein, nicht in Gegenwart anderer geschieht und Sie wenigstens einige Male den vom Krankenwärter bereiteten Kaffee im Krankenzimmer nehmen, als an dem in meiner Verfügung vorgeschriebenen Orte[1]. —

Angelegentliche Sorge für die Kranken wurde nach wie vor den Obern wiederholt eingeschärft. In einem Briefe vom 26. August 1679 drückt Oliva dem Dillinger Rektor Prugger seine große Freude aus, daß in Dillingen auf die Kranken die größte Sorge und Liebe verwandt werde. Diese Sorge, so fügt er bei, wird die Gesunden ermutigen, jede Arbeit auf sich zu nehmen, da sie sehen, wie sehr die Gesundheit derjenigen, bei denen Alter oder Krankheit der Arbeit ein Ziel gesetzt hat, den Obern am Herzen liegt[2].

Weil in München alle Mittel für die Kranken am besten vorhanden waren, schickte man manche Kranke in das dortige Kolleg. Indem Oliva am 1. Juni 1680 dem Provinzial Mülholzer angelegentliche Sorge für tüchtige Kräfte in München anempfahl, mahnt er, man solle nicht alle Kranken der Provinz nach München schicken, damit es nicht den Anschein erhält, als wolle man aus dem Kolleg ein Krankenhaus machen[3]. —

Für die Reisen wurde fortgesetzt darauf gedrungen, dieselben wenn irgend möglich zu Fuß zurückzulegen[4]. In einem Briefe des Provinzials Spaiser vom 20. Dezember 1654 an den Konstanzer Rektor Ruethardt wird bemerkt, daß die Fußreisen schon seltener würden und viele zu Pferde reisten: das solle aber nur im Notfalle gestattet und an der alten Sitte festgehalten werden[5]. In dem Memorial der oberrheinischen Provinz-Kongregation vom Juni 1658 heißt es, bei den Reisen sollten Wagen oder Pferde nur mit Erlaubnis des Obern im Notfalle gestattet sein[6]. In derselben Provinz wurde am 21. November 1660 bestimmt: Wenn Einer zu Pferde reist, soll er Pferd und Diener nicht mit in das Kolleg bringen, sondern dafür anderweitig Unterkunft suchen in einem Gasthause, wenn er nicht vorher mit dem Obern etwas bestimmtes ausgemacht hat. Der gegenteilige Mißbrauch soll gehoben werden und Niemand es übel aufnehmen, wenn sein Pferd im Kolleg nicht angenommen wird. Nach Oberdeutschland schreibt Oliva am 11. Februar 1673, man möge doch nicht ganz die gute und löbliche Sitte der Provinz, die Reisen zu Fuß zurückzulegen, aufgeben, obschon ja Rücksicht auf die Kräfte zu nehmen sei, damit man dabei nicht zu hart verfahre[7].

Gegen den oberdeutschen Provinzial Willi lief in Rom die Klage ein, daß er mit vier Pferden reise. Der General Gonzalez mahnte ihn infolgedessen am 3. Juni 1689, er möge vor Niederlegung seines Amtes diesen Mißbrauch abschaffen

[1] *Ad Germ. sup.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] Vergl. Gesch. 2², 585.
[5] M. R. Jes. 51.
[6] Prov. Arch. E 10. Vergl. Juni 1655.
[7] *Ad Germ. sup.

und die Zahl der Pferde auf den Stand bringen, wie es stets Brauch gewesen, je eines für den Provinzial, seinen Sekretär und den begleitenden Bruder. Ein viertes für den Diener vermehre die Kosten und vermindere die Erbauung[1].

Aus der oberdeutschen Provinz ist uns auch ein „Raißbiechel" erhalten[2], das wahrscheinlich ein Bruder zusammengestellt hat. Es ist ganz auf Fußreisen eingerichtet, indem es alle Wege von und nach den einzelnen Niederlassungen der Provinz genau angibt und zwar meist in Strecken von 1—2 Stunden. Die Entfernung ist jedesmal beigegeben und zum Schluß die ganze Entfernung, so z. B. von München nach Ebersberg: auf Haidhausen 1 Stunde, Zorneding 1 Stunde, Summa 5½ Stunden. Dann ebenso von Ebersberg nach Altötting 12½, von Burghausen nach Landshut 13½, von München nach Ingolstadt 14 Stunden usw. Hier und da wird bei einzelnen Orten auch die Wegrichtung näher bezeichnet, rechts, links, durch den Wald, rechts über die Brücke usw. Auch alle Routen von und nach Tirol und der Schweiz werden angegeben; ein alphabetisches Register erleichtert das Auffinden. Am Schluß folgt ein „Verzeichniß etlicher Posten, wie sie in der oberdeutschen Provinz S. J. abgehen und ankommen". Bei München sind für jeden Tag mehrere ankommende und abgehende Posten verzeichnet, auch die nach Tirol, Schweiz, Wien usw. Vielfach werden auch die damals üblichen „fahrenden Boten" an den einzelnen Orten beigefügt. Das Ganze schließt „Underricht waß man pflegt für Trinkhgelt zu geben in denen Kollegis (!) doch ohne Schuldigkeit mehr oder minder". An den meisten Orten beträgt es für den Hausknecht 30 kr. und für den Stall ebenfalls 30 kr. In Augsburg erhält auch die „Kuchel" 30 kr. und die Münchner Schneider 30 und die Schuster 15 kr.

Die Beschwerlichkeit besonders der längeren Reisen tritt uns in manchen Briefen entgegen, besonders wenn die Patres zur General-Kongregation oder Generalswahl oder zu andern Zwecken nach Italien reisen mußten. Ein Beispiel hierfür bieten die Briefe des P. Georg Spaiser, der als Deputierter der oberdeutschen Provinz Herbst 1651 zur Generalswahl nach Rom reiste[3].

Von Innsbruck schrieb P. Spaiser am 27. November 1651, die Reise durch Tirol sei glücklich abgelaufen dank des Wagens und Führers, die jetzt zurückgerufen seien; nun gehe es zu Pferde nach Trient. An St. Thomas in Rom angekommen berichtete er am 23. Dezember 1651: Wir sind sehr müde in Rom angekommen, wo wir nach langem Herumstreiten an der Duane all unser Gepäck zurücklassen mußten, und so kamen wir ein wenig vor 1 Uhr nachts im Profeßhause an, wo wir mit der gewohnten Liebe aufgenommen wurden. Auf der Reise haben wir mit der Hilfe Gottes unglaubliche Beschwerden und große Gefahren überstanden. Von Trient fuhren wir zu Schiff nach Verona. Am ersten Tag langten wir in einem Gasthaus namens »Dulce« an, in dem P. Weilhamer beraubt worden war. In tiefer Nacht kamen fünf Räuber zum Wirt und frugen, was für Gäste er habe. Als sie gehört, es seien Jesuiten, sie hätten aber in ihrem Gefolge drei Roveretaner, Cosmas und noch dazu einen sehr starken Diener, alle bis an die Zähne bewaffnet, wagten sie nichts weiter und zogen ab. So waren uns unsere Begleiter zur Rettung, sonst wären wir ohne Zweifel den Räubern zur Beute gefallen, die zwei Tage vorher an demselben Orte einen reichen Kaufmann aus Verona getötet haben. In Verona blieben wir einen halben Tag. Am folgenden Tage fuhren wir im Wagen nach Mantua. Auf dem Weg brach ein Rad, und so mußten wir beim strömenden Regen durch zähen unüberwindlichen Kot nicht weniger als fünf

[1] *Ad Germ. sup. Soli.
[2] Cgm 3310.
[3] Die Briefe liegen im Orig. in M. R. Jes. 51 und 331a, zum Teil gedruckt bei Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten 2, 321 ff.

italienische Meilen zu Fuß zurücklegen und kamen erst nach Untergang der Sonne in Mantua an, wo wir von den Unsrigen mit großer Liebe aufgenommen wurden. Von dort ging es zu Schiff nach Ferrara und dann nach Bologna; durch noch größern Schmutz mußten wir fünf Meilen bis zur Stadt zu Fuß gehen; weil die letzten Schleusen gebrochen und für die Schiffahrt völlig unbrauchbar geworden. Am 10. Dezember kamen wir an; von dort wollten wir zu Wagen nach Rom, aber zu unserm Unglück gab es in der ganzen Stadt nur einen Wagen, der für diese Reise 110 Scudi forderte. Also ließen wir die Reise nach Loretto und reisten unter den größten Beschwerden mit Mietpferden durch Etrurien. Was soll ich von den Pferden und dem Reitzeug sagen? Als ich in Bologna das Pferd besteigen wollte, brach mir dreimal der Steigbügel aus faulem Leder und dies vor einer Menge Menschen nicht ohne einige Beschämung und Furcht vor einem bösen Omen. Auf der Reise habe ich dann zwanzigmal mein Pferd gewechselt und immer ein schlechteres bekommen, obgleich mir stets das beste versprochen wurde. Bei dem Übergang über die Apenninen sind wir auf der Spitze am weitern Fortkommen fast verzweifelt, da ein so furchtbarer Sturm plötzlich zu wüten anfing, daß alle glaubten, jetzt sei es um uns geschehen; die Pferde konnten der Gewalt des Sturmes schon nicht mehr Stand halten und es war Gefahr, daß sie samt ihren Reitern in den Abgrund geschleudert würden. Aus allen diesen Gefahren, wie sie größer niemand der Unsrigen erfahren, rettete uns der Herr und am dritten Tage kamen wir nach Florenz. Nicht weit von der Stadt stürzte mein Pferd beim Abstieg auf die Vorderknie, aber es richtete sich Gott sei Dank sofort wieder auf. In Florenz blieben wir noch einen Tag. Von dort hatten wir zwei Tage gutes Wetter, die folgenden zwei Tage aber beständigen Regen und langten so am späten Abend in Rom an. Dort blieb P. Spaiser bei der Duane unbeweglich auf seinem Pferde sitzen, den Mantel über seinem Gepäck, und entging so dem oben angedeuteten Schicksal der Übrigen[1].

Die Reisenden mußten allerorts gut aufgenommen und mit dem Nötigen versehen werden. Am Abend wurden ihnen die Füße gewaschen und während desselben ein einfacher Abendtrunk gereicht[2]. Am 3. September 1661 mahnte der Generalvikar Oliva: Zu meiner Verwunderung habe ich erfahren, daß der lobwürdige alte Brauch der Gesellschaft, unsern Gästen die Füße zu waschen, an verschiedenen Orten nicht mehr beobachtet wird. Deshalb empfehle ich Ew. Hochwürden, wie dies auch P. Vitelleschi getan, recht sehr, daß diese von unsern Vorfahren überkommene Sitte in Ihrer Provinz beibehalten, und wo sie etwa abhanden gekommen, wiederhergestellt werde als Zeichen der gegenseitigen Liebe und als heilsame Übung der Demut, die uns durch sein Beispiel unser Herr Christus gelehrt hat[3]. In der oberdeutschen und niederrheinischen Provinz hielt sich der Gebrauch jedenfalls bis zum Ende des Jahrhunderts. Das Memoriale der niederrheinischen Provinzial-Kongregation vom 18. Mai 1696 bestimmte, daß der Trunk bei der

---

[1] In bezug auf das Reisegeld findet sich eine von der niederrheinischen Provinzialkonkregation 1700 bestätigte Taxe für das Koblenzer Kolleg. In Rthlrn. wurden den von Koblenz Reisenden gegeben nach Aachen 2 1/2, Bonn 1, Köln 1 1/2, Koesfeld 4, Düsseldorf 2, Emmerich 3 1/2, Geist 4 1/2, Hildesheim 6 1/2, Düren 2, Münstereifel 1 1/2, Münster (W.) 4 1/2, Neuß 2, Osnabrück 5 1/2, Paderborn 4 1/2, Siegen 1 1/2, Trier 2, Büren 4, Essen 2 1/2, St. Goar 1/2, Hadamar 1/2, Jülich 2, Meppen 5 1/2, Xanten 3, Arnsberg 3 Rthlr. — Den Kranken, oder um das Kolleg sehr verdienten Mitgliedern kann etwas mehr gegeben werden ohne Verpflichtung des Ersatzes für das Haus, in das sie geschickt werden. Koblenz, Staatsarch., Gymnasium Koblenz B 144.

[2] *Consuetudines Prov. Germ. sup. 1657 und 1693.

[3] *Cod. Bamberg. 1, 2, 38.

Fußwaschung sich nicht über das Ende der abendlichen Gewissenserforschung hinausziehe, weil sonst andere in der Nachtruhe gestört würden[1]. Eine Wiener Anfrage vom 16. April 1661, ob der Minister ex officio bei der Fußwaschung der Gäste anwesend sein müsse, beantwortete P. Nickel am 14. Mai 1661 dahin: Seine Anwesenheit geziemt sich wenigstens, denn dies fordert der Anstand und die Liebe gegen die Gäste und wird in der ganzen Gesellschaft so gehalten[2]. —

Wie verschiedene Mißbräuche nicht aufhörten oder wieder auftauchten, so hörte auch der Kampf gegen dieselben nicht auf. Das Zeitungslesen nahm an einigen Orten einen größern Umfang an. So lesen wir in den Akten der niederrheinischen Provinzial-Kongregation vom Jahre 1658: Es klagen einige Obern über gewisse Mißbräuche, die sich seit dem Verbot des P. Carrafa, keine Zeitungen mehr während der Erholung zu lesen, eingeschlichen. Einige Priester oder Magistri erbitten von den Eltern, den Schülern und andern zum Schaden der Erbauung die Zeitungen von Holland, Hamburg, Frankfurt und andern Orten; sie lesen sie dann für sich in ihren Zimmern oder bei Zusammenkünften. Die Magistri lassen wenigstens zweimal in der Woche zu bestimmten Stunden Schüler aus der Schule heraus, um Zeitungen zu holen. Dagegen schiene es dann doch noch besser, das Lesen der Zeitungen während der Erholung zu gestatten[3].

Gegen das Kartenspielen erließ P. Oliva ein neues scharfes Verbot[4]. Dieses Verbot rief der Provinzial Willi am 15. Oktober 1688 ins Gedächtnis zurück. Der General Oliva habe Übertreter ins Noviziat geschickt und auch in der oberdeutschen Provinz sei keine Übertretung ungestraft geblieben. Sollten die kleineren Bußen aber nicht helfen, werde der Provinzial mit schärferen Strafen vorgehen[5]. Die Mahnung scheint nicht überall gefruchtet zu haben. Denn der General Gonzalez schreibt am 8. September 1691 an den Provinzial Painter: Ich höre, daß in einigen Häusern Ihrer Provinz das Kartenspielen noch nicht aufhört, obgleich es sowohl von P. Oliva und dann später vor drei Jahren auch von mir strenge verboten worden. Ew. Hochwürden mögen untersuchen, ob sich die Sache so verhält, und Sorge tragen, daß dieses Spiel vollständig aufhört, und wenn nötig, dagegen schärfere Maßregeln ergreifen[6].

Den Besuch von Komödien an weiblichen Erziehungsanstalten wollte P. Gonzalez nicht gestattet wissen. Am 13. März 1694 schrieb er darüber dem Münchener Rektor Waibl: Daß die Unsrigen den Schauspielen beiwohnen, die die englischen Fräulein mit ihren Schülerinnen aufführen, halten Ew. Hochwürden mit Recht für nicht passend. Deshalb mögen Ew. Hochwürden in der Folge niemanden die Erlaubniß dazu geben; diejenigen, die ohne Ihr Wissen dem Schauspiel zugesehen, hätten bestraft werden sollen[7]. —

In der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg begegnen wir besonders in Städten, die der Krieg in starke Mitleidenschaft gezogen, einer Unsitte, die vielleicht anfänglich mit dem durch den Krieg veranlaßten Notstand der Kollegien zusammenhing. Die Gäste nämlich, die vom Kolleg zu Tisch eingeladen wurden oder die sich selbst einluden, lieferten die Materialien für Speise und Trank selbst oder brachten sie mit. So wurden sie denn von dem Eigenen bewirtet, und für das Kolleg fiel auch noch Manches ab. Daß dies an und für sich zwar nichts Schlimmes war, aber für die Ruhe und Arbeit des häuslichen Lebens keine Förderung bedeutete, dürfte ohne weiteres einleuchten.

---

[1] *Arch. Prov. A 11.
[2] *Ad Austr.
[3] *Acta Congr. Provinc. 74, 198.
[4] Über frühere Verbote vergl. 2[2], 580
[5] *Memor. Prov. Germ. sup.
[6] *Ad Germ. sup.
[7] *Ad Germ. sup.

In Eichstätt bestand die Unsitte, daß die Fürstbischöfe ihre Gastmähler im Speisesaal des Jesuiten-Kollegs gaben. So heißt es in dem Elogium auf den Fürstbischof Marquard II.: Er errichtete den Neubau und die Neustiftung des Kollegs; wenn er vornehme Gäste hatte, so bewirtete er sie in unserm Speisesaal. Ähnlich machte es sein Nachfolger Eucharius Schenk von Castell. Am 1. Januar 1686 gab der Fürstbischof in unserm Speisesaal ein glänzendes Mahl für 38 Gäste, welches die Hofmusik mit Pauke und Trompeten belebte. Im selben Jahre waren ähnliche Gastmähler des Fürstbischofs, am 24. Februar (Fastnacht) für 28 Gäste, am 31. Juli (Ignatius) für 34 Gäste, am 26. für 16 Gäste, am 6. November (Geburtstag des Fürstbischofs) für 33 Gäste mit herrlicher Musik, am 3. Dezember (Franz Xaver) für 22 Gäste. Unter den Gästen waren meist sechs bis sieben Patres, während die übrigen bei Tische dienten. Das Mahl begann ½12. Im selben Jahr war wie in jedem Jahr im Kolleg am Dreikönigentage ein Gastmahl für die Domherrn, das der Rektor gab und zu dem die Kanoniker einzeln und eigens eingeladen werden mußten; geschah die Einladung nur gelegentlich des Neujahrswunsches, so kamen sie nicht. Am 6. Januar 1686 waren es 18 Domherrn, alle die damals in Eichstätt anwesend waren; sie waren sehr vergnügt und blieben bis ½6. Alle Hausgenossen und besonders die Brüder, so heißt es bei dieser Gelegenheit, sind durch dieses Mahl sehr beschäftigt.

Auch in Eichstätt kam es vor, daß Herren sich zu Tisch luden und dann selbst für Speise und Trank sorgten. So gab ein hoher fürstbischöflicher Beamter am 25. September 1687 dem ganzen Kolleg ein reiches Mahl, wobei er der einzige Gast war, indem er Speisen und reichlichen Wein aus seinem Hause senden ließ. Im selben Jahr lud sich am 11. November ein Baron mit vier andern Herrn zum Abendessen ein, wozu er Speisen und Wein freigebig lieferte[1]. Dazu kamen dann noch Gastmähler bei andern Gelegenheiten, so daß es für ein Ordenshaus zuviel war, zumal sogar die Schulen in Mitleidenschaft gezogen wurden, denn am 11. Juli 1690 heißt es z. B: Heute war den ganzen Tag schulfrei wegen der Gäste, denen die Magistri bei Tisch dienen mußten. Die Gäste betrachteten es hier wie anderswo als Ehrensache, für die Schüler einen halben oder ganzen Tag frei zu erbitten, die Domherrn gleich drei: je höher der Rang der Gäste, um so höher die Zahl der freien Tage — und in solchen Ehrenfragen zeigten sich die großen Herren dieser kleinen Zeit sehr empfindlich. So waren die Gastereien nicht allein für den religiösen Geist, sondern auch für den Fortschritt der Schüler wenig förderlich.

Das Diarium des Landshuter Kollegs berichtet zum 31. Januar 1651: Als Gast hatten wir beim Mittagessen den Vicedom, der Speise und Getränke für alle reichlich mitbrachte, beim Abendessen traktirten uns andere Herrn (Beamte). Zum 15. Juni 1651 heißt es: Es luden sich zu unserm Mittagessen ein, drei Herrn, der Doktor usw., sie bewirteten uns reichlich mit Wein. Am 24. November 1651 luden sich zwei Herrn ein, sie brachten Speisen und Wein mit. Ähnlich an andern Tagen, so am 8. Januar 1654: Mehrere Herrn luden sich ein und bewirteten uns reichlich. Am 11. Februar 1654 luden sich mehrere Herrn ein und brachten mit: zwei Welsche Hühner, zwei Rehschlegel, zwei Pasteten und Wein, und am 6. August 1654 brachten zwei Herrn — vier Fercula (Gänge) mit: einen Rehschlegel, einen Saukopf, Pasteten, neun Hühner und Wein[2].

Auch in späteren Jahren begegnen wir der Unsitte. In dem Diarium des Augsburger Kollegs wird zum 15. März (Fastnacht) 1684 verzeichnet: Der Dom-

---

[1] Alle Angaben aus der *Historia Coll. Eichst. unter dem betr. Datum.

[2] *Diarium Coll. Landish. 1642—1653.

dekan hat sich zum Mittagessen eingeladen und dafür geschickt zwei Hasen, einen Truthahn, 24 (Pfd?) Rehschlegel, alles wurde von unserem Koch bereitet, Wein wurde soviel gegeben, daß er für die Gäste genügte und von dem Tiroler Roten auch den Unsrigen sechs Gläser eingeschenkt werden konnten. Außer den genannten Speisen wurden von uns noch beigefügt: „Kalbskopf, Schunken, Knödl, Schwarzwildbret, Rotwildbret, Rindfleisch, Sauerkraut, Carifiol, Butterkrapfen, Sulz" mit verschiedenen Laktuken (lactucis); das war aber nur für die Gäste; die Unsrigen erhielten nur einen Teil der Gerichte. In der Folge werden noch öfters Gäste erwähnt, die Speisen und Wein mitbringen für den Mittagstisch und die Merenda. So heißt es zum 14. November 1684: 16 Bürger luden sich zum Mittagessen ein und brachten sehr viele Speisen mit, die fast alle bei uns zubereitet wurden, und soviel Wein, daß er für alle genügte[1]. In Augsburg kam es auch vor, daß der Präfekt der Kongregation den angeseheneren Sodalen in dem Kolleg einen guten Trunk (liberaliorem haustum) vorsetzen ließ. In einem Schreiben vom 13. April 1686 mahnte der General Noyelle den Provinzial Willi, diese Unsitte abzuschaffen; wenn der Präfekt auf seine Kosten traktiren wolle, möge er das in seinem Hause besorgen[2].

Im Diarium von Emmerich wird am 17. November 1676 berichtet: Der hohe Magistrat speiste im Kolleg; er wurde sehr gut gehalten und spendete zuerst 34 Maß Wein, nachher fügte er noch soviel bei, daß auch der Kommunität am Abend ein großer Becher gegeben werden konnte. Der Graf von Berg, der am 3. Dezember 1676 im Kolleg speiste, schenkte sehr reichlich Wein, nämlich etwas mehr als eine halbe Ohm[3].

Neben diesen Bewirtungen im Hause gingen dann auch vielfach Bewirtungen bei Auswärtigen einher, indem einzelne oder mehrere Patres von angesehenen Herrn zu Tisch gebeten wurden. Gegen diese Einladungen setzten die Generale den frühern unerbittlichen Kampf fort[4].

Am 28. März 1665 schärfte der General Oliva von neuem die Beobachtung der Verfügung Carrafas vom April 1646 ein[5]. Der General Piccolomini habe dieselbe nur insoweit gemildert, als es beim Provinzial stehe, die Erlaubniß zu geben nicht allein für Einladungen von seiten der Fürsten, sondern auch von andern Personen. Alles übrige bleibe in Kraft, und die Lokalobern hätten nicht das Recht, eine über die Verfügung des Provinzials hinausgehende Erlaubniß zu geben. Auch die Provinziale sollten die Erlaubnis nur auf ganz hervorragende Männer einschränken und darum nicht leicht sich nachgiebig zeigen, sonst müsse er (Oliva) die Verfügung des P. Carrafa in ihrer ganzen Strenge wieder aufleben lassen. Wegen der vielen Klagen über die Lokalobern, die trotz anderweitiger Not des Kollegs Auswärtige zu Tisch laden und glänzender bewirten als es sich mit der religiösen Armut verträgt (wie einige meinen, was doch von Religiosen kaum anzunehmen ist, um dann selbst an dieser reichlicheren Bewirtung teilnehmen zu können), müssen sich die Provinziale in Befolgung der Ordination des P. Carrafa genau unterrichten, wer und wie bewirtet wird und dann selbst das Einzelne bestimmen, woran sich dann die Lokalobern zu halten haben. Letztere sollen auch, wenn sie an der Bewirtung von Auswärtigen teilnehmen, nicht gestatten, daß ihnen selbst etwas Besonderes vorgesetzt wird. Kann dies ohne Anstoß der Gäste nicht vermieden werden, sollen die Obern nicht selbst mit den Gästen zu Tische gehen, sondern einen andern Hausgenossen dafür bestimmen, sie selbst aber sollen sich mit der gewöhnlichen Mahlzeit begnügen[6].

---

[1] *Diarium Coll. August. 1683—1690.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] *Ephemeris Embricens.
[4] Vergl. Gesch. 2², 581 ff.
[5] Vergl. Gesch. 2², 583.
[6] *Cod. Bamb. 1, 86 f.

Auch diese Verfügung war nicht so leicht durchzuführen, zumal dort, wo Landessitten oder lange eingerostete Unsitten die Herrschaft behaupteten. Deshalb ließ z. B. die österreichische Provinzial-Kongregation vom April 1665 dem General vorstellen: Die Gründe für die in der Provinz üblichen Einladungen sind solche der Höflichkeit, des Nutzens oder der Notwendigkeit. Unter den ersten Punkt fallen die Fürsten und höhern obrigkeitlichen Beamten, die Eltern der Unsrigen, und seit alter Zeit die Wohltäter, fremde Gäste und Freunde der Gesellschaft; der zweiten Kategorie gehören solche an, von denen ein geistlicher oder zeitlicher Nutzen zu erwarten ist, wie Aussöhnungen, Konversionen, Förderung unserer zeitlichen Verhältnisse. Denn in diesem Lande ist es Sitte, durch ein Mahl Wohlwollen zu zeigen und zu gewinnen. Und daraus entspringt dann der zeitliche Vorteil, daß wir Männer, die wir mit viel Geld und Geschenken nicht zufrieden stellen könnten, mit einem Mahle gewinnen und das Gewünschte von ihnen erhalten, wie es auch andere Ordensleute tun, die aber dadurch in keiner Weise ihren Ruf als Ordensleute schädigen. Unter die Notwendigkeit fallen die mächtigern oder uns notwendigen Herrn, die sich selbst einladen und ohne Beleidigung nicht zurückgewiesen werden können, ferner solche, die an jedem Orte nach langer Gewohnheit jährlich einmal von dem Kolleg eingeladen werden, so die Magistrate und die Tribunale; von dieser Gewohnheit kann ohne schweren Anstoß und infolge davon ohne Schaden auch für den geistlichen Nutzen nicht abgegangen werden. Was die Art und Weise der Bewirtung angeht, so glaubten die Patres, daß mit der Dauer von einer Stunde, mit kleinen Schüsseln und ohne Trunk nach Tisch die Eingeladenen eher beleidigt als erfreut und wir daraus das Gegenteil von der erwarteten Gunst erwerben würden. Denn wer wird anständigerweise wagen, dem, der darum bittet, nach Tisch einen Trunk zu versagen, zumal damit nach Landessitte die Freundschaft bezeigt wird. Kleine Platten stören die gemeinsame Unterhaltung, zu der man besonders kommt, und wodurch die Eingeladenen erfreut und gefördert werden. Weil nun zudem die Einladungen nötig sind, werden die Obern gezwungen, durch kleine Platten größere Ausgaben zu machen, denn was auf großen Platten für zehn Gäste genügt, reicht auf kleinen kaum für fünf[1].

Auf diese und ähnliche Vorstellungen hin stellte Oliva am 15. August 1665 einzelne genauere Bestimmungen dem Befinden des Provinzials und der Rektoren anheim; er bat aber in der dringendsten Weise, man möge bei Besuchen und Einladungen nicht allein des guten Rufes und der christlichen Mäßigkeit eingedenk sein, sondern auch einer wahrhaft religiösen Bescheidenheit und der heiligen Erbauung, „da wir ja Söhne jenes Reiches sind, das nicht in Essen und Trinken besteht.“[2]

Dem oberrheinischen Provinzial Colbinus schärfte Oliva am 7. März 1671 wieder ein: Ich empfehle Ew. Hochwürden besonderer Sorge die Ordination über die Einladungen bei Auswärtigen, denn wenn die Vorschriften nicht beobachtet werden, sehe ich mich gezwungen, das Dekret des P. Carrafa zu erneuern[3]. Ähnlich schrieb er am 5. März 1672 an den oberdeutschen Provinzial Muglin: In Betreff der Gastmähler, die durch die Nachsicht der Obern in den Kollegien gang und gäbe geworden sind, sollen alle Obern ermahnt werden, dergleichen Bewirtungen sowohl zu Hause als draußen ein Ziel zu setzen und nur in sehr seltenen bestimmten Umständen zuzulassen, sonst muß die Ordination des P. Carrafa erneuert und mit aller Strenge durchgeführt werden[4]. Und an den niederrheinischen Provinzial Weidenfeld

---

[1] *Acta Congr. Prov. 76, 159.

[2] *Orig. Oliva an Beihelin 15. Aug. 1665 M. R. Jes. 340. *Kop. Cod. Bamberg. 1, 88.

[3] *Ad Rhen. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

richtete Oliva am 15. Mai 1677 eine dringende Mahnung, das in der Provinz seit einiger Zeit eingerissene Trinken der Unsrigen und, was noch schlimmer, das Trinken mit Auswärtigen auszurotten, da sowohl das Institut als auch der gute Ruf und die Erbauung des Nächsten dies verlangten[1]. Oliva ließ mit seinen Mahnungen nicht nach. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er am 20. September und 8. November 1681 dem niederrheinischen Provinzial Holtgreve, er möge alles aufbieten, die Makel der häufigen Gastmähler von seiner Provinz zu tilgen, und mit schärfern Mitteln vorgehen.

In derselben Richtung arbeitete sein Nachfolger P. de Noyelle. Er tadelte am 10. Juni 1684 den Provinzial Holtgreve, daß er mit seinen Erlaubnissen, Einladungen anzunehmen, zu freigebig gewesen sei. Auch solle er fürs gewöhnliche die Zahl auf zwei beschränken, wenn auch die Person des Einladenden eine Ausnahme verlange. Endlich möge er nie die Erlaubnis geben, daß die zu Mittag Eingeladenen auch beim Abendessen blieben; die Eingeladenen müßten vor dem Abendtisch wieder zu Hause sein; denjenigen, die dies nicht beobachteten, dürfe überhaupt keine Erlaubnis, zu einem fremden Tisch zu gehen, gegeben werden[2]. Aus den letzten Lebensjahren des P. Noyelle liegen eine ganze Reihe von Briefen vor an die Provinziale und die Rektoren, in denen er ihnen in der dringendsten Weise die Einschränkung der Unsitte ans Herz legte.

Wie vielgestaltig die Unsitte an einzelnen Orten war, zeigt das Schreiben Noyelles vom 19. Mai 1685 an den niederrheinischen Provinzial Lamberti, in dem es heißt: Der Rektor von Köln ist zu freigebig in Erteilung der Erlaubnis, außerhalb des Kollegs einen Trunk zu nehmen und bei Auswärtigen zu Tisch zu gehen und ebenfalls zu allen möglichen Gastmählern, nämlich Bürger-, Witwen-, Toten-, Einkleidungs-Gastmählern, ja gegen den alten Brauch zu Gerichts-Gastmählern, welche den Richtern nach der Hinrichtung eines Delinquenten gegeben werden. Das ist durchaus unwürdig und fordert einen beherzten Mann, der den Unsrigen die Teilnahme an solchen Gastmählern durchaus verbietet. Dem Kölner Rektor Johann Boudet, der für sich jede Einladung ablehnte und ohne Rücksicht auf Anstoß bei Auswärtigen die Befehle des Generals bei seinen Untergebenen durchführte, spendete Noyelle dafür am 22. Juni 1686 großes Lob mit dem Beifügen: uns muß viel mehr am Herzen liegen, was von uns unser Ordensberuf verlangt als die Bereitwilligkeit, in diesen Stücken Auswärtigen zu Dienst zu sein. Am 23. März 1686 hatte er den Rektor angewiesen, außer für die Fürsten und die Eltern die Erlaubnis nur dann zu erteilen, wenn dieselbe ohne einen die Gesellschaft schädigenden Anstoß nicht verweigert werden könne. Und am 21. Mai 1686 stellte er in einem Briefe an den Provinzial Lamberti schärfere Maßregeln in Aussicht, wenn keine Besserung erfolge. Da die ganze Schuld bei den Obern liege, die gegen andere zu nachsichtig oder selbst dergleichen Liebhabereien ergeben seien, habe man vorgeschlagen, in den Informationen über die Obern einen diesen Punkt betreffenden Absatz einzufügen[3].

Womöglich noch dringender lauten die Mahnungen des P. Gonzalez (seit 6. Juli 1687 Nachfolger des P. de Noyelle). Am 31. Januar 1688 schrieb er dem Rektor Boudet: Die Ansicht, die ich stets gehegt, finde ich durch Ihren Brief vom 4. Januar bestätigt, nämlich daß durch die Abschaffung der Gastmähler die wahren Freunde und Gönner der Gesellschaft nicht beleidigt, sondern vielmehr erbaut worden

---

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] *Ad Rhen. inf. Vergl. 23. März 1683, 19. Mai 1685.

[3] *Ad Rhen. inf. Vergl. 17. August 1686, *Ad Rhen. sup. Provinzial 17. April 1683, *Ad Germ. sup. Provinzial 22. März 1684.

sind. Am 19. Juni 1688 rief er die Wachsamkeit des P. Lamberti auf für das Kolleg in Köln, wo die Gewohnheit, den Tisch Auswärtiger zu besuchen, wieder aufkommt, wie ich vernehme und zwar nicht allein zu Mittag, sondern auch zu Abend. Unter den Eingeladenen ist auch häufig P. Heinrich Cuper, ein Mann, der mir und Ew. Hochwürden sehr teuer ist. Derselbe wird die Einladungen, wenn er ernstlich will und seinen Widerwillen dagegen zeigt, leicht meiden können, obgleich wir wissen, daß sein Umgang den Magnaten angenehm ist[1].

An den oberdeutschen Provinzial Ininger schrieb Gonzalez am 4. Dezember 1694: Ich glaube gern, daß P. Georg Talhamer (in Innsbruck) ein guter Ordensmann ist und denen, die ihn zu Tisch einladen, ein gutes Beispiel gibt. Immerhin erbauen die häufigen Einladungen weder die Hausgenossen noch die Auswärtigen. Ein Anstoß bei den Einladenden ist nicht zu fürchten, wenn P. Georg selbst sich entschuldigt und um weniger häufige Einladungen bittet, weil diese Häufigkeit vielfach getadelt und uns zum Vorwurf gemacht werde. Obgleich ihm also der Zutritt zu fremdem Tisch nicht gänzlich verboten werden soll, so wünsche ich doch sehr, daß derselbe seltener werde, indem ich fest vertraue, daß dies den Innsbrucker Herrn eher zur größern Erbauung als zum Anstoß gereichen wird. Nichts erbaut auch große Herrn mehr und gewinnt uns deren Zuneigung und Wohlwollen, als Tugend und ein mit religiöser Mäßigkeit verbundenes religiöses Leben[2].

Ähnlich heißt es in einer Weisung, die Gonzalez am 14. Januar 1696 an den Visitator der oberdeutschen Provinz P. Mechtl sandte: Wie sehr die religiöse Erbauung und unser Ruf durch die häufigen Einladungen zu auswärtigen Tischen Schaden leiden, liegt am Tage und zwar so, daß vor einigen Jahren die holländischen und deutschen Protestanten sogar in öffentlichen Berichten uns dies zum Vorwurf gemacht haben. Was deshalb immer P. Ininger in betreff des P. Creutzen dem Grafen Taff gestattet hat, so wünsche ich, daß sowohl P. Creutzen als P. Reusner (Reisner) sich von dem fremden Tisch fernhalten und wie die übrigen Patres mit dem Tisch zu Hause genügen lassen. Ich kann mir nicht denken, daß dieses von den beiden Grafen Ditrichstein und Taff übel genommen wird, wenn sie erfahren, wie sehr dies in unserm Interesse liegt. Eine Woche später (21. Januar 1696) mahnte Gonzalez den P. Mechtl, er möge nicht dulden, daß Auswärtige unsere Häuser besuchen, um dort zu spielen, wie dies in Mindelheim und Feldkirch geschehen, noch viel weniger, daß sie Wein mitbringen, diesen mit einigen der Unsrigen trinken und den andern dadurch Störungen bereiten[3]. Demselben Visitator befahl Gonzalez am 6. April 1697, den Rektor von Hall derart zu strafen, daß die Strafe allen in Hall und die sonst Kunde davon erhalten, bekannt werde, weil er von zwei Kandidaten 200 fl. angenommen für ein großes Gastmahl im Kolleg. Auch die sich mit dem Rektor in dieser Sache verfehlt haben, sollen bestraft werden und zwar so, daß im Kolleg über die Bestrafung kein Zweifel bestehen bleiben kann[1]. In bezug auf die Gastmähler für Auswärtige in den Kollegien verordnete Gonzalez am 25. Juni 1695: Gastmähler für Auswärtige sind besonders in dieser schwierigen Zeit nicht zu veranstalten, außer im Falle der Not und dann mit Bescheidenheit und religiöser Mäßigkeit. Die Weltleute sind mehr durch Dienstleistungen für sie und ihre Kinder als durch splendide Gastmähler zu gewinnen.

Schließlich schritt Gonzalez zu einer sehr scharfen Maßregel, indem er am 13. Dezember 1698 dem niederrheinischen Provinzial Weisweiler befahl: Ew. Hochwürden sollen in meinem Namen ein alle unter schwerer Verpflichtung oder

[1] *Ad Rhen. inf. Vergl. 24. Juli 1688.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Ad Germ. sup.

Sünde bindendes Präzeptum erlassen, daß niemand bei Auswärtigen einen Trunk einnehme. Dieses Präzeptum habe ich schon lange im Sinne gehabt, nur wollte ich zuerst den Bericht über die eingelaufenen Klagen abwarten[1]. Das Dekret wurde Anfang 1699 verkündigt, in Aachen z. B. am 16. Februar 1699. Der Geschichtschreiber des Gymnasiums bemerkt dazu: Obgleich in den Ephemerides (des Gymnasiums) nie eine Klage über solche Ausflüge (Einladungen in die benachbarten Landhäuser), die stets an Rekreationstagen stattfanden, vermerkt zu werden brauchte, wurden sie durch das Verbot des Ordensgenerals, auswärts zu trinken, seit Februar 1699 beeinträchtigt. Mit Rücksicht auf dieses Decretum Romanum wiesen die Jesuitenprofessoren bei Gelegenheit einer von den Franziskanern am 2. September 1700 veranstalteten theologischen Disputation den bei solchen Gelegenheiten fremden Opponenten gegenüber üblichen Haustus trotz dringender Einladung zurück[2]. Am 25. April 1699 wurde dies Dekret ausgedehnt auf jeden Trunk auch von Branntwein, Thee, Kaffee usw. und den Obern in diesem Stücke jede Dispensationsgewalt genommen[3]. In dem Memoriale der niederrheinischen Provinzial-Kongregation vom 8. Mai 1700 heißt es: Das römische Verbot, unter schwerer Sünde bei Auswärtigen zu trinken, hat der P. General ausgedehnt auf jeden Trank, wie derselbe auch immer genommen wird, auch mit einem Löffel[4].

Bei einem so scharfen Verbot blieb die Wirkung nicht aus, wie aus dem Beispiel von Aachen zu ersehen. Der Provinzial Weisweiler konnte einen günstigen Bericht einsenden, worauf Gonzalez am 3. April 1700 antwortete: Dem großen Eifer Ew. Hochwürden schreibe ich es zu, daß mein Dekret in betreff des Trinkens bei Auswärtigen die erwartete Frucht gebracht hat[5]. Es war aber auch nicht zu verwundern, wenn sich Widerspruch dagegen erhob. Demselben gab der sehr angesehene frühere Rektor Ignatius Duraeus in einem Briefe an Gonzalez entschiedenen Ausdruck, worauf dieser am 21. August 1699 antwortete: Das Präzeptum in betreff des Trinkens bei Auswärtigen kann auf keine Weise den dortigen Obern zur Unehre gereichen, im Gegenteil gereicht es ihnen zur Ehre, daß unter ihrer Amtsführung die Regelbeobachtung und Erbauung bei ihren Untergebenen wieder aufgeblüht. Das war der einzige Zweck bei meiner Verfügung. Die Tugend der Unsrigen läßt mich hoffen, daß sie die Richtschnur ihres Handelns mehr den Vorschriften der Vollkommenheit und des uns so heiligen Gehorsams als aus den verwegenen und gefährlichen Aufstellungen gewisser Theologen entnehmen. Weil ich übrigens auf das Urteil Ew. Hochwürden viel gebe, werde ich nicht unterlassen, Ihre Auseinandersetzungen aufmerksam im Herrn zu überlegen[6].

Mit den Aufstellungen gewisser Theologen ist wohl die Ansicht gemeint, daß in der vorliegenden an und für sich ganz indifferenten Sache der Obere nicht so leicht ein Präzeptum unter schwerer Sünde erlassen kann. Was man aber auch von dieser heute allgemein angenommenen Ansicht halten mag, so verdient doch der Eifer, die Ordenszucht selbst in so leicht verzeihlichen Dingen aufrechtzuerhalten, alle Anerkennung. Diese fortwährenden dringenden Mahnungen in einer Sache, die vielfach mit den Landes-Sitten oder Unsitten zusammenhing, an der niemand etwas Arges erblickte und die in keinem Fall an und für sich sündhaft war, unter Um-

[1] *Ad Rhen int.

[2] Alf. Fritz, Das Aachener Jesuiten-Gymnasium 76. Ephem. 16. Februar 1699: In prandio ex cathedra promulgatum decretum A. R. P. N. de non bibendo apud externos sub obligatione gravi.

[3] Archiv. Prov. Rhen. inf. A 10, 794.

[4] L. c. A 11.

[5] *Ad Rhen. inf. Vergl. 20. November 1700.

[6] *Rhen. inf. Soli 14.

ständen sich selbst mit dem größten Streben nach Vollkommenheit vereinigen ließ, zeigt jedenfalls klar und deutlich, daß die Generale dieser Zeit nicht laxer geworden als ihre Vorgänger, und daß sie auf die genaue Bewahrung der Ordenszucht ohne Unterlaß mit ängstlicher Sorgfalt bedacht waren.

Am schwersten wurde diese Sorge den Obern gemacht Männern gegenüber, die guten Willens und eifrigen Strebens waren, aber infolge einer anormalen Geistesverfassung sich die Beobachtung der Regeln in der wunderlichsten Weise zurechtlegten. Ein solcher Mann war P. Heinrich Wangnereck, dem wir schon früher bei den Friedensverhandlungen begegnet sind[1]; er fuhr fort, den Obern Schwierigkeiten zu bereiten. Auf der Rückreise von Rom verweilte er Frühjahr 1651 mit dem Herzog von Lüneburg in Venedig[2]; im Sommer desselben Jahres war er wieder in Dillingen, wo er kanonisches Recht vortrug (bis 1658) und zugleich das Kanzleramt der Universität versah. Der General Nickel erlaubte ihm am 16. November 1652 auf sein Drängen, nach Hildesheim zu reisen zu einer Privat-Konferenz (mit Holstein), nicht aber zu einer öffentlichen Disputation, da aus solchen Streitereien selten etwas herauskomme. Im Jahre 1653 beklagte sich Wangnereck beim General, daß die Rektoren, Prokuratoren usw., Reisen machten ohne Begleiter, nur ihn allein behandle man härter als die andern. Zu gleicher Zeit unternahm er selbst Reisen ohne Begleiter zu Fürsten und Prälaten. Nickel mahnte am 13. September 1653 den Provinzial Spaiser, den gelehrten, verbitterten Mann nicht noch mehr zu reizen, verlangte aber doch, daß derselbe bei seinen Reisen einen Gefährten bei sich habe[3].

Am 7. März 1654 bat Nickel den P. Spaiser, die Schwächen des P. Wangnereck geduldig zu tragen und ihn durch Güte in Schranken zu halten. Das war aber nicht so leicht. In einem Brief vom 4. März 1657 an Spaiser heißt es: H. W. (Wangnereck) besteht in bezug auf die Ehesache auf seiner Meinung, er will keine größere Buße zulassen und wird ihr durch Appellation an den Papst wie einst zu Konstanz entgehen. Es wäre am besten, ihn ruhig in einem Noviziat leben zu lassen ohne allen Verkehr mit dem Adel usw., denn daher kommt alles Übel[4]. Im Jahre 1659 mußte er infolge einer Bitte des Kardinals-Protektors der Prämonstratenser vom General gemahnt werden, sich nicht in Sachen des Klosters Weissenau einzumischen, wo er die Partei eines Mönches ergriffen hatte[5]. Im selben Jahre richtete Wangnereck ein Schreiben an den General, das ganz offenbar seinen anormalen Geisteszustand zeigte. Er suchte darin zu beweisen, daß er nicht durch die Gelübde gebunden und somit weder Profeß noch Mitglied der Gesellschaft sei. Der General gab diese Gründe ohne Nennung des Namens mehreren Theologen zur Begutachtung. Diese erklärten übereinstimmend, daß die Gründe auch nicht einmal einen Schein von Wahrscheinlichkeit für sich hätten und kaum ernstlich gemeint sein könnten. Sollte dies aber doch der Fall sein, so antwortete Nickel am 5. Juli 1659 dem P. Wangnereck, so ermahne ich Ew. Hochwürden dringend, Rücksicht zu nehmen auf Ihr Alter, Ihren Ruf und Ihr Seelenheil und jeden Zweifel fahren zu lassen.

Ebenso anormal war das Vorgehen des Paters, über das Nickel am 21. Februar 1660 dem Provinzial Muglin Mitteilung machte: Wiederum höre ich schwere Klagen über P. Heinrich Wangnereck. Man schreibt mir, er scheine auf sein Seelenheil, unsere Regel und das göttliche Gesetz wenig Rücksicht mehr zu nehmen. Insbesondere

---

[1] Vergl. Gesch. 2, 472.
[2] Piccolomini an Wangnereck 18. März 1651.
[3] *Nickel an Spaiser 13. Sept. u. 1. Nov. 1653.
[4] *Orig. M. R. Jes. 341.
[5] *Nickel an Wangnereck 15. Februar 1659.

berichtet man, er habe sich für eigenen Gebrauch einen Wagen gekauft und das Geld dafür von dem hochwürdigen Herrn Offizial von Dillingen geliehen. Er mache häufig ohne Begleiter Ausflüge zu Prälaten und Adeligen, obgleich er den meisten kein angenehmer, einigen ein sehr lästiger Gast sei wegen seiner Betteleien; er übernehme Aufträge von Auswärtigen zum großen Ärgernis anderer und zum Schaden für die Gesellschaft. Wenn das wahr sei, müsse der Provinzial sehr wachsam sein: vor allem solle der Wagen sofort verkauft werden, Ausflüge dürfe P. Wangnereck nur mit einem Begleiter und mit ausdrücklicher Erlaubnis des Provinzials machen. Auf eine Verteidigung hin, die Wangnereck einsandte, nach welcher nicht ihn, sondern die Obern alle Schuld traf, blieb der General am 24. April 1660 bei seiner Verfügung, er könne nicht gestatten, daß jemand einen Wagen zum Privatgebrauch habe[1]. Trotz alle dem blieb Wangnereck Kanzler der Universität bis zu seinem Tod im Jahre 1664. Ein Schlaganfall machte seinem Leben ein Ende, als er gerade bei Tische saß[2].

* * *

Die häuslichen Arbeiten verrichteten durchgehends die Laienbrüder und zwar mit der alten Treue und Gewissenhaftigkeit. Sie leisteten nach wie vor in den Kollegien und Residenzen, dann auch bei der Güter-Verwaltung vortreffliche Dienste.

Ihre Zahl in den einzelnen Kollegien schwankt; im allgemeinen bestand die Neigung, manche Arbeiten durch auswärtige Diener verrichten zu lassen. Dem Mangel an Brüdern, so schrieb Nickel am 15. Januar 1656 an den oberrheinischen Provinzial Biber, können in vielen Stücken auswärtige Diener abhelfen. Ew. Hochwürden dürfen so viele Brüder aufnehmen, als Sie für notwendig erachten. Wenn sich eine zu geringe Zahl von weniger Geeigneten zur Aufnahme melden, so möge man einige aus der oberdeutschen Provinz erbitten, wo gewöhnlich viel mehr Brüder Kandidaten sind als aufgenommen werden können[3].

In der oberdeutschen Provinz fanden sich in den meisten Kollegien einschließlich der alten arbeitsunfähigen durchschnittlich 4—6 Brüder, so z. B. 1675/76. Im Kolleg zu München nahm die Zahl der Brüder stetig zu. Unter den 54 Bewohnern des Kollegs im Jahre 1655 befanden sich 15 Brüder. Auf die 72 Personen des Jahres 1660 entfallen 18 Brüder, also ungefähr ein Viertel. Unter den 75 Mitgliedern des Jahres 1678 sind bereits 22 Brüder, also fast ein Drittel, 1693 und 1700 unter 68 Mitgliedern 24 Brüder, also über ein Drittel. Außerdem daß München noch immer so etwas wie ein Sanatorium galt, spielen dabei eine Rolle die Patres, die am Hofe und in der Verwaltung der Provinz beschäftigt waren und deshalb eigene Brüder als Gehilfen erhielten.

Dem niederrheinischen Provinzial Lamberti teilte der General de Noyelle am 11. Mai 1686 als eine Klage aus der Provinz mit, die Zahl der Brüder sei größer als nötig, weshalb sie an mehreren Orten nicht beschäftigt werden könnten[4]. An den oberdeutschen Provinzial Willi gab der General Gonzalez am 8. November 1687 die Klage aus der Provinz weiter, die Brüder würden zu delikat gehalten und ihre Zahl über die Notwendigkeit vermehrt. Man klagte in der Provinz, daß die Brüder die Arbeiten den Dienern aufhalsten und selbst müßig gingen. Ähnlich schrieb Gonzalez am 25. März 1690 dem Provinzial Painter, die Niederlassungen

---

[1] Alle angeführten Briefe *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. Specht, Dillingen 327 ff.

[3] *Ad Rhen. sup.

[4] *Ad Rhen. inf. In Münster (W.) z. B. waren nach dem Cat. triennal. in den Jahren 1685—1700 13—14 Brüder und dazu noch 17 bis 20 Diener bei einem Gesamtstande von 66—80 Jesuiten (Scholastikat).

würden durch die große Zahl der Brüder belastet, ohne daß man die Zahl der Diener verringere, die die meisten den Brüdern zukommenden Arbeiten verrichten müßten [1].

Im allgemeinen wurden die Brüder wie die Patres gehalten. Bruder Barthol. Faber machte in einem Briefe, datiert München 6. Oktober 1661, in kindlichem Vertrauen den Provinzial aufmerksam auf die Abweichung von der 42. Regel, indem die Patres „Gott segne es ihnen" stets ihren Ordinari Trunk Wein haben, die Magistri und Brüder aber nicht. Kein Bruder verlange in diesem Punkt völlige Gleichstellung mit den Patres, obwohl dies in der rheinischen Provinz zu Köln und anderen Orten der Fall sei, man würde sonst glauben, die Liebe zu verletzen. Dieses habe ich von unterschiedlichen aus dieser Provinz gehört, wie auch von dem frommen, gottseligen P. Joh. de Dicastillo, dem diese Ungleichheit ziemlich mißfallen. Er hat noch hinzugefügt, wenn die Patres ihre Brüder als Brüder halten, werden sie Brüder an ihnen haben, wenn sie dieselben aber halten wollen wie Herrn ihre Diener, so werden sie weder Brüder noch Diener an ihnen haben. Auch P. Vervaux selig hat eben dieses gesagt in seiner Krankheit und auch früher etlichemal mit mitleidendem Herzen. Auch die Verfügung des P. Busaeus, wenn die Patres ein Kandel haben, so soll den Brüdern ein Becher gegeben werden, wird nicht gehalten, obschon die vorhergehenden Provinziale versprochen, wenn es Frieden werde, sollen die Brüder einen Becher erhalten. Aber trotzdem Frieden geworden, hat man dies Versprechen nicht gehalten. Es ist zwar nit ohn weder ich noch keiner aus uns ist in den Orden getreten Wein zu trinken, dieses aber kann einem jeden gesagt werden auch den Patres. Der P. Provinzial möge abhelfen im Interesse des Vertrauens und der Liebe [2].

In der oberdeutschen Provinz war der gewöhnliche Tischtrunk Bier, aber es gab Kollegien, wo auch den Scholastikern und Brüdern noch ein Glas Wein gegeben wurde. Dieser letztere Brauch wurde aber 1697 abgeschafft. In der Geschichte des Eichstätter Kollegs heißt es darüber zum 22. April 1697: Nicht immer, aber seit vielen Jahren bestand hier die Sitte, daß die Magistri und Fratres (Brüder) täglich bei Tisch ein Glas Wein erhielten. Der Visitator gab nach seiner Rückkehr aus Rom die schriftliche auf der Entscheidung des Generals fußende Weisung, zum besten des armen Kollegs diesen Brauch abzuschaffen und sich wegen der Gleichförmigkeit an die Sitte der bayerischen Kollegien zu halten. Heute wurde damit der Anfang gemacht. Alle Gründe zugunsten der Fratres wurden von dem Visitator zurückgewiesen. Die Abschaffung ist durchaus gerechtfertigt, teils weil es nach allgemeinem Urteil nicht gut, sondern ärgerlich erscheint, daß unsere Fratres täglich Wein trinken, obgleich die angesehensten Bürger in der Stadt, auch die fürstlichen Räte, wegen des hohen Weinpreises sich mit Bier begnügen, teils weil viel reichere Kollegien, wie Augsburg, München, Regensburg, Amberg usw., ebenfalls den Becher Wein versagen. Dieselbe Änderung wurde vom Visitator für das Kolleg in Mindelheim angeordnet [3].

Zur Beurteilung muß man die Trinksitten des 17. Jahrhunderts im Auge behalten. Kein Mensch glaubte, ohne den gewohnten Trunk, sei es Bier oder Wein oder Wein und Bier, leben zu können. Der Annalist des Schlettstadter Kollegs berichtet bei den Personal-Veränderungen des Jahres 1666: Hermann Patritius aus Hildesheim bat den Provinzial um seine Versetzung, weil er an Bier zu Hause gewöhnt, den Elsässer Wein nicht vertragen könne. Er wurde nach Ettlingen

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Orig. M. R. Jes. 341.

[3] *Histor. Coll. Eichst.

geschickt und an seine Stelle als Schneider und Sakristan trat ein Bruder aus Würzburg [1].

Wie früher nahmen wenigstens am Rhein die Brüder auch an der Erholung der Patres teil. So heißt es z. B. im Memoriale nach der niederrheinischen Provinzial-Kongregation vom 17. Juli 1655: Nach der Gewohnheit der Provinz soll bei Beginn der Erholung gewöhnlich (fere) Latein gesprochen werden, bis die Brüder kommen. Für die tägliche Erholung sollen Patres bestimmt werden, die sich den jüngeren Brüdern zugesellen und mit ihnen über fromme Gegenstände sprechen [2].

Die Sorge für den geistlichen Fortschritt der Brüder ließen sich die Obern angelegen sein. Auf eine Anfrage aus der oberdeutschen Provinz, ob man auch in den kleineren Kollegien den Brüdern eigens die Punkte für die Morgenbetrachtung geben müsse, antwortete Nickel am 6. Januar 1657 dem Provinzial Beihelin: Die Liebe der Gesellschaft gegen unsere Laienbrüder und die Sorge für ihren geistlichen Fortschritt fordert, daß wenn auch nur ein einziger Bruder irgendwo ist, ihm täglich die Punkte für die Betrachtung gegeben werden müssen, falls es uns nicht in einem bestimmten Falle geschienen hätte, derselbe benötige nicht diese Erklärung [3]. In dem Memoriale der niederrheinischen Provinzial-Kongregation vom 13. Juli 1658 heißt es: Eine besondere Sorgfalt ist darauf zu verwenden, daß die Brüder lernen ein geistliches Leben zu führen; deshalb soll ihnen jede Woche ein Unterricht gehalten werden; auch darf der Minister die ihnen für die Betrachtung und andere geistlichen Übungen zugewiesene Zeit nicht nehmen oder verkürzen [4].

Der Visitator der oberrheinischen Provinz Berthold schreibt am 23. Januar 1664: Unsere Brüder müssen innerliche, geistliche Menschen werden, die von Liebe zu ihrem Stand, ihren Verpflichtungen und ihrem Beruf durchdrungen sind. Daher müssen sie einerseits mit väterlicher Güte behandelt werden als wahre Mitbrüder, nicht in gebieterischem Tone und mit Härte; auch ist in keiner Weise zuzulassen, daß sie so von anderen behandelt werden. Anderseits sollen sie von P. Spiritual wie auch von P. Rektor sowohl einzeln gemäß der Regel wie auch gemeinsam unterwiesen werden zu einer Stunde, in der ihnen die christliche Lehre erklärt wird. Nach der 8. Instruktion für die Brüder soll man sie anleiten, den Wert ihres Berufes und das Gewicht ihrer Verpflichtungen zu erkennen; sie müssen lernen, das Ungeordnete in der Natur zu brechen, die Affekte und Leidenschaften zu bändigen; sie dürfen nicht damit zufrieden sein, bloß äußerlich dem Orden anzugehören, sondern müssen wissen, daß sie verpflichtet sind, durch die gründlichen Tugenden der Demut, Geduld, Selbstverleugnung und Abtötung nach der Vollkommenheit zu streben [5]. Besonders ist darauf zu achten und mit aller Sorgfalt zu verhüten, daß sie nicht die Köpfe zusammenstecken und sich gegenseitig einreden, man verlange zuviel von ihnen, behandle sie geringschätzig, nicht in gleicher Weise wie die Priester oder auch die Scholastiker, während doch ihr Stand es den anderen ermögliche, ihren Arbeiten und Ämtern nachzugehen. Daher müssen sie in diesen Punkten mit Nachdruck und Klugheit unterwiesen und eines Besseren belehrt werden. Eine vorzügliche Gelegenheit dazu bietet sich z. B. bei Lesung und Erklärung ihrer Regeln. Ich empfehle jedoch, sie mit Arbeiten nicht zu sehr zu überladen; der Minister soll sie auch nicht zu sehr drängen, wie die angeführte Instruktion sagt. Es herrsche vielmehr ein gewisses väterliches Mitempfinden vor; man überlege, was die Vernunft und eine heilige Klugheit rät. Es ist auch nicht zu empfehlen, wenn jemand

[1] Geny 2, 72.
[2] *Archiv Prov. A 11.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Arch. Prov. A 11.
[5] Gemeint ist die Instructio VIII. Pro Coadjutoribus temp. a P. Cl. Aquaviva recognita. Institutum S. J. 3, 355 f.

einen Fehler begangen hat, dies bei Gelegenheit der Erklärung der christlichen Lehre, bei der alle Brüder zusammenkommen, vorzubringen und zu übertreiben, noch viel weniger im Hausunterricht oder nachdem schon öffentlich die Schuld gesagt ist. Das möge man unter vier Augen abmachen, indem man den Bruder zu sich kommen läßt, oder man lasse ihn seine Schuld bei Tisch sagen, wenn die Sache es verlangt. Der Obere soll auch nicht auf solche hören und denen folgen, die den Brüdern oder irgend einem Bruder weniger hold sind, denen die Brüder niemals genug tun können, was es auch sein mag, und welche sie wie Sklaven behandelt sehen möchten. Da ich in der Provinz, wo alle für die Ehre Gottes tüchtig an der Arbeit sind, großen Frieden, Einigkeit und einen guten Geist walten sehe, so hat mich zu dieser Mahnung veranlaßt die Liebe und das Mitgefühl mit den Brüdern [1].

Nicht allein in den häuslichen Arbeiten, sondern auch bei Bauten und Einrichtungen leisteten die Brüder große Dienste. Manche zeichneten sich durch Kunstfertigkeit aus, so Franz Baugut aus Wartenberg (1668—1725), der die meisten Kirchen in Schlesien und Böhmen mit schönen Marienstatuen bereicherte. Bruder Adam Tille wird als ein geschickter Orgelbauer gerühmt, der die Orgel in Wartenburg nicht allein reparierte, sondern sie völlig neu ausbaute. Mehr bekannt ist Bruder Andreas dal Pozzo aus Trient, dem die Kirchenbauten in Wien soviel zu verdanken haben [2].

In der niederrheinischen Provinz gab es mehrere Brüder, die sich in der Goldschmiedekunst auszeichneten, so Bruder Peter Roprecht aus Köln, der 1654 eintrat und infolge einer Quecksilbervergiftung, die er sich beim Vergolden zugezogen, bereits 1666 starb [3]. Ferner Bruder Johann Paulin aus Speier, der früher in einer Offizin in Lüttich gearbeitet und schon fünf Jahre nach seinem Eintritt starb (1664). Der Nekrolog rühmt besonders seine große Liebe zu den Kranken, zu deren Besuch er auch um Mitternacht stets bereit war. Ein hohes Alter von 82 Jahren erreichte ein weiterer Goldschmied Bruder Nik. Pauli, der von lutherischen Eltern in Holstein 1640 geboren, 1670 konvertierte und in die Gesellschaft eintrat. 38 Jahre lang erwies er dem Kölner Kolleg die größten Dienste. Seine schönen silbernen Statuen gereichten nicht allein der Kölner, sondern auch vielen andern Kirchen zur Zierde. Er wird im Nekrolog als das vollkommene Muster eines Goldschmiedes in der Gesellschaft Jesu geschildert [4]. Kostbare Paramente verfertigte in Köln der Bruder Johann Ludgens (Lüdgens) aus Gröningen. Seine Arbeiten verraten eine wahre Meisterhand; sie wurden in unserer Zeit einer kostspieligen Restauration für würdig erachtet. In den Katalogen von 1643—73 wird Bruder Ludgens stets als acupictor Nadelmaler (Sticker) angeführt. In der oberdeutschen Provinz zeichnete sich als solcher aus Bruder Paul Bock (Bockh) aus Konstanz († 1657), der auch als Optiker und Architekt einen solchen Ruf genoß, daß ihn wiederholt Fürsten zu Rat zogen, wie der Nekrolog hervorhebt [5].

Noch mehr gereicht diesen Brüdern zum Lobe, daß sie bei aller Kunstfertigkeit und aller dafür gezollten Anerkennung schlichte demütige Männer blieben, wie dies die Nekrologe ausführlich schildern.

* * *

---

[1] Arch. Prov. E 10, 630.

[2] Vergl. Duhr, Jesuiten-Fabeln [4], 310 ff.

[3] Im Nekrolog: ex improvida argenti vivi in deaurandis statuis applicatione contracto incurabili morbo.

[4] *Necrolog. Prov. Rhen. inf. Vergl. Stimmen aus Maria Laach 69 (1905) 534 ff.

[5] Vergl. Jos. Braun, Ein Kölner Nadelmaler des 17. Jahrhunderts. Zeitschrift für christliche Kunst 1905, 301 ff.

Die Obern blieben in ihrer Amtsdauer auch weiterhin beschränkt. Diese Beschränkung, die Innozenz X. im Jahre 1646 der Amtsdauer gesetzt hatte, wurde fortgesetzt als ein Hindernis empfunden. Deshalb bemühte sich der General Nickel bei Alexander VII. die Aufhebung des Dekretes zu erwirken. Er erreichte aber zunächst im Jahre 1656 und 1657 nur die Suspendierung auf je 1½ Jahr, und 1658 auf drei Jahre. Erst Oliva gelang es, bei Alexander VII. Dezember 1661 eine weitere Suspendierung auf vier Jahre für Europa und auf acht Jahre für die außereuropäischen Provinzen und endlich Januar 1663 die völlige Aufhebung zu erwirken[1]. Infolge der erstern Bewilligung schrieb der Generalvikar Oliva am 21. Dezember 1661 an die Provinziale: Die letzte General-Kongregation hat einstimmig beschlossen, den Heiligen Vater Alexander VII. um Aufhebung der Konstitution des Papstes Innozenz X. vom 1. Januar 1646 in betreff der Amtsdauer der Obern zu bitten. Obgleich Seine Heiligkeit nicht abgeneigt war, dem Gesuche zu willfahren, hielt er doch für den Augenblick nur eine weitere Suspension der genannten Konstitution Innozenz X. für geraten, und zwar in Europa für vier Jahre, für Indien und die andern außereuropäischen Länder für acht Jahre, wie es genauer in dem Breve vom 17. Dezember 1661 enthalten ist. Es wird also die Gewährung in Europa bis 24. Juli 1666, außer Europa bis 14. November 1671 in Geltung bleiben[2].

Bei der endgültigen Aufhebung im Jahre 1663 hatte der Papst dem General empfohlen, von der Vergünstigung nur sparsam Gebrauch zu machen. An diese Mahnung erinnerte später Gonzalez die Obern gelegentlich einiger Übelstände, die mit einer längeren Amtsdauer verknüpft waren. Gonzalez schrieb nämlich am 20. April 1697 an die Provinziale[3]: Bei der Wahl der Obern habe ich bis jetzt die Gewohnheit gehabt, nach altem Brauch und mit großer Achtsamkeit vorzugehen und mich an die Vorschläge zu halten, die mir von den Provinzen betreffs der Besetzung der Ämter zugesandt werden. So soll es auch fernerhin gehalten werden. Nun sind aber aus verschiedenen Orten und Provinzen wiederholt Klagen an mich gelangt, daß gewisse Provinziale und ihre Konsultoren, deren Amt es ist, mir diejenigen anzugeben, die für das Amt eines Obern sich besser eignen, sich verleiten ließen, mehr nach ihrer persönlichen Zuneigung als nach Recht und Billigkeit vorangehen; so verständen sie es, durch ihre Aufstellung der Amtskandidaten überall dieselben Männer wie in einem Kreislauf von einem Amt zum andern zu befördern, und zwar so regelmäßig und ohne Unterbrechung, daß der Makel einer schlechten Amtsführung demjenigen anhafte, der einmal Oberer geworden, nicht auch beständig Oberer bleibe. Ja, nicht wenige seien in einer langen Amtsführung von zwanzig und mehr Jahren ergraut. Daher komme es oft, daß ihr Regiment um so härter werde, je länger es dauere. In gerechter Würdigung der vorgebrachten Klagen habe ich deshalb nach Beratung mit den PP. Assistenten beschlossen, dieser ununterbrochenen Aufeinanderfolge in Verwaltung der Ämter ein Ziel zu setzen, weil sie unserm Institut weniger entspricht. Dabei handle ich ganz im Sinne des Papstes Alexanders VII., der zwar die Konstitution Innozenz X. betreffs Unterbrechung der Amtsführung abgeschafft, dabei aber dem General angelegentlich empfohlen hat, von diesem Zugeständnis nur sparsam und in dringenden Fällen Gebrauch zu machen. Daher beauftrage ich Ew. Hochwürden und Ihre Konsultoren, künftighin mit Ausschluß jeder persönlichen Zuneigung, einzig auf das Gemeinwohl bedacht, genau

[1] Synopsis Actorum S. Sedis in causa S. J. Lovanii 1895, 2, 367, 380.

[2] *Cod. Bamb. 1, 69 f.

[3] Epistolae selectae Praep. General. ad Superiores Societatis. Romae 1911, 121 f.

darauf zu achten, daß sie mir für die Verwaltungsämter, auch die höheren, nicht immer dieselben Männer vorschlagen, sondern jene bisweilen zur Ruhe kommen lassen und dafür andere, die in gleicher Weise mit Tugend und Klugheit ausgestattet sind, als Kandidaten vorschlagen, damit durch diese Abwechselung in den Obern die Bescheidenheit, in den Untergebenen die Liebe und Ehrfurcht und in beiden die gegenseitige Zuneigung und Eintracht der Gemüter befestigt werden.

Dem Kölner Rektor Lamberti, über den manche Klagen beim General eingelaufen, führte Gonzalez am 15. August 1698 zu Gemüte, er möge doch sehr darauf achten, keinem auch dem letzten Untergebenen einen gerechten Anlaß zur Klage zu geben, denn, so fügt er bei, es geschieht leicht, daß die Obern nach langer Regierung mürrisch und weniger liebenswürdig werden[1].

Ein solcher Oberer scheint P. Max Lerchenfeld, Rektor des Regensburger Kollegs, gewesen zu sein, dem der General Nickel am 11. September 1660 schrieb: Da schon öfters und von mehreren Seiten Klagen über Ew. Hochwürden bei mir eingelaufen, schien es mir angemessener, Sie durch einen eigenen Brief als durch den P. Provinzial zu mahnen. Im Folgenden werde ich vorbringen, was mir mitgeteilt wurde. Es wird Ew. Hochwürden angenehm sein müssen, von mir zu erfahren, was Ihre Untergebenen an Ihnen aussetzen, denn so können Sie sich entweder rechtfertigen oder den Grund zur Klage beseitigen. Man klagt, daß Ew. Hochwürden nur auf sich und Ihre Annehmlichkeiten bedacht sind. Einige behaupten, sie hätten so etwas noch nie bei irgend einem andern Mitglied der Gesellschaft gesehen und sind darüber um so ungehaltener, weil sie sich vernachlässigt und nicht so behandelt glauben, wie ein Oberer der Gesellschaft seine Untertanen behandeln muß. Bei Tisch tränken Sie selbst bessern Wein, den Übrigen aber werde ein herber und ungesunder Wein vorgesetzt. Sie hätten einen größeren Weinkrug als die Übrigen, und tränken überdies außer dem Tische reichlich Wein. Zur gewöhnlichen Portion Rindfleisch ließen Sie sich auf derselben Platte stets eine zweite Portion Kalbfleisch oder Hammelfleisch vorsetzen. Sie selbst schrieben dem Koch vor, welches Stück vom Fisch oder Fleisch Ihnen bei Tisch gegeben werde, so beim Fisch nicht vom Kopf und nicht vom Schwanz, sondern von der Mitte, beim Fleisch nicht vom Hals oder von sonst einem weniger schmackhaften Teil, sondern von einer bessern von Ihnen bezeichneten Stelle. Vor und nach dem Nachtisch erhielten Sie etwas anderes als die Kommunität. Kurz, in der ganzen Art der Nahrung seien Sie liberal gegen sich, sparsam gegen die Untergebenen, obgleich Sie einen bessern Magen und kräftigere Gesundheit hätten als der größere Teil Ihrer Untergebenen. Trotzdem hätten Sie zur Verwunderung und zum Anstoß des ganzen Kollegs in der vergangenen Fastenzeit Fleisch gegessen bis zum Passionssonntag. Zudem gingen Sie häufig bei Auswärtigen zu Tisch und lüden dieselben öfters ein, besonders Ihre Verwandten, und ließen sich mit diesen reichlich bewirten. Kaum verginge eine Woche, in der Sie nicht auswärtige Gäste zu Tisch hätten oder als Gast bei Auswärtigen speisten. Ferner sagt man, daß Sie in der Früh niemals mit den Andern aufstehen. Ihre Art und Weise der Leitung sei ganz unerträglich. Sie schienen alle zu verachten, nur nicht sich selbst. Sie rühmten sich Ihres Adels, Ihrer Regierungskunst und Ihrer vortrefflichen Taten. Von oben herab sprächen Sie Ihre Untertanen an und gewöhnlich mit einem Zeichen der Verachtung. Sie sagten, deshalb seien Sie Rektor geworden, um sie richtig zu hobeln. Sie ließen sich leicht zum Zorn hinreißen und brauchten beim Tadel harte Worte selbst vor Auswärtigen. Endlich, so schließt man, sei unter den 26 Personen des Kollegs niemand, der sich nicht

[1] *Rhen. inf. Soli 14.

gedrückt fühlt und nicht klagt und lieber jedem andern untergeben sein möchte. Von denen aber, die Sie in Ihren andern Rektoraten zu Untergebenen gehabt, sei niemand, der wieder gern Ihr Untergebener wäre. Was ich bisher aufgezählt, habe ich aus den Briefen mehrerer. Nun kann ich nicht glauben, daß sich alles so verhält. Aber wie es sich auch verhalten mag, so wird es Ihnen nützen, wie ich anfangs gesagt, die Klagen der Ihrigen zu erfahren. Was mich betrifft, werde ich ohne Voreingenommenheit Ihre Rechtfertigung vernehmen. Ich wünsche, daß Sie für Ihre Gesundheit Sorge tragen bei Nahrung und Schlaf, aber so wie es einem Ordensmann und einem Ordensobern geziemt, der sich gegen seine Untergebenen als gütiger Vater erzeigt.

Die Rechtfertigung, die dann P. Lerchenfeld einsandte, scheint nicht in allen Stücken befriedigt zu haben; denn Nickel ließ ihm am 1. Januar 1661 trocken antworten, er sei geneigt alles zu glauben, wie er in seinem Briefe berichte. Im übrigen möge er fortfahren, die Herzen der Seinigen durch religiöse Liebe und Güte zu gewinnen [1].

Oliva schrieb am 7. April 1668 an den oberrheinischen Provinzial Lutz: Ich höre Klagen über Geiz der Rektoren. Es werden jene gezwungen gegen die Unsrigen karg zu sein, die gegen Auswärtige und gegen sich selbst verschwenderisch sind [2].

Damit erinnert der General an einen alten Erfahrungssatz: Je mehr einer für sich braucht, um so weniger hat er für andere übrig, und je mehr einer für sich besorgt ist, um so weniger Herz zeigt er für andere.

Hier und da waren es auch übertriebene Begriffe von Armut und Sparsamkeit, unter denen Untergebene zu leiden hatten. Da scheint es bei dem Rektor von Freiburg (Br.) gefehlt zu haben, über den Oliva am 29. April 1673 dem oberdeutschen Provinzial Müglin klagte: Ich vernehme, daß unsere Freiburger im vorigen Jahre von einer Kolik elend heimgesucht worden, die nach aller Urteil von einem sehr ungesunden Wein herkam. Nun habe der Rektor wiederum Anlaß zur selben Krankheit gegeben, indem er einen verdorbenen Wein vermischt und den Unsrigen bei dem sonst schon frugalen Tisch vorgesetzt habe. So sei es wieder gekommen, daß mehr als zwölf aus den Unsrigen entweder schwer krank zu Bette liegen oder nur mit Mühe ihre Arbeiten verrichten können. Ich kann nicht sagen, wie mir dieser schmutzige Geiz (sordes) an den Rektoren mißfällt. Deshalb sollen Ew. Hochwürden nicht allein sofort Abhilfe treffen, sondern auch den Rektor, wie er es verdient, zurechtweisen und strafen. Und in einem weiteren Briefe vom 6. Mai 1673 drückt Oliva sein großes Mitleid aus über die Mitbrüder in Freiburg, die infolge eines ungesunden Trunkes fast alle krank darniederliegen. Ich bin empört über die schlecht angebrachte Sparsamkeit des Rektors, der Ursache dieses Leidens ist. Der Provinzial möge genau ausführen, was ihm neulich darüber geschrieben worden [3].

In einem Rundschreiben vom 23. März 1675 beklagt Oliva, daß allmählich in die Häuser eine schmutzige Sparsamkeit bei dem Leinenzeug einschleiche sowohl für den gemeinsamen als privaten Gebrauch. So sage man, daß die Leintücher selbst die kleinsten Betten kaum bedecken, ähnlich stehe es mit den Tischtüchern, Servietten, Hemden und Taschentüchern. Man meint, diese unrechte Sparsamkeit sei von solchen eingeführt, die in den Ruf von guten Haushaltern kommen wollen, indem sie so die gewöhnlichen Ausgaben vermindern. Ich will darüber nicht urteilen, aber sicher sind

---

[1] *Ad Germ. sup. Schon früher hatte Nickel, als P. Lerchenfeld Rektor in Freiburg (Br.) war, ihn dringend gemahnt: ut paterna agendi ratione suis gratum atque amabilem conetur se reddere 16. Februar 1658.

[2] Coguntur esse sordidi erga nostros illi qui erga externos et erga se ipsos sunt prodigi. *Ad Rhen. sup.

[3] *Ad Germ. sup.

die Obern nicht ohne Schuld, da es ihre Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß den Untergebenen nach dem Willen unseres heiligen Vaters Ignatius alles Notwendige und Schickliche in liberaler Weise gereicht werde. Solche Fehler, die nicht aus der Natur der religiösen Armut, sondern vielmehr aus einer geizigen Charakteranlage derer entspringen, die für die Wäsche zu sorgen haben, können schweren Verfehlungen gegen die Armut die Wege bahnen, indem sich schließlich jeder auf privatem Wege verschafft, was die Liebe der Obern nicht gewährt. In der Folge soll in bezug auf das Leinenwesen, sowohl was Stoff als Größe angeht, an der alten Gewohnheit festgehalten und die von einer übermäßigen Sparsamkeit eingeführten Neuerungen sollen abgeschafft werden[1].

Über den Erfolg dieser Verordnung schreibt Oliva 1. Januar 1680 an die Provinziale: Die meisten Obern verdienen, wie ich erfahren habe, meine Anerkennung, ja sogar meinen Dank; denn sie scheuen weder Mühe noch Kosten für den gemeinsamen Unterhalt und die häusliche Einrichtung, um den Wünschen ihrer Untergebenen zu entsprechen und zuvorzukommen; ihre väterliche Sorgfalt läßt nichts zu wünschen übrig, um ihren Söhnen zu verschaffen, was zu deren Wohlbefinden dient, was die Schicklichkeit verlangt oder sonst mit Recht ihnen behülflich sein kann. Aber leider konnte ich trotz aller Bitten und Vorstellungen noch nicht überall durchdringen. Denn bisweilen zeigt sich Knauserei und Nachlässigkeit bei den Obern, wenn sie ihren Untergebenen die Kost karg bemessen; dasselbe läßt sich von der Bekleidung sagen; am meisten aber trifft dies bei dem Leinenzeug zu, bei den Betttüchern wie auch bei den Hemden. Wie ich höre, wird kaum der Notdurft hinreichend Rechnung getragen, geschweige denn der Freigebigkeit. Daher bitte und beschwöre ich bei der Liebe des Herzens Christi die Provinziale, sofort einzuschreiten, wo immer sie bei den Hausobern oder Ausspendern auf eine derartige unedle Neigung zur Filzigkeit stoßen und sie zu besseren Gesinnungen zu bringen; sonst wird in den Ordensfamilien eine allmähliche Erschlaffung der religiösen Armut und ein Niedergang des gemeinsamen Lebens in die Wege geleitet. Mithin sollen sie (die Provinziale) überzeugt sein, eine Hauptmauer unserer Gesellschaft zu stützen, wo immer sie den Obern in ihrer Umsicht und Sorgfalt liebevoll zur Seite stehen und sie dazu ermuntern, gegen ihre Untergebenen sich edel und freigebig zu erweisen, ganz besonders aber gegen die Kranken. Wenn diese vernachlässigt werden, lassen wir gar keine Entschuldigung gelten, wie z. B. es habe sich nur um ein kleines Versehen oder um eine geringfügige Sache gehandelt[2].

Einen Fortschritt in dieser Hinsicht bedeutete auch die von dem General de Noyelle am 16. Januar 1683 dem Provinzial Truchseß erteilte Erlaubnis, daß jeder, wenn er zu Tisch geht, dem römischen Brauch gemäß, die für ihn bezeichnete Serviette mitbringe und zurücklege und die Servietten in der Folge nicht ohne Unterschied jedem dienten[3]. Dieselbe Erlaubnis gab Noyelle am 11. Dezember 1683 dem Provinzial Vid für die österreichische Provinz[4]. In dem Memoriale der oberrheinischen Provinzial-Kongregation heißt es schon vorher im Jahre 1681: Jeder soll bei Tisch seine eigene Serviette (mantilia seu mappulas) haben[5].

Am 8. März 1681 sprach Oliva auch seine Billigung aus über die Einführung der Sitte, den Nachtisch nicht wie bisher jedem zugemessen auf eigener Platte vorzusetzen, sondern denselben auf einer gemeinsamen Platte rundgehen zu lassen, so daß jeder

[1] An Provinzial Thanner. *Ad Germ. sup., auch *Cod. Bamb. 1, 104 f.

[2] *Cod. Bamb 1, 107. Druck in den Epistolae selectae (1911) 116.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Austr.

[5] *Memor. Prov. Rhen. sup.

von dem Käse oder der Butter nach Gutbefinden nehmen könne; die Erfahrung habe ja gezeigt, daß dabei weniger verbraucht werde als bisher[1].

Wie keinem Geiz, so sollten die Obern auch keinem Überfluß und Glanz das Tor öffnen. So schrieb Oliva am 16. Juni 1668 an den Luzerner Rektor P. Lohner, er möge bei dem Neubau die Entfaltung von Glanz verhüten, den er (der General) bei den Gebäuden, Zimmern, Refektorien usw. stets verboten habe und verbieten werde. Und am 3. November 1668 mahnte er den Provinzial Raßler, er möge den Bau des Kollegs und der Schulen in Brig so einrichten, daß es keine glänzende, sondern eine für Ordensleute entsprechende bequeme Wohnung werde. Dem Rektor von Innsbruck ließ P. Gonzalez am 6. April 1697 durch den Visitator Mechtl eine scharfe Rüge zugehen, daß er für den Bau des Kollegs und zwar ohne Nutzen mehr Geld verwendet, als ihm erlaubt worden.

Am 22. März 1684 führte P. de Noyelle unter den Klagen über den Rektor in München auch die an, daß er größeren Aufwand gemacht als die ganze Stadt bei der Rückkehr des Kurfürsten aus dem Feldzug, denn, fügte er bei, wenn wir auch dem Kurfürsten jede Huldigung schulden, so dürfen wir dabei doch nicht unsere Bescheidenheit vergessen[2]. Selbst in bezug auf die Ausstattung der Kirchen, wobei man sonst sehr freigebig war, sollte Maß gehalten werden, besonders wenn die Zeitumstände schwierig waren. So schrieb Nickel am 15. Juli 1656 in bezug auf die Kirche in Köln dem Provinzial Warmoldi: Ihr Verbot, das Schiff der Kirche mit Marmor zu platten, um nicht neuen Stoff zu übler Nachrede und Neid zu geben, findet meine volle Billigung[3].

Taschenuhren galten noch immer als Kostbarkeiten, die sich für einen armen Ordensmann nicht ziemten. Als P. Georg Schmelzing, der Hofprediger in Baden, um die Erlaubnis bat, eine Taschenuhr gebrauchen zu dürfen, antwortete ihm P. Oliva am 27. November 1666, er könne den von P. Carrafa eingeschlagenen Weg nicht verlassen. Dies wäre aber der Fall, wenn er die erbetene Erlaubnis für die Uhr gebe, wenn sie auch nicht schlage (licet non sonet). Damit der Pater aber sehe, daß er zu allem bereit sei, was ohne Verletzung der Armut möglich sei, erlaube er, wenn auch ungern, den Gebrauch der Uhr im Falle der Not auf Reisen, aber sonst nicht[4]. Die Taschenuhren — so erwiderte P. Oliva am 22. Februar 1670 dem P. Johann Frey in Graz —, haben nicht so an Wert abgenommen, daß sie sich auch für Arme, wie wir sind, geziemen. Deshalb wurde bisher ihr Gebrauch niemand gestattet, es sei denn, wenn die Not dies verlangte. Es wird deshalb Ew. Hochwürden nicht beschwerlich sein, auf den Gebrauch einer eigenen Uhr zu verzichten, wenn Sie zu Hause weilen, wo eine gemeinsame und öffentliche Uhr zur Verfügung steht. Wenn es Ihnen aber bei dem Aufenthalte außerhalb der Stadt notwendig erscheinen wird, so erlaube ich, dieselbe mitzunehmen[5]. Dem Rektor von Aschaffenburg, Philipp Rottenberger, schrieb P. de Noyelle am 15. Januar 1684, er müsse die ihm angebotene Uhr verkaufen und den Erlös dem Kolleg zuwenden; auf diese Weise werde für die religiöse Armut und die Not des Kollegs zugleich gesorgt[6]. Auch P. Gonzalez hielt an diesem Verbot fest. Am 18. August 1690 hatte ihm ein Pater aus Krems mitgeteilt, daß der Kaiser ihm eine Taschenuhr geschenkt habe. Daraufhin erlaubte Gonzalez am 16. September 1690, diese Uhr zum Andenken an den Kaiser, wenn er wolle, zu bewahren, es sei aber viel voll-

[1] Arch. Prov. A 10, 778.
[2] *Ad Germ. sup. An den Provinzial Truchseß.
[3] *Ad Rhen. inf.
[4] *Ad Rhen. sup.
[5] *Ad Austr.
[6] *Ad Rhen. sup.

kommener und verdienstreicher, sich ihres Gebrauches zu enthalten. Sollte aber dafür ein besonderer Grund vorliegen, so möge er ihn benachrichtigen[1].

Am 28. August 1666 verbot Oliva dem oberrheinischen Provinzial, dem Rektor von Bamberg oder einem andern den Gebrauch eines Wagens zu gestatten; wenn man sich an ihn wende, werde er die Erlaubnis nicht geben[2].

Die selbständige Stellung des Provinzials wurde wiederholt eingeschärft. Der General Piccolomini betonte dies in einem Briefe vom 8. April 1651 an den oberdeutschen Provinzial Schorrer: Die Antwort des P. Claudius (Aquaviva), daß die Provinziale in der Leitung der Provinz nicht abhängig sind von der Meinung der Konsultoren, da dies eine Art Monachismus sei, ist von der entscheidenden Stimme zu verstehen, nicht wenn es sich um Rat in zweifelhaften oder wenigstens wichtigeren Dingen handelt, denn es ist sicher, daß die Leitung der Provinz dem Provinzial und nicht den Konsultoren zusteht und daß er nach seinem Gutbefinden über die von den Konsultoren geäußerten Meinungen zu entscheiden hat[3].

Dadurch wurde einerseits den Konsultoren eine ihnen nicht zukommende Autorität entzogen und dem Provinzial eine etwaige Entschuldigung mit dem Willen der Konsultoren vorweggenommen.

In der Gleichheit der Lebensweise sollte aber auch der Provinzial vor keinem etwas voraushaben.

Der General Nickel schrieb am 9. Oktober 1655 an den Provinzial der niederrheinischen Provinz: Es ist nicht Sitte in der Gesellschaft, daß der Provinzial in Anbetracht seines Amtes etwas Außergewöhnliches bei Tische erhält; auch sollen die Provinziale bei den Visitationen der Kollegien nicht besser gehalten werden als die übrigen mit Ausnahme der ersten Tage, wie es bei allen Gästen der Fall ist. Ich zweifle nicht, daß Ew. Hochwürden von selbst sich dieser lobenswerten Gewohnheit anbequemen werden; dadurch werden Sie Ihren Nachfolgern kein Präjudiz schaffen, sondern mit gutem Beispiel ihnen voranleuchten und bewirken, daß wir nicht gezwungen werden zu verbieten, was wir nicht billigen können. Daß die Begleiter Ew. Hochwürden während der ganzen Visitation eines Kollegs besser gehalten werden, ist ein Mißbrauch, den ich beseitigt wissen möchte[4]. In bezug auf einen einzelnen Punkt hatte Nickel schon vorher (26. September 1654) gemahnt: Ich weiß, daß Ihren Vorgängern eine größeres Quantum Wein vorgesetzt worden, aber ich weiß auch, daß dieselben nicht nur einmal von hier gemahnt worden, dies nicht zuzulassen. Es wird nicht wenig zur Erbauung gereichen, wenn Ew. Hochwürden mit dem gewöhnlichen Maße sich begnügen[5].

Wie die Gleichheit nahmen die Obern auch die nötige Freiheit der Untergebenen in Schutz. Dem Institut gemäß wurde stets darauf gedrungen, daß die Lokalobern ihre Untergebenen in keiner Weise behinderten, auch direkt mit den höchsten Obern zu verkehren. Weil sich aber von Zeit zu Zeit einzelne engherzige, des Instituts unkundige Obere fanden, die sich gegen diese Vorschrift verfehlten, erinnerte der General Oliva in einem Rundschreiben vom 9. Februar 1669 an die Provinziale eindringlich daran, den brieflichen Verkehr mit dem General in keiner Weise zu behindern. Da die Untergebenen im General den von der Gesellschaft und Gott bestellten gemeinsamen Vater aller erblicken, so dürfen die unmittelbaren Vorgesetzten nicht nur nicht sich verletzt fühlen, sondern müssen sich vielmehr freuen und diese Freude auch nach außen zur Schau tragen, wenn ihre Untergebenen in ihren

[1] *Ad Austr.
[2] *Ad Rhen. sup.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Instit. 75.
[5] *Instit. 75.

Briefen zu uns ihre Zuflucht nehmen, sei es um die Klagen eines verwundeten Herzens in unseren Schoß auszuschütten, sei es um bei aufkommenden Mißständen von unserem Eifer Abhilfe zu erlangen. Sollte deshalb einer der Obern sich verletzt zeigen wegen eines an uns gerichteten Briefes, oder Nachforschungen anstellen, wer an den General schreibe und wer Antwort von ihm erhalte oder gar, was ferne sein möge, solche, die Briefe nach Rom schicken, als Angeber verfolgen, so mögen sie wissen, daß sie sich eines sehr großen Vergehens schuldig machen: da es wahrlich nicht an ihnen lag, wenn das Haupt von den Gliedern nicht getrennt wurde, und der ganze Leib der Gesellschaft nicht in Verwirrung geriet. Deshalb sollen alle davon überzeugt sein, wenn wir einen aus den Obern finden, der sich ein so großes Vergehen zuschulden kommen läßt, daß ein solcher sofort seines Amtes entsetzt oder wenigstens niemals für ein anderes Verwaltungsamt verwandt werden wird[1].

P. de Noyelle befahl dem niederrheinischen Provinzial Lamberti, den Minister in Düsseldorf abzusetzen und ihn nie wieder mit einem solchen Amte zu betrauen, weil er trotz früherer Mahnung nachgeforscht, wer im Hause nach Rom geschrieben, damit er einsehe, daß die Freiheit uns zu schreiben, nicht verletzt werden dürfe[2].

In einem Rundschreiben an die Provinziale vom 23. März 1675 erinnerte Oliva an eine frühere Verordnung über das Briefgeheimnis: Die Obern sollen Stillschweigen bewahren über alles, was sie in den Briefen ihrer Untergebenen lesen, sei es, daß die Briefe von diesen geschrieben oder an sie gerichtet sind. Daher sollen sie nicht einmal die in den Briefen enthaltenen Neuigkeiten, selbst wenn dieselben auch zu allgemeiner Erbauung gereichen und bald öffentlich bekannt werden oder schon bekannt geworden sind, erzählen. Über die Briefe, die sie einmal approbiert und abgeschickt haben, müssen die Obern unverbrüchliches Stillschweigen bewahren und in keiner Weise zeigen, daß sie etwas von deren Inhalt wissen. Diese Beobachtung des Briefgeheimnisses wird dazu dienen, daß die Untergebenen gern das Auge des Obern auf ihren brieflichen Verkehr gerichtet sehen, da er die Briefe nur liest, nie aber etwas daraus offenbart[3].

Im Verkehr mit den Obern war es von größter Wichtigkeit, daß die Untergebenen sich den Obern anvertrauen konnten, ohne fürchten zu müssen, daß ihnen aus ihren vertraulichen Mitteilungen irgend ein Schaden erwachsen werde. Auch für die Ablegung der Gewissensrechenschaft bei dem Obern hatte P. Oliva in einem Rundschreiben vom 12. März 1669 nachdrücklich auf diesen Punkt und auf die Geheimhaltung und Nichtverwertung des Anvertrauten gedrungen.

---

[1] Epistolae selectae 111.

[2] *Ad Rhen. inf.

[3] *Cod. Bamberg. 1, 105, auch an Prov. Thanner *Ad Germ. sup. — In einem Rundschreiben vom 15. November 1695 bestimmte dann P. Gonzalez folgende Sicherungen: Quaecunque Praepositi Generalis, Provincialium, Vice Provincialium aut Visitatorum epistolae ad privatos diriguntur, istas ipsas Procurator Provinciae vel siquis alius ad excipiendas ac mittendas porro literas est constitutus vacuo folio superinductas, rursus diriget ad Collegii vel Domus Admonitorem qui retectas et ita ut sunt obsignatas, fideliter secreto illi ad quam missae sunt, statim in manus reddere teneatur nec ulli hominum, multo minus Superiori domus patefacere, cui et a quo fuerint rescriptae. Insuper his iidem Procuratores vel illi alii quos diximus in ipsa facie extima fasciculi apponant pro nota S. M. litteras scil. initiales Superioris Mediati, quo locorum Superiores monebuntur, non licere sibi hunc resignare, pro pari culpa et poena qua obstringerentur, violatae fidei, si epistolas ipsas Superiorum ad subditos resignarent. Postremo ut constet apud omnes quam bene consultum ex hac etiam parte sit scribentium ad Superiores securitati, et sive justus, sive injustus metus cesset omnino curet Reverentia Vestra ut ipsa haec epistola in mensa publice praelegatur. *Epp. NN. 9, 42.

Die oberdeutsche Provinzial-Kongregation vom Mai 1675 hatte eine nähere Aufklärung über die Tragweite dieser Verordnung gewünscht, besonders inbezug auf die äußere Leitung. In seiner Antwort vom 25. Januar 1676 drückte Oliva seine Verwunderung über die Frage aus, da die Sache doch ganz klar liege: Die Verpflichtung zur Geheimhaltung kann ich ja gar nicht, auch wenn ich wollte, verringern, da sie ja nicht erst von mir den Obern auferlegt, sondern nur auseinandergesetzt worden ist. Denn die Natur der Sache fordert ja, daß alles, was der Untergebene freiwillig dem Obern als Vater über sich mitteilt, indem er ihm sein Innerstes aufdeckt, von dem Obern niemandem, auch keinem Obern mitgeteilt werden darf, sondern von ihm vollständig geheim gehalten werden muß, nicht anders als, wie wenn jemand einer Privatperson einen Fehler, um Rat zu erfragen, eröffnet, dieser Fehler dem Obern nicht hinterbracht werden darf. Wenn man sagt, daß die Gewissensrechenschaft so jeden Wert für die äußere Leitung verliert, so antworte ich, die Gewissensrechenschaft ist gar nicht für die äußere Leitung eingerichtet worden, was schon daraus hervorgeht, daß sie auch unter dem Siegel der sakramentalen Beicht abgelegt werden kann. Trotzdem behält sie ihren Nutzen. Aber auch dieser Nutzen wird gefährdet, wenn die Kenntnis mißbraucht wird, denn die Untergebenen werden abgeschreckt von der Aufdeckung ihres Innern, wenn sie wissen, daß andern davon Mitteilung gemacht wird[1].

* * *

Das häusliche Leben erhielt eine besondere Weihe und Förderung durch diejenigen Obern, die das Ideal des Obern in der Gesellschaft, starke aber zugleich selbstlose und gewinnende Väterlichkeit, in die Tat umzusetzen verstanden. Von den vielen schönen Beispielen sei hier nur auf einen Mann hingewiesen, der sich um seine Provinz und die ganze Gesellschaft große Verdienste erworben hat. Es ist der der Familie Waldburg entsprossene P. Eusebius Truchseß. Als Oberer folgte er dem Grundsatze: für sich das Geringste, für die Mitbrüder das Beste.

Nachdem ein achtjähriger Aufenthalt in Rom seine Gesundheit stark angegriffen, kehrte er in seine oberdeutsche Provinz zurück. Kaum war er in München angelangt, da wurde er als Rektor des dortigen Kollegs verkündigt (31. August 1677). Trotz der vielen Geschäfte, welche die Verwaltung eines so großen Hauses notwendig mit sich bringen mußte, fand er noch Zeit, die Kinder in der St. Michaelskirche im Katechismus zu unterrichten. Bei seinem Amtsantritt schrieb ihm der General Oliva am 3. Oktober 1677: Ich beglückwünsche sowohl Ew. Hochwürden als auch das Kolleg. Denn diesem hätte kein größeres Glück zuteil werden können als einen solchen Rektor zu erhalten, noch Ihnen ein besseres Los zufallen können, als die Leitung eines so wohlgeordneten Hauses zu übernehmen. Meine Freude erstreckt sich daher auf beide Teile und läßt mich für beide das Beste hoffen. Dazu kommt, daß die Reise durch Österreich weder Ihrer Gesundheit geschadet hat noch der Gunst, deren Sie sich beim Fürsten erfreuen . . . Nur das eine verlange ich gegenwärtig von Ihnen, daß Sie sorgfältig auf Ihre Gesundheit achten und mich von dieser Sorge befreien, daß Sie ferner die Zahl Ihrer Briefe nicht so sehr nach Ihrer Bescheidenheit und Ihrer Ehrfurcht gegen mich als nach meiner Liebe zu Ihnen bemessen.

Nach vier Jahren wurde P. Truchseß als Rektor nach Augsburg versetzt (1. Mai 1681). Das große Vertrauen, dessen er sich nicht nur bei seinen ehemaligen Untergebenen, sondern in der ganzen Ordensprovinz erfreute, kam im Jahre 1682

---

[1] *Acta Congreg. Prov. 79, 215, auch in Clm 26479. Druck bei Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens (1881) 82 f.

zum Ausdruck, als ihn die oberdeutsche Provinz als Wähler zur 12. Generalkongregation entsandte, welche am 5. Juli den bisherigen deutschen Assistenten Karl de Noyelle zum General erwählte. P. Noyelle, der den P. Truchseß schon bei seinem früheren Aufenthalt in Rom kennen und schätzen gelernt hatte, ernannte ihn zum Provinzial von Oberdeutschland. Am 5. November trat P. Truchseß sein neues Amt an. Es freut mich, schreibt der General am 5. Dezember 1682, daß Sie glücklich in Ihre Provinz zurückgekehrt sind und deren Verwaltung übernommen haben. Ich bitte den Himmel um seinen Segen, daß der bisherige gute Zustand der Provinz unter Ihrer Leitung nicht nur erhalten bleibe, sondern noch weiter zunehme[1].

Als Oberer war P. Truchseß mit überflüssigen Ausgaben, die von seinen Untergebenen gemacht wurden, nicht einverstanden. Als sich das Münchener Kolleg im Jahre 1685 in große Unkosten stürzte, um den Empfang des kurfürstlichen Brautpaares möglichst prunkvoll zu gestalten, ließ er dem Rektor durch den Prokurator einen, wenn auch in sehr milde Form gekleideten Verweis erteilen. Wie ich vernehme, sind die Vorbereitungen zum Empfang der Fürstlichkeiten bereits zu weit gediehen, als daß sie noch rückgängig gemacht werden könnten. Ich überlasse darum die Angelegenheit dem Urteile des Rektors, wünsche jedoch, daß er Ihren Rat einholt (25. Juli 1685)[2]. Eine Woche später kommt er nochmals darauf zurück: Den Antrag des Rektors von München, die übrigen Kollegien möchten zur Bestreitung der Kosten für die Empfangsfeierlichkeiten beisteuern, habe ich anfangs als schlechten Scherz aufgefaßt . . . Zwar kann ich jene maßlosen Ausgaben nicht mehr verhindern, dazu ist es jetzt zu spät, aber ich heiße sie auch nicht gut. Daher möchte ich auch auf diesen Titel hin dem Kolleg jene 1000 fl. nicht nachlassen, welche Ew. Hochwürden erwähnen; eher werde ich diese Summe schenken wegen der Auslagen, die das Münchener Kolleg für unsere Flüchtlinge aus Österreich zu machen hatte. In Fällen wirklicher Bedürftigkeit zeigte P. Truchseß stets ein weites Herz und eine freigebige Hand. Von Eichstätt aus benachrichtigte er am 14. Mai 1683 den P. Grueber: Ich bin gern bereit, dem Ansuchen der Rektoren von Eichstätt und Trient, die um Nachlaß ihrer Schulden bitten, zu willfahren. Kein Kolleg ist der Hilfe bedürftiger als Trient.

Für seine Untergebenen war P. Truchseß nicht so sehr der gestrenge Vorgesetzte als der treubesorgte Vater, der stets das Glück und Wohlergehen seiner Söhne vor Augen hat und ihnen die schweren Opfer ihres Berufes nach Möglichkeit zu erleichtern trachtet. Die Unsrigen in Burghausen, schreibt er am 13. November 1683 an P. Grueber, bedürfen dringend einer neuen Küche, eines neuen Refektors und eines heizbaren Rekreationszimmers, denn das alte macht die Leute ganz melancholisch. Sobald es daher irgendwie angängig ist, soll ihnen eine Unterstützung dafür gewährt werden. Am 13. Mai 1684 sorgt er: Der gute P. Prokurator in Mindelheim ist so voller Angst und Sorgen wegen der Schulden vom letzten Jahre, von denen er mir ein langes Verzeichnis geschickt hat, daß er deshalb ganz krank geworden zu sein scheint. Um ihn etwas zu trösten und aufzumuntern habe ich ihm Hoffnung auf eine Unterstützung aus der Gugler'schen Erbschaft gemacht. Ich habe aber den Rektor gemahnt, angesichts dieses Standes der Finanzen die größte Sparsamkeit walten zu lassen und zu überlegen, ob man die Gewohnheit beibehalten solle, den Magistri und Laienbrüdern täglich einen Becher Wein als Tischtrunk zu geben.

Bei der Aufrechterhaltung der Ordensdisziplin verstand es P. Truchseß Klugheit und weise Mäßigung mit den Forderungen der Gerechtigkeit zu vereinen. So schreibt

[1] *Ad Germ. sup.

[2] An den Provinz-Prokurator P. Seb. Grueber M. R. Jes. 333, hier auch die folgenden Briefe.

er am 3. September 1685 an P. Grueber: Ich bin ungehalten, daß sich P. Moll so lange zu Passau und Linz aufgehalten, besonders aber, daß er auch noch nach Salzburg gereist ist. Ich hatte schon eine Strafe für ihn bestimmt, weil ich jedoch befürchtete, er möchte sich allzusehr darüber aufregen, wollte ich die Entscheidung dem Rektor und dessen Konsultoren überlassen. Da ich jetzt vernehme, daß die Unsrigen in München wie in Österreich über sein Benehmen sehr ungehalten sind, halte ich es für notwendig, dem P. Adam eine Refektorbuße aufzuerlegen, was ich auch dem Rektor mitteilen werde.

Als P. Truchseß beim Rücktritt von seinem Amte den General Noyelle für die begangenen Fehler um Verzeihung bat, antwortete dieser am 9. März 1686: Da ich aus Ihrer Provinz bisher nur großen Trost empfangen habe, so ist es mir vollständig klar, daß ich denselben der Sorge und Wachsamkeit Ew. Hochwürden verdanke. Ich wüßte darum auch nicht, was ich Ihnen verzeihen sollte, im Gegenteil habe ich allen Grund, Ihnen meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank abzustatten. Es ist mein innigster Wunsch, daß die Übernahme Ihres neuen Amtes in gleicher Weise zu Ihrem und unserm Glück gereichen möge. Darum herzlichste Glückwünsche und des Himmels reichsten Segen![1]

Das vom General erwähnte neue Amt hatte P. Truchseß am 3. März 1686 angetreten, als er zum zweiten Male das Rektorat des Münchener Kollegs übernahm. Seiner Wirksamkeit in dieser Stellung war indes nur eine kurze Dauer beschieden. Am 12. Dezember desselben Jahres wurde P. Noyelle durch einen frühzeitigen Tod im besten Mannesalter dahingerafft. Unter den Wählern, welche die oberdeutsche Provinz zur Generalkongregation (21. Juni bis 7. September 1687) entsandte, befand sich wiederum P. Truchseß. Bei der Wahl des neuen Ordensobern war die Zahl der Stimmen für den Rektor des Münchener Kollegs beständig gestiegen und es schien, als ob er zum Haupte der Gesellschaft ausersehen sei[2]. Mehrere Patres glaubten indes, daß es mehr dem Wunsche des Papstes entspreche, wenn der Spanier Thyrsus Gonzalez erkoren werde, und so wurde dieser zum General, P. Truchseß zum Assistenten für Deutschland gewählt[3].

Als P. Truchseß 1696 nach München zurückgekehrt war, lebte er dort in äußerster Zurückgezogenheit, nur mit Gott und dem Heile seiner Seele beschäftigt. Eine wahre Scheu hatte er vor allen Ausnahmen, niemals verlangte er etwas besonderes für sich. Bis zu seinem 80. Lebensjahre erhob er sich jeden Morgen pünktlich um 4 Uhr gleich den übrigen Hausgenossen von seinem Lager. So lange er noch den Fuß vor sein Zimmer setzen konnte, beteiligte er sich regelmäßig an den öffentlichen Geißelungen im Refektor. Als ihn dann die Krankheit jahrelang an sein Zimmer fesselte, vernahmen die Besucher nie ein Wort der Klage von seinen Lippen. Selbst von Gicht gelähmt, ließ er sich auf einem Fahrstuhl zu seinen kranken Mitbrüdern bringen, um sie zu trösten und aufzumuntern. Er starb in München am 25. Januar 1713[4].

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Narratio de electione P. Thyrsi Gonzalez 1687. Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 418.

[3] Vergl. oben S. 8 ff.

[4] Vergl. W. Kratz, P. Eusebius Truchseß S. J. in Histor.-pol. Blätter 158 (1916) 354 ff.



Fünftes Kapitel.

Sehnen nach der Übersee.

Bedeutung für die innere Geschichte. — Schwierigkeiten für die deutschen Jesuiten an der Arbeit in den überseeischen Missionen teilzunehmen. — Allmähliche Beseitigung dieser Schwierigkeiten. — Eingreifen des Kaisers Leopold. — Leutenot in den spanischen und portugiesischen Missionen. — Andauernde Begeisterung für die Missionen in Deutschland und Österreich. — Reisen nach Südamerika. — Ostasien. — P. Anton Sepp. — P. Karl Boranga. — P. Wilhelm Weber.

Die ganze Tätigkeit in den überseeischen Missionen gehört zur Geschichte derjenigen Provinzen, denen diese Missionen als Arbeitsgebiete zugewiesen waren, also besonders zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Provinzen. Das gilt auch von den Arbeiten der in diesen Missionen tätigen deutschen Jesuiten. Doch darf die Geschichte der deutschen Jesuiten daran nicht ganz vorübergehen. Es müssen nämlich die Verbindungslinien zwischen Deutschland und den Missionen gezeichnet und die Etappen geschildert werden, auf denen die deutschen Jesuiten in die Missionen gelangten. Diese Verbindungslinien und Etappen sind von Wichtigkeit für die innere Geschichte. Ganz besonderes Interesse beanspruchen hier die Beweggründe, die so viele hervorragende deutsche Jesuiten gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt über das Weltmeer zogen. Die bei dieser Gelegenheit erfolgten Herzensergießungen lassen uns einen tiefen Blick in die Seele der damaligen Jesuiten tun, wie er uns sonst aus Mangel an Aufzeichnungen leider fast gänzlich versagt ist.

Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten sich viele deutsche Jesuiten für die überseeischen Missionen gemeldet: ihr apostolischer Tatendrang sehnte sich hinaus aus den engen Kreisen der Heimat über Land und Meer, um den Heidenvölkern die frohe Botschaft der Erlösung zu predigen, sollte es auch Gesundheit und Leben kosten[1]. Aber da aller Kolonialbesitz unter nichtdeutscher Herrschaft stand, war es für die deutschen Jesuiten sehr erschwert, einen Anteil an der Missionsarbeit zu erhalten. Nur einige wenige erreichten das Ziel ihrer fortgesetzt kundgegebenen heißen Wünsche. Dieselben Verhältnisse dauerten auch noch fort, doch bahnte sich langsam eine Besserung an.

Zunächst kam eine größere Weitherzigkeit von spanischer Seite. Dies erfahren wir aus einem Schreiben, das der General Oliva am 29. November 1664 an mehrere Provinziale u. a. an die von Oberdeutschland und Österreich richtete. Aus Spanien — so schreibt er — erhalte ich eine frohe Botschaft, wodurch, wie durch ein Schlachtsignal, viele sich angetrieben fühlen werden, die Mission nach Spanisch- oder West-Indien d. h. nach Paraguay, den Philippinen, Mexiko, Peru, Chile und

---

[1] Vergl. Gesch. 2², 595 ff.

dem neuen Reich (Neu-Granada) zu erbitten. Seit vielen Jahren war der Zugang zu diesen Missionen nur Spaniern geöffnet. Jetzt ist eine Milderung eingetreten. Von mehreren Seiten wird mir berichtet, daß der Indische Rat Sr. Katholischen Majestät sein früheres Dekret aufgehoben und den Unsrigen die Erlaubnis für die Indische Mission in der Weise gestattet hat, daß der vierte Teil des Personals einer jeden Mission aus Nichtspaniern, die aber Untertanen des Katholischen Königs oder des österreichischen Hauses sind, bestehen darf. Dazu gehören also Österreich, Böhmen, die Niederlande und auch Oberdeutschland, soweit es unter den Erzherzogen von Innsbruck steht. Man sagt, daß sich die Erlaubnis auch auf die Untertanen der mit dem österreichischen Hause befreundeten Fürsten erstrecke. Diejenigen also, die von dem Verlangen nach dieser Mission beseelt sind, sollen sich beim Provinzial melden und von diesem ihre Namen mit näheren Informationen über Gesundheit, Anlagen usw. dem General eingesandt werden[1].

Im Jahre 1654 kam P. Martini, der Prokurator der chinesischen Vize-Provinz nach Wien. Kaiser Ferdinand III. empfing ihn sehr wohlwollend und gab ihm ein großes Almosen, zugleich wies er eine jährliche Pension für die Mission an[2]. Im Jahre 1655 war P. Martini wieder bei Ferdinand III., er erhielt hier vom Kaiser ein großes musikalisch-optisch-astronomisches Kunstwerk, das er als kaiserliches Geschenk dem Kaiser von China überbringen sollte. Das Kunstwerk bestand aus einem musikalischen Werk, das zehn Melodien spielte in Begleitung von fünf Instrumenten; das optische Werk enthielt zahlreiche Spiegel, die den Sänger David und zahlreiche andere Figuren Gärten, Wälder, Städte usw. reflektierten; der astronomische Teil war ein bewegliches Planetarium. Das Werk wurde in Augsburg 1655 unter Leitung des P. Kurz zusammengestellt und von diesem im selben Jahre dem Kaiser überbracht[3].

Im folgenden Jahre 1656 widmete das Wiener Profeßhaus dem jungen König von Ungarn Leopold Ignatius eine Flora Sinensis, die P. Michael Boym verfaßt hatte. Der Folioband (gedruckt in Wien 1656 von Math. Rictius) beschreibt indische und chinesische Pflanzen und Tiere, die in vielfarbigen Abbildungen meist in Blattgröße wiedergegeben sind. Boym fügt manche Bemerkungen bei über Wachstum und medizinische Verwertung der Pflanzen und gibt zum Schluß eine farbige Abbildung des altchristlichen Denkmals, das 1625 in der Provinz Schensi entdeckt worden, mit Inhaltsangabe der Inschrift[4].

Mehrere Jahre später (1664) nahm sich Kaiser Leopold der Missionssache der deutschen Jesuiten in besonderer Weise an. Der Anlaß war folgender: Im Jahre 1655 hatten die österreichischen Jesuiten Joh. Gruber und Bernh. Diestl von dem General Nickel den Auftrag erhalten, einen neuen Landweg nach China zu erforschen. An Stelle des in China gestorbenen P. Diestl trat P. Albert Dorneville, und als auch dieser gestorben, P. Rott (Roth)[5]. So mußte P. Rott den Weg, den er vor 14 Jahren zurückgelegt, von neuem machen und gelangte am 20. Februar 1664 mit P. Gruber in Rom an[6]. Beide erstatteten dann dem Kaiser Bericht. P. Rott

[1] Latein. Wortlaut bei Huonder, Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts (1899) 211. Vergl. 21.

[2] Nickel an den Provinzial Geyr 28. August 1655. Vergl. Huonder 47.

[3] Eine Beschreibung dieser „Machina Ferdinandea" bei Carolus, Memorabilia ecclesiastica 2, 130 f. Carolus entnahm sie dem Ost- und Westindischen und Chinesischen Lust- und Staatsgarten von Franciscus, Nürnberg 1668 S. 1659. Franciscus schöpfte aus Schott, Magica Musica 2, 352 und der Magia Thaumaturgica 3, 304—307: an letzterer Stelle findet sich die ausführlichste Beschreibung, die Schott in Augsburg von P. Kurz selbst erhalten hatte.

[4] Vergl. über dieses Denkmal Duhr, Jesuitenfabeln[4], 823 ff.

[5] Vergl. Gesch. 2[2], 607.

[6] *Brief von P. Heinr. Rott 23. Februar

schreibt darüber von Prag 29. September 1664 an P. Deininger, daß er beim Kaiser zwei Audienzen von zusammen sechs Stunden gehabt, wobei ihm der Kaiser ein solches Kleinod verehrt, daß er damit in Indien eine ganze Mission werde stiften können[1]. Angeregt durch diese Berichte richtete Kaiser Leopold am 17. September 1664 ein Schreiben an den General Oliva, in dem es heißt: Die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, besonders in dem unermeßlichen chinesischen Reiche, sei stets ein Herzenswunsch seiner Vorfahren gewesen. Schon vor zehn Jahren habe Ferdinand III. jährlich 1000 fl. für den Unterhalt der Jesuitenmissionäre in China angewiesen. Es freue ihn sehr, daß jetzt ein besserer und sicherer Weg nach China gefunden worden. Deshalb solle in der Folge das Geld nicht mehr nach Lissabon geschickt, sondern für diesen Landweg verwandt werden. Um dies umso sicherer zu erreichen, erkläre er sich als Stifter und Protektor dieses Landweges. Auch werde er den Papst um Beseitigung der etwaigen Hindernisse bitten. Er wünsche vom General, daß er in dieser Richtung tätig sei und zur schnelleren Erreichung dieses Zieles einen Pater in Wien bestimme, der dort residiere, mit allem Eifer die Geschäfte der chinesischen Mission besorge und das zu diesem Zweck angewiesene Geld verwalte[2].

1664, G. Kaut Rom 25. Februar 1664 in Clm 26472 f. 72. Über den Weg s. Richthofen, China 1, 671.

[1] M. R. Jes. 320. In einem Brieffragment (nach Ingolstadt) in Clm 26472 heißt es: 1664 P. Henr. Roth scribit Vienna 6 hs. (?) Aug. Imperatorem benignissime secum egisse bis ad 5 horas: omni modo promoturum iter terrestre in Orientem, tanquam fundatorem eius: dedisse commendaticias ad Duces Curlandiae et Moscoviae. Scripturum quoque S. D. N. et A. R. P. Nostro ut ubi a PP. accepit litteras ex Moscovia, mittantur plures: donasse quoque sibi gemmam quae vendita suffectura sit pro fundatione Missionis unius. Sperare se venturum in Moscoviam huius anni mense Decembri unde per glaciem pergat cum mercatoribus in Persiam. Certo vero mittendos aliquos ex hac Provincia quando rescripserit. Haec si nondum accepistis gratum erit Indipetis. Über P. Gruber († 1680) s. Nekrolog in Litt. ann. Prov. Austr. 1680 und über P. Roth die neue sehr gründliche Studie von Prof. Seb. Euringer im Jahrbuch des Histor. Vereins Dillingen 1918, auch separat Dillingen 1919. In der *Hist. Coll. Eichst. heißt es unter dem 24. Juli 1664, daß P. Roth einige Tage in Eichstaedt verweilt: Famulum habuit Mogorensem nigellum annorum 84 omnino vegetum. Vergl. auch Responsa P. Roth 27. Juli 1664 in München, Univers.-Bibl. Hdsch. 4°, 118, 12.

[2] *Orig. Epp. Princip. 8, 211. Druck bei Huonder 212. Seine Antwort an den Kaiser sandte Oliva am 1. November 1664 an P. Phil. Miller mit der Erläuterung, daß er wohl kaum einen sichern Weg für einen unsichern aufgeben könne; auch dürfe er in dieser Frage nichts gegen den Willen der um die Missionen so verdienten portugiesischen Krone tun. *Ad Austr. Am 20. Dezember 1664 schreibt P. Oliva weiter an P. Miller: An et quando petendum sit a Rege Lusitaniae id quod Rex Catholicus etiam pro Suae Caesareae Majestatis subditis concessit quoad iter ad Indicum Apostolatum, expendam, et imminebo maturae occasioni quam praestolamur. De Procuratore Sinensi Viennae constituendo non displicet R.V. consilium, si Pater quispiam Viennae alias occupatus ita possit Sinicae quoque Missioni servire, ut tamen Missio pro illo vel Socio alendo expensas non faciat. Videat R. V. cum P. Provinciali an id negotium (secundum R. Vae conceptum) possit Patri Bernardo Zeffirin, vel alii viro Suae Majestati grato, et idoneo ita committi, ut is cum ordinario suo officio possit istud quoque obire, citra ullas, uti dixi, Sinicae Missionis expensas; et cum debita a Superiore dependentia. Grammatica illa Brachmanica (si ejus author sit P. Rotth, aut alius de Societate) non debebit imprimi prius quam revideatur, et petita hinc facultate, juxta Societatis morem. Denique R. V. rem ita cum Deo, et Caesare componat, ut Missio illa perpetuos hujus Caesareae benevolentiae ac beneficentiae fructus capere possit. Sic Deus juvabit etiam domesticas nostras Indias, dum remotis prospiciamnus messibus (?). Vergl. Oliva an Miller 1. November 1664. *Ad Austr. Über diese Brachmanische (Sanskrit) Grammatik vergl. Euringer S. 2: „P. Xaver Roth ist der erste Deutsche, welcher Sanskrit erlernt hat; er ist der erste Abendländer, der eine Sanskrit-Grammatik für Europäer verfaßt hat; ihm verdankt P. Kircher, daß er als erster dem Abendlande das Devanagari-Alphabet und zwar in der Anordnung der ältesten einheimischen Grammatiken vorlegen konnte.“ Zacha-

Es könnte auffallend erscheinen, daß der Kaiser sich so feierlich zum Protektor des neuen Landweges erklärt, aber der Schutz war sehr notwendig, weil Portugal von dem neuen Landwege nichts wissen wollte, aus Furcht vor Beeinträchtigung seiner Interessen. Diesen Bedenken hatte König Alfons VI. von Portugal scharfen Ausdruck verliehen in einem Schreiben vom 17. Juli 1664 an den General der Gesellschaft (damaliger Generalvikar Oliva). Er beklagte sich darüber, daß Missionäre gegen den alten Brauch und gegen den Willen der portugiesischen Krone ohne Lissabon zu berühren auf andern Wegen nach Indien gingen. Der König wünschte auch keine spanischen Jesuiten und besonders keine nichtportugiesische Obern in Indien[1].

Bald darauf aber sahen sich die Portugiesen genötigt, um einen Missionär für Marañon (Brasilien) zu bitten. Dies schrieb Oliva am 14. August 1677 dem Provinzial Painter mit dem Bemerken: es haben sich aus Ihrer Provinz viele für die überseeischen Missionen mir angeboten und mit heißem Flehen darnach verlangt, unter vielen P. Paul Zingnis, P. Simon Rueff, P. Philipp Jeningen. Aus diesen mögen Ew. Hochwürden einen wählen und dabei größere Rücksicht auf die Tugend nehmen; dieselbe muß eine solche sein, die mit gänzlicher Hintansetzung alles menschlichen Beifalls nur die größere Ehre Gottes und das Heil der Seelen sucht; sie ist notwendiger als große Wissenschaft. Über die Zeit der Abreise haben die Portugiesen noch nichts bestimmt wegen der unsichern Schiffsgelegenheit; alle Auslagen für die Reise werden sie getreu erstatten[2].

Weitere Verhandlungen über Missionäre für Paraguay brachte das Jahr 1688. Gonzalez schrieb am 3. April 1688 an den Provinzial Willi: Dietrich Balthasar kann nicht in die spanischen Missionen geschickt werden, weil er weder im österreichischen Gebiete noch im Reiche geboren ist. Am 18. September 1688 benachrichtigte Gonzalez denselben Provinzial, er habe aus den Indipetae (die nach Indien verlangten) P. Anton Böhm ausgewählt, der sich also bereit halten möge. Außerdem wünschte ich, daß Ew. Hochwürden mir noch zwei oder wenigstens einen sehr eifrigen Missionär aus österreichischem Gebiet auswählten. Sie haben hier dem P. Altamirano wenigstens zwei versprochen, halten Sie also Ihr Versprechen und geben Sie außer dem P. Böhm noch den P. Georg Prugger oder sonst einen eifrigen und starken Mann.

November 1688 reiste P. Böhm mit einem weiteren Missionär nach Genua. Dort stellte sich die Notwendigkeit heraus, besonders wegen der Schwäche eines der Missionäre noch einen dritten beizugesellen[3]. Um diesen und zwar P. Anton Sepp bat Gonzalez am 11. Dezember 1688 den Provinzial, er möge ihn so schnell als möglich schicken. Nicht weniger angenehm wäre mir — so fügt der General bei, wenn Ew. Hochwürden einen Bruder Apotheker hätten, der in seiner Kunst gut bewandert und in der Tugend fest begründet dem P. Anton als Begleiter gegeben werden könnte. Ein solcher wäre nämlich für die Unsrigen und die Auswärtigen nötig, und P. Altamirano hat dringend darum gebeten. P. Sepp konnte aber nicht gleich abreisen. So wurde die Gelegenheit, die Paraguay-Flotte noch zu erreichen, ver-

riae urteilt in der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlands 15 (1901) 319: „Wenn wir bedenken, unter welchen Schwierigkeiten sich Männer wie Roth den Zutritt zu Schrift, Sprache und Literatur der Brahmanen erkämpfen mußten, so werden wir den Mitteilungen Roths unsere Anerkennung nicht versagen können. Aber Roth hat noch mehr getan: er hat zuerst eines der indischen Grammatikalalphabete bekanntgemacht."

[1] Druck bei Huonder 214 ff.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Vergl. Brief von Böhm aus Genua 1688 über die Erkrankung des P. Rudolf in Clm 26472 f. 117.

paßt. Er mußte deshalb, wie Gonzalez am 5. Februar 1689 an Willi schreibt, einstweilen in der Provinz zurückbleiben[1].

Später betonte P. Anton Sepp in seiner Reisebeschreibung (1697), daß man nicht recht informiert sei, wenn man meine, bloß unmittelbare Untertanen Österreichs würden in die Mission zugelassen: die Spanier unterschieden nicht die einzelnen deutschen Stämme von einander, weil bei ihnen alles, was zum römischen Reiche gehöre, Österreich sei, wie es ihnen auch nicht darauf ankomme, Regensburg nach Tirol zu versetzen[2].

Am 25. Juni 1689 wandte sich der General Gonzalez an den kaiserlichen Beichtvater P. Stettinger um die Unterstützung des Kaisers für einen neuen Weg nach China und zwar durch Sibirien. Wir haben bei den Zaren von Moskau um die Erlaubnis gebeten, und bereits war die Durchreise zweier Patres, einem Polen und einem Lithauer, gewährt worden, aber kurz darauf wurde dieselbe wieder verweigert wegen des Krieges, den die Moskowiter mit ihren Grenznachbaren führen. Es meinen aber sowohl P. David als die Minister, die im Dienste dieser Fürsten stehen, niemand werde leichter als der Kaiser von den Zaren die Erlaubnis für die Durchreise erwirken, so groß sei das Ansehen, in welchem der Kaiser bei den Zaren und der ganzen Nation stehe. Weil ich nun gar sehr wünsche, daß dieser Weg zum Heil der Seelen uns geöffnet werde, so würden Ew. Hochwürden sowohl mir als auch den Missionären in China einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie bei gegebener Gelegenheit dem Kaiser die Sache vorlegen und ihn um seine Fürsprache bei den Zaren bitten wollten[3].

Eine Antwort ist nicht bekannt, wohl aber ein weiterer Brief des P. Gonzalez, aus dem hervorgeht, daß die Verhältnisse in Moskau sich nicht gebessert, sondern verschlimmert hatten. Am 2. Februar 1692 schreibt nämlich P. Gonzalez an P. Menegatti: Es wird mir sehr angenehm sein, wenn Sie nicht jeden Gedanken an die Wiederherstellung unserer Mission in Moskau aufgeben, denn es liegt uns sehr viel daran, dort eine Station zu haben. Freilich weiß ich, daß diese Großfürsten uns sehr feindlich gesinnt sind und die Unsrigen aus Moskau ausgewiesen haben, weil sie meinten, unsere Patres in Peking hätten gegen sie gearbeitet und den von ihnen sehr gewünschten Frieden mit China verhindert. Aber im Jahre 1689 haben die Patres Thomas Pereira und Johann Gerbillon die Gesandten des Kaisers von China begleitet, um den Frieden zwischen den Chinesen und Moskowitern zustandezubringen. Dazu haben sie auch viel beigetragen und dafür den Beifall sowohl der Moskowiter als der Chinesen gefunden. So wird uns von Makao am 13. Januar 1690 geschrieben. Es ist kein Zweifel, daß die Moskowiter, die aus China zurückgekehrt sind, dies den Zaren bezeugen können. Ew. Hochwürden mögen deshalb jede Gelegenheit benutzen, um die Rückkehr der Unsrigen in irgend einer Form zu ermöglichen. Am 29. März 1692 sandte Gonzalez dem P. Menegatti die Abschrift eines Briefes, aus dem hervorging, daß die Patres an dem geschlossenen Frieden, der den Moskowitern u. a. den Handel mit China freigab, großen Anteil gehabt[4].

Immer und immer wieder kamen an die deutschen Jesuitenobern Hilferufe aus den Missionen. P. Johann Martinez de Ripalda richtete aus Madrid am 14. Januar 1699 an den oberdeutschen Provinzial die dringendste Bitte um deutsche Patres und Brüder für Neu Granada und Quito. Mit großem Lob

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. Huonder 24.

[3] *Ad Austr.

[4] *Ad Austr. Näheres über die großen Verdienste der P. P. Pereira und Gerbillon um den 1688 zwischen China und Moskau geschlossenen Frieden in Theatrum Europaeum 14, 404.

gedenkt er der deutschen Patres Kaspar Beck und Christoph Riedl (Rübl). Die Patres Daniel Borschetto (Bosquetto), Vigil Manci, Joseph Köpf, Friedrich Czech und Nikolaus (?) seien am 9. Januar von Madrid nach Lissabon weitergereist[1].

Trotz der großen Not an tüchtigen Missionären wurden wieder neue Schwierigkeiten gemacht gegen die Herbeiziehung von Ausländern. Deshalb hatte Innozenz XII. am 26. April 1695 ein Breve an den König von Spanien gerichtet mit der Bitte, er möge gestatten, daß P. Ignatius Fries bei seiner Rückkehr nach Paraguay die Hälfte der Missionäre aus Nicht-Spaniern mitnehmen dürfe, und zwar so, daß diese spanische Untertanen aus Italien und Untertanen des Hauses Österreich seien[2].

Der Größe der Not entsprach die Größe der Begeisterung in allen deutschen Provinzen, dieser Not abzuhelfen. Es traf hier der kosmopolitische, in die Ferne ziehende Zug des deutschen Charakters zusammen mit dem glühenden Wunsch der Seelenrettung.

Sehr zahlreich sind die Schreiben, die von Jahr zu Jahr aus den Provinzen an den General gerichtet wurden mit der dringenden Bitte um die Missionen. Die Generale mußten diese Bittsteller, die einen eigenen Namen „Indipetae" erhielten, meistens auf bessere Zeiten vertrösten.

Zahlreiche solcher Vertröstungsschreiben finden sich allein in dem Register an Oberdeutschland und zwar gleich aus den fünfziger Jahren. Einige Namen kommen immer und immer wieder vor, wie Johann Henrich, Jakob Dimmer, Dominikus Tonietti; für andere ziehen sich die abschlägigen Antworten durch ein oder zwei Jahrzehnte durch; wiederum sind es nur wenige, die teilweise erst nach jahrzehntelangem Flehen endlich das Ziel ihrer Wünsche erreichen.

An einen der langjährigen Petenten P. Adam Pfreimder in München schrieb der General Nickel am 31. Januar 1660, daß er für den Marañon vielleicht in Kürze einige Mitglieder der oberdeutschen Provinz auswählen und dann sein glühendes und beständiges Verlangen berücksichtigen werde. Einem andern, der auch schon seit mehreren Jahren alljährlich seine Bitte erneuert, P. Benno Perfall in Ingolstadt, drückte Nickel im selben Jahre, am 15. Mai, seine Freude darüber aus, daß er so ausdauernd um die indischen Missionen bitte, denn das beweise einen großmütigen Charakter und einen solchen Eifer für die Ehre Gottes und das Heil

---

[1] *Orig. Clm 26472 f. 134. Diese Patres kamen am 26. Januar in Lissabon an. Manci an Müller Lissabon, 22. März 1699. Orig. l. c. f. 136. P. Kaspar Beck (Pock) aus Rottenburg a. N. (geboren 1640, eingetreten 1662) reiste 1678 nach Neu-Granada und wurde am Orinoko von den Caraiben am 15. Oktober erschlagen. Über das große Ansehen und den Tod des Paters berichtet Näheres ein Brief des P. Johann Gastel: Ex regno Granatensi 25. März 1685 Clm 26472 f. 112. In demselben Brief erzählt Gastel von dem vor vier Monaten erfolgten Tod des P. Christoph Rübl, der bei der Rückkehr in die von ihm 1680 begründete Mission beim Übersetzen über den Orinoko ertrank. P. Rübl war aus Ainsdorf (Salzburg) gebürtig und 1648 in die Gesellschaft eingetreten. P. Friedrich Czech (Zech) aus München (geboren 1678, eingetreten 1695) schreibt von der Fischerküste am 6. Dezember 1700 an P. Johann Halden in Innsbruck, nachdem er vier Monate die Sprache gelernt, sei er nach Kap Comorin geschickt worden; er schildert die Zustände unter den dortigen Christen. Einen Brief an seine Verwandten legt er bei. Zum Schluß heißt es: Ich umarme Ew. Hochwürden in der Liebe Christi und in Ew. Hochwürden die ganze heißgeliebte und vor allen Provinzen unsere so fromme Provinz. O, wie fühle ich mich glücklich als Sohn einer solchen Mutter. Tausendmal und abermal tausendmal sei gepriesen Landsberg, das mich als Mutter mit heiliger Milch aufgezogen und ernährt hat. Niemals denke ich an diese Mutter, ohne daß ich mich zur Tugend aufgemuntert fühle. *Orig. Clm 26472 f. 140. Der Brief kam an 22. November 1701. Ein weiterer Brief vom 28. November 1701 f. 142 und 137. Vergl. Welt-Bott Nr. 62 und 74. P. Josef Köpf (Kopff), geboren 1666 in Bamberg, eingetreten 1688, wirkte später an der Malabarküste.

[2] *Kop., Regest in Synopsis 418.

der Seelen, wie ihn die Gesellschaft von allen ihren Mitgliedern verlange; einstweilen könne er aber nichts anderes und nichts mehr versprechen als seinerzeit bei der Auswahl für diese Missionen auf ihn Rücksicht zu nehmen[1].

Der General de Noyelle schreibt am 19. September 1682 an P. Andreas Waibl in Ingolstadt, der sich wiederholt für die auswärtigen Missionen gemeldet, es bereite ihm Trost, daß so viele unserer Patres sich mit innigem Verlangen um die Wette um die überseeischen Missionen bewerben; dies sei ganz gewiß ein Zeichen hervorragender Tugend[2].

Als Beispiel eines Mannes, der fortgesetzt fast sein ganzes Ordensleben hindurch um die Gnade der Missionen flehte, aber sein Ziel nicht erreichen konnte, sei Joseph Weiß angeführt. Am 8. Februar 1676 schreibt ihm Oliva nach Ingolstadt, er möge die glühenden Wünsche, die er seit 6 Jahren für die indischen Missionen hege und die jetzt bei ihm wieder um so mächtiger emporloderten, je länger er sie unterdrückt, nur weiter pflegen. Einstweilen, während er noch Theologie studiere, werde wohl noch nichts bestimmt werden; er könne aber seine Absicht, die freien Stunden auf Mathematik zu verwenden, ausführen, soweit das ohne Schaden der theologischen Studien geschehe. Mehr als 10 Jahre später, als Weiß in Luzern war, schrieb ihm Gonzalez am 8. Oktober 1689, er habe seine erneuerten, inständigen Bitten um die chinesische Mission erhalten; es sei ihm auch sehr angenehm, daß seine große Leichtigkeit für Erlernung von Sprachen und seine Körperkräfte ihn für diese Mission in jeder Beziehung eigneten. Die Gelegenheit, P. Grimaldi nach China zu begleiten, sei verpaßt, da er mit Missionären aus Deutschland und zwar jungen Leuten, wie er sie gewünscht, schon hinreichend versehen sei. Er möge aber deshalb das heiße Verlangen, das Gott ihm schon von den ersten Jahren seines Ordenslebens eingegeben, nicht für vergebens halten, da er sein Verlangen nach Mühen und Gefahren ohne Schwierigkeit auch im eigenen Vaterlande stillen könne, wo jetzt nicht wenige und recht beschwerliche Missionen angeboten würden. Wenn er da seine ganze Kraft einsetze, habe er einstweilen das beste Noviziat für die indische Mission[3].

Unter den deutschen Missionären, die sich lange nach den Missionen gesehnt, dann endlich erhört aber auf dem Meere starben, gehört Johann Charandius (Charandy) aus Solothurn (geboren 11. Dezember 1659, eingetreten 8. Juli 1680). Über ihn schrieb Gonzalez am 21. Oktober 1690 an den Provinzial Painter, derselbe habe wiederholt mit heißen Bitten nach den überseeischen Missionen verlangt. Da sich mir jetzt eine Gelegenheit geboten hat, bin ich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, wenn der Pater die notwendigen Eigenschaften besitzt. Wenn dies der Fall ist, soll er sobald als möglich mit dem Nötigen versehen nach Genua reisen. Alle Auslagen wird der Prokurator der Mission von Goa, für die der Pater bestimmt wird, ersetzen[4].

Ein anderer Solothurner, Johann König, (geboren 1639, eingetreten 1657) meldete sich wiederholt für die indischen Missionen, so 1671 von Ingolstadt aus[5]. Wenn ihm die Gnade einer mühevollen Mission nicht zuteil werde — so schrieb er von Altötting am 28. Oktober 1671 an den General, biete er sich an, sein ganzes Leben dem Unterricht der untersten Klasse weihen zu dürfen, worüber ihm Oliva am 28. November 1671 sein Wohlgefallen ausdrückte. Briefe von ihm liegen vor

[1] *Ad Germ. sup. Zehn Jahre später, 27. Juni 1671 erhielt Perfall auf erneuerte Bitte wiederum eine abschlägige Antwort.

[2] *Germania 124.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] Oliva an König 5. September 1671.

aus Coimbra 1683 und 1684 und aus Lissabon 1686 und 1687 an die Rektoren von Landsberg und Ingolstadt. Er bittet den Novizenmeister, die Novizen zu belehren, daß sie sich an die Ertragung von harten Strapazen gewöhnen müßten; ein anderes Mal empfiehlt er die Ausbildung von tüchtigen Mathematikern, an denen Mangel sei[1].

Unter den Brüdern war u. a. Johann Kraus (aus Pilsen, geboren 1660, eingetreten 1685), der mehrere Jahre hindurch öfters nach der indischen Mission verlangte. Nun ist — so schreibt Gonzalez am 8. Dezember 1696 an den Vize-Provinzial Mülholzer — die Gelegenheit geboten, daß er seinen Wunsch erreicht und zwar in der Mission von Paraguay. Er soll mit dem Nötigen für die Reise nach Genua versehen werden und auf einen Gefährten warten, der bald aus Böhmen nach Ingolstadt kommt, und dann mit der größten Eile nach Genua reisen[2]. Dieser Bruder wirkte in den Reduktionen bei P. Sepp besonders als Baumeister; er baute später ein Noviziatshaus in Corduba und ein neues Kolleg in Buenos Aires.

Die Begeisterung in der oberdeutschen Provinz für die auswärtigen Missionen spiegelt eine Ode wieder, die P. Widl an seinen Mitbruder Beat Amrhyn richtete, als dieser sich im Jahre 1672 zur Ausreise nach China rüstete: Es erging der Ruf, Freiwillige vor zur Rettung der überseeischen Völker. Einer der ersten, die sich meldeten, ist Beatus, der hochgemute Apostel. Raphael möge dich geleiten. Als berühmter Mathematiker zeige du China die Sterne. Ziehe mich nach, beide sind wir bereit, unser Blut zu vergießen[3].

Auch in der österreichischen Provinz herrschte großes Verlangen nach den überseeischen Missionen. Am 19. Februar 1678 drückte Oliva dem Provinzial Avancini darüber seine große Freude aus und lobte die Großmut der Provinz, die soviele Leute zur Verfügung gestellt. Er bitte Gott, die Provinz dafür mit noch besserem Nachwuchs reichlich zu entschädigen. Und am 26. Februar 1678 schrieb Oliva nochmals dem P. Avancini: Überaus erfreut bin ich über das so große und heiße Verlangen der Unsrigen, für das Heil der Heiden in den überseeischen Missionen zu arbeiten. Dies zeigt klar, daß auch heute noch jener Geist in der Gesellschaft glüht, von dem sie im Anfang beseelt war[4].

Nicht minder groß war das Interesse in den rheinischen Provinzen. Besonders hatten hier die Berichte des P. Martin Martini, der 1654 den Rhein bereiste, ein großes Verlangen nach den Missionen geweckt. Zahlreiche Bittgesuche liefen in Rom ein, so von Duraens, Sevenstern, Elffen, Protman, Frey, Serarius, Werys usw.[5] Manche schrieben auf den Knieen mit Tränen in den Augen. Die Größe der Arbeit

---

[1] Die Briefe teils im Original, teils in Kop. in Clm 26472 f. 107 f., f. 112 f. Ebenda f. 119 ein Brief aus Hall 20. Januar 1681. Weitere Briefe aus Hall und Antwerpen f. 261, 263, 265. Vergl. das Kap. Schriftsteller.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Bei P. Joh. Kraus Exempla conversionum Dilingae 1709 finden sich 317 f. die Namen der Patres die von 1678 an aus der böhmischen Provinz „in Indias" reisten. 1678 nach Mexiko: P. Joseph Neumann und (Br.) Simon Bolohradsky; nach den Philippinen; P. Math. Cuculinus, Paul Klein, Johann Tilpe, Aug. Strobach nach Paraguay: P. Wenz. Christman; 1684 ad novum Regnum: P. Sam. Fritz, Heinr. Richter; nach Chile P. Georg Burger, Joh. Suppetius, Franz Paravicinus; 1687 nach Mexiko: P. Wilh. Illing, Georg Hostinsky, Adam Gilg, Max Amarell; nach den Philippinen: P. Joh. Kaller, Adam Kal, Joh. Schirmeisen, Joh. Werdier, (Br.) Joh. Kamel, Joh. Haller; 1690 nach Paraguay: P. Joh. Neuman, Heinr. Cordule, Joh. John; 1692 nach Mexiko: P. Wenz. Eymer, Dan. Januske, (Br.) Joh. Steinhöffer; 1693 nach Neu-Granada: P. Elias Sighard, Franz Widra, Mark. Zaurek, Mich. Schabel, Wenz. Breyer, (Br.) Joh. Kölner; nach Peru: P. Franz Borinie, Stanisl. Arlet.

[3] Widl, Poesis Lyrica 2, 37.

[4] *Ad Austr.

[5] *Orig. Rhen. inf. 15. *Rhen. sup. 42, 2.

und die kleine Zahl der Arbeiter war für manche ein besonderer Ansporn. Johann Serarius schreibt am 21. Juli 1659: P. Martini habe privatim und öffentlich in den Marianischen Kongregationen die geringe Zahl der Arbeiter in China beklagt[1].

Johann Werys erklärte in einem Briefe, Münster 21. Juni 1658, er sei jeden Augenblick bereit, abzureisen; zur Ertragung der Gefahren und Mühsale der Reise hat mich nicht wenig bekräftigt, ja noch mehr angereizt die Belagerung des verflossenen Sommers. Während dieser Belagerung habe ich mich mit meinen Gefährten mitten im Kugelregen, beim Löschen der Brände der Todesgefahr ausgesetzt, besonders wo die Gefahr am größten und die Hilfe am meisten erbeten. Mehr als einmal prallte eine große Kugel von der Mauer ab und bohrte sich vor meinen Füßen in die Erde. Das setzte wohl einen kleinen Schrecken ab, konnte mich aber nicht davon abhalten, neuen Gefahren zu trotzen[2].

Das wachsende Interesse für die überseeischen Missionen zeigt außer den regelmäßigen Spenden von seiten des Kaisers und mehrerer Kurfürsten, besonders die Stiftung des Fürstbischofs von Paderborn und Münster, Ferdinand von Fürstenberg. In seiner großen Stiftung vom 8. April 1682 in der er ein Kapital von über 100000 Thlrn für den Unterhalt von 36 Missionären auswarf, waren auch zwölf Missionäre für China einbegriffen. P. Verbiest dankte dafür am 9. Oktober 1684, aber sein Brief traf den großherzigen Wohltäter nicht mehr am Leben († 26. Jan. 1683)[3].

* * *

Wie das große, viele Jahre überdauernde Sehnen nach den überseeischen Missionen wohl geeignet ist, uns einen Blick in die Seelenverfassung der damaligen deutschen Jesuiten werfen zu lassen, so werden demselben Zweck einige Einzelheiten aus den Reisen und Mühen der Missionäre dienlich sein.

Über die großen Leiden auf einer Reise nach Chile schreibt P. Georg Brandt aus Wartenberg (Schlesien) am 1. Februar 1686 von Panama[4]: Niemals haben neue Missionarii auf ihrer Reise nach Indien mehr Mühseligkeiten, als ich samt

[1] P. Martin Martini aus Trient (geb. 1614, eingetr. in Rom 1631) war selbst Mitglied der Kongregation in Trient gewesen. Vergl. Saeculum Marianum ab Illustribus Sodalium Tridentinorum virtutibus coronatum. Tridenti 1727. Dort heißt es, das Leben des P. Martini sei übergangen, weil schon ein besonderes Lebensbild erschienen sei. Vergl. das Kap. Schriftsteller.

[2] Vergl. seine Briefe vom 31. Juli 1659 und 16. Dezember 1663, im letztern Briefe sagt er, daß er schon seit elf Jahren um die Mission bitte.

[3] In einem Briefe vom 25. Juli 1699 an den General Gonzalez beklagt der Nachfolger und Neffe Fürstenbergs, Fürstbischof Friedrich Christian von Stromberg, daß die Stiftung auf dem bisherigen Wege über Lissabon nicht den von seinem Onkel beabsichtigten Zweck erreiche. Von jetzt an werde das Geld an den ihm bekannten Pariser Prokurator Anton Verjus gesandt und durch französische Schiffe auf dem viel kürzeren Wege von 6—7 Monaten dem Superior der Residenz in Peking übermacht werden. Die jährlichen Zinsen mit 1700 R.-Thlrn. sollen, ohne jeden Abzug für Schiffsfahrtskosten, für den Unterhalt von 12 Missionären voll und ganz jährlich ausbezahlt werden. Das Geld wird vom Superior der Residenz im Kaiserlichen Palast vor allem unter die deutschen, belgischen und französischen, dann auch unter die italienischen und spanischen Missionäre verteilt werden, je nach dem Maß der Bedürftigkeit derjenigen, für die von Portugal nicht gesorgt wird und die wirklich in der Seelsorge beschäftigt sind. Die Quittungen und Berichte über den Stand der Mission sind jährlich an ihn bezw. seine Nachfolger sowie an die Familie Fürstenberg einzusenden. So oft geeignete deutsche Missionäre besonders aus der niederrheinischen Provinz sich melden, müssen diese frei ohne Kosten von französischen Häfen nach Indien und China befördert werden. *Fund. Rhen. inf. 1, 285. In einem längeren Schreiben vom 5. Septbr. 1699 setzt Gonzalez dem Provinzial Weisweiler auseinander, daß ein Teil dieser Forderungen dem Stiftungsbrief widerstreite. *Ad Rhen. inf. Vergl. 3. Oktober 1699 und 4. September 1700.

[4] Der ganze Brief bei Stöcklein, Welt-Bott Nr. 27.

meinen Gefährten zu Wasser und zu Land mit mehr als menschlicher Geduld ertragen, für welche wir dem Urheber aller Gnaden kindlichen Dank sagen, daß er gleich von Anfang uns seines Leidens durch so mancherlei übereinander gehäufte Kreuz teilhaftig machen, und dennoch über menschliche Kräfte hat bei dem Leben wunderbarlicher Weise solange erhalten wollen, bis daß wir unsern Mit-Priestern, so teils hier, teils unterwegs vor Elend verschmachtet sind, von der neuen in die andere Welt nachfolgten. Nachdem wir den 30. Herbstmonat 1684 von Cadix aus unter Segel gegangen, sind wir nach überstandenen vielerlei Gefahren den 28. November desselben Jahres zu Cartagena, in dem also genannten neuen Reiche angelangt, mit der zwar tröstlichen aber eiteln Hoffnung, unsere durch bitteren Hunger und grimmigen Durst, Schmach, Spott und Hohn ganz zerbrochene Kräfte und zerschlagene Gemüter allda zu erholen, auf daß wir unsere Reise fortzusetzen fähig würden. Allein wir fanden uns sehr betrogen; dann gleich nach unserer Ankunft zu gedachtem Cartagena mußten wir erfahren, daß selbes in äußerste Armut verfallene Kollegium, welches vor Zeiten wohl gestanden, nicht imstande sei, ihre eigenen Personen standesgemäß zu erhalten, viel weniger, wegen immer anwachsenden Schuldenlast uns, so gern es auch wollte, in unserer Notdurft zu ergötzen. Es mußte also unser Reise-Obere Joseph Adami abermal, seinen schon ziemlich erschöpften Beutel aufmachen, und uns daselbst aus unserer Wegzehrung erhalten. Er war aus Sizilien gebürtig, ein kluger Haushalter und alter Missionarius unser Societet in der Provinz Chile, welche ihn vor etlichen Jahren zu ihrem Prokurator erwählet, und nach Europa geschickt hatte, mit dem Befehl, nach verrichteten andern Geschäften, frische Missionarii anzuwerben, und mit solchen, sobald er könne, nach Chile zu kommen. Seines Provinzials Meinung und aller guten Freund Rat war, er soll seine Reise nicht über Cartagena und Panama, sondern über das Brasilische Meer durch Paraguay anstellen, als wohin gedachter P. Provinzial uns achtzehn Wagen, Lasttiere, Pferde und Lebensmittel entgegengeschickt hatte, und sowohl seiner als unser mit Begierde erwartete. Weil aber der gute P. Adami für zwei Provinzen Kisten an Ort und Stelle zu liefern auf sich genommen und bis Cartagena eine ziemlich wohlfeile Fahrgelegenheit angetroffen hatte, fand er sich in seiner Rechnung betrogen, da ihm die Reisegelder so zeitlich klein geworden sind, daß er seines Erachtens bis Chile damit schwerlich klecken würde. Er führte zwar noch eine andere große Summe Geldes mit sich, welche er im Welschland zusammengebettelt hatte; allein diese war nicht zu unserm Unterhalt, sondern für Kirchen-Gebäu und andere gute Werke von den Guttätern hergeschossen worden.

Um dieser und anderer Ursachen willen, geriet er mit uns in so erbärmliche Notdurft, daß ich nicht begreife, wie es wohl hat geschehen können, daß wir nicht alle vor Abgang gehöriger Nahrung verdorben sind. Ja, es war mit uns soweit gekommen, daß wir wegen Mangels des Opfer-Weines zu Cartagena an Werktagen das heilige Meßopfer zu unserem großen Mißtrost unterlassen, und anstatt einer besseren Kost, mit welcher wir unsere Kräfte wieder herstellen sollten, durch immerwährenden Hunger unsere Leiber gar zu Grund gerichtet haben. Doch haben zwei aus uns, nämlich P. Burger und ich, uns noch zu helfen gewußt, denn er wartete dem spanischen Herrn Admiral, so ihn sonders wohl leiden konnte, fleißig auf, und genoß wegen solcher Höflichkeit seine Tafel; ich aber machte mich bei dem Haus-Prokurator nützlich, der mit mir als seinem ordentlichen Gespan täglich ausging, mithin mir Gelegenheit genug verschaffte, den Hunger zu stillen. Die übrigen haben ihre Bücher und beste Sachen zu Geld gemacht und dasselbe für Speisen ausgegeben. Nachdem sie aber ferner nichts mehr zu verkaufen, hatten sie sich entschlossen, dieses Kreuz, bis endlich Gott sie würde zu sich nehmen, mit unüberwindlicher Geduld zu ertragen. Schon zu

Cartagena erkrankten uns zwei österreichische Missionarii, nämlich P. Anton Speckbacher, von Passau gebürtig, an einem heftigen Fieber, und P. Paul Schmidt an dem Magenwehe, doch kamen sie noch für diesmal mit dem Leben davon. Wir waren indessen darauf bedacht, wie wir unsere Reise weiter fortsetzen und endlich nach Chile gelangen könnten. Sowohl das Mexikanische als das Süd-Meer waren mit vielen Seeräubern angefüllt, daß niemand zur See konnte sicher fortkommen. Allein es war uns an unsern halbtoten Leibern wenig gelegen, nichtsdestoweniger wollten wir dem guten Rat kluger Männer folgen und unsern Weg zu Land gegen den Strom des Flusses Magdalena und so ferner über Quito nach Lima, der Hauptstadt in Peru nehmen; allein unser Prokurator P. Adami, ohne dessen schriftliche Erlaubnis solches nicht geschehen konnte, hat unsern Anschlag verworfen und uns befohlen, zu ihm nach Porto Bello zu kommen (wohin er vorhin in Geschäften gereist), von wo wir mit ihm nach Chile fahren würden.

Nachdem die neuen Missionarii, welche wegen obbedeutenden Mühseligkeiten nacheinander liegerhaft worden, sich von ihren Unpäßlichkeiten (außer dem P. Speckbacher, so immer übel auf war) erholt hatten, sind wir den 23. Juli 1685 wieder zu Schiff gegangen und wegen unserer Steuerleuten Ungeschicklichkeit fünf Tage auf dem Meere in der Irre herumgefahren; weil sie gewissen verborgenen Klippen ausweichen wollten. Zu Porto Bello kehrten wir in dem Kolleg unserer Gesellschaft ein, aber auch dies war dermaßen unvermöglich, daß wir in demselben noch mehr als zu Cartagena gelitten haben; mit einem Wort, wo wir immer hinkamen, hatte der Hunger und Durst den Vorweg genommen und der neuen Mission alle Päße abgeschnitten. Dazu kam noch die ungesunde Luft von Porto Bello, welche das Leben abkürzt, so daß von unserer Flotte innerhalb vier Monaten nicht weniger als 1600 Mann gestorben und unzählige krank geworden sind, welche wir nach Cartagena zurückgeschickt haben. Doch wollen die Arzneikundigen wissen, daß diese Sterblichkeit nicht sowohl von der schlechten Luft, als vom Abgang gesunder Nahrung herrühre. P. Paul Schmidt, aus der österreichischen Provinz, war, nachdem man ihm siebzehnmal zur Ader gelassen, vor Mattigkeit an einem dreitägigen Fieber der erste, aber nicht der letzte, der von uns verschieden ist. Diesem folgten in die Ewigkeit, gleichsam auf dem Fuß nach: P. Philipp Zunigo ein Spanier und P. Joseph Adami, unser Prokurator. Diese sind noch zu Porto Bello gestorben. Lambert Weidinger aus der Provinz Österreich, hat auf unserer Weiterreise zwischen Porto Bello und Panama in dem Flecken Cruces das Zeitliche gesegnet. P. Speckbacher starb an der Gall, an Eitelkeit des Magens, an langwierigem Fieber und letztlich an der hinfallenden Krankheit. Seine Leiche ruht nebst der des P. Weidinger, seines Landsmannes, in unserer Kollegskirche allhier zu Panama. Wir haben also bisher, drei Österreicher, einen Säckler und einen Spanier, in allem fünf verloren. Nun sind unser noch dreizehn am Leben, aber die wenigsten gesund. Ich kann nicht genug rühmen, in wie hohen Ehren uns der Bischof und andere Prälaten zu Cartagena, wie nicht weniger der spanische Adel gehalten hat. Allein ich will ihre Lobsprüche und die Verehrung, so sie uns aller Orten erwiesen, lieber mit Stillschweigen übergehen, weil wir nicht um eigener Ehre, sondern bloß allein um Gottes willen, uns diesem Joch freiwillig unterzogen haben, ohne alle Hoffnung einiger Belohnung auf dieser Welt, auch nicht aus Furcht vor Strafe, sondern nur aus Begierde, nach dem Beispiele Christi, seiner Apostel und unserer ersten Väter durch Verkündigung des Evangelii die Seelen zu gewinnen und die Heiden zu dem wahren Licht zu bringen. Hier üben wir unsern Eifer mit Predigen, mit Auslegung christlicher Lehr, mit Beichthören und andern unserm Beruf anständigen Verrichtungen. P. Georg Burger hat sogar hier selbst eine Zeitlang die lateinische Sprachschule mit sonderbarem Nutzen und Lob gehalten.

Zum Schluß bittet P. Brandt, es möge sich doch niemand durch die Schilderung all dieser Leiden von den westindischen Missionen abhalten lassen. P. Brandt wirkte später in der Mission bei den Moxos und starb 1690 zu Santiago.

Eine ebenfalls an Entbehrungen überreiche Reise, und zwar nach Paraguay, hatte P. Anton Sepp von Rechegg aus Kaltern zu bestehen. Er wird als einer der tüchtigsten deutschen Missionäre gerühmt, ein Organisationstalent ersten Ranges, dabei war er ein Meister in verschiedenen Künsten und Gewerben. Am 4. Juni 1689 drückte Gonzalez dem Provinzial Willi seine Freude über die Nachricht vom 13. Mai aus, daß P. Anton Sepp mit großem Mut und Seeleneifer die Reise angetreten[1]. Von Trient reiste derselbe 9. Juli 1689 nach Genua und von dort nach Cadix. Er konnte aber erst am 17. Januar 1691 von Cadix abfahren und langte 6. April 1691 in Buenos Aires an. In seinem ersten Brief von Buenos Aires vom 15. April 1691 schildert er u. a. die furchtbaren Strapazen der Reise[2].

Ohne besondern Schutz Gottes, so schreibt er, wären von den 40 Missionären sicher die Hälfte zugrunde gegangen, denn das Brot war hart wie Stein, ungesalzen und was das Übelste, voll von Würmern, denn es war schon vor zwei Jahren gebacken worden, weil damals das Schiff absegeln sollte, und der spanische Kapitän selbiges so lange aufbehalten. Wir hatten stinkendes Fleisch, so schon vor einem Jahr, da die Schiffe hätten abfahren sollen, eingemacht worden, alles aus Gesparigkeit des Kapitäns, so der gerechte Gott gleich gestraft, indem fast alles lebende Vieh durch Pest weggerafft und in das Meer geworfen werden mußte. Gestank und Fäulnis überall, das Kleid in Fetzen, das Wasser faul. Trotzdem ist Sepp guter Dinge: Aber dem höchsten Gott sei ewig Lob und Dank, welcher unter allen diesen vielfältigen Bedrängnissen des Leibes den Geist je mehr und mehr gestärket, seine himmlischen süßen Tröstungen unter dem gesalzenen bittern Meerwasser ganz häufig in die Seel herabgeregnet[3]. Den 27. Februar hielten wir die Faßnacht mit faulem Ochsenfleisch und stinkenden Wasser. Gott sei gebenedeit im Himmel droben, wir waren dennoch lustig im Herrn. Ich besuchte die Kranken, so im untersten Teil des Schiffes lagen, tröstete sie, teilte ihnen meinen Mandel- und Aniszucker aus, so ich zu Cadix für mich, wofern ich erkranken möchte, eingekauft. Nachdem ich ihnen eine kleine Predigt in spanischer Sprache von der Geduld gehalten, gab ich ihnen mein Alt-Öttinger Bildlein zu küssen. In seiner Not, daß kein Brot vorhanden, ruft er aus: O ihr lieben Brosen (Brosamen), so in den Kollegiis meiner heiligen Provinz ab und unter dem Tisch der Tischleser auskehret, wo seid ihr? Wie sorgsam würden wir euch nicht anjetzo zusammenklauben, aufheben und unserm kranken P. Superiori und andern Brüdern mitteilen[4].

Zu Abend des 21. März Fest des heiligen Vaters Benedikti hielt ich den Kuchelbuben, Schiff- und Fischer-Knechten, Soldaten, Kaufmannsjungen, Sklaven und Mohren eine Predigt[5]. Die Kanzel war ein grobes zusammengewickeltes Schiff-Seil, die Zuhörer saßen auf dem Boden herum, andere bestiegen die Mastbäum, diese nahmen auf den Ankern Platz, die Materie gab mir gemeldter heiliger Vater Benediktus, dessen Leben ich erzählte, und beschloß mit einer herausgezogenen sittlichen Lehr. Nach vollendetem Sermon hielt ich ihnen ein freundliches Gespräch von den hochlöblich zwei Konventen Kloster Marienberg und Hl. Kreuz zu

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Die Briefe sind abgedruckt in R. P. Antonii Sepp S. J. und Antonii Böhm . . . Reißbeschreibung . . . gezogen aus den durch R. P. Sepp S. J. geschriebenen Briefen von Gabriel Sepp von und zu Rechegg leiblich. Brudern. Nürnberg 1697.

[3] Reißbeschreibung 7 ff., 24 ff.

[4] Reißbeschreibung 71 ff.

[5] Reißbeschreibung 96 f.

Soben, wie beide auf hohen Felsen schön adelich gebaut, was für Ursprung beide genommen, wie heut bei Tag und Nacht von beiden Gott dem Allmächtigen in schönster Observierung der Regeln gestrengsten Kasteiungen des Leibs, höchster Andacht gedient werde. Das alles hat ihnen überaus wohlgefallen insonderheit da ich hinzugesetzt, daß ich in dem ersten einen geistlichen Herrn Bruder[1] und in den andern eine ehrwürdige Frau Schwester habe, so täglich für uns beten. Dies alles habe ich erzählt in spanischer Sprach, in welcher, obwohl ich öfters gefehlet, sie nichtsdestoweniger mich lieber angehört als einen geborenen Spanier. Von der Heimat und des deutschen Reiches Herrlichkeit erzählt er gern: Und kunte ich diesem Volk wie anheunt meinen Indianern nichts Gefälligeres und Angenehmeres erzählen, als wenn ich ihnen von des Römischen Reichs und Teutschlands Sachen Gespräch haltete, so ihnen nicht anders vorkommet, als den Europäern die Indianischen Geschichten[2].

Den 22. am Fetten Donnerstag Morgens Frühe erreichten wir die Gleicher-Linie, in welcher die Sonne Tag und Nacht gleich macht. Die Luft blieb wider die Gewohnheit auch hier frisch und temperiert. Nichts, als der Hunger hat uns geplaget. Welchem an diesem lustigen Tag zu steuren, ich und P. Antonius Böhm, die zwei uns zu Cadix, als wir Abschied nahmen, von dem Herrn Konsul von Hamburg, der uns öfters zu Gast gebeten hatte, geschenkte Moskowitische Schunken hervorsuchten und zu solchem die Patres aus Niederland, Böhmen und Österreich und etliche aus Welschland einladeten. Ich spielte, statt des Trunkes, so abging, ihnen einen auf der Diorbey und bliese demnach mit P. Böhm auf der Flöten einige Hirtengesänge, unerachtet wir beide mit Zahnschmerzen behaftet waren.

Den 24. März an P. Gabriels Tag opferte ich die heilige Beicht und Kommunion samt den priesterlichen Tagzeiten und allen Werken des ganzen Tages auf für den Herrn Bruder Gabriel (Herausgeber der Reisebeschreibung) und seine geliebte Hausfrau. Gott segne ihnen das Zeitliche, damit sie mit diesem das Ewige erlangen mögen[3]. Den 4. April, da wir nicht über 20 Meilen mehr von unserem Ziel entfernt waren, säuberten und zierten wir bestmöglichst das Schiff, steckten alle Flaggen und Fahnen auf, bedeckten die Galerie oder das Geländer und Schranken mit rotem Tuch; alle vom ersten bis zum letzten zogen saubere neue Kleider an. Nur wir Missionarii waren also zerlumpt, daß die übrigen Reisgenossen sich unser hätten billigst schämen sollen, da wir selbsten uns hingegen freueten, wegen Göttlicher Ehr und dem Seelenheil gleich den Aposteln verachtet zu werden aus Liebe desjenigen, der für uns am Kreuze nackend gehangen ist. Den 6. April 1691, am Freitag nach dem Schwarzen Sonntag oder am Feste Maria Sieben Schmerzen, liefen wir unter immerwährender Salve des groben Geschützes, unter lustigem Schall der Trompeten, Pfeifen und Trommel, unter Jauchzen und Frohlocken in Buenos Aires ein. Die Indianer mit ihren Indianerinnen, diese aber mit ihren kleinen Kindern, oft zweien an der Hand, und zweien oder einem auf dem Arm; die Mohren mit ihren Mohrinnen, jung und alt, groß und klein, schwarze und weiße, nackete und bekleidete, Christen und Heiden kamen uns neuen Priestern entgegen und küßten uns ehrerbietigst die Hände. Wir hinwiederum, sobald wir das Ufer betraten, fielen auf die Knie nieder und küßten die Erde als unsere allgemeine Mutter nicht ohne Zäher, welche jene unbeschreibliche Freud herauslockte, daß wir nämlich nach so langwierigem Beratschlagen, wunderbarlichem Beruf, gefährlicher Reis, endlich in

[1] Es ist der Benediktiner P. Alphons Sepp, der die „Continuation“ der Reißbeschreibung im Jahre 1710 herausgab.

[2] Reißbeschreibung 98.

[3] Reißbeschreibung 99.

dasjenige Land wären angekommen, welches wir mit unserem Schweiß und Blut zu bauen, hiedurch aber entweder die Märtyrer-Krone, oder die unsterbliche Seligkeit zu erlangen, aus Europa in diese andere Welt, mit Hinlassung alles zeitlichen Trosts, Freud und Ehren uns so mühsam hatten übersetzen lassen. Von dieser Schar und dem Ehrwürdigen P. Provinziali Gregor de Oresco, und allen Patribus desselbigen Kollegii begleitet, die uns entgegengezogen waren, gingen wir von dem Gestade schnurgerad unserer Kirchen zu, sagten dem allmächtigen Gott, und seiner schmerzhaften Mutter schuldigsten Dank, und wohnten dem Te Deum bei, so die Indianer unter Läutung aller in selbiger Stadt befindlichen Glocken, nicht uneben gesungen. Unsere Oberen aber führten uns demnach in das Kollegium und beherbergten uns allda mit aller erdenklichen Lieb. P. Provinzial hat uns 44 Missionarii nach einer so langen und heftigen Abmattung, allhier einen ganz Monat ausruhen lassen, welches die spanischen Patres sehr nötig hatten, uns Teutschen aber auch wohl ist zustatten gekommen. Der P. Rektor übte vor allem an uns die leibliche Werk der Barmherzigkeit: Er speisete die Hungrigen, kleidete die Nackenden und beherbergete die Fremden mit höchster Lieb und Freigebigkeit, nämlich, so gut, als er es hatte und die Armut des Kollegii zuließe. Wir Gesunde hingegen fingen gleich an mit Beichthören zu arbeiten, weil in der Stadt nur Spanier wohnen, deren Sprach wir ziemlich verstanden. Niemand wurde in dem Kollegio mehrers besucht, als wir deutsche Patres; man fragte uns bald nach Ihro Majestät, der neuen Königin in Spanien, einer Tochter des neulich verstorbenen Kurfürsten zu Pfalz Philipp Wilhelm; bald nach Ihro Römisch-Kaiserlichen Majestät und den Hungarischen Kriegsläufen, wie nämlich Wien entsetzet, hergegen Gran, Ofen, Belgrad, Erlau, Großwardein und Siebenbürgen eingenommen worden; bald von dem König in Frankreich, wie übel er nämlich in dem Reich gehauset, von dessen Verheerungen sie vorher keine Kundschaft hatten; bald von unserer oberdeutschen oder sogenannten bairischen Provinz, namentlich, warum bisher aus dieser kein einziger Jesuit in Paraquariam wäre geschickt worden, da sich doch alle übrigen Provinzen der deutschen, welschen und spanischen Assistenzen mit dergleichen eingestellt hätten.

In einem spätern Brief schildert Sepp bei der Beschreibung der Indianer-Mission in Paraguay den Schmutz und das Ungeziefer der engen Hütten der Indianer und fährt dann fort: Deß ungeacht muß einer täglich 20, 30 und mehr Kranke und Alte aufsuchen, die Sakramente spenden, die Väter und Mütter tröjten. Wahrlich, wahrlich Rev. Patres, geliebteste Brüder, hier finde ich recht meinen armen leidenden Jesu in diesen armen verlassenen Indianern. Hier wird mein Herz mit unaussprechlichem Trost erfüllt, so oft ich in dergleichen Krippen meines Jesu hineingehe[1].

Chrakteristisch für P. Sepp ist auch seine Tagesordnung, die uns in der Reißbeschreibung vom Jahre 1697 aufbewahrt ist:

„Zu Morgens, eine Stund vor Anbruch des Tags, weckt mich mein Indianerbüblein, mit Namen Franciscus Xaverius, sein G'sell heißt Ignatius, auf. Er aber wird von dem Sakristan, und dieser von dem Kuckerhahn aufgeweckt: zündet mir in meinem Zimmerlein die Inschlitkerzen an, denn Ampel haben wir hie keine, aus Mangel an Öl, vor dem Venerabile in der Kirchen brennt eine Ampel aus Schmalz. Nachdem ich mich bekleidet und gewaschen, gehe ich in die Kirchen, grüße das Hochwürdige Gut, fange darvor meine stündige Meditation an knieend. Nach dieser beichte ich, wenn unser zwey Patres, alsdann läutet man mit der großen Glocke das Ave Maria, und, so die Sonne aufgegangen, zur heiligen Messe; nach dieser bete ich meinen Recess eine Viertelstund, alsdann gehe ich in den Beichtstuhl, so

[1] Reißbeschreibung 242 f.

täglich geschieht. Darauf folget die Christliche Lehr zu den kleinen Kindern, Mägdlein und Büblein, so noch unverheyrathet, täglich: nach diesen besuche ich die Kranken, wann es vonnöten, höre sie Beicht, gebe ihnen das Hochwürdige Gut und die letzte Ölung, sprich die Commendationem Animi, stehe ihnen bey, und helfe ihnen zu einem seligen Tod. Gedultet es die Zeit, stehe ich auch bey mit einer Haus-Medicin, Aderlaß, Purgation, und dieser Krankenbesuch geschieht auch täglich 2mal, weil unter so vielen fast allezeit einer oder der andere zu sterben pfleget, dahero auch fast täglich einige Tote zu begraben.

Nach Beendigung der Kranken visitier ich unsere Officinas: Erstlich gehe ich in die Schule der kleinen Indianerbüblein, so lesen und schreiben lernen, die Mägdlein anstatt dessen lernen spinnen, stricken, nähen rc. Gebe ihnen die Lektion, examinier selbige; darauf gehe ich zu den Musikanten, höre ihren Gesang, jetzt die Diskantisten, deren ich 8, Altisten, deren ich 6, Tenoristen, deren ich ohne Zahl, Bassisten, deren ich 6 habe; nachdem blasen die 4 Trompeter, 8 Schallmeier, 4 Cornetisten auch ihre Lektion. Darauf instruiere ich die Harpenisten, deren ich 6, Organisten, deren ich 4, Theorbisten, deren ich einen habe. Einen anderen Tag nehme ich das Tanzen zur Handen. Lehre sie einige Tänze, wie wir in denen Comedien (Geistliche Spiele) zu haben pflegen und in Hispania an allen hohen Festen in der Kirche gehalten werden. Hier höchstens vonnöten, die Ungläubigen mit der gleichen Sachen einzunehmen, mit dem äußerlichen Kirchengepränge eine innerliche Affektion zur christlichen Religion ihnen abzugewinnen und einzudrucken.

Darumb denn wir alle Festtage nach der Vesper und vor dem Hochambt etliche Indianer-Büblein über die Maßen schön aufkleiden, dergleichen die armen Indianer ihr Lebtag nie gesehen, alsdann in der Kirchen, allwo alle versammlet, gesagte Tänz anstellen. Diese halten wir auch in denen öffentlichen Processionibus und sonders am Fest Corporis Christi, allwo vor dem Venerabile nicht anders als David vor der Arca, etwelche zu tanzen pflegen.

Nachdem ich dies, wie gesagt, sambt den Musikanten instruieret, visitier ich die anderen Werkstätten, als die Brenn- und Ziegelöfen, die Mühl- und Brodbank, die Schmiede-, Schreinerey- und Zimmerleuth, siehe, was die Bildhauer schnitzen, Maler malen, Weber wirken, Drechsler drehen, die Stricker stricken. Die Metzger schlachten täglich, je nachdem das Volk oder Dorf groß, 15 bis 20 Kühe. Die Indier essen keinen Kopf, Fuß, Ingeweyd, Leber, Lungen, Falzen, sondern das pure Fleisch.

Wenn mir Zeit übrig, gehe ich in den Garten, siehe, ob die Gärtner ansäen, pflanzen, wässern, jäten, grasen. Um halbe 10 gibt man die Schüsseln herfür, darinn denen Kranken eine warme Milch und gutes Stück Fleisch sambt einem weißen Brod täglich in ihre Hütten von den dazu bestellten Krankenwärtern getragen wird. Um halbe 11 läutet das Büblein zu dem Examen, Erforschung des Gewissens, so eine Viertelstund währet, und ich mich in meinem Zimmerlein einschließe, meine Sünd' und Nachlässigkeiten zu erforschen, alsdann gehe ich zum Tisch.

Der beste aus den Diskantisten leset mir über Tisch ein Capitel aus der Heiligen Schrift lateinisch: als dann aus der Legende der Heiligen spanisch; ein anderes Büblein zu End das Martyrologium oder den Kalender der Heiligen, so auf jeden Tag fallen. Sechs andere Büblein, so stets bei mir im Haus wohnen, dienen zu Tisch, einer trägt auf, der andere ab, einer holt das Wasser aus dem Fluß, andere putzen das Licht, dieser tragt das Brod auf, jener bringt Früchte aus dem Garten, alle seyn barfuß, stehen mit unbedecktem Haupt da ganz züchtig, gleich den Novizen, auf alle Augenwink bereit, expedit und hurtig. Nach meinem Tischessen gebe ihnen allezeit ein gutes, weißes Stuck Brod, so ihnen über alles, oftmals ein wenig Honig zum Schlecken und Fleisch genug: bisweilen, wenn das Fest groß als Weyhnachten,

gibt ihnen das Christkindlein Küchel, Pasteten, darob ihnen dann das Herzlein lacht und gleich nach dem Tisch zu mir kommen mit ihrem gewöhnlichen Dankspruch: Agyebete, Agyebete, Cheruba, Gott vergelte es Dir, mein Vater!"

Mit P. Sepp kam nach Paraguay P. Anton Böhm. Er war geboren 1659 zu Amberg (Oberpfalz) und eingetreten 1675. Er arbeitete mit großer Hingabe bei den wilden Yaros am Uruguay, starb aber bereits 1695 im Dienste der Pestkranken. Im Jahre 1696 kam Sepp in die Dorfschaft des heiligen Karl, wo P. Böhm gewirkt und gestorben. P. Sepp berichtet: Die Indianer erzählten mir Ruhmreiches von ihm. Ein Indianer sagte, als er krank gelegen, habe P. Böhm sich seine eigene Nahrung entzogen und ihm geschickt. Mehrere erzählten, wie sie nächst Gott dem P. Böhm ihr Leben verdanken, da er sie in der Krankheit mit unaussprechlichem Fleiß gepflegt. Besonders beklagte ihn die liebe Jugend. Diese liebte der Mann Gottes über alle Maßen und hatte eine absonderliche Manier, die kleinen Herzlein zu gewinnen und an sich zu ziehen. Dies wurde sogar von den wilden Barbaren Yaros verspürt, als er ihre Kinderlein zusammenberufen, gespeist und mehr als ihre eigenen barbarischen Väter und Mütter geliebt. Die Indianer schätzten sich glücklich, seine Gebeine bei sich zu haben[1]. Schon in dem früheren Briefe über die Seefahrt hatte Sepp von P. Böhm gerühmt: Der Ort, so einem Patri auf dem Schiff eineingeräumet, war so eng, daß einer nicht stehen noch gehen und kaum liegen konnte, hatte in der Breite 2½′ in der Länge 5′. Ja, mein liebster P. Antonius Böhm und ein Pater aus Österreich hatten auch soviel nicht, daß sie zu Nacht die Füße ausstrecken konnten. Es wollten zwar andere, die nicht so langer Statur waren, mit ihm tauschen, aber der heilige Mann konnte auf keine Weise dazu gebracht werden. Weil er kein österreichischer Untertan, „war mein lieber P. Antonius Böhm überaus sorgfältig, daß man ihn für keinen Amberger oder Pfälzer ansehete, und er darumb nicht etwa möchte von Indien ausgeschlossen werden; verändert also den Namen in Antonius Adami Bohemi; Adam von seinem gnädigen Herrn Vattern seligen; dazu Montipolitanus d. h. ein Amberger aus Innsbrugg, heißet ebensoviel als Venetia von München. In einer andern Information, so man allezeit nach Madrid dem Kgl. Rat von denen Missionariis Namen und Herkommen überschicken muß, ward er also geschrieben P. Antonius Adami Bohemi Montipolitanus Ratisbonae in Tyroli natus. Wer lachen will, der lache. Ich und mein geliebter P. Antonius lacheten ein gutes Stück herab." Weil bei meinem Namen ex Tyroli stand „mußte der gute Pater auch ein Tyroler sein und zwar von Regensburg."[2]

Ein ebenso tüchtiger Missionär war im portugiesischen Südamerika P. Pfeil. P. Alois Konrad Pfeil aus Konstanz (geboren 1637, eingetreten 1654) hatte sich wiederholt mit glühenden Bitten an den General gewandt, so wiederum am 21. Januar 1672. Darauf antwortete ihm Oliva am 19. März 1672, er werde gern seinen Wünschen entsprechen, sobald es höhere Rücksichten erlaubten. Fünf Jahre später schreibt Oliva am 16. Januar 1677 an Pfeil, der schon seit Jahren in Luzern war: Bereits habe ich Ew. Hochwürden in die Zahl derer gesetzt, welche ich vor den übrigen Kandidaten für die indischen Missionen auswählen werde. Von großem Gewicht ist nämlich bei mir, daß Sie sich schon eine Reihe von Jahren dort in den Missionen geübt haben. Auch wird es behilflich sein, die spanische Sprache erlernt zu haben. Inzwischen gestatte ich Ew. Hochwürden zum Troste, daß Sie außer

---

[1] Continuation oder Fortsetzung der Beschreibung . . . wie R. P. Ant. Sepp in Paraquaria Missionarius . . . sich bemühet . . . Zusammengetragen von P. Alph. Sepp O. S. B. Ingolstadt 1710 S. 183 ff.

[2] Reißbeschreibung 157.

Ihrem Namen Konrad auch den Namen Aloysius tragen können[1]. Im selben Jahre erhielt Pfeil die Bestimmung für Marañon, wie aus einem Briefe Olivas vom 9. Oktober 1677 an P. Konrad Aloysius Pfeil in Mailand hervorgeht. Im Juli 1678 war Pfeil in Evora, am 13. Februar 1679 reiste er von Lissabon ab und gelangte nach einer Reise von 45 Tagen 31. März in Marañon an. Als Rektor des dortigen Kollegs traf er den P. Philipp Bettendorf aus Luxemburg. Pfeil wurde nach Para gesandt. Dorthin kam bald der schwer erkrankte P. Kaspar Misch. Nachdem man denselben nach dem damaligen Brauch der Portugiesen in wenigen Tagen zehnmal zur Ader gelassen, konnte er in seine heißgeliebte schwierige Mission am Amazonenstrom zurückkehren. P. Misch ist — so fährt Pfeil fort — aus Luxemburg und als Deutscher stark in Ertragung der Strapazen, wahrhaft ein Beispiel und Spiegelbild für die Missionäre. Seit 18 Jahren arbeitet er hier zum großen Nutzen für die Seelen, wobei ihm seine Sprachkenntnisse sehr zu statten kommen[2]. P. Pfeil erwarb sich in den Missionen großes Ansehen; er wurde Oberer am Marañon (Xingu). Der Obere vom Marañon, P. Jodokus Perez, spendet ihm in seinem Briefe an die oberdeutsche Provinz vom 27. Dezember 1683 das größte Lob: Demjenigen, der nach den Leiden Christi dürstet, wird hier mehr als genug Gelegenheit geboten durch die Roheit der Indier und die Ausschweifungen und Habsucht der Europäer, wie P. Konrad Aloys Pfeil erfahren hat, den die Indier mit Strapazen, die Europäer mit Beschimpfungen und Verleumdungen hinreichend sättigen, den aber Gott durch die Frucht seiner Arbeit also tröstet, daß der Bischof (?) bei dem neuerlichen Besuch seiner Kolonie Freudentränen vergossen und großen Herzenstrost über so herrliche Früchte unserer Arbeiten empfunden hat[3].

Der eben genannte P. Perez ist ein Schweizer und heißt eigentlich Jodokus Perret (aus Freiburg i./Schw., geboren 1633, eingetreten 1653). Er reiste 1672 (?) nach Brasilien. Von Compostella schrieb er am 12. April 1672 einen für die Kenntnis der spanischen Verhältnisse sehr interessanten Brief an den Münchener Rektor Schorrer[4]. Er erfreute sich bei den Portugiesen des höchsten Ansehens. Als er 1683 Oberer der Mission am Marañon geworden, richtete er aus Parà vom 27. Dezember 1683 einen Brief an die oberdeutsche Provinz, in der er dringend um deutsche Missionäre bittet. Soviele reisten nach Ostindien und so wenige nach Westindien, und doch erreichten soviele der ersteren wegen der furchtbaren Strapazen der langen Seereise nicht ihr Ziel, während auf der Fahrt nach Westindien, die durchschnittlich einen Monat dauere, kaum einer sterbe. Seine Mission biete ein großes Arbeitsfeld. Statt der 13 Stationen sollten es 100 sein und für alle zusammen habe er nur 24 Patres, von denen zwei noch gebrochen. Alle, die Gott rufe, würden von ihm mit offenen Armen aufgenommen; zwei Dinge müßten sie aber mitbringen: großen Seeleneifer und Vereinigung mit Gott[5]. —

Ein besonders warm erstrebtes Ziel bildete für viele deutsche Jesuiten die Mission in China. Von dem heißen Werben des P. Schall um die Mission in China war schon früher die Rede. Seine Tätigkeit in China gestaltete sich so tief und weitgreifend, daß P. Schall stets zu den bedeutendsten Missionären gerechnet werden

---

[1] Aus der Führung dieser beiden Namen hat man zuweilen zwei Pfeil unterschieden, Aloys und Konrad.

[2] Alles in dem ausführlichen Brief Pfeils aus Parà 5. August 1679. *Orig. Clm 26412 f. 87—94. Vergl. die Briefe vom 3. April 1680 und 1681 aus Xingu l. c. f. 85 und 95. Briefe von Pfeil 1679—93 in *Brasilia 3. Briefe von Bettendorf 1665—81 in *Brasilia 3 und Marañon 26, ebenso in der Bibl. von Evora Cod $\frac{CXV}{2-11}$ und $\frac{CXV}{2-13}$. P. Misch geboren 1626, eingetreten 1646, in die Mission am Marañon 1662.

[3] Clm 26473 f. 105.

[4] M. R. Jes. 283.

[5] *Orig. Clm 26472 f. 105.

darf. Wenige Wochen vor seinem Tode († 15. August 1665) mußte er wiederholt vor verschiedene Gerichte; er wurde in seinem Bette, das an vier Stricken hing, hingetragen. Ein Nachruf, den P. Verliest wenige Wochen nach dem Tode des P. Schall an seinen Obern richtete, faßt dessen Arbeiten und Verdienste kurz zusammen: Mehr als 40 Jahre arbeitete P. Schall in China und war der Mathematiker dreier Kaiser. Er hatte ein großes Talent für Sprachen und eine besondere Geschicklichkeit für die Anfertigung mechanischer Instrumente. Es ist unglaublich, welche Mühe er bei der Einführung der europäischen Mathematik aufzuwenden hatte. Er schrieb viele mathematische und theologische Bücher, eröffnete die erste Kirche und predigte häufig, so lange er nur sprechen konnte. Über das Leiden Christi konnte er nicht predigen, ohne in Tränen, ja Schluchzen auszubrechen, so daß seine Zuhörer ebenfalls zu Tränen gerührt wurden [1].

Nach China wurden auch die beiden Ingolstädter Professoren Amrhyn und Aigenler bestimmt. Am 16. Mai 1671 antwortete Oliva dem P. Beat Amrhyn, der sich schon 1654 und 1659 und dann wiederholt für die Missionen gemeldet: Sehr gelegen kam mir die Erneuerung Ihrer alten Bitte um die Missionen, denn in Kürze wird eine Auswahl zu treffen sein von solchen, die den Missionären in China Hilfe bringen sollen. Inzwischen seien Sie guten Mutes und bitten Sie Gott, daß er mir den Gedanken eingebe, der zu seiner größeren Ehre gereicht. Bald folgte die Entscheidung. Unter dem 12. September 1671 schrieb Oliva an den oberdeutschen Provinzial Muglin: Da die chinesische Mission besonders einige tüchtige Mathematiker verlangt, habe ich dafür den P. Beat Amrhyn und P. Adam Aigenler ausgewählt, die ja, wie ich höre, nicht allein mit mathematischen Kenntnissen, sondern auch mit den andern für diesen schwierigen Posten notwendigen Eigenschaften ausgerüstet sind. Ich hoffe also, daß Ew. Hochwürden bei Ihrem großen Seeleneifer es nicht übelnehmen, daß Sie zweier so überaus nützlicher Männer beraubt werden. Die Provinz, so hoffe ich, wird sich Glück wünschen, daß ich die ersten Missionäre, die ich für China bestimme, aus Oberdeutschland wähle. Gott wird für dieses Opfer der Provinz reichen Ersatz schenken, und diese Patres selbst werden dereinst der Provinz zur Zierde und zum Troste gereichen [2].

Der in diesem Briefe genannte P. Adam Aigenler hatte sich ebenfalls wiederholt um die indische Mission beworben [3]. Am 21. November 1671 erfolgte der Befehl zur Abreise. Im März müssen, so schrieb Oliva an den Provinzial, die beiden Patres in Lissabon sein. Sie sollen also mit aller Beschleunigung nach Italien reisen und von Venedig oder Genua eine günstige Schiffsgelegenheit nach Lissabon erwarten. Wenn für das Reisegeld anderwärts großmütig gesorgt werden könnte, wäre das ein Almosen für den Vize-Provinzial von China. Wenn nicht, müssen Ew. Hochwürden den Patres das Reisegeld bis Lissabon geben, dies wird Ihnen dann seinerzeit von dem Prokurator der Assistenz zurückerstattet werden. Im Dezember reisten sie ab. Bei der Abreise des P. Amrhyn am 22. Dezember standen, wie noch nie geschehen, viele Grafen, Barone und Professoren bei der Pforte, um ihn zu Pferde ein Stück Weges zu geleiten. P. Amrhyn wies die Begleitung zurück. Trotzdem begleiteten sie ihn zwei Stunden weit. Die ganze Stadt war auf den Beinen. So erzählt die Säkularschrift der akademischen Kongregation in Ingol-

[1] Der Brief bei Duhr, Neue Dokumente zur Geschichte des P. Adam Schall, Zeitschrift für katholische Theologie 1901, 334 ff. Über die häßlichen Beschuldigungen dreier Münchener Professoren gegen den verdienten Missionär s. Duhr, Jesuitenfabeln [4], 240 ff.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Oliva an Aigenler 12. Dezember 1671. *Ad Germ. sup.

stadt, deren Präses P. Amrhyn längere Zeit gewesen. Bei der Abschiedsrede in der Kongregation hatte sich lautes Wehklagen und Weinen erhoben[1].

Am 1. Februar 1672 waren Amrhyn und Aigenler in Marseille[2], bald darauf in Genua, wo sie ein sehr liebevoller Brief des P. Oliva vom 6. Februar 1672 traf, in welchem der General sie ermunterte, mit unerschrockenem hochherzigem Eifer ihren Weg zu dem heißersehntem Ziele fortzusetzen. Gott, für den sie ihr Leben einsetzten, werde ihnen überall gnädig sein. In der innigsten Weise wünschte er ihnen für die Reise den reichsten Segen Gottes, auf daß sie den Gekreuzigten nicht so sehr durch ihr Wort als durch ihr Leben predigten. Letzteres ging bald buchstäblich in Erfüllung: Beide Patres predigten Christus durch die Hingabe ihres Lebens im Dienste der Kranken.

Am 3. Juli 1672 schrieb P. Amrhyn an den Rektor von Ingolstadt, daß P. Adam (Aigenler) im Kolleg zu Lissabon mathematische und hebräische Vorlesungen halte unter großer Beteiligung und Beifall, in zwei Monaten habe derselbe portugiesisch gelernt und bereits eine kleine portugiesische Grammatik für Deutsche angefertigt, worüber die Portugiesen nicht wenig staunten. In einem weiteren Brief vom 25. November 1672 gibt Amrhyn Nachrichten über die aus Indien angekommenen Schiffe mit ihren reichen Ladungen. P. Adam und ich sind wohlauf und warten mit der größten Sehnsucht auf die Zeit der Schiffahrt, obgleich es Manches gibt, was dieselbe für das Fleisch wenig wünschenswert macht[3].

Schon im April des folgenden Jahres erlag Amrhyn auf der Reise noch vor der Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung im Dienste der Kranken. Denselben Heldentod starb bald darauf sein Gefährte P. Aigenler. Ihr Andenken blieb bei den Portugiesen noch viele Jahre lebendig. Am 17. Juni 1678 schrieb P. Konrad Pfeil aus Evora: Unsere Patres Adam und Beat sind noch durch ganz Portugal hochgeschätzt, und man beklagt sie als Leuchten der Tugend und Wissenschaft, die Zierde von Deutschland und die Hoffnung des Orients.

Der Annalist der Ingolstädter Universität berichtet zum Jahre 1671, daß die theologische Fakultät den Patres bei ihrer Abreise als Reisegeld 50 fl. gab, dem die philosophische Fakultät weitere 36 fl. beifügte. Im Namen der Universität erhielt Aigenler den Cursus Mathematicus von Caramuel, der 17 fl. kostete. P. Beat Amrhyn aus Luzern hatte zuletzt vier Jahre scholastische Theologie, P. Adam Aigenler aus Tramin (Tirol) Mathematik und Hebräisch gelehrt. Ein Elogium in dem theologischen Hörsaal preist bei P. Amrhyn seine hervorragenden Charakter- und Geisteseigenschaften; von der Gottesliebe entflammt eilte er vom theologischen Katheder nach China, aber auf dem Indischen Ozean erlag er 1673 im Alter von 41 Jahren, während er den von einer Seuche ergriffenen Kranken diente; zugleich fiel auf dieselbe Weise sein Begleiter P. Adam Aigenler, der ausgezeichnete Mathematik Professor in seinem 40. Lebensjahre. Asien und Europa betrauerten den Tod dieser apostolischen Männer[4].

Schon vorher waren manche tüchtige Missionäre auf der Reise ihrem großen Eifer in der Krankenpflege zum Opfer gefallen. Deshalb betont eine römische Instruktion für die nach China reisenden Missionäre vom 18. Dezember 1671, die

[1] Poma nova vetera lecta saeculari canistro e pomario Majoris Congregationis academicae Ingolstadii 1677 enthält 210—216 eine vollständige Lebensskizze des eifrigen Mannes.

[2] Ephemerides itineris des P. Amrhyn und P. Aigenler M. R. Jes. 393.

[3] *Orig. Clm 26472 f. 80 ff.

[4] Mederer, Annales Ingolst. 2, 386 f. Vergl. das Kap. Schriftsteller. Das Beispiel dieser Männer wirkte auf ihre Schüler. Unter diesen war z. B. P. Kaspar Adelmann, der sich am 19. Juli 1672 an den General wandte, um dem Beispiel seines Professors Amrhyn folgen zu dürfen. Oliva mußte ihn aber am 13. August auf spätere Zeiten vertrösten. *Ad Germ. sup.

nach Deutschland geschickt wurde, die Patres sollten sich vor aller Überanstrengung auch in den Studien und dem Ausarbeiten von Predigten auf der Reise hüten, für Seelsorge und Kranke seien eigene königliche Schiffskapläne angestellt; einige Patres hätten sich Tag und Nacht in den unteren Schiffsräumen für die Kranken abgemüht und sich so den Tod geholt; auch sollten die Missionäre nicht zuviel von ihren Handvorräten den Bettlern auf dem Schiffe schenken: es sei vorgekommen, daß sie durch ihre große Mildtätigkeit im Laufe der Reise selbst in Not geraten seien[1].

Von deutschen Jesuiten, die ihr Ziel China erreichten und dort später eine segensreiche Wirksamkeit entfalteten seien nur noch genannt P. Stumpf und P. Castner.

P. Kilian Stumpf aus Würzburg (geboren 1655, eingetreten 1673) kam 1694 nach China. Er leistete der chinesischen Mission als Berater des Kaisers, als Präsident des mathematischen Tribunals, als Visitator der chinesischen Ordensprovinz unschätzbare Dienste. In gleicher Weise werden an ihm gerühmt unüberwindlicher Mut, kluger Eifer und heiliges Leben. Am 1. April 1688 schrieb er von Baden aus an den General, daß er schon seit dem Noviziat das Verlangen nach den überseeischen Missionen hege, und dieses Verlangen sei mit den Jahren immer mehr gewachsen. Er bittet dringend seinem Wunsche zu willfahren und ihn den Missionären nicht als Genosse sondern als Diener beizugesellen, um mit ihnen in den härtesten Arbeiten zu leben und in den größten Gefahren zu sterben. Schon 1683, 1685 und 1686 habe P. Noyelle diese seine Wünsche gebilligt und bestätigt. Auch die chinesischen Prokuratoren P. Philipp Couplet und Alexander Ciceri hätten dieselben gütig angenommen; er bitte inständig, dieser Hoffnung nicht beraubt zu werden[2].

Am 23. Juni 1688 sprach er (von Baden aus) dem General den innigsten Dank aus, daß er ihn in die Liste der Indipetae eingetragen. Im folgenden Jahre meldete er sich wiederum von Bamberg 2. April 1689 mit der Bitte, Rom möge ihm doch endlich gnädig sein. Nach Vollendung der Theologie habe er drei Jahre in Ottersweier in Baden (Mission) gewirkt, jetzt lehre oder lerne er vielmehr in Bamberg neben der Versehung von Sambach (Mission) die Elemente der Mathematik. Sein einziges Streben und Verlangen gehe auf die indischen Missionen, um dort zu arbeiten und zu leiden, was es auch immer sei[3].

Von Bamberg schrieb P. Stumpf am 18. Mai 1689 an P. Gonzalez, er habe die Antwort mit heißen Tränen benetzt, da er die Erfüllung seiner heißen Wünsche in so weite Ferne gerückt sehe. Es bliebe ihm nichts anderes übrig, als das Feuer, das er nun 16 Jahre beständig genährt, durch Tränen zu erlöschen oder selbst zu erlöschen. Der General möge sich väterlich seiner erinnern, wenn wieder eine Gelegenheit für China sich darbiete. Einstweilen wolle er sich um die Ungarische oder Sazer-Mission bemühen und sie als ein zweites Noviziat für Indien betrachten, um sich so durch harte Strapazen zu noch Schwererem vorzubereiten[4].

Schon bald konnte diesmal der General seinen Wunsch erfüllen. Bereits am 20. August 1689 benachrichtigte er den oberrheinischen Provinzial Vorler: Aus dem Briefe vom 18. Juli habe ich gern ersehen, daß P. Chil. Stumpf, sowohl was

[1] Wortlaut der interessanten Instruktion in Clm 26472 f. 78.

[2] *Orig. Indip. Rhen. Druck bei Huonder 208 f.

[3] *Orig. Rhen. sup. 42.

[4] *Orig. Rhen. sup. 42. Unter diesem Brief steht von der Hand des P. Gonzalez: Pulchrae litterae, facienda est spes huic viro magna obtinendae Missionis Indicae.

Wissen als Tugend anlangt, sich gut für die indische Mission eignet. Jetzt bietet sich Gelegenheit, seinen Wunsch zu erfüllen, da sich die Missionäre sammeln, die mit dem Prokurator von China nach China abreisen. Ich schreibe heute dem Provinzial des Niederrheines, daß er aus seinen Leuten einen wählt, der dem P. Stumpf als Begleiter beigegeben wird. Sie müssen entweder nach Genua oder nach Belgien geschickt werden, um von dort nach Lissabon zu fahren. P. Stumpf soll deshalb mit dem Nötigen ausgerüstet und so bald als möglich auf dem mit dem Provinzial des Niederrheins vereinbarten Wege nach Lissabon reisen[1].

Unter demselben Datum ließ Gonzalez dem niederrheinischen Provinzial Lamberti eine entsprechende Weisung zukommen[2]. Ebenfalls wies er am 27. August 1689 den oberdeutschen Provinzial Willi an, die beiden für China bestimmten Patres dem P. Stumpf beizugesellen, um nach Lissabon zu reisen, von wo das Schiff März 1690 nach Indien abfahre. In Lissabon würden die Patres erfahren, ob sie für China oder Japan bestimmt seien[3].

Einige Jahre später gelangte auch P. Castner an sein Ziel. P. Kaspar Castner (aus München, geboren 1665, eingetreten 1681) hatte den General oft und mit großem Eifer um die überseeischen Missionen gebeten. Dies teilte Gonzalez am 24. September 1695 dem Visitator Mechtl mit und fügte bei, er habe geglaubt, den Pater erhören zu sollen. Er wolle ihn nach China schicken, wo man einen besonders mit den astronomischen Berechnungen wohl vertrauten Mathematiker, wie P. Castner sein solle, verlange. Ich wünsche daher, daß er mit allem Notwendigen für die Reise ausgerüstet werde und aus Böhmen den Bruder Gottfried Schuster, einen Apotheker, erwarte. Sobald dieser angekommen, sollen beide zusammen nach Genua reisen, um von dort nach Portugal zu fahren. Die für die Reise notwendigen Ausgaben wird der Prokurator der chinesischen Mission ersetzen[4].

Am 29. Februar 1696 langte er in Lissabon an. Von dort sandte er 22. März 1696 einen Reisebericht an den Rektor von Altötting. Ende des Monats hoffte er nach Goa abfahren zu können[5].

Von Goa, wo er am 16. September glücklich gelandet, berichtete er am 4. Dezember 1696 dem P. Martin Müller: Am 2. April segelte das Schiff von Lissabon ab. Windstille in der heißen Zone brachte Krankheiten. Am 5. und 7. Mai starb je einer von den Jesuiten. Drei andere erkrankten; der Schiffsarzt war ein Stümper. Ein Noviz starb am 15. Mai nach 14tägiger Krankheit. Als auch die andern Kranken in Gefahr kamen, ermunterte P. Castner einen Laienbruder, der früher 15 Jahre Chirurg auf Genueser Schiffen gewesen, daß er statt des Arztes die Kranken übernehme. Der Bruder hatte Bedenken, weil ihm die veränderten klimatischen Verhältnisse zu wenig bekannt seien; schließlich aber folgte er dem P. Castner und zwar mit solchem Geschick, daß bald alle sich erholten, obgleich das gefährliche Fieber nach und nach alle ergriffen hatte. Gegen Ende der Reise wurde auch P. Castner durch die Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, achtmal wurde er an den Füßen, Armen und Händen zur Ader gelassen; einige Kranke hielten mehr als 30mal den Aderlaß aus. P. Castner hatte in der Folge noch an großer Schwäche zu leiden, so daß er zu Goa längere Zeit das Krankenzimmer hüten mußte. Von den 500 Personen auf dem Schiffe starben im ganzen 50. Während der Schiffskaplan und alle Priester krank darniederlagen, besorgte Castner die ganze Seelsorge, spendete die Sakramente und stand den Sterbenden bei. Dafür

---

[1] *Ad Rhen. sup.
[2] *Ad Rhen. inf.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Ad Germ. sup.
[5] *Kop. M. R. Jes. 393.

lohnte ihm auch der Dank des Kapitäns und des ganzen Schiffes, als er selbst erkrankte. Er beschreibt dann, wie eine solche Reise von fünf und mehr Monaten bei fauligem Wasser, schlechter und ungenügender Nahrung ein gutes Noviziat für die Missionen sei, doch werde auch anderseits alles, selbst das Schwerste, mit der Gnade Gottes leicht und sogar mit Freude ertragen. Obgleich auf dem Schiffe täglich die „königlichen Portionen" verteilt wurden, waren dieselben teils verdorben teils so ungenügend, daß die meisten schließlich aus Hunger krank wurden. Als ich dies bemerkte, so schreibt P. Castner, ließ ich täglich gemäß der mir gegebenen Instruktion soviel als nur möglich Gemüse bereiten und dies dann nach unserer Mahlzeit den Armen verteilen. An einem Tage speisten wir nicht selten so ungefähr 60, es kamen auch aus besseren Ständen, die um einen Trunk Wasser baten, besonders als die Hitze größer wurde. Auch dies habe ich nicht abgeschlagen. Dies gewinnt die Leute so, daß ihre erste Frage beim Besteigen des Schiffes ist, ob auch Jesuiten auf dem Schiffe mitfahren, und wir selbst dann von allen mit der größten Liebe empfangen werden. Im April 1697 hoffte Castner nach Macao abfahren zu können: Briefe aus Oberdeutschland nach Macao brauchen zwei Jahre[1].

Einen Tag bevor er am 15. Mai 1697 das Schiff nach Macao bestieg, richtete er einen weiteren Brief an P. Joseph Braun. Acht volle Monate, von September bis Mai, habe er in Goa ein Schiff nach Macao abgewartet auf der Villa der japanischen Provinz und dem Prokurator von Japan und China geholfen, auch dreimal in der Kirche des Profeßhauses gepredigt. Hoffentlich sei er am Feste des heiligen Ignaz in Macao. Die Reise sei von München nach Genua, von Genua nach Algier, von da nach Alicante durch die Meerenge von Gibraltar nach Lissabon gegangen. Die ganze Reise werde in deutschen Meilen 4400 Meilen betragen und 1½ Jahre beanspruchen. Wenn die Schiffe von Europa direkt nach Macao führen, könnte die ganze Reise in einem halben Jahre zurückgelegt werden. Das sollen die Holländer schon mehr als einmal getan haben[2]. Auf der Reise habe er die Grundzüge der Nautik gelernt und u. a. die verschiedenen Deklinationen der Magnetnadel an verschiedenen Orten beobachtet, so daß die Schiffahrt daraus Nutzen schöpfen könne. Er habe schon über 100 Triangulationen angestellt. Die Sache sei noch geheim, weil noch nicht erprobt. Auch andere Beobachtungen habe er gemacht. Das Klima in Goa sei sehr ungesund, der kleinste Diätfehler verursache schwere Krankheit, ja den Tod. Hier darf man nur wenig essen. Abends essen wir fast nichts, Fleisch nie am Abend. Castner rühmt sehr die Freundlichkeit der Kapitäne. Am 19. März sind zwei Schiffe in China gelandet, eines war von englischen Piraten geplündert, ein Pater auf demselben war von den Engländern gefoltert worden, jetzt ist er wieder wohl bei uns[3].

Diese rege Tätigkeit setzte Castner in China fort und erwarb sich dort große Verdienste um Nautik, Astronomie und Kartographie. An der Mappierung des chinesischen Reiches war er hervorragend beteiligt. Schließlich wurde er Präsident des mathematischen Tribunals und Lehrer des kaiserlichen Thronfolgers. —

Auch auf den Philippinen waren deutsche Missionäre tätig. Im Jahre 1677 wurden Missionäre für Mexiko und die Philippinen verlangt. Am 12. Februar

---

[1] *Kop. M. R. Jes. 279.

[2] Über die neue von P. Castner empfohlene und schließlich auch angenommene Route vergl. Huonder 43. Die genauern Entfernungen in M. R. Jes. 278. Vergl. Huonder 44.

[3] *Orig. und mehrere *Kop. in M. R. Jes. 393. *Kop. auch in 279. Ein weiterer Brief 16. Dezember 1699 in 393.

1678 schreibt darüber Oliva an den oberdeutschen Provinzial Painter: Die Zahl derjenigen, welche Ew. Hochwürden für die Expedition nach Mexiko und die Philippinen ausgewählt, ist klein, vielleicht wären mehr angespornt worden, wenn sie von unserm Plane gewußt hätten. Wenn P. Anton Kerschpamer und P. Eusebius Chinus noch dasselbe heiße Verlangen wie früher haben, sollen sie mit günstiger Gelegenheit nach Genua geschickt werden, damit sie Juni in Cadix bereit sind. Sie mögen einen Ausweis mitbringen, aus dem die Spanier ersehen können, wann sie die Reise angetreten haben, denn von diesem Tage an gehen die Auslagen auf Rechnung der Mission. Am 26. Februar 1678 sandte dann Oliva die endgültige Bestimmung für die beiden genannten Patres, der eine sei für die Philippinen, der andere für Mexiko, wie entweder der Provinzial bestimme oder die Patres selbst die Wahl träfen. Das Reisegeld bis Genua wird hier vergütet, für die übrige Reise sorgen die Spanier[1].

Der von Oliva genannte P. Eusebius Chinus (Kino) war geboren am 10. August 1644 im Hochstift Trient; eingetreten 20. November 1665. Schon in den Studien hatte sich Chinus wiederholt an den General gewandt und ihm seinen glühenden Wunsch nach der indischen Mission und sein Verlangen, Großes für die größere Ehre Gottes zu tun und zu leiden, vorgetragen. Dies geht aus den Briefen hervor, die der General 1670—73 an P. Chinus in Ingolstadt und Hall richtete. Er munterte ihn auf, zuerst sich durch tüchtige Studien besonders in der Theologie zu befähigen (28. Juni 1670), sein heißes Verlangen zu bewahren und sich zu gedulden, bis der Ruf an ihn ergehe[2]. Nun war endlich der langersehnte Augenblick gekommen. Voll Freude schreibt P. Chinus am 12. April 1678 aus Hall an den P. Sigismund Schnurrenberger in Ingolstadt: Gestern ist ein Brief aus Österreich angekommen. Derselbe meldet: Nach den Philippinen gehen 140 Personen, aus der österreichischen Provinz sechs, die P.P. Neumann, Christmann, Tilpe, Kißke, Klein, Rapalius. Die Ursache soll die Entdeckung vieler sehr großer Inseln sein. Denen, die dorthin gehen, wird als lex adamantina vorgelegt: 1. niemals zurückkehren. 2. Abstinenz von Wein. Der Weg aus Europa nimmt sechs Monate in Anspruch, aber Proviant wird für ein Jahr mitgenommen wegen der Unsicherheit des Wetters. Weitere sieben Missionäre schickt die böhmische Provinz, die wahrscheinlich mit uns (Chinus und Kerschpamer) in Genua zusammentreffen[3]. Am 12. Juni 1678 fuhr er mit 16 andern Missionären unter Führung des P. Boranga aus der österreichischen Provinz ab; bei der Ankunft in Cadix war die Flotte schon ausgelaufen, und so mußten die Missionäre in Spanien warten[4].

Im September 1679 waren die beiden Patres noch in Sevilla, denn dorthin ist ein Brief des Generals vom 16. September 1679 gerichtet. In demselben wünscht Oliva dem P. Chinus, der ihm für seine Berufung nach Indien gedankt, eine reiche Ernte und gibt ihm die Erlaubnis, das Geld, das er für seine Arbeiten, nämlich Sonnenuhren, erhalten werde, für die angegebenen frommen Zwecke zu verwenden. Schließlich mahnt er zur Geduld wegen der Verzögerung der Schiffahrt. Diese verzögerte sich noch weiter, denn Kerschpamer war Juni 1680 noch in Sevilla[5]. Morgen — so schreibt er — fahren wir nach Cadix. In Cadix beobachtete Chinus 1680 den Kometen. Diese Beobachtung veröffentlichte er in Mexiko, wo er 1681 ankam. Bald

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Oliva an Chinus in Hall 19. März 1672, 8. Juli 1673.

[3] *Kop. Clm 26472 f. 259. Der Brief ist unterzeichnet Eusebius Chinus in Mexicum destinatus.

[4] *Briefe von Chinus, Sevilla 27. Juli 1678 und 17. Oktober 1679 in M. R. Jes. 393.

[5] Ein Brief vom 24. Juni 1680 aus Sevilla in Clm 26473 f. 84. Druck bei Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens (1881) mit dem irrtümlichen Datum 24. Januar.

darauf war er in Kalifornien. Von dort richtete er 1683 und 84 mehrere Briefe an befreundete Patres seiner „vielgeliebten oberdeutschen Provinz.“ [1] Im Jahre 1686 wurde er Oberer der Mission von Kalifornien, an deren Begründung er hervorragenden Anteil hatte. Seit 1698 unternahm er als Kosmograph des Königs von Spanien bedeutende Forschungsreisen, entdeckte die Mündung des Rio Grande und stellte zum erstenmal den Halbinsel-Charakter von Nieder-Kalifornien fest. Er starb 1711 [2]. Ein neuerer Forscher vergleicht Chinus mit Las Casas und schreibt ihm die Gründung von acht blühenden Missionen zu [3].

Der Gefährte des P. Chinus, P. Anton Kerschpamer, ein Tiroler aus Salurn, (geboren 1643, eingetreten 1661) gelangte 1680/81 nach den Philippinen. Im Jahre 1685 wirkte er auf den Marianen und in den Indianer-Missionen. Bei einem Aufstand der Indianer, in dem mehrere Spanier ermordet wurden, trat er mutig den Aufrührern entgegen und wurde dadurch gerettet. Er starb in Cebu 1711.

Von den andern oben genannten Patres, deren Ziel ebenfalls die Philippinen waren, verdient einer eine besondere Erwähnung, nämlich P. Boranga.

In der Gruft der alten Jesuitenkirche am Hof in Wien, die sich unter dem Hochaltar bis zur Kanzel hinzieht, trägt ein Grab die Inschrift: „Die Gebeine des ehrwürdigen P. Karl von Boranga aus Wien in Österreich, Mitglied der österreichischen Ordensprovinz. 1684 auf der Insel Rota von den Barbaren ermordet. Ausgegraben 1695. Nach Wien gebracht 1702. Hier beigesetzt 1770.“ [4] Diese Übertragung deutet schon darauf hin, daß wir es hier nicht mit einem unbedeutenden Manne zu tun haben. Und dem ist in der Tat so. Es handelt sich um einen hochgemuten heroischen Jesuiten, dessen Andenken nicht erlöschen sollte [5].

Dem „kaiserlichen Hof-Fechtmeister“ von Boranga in Wien wurde am 8. Juli 1640 ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Karl erhielt. Bei dem schwedischen Einfall (1642) brachten die besorgten Eltern das Kind in Sicherheit nach Venedig. Während seiner Studien in Wien trat er am 5. Oktober 1656 ins Noviziat. Nachdem er mit ganz ungewöhnlichem Eifer dieses und die Studien der Philosophie und Theologie beendigt, war er als Lehrer der Syntax im Wiener Profeßhaus tätig. Dort hatte man 1665 zur Feier des Ignatiusfestes und für die Aufführung des üblichen Dramas eine Holzbrücke zur Verbindung der Schule mit dem Hause errichtet. Diese stürzte am Vortage des Festes durch Überlastung ein. Unter denen, die durch den Sturz zu Schaden gekommen, befand sich auch Boranga, der einen komplizierten Beinbruch erlitt. Da die Heilung nicht voranschritt und die Gefahr wuchs, machte Boranga mit Erlaubnis seiner Obern das Gelübde, im Falle er gesund werde, sein ganzes Leben dem Dienste der Heiden zu widmen. Wenige Tage darauf konnte er das Krankenlager verlassen, nur ein unbedeutendes Hinken blieb zurück. P. Boranga erblickte darin einen Wink der Vorsehung, da er dadurch fast bei jedem Schritt an sein Gelübde erinnert werde. Von nun an dachte und träumte er von nichts anderm als von Indien.

---

[1] Briefe 30 August, 15. Dezember 1683, 25. September und 6. Oktober 1684 in M. R. Jes. 393.

[2] Huonder 110, 201.

[3] G. vom Rath, Arizona (1885) 68 ff. Vergl. B. Hantzsch, Der Anteil der deutschen Jesuiten an der wissenschaftlichen Erforschung Amerikas in Studium Lipsiense. Ehrengabe K. Lamprecht (1909) 274.

[4] Vergl. Jos. Kurz, Gedenkbuch der Stadtpfarre zu den neun Chören der Engel am Hof. Wien 1891, 41.

[5] Quellen: Garzia-Ortiz, Conversione dell' Isole Mariane (1686) 650 ff.; Leben des ehrw. P. K. Boranga (nach Garzia und Bonani) bei Stöcklein, Neue Welt-Bott (1728) Nr. 8, S. 23—27; (Bonbardi) Undeni Graecenses Academici suo sanguine Purpurati Graecii 1727; *Nekrolog in Wien Hofbibl. 12227; ferner die ungedruckten Triennal- und Personal-Kataloge der österreichischen Provinz und der Philippinen und die Briefsammlungen.

Wiederholt richtete er Briefe nach Rom und gab darin seinem glühenden Verlangen nach den Missionen Ausdruck. Auf einen Brief, den er am 4. September 1669 von Neustadt an den General Oliva sandte, antwortete dieser am 5. Oktober 1669. Er habe den Brief erhalten, worin er sein glühendes Verlangen nach der indischen Mission, das nicht von heute, sondern schon von früher herstamme und somit durch viele Jahre bekräftigt sei, so beredt darlege. Sein Name werde in die Liste der Kandidaten eingetragen und der Provinzial die Vollmacht erhalten, zwei auszuwählen, die zu gegebener Zeit nach den Philippinen geschickt werden sollten. Unter demselben Datum gab Oliva dem Provinzial Berthold die entsprechende Weisung. Die Gelegenheit bot sich schon bald[1]. Deshalb antwortete der Provinzial am 2. Dezember 1569, daß die beiden Patres P. Boranga und P. Jakob Fischer, Männer von erprobter Tugend seien und nach den Philippinen geschickt würden. Darüber drückte Oliva am 4. Januar 1670 sowohl dem Provinzial als auch P. Boranga seine große Freude aus. In einem weitern Briefe vom 26. Januar 1670 an den Provinzial wünscht Oliva den beiden Patres, die schon reisefertig, den reichsten Segen Gottes.

Nunmehr reiste Boranga 1670 nach Madrid, um mit dem dortigen General-Prokurator der Missionen das Notwendige zu besprechen und vor allem die Erlaubnis des Königs zu erlangen. Der Kampf um diese Erlaubnis dauerte ein ganzes Jahr, hatte aber keinen Erfolg, trotzdem P. Boranga die Fürsprache des kaiserlichen Gesandten gewonnen hatte[2]. Der indische Rat erklärte es für zu gefährlich, in junge eben gesicherte Missionen Nicht-Spanier zuzulassen[3]. Nachdem er so schon von der Abfahrt bei zwei Flotten ausgeschlossen worden, mußte Boranga nach Verlauf eines Jahres zurückkehren. Trotzdem verlor er den Mut nicht, zumal er hoffte, daß schließlich die spanischen Jesuiten vom Hofe die Zulassung auch nichtspanischer Missionäre erlangen würden. Nach seiner Rückkehr kam er zuerst nach Judenburg[4]. Dann erbat und erhielt er den schwierigen Posten eines Feldmissionärs bei den kaiserlichen Truppen, die in Görz überwinterten[5]. Bald darauf zog er mit dem Regiment des Obersten Kopp nach Ungarn. Bei den Soldaten hieß er bald Soldatenvater, so sehr mühte er sich für deren Wohl ab. Bei Tag und bei Nacht trotzte er Kälte und ansteckenden Krankheiten. Zuweilen fand man ihn nachts nur in einen Mantel eingehüllt auf dem festgefrorenen Boden liegen, sei es um seinen Körper abzuhärten, sei es um andern nicht lästig zu fallen. Wiederholt mußten die Soldaten ihn nötigen, Decken von ihnen anzunehmen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Nie brauchte man den Pater lang zu bitten. Er ging von selbst in die Hütten der Armen, verschaffte sich Eingang in die Gefängnisse, eilte in die von Kranken gefüllten Häuser. Die einen tröstete er in ihren Schmerzen, die andern bereitete er auf den Tod vor und richtete sie auf im Hinblick auf ein besseres Los in der Ewigkeit; selbst den Toten erwies er die letzten Dienste: mit unermüdlichem Eifer wurde er allen alles. Es war zu erstaunen, wie ein Mann von seiner zarten Gesundheit bei diesen Arbeiten, denen Stärkere unterlagen, sich mit solcher Ausdauer aufrecht erhielt. Nachdem infolge des Friedens das Heer aufgelöst worden,

---

[1] Vergl. Oliva an Berthold 10. August und 21. September 1669. *Ad Austr.

[2] In dem *Catal. trienn. Austr. vom Jahre 1672 steht bei Boranga: Socius confessarii apud legatum Caesareum in Hispania anno uno.

[3] Für andere spanische Kolonien war die Zulassung schon früher erfolgt, vergl. oben.

[4] Nach Judenburg ist ein Brief Olivas an Boranga vom 28. November 1671 gerichtet, in welchem er das Verlangen nach der Mission lobt und ihm verspricht, ihn wieder vorzumerken. *Ad Austr.

[5] In dem *Cat. trienn. 1675 heißt es Supplevit Poes. et Rhet. Judenburg. quo tempore erexit congregationem Studiosorum. Nunc docet Rhetor. Goritia.

beriefen ihn die Obern zur Leitung an das Seminar von Fiume (1677)[1]. Auch hier ließ er bei treuester Pflichterfüllung nicht nach, durch Briefe, Gebete und Bußübungen um die Mission zu den Marianen zu flehen. Nun sollte sein Wunsch erfüllt werden.

Schließlich hatte man sich in Spanien entschieden, wenigstens auch Untertanen des habsburgischen Kaiserhauses zu den Inseln (Philippinen) zuzulassen. Jetzt konnte sich P. Boranga vor Freude und Sehnsucht nicht mehr fassen. Den damals gerade in Fiume anwesenden Provinzial Avancini bat er auf den Knien, ihn ziehen zu lassen. Dem Provinzial wurde das Opfer eines so ausgezeichneten Mannes, der sich auch in Fiume bald bei Bürgern und Studenten das größte Ansehen erworben, sehr schwer, aber er brachte es im Hinblick auf die große Not in den Missionen. Am 26. Februar 1678 erging die Weisung des Generals Oliva an den Provinzial Avancini, die sechs für die Philippinen bestimmten Patres sollten sobald als möglich nach Genua abreisen und Zeugnisse mitnehmen, daß sie österreichische Untertanen seien[2]. Sofort rüstete sich P. Boranga zur Abreise und gelangte als Erster, der für die Missionen bestimmten Patres in Genua an. Hier wurde er ganz gegen seine Neigung zum Obern der nach Indien reisenden Missionäre ernannt. Nun kannte er nichts Dringenderes als für seine Mitbrüder zu sorgen, alles auf dem nach Cadix bestimmten Schiffe für sie vorzusehen. Er war der Diener aller bei Tag und Nacht. Am 12. Juni 1678 reiste er mit 16 Missionären ab[3]. Bald aber erkrankte er. Dazu kam der große Schmerz, daß bei der Ankunft in Cadix die indische Flotte kurz vorher abgesegelt war. So zeigte sich vor zwei Jahren keine Aussicht zur Abfahrt. Selbst des Trostes bedürftig, tröstete er seine Gefährten, dieser Aufschub komme doch auch sehr günstig, da jetzt Zeit sei, die spanische Sprache gründlich zu lernen, ihm sei deshalb der frühere Aufenthalt in Spanien sehr vorteilhaft gewesen. Er selbst fand sofort Arbeit bei der großen Volksmission in Sevilla, die um diese Zeit der spätere General Gonzalez mit großem Eifer und Erfolg dort abhielt. Er half durch Beichthören, Katechese und Predigt. Auch hier waren die Armen und Kranken seine besondern Lieblinge. Nach Verlauf der Mission arbeitete er im Kolleg zu Xeres de la Frontera. Die Armenhäuser, Hospitäler und Gefängnisse besuchte er dort unermüdlich, an Sonn- und Festtagen predigte er dem müßigen Volke auf den Straßen, Tag und Nacht war er auf jeden Ruf bereit.

Endlich kam der ersehnte Ruf nach Cadix: Die Flotte war wieder bereit. Wie P. Boranga später schreibt, erhielt er nunmehr mit den andern ausländischen Patres einen andern Namen, mit denen sie in das Protokoll eingetragen wurden: Ich heiße „Juan Bautista Perez natural de Caladajul, das ist, naturalisiert auf Bilbili in Aragonien.“[4] Das Schiff, welches Boranga zugewiesen wurde, war eines der größten der Flotte, hatte aber das Unglück, bei der Ausfahrt von Cadix zu scheitern. Mannschaft und Passagiere retteten nur das nackte Leben.

---

[1] *Cat. triENN. 1678: in diversis missionibus 4 an. doc. Rhet. Goritiae 1 an.; modo Flumine Sem. Regens in 2. annum.

[2] *Ad Austr.

[3] *Brief des P. Chinus Sevilla 27. Juli 1678. Am 27. März 1681 bittet Boranga in einem Briefe „aus dem Hafen Acapulco in America“ den P. David Loys, „sowohl meiner Mutter als Schwester in ihren Angelegenheiten väterlich an die Hand zu gehen“. Dann schreibt er: „Nichts kam mich auf dieser Reise härter an, als den andern wider meinen Willen, welches ich doch heftig abgebeten, als Oberer vorzustehen. Ich konnte es aber nicht ablehnen, angesehen der Brief, durch welchen ich hierzu ernannt wurde, mir zu spät ist behändiget worden. Doch will ich diese verdrießliche Last um Gottes Willen geduldig ertragen, wenn es mir nur nicht an meinem Vorhaben hinderlich ist.“ Stöcklein, Neue Welt-Bott Nr. 2.

[4] Vergl. Stöcklein, Neue Welt-Bott Nr. 2.

Der auf demselben Schiffe fahrende P. Adam Gerstl, ebenfalls aus der österreichischen Provinz, hat in einem Briefe aus Mexiko vom 17. Juli 1681 dieses Unglück näher geschildert. Derselbe schreibt: Noch denselbigen Tag um 5 Uhr abends nahm der Wind zu und beförderte die Flotte merklich; allein diese Freude ward auf unserem Schiff in ein erbärmliches Leid verkehrt, weil der Steuermann uns aus Unachtsamkeit, um einen unter dem Wasser verborgenen Felsen, Namens Diamant zu vermeiden, auf eine gleichfalls unsichtbare steinerne Bank geführt, auf welcher nicht mehr als drei Klafter Wasser stunden, da doch das Schiff deren vier vonnöten hatte, so daß wir erstlich aufgestoßen, folgends, als wir immer mehr gegen den Felsen trotz aller Bemühung getrieben wurden, nach eingezogenen Segeln von dem Ablauf des Meeres selbst, auf denselbigen mit solcher Gewalt sind geworfen worden, daß wir, als das Schiff scheiterte, einen Schiffbruch erlitten haben. Gleich bei dem ersten Aufstoß, merkte der gute Kapitän mit seinen Offizieren, daß, wann Gott nicht durch ein Wunder zu Hilf käme, es um das Schiff und um uns geschehen sei. Zu gleicher Zeit, als das Wasser eindrang, schoß er mit fünf Stucken Lärmen, damit man von der Flotte und dem Hafen uns eilends zu Hilfe käme. Dieses geschah ohne Verzug. Nachen, Tartanen und kleine Schiffe eilten herzu, deren eines ein gottesfürchtiger Schiffer aus eigenem Antriebe herbeiführte, lediglich uns Jesuiter zu erretten. Ohne einen Augenblick uns weiter umzuschauen oder das Geringste mitzunehmen, sprangen wir, wie wir stunden und gingen auf seine Tartana (so ein ziemliches Schiff), mancher ohne Hut, dieser ohne Brevier, einige ohne Mantel oder Überkleid und nahmen den Rückweg in das Kollegium, allwo wir um 9 Uhr abends anlangten und nach einer kleinen Erquickung uns zur Ruhe begaben. Inzwischen tummelte sich der P. Prokurator unsertwegen weiter herum, lief in der Stadt zu dem Präsidenten der Kaufmannschaft, ihn bittend, er möge uns doch auf die übrigen Schiffe verteilen. Als er aber geantwortet, dies stünde nicht in seiner, sondern nur in des Admirals Gewalt, nahm P. Prokurator ein kleines Jagdboot, fuhr bei finsterer Nacht auf dem Meere zu ihm, und bat ihn demüthig um solche Gnad. Allein, weil er (vielleicht aus Abgang der Nahrung und Wohnung) hiezu keine Lust hatte, wies er den Supplikanten zurück. P. Prokurator kam als ein beiderseits geschlagener Mann nach Hause, faßte neuen Muth, weckte uns um halb ein Uhr mitternachts auf und fragte: Ob wir Lust hätten mit ihm der Flotte (welche wegen stillem Wind uns nicht auswischen könne) nachzufahren, und bei denen Schiffs-Kapitänen selbst uns einzubetteln; wir waren alle dessen zufrieden, und gingen also, wie wir vom Schiffbruche gekommen waren, alle unserer Sachen entblößt, und theils halb gekleidet dem Ufer zu, allwo wir, weil kein Schifflein aufzutreiben wäre, bis vier Uhr in der Frühe gewartet, indessen aber Christum den Herrn gepriesen haben, weil er uns jetzt eine gute Gelegenheit vergönnte, nach seinem und und der lieben Aposteln Beispiel, jenem seinem evangelischen Rath zu folgen, da er sie ohne Sack, ohne Pack, ohne Geld, ohne doppelte Kleider das Evangelium zu predigen vorausgeschickt hatte. Wir fuhren endlich fort und trafen zwei Meilen von Cadix die Flotte an: auf das erste Schiff wurden zwei Patres aufgenommen. Der Kapitän des nächstgelegenen Schiffes weigerte sich wegen der Kost und Wohnung, einige von uns zu gedulden. Gingen also zu der dritten Galion, auf welchem P. Johann Tilpe aus Böhmen und P. Andreas Mancker aus der österreichischen Provinz Platz erhielten. Der vierte Kapitän ließ sich nach vielen Beschwernissen endlich bereden, P. Carolum Boranga von Wien in Österreich gebürtig in sein Schiff zu lassen, aber ganz allein, da er doch, wegen seiner leiblichen Schwachheit, absonderlich auf dem Meere, dessen Luft er nicht ausstehen kann, eines Gefährten sehr bedürftig war. Der fünfte Kapitän verwilligte in zwei, nämlich P. Theophil de Angelis

aus dem fürstlichen Geschlecht Piccolomini von Neapel und Johann Radkay, welcher ehedessen zu Wien kaiserlicher Edel-Knab gewesen war. Der sechste Kapitän nahm den P. Johann Strohbach und P. Joseph Neumann (welcher in seinem Eifer mit Gewalt durchgedrungen war) aus der böhmischen Provinz. Sind also in allem ihrer elf angekommen, ich aber ganz unglückseliger, unerachtet meines Bittens und Schreiens blieb mit elf andern zurück, deren sechs Priester, ein Magister, und drei Novizen gewesen[1].

Mit gutem Wind segelte die Flotte bald ab und erreichte in 65 Tagen St. Cruz. Diese Tage waren für P. Boranga eine fortgesetzte Leidenszeit wegen seiner Schwäche und Krankheit. Die Linderungsmittel lehnte er bescheiden ab und ließ sie andern Kranken zukommen. Die weitere Fahrt von 77 Tagen nach den Ladronen- oder Marianen-Inseln brachte ihn dem Tod nahe. Doch alles war vergessen, als er sein Ziel erreicht. Er wurde von den Obern für die dortige Residenz bestimmt und begann sofort mit allem Eifer die Sprache der Wilden zu lernen. Bald konnte er schon Katechesen halten; er besuchte die Hütten, besorgte Arme und Kranke und nahm sich auch hier mit mütterlicher Zärtlichkeit der Kinder an. Seine große Freundlichkeit gewann die Herzen der Wilden. Für sich ließ er keine Dienstleistung zu, besorgte den Garten und einen Teil der Hausarbeiten. Kaum hatte er auf seiner ersten Station, der Insel Guahan, sich eingelebt, wurde er von den Obern auf die Insel Rota berufen. Hier begann er mit demselben Eifer seine frühern Arbeiten und hier erhielt er den Lohn für all seine Arbeiten und Leiden, nach dem er sich so lange gesehnt. Bei dem Aufstand der Eingeborenen gegen die Spanier wurde er ermordet August 1684[2]. —

Gegen Ende des Jahrhunderts nahm die malabarische Mission die Hilfe der deutschen Jesuiten wieder in Anspruch. P. Claudius Grimaldi schreibt aus Goa am 13. Mai 1693 an P. Jak. Willi in München, er habe seinen treuen Achates Mauritius Schuch durch den Tod verloren am 6. Oktober 1693 in der persischen Stadt Seiras, die Andersgläubigen seien durch seine frommen Gespräche mit Gott im Angesicht des Todes sehr erbaut worden; einen Bußgürtel mit tiefeingedrungenen Stacheln habe man an seinem Körper gefunden; aller Wunsch ging dahin, doch auch den Tod eines solchen Gerechten zu sterben. Auch P. Franz Schidenhoven, der die Christen an der Malabar Küste seit zwei Jahren pastoriert, sei im Oktober 1693 gestorben. In einem spätern Briefe vom 6. Dezember 1693 berichtet Grimaldi einen weitern Todesfall, nämlich den des Bruders Christoph Brack. Derselbe hatte sich das allgemeine Vertrauen erworben und durch seine künstlerischen Arbeiten Kapellen und Altäre in Coimbra bereichert. Im März 1693 fuhr er von Lissabon ab und erlag schon im ersten Reise-Monat dem Fieber[3].

Von P. Moritz Schuch besitzen wir einen Brief, datiert Heserone 9. Februar 1692 an P. Martin Müller, in dem er seine Reise auf einem türkischen Schiff mit acht Patres und zwei Brüdern beschreibt. Am 25. Dezember 1691 seien sie in Trapezunt angekommen. Was wir inzwischen gelitten haben, will ich nicht näher schreiben, um nicht andere von den Missionen abzuschrecken, obgleich sie ja gerade

---

[1] Stöcklein, Welt-Bott Nr. 31, 100 f. In den Jahresbriefen der österreichischen Provinz vom Jahre 1678 werden sechs Patres genannt, die nach den Philippinen reisten: P. Adam Gerstl aus Eisenerz in Steiermark, Rhetorikprofessor in Steyer, P. Andreas Mancker aus Herzogenburg in Österreich, P. Karl Boranga, P. Johann Ratkai aus Steiermark, vom Kaiser bei der Abreise besonders ausgezeichnet, P. Math. Fischer aus Horn (Österr.) und P. Thom. Revell aus Brüssel.

[2] Im *Supplem. Catal. Prov. Philipp. an. 1686 heißt es: Vita functi 5, interfecti ab Indis Marianis, Juli—August 1684, darunter P. Carol. Boranga.

[3] *Orig. Clm 26472 f. 122 ff.

dadurch noch mehr zur Ertragung der Mühseligkeiten begeistert werden sollten. Was wir auch in unsern Provinzen zu erdulden haben, niemals können wir wohl Christus in seiner Wanderschaft auf Erden so nachahmen, niemals aber auch von Trost so überfließen, wie bei unserm Verweilen unter den erbittertsten Feinden. Ich muß gestehen, aller Trost, mit dem mich trotz meiner Lauheit der gütigste Gott im Noviziat und sonst überhäuft hat, kann nicht in Vergleich kommen mit den Tröstungen, mit denen mich Gott nicht allein erquickt, sondern zur Ertragung von noch größern Unbilden und selbst des Todes ermuntert. In Trapezunt mußten wir einen Monat bleiben wegen des Todes des Paters, der allein türkisch verstand. Januar 1692 sind wir über hohe Berge durch tiefen Schnee nach Heseron gekommen, wollen Ende April mit dem Schiff von Goa weiterfahren, von dort werde ich auch die bereits begonnene Reisekarte schicken[1].

Im Jahre 1696 wünschte der Prokurator von Malabar einige tüchtige deutsche Missionäre für diese Mission. Diesen Wunsch übermittelte Gonzalez am 18. August 1696 u. a. an den niederrheinischen Vize-Provinzial Dirckinck[2]. Die Ausführung verzögerte sich noch etwas. Am 5. Juli 1698 schrieb P. Gonzalez dem oberdeutschen Provinzial Martin Müller: Vor kurzem kam P. Johann a Costa, der Prokurator der malabarischen Provinz, zu uns, um von hier nach Deutschland zu reisen, um dort einige Missionäre zu erlangen. Da er aber wegen eingetretener Hindernisse nicht selbst dorthin kommen kann, will er seinen Sozius, P. Wilhelm Weber, senden. Wenn dieser also in Ihrer Provinz anlangt, so bitte ich, ihm alle Liebe zu erweisen und aus denen, die sich für Indien gemeldet haben, wenigstens 2—3 Geeignete zu bewilligen. Als geeignet für die malabarische Mission können aber nur solche bezeichnet werden, die sich sowohl von Wein und ähnlichen Getränken, als auch von allen Fleisch- und Fischspeisen enthalten können und wollen.

Auch unter so schweren Bedingungen fehlte es nicht an Kandidaten, die nach der Mission verlangten. Der Provinzial stellte noch mehr zur Verfügung, als gewünscht worden. Dafür dankte ihm Gonzalez am 25. Oktober 1698 in der herzlichsten Weise, Gott werde ihm diese große Liebe mit Zinseszinsen vergelten. Vier gab der Provinzial dem P. Weber für Malabar P. Daniel Boscheto (Bosquetto), P. Friedrich Czech, P. Vigil Manci und P. Joseph Köpf[3].

Von dem hier genannten P. Weber sind uns mehrere Briefe erhalten, die ein apostolisches, liebeglühendes Herz verraten. Am 6. November 1690 eröffnete Weber, der damals am Gymnasium zu Fulda lehrte, dem General seine Herzenswünsche. Einen großen Plan habe ich zur Ehre Gottes: nach Indien sehne ich mich. Eine feste Gesundheit und das glühendste Verlangen, für Gottes Ehre alles zu übernehmen und zu ertragen, gibt mir Wagemut, ja heischt von mir die Ausführung. Seit der Zeit, wo ich zu meinem größten Trost in der Gesellschaft weile, habe ich ein so heißes Verlangen nach Indien, daß ich es mir zum Gewissen machen müßte, das Verlangen den Obern nicht zu eröffnen. Jetzt wo der französische Krieg die Provinz in solche Not gebracht, daß sie ihre Theologie Studierenden in andere Provinzen schicken muß, würde es zur Erleichterung der Provinz und zur Förderung meines Verlangens gereichen, wenn ich in eine italienische oder spanische Provinz geschickt würde, um dort zugleich mit der Theologie für die Missionen nützliche Kenntnisse und Sprachen mir anzueignen. Das Reisegeld hoffe ich von meiner verwitweten Mutter zu erbitten; wenn nicht, da sie noch böse auf mich ist, weil ich mehr dem Rufe Gottes als ihren Bitten gefolgt, bin ich bereit, auch zu Fuß ohne Stock, Tasche und Schuhe an meinen Bestimmungsort zu eilen. Der P. Provinzial hat die Er

[1] *Kop. Clm 9245a. [2] *Ad Rhen. inf. [3] *Ad Germ. sup., *Orig. M. R. Jes. 164 (bis).

füllung meiner Wünsche bis nach Vollendung der Theologie verschoben. Inzwischen verfließt die beste Lebenszeit mit Quisquilien der Grammatik, in denen ich übrigens aus Gehorsam mit Freude zu sterben bereit bin. Ich bin jetzt 28 Jahre alt, Professor der mittleren Grammatik, vor dem 36. (?) Jahre werde ich, wenn es nach der Sitte der Provinz geht, nicht Priester, in einem solchen Alter wird es doppelt so schwer zu lernen, zu dulden und sich zu akklimatisieren. Dazu kommt, daß ich jetzt noch frischere Erinnerungen habe von einigen Teilen der Mathematik, der Optik, der Kristallschleiferei, des Drechselns und andern weltlichen Kenntnissen, in denen ich mich vor dem Eintritt in die Gesellschaft als Student der Jurisprudenz, ich weiß nicht aus welchem Antrieb, geübt habe. Zum Schluß bittet Weber dringend den General, ihn zu erhören, damit er dereinst würdig befunden werde, nach Mühseligkeiten aller Art sein Leben für Gott zu opfern; das sei sein einziger Wunsch, den er lieber, wenn es erlaubt gewesen wäre, mit seinem Blute geschrieben hätte[1]. Am 9. Dezember 1690 antwortete ihm Gonzalez, indem er sein Wohlgefallen über das glühende Verlangen nach den überseeischen Missionen ausdrückte, eine Übersiedlung nach Spanien und Italien sei nicht rätlich, da in den dortigen Kollegien für die Erlernung der indischen Sprachen ebensowenig Gelegenheit geboten sei wie in Deutschland[2].

Auf diesen Brief kam Weber August 1691 zurück. Er entschuldigte sich, daß er den Brief des Generals vor acht Monaten noch nicht beantwortet habe. Sein Verlangen nach den Missionen gehe jetzt ins sechste Jahr, es sei durch viele Gebete und Bußübungen erprobt und immer mehr gestärkt worden, so daß er ohne jede Rücksicht auf Todesgefahr sein ganzes Leben unter den Heiden in den härtesten Arbeiten und Mühseligkeiten und Entbehrungen zuzubringen bereit und entschlossen sei; selbst den Tod von der Hand der Barbaren fürchte er nicht nur nicht, sondern sehne sich darnach mit glühendem Verlangen.[3] Gonzalez lobte in der Antwort vom 29. September 1691 seinen Eifer und seine Beharrlichkeit und versprach bei gegebener Gelegenheit seines Wunsches eingedenk zu sein.[4] Am 18. Dezember 1692 meldete Weber dem General von Würzburg, daß er nunmehr Theologie studiere und bereits bis zum zweiten Jahre gekommen. P. Provinzial habe ihn ermuntert, wieder zu schreiben, deshalb biete er sich wieder an; nicht die härteste Arbeit, nicht die größten Mühseligkeiten, keine Todesgefahr und keine Todesart seien imstande, ihn von seinem heiligen Vorsatze abzubringen.[5] Gonzalez bekräftigte am 24. Januar 1693 sein vor zwei Jahren gegebenes Versprechen.[6] Am 22. September 1693 stellt Weber dem General vor: je näher ich an das Ende meiner Studien komme, um so glühender wird mein Verlangen nach den chinesischen Missionen[7]. Daraufhin drückte Gonzalez am 7. November 1693 erneut seine Freude aus, daß der Eifer nicht allein geblieben, sondern noch gewachsen sei; er könnte aber noch nichts sicheres in Aussicht stellen. Ähnlich lauten die Schreiben vom 9. April 1695 und 24. März 1696; in dem ersteren wünschte Gonzalez dem jungen Priester auch Glück zur nunmehr empfangenen Priesterweihe[8]. Bald darauf konnte Gonzalez dessen Wunsch erfüllen. Am 18. August 1696 schrieb er dem Provinzial Vorler: Da der Prokurator der malabarischen Mission einige eifrige Missionäre für diese Mission verlangt, wähle ich aus der oberrheinischen Provinz die PP. Weber und Soveles[9]. Bis zur Abreise verging aber noch einige Zeit. Am 18. November 1698 bat P. Weber von

[1] *Orig. Rhen. sup. 42.
[2] *Germ. 124.
[3] *Orig. Rhen. sup. 42.
[4] *Germ. 124.
[5] *Orig. Rhen. sup. 42.
[6] *Germ. 124.
[7] *Orig. Rhen. sup. 42.
[8] *Germ. 124.
[9] *Ad Rhen. sup.

Würzburg aus den General: Die Liebe zur malabarischen Mission macht mich kühn. Nachdem ich in Deutschland Almosen für meine notleidende Mission erbettelt habe, möchte ich jetzt etwas Kostbareres erbitten, nämlich die Erlaubnis, die Früchte so vieler Mühen und Reisen zum Heile der Heiden mit mir nehmen zu dürfen. Damit ich nun nicht durch Verzug von ein oder zwei Wochen wieder ein ganzes Jahr von den apostolischen Arbeiten in Malabar ausgeschlossen werde, möchte ich versprechen, mich mit drei Gefährten ohne jede Unkosten für die malabarische Provinz in derselben Zeit oder noch schneller als die Missionäre, die von Lissabon abfahren, dem Provinzial in Malabar zur Verfügung zu stellen und die Mittel zu unserm Unterhalt mitzubringen. Wie leicht und sicher das geschehen kann, habe ich des näheren dem P. Assistenten von Portugal geschrieben[1]. Darauf antwortete Gonzalez am 13. Dezember 1698: Sowohl der P. Assistent von Portugal als P. de Costa haben getan, was Ew. Hochwürden gewünscht und mir Ihren Plan über den Landweg nach Malabar erklärt. Nach reiflicher Überlegung mit den beiden Patres, scheint es mir besser, wenn Sie mit den übrigen Missionären den Seeweg einschlagen. Ew. Hochwürden mögen sich also gleich reisefertig machen, um vor Ende Januar in Genua zu sein und von dort nach Lissabon zu fahren[2].

Über die nun folgende Reise besitzen wir ausführlichere Nachrichten, die Webers Reisebegleiter Franz Kaspar Schillinger in seiner „Persianischen und Ostindischen Reis" im Jahre 1707 veröffentlichte[3]. Wie er zu dieser Begleitung kam, beschreibt Schillinger also:

Herrn P. Wilhelmi Weber fürnehmliche und apostolische Tugenden, als er während der französischen Kriegstrubeln zu Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, wo ich gebürtig, Missionarius war, nahmen mein Gemüt dermaßen ein, daß ich nicht von ihm bleiben kunte. Ich schätzte mich glückselig, ihn zu bedienen und um ihn zu sein, deswegen ich denn ihm bis nach Augsburg nachzog und obwohlen ich ein einziger Sohn meiner Eltern war, die mich die Barbierkunst hatten erlernen lassen, ein Jüngling gegen 20 Jahren, verband ich mich doch ihm ganz und gar, ihn bittend, er wolle mich doch als einen Weg-Gefährten in Indien mitnehmen . . ., der mich dann endlich erhört und auch versprochen, so lang ich bei ihm sein würde, mich väterlich zu versorgen, wie er es dann, solang er gelebt, redlich und ehrlich getan, und mir nichts ermangeln lassen.

An einer späteren Stelle hat Schillinger den Lebenslauf des P. Weber geschildert, der wegen der genauen Einzelheiten nur auf Mitteilungen dieses Paters beruhen und somit volle Glaubwürdigkeit beanspruchen kann. P. Wilh. Weber, so erzählt Schillinger[4], wurde geboren zu Erfurt am 21. August 1663. Sein Vater war Patrizier. Zu dieser Familie gehören zwei Weihbischöfe von Mainz, Stephan und Christoph Weber, nächste Anverwandte seines Großvaters. Seine Mutter stammte aus einer Mainzer Juristen Familie; zwei Schwestern derselben waren Äbtissin und Priorin im Kloster S. Cyriac in Erfurt; ihr Bruder spanischer Oberst über ein deutsches Regiment. Sein Vater starb schon 1669, die Mutter gab ihn in die Jesuitenschule zu Erfurt. Im Oktober 1682 ging Wilhelm nach absolvierter Rhetorik nach Mainz, um dort an der Universität die Philosophie zu hören. Hier promovierte er unter den Ersten zum Bakkalaureus. Als solcher bat er um die

[1] *Orig. Rhen. sup. 42.

[2] *Ad Rhen. sup.

[3] Persianische und Ost-Indianische Reis, welche Franz Kaspar Schillinger von Ettlingen mit P. Wilhelm Weber und P. Wilhelm Mayr aus der Societät Jesu durch das türkische Gebiet im Jahre 1699 angefangen und 1702 vollendet . . . durch einen guten Freund in gegenwärtige Ordnung gebracht. Nürnberg 1707. Ein „fast um zwey Drittel verkürtzter" Auszug bei Stöcklein, Welt-Bott Nr. 93, S. 58—101.

[4] Persianische Reis 301 ff.

Aufnahme in die Gesellschaft, aber seine Mutter, die 1683 ihre beiden einzigen Töchter durch die Pest verloren hatte, leistete diesem Vorhaben den äußersten Widerstand. Sie berief ihn nach Erfurt zurück, wo er 1684 nach Aufhören der Pest eintraf. Um Wilhelm auf andere Gedanken zu bringen, ließ die Mutter ihn tanzen, fechten usw. lernen und bewog ihn, das juristische Studium anzufangen. Aber Wilhelm konnte den einmal gefaßten Entschluß nicht loswerden. Wie er selbst erzählte, stand er mit solchen Gedanken auf und legte sich mit denselben zur Ruhe nieder, ging mit denselben zu Tisch und zu Unterhaltungen und brachte sie wieder mit nach Haus.

Seine Mutter vermochte ihn weder mit Bitten und Tränen noch durch andere Vorstellungen von dem einmal gefaßten Vorsatz abzubringen. Wilhelm versuchte im Gegenteil selbst mit inständigem Anhalten und durch der Mutter geistliche Schwestern und andere angesehene Personen das Jawort von ihr zu erhalten. Endlich gab die Mutter nach, wenn auch mit vielen Schmerzen. Gleichwie ein Vöglein, das die Freiheit erlangt, sofort in die freie Luft fliegt, also eilte Wilhelm in das Kolleg und zeigte den Patres an, er wolle nun keinen Augenblick mehr säumen, dem Ruf Gottes zu folgen. Alsbald reiste er nach Mainz und trat dort am 15. Juli 1685 in das Noviziat. Nach dem zweijährigen Noviziat hörte er in Fulda noch ein Jahr Philosophie. In dieser Zeit übte er sich in allerhand mechanischen Arbeiten, Drechseln, Schreinern, Glasschleifen und andern dergleichen Arbeiten. Nach der Philosophie erhielt er die unterste Grammatik als sein Arbeitsfeld. Als Magister der Grammatik begann er seine Bitten um die indische Mission. Um sich zu ihr mehr zu befähigen, enthielt er sich ganze Jahre auf verborgene Weise von allen Fleischspeisen, salzte weder Eier noch Salat, noch andere Speisen, die ungesalzen auf den Tisch kamen. Die gewöhnliche Nachtruhe nahm er außerhalb des Bettes auf harten Brettern, brauchte weder einen Lehnstuhl noch einen andern gewöhnlichen Stuhl in seiner Kammer. An den Vakanztagen übte er sich in mechanischen und mathematischen Künsten, weil er gehört, daß durch solche Arbeiten die orientalischen Völker sehr gewonnen werden könnten.

Wie er selbst die größte Freude an den Missionsberichten hatte, erzählte er davon auch mit glühender Begeisterung seinen Schülern, die daraus abnehmen konnten, wie ihr Lehrer nach nichts mehr verlange, als alle Gefahren für das Heil der Völker auf sich zu nehmen und Gut und Blut für Christus Jesus, so es Gott gefalle, daranzugeben. Nach drei Jahren schickte ihn der Obere 1691 zu den theologischen Studien, die er in vier Jahren vollendete, nachdem er 1694 zum Priester geweiht worden war. Sein Bitten und Flehen um die Missionen wurde endlich 1696 mit dem ersten Jawort gekrönt, worüber Wilhelm eine unglaubliche Freude empfand.

Vorab sandten ihn die Obern in die Markgrafschaft Baden, wo Krieg und Brand wüteten, eine gute Prüfung für die Zuverlässigkeit seiner Wünsche. Als ihm vorgehalten wurde, diese Wünsche beruhten vielleicht auf der Neugierde, neue Länder zu sehen, gab er mild zur Antwort: Gott dem Erforscher aller Herzen sei das besser bekannt; ihm würde nicht schwer fallen, auch mit verbundenen Augen von Deutschland nach Indien zu reisen, wenn er nur seines Wunsches könne teilhaftig werden.

Mit was für Liebesdiensten P. Wilhelm in der Markgrafschaft Baden den bedrängten und in größter Not schmachtenden armen Einwohnern zu Hilfe gekommen, erzählen und bezeugen viele Dorfschaften. Hier betont Schillinger, daß er selbst Augenzeuge war: Auch kann und muß ich als damals gegenwärtiger Augenzeuge aussagen und bekennen, daß durchgehends alle Betrübten und Kranken an P. Wilhelm einen rechten

Vater hatten, der aus barmherzigem Mitleiden Tag und Nacht für sie gewacht und gesorgt hat. Seine eigene Person achtete er als nichts. Mit Hintansetzung aller Gemächlichkeit war er nur darauf bedacht, den Armen und Kranken behilflich zu sein. Gewiß fand mein Herr Pater hier dazumal an dem durch das feindliche Feuer verbrannten und durch feindliche Ausplünderung verheerten Rheinstrom ein anderes verwüstetes und wildes Indien. Der größte Teil des verarmten Volkes mußte entweder im wilden Wald oder in abgebrannten Häusern, in Kellergewölben armselig wohnen und darin seinen Unterschlupf suchen. Zu diesen verfügte sich dann der mitleidige P. Wilhelm, tröstete sie, ermunterte sie, spendete den Kranken und Sterbenden die heiligen Sakramente und unterließ nichts, so man von einem apostolischen seeleneifrigen Manne erfordern konnte.

Von diesen Tugendübungen, wurde nun P. Wilhelm in die malabarische Mission berufen und mußte demnach wieder nach Würzburg zurückkehren, um sich für die Reise zu rüsten. Mit welchem Herzenstrost er diese erwünschte Zeitung gelesen, können wir aus dem Abschiedsbrief ersehen, welchen er von Würzburg am 24. Oktober 1696 an seine liebste Frau Mutter nach Erfurt geschrieben und der wörtlich also lautet:

Herzlich geliebteste Frau Mutter! Endlich nach sovielen Bitten und Begehren, nach solangem achtjährigen Schreiben und Anhalten, nach so vielem Seufzen und Verlangen, hat es der göttlichen Majestät beliebet, mein Gebet zu erhören und mich wiewohl den allerunwürdigsten aus zehn andern Competenten zu der von mir höchst verlangten, wiewohl gefährlichen Mission in Malabar zu erwählen. Hier in Würzburg werde ich mit allen Notwendigkeiten versehen und zu dieser Reis ausstaffieret und mit nächstem nach Genua und von da nach Lissabon und von da nach Malabar in Indien abreisen. Wenn ich eine solche Reise in Gesandtschaft eines Fürsten oder Potentaten tun sollte, würde sich ungezweifelt die geliebteste Frau Mutter höchst erfreuen, daß sie mich soweit angebracht, nun aber ich solches keinem andern als dem Herrn aller Herren zu gefallen auf mich nehme, wird sie hoffentlich darob kein Mißfallen oder Betrübniß schöpfen, sondern sich vielmehr dessen höchst erfreuen und sich versichert halten, er werde alles, was wir etwa hier zeitlich seinetwegen verlassen, zeitlich und ewig tausendfältig erstatten. Sollte sich aber dennoch das mütterliche Herz zur Traurigkeit und zum Weinen bewegen wollen, bitt ich, sie wolle sich mit der betrübten Mutter Jesu trösten, welche ihr liebstes Kind im 33. Jahr verloren und also mich im 33. Jahr Gott von Herzen zum Heil der wilden Völker schenken. Sie wird mich auch forthin täglich in ihr Gebet eingeschlossen halten, wie ich denn ihrer nimmermehr besonders in meinem heiligen Meßopfer, wenn ich an die heiligen Orter kommen werde, vergessen will, damit sie auch des großen Ablasses, so die Eltern, welche ihre Kinder zum Dienst Gottes ziehen lassen, gewinnen möge. Also bitte ich, sie wolle den Tag, an welchem meine Abreis geschehen wird, den ich bei Zeiten anzeigen werde, beichten und communicieren oder solches zum wenigsten den Sonntag darauf verrichten[1].

Mit P. Weber wurde zur selben Mission berufen P. Sebast. Souveles, der zu Hall in Brabant unweit Brüssel 1662 geboren, zwei Jahre vor P. Weber in die oberrheinische Provinz eingetreten, nach der Theologie in den Missionen am Oberrhein in und obhalb der Markgrafschaft Baden ritterlich geprüft und zur schweren indischen Mission gar wohl vorbereitet war[2].

---

[1] Schillinger 316–19.

[2] P. Seb. Souveles, eingetreten in Mainz (1683), berichtet am 25. Oktober 1696 an den Rektor von Altötting Martin Müller über seine Arbeiten in Baden und seine Bestimmung für Malabar. Am 23. Februar 1697 schreibt er,

Ende November 1696 begaben sich beide über Genua nach Lissabon. Dort mußten sie eine zeitlang auf die ostindische Flotte warten. Als der Prokurator der malabarischen Mission P. Wilhelm näher kennen gelernt, glaubte er in ihm den Mann gefunden zu haben zur Begründung einer neuen Mission in Kalikut, wo schon eine Residenz der malabarischen Provinz war. Weil die Flotte auf sich warten ließ, wurde P. Weber nach Rom geschickt, um mit P. General über die neue Mission zu beraten. P. Gonzalez gab ihm alle Vollmachten, für diese Mission Leute zu sammeln und Novizen aufzunehmen[1]. Dann reiste P. Weber nach Deutschland, wo er bei Freunden und Bekannten, auch in Erfurt, die notwendigen Mittel für die neue Mission sammelte. Besonders gelang es ihm, viele mathematische und astronomische Instrumente, Bilder und dergleichen zu erhalten. Während dieses zweijährigen Aufenthaltes in Deutschland begeisterte er auch mehrere junge Jesuiten für seine Mission, unter anderen den Fr. Bened. Freysleben aus Neustadt an der Saale (Oberfranken)[2], ferner P. Georg Emmerich aus Mainz (geb. 1669, eingetreten 1688). Beide wurden von P. Weber mündlich und schriftlich für die Mission entflammt. Besonders hatte Freysleben das Glück, einige Monate bei P. Weber zu sein, in mechanischen und mathematischen Künsten sich mit ihm zu üben und die eine oder andere Excursion mit ihm zu machen. Drittens gehört zu diesen P. Franz Weis, geb. 1673 zu Zellingen am Main in Ostfranken. Er hatte seine ersten Studien im bischöflichen Seminar zu Würzburg vollendet und erhielt auf seine Bitten die Erlaubnis, ohne Wiedererstattung der dem Seminar verursachten Unkosten seinem Berufe nach Malabar zu folgen. Oktober 1698 reiste er über Augsburg nach Italien, wo er die Priesterweihe empfing. Zu Genua war er eine zeitlang Missionär der deutschen Soldaten. Nach zweimonatiger Schiffahrt kam er von Genua in Lissabon an, März 1699, und wurde am 11. April zu Evora in das Noviziat der Gesellschaft aufgenommen. Nach einem Jahr Noviziat reiste er am 25. März 1700 mit 18 Jesuiten von Lissabon nach Goa; darunter waren Bened. Freysleben und Georg Emmerich, letzterer starb während der Reise. Am 12. September 1700 kamen sie in Goa an[3].

Als vierten Gefährten gewann P. Weber den M. Ernst Hanxleben, „einen ausgemachten Studiosus Philosophiä aus Osnabrück in Westfalen“[4]. P. Weber

---

daß er mit seinem Gefährten aus der oberrheinischen Provinz, P. Wilhelm Weber, am 21. November 1696 wohlbehalten in Genua angelangt; für Malabar seien außerdem noch bestimmt aus der niederrheinischen Provinz P. Steph. Bremmer und P. Franz Nemhard. Ein weiterer Brief ist aus Evora 28. Juni 1697. *Orig. Clm 26472 f. 131, 262, 372.

[1] Vergl. oben Gonzalez an Müller 361.

[2] Bened. Freysleben schrieb an Gonzalez aus Würzburg 31. Juli 1697, er habe schon vor zwei Jahren um die indische Mission gebeten, aber die Weisung erhalten, zu warten bis zur Priesterweihe. Nun habe er von P. Joh. de Costa, dem Prokurator der malabarischen Mission, aus Lissabon die Nachricht erhalten, daß er noch mehrere Missionäre, auch Nichtpriester, bedürfe. Deshalb vereinige er seine Bitten mit denen des P. Prokurators um Sendung zur Bekehrung der Heiden, die ihm bei seinem Eintritt in die Gesellschaft als besonderes Ziel vorgeschwebt. Und am 2. Juli 1698 beschwört Freysleben den General bei dem Eifer, von dem der General einst als Missionär für das Heil der Heiden erglüht und noch jetzt erglühe, wiederum um Sendung nach Malabar. *Orig. Rhen. sup. 42.

[3] P. Weiß schrieb von Goa 3. Januar 1701, daß sie am 25. März 1700 abgefahren und Entsetzliches gelitten. Nach Passirung der Linie seien 200 Kranke an Bord gewesen von denen 111 gestorben, darunter mehrere Jesuiten, auch ein Deutscher. An Stelle des ebenfalls erkrankten Kaplans habe er für die Kranken ohne Rast und Ruh gesorgt, bis er selbst zusammengebrochen; an seine Stelle sei dann vorübergehend P. Georg Emmerich getreten. Am 12. September seien die überlebenden endlich in Goa gelandet; von den fünf deutschen Patres, die das vorige Jahr angekommen, sei niemand mehr dagewesen; sie seien schon alle in Malabar beschäftigt. *Kop. Clm 26472 f. 139.

[4] Schillinger 2. über Hanxleben s. Huonder 175.

lobte oft dessen scharfen Verstand, beste Konduite und Fähigkeiten zu allen Künsten, Wissenschaften und heroischen Tugenden, bezeugte auch, wie er alles bei ihm befinde, was von ihm Löbliches gesagt oder geschrieben worden. Er hatte sich in reiferen Jugendjahren durch ein Gelübde verbunden, bis nach Indien zu reisen, um allda in die Sozietät aufgenommen zu werden. Nun wurde ihm gemeldet, daß P. Weber um Kandidaten für die malabarische Mission sich bewerbe und vom General bevollmächtigt sei, Novizen für dieselbe aufzunehmen. Sobald er dies vernommen, reiste er, mit guten Zeugnissen über seinen bisherigen Lebenswandel versehen, zu P. Weber. Nach längerer Prüfung nahm ihn dieser zu Augsburg als Noviz auf und versprach ihm, ihn fortan als seinen Bruder in Christo Jesu zu erkennen, ihm als ein Vater vorzustehen und ihn während der Reise als ein Novizenmeister in allen Regeln zu unterweisen. Und Ernst zeigte sich würdig seines Berufes nach Indien. Obgleich ihm in verschiedenen Kollegien mehrerer Provinzen angeboten wurde, in Europa zu bleiben, so wankte er nie einen Augenblick und blieb seinem Gelübde standhaft. „Und muß ich in Wahrheit als ein Augenzeuge von ihm aussagen, daß er sich zu allem ganz gehorsam und willfährig gezeiget, zu jedem demütigen Werk gar bereit sich bequemt. P. Wilhelm bemühte sich täglich mit ihm zu Wasser und zu Lande, sogar als wir zu Pferde reisten, unterließ er nicht die gewöhnlichen Unterweisungen. Öfters habe ich Ernestum hinter einem Felsenstein kniend mit seinem Betbuch oder Rosenkranz gefunden. Dem schönen Exempel meiner beiden Patrum folgte er getreulich nach. Wenn diese das Brevier beteten, betete er die kleinen Officia von der Mutter Gottes und andern Heiligen." Später ergänzt Schillinger: Während meines Aufenthaltes zu Surate, habe ich von einem französischen Schiffer, der von Goa kam, erfahren, daß Ernst Hanxleben zu Goa frisch und gesund angekommen, auch Bened. Freysleben und Franz Weis samt P. Webers Reis-Kistlein, so er ehedem von Genua nach Goa adressiert. Ferner erzählte mir P. Melon S. J., der auch von Goa angekommen, wie eifrig P. Seb. Souveles der Seelenbekehrung obliege.

Über die Reise und die weiteren Schicksale des P. Weber berichtet Schillinger folgendes: P. Weber traf am 1. Oktober 1699 in Augsburg mit P. Wilh. Mayr aus der oberdeutschen Provinz zusammen[1]. Am 3. Oktober brachen sie auf, über Trient nach Livorno, von dort zu Schiff nach Alexandrien, wo sie 15. Dezember anlangten. Nun begann die beschwerliche und gefährliche Reise zu Land durch Syrien, Armenien, Persien nach Ormuz. Am 3. November (1700) gingen sie von Ormuz unter Segel und hatten bald mit Gegenwind zu kämpfen. Meine Patres beflissen sich, so erzählt Schillinger[2], alle und jede Mitgefährten zum christlichen Leben aufzumuntern. Täglich in der Frühe hielt einer in diesem, der andere in jenem Teil des Schiffes, wo sich nur etliche zusammengesellet befanden, eine nachdenkliche Rede von den christlichen Glaubensgeheimnissen, erweckten dann mit ihren Zuhörern eifrig die Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und Liebe samt innigster Reue über die begangenen Sünden. Darnach wurde der Rosenkranz gebetet und zur Vesperzeit sangen wir miteinander die große Litanei mit dem Salve Regina, wie wir es auch früher gehalten. Auch beflissen sich meine Patres bei dem einen oder andern besonders privatim ein geistliches Gespräch zu halten, welches mutmaßlich niemals ohne erwünschte Früchte abging, wie mir dann nach beider Patrum Tod von verschiedenen ist kundgetan worden. Die Folge des widrigen Wetters waren viele Krankheiten. Eine Seuche griff um sich. Meine beiden

[1] Ein portugiesischer Paß für P. Weber dat. Lissabon 28. April 1699 in Lusitania 57, f. 238.

[2] Seite 293 ff.

Patres wurden aufs neue schwach, doch überwanden sie sich und warteten, fast ebenso schwach, den Kranken auf, bis endlich gegen den 21. November P. Weber von P. Mayr geheißen wurde, wegen vergrößerter Krankheit halber von fernerer Bedienung der anderen Kranken abzustehen und für seine Gesundheit zu sorgen. Kein Mittel wollte helfen. Den 24. November nahm das giftige Fieber ganz überhand. Der ganze Leib war entzündet, das Gemüt aber entbrennete noch mehr von den himmlischen Feuerflammen, die durch die stete Übung der Liebe gegen Gott und die hochheilige Menschheit Christi in vollem Brand bis an das letzte End erhalten wurde. Sein Verlangen nach der malabarischen Mission unterwarf er mit höchster Resignation in den allerweisesten Willen Gottes. Er rief zum öftern aus: Herr des Lebens und des Todes! Du weißt es, mit was für einer Meinung ich verlangt habe, dir zu dienen in Bekehrung der Ungläubigen! Du weißt es, mit welcher Freude ich diese Reise auf mich genommen! Du weißt es, mit was für einer Resignation ich zum öftern mich dir habe dargestellt, auch ein blutiges Opfer zu werden zu deiner größeren Ehre! Ist es nun nicht dein göttlicher Wille, habe ich mich durch meine Sünden und unvollkommenes Leben nicht würdig gemacht zu diesem Ziele, von dem ich nun nicht mehr weit entfernt bin, zu gelangen, so geschehe dein Wille und nicht der meine! Das an seinem Hals hängende und auf seiner Brust liegende Kruzifix nahm er stets zur Hand und redete mit Jesus so lang und so viel es diese letzte Schwachheit zuließ. P. Mayr wendete alle ersinnlichen Mittel an, tröstete ihn und wartete ihm mit einer wunderbaren väterlichen und brüderlichen Liebe auf, und obschon er selbst täglich mehr und mehr erkrankte, so schien er außerordentliche Kraft zu haben, meinem lieben H. Pater Weber beizustehen. Diesen Tag gegen Abend gab er ihm endlich die letzte Ölung, um mit mehr Stärke den Todeskampf zu bestehen. Diesen vollendete P. Weber dann ritterlich den folgenden Tag früh morgens den 25. November. Hoffentlich wird er gelandet sein am Gestade jener neuen Welt, wo in alle Ewigkeit keine Schwachheit und kein Tod mehr zu fürchten ist.

Viele auf dem Schiff konnten den Toten ohne Tränen nicht anschauen, indem sie sich erinnerten der ungemein großen Liebe und Sanftmut, mit welcher er jedermann allezeit begegnet. Ich war in so tiefe Traurigkeit versenket, daß mir weder Essen noch Trinken wollte schmecken; mir war nicht anders, als wenn der bittere Tod meinem Leben allen Trost und alle Zuversicht hätte hinweggenommen. Nicht minder ging der unverhoffte Tod dem Magister Hanxleben und dem Bruder Pferi zu Herzen, als die an Pater Wilhelm einen wahren Vater verloren hatten. Der Leichnam wurde unter den Gebeten der Mannschaft ins Meer versenkt. Ich halte steif dafür, ehe der Leib sei kommen in das tiefe Meer, werden die heiligen Engel die Seel schon getragen haben auf die himmlische Burg Sion.

P. Weber war kaum verblichen, da ließen sich auch schon einige gefährliche Zeichen bei P. Mayr erblicken. Er redete zuweilen irre. Zu etlichen Malen nannte er P. Weber, als redete er mit ihm: Reverende Pater, nun sind wir nicht weit mehr von Malabaria. Wir sind ja nahe bei Goa! Wir werden bald den heiligen Xaverum sehen. Gott sei gedankt! Die Reise gehet zu Ende. O Gott! O Gott und alles! Solchen und ähnlichen Reden, die er bald deutsch bald lateinisch mit lieblichster Miene sprach, konnten M. Hanxleben und ich und andere Anwesende, denen es auf ihr Begehr verdolmetscht wurde, nicht ohne Tränen zuhören. Auf jede Frage, oder so wir nur zu ihm sprachen, Reverende Pater, war er vollkommen wieder bei sich, begehrte mit Weihwasser besprengt zu werden, drückte das Kruzifix an sein Herz oder küßte die heiligen fünf Wunden mit dem oft wiederholten Xaverianischen Gebet: O Deus ego amo Te usw. Ich lieb dich Herr und nit darum, daß ich durch Lieb in Himmel

komm. Wir wendeten alle erdenklichen Mittel an, aber alles vergebens. Am 28. November nahm die Schwäche zu. Nach Mitternacht kam sein letztes Stündlein. Der Leichnam wurde auf ein Brett gebunden und unter den gewöhnlichen Totenzeremonien ins Meer gesenkt.

Von dem Lebenslauf P. W. Mayrs ist zu erzählen: Er war gebürtig zu Deggendorf an der Donau anno 1661. Nach vollendeter Philosophie trat er am 14. August 1682 zu Landsberg in das Noviziat. Nach fast vollendetem Noviziat lehrte er vier Jahre in den untern Schulen. Als er die vierjährige Theologie vollendet, gaben ihm die Obern solche Ämter, in denen er stets Gelegenheit hatte, seinen Eifer für Bekehrung der Seelen zu üben. Das dauerte neun Jahre. Während dieser Zeit war er zu Ingolstadt Präses der Marianischen Kongregation de Viktoria, so aus Männern und Frauen besteht; ferner zu München Präses der Bürger-Kongregation. Beide Kongregationen nahmen durch ihn sehr zu. Das Ziel war ihm aber zu eng. Er verlangte sehnlichst nach Indien, und sobald er die Erlaubnis erhalten, machte er sich sogleich auf.

Als beide Patres gestorben, mußte sich Magister Ernst, den die Schiffsleute ob seiner großen Tugenden in gutem Respekt hielten, der Hinterlassenschaft und Reiskistlein der Patres ernstlich annehmen. Die beiden Matratzen nahm der Oberbootsmann für sich weg. Der Kapitän nahm die schönsten und seltensten Taschenuhren und andere Kunstwerke, die für den König von Kalikut bestimmt waren. Andere wollten noch mehr zugreifen, so daß M. Hanxleben und ich nicht genug abwehren konnten, um nur noch Einiges zu erretten.

Schillinger landete am 13. Dezember 1700 zu Surate. Dort mußte er wegen Krankheit zurückbleiben, während Hanxleben weiterfuhr. Später gelang es ihm, auf einem französischen Schiff nach Frankreich und durch Elsaß am 26. Dezember 1702 wieder in seine Heimat Ettlingen zu gelangen zu „meinen lieben Eltern und 90jährigen Großvater, frisch und gesund. Etliche der Meinigen lachten, etliche weinten vor Freude. Ich sagte Gott Dank, der mich durch diese große Reis so mildväterlich durch seinen Engel hat hin- und zurückgeführt. Ihm sei Ehre, Lob und Danksagung in alle Ewigkeit. Amen[1]."

[1] Schillinger, Persianische Reis 534.



Dritter Abschnitt.
Arbeitsleistung.

Erstes Kapitel.
Lehrtätigkeit.

Gymnasium: Allgemeine Klagen über den Niedergang der Studien. Vorbereitungsschulen. Lateinisch. Vermittlungssprache. Griechisch. Gesang. Schulbücher. Übungen. Deklamation. Prüfungen. Schülerzahl. Überfüllung. Kampf gegen das Übermaß der Vakanztage. Angriffe und Verbote. — Universität: Universitäten und Akademien. Philosophie. Zwei- oder dreijähriger Kurs. Physik und Mathematik. Theologie. Disputationen. Promotionen. Deposition. Privilegien (Zensur). — Disziplin: Sitten und Unsitten. Ausschreitungen. Strafen und Gerichtsbarkeit. Frömmigkeit. Leitsätze: P. Widl. — Sorge für arme Studenten. — Pflanzstätten des Welt- und Ordensklerus.

Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege war auch für die Schulen keine Zeit des Aufstieges. Die Grundlagen einer gedeihlichen Entwicklung hatten sowohl nach der materiellen als nach der geistigen Seite hin zuviel gelitten. So sind die Klagen über den Niedergang der Studien nicht zu verwundern. Die Jesuitenschulen machen dabei, weil von der allgemeinen Kalamität betroffen, keine Ausnahme.

Die humanistischen Studien, so klagt das Memoriale der oberdeutschen Kongregation vom Jahre 1651, haben sehr gelitten. Es muß alles geschehen, daß die Lehrer (Magistri) sich mit Eifer auf diese Studien verlegen, private und öffentliche Übungen anstellen und gut angeleitet werden.

Der Visitator P. Schorrer legt in seinem Memoriale vom Jahre 1664 den Obern die Sorge für die humanistischen Studien dringend ans Herz; die Vernachlässigung derselben bringe großen Schaden für das ganze Leben.

Die älteren Patres der oberrheinischen Provinz klagen Juni 1655: Seit den letzten 18 Jahren ist die Schulzucht, sowohl was Frömmigkeit als Sittlichkeit angeht, so gesunken, daß sich die Auswärtigen allgemein über die schlechte Erziehung unserer Schüler aufhalten. Deshalb sollen die Obern dahin wirken, daß die Professoren auf die Schulzucht ihr ernstes Augenmerk richten und durch fromme und feurige Ermahnungen die Schüler immer und immer wieder an ihre Pflicht erinnern. Ferner klagt man, daß unsere Schüler zum größten Teil der Klassenstufe nicht entsprechen, und wie die Schüler nicht die gleichen Fortschritte wie früher machen, so bleiben auch die Lehrer der humanistischen Klassen hinter ihren Vorgängern

zurück. Diesen Klagen muß vorgebeugt werden dadurch, daß in der Folge, wie man bereits in einigen Kollegien begonnen, in allen Kollegien die Prüfung zum Aufsteigen strenger gehalten und niemand in eine Klasse zugelassen wird, deren Stufe er nicht entspricht. Die Professoren aber sollen anstatt der unnützen Redereien an der Pforte, die von den täglichen Schulstunden übrige Zeit auf das Studium verwenden[1].

Infolge der nach Rom gedrungenen Klagen, daß der frühere Glanz der Schulen allmählich verblasse, sowohl in den Studien als in der Erziehung, beauftragte der General Gonzalez am 3. September 1689 den oberdeutschen Provinzial Willi Gutachten von den geeignetsten Patres aus verschiedenen Teilen der Provinz einzufordern über den Stand der Zucht, der Erziehung und der Studien mit besonderer Betonung der etwa bemerkten Fehler auf Seiten der Lehrer, Studienpräfekten und Obern und mit der Angabe geeigneter Heilmittel. Diese Gutachten möge dann der Provinzial mit seinen Konsultoren beraten und eine Ordination zur Förderung der Schulen verfassen[2].

In dieser Zeit des Niederganges hatte die Jesuitenschule aber immer einen festen Halt an ihrer Studienordnung. Dieselbe wurde auch jetzt noch im allgemeinen gut beobachtet und blieb für die Ausgestaltung die Norm, wie im einzelnen nachgewiesen werden kann.

Vor allem einige Worte über die lateinische Vorbereitungsschule, die Prinzipia (Infima), die nicht mit der untersten (dritten) Grammatikalklasse, den Rudimenta, verwechselt werden darf. Die Klasse der Prinzipia war keine deutsche, sondern eine lateinische Abc-Schule, in der Lateinisch lesen, schreiben, deklinieren und konjugieren, sowie die griechischen Buchstaben gelehrt wurden.

Als im Jahre 1663 in Konstanz die städtische lateinische Schule, die »Schola Principiorum« den Jesuiten unterstellt wurde, gaben diese dem Lehrer derselben eine eingehende Instruktion, aus der Ziel und Methode dieser „untersten lateinischen Schule außerhalb des Gymnasiums der Gesellschaft" klar hervorgeht. Das Hauptziel dieser Schule sind die Elemente (principia) der lateinischen Sprache. Der Lehrer soll seine Schüler lehren: Lateinisch lesen, schreiben, deklinieren, konjugieren, ferner griechische Buchstaben lesen und schreiben. Da diese Schule eine lateinische und keine deutsche Schule ist, soll der Lehrer keinen Schüler in derselben dulden, der nur Deutsch lesen und schreiben lernen oder der das Studium der lateinischen Sprache nicht fortsetzen will; trotzdem sollen die Schüler, soweit dies die Sorge für das Lateinische zuläßt, auch Deutsch lesen und schreiben lernen. Die Schule hat zwei Abteilungen, die eine lernt lesen und schreiben, die andere die lateinischen Anfangsgründe. Schulstunden und Ferien sind dieselben wie auf dem Gymnasium. Der Lehrer untersteht dem Rektor und dem Studienpräfekten des Gymnasiums in allem, was sich auf die Schule, Aufnahme und Entlassung bezieht. Die Schüler müssen täglich zwei schriftliche Aufgaben von Hause mitbringen, die eine für die Schule am Morgen, die andere für den Nachmittag. Bei dem Aufsagen der Lektionen soll besonders auf gute, klare, distinkte Aussprache besonders der letzten Silben geachtet werden, damit sich die Schüler keine fehlerhafte Aussprache angewöhnen. Am Samstag ist Wiederholung des Wochenpensums. Die Aufnahme ins Gymnasium findet zweimal im Jahre statt: Ostern und Herbst (St. Lukas); ungefähr ein Monat vor der Prüfung sollen sie tüchtig geübt werden; übrigens wird der Studienpräfekt auch im Laufe des Jahres, besonders in den Quatembern, die Schüler prüfen,

---

[1] *Monita post congr. Provincialem Jan. 1655 Moguntiae hab. Cod. Bamberg. 1, 3, 9 ff.

[2] *Ad Germ. sup. Soli.

und, die er für tauglich hält, soll der Lehrer ans Gymnasium schicken. In bezug auf die Strafen wird dem Lehrer eingeschärft, daß er Ohrfeigen, an den Haaren Reißen, an den Ohren Zerren und andere gefährliche Schläge auf den Kopf durchaus vermeide[1].

Der Leiter der Prinzipienschule war durchgehends ein auswärtiger, nicht dem Orden angehörender Lehrer, der oft viele Jahre hindurch an dieser Schule verblieb. Dem ersten Lehrer dieser Schule in Dillingen, dem akademischen Notar Magister Helm, folgte der Pedell M. Lucius Grimmler, der 1636—1667 den Prinzipien vorstand[2]. Im Diarium von Amberg heißt es zum 26. März 1688: Um 9 Uhr war das Begräbnis des hochwürdigen Herrn Johannes Rapp, der ganze 40 Jahre Lehrer der Prinzipisten war. Deshalb begleiteten alle Schüler und Lehrer des Gymnasiums die Leiche zur Pfarrkirche, wo sie beigesetzt wurde. Der Studienpräfekt und der Professor der Rhetorik lasen die Beimessen an den Nebenaltären. Von dem Magister Rapp wird unter dem 12. Dezember 1674 berichtet, daß er die Regierung um Holz bat, um seine Schule zu heizen; die Regierung befahl ihm aber, die Schule in seine Wohnung zu verlegen[3]. Dieser Magister legte beim Beginn des Schuljahres mit den Patres zugleich den Eid ab und nahm dann auch teil an dem darauffolgenden feierlichen Schwurmahl[4].

Das Gymnasium in Emmerich hatte eine Vorbereitungsklasse, die Cella hieß, ihre Schüler wurden Cellani genannt. Diese Vorbereitungsklasse unterstand ebenfalls dem Gymnasium und wurde von einem weltlichen Lehrer versehen. Die Mitteilung von der Anstellung eines neuen Lehrers am 26. Juni 1671 schließt mit den Worten: „Möge der Liebhaber der Kleinen verleihen, daß diese Pflanzschule des Gymnasiums unter dem Magister Johann Bonns blühe. Amen." Zum 1. September 1671 heißt es: In allen Klassen war Komposition für das Examen. Ein Schullehrer bat, seine Schüler zur Komposition für die Infima zuzulassen, aber es wurde ihm geantwortet, niemand werde aus den Privatschulen der hiesigen Stadt zur Infima zugelassen, der nicht wenigstens ein halbes Jahr in unserer »Cella« sich bewährt habe. Diesmal wurde bei dem Lehrer eine Ausnahme gemacht, weil er behauptete, von dieser Bestimmung nichts gewußt zu haben. In der Folge soll aber daran festgehalten werden, weil dies für die Cella notwendig ist, da von deren Blüte die Zahl in der Infima abhängt, ferner weil man die Kinder so besser kennen lernt, und endlich, weil durch die größere Schülerzahl der Lehrer der Cella ermuntert wird. Die auswärtigen Lehrer oder Pädagogen mögen ihre Schüler lesen, schreiben, deklinieren und konjugieren lehren und werden damit genug zu tun haben. Die Cella soll aber gleichsam eine zweite Infima sein; wenn diese blüht, wird das Gymnasium blühen. Die Cellani wurden dann am 25. September 1671 (wie stets) für die Infima geprüft[5].

Wiederholt ergingen in den verschiedenen Provinzen Mahnungen, daß man nicht unvorbereitete Kinder in die unterste Klasse aufnehme. So verbot der oberrheinische Provinzial Philipp Colbin in seinem Memoriale für das Mainzer Kolleg vom 1. Oktober 1669, man solle nicht Kinder aufnehmen, die kaum lesen könnten, und so für die Magistri eine Last und für die andern Schüler nur ein Hemmschuh seien.

[1] Der lateinische Wortlaut der Instruktion bei Gröber, Jesuitenkolleg in Konstanz 213 bis 216.

[2] Specht, Universität Dillingen 118.

[3] *Diarium Gymnas. Amberg. ad ann. 1688, 1674.

[4] Vergl. z. B. l. c. 14. Oktober 1654.

[5] *Ephemeris et historia scholastica collegii Embricensis. — In Paderborn hieß die Vorbereitungsklasse Infima, ihre Schüler Infimistae oder nach dem Namen des weltlichen Lehrers z. B. Henriciani, Hillebrandini usw. Ihre Zahl belief sich vielfach auf 100. *Ephemer. Facultatis Philos. Universit. Paderborn.

Wie auch die vorher angeführte Konstanzer Instruktion für die Vorbereitungsklasse zeigt, behauptete das Latein seine frühere, alles beherrschende Stellung. Vielfach hatte man mehr noch als früher gegen einen prunkvollen Stil zu kämpfen. Das Memoriale der oberrheinischen Kongregation vom Juni 1655 enthält eindringliche Klagen über Eindringen eines mit Wortspielereien überladenen Stiles, der ein großer Schaden sei für den einfachen Ciceronianischen Stil; man müsse zu dem früheren Stil von Cicero, Muret, Perpiñian zurückkehren, und Bücher, die in dem neuen Stil verfaßt seien, entfernen. Das Memoriale der niederrheinischen Kongregation vom 14. Mai 1672 mahnt, man möge sich an den Wortschatz von Cicero, Livius, Curtius und der andern Klassiker halten und warnt vor dem Hinabgleiten zum Lipsianismus und Avancianismus, die den Schriftsteller unfruchtbar und dunkel machen. Jeden Monat sollen von Studienpräfekt und Rektor die Magistri gefragt werden, welche Auktoren sie zur Bildung des Stiles lesen und welche praktische Übungen sie dafür anstellen. Auch später kehren ähnliche Verordnungen wieder. So heißt es in dem Memoriale der oberdeutschen Provinz-Kongregation vom 22. Mai 1681: Damit der gute Ruf in bezug auf die humanistische Bildung, worin die Provinz sich so lange ausgezeichnet hat, nicht allmählich verloren geht, müssen die Rektoren und die Studienpräfekten alles aufbieten, die Lehrer aufzumuntern und auszubilden, daß sie ihre Arbeiten nach dem Muster der alten lateinischen Klassiker ausarbeiten und feilen und ihre ganze Unterrichtsmethode nach unsern alten Regeln einrichten [1].

Die Vermittlungssprache für das Lateinische war naturgemäß das Deutsche. Dies gab aber Schwierigkeiten für die Anstalten, wo manche Schüler des Deutschen gar nicht oder sehr wenig mächtig waren. Am 11. Februar 1676 schrieb darüber der Rektor von Hall Ernst Mülholzer an den Provinzial Painter: Schon früher (1674) habe ich Ihrem Vorgänger mitgeteilt, daß einigen Schülern unseres Gymnasiums, die aus Trient oder dessen Nachbarschaft hierhin kommen, zuweilen besonders in den untern Grammatikalklassen die Themate diktiert werden, nachdem sie aus dem Deutschen ins Italienische übersetzt worden. Ich bezweifelte, ob dies zu gestatten sei, weil früher zu Augsburg solche des Deutschen völlig unkundige Schüler vor der Aufnahme in das Gymnasium zuerst in den Trivialschulen hatten Deutsch lernen müssen. Auch zu Freiburg i. Breisgau habe man bei den kleinen Schülern aus Burgund und Lothringen nur deutsche Diktate gestattet, damit nicht allmählich eine Gewohnheit entstände und die Obern gezwungen würden, mehrsprachige Lehrer zu schicken, wie das schon in einem Kolleg geschehen. Der Provinzial Thanner habe geantwortet, man möge an dem bisherigen Brauch in Hall festhalten, jedenfalls werde man nie wegen der italienischen Schüler auch des Italienischen kundige Lehrer schicken. Zu seiner Zeit sei in Innsbruck von einem Schüler die Übersetzung ins Italienische besorgt worden. P. Keppler habe 1647 dem Rektor von Hall geantwortet, die Themata seien nicht italienisch zu diktieren aus den obigen Gründen, und zudem, damit man nicht Italiener verhindere, Deutsch zu lernen, die doch zu diesem Zwecke nach Hall kämen. Aus diesen Gründen und auch deshalb, weil man klagte, daß das italienische Diktat den Italienern eine viel größere Leichtigkeit für die Übersetzung gebe zum Präjudiz für die Deutschen, habe ich nur deutsch diktieren lassen. Weil sich aber P. Präfekt für die Italiener aussprach, habe ich im verflossenen Jahre gestattet, in allen Klassen mit Ausnahme der Rhetorik das Diktat

[1] *Acta Congreg. Prov. Germ. sup. Vergl. das Memoriale vom Jahre 1672.

[2] *Orig. M. R. Jes. 1344.

deutsch und italienisch zu geben. Für die Zukunft erbittet er die Entscheidung des Provinzials.

Die Frage über die Vermittlungssprache spielte auch in Istrien eine Rolle. Bisher war in den Schulen das Italienische die Vermittlungssprache für das Lateinische gewesen, aber es trat eine Richtung auf, die sich lebhaft für den Ersatz des Italienischen durch das Slavische einsetzte. Dagegen richtete sich ein Gutachten des P. Markus Gliubich, das derselbe als Pönitentiar bei St. Peter am 27. Januar 1699 dem General auf dessen Wunsch übersandte. P. Gliubich war früher Schüler und Lehrer in Fiume gewesen. Das Kolleg in Fiume, so führt er aus, wurde mit dem Konvikt für 18 Zöglinge durch die Bemühungen der P.P. Rampelly und Bagni von der Gräfin Tonhausen vor 70 Jahren gegründet. Bisher hatte Fiume einen weltlichen Lehrer für den Unterricht in den Rudimenten mit jährlich 200 fl. oder 100 Thlr. angestellt. Nach Eröffnung unserer Schule schickte die Stadt ihre Kinder zu uns und gab dafür die bisher dem Schulmeister bezahlten 200 fl. für den Unterhalt des Lehrers der untersten Schule mit der Bedingung, daß stets einer unserer Magistri, nicht aber ein weltlicher Lehrer diesen Unterricht übernehme. Es fehlte zwar nicht an Versuchen, wieder einen weltlichen Lehrer einzuschieben, besonders im Jahre 1684, wo ein Magister aus Kroatien, der nicht genug Italienisch konnte, diese Klasse lehrte. Das Italienische wird aber in diesen unsern Schulen gerade so wie in ganz Italien gebraucht. Für diese Praxis sprechen viele gewichtige Gründe. 1. Dies wurde so gehalten vor unserer Ankunft in Fiume in der Schule des weltlichen Lehrers und seit 70 Jahren ohne Änderung und nicht ohne großen Nutzen für die Stadt und Nachbarschaft von den Unsrigen fortgesetzt gemäß dem mit der Stadt getroffenen Abkommen. 2. Die Schüler, auch die aus der Nachbarschaft zu unsern Schulen kommen, wo wir keine Schulen haben, sind im Italienischen und Lateinischen für Lesen und Schreiben und Memorierstoff unterrichtet, nicht aber im Illyrischen (Serbo-Kroatischen), es sei denn, daß sie diese Sprache mit der Muttermilch empfangen haben. Wenn ihnen also ein Magister mit illyrischer Sprache gegeben würde, müßten sie Lesen und Schreiben von neuem lernen und dies auf soviele verschiedene Weisen, wie die Kroaten, Krainer und Dalmatiner sich unterscheiden, da in der Schrift viele Unterschiede herrschen, indem die einen nach Art der Polen überflüssige Konsonanten häufen, die andern nach lateinischer Art sie weglassen. Dazu kommt, daß je nach der Verschiedenheit der Lehrer, die bald Küstenländer, bald Kroaten, bald Slaven, bald Krainer wären, auch nach der Verschiedenheit der Sprache der Dialekt verschieden wäre und so nie ein und derselbe Dialekt bei derselben Sprache herrschte; daraus folgte dann große Verwirrung und geringe Frucht für das Lateinische. 3. Der Adel und alle übrigen, die ihre Kinder in unsere Schulen schicken, seien sie nun aus Fiume oder dem Hinterlande, verlangen, daß ihre Kinder nicht weniger, wenn nicht vielleicht noch mehr als Lateinisch die italienische Sprache lernen. In Fiume herrscht das Italienische vor, nicht allein bei dem Klerus und dem Adel, sondern auch bei den Kaufleuten und Seeleuten, so daß sie sich kaum von Italienern unterscheiden. Nicht allein vor ihren heimatlichen Gerichten, sondern auch bei den kaiserlichen Gerichten in Graz und Wien führen sie ihre Prozesse nicht anders wie die Triestiner und Görzer in italienischer Sprache. In der Pfarrkirche werden die Fastenpredigten nicht in illyrischer, sondern in italienischer Sprache gehalten, wie auch in unserer Kirche an den größern Festen und die sonntäglichen Ansprachen in der Kongregation der Adeligen. Auch herrscht bei unsern Deutschen eine solche Vorliebe für das Italienische, daß die Novizen unter einem italienischen Lehrer diese Sprache lernen und andere, die sich in der Predigt auszeichnen wollen, lernen sie mit eigener Mühe oder fremder Hilfe,

wenigstens soweit, daß sie italienische Bücher verstehen können. 4. Die Stadt Fiume wird wegen der Abmachung mit den Unsrigen und des Nutzens der italienischen Sprache entweder die Einführung eines neuen Lehrplans nicht dulden oder sicher die 200 fl. für einen weltlichen Lehrer verwenden. Dadurch wird uns aber die Jugend entzogen und entfremdet, was nur zum Schaden der größern Ehre Gottes und des Seelenheiles gereichen könnte. Dasselbe würde in den Nachgebieten geschehen, und die zahlreichen Schüler, die nach Fiume kommen, würden sich anderswohin wenden. Dazu kämen noch Gehässigkeiten aller Art. 5. Da wir im Küstenlande drei Kollegien haben, Görz, Triest und Fiume, in denen in gleicher Weise die italienische Sprache in Gebrauch ist, können sie sich leichter aushelfen, wenn auch in Fiume der alte Brauch bleibt. Die Neurer können keinen Grund beibringen. P. Michael Sicuten, ein Kroate, der drei Jahre Provinzial und fast zwölf Jahre Rektor von Graz war, hatte größere Erfahrung und mehr Sprachkenntnisse als die jetzigen Neurer, und doch hat er nie versucht, etwas an der alten erprobten Art und Weise zu ändern. Es ist gewiß richtig, was die Patrone der illyrischen Sprache sagen, unsere Schulen sind nicht dafür da, Italienisch, sondern Lateinisch zu lehren. Aber das Italienische wird auch nicht ex professo gelehrt, sondern gelegentlich, weil unsere Schüler schon mit den Anfangsgründen des Italienischen, nicht aber des Illyrischen zu uns kommen, und zweitens, weil die italienische Sprache ein viel leichteres Medium für das Lateinische ist als die illyrische. Das Illyrische hat gar keine Ähnlichkeit mit dem Lateinischen, eine sehr große aber das Italienische. Wenn letzteres ein Hindernis für die Erlernung des Lateinischen wäre, müßte es nicht allein aus der Schule in Fiume, sondern auch aus denen in Triest und Görz, ja sogar in ganz Italien verpönt werden. Auf den weitern Einwand, daß Fiume im Illyrischen liege und alle Bewohner Illyrisch sprechen, erwidert P. Glinbich, daß in Fiume ebenso allgemein Italienisch gesprochen werde; es wird nicht leicht auch eine einfache Frau gefunden, die in Fiume geboren und erzogen ist, die nicht wenigstens Italienisch versteht. Vom Klerus und Adel war schon die Rede. Übrigens wird in Laibach Krainerisch und zu Ragusa Illyrisch gesprochen, und doch lehrt man in Laibach Deutsch und zu Ragusa Italienisch, weil eben dort beide Sprachen gebräuchlich sind, ja bei der Geistlichkeit und dem Adel die fremde Sprache vorherrscht. Sie halten es für nützlich, außer der einheimischen auch eine fremde Sprache zu sprechen. So werden die Knaben in den Elementarschulen unterrichtet und kommen mit diesem Unterricht zu uns.

Diesem Gutachten sind mehrere Zeugnisse von Jesuiten des Fiumer Kollegs beigefügt, aus denen hervorgeht, daß auch Magistri, die einer slavischen Sprache kundig waren, Diktate und Erklärungen stets in italienischer Sprache gaben und andrerseits auch Magistri lehrten, die gar kein Illyrisch verstanden[1].

* * *

Neben dem Lateinischen suchte man dem Griechischen seinen alten Rang zu bewahren, aber dasselbe hatte an allen Gymnasien, auch bei den Protestanten, wie früher einen harten Kampf zu bestehen[2]. An manchen protestantischen Gymnasien dispensierte man einfach alle, die kein Griechisch studieren wollten. An den Jesuiten-Gymnasien sträubte man sich mit Recht gegen jede Dispensation, die der Schule wie den Schülern in gleicher Weise abträglich war.

Besonders wehrte man sich in der Schweiz nach alter Gewohnheit gegen das Griechische. In der Geschichte des Kollegs in Solothurn wird erzählt: Wegen des

---

[1] *Orig. Austr. 22, 178 ff.

[2] Vergl. z. B. G. Lamparter, Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Stuttgart 4. Teil 1645—1685. Progr. 1877 S. 7.

Unterrichts im Griechischen erhob sich im Jahre 1696 ein Konflikt, aus welchem hervorgeht, daß angesehene Männer im Rate diesen Unterricht für weniger notwendig erachteten und ihre Söhne davon zu befreien suchten. Ein Schüler des Obergymnasiums, der Sohn eines Hauptmannes, wollte im Anfang des Schuljahres vom Griechischen dispensiert sein, und der Vater trat für das Verlangen des Sohnes ein. Der Professor erklärte, er werde gegen denselben Nachsicht üben, könne ihm aber den Unterricht nicht erlassen. Auch der Rektor schlug das Begehren mit der Begründung ab, sobald man einen dispensiere, würden die meisten Herren dieselbe Dispens ebenfalls für ihre Söhne verlangen. Über diesen Bescheid wurde der Hauptmann sehr erzürnt, erfüllte die Stadt mit seinen Klagen und drohte, die Sache vor den Großen Rat zu bringen. Der Schultheiß behandelte die Frage im täglichen Rate, tat aber keine weitern Schritte. Der Rektor blieb fest, und der Schüler verließ die Schule, wie das Diarium unter dem 30. Oktober 1696 berichtet, weil sein Herr Vater nicht wollte, daß er weiter Griechisch lerne. Schon früher 1653 hatte ein größerer Schüler die schriftliche griechische Hausarbeit nicht gebracht und der Strafe Trotz entgegengesetzt. Da er nicht nachgeben wollte, mußte er die Schule verlassen. Nach 14 Tagen kehrte er aber wieder zurück[1].

Nach dem Dreißigjährigen Kriege klagen die Provinzialkongregationen wiederholt über Vernachlässigung des Griechischen, so 1651 die oberdeutsche Kongregation. Dieselbe verlangte, daß die Magistri sich eifrig auf dieses Studium verlegen und Proben ihrer Fortschritte ablegen sollen. Ebenso dringt der Visitator P. Schorrer im Jahre 1664 auf das Griechische. Das Memoriale der oberdeutschen Kongregation im Jahre 1669 klagte, daß die Magistri das Griechische fast ganz vernachlässigen. Man solle nachdrücklich Gewicht darauf legen, wenn man einem Lehrer eine höhere Klasse übergebe und einen Schüler zur Gesellschaft zulasse. Auch nach Rom drangen Klagen über Vernachlässigung des Griechischen. Deshalb kamen zu verschiedenen Zeiten ernste Mahnungen der Generale an die Provinziale der oberdeutschen Provinz[2].

Am 8. Oktober 1672 spricht Oliva dem oberdeutschen Provinzial Muglin den Wunsch aus nach eifrigerer Pflege des Griechischen, der Mathematik, der Kontroversen, der Antiquitäten und der Kirchengeschichte. Und am 6. April 1675 mahnt er den folgenden Provinzial Thanner: Die humanistischen Studien stehen nicht in der ihnen gebührenden Wertschätzung. Deshalb erkaltet mehr und mehr der Eifer für sie. Schon ist es selten, daß sich einer dem Griechischen widmet[3]. Als Echo von Klagen aus der oberrheinischen Provinz ergeht die Mahnung des Generals am 31. August 1652 an den Provinzial Hansen: Es fehlen in der Provinz Leute, die in der Mathematik und im Griechischen tüchtig sind, und es werden auch keine neue ausgebildet[4]. Aus Briefen vom Jahre 1658 geht hervor, daß in Würzburg und Heiligenstadt eigene Professoren für das Griechische aufgestellt waren, dasselbe wird wohl auch für andere Kollegien der oberrheinischen Provinz der Fall gewesen sein. Das Memoriale der oberrheinischen Kongregation vom Jahre 1675 stellt fest, daß, sei es durch die Lässigkeit der Lehrer, sei es durch die Sorglosigkeit der Obern, alle Verordnungen in betreff des Griechischen ihren Zweck nicht erreichen. Deshalb sollen die Lehrer der untern Klassen wissen, daß zu Lehrern der Humanität und zur Rhetorik nur solche befördert werden, die nach dem Urteil des Rektors und des Studienpräfekten tüchtig im Griechischen sind[5]. Das Memoriale der oberrheinischen

---

[1] Fiala, Solothurn 3, 22, 24.

[2] Vergl. 1. April 1751, 24. März 1657, 27. März 1660. *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Rhen. sup.

[5] *Acta Congr. Prov. Rhen. sup.

Kongregation 1685 drang darauf, daß die griechische Akademie unter dem Vorsitz des Rhetorikprofessors jeden Sonntag von 5—6 Uhr gehalten werden solle.

In der niederrheinischen Provinz war außer den Klassenlehrern an jedem Gymnasium ein eigener Lehrer für das Griechische angestellt, aber auch dieser Provinz wurde von Rom größere Förderung des Griechischen eingeschärft[1]. Dieselbe Mahnung erging zu wiederholten Malen an die österreichische Provinz, so am 31. März 1657 und 11. April 1693[2].

In Schlesien scheint es mit dem Griechischen besser gestellt gewesen zu sein, wenigstens rühmen die Jahresberichte vom Jahre 1693 den blühenden Stand des Griechischen in Schweidnitz[3].

Es fehlte auch nicht an Versuchen, durch bessere Methoden das griechische Studium zu erleichtern. P. Heille, der Herausgeber einer leichten Methode zur Erlernung der griechischen Sprache, der überall auf die Wurzeln und Stämme zurückgeht und treffliche Übersichten bietet[4], schreibt Pfingsten 1689 in der Vorrede an den Leser: Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß unsere sonst so wißbegierigen Schüler nicht deshalb durchgehends Abneigung gegen die griechische Sprache haben, weil sie ihren Nutzen nicht kennen oder ihre Bedeutung verachten, sondern weil sie bei ihrem ersten Anblick gleichwie auf ägyptische Pyramiden stoßen und hängen bleiben. Die Schwierigkeiten schrecken ab. Manche halten dieselben für größer, als andere sie fanden, die den ersten Anlauf gemacht haben. Er will deshalb eine leichtere Methode anwenden, um die ersten Schwierigkeiten zu überwinden. In guter Methode könnten die Regeln und die Schwierigkeiten auch für den jungen Schüler so dargelegt werden, daß er alles bewältigt, wenn er auch nur den sechsten Teil der Zeit darauf verwende, die er dem Lateinischen widme. Er hebt dann die große Bedeutung des Griechischen hervor. Kein Dichter und kein Redner hat bis jetzt die höchste Vollkommenheit erreicht, der nicht außer der lateinischen auch die griechische Sprache kultiviert hat.

Wie die griechischen Klassiker gelesen wurden, läßt sich in etwa aus den noch erhaltenen Ausgaben ersehen. Aus der oberdeutschen Provinz liegen Ausgaben von Homer und Aesop vor. Bei Homer umfaßt die Ausgabe nur ein Buch, bei Aesop eine Auswahl aus den Fabeln. Sowohl bei Homer als auch bei Aesop steht neben

---

[1] Vergl. z. B. Gonzalez an Prov. Lamberti 24. August 1688. — P. Dirckinck ermuntert 1693 die Schüler, das Griechische, das in den drei Grammatikalklassen um 3 Uhr nachmittags gegen Ende der Stunde und in der Humanität und Rhetorik zu einer andern Stunde gelehrt wird, nicht zu vernachlässigen, besonders nicht im Anfang, weil es sonst später für Lehrer und Schüler ein Kreuz werde. Er fügt dann einige Beweggründe für die Erlernung der griechischen Sprache bei: Graviter itaque si me audis et libenter vel tantillum temporis, quot diebus, huic studio tam utili dabis. Joan. Dirckinck Triplex horologium juventutis studiosae. Monasterii W. 1693, 45.

[2] *Ad Austr.

[3] Scholae a pietate, literarumque diligentia floridae, cum privatis, tum publicis Declamationibus a Classibus singulis in auditorio exhibitis etiam ab auditore acatholico meruerunt plausus, quem ceteroquin eruditum graeci idiomatis, suo tempore interposita scena penitus in stuporem vertit, in qua linguarum eruditissima classis Grammatices ea desudavit industria, ut sub anni finem in hac lingua profectus specimen datum pensum prius pro more latine redditum, in graecum verterit, non sine singulari Gymnasii nostri potissimum apud haereticos commendatione, a quorum (ut aiunt) Pastoribus, egentiores studiosi hac lingua subsidium petentes largam encomiis stipem retulerunt. *Litt. ann. Prov. Bohem. 1693.

[4] Heille Franz. S. J., Clavis linguae graecae. Monachii 1690, 1. Teil Nomina 256 Seiten, 2. Teil Verba 372 Seiten. Im Jahre 1695 gab er eine ganz kurze Grammatik für die Anfänger heraus: Principia linguae Graecae. Ingenio incipientium accommodata 92 Seiten.

dem griechischen Text die lateinische Übersetzung[1]. Auch die griechischen Schulausgaben der Evangelien und Apostelgeschichte enthalten zugleich eine lateinische Übersetzung[2].

* * *

Der Musik wurde nicht überall die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Mehrfach wurden Klagen darüber laut. In Hildesheim suchte man bald nach dem Exil dem Mangel abzuhelfen. Im Diarium von 1654 wird von „unsern Musikern" (Musici nostri) als einer bekannten Sache gesprochen. Einige Jahre später wurde den Jesuiten sogar die Dommusik übertragen. Im Sitzungsprotokoll des Domkapitels heißt es zum 27. August 1658: „Ist beliebet, dasjenige Geld, welches denen Musicis hir im Thumb bishero gegeben, hinfüro usque ad revocationem den H. H. PP. Jesuitis solchergestalt zu geben, daß sie Musicos perfectos verschaffen und selbigen das Geld geben und absentibus pro correctione abziehen." Als Musikpräfekt, in Hildesheim durchgehends „Musikantenpater" genannt, zeichnete sich um diese Zeit aus „der feinsinnige, aus altem Adel stammende, musikalisch hochgebildete P. Konrad von Oer, geboren in Ahaus im Münsterlande, der bis zu seinem Tod (1684) diesen Posten mit großem Ruhm bekleidete und dem Namen eines Musikantenpaters den besten Klang in Stadt und Stift verschaffte."[3]

Der Unterricht in der Musik stieß nach wie vor vielfach auf Schwierigkeit. Das Diarium von Osnabrück berichtet z. B. zum Februar 1673: In diesem Monat begann der Unterricht in der Musik. Für diesen Unterricht müssen die Einzelnen, die nicht arm sind, dem Musiklehrer Magister Farwick monatlich zwei Osnabrücker Groschen bezahlen, aber wegen der Unbeständigkeit der Schüler hörte er bald auf. Dieser Unterricht wurde dann wieder begonnen am 21. Februar 1676. Derselbe war obligatorisch für die armen Studenten. Der Lehrer der Trivialschule Magister Lukas Farwick erhielt dafür vom P. Präfekt monatlich 1/2 Rthlr. unter der Bedingung, daß er jeden Nachmittag nach der Schule 1/4 Stunde, Samstags, Freitags und an den Festtagen eine Stunde den Armen Unterricht erteile. Dies tat er auch einige Monate nicht ohne Erfolg[4].

* * *

Die Schulbücher blieben dieselben wie sie in den Katalogen der oberdeutschen Provinz vom Jahre 1623 und in den Katalogen der niederrheinischen Provinz vom Jahre 1629 sich finden; selbst die Erläuterungen zum Schluß der Kataloge haben

---

[1] *Homeri Iliados Liber Primus cum Interpretatione Latina. In Usum studiosae Juventutis. (IHS) Cum Fac. Sup. Dilingae, Formis Academicis. Apud Ignat. Mayer. Anno Chr. M. DC. LXVII, 12° pp. 79. — Idem. Liber II, Dilingae, Form. Ac. M. DC. LXIX, 12°, pp. 83. — Id. Apud Jo. Federle, M. DC. LXIX, 12°, pp. 71. — Eine Wiener Ausgabe umfaßt ebenfalls nur ein Buch: Homeri Iliados Liber III Cum interpretatione latina in usum studiosae juventutis Viennae Austr. Kürner 1682, 8°, pp. 21. — Aesopi, Phrygis, Fabularum Selectarum Partes duae, Graeco-Latinae. (IHS) Tridenti, Ex Officina Sancti Zanetti, Typogr. Episc. Anno 1643, 12°, pp. (sine indice) 145. Am Ende: Tridenti, Apud S. Zanettum, Typogr. Episc. Anno M. DC. XLIII, Cum fac. Sup. — Links der griechische Text, rechts die lateinische Übersetzung. Aesopi, Phrygis, Fabularum Selectarum Partes duae Graeco-Latinae. Dilingae, Federle, M. DC. LXXIV, 8°.

[2] In dem Druckprivileg für den Besitzer der Dillinger Druckerei Bencard vom 28. September 1675 werden unter den Büchern auch genannt: Evangelia graeco-latina, Acta apostolica graeco-latina, Luciani dialogi graeco-latini. — An protestantischen Gymnasien wurde um diese Zeit mit Verdrängung der klassischen griechischen Autoren nur das Neue Testament und zwar griechisch-lateinisch gelesen. Vergleiche z. B. die Ulmer Schulordnung von 1658 Greiner, Gesch. der Ulmer Schule in (Weller) Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg 2 (1920) 55, 62, dazu 132, 697.

[3] R. Müller, Beiträge zur Geschichte des Schultheaters in Hildesheim 34 ff.

[4] Heinr. Iber, Geschichte des Gymnasium Karolinum. Osnabr. Progr. 1889, 25.

genau denselben Wortlaut wie in dem Catalogus perpetuus vom Jahre 1604. Es sind die klassischen Auktoren Cicero, Cäsar, Livius, Horaz, Vergil, Ovid, Xenophon, Homer, die vorwiegend wie früher gelesen werden; die Rhetorik des Cyprian Suarez, die Grammatiken von Alvarez und Gretser, die Progymnasmata des P. Pontan fehlen in keinem der uns erhaltenen Bücher-Kataloge[1].

In der Geschichte des Grazer Kollegs heißt es zum Jahre 1699: Eine wichtige Neuerung traf die Schulbücher. Dieselben waren nämlich von einem der Professoren revidiert, korrigiert und mit Noten und Scholien versehen worden, was sie früher nicht hatten. Man ließ sie nach neuer Norm bei dem Universitätsdrucker (Widmanstätters Erben) drucken und um einen billigen von der Universität selbst bestimmten Preis verkaufen. Dadurch gewann der Student nicht nur den Vorteil einer gereinigten Ausgabe des Autors und zwar gerade in dem Umfange, wie er ihn für die Schule in dem Jahrgange brauchte, sondern auch ein Ersparnis, da man nun um wenige Kreuzer kaufen konnte, wofür der Buchhändler früher nach Belieben mehrere Gulden gefordert hatte[2].

Am Anfang des Schuljahres wurde von einem Professor oder dem Studienpräfekten eine lateinische Rede gehalten. Als Themata wurden z. B. in Solothurn behandelt: 1659 Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Konversation; 1677 das Lob der griechischen Sprache und Poesie; 1691 Verbannung der Rute aus der Schule; 1692 die Schulstufen sind nicht sprungweise zu ersteigen; 1693 Verbindung der Wissenschaft mit den Waffen; 1695 das neue Gymnasium ist von den Befestigungen Solothurns das beste Bollwerk[3].

Auch die üblichen Schulübungen behaupteten ihren alten Platz, darunter besonders die Deklamationen. Für die regelmäßige Abhaltung der Deklamationen wurden bestimmte Termine festgesetzt. So verfügte der oberrheinische Provinzial Deumer Februar 1657 für das Mainzer Kolleg: Im Januar hat in der ersten Woche die Rhetorik die Wochen-Deklamation, in der zweiten die Humanität, in der dritten Woche hält die Rhetorik die Monats-Deklamation, in der vierten Woche die Humanität die Wochen-Deklamation. Dieselbe Ordnung bleibt für die folgenden Monate, es sei denn, daß der Rhetorik je nach dem Einfallen von Ostern im März oder April eine Monats-Deklamation nachgelassen wird. Von den Hundstagen an bis Januar findet keine Deklamation statt wegen der Wiederholung und der Prüfungen[4].

Die Deklamationen gestalteten sich vielfach zu szenischen Aufführungen. Die Schüler legten dem Gegenstande entsprechende Gewänder an, die ihnen die Theatergarderobe des Gymnasiums lieferte. In diesem Falle glichen die Deklamationen Theateraufführungen im Kleinen. Die Stellung der Obern zu diesem szenischen Bei-

---

[1] Ein Dillinger Katalog von 1651/52 bei Specht, Dillingen 665 f., ein Freiburger (Schw.) Katalog von 1658/59 bei Pachtler, Ratio stud. 3, 245 ff. Vergl. dazu den Catalogus perpetuus der oberdeutschen Provinz von 1604 ff. Ratio stud. 4, 6 ff., die Kataloge der oberdeutschen Provinz von 1623/28, 3, 242 ff. und den Catalogus perpetuus der niederrheinischen Provinz vom Jahre 1629, 4, 25 ff. In dem Katalog der oberdeutschen Provinz von 1623 und in dem der niederrheinischen Provinz von 1629 finden sich für die Grammatikklassen Pontans Progymnasmata, die auch dann in allen folgenden Katalogen bleiben. Pontan behauptete sich auch auf protestantischen Schulen. So heißt es z. B. in der Geschichte des Gymnasiums von Stuttgart: Das wichtigste und häufigst gebrauchte Schulbuch der untern Abteilung waren Pontans Progymnasmata, welche die meisten ältern Schulbücher aus der Zeit des Pädagogiums ersetzten. Nachdem auch sie in Klasse III, IV, V eine Zeitlang durch Cornelius Nepos beseitigt, dann aber 1731 wieder eingeführt worden waren, wurden sie für immer abgeschafft 1748. G. Lamparter, Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Stuttgart 5. Teil 1686—1793, 20.

[2] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 97.

[3] Fiala, Solothurn 4, 7.

[4] *Memoriale Coll. Mogunt. 1657.

werk war eine verschiedene. Während z. B. oft Jahre lang Declamationes scenicae als etwas Selbstverständliches in den Aachener Ephemerides angeführt worden, heißt es zum 20. Dezember 1691, die Deklamation sei „mit Erlaubniß des Rektors" szenisch gewesen[1].

Zu den feierlichen Deklamationen der Rhetoriker erhielten in Aachen Zutritt die Philosophen und Poeten, meist auch noch der Magistrat der Syntaxisten oder der Grammatiker überhaupt. Aber es drängte sich noch anderes Publikum hinzu. Zum 3. Februar 1690 verzeichnet der Präfekt des Aachener Gymnasiums einen „gewaltigen Zulauf zur monatlichen Deklamation der Rhetoriker und große Unordnung. Es muß daher darauf gesehen werden, fährt er fort, daß wenn der Lehrer der Rhetorik vom Rektor die Erlaubnis zu einer feierlichen szenischen Deklamation[2] erhält, das gewöhnliche Volk ferngehalten wird, damit es nicht die bessern Plätze in Beschlag nimmt und die später erscheinenden Herren keine mehr erhalten". Auch Frauen fanden sich mitunter ein, so am 20. Dezember 1691, aber sie wurden nicht gern gesehen[3].

Das Diarium von Emmerich berichtet u. a.: Der Gegenstand einer Deklamation am 22. August 1652 war der Wettstreit der Städte Kalkar, Rees und Zevenar, welche von diesen am berühmtesten sei. „Die Deklamation war vorzüglich und hatte viele angesehene Zuhörer aus der Kongregation." In der Woche vor Fastnacht 1670 handelte eine Monats-Deklamation über Anklage und Verurteilung des Bacchus im Götterrate. Am 5. März 1671 heißt es: Die dritte Monats-Deklamation der Rhetoriker begann um 2 Uhr. Bei der Deklamation der Rhetoriker am 7. Juli 1671 waren auch Damen zugegen. Da sie sehr zeitig in die Aula gekommen und nicht gut herausgewiesen werden konnten, ließ man sie schauen; in der Folge ist dies aber zu verhüten. Am 26. Februar 1677 führten die Rhetoriker in ihrer Monats-Deklamation auf: Das Schicksal des Reichen und des Armen an dem Beispiel des reichen Prassers. „Sie machten ihre Sache gut und hatten viele Zuschauer." Am 13. März 1677 hielten die Poeten ihre Wochen-Deklamation über das Leiden Christi.

Diese Schulübungen machten selbst vor wirtschaftlichen Fragen nicht halt. In Emmerich hatte die Einfuhr fremder Fische zum Schaden der Rheinfischerei sehr zugenommen. Dagegen richtete sich die Monats-Deklamation am 19. Mai 1673: Der Vater Rhein beklagte sich vor der Grammatik, Poesie und Rhetorik, daß man seine Fische kaum mehr kaufe, sondern „Stockfischium, Labendanium, Heringium, Bückinger", die von weither eingeführt werden, da doch der Rhein die Stadt bespüle und ziere und viele andere Waren den Bewohnern bringe. Durch Merkur bat er um eine Aussprache mit den drei obengenannten (Personifikationen), er lud sie ein an einen schönen Ort, wo sie ihre Meinung äußern und urteilen sollten, daß die Rheinfische besser seien als die fremden.

* * *

Die **Prüfungen** waren fortgesetzt sehr zahlreich: es gab mündliche und schriftliche Prüfungen, nicht allein für das Aufsteigen in eine höhere Klasse, sondern auch für die Prämien, außerdem noch Kompositionen für den Platz in der Klasse. Letztere fanden am Anfang jedes Monates statt, die ersteren in dem Schlußmonate des Schuljahres. Das Amberger Diarium gibt u. a. folgende Daten: Im August wurde am 16. von allen die schriftliche Komposition gemacht für das Prämium aus der Prosa, am 17. für das Aufsteigen, am 18. für das Prämium aus der Poesie (Gedicht), am 20. für das Prämium aus dem Griechischen. Am selben Tage wurden die Rudimentisten und ein Teil der Grammatiker mündlich geprüft für das Aufsteigen.

[1] Fritz, Das Aachener Jesuitengymnasium, 103.

[2] Sie fand meist in der großen Aula statt.

[3] Fritz, a. a. O. 103.

Am 21. August war schriftliche Komposition aus der Poesie (Gedicht) für das Aufsteigen; der Rest der Grammatiker und die Schüler der unteren Syntax wurden mündlich geprüft für die Versetzung; am 23. war schriftliche Komposition aus dem Griechischen für das Aufsteigen, am selben Tage wurden die Rudimentisten mündlich geprüft aus dem Canisius für den Preis. An den folgenden Tagen sind nur mündliche Prüfungen: am 25. die Syntaxistae minores für Preis aus Canisius, die Prinzipisten für Aufsteigen und Preis aus Canisius, am 27. die Rhetoriker und Humanisten für Aufsteigen, am 28. die untersten Schulen für Preis aus dem Griechischen, am 30. die Rhetoriker, Humanisten und Schüler der Syntax major für Preis aus Canisius. Endlich am 31. August folgten die Logiker und Casisten, die erstern wurden von ½ 8 bis 9, die letzteren von 9—10 geprüft. So nahmen die mündlichen und schriftlichen Prüfungen den ganzen August mit Ausnahme von 7 Schultagen in Anspruch.

Wenn man auch hie und da eine Ausnahme machte, mußten doch auch die Rhetoriker, die freiwillig zwei Jahre Rhetorik machten (Rhetores biennes), sich allen mündlichen und schriftlichen Prüfungen unterwerfen, wenigstens war so der Brauch in der oberdeutschen Provinz[1]. In dieser Frage entschied die oberdeutsche Provinzial Kongregation vom Jahre 1678: Da an den meisten Gymnasien die zweijährigen Rhetoriker weder von den schriftlichen Arbeiten für Preise und Versetzung, noch von den übrigen Prüfungen befreit werden, so ist diese Gewohnheit der Gleichheit wegen auch an den übrigen Gymnasien wieder einzuführen, wo dieser Brauch aus Nachsicht nicht üblich war. Auch während des Jahres dürfen diese Rhetoriker weder von der Gedächtnisübung (Pensum memoriae) noch von den Kompositionen für den Platz befreit werden; es soll denselben auch der Platz, den sie durch die Komposition verdient, angewiesen werden.

Über die Art und Weise der Prüfungen erfahren wir einiges aus dem Solothurner Diarium: Am Abende des Festes Mariä Himmelfahrt versammelten sich die Professoren und bestimmten unter dem Vorsitze des Studienpräfekten die Diktate für die schriftlichen Arbeiten. Kein Professor durfte das betreffende Thema seinen eigenen Schülern geben; es wurde dazu der Präfekt selbst oder der Lehrer einer andern Schule bestimmt, und unter seiner Aufsicht mußte die Arbeit in einem andern als dem gewöhnlichen Schulzimmer vollendet werden. Diese schriftlichen Prüfungen begannen gewöhnlich am 16. August mit der Frühmesse um ½ 6 Uhr. Den Rhetorikern und Humanisten blieb der ganze Tag bis abends 5 Uhr eingeräumt; das Mittagessen wurde ihnen um 11 oder 12 Uhr von Haus gebracht. Die Schüler der drei untern Klassen mußten bis mittags 12 Uhr ihre Aufgaben vollendet haben[2].

Zuweilen erhob sich der Ruf nach strengeren Prüfungen. Wegen der Klagen über den Niedergang der Studien wurde auf der Mainzer Provinzial-Kongregation vom Jahre 1655 beschlossen, wie bereits im vorigen Jahre in einigen Kollegien begonnen, das Examen zum Aufsteigen zu erschweren und niemand in die höhere Klasse zuzulassen, dessen Kenntnisse nicht genügten. Zur Logik soll niemand zugelassen werden ohne Zeugnis der mit Erfolg absolvierten Rhetorik. Von neuem wurde eingeschärft, die philosophischen Grade nur notorisch Würdigen zu erteilen. Der Provinzial Deumer mahnte in einem Memoriale für das Mainzer Kolleg Juni 1659: Diejenigen Schüler, die bei der Prüfung für das Aufsteigen durchgefallen, sollen nicht ohne gewichtige Ursache ex gratia zugelassen werden; denn dies diene zum Schaden der Studien und gebe Anlaß zu vielen übeln Nachreden und Klagen[3].

[1] *Diarium Amberg, 22. August 1671.

[2] Fiala, Solothurn 3, 28. über die Prämien 29 f.

[3] *Memoriale Coll. Mogunt.

Mehrmals im Jahre wurde Gelegenheit gegeben, in eine höhere Klasse aufzusteigen, besonders zu Anfang Januar. Zum 7. Januar 1671 heißt es im Amberger Diarium: Nach mündlicher und schriftlicher Prüfung stiegen mehrere in höhere Klassen auf, einer aber wurde aus der Grammatik in die Rudimenta zurückverwiesen. Am 4. April wird bemerkt, einer wurde nach mündlicher und schriftlicher Prüfung aus den Prinzipia zu den Rudimenta zugelassen. Diese Prüfungen der Prinzipisten erwiesen sich als sehr notwendig, um das Gymnasium nicht mit hinderndem Ballast zu beschweren.

Die Preise (Praemia), die als eine Nahrung der Studien bezeichnet werden, bestanden meist in Büchern. In Luzern wurden 1673 die bisher üblichen silbernen Denkmünzen (nummi) abgeschafft, und auch hier traten Bücher an ihre Stelle[1]. Die Zahl der Preise war verschieden. In Amberg waren 1698 in der Rhetorik Preisträger aus der Prosa 2, aus der Poesie, dem Griechischen und Canisius je einer, in der Poesie für Gedicht 3, aus Prosa, Griechisch und Canisius je einer, in der oberen Syntax aus der Prosa 2, aus den drei anderen Fächern je einer, in der unteren Syntax, Grammatik und Rudiment ebenso, nur fiel hier der Preis für das Gedicht fort. In den Prinzipia waren nur 2 Preise, je einer aus der Prosa und dem Canisius. An einigen Schulen bestanden auch Preise für das Schönschreiben. So lobte der General Gonzalez den rheinischen Provinzial Weisweiler am 30. September 1690, daß er die Stiftung des Kurfürsten von Trier für Preise aus dem Schönschreiben am Gymnasium in Koblenz angenommen habe, obschon dies anderwärts nicht üblich sei[2].

An der Unentgeltlichkeit des Unterrichtes hielt man streng fest. Die Oberen wachten darüber, daß nicht in irgend einer Form die völlige Unentgeltlichkeit durchbrochen wurde. So verfügte der Provinzial Göltgens in einem Memoriale vom Juni 1660 für das Mainzer Kolleg: Da es gehässig ist und gegen den Brauch der Gesellschaft verstößt, in unsern Schulen Geldsammlungen zu veranstalten, so möge der Obere diesem Mißbrauch, falls er eingeschlichen, ein Ende machen; auch soll er durchaus nicht gestatten, daß bei der Eröffnung des Schuljahres die Preisträger beitragen für die Bezahlung der Posaunenbläser. Der Provinzial Berthold mahnte in seinem Memoriale vom August 1663 für das Kolleg in Mainz: Die Bänke und Fenster in den Schulen sollen nicht auf Kosten der Studenten, sondern auf Kosten des Kollegs wiederhergestellt werden[3].

Das Alter der Schüler schwankt. Nach den Dillinger Schüler-Katalogen (1676 ff.) bewegt es sich in der untersten Grammatikalklasse (Rudiment) zwischen 10—13 Jahren, doch finden sich auch Schüler mit 9 und 14, ja sogar 16 Jahren[4]. In Solothurn hatte die Mehrzahl der in die Rudiment aufgenommenen Knaben aus Solothurn das Alter von 10—11 Jahren, es gab aber auch solche mit 8—9 Jahren; die vom Lande und aus andern Orten waren durchschnittlich um einige Jahre älter. Die absolvierten Rhetoriker standen im Alter von 16—18 Jahren[5].

Über die Zahl der Schüler an den einzelnen Anstalten sind wir vielfach schlecht unterrichtet. Es kommt vor, daß Jahresberichte in 50 Jahren kaum eine einzige Zahl angeben, sondern sich mit der allgemeinen Angabe begnügen, daß die Anstalt, was Zahl und Tüchtigkeit der Schüler anbelange, blühe. Wenn wir nicht einzelne Tagebücher hätten, wären wir schlecht bestellt, aber auch diese Tagebücher versagen für manche Jahre ganz, denn es gab Studienpräfekten, die für die Be-

---

[1] *Litt. ann. Coll. Luc. 1673.
[2] *Ad. Rhen. inf.
[3] *Memoriale Coll. Mogunt.
[4] Specht, Dillingen, 262.
[5] Fiala, Solothurn 4, 7.

deutung der Zahlen entweder keinen Sinn hatten, oder die Angabe als etwas allgemein bekanntes für ganz überflüssig hielten.

Nach dem Münchener Diarium und den Jahresberichten des Kollegs betrug die Schülerzahl in München 1652: 1100, zwei Jahre später 1200, zehn Jahre später (1664) 1300, in den folgenden Jahren waren es durchschnittlich 1200, in den siebziger Jahren über 1100, 1688: 1153, 1690: 1151, 1696: 1337 [1]. Bei dieser Schülerzahl waren außer 5 Professoren für Philosophie (3), Moral (1) und Kontroverse (1), seit 1654/55 10 Lehrer für das eigentliche Gymnasium Rhetorik 1, Humanität 1, Syntax major 2, Syntax minor 2, Grammatik 2, Rudimente 2 [2]; seit 1685 finden sich auch für Rhetorik und Humanität je 2 Professoren, mithin im Ganzen 12. Die beiden Rhetorikprofessoren teilten sich den Unterricht so, daß der eine vormittags, der andere nachmittags unterrichtete, seit 1687/88 wurde die Rhetorik geteilt und 1688/89 Rhetorika major und minor genannt. Im Jahre 1691 mußte aber einer dieser Rhetorikprofessoren nach Augsburg, weil der dortige gestorben war, und so hatte 30. Juni 1691 P. Franz Lang wieder die ganze Rhetorik allein und das blieb auch die folgenden Jahre so.

Eine ähnliche Überfüllung weisen die Schulen in Wien und Graz auf. In Wien hatten die 6 Klassen im Jahre 1671 über 800 (868), 1696 über 900, 1698 über 1000 und 1700 über 1100 (1160) Schüler. Und für diese große Zahl waren nach Ausweis der Personal Kataloge nur 2 Patres und 4 Magistri, also im ganzen 6 Lehrer angestellt. Jede Klasse hatte mithin durchschnittlich 150 Schüler und darüber. Nicht viel besser lagen die Verhältnisse in Graz; auch hier waren für die 6 Klassen nur 6 Lehrer angestellt und die 6 Klassen zählten im Jahre 1699 970 Schüler [3]. Das waren für Lehrer und Schüler ungesunde Verhältnisse, und braucht es nicht zu verwundern, wenn lebhafte Klagen über diese Überfüllung laut wurden.

In einem Gutachten aus Bayern vom Jahre 1670 wird hervorgehoben: Es ist nicht zu verstehen, wie in einer Schule (wie in München vielmals) über 100 Studierende sich befinden, wie dann durch einen Präzeptor allen „der Notdurft und Capacitaet nach noch könnte aufgewart werden". Wenn aber einige vernachlässigt würden, so folge, daß diese Zeit und Geld den Eltern zum Nachteil anwenden. Auch können bei solcher Überfüllung weder die studia noch auch die mores genügend überwacht werden [4].

Diese Überfüllung hatte manchmal darin ihren Grund, daß sich zuviele ungeeignete Elemente zu den Studien drängten. Besonders laut werden Klagen darüber

---

[1] Unter den 195 Rhetorikern des Jahres 1697 waren mehr als 30 freiwillige Zweijährige (spontanei biennes). Die Schüler verteilten sich auf die einzelnen Klassen:

	1690	1693	1696 Dez.	1697 Dez.
Kasus	106	87	143	100
Logik	69	73	85	76
Rhet. a	66	141	156	195
b	42			
Poes. a	84	80	85	96
b	53	62	82	67
Synt. a	100	94	111	92
b	52	51	65	79
Synt. a	—	99	114	104
b	—	70	75	74
Gramm. a	—	124	123	126
b	68	68	77	74
Rud. a	107	134	143	137
b	61	80	78	86

[2] Im Jahre 1653/54 hatten nur die drei untersten Klassen je 2 Professoren.

[3] Es muß bemerkt werden, daß es von diesen großen überfüllten Gymnasien nur einige gab, die Mehrzahl der Schulen hielt sich in weit bescheideneren Grenzen. So zählte das Gymnasium des Profeßhauses in Wien in seinen vier Klassen im Jahre 1673: 350, im Jahre 1683 212 Schüler, im Jahre 1683 Judenburg 100, Triest 102, Laibach mit den höheren Fakultäten zusammen 585. Klagenfurt 388 (höhere Studien 140), 1671 Görz 607. Krems hatte 1696—1700 150—179 Schüler. — Vergl. die Zahlen bei den einzelnen Kollegien.

[4] Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 10 (1900) 93.

nach dem Dreißigjährigen Kriege[1]. Vagabundieren und Betteln war an der Tagesordnung, und das ließ sich für junge Leute leichter bewerkstelligen unter dem blauen Studentenmantel. Dieses Treiben wurde um so schädlicher, je mehr es nach dem Kriege an tüchtigen Handwerkern fehlte. In einem Schreiben vom 17. April 1665 an den Provinzial P. Servil. Veihelin hebt Kurfürst Ferdinand Maria hervor, daß zu jetziger Zeit Eltern, wie die Erfahrung gibt, die Gelegenheit suchen, ihre Kinder und zwar sine delectu mehr zu den Studien als zu Handwerken zu applizieren. Deshalb sei es nötig, die untaugsamen, schlechte Ingenia oder sträfliche, mutwillige, unfleißige und vagierende Gemüter mit Verlust der Zeit und auflaufenden Unkosten nit allzulang in den Schulen zu dulden[2].

Einige Jahre später, im Jahre 1669, stellten die bayerischen Stände auf dem Landtag vor, daß insgemein bei allen Handwerkern an qualifizierten Leuten ein großer Mangel erscheine. Obgleich nun zwar Euer Churf. Durchl. dieses schon von selbsten observiert und dessen fast einzig und allein die Ursach erachtet, daß die löbl. Sozietät Jesu in Zeit hero so verschiedene Collegia aufgerichtet und zumal auch alle Knaben, sie seien nun boni vel mediocris Ingenii, und sie haben nun Mittel die Studia zu prosequieren oder nit, zum studieren annehmen, dessentwegen dann auch, wie man vernimmt, bei den Herrn Rectoribus gnädigste Erinnerungen thun lassen. Da aber solche gnädigste Ahndungen lediglich nichts verfangen, indem die ausgemusterten Studenten nach erlangten Testimoniis sich gleich auf andere Collegia begeben, so bitten die Stände Ew. Ch. D. Ihre gnädigst gefaßte Intention zu dem abgezielten Effekt gnädigst bringen zu lassen. Der Kurfürst erklärte in seiner Antwort, diese Erinnerung sei sehr nützlich und notwendig, massen schon vorher zu verschiedenen Malen den Patribus der Sozietät Jesu derentwegen nachdrücklich zugesprochen worden; dieweil aber der verlangte Effekt aus allerhand vorgewendeten Respect und Ursachen noch zumahlen nit zu erhalten gewesen, so werde er auf andere Mittel bedacht sein, das zu erreichen, was des gemeinen Wesens Notdurft und Wolfahrt erfordere[3].

Wie schon früher[4] suchten die Gymnasien durch schärfere Examina die Unfähigen schon in den untersten Klassen auszuscheiden. Zum September 1680 berichtet das Münchener Diarium: Gegen Ende dieses Schuljahres legten um 1 Uhr die Prinzipisten eine schriftliche Prüfung ab in der Klasse der Rudimenta nach Diktat des P. Präfekt. Dann wurden sie am 18. und 19. September vom Präfekt und einem andern Pater mündlich geprüft. Das geschah im Interesse des Gymnasiums, damit nicht durch Pfuschen Unfähige sich einschleichen, wie es im vorigen Jahre geschah, wo man gegen Ende des Jahres allein in der oberen Abteilung der Rudimente 39 wegen hochgradiger Unwissenheit hatte durchfallen lassen müssen. Diese Prüfung wird auch später wieder erwähnt. Durchgefallene Schüler versuchten denn auch zuweilen ihr Glück auf anderen Gymnasien. Zum 1. Januar 1662 heißt es im Münchener Diarium: In diesen Tagen kehrte ein Rhetoriker zu uns zurück, der im vorigen Jahre durchgefallen war. In Ingolstadt, wo es Sitte ist, alle, die ein Jahr Rhetorik gehört, zuzulassen, wurde er in die Logik aufgenommen. Nun wollte er auch hier in die Logik. Das wurde ihm aber abgeschlagen, damit nicht in der Folge sich mehrere in die Logik einschleichen. Er mußte also in die Rhetorik und sein altes Nest zurückkehren, um mehr Federn zu bekommen (ubi magis plumesceret)[5]. Manchmal gelang es aber den Entlassenen, durch Protektion wieder

[1] Vergl. Histor. pol. Blätter 159 (1917) 452 ff.

[2] Wortlaut in Monumenta Germaniae paedagogica 42, (1908) 167 f.

[3] Landtag im Churfürstenthum Baiern vom Jahre 1669 (1802) 325, 339.

[4] Vergl. Geschichte 2, 508 f.

[5] *Diarium Gymnas. Monac. Clm 1551.

Aufnahme zu finden. So berichtet das Münchener Diarium zum 7. Dezember 1672: Heute wurden wiederum gemäß dem kurfürstl. Befehl 43 Schüler von der obern Syntax bis zu den Rudimenta aus dem Gymnasium ausgeschlossen, da sie am Schulschluß das Examen nicht bestanden und nicht aufgestiegen waren. Es wurde bestimmt, daß keiner der Ausgeschlossenen ohne ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten wieder aufgenommen werden sollte. Aber innerhalb ein oder zwei Monaten kehrten alle Ausgeschlossenen bis auf sechs oder sieben wieder zurück und zwar infolge von Fürbitten und Protektionen. Auch in den folgenden Jahren, so 1673 und 1675, wurde das Gymnasium in München „gesiebt", aber ohne durchgreifenden Erfolg. Einige Jahre später erfolgte dann eine neue Mahnung. Zum 5. November 1688 steht im Münchener Diarium: Es wurde das Hofrats-Dekret in betreff des Ausschlusses untauglicher Schüler verlesen.

Unter Max Emanuel glaubte man durch eine weltliche Kommission besser zum Ziele zu gelangen, aber auch hier waren die Verhältnisse stärker. Das Übel war zu sehr mit Zeit und Umständen verwachsen, als daß es vollständig hätte beseitigt werden können. Am 6. Februar 1691 richtete Max Emanuel folgendes Schreiben an den Rektor in Landshut: Demnach von den Handtirungen insgemein geklagt wird, daß sie bald keine Lehrjungen mehr bekommen können, weil Burger und Paurn ihre Knaben zuviel studieren lassen, da doch öfters deren Ingenia nit darnach beschaffen. Daraus erfolgt, daß es alsdann viel liederliche und dem gemeinen Wesen höchst schädliche Leute fast in allerlei Ständen da und dort gibt. Deshalb will die Notdurft erfordern, daß gleich wie wir bereits in dem Gymnasio zu München den Anfang gemacht, als auch bei unsern andern Gymnasien dergleichen Abstellung der gemeinen schlechten und zum Studieren untauglichen Buben bei Zeiten verfügt werde. Deshalb haben wir unserm Kammerer Herrn von Pfetten und Doctor Joh. Jac. Oexle, unsere Räte, die Kommission erteilt mit Euch zu conferieren, damit mit Euch, P. Praefekt usw. eine Visitation und Ausmusterung vorgenommen werde, um die zum Studieren Untauglichen bei Zeiten, und ehe sie in den Schulen erwachsen und weder zu einem Handwerk noch in anderweg sich mehr recht wollen applicieren lassen, von dem Studieren hinweg zu tun. Wir gedenken aber nit die schlechte und arme, wenn sie gute Ingenia und Sitten haben, vom Studieren auszuschließen[1].

Die in diesem Schreiben erwähnte Münchener Visitation fand am 22. November 1690 statt. In dem Münchener Diarium heißt es unter dem 12. November 1690: Dem P. Rektor wurde ein Dekret geschickt, worin verlangt wird die Ausschließung aus dem Gymnasium nicht allein von Armen, die nicht für die Studien hinreichend geeignet sind, sondern auch von andern plebejischen Knaben, die nicht für die Studien in besonderer Weise befähigt sind. Und bald darauf zum 22. November 1690: Heute examinierten in dem Erholungssaale die Kommissäre die Rudimentisten und Grammatiker über Eltern, Alter usw.; einige wenige entließen sie, die übrigen verwarnten sie, daß sie sich besserten, denn der Geheime Hofrat wolle, daß das oben eingeführte Dekret durch die Kommission ausgeführt werde.

Die Visitation in Amberg hatte ebenfalls nur geringen Erfolg. Das Amberger Diarium berichtet zum 17. März 1691: Am 22. Februar wurde uns ein kurfürstliches Dekret zugestellt, in dem eine Reformation des Gymnasiums anbefohlen wurde, daß nämlich die Schüler von niedrigerer Herkunft, die für die Studien nicht geeignet seien, entfernt würden. Zu diesem Zwecke wurden zwei Kommissäre gesandt, die heute die vier untern Schulen und die Schule der Prinzipia be-

[1] Orig. M. R., Jes. 1648. Druck in Monumenta Germaniae paedagogica 42, 170 f.

suchten in Gegenwart des P. Rektors. Von dem Lehrer jeder Schule erbaten sie die Verlesung der Namen der Schüler aus den Katalogen, die zu diesem Zwecke verfertigt waren und Talent, Fortschritt, Fleiß und Sittennote der Einzelnen enthielten, wie es in dem kurfürstlichen Dekrete verlangt wurde. Nach Verlesung der Namen und Musterung aller Schüler erfolgte aber keine Execution, dieselbe wurde auf St. Georgi verschoben. So verlief die ganze Sache, die nicht allein im Gymnasium sondern in der ganzen Stadt große Aufregung hervorrief, ziemlich matt. Trotzdem verließen einige (6) Schüler aus Furcht die Studien entweder ganz, oder sie zogen anderswohin, nachdem sie ihr Zeugnis erlangt hatten, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr zurückkehrten. Am 7. September 1691 wurde das Resultat der Untersuchung verkündigt: nur fünf wurden entfernt und vier zweifelhafte verschoben [1].

Ähnliche Klagen wurden in Österreich laut. Am 21. März 1676 beklagte die Innsbrucker Regierung in einem Schreiben an den Rektor des Innsbrucker Kollegs den Überfluß an Priestern, von denen viele ältere der Regierung zur Last fielen. Deshalb möge der Rektor die Söhne unvermögender Eltern, die nicht besonders talentiert seien, abschaffen. Ähnliche Aufforderungen ergingen 1681 und 1694. Die Stände von Tirol klagten im Jahre 1685, daß zuviel sich den Studien zuwendeten, wogegen an Arbeitern und Handwerkern großer Mangel sei [2].

Im Mai 1666 richtete die Regierung in Graz an den Rektor des Kollegs einen Erlaß, diejenigen Studenten, welche sich nur „mit Petlen ernehren und rudioris ingenii" sind, »ad mechanicas artes« anzuweisen oder abzuschaffen. Am 24. November 1667 erging ein Befehl an den Rektor, eine ordentliche Spezifikation der „armen Studenten und Knaben" einzureichen, weil unter dem Namen von Studenten nit wenig hin und her vagieren und auch sonst unter dem Vorgeben, sie seien Studenten, sich viel zu den Studenten gesellen, durch die dann Diebstähle begangen und andere Ungelegenheiten den Leuten bereitet werden. Dieser Erlaß wurde am 30. Januar 1668 erneuert [3]. Am 5. November 1681 forderte die Regierung eine Spezifikation der Studenten, die sich nicht ex propriis erhalten könnten [4]. In Folge des Türken-Einfalles und der damit verbundenen Teuerung dekretierte am 29. November 1683 die Grazer Regierung, der Rektor möge wegen der zu befürchtenden noch größeren Teuerung, diejenigen Studenten, die sich ex propriis nicht zu verköstigen vermögen oder mit keiner Kondition versehen sind, von dannen abschaffen; sie mögen ihre Studia zu Klagenfurt und Laibach fortsetzen. Ingleich soll der Rektor darob sein, damit nicht gleich ein jeder zu den Studien gelassen werde, sondern allein diejenigen, die eines guten Ingenii sind, zumal jeder Bürger, Bauer, Weinzierl und Tagwerker ihre Kinder, ungeachtet dieselben hiezu nit tauglich, ad Studia applicieren. Hingegen beklagen sich die Handwerker und andere, daß sie derentwegen keine Lehr- oder Schreibjungen haben können. Am 29. Dezember 1683 forderte der Geheime Rat eine Spezifikation der Studenten, die bei den Klöstern die Suppe erhielten mit Name, Geburtsort und Angabe der besuchten Schule. Daraufhin reichte der Rektor Balthasar Miller die verlangte Liste ein. Es waren 107. Er verwendete sich aber lebhaft, daß man wenigstens diejenigen schonen solle, die vom Kolleg die Kost erhielten: es seien brave Studenten und aus ihren Reihen seien schon viele vortreffliche Männer

---

[1] *Diarium Gymn. Amberg.

[2] Lechner, Geschichte des Gymnasiums in Innsbruck 4 (1910) 132 f.

[3] Krones, Geschichte der Universität in Graz (1886) 33 f. — Vergl. Peinlich, Progr. des Gymn. in Graz 1870, 63

[4] Krones 39.

hervorgegangen. Zugleich bat er Rücksicht zu nehmen auf die harte Winterzeit und mit der Verweisung bis auf die wärmere Zeit zu warten. Die schlechten Studenten würden sowieso aus der Schule entlassen; falls sie nicht nach Graz zuständig seien. Letztere könne man nicht ohne Erbitterung der Eltern so rasch entfernen, sondern man müsse den Vätern in Güte nahelegen, ihre Söhne einem andern Berufe zuzuführen. Infolge dieser Vorstellung wurde die Ausweisung bis auf den 20. März verschoben und die Zahl auf 26 herabgemindert; es waren nur solche, die entweder nachlässig im Schulbesuch waren und keinen Erfolg in den Studien hatten oder in ihrem Lebenswandel zu wünschen ließen. Somit erhielten auch weiterhin die Kost an der Kollegiumspforte 63 Studenten, darunter 5 Theologen und 29 Philosophen, meist Krainer und Kroaten; bei den Kapuzinern blieben 19 Studenten in der Armenkost[1]. In Wien erging am 1. Januar 1693 von der Regierung an die Universität ein Befehl, mittellose Schüler gar nicht zuzulassen und alle Schüler, welche nach einem halben Jahre die Hälfte ihrer Mitschüler nicht überträfen, von der Universität ganz abzuschaffen[2].

Die Tendenz der Ausschließung richtete sich später immer mehr gegen die Armen und Bürgerlichen überhaupt. Die Innsbrucker Regierung rügte am 3. Juli 1700, daß zu viele arme und unadelige Kinder zu den Studien appliziert, mithin andern Künsten und Hantirungen zu nit geringem Nachteil des Publici der tauglichen Subjekte beraubt würden. Eine kaiserliche Verfügung verlange, daß keine Mittellosen, die nicht „mit absonderlichen Talenten" begabt, zu den Studien zugelassen, sondern abgeschafft werden sollen. Überhaupt sei den »Ignobilibus« nur zu erlauben, nur ein oder höchstens zwei Kinder studieren zu lassen[3]. Eine ähnliche Tendenz zeigt ein bayerisches Gutachten vom Jahre 1670, das für gemeine Bauernkinder nur ein wenig Unterricht im Lesen und Schreiben zuläßt, etwa des Tags ein Stündlein. Das Studieren soll dem gemeinen Land- und Bauernvolk verboten werden. Die Bürger und Handwerker in den Städten sollen ihre ersten zwei Söhne ohne Rücksicht auf ihr Ingenium für das bürgerliche Gewerbe erziehen, die Handelsleute aber den ersten Sohn dem Berufe des Vaters folgen lassen. Es seien immer noch genug auf den Schulen, wenn die Söhne des Adels, der Räte, Patrizier usw. studieren[4].

Solchen zu weit gehenden Tendenzen haben sich die Jesuitenschulen nicht angeschlossen. Sie verteidigten wie der obengenannte P. Balth. Miller, der spätere langjährige Wiener Hofbeichtvater, das Recht der Armen zum Nutzen für Staat und Kirche.

Bei Gelegenheit eines blutigen Raufhandels zwischen Studenten des Gymnasiums von Amberg setzte der Präfekt P. Balth. Adelmann eine mildere Bestrafung durch, indem er geltend machte, daß manche arme Studenten auch abends sich den notwendigen Lebensunterhalt erbetteln müßten und zwar mit Einwilligung der Regierung. Der untersuchende Landrichter hielt dem Präfekten vor, es dürften nicht so viele Arme zum Gymnasium, besonders nicht zu den Trivialklassen zugelassen werden. Der Präfekt antwortete: Die Gesellschaft Jesu erzeige nach ihren Regeln die gleiche Liebe allen und mache keinen Unterschied zwischen arm und reich, oft finde man unter den Armen hervorragendere Talente. Als der Richter betonte, man müsse die Armen, die unfähig seien, gleich bei ihrer Aufnahme in die Prinzipia zuerst auf ihre Fähigkeiten prüfen, antwortete der Präfekt, das sei theoretisch richtig, aber

---

[1] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 80 f. — Vergl. Krones, Universität Graz 307.

[2] Kink, Universität Wien 1, 401.

[3] Gröber, Jes. Kolleg zu Konstanz 244.

[4] Mitteilungen der Gesellschaft für Erziehungs- und Schulgeschichte 10 (1900) 92 f.

ohne vorhergehende Probe praktisch unausführbar. Wenn sich übrigens die Untauglichkeit in den Rudimenten oder in der Grammatik oder auch in einer andern Schule herausstelle, d. h. wenn einer auch nach zweijährigem Verweilen in derselben Klasse nicht aufsteige, so werde ein solcher nach dem Gebrauch des Münchener Gymnasiums ausgeschlossen[1].

Die gute Mittelstraße hielt auch der Jesuit Christoph Ott ein, der in seinen Ingolstädter Vorträgen zur Förderung der Schulen sehr nachdrücklich für das Studium der begabten Armen eintrat, für alle aber Lesen und Schreiben forderte. Hierbei könnten dann die zu weiterm Studium Untauglichen ausgeschieden werden. Er schreibt im Jahre 1657: So ist aber hierbei das andere Extremum auch mit Fleiß zu verhüten, worin diejenigen Eltern irren, die durchaus aus ihren Kindern ganze Doktor wollen haben, sie haben Köpf und Hirn darzu oder nit, Apollo, der wolls und sag ja dazu oder nit. Das ist nun wieder ein Fehler und Irrsal. Nicht aus einem jeden Hölzlein, wie das Sprichwort lautet, kann man ein adeliches Bild und viel minder einen Doktor schnitzeln. Meine Ermahnung ist bisher nur auf das Schreiben und Lesen gegangen, welche zwei Stück also beschaffen, daß nicht bald ein Mensch zu finden, dem dies in kindlichen Jahren, da wir ein lauter Wachs seind, nit möge gleichsam eingetruckt werden. Da scheint eben bald, ob sie zu fernerm Studieren und höheren Künsten tauglich seien[2].

Nicht aufgenommen werden durften Personen, die als infam galten. Am 22. Mai 1662 heißt es im Münchener Diarium: Ein Schüler der Grammatik hatte sich erhängt, um seiner Familie einen Streich zu spielen, war aber noch rechtzeitig von der Magd losgeschnitten worden. Er wurde ausgeschlossen, damit er nicht als infam unter den ehrbaren (honesti) Schülern sitze. Man hieß ihn trotz aller Bitten der Verwandten zu Hause zu bleiben.

Zu den Infamen gehörten auch die Kinder des Scharfrichters. So berichtet das Amberger Diarium zum 2. April 1687: In die Prinzipia wurden die zwei Söhne des Scharfrichters zugelassen, nachdem der Vater dies von der Regierung und dem Magistrat erlangt und weil hier die Bescholtenheit (Infamia) dieser Personen nicht so bekannt ist. Da sie aber in der Tat infam sind und deshalb auch von den andern Handwerken ausgeschlossen werden, unsere Gymnasien aber nicht tiefer als die Handwerke stehen, so hätten sie nicht aufgenommen werden dürfen, denn weder die Regierung noch der Magistrat könnte dies befehlen. Doch ist zu hoffen, daß die Sache entschieden wird, bevor sie zu den Rudimenten aufsteigen.

In seiner Verlegenheit wandte sich der Präfekt des Gymnasiums in Amberg, Innocenz Piscius, am 4. April 1687 nach München an P. Seb. Grueber: In diesen Tagen mußte ich hier unter unsere Schüler zwei Brüder aufnehmen, die Söhne des Ambergers Henkers. Ich hätte dies nicht leicht getan, wenn höhere Gewalt es nicht befohlen, zumal da der Vater noch jetzt seines Amtes waltet. Was denken die Patres in München darüber? Sind solche wirklich infam? Wenn sie dies sind, dann müssen sie von der Schule ausgeschlossen werden. Ich suspendiere mein Urteil, möchte aber gern das der Münchener hören[3]. Die Antwort ist nicht bekannt.

* * *

Die Einrichtung der **Pädagogen** blieb bestehen. Über ihren Wirkungskreis und ihre Bedeutung mahnt P. Christoph Ott in seiner Hohen Schul der christlichen

---

[1] *Diar. Gymn. Amberg. 9. April 1698.

[2] Hohe Schuel 258. — Vergl. über dieses Buch **Pharus**, 1916, 324 ff.

[3] *Orig. M. R. Jes. 288.

Zucht: Zu den Schulmeistern gehören auch diejenigen, welche den Kindern zugegeben werden, daß sie dieselben in die Schul führen und daheim auch außer der Schule unterrichten. Wir heißen sie Präzeptoren oder Pädagogen; sie sind der Eltern wie auch der Schulmeister gleichsam Statthalter (Stellvertreter), ja soviel als Unter-Vater und Unter-Schulmeister. Auch sind sie nicht von ungefähr und unbehutsam über die Kinder zu stellen, sondern erst nachdem sie wohl erkannt und probiert sind. Dein Roß vertrauest du keinem ungeschickten Stallknecht, damit er dies nicht zu Schanden mache. Wie solltest du dein Kind einem jeden hergelaufenen unbekannten und vielleicht unnützen Menschen anvertrauen?[1]

Die Pädagogen waren deshalb der Gegenstand besonderer Fürsorge von seiten der Schulleitungen. Zum 12. März 1688 notiert das Amberger Diarium: Gestern wurden um 1 Uhr alle Pädagogen und Repetitoren in der Moralschule zusammengerufen, sie erhielten vom Präfekten eine Instruktion, wie sie sich in und außerhalb des Konvikts mit den ihnen anvertrauten Schülern zu benehmen hätten. Am 13. Mai wurden sie wiederum gemahnt, ihre Regeln genauer zu beobachten; vor allem bei der Begleitung zur Schule und nach Hause, und daß sie die Schüler nicht allein herumvagieren lassen sollten, besonders nicht zur Zeit des Studiums.

Die Dienstleistungen für die Schule, Öffnen, Schließen, Läuten, Reinigen besorgten arme Studenten, die dafür bezahlt wurden. Der Claviger (Schließer) in Aachen erhielt als jährliches Honorar zwei Aachener Taler. Die Purgatores, vereinzelt auch Curatores genannt, erhielten ebenfalls ein Honorar. Wenn auch ausnahmsweise ganze Klassen zu Reinigungsarbeiten, sogar außerhalb der Schulräume verwandt wurden, so war doch durchgängig die Reinigung und die Aufsicht über die Instandhaltung der Schulräume und ihres Mobiliars Sache der Purgatores. Verschiedene Male, wenn ein Anschlag die Schüler zum Streik aufforderte, wurde es den Purgatores und einigen andern, die entweder zu den Armen oder den Präzeptoren gehörten, seitens ihrer Genossen freigestellt, ob sie die Schule besuchen wollten oder nicht, um nicht ihre Unterstützung zu verlieren[2].

Der schon früher beklagte Unfug der zu vielen freien Tage[3] nahm nicht nur nicht ab, sondern wurde noch größer, weil die Herren, die um einen oder mehrere freie Tage baten, einen abschlägigen Bescheid immer mehr für eine bedenkliche Verkleinerung ihrer Reputation erachteten. Das Amberger Diarium enthält u. a. folgende Angaben für das Jahr 1672: Am 5. Februar erbaten der kurfürstliche Kommissar und die andern Gäste, die im Kolleg gespeist, drei freie Nachmittage, die am 5., 9., 16. Februar gewährt wurden. Am 26. März war ein freier Nachmittag wegen des Geburtstages des P. Rektors. Als der Rektor im Mai verreiste, gab der Vize-Rektor zweimal einen freien Nachmittag. Am 19. Mai hatten die obern Klassen einen ganzen Tag, die untern einen halben Tag frei, obgleich auch für diese ein ganzer Tag verlangt worden war von dem Herrn Kanzler und den übrigen Herren der Regierung, die sich an diesem Tage selbst zu Tische geladen hatten. Am 14. Juni war der freie Nachmittag, den die Bürgermeister und die Beamten erbeten hatten, die am 10. Juni zur Besichtigung der Mauern des Gymnasiums gekommen waren. Im Juli erhielt das Gymnasium einen ganzen Tag frei zu Ehren eines kurfürstlichen Rates, dessen Sohn am folgenden Tage gedruckte Thesen verteidigte. Im folgenden Jahre 1673 erbat und erlangte ein kurfürstlicher Kommissar aus München, der mit andern Beamten am 7. Februar im Kolleg gespeist, zwei ganze

[1] Hohe Schuel 265 f.

[2] Fritz, Das Aachener Jesuitengymnasium 91 f.

[3] Geschichte 2, 517.

freie Tage für den 7. und 8. Februar. Gab der alte Rektor am 22. August bei der Promulgation des neuen Rektors einen ganzen freien Tag, so mußte der neue Rektor am 29. August dasselbe bewilligen. Am 19. Oktober erbat der Herr Oberforstmeister einen freien Tag, am 25. Oktober der Rentmeister, am 7. November der Arzt, am 18. November die hohe Regierung. Im Jahre 1697 erbat die hohe Regierung, die bei Gelegenheit der Festfeier zu Ehren des heiligen Franz Xaver im Kolleg zu Tisch geladen war, sechs volle freie Tage und zwar zu Ehren des Herrn Statthalters drei, zu Ehren des Herrn Kanzlers zwei, zu Ehren des Herrn von Hartenstein einen. Diese wurden auch bewilligt, zudem noch ein freier Nachmittag, den der Festprediger, ein Franziskaner, erbeten hatte. Diese Tage wurden dann auf die folgenden Wochen verteilt, so daß in jede Woche ein freier Tag fiel. Kurz nach diesen freien Tagen bemerkt der damalige Präfekt des Amberger Gymnasiums P. Balth. Adelmann (seit 6. November 1697), der ein besonders geneigtes Herz für freie Tage gehabt zu haben scheint, in dem Diarium zum 28. Januar 1698: Gestern am 27. Januar waren im Speisesaal als Gäste die Gratiosi Domini Commissarii aus München und die hiesigen Kameral-Beamten. Weil aber bei dem Mahle der P. Präfekt wegen der Schule nicht anwesend war, vergaßen die Münchener Herren Kommissare wie früher drei freie Tage zu erbitten und zwar Dienstage, damit auch die obern Schulen etwas davon haben konnten. Deshalb bediente sich der P. Präfekt eines witzigen Einfalls. Er besuchte am Donnerstag mit dem Lehrer der Rudimenta den Gratiosum Dominum Weinzierl, bei dem der Kommissar wohnte, und stellte dort mit einem Witz für sich und das ganze Gymnasium in dieser Sache als Kommissar in Gegenwart des Herrn Vaters dessen Söhnchen aus den Rudimenten auf, damit dieser neue Kommissar nicht ohne Klage über das neuliche Versehen die ihm aufgetragene Kommission vor dem Herrn Kommissar mit Nachdruck vertrete. Die Sache ging sehr gut und wurde mit Heiterkeit und Beifall aufgenommen, weshalb nicht allein der gewünschte Zweck für die drei freien Tage vollständig erreicht wurde, sondern der Herr Vater Gratiosus Dominus Weinzierl auf dem Zusatz eines vierten Tages über die Gebühr bestand.

In München ging es zuweilen noch höher. Das Münchener Diarium berichtet im Jahre 1653: Als der Kurfürst von Köln (Maximilian Heinrich) 15. Februar 1653 von den Alumnen des Gregorihauses mit Musik und Gedichten im Erholungssaale des Kollegs begrüßt worden, verlangte er acht Tage frei für alle Schüler. P. Rektor milderte dies so, daß diese acht Tage auf die folgenden Wochen verteilt wurden, indem jede Woche am Dienstag die untern Klassen einen halben Tag, die obern einen ganzen Tag frei, dazu noch alle den Donnerstag ganz frei erhielten. Im selben Jahre wurden am 6. Mai die drei geistlichen Kurfürsten von den Zöglingen des Gregorihauses mit Musik und Deklamationen im Kolleg feierlich begrüßt; sie erlangten sechs freie Tage, die aber, wie auch der Kurfürst von Mainz dafürhielt, auf die folgenden Wochen verteilt werden sollten. Im Jahre 1655 erbat der Pfalzgraf von Neuburg, weil ihm das Theater so gut gefallen, fünf freie Tage, am 9. März 1656 der Pfalzgraf von Sulzbach drei freie Tage. Der Kurfürst selbst erbat bei der Geburt eines Sohnes drei freie Tage. Alle diese freien Tage wurden dann nicht ganz und auf einmal gegeben, sondern geteilt, so daß anstatt der drei vollen Tage sechs halbe Tage frei waren.

An andern Orten gings ähnlich[1]. Als der Kurprinz Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg Juli 1687 in Jülich von der studierenden Jugend begrüßt worden,

[1] Über Paderborn viele Beispiele in den *Ephem. Facult. Philos. Univers. Paderborn.

erhielten die Schüler auf seine Veranlassung acht freie Tage, die aber nicht auf einmal, sondern in Zwischenräumen gegeben wurden[1].

Über Dillingen berichtet der Geschichtschreiber der Universität: Anlaß zur Erteilung von Vakanztagen boten die verschiedensten Dinge z. B. die Promotion von Kandidaten, der Amtsantritt eines neuen Rektors, Kanzlers, usw. Eine besonders häufige Ursache der Gewährung von Vakanztagen war die Bitte hochgestellter Persönlichkeiten, die sich gerade in Dillingen aufhielten. „Es war aber nach der herrschenden Sitte für den Rektor oft schwer, wenn nicht unmöglich, eine an ihn gestellte Bitte abzuschlagen." [2] In den Akten der Universität heißt es z. B. zum 4. Dezember 1664 bei Gelegenheit der Verleihung des philosophischen Bakkalaureats: Trotz der vielen Feste wurde für alle ein freier Nachmittag bewilligt, und zum 13. Juni 1663: Von den drei Doktoren und dem Promotor wurde ein ganzer freier Tag erpreßt, und so waren drei Tage hintereinander frei. Zum 11. März 1682 wird bemerkt: Es mußte der ganze Tag freigegeben werden, obwohl schon gestern ein halber Tag frei war und tags darauf wieder ein halber Tag, weil der hochwürdige Koadjutor (Alexander Sigismund) so sehr drängte. Man verlangt fast zuviel[3].

In Aachen werden Verkürzung oder Aussetzung des Unterrichts erwähnt zu Ehren der Musiker am Cäcilientage, der entlassenen Metaphysiker, der mit den Prämien am Schulschluß ausgezeichneten Schüler, des Prämiators, des neugewählten Präfekten der lateinischen Sodalität, eines jeden der beiden Bürgermeister anläßlich ihrer Wahl, schließlich zu Ehren ihres Amtsantrittes. Außer diesen regelmäßig wiederkehrenden gab es noch mannigfache Ehrenvakanzen, so zu Ehren eines neugewählten Stiftsdechanten, eines neuen Kantors der Münsterkirche, eines neuen Vogtmajors in Aachen oder Burtscheider Meiers, der Burtscheider Äbtissin, des Abts von Cornelimünster oder zur Feier patriotischer Ereignisse, so am 13. Februar 1690 wegen Krönung Josephs I. zum römischen König. Beliebt war diese Ehrung für Adelige, die zum Kolleg in Beziehung traten. Kam ein geistlicher oder weltlicher Fürst nach Aachen, so wurde auch wohl auf seinen Wunsch eine Rekreation von mehreren Tagen gewährt, die dann der Rektor über einen angemessenen Zeitraum verteilte. Als der Kurfürst von der Pfalz im Jahre 1697 das Kolleg besucht hatte, wurde vom 19. November 1697 an achtmal während des Winters eine Rekreation zu seinen Ehren angesetzt. Im folgenden Jahr heißt es unter dem 3. Mai: Der Kurfürst von der Pfalz gab den Studenten acht Tage frei, die auf gelegene Zeit nach der Bestimmung des Rektors verteilt werden sollen[4].

Auch Emmerich hatte manche freie Tage, so z. B. häufige Kälteferien, da die Schullokale nicht geheizt waren[5]. Im Januar 1651 wurde der Unterricht wegen Kälte mehrmals gekürzt. Ganze freie Tage gab es im Juni desselben Jahres zu Ehren des Kapitels, des Oberstkämmerer, des Kurfürsten von Brandenburg u. a. Als am 4. Dezember 1651 die Bürgermeister und der Magistrat im Kolleg zu Gast geladen waren, erhielten die Schüler einen freien Tag. Zum 11. Januar 1669 heißt es, daß frei war auf Bitten des Magistrats, der an diesem Tage mit dem Gouverneur vom Kolleg zu Tisch geladen war. Am 22. Februar desselben Jahres war nachmittags frei auf Bitten des an diesem Tage neugewählten Bürgermeisters, ähnlich später. Am 10. April 1671 erbat der neu gewählte Präfekt der Marianischen Kongregation, Kanonikus Lennep, gegen 12 Uhr Erholung, seine

---

[1] Kuhl, Stadt Jülich 2, 224.
[2] Specht, Dillingen 183.
[3] A. a. O. 183 f.
[4] Fritz, Das Aachener Jesuitengymnas. 130 f.
[5] Selbst im Kolleg der Jesuiten gab es nur ein heizbares Zimmer.

Bitte wurde gewährt. Am 13. April kam derselbe Herr wieder und bat um frei von 9 Uhr ab. Die Bitte wurde wiederum gewährt. Am 2. März 1671 war frei von 1/28 Uhr zu Ehren des neuen Richters, der dies durch seinen Diener wünschte. Da der hohe Magistrat am 17. November 1676 im Kolleg gespeist, war zu seinen Ehren am 23. November ein freier Tag und wiederum ein freier Tag am 4. Dezember zu Ehren des Grafen Berg, der am Tage vorher zu Gaste gewesen. Weitere freie Tage gab die damals aufkommende Sitte der Feier des Namenstages, d. h. des Patronsfestes. Zuerst geschieht Meldung, wie der Patron des Rektors gefeiert wurde: Am 18. Juli 1670 war frei von 8 1/2 Uhr durch die Gnade des P. Rektors wegen des Patronsfestes (Friedrich) und des Angebindes (propter festum Patroni et vinculum)[1].

Vereinzelte freie Tage veranlaßte die mancherorts bestehende Sitte, die Schüler zu den öffentlichen Hinrichtungen zu führen. Zum 15. November 1660 heißt es z. B. in dem Münchener Diarium: Gegen 9 Uhr wurden die Schüler zur Hinrichtung eines Kirchenräubers geführt. Derselbe wurde erdrosselt und dann verbrannt. Am 28. Februar 1665 vor Mittag entließ man die Schüler früher zur Hinrichtung eines Schneiders, der gehängt wurde wegen Diebstahls; er war früher über sieben Jahre Laienbruder in der Gesellschaft gewesen. Das Amberger Diarium berichtet zum 9. Mai 1672: Gegen 8 Uhr wurden alle Schüler entlassen zur Hinrichtung eines Soldaten, der erschossen wurde, ähnlich zum 1. Juli 1672. Dann aber heißt es zum 6. Juli: Obgleich in der Früh ein Soldat gehängt werden sollte, wurden die Schüler doch nicht entlassen gemäß der Verfügung des Rektors, da es auch sonst in der Provinz nicht Sitte sei, den Schülern für die Hinrichtung eines Soldaten frei zu geben[2]. Und später zum 5. Mai 1673 wird angemerkt: Ein Soldat wurde neben dem Galgen erdrosselt und verbrannt, die Schüler blieben in der Klasse. Am 5. März 1695 wurden die Schüler vor 8 Uhr entlassen zur Hinrichtung von drei Verbrechern, deren jeder von zwei Patres begleitet war; der Studienpräfekt und zwei Professoren hatten dieselben vorher wiederholt im Gefängnis besucht und getröstet; am 23. April desselben Jahres erhielten die Schüler frei wegen Hinrichtung einer Frau. Auch in Ingolstadt fielen die Vorlesungen bei Hinrichtungen aus. So heißt es in den Annalen der artistischen Fakultät am 23. Januar 1673: Morgens waren keine Vorlesungen wegen Hinrichtung von zwei Soldaten durch den Strang[3] und am 25. Februar 1673 wird vermerkt: Morgens waren keine Vorlesungen wegen der Hinrichtung eines Soldaten, die aber auf einen andern Tag verschoben wurde. Dieselbe fand statt am 27. Februar, nachdem die Universität und die meisten Ordensfamilien bei dem Kurfürsten vergebens Fürbitte eingelegt. Die Vorlesungen fielen aber nicht aus, weil P. Rektor auf den Statuten bestand, wo es (P. 2 c. 1) heißt, daß die Vorlesungen wegen Hinrichtungen ausfallen, es sei denn, daß sich dieselben innerhalb kurzer Zeit häufen[4].

An Bemühungen, dem Unfug der vielen Vakanztage zu steuern, fehlte es nicht. In dem Aachener Tagebuch schreibt der Präfekt zum 5. April 1696: „Von 1/28 Uhr an frei auf Ersuchen des Bürgermeisters Schrick. Das ist schon das sechste oder siebente Mal, daß zu Ehren dieses Herrn freigegeben wurde. Ob man ihm oder

---

[1] Im folgenden Jahre wird auch schon der Namenstag des Präfekten gefeiert, später auch der Namenstag der Klassenlehrer.

[2] Vergl. ebenso 30 April 1692.

[3] *Acta facult. artist. 27. Febr. 1673.

[4] Eine der Leichen wurde von der medizinischen Fakultät gekauft und damit 24 Januar der Anfang der Anatomie gemacht. Diese dauerte acht Tage unter großem Zulauf der Studenten, auch die meisten Professoren der philos. Fakultät waren zugegen. *Acta 24 Januar 1673.

einem andern für die Zukunft willfahren soll, muß der Obere entscheiden." Um die zu häufigen Vakanzen einzuschränken, ergingen an die Schüler Verbote, Auswärtige um Vakanz zu bitten, so am 21. März 1689. Am 15. April 1698 wurde freigegeben auf Wunsch des Bürgermeisters, der Logiker aber, der diese ungelegene Rekreation erbeten hatte, mit ½ Rthlr. bestraft[1]. Unter dem 23. Januar 1696 sprach der Kurfürst Lothar Franz dem Rektor der Mainzer Universität sein Mißfallen darüber aus, daß durch den Rektor der Universität und andere die Jesuiten in ihren Regeln, Gewohnheiten und Übungen „sonderlich auch so deren Auditores und Scholares betrifft mit Bewilligung öfterer Spieltage nicht wenig inquietirt und gehindert werden." Er befiehlt, den gedachten Patribus nichts Widriges zuzumuten, sondern sie ruhig und ungehindert bei ihren Gebräuchen zu lassen[2].

Von Rom aus wandte man sich u. a. gegen große Mißstände in Münster, wo der Fürstbischof Friedrich Christian von Plettenberg (1688—1706) im Fordern von freien Tagen alles Maß überschritt. Der General Gonzalez schrieb deshalb am 14. November 1693 dem niederrheinischen Provinzial: Zu Münster muß der Mißbrauch mit den freien Tagen durchaus abgeschafft werden. Weil dieses weder durch die von Ew. Hochwürden verordneten Mittel noch durch die Bemühungen des Rektors, der mit den freien Tagen zurückhält, erreicht werden kann, mögen Ew. Hochwürden dem Rektor mitteilen, daß ich verfügt habe, er dürfe überhaupt keine freien Tage mehr auf Bitten von Auswärtigen bewilligen und er solle letzteren diese Verfügung mitteilen. Da die Hauptschuld am Fürstbischof lag, verordnete der General am 20. März 1694: Weil die frühere Verfügung unbedingt aufrecht erhalten werden muß, sollen der Provinzial und Rektor zum Bischof gehen und ihm den großen Schaden für die Studien vorstellen und ihn bitten mitzuhelfen, daß einem so großen nicht gutzumachenden Schaden für die Studien in der Folge begegnet werden könne. Wenn der Fürst helfe, könnten sich die andern nicht beklagen, auch sollten alle Patres in Münster in derselben Absicht zusammenwirken. Der Fürstbischof scheint aber die Vorstellungen nicht gut aufgenommen zu haben, denn am 16. Oktober 1694 erwiderte Gonzalez dem Provinzial: Ich verlange nicht, daß der Fürstbischof mit Gefahr schwerer Beleidigung weiter gedrängt werde, keine freien Tage zu erbitten, wenn nur erreicht wird, daß die Domherren und andere Auswärtige in der Folge von solchen Bitten Abstand nehmen und nur im Namen des Fürsten bitten, wenn derselbe dies will. Dann werden sie wohl seltener darum bitten, da ja auch der Fürstbischof, wie Ew. Hochwürden berichten, die vielen freien Tage für schädlich hält. Später entzog Gonzalez allen Rektoren der niederrheinischen Provinz die Erlaubnis, freie Tage zu gewähren, und hielt trotz aller Einwendungen am 2. (19.) Februar 1697 seine Verfügung aufrecht[3].

In dem Memoriale der oberrheinischen Provinzial-Kongregation vom Juni 1655 wird den Lokalobern eingeschärft, daß es ihnen nicht erlaubt sei, von der 37. Regel des Provinzials zu dispensieren und über die gewöhnliche Vakanz hinaus freie Tage ohne wichtigen Grund zu gewähren; es sei unleugbar in diesem Stücke gefehlt worden[4]. Schon vorher hatte der oberrheinische Provinzial Biber dem Rektor des Mainzer Kollegs bei der Visite im Jahre 1654 eingeschärft, er möge sehr selten und nur aus wichtigem Grunde einen freien Tag gewähren, da dem P. General

---

[1] Fritz, a. a. O. 132. — Vergl. 231.

[2] *Rhen. sup. Fundation. f. 440.

[3] Wortlaut bei Duhr, Studienordnung der Gesellschaft Jesu (1896) 70. Der betreffende Brief an den Vizeprovinzial Dirckinck vom 19. Febr. *Ad Rhen. inf. Dort auch die erneute Einschärfung an den Trierer Rektor Dham vom 23. Aug. 1698.

[4] *Acta Congreg. Prov.

die Gewährung der vielen freien Tage sehr mißfalle[1]. Ebenso betont das Memoriale der oberdeutschen Provinzial-Kongregation vom Jahre 1658: Es werden außerordentliche Vakanztage erbeten und bewilligt ohne Grund und Notwendigkeit mit nicht geringem Schaden für die Studien, besonders für das Griechische. Hierbei ist große Mäßigung erfordert und durchaus die 36. Regel des Provinzials in der Studienordnung zu beobachten. Und im Memoriale vom 2. September 1660 heißt es: Auswärtige beklagen, daß in den Gymnasien zuviele freie Tage gewährt werden zum Schaden für die Schüler, deshalb sind die römischen Verfügungen zu beobachten[2]. Einige Jahre später 1664 muß aber der Visitator Schorrer denselben Übelstand beklagen: In mehreren Kollegien und Residenzen hat sich der Mißbrauch eingeschlichen, zu häufig freie Tage zu gewähren zum großen Schaden der Studien. Die Lokalobern können dieselben nur aus gerechter Ursache bewilligen und sollen stets aufzeichnen, wie oft und aus welchem Grund solche bewilligt wurden, und diese Aufzeichnung dem Provinzial bei der Visite vorlegen[3].

Bei den vielen freien Tagen darf ein mildernder Umstand nicht übersehen werden, nämlich daß manche freie Tage doch mit Schulübungen belastet erscheinen. Selbst am ersten Oster- und Pfingstfeiertag war z. B. in Amberg um 2 Uhr Deklamation der Rhetoriker und Ostermontag und Pfingstmontag Deklamation der Humanisten[4].

* * *

Wie es den Jesuitenschulen fortgesetzt an vielfacher Anerkennung nicht fehlte, so erfolgten von Zeit zu Zeit immer wieder lebhafte Angriffe besonders von seiten der Protestanten. Der streitbare Hamburger Prediger Johann Friedrich Mayer bezeichnet es als eine große Gewissenlosigkeit, wenn Protestanten ihre Kinder in die Jesuitenschulen schicken, weil dadurch „die armen unschuldigen Kinder von ihren Eltern vom seligmachenden Glauben ab und zu den vermaledeiten Päpstern d. i. in lauter Abgrund der Höllen geführt werden" ... Die Jesuiten — ketten die Kinder „mit Lieb-Tränken und Schwarzkünstlereien an sich." Bei den Jesuiten sind „Zauberei, Teufelskünste, heimliche Hinrichtung und alle Scheußlichkeiten im Schwunge." Auch in rein materiellen Dingen zeigt sich, daß Mayer keine Ahnung von der Wirklichkeit hat. So meint er z. B. „auf jeden jesuitischen Schulmeister kommen aufs wenigste jährlich 3000 Gulden." [5]

Bei solchen Anschauungen braucht man sich nicht zu verwundern, wenn man auch mit Verboten gegen die Jesuitenschulen vorging. Die preußische Regierung richtete am 6. Januar 1675 einen Erlaß an den Statthalter von Preußen, Herzog von Croy, in dem es heißt: Wir halten es für sehr dienlich und gut, wenn Ew. L. nebst Unsern Oberräthen diejenigen Eltern, die etwa Kinder bei den Jesuiten haben, erinnern wollten, daß sie ihre Kinder wegnehmen möchten, auch andere, so die ihrige annoch dahin zu bringen etwa geneigt und Willens, davon ernstlich abmahnen wollten[6].

Im Jahre 1684 erging von Berlin-Cölln am 27. März ein Erlaß an die preußischen Regierungen Halberstadt, Minden, Kleve 2c.: „Es ist durch die tägliche Erfahrung und vielfältige Exempel bekannt, daß die von evangelischen Eltern erzeugte Jugend, wenn dieselbe bei den Jesuiten zur Schule gehet, wo nicht sofort zur papistischen Religion verführet, jedoch mit solchen Prinzipiis gemeiniglich unbeirret

[1] *Memoriale Coll. Mogunt.

[2] *Acta Congreg. Prov.

[3] *Memoriale des P. Chr. Schorrer 1664.

[4] Vergl. *Diarium Amberg. 1672.

[5] Der an Päpstliche Örter reisende und daselbst wohnende Lutheraner. Unterrichtet von Joh. Friedr. Mayern. Leipzig o. J. (1680—90) 141 ff. — Vergl. über den Prediger Waldschmidt das Kapitel über Besessenheit und Hexenwahn.

[6] Lehmann, Preußen und die katholische Kirche 1, 320.

wird, daß dieselbe hiernächst schlechten Eifer in der wahren Religion zu haben, sondern mehrerenteils dieselbe wohl gar zu verlassen und dem Papsttum anzuhangen pflegt . . . (Um dem zu begegnen) haben wir in Gnaden resolviret, in allen Unsern Landen allen Unsern der evangelischen Religion zugethanen Unterthanen, wes Standes und Wesens dieselbe sein, ernstlich zu verbieten und nicht zu gestatten, ihre Kinder bei den Jesuiten ferner zu erziehen oder in die Schule gehen zu lassen. Und befehlen euch demnach hiemit in Gnaden, solches alldort im Lande kund zu tun und bei einer willkürlichen Strafe alle Erziehung und Information der evangelischen Kinder bei den Jesuiten, es sei in oder außer Landes, ohne Unsern ausdrücklichen gnädigsten Konsens gänzlich zu inhibiren, auch bei begebenden Fällen solche verwirkte Strafe von den Kontravenienten wirklich beizutreiben."[1] Daraufhin erstattete am 4. Mai 1684 die preußische Regierung in Königsberg folgenden Bericht: Wir haben den Befehl wegen der Jesuiten-Schulen befolgt. „Hierbei aber können Wir nicht bergen, daß bishero die Jugend in Stilo und Oratoriis bei den Jesuiten besser als an den andern Schulen unterrichtet worden, welches einen und den andern veranlaßt, seine Kinder dahin zu geben. Denn in den andern Schulen findet sich daran ein großer Mangel: weswegen die Akademien und besonders der Professor Eloquentiae die Unterlassung der Actuum Oratoriorum damit entschuldigt, daß kein solche Subjecta aus den Schulen zu ihnen kommen, die der lateinischen Sprache mächtig oder etwas elaboriren können."[2]

* * *

In gleicher Weise wie die Gymnasien entwickelten sich die Universitäten, bildeten dieselben ja mit den Gymnasien ein eng verbundenes Ganze; auch hingen sie durchgehends von dem Gymnasium als ihrem Unterbau ab.

Wo wir an den Gymnasien eine große Schülerzahl treffen, sind die Zahlen bei den Universitäten entsprechend gleich hoch. Beispiele bieten dafür u. a. Wien und Graz. In Wien zählte das „akademische Gymnasium" im Jahre 1690 1520 Schüler, davon kamen auf die höheren Studien Philosophie und Theologie 764; im Jahre 1694 entfielen von den gesamt 1750 Studenten 850 auf die Universität, darunter allein 300 auf die Logik. Im Jahre 1700 zählte die Logik 322, die Physik 185, die Metaphysik 129, die Moral-Theologie (abgekürzter Kurs der Theologie) 253, die spekulative Theologie 320 Hörer. Ähnlich war es in Graz. Von den 1132 Schülern des Jahres 1694 entfielen auf die Philosophie 365, auf die Moraltheologie 39, auf die scholastische Theologie 144. Im Jahre 1700 zählte man 300 Philosophen und 159 Theologen. Im Jahre 1686 melden die Jahresberichte, daß die Zahl der Hörer so groß war, daß die Hörsäle sie nicht fassen konnten und viele stehend oder kniend schreiben mußten.

Neben den Universitäten entstanden dann immer mehr kleine Akademien, d. h. Gymnasien mit einem philosophischen und theologischen Kursus. Der Grund, weshalb an so vielen Gymnasien noch Logik und Moral (Casus) beigefügt wurden, wird in den Stiftsbriefen deutlich ausgesprochen: man wollte es auch den Söhnen armer Eltern ermöglichen, die für einen Priester nötige Ausbildung ganz am Heimatsorte zu erwerben.

So bekennen „Bürgermeister und Rat der kurf. bayer. Stadt Mindelheim" in der Urkunde vom 9. September 1659: Nachdem wir allhier ein neues Gymnasium den Herrn Patribus Soc. Jesu aufgericht, aber der armen Eltern Notdürf-

[1] Lehmann, Preußen und die katholische Kirche 1, 145 f. Die Ausführungsbestimmungen gedruckt bei Mylius, Corp. Const. Magd. 1, 91.

[2] Lehmann, a. a. O. 1, 324.

tigkeit nit zu genügen vorgesehen ist, wenn nit zu den sechs bisher gelehrten Schulen auch Logica und Theologia moralis gestoßen werden. Viele aus unsern Bürgerskindern sind nach absolvierter Rhetorik zu Handwerkern allbereits untauglich, der große Geldmangel oder auch wol Armut läßt nit zu, solche anderwärts hinzuschicken, somit alle Mühe und Arbeit umsonst gewesen. Um diesem Übel zu begegnen, haben wir beschlossen, obgemeldten Herrn Patribus zu einiger ewigen Stiftung jährlich jederzeit auf St. Michael 100 fl. in Gold zu geben, dann den neuen Gymnasio Bau zu erhalten und drittens alles notwendige Brennholz für die Schulen zuführen zu lassen, viertens für Praemia, Periochas und Pulsatoren 30 fl. zu geben, endlich die jährl. Steuer von 2 fl. 39 kr. auf dem Regelschen Hause nachzulassen. Die Patres hingegen werden ihrem Beruf und Institut gemäß, maßen bishero mit den andern Schulen von Anfang ihrer Ankunft rühmlich geschehen, das Kolleg mit tauglichen Patres versehen, damit die beiden oben genannten Schulen gelehrt werden[1]. Ebenso heißt es in dem Vergleich vom 4. Dezember 1662 zwischen dem Rat von Straubing und dem Rektor des Kollegs: Die Herren Patres Soc. J. haben allhier zu Straubing durch die Gnade Gottes mit der Jugend in studiis humanioribus solcher gestalten bis anhero zugenommen, daß die Ehre Gottes je länger je mehr befördert, und man insgemein nichts mehr verlangt, als daß auch die Logica und Casus conscientiae möchten dozirt werden. Dies wäre zur Beförderung des geistlichen Standes, indem nit ein Jeder die Mittel, an andern Orten die Studien zu prosequiren, sondern bishero etliche aus Armut davon wieder ablassen müssen. Da die Patres bereit sind, wenn die Mittel für die beiden Professoren geboten, wird der Rat von 1663 an für jeden der beiden Professoren 125 fl. alljährlich bezahlen[2].

So sehr man diesen Wünschen der Städte nachzugeben und dem herrschenden Priestermangel abzuhelfen bestrebt war, so verhehlte man sich doch nicht die Schattenseiten dieser Entwicklung. Als man auf Bitten der Stadt Mindelheim dort dem Gymnasium Logik und Moral angegliedert, schrieb der General Nickel am 8. November 1659 dem Provinzial Muglin: Bei dieser Gelegenheit habe ich geglaubt, Ew Hochwürden mahnen zu sollen, daß mir diese Vermehrung der Professoren nicht gefällt, sowohl deshalb, weil es schwierig ist, in einer einzigen Provinz soviele Professoren zu finden, die das Amt mit Ehre versehen können, als auch außerdem, weil durch diese Vervielfältigung die Universitäten nicht wenig an Zahl der Hörer und somit an Glanz verlieren. Deshalb werde ich mich in Zukunft mit Erlaubnissen für deren Einführung sehr schwierig zeigen, ja ich wünsche sogar, daß solche Professuren, wo es ohne Anstoß geschehen kann, eingezogen werden[3].

Wie von den kleinen Akademien fürchteten die Universitäten auch Abbruch von den Klosterstudien besonders wenn dieselben das Recht beanspruchten, öffentliche Disputationen zu halten. Früher (1627) war in Rom entschieden worden, daß die öffentlichen Disputationen in den Kirchen der verschiedenen Orden zu Wien von der Universität exemt und nicht zu beanstanden seien[1]. Im Jahre 1681 ließen die unbeschuhten Augustiner Thesen drucken mit der Ankündigung ihrer öffentlichen Verteidigung. Die Universität ließ bei dem Provinzial dagegen Klage führen, weil dies gegen die Privilegien der Universität verstoße. Der Provinzial erwiderte, er habe die Disputation, die ohne sein Wissen angeordnet worden, nicht mehr hindern können, aber Sorge getragen, daß der ganze äußere Apparat mit Pauken und Trompeten weggefallen sei; in der Folge werde er vorbeugen. Die Akten der philo-

---

[1] *Orig. Perg. M. R., Urkunden, Mindelheim, Jes. 1.
[2] *Kop. M. R. Urkunden, Straubing, Jes.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] Geschichte 2, 552.

sophischen Fakultät traten für die Berechtigung der Forderung der Universität ein und suchen sie zu rechtfertigen. Keine Universität — so heißt es in den Akten — duldet, daß Private privatim lehren, noch weniger aber öffentlich. Deshalb kann ohne Bewilligung des Rektors und des Konsistoriums nicht einmal eine Landschaftsschule errichtet werden. Auch die Patres der Gesellschaft wagen öffentlich zu lehren nur gestützt auf die päpstlichen und landesherrlichen Privilegien oder infolge der Inkorporation in die Universitäten. Die Universität hat sich derartigen Versuchen stets widersetzt. Denn wenn jedes Kloster unter diesem Titel Studenten an sich zöge, so würde die so große Menge der Klöster der Universität großen Schaden zufügen. Damit diese blühe, sucht das Konsistorium mit vollem Recht derlei Privat-Vorlesungen zu hindern, weshalb auch nicht allein die Thesen, sondern auch Titel und Widmungen von den Revisoren genau geprüft werden. In der Folge wird auch scharf gegen diejenigen Drucker vorgegangen, die ohne Billigung und Unterschrift der Zensoren etwas dergleichen drucken[1].

In Wien gelangten die Jesuiten zu einen endgültigen Abkommen mit der Universität. Die Pragmatische Sanktion Ferdinands II., welche das Verhältnis zwischen Universität und Jesuiten regelte, war infolge verschiedener Umstände noch nicht ganz zur Ausführung gekommen. Im Jahre 1652 kam man nun überein, alles endgültig zu regeln. Am 10. Januar 1653 wurde der Vertrag abgeschlossen[2]. Die Stipendiaten, die früher in den Bursen der Universität ihre Unterkunft fanden, werden in der Zahl von 40 in das Seminar St. Ignatii auf Präsentation der Universität aufgenommen und dort in einem eigenen Teil wie die andern Alumnen gehalten. Da es aber, so besagt der Vergleich, nicht möglich ist, wie früher vereinbart wurde, für 35 fl. einen Stipendiaten zu unterhalten, wurde beschlossen, für jeden Studenten zu den 35 fl. jährlich 25 fl. hinzuzufügen, so daß mithin auf jeden Stipendiaten 60 fl. kommen. Um die dafür benötigte Summe von 2400 fl. zu erhalten, werden das Kolleg und die Universität je 200 fl. zulegen. Der Unterhalt der Stipendiaten wird sein wie der der Seminaristen 3 Gerichte außer dem genügenden Brot für jeden Tisch und ein Sextar Wein für jeden Stipendiaten; Bett und Bettzeug wird ihnen geliefert. Ferner verspricht die Gesellschaft, den Steinbau gegenüber dem Kloster der Dominikaner so schnell als möglich zu vollenden und darin je einen Raum für die Zusammenkünfte der philosophischen Fakultät, ferner ein Auditorium für die Vorlesungen der Mediziner und endlich einen großen Raum für die Universitätsbibliothek zur Verfügung zu stellen, zu denen die Universität stets freien Zugang und die Schlüssel erhalten wird, während das Eigentumsrecht der Gesellschaft verbleibt. Die oberste Aufsicht über die Bibliothek hat stets ein Pater der Gesellschaft, der vom Rektor des Kollegs bestimmt wird; diesem werden von der Universität wenigstens zwei Bibliothekare beigegeben, welche die unmittelbare Leitung und Aufsicht haben, allem Schaden vorbeugen und dafür der Universität verantwortlich sind. Für das frühere Goldberg-Haus gibt die Gesellschaft das Haus Scholz auf St. Johann, damit dort die Bettelstudenten frei von allen Auflagen wohnen können. An Stelle der früheren Einkünfte aus dem Goldberg läßt die Gesellschaft 150 fl. nach von dem Stipendium, das sie von der Universität für die beiden theologischen Vorlesungen erhält. Alle öffentlichen Akte der Disputationen und Repetitionen werden mit Bewilligung des Rektors der Universität gehalten, die Verzeichnisse der Vorlesungen werden jährlich mit der Unterschrift des Rektors gedruckt. Die Gesellschaft

[1] Seb. Mittersdorffer, Conspectus Hist. Univers. Viennens., 306 f. — Vergl. Kink, Geschichte der Universität Wien 1, 415.

[2] Seb. Mittersdorffer, Conspectus Hist. Univers. Viennens., p. 268, Wortlaut des Vertrages im Anhang 31 ff., bei Kink 3, 475 ff.

verspricht auch den Studenten des Jus und der Medizin wie für die Hörer ihrer Vorlesungen zur Erlangung von Stellen als Pädagogen behilflich zu sein. Die Universität erklärt, daß bei genauer Beobachtung dieser Übereinkunft alle ihre Ansprüche befriedigt seien, daß sie nichts weiteres von den Jesuiten fordern und dieselben als wirkliches Glied der Universität stets beschützen werde. Nach Abschluß des Vergleiches reiste auf die Bitte des Rektors Magnifikus Wilh. Managetta der Rektor des Kollegs P. Ferdin. Herberstein nach Regensburg und erlangte dort (20. März) die Bestätigung des Kaisers und zugleich die Bewilligung von 10000 fl. als Beihilfe für die Stipendiaten. Die völlige Ausführung der einzelnen Bestimmungen konnte wegen Erkrankung des Rektors Magnifikus erst im Jahre 1654 stattfinden[1].

Im Laufe des 17. Jahrhunderts war die Regierung bestrebt, die Privilegien, welche die Jesuiten für ihre Schulen genossen, zu wahren und zu vermehren[2]. Der Glanz bei den akademischen Feierlichkeiten, die Beteiligung des Hofes an denselben, sowie der Wetteifer der Studenten erhöhten den Ruf der Universität. Bei den Promotionen und Disputationen fand sich ein sehr zahlreicher Adel ein. Seit 1662 erwirkten die Patres für besonders ausgezeichnete Schüler die Gnade sub auspiciis zu disputieren. Bei dieser Gelegenheit beschenkte der Kaiser den Disputanten mit einer goldenen Kette. Noch festlicher gestaltete sich dieser Akt, wenn zuweilen die Disputation in der kaiserlichen Burg im Beisein des ganzen Hofes stattfand, wobei dem Rektor und den Würdenträgern der Universität der Platz unmittelbar nach den Ministern eingeräumt wurde. Aus diesem Anlaß scheint dann auch das von der philosophischen Fakultät ausgeübte Recht entstanden zu sein, an die in solcher Weise ausgezeichneten Studenten den Adel zu verleihen[3].

Bei einer von Kaiser Leopold am 18. Februar 1687 angeordneten Untersuchung über die Zustände der Universität, die vielfach zu wünschen übrig ließen, äußerte sich die Kommission in ihrem Bericht an die Regierung vom 7. September 1688 über die Lehrtätigkeit der Jesuiten: Die theologischen und philosophischen Studien werden von der Sozietät Jesu „sine ullo defectu höchstruemblich" versehen[4].

Die in der Interessen Kollision wurzelnden Streitigkeiten fanden auch an andern Universitäten ihren Abschluß. Die Jahresbriefe des Freiburger (Breisgau) Kollegs vom Jahre 1700 berichten: Von dem größten Vorteil für das Kolleg war die endlich in diesem Jahre erfolgte Beilegung des Streites, den das Kolleg schon seit vielen Jahren ja schon vom Beginn seiner Lehrtätigkeit an der Akademie mit den weltlichen Professoren geführt hatte. Oft wurde der Friede angebahnt, zuweilen auch abgeschlossen, niemals aber dauernd. Er konnte nur als ein Waffenstillstand erscheinen, der so lange gehalten wurde, als er der Gegenseite nützlich war. So wurde das Tribunal des Kaisers ermüdet bald durch unsere bald durch die gegnerischen Klagen; dasselbe gab bald dieser bald der andern Partei Recht, ohne je die Sache restlos zu entscheiden. So geschah es, daß zuweilen die Sieger, zuweilen die Besiegten mit neuem Mut den Kampf wieder aufnahmen.

Dies ist in der Tat ein richtiges Bild des in Freiburg hin- und herwogenden, vielfach sehr unerquicklichen Kampfes zwischen der Universität und den Jesuiten. Hier können die verschiedenen Phasen des Streites nur kurz skizziert werden. In den sechziger Jahren handelte es sich besonders um die Zahl der in den Senat

---

[1] Mittersdorffer, Conspectus 268 ff., Kink, Universität Wien 3, 482.

[2] Dazu gehörte auch die Erteilung der Mautfreiheit für alle der Sozietät in Österreich zugeführten Effekten und Viktualien, 28. Juni 1673 Cod. Austr. 3, 201.

[3] Kink, Universität Wien 1, 420 f.

[4] Kink, Universität Wien 1, 398.

zuzulassenden Jesuiten[1]. Die beiden Professoren P. Adam Burghaber und P. Joh. Antonius waren für die Rechte der Universität eingetreten. Als diese entfernt wurden, wollte die Universität die an ihre Stelle getretenen Patres nicht gleich wie die früheren als Senatoren anerkennen. Die Sache ging dann an den Kaiser. Darüber beklagte sich der Bischof von Konstanz. Der General Oliva suchte vermittelnd einzugreifen. Am 20. April 1669 schrieb er an den Provinzial Raßler: Ich mache mir Sorge darüber, daß der Bischof von Konstanz sich beklagt über Verletzung seiner Rechte von seiten des Rektors von Freiburg, der den Streit zwischen der Akademie und dem Kolleg vor den Kaiser gebracht habe. Ich möchte doch nicht, daß den Bischöfen, denen wir alle Rücksicht schuldig sind, Anlaß zu Klagen gegeben würde. Deshalb wäre es mir lieber, von unserm Rechte etwas preiszugeben, wenn dies ohne größeren Nachteil geschehen könnte. Ew. Hochwürden mögen also mit Klugheit mäßigend vorangehen und dem Bischof so gut wie möglich Genüge leisten. Als dann P. Raßler dem General die Gründe für das Vorangehen auseinandergesetzt, antwortete dieser am 15. Juni: Die Gründe für die Übertragung der Sache an den Kaiser scheinen stichhaltig, aber dennoch muß man sich Mühe geben, den Bischof von Konstanz zu besänftigen und zu gewinnen[2]. Ähnlich schrieb Oliva unter demselben Datum an den Freiburger Rektor Molitor: Wenn die Sache sich so verhält, wie Ew. Hochwürden am 21. Mai berichten, scheint mir bei der Anrufung des Kaisers zwar nicht gefehlt worden zu sein, aber wenn diese Überzeugung nicht auch denen beigebracht wird, die sich verletzt fühlen, kann ich mich doch nicht ganz beruhigen. Deshalb wünsche ich sehr, daß Ew. Hochwürden den Bischöfen von Konstanz und Basel überall die größte Ehrfurcht und alle Dienste erweisen und in diesen Angelegenheiten den Winken des P. Provinzials gewissenhaft Folge leisten[3].

Kaum schien dieser Streit durch Entscheidungen von kaiserlichen und bischöflichen Kommissionen[4] beigelegt, brach ein neuer Streit aus über Präcedenz und Primariat in der theologischen Fakultät. Auf die Zitation des Bischofs von Konstanz vom 24. Februar 1673 wegen Unterhandlung über diese beiden Punkte, wandte sich der Rektor des Kollegs am 27. Februar an die Regierung mit Anrufung der früheren kaiserlichen Entscheidung zugunsten der Jesuiten. Die Regierung entschied, daß die vom Bischof auf den 2. März angesagte Transaktion zu verschieben und vorher ein freundschaftlicher Vergleich anzubahnen sei. Die Kommission der Bischöfe von Konstanz und Basel stellte am 8. März 1673 der Regierung vor, der Streit in der theologischen Fakultät sei eine kirchliche Sache und gehöre vor die Bischöfe. Die Entscheidung des Kaisers sei von den Jesuiten erschlichen; die weltlichen Theologie Professoren hätten sich dem Entscheid der bischöflichen Kommission unterworfen, und dasselbe erwarte die Kommission von den Jesuiten. Die Theologie Professoren der Jesuiten begründeten aber ihre Weigerung, vor der bischöflichen Kommission zu

---

[1] Vorher hatte über die beiden Professuren der Heiligen Schrift und der Kontroverse eine Verständigung stattgefunden: Transactio inter Univers. et Colleg S. J. d. 12 Mart. 1667 ratione Prof. S. Script. et Controv. Freiburg, Arch. der Univers. Colleg. S. J. Friburg.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Germ. sup. Auch die weiteren Briefe des Generals mahnen unausgesetzt zum Frieden, daß doch endlich dem Streite ein Ziel gesetzt werde. — Vergl. 18. Jan. 1670 an Raßler, 30. Aug. 1670 und 10. Jan. 1671 an Molitor. Mehr Einzelheiten in den Briefen und Denkschriften von P. Adam Burghaber (bes. 5. Mai 1666) und den Rektoren Henrich und Molitor in Karlsruhe G. L. A. Freiburg Jes.-Kolleg 1620—1694 (2191) und in der Enarratio historica. Freiburg Universität 1618—1750 (640).

[4] Eine kaiserliche Entscheidung vom 16. Dez. 1670 und eine Entscheidung der kaiserlichen und bischöflichen Kommission vom 6. Aug. 1671 und wiederum eine kaiserliche und bischöfliche Declaratio vom 24. Sept. 1672 in Freiburg, Arch. der Univers. Colleg. S. J. Friburg.

erscheinen mit der Exzeption, die ihnen infolge der kaiserlichen Deklaration zustehe. Der General Oliva sprach in einem Briefe vom 15. April 1673 an die Bischöfe von Basel und Konstanz sein Bedauern aus, wenn die Patres die bischöflichen Rechte mißachtet; er werde dem Provinzial eine entsprechende Weisung zugehen lassen[1].

Eine neue noch heißere Quelle des Streites öffnete sich bald durch die Verlegung der Universität von Freiburg nach Konstanz. Im Frieden von Nymwegen (1678) hatte der Kaiser Freiburg an die Franzosen abtreten müssen, die es seit dem 16. November 1677 besetzt hielten. Ludwig XIV. verlangte, daß auch die Universität französisch werde; der Kaiser und der Reichstag in Regensburg hielten daran fest, daß die Universität mit ihren zum Teil in Schwaben gelegenen Gütern ein von der Stadt vollständig unabhängiges Institut sei. Die Mehrzahl der Professoren war mit Archiv und Insignien aus Freiburg geflüchtet. Ludwig XIV. errichtete dagegen in Freiburg ein „Studium Gallicum" oder „Association aller Wissenschaften" als neue Akademie, die am 6. November 1684 eröffnet wurde. Ihr wurden die der Freiburger Universität zugehörigen Güter im Elsaß und Breisgau zugewiesen. Die ausgewanderten Professoren kamen am 23. November 1685 nach Konstanz zur Transferierung der Freiburger Albertina. Dieselbe wurde am 4. April 1686 in der Aula des Jesuiten Gymnasiums in feierlicher Weise für eröffnet erklärt, konnte aber erst November 1687 ihre Vorlesungen beginnen und zwar in einem von der Stadt gemieteten größern Hause[2].

Die Jesuiten beteiligten sich im Interesse der Jugend nicht allein an der französischen Neugründung in Freiburg, sondern suchten auch an der nach Konstanz transferierten Albertina ihre alte Stellung zu behaupten. Schon im Jahre 1685 hatten einige Laienprofessoren versucht, sich in Konstanz ihrer Kollegen aus dem Jesuitenorden zu entledigen, aber der Statthalter der vorderösterreichischen Länder in Innsbruck, Herzog Karl von Lothringen, entschied am 23. November 1685, daß alles wie in Freiburg zu verbleiben habe. Nun verlangten die Laienprofessoren wenigstens die Übertragung der Professur des Kirchenrechtes an einen Laien. Darin gab die Innsbrucker Regierung nach. Ein neuer Streit entstand über die Kontroverse. Dieselbe war als tägliche Vorlesung 1661 von Jakob von Wolfegg am Kolleg in Konstanz gestiftet worden und die Jesuiten wünschten, dieselbe an der Universität beizubehalten, indem sie meinten, daß eine einmalige wöchentliche Vor-

---

[1] Weiteres Karlsr. G. L. A. l. c. 640. Der Brief des Generals lautet: Nihil unquam maiori cura commendavi P. Rectori Collegii Friburgensis, et ceteris omnibus, quotquot ibi sunt, quam ut pacem atque concordiam cum reliquis ejus Academiae Professoribus summo studio colant, utque praesertim CC. VVras omni observantia, submissione, obsequio prosequantur. Quare perquam mirum mihi accidit, quod illi nova identidem moliri, per quae Academiae quies turbetur, et CC. VVrarum iuribus, auctoritatique derogare dicantur. Dabo igitur in mandatis P. Provinciali, ut, quod dudum commendavi, quam exactissime servari curet, atque illud inprimis, ut nihil omnino fiat, quod in CCum VVrum iniuriam vergere quoquo modo videatur: satis enim mihi perspectum, quot, quantisque nominibus utrique Ipsarum Societas nostra devincta sit. Haec ipsa vero CCum VVrum in nos benevolentia sperare me iubet, easdem quoque operam suam, auctoritatemque in hoc collaturas esse, ut pristina quies, atque tranquillitas, quam optamus unice, in Academia illa restauretur. Quare considerent rogo, quinam e Professoribus res novas moliantur, quinam vero veteres servare, atque tueri velint. Ego enim tantorum Praesulum, Principumque iudicio meum libens submittam. Et certe tantum abest ut verear, ne CC: VVrae concessa nobis dudum beneficia imminuta velint. ut plura potius ac maiora, sicubi opus foret, ab Ipsarum benevolentia mihi promittam. Precor itaque Divinum Numen, ut CC. VVras nostro et communi omnium bono quam diutissime servet incolumes. *Epp. ad. Externos.

[2] Vergl. Gröber, Jes. Kolleg in Konstanz 104 ff.

lesung an der Universität dafür kein genügender Ersatz sei. Der Konstanzer Bischof Johann Franz von Praßberg erklärte sich aber gegen den Vorschlag der Jesuiten; die Verpflichtung der Wolfeggischen Stiftung wolle er selbst übernehmen und das Kolleg davon absolvieren; es werde derselben durch die Vorlesungen der Jesuiten über scholastische Theologie schon Genüge geleistet. Den Gehalt für den zum Professor der Kontroverse ernannten Weltpriester werde er aus eigenen Mitteln bestreiten[1].

Es verblieben also den Jesuiten zwei Professuren für scholastische Theologie eine für Moral, zwei für Philosophie. Um Streitigkeiten zu entgehen, beantragten die Jesuiten, das Gymnasium als unabhängig von der Universität zu erklären. Diesem Wunsche wurde willfahrt, und so eine Quelle von Mißhelligkeiten zwischen dem Rektor Magnifikus und dem Rektor des Kollegs wegen der Disziplin am Gymnasium glücklicherweise verstopft.

Kaum war die Albertina in Konstanz wieder eröffnet, so entbrannten auch hier Streitigkeiten der Universität über Gerichtsbarkeit und Vorrang mit der Stadt, über Vorrang mit dem Domkapitel, über Ausschreitungen der Studenten mit der österreichischen Besatzung. Damit nicht genug, banden die weltlichen Professoren immer wieder mit den Jesuiten an. Von den Jesuitenprofessoren erhielten nur drei eine Besoldung von 200 fl., weil die andern ohnedies in Konstanz doziert hätten. Die Laienprofessoren erhielten 300—500 fl. und verlangten die Ausbezahlung für sich in Reichswährung, für die Jesuiten aber den kleinen Gehalt in Konstanzer Währung (100 fl. Reichswährung = 83 fl. 20 kr. Konstanzer Währung). Die Laienprofessoren beanstandeten überhaupt die Zahlung an die Philosophie Professoren, weil deren Ordensgenossen an dem Studium Gallicum „die breisgauischen Gefälle verzehrten und die Jesuiten somit über Gebühr bezahlt wurden". Die Konstanzer Jesuiten konnten aber nicht verhindern, daß die Franzosen die Jesuiten Professoren in Freiburg aus solchen Gefällen bezahlten[2].

Anstatt zu streiten, hätten die weltlichen Professoren besser daran getan, ihre Pflichten genauer zu erfüllen. Eine Visitation im Jahr 1688 stellte fest, daß der Professor der Medizin im ganzen Jahre 1687 keine Vorlesungen gehalten und die Professoren der Institutionen und der Heiligen Schrift fast das ganze Jahr Ferien gemacht und doch den Gehalt von 500 bezw. 300 fl. bezogen hätten. Die Laienprofessoren, die im Kolleg die Veranlassung der Visitation suchten, gedachten sich dafür zu rächen. Sie veranlaßten die Dominikaner, die sich schon 1667 in Freiburg gegen die Jesuiten „für einen Blasbalg" hatten brauchen lassen, sich um Professuren der Philosophie und Theologie zu bewerben. Die Jesuiten waren gegen diese Bewerbung, weil sie durch die thomistische Lehre nicht allein Streit unter den Professoren, sondern auch unter den Hörern beständiges Gezänk befürchteten. Trotzdem erlangten die Dominikaner durch ein kaiserliches Dekret September 1688 die Ermächtigung, Theologie und Philosophie stilo thomistico zu dozieren, doch kam dieser Entscheid infolge des französischen Einfalles und des Widerstandes der Innsbrucker Regierung nicht zur Ausführung. Nach längern Verhandlungen entschied der Statthalter Herzog Karl von Lothringen am 29. Oktober 1689, die Dominikaner seien in der theologischen Fakultät für Kontroverse und Heilige Schrift, in der philosophischen für Ethik zuzulassen. Da aber die Kontroverse bisher dem Weltklerus vorbehalten, erhoben die weltlichen Professoren Einsprache gegen diese Verfügung. Trotzdem versuchte der Regierungskommissar am 8. Februar 1690 die Dominikaner in die genannten Professuren einzuführen; er fand aber die Universität verschlossen. Da ließ er die Türen mit Gewalt erbrechen. Dagegen legten nun Bischof und

[1] Gröber 106 ff. [2] Gröber 112.

Universität Protest ein. Auf die nunmehr erhobenen weiteren Schwierigkeiten hin, daß die Dominikaner den Doktorgrad nicht besäßen und den Eid auf die unbefleckte Empfängnis nicht ablegen würden usw. standen die Dominikaner von ihrem Versuch überhaupt ab[1].

In dieser Kontroverse mit den Dominikanern gab der General Gonzalez am 18. September 1688 dem Provinzial Willi die Weisung: Mit den Patres aus dem Orden des heiligen Dominikus müssen wir in Betreff der Vorlesungen auf der Akademie in Konstanz uns so verhalten, daß wir unser Recht mit Nachdruck wahren, zugleich aber das 12. Dekret der 8. und das 19. der 11. Kongregation genau beobachten[2].

In Freiburg suchten inzwischen die Jesuiten Deutsche und Franzosen zufriedenzustellen, was ihnen deren beiderseitiges Wohlwollen eintrug. Wiederholt äußerte der General de Noyelle darüber seine Zufriedenheit. Nur bereitete dem General Sorge, man möchte von den Professoren die Doktrin des Gallikanismus verlangen. Deshalb schrieb er am 11. November 1684 dem Provinzial Truchseß: Nachdrücklich soll den Professoren verboten werden, irgendwie die Lehren des gallikanischen Klerus vorzutragen; sollte man sie dazu zwingen wollen, so befehle ich, die Universität und die Professuren aufzugeben. Und am 23. Dezember 1684 drückte er dem Provinzial seine Genugtuung aus, daß er den Freiburger Professoren verboten habe, die Meinungen des gallikanischen Klerus, die sich mit den Rechten des apostolischen Stuhles kaum vereinen ließen, vorzutragen[3].

Durch den Frieden von Ryswijk (30. Oktober 1696) fiel Freiburg an Österreich zurück, und so konnte die Albertina wieder in ihr altes Heim zurückkehren. Vorher hatte es noch einige Streitigkeiten gegeben, so wegen der zweijährigen Dauer der Philosophie[4], der Professur des kanonischen Rechtes, der Erteilung des Doktorates in der Theologie und Philosophie, des Emolumentum senatorium für den Dekan der philosophischen Fakultät[5].

Durch kaiserliches Dekret wurden alle Professoren des Studium Gallicum, auch die Jesuiten, kassiert und der Universität in Konstanz befohlen, nach Freiburg zurückzukehren. Die Professoren wären aber lieber in Konstanz geblieben. Nur infolge erneuerten kaiserlichen Befehles zogen sie endlich Herbst 1698 „mit Sackh und Packh"

---

[1] Gröber 116 ff.

[2] *Ad Germ. sup. Das 12. Dekret der 8. Generalkongregation befiehlt, die größte Hochachtung vor dem Institut der Dominikaner privatim und öffentlich an den Tag zu legen, den Dominikanern selbst alle Liebe zu erweisen. Die 11. Generalkongregation erneuerte aus Anlaß des sehr liebevollen Rundschreibens des Dominikanergenerals Joh. Bapt de Marinis diese Weisung in ihrem 19. Dekret und empfahl den ältern um die Kirche durch Heiligkeit und Wissenschaft so hochverdienten Orden der besonderen Hochschätzung und Liebe aller Mitglieder der Gesellschaft. Am 5. März 1663 schrieb Oliva an den kaiserlichen Beichtvater Phil. Miller: Die innige Verbindung mit dem General des Dominikanerordens und die Verehrung, welche die Gesellschaft dem berühmten Orden schuldet, veranlassen mich, Ew. Hochwürden ein Anliegen des Priors des Dominikanerklosters in Wien dringend zu empfehlen. Derselbe wird nämlich dem Kaiser das Gesuch unterbreiten, die bisher von dem Dominikanerorden an der Wiener Universität innegehabte Theologie Professur auch weiterhin beizubehalten. Wenn Ew. Hochwürden in dieser Sache irgend etwas durch Rat und Tat tun können, so bitte ich dringend darum: es würde mir eine große Freude sein zu erfahren, wenn Ew. Hochwürden etwas dazu haben tun können. Ich werde mich und Ew. Hochwürden glücklich schätzen, wenn wir sowohl in dieser Sache als in andern Dingen denen helfen können, denen wir so vieles verdanken. Dieselbe Bitte erneuerte Oliva nochmals am 10. März 1663. *Ad Austr.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] Vergl. Schreiber, Die Universität Freiburg 2, 446.

[5] Vergl. Gröber 121 ff.

ab, überließen aber großmütig ihre Katheder und die Bänke der Hörer dem Jesuiten-Gymnasium[1].

In Freiburg begannen alsbald wieder die alten Kämpfe über Vorrang, Primariat usw. Die Verhandlungen über einen Ausgleich wurden in Wien durch beiderseitige Abgeordnete geführt. Da die Sache sich in die Länge zog, wandte sich die Universität am 3. Dezember 1699 an den General um Hilfe zur Beilegung des Streites[2]. Der Streit wurde dann durch den vom Kaiser 2. Juni 1700 bestätigten Vergleich beigelegt. Die Jahresbriefe von 1700 berichten darüber: Es schien das beste für die beiderseitige Ruhe und Eintracht, die ganze Frage von ihren Anfängen an in Wien gleichsam im Angesichte und vor dem Ohre des Kaisers zu verhandeln. Die Verhandlung dauerte zwar über ein Jahr, aber die Zeit war nicht verloren, weil man endlich, was der Kaiser gewünscht, sich auf 40 Artikel geeinigt hatte, die alle seit 16 Lustren verhandelten und in der Folge noch zu befürchtenden Punkte umfaßten. Diese Vereinbarung erhielt durch kaiserliches Diplom Gesetzeskraft. Das Kolleg erhielt dadurch soviel, als es durch keine richterliche Entscheidung erhalten hätte[3]. In der Hauptsache enthielt die „Transactio Viennensis" die Bestätigung dessen, was in der Einführungsurkunde den Jesuiten zugestanden worden. Das Primariat in der theologischen Fakultät wird abgeschafft. Mit Ausnahme des Rektorates und der Zuziehung nur eines Professors der philosophischen Fakultät in den Senat genießen die Jesuiten alle Rechte der übrigen Professoren. Zeugnisse zur Immatrikulation werden nicht von den Jesuiten (Gymnasium), sondern vom Notar der Universität ausgestellt. Will der Rektor Magnifikus einen Gymnasiasten aus der Burse zitieren, soll eine Requisition bei dem P. Rektor oder Studienpräfekten vorausgehen. Der dreijährige Kurs der Philosophie wird bewilligt[4]. Durch diesen Vergleich wurde der Friede in der Folge nicht mehr gestört.

Wegen der Kompetenzen des Universitätsrektors und des Rektors des Jesuiten-Kollegs über die Schüler des Gymnasiums flammte auch in Ingolstadt 1662 der alte Streit wieder auf bei Gelegenheit eines wegen Unzucht ausgeschlossenen Gymnasiasten. Die Universität behauptete in einem Schreiben vom 4. Juli 1662 an den Rektor Veihelin, daß dem Gymnasium durchaus keine Jurisdiktion, sondern nur die Schulzucht über die Gymnasiasten zustehe. Nach vielem Hin- und Herschreiben kam man in einer Verhandlung am 25. September 1662 zu einer Vereinbarung, die aber Veihelin am 12. Februar 1663 etwas eingeschränkt wissen wollte: 1. Die Jurisdiktion über alle Studenten, auch die Gymnasiasten ob immatrikuliert oder nicht immatrikuliert, steht dem Rektor und dem Senat der Universität zu. 2. Den Jesuiten bleibt das Recht, aus dem Gymnasium auszuschließen in bestimmten schweren Fällen. Wenn es wegen der Art des Deliktes möglich ist, soll die Exklusion dem Rektor Magnifikus mitgeteilt werden, damit die Jurisdiktion für weitere Bestrafung gewahrt wird. 3. Die Patres anerkennen, daß der Rektor Magnifikus eine von ihm einem Gymnasiasten diktierte Strafe vollziehen, oder wenn er dies lieber will, dem Rektor des Kollegs Aburteilung und Bestrafung überlassen kann, so aber, daß es dem Rektor frei steht, Aburteilung und Strafe zu übernehmen oder zurückzuweisen. Diese Vorschläge fanden nicht den Beifall des Senats, so daß er 5. März 1663 die Verhandlungen abbrach[5].

[1] Gröber 126.

[2] Vergl. Schreiber, Die Universität Freiburg 2, 446.

[3] *Litt. ann. Coll. Friburg. 1700. Akten in Processus cum collegio S. J. 1648—1700 in Freiburg, Archiv der Universität Colleg S. J. Friburg.

[4] Vergl. Näheres bei Schreiber l. c. 447 ff.

[5] Die Akten in M. U. A. Jes. T. I, 1 Acta Facult. Artist.; M. R. Jes. 1373 und Cgm. 2205. Dazu die erregte Darstellung bei Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt 1, 452.

Eine Erweiterung erfuhr die Lehrtätigkeit der Jesuiten in Ingolstadt, indem ihnen im Jahre 1675 die Professur des Kirchenrechtes übertragen wurde. Kurfürst Ferdinand Maria hatte sich deshalb am 22. Dezember 1674 an den Provinzial Thanner gewandt: Wir tragen bei der anhaltenden Unpäßlichkeit unseres Professors zu Ingolstadt, des Dr. Lossii, nit unbillige Vorsorg, wie die etwas zurückgebliebenen Lectiones juris canonici wieder in völligen Gang gebracht und den anwesenden Studenten zu Wolanlegung ihrer Zeit die Gelegenheit beförderlich an die Hand gestellt werden möge. Deshalb „ersuchen wir euch hiemit, dem P. Haunold ad interim und bis wir uns eines weiteren entschließen, aufzutragen, daß er sich um vorermeldte Lectiones juris canonici annehmen und darin seinen Fleiß und Eifer dergestalten erzeigen thue, als unser Vertrauen zu ihm gestellt und er seiner guten Qualitäten halber bei uns vor andern angerühmt worden ist". Sollten wir ihn für länger oder für immer gebrauchen, möge der General benachrichtigt und die etwa sich ergebenden Schwierigkeiten gehoben werden[1]. Der Provinzial antwortete am 2. Januar 1675, daß P. Haunold die Professur wegen Krankheit nicht übernehmen könne, und er zur Auswahl eines andern einige Zeit bedürfe, weil jetzt alle bereits in andern Ämtern, denen sie nicht sofort entzogen werden könnten[2]. Daraufhin verlangte der Kurfürst am 16. Januar, der Provinzial solle, da „die Notdurft erfordert, sobald nur möglich wieder gute Bestallung zu machen", „mit nächstem ein tauglich Subjektum zu solcher Stelle vorschlagen"[3]. Am 10. April 1675 benachrichtigte der Kurfürst die Universität, daß er die kanonistische Professur einem Jesuiten übertragen habe, und unter demselben Datum drängte er den Provinzial von neuem, bald einen Professor zu bestellen, damit derselbe gleich nach Ostern den Katheder des Kirchenrechts besteigen könne[4]. Unterdessen verhandelte der Vizekanzler Kaspar Schmidt auf Grund mehrerer Gutachten des P. Bernhard Frey mit dem Provinzial Thanner über die Stellung des neuen Kirchenrechtsprofessors in dem Organismus der Universität[5]. Das Mandat darüber verfaßte Schmidt und sandte es an den Prokurator Seb. Grueber nach Landsberg, wo damals die Provinzial Kongregation versammelt war, mit dem Beifügen, falls der Provinzial etwas geändert wünsche, bitte er um Nachricht; diese Rücksicht sei der einzige Grund, daß das Dekret nicht schon expediert sei[6].

Auf die Abmachungen zwischen dem Vizekanzler des Geheimen Rates und dem Provinzial berief sich der Kurfürst in dem Schreiben, das er am 8. Mai 1675 an den Provinzial Thanner richtete. Er habe erfahren, was in betreff der Professur abgemacht sei und werde darüber Befehl an die Universität ergehen lassen. Der Provinzial möge also ein Subjektum bestimmen. Obgleich des Kurfürsten Intention sei, die Professur nicht von der Societet zu nehmen, „so hat es doch seine Bedenken, diesfalls eine beständige Obligation auf uns zu laden, gleichwie wir auch von der Societet dergleichen nit begehren"[7]. In dem Mandat an die Universität vom 8. Mai 1675 heißt es: Weil Dr. Lossius sich gar unpäßlich befinde, habe der Kurfürst die Professura SS. Canon. einem Patri Soc. Jesu dergestalt anvertraut, daß er zwar die Lectiones in dem gewöhnlichen auditorio Canonistarum und zur bisher gebräuchlichen Zeit verrichten, für seine Person aber nit der Juristen, sondern der theologischen Fakultät einverleibt sein, auch unter den Theologis die Präzedenz und in dem akademischen Rat auch sonsten die Session und das Votum haben, gleich-

[1] *Orig. M. R. Jes. 1373.

[2] *Orig. l. c. 1376.

[3] *Orig. l. c. 1373.

[4] *Konz. M. R. Jes. 1376.

[5] Die Gutachten mit Randnoten von der Hand des Vizek. Casp. Schmidt in M. R. Jes. 1376.

[6] *Orig. ohne Dat. l. c. 1373.

[7] *Orig. M. R. Jes. 1373. Der General hatte unter dem 16. März 1675 dem Provinzial Thanner die Erlaubnis zur Übernahme der Professur gegeben.

wohlen aber in den Verrichtungen wie Collatio graduum usw. nit für ein Membrum der theologischen, sondern der juristischen Fakultät dergestalten gehalten werden solle, daß er in keiner Sache, die den Konstitutionen S. J. nit zuwider, auszuschließen, mit dem Rektorat aber, dem Dekanat der juristischen Fakultät wie auch andern dergleichen Ämtern gänzlich zu verschonen sei. Damit aber, wie früher die Universität sich beschwert, die Weltlichen nicht durch die Geistlichen im Rat überstimmt werden, „so ist nun vermittelt worden, daß durch den neuen Professor juris can. bei der theologischen Fakultät die Stimmen nit vermehrt, noch eine größere Anzahl der Patres als bishero gewöhnlich gewesen, in den Rat kommen, sondern es bei der alten Anzahl verbleiben wird“[1].

Der neue Professor, P. Joh. B. Weiß, der schon früher sieben Jahre Moraltheologie in Ingolstadt gelehrt, hielt am 27. Mai nachmittags 1 Uhr in dem gewöhnlichen Auditorium der Kanonisten die feierliche Antrittsvorlesung über die Geschichte der Concordata Germaniae, die er als Stoff für die Vorlesungen des folgenden Jahres gewählt hatte[2]. In den Fragen der Präzedenz in der juridischen Fakultät und des Gehorsams gegen den Dekan der juridischen Fakultät gab der Professor nachgiebig solche Erklärungen ab, daß die Fakultät sehr damit zufrieden war. Schwieriger waren die Fragen über die Stellung des neuen Professors in der theologischen Fakultät. Am 1. November 1675 protestierte P. Weiß in einem Schreiben an die theologische Fakultät dagegen, daß er als Professor des Kirchenrechts bei der neulichen Wahl eines Dekans nicht eingeladen worden sei, obgleich er doch durch das kurfürstliche Dekret alle Rechte der Professoren der theologischen Fakultät habe; er wolle die Wahl zwar nicht, wie er berechtigt sei, anfechten, aber er müsse das Recht für seinen Nachfolger wahren[3]. Die Mitglieder der theologischen Fakultät, Illsung, Franck usw. erklärten in ihrer Antwort die Prätension des neuen Kirchenrechtsprofessors für eine Schmälerung der theologischen Fakultät[4]. P. Franck setzte in einem Gutachten vom 5. November 1675 dem Rektor des Kollegs Muglin, der damals zugleich Vizeprovinzial war, die Gründe auseinander, weshalb den Ansprüchen des P. Weiß nicht zu willfahren sei[5]. Wieder war es P. Bernhard Frey, der die Lösung des Streitfalles vermittelte. Am 17. November 1675 wandte er sich an den Vizekanzler Schmidt mit der Bitte, die Streitfrage, die sich bei den Jesuiten über die Stellung des neuen Professors erhoben, zu entscheiden, obschon ja alles bereits hinreichend durch das kurfürstliche Dekret geregelt sei, nur um den Streit zu beendigen[6]. Daraufhin erfolgte ein Dekret des Kurfürsten vom 21. Dezember 1675, welches P. Weiß alle Rechte, auch das aktive und passive Wahlrecht als Mitglied der theologischen Fakultät zusicherte; nur im Senat soll die Stimmenzahl der Theologen nicht vermehrt werden[7]. Einige Einzelheiten regelte dann noch der Provinzial, mit denen sich beide Teile zufrieden erklärten[8].

Später scheint man in München über den Stand der kirchenrechtlichen Vorlesungen geklagt zu haben. Ein Gutachten eines ungenannten Jesuiten hebt dagegen hervor: Mit dem Kirchenrecht steht es jetzt viel besser als früher, wo es von einem weltlichen Professor gegeben wurde. Sowohl die öffentlichen Vorlesungen als auch

---

[1] *Kop. l. c.

[2] Mederer, Annales 3, 15. *Acta facult. theolog. 27. Mai 1675. P. Weiß erhielt jährlich 400 fl. Anweisung an die Hofkammer *Konz. und *Orig. 1. Nov. 1675. M. R. Jes. 1373.

[3] *Kop. M. R. Jes. 1373.

[4] *Orig. l. c. Also nicht nur die weltgeistlichen Mitglieder der theologischen Fakultät wie Prantl 1, 454 meint.

[5] *Orig. l. c. Hier noch weitere Briefe in dieser Sache.

[6] *Orig. M. R. Jes. 1376.

[7] *Kop. l. c. 1373. Auch in den Akten der Universität Jes. T 1, 2.

[8] Vergl. die Briefe von Weiß 5. März und Franck 9. Juni 1676. *Orig. l. c. 1373.

die Privat-Kollegien sind viel besser besucht als früher und weisen dreimal mehr Hörer auf; oft ist deren Zahl so groß, wie die der übrigen weltlichen Professoren zusammengenommen. Die Zahl wäre noch größer, wenn nicht die Professoren des Zivilrechtes ihre Hörer in vielfacher Weise vom Kirchenrecht fernhielten, so lesen sie morgens statt abends, wie es doch das Statut vorschreibt. Nicht der geringste Grund der Klagen von seiten der Studenten gegen den Kirchenrechtler liegt in der Verweigerung oder in der ihren Erwartungen nicht entsprechenden Einschränkung der Attestationen über den Besuch der öffentlichen Vorlesungen. Diese Klagen werden nie aufhören, so lange der Professor des Kirchenrechts gewissenhafter als die Professoren des Zivilrechtes verfährt. Diejenigen, welche die Zahl in den Privat Kollegien vermehren, erhalten von diesen Professoren leicht beständigen Fleiß und Besuch der Vorlesungen attestiert, wenn sie auch nur zwei bis dreimal die Vorlesungen gehört[1].

Als Resultat der im Jahre 1685 vorgenommenen Visitation der Ingolstädter Universität heißt es in der kurfürstl. Resolution vom 6. November 1687: Von der Theologischen Fakultät ist uns dieses referieret worden, daß sich selbige der Zeit sowohl quoad professores als das Auditorium wohl bestellt finde. Welches wir dann sonders gern und mit gnädigstem Wohlgefallen vernommen. Der Artisten-Fakultät wird von neuem anbefohlen, bei dem Examinibus und Erteilung der Testimonia ohne jeden Particular Respekt oder Interesse zu verfahren, auch sollen die Professoren den Disputationen beiwohnen[2].

Eine neue Universität entstand in dieser Zeit in Innsbruck. Schon bei der Erbhuldigung im Jahre 1665[3] wurde Kaiser Leopold von den Ständen des Landes Tirol um die Errichtung einer Universität angegangen. Am 19. April 1668 erforderte Leopold einen Bericht, wo und mit welchen Mitteln die Universität zu errichten sei. Die Landesregierung leitete damals der geheime Rat, dem die beiden Wesen d. i. Regierung und Kammer (Finanzbehörde) zur Seite standen. An der Spitze des geheimen Rates stand bisweilen ein Statthalter, vom Jahre 1678 an der Herzog von Lothringen. Die beiden Wesen betonten in ihrem Bericht die vielen Schwierigkeiten wegen der Nähe von Freiburg im Breisgau; ferner werde, wenn auch die Bauernkinder Gelegenheit zu höheren Studien bekämen, die Zahl der Gelehrten zu stark anwachsen; schon sei eine ziemliche Anzahl Priester vorhanden, die kein Benefizium erhalten könnten, dazu kommen noch die großen Unkosten; diese könnten kaum anders als durch einen Aufschlag von 12 Kr. auf jedes Fuder (290 Pfd.) des in Hall für das Land verkauften Salzes bestritten werden. Dieser letztere Vorschlag wurde am 15. Oktober 1669 vom Kaiser angenommen. Zunächst wurde 1669 und 1670/71 das philosophische Studium, das sich bisher nur auf Logik beschränkt hatte, durch Professoren der Physik und Metaphysik auf drei Jahre erweitert[4]. Der geheime Rat trug dann den Wesen auf, mit den Jesuiten wegen Übernahme der theologischen Kanzeln zu unterhandeln. Diese Verhandlung verlief ohne Schwierigkeiten[5].

---

[1] Dies Gutachten hat auch Prantl 1, 453 benutzt, aber nach Datum, Verfasser und Inhalt unrichtig aufgefaßt. Ueber die juristischen Vorlesungen vergl. das kurfürstliche Dekret vom 3. Oktober 1654 bei Prantl 2, 446 ff. und spätere Klagen 1, 485 wobei der Kurfürst u. a. betont, daß die Vernachlässigung der öffentlichen Vorlesungen nur durch strengste Gewissenhaftigkeit bei Ausstellung der Zeugnisse bekämpft werden könne.

[2] *Kop. A. G. Nr. 296. Ueber die zwei Jahre hinausgezogene Visitation, s. Mederer 3, 60 f.

[3] Fr. Wagner, Historia Leopoldi I. 1, 200 f.

[4] Die Vorlesungen wurden erst 1673 vom Gymnasium an die Universität verlegt.

[5] J. Probst, Geschichte der Universität in Innsbruck 2 ff.

Am 15. März 1671 schrieb darüber der Innsbrucker Rektor und Hofbeichtvater, P. Heinrich Reding von Bolsano, wo damals der Hof weilte, an den Provinzial Raßler: Der Rat von Wittenbach und Graf Königh sind mit der Sache der Universität betraut. Der erstere sagte mir: ich solle im Namen des geheimen Rates für das folgende Jahr um zwei Theologie Professoren bitten, jeder erhalte einstweilen jährlich 200 fl., bis nach Errichtung der Universität alles genauer geregelt werde. Die Juristen und Mediziner würden später folgen, erst sollten die Jesuiten Wurzel schlagen. Er (Reding) habe den Rat an den Provinzial gewiesen und Schwierigkeiten wegen Wohnung und Hörsälen erhoben. Da aber inzwischen der Provinzialswechsel stattfand, verzögerte sich die Entscheidung. Deshalb schrieb Reding am 3. Mai 1671 an den neuen Provinzial Muglin, der vorige Provinzial habe auf seinen Nachfolger verwiesen. Inzwischen hätten sich die Patres Serviten angeboten, die Theologie umsonst zu lehren, aber die Regierung habe das Angebot nicht angenommen. Im folgenden Jahre werden die Serviten eine zweijährige Philosophie einrichten, die besser gefällt und auch von uns verlangt wird, und sie würden auch die Theologie beginnen, wenn die Räte nicht dagegen wären. Am 12. Mai drängt Reding auf Antwort. Wittenbach meine, wir sollten die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, andere Ordensleute würden es gerne umsonst übernehmen[1].

Bisher hatte nur eine Professur für Moral (casus) bestanden. Am 6. Juni 1671 bewilligte der General Oliva die einstweilige Anstellung von zwei Professoren für dogmatische Theologie[2]. Dieselben begannen ihre Vorlesungen Herbst 1671, der eine las vormittags, der andere nachmittags. Unter den 38 Hörern waren 12 Priester. Die Jurisprudenz hatte drei weltliche Professoren, zu denen Herbst 1672 noch ein vierter für das kanonische Recht kam. Dieser war Jesuit und erhielt 200 fl., die 900 fl. für einen weltlichen Professor hatte man nicht auftreiben können. Am 6. August 1674 bat der Professor des Kirchenrechts, P. Stolz, um Inkorporierung der Kontroverse in die Universität, wenigstens möge die Regierung gestatten, daß er dieselbe neben dem Kirchenrecht fortsetzen dürfe. Das Gesuch wurde am 19. November 1674 mit der Einschränkung auf ein Jahr bewilligt, und zwar so, daß P. Stolz die Kontroverse nicht als Ordinarius und ohne Honorar lese[3]. Im Jahre 1675 wurden die Kanzeln für Heilige Schrift und Kontroverse zwei Weltpriestern übertragen.

Nachdem im Jahre 1676 zu der einen Professur der Medizin noch eine zweite hinzugetreten, erfolgte 1677 die kaiserliche und päpstliche Bestätigung der neuen Universität. In der Stiftungsurkunde vom 26. April 1677 betont Kaiser Leopold u. a.: Wegen des Krieges sind viele Universitäten verfallen, deshalb habe er an sicherm Orte in Tirol, das zwischen Deutschland und Italien so günstig gelegen, zur Fernhaltung der Häresie eine neue Universität errichtet mit allen Privilegien der Universitäten zu Wien, Prag usw. In Innsbruck seien bisher schon die humanistischen und ein Teil der philosophischen und theologischen Studien ununterbrochen und fruchtreich betrieben worden. Der Kaiser befiehlt dann den Räten, die päpstliche Bestätigung einzuholen[4]. Diese erfolgte bereits am 28. Juli 1677[5]. Am 18. November 1677 fand die erste feierliche Promotion von Doktoren der

[1] *Orig. M. R. Jes. 1553.

[2] *Orig. M. R. Jes. 1553.

[3] M. R. Jes. 1553.

[4] Wortlaut in De Luca, Journal der Literatur und Statistik 1782. Anhang S. 1—8.

[5] Diese Bulle Innocenz XI d. 5. Cal. Aug. 1677 steht nicht bei De Luca, sie ist aber abgedruckt bei Probst, Universität Innsbruck 388 ff. In der Bulle werden die Jesuiten Professuren aufgezählt.

Theologie statt. Da Oliva am 21. August 1677 auch die Anstellung eines Jesuiten als Professor der Mathematik an der Innsbrucker Universität genehmigt hatte[1], wurde derselbe 1678 von der Regierung mit einem Gehalt von 200 fl. angestellt. Der erste war P. Jakob Agricola, sein Nachfolger im Jahre 1690 P. Ferd. Orban.

Die Privilegien und Statuten der Universität unterzeichnete der Kaiser am 3. Oktober 1681. Den Jesuiten wurde übertragen Dogma, Moral, Kirchenrecht, Philosophie und Mathematik, die übrigen Vorlesungen sollen unter Weltgeistliche und Laien verteilt werden. Die Jesuiten-Professoren ernannte ausschließlich der Provinzial, nicht einmal eine Anzeige an die Regierung war erforderlich[2]. Das Amt des Rektors erhalten nur weltliche Professoren, hohe Adelige oder Prälaten. Die Rangordnung bei Prozessionen zeigt an erster Stelle Rektor und Vizerektor, dann Grafen und Barone, an dritter Stelle die Professoren. Die philosophische Fakultät hat das Recht, Schuldelikte zu strafen nach dem Vergleich des Jahres 1670. Kein Student darf einen Degen tragen, der nicht schon ein Jahr auf der Innsbrucker Universität oder zwei auf einer andern Universität studiert hat. Lange Schwerter, Dolche, Gewehre sind verboten, ebenso die öffentlichen und heimlichen Duelle. Die Kollegien darf niemand bewaffnet besuchen[3].

Am 30. Dezember 1684 lobt der General Noyelle den Provinzial Truchseß, daß er den ehrenvolleren Platz dem Prokanzler zugewiesen und sprach seinen entschiedenen Wunsch aus, daß alle Patres dies beobachten sollten. In demselben Sinne schrieb der General am 3. Februar 1685 an den Rektor Furtenbach und fügte noch als Begründung bei, weil alle Patres nicht durch den Platz, sondern durch ihre Hochschätzung anderer sich auszeichnen sollten[4].

Zum Kanzler hatte der Papst den Bischof von Brixen ernannt. Wegen der Auslegung der Privilegien kam es zwischen diesem und der Universität zu längeren Streitigkeiten, die durch den Vergleich vom 21. September 1688 beigelegt wurden. „Das Verhältnis der Professoren untereinander — bemerkt der Geschichtschreiber der Universität — scheint im allgemeinen ein freundliches gewesen zu sein, das durch öftere gemeinschaftliche Mahlzeiten befördert wurde.“[5]

Gewiß gab es Mängel in Innsbruck sowohl in den Studien, als auch in den literarischen Hilfsmitteln und der Disziplin. „Allein die meisten von diesen und andern Unvollkommenheiten sowie einige Schwäche in Handhabung der Disziplin, deren Schranken nicht selten arg überschritten wurden, so betont der Geschichtschreiber der Universität, hatte die Innsbrucker Universität mit vielen ihrer Schwestern gemein, dabei aber den Ruf katholischer Lehre und kirchlichen Geistes vor vielen Universitäten voraus; und wenn auch die Gesamtzahl der Professoren aller Fakultäten nur auf 18 stieg, so scheinen dieselben in der entschiedenen Mehrzahl brave und ihren Fächern gewachsene Männer gewesen zu sein, die sich auch durch schriftstellerische Arbeiten als solche ausgewiesen haben. Der gute Ruf der Universität und die Gelegenheit, sich im Lande die höchste Bildung zu verschaffen, konnte nicht verfehlen, die Zahl der Studierenden des In- und Auslandes zu vermehren und manches Talent, das bei dem Pfluge oder der Schaufel vermodert wäre, den Wissenschaften aufzuschließen und dem Lande aus seinen eigenen Kindern oder auch

[1] *Orig. M. R. Jes. 1731.

[2] Probst 31 ff.

[3] Wortlaut der Privilegia bei De Luca, Journal. Anhang Seite 9—18, der Statuta ebenda Seite 19—47.

[4] *Ad Germ. sup. über die Statuten der Akademie vergl Noyelle an Furtenbach 28. Juli und 24. November 1685, 18. Dezember 1685 an Truchseß. *Ad Germ. sup.

[5] Probst 31.

aus im Lande gebildeten Männern mit weit geringeren Kosten als durch den Besuch anderer Lehranstalten auch Beamte und Ärzte und nicht bloß Priester wie früher zu geben[1]."

* *
*

Der Studienbetrieb an den Universitäten bewegt sich durchgehends in den alten Bahnen. Die früheren Bemühungen, die Dauer des philosophischen Studiums statt der drei auf zwei Jahre zu beschränken, hielten an. Die Studienordnung hatte drei Jahre bestimmt für die Orte, wo auch die Mitglieder der Gesellschaft studierten, für andere Schulen, wo nur Auswärtige waren, die Beschränkung auf zwei Jahre dem Gutdünken des Provinzials anheimgestellt. Man mußte aber schon froh sein, bei den auswärtigen Studenten zu erreichen, daß sie vor dem Beginn des Fachstudiums zwei Jahre auf die Philosophie verwandten. Im Jahre 1654 war für Ingolstadt ein kurfürstliches Dekret ergangen, welches alle Studenten zu vier Semestern Philosophie verpflichtete[2]. In diesen vier Semestern sollte ein vollständiger Kurs der Philosophie gehört werden. Die Professoren aber vollendeten den Kurs erst in drei Jahren. In verschiedener Weise suchte man dieser Schwierigkeit zu begegnen. Anfang November 1878 befahl der Kurfürst den Philosophie Professoren, die schwierigeren und mehr für die Theologie notwendigen Fragen auf das dritte Jahr zu verschieben, die natürliche Philosophie (Philosophia naturalis) aber in zwei Jahren zu absolvieren und dann den Grad des Magisteriums zu erteilen[3].

Diese Verfügung entsprach zum Teil Gutachten des P. Frey vom 7. Juli und 30. September 1678, die verlangten, die Philosophie solle so gelehrt werden, daß sie nicht allein für die theologische Spekulation, sondern auch für alle andern Wissenszweige nützlich sei; die schwierigeren abstrakten Fragen seien nicht gleich in der Logik, sondern später bei der Metaphysik zu behandeln. Gegen die Verfügung, daß der Grad des Magisteriums zu Ingolstadt vor Absolvierung der Metaphysik erteilt werden solle, wandte P. Frey in einem Gutachten vom 26. März 1679 ein, dies sei an allen Universitäten bisher unerhört und werde Ingolstadt vor anderen Universitäten zurücksetzen[4].

Wegen verschiedener Übelstände wurde vielfach der Wunsch geäußert, die Philosophie überhaupt auf zwei Jahre zu beschränken. Die Provinzial-Kongregation der oberdeutschen Provinz verhandelte die Frage am 13. April 1682: Weil von einigen Fürsten und Herren gebeten wurde, den ganzen Kurs der Philosophie in zwei Jahren zu vollenden nach der Sitte anderer Provinzen, so erklärte sich die Mehrheit dafür, dies der General-Kongregation vorzulegen mit genauer Darlegung der Gründe für und gegen die Bewilligung[5]. In den Annalen der artistischen Fakultät zu Ingolstadt heißt es dann zum 27. April 1682: Nach Rom reist P. Rektor in Begleitung des P. Jac. Ilsung, des Präfekten der höhern Studien, der ausgerüstet war mit soliden Gründen für das bisherige dreijährige philosophische Studium[6]. So ist es nicht zu verwundern, wenn die Antwort des Generals lautete, die alte Sitte der Provinz und der Gesellschaft in bezug auf die dreijährige Philosophie solle beibehalten werden. Damit war aber die Sache nicht erledigt. Besonders in

---

[1] Probst, Universität Innsbruck 101.
[2] Mederer 3, 94.
[3] Mederer 3, 33.
[4] Diese und weitere Gutachten des P. Frey, die für den Kanzler Kaspar Schmid verfaßt wurden, in M. Kr. A. Ger. Lit. 1489/21.
[5] *Acta Congr. Prov. Germ. sup.
[6] *Acta in M. U. O. 1, 4. Vergl. Jos. Schaff, Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt (1912) 133.

Konstanz, wo die Freiburger Universität eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, entbrannte der Streit von neuem. Gonzalez schrieb am 18. November 1690 an P. Jos. Ederi in Wien: Ich höre, daß die weltlichen Professoren in Konstanz dringend verlangen, daß gemäß dem kaiserlichen Dekrete die Philosophie von den Unsrigen in zwei Jahren gelehrt werde. Da dies aber gegen die Konstitutionen und gegen die bisher in Deutschland mit Nutzen beobachtete Gewohnheit verstößt, ist es mein dringender Wunsch, der Kaiser möge gnädigst von der Ausführung dieses Dekretes in Konstanz absehen. Denn wenn auf dieser Akademie die Bahn freigegeben wird, werden wir es andern, die in Deutschland bald dasselbe verlangen, nicht abschlagen können. Dieser Bitte wurde willfahrt; denn wie Gonzalez am 19. Mai 1691 dem Provinzial Painter mitteilte, überließ der Kaiser die Entscheidung dem General: so habe P. Ederi (am 28. Dezember 1690) dem General geschrieben. Der akademische Senat bestand aber auf seiner Forderung. Am 30. November 1691 betonte er in einem Schreiben an das Kolleg, da die Jesuiten früher (1671) infolge der kaiserlichen Entschließung sich erboten, den Lehrkurs der Philosophie auf zwei Jahre zu beschränken, möge man sich noch vor Beginn der Vorlesungen darüber äußern, wie es gehalten werden solle. Der Dekan erwiderte, die Entscheidung liege beim Provinzial. Damit beruhigte sich der Senat einstweilen, aber Herbst 1692 wandte er sich direkt an den Provinzial und berief sich auf die landesherrliche Resolution vom Jahre 1671, die das Studium der Philosophie auf zwei Jahre festsetze. Diese Verordnung müsse um so mehr in diesen unruhigen Zeiten durchgeführt werden, wo die Studenten aus Überdruß über das lange philosophische Studium der Universität den Rücken kehren könnten, um anderswo auf kürzerem Wege ihr Ziel zu erreichen[1]. Die nun folgenden langen Verhandlungen hatten keinen Erfolg. Am 20. Dezember 1692 entschied der General in einem Brief an den Provinzial Painter: Da unsere Philosophie Professoren in Konstanz in betreff des dreijährigen Kurses in possessione sind, so erscheint kein Grund vorhanden, warum die weltlichen Herren Professoren von uns ein kaiserliches Dekret verlangen, da durch kein kaiserliches Dekret dieser dreijährige Kurs aufgehoben, sondern im Gegenteil, wie P. Ederi am 28. Dezember 1690 mitgeteilt, vom Kaiser bewilligt ist. Und am 31. Jan. 1693 bemerkte der General in einem Briefe an Painter: In jenem Paragraph des kaiserlichen Dekretes, den Ew. Hochwürden am 3. November 1690 mir mitgeteilt, ist weder der dreijährige Kurs aufgehoben noch der zweijährige uns befohlen, sondern es wird nur das Angebot der Gesellschaft in betreff des zweijährigen Kurses erwähnt. Da dieser von P. Willi angeboten wurde mit der ausdrücklichen Bedingung, wenn der Kaiser denselben von uns verlangt, dies Verlangen aber an uns nicht gestellt wurde, so bedarf es keines weiteren Dekretes über die Sinnesänderung des Kaisers[2].

Dem österreichischen Provinzial Trinckellius hatte Nickel am 4. Januar und 12. Juli 1653 die Einrichtung eines zweijährigen Kursus entschieden abgeschlagen. In dem letztern Briefe fügte er bei, man solle auch in der Folge nicht mehr darum bitten und drängen. An andern Orten liege die Sache anders, aber selbst daraus ließen sich Beweise entnehmen, dies in Deutschland nicht zuzulassen. Schon am 28. September 1652 habe ich, als es sich um die Frage der Errichtung der Philosophie in Linz handelte, geantwortet, daß ich dies erlaube, aber nicht die ganze Philosophie in einem nur zweijährigen Kurs. Für Linz entschied aber Oliva am 22. Juni 1669 in einem Brief an den Provinzial Berthold: Wegen der Errichtung eines zweijährigen oder dreijährigen philosophischen Kurses bin ich nicht besonders

[1] Gröber, Jes. Kolleg in Konstanz 122 f. [2] *Ad Germ. sup.

in Sorge, wenn nur Auswärtige, nicht aber auch die Unsrigen diese Vorlesungen dort hören. Schärfer wieder war P. Gonzalez, der am 4. August 1696 und 14. Februar 1699 die Errichtung eines zweijährigen Kursus in Passau rundweg abschlug. In dem letztern Briefe an den Provinzial Mechtl schrieb er: Die zweijährige Philosophie habe ich schon vor längerer Zeit dem Fürstbischof von Passau abgeschlagen; dieselbe kann auf keine Weise gestattet werden, zumal nachdem sie dem Kurfürsten von Bayern und andern Reichsfürsten verweigert worden ist[1].

Auch in der niederrheinischen Provinz wünschten manche einen zweijährigen Kurs. Im Jahre 1675 hatte die niederrheinische Provinzial Kongregation wiederum das Postulat nach Rom gesandt, in Anbetracht der verschiedenen Nachteile an den Orten, wo es gut möglich sei und die Fürsten nicht dagegen seien, den philosophischen Kurs (allgemein) auf zwei Jahre zu beschränken. Der General Oliva hatte diesem Gesuche willfahrt und die Auswahl der Orte der Provinz überlassen mit dem Beifügen, daß diejenigen, welche in dieser Weise die Philosophie gehört, falls sie in die Gesellschaft einträten, ein drittes Jahr hören müßten. Gegen diese Entscheidung erhob sich aber bald innerhalb der Provinz eine Opposition, die u. a. in einem längeren Gutachten des Rektors Johann Knauff[2] ihren Ausdruck fand. Er behandelte die Frage, ob dies so gewährte zweijährige Philosophiestudium fortgeführt oder abgeschafft werden solle. Vor der Beantwortung der aufgeworfenen Frage, so führt P. Knauff aus, ist es gut, den Anlaß zu dem Postulat kennen zu lernen. Der Fürstbischof von Münster Christoph Bernhard, dessen Sinn mehr auf kriegerische Angelegenheiten gerichtet war, wünschte in seiner Diözese, soviel wie möglich Soldaten zu haben oder solche, die diese ernährten. Er war infolgedessen unzufrieden mit der großen Zahl der Studenten und der langen Studienzeit. Deshalb glaubte er, die Gesellschaft werden besser daran tun, den humanistischen Kurs auf drei, den philosophischen auf zwei Jahre zu beschränken. Daraus würde sich ergeben, daß solche, die für die Studien weniger geeignet seien, sich noch rechtzeitig einem Handwerke oder der militärischen Laufbahn zuwenden könnten, bevor sie durch das lange Müßiggehen gegen einen andern Beruf einen Abscheu gefaßt hätten. Dieses Urteil brachte er bei der Unterhaltung bei Tisch zuweilen vor, wie das seine Gewohnheit war; so erfuhr dies direkt oder indirekt vom Generalvikar ein Theologie Professor, der den Rektor von Münster dazu vermochte, die Sache in der Provinzial Kongregation vorzulegen. Dies geschah und der Vorschlag wurde angenommen, weil es den Rektoren angenehm war, eine Person weniger unterhalten zu müssen; einige wenige, die dagegen sprachen, drangen nicht durch. Dann gibt P. Knauff die Gründe an, weshalb er durchaus für Abschaffung des Biennium ist: die Ratio studiorum, der allgemeine Brauch in der Gesellschaft, tiefere Erfassung der Philosophie, die Rücksicht auf die Professoren. Über letzteren Punkt führt er aus: Die Professoren werden fast unvorbereitet auf die Lehrkanzel der Philosophie gestellt; wenn auch einige als Lehrer des Griechischen bestimmt werden, um sich auf die Philosophie vorzubereiten, so werden diese in den Kollegien meist so mit andern Arbeiten beschäftigt, daß sie nur den geringsten Teil des Jahres der Philosophie widmen können. Daher kommt es, daß ihnen außer der Zeit für die gewöhnlichen Vorlesungen und die geistlichen Übungen kaum soviel Muße übrig bleibt, um die zahlreichen Auktoren zu lesen, geschweige denn um in die einzelnen Fragen einzudringen. Daraus folgt dann weiter, daß sie entweder ohne selbständige Arbeit fremde Skripta diktieren oder durch angestrengtes Studium ihre Kräfte auf-

---

[1] *Ad Austr.

[2] Aus dem Trierischen, geb. 1639, eingetr. 1663, gestorben 1711.

reiben. Weiterhin sind auch die vom P. General gestellten Bedingungen nicht erfüllt worden und können nicht erfüllt werden. Bei dem Biennium sind die Weihnachtsferien und Osterferien weggefallen, und so werden die Professoren, die in diesen Festzeiten auf Bitten der Pfarrer in der Seelsorge arbeiteten, zu Hause festgehalten, was eine große Unannehmlichkeit für die Rektoren bedeutet, die die erbetene und früher bewilligte Aushilfe abschlagen müssen. Wenn man sich auf den Fürstbischof von Münster berufe, müsse man aus dem gleichen Grunde das Griechische streichen, die Humaniora in drei Jahren absolvieren und nur von Priestern lehren lassen, wie das alles der Fürstbischof für richtig gehalten hat. Der Fürstbischof von Paderborn hat nur erklärt, seinetwegen könne man das Biennium einführen, ohne aber einen Wunsch dafür erkennen zu geben[1].

Auch ein Theologieprofessor, P. Johann Wisse, wandte sich von Paderborn am 29. Juli 1681 mit der dringenden Bitte nach Rom, das Biennium wieder abzuschaffen. Er habe die Gründe, die ihm die Professoren der Theologie und Philosophie für die letzte Provinzial Kongregation mitgegeben, den deputierten Patres unterbreitet, aber diese, bei der Abschaffung des Triennium hervorragend beteiligt, hätten geglaubt, die Sache bis zur nächsten Kongregation verschieben zu sollen, um nicht den Vorwurf der Unbeständigkeit zu verdienen. Auch die Rektoren der Orte, wo das Biennium eingeführt worden, seien für die Abschaffung. Die Gründe übersende er, damit der General entscheiden möge[2].

Diese Gründe wurden dann auf der niederrheinischen Provinzial Kongregation im Jahre 1682 eingehend erörtert. Für das Biennium machte man geltend, die Sitte der Kölner Universität mit 2¼ Jahr Philosophie habe sich bewährt, und Köln habe tüchtige Philosophen herangebildet. Dies werde auch ohne Schwierigkeit überall der Fall sein, wenn die Professoren nach besserer Vorbereitung ihr Lehramt anträten, wenn eine leichtere Methode eingeführt würde, wenn die Professoren nicht sich selbst aufhielten mit unnützen Fragen, und wenn die Obern sie nicht durch andere Arbeiten von ihren Studien abzögen; zudem könne man auch nicht ohne den Vorwurf der Unbeständigkeit die eben eingeführte Gewohnheit wieder ändern. Dagegen machten andere geltend, bei neuen Gründen brauche man den Vorwurf der Unbeständigkeit nicht zu fürchten. Auch das zur Erhärtung angeführte Beispiel der benachbarten belgischen und französischen Provinzen beweise nichts, denn dort werde die Dialektik schon in der Rhetorik gegeben; in Belgien hätten zudem die einzelnen Kurse je zwei Professoren, und die Mathematik werde dort nicht gelehrt. Das Triennium sei das Allgemeine in der Gesellschaft, nütze den Professoren und Schülern, dem Ruf der Gesellschaft und der Theologie, denn ein schlechter Philosoph werde selten ein guter Theolog usw. Nachdem die Gründe für und gegen erörtert, wurde beschlossen, einen Mittelweg einzuschlagen, nämlich den P. General zu bitten, die Philosophie im März des dritten Jahres beschließen zu dürfen. Dies sei im Interesse der Gleichförmigkeit mit der ganzen Gesellschaft und der einzelnen Kollegien unter sich. Darauf entschied der General de Noyelle, die frühere Sitte der Gesellschaft (also Triennium) sei wieder einzuführen[3].

Aber bald mußte man sich wieder zu Ausnahmen bequemen. Dies ergibt sich aus einem Briefe des Trierer Theologieprofessors Peter Kirsch vom 23. Mai 1701 an den General Gonzalez. Derselbe schreibt: Ew. Paternität erinnern sich wohl, mit welcher Schwierigkeit von dem Kurfürsten die Wiedereinführung des Triennium philosophicum erlangt werden konnte, da derselbe wegen des Schadens, der aus

[1] *Acta Congreg. Prov. 79, 223.

[2] *Orig. Rhen. inf. 74³, 270.

[3] *Acta Congreg. Prov. 82, 170.

dem zweijährigen Kurs im benachbarten Luxemburg der Studentenzahl drohte, ein ganzes Jahr sich widersetzte. Wir in diesem Trierer Kolleg sind im vorigen Jahre wegen des Schadens für das Gymnasium und der Klagen des Magistrats und der Universität entschieden für die Wiedereinführung des Bienniums eingetreten. Aber weil Aussicht auf Abschaffung der Philosophie in Luxemburg bestand, haben wir von weiteren Schritten Abstand genommen. Da nun die Hoffnung auf die Abschaffung in Luxemburg gänzlich geschwunden, erneuern wir unsere Bitte. Ew. Paternität möge die Gunst, die Sie dem Magistrat von Aachen gewährt, auch dieser Stadt und Universität zuteil werden lassen. Dies wünscht auch unser Kurfürst, der zwar nicht darum bitten wird, weil ihm die Sache mit solchem Nachdruck abgerungen und einem Geringeren als er ist, gestattet worden, der aber die Gewährung sehr angenehm empfinden wird[1].

Den Kern der Sache trafen jedenfalls diejenigen, die betonten, für die Förderung der Philosophie sei wichtiger als jede Verlängerung, bessere Methode, straffere Ausschließung der unnötigen Subtilitäten und vor allem gründlichere Vorbereitung der Professoren. Besonders der letztere Punkt war von der größten Bedeutung. Denn keine Verlängerung der Studien konnte den großen Schaden wettmachen, den völlig unvorbereitete Professoren, die zudem noch jeden Augenblick in den verschiedensten Fächern wechselten und auch vielfach zu seelsorglichen Arbeiten verwandt wurden, für die Förderung der Studenten und den Fortschritt der Wissenschaft bedeuten mußten.

Die Verhandlungen dauerten fort und zogen sich weiter bis in das folgende Jahrhundert[2]. —

Innerhalb der Philosophie wurde der Mathematik und Physik Beachtung geschenkt, aber nicht so hinreichend, wie diese beiden Wissenschaften es verdienten. Eine Förderung bedeutete es, daß wenigstens an allen größeren Universitäten ein eigener Professor für die Mathematik angestellt wurde, wenn derselbe auch vielfach noch mit der heiligen Sprache (Hebräisch) und Ethik belastet wurde. Zur Mathematik gehörte auch die Astronomie, so daß, wenn von mathematischen Beobachtungen gesprochen wird, durchgehends astronomische Beobachtungen gemeint sind.

Auf der oberdeutschen Provinzial Kongregation zu Landsberg am 13. April 1682 wurde folgender Antrag zur Vorlage an die bevorstehende General Kongregation angenommen: Da die mathematischen Beobachtungen zur Erhaltung und Vermehrung des Rufes der Gesellschaft und zudem zur Ausbreitung des Glaubens besonders in China und ähnlichen Missionsgebieten von Bedeutung sind, so möge die General Kongregation verordnen, daß dergleichen Beobachtungen in den verschiedenen Provinzen genau gemacht und gegenseitig mitgeteilt werden.

Es fehlte aber vielfach an der notwendigen Ausbildung der Professoren. Wiederholt ergingen Mahnungen von Rom an die Provinzen, für Ausbildung von Mathematik Professoren zu sorgen. Sie waren das Echo von Klagen, die aus den Provinzen einliefen, daß das Studium der Mathematik darniederliege oder daß kaum ein Professor vorhanden sei, der mit Ehre diese Doktrin an einer großen Universität vertreten könne[3].

---

[1] *Orig. Rhen inf. 74[1], 162.

[2] Vergl. Gonzalez an den Provinzial Lamberti 30. Juni 1685, 9. Febr. 1686, 13. April an den Rektor Knauff, 20. April 1686 an Rektor Dham, 20. Febr. 1700 an Provinzial Westhaus 3. Dez. 1701.

[3] Nickel an Provinzial Spaiser 28. Sept. 1652, De Noyelle 11. Mai 1686 an Provinzial Lamberti. Gonzalez an Waibl 3. Juni 1690, an Provinzial Westhaus 14. Mai 1701.

Über die Übungen in der Mathematik sind uns wenige Nachrichten erhalten. In Ingolstadt war der Dozent für Mathematik zu jährlich einer selbständigen Disputation verpflichtet, die kurzweg „Problema mathematicum" genannt wird (von 1/2 2—3). Am 23. Januar 1668 wurde zum ersten Male mit Demonstrationen disputiert, am 5. Mai 1697 tritt in den Akten zuerst die Bezeichnung „mathematisch-physikalisches Problem" auf[1]. Aus Ingolstadt liegen auch einige Nachrichten über die benutzten Instrumente vor. Ende Januar 1673 befanden sich die mathematischen Instrumente in einem so schlechten Zustand, daß sie repariert werden mußten, bevor sie in den öffentlichen Vorlesungen wieder verwendet werden konnten. Die bisher gebrauchte Armillarsphäre im Hörsaal für Mathematik war aus Holz und mußte sehr oft erneuert werden; deshalb wurde sie 1673 durch eine solche aus Eisenstangen ersetzt, bei welcher die einzelnen Kreise in übersichtlicher Weise durch verschiedenfarbige Bemalung kenntlich gemacht waren. „Sie ist," schreiben die Fakultätsakten „ein Werk von ewiger Dauer". Die neue Armillare „ein hervorragendes mathematisches Hilfsmittel" kostete 14 fl. und wurde hauptsächlich auf Betreiben des Professors Ininger angeschafft; da er nicht Mathematik lehrte, ist sein Verdienst um so mehr anzuerkennen. Es bedurfte ein Semester zur Herstellung. Zwei Jahre später, am 6. Juli 1675, erhielt die Sammlung wieder einen Zuwachs durch die Instrumente des zu Konstanz verstorbenen Jesuiten P. Andr. Arzet, welche der Provinzial Thanner der philosophischen Fakultät überwies. Sicherlich bildeten sie eine wertvolle Bereicherung der bisherigen Sammlung und machten letztere zu einer Sehenswürdigkeit; denn kaum fünf Wochen nach ihrem Eintreffen wurde das Armarium am 19. August 1675 von vier Neuburger Prinzen besucht; ein Teil, jedenfalls der astronomische, war in der kleinen Sternwarte, der andere im Professorensaal aufgestellt. Am 27. Oktober des gleichen Jahres wurden die selteneren Stücke der Sammlung im Speisesaal des Konviktes ausgestellt und dem Kurfürsten Ferdinand Maria gezeigt, der sie sehr genau und mit großem Interesse besichtigte und hernach seine Befriedigung über das Gesehene aussprach. Im Jahre 1679 wurde eine größere Uhr um 26 fl. 48 kr. angeschafft; sie gehörte wahrscheinlich auf eines der Konviktgebäude oder vielleicht in die Sternwarte. Am 7. November 1685 besuchte der Kurfürst Max Emanuel in Begleitung seiner Gemahlin wieder das Armarium, um die mathematischen Instrumente anzusehen[2].

Auch die Sternwarte unterstand dem Professor der Mathematik. Die Sternwarte der Universität in Ingolstadt wurde von der philosophischen Fakultät unterhalten und befand sich im Jesuitenkolleg, anfangs in einem Turmzimmer der Kreuzkirche. Später benützte man die hölzerne sog. turris mathematica auf dem Dache des Professorenflügels; sie besaß vier Fenster nach den verschiedenen Himmelsrichtungen. Im Jahre 1637 mußte sie repariert werden. Außer dieser turris wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine große, unbedeckte Spekula in Gestalt einer mit Eisengeländer versehenen Plattform erbaut, auf welche man vom Speicher aus gelangen konnte. Im Jahre 1684 wurde die Spekula um einige Fuß „verbreitert". Die Instrumente befanden sich teilweise im Freien, teilweise unter dem Dache. Die Spekula scheint ausschließlich für die Professoren, die alte turris jedoch auch für Schüler und fremde Besucher gedient zu haben; denn ausdrücklich zur Führung der letzteren auf die turris wurde am 9. Mai 1684 P. Jos. Azwanger als Adjunkt der Sternwarte aufgestellt. Da am 21. Juni 1684 die turris abgebrannt, machte der Rektor am 28. Oktober 1687 den Vorschlag, über dem

[1] Jos. Schaff, Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt (1912) 134, dort 137 ff. die Lehrkräfte für Physik 1648–1705, 142 ff. die für Mathematik. [2] Schaff, a. a. O. 199 ff.

Gymnasium eine Spekula für die Auswärtigen zu errichten. Die philosophische Fakultät übernahm die Kosten und bezahlte September 1688 für dieses Conclave mathematicum über den Schulen des Gymnasiums 187 fl. 17 kr. Weitere Ausgaben machte die Fakultät dafür 1695 und 1696[1].

* * *

Die Art und Weise der Vorlesungen der scholastischen Theologie blieb bestehen, die Klippe einer allzu großen und in Spitzfindigkeiten ausartenden Gründlichkeit wurde nicht immer vermieden. Wie in der scholastischen Theologie zuweilen zuviel Zeit auf diese Spitzfindigkeiten und zu wenig auf die für die Praxis wichtigeren Fragen verwandt wurde, so trat dies auch beim Kirchenrecht zutage. Deshalb mahnte der Provinzial Truchseß in seinem Memoriale für das Kolleg zu Dillingen am 2. November 1683: Dem Professor des Kirchenrechts wird auch nach dem Willen des Fürstbischofs sehr empfohlen, daß er ganz besonders die Fragen behandele, die mehr der Praxis dienen und zwar so, daß er in vier Jahren den ganzen Kurs des Kirchenrechtes wenn irgend möglich vollende. Das wird sowohl zu seiner als auch der ganzen Akademie Empfehlung sehr förderlich sein[2]. Am 27. März 1688 schreibt Gonzalez an den Provinzial Willi: Die Meinung des Generalvikars von Eichstätt über unsere Professoren der Kontroverse billige ich durchaus. Diese Professoren müssen gemahnt werden, daß sie ihrem spekulativen Genie weniger fröhnen, Subtilitäten und Fragen der scholastischen Theologie nicht nützlichen Fragen vorziehen, die mehr der Seelsorge und dem Verständnis ihrer Hörer dienen. Die Mahnung kann durch die Ortsobern oder durch ein Zirkularschreiben des Provinzials erfolgen[3].

Für das Hebräische hatte die Beschaffung der nötigen Bücher große Schwierigkeit. Im Jahre 1670 schlug der Dekan der theologischen Fakultät in Ingolstadt, P. Joh. B. Weiß, vor, dem P. Aigenler, der seine hebräische Grammatik[4] der Fakultät gewidmet hatte, eine Gratifikation von zwölf Talern zukommen zu lassen und aus dem Stipendium Gewold (für arme Studenten) soviel beizufügen, daß der Professor des Hebräischen und Auktor dieses Buches sich 24 Exemplare kaufen könne. Dies wurde am 11. Dezember 1670 genehmigt, und am 31. Januar 1671 bescheinigte P. Aigenler mit vielem Dank den Empfang[5]. Wie aus den Akten der theologischen Fakultät hervorgeht, waren die Exemplare besonders zum Verleihen an arme Studenten bestimmt. Die Bücher blieben der Fakultät und mußten jedes Jahr vom Professor des Hebräischen zurückgefordert werden[6]. Das hebräische Lexikon des P. Holzay[7] scheint an den Kosten gescheitert zu sein, denn der General schreibt am 18. Februar 1651 an den Ingolstädter Rektor Bernard: Das hebräische Lexikon des P. Holzay hat mir bisher sehr am Herzen gelegen, aber die Propaganda gibt wenig Hoffnung für Aufbringung der Kosten: Ich werde mich umsehen, ob anderswoher größerer Erfolg zu erzielen[8].

Der Förderung des Hebräischen dienten leichtfaßliche kurze Grammatiken, so die zwölf Tafeln des P. Adam Aigenler, die derselbe als Professor in Ingolstadt 1670 herausgab[9]. In der Einleitung hebt Aigenler hervor: Was viele vom Stu-

---

[1] Näheres bei Schaff, a. a. O. 11 ff.
[2] *Memorialia Coll. Diling.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] Tabulae duodecim, vergl. unten.
[5] A. G Nr. 285.
[6] *Acta facult. theol. A. G.
[7] Vergl. Gesch. 2², 442.
[8] *Ad Germ sup.
[9] Tabulae duodecim. Fundamenta linguae sanctae una cum exercitatione grammatica in Ps. XXXIII et Lexico Hebraico-Latino opera P. Adami Aigenler. S. J. Sacrae Linguae et Matheseos in alm. Univ. Ingolst. Prof. ord. anno 1670. Dilingae. 4°, 12 Tafeln in quer

dium der Sprachen besonders des Hebräischen abschreckt, ist besonders die Menge der grammatikalischen Regeln, die eine gewisse Verzweiflung an der Erlernung der Sprache hervorrufen. Es müssen natürlich Bücher vorhanden sein, die auch auf die letzten Schwierigkeiten und Feinheiten der Grammatik eingehen, aber es ist ein großer Fehler, solche Bücher dem Anfänger aufzubürden, gerade wie wenn man einem, der Deutsch lernen will, zuerst einprägt, ob man sagt der Ort oder das Ort, hat genesen oder ist genesen usw. Denen, die eine Sprache lernen, muß man vieles verbergen, was sie später allmählich von selbst aus den Büchern lernen. Deshalb habe ich hier nur das Notwendige aus den besten Autoren zusammengestellt, so daß auch der Anfänger leicht einen Überblick gewinnen kann und der Widerwillen überwunden wird. Aigenler gibt dann auf der ersten Tafel alles, was zum Lesen notwendig ist, auf der zweiten und dritten Tafel Deklination, auf der vierten Konjugation usw., selbst die Syntax und Poesie erhält eine Tafel. Eine Musterpräparation (Tafel 10) und ein kleines hebräisch-lateinisches Lexikon (Tafel 11—12) bilden den Schluß. Hier ist wirklich das Notwendige in schönen hebräischen Typen in gedrängter guter Übersicht so geboten, daß kein Anfänger zurückzuschrecken braucht. In der Widmung seiner hebräischen Grammatik an die theologische Fakultät von Ingolstadt hebt Aigenler die Wichtigkeit der Heiligen Schrift für das Dogma und die Wichtigkeit des Hebräischen für die richtige Erfassung der Heiligen Schrift hervor. Manche Zweifel und Unklarheiten könnten nur aus dem hebräischen Originaltext beseitigt werden. Dies sei nicht allein seine Meinung, sondern auch die der Professoren der theologischen Fakultät, die so oft ihren Hörern eingeschärft, daß sie nach dem Dogma nichts für wichtiger als die hebräische Sprache halten sollten, da sie niemals besser über die heiligen Geheimnisse sprechen würden, als wenn sie die heilige Sprache sich zu eigen gemacht.

Eine größere, aber auch für die Anfänger berechnete Grammatik gab der Würzburger Professor P. Kaspar Kümmet im Jahre 1688 heraus. Er suchte den Zweck der Erleichterung dadurch zu erreichen, daß er die Grammatik in zwei Teile teilte; in dem ersten Teil gibt er für die Anfänger nur das Notwendigste, damit es diesen nicht ergeht wie einem Kranken, der vor einem vollbesetzten Tisch schon Widerwillen empfindet, bevor er noch davon verkostet. Den zwölf Kapiteln des ersten Teiles (p. 1—94) entsprechen dann die Zusätze zu diesen Kapiteln für die Fortgeschrittenen im zweiten Teile (p. 95—318). Der Druck ist gut und zeichnet sich noch dadurch aus, daß die hebräischen Stammformen stets schwarz, die Abwandlungen usw. rot gedruckt sind, wodurch die Übersicht erleichtert wird. Die Grammatik ist dem General Gonzalez als dem Beförderer der Studien gewidmet[1].

P. Kümmet war Professor des Hebräischen (dazu Ethik und Mathematik) von 1684—1698. Schon der General von Noyelle hatte seinen Eifer für die orientalischen Sprachen gelobt und gefördert, indem er ihm am 17. Februar 1685 schrieb: Ich lobe Ihren großen Eifer für die orientalischen Sprachen und, daß darin viele etwas Hervorragendes leisten, ist nicht allein mein Wunsch, sondern auch der des Heiligen Vaters, der diese Studien vor einigen Jahren mit Nachdruck empfohlen hat. Es kann mir deshalb keineswegs gefallen, wenn in Ihrer Provinz diesen Studien nicht die gewünschte Aufmerksamkeit zugewandt wird. Ich werde nicht ver-

---

4°, jede Tafel zwei Seiten in 4°. Zu diesen Tafeln bemerkt Fr. A. Oefele in seiner Bav. Eruditorum quorundam vitae selectae tom 2, (M. Staatsbibl. Oefeleana Nr. 2.) Diese Grammatik empfahl wegen ihres großen Nutzens der Hebraeophilus Nicolaus de Brie aus Paris, Leiter der Pagenschule, ein Mann, den ich wie einen Vater verehre.

[1] Schola Hebraica. Herbipoli. Excudit J. Hertz. Prostat apud Wolfg. Maur. Endterum Bibl. Noriberg. 1688. Das zehnjähr. Vertriebsprivileg für Endter ist vom 29. Dez. 1687 datiert.

absäumen, diese Studien von neuem nachdrücklich zu empfehlen und geeignete Mittel dafür anzugeben. Als Gonzalez die ihm gewidmete Grammatik erhalten hatte, sprach er am 5. November 1689 nachdrücklich seine Anerkennung aus, die Grammatik werde ohne Zweifel vielen von großem Nutzen sein. Besonderes Lob verdienen Ew. Hochwürden für Ihren großen Eifer, mit dem Sie sich aus eigenem Antrieb diesem Studium gewidmet und alle Schwierigkeiten überwunden haben[1].

Auch die wissenschaftlichen Übungen in der Theologie blieben bestehen, doch suchte man der allzulangen Ausdehnung zu begegnen. Im Jahre 1684 wurden in Ingolstadt die Monatsdisputationen, die bisher vormittags von $7^1/_2-9^1/_2$ und nachmittags von $1^1/_2-3^1/_2$ gedauert, auf insgesamt zwei Stunden beschränkt. Bei den Disputationen schlichen sich zuweilen, der damaligen Sitte entsprechend, großtönende und aufgeblähte Phrasen ein, besonders bei der Einladung zum Objicieren. In seinem Memoriale vom 2. November 1683 für Dillingen wies der Provinzial Truchseß den Rektor an, dafür Sorge zu tragen, daß solche Zeitvergeudung vermieden werde. In demselben Memoriale verbot Truchseß, sich bei den Disputationen gegenseitig Clarissimi Patres zu nennen: das verstoße gegen die in der Gesellschaft übliche Einfachheit[2].

Sowohl in der Philosophie als auch in der Theologie war ein großer Übelstand der häufige Wechsel der Professoren, über den schon früher so viel geklagt worden. Der Geschichtschreiber der Dillinger Universität bemerkt: „Dazu kommt noch der Umstand, daß ein Professor sozusagen nur vorübergehend sich mit der Philosophie beschäftigte und später zur Theologie oder zu einem Ordensamte verwendet wurde. In der Regel lehrte der Jesuit einmal den philosophischen Kurs. Nicht oft trug der nämliche den philosophischen Kurs zum zweitenmal vor. Unter solchen Umständen war ein Sicheinleben in das philosophische Studium und eine völlige Hingabe an dasselbe nicht möglich[3]." Am 22. März 1684 schrieb der General an den Provinzial Truchseß: Da auch P. Rektor der Meinung ist, daß es zum Ansehen unserer Doktrin beitragen wird, wenn die Professoren der höheren Studien nicht häufiger als die Not es erfordert, gewechselt werden und daß unsere Scholastiker auch einige Zeit das Jus canonicum hören, damit sie nicht Professoren dieses Faches werden ohne jede Kenntnis desselben, so wünsche ich, daß Ew. Hochwürden sich dies angelegen sein lassen[4].

Der häufige Wechsel der Professoren wurde erleichtert durch die Ausnahmestellung, welche die Jesuiten an einzelnen Universitäten einnahmen. Die schon früher ventilierte Frage, ob die zu Professoren berufenen Jesuiten einen akademischen Grad besitzen müssen, wurde August 1665 von dem oberrheinischen Provinzial Joh. Berthold für Bamberg, Würzburg und Mainz also geregelt: Die Patres sollen nur ausnahmsweise den Doktorgrad erhalten, auch wenn sie alle für die Promotion nötigen Prüfungen bestanden haben. Alle Professoren, graduiert oder nicht, sollen in die Fakultät aufgenommen werden. Die Prüfungen und Dispu-

---

[1] *Ad Rhen. sup.

[2] *Memoriale Coll. Diling. 1683.

[3] Specht, Dillingen 312. Auch hier haben wir es mit einer allgemeinen nicht allein auf die Jesuitenschulen beschränkten Eigentümlichkeit zu tun. In der Geschichte des gelehrten Unterrichts hebt dies Paulsen ausdrücklich hervor: „Auch auf den protestantischen Universitäten wurde das Lehramt besonders in der philosophischen Fakultät nicht als dauernde Lebensaufgabe angesehen. Nicht nur kommt das Aufsteigen aus einer Professur in die andere innerhalb der philosophischen Fakultät im 16. und 17. Jahrhundert häufig vor, sondern auch der Übergang in eine theologische, juristische oder medizinische Professur, oder auch in ein praktisches Amt ist etwas ganz gewöhnliches." Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 1^2, 428.

[4] *Ad Germ. sup.

tationen für die Promotion können alle abnehmen. Der nicht graduierte Professor kann aber nach dem in Deutschland herrschenden Gebrauch den Grad nicht erteilen, den er nicht besitzt, auch darf er nicht den theologischen Doktormantel tragen. Wenn der Provinzial (bezw. der General) die Erlaubnis für die Graduierung eines Jesuiten gegeben, so hat die Fakultät keine Einsprache zu erheben, doch können die gewöhnlichen Formen der Vorstellung usw. beobachtet werden. Im Übrigen fand die Promotion eines Jesuiten gewöhnlich erst nach einer Disputation über die gesamte Theologie oder nach der Leitung einer solchen Disputation statt[1].

Über die Verhältnisse in Innsbruck berichtet der Geschichtschreiber dieser Universität: „Wie sich die Jesuiten, welche vor dem Antritt ihres Lehramtes das Doktorat erhalten mußten, keiner Prüfung bei einer Fakultät hiezu unterzogen, so war auch die wirkliche Erteilung akademischer Würden für sie, wie in Wien, Freiburg usw. nicht mit den gewöhnlichen Zeremonien, sondern nur mit den wesentlichen Erfordernissen verbunden, sohin gleichsam eine Privat-Graduierung. Die Promotion geschah nicht an der Universität, sondern gewöhnlich im Rekreations-Zimmer ihres Kollegiums, meistenteils vor dem Heiligen Geist-Amte am Tage der Eröffnung des Studienjahres. Bei Erteilung des philosophischen Magisteriums war nebst den philosophischen Professoren (nur Jesuiten) bloß der Prokanzler und der Universitätsrektor zugegen; der neue Professor legte das Glaubensbekenntnis ab und erhielt das Lizentiat; der philosophische Dekan erklärte ihn dann als Bakkalaureus und Magister und übergab ihm Mantel und Hut. Bei den theologischen Promotionen waren der Universitätsrektor, der Prokanzler und die theologischen Professoren, bei der Promotion des Professors des Kirchenrechtes der Rektor und das juridische Professoren-Kollegium zugegen, und die Zeremonie war auch da so einfach wie bei der Erteilung des philosophischen Magisteriums. Nicht selten, wenn nämlich der neue theologische oder juridische Professor auch noch nicht Magister der Philosophie war, wurden alle philosophischen und theologischen und juridischen Grade zugleich erteilt[2].

Wiederholt drangen die Obern darauf, die akademischen Grade nur Würdigen zu erteilen. Indem Oliva am 11. Januar 1670 dem Dillinger Rektor Schirmbeck seine Freude über den guten Stand des Kollegs ausdrückt und ihm auch die Sorge für die Akademie angelegentlich empfiehlt, betont er insbesondere diesen Punkt: Ew. Hochwürden mögen sehr darauf achten, daß die akademischen Grade besonders in der Theologie nur solchen erteilt werden, die ihre wissenschaftliche Befähigung in den vorausgehenden Examina in jeder Weise erwiesen haben. Unsere Professoren sollen sich überzeugt halten, daß die Zierde und der Ruf der Akademie nicht von der Zahl derjenigen abhängt, welche glänzende Titel auf derselben erlangt haben, sondern vielmehr von der soliden Wissenschaft, wenn auch nur weniger, welche die Tüchtigkeit ihrer Lehrer in den Vorlesungen und ihr Urteil bei der Verleihung der Grade bei allen empfehlen[3]. In seinem Memoriale für Dillingen schärfte der Provinzial Willi am 20. Januar 1689 ein: Bei den Promotionen in der Philosophie soll Rücksicht genommen werden auf das Examen und nicht allein auf den Wunsch des Professors und zwar sowohl aus Gewissenhaftigkeit als auch in Hinsicht auf die Ehre der Akademie; wenn da eine Gefahr droht, muß der Provinzial gemahnt werden, daß er andere Examinatoren bestimmt[4].

---

[1] Weber, Gelehrte Schulen von Bamberg 227 f.

[2] Probst, Geschichte der Universität in Innsbruck 61.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Memorialia Coll. Diling. 1689.

Die großen Unkosten und Auslagen bei den Promotionen blieben bestehen, doch ist das Streben, sie herabzumindern, unverkennbar. Die Akten der philosophischen Fakultät in Innsbruck zählen für eine philosophische Promotion am 16. Juli 1696 folgende Ausgaben auf: Für Essen beim Steinbock 3 fl. 15 kr. für die Person; Merenda im Jesuitenkolleg 4 fl.; Wildgeflügel extra 4 fl.; für die Paukenträger 12 kr.; Merenda nach der Prüfung 4 fl. 39 kr.; den Musikanten jedem 1 fl. 30 kr. und ebensoviel ihr Essen und noch eine Maß Wein; dem Buchdrucker für seine Arbeit, die schlecht war, 3 fl. 25 kr.; den Musikanten in der Kirche 3 fl., dazu noch viele Trinkgelder. Wie die Musiker bezahlt werden, sieht man aus einer Bemerkung zum Jahre 1672: Als zu einer Promotion nur 4 Hofmusiker bestellt wurden, erschienen deren 7, von denen keiner spielen wollte, wenn nicht alle spielten. Für eine selbständige Musik forderte jeder einen Philippstaler (2 fl. 12 kr.)[1].

Ein Mahl war auch in Innsbruck bei jeder öffentlichen Erteilung des Doktorats für alle dabei gegenwärtigen Professoren und beim besonders erteilten Lizentiat für die Fakultäts-Professoren, den Rektor und die Dekane anfangs immer üblich. Im Jahre 1680 wurden aber das erstemal bei einer Lizentiats-Erteilung für das wirkliche Essen jedem dazu Berechtigten 2 fl. bezahlt, und im Jahre 1681 bei einer medizinischen Promotion jedem 3 fl., und schon von da an begann statt des Essens allmählich die Bezahlung dafür, und zwar in der Art, daß in den höhern Fakultäten jeder zum Mahle Berechtigte 3 fl., in der Philosophie aber 2 fl. erhielt, weil in letzterer nicht lautum convivium vorgeschrieben war. Wahrscheinlich war diese Ablösung auch den Kandidaten vorteilhaft, weil die Essen kostspielig gegeben wurden, z. B. im Jahre 1678 bei einer theologischen Promotion mit 18 fercula (Gerichten), „zur allgemeinen Zufriedenheit“. — Wie das Essen, so wurde auch die Darreichung von Handschuhen abgelöst, und zwar für jeden Beteiligten mit 34 kr.; bei medizinischen Promotionen aber für die medizinischen Professoren mit 1 fl.[2]

Diese Ablösung durch Geld führte man dann auch an anderen Universitäten ein. In den Akten der philosophischen Fakultät von Ingolstadt findet sich unter dem 21. Juli 1694 die Eintragung: Das Mahl bei der Kreierung der Magistri wurde zum erstenmal unterlassen, um die Kosten zu sparen. An Stelle des Mahles erhielt jeder $2^1/_2$ fl. und am 20. Juli 1695 wird wiederholt: Das Convivium Magistrale fiel zum zweiten Male fort[3]. Dies war in Ingolstadt um so mehr zu begrüßen, weil bei den Promotionen und anderen Gelegenheiten schon hinreichend getrunken wurde, und zwar zuweilen um die Wette. Unter dem 21. April 1665 heißt es in den Annalen der theologischen Fakultät: Etwas nach 2 Uhr begann die Disputation, wobei der Herr Kandidat durch seinen Geist glänzte, die andern aber, besonders die Perillustres und Illustres (Adeligen), um die Wette tranken. Spanischer Wein wurde nicht gegeben, weil dieser für Nachmittag nicht paßt, deshalb reichte man einen andern süßen Rotwein und zwar denselben während der ganzen Disputation, was allgemeine Zustimmung fand. Vor den feierlichen Aufzügen des Rektor Magnifikus vor dem Gottesdienst wurde in Ingolstadt spanischer Wein herumgereicht. Nun wurde am 18. Dezember 1665 beschlossen, keinen spanischen Wein, Kuchen und Konfekt mehr vorzusetzen, damit man so nüchterner und andächtiger dem Gottesdienst beiwohne und die Studenten zahlreicher erschienen[4]. Das hatte aber zur Folge, daß Ostern 1666 die Adeligen bei dem feierlichen Aufzug des Rektors ausblieben mit Ausnahme von einem

[1] Probst, Universität Innsbruck 65, 67.
[2] Probst, Universität Innsbruck 64.
[3] *Acta facult. artist.
[4] Vergl. Mederer 2, 366.

„vielleicht ob der Verweigerung des spanischen Weines entzürnt", wie die Akten der artistischen Fakultät bemerken[1]. Weihnachten 1669 wurde durch Anschlag allen Adeligen befohlen, bei dem Aufzug des Rektors zu erscheinen. Die Adeligen erklärten in einem Gegenanschlag jeden für ehrlos, der dem Befehl der Professoren nachkomme. Die adeligen Übeltäter wurden mit sechs Rthlrn., die andern mit sechs Tagen Karzer bestraft[2]. Das Ende war, daß man am folgenden Osterfest bei dem Aufzug des Rektors den durstigen Musensöhnen wieder spanischen Wein reichte[3].

Die Promotionstaxen stiegen mit der Höhe des zu erteilenden Grades z. B. in Dillingen von 2½ fl. für Bakkalaureat der Philosophie bis 16 fl. für Doktorat der Theologie. Dazu kamen noch die Taxen für Notar, Pedell, Pulsator, Arme usw. Bei armen Kandidaten wurden in Dillingen die der Akademie zufallenden Taxen leichter erlassen, die für die Offiziale aber mußten gleich anfangs ganz bezahlt werden. Zu den offiziellen Taxen kamen noch viele Nebenauslagen, so daß 1678 ein Doktorand der Theologie 84½ fl. zu bezahlen hatte. Der Hauptposten bei diesen Nebenauslagen wurde durch die verschiedenen Schmausereien verursacht. Ein Doktormahl mit 25 Gästen kostete 62½ fl. Auch hier kam es zuweilen zu einer Ablösung durch Geld. Im Jahre 1690 gab ein Lizentiat des kanonischen Rechtes statt des Mahles für sieben Gäste je 3½ fl., ein anderer ließ je 2 fl. zurück, womit aber der Professor des Zivilrechtes und der Gubernator nicht zufrieden waren, sie verlangten 3 fl; um sie zu beruhigen, zahlte der Rektor darauf. Alle Bemühungen der Jesuiten, die Schmausereien ganz abzuschaffen, scheiterten am Widerstand der Auswärtigen und an der allgemeinen Sitte der übrigen Akademien. Schließlich begnügte man sich, die Mahlzeiten in mäßigen Grenzen zu halten[4].

Bei den Promotionen spielten auch weiterhin die Handschuhe eine Rolle. Sie wurden in verschiedener Qualität an die geladenen Gäste ausgeteilt. In den Bamberger Rechnungen finden sich folgende Angaben: 1656 für 6 Dutzend violette Handschuhe 17 Rthlr., für 7 Dutzend waschbare 14 Rthlr., für 1½ Dutzend römische 5 Rthlr. 11 Batzen, 1 Dutzend verschiedene 2 Rthlr. 6 Batzen, ½ Dutzend schwarze 1 Rthlr., ½ Dutzend kostbare mit Goldfaden 3 Rthlr. 6 Batzen. Im Jahre 1669 werden für Handschuhe 71 Rthlr. ausgegeben. Außer den angeführten Arten kommen englische, genuesische und französische Handschuhe zur Verteilung. Der Fürstbischof erhielt besonders kostbare, so werden zur Verzierung der für ihn bestimmten Handschuhe 1 Rthlr. 5 Batzen berechnet. Zuweilen wurden bei einer Promotion 200 Paar Handschuhe verteilt[5]. In Mainz wollte der Provinzial die Verteilung der Handschuhe bei den Promotionen abschaffen, aber der Kurfürst erklärte sich gegen die Abschaffung. Deshalb mahnte der General am 30. Juni 1657, es bei der alten Gewohnheit zu belassen[6].

Auch die Unsitte der Scherzfragen bei der Promotion blieb bestehen. Der Provinzial Lutz mahnte in dem Memoriale für Mainz September 1673: Da die vielen Fragen, die die Bakkalauren und Magistri bei der Promotion beantworten sollen, viel Zeit beanspruchen und Überdruß erregen und zuweilen nur allgemeine oder lächerliche Antworten erfolgen, so soll deren Zahl auf 12 beschränkt werden, 6 für die Bakkalaurei und 6 für die Magistri[7]. Im Jahre 1678 erschien in Graz sogar eine Sammlung solcher scherzhaften Fragen, die u. a. die Beantwortung der wichtigen Frage enthält: Warum früher die Philosophen lange Bärte getragen haben[8].

---

[1] *Acta 25. März 1666.
[2] *Acta 24. Dezember 1669.
[3] *Acta 6. April 1670.
[4] Specht, Dillingen 233 ff.
[5] Weber, Gelehrte Schulen, 475.
[6] *Ad Rhen. sup.
[7] *Memoriale Coll. Mogunt.
[8] Beispiele von Scherzfragen auch bei Kink,

Zu den Promotionen erschienen Thesen von kleinerem und größerem Umfang, in kostspieliger oder minder kostspieliger Ausstattung. Der Verfasser war gewöhnlich der Promotor. In der Vorrede zu solchen Thesen schreibt einer dieser Promotoren P. Leinberer im Jahre 1670: Es ist eine häufige und allgemeine Klage, daß die Zahl der Bücher fast ins Unermeßliche wächst und zwar zuweilen mit sehr geringem Nutzen für das Allgemeinwohl. Dieselbe Klage gilt von den vielen Thesen. Viele klagen, daß die Blätter gefüllt werden mit dem Infinitum, Categorematicum und Syncategorematicum, mit Patreitas, Haecceitas, Perseitas, Inaleitas, Wörtern, die in keinem Pacuvius und Despauterius zu finden. Indem auch ich gegen meinen Willen gezwungen bin, Thesen herauszugeben, habe ich geglaubt, der Klage etwas die Spitze abbrechen zu sollen. Wir Lehrer der Naturphilosophie bezwecken nichts anderes durch die Thesen, als den Fleiß unserer Schüler zu spornen, ihren Geist zu bilden und ihren Fortschritt zu fördern, indem wir sie in der Hoffnung auf den Beifall in dem öffentlichen Wettbewerb ermutigen und zum fleißigen Besuch der Vorlesungen und Eifer in Erforschung der Wahrheit aufmuntern. Zu diesem Zweck stellen wir das zusammen, was wir in dem dreijährigen Kurs durchgenommen, bald in Form von Thesen, bald in freierer Ausarbeitung, um so eine geeignete Materie für die Disputation zu gewinnen[1].

Im Jahre 1652 kam zu Graz der Gebrauch auf, daß die Schüler der Rhetorik den neu promovierten Magistern und die der Poesie den Bakkalauren eine gedruckte Festschrift widmeten, welche in schönem Einband bei der Promotion an die Anwesenden verteilt wurde. „Da diese Schriften bald von den Professoren der Klasse zu verfassen waren, bald auch die besten Schularbeiten von Schülern enthielten, so erhielten hierdurch beide eine mächtige Anregung etwas Tüchtiges zu leisten."[2]

Den Promotionen gingen eingehende Prüfungen voran. Unter diesen stand an erster Stelle die Sittenprüfung (examen morum). Dieselbe bezog sich auf Heimat, Stand, Einwilligung der Eltern, frühere Strafen usw. Beim Stande mußte auch die damals wichtige Frage ob Leibeigener oder Freier berücksichtigt werden. Nur ein Freier oder Freigegebener konnte promoviert werden. Fiel die Sittenprüfung nicht genügend aus, so wurde dem Kandidaten privatim mitgeteilt, daß er nicht graduiert werden könne. Erst dann folgten die wissenschaftlichen Prüfungen, die für jeden einzelnen in der Philosophie 3/4 Stunden dauerten. Nachdem alle geprüft waren, wurde den versammelten Kandidaten die gute Neuigkeit (bona nova) durch Verlesung des im Katalog fixierten Prüfungsresultates mitgeteilt[3].

Universität Wien 1, 416 z. B. An fortitudo aptiorem sedem habuerit in vastis veterum Germanorum corporibus an vero in moderata hodiernorum Germanorum statura? Die Scherzfragen bei den Promotionen in Freiburg i. Br. (Schreiber, Universität zu Freiburg i. Br. 1 (1868) 421 f.) haben neuerdings Georg Kaufmann (Zwei katholische und zwei protestantische Universitäten, Sitzungsberichte der bayr. Akad. der Wissensch. Histor. Kal. 1920) zu unhaltbaren Folgerungen veranlaßt. Die Scherzfragen haben mit der „Prüfung über die im Studium erworbene Wissenschaft" gar nichts zu tun. Vergl. Gesch. 2, 539.

[1] Leinberer Wolfg., Disputatio philosophica de natura et perfectione mundi quam defendendam suscepit Ill. et Generos. D. Joa. Christoph. Mändl, Metaph. et Institutionum Juris Studiosus 1670. Vergl. den Auszug in Rixner, Gesch. der Philosophie bei den Katholiken in Altbayern (1835) 155 ff. 44 S. mit 50 Thesen ex universa philos. naturali.

[2] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 51. Ein Verzeichniß von solchen Festschriften Progr. 1869, 83 ff. Im Jahre 1657 widmete die Rhetorik z. B. Exercitationes poeticae, im Jahre 1676 Exercitationes oratoriae, im Jahre 1693 und 1694 Labores rhetorici in palaestra eloquentiae menstrua hactenus exercitatione propositi. Die meisten Arbeiten werden auch hier wohl von den Professoren verfaßt worden sein.

[3] Specht, Dillingen 219 f., dort auch weiteres über die Prüfungen.

Zu den Voraussetzungen der Promotion gehörte auch die richtig überstandene Deposition. Man hielt daran fest für alle Studenten. Am 14. November 1676 fragte in Ingolstadt der Quintus beim Senat schriftlich an, wie es zu halten sei mit den Studenten, die von der neuen Akademie in Innsbruck kämen und an einer andern Universität sich noch nicht der Deposition unterworfen hätten. Es wurde ihm geantwortet, diese seien nicht für Akademiker zu halten, bis sie sich der gewohnten Deposition unterzogen oder den Beweis erbracht, daß die Akademie in Innsbruck mit der in Ingolstadt konföderirt sei wie z. B. Freiburg i. Breisgau[1]. Später, 1683, beschloß dann die Universität bei der Vollversammlung in den Winterquatember, alle Studenten sowohl von Innsbruck als auch von Bamberg oder Salzburg oder von irgend einer andern Universität, wo die Deposition nicht üblich sei, mit der einzigen Ausnahme von Freiburg i. Br., hätten sich der Deposition zu unterziehen; nicht einmal die, welche den Magistergrad erworben oder Kandidaten der Rechte seien, könnten eine Ausnahme beanspruchen; die Ministri depositionis wurden aber ernst gemahnt, sich bei der Deposition der letztern aller Handlungen und Worte zu enthalten, welche an den Beanismus erinnerten[2]. Die schlimmsten Ausschreitungen wurden allmählich abgestreift; in Ingolstadt kam es wiederholt vor, daß Prinzen einer Deposition beizuwohnen wünschten. Bei dem letzten Besuch des Kurfürsten Max in Ingolstadt 1651 baten seine Söhne Ferdinand Maria und Max Philipp, eine Deposition ansehen zu dürfen. Der Quintus veranstaltete daraufhin eine solche auf der Burg[3]. Später, im Jahre 1675, als Kurfürst Ferdinand Maria mit seinem dreizehnjährigen Sohne Max Emanuel die Universität besichtigte, wollte er auch einer Deposition beiwohnen. Der Kurfürst war so zufrieden, daß der Quintus 15 fl., sein Substitut $7^1/_2$ fl., die übrigen ein Geschenk je nach dem Grad ihrer Beteiligung erhielten[4].

Man hatte natürlich trotzdem manchmal Anlaß, gegen Auswüchse einzuschreiten. So befahl die Ingolstädter artistische Fakultät am 2. Januar 1669 dem Quintus, in der Folge heilige Gebräuche bei der Deposition zu unterlassen, damit nicht Gebete der Kirche und das Kreuzzeichen zum Scherz dienten (in jocum trahantur), ferner Roheiten in Wort und Tat zu meiden[5].

In den Jahresberichten des Kölner Kollegs heißt es zum Jahre 1669: Das Gymnasium wächst an Zahl und Qualität der Schüler. Der Vermehrung ist sehr dienlich, daß jetzt die akademische Deposition besonders durch die Bemühungen der Unsrigen so geordnet ist, daß der panische Schrecken vor ihr niemand mehr von dieser Universität fernhalten wird. Außer andern heilsamen Verfügungen ist auch dies vorgesehen, daß in der Folge niemand durch diese Zeremonie für die philosophischen Studien eingeweiht wird, der nicht tatsächlich als Student die Logik einige Zeit besucht hat. Und zum folgenden Jahre wird hervorgehoben: Die Logik mit ihren 250 Studenten verkostet durch ihre Blüte die Frucht der nicht abgeschafften aber ohne allen Tumult verbesserten Deposition[6].

* * *

Zu den lange unbestrittenen Privilegien der Universitäten gehörten die Zensur der zu druckenden Bücher und die Visitation der gedruckten Bücher in den Buch-

---

[1] Mederer 3, 23.

[2] Mederer 3, 50. Über Kosten und Gebräuche gibt eine Verfügung der artistischen Fakultät vom 26. September 1712 Aufschluß. Druck bei Prantl 2, 462 ff. Die Darstellung bei Prantl 1, 455 f. entspricht nicht den Akten.

[3] Mederer 2, 326.

[4] Mederer 3, 19.

[5] *Acta facultatis artisticae Ingolst. 1669.

[6] *Litt. ann. Coll. Colon.

läden. Die Zensur wurde auch nach dem Tridentinum vielerorts nur von den Universitäten besorgt, an andern Orten kommt dazu die Zensur des Ordinarius[1].

Gegen die von ausländischen Buchführern nach Ingolstadt gebrachten und auf der Akademie feilgehaltenen verbotenen Bücher richtete sich ein kurfürstlicher Erlaß vom 6. Oktober 1654 an die theologische Fakultät, in dem eine Visitation der öffentlich und geheim zum Verkauf vorgelegten Bücher befohlen und dem Bibliothekar das Ausleihen verdächtiger Bücher „daraus die Studenten nichts anders als böse Sitten oder andere verführerische Sachen erlernen", mit Ernst verboten wurde[2]. Die theologische Fakultät verhandelte darüber am 13. November 1654 und beschloß ein Mandat mit Benennung bestimmter verbotener Bücher zu erlassen[3]. Bald darauf schickte der Dekan das Mandat an die Professoren der Fakultät zur Begutachtung, alle approbierten es, und in der Sitzung vom 3. Dezember 1654 wurde beschlossen, dasselbe zu drucken und an die Buchhändler usw. zu verteilen[4]. In ihrer Antwort vom 8. Januar 1655 berichtet die theologische Fakultät, sie habe beschlossen, ein schriftliches Verbot zu verfassen und in der Stadt anschlagen zu lassen. Da aber die theologische Fakultät außer der Universität keine Jurisdiktion habe, so möge dem Bürgermeister und dem Stadtoberrichter der gemessene Befehl erteilt werden, die Fakultät bei der Visitation wenigstens nicht zu behindern, sondern ihr mit Beistand an die Hand zu gehen und die Krämer und Buchhändler an die Fakultät zu weisen zur Vorlegung ihres Kataloges, bevor dieselben ihre Waren auslegen und verkaufen. In dem beigefügten Verzeichnis werden verboten im allgemeinen alle unzüchtigen und ketzerischen Bücher, namentlich die von Calvin, Zwingli, Luther, Melanchthon, Macchiavelli usw., auch Bibelausgaben, die an unkatholischen Orten und von unkatholischen Buchdruckern gedruckt worden, ferner astrologische, zauberische und bulerische Bücher[5]. Kurfürst Ferdinand Maria hieß in seiner Verfügung vom 1. Februar 1655 das Vorgehen der Fakultät gut: „Damit der Oberrichter wissen möge, was für Bücher für verboten zu halten, habt Ihr ihm aus dem verfaßten Mandat einen Extrakt der verbotenen Bücher zu seiner Nachricht zu kommunizieren und bei der Visitation jedesmal nach Notdurf an die Hand zu gehen, auf daß dieses schädliche Gift der gefährlichen Bücher, Bilder und Gesängen, auch die daraus erstehende Aergernuß und Verleitung zum Bösen verhindert werde."[6] Unter demselben Datum erging ein entsprechendes Mandat des Kurfürsten an den Bürgermeister, Rat und Stadtoberrichter von Ingolstadt[7].

Auch in Innsbruck hatte die theologische Fakultät die Bücher-Visitation. Am 7. Dezember 1683 trug der Brixener Bischof Paullin der theologischen Fakultät auf, die Buchläden besonders an den Markttagen zu visitieren und, da etwan verdächtige Bucher sollten befunden werden, solche wenn nötig mit Anrufung des weltlichen Armes hinwegzunehmen[8].

Wie im einzelnen die Visitationen vorgenommen wurden, ergeben einige Eintragungen in den Akten der theologischen Fakultät in Ingolstadt. Am 17. Dezember 1664 heißt es: Da ein Nürnberger Buchhändler drei schlechte Bücher, die nicht in seinem Katalog enthalten waren, verkauft hatte, erhob der Dekan Anklage bei dem

---

[1] So trägt z. B. das Buch des P. Masen Meditata concordia, das 1661 in Köln erschien, außer der Ordens Zensur die Approbation des Rektors der Universität, damals der Generalvikar Pellionis, 2. April 1661 und die Zensur des Ordinariats, damals de Walenbruch (Canonic. et Cens. libr. ordin.) 1. April 1661.

[2] Wortlaut bei Mederer 4, 401.

[3] *Acta facult. theol Ingolst. A. G.

[4] *Acta facult. theol. A. G.

[5] *Akten der theol. Fakultät Nr. 316. Acta facult. theol. 6. Dez. 1654, 11. Jan. 1655.

[6] Wortlaut bei Mederer 4, 401 f.

[7] *Akten l. c. Nr. 316.

[8] Sinnacher, Beiträge zur Geschichte der Diözese Brixen. 2, 766.

Rektor. Inzwischen kam der Bürgermeister zum Dekan und bat ihn, mit ihm die Bücher im Absteigequartier des Buchhändlers und in dessen Laden zu visitieren. Dies tat der Dekan. Nachher wurde gegen den Bürgermeister geltend gemacht, daß er dies außerhalb seines Territoriums und des Ortes seiner Jurisdiktion getan. Der Senat verhandelte zweimal darüber, und man schrieb deshalb an den Kurfürsten. Jedenfalls wurde festgestellt, die Fakultät und der Dekan habe das Recht, überall in der ganzen Stadt in allen Läden Bücher, Flugblätter, Bilder usw. zu visitieren[1].

Im Jahre 1669 hatte sich ein Buchhändler aus Augsburg gerühmt, er sei nicht verpflichtet, seinen Katalog dem Dekan zu übersenden; schon hatte er drei Tage seine Bücher feilgeboten. Als der Dekan dies dem Bürgermeister anzeigte, mußte der Buchhändler dem Dekan am folgenden Tage seinen Katalog bringen[2]. Bei der Visitation am 6. Dezember 1669 wurden vom Dekan obszöne Libellen und Gesänge verboten; vielleicht wäre es besser, so heißt es in den Fakultätsakten, diese nach dem Beispiel des Bürgermeisters zu konfiszieren und erst bei der Abreise wiederzugeben, damit sie nicht unterdessen insgeheim verkauft werden[3]. Am 29. November 1689 wurden die Bücher des Nürnberger Buchhändlers visitiert, der vorher einen Katalog dem Dekan geschickt hatte; entfernt wurden die nicht purgierten Gedichte Ovids und Pufendorfs Einleitung in die Geschichte, weil er nach Häretiker Art den Papst angreife. Unter dem 15. Dezember 1689 heißt es: Der Nürnberger Buchhändler bat um Rückgabe eines ihm von dem Adm. Rev. Praenobili et Spectabili Decano im vorigen Jahr konfiszierten Buches, aber die Bitte wurde nicht gewährt, weil dem Dekan der Fakultät vom Kurfürsten und unserm Diözesanbischof ausdrücklich das Recht der Konfiskation zugestanden ist und auch anderswo geübt wird[4]. Schon vorher war eine Teilung der Visitation in Frage gekommen. Am 4. November 1682 wurde in der theologischen Fakultät ein Dekret des kurfürstlichen geistlichen Rates an alle kurfürstlichen Regierungen und die Universität verlesen, in welchem befohlen wird, daß die geistlichen Bücher aller Buchhändler von einem Geistlichen, die politischen von einem Weltlichen visitiert und zensiert werden sollten. Die Universität beschloß, sich an die alten kurfürstlichen Dekrete über die Visitation zu halten, kraft deren dies Sache der theologischen Fakultät sei[5].

Das Recht der Zensur war in Ingolstadt unbestritten bei der theologischen Fakultät. Die Eintragungen hierüber in den Akten der theologischen Fakultät bezeugen das im einzelnen. Am 25. November 1652 macht der Dekan folgenden Eintrag: Der hochwürdigste Ordinarius (Marquard Schenk v. Castell) verbot, das Institut der Weltpriester des hochwürdigen Lizentiaten Bartholomäus Holzhauser hier zu drucken, trotzdem mein Vorgänger im Dekanat es approbiert hatte, ohne im übrigen das Recht der Fakultät, die Bücher zu zensieren und zu approbieren, antasten zu wollen[6]. Im folgenden Jahre heißt es: Während dieses Dekanates wurden vom Regensburger Reichstag einige wichtige Schriftstücke des Kardinals Harrach, des Bischofs von Basel, des Grafen von Oettingen usw. nach Ingolstadt zur Drucklegung geschickt. Der Druck wurde erlaubt ohne Beifügung einer Zensur, auch nicht in den allgemeinen Formeln, weil es nicht schicklich erschien, Schriften von Kardinälen und Bischöfen, die sich auf deren Kirchen beziehen, in der gewohnten Weise zu approbieren; ich weiß, daß früher ähnlich mit einem Schriftstück des

[1] *Acta facult. theol. Vergl. Mederer 2, 363.

[2] *Acta November 1669.

[3] L. c. 6. Dezember.

[4] *Acta facult. theol.

[5] *Acta facult. theol. 4. Nov. 1682. Vergl. Mederer 3, 47.

[6] salvo de cetero jure censendi et approbandi libros ab inclyta facultate. *Acta facult. theol. 25. November 1652.

Pfalzgrafen von Neuburg verfahren wurde und zwar nach meiner Meinung in kluger Weise und ohne gegen das Konzil von Trient zu verstoßen[1]. Unter dem 30. Oktober 1678 wird berichtet: Heute schickte der hochwürdigste Abt Michael von Osterhofen für die Zensur seines Rationale Ecclesiasticum (so nennt er seine Predigten) acht bayerische Dukaten; von diesen beschloß die Fakultät vier dem Dekan, dem Zensor des Buches, zu geben, die übrigen vier an die vier Mitglieder der Fakultät zu verteilen[2].

Die Dissertationen von Ingolstadt tragen die Approbation des Dekans der theologischen und philosophischen Fakultät bei philosophischen Dissertationen, die theologischen Dissertationen nur die des Dekans der theologischen Fakultät. In Dillingen weisen die Dissertationen keine genauere Approbation auf, sie zeigen nur den Vermerk „mit Erlaubnis der Obern".

In Wien wahrte die theologische Fakultät ihr Recht gegen den Rektor der Universität, der Schriften theologischen Inhalts ohne Einholung eines Gutachtens der theologischen Fakultät zensuriert hatte. Anläßlich eines solchen Falles wandte sich die theologische Fakultät 1649 an den Rektor mit der dringenden Bitte, von einer solchen eigenmächtigen Zensurierung künftighin abzustehen und das Recht der theologischen Fakultät zu achten. Der Rektor entsprach dieser Bitte. Um weitern Fällen in der Folge vorzubeugen, erbat die Fakultät vom Konsistorium der Universität eine Verordnung, daß alle Manuskripte theologischen Inhaltes vom Rektor an die theologische Fakultät zur Zensur und Approbation zu übersenden seien. Dieser Bitte wurde willfahrt, und die Fakultät blieb im Besitz dieses Rechtes bis zur zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts[3]. In Graz beanspruchte der Rektor des Kollegs, der zugleich Rektor der Universität war, die Approbation und Revision der zum Druck bestimmten oder zum Verkauf ausgestellten Bücher[4].

Als der General Gonzalez im Jahre 1691 sein Buch über den Probabilismus in der akademischen Druckerei zu Dillingen drucken lassen wollte, wünschte er dafür die Einholung der bischöflichen Approbation (von Augsburg). Die Patres in Dillingen baten aber den General, davon absehen zu wollen, denn niemals sei seit dem Bestehen der Universität die bischöfliche Approbation eingeholt worden, und es finde sich auch in keinem zu Dillingen gedruckten Buch eine solche. Der Bischof von Augsburg habe dem Rektor und den Professoren der Theologie seine Gewalt in diesem Punkte übertragen[5]. Wollte man jetzt freiwillig vom Ordinarius die Druckerlaubnis erbitten, so komme dieses Privileg in Gefahr. Bei dogmatischen Schwierigkeiten pflege nicht die Akademie vom Ordinariat, sondern das Ordinariat von der Akademie ein Urteil einzuholen. Daraufhin stand Gonzalez von seinem Wunsche ab, und das Buch wurde in der in Dillingen üblichen Weise gedruckt[6].

Die Rechtsfrage, wem eigentlich die Zensur gebühre, der Universität oder dem Bischof, führte um diese Zeit zu einer lebhaften Erörterung in Olmütz. Da bei diesem Streite mehrere der hervorragendsten österreichischen Jesuiten beteiligt waren und die bestehende Rechtslage an allen deutschen Jesuiten-Universitäten in Frage kam, müssen die unerquicklichen Vorgänge auch hier geschildert werden.

Am 10. Juni 1675 erging vom Fürstbischof von Olmütz, Karl von Lichtenstein, an den Rektor der Universität zu Olmütz, P. Wenzel Sattenwolff, ein Dekret, daß

[1] *Acta 14. Juli 1653.

[2] *Acta facult. theol. Vergl. Mederer 3, 33.

[3] Wappler, Geschichte der theol. Fakultät der Universität zu Wien (1884) 156.

[4] Krones, Universität Graz 36.

[5] Dies geschah durch Bischof Heinrich von Knöringen auf der Diözesansynode zu Augsburg 1610.

[6] Nach der *Hist. Coll. Diling. ad an. 1691 bei Specht, Dillingen 171 f.

alle Thesen und andere Publikationen der Universität von nun an dem bischöflichen Konsistorium zur Durchsicht und Zensur einzusenden seien. Unter demselben Datum wurde dem Olmützer Buchdrucker verboten, irgend etwas zu drucken, das nicht die Approbation des bischöflichen Konsistoriums erhalten habe[1].

Die Frage war gerade nicht leicht: es berührten sich hier die Interessen der kirchlichen und staatlichen Gewalten. Die Schwierigkeit tritt klar zutage in einem Dekrete des Kaisers Ferdinand III. vom 27. November 1655, worin er die Druckprivilegien der Prager Universität für die akademische Druckerei bestätigt. Dann heißt es weiter: Was die vom Kardinal Harrach im erzbischöflichen Seminar errichtete Druckerei betrifft, so zweifelt der Kaiser nicht daran, daß die dort gedruckten Schriften vom erzbischöflichen Konsistorium in bezug auf die Reinheit des Glaubens und der Sittenlehre revidiert werden. Da es aber leicht geschehen kann und auch schon geschehen ist, daß durch Schriften Dinge veröffentlicht werden, die dem allgemeinen Wohl, der Regierung und der Provinz gefährlich sind, so sollen alle auch in der erzbischöflichen Druckerei zu druckenden Schriften dem Superintendenten der Universität und von diesem den Statthaltern zur Revision übergeben werden. Dieses Dekret fand dann eine weitere Erläuterung durch ein an den Rektor Magnifikus der Prager Universität gerichtetes Schreiben des Kaisers vom 16. September 1656, es solle wegen Überbürdung der Statthalter und des Superintendenten der Universität alles wie in Wien gehalten werden, nämlich die zu druckenden Schriften sollen vom Rektor Magnifikus zensiert werden, der dabei die Verantwortung übernimmt, daß nichts in der akademischen Druckerei gedruckt wird, was mit dem Staatswohl direkt oder indirekt verknüpft ist[2].

Es standen aber auch kirchliche Rechte in Frage. Das fünfte Konzil vom Lateran hatte 1515 die Zensur aller Schriften, das Konzil von Trient am 8. April 1546 die Zensur aller theologischen Schriften dem Ordinarius zugewiesen[3]. Nun besaßen aber die Universitäten von jeher das Recht der Zensur, und die Konzilien hatten die Privilegien der Universitäten in diesem Punkte wohl kaum aufheben wollen. In Olmütz waren der Universität bei ihrer Stiftung 1572/1573 alle Privilegien der alten Universitäten verliehen worden. In bezug auf die Drucksachen lag aber eine Erlaubnis des Kardinals Dietrichstein und seines Nachfolgers, des Erzherzogs Leopold vor, die beide für ihre Lebenszeit der Universität das Zensurrecht bewilligt hatten, ohne dadurch aber ihren Nachfolgern präjudizieren zu wollen. Der spätere Fürstbischof Karl von Lichtenstein hatte die ersten zehn Jahre seiner Regierung das Recht der Universität nicht in Frage gezogen.

Auf das verbietende Dekret des Fürstbischofs hin wandte sich der Kanzler an den Visitator der böhmischen Provinz, P. Nic. Avancini. Derselbe befand sich auf der Visitationsreise in Schlesien und antwortete von Oppeln 20. Juni 1675, seiner Meinung nach gehe das Dekret nur solche an, die außerhalb der Universität der-

---

[1] Die folgende Darstellung ruht wesentlich auf den Akten des Geh. Staatsarchivs zu Wien. Geistl. Akten Nr. 467. Vergl. Zeitschrift für katholische Theologie 38 (1914) 37 ff.

[2] Ne vel minimum quod Statui politico et publico directe vel indirecte annexum est, sub gravi culpa et disgratia Caesarea typo Academico exprimatur.

[3] Leo X. Bulle Inter sollicitudines 3. Mai 1515. Vergl. Reusch, Index 1, 55 f., Concil. Trident. Sess. IV, dazu Reusch, Index 1, 195 f. Die zehnte Regel des Trienter Index (1564) dehnte wieder im Anschluß an das Lateran-Konzil die Approbation des Bischofs auf alle Bücher aus. Diese Regel und der Index überhaupt wird in den langen Verhandlungen nie erwähnt. In Deutschland hatten zwar die Diözesansynoden zu Augsburg und Konstanz 1567, Salzburg 1569, Olmütz 1592 und Trient 1593 die Beobachtung des Index eingeschärft, aber fast niemand störte sich daran. Einzelne Bestimmungen ließen sich in Deutschland kaum ausführen. Vergl. Gesch. 1, 655 ff. 2², 363 ff.

gleichen Thesen, die weder von der Universität, noch vom Bischof approbiert seien, drucken ließen: zu den allgemeinen, von Päpsten und Kaisern den Universitäten verliehenen Privilegien gehört auch das Druckrecht (Jus typi) für ihre Schriften. Speziell nimmt Olmütz teil an den Wiener Privilegien. Es ist gewiß, daß die andern Universitäten in Deutschland und besonders die Wiener dies Privileg, ja sogar das Recht der Inquisition über die Bücher und zwar mit Ausschluß des Bischofes (privative ad Episcopum) besitzen. Das Trienter Konzil steht diesem Rechte nicht im Wege, da es außer für die Ehesachen in diesen Ländern ganz gewiß nie promulgiert und somit nie angenommen ist. Ferner glaube ich, daß die Universität in Olmütz stets im ungestörten Besitz dieses Rechtes war und daher die Präskription eingetreten ist. Somit widerstreitet das bischöfliche Dekret dem kaiserlichen Mandat. Weil dies dem Bischof nicht bekannt zu sein scheint, sind wir wohl noch nicht verpflichtet, das bischöfliche Mandat nach dem Wortlaut des kaiserlichen Dekretes dem Kaiser einzusenden. Es scheint mir besser, aus Rücksicht für den Fürstbischof, diesem zuerst das kaiserliche Reskript zu übergeben. Dann wird er wohl größere Güte walten lassen. Sollte er aber auf seinem Willen bestehen, so müssen wir dem Kaiser gehorchen[1]. Das kaiserliche Dekret, von dem Avancini hier spricht, war am 27. Oktober 1674 an alle Ordensleute und speziell auch an die Provinziale und Rektoren der Jesuiten ergangen; es verbot bischöflichen Mandaten zu gehorchen, wenn dadurch kaiserliche Rechte oder Privilegien verletzt würden.

Einstweilen schlugen die Jesuiten in Olmütz einen Mittelweg ein. Der Rektor ging mit dem Dekan der Theologie zum Bischof und stellte ihm vor, jetzt drängten die Disputationen und Promotionen, die Kontroverse über die Zensur könne aber nicht so schnell erledigt werden. Der Bischof möge für die kommenden Monate gestatten, daß alles nach den früheren Riten und Privilegien erledigt werde, in deren ruhigem Besitz die Olmützer wie alle Universitäten bis jetzt gewesen seien. Sie protestierten aber zugleich, daß diese Bitte den kaiserlichen Privilegien und akademischen Rechten nicht präjudiziere. Der Bischof nahm die Bitte gütig auf und antwortete, in Anbetracht der Schwierigkeiten werde er sein Dekret für drei Monate suspendieren, ohne aber auch seinem Rechte zu präjudizieren, das ihm nach dem Tridentinum zustehe. Daß die Universität bisher ohne Zensur publiziert habe, sei geschehen infolge einer schriftlichen Erlaubnis, die von den Patres an der Akademie nicht angenommen worden wäre, wenn sie gegenteilige Privilegien oder Rechte gehabt hätten. Er las dann ein Dekret des Erzherzogs Leopold vor, von dem die Patres keine Ahnung gehabt.

Nach dieser mündlichen Unterredung erließ der Bischof unter dem 14. Juni 1675 ein neues Mandat an den Rektor und an den Drucker über die dreimonatige Erlaubnis. Als die drei Monate verstrichen waren und vom Kaiser, an den man sich gewandt, keine Antwort eingetroffen, suchte man sich mit der Drucklegung der Thesen auswärts (in Neiße) zu helfen, womit der Bischof einverstanden war. Schließlich sah sich der Rektor genötigt, von neuem den Bischof um eine Erlaubnis zu bitten, die dieser diesmal für ein Jahr gewährte, wobei er ausdrücklich bemerkte, er nehme es den Patres durchaus nicht übel, daß sie für die akademischen Privilegien und Rechte einträten, man werde es aber auch ihm nicht verübeln, wenn er für die bischöflichen Rechte eintrete. Beide Teile erneuerten bei dieser Gelegenheit ihren Protest. Unter dem 22. Mai 1676 verständigte der Bischof den Drucker von der gegebenen Erlaubnis[2].

---

[1] *Orig.

[2] Diese Darlegung nach dem ausführlichen Bericht des Olmützer Rektors Joh. Walt vom 6 Juli 1677. *Orig.

Das Verhalten des Rektors fand die Billigung des Generals Oliva. Am 20. Juni 1676 schrieb er an P. Walt, es sei ihm eine sehr angenehme Nachricht gewesen, daß der Bischof die Druckerlaubnis für eine bestimmte Zeit erteilt habe; man möge nach Ablauf dieser Zeit die Bitte wieder mündlich erneuern, wenn nicht inzwischen die Sache entschieden werde[1].

Diese Entscheidung herbeizuführen, hatte sich Avancini, der Ende 1675 Provinzial der österreichischen Provinz geworden war, persönlich bemüht. Wie er am 19. April 1676 an Walt schreibt, hatte er dem Kaiser in einer langen Audienz die ganze Sache vorgestellt und um eine Antwort auf die bereits vor einiger Zeit schriftlich eingereichte Bitte gebeten, zumal der Bischof jetzt die Sache nach Rom bringen wolle. Der Kaiser versicherte, er habe der Kanzlei befohlen, daß alles bis zur näheren Untersuchung beim Alten bleibe, und er werde diesen Befehl erneuern. Wenn also, so schließt Avancini, nicht bald ein Entscheid eintrifft, wird es sich für das Kolleg empfehlen, den Kaiser um eine Erklärung zu bitten, ob das Mandat gegen seine Privilegien verstoße (in diesem Falle möge er dieselben schützen), oder ob der Bischof um Erlaubnis anzugehen sei, was dann auch geschehen werde[2].

Der Wiener Nuntius bemühte sich sehr für den Bischof und war mit dem Verhalten der Jesuiten in Olmütz unzufrieden. Avancini instruierte den Prokurator der böhmischen Provinz in Wien, P. Matthias Neumann, dahin, er möge dem Nuntius vorstellen, daß gar kein Prozeß zwischen Bischof und Jesuiten vorliege, die Jesuiten hätten sich seit dem Verbot des Bischofs streng an dasselbe gehalten, seien aber verpflichtet, bischöfliche Mandate, die den kaiserlichen Privilegien oder Rechten widerstritten, dem Kaiser einzusenden. Sie hätten nur um eine kaiserliche Erklärung gebeten, ob in dem Mandat etwas enthalten sei, was gegen kaiserliche Privilegien und Rechte verstoße. Der Kaiser habe durch die böhmische Kanzlei den Bischof verständigt, er möge einstweilen alles in der Schwebe lassen und die Akademie in ihren gewöhnlichen Übungen nicht hindern, da die Hinderung nur zum Schaden der Studien gereichen werde[3].

Wie P. Neumann am 30. Juli 1676 an den Olmützer Rektor Wenzel Sattenwolff berichtet, nahm es der Nuntius den Patres sehr übel, daß sie keine Antwort gäben; er nannte die Jesuiten stolz, hartnäckig, Verächter der Bischöfe und heiligen Tribunale, die in unkluger Weise die Laientribunale anriefen[4]. Wie aus demselben Briefe hervorgeht, verlangte der Nuntius eine schriftliche Erklärung und zwar unter starken Drohungen, während P. Avancini entschieden abriet, eine schriftliche Erklärung zu geben. Der Nuntius wandte sich auch mit einem Memoriale an die böhmische Kanzlei, in welchem er sich scharf gegen die Jesuiten aussprach[5].

Die Jesuiten hatten unterdessen Material gesammelt, um zu beweisen, daß alle katholischen Universitäten ganz unabhängig vom Bischof das Recht der Zensur ausübten. Rektor, Kanzler und Notar der Universität in Graz bescheinigen unter dem 4. August 1676, daß die Akademie in bezug auf den Druck von Thesen, Broschüren, Programmen und von allen und jeden andern literarischen Produkten das ungestörte und nie unterbrochene Privileg der Exemption von der Zensur und Approbation des Bischofs besitze und alle Schriften nur der Zensur und Approbation der Universität unterworfen seien[6]. Rektor und Konsistorium der Universität Wien beurkunden unter dem 21. August 1676, daß das Recht, Bücher und andere Schriften zu zensieren und approbieren, stets die Universität allein besessen habe und besitze,

---

[1] *Orig.

[2] *Orig.

[3] Avancini an Walt 1. Juli 1676. *Orig.

[4] *Orig.

[5] *Neumann an Sattenwolff 3. Okt. 1676.

[6] *Ges. Orig.

und zwar so, daß die Manuskripte vor dem Druck dem Dekan der betreffenden Fakultät oder auch den Professoren dieser Fakultät zur Revision und Approbation übergeben werden, und schließlich der Rektor Magnifikus die Approbation unterschreibt und dem Drucker die Druckerlaubnis erteilt[1]. Ebenso liegen gesiegelte Urkunden (Juli bez. August 1676) von den Universitäten Kaschau und Tyrnau vor, daß sie unabhängig von jeder bischöflichen Zensur alle akademischen Thesen, Schriften u. dgl. zensieren und approbieren und diese Rechte nie von einem Bischof in Zweifel gezogen worden seien[2].

Über weitere Bemühungen schrieb P. Avancini am 28. Januar 1677 an P. Walt: Ich habe den (kaiserlichen Beichtvater) P. Stettinger genau über die Kontroverse unterrichtet. Er hat vor einigen Tagen mit dem Grafen von Nostiz gesprochen und ihm gezeigt, das Konzil (von Trient) dürfe für den Bischof nicht angerufen werden, weil es nicht rezipiert sei und nur von theologischen Büchern (libri sacri) spreche. Er hat also die Berufung auf das Konzil aufgegeben und sich auf die Possessio berufen. Aber diese ist nicht fest bestimmt, und wenn wir da aus Irrtum gefehlt haben, kann dieser Irrtum dem Fürsten keinen Eintrag tun. Ich bin vor zwei Tagen beim Kaiser gewesen und habe ihm die Sache ungefähr so vorgelegt: Der Kaiser erinnere sich an das von ihm an die Ordensleute gerichtete Dekret, keine bischöflichen Mandate, die gegen kaiserliche Rechte verstießen, anzunehmen, sondern dieselben dem Kaiser einzusenden. Nun habe der Bischof ein Mandat uns überschickt mit dem Verbote, Thesen oder andere akademische Schriften ohne seine Zensur zu drucken. Es bestehe der Zweifel, ob das Mandat nicht den Rechten des Kaisers in seinen Erbländern widerstreite und zwar aus folgenden Gründen: 1. Niemals haben die Bischöfe in diesen Ländern dieses Recht beansprucht, was sie ohne Zweifel getan hätten, wenn sie dies für ihr Recht gehalten und das Trienter Konzil allgemein von den Fürsten angenommen worden; 2. in denselben Erbländern besitzen alle Universitäten und Akademien ruhig und ungestört das Recht, ihre akademischen Schriften zu zensieren, zu approbieren und zu drucken; 3. der Kaiser hat wiederholt Dekrete an die Universität von Wien gerichtet, die Bücher genau zu zensieren; 4. neben den Akademien üben die Regierungen zu Wien, Graz und Linz dieses Recht aus ohne Einspruch irgend eines Bischofes. Aus diesen Gründen hatten wir das Mandat des Bischofs an den Kaiser geschickt, damit er erkläre, was rechtens sei; stehe das Recht dem Bischof zu, so würden wir nicht anstehen, von demselben die Erlaubnis zu erbitten. Weil der Kaiser überall anderswo dieses Recht besitze, so sprächen mehrere und wichtige Gründe dafür, dasselbe auch in Olmütz nicht aufzugeben d. h. die Schriften der Universität der Zensur des bischöflichen Konsistoriums nicht zu unterwerfen, denn 1. wenn der Kaiser an einem Orte erklärt, dies Recht stehe ihm nicht zu, so wird man mit denselben Gründen erhärten, daß dies auch an andern Orten der Fall sei; 2. daraus werden große Streitigkeiten entstehen zwischen den Ordinarien und den Universitäten, da in den

---

[1] *Gef. Orig. Die Sanctio pragmatica vom 7. August 1623 bestimmte im § 7: Ratio Typographiae suo in statu manet. Decani (vel etiam Vice-Decanus in Facultate Artistica) approbant quae ad suam spectant Facultatem: reliquis a Professore approbatis subscribit Magnificus Dominus Rector. Conspectus Hist. Univers. Viennensis (1725) Anhang S. 16. Kink, Geschichte der Universität Wien 3, 457, vergl. 2, 189. Unter dem 12. Oktober 1678 bestätigt der Syndikus der Wiener Universität, Dr. Kirchstetter, daß der Bischof von Wien in bezug auf den Druck eine Jurisdiktion weder gehabt habe und auch jetzt nicht habe: das Recht stehe einzig und allein der Universität zu. *Kop. Vergl. Theod. Wiedemann, Die kirchliche Bücher-Zensur in der Erzdiözese Wien (1873) 66 ff.

[2] *Orig.

Konsistorien niemand ist, der je Theologie doziert, selten einer, der dieselbe so studiert, daß er über jede Frage sicher sprechen und entscheiden kann. So wird also der Bischof notwendig die Zensur Privatpersonen verschiedener Orden, die keinen akademischen Grad haben, anvertrauen und das Urteil der Universität dem Urteil eines nicht promovierten Gelehrten und dasjenige langjähriger Professoren einem Neuling unterworfen; 3. dadurch entsteht dann große Gefahr von Streit zwischen der Universität und andern Ordensleuten, indem jeder Teil seine Meinung verteidigen will und die Folge werde sein 4. Ärgernis und Verwirrung und neue Interpellationen an den Römischen Stuhl. Der Kaiser stimmte damit überein und versicherte, es werde ihm Herzenssache sein, daß diese Universität (zu Olmütz) den Frieden erlange. Deshalb rate ich, eine Bittschrift zu verfassen, in der ungefähr dieselben Gedanken in derselben Reihenfolge vorgelegt werden. Es muß aber jede Anklage vermieden, sondern nur um Lösung unseres Zweifels gebeten werden; wenn das Recht beim Kaiser beruht, soll es dieser Universität für alle akademischen Schriften und Kongregationssachen übertragen werden, unbeschadet des Rechtes des Bischofs, das diesem durch das Trienter Konzil für alle libri sacri zusteht[1].

Nach dieser Instruktion ist eine undatierte Eingabe gearbeitet, die sich bei den Akten findet: 1. Die Kaiser haben selbst wiederholt der Wiener, Prager und andern Universitäten die Zensur übertragen, wie ja auch durch die Wiener pragmatische Sanktion (§ 7) die ganze Zensur dem Dekan und Rektor Magnifikus übertragen wurde; 2. niemals haben in den kaiserlichen Ländern die Bischöfe dieses Recht in Anspruch genommen, was sie ohne Zweifel während so vieler Jahre nicht unterlassen haben würden, wenn sie dies für ihr Recht angesehen hätten; 3. in den kaiserlichen Erbländern üben alle Universitäten und Akademien nach der auch zu Ingolstadt, München und im ganzen Reich bestehenden Praxis ruhig und ungestört das Recht aus, ihre akademischen Schriften zu zensieren, zu approbieren und zu drucken, wie die der böhmischen Kanzlei eingereichten Zeugnisse beweisen; 4. wenn nun auch die Akademien der österreichischen Provinzen dies Recht haben, so übt doch auch der Kaiser dasselbe Recht aus durch die Regierung zu Wien, Graz und Linz ohne Einrede des Bischofs. Um sein Verbot zu rechtfertigen, beruft sich der Bischof von Olmütz darauf, daß die Patres in Olmütz um das Recht, die Schulsachen zu drucken, den Bischof Erzherzog Leopold gebeten haben. Dagegen ist zu bemerken, 1. daß die Worte des Konzils von Trient, daß niemand irgendwelche theologische Bücher drucken, verkaufen, behalten dürfe, die nicht vom Ordinarius approbiert seien, sich nicht auf Thesen und akademische Schriften beziehen; 2. ob in diesem Stücke das Konzil von Trient rezipiert ist, wird von gewiegten Auktoren mit guten Gründen bezweifelt. Es waren bei dem Konzil hervorragende Männer, wie Dominicus Soto, Bartholomäus Caranza, Ambrosius Catharinus, die ihre Bücher drucken ließen ohne Approbation des Bischofs. Angenommen aber nicht zugegeben, daß theologische Thesen wegen ihres Zusammenhanges mit Glaubensmotiven der bischöflichen Zensur unterstünden, so wäre der gleiche Grund nicht vorhanden für philosophische, juridische und medizinische Universitätsschriften; 3. durch ihre Bitte an Erzherzog Leopold konnten die Patres kein Präjudiz gegen das kaiserliche Recht schaffen. Aus allen diesen Gründen, so schließt die Denkschrift, scheint es geraten, die Universitäten im ruhigen Besitz ihres Rechtes zu lassen, um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, zumal die Bischöfe und ihre Konsistorien keine gelehrten Theologen haben und somit die Zensur andern Privatpersonen anvertrauen müßten, die ohne jeden akademischen Grad über die Arbeiten der Universitäten zu entscheiden

[1] *Orig.

hätten, was zumal bei strittigen Fragen zu großen Unzuträglichkeiten führen müsse[1].

Unterdessen hatten die Patres in Olmütz zum drittenmal den Bischof um Verlängerung der Erlaubnis gebeten. Avancini war damit nicht einverstanden, wie er in einem Briefe an Walt am 10. Juni 1677 auseinandersetzte: Mir ist es ganz unzweifelhaft, daß die wiederholte bischöfliche Erlaubnis der Sache sehr schaden kann trotz der mündlichen Protestation, die rechtlich keine Bedeutung hat. Ich hätte die Suspension der akademischen Übungen der Bitte um diese Erlaubnis vorgezogen; das würde sehr dazu beigetragen haben, die Entscheidung zu beschleunigen. Denn kein Richter hätte so lange die Unterbrechung der akademischen Arbeiten geduldet, oder er hätte bestimmt, dieselben sollten fortgesetzt werden ohne Präjudiz für beide Teile. So scheint mir, haben wir der Sache eine Wunde beigebracht. Sollte die Frage, damit schließt Avancini, gegen seinen Rat vor den Nuntius gebracht worden sein, möge man auf seine oder eines andern Paters Hilfe verzichten[2].

Auch nach Rom hatte man eine ausführliche Darstellung gesandt. Am 14. August 1677 schreibt der deutsche Assistent de Noyelle an P. Walt, es sei des Generals und sein Wunsch, daß die Sache, ohne bei dem Bischof anzustoßen, geordnet werde. Für den Bischof schienen doch sehr die Dekrete der früheren Bischöfe von Olmütz, des Kardinals Dietrichstein und des Erzherzogs Leopold zu sprechen, welche die Erlaubnis für ihre Lebenszeit erteilt hätten. Die Annahme, daß man von diesen eine solche Erlaubnis erbeten, scheine viel für sich zu haben. Wenn diese nicht notwendig gewesen, hätten die damaligen Rektoren reklamieren und das Recht der Universität betonen müssen, was die beiden Bischöfe, falls es gut begründet gewesen, sicher zugegeben hätten[3].

Wie dann die Verhandlungen hin- und herwogen, zeigen zwei weitere Briefe des P. Avancini an P. Walt. Am 10. Februar 1678 rät Avancini im Einvernehmen mit P. Stettinger eine Bittschrift an den Kaiser zu richten, um die Erlaubnis, alle akademischen Schriften ohne Zensur des bischöflichen Konsistoriums drucken zu dürfen, ein Recht, das allen deutschen Universitäten zugestanden ist, von ihnen ausgeübt und auch von der Deputation des Konzils von Trient vorausgesetzt wird. In Gemäßheit des 1675 allen Provinzialen zugestellten kaiserlichen Mandates, gegen die kaiserlichen Rechte verstoßende bischöfliche Dekrete dem Kaiser einzusenden, sende man das Dekret und bitte um eine Entscheidung, ob die Druckerlaubnis in den kaiserlichen Erbländern kaiserlichen oder bischöflichen Rechtes sei. Entscheide der Kaiser für den Bischof, werde man unverzüglich um die Erlaubnis bitten[4].

Am 18. April verteidigt sich Avancini gegen die Ansicht, als urgiere man in Wien zum Schaden der Sache die allgemeine Druckerlaubnis anstatt die Erlaubnis nur für akademische Schriften: alles, so meint er, hängt ab von der Frage, steht das Druckrecht (jus typi) in den kaiserlichen Landen dem Landesfürsten oder den Bischöfen zu. Indem wir nur allein diese Frage erörtern, vermeiden wir den Namen als Partei vor Gericht und auch das Tribunal des Nuntius, vor das die Gegenpartei die Sache gebracht. Auf diese Weise ging bei der Verhandlung alles, was die Gegenseite aus den Konzilien, der Verjährung usw. vorbrachte, in Rauch auf, bis schließlich einer behauptete, es scheine dieses Recht den Bischöfen nach göttlichem Recht zuzustehen. Um dies genauer festzustellen, wurde die Verhandlung vertagt. Aus allem ist ersichtlich, daß eine umso günstigere Entscheidung zu erhoffen, je allgemeiner die Frage gestellt wird. So wird auch der Kaiser klarer erkennen, wenn er einem Bischof nachgibt, muß er allen nachgeben. Das sieht auch der gegnerische

[1] *Kop. [2] *Orig. [3] *Orig. [4] *Orig.

Advokat ein. Aus dieser Verhandlung habe ich von ihm das Lob geerntet, die Sache werde von P. Nic. Avancini, einem harten und unnachgiebigen Menschen, geführt. Ich würde antworten: ich hätte nicht gelernt, die Gerechtigkeit zu beugen, weder aus Rücksichtnahme, noch aus Leidenschaft, noch aus Gewinnsucht[1].

Gegen diese einseitige und stark imperialistische Auffassung äußerte der böhmische Provinzial Matth. Tanner in einem Briefe vom 16. April 1678 an P. Christoph Stettinger große Bedenken: 1. Bisher haben wir die Approbation aller Bücher, mit Ausnahme der akademischen Schriften von den Ordinarien auch zu Prag erbeten, und so haben alle andern Ordensleute und Weltgeistliche getan. Wir haben von den einzelnen Erzbischöfen schriftlich nur das Privileg erbeten und erhalten, daß unsere Haus-Zensur anerkannt und ohne weitere Zensur durch die Unterschrift des Offizials und Kanzlers approbiert wurde. Ich sehe nicht, wie wir vorgeben können, wir hätten dies in Unkenntnis des kaiserlichen Rechtes getan, weil dem jetzigen Erzbischof ein Gesuch um Bestätigung dieses Privilegs im Namen der Provinz und mit Vorwissen des P. Avancini durch dessen Sozius P. Gregor Kral überreicht worden ist. 2. Wenn wir diese wichtige, weitgreifende, stets geübte und von der Prager Synode 1605 bekräftigte Jurisdiktion der Bischöfe angreifen, werden wir alle Bischöfe gegen uns aufbringen, die auf tausend andere Arten uns einschränken, zur Prüfung für die Jurisdiktion zwingen, unser Arbeitsfeld beschränken, die römische Kurie gegen uns anrufen werden usw., so daß mit Recht zu bezweifeln, ob die eine Befreiung von der Bücher-Zensur so viele andere Belästigungen und Gefahren aufwiegt. 3. Zugegeben, daß wir diese erreichen, so wird es also Sache des Kaisers sein, in allen seinen Ländern andere Bücher-Zensoren, seien es weltliche oder geistliche, zur Zensur für alle Bücher zu bestellen. Können wir aber annehmen, daß diese uns günstiger sind als die Bischöfe, die bisher fast gar keine Schwierigkeit hierin bereitet, zumal wenn die Landesherrn, von deren Gunst diese Zensoren abhängen, uns vielleicht ungünstig gesinnt wären? Zum Schluß legt Tanner eingehend dar, das Prager Konzil von 1605, welches ausdrücklich für alle Bücher die bischöfliche Zensur verlange, werde im ganzen Königreiche ohne Widerspruch überall beobachtet und habe auch die Annahme des ganzen Trienter Konzils ausgesprochen. Tanner meint, der Kaiser könne für Olmütz das Druckrecht für akademische Schriften als kaiserliches nicht als bischöfliches Recht ansprechen, 1. weil es kaiserliches Recht sei, Universitäten zu gründen und ihnen Privilegien zu bewilligen, 2. weil das Recht, akademische Schriften zu drucken bisher alle kaiserlichen Akademien ausgeübt hätten, wie noch jüngst Kaiser Ferdinand III. in einem Dekret an die Prager Universität festgelegt[2].

Der ebenfalls imperialistisch gesinnte Hofbeichtvater Stettinger antwortete Tanner am 21. April 1678, das Tridentinum sei nicht angenommen; die Annahme sei 1625 von Ferdinand II. erfolgt nur in bezug auf die Ehesachen. Wenn die Prager Synode allgemein angenommen worden, dann könne der Kaiser auch die Prager Universität nicht in bezug auf die akademischen Schriften ausnehmen, dann fielen alle Zeitungen, kaiserlichen Mandate usw. unter die Zensur des Erzbischofs. Die Prager Synode habe das Trienter Konzil nur insoweit annehmen können, als dasselbe kaiserlichen Rechten nicht präjudiziere. Der Kaiser habe das Recht, den Universitäten in seinen Ländern Privilegien zu verleihen, dazu gehöre auch das Druckrecht; letzteres könne er freilich nicht mehr verleihen, wenn das Tridentinum angenommen sei. Zum Schluß erklärt der Hofbeichtvater, er trete bei seinen Verhandlungen allein für das Recht des Kaisers auf, nicht für die Jesuiten und nicht in ihrem Namen[3].

Bald nach diesem Briefwechsel erfolgte am 16. Juli 1678 eine Weisung des

---

[1] *Orig. [2] *Kop. [3] *Orig.

Kaisers Leopold an den Fürstbischof von Olmütz, er möge den Jesuiten in Olmütz in bezug auf die Drucklegung von Thesen und akademischen Übungen, falls dieselben von der Akademie approbiert seien, keine weiteren Diffikultäten bereiten und „dero Profession zur Instruierung der Jugend nicht beschwerlich machen" [1].

In Rom verfolgte man den Verlauf der Dinge mit großer Unruhe, zumal von der Kongregation des heiligen Offiziums dem General eine Mahnung zuging, die Jesuiten in Olmütz zum Gehorsam zu veranlassen. Sehr beunruhigt bin ich, so schrieb der General Oliva am 3. September 1678 an den Provinzial Tanner, weil mir kürzlich die Kongregation des heiligen Offiziums berichtet hat, die Patres in Olmütz zögerten, dem Bischof zu gehorchen, der verlangt, die Thesen sollten nicht eher gedruckt werden, bis sie von ihm durchgesehen und approbiert seien. Als er sein Recht betont, sei ihm das kaiserliche Recht und die Nichtannahme des Trienter Konzils entgegengehalten worden. Ich möchte doch nicht, daß eine solche Zuflucht von den Unsrigen gegen die Bischöfe gesucht und noch viel weniger die Immunität entgegengehalten werde. Meine Gegenvorstellungen werden hier bei denen vergebens sein, die behaupten, niemand scheine den Dekreten der Päpste und der Bischöfe weniger zu gehorchen als die Unsrigen. Eins von beiden müssen Ew. Hochwürden tun: entweder mit guten Gründen beweisen, daß es sich um eine allgemeine Sitte nicht allein an unsern, sondern an allen deutschen Akademien handle, welche die Thesen und akademischen Übungen von der bischöflichen Zensur ausnimmt, oder wenn das nicht möglich ist, den Kaiser bitten, daß er uns erlaube, eine in vielen anderen Hinsichten so schädliche Meinung zu beseitigen, als wollten wir dem Bischof nicht gehorchen [2].

Schon wenige Tage später, am 9. September 1678, richtete Papst Innozenz XI. ein Breve an den Kaiser folgenden Inhaltes: Es wurde uns berichtet, daß der Rektor des Jesuiten-Kollegs in Olmütz sich das Recht anmaßt, Thesen und alle andersgearteten Schriften ohne vorherige Zustimmung des Bischofs zu drucken gegen die apostolischen Konstitutionen und die Bestimmungen der Konzilien vom Lateran und von Trient; um sich im Besitz dieses Mißbrauches zu halten, habe er Deine Majestät um Schutz angegangen. Da wir aber kraft unseres Amtes auf die Beobachtung der vorgenannten Konstitutionen und Dekrete dringen müssen, haben wir es für nötig erachtet, Deine Majestät zu benachrichtigen, daß die Untersuchung und Entscheidung dieser Sache einzig und allein Sache des Heiligen Stuhles ist. Wir zweifeln nicht, daß Du in Deiner großen Frömmigkeit der Bitte des vorgenannten Rektors Dein kaiserliches Ohr verschließen und nicht dulden wirst, daß unter Deiner frommen Regierung die kirchlichen Rechte Schaden nehmen. Weiteres wird der (Wiener Nuntius) Erzbischof Franz von Thessalonice berichten [3].

Von diesem Breve schrieb P. Stettinger am 9. Oktober 1678 an Tanner, der Kaiser habe ihm den Empfang eines Breves in der Olmützer Sache mitgeteilt, über den Inhalt aber nichts verlauten lassen [4].

Über das Breve scheint ein theologisches Gutachten vom Kaiser eingefordert worden zu sein, wenigstens liegt eine Antwort der kaiserlichen Theologen über dasselbe vor. Dieses Gutachten sucht eingehend nachzuweisen, daß der Papst falsch informiert sei und die von ihm angeführten Tatsachen der Wirklichkeit nicht entsprächen: der Rektor habe sich kein Recht angemaßt, auch keinen Rekurs gegen den Bischof beim Kaiser angerufen, sondern nur um Entscheidung der Frage gebeten,

---

[1] *Kop.

[2] *Kop.

[3] *Kop. Druck bei Berthier, Innocentii XI. Epistolae ad Principes (1890) 1, 200.

[4] *Kop.

ob der Kaiser für sich ein Zensurrecht in Anspruch nehme, und ob er die Dekrete des Konzils vom Lateran und von Trient als in seinen Erbländern angenommen anerkenne. Es liege keine Schmälerung kirchlicher Rechte vor, weil die betreffenden Dekrete in Deutschland nirgends in Übung gewesen. Da nun die Voraussetzungen des Breve nicht zuträfen, könnten auch die daraus gezogenen Folgerungen den Kaiser in keiner Weise treffen oder verpflichten[1].

Auf den Brief des Generals antwortete Tanner am 18. Oktober 1678 von Breslau mit einer ausführlichen Darlegung der ganzen Sache, besonders um den schweren Vorwurf der Kongregation über den Ungehorsam der Jesuiten als durchaus unbegründet zu erweisen. Kurz vor 1675 hat der Bischof von Olmütz die Thesen zweier Theologieprofessoren in Olmütz zensuriert und die beiden Professoren für immer des Katheders für verlustig erklärt[2]. Nun wollte der Bischof 1675 von neuem wahrscheinlich vorwiegend, wenn nicht einzig, die Akademie treffen durch das Verbot der Drucklegung der Thesen, obgleich er diese in dem ganzen bisherigen Dezennium seiner bischöflichen Wirksamkeit frei gestattet hatte, wie es ja auch überall an allen Akademien Brauch war. Das Dekret des Bischofs an den Drucker war so weitgehend, daß auch alle kaiserlichen Patente, Gerichtsbeschlüsse usw. darunter fielen. Daraus entstand die Frage: ist eine so allgemeine Zensur bischöfliches oder kaiserliches Recht? Obgleich der Hof wünschte, daß wir einstweilen keine Erlaubnis vom Bischof einholten, haben wir doch um einstweilige Erlaubnis gebeten, worüber der General am 20. Juni 1676 seine Genugtuung ausgesprochen habe. Wir hätten um diese Erlaubnis auch weiterhin gebeten, wenn man diese Bitte nicht als präjudizierlich für die kaiserlichen Rechte erachtet und uns verboten hätte. So konnte denn im ganzen vergangenen Jahr mit Ausnahme des Augusts kein akademischer Akt, keine öffentliche Disputation gehalten werden. Wir haben vergebens den Hof um Entscheidung gedrängt. Das Dekret des Kaisers an den Bischof, die Drucklegung einstweilen zu gestatten, hat das Konsistorium zu Olmütz nicht befolgt, sondern einfachhin Unterwerfung von uns verlangt. Um dem großen Schaden für die Akademie vorzubeugen, habe ich die kaiserliche Kanzlei von neuem ersucht, dem Befehl des Konsistoriums nachkommen zu dürfen und diese Bitte durch einen eigenen Boten dem Bischof mitteilen lassen. Gegen die Meinung des Konsistoriums hat dann der Bischof dem Ersuchen des Kaisers nachgegeben und dem Konsistorium befohlen, in bezug auf Drucklegung der Thesen und akademischen Schriften keine weitern Schwierigkeiten zu machen, aber ohne Präjudiz für sein Recht. Der Hof hält beständig daran fest, das Konzil sei in bezug auf diese Dinge in Deutschland nicht angenommen. Aber selbst zugegeben, die Akademie von Olmütz habe Bedenken getragen, die Thesen der bischöflichen Zensur zu unterwerfen, so tun das alle Universitäten in diesen Ländern, und soviel ich weiß in ganz Deutschland, und bisher hat trotz aller Bemühungen dazu noch kein Bischof das Beispiel des Olmützer Bischofs befolgt, weil eben alle wissen, es handle sich um ein Recht der Universitäten, das vor und nach dem Tridentinum in Kraft bestanden. So war es immer zu Prag, obgleich der Erzbischof ständiger Kanzler der Universität ist, und das

[1] *Kop. Dem Gedankengang nach könnte Avancini oder Stettinger als Verfasser in Frage kommen.

[2] Es handelt sich um die beiden Professoren Joh. Tanner und Wilh. Fröhlich, die mitten im Schuljahr entfernt werden mußten. Vergl. Fürstbischof Karl an den Olmützer Rektor Math. Zeidler 3. April 1674. *Orig. Geistl. Akten Nr. 473, wo auch weitere Akten; andere in Nr. 467. Die Congregatio S. Officii fand in den Thesen der beiden Jesuiten, gegen die der Bischof vorgegangen, ohne sie zu hören, nichts auszusetzen und befahl, sie in ihre Ämter wieder einzusetzen. Avancini an Schmidl 15. Oktober 1675. Hofbibl. in Wien Hdschr. 11953 f. 13.

Recht des Rektors und der Dekane ist durch eine eigene päpstliche Bulle bestätigt. Das kann ich umsomehr bezeugen, als ich zweimal Rektor der Universität und mehrere Jahre Dekan der philosophischen Fakultät gewesen bin. Dieses Recht wurde niemals bestritten, selbst nicht vom Kardinal Harrach, der vor ungefähr 38 Jahren in seinem Universitätsstreit fast alles bestritt. So wird es gehalten in der noch älteren Universität Wien, so in Graz, Tyrnau, Kaschau, Innsbruck, Freiburg im Breisgau, Ingolstadt, Köln, Mainz, Bamberg, Molsheim, Dillingen, in betreff deren Zeugnisse vorliegen[1]. Da nun in der Stiftungsurkunde der Olmützer Universität ausdrücklich erwähnt wird, daß sie nach der Norm und mit den Privilegien der anderen Universitäten errichtet werde, so kann man es ihr nicht verdenken, daß sie ihr zehn Jahre lang vom Bischof nicht angefochtenes Recht verteidigt und bei dem Fürsten, dem Stifter, dafür Schutz nachsucht. Das hat uns selbst der Bischof von Olmütz nicht übel genommen. Ich glaube durch diese flüchtigen Darlegungen, die ich schnell in Schlesien, fern von der Möglichkeit eingehenderer Untersuchung, zu Papier gebracht, die Unschuld unserer Patres in Olmütz und der ganzen Provinz dargetan zu haben. Während der ganzen drei Jahre meiner Amtsführung habe ich von unseren fünf Bischöfen nie eine Klage erhalten über Ungehorsam, sondern im Gegenteil bei allen Gelegenheiten ihre väterliche Liebe gegen uns und ihre Anerkennung über unsere Arbeiten und Dienstleistungen erfahren[2].

Auch der kaiserliche Beichtvater Stettinger richtete im Einvernehmen mit dem Kaiser am 30. Oktober 1678 eine längere Darlegung an Oliva. Vor allem betont er das Dekret des Kaisers, das vor einigen Jahren vom Wiener Hofe an den General nach Rom geschickt worden. In diesem Dekrete wird allen Provinzialen und Rektoren in den kaiserlichen Ländern verboten, irgend ein bischöfliches Dekret oder Mandat anzunehmen, in dem irgendetwas gegen die Privilegien und Rechte des Kaisers enthalten, mit der besonderen Weisung, dem damaligen Rektor von Olmütz einen Verweis zu erteilen, weil er ein an ihn gerichtetes Dekret des Bischofs von Olmütz über die Verurteilung und Entfernung zweier Theologieprofessoren unserer Gesellschaft wegen einiger vom Bischof verworfener Sentenzen angenommen und dem Kaiser nicht eingereicht habe[3]. Bei den Verhandlungen über die Universität Prag hat der Kaiser ausdrücklich bestimmt, daß alle akademischen Drucksachen der Zensur der Akademie und nicht der des Erzbischofs unterliegen. Als unter Ferdinand III. der Wiener Bischof Friedrich Breiner das Zensurrecht über die Wiener Drucke verlangte, wurde er abgewiesen und hat sich dabei beruhigt. Fast an keiner deutschen Universität steht die Revision der Drucksachen beim Bischof, sondern bei der Universität. Der Rektor von Olmütz hat deshalb Rekurs an den

---

[1] Über Köln schrieb P. Heinr. Boedeker, 23. April 1678, an P. Stettinger: Die Druck-Zensur steht bei dem Kurfürsten von Köln, der den Zensor für alle Druckwerke bestimmt. Die Thesen aber und übrigen Schulsachen werden von diesem Zensor nicht zensiert und bedürfen keiner Approbation des Ordinarius; nur unsere Obern approbieren sie und geben die Druckerlaubnis. *Kop. In Würzburg — so antwortete der Bamberger Rektor am 3. Juli 1678 auf eine Anfrage des P. Stettinger — werden alle Thesen, Broschüren vom Drucker dem Weihbischof übergeben, der sie selbst oder durch andere von ihm bestellte Zensoren zensiert. In Mainz, Molsheim und hier zu Bamberg besteht diese Unterordnung nicht. *Kop. Auf den Universitäten Ingolstadt, Freiburg i. Br. und Dillingen, an welchen ich selbst Professor gewesen — so erklärte der Beichtvater der Kaiserin Joh. Ev. Thanner am 8. Oktober 1678 — werden die theologischen und philosophischen Thesen, auch die übrigen Schulübungen, ja überhaupt alle Bücher nur von den Mitgliedern der Universität zensiert und unterliegen keiner Zensur des Ordinarius. *Kop. Der kaiserliche Hofkanzler bestätigte am 9. Oktober 1678 dies von Freiburg i. Br. und fügte bei, daß der Kaiser das Zensurrecht dem Grazer und Linzer Kolleg verliehen habe, ohne daß irgend ein Bischof dieses Recht für sich in Anspruch genommen hätte. *Kop.

[2] *Kop.

[3] Vergl. oben S. 434 Anm. 2.

Kaiser ergriffen nicht aus Trotz und Ungehorsam gegen den Bischof, sondern um dem kaiserlichen Dekrete zu gehorchen und die Frage zur Entscheidung zu bringen, wem er in diesem Falle zu gehorchen habe. Wollte man diesen Rekurs für unzulässig erklären, so würde das nach meinem Urteil eine Verachtung der kaiserlichen Auktorität bedeuten. Der General möge deshalb der Kongregation klarmachen, daß die Patres von Olmütz nicht gefehlt hätten und diesen Brief, den der Kaiser gelesen und gebilligt, der Kongregation zur Aufklärung vorlegen[1].

Der Assistent de Noyelle drückte in einem Briefe vom 17. Dezember 1678 an Walt die Hoffnung aus, daß die Kongregation des heiligen Offiziums durch die übersandten Dokumente ihre ungünstige Meinung, die auf einer unbekannten Information beruhe, ablegen werde[2].

Die Entscheidung der Kongregation der Inquisition fiel am 7. Juni 1679 und wurde am 10. Juni vom Papst dem Kaiser und am 28. Juni vom Wiener Nuntius dem Rektor von Olmütz, letzterem unter Androhung der im Dekrete der Inquisition angeführten Strafen, mitgeteilt. Das Dekret war für die Jesuiten ungünstig: In der Streitsache zwischen dem Bischof von Olmütz und dem Rektor des Kollegs der Gesellschaft Jesu, der sich die Gewalt angemaßt, Thesen und alle andern Schriften ohne die vorhergehende Erlaubnis und Approbation des Bischofs drucken zu lassen, haben die Kardinäle beschlossen, es sei dem apostolischen Nuntius in Deutschland zu schreiben, der Rektor und das Kolleg der Gesellschaft Jesu dürften ohne Erlaubnis und Approbation des Bischofs von Olmütz keine Bücher, noch weniger Disputationen, Thesen und irgendwelche akademische Schriften drucken lassen. Der Nuntius wird dies dem Bischof und dem Rektor mitteilen und letzterem unter der Strafe der Entziehung der aktiven und passiven Stimme Gehorsam befehlen. Dem Kaiser soll ein Breve geschrieben werden, daß der Papst nach Anhörung der Kardinäle diesen Entscheid getroffen, und der Kaiser für die Ausführung des Dekretes entschiedene Sorge tragen möge[3].

Ich hatte nicht geglaubt, so schreibt der Provinzial Tanner am 15. Juli 1679 an Walt, daß der Nuntius das Dekret der Kongregation so schnell hätte veröffentlichen müssen. Doch sehe ich keinen Weg, seiner Ausführung auszuweichen, selbst dann nicht, wenn es der Kaiser verböte, damit man nicht glaubt, wir hielten mehr zum Kaiser als zum Papst[4].

Bei der schwierigen Lage, wo auf der einen Seite das apostolische Dekret drängte, auf der andern Seite Anstoß beim Kaiser zu befürchten war, gab der Assistent de Noyelle am 30. September 1679 dem P. Walt die Weisung: Dem apostolischen Dekret gebührt eine solche Ehrfurcht und solcher Gehorsam, daß man nichts gegen dasselbe tut, und daher ist ein Anstoß beim Kaiser in der Art zu vermeiden, daß man dadurch nicht beim Papste anstößt. Die Unterlassung der Drucklegung bei der letzten akademischen Feierlichkeit war gut. Aber so kann es doch nicht fortgehen ohne Schaden für die Akademie und ohne Präjudiz für das behauptete kaiserliche Recht. Deshalb soll man beim Kaiser vorstellig werden, er möge entweder für die Aufhebung des Dekretes sorgen oder die Erlaubnis geben, demselben zu gehorchen[5].

Bei der Inquisition war die ganze Sache so schnell und still betrieben worden, daß der General erst Kenntnis davon erhielt, als der Rektor von Olmütz eine Ab-

---

[1] *Kop. Vergl. Stettinger an Tanner 9. Oktober 1678.

[2] *Orig.

[3] *Kop. Das Breve Innozenz XI. an den Kaiser vom 10. Juni 1679 gibt kurz den Inhalt der Entscheidung wieder und spricht dann die Erwartung aus, daß der Kaiser mit Beseitigung aller Hindernisse für die Ausführung des Dekretes sorgen werde. Druck bei Berthier l. c. 1, 263.

[4] *Orig.

[5] *Orig.

schrift des Dekretes einsandte. Wegen des schweren Vorwurfes gegen den Rektor, als habe er sich ein Recht angemaßt, sandte der General sofort den Sekretär der Gesellschaft an den Assessor der Kongregation, um in seinem Namen dagegen Klage zu führen, zumal da nach dem Wortlaute des Dekretes die eingesandten Gutachten gar nicht berücksichtigt worden. Diese seien, so erwiderte der Assessor, nicht im Auszug, sondern ganz vor der Kongregation verlesen worden, weil man die Sache für sehr wichtig gehalten habe. Das Dekret sei nicht abgefaßt worden in der Absicht, die Gesellschaft, die gänzlich unschuldig sei, zu beschuldigen; die Gesellschaft sei richtig verfahren und auch die Patres in Olmütz treffe keine Schuld. Auf die Frage, warum denn die Kongregation dem Rektor vorgeworfen, daß er sich ein Recht angemaßt, erwiderte der Assessor mit derselben Versicherung, durch den Ausdruck arrogavit habe die Kongregation dem Rektor keinen Vorwuf machen wollen. Gegen den Einwand, daß doch die Universitäten das Recht der Zensur hätten, betonte der Assessor, nur wenigen Universitäten sei durch päpstliches Indult dieses Privileg gegeben worden, darunter gehöre aber nicht Olmütz. Die Kongregation hoffe, daß der Kaiser sich dem Dekrete fügen werde. Dies alles schrieb P. Friedrich Ampringer am 9. Juli 1679 an P. Stettinger[1], und ähnlich lautet der Brief des Assistenten de Noyelle vom 12. August 1679 an Walt. — Ganz besonders betont letzterer den Schmerz des P. Generals, daß die Jesuiten wegen der Olmützer Sache in Rom beschuldigt würden, als maßten sie sich ein bischöfliches Recht an. Noyelle wiederholt seine frühere Mahnung zur Vorsicht, man möge sich hüten, bei einer der beiden Parteien anzustoßen[2].

Als der Kaiser, der, wie in allen Dingen, auch hier schwer zu einer Entscheidung zu bringen war, auf die wiederholte Frage des böhmischen Prokurators Adam Gerstmann keine Antwort erteilte, wiederholte der General Oliva in einem Schreiben vom 3. Februar 1680 an Walt die Mahnung, sich in den bisher beobachteten Grenzen zu halten, damit keine Partei beleidigt werde[3].

In einem langen Gutachten, das wahrscheinlich der böhmische Prokurator Gerstmann Ende 1679 oder Anfang 1680 dem Kaiser überreichte[4], wird die Frage, ob in den kaiserlichen Erbländern das Zensurrecht dem Kaiser oder den Bischöfen zustehe, dahin beantwortet: 1. Die Konzilien vom Lateran und von Trient sind in bezug auf die Zensur weder angenommen, noch ihre Vorschriften in Übung; in Deutschland übt kein Bischof das Zensurrecht, wenn er nicht zugleich Landesherr ist; so hat der Erzbischof von Salzburg kein Zensurrecht in Steiermark und Kärnten, der Passauer Bischof nicht in den beiden Österreich, der Wiener nicht in Wien, der Augsburger nicht zu Dillingen, der Eichstädter nicht zu Ingolstadt (obschon er Kanzler dieser Universität ist), der Konstanzer nicht zu Freiburg. Das Zensurrecht steht in den kaiserlichen Erbländern dem Kaiser zu. 2. Aber selbst angenommen, die beiden Konzilien seien in bezug auf die Zensur angenommen, so hat das Konzil von Trient (Sess. 25. c. 6) ausdrücklich bei der Unterwerfung unter den Bischof die Universitäten in all ihren Privilegien davon ausgenommen. Bei den deutschen Universitäten besteht das dauernde nicht unterbrochene Gewohnheitsrecht, ihre akademischen Schriften selbst zu zensieren, so in Freiburg (i. Breisg.) Wien, Dillingen, Ingolstadt, Graz. Durch eine Unterwerfung unter die Bischöfe würden ihre Privilegien nicht gewahrt, wie das Tridentinum ausdrücklich verlange[5].

In Olmütz blieben die Jesuiten unterdessen fortgesetzt in großer Verlegenheit.

---

[1] *Orig. Vergl. Ampringer 19. Aug. 1679.
[2] *Orig.
[3] *Orig.
[4] Vergl. *Ampringer 9. März 1680 an Walt.
[5] *Kop.

Vom Kaiser kam keine Antwort; immer und immer wieder den Bischof um Erlaubnis bitten, schien zu sehr präjudizierlich für die Universitätsprivilegien. Da kam der Bischof entgegen mit dem Rat, die Jesuiten sollten, wie bereits früher geschehen, ihre akademischen Schriften außerhalb der Diözese drucken lassen. Der General war damit einverstanden, nur sollte die Einwilligung des Bischofs beglaubigt werden, damit man bei der Kongregation nicht Klage erhebe. Im übrigen, so ließ der General am 20. April 1680 an Walt schreiben, sollten die Patres zeigen, daß sie ihrerseits bereit seien, dem Dekrete der Kongregation zu gehorchen und nur der Wille des Kaisers entgegenstehe[1].

Wir haben bisher, so schrieb Avancini am 16. Mai 1680 nach Olmütz, die Sache des Kaisers vertreten. Wenn er nachgibt, müssen auch wir nachgeben. Immerhin bleibt es mißlich, wenn die Akademie von Privatpersonen zensuriert werden müßte. Vielleicht könnte die Sache so geordnet werden, daß jede Fakultät ihre Schriften zensiert und approbiert, wie zu Wien, wo der Rektor Magnifikus dann das Imprimatur unterschreibt. Auf diese Weise würde der Ordinarius von Olmütz oder dessen Vikar das Imprimatur unterschreiben, indem er uns für immer das Recht der Zensur delegiert[2].

Am 6. September 1681 schrieb der böhmische Kanzler (Graf Hartwig von Nostiz) an den Prokurator der böhmischen Provinz, P. Schmidl, der Bischof wolle, im Falle er darum ersucht werde, die Druckerlaubnis ohne bischöfliche Approbation für fünf Jahre geben. Der Kaiser sei damit einverstanden[3]. In der Tat erteilte der Bischof am 16. Oktober 1681 den Jesuiten von Olmütz die Fakultät für fünf Jahre, alle Schulsachen, Thesen, Glückwunschgedichte, Kongregations- und katechetische Schriften und ähnliches ohne bischöfliche Approbation zu drucken[4]. Als die fünf Jahre sich ihrem Ende näherten, suchten die Patres in Olmütz von neuem eine prinzipielle Entscheidung herbeizuführen, aber weder der Kaiser noch die böhmische Kanzlei waren einstweilen dafür zu haben[5]. Ob später eine solche erfolgte, ist aus den vorliegenden Akten nicht ersichtbar.

Bei der Beurteilung des ganzen Streites ist vor allem daran festzuhalten, daß die Universitäten damals eine ganz andere Stellung einnahmen wie heute: sie genossen viele Rechte, von denen heute kaum noch eine Spur vorhanden ist. So läßt sich begreifen, daß die Jesuiten, als Vertreter der Olmützer Universität, deren Rechte mit großer Zähigkeit verteidigen zu müssen glaubten und dafür zu dem Schutz des Landesherrn ihre Zuflucht nahmen. Blieb man bei der Behauptung der Universitäts-Zensur für akademische Schriften, so war die Frage in allen Stadien immer noch diskutierbar. Falsch wurde die Stellung und selbst gefährlich, wenn man ganz allgemein die Frage aufwarf: ist die Zensur überhaupt kaiserliches oder kirchliches Recht? Hier war notwendig zu unterscheiden. Der Kaiser besaß als Landesherr nach dem damaligen Recht die Zensur über alle Drucksachen weltlicher Natur, ebensosehr durften die kirchlichen Organe, also zunächst die Bischöfe, die Zensur beanspruchen über alle Schriften, welche Materien der Glaubens- und Sittenlehre behandelten, denn das letzte Urteil über diese Lehren stand und steht der Kirche und nicht dem Staate zu. Betonte man diese Unterscheidung nicht — und hier haben sich der „Hofpoet“ Avancini und der Hofbeichtvater Stettinger zum mindesten einer Unterlassung schuldig gemacht — so mochte man zwar für den Augenblick einen

---

[1] *Orig. Vergl. Novelle 23. Aug. 1681.

[2] *Orig.

[3] *Gesieg. Orig.

[4] *Gesieg. Orig. Eine ähnliche Fakultät hatte Kardinal Dietrichstein früher, am 13. Jan. 1625. gegeben, aber für seine ganze Lebenszeit.

[5] Ferdinand Walthauser an den Rektor von Olmütz 9. Juni und 17. Aug. 1686. *Orig.

Erfolg erhoffen, aber zugleich lieferte man Unterlagen für die Ausschreitungen des bereits nahen unkirchlichen Absolutismus, der sich auch in rein kirchlichen Dingen die letzte Entscheidung anmaßte.

* * *

Die Disziplin an den Schulen hatte unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges nicht wenig zu leiden. Große Ausgelassenheit und leidenschaftliche Rauflust suchen fast an allen Schulen die Schranken zu durchbrechen. Nicht selten kam es auch zu größeren Exzessen, wobei es nicht ohne Blutvergießen abging. So entspann sich z. B. in Graz im Jahre 1668 ein förmliches Gefecht zwischen Studenten und Soldaten[1]. Die Regierung hatte dem spanischen Hofe zur Verstärkung seines Heeres in den Niederlanden die Werbung von Soldaten in den österreichischen Ländern erlaubt, und Ferdinand Zechetner Freiherr von Zechetgrueb, Oberstleutnant im Gonzaga-Regimente, seinen Werbetisch für dieses Regiment in der Murvorstadt zu Graz aufgeschlagen. Da sich jedoch seine Leute übermütig gegen die Bürger benahmen, herrschte Erbitterung gegen sie, weil die Bürger keinen Schutz gegen solche Roheiten fanden. Am 8. Januar begannen die Werber auch mit den Studenten Streit. Als nämlich zwei Logiker, Italiener, vor dem Werbetische stehen blieben, forderten die Offiziere sie auf, sich anwerben zu lassen. Der eine erwiderte, wenn einmal zur Reiterei geworben würde, könnte er sich vielleicht herbeilassen, aber zum Fußvolke habe er keine Lust. Die Werber fanden darin eine Verletzung ihrer „Ehre", es begann ein Wortwechsel; ein Soldat und der Feldscheer „offendirten die Studenten mit Verreibung zwöer Maulschöllen". Ein kleiner Volksauflauf entstand. Der heraneilende Oberstleutnant selbst trieb scheltend seine rohen Soldaten zu ferneren Tätlichkeiten: „Schlagt zu auf die Hunde, diese Bärenhäuter und Winkelstudenten;" ja er schlug mit seinem eigenen Stock so darein, daß derselbe zerbrach. Als der Stadtrat dies erfuhr und zugleich wahrnahm, wie entrüstet die Studenten waren, forderte er den Oberstleutnant auf, beim akademischen Senate Schritte zur gütlichen Beilegung zu tun. Der Mann sagte es zu, aber tat nichts. Inzwischen hatte der geschlagene Student bei der Universität geklagt; der Dekan der Philosophie begab sich selbst zu dem Offizier um Genugtuung und — erhielt sie nicht. Trotz der Erregtheit der Studenten und ihrer drohenden Haltung gehorchten sie jedoch den Professoren, die ihnen jede Gewalttätigkeit untersagten, mit der Versicherung, der Rektor werde persönlich sich ihrer Sache annehmen und Genugtuung fordern. Als Zechetner von der drohenden Stimmung der Akademiker hörte, schickte er dem Rektor die Botschaft, wenn derselbe die Studierenden nicht im Zaume halte, und es zu Händeln komme, so werde er furchtbare Repressalien üben. Gegen Mittag versammelte sich vor dem Murtore eine größere Zahl Studenten. Der Rektor entsandte auf die Kunde davon vier Professoren, welchen es durch ernstes Zureden gelang, die Schüler zur Universität zurückzuführen. Hier forderte sie der Rektor in eindringlicher Rede auf, da es inzwischen 2 Uhr geworden, ruhig die Vorlesungen zu besuchen, was die meisten auch taten. Unterdessen aber brachte jemand die Nachricht, Zechetner habe die „Tokada" (Alarm) schlagen lassen, seine und des Hauptmanns Cassinedi Leute stehen mit Picken und Musketen auf dem Platze der Murvorstadt in Schlachtordnung. Das war zuviel für das akademische Ehrgefühl. Sofort eilten die Studenten aus den Hörsälen in die Vorstadt, hinter ihnen die Professoren, denen es endlich vor dem Murtore gelang, sich voranzudrängen und zwischen die beiden Parteien zu werfen. Denn

---

[1] Nach Peinlich, Progr. 1870, 64 f.

richtig standen dort die Soldaten in Reih und Glied. Trotz der Schimpfworte der rohen Soldateska gelang es den Professoren, die Studenten vom Angriff abzuhalten. Da erkannte Zechetner den Ernst der Lage, trat mit dem Hauptmanne Cassinedi vor und fragte, warum die Studenten bewaffnet gekommen seien. Ein adeliger Brescianer, Antenori, schritt aus der Reihe der Studierenden ihnen entgegen, senkte den Degen, zog artig den Hut und erwiderte, man habe nichts gegen die Person des Kommandanten, aber die Ehre der Studenten sei verletzt worden, und hiefür verlange man Genugtuung. Hierauf erklärte sich Zechetner zu einer Besprechung bereit und ging mit Antenori und dem Dekan der Philosophie in seine Wohnung; die Studenten und Soldaten aber senkten die Waffen und hielten inzwischen Ruhe, die leider nicht lange dauern sollte, denn es entlud sich die Pistole eines spanischen Wachtmeisters. Der Schuß verletzte zwar nur diesen selbst, aber die Studenten meinten, er habe ihnen gegolten, erhoben ein Wutgeschrei und stürmten mit Degen und Steinwürfen auf die Soldaten ein. Diese zogen sich bald zurück und flüchteten eiligst in die Häuser, wohin ihnen niemand folgte; drei von ihnen hatten leichte Wunden, viele andere nur blinde Säbelhiebe und Striemen erhalten. Zechetner behauptete freilich, um die Soldatenehre zu retten, viele seien verwundet worden, zwei tötlich; allein dies und die Behauptung, 800 Studenten hätten den Angriff begonnen, sowie seine andern Aussagen erwiesen sich als Übertreibung. Der Kampf hatte überhaupt nur kurz gedauert. Tags darauf, 10. Januar 1668, verbot der Rektor unter Strafe der Ausschließung, jeden weiteren Streit. Die Studenten folgten. Aber ein heftiger Federkrieg entbrannte. Das Militär verklagte die Studenten beim Generalwachtmeister von Kaiserstein in Wien, und dieser brachte die Sache vor den Geheimrat. Der letztere schrieb an die Regierung in Graz und befahl, nach scharfer Untersuchung die Rädelsführer beim Kopfe zu nehmen. Anderseits erhoben Stadtrat und Universität Klage gegen Zechetner bei der Regierung. Kurz, der Handel kam bis vor den Kaiser Leopold I. und machte großes Aufsehen, da Zechetner vorschützte, italienische Studenten seien die Rädelsführer gewesen, hätten »Viva la Francia« gerufen, die Werbetische zerschlagen, die Patente zerrissen und die Werbekasse geplündert. Ja, der eben in Graz wohnende Herzog von Modena habe dahinter gesteckt. Mit Ausnahme der Werbetische ergab sich jedoch alles als unwahr, wie auch konstatiert wurde, daß kaum 200 Studenten im Gefechte gewesen waren, da man die übrigen in den Lehrzimmern zurückgehalten hatte. Übrigens kamen die Studenten nicht straflos durch; zwei wurden als Anführer auf dem Marsche gegen die Truppe mit drei Tagen Karzer bestraft, ein Hauptschreier wurde relegiert, Antenori hatte sich rechtzeitig davongemacht. Als jedoch die Regierung verlangte, der Stadtrat solle die Sache vor seinem Gerichte verhandeln, und dieser die Studenten auf das Rathaus vorlud, verwahrte sich der Rektor gegen diesen Eingriff in die akademischen Rechte. Die Regierung wollte aber von solchen Rechten nichts wissen. Endlich am 29. März 1668 erließ Leopold I. die Schlußresolution, die Regierung habe den Oberstleutnant Zechetner, dessen Benehmen den bösen Handel hervorrief, „mit Glimpf“ zu verweisen, dem Rektor aber aufzutragen, die Privilegien der Universität zu beweisen. Dies geschah durch Vorlegung der Urkunde Ferdinands II.

Der Geschichtschreiber der Universität in Innsbruck hebt hervor: „Soviele vorkommende Beweise von Unfleiß und Mutwille, soviele Exzesse, Untersuchungen und Bestrafungen der Studenten scheinen über das Betragen der Studenten kein günstiges Zeugnis abzugeben. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß in den Ephemeriden vorzüglich das Auffallende und Ungewöhnliche aufgenommen wurde, während das gute Betragen der Meisten, als selbstverständlich, selten eine Erwähnung fand, und

daß manche Exzesse bei einer vollständigeren Kenntnis der Umstände vielleicht ein mildes Urteil finden dürften." Ferner „ist zu bedenken, daß damals unter den Akademikern überhaupt ein Geist jugendlicher Unbotmäßigkeit herrschte, der in Innsbruck gewiß nicht bedenklicher war als an andern Universitäten und durch die beständigen Kriege der damaligen Zeit wenigstens keinen Hemmschuh erhielt." [1]

Eine ähnliche Bemerkung schickt der Geschichtschreiber der Dillinger Universität der Schilderung der Disziplin voraus. „Die Darstellung der Unregelmäßigkeiten und Zuwiderhandlungen gegen die Statuten gibt kein volles Bild von den disziplinären und sittlichen Zuständen, indem eben meist nur die Fehler und Vergehen, nicht aber auch die gewissenhafte Befolgung der Statuten und die Beweise des ernsten sittlichen Strebens aufgezeichnet zu werden pflegen. In letzterer Beziehung beschränken sich die Quellen nur auf gelegentliche allgemeine Bemerkungen." Im einzelnen wird dann angeführt: Wiederholt wird geklagt über die Unsitte, vor Beginn der Ferien von den Vorlesungen wegzubleiben oder zu spät nach den Ferien zurückzukommen. Im November 1662 werden alle, welche am Schluß des letztverflossenen Schuljahres drei Wochen vor den Ferien die Vorlesungen versäumt, bestraft. Sittlichkeitsdelikte werden in geringer Zahl berichtet und schwer bestraft. Häufiger kommen vor übermäßiges Trinken, Wirtshausbesuch auch zur Nachtzeit, Veranstaltung von Trinkgelagen. Wiederholt wird von Schlägereien und Verwundungen berichtet, bei denen die Studenten bald die Angreifer bald die Angegriffenen waren. Mordtaten sind seltene Ausnahmen [2]. Den Ausschreitungen suchte man durch strenge Disziplinarverordnungen entgegenzuarbeiten. Die Dillinger Akademie erließ 1661 folgende Statuten „so den Kostherren und Kostfrauen zu wissen": 1. Nach erster Ausrufung der nächtlichen Stunden wird kein Student ohne Licht aus dem Haus gehn, derohalben die Kosthäuser alsdann fleißig sollen gesperrt werden. 2. Das Nachtessen soll nit vor 6 Uhr abends genossen werden, ausgenommen die Feier- und Rekreationstage, an welchen das Mahl eine halbe Stunde zuvor eingenommen wird. 3. Keinem Studenten soll ohne ausdrückliche Bewilligung der Eltern über ½ fl. monatlich extra geborgt werden. 4. So ist auch keinem Studenten erlaubt, ein Ziel- oder Bürschrohr zu brauchen, einen Hund zu halten, oder Tabak zu trinken (rauchen), ein merklichen und vielfältigen Schaden dadurch zu verhüten. 5. Kein Student soll die Kost ändern ohne Vorwissen P. Praefecti Academiae. — Werden also hiemit alle Kostherrn und Kostfrauen freundlich ersucht, sie wollen bei obgenannten Stücken ihres Teils auch nichts ermangeln lassen, damit durch gesamten Fleiß die gewünschte akademische Disziplin je mehr und mehr befürdert werde [3].

In der Wahlkapitulation vom 8. Februar 1681 forderte das Augsburger Domkapitel von dem Fürstbischof Alexander Sigismund u. a.: es sollen die der Akademie vorstehenden Jesuiten und der Gubernator derselben ermahnt werden, um größeren Übeln und dem gänzlichen Verfall der Disziplin vorzubeugen, mit vereinten Kräften ohne Nachteil der bischöflichen Rechte, das Lärmen bei Tag und bei Nacht, die gefährlichen Tumulte und andere Exzesse, durch welche die Akademie bei Auswärtigen herabgewürdigt wird, einzudämmen, die Schuldigen zu strafen und die Disziplin wieder herzustellen. Die Studenten, die bei einem Tumult oder anderen Exzessen ergriffen werden, sollen von den Dienern des Bischofs mit Stricken gebunden und in das öffentliche Gefängnis geworfen, ja gefesselt aus der Akademie herausgeholt und gestraft werden, damit durch solche strenge Maßregeln Anstand und Ordnung

[1] Probst, Universität Innsbruck 79.
[2] Specht, Dillingen 367 ff.
[3] Specht, Dillingen 666 f.

wiederhergestellt, der Ruf der Akademie wiederhergestellt und die Zahl der Studenten vermehrt werde[1].

Häufig kam es vor, daß junge Leute, die bei nächtlichem Unfug ergriffen wurden, sich für Studenten ausgaben, obgleich sie nie Studenten gewesen oder exkludiert waren. Wurde dann ein solcher Ruhestörer beim akademischen Senat angezeigt, konnte man nicht einschreiten, und so blieben sie vielfach ungestraft. Da diese aber gerade die Hauptruhestörer waren, erhielt die Grazer Universität im Jahre 1653 den Auftrag, das Verzeichnis der exclndierten Studenten dem Stadtgerichte mitzuteilen. Desgleichen wurde von der Regierung am 28. Juni 1653 angeordnet, daß die Landstände bei ihren Dienern und die Universität bei den Studenten darauf sehe, daß dieselben nachts um die rechte Stunde, d. h. nach dem gewöhnlichen Glockenschlage im Sommer um 9 Uhr und im Winter um 8 Uhr zu Hause sich einfinden und alles Ausgehens, Grassierens und Umherschweifens bei strenger Strafe gänzlich enthalten sollten[2].

In Luzern wurde März 1660 die folgende „Satz und Ordnung für die Studiosen des Gymnasiums S. J. von geistlicher und weltlicher Obrigkeit bestätigt": Insonderlich unter der Jugend große und vielfältige Mängel im Schwung, deshalb ist am 18. März 1660 eine Vereinbarung des Rates und der Väter der löbl. Societet Jesu erfolgt. Kein Student, er sei gleich wer er wolle, soll Waffen als Degen, Rohr oder Buxen weder in noch außerhalb der Stadt bei sich haben oder tragen, noch ein Rohr weder zu Wasser noch zu Land abschießen, ausgenommen die gewöhnlichen militärischen Übungen oder da sie eine längere Wallfahrt oder andere Reis anzustellen haben. Die Studiose sollen alle öffentlichen Wirtshäuser, Schenk- und Pastetenhäuser fleißig vermeiden. Keiner soll ohne Erlaubnis seines Hausvaters oder Patronen über Nacht außer seinem Haus schlafen. Im Sommer sollen sie nach 9 Uhr, im Winter nach 7 Uhr ohne ein heiter scheinbar Licht in Händen oder in einer Laterne tragend auf den Gassen in unser Stadt Luzern (nicht) wandeln . . . Bei Hochzeiten, Gastereien, Tänzen und Gesellschaften sollen sie sich nit für Spielleut brauchen lassen . . . Im Sommer wird keinem erlaubt, innerhalb der Stadt zu baden. In den Badstuben aber, allwo Manns- und Weibspersonen beieinander zu sein pflegen, soll sich kein Student finden lassen. Sie sollen auch keine Sommer- oder Mayenhüslin aufrichten und hernach bestreiten oder mit andern so nit Studenten helfen bestreiten und stürmen . . . Keine Weihnachtsgesänger oder anders werden sie bei Nacht vor den Häusern herumsingen. Keiner soll sich mit der Kleidung oder Mummerei verstellen, sonderlich (nicht) in Weibskleidern zur Zeit der Fastnacht[3].

In Amberg verbot man am 23. Dezember 1651 das nächtliche Singen vor den Türen wegen vieler Mißstände in den frühern Jahren; am 30. Dezember erhielten aber doch einige wieder die Erlaubnis dazu, um Almosen zu sammeln. Am 13. Dezember 1652 wurde aber das Verbot erneuert. Gegen die Ausgelassenheit und das Springen durch das Feuer am Feste des heiligen Johannes (Johannesfeuer) erging ein Verbot am 24. Juni 1652. Das Baden findet sich am 1. Juli 1653 verboten wegen der Mißbräuche und Gefahr des Ertrinkens. Dies Verbot wurde später wiederholt erneuert, so am 26. Mai und 4. Juli 1671, am erstern Tage mit dem Beifügen, wer ein Bad notwendig habe, solle vom Präfekten um Erlaubnis bitten. Am 23. Juli 1675 wurden einige gezüchtigt, weil sie in der Vils gebadet[4].

---

[1] Braun, Bischöfe von Augsburg. 4, 376 f.

[2] Peinlich, Graz. Progr. 1870, 45.

[3] M. R. Jes. 1731.

[4] Auch an protestantischen Schulen war damals das Baden streng verboten. Vergl. z. B. die Leges scholasticae des Heilbronner Gymnasiums vom Jahre 1661: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg 2 (1920) 125.

Am 18. Juli 1652 ertrank in Emmerich ein Student beim Baden; wenige Tage vorher hatte er einen andern Studenten gehalten, als derselbe wegen (des streng verbotenen) Badens im Rheine gezüchtigt wurde. Am 14. Juni 1652 wird ein Student ausgeschlossen, weil er die Schüler gelehrt, sich hiebfest zu machen[1]. Außer dem Hieb und Stichfestmachen hatten die Patres in Emmerich auch gegen andere abergläubische Unsitten vorzugehen. Zur Vigil St. Johannes, 23. Juni 1676, schärft das Tagebuch ein: Der Präfekt und die Lehrer müssen gut aufpassen, daß die Schüler am Feste nicht über den Rhein in die Wiesen gehen, wo sie sich am folgenden Morgen gegen 2 Uhr nachts ausziehen und aus Aberglauben nackt im Tau wälzen, um die Krätze zu vertreiben. Diese bisher nicht beachtete Unsitte wurde den Schülern von Hauswirten angeraten.

Auch in Dillingen war das öffentliche Baden in der Donau oder in einem andern Flusse streng verboten wegen der Gefahr des Ertrinkens; mehrere Studenten fanden beim Baden den Tod. Dies Verbot wird deshalb 1672 von neuem eingeschärft[2].

Das frühere Verbot, Fastnacht Masken zu tragen, wurde in Dillingen 1659 gemildert. Im Jahre 1678 zogen die Studenten am Sonntag Sexagesima maskiert durch die Stadt, und da dies in bescheidener Weise und unter dem Beifall der ganzen Stadt geschah, erfolgte kein Einschreiten. Diese Umzüge wurden dann in den folgenden Tagen fortgesetzt. Später legte man den Umzügen eine bestimmte Idee zu Grunde[3].

Da das Kartenspiel immer mehr überhand nahm und auch zu hoch gespielt wurde, erging in Amberg am 10. Januar 1677 in allen Klassen ein Verbot des Kartenspiels und zwar in den untern Klassen unter Androhung von Rutenstrafe und in den obern Klassen von Karzer.

Für den Verkehr in und außerhalb der Schule drang man auf Höflichkeit. P. Dirckinck verlangt im Jahre 1693 in seinen Regeln der Höflichkeit z. B., daß man alle Personen auch Plebejer in der dritten Person anrede und zwar deutsch Ihr, Euch, Euer, nicht Du, Dir, Dein, mit Ausnahme der kleinen Buben; geachtete Personen müßten stets mit Wiederholung von Herr und Frau usw. angeredet werden: Ja Herr Vater, Ja, nein Frau Mutter usw[4].

Immer und immer kehren in den Verordnungen die Verbote des Waffentragens wieder, aber vielfach ohne jeden Erfolg. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an fast allen Schulen der Zeit[5]. In Amberg wurde am 14. November 1651 der Gebrauch von Gewehren verboten, der allgemein auch bei den Schülern der untern Klassen eingerissen war. Am 24. Dezember 1674 erging eine Mahnung, nicht mit Flinten außerhalb der Stadt herumzustreifen und Vögel zu schießen. Da die Studenten (meist Rhetoriker) Tag und Nacht bewaffnet herumzogen, wurden ihnen am 23. Mai alle Degen abgefordert und in Gewahrsam zum Präfekten gebracht. Wegen der Klage der Regierung mußte am 4. Dezember 1676 in allen Schulen der Gebrauch der Flinten verboten werden. Auf Verlangen des Bürgermeisters wurde am 11. Januar 1685 das Schießen mit Flinten wiederum verboten[6]. Auch in Dillingen wurde das Verbot des Waffentragens vielfach übertreten. Deshalb nahm man im Konvikt und Seminar bei Beginn des Schuljahres die Waffen in Verwahr und händigte

---

[1] *Ephem. Gymn. Embric.

[2] Specht, Dillingen 371.

[3] Specht, 372 f.

[4] Triplex horologium juventutis studiosae Monasterii W. 1693 p. 65.

[5] Vergl. z. B. Lamparter, Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Stuttgart 5 (1878) 12.

[6] *Diar. Gymn. Amberg. Vergl. auch die häufigen Verbote von Gewehren in dem *Diarium Facult. artist. Paderborn.

sie erst am Schluß wieder aus. Den Studenten, die mit dem Degen auf der Straße betroffen wurden, nahm man die Waffen fort[1].

In Mainz ergingen wiederholt Mahnungen gegen Tragen von Flinten und Degen. Am 17. September 1668 verordnete der Provinzial Lutz in dem Memoriale für Mainz: Es dürfen die auswärtigen Schüler durchaus keine Flinten tragen; dieser Mißbrauch muß so schnell als möglich abgeschafft werden. Und Oktober 1670 mahnte der Provinzial Colbin: Die Präfekten der Philosophie und des Gymnasiums mögen darauf bedacht sein, wie sie das Degentragen der Studenten verhindern können[2].

Kurfürst Maximilian schreibt 22. Mai 1651 an die Universität Ingolstadt: Wie wir nit sehen, was die Studenten mit Pixen (Büchsen) für eine Rekreation oder Ergezung haben khünden, so würde besser und sicherer sein, Ihnen den Gebrauch der Pixen, deren sie sich hernach zur Pürschung deß Wiltprets leichtlich müßbrauchen, auch zum Zill zu verbieten. Welches ihr dann also zuverfiegen, und der Handhabung halber mit unserm Statthalter zu korrespondiren habt[3]. Am 16. August 1670 verfügte Kurfürst Ferdinand Maria an die Ingolstädter Universität, sein früheres Verbot vom 24. Juli habe nicht den Verstand, daß den Studenten auch die vorher erlaubten Parierdegen zu tragen verwehrt, sondern allein die seit geraumer Zeit zu Verübung mehrerer Insolenzien mißbrauchten lange Raufdegen, Terzerol, Stilet und andere an sich selbst unzuläßige Waffen sowohl bei Tag als bei Nacht zu tragen gänzlich verboten sei. Diese verbotenen Waffen sind den Studenten abzunehmen und bis zu ihrer Rückreise zu verwahren[4].

In Graz wurde 1684 das Tragen der Degen, das sich seit längerer Zeit eingeschlichen hatte und bei Streithändeln so gefährlich war, vollständig verboten. Die Studenten versuchten zwar anfangs Widerstand zu leisten, gaben aber endlich auf Zureden, Drohungen und Strafen nach. Zum Jahre 1685 heißt es aber: Das im vorigen Jahr erschienene Verbot gegen das Tragen der Degen wurde noch öfters übertreten, da man die Studenten bei der großen Zahl nicht überall überwachen konnte. Es wurde daher mit größerer Strenge eingeschritten, einige durch öffentlichen Anschlag exkludiert, andere in der Stille entlassen, einzelne in den Karzer gesperrt. So erzwang man endlich Gehorsam und verstummten die lästigen Vorwürfe, welche man früher vom Adel und dem Gerichte öfters hören mußte[5].

An einigen Gymnasien durften die Schüler an gewissen Tagen Waffen tragen. So erhielt der Briger Obere Sonnenberg 1664 (?) von den sechs obern Zehnden für seine Schule die Erlaubnis, bei festlichen Anlässen „militärische Schießgewehre samt Fahne zu tragen". Wenn die Bürger in Wehr und Waffen aufzogen, konnten auch die Studenten in militärischer Ausrüstung aufmarschieren. Der Herr, dem der Aufmarsch galt, hatte dann die Pflicht, den Studenten einen guten Trunk zu zahlen. Die Kerntruppe bildeten die Humanisten und Rhetoriker. Aus ihrer Mitte wurde beim Beginn des Schuljahres von den Studenten ein Hauptmann, ein Leutnant und ein Fähndrich gewählt, welche für die ihnen erwiesene Ehre einige Kannen Wein aufsetzten. Unter den Studenten, die in einem Verzeichnis als Kapitäne genannt werden, finden sich solche, die später als wirkliche Kapitäne in der Regierung des Landes eine Rolle spielen[6].

Mit dem Waffentragen hing auch zusammen die immer mehr um sich greifende Unsitte der Duelle. Sie fand an den Jesuitenschulen entschiedene Bekämpfung. So wurde nach dem Münchener Diarium (13. März 1680) ein Kasist, der zum Duell

---

[1] Specht, 369 f.
[2] *Memoriale Coll. Mogunt.
[3] M. U. A. B4, 1.
[4] Mederer, 4, 416 f.
[5] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 81, 83.
[6] Imesch, Kolleg Brig, 38 f.

forderte, aus Schule und Stadt ausgeschlossen. Das Amberger Diarium schreibt zu Ostern 1694: Während der Deklamation der Rhetoriker forderte ein Rhetoriker einen Humanisten, der gegen die Deklamation und die Rhetorik losgezogen; nachher forderte er ihn nochmals schriftlich, und der Humanist nahm an. Am 17. April sollte nach der Litanei das Duell stattfinden. Der Studienpräfekt verhinderte es aber, indem er beiden Parteien Karzer diktierte. Der Rhetoriker mußte dann am 21. April wegen seiner Forderung zur Abkühlung seines Kampfeseifers zwei Tage auf dem Boden sitzen, der Humanist auf Fürbitte seines Lehrers nur einen halben Tag[1]. In Ingolstadt wurden am 30. Juli 1668 zwei Studenten wegen Duellierens entlassen[2].

Je flacher die Zeit, umso breiter machten sich törichte Rangstreitigkeiten geltend, sowohl unter den Studenten als auch unter Professoren und Beamten. In Dillingen wurde in der Not des Schwedenkrieges die in dem akademischen Direktorium bestimmte Ordnung im Gehen und Sitzen nicht mehr so genau eingehalten. Nach dieser Ordnung nahmen die Illustres, d. h. Fürsten, Grafen und Barone, die erste Stelle nach dem Rektor Magnifikus ein, gingen also vor ihren Professoren; in der Kirche knieten sie am ersten Platz vor den Kanonikern und Religiosen. Nach dem Kriege stellte aber der schwäbische Adel den Antrag, den adeligen Studenten wieder den früheren Platz in der Kirche einzuräumen. Da der Administrator der Diözese von Rechberg den Antrag unterstützte, wurde demselben 1655 willfahrt. Der freie Reichsadel (Liberi Nobiles Imperii) wollte aber 1657 den Rang vor den übrigen Nobiles. Im Jahre 1669 verlangte man noch einen weitern Unterschied, nämlich das Vorgehen der ältern Nobilitas vor der jüngern; beides wurde vom Senate abgeschlagen. Im Jahre 1691 wollten die Pränobiles die Universität verlassen, weil die Konviktoren es gewagt, entgegen der bisherigen Gewohnheit, vor ihnen die Kirche zu verlassen. Der absolutistisch gestimmte Fürstbischof Alexander Sigismund (ein Neuburger Prinz) erließ am 27. Mai 1694 ein Dekret, nach welchem der akademische Senat die Rangordnung in folgender Weise bestimmen mußte: die Grafen und Barone haben die Präzedenz vor allen andern, dann folgen die Religiosen, hierauf die Alumnen des Konvikts. Die außerhalb des Konvikts wohnenden Nobiles (Praenobiles) gesellen sich zu ihren Fakultäten, wo sie den ersten Platz einnehmen; die Nobiles des Gymnasiums erhalten ihre Plätze nach den Logikern, bei ihren Klassen nehmen sie die erste Stelle ein[3].

Ebenso war die Ordnung für die Professoren genau geregelt. Im Jahre 1654 verlangte der Speisemeister (dapifer) des Fürstbischofs Sigmund Franz den Platz vor dem Rektor, um die Auktorität des Erzherzogs zu wahren. Es wurde ihm aber bedeutet, er möge sich in akademische Angelegenheiten nicht einmischen. Bei den Leichenfeierlichkeiten für den Bischof von Freiberg im Jahre 1690 verordnete dessen Nachfolger Alexander Sigismund, daß die Hofbeamten nicht mit den Professoren, sondern diesen vorausgehen sollten. Alle Vorstellungen der Universität bei dieser und spätern Gelegenheit nützten nichts, da der Hof, wie die Geschichte des Dillinger Kollegs sich ausdrückt, den Gelehrten wenig gewogen war[4].

Im Juli 1698 brach in Ingolstadt ein Tumult aus — wegen einer Feder auf dem Hute. Ein Jurist trug Federn auf dem Hute. Dieses hielten die Illustres für ihr Vorrecht, höchstens dürfe es denen gestattet werden, die von erprobtem Adel seien. Deshalb rissen sie dem Studenten die Federn vom Hute und zerrissen sie. Der akademische Senat befahl aber Rückerstattung der Federn. Ferner beschloß er,

---

[1] * Diarium Colleg Amberg.
[2] *Acta facult. artist.
[3] Specht, Dillingen 390 f.
[4] Specht, 167.

da kein Grund vorhanden, warum dieses Recht nur den Adeligen zustehe, Abweisung ihrer Forderung[1].

* * *

Die Strafen, die zur Aufrechthaltung der Disziplin angewandt wurden, waren meist dieselben wie früher. Am besten unterrichten darüber die Tagebücher der einzelnen Schulen. Die Rute behauptete wie an den andern Schulen so auch an den Jesuitenschulen noch ihre Herrscherrolle. Auf schwerere Vergehen, besonders auch auf Verweigerung, eine Strafe anzunehmen, stand die Ausschließung. So berichtet das Amberger Diarium März 1668: Während der Fastenzeit wurden wegen ärgerlicher Vergehen besonders wegen Besuchs verbotener Häuser aus der Rhetorik zwei, aus der Humanität einer ausgeschlossen; man bot für ihre Wiederaufnahme vergeblich alles auf. Zum 30. April 1670 heißt es: Zwei Rhetoriker, die sich durch Verweigerung der über sie verhängten Rutenstrafe ausgeschlossen, wurden auf vieles Bitten der Eltern und der Schuldigen selbst heute wieder in die Schule aufgenommen, unter der Bedingung, die Strafe zu erdulden, was sie heute getan. Im Jahre 1683 schlossen sich mehrere Schüler aus, weil sie die Rutenstrafe nicht annehmen wollten. Dasselbe taten am 19. Juni 1684 vier Rhetoriker, die wegen nächtlicher Schwärmerei, Trinken und Tanzen zur Rutenstrafe verurteilt worden. Einer davon, der nicht so schuldig war und sich sonst gut geführt hatte, wurde am 21. Juni wieder aufgenommen, er mußte aber an zwei Tagen knien. Gestern und heute, so bemerkt das Amberger Tagebuch, kamen viele Fürbitter für einen andern Rhetoriker, aber alle wurden abgewiesen. Selbst als der Kanzler am 29. Juni für einen der ausgeschlossenen Rhetoriker Fürbitte einlegte, wurde ihm bedeutet, die Wiederaufnahme könne nur erfolgen, wenn der Schuldige die Rutenstrafe annehme. Dieser kehrte am 10. Juli zurück. Die Eltern zwangen ihn dazu, ebenso zur Annahme der Strafe. Er gehorchte und verdemütigte sich sehr, und deshalb wurde ihm diese Strafe aus Gnade nachgelassen. Dann heißt es zum 28. Juli: Heute endlich wurde wegen der Thränen, die der Vater reichlich vergoß, auch der andere Rhetoriker wieder aufgenommen. Er wurde aber während der Schule öffentlich mit der Rute gezüchtigt. Auch in den späteren Jahren wird die Ausschließung im Amberger Diarium erwähnt. So wurde am 7. August 1697 ein Kasista (Hörer der Moral) ausgeschlossen, weil er öffentlich mit Mädchen getanzt, ebenso ein Logiker wegen derselben Ursache; letzterer wird später auf langes Bitten wieder aufgenommen. Im Jahre 1699 werden sechs ausgeschlossen, ein Rhetoriker, weil er sich weigerte, die Rutenstrafe auszuhalten, die andern wegen nächtlicher Ruhestörungen.

Die Rutenstrafe wurde in Amberg je nach der Klasse und Art des Vergehens vom Studienpräfekten, von dem Professor oder dem Pedell vollzogen. In München wird am 25. April 1652 ein Rhetoriker vom Studienpräfekten gezüchtigt wegen Wirtshausbesuchs. Die Schüler, die sich von ihrem Präzeptor die Komposition machen ließen, werden am 22. August 1659 von ihrem Lehrer mit der Rute gestraft. Am 15. November 1659 wurde ein Schüler der oberen Syntax vom Präfekten wegen Unsittlichkeit bestraft, ein anderer Schüler erlitt wegen Trunkenheit die Strafe vom Pedell. Ebenso wird am 13. Januar 1660 ein Rudimentist wegen Wirtshausbesuchs vom Pedell gezüchtigt.

Im Münchener Diarium steht zum 3. Februar 1661: Morgens wurde ein Rhetoriker wegen unsittlicher Reden offentlich gezüchtigt, zwei andere, die von ihm verführt und nicht ebenso öffentlich infamirt waren, erhielten die Rutenstrafe privatim vom Präfekten. Zum 18. März 1661 heißt es: Ein Rhetoriker wurde

---

[1] Mederer, 3, 93 f.

öffentlich in der Schule in Gegenwart des Präfekten vom Pedell gezüchtigt wegen Zeugniß Fälschung, später wurde er entlassen. Die Züchtigung durch den Pedell war in München das Gewöhnliche. Bei einem adeligen Schüler aus der oberen Syntax, der zuerst die Strafe verweigert, dann ausgeschlossen aber zurückgekehrt war, vollzog am 7. Juni 1680 der Präfekt die Strafe.

In der oberrheinischen Provinz war die Bestrafung durch den Studienpräfekten verpönt. Das Memoriale nach der oberrheinischen Kongregation vom Oktober 1660 verlangt, daß sie dies den Professoren überlassen, die nach der herkömmlichen Sitte wie früher die Strafe mit der Rute nicht mit dem Stock vollziehen sollen[1].

Am 24. Mai 1675 heißt es im Amberger Diarium: Einigen Rhetorikern wurde auferlegt, das Gymnasium zu kehren oder die verhängte Rutenstrafe auszuhalten. Sie wählten das erstere und nach der Litanei reinigten sie mit vereinten Kräften die Schulen, indem sie auch die Unschuldigen zur Arbeit herbeizogen; der Studienpräfekt mußte ein Auge zudrücken. Am 15. Oktober 1680 wird zu Amberg vom Präfekten ein Humanist mit Ruten gezüchtigt, weil er nach Verkauf seiner Bücher und eines Teils seiner Kleider ausgerissen und zu Neumarkt in einer Kneipe unter den Soldaten wieder gefunden worden. Derselbe wird am 20. November wiederum mit der Rute bestraft, weil er von neuem nach Nürnberg zu fliehen versucht und zu diesem Zwecke außerhalb der Stadt in einem Wirtshause übernachtet hatte.

Geringere Strafen waren Knien, Stehen, auf dem Boden Sitzen in der Schule. Im Amberger Diarium heißt es zum 20. Juli 1671: Einige Gymnasiasten und mit ihnen zwei Kasisten des zweiten Jahres wurden sowohl mit Knien und Stehen während der Schule gestraft, weil sie ein ihnen verbotenes Haus nicht gemieden hatten. Und am 7. Januar desselben Jahres: Zwei Rhetoriker mußten während der ganzen Schule auf dem Boden sitzen, zwei Logiker eine Stunde lang knien wegen Nachtschwärmerei und Rauferei. Am 2. November 1680 mußte ein Humanist eine Stunde lang auf dem Boden sitzen, weil er die Schwester eines andern Humanisten schwer verleumdet hatte. Zum 17. November 1694 wird bemerkt: Ein Rhetoriker verließ das Gymnasium, weil er die für nächtliches Lärmen verhängte Rutenstrafe nicht erdulden wollte; seinem Genossen, einem Humanisten, der sich fügte, wurde die Rutenstrafe ermäßigt in dreitägiges Sitzen auf dem Boden neben der dabeiliegenden Rute Einem andern Humanisten wurde am 17. März 1695 die Rutenstrafe auf Bitte seines Verwandten, des Regierungskanzlers, erlassen, er mußte aber dafür während vier Tagen auf dem Boden sitzen. Eine Verschärfung der Strafe bedeutete es, wenn dieselbe öffentlich vollzogen wurde. Als in Amberg am 12. März 1688 vier Humanisten mit der Rute gestraft wurden, weil sie gegen die wiederholten Verbote an nächtlichen Gelagen und Tänzen teilgenommen, wurde einer derselben wegen schwerer Beleidigung seiner Mutter öffentlich gezüchtigt, die übrigen nach der Schule.

Häufig war die Karzer Strafe. In dem Münchener Diarium wird zum 20. März 1651 aufgezeichnet: Einige Kasisten und Logiker wurden in den Karzer geschickt, weil sie in diesen Tagen im Wirtshause gezecht, ebenso einige Logiker am 17. April. Sogar wegen häufiger Versäumnis der Vorlesungen erhielten am 26. Juli drei Logiker Karzer. Am 22. August 1659 machte ein Logiker Bekanntschaft mit dem Karzer, weil er (als Pädagog) seinen Schülern die Komposition für die Prüfung zum Aufsteigen ausgearbeitet hatte. In München wurde am 6. Juli 1660 ein Kasist in den Karzer geschickt wegen häufiger Abwesenheit von den Vor-

[1] *Acta Congreg. Prov. Rhen. sup.

lesungen. In Ingolstadt erhielten wiederholt Studenten der Philosophie Karzer wegen nachlässigen Besuches der Vorlesungen. Es kommen Karzerstrafen von 6–8 Tagen vor[1]. Über die Dauer des Karzers erfahren wir sonst wenig. Er scheint in Amberg gewöhnlich die Dauer von fünf Stunden nicht überschritten zu haben. Einmal heißt es im Amberger Diarium zum 14. März 1673: Ein adeliger Logiker erhielt fünf Stunden Karzer. Am 11. Dezember 1687 wurde ein Logiker den ganzen Vormittag im Karzer eingeschlossen. Am 10. März 1688 erhielt ein Kasist wegen nächtlichen Schwärmens und Randalierens fünf Stunden Karzer. Die Einschließung besorgte der Pulsator. Zum 6. Februar 1676 steht im Amberger Diarium: Es wurden wiederum zwei Logiker wegen nächtlichen Ausbleibens aus dem Konvikt eingeschlossen. Auch der Pulsator mußte in den Karzer, weil er gestern aus Gefälligkeit gegen einen Eingeschlossenen mehrere zugleich in den Karzer gelassen. Und zum 7. Februar: Einer, der den Karzer verdient, wurde losgesprochen, er mußte aber dem Pulsator das Strafgeld von 12 kr. geben, was sonst die Inkarzerierten diesem bezahlen müssen.

Nach dem Eichstätter Diarium erhielten am 14. März 1655 Logiker und Kasisten für Wirtshausbesuch als Strafe entweder 12 Kreuzer oder eine halbe Stunde auf dem Boden knien. Letzteres schien ihnen aber unwürdig und dem Rang ihrer Schule nicht entsprechend, deshalb bezahlten drei die Strafe, die übrigen mußten sich, wenn auch nicht ohne Murren, der andern Strafe unterziehen. Am 19. Mai 1655 wurden zwei Logiker in den Karzer geschickt, weil sie in einem Bierhaus gewesen. Syntaxisten erhielten am 12. April 1657 für Wirtshausbesuch Hiebe. Unter dem 8. September 1695 heißt es: Ein Schüler, der von dem Professor gezüchtigt worden, verbreitete in der Stadt die falsche Anklage, als habe sich der Lehrer dabei unsittlicher Berührungen schuldig gemacht. Der Schüler mußte Abbitte leisten und wurde ausgeschlossen. Dies sollte aber — so fügt das Tagebuch bei — unsern Professoren zur Lehre dienen, daß sie niemals einen Schüler mit der Rute züchtigen ohne Zeugen; in diesem Falle sah der Lehrer von Zeugen ab, damit die Schuld des Knaben, ein Diebstahl, nicht ruchbar würde, und er ihn nicht deshalb einer öffentlichen Beschämung aussetzen wollte[2].

In dem Tagebuch des Gymnasiums von Solothurn werden folgende Strafen angeführt: Schriftliche Hausarbeiten, Sitzen auf dem Boden während der Schulstunden, Rutenstreiche auf Hände und Rücken, Einsperrung im Schulkarzer, bei größern Vergehen im Stadtgefängnis, Ausschluß aus der Schule. Selbst Humanisten und Rhetoriker, müssen für längere Schulversäumnisse auf dem Boden sitzen und werden für größere Vergehen von der Rute nicht verschont. Im Jahre 1686 wird verzeichnet, daß drei Pädagogen wegen öftern Besuches der Wirtshäuser und Tanzbelustigungen mit der Rute gezüchtigt und dann zur Warnung für andere durch alle Schulen geführt wurden: sie wären, fügt der Bericht bei, sicher relegiert worden, wenn nicht die Herrn, in deren Familien sie als Pädagogen angestellt, Fürbitte für sie eingelegt hätten. Wohl wurden schon früher Versuche gemacht, die Rutenstrafe wenigstens für die Oberklassen abzuschaffen, und 1662 läßt sogar Schultheiß Stocker dem P. Superior seine Ansicht mitteilen, es würden doch die bereits zu Jünglingen herangewachsenen Rhetoriker zu hart gehalten, und sie seien

---

[1] *Acta facultatis artist. Am 11. Juni 1675 wurde im Senat der Ingolstädter Universität beraten, ob der Student Ertl, der durch den Schmutz des langen Karzers auf den Tod gekommen, aus dem Karzer zu entlassen sei. Die Sache wurde an die kurfürstliche Kommission verwiesen.

[2] *Diarium Colleg. Eichst. Ordinariatsarchiv Eichstätt.

nicht mehr mit der Rute abzustrafen, allein der unerbittliche Superior erklärte, es könne ohne Nachteil der Schuldisziplin die Gleichheit der Strafen nicht aufgehoben werden. Wohl deklamierte 1691 der Magister Franz Steinhart in seiner Eröffnungsrede des Schuljahres für Verbannung der Rute, allein wir begegnen noch 1696 einer starken Bestrafung mit Stockstreichen: in diesem Jahre wurde geklagt, der junge Friedrich Vigier habe 18 Stockstreiche erhalten, so daß sein Rücken braun und blau angeschwollen und die Striemen sichtbar seien, während der Lehrer behauptete, nur drei Streiche mit einem Stöcklein geschlagen zu haben[1].

In Dillingen blieben die früheren Geldstrafen 1—2 kr. für jede Versäumnis des Gottesdienstes oder einer Vorlesung bestehen und wurden 1691 erneuert. In einigen Fällen, so z. B. 1655, mußte einer eine zeitlang häufiger zu den Sakramenten gehen. Im Jahre 1666 hatten zwei Barone wegen lärmender Nachtschwärmerei je 4 Thlr. zu zahlen. Zwei andere Barone mußten im folgenden Jahre, weil sie nachts mit Musik durch die Straßen zogen, je einen Rthlr. entrichten; ein Baron hatte im Jahre 1674, weil er Bäckerjungen verprügelt, außer den Schmerzensgeldern zwei Rthlr. zu bezahlen, von denen der Gubernator einen erhielt. Die Karzerstrafe dauerte in Dillingen je nach der Größe des Vergehens einige Stunden oder 1—4 Tage, am ersten Tage gewöhnlich bei Wasser und Brot. Die härteste Strafe war die stille oder öffentliche Entlassung durch Anschlag am schwarzen Brett. Interzessionen wurden auch hier oft versucht, hatten aber nicht immer Erfolg. Im akademischen Senate wird im Jahre 1664 beschlossen, an einer Relegation, gegen die auch Grafen und Barone Fürsprache einlegten, festzuhalten, weil der Relegierte nicht ohne Schaden für die Disziplin der Akademie wieder aufgenommen werden könne[2].

Die Studenten der Universität wurden damals überhaupt anders behandelt wie heute. So werden z. B. von den Professoren des Rechts in Ingolstadt am 16. März 1667 die Juristen auf die akademische „Stube" gerufen, wo sie ihre Skription den Professoren zeigen mußten zur Prüfung ihres Fleißes; damit keiner sich von einem andern ein Skriptum leihe, behielten die Professoren dieselben, solange die Durchsicht dauerte. Einige Studenten hielten das zwar für unwürdig, schließlich mußten sie sich auch in den folgenden Jahren diese Untersuchung gefallen lassen[3].

Wiederholt erließ der akademische Senat in Innsbruck Mandate gegen den Unfleiß. In den Jahren 1678 u. ff. wurden Nachlässige zurechtgewiesen, in den Karzer gesetzt oder ausgeschlossen. Im Jahre 1683 werden viele Philosophen als nachlässig angegeben und mehrere mit Karzer bestraft, 1688 zwei ausgeschlossen. Im Jahre 1681 beschloß man, die Logiker und Physiker zu einer Jahresprüfung zu verhalten, darauf verschworen sich diese, keine Vorlesungen mehr zu besuchen. Studentenversammlungen, Bedrohungen der Arbeitswilligen usw. machten die Gärung immer größer. Das Dekret konnte nicht durchgesetzt werden. Die Regierung verfügte, es sollten die Privilegien nicht angetastet werden, aber die Vorlesungen müßten besser besucht werden[4].

Die durch die Strafen eingehenden Gelder durften nicht für die Schule oder die Professoren verwandt werden, sondern mußten den armen Studenten zukommen[5].

In Dillingen übte der vom Rektor präsentierte Gubernator in Zivil- und Kriminalfällen die Gerichtsbarkeit aus. Unfügsame und unverbesserliche Schüler

---

[1] Fiala, Solothurn 3, 24 f.
[2] Specht, Dillingen 377 ff.
[3] Mederer 2, 373, 379.
[4] Probst, Innsbruck 73.
[5] Vergl. unten S. 455.

konnte der Rektor ohne Prozeß nicht bloß von der Akademie sondern auch aus der Stadt verweisen. Im ersten Jahrhundert gab es zwischen Rektor und Gubernator keine besonderen Schwierigkeiten. Der Beginn dieser Streitigkeiten fällt zeitlich zusammen mit dem Bestreben des absolutistisch gesinnten Fürstbischofs Alexander Sigismund, die Universität ganz unter seinen Absolutismus zu beugen. Dabei wurde der Fürstbischof von den Hofräten, aus deren Reihe der Gubernator hervorging, wesentlich unterstützt. In der Zeit von 1685—93 kamen mehrere Delikte vor, wie nächtlicher Unfug, leichtere Verwundungen, Schatzgräberei, die obgleich der Jurisdiktion des Rektors unterliegend, der Gubernator vor sein Forum ziehen wollte. Der Fürstbischof erließ Juni 1695 ein Dekret, durch welches dem Rektor alle Jurisdiktion über die Studenten genommen und ihm nur die eigentlichen Schuldelikte gelassen wurden. Dagegen stellte der Rektor vor, er könne auf eigene Autorität hin nicht auf ein Recht verzichten, von dem die Gesellschaft glaube, daß es ihr nach der Fundation zustehe; in dieser Sache müsse mit dem P. General verhandelt werden[1].

Diese Appellation an den General erbitterte den Fürstbischof, weil er darin eine Verletzung des ihm schuldigen Respektes erblickte. Auch das Domkapitel stimmte mit dem Fürstbischof überein und meinte in seinem Gutachten, dem Rektor solle ein Verweis erteilt und Gehorsam eingeschärft werden. Es blieb bei der Verfügung: Dem Rektor und der Akademie verblieben nur die Verfehlungen in Schule und Kirche, alles andere fiel an das Forum des Gubernators. Die Folge war eine Lockerung der Disziplin, die auch auf das Gymnasium übergriff. Der General zeigte sich darüber sehr beunruhigt und suchte durch den kaiserlichen Beichtvater P. Miller vergebens eine Vermittlung der Kaiserin, einer Schwester des Fürstbischofes, herbeizuführen[2]. Als der Gubernator einige Jahre später (Februar 1700) sein Amt allzu scharf gegen die Studenten zur Geltung brachte, rief er große Erbitterung bei den Studenten nnd auch sonst allgemeine Mißstimmung hervor. Bei dieser Gelegenheit wies der Rektor auf die großen Nachteile hin, wenn der Gubernator eine diktatorische Gewalt an der Akademie übe, der Rektor aber der Auktorität entrate. Die Folge war ein Dekret des Fürstbischofs, wodurch dem Rektor die akademische Jurisdiktion zurückgegeben wurde[3]. Gonzalez drückte darüber dem Rektor Banholzer am 25. Dezember 1700 seine große Freude aus[4].

In den Auseinandersetzungen über das Bestrafungsrecht hatte im Jahre 1683 (22. März) die philosophische Fakultät in Innsbruck von dem Rektor und der Universität das Bestrafungsrecht für alle delicta scholastica erhalten mit Ausnahme der causae criminales et civiles. Aus Anlaß der Klage eines Philosophen gegen die Bestrafung durch die Fakultät im Jahre 1698 entstand ein Streit zwischen den Professoren über die Ausdehnung des Bestrafungsrechtes. Die Studenten (Philosophen) nahmen gegen die Jesuiten Partei. Im Jahre 1699 kam es deshalb zu Exzessen gegen das Jesuiten Kolleg. Am 1. Mai schlugen die Studenten den Jesuiten die Fenster ein; am 14. Juni wurden große Steine in das Kolleg geworfen. Am 8. April 1699 wandten sich die Jesuiten an den Kaiser. Schließlich wurde ein Übereinkommen getroffen: Philosophie Studenten, welche im Besuche der Lektionen, Repetitionen und Disputationen nachlässig sind, die Skription (Nachschreiben ?) unterlassen, andere durch Insolenzen verhindern oder vor der Explikation und Rezitation die Vorlesungen verlassen, oder die ohne genügenden Grund 14 Tage

---

[1] Specht 161.

[2] Gonzalez an den Visitator Mechtl 11. Februar 1696. Vergl. 21. Jan. *Ad Germ. sup.

[3] Specht 162 f.

[4] *Ad Germ. sup.

vor Bartholomä in die Ferien gehen oder erst zwei Wochen nach Ende derselben zu den Studien kommen, bestraft die philosophische Fakultät höchstens mit 1 fl. zur Fakultätskasse, auch mit Karzer bis zu acht Stunden ohne Zulassung einer Appellation. Der Rektor wird den Karzer auf Anforderung des Dekans der Philosophie öffnen lassen. Sind die Studenten halsstarrig, wird der Rektor, ohne die Strafe zu ändern, nach den Statuten vorgehen. Physiker dürfen andere Lektionen nicht besuchen. Als Student der Philosophie gilt jeder, solang er sich nicht vor dem Dekan einer andern Fakultät für ein anderes Studium erklärt hat[1].

Die akademische Gerichtsbarkeit wurde nicht allein von der Universität, sondern auch von den Studenten mit wahrer Eifersucht behütet. Eine Einmischung der Stadtpolizei oder des Militärs bei Verhaftungen von Studenten wird als eine Verletzung der akademischen Privilegien aufgefaßt, selbst wenn das Einschreiten der Polizei bei großen Exzessen oder Verbrechen erfolgte. In Dillingen kam 1660 ein Student in den Verdacht, einen Juden erhängt und beraubt zu haben. Der Magistrat ließ den Studenten verhaften und machte erst nachträglich dem Rektor der Akademie Mitteilung davon. Am nämlichen Tage rotteten sich die Studenten zusammen, und an den folgenden Tagen suchten sie mit gewaffneter Hand den Gefangenen zu befreien. Erst als der Verdächtige von der Akademie relegiert und diese Strafe durch öffentlichen Anschlag bekanntgemacht worden, beruhigten sich die Studenten.

In andern Fällen mußte die Akademie selbst nachdrücklich für die Beachtung ihrer Dekrete eintreten. So war ein wegen Unsittlichkeit durch öffentlichen Anschlag entlassener Student von einem Hofbeamten in Dienst genommen worden und kam mit ihm nach Dillingen. Alles Drängen auf Entlassung des Dieners, der in Dillingen notorisch infam sei, fruchtete nichts, ja die Hofräte setzten sogar seine Rehabilitierung durch. Der Rektor erneuerte aber entschieden seine Vorstellung und wies besonders auf die demoralisierende Wirkung hin, welche das Verbleiben eines öffentlich Gebrandmarkten am Hofe auf die Akademiker haben mußte. Daraufhin erfolgte 1690 endlich die Entlassung[2].

Gegen Verletzungen der der Schule zustehenden Gerichtsbarkeit waren selbst die Schüler kleinerer Anstalten sehr empfindlich. Als am 20. März 1697 in Amberg ein Moralist des zweiten Jahres von der Wache in das Stadtgefängnis gesetzt worden und alles Reklamieren des Rektors nichts geholfen hatte, machten die Studenten am 29. März Revolution. Bewaffnet zogen sie gegen das Stadtgefängnis, die Bürgerwache trat ins Gewehr. Endlich gelang es dem Präfekten, die Studenten zu beruhigen. Der Bürgermeister hielt aber sein Wort nicht. Der Kurfürst mußte ins Mittel treten. Er bestimmte, daß der Student solange im Karzer bleibe, bis er seine Mitschuldigen angebe. Schließlich wurde er freigelassen aber aus der Stadt ausgewiesen; später konnte er auf Fürsprache wieder zurückkehren[3].

In München entstand Juni 1687 ein großer Streit wegen der Gerichtsbarkeit mit dem Stadtrichter, wobei es zu Kämpfen zwischen Polizei und Studenten kam. Als am 29. Mai 1688 ein früherer Student der Rhetorik einen Professor beschimpft, erklärte der Stadtrichter, das gehe ihn nichts an, weil der Delinquent Sohn eines Militärs und deshalb der Gerichtsbarkeit des Stadt-Kommandanten unterstehe. Der Kommandant erklärte, der Fall gehe auch ihn nichts an, weil der Missetäter kein Soldat sei[4].

In Konstanz kamen 1658, 1681 und 1683 Ausschreitungen von Studenten vor, die der Stadt Magistrat bestrafen wollte oder wirklich bestrafte. Das Gymna-

[1] Probst, Universität Innsbruck 82 ff.
[2] Specht 164 f.
[3] *Diar. Amberg. 1697.
[4] *Diar. Monac.

sium half sich in der Weise, daß es jeden Studenten, der wegen eines Deliktes dem Magistrat in die Hände fiel, ausschloß und dabei blieb, auch wenn der Magistrat für den von ihm bestraften Studenten um Wiederaufnahme bat[1].

Die beste Schutzwehr gegen all diese Ausschreitungen war eine tief religiöse Erziehung, die mehr als durch die Unterweisungen in den Schulen — die Katechese wurde in einer höhern Form auch in den drei Jahrgängen der Philosophie fortgesetzt — durch praktische Betätigung gefördert wurde. Außer den festgesetzten Tagen empfingen manche Schüler auch sonst noch aus freiem Antriebe die heilige Kommunion. So bemerkt das Amberger Diarium im Jahre 1692 zum 21. Juni (Aloysius) und 13. November (Stanislaus): heute empfingen die meisten Schüler aus Andacht die heilige Kommunion. Das Münchener Diarium bemerkt zum 19. März 1664: Fast alle Schüler ehrten den heiligen Joseph, indem sie freiwillig zur Beicht und Kommunion gingen. In dem Tagebuch des Gymnasiums zu Emmerich heißt es zum 14. Februar 1677: An diesem Tage empfingen die Rhetoriker die heilige Kommunion zu Ehren des heiligen Wilhelm als Angebinde für den Namenstag des Mag. Wilhelm Neumann. In den Annalen der artistischen Fakultät von Ingolstadt findet sich unter dem 24. Juni 1700 (Johann Baptist) der Eintrag: Es begannen alle Studenten eine dreitägige Rekollektio. Hier haben wir eine der ersten Nachrichten, daß man endlich begann, die Wohltat der geistlichen Erneuerung durch die Exerzitien auch den Studenten zukommen zu lassen.

Ein Hauptmittel für die praktische Übung der Frömmigkeit blieben nach wie vor die Marianischen Kongregationen, von denen an anderer Stelle zu berichten sein wird.

* * *

In welchem Geiste die Disziplin und die Erziehung gehandhabt wurde, können wir wie in einem Spiegel aus den Oden des P. Adam Widl ersehen. Derselbe wirkte die meiste Zeit seines Lebens als Lehrer und Direktor an den Gymnasien in Hall, Innsbruck, Eichstätt, Regensburg und Konstanz. Seine pädagogischen Grundsätze und Erfahrungen aus der Praxis finden wir wieder in manchen seiner Oden, die zuerst 1674 in Ingolstadt erschienen sind[2]. In der 43. Ode des 2. Buches schildert er die großen Mühen der damaligen Schularbeit, den Schulstaub, die ungelenke Masse, die hundert Knaben in einer Klasse, mit welchen in vieljähriger Geduld die Lehrer sich abmühen müssen. Er ist für ein väterliches Regiment und verabscheut die Prügel. So überschreibt er eine Ode an einen Erzieher[3]: Die edle Jugend ist nicht sklavisch zu drängen. Fahre fort, durch Liebe die lenksamen Herzen der Jugend zu gewinnen; aus Liebe folgt sie leicht dem Befehle. Nicht der Stock soll regieren. Schelte selten, donnere nie, stets zeige dich als Vater, der vorschnelle Zorn schadet nur. Laß die Rute ruhig in der Scheide; es genügt damit zu drohen. Schläge reizen den Trotz. Sklaven werden geschlagen, aber Kinder lassen sich durch ein Wort der Liebe leiten. Länger als der Züchtiger wohl denkt haftet im Gedächtnis der Gedanke an die Striemen und Wunden. Einen andern Erzieher mahnt er, den Schülern öfters eine Erholung zu gewähren[4]. Willst du fröhliche, hochgemute Jungens, dann laß sie öfters auf der Wiese spielen, besonders im Frühling. Es ist besser, die Jugend auf den Feldern zu beschäftigen als daß sie zu Hause zwischen den Weibern spinnen. Es ist besser, auf dem Felde den Ball zu schlagen als Karten zu spielen und dem Genossen habsüchtig einen Gewinn abzujagen. Es gibt eine Zeit für die Bücher, aber nach der

---

[1] Gröber, Konstanz 261.

[2] Adami Widl e Soc. Jesu Lyricorum libri 3 Epodon liber 1. Ingolstadii 1674.

[3] Lib. 2, 6.

[4] Lib. 2, 32.

Arbeit soll der Garten an die Reihe kommen. Eine gute Erholung ist für die Arbeit nicht verloren. Auch Stier und Pferd arbeiten besser nach der Ruhe. Der zu straff gespannte Bogen springt endlich.

Mit lebendigen Farben schildert Widl, wie ein Jüngling in schlechte Gesellschaft gerät, wie es dann immer mehr bergab geht bis zum Verbrechen. Ein anderes Mal beschwört er einen Schüler[1] alles daranzusetzen, in der ersten Jugendzeit auf dem Wege des Guten zu verharren, er soll sich deshalb an gute Genossen anschließen, den Verkehr mit Weibern und alle Unzucht fliehen wie die Pest: Wie du als Knabe bist, so wirst du als Greis sein. Kein Baum bringt Früchte, der nicht vorher geblüht. Wenn du gute Blüten, wie wir sie wünschen, getrieben, wirst du auch gute Früchte bringen und unserer Hoffnung entsprechen. Einem Erzieher prägt er ein[2], einen wie großen Schatz er an seinem unschuldigen Zögling zur Hut erhalten. Hüte seine Reinheit, entferne die Gelegenheiten, die auch nur von weitem zum Laster und Verderben führen. Willst du einen Mann erziehen, halte fern von ihm alle Weichlichkeit und allen Luxus. Umgang mit Weibern verweichlicht den Jüngling. Bei Frauen sei er ernst und bewache sein Auge; für die Reinheit ist eine gewisse Rusticität nützlich. Vergebens stellt Venus den Blinden nach, aber die Führer zur verderblichen Leidenschaft sind schlecht bewachte Augen. Auch seine Genossen wähle mit Vorsicht. Halte ihn fern von dem die Habsucht stachelnden Kartenspiel. Wen die Spielwut einmal ergriffen, dem läßt sie keine Ruhe. Welches Unheil hat der Würfel schon angerichtet, zu wievielen Verbrechen gereizt[3]: alles verspielt, blieb nur noch der Strick. Schmeichele nicht, fest sei dein Wort; keine Affenliebe möge das Kind ersticken. Nicht Honig und Zucker, sondern der Ernst des Vaters bildet Helden. Zeigt sich Unkraut, die Sichel sei bereit, hier schonen heißt grausam sein. Die zarte Jugend läßt sich wie Wachs bilden, später wirds hart. Wird das Kind jetzt vernachlässigt, dann wird's ein Schimpf für sich und seine Vorfahren, ein lästiger Müßiggänger, der sonst für Städte und Reiche eine Säule geworden.

Widl ist tief durchdrungen von der großen Verantwortlichkeit, welche der Erzieher mit der Sorge für einen Zögling übernimmt. So sehr er die Bildung schätzt und lobt[4], will er von Bildung ohne Tugend nichts wissen. Wissen ohne Sittlichkeit ist keinen Heller wert, bläht auf und bricht vielen im Sturz den Hals[5]. Diese tugendlosen Vielwisser zeigen andern die Sterne und fallen selbst in die Grube. Wissen ohne Tugend ist eine glänzende Scheide ohne Klinge.

* * *

Die Sorge für die armen Studenten betrachteten die Jesuiten nach wie vor als Herzenssache und sie wollten darin lieber zuweit gehen als es irgendwie fehlen lassen. Die Tagebücher der einzelnen Schulen sind voll von Beispielen dieser liebevollen Sorge, für die man auch andere zu gewinnen suchte.

Wiederholt gelangten kleinere oder größere Legate zur Verteilung für die armen Studenten. So heißt es z. B. im Münchener Diarium am 18. Mai 1680: Ein Legat von 40 fl. verteilte der P. Präfekt unter die armen Schüler aller Klassen, und am 19. Januar 1690 kam ein Legat von 100 fl., am 24. Januar ein weiteres von 40 fl. zur Verteilung, weiterhin am 27. Dezember 1700 50 fl., die von einem verstorbenen Pfarrer zu diesem Zweck bestimmt waren.

Von dem Münchener Kolleg ist uns ein Ausgabebuch für die armen Studenten des Gymnasiums erhalten, aus dem zu ersehen ist, daß außer dem wöchentlich aus-

[1] Lib. 2. 14.
[2] Lib. 3, 14.
[3] Lib. 3, 14.
[4] Vergl. z. B. Lib. 3, 32.
[5] Lib. 3, 15.

bezahlten Wochengeld viele Ausgaben gemacht wurden für Kleider, Schuhe, Arznei, Bücher, Reisen usw.[1]

Kurfürst Maximilian hatte in seinem Testamente auch der armen Studenten gedacht. Zum 21. November 1651 notiert das Amberger Diarium: Zur Verteilung unter die armen Studenten wurden aus dem Legat des verstorbenen Kurfürsten Maximilian wiederum 60 fl. als Almosen gegeben und 9. September 1653 wird bemerkt, vom Herrn Quästor erhielt ich 50 fl. für die armen Studenten. In demselben Tagebuch heißt es zum 29. Dezember 1673: Es wurde ein Neujahrsgeschenk für den Pulsator versprochen. Derselbe lag krank an einem ansteckenden Fieber und wurde durch die Fürbitte des Studienpräfekten in das Krankenhaus aufgenommen. Zur Erstattung der Kosten versprach der Präfekt das eingegangene Geld aufzubewahren.

Als die artistische Fakultät in Ingolstadt am 23. November 1667 beschlossen hatte, bei den Promotionen die der Fakultät zukommenden Gebühren keinem zu erlassen, unterstützte doch der Rektor des Kollegs die Dürftigeren mit einem reichen Almosen. Im Jahre darauf am 3. Oktober 1668 berief der P. Rektor den Rat der Fakultät und machte ihm den Vorschlag, den alumni secundarii des Konvikts des heiligen Hieronymus aus der Kasse der Fakultät ein jährliches Almosen von 50 fl. zu geben, wodurch 4—6, die sich durch ihre Studien und die Kenntnis der Musik auszeichneten, etwas besser gehalten werden könnten. Die Fakultät stimmte zu, so lange die Kasse dies tragen könne, ohne eine dauernde Verpflichtung zu übernehmen[2].

In Hildesheim gewann man im Jahre 1654 zwei aus den Domherren, von denen der eine den Unterhalt von sechs armen Studenten auf sich nahm, während der andere für fünf adelige Studenten Freiplätze im Konvikt stiftete[3]. Über eine andere Armenstiftung in Hildesheim entstand 1696 ein Streit zwischen dem Studienpräfekten und dem Musikpräfekten. Letzterer hätte dieselbe gerne für seine Zwecke verwandt, wobei ja zugleich auch arme Studenten in Frage kamen. Aber der General Gonzalez befahl in einem Briefe vom 5. Januar 1697 an den Rektor Wennemann, streng an dem Charakter der Stiftung festzuhalten und die Einkünfte nur den armen Studenten des Gymnasiums zukommen zu lassen. Die Musiker könnten nur daran Teil haben, insoweit sie arme Studenten seien und den von den Stiftern geforderten Bedingungen entsprächen[4].

Die Spenden waren den Ortsbedürfnissen angepaßt. So heißt es z. B. in dem Tagebuch der Schule in Emmerich: Im Dezember 1651 erhielten alle arme

---

[1] *Rationes expensi in pauperes studiosos Gymnasii Monacensis ex censu annuo et donatione ab an. 1632—1674 Clm 1985. Die Kandidaten, die in einen Orden eintraten, erhalten Reisegeld, hie und da ein Kleid, so z. B. ein künftiger Kapuziner 6 fl. Für einen neuen Mantel erhält April 1653 ein armer Student 10 fl. 55 kr., 2 Subdiakone für Priesterkleidung 3 fl. Die Schuhrechnung Febr. 54 beträgt 9 fl. 46 kr. und Mai desselben Jahres 8 fl. 24 kr., die Schneiderrechnung 7 fl. 47 kr., Juni 54 für eine Rolle Tuch 22 fl. Die Sänger werden mit Notenpapier und Instrumenten bedacht. Die neugeweihten Priester erhalten einen größern Betrag für ihre Kleidung und Brevier. Für Mäntel und andere Kleider, die Oktober 1663 in Landsberg gekauft wurden, bezahlte man 69 fl. Für die Bibliothek der armen Studenten (Bibliotheca pauperum) wurden Oktober 66 6 fl. gespendet. Die Einnahmen betrugen z. B. 1651/52 785 fl. und Ausgaben 647 fl., 1654/55 Einnahmen 1071 fl., Ausgaben 859 fl., 1670 Ausgaben 1056 fl. Die Einnahmen bestanden in Zinsen (stets 5 %), Beiträgen der Hofkammer und Almosen. Vergl. *Rationes accepti ex censu annuo partim ex liberali donatione pro pauperibus studiosis Monac. ab an. 1632 – 1746 Clm 1986.

[2] *Acta facult. artist. Ingolst.

[3] *Litt. ann. Coll Hildesh. 1654.

[4] *Ad Rhen. inf.

Studenten drei Laib Brod, die von einem benachbarten Frauenkloster geschickt worden waren. Die Verteilung von Strümpfen und Schuhen an die armen Studenten im Winter, da viele Schüler nach der dortigen Sitte sonst barfuß gingen, war eine stehende Einrichtung. Am 15. Dezember 1668, so heißt es z. B. im Tagebuch, wurden an die armen Studenten Strümpfe verteilt in den drei obern Klassen und Schuhe unter die Rhetoriker und Poeten, für die übrigen waren sie noch nicht bereit. Am 24. Dezember 1668 wurden 10 Rthlr. an die Armen verteilt, fünf Arme erhielten keine Schuhe, weil sie nach der letzten Deklamation gezecht hatten. Am 6. Januar 1669 wurden Strümpfe verteilt und einige Paar Schuhe. Am 14. Dezember erhielten die Armen in der Infima Schuhe und 17 Paar Strümpfe, am 19. in der vorletzten Klasse 20 Paar Strümpfe. Am 5. Dezember 1670 verteilte man Schuhe und Strümpfe unter die Cellanen (Vorbereitungsklasse), Infimisten und Sekundaner, am 15. Dezember an die Syntaxisten und einige Poeten; am 16. Dezember schickten die Nonnen Brod, jeder erhielt sechs, am 19. Dezember wurden Schuhe verteilt, am 22. und 31. Dezember je 10 Rthlr. Am 19., 21., 28. Januar und 16. Februar 1671 erhielten die übrigen armen Studenten Strümpfe und Schuhe. Ähnlich in den andern Jahren. Am 10. Mai 1675 erhielt der Präfekt drei Rthlr., um die Schulbücher der armen Rhetoriker zu bezahlen.

Zu Klagenfurt starb am 24. Mai 1683 P. Christoph Dell. Als Präfekt der untern Schulen in Klagenfurt hatte er seine Sorge besonders armen talentierten Studenten gewidmet. Von der Landschaft erbettelte er eine Summe zur Errichtung und jährlichen Unterstützung einer Armen-Studenten-Bibliothek, die heute noch besteht[1].

Bibliotheken für arme Studenten bestanden nicht allein in Österreich, sondern auch in den andern Provinzen, wie die Personalkataloge aufweisen, denn dort steht bei einem der Lehrer des Untergymnasiums stets als eigenes Amt verzeichnet: Besorgung der Armenbibliothek.

Wiederholt wird darauf gedrungen, daß die akademischen Strafgelder für keine andern Zwecke als für die armen Studenten verwandt werden. In seinem Memorial für Dillingen vom 8. Mai 1685 schärfte dies der Provinzial Truchseß von neuem ein, der Studienpräfekt solle davon nichts für seine oder anderer Jesuiten Zwecke verwenden, sondern alles den Armen zukommen lassen nach den Bestimmungen des Rektors[2]. Am 18. Februar 1651 schrieb der General Piccolomini an den Ingolstädter Rektor Bernard: In betreff der akademischen Gelder und Gebühren habe ich dem P. Lyprand geantwortet, dieselben sollten nicht für Ankauf von Büchern und nicht für die Unsrigen, sondern für die Armen verwandt werden, wie meine Vorgänger zu verschiedenen Malen bei ähnlichen Bitten geantwortet haben; für die Professoren wird die göttliche Providenz anderweitig sorgen[3]. Am 14. Oktober 1656 mahnte der General Nickel den oberrheinischen Provinzial Deumer: Es wird mir berichtet, daß einige Professoren über die Strafgelder nach Willkür verfügen und auch für den eigenen Gebrauch verwenden. Wenn dem so ist, sollen Ew. Hochwürden gegen die Schuldigen vorgehen und sorgen, daß in der Folge gemäß meinen und meiner Vorgänger an Ihre und andere Provinzen ergangenen Verordnungen dieses Geld ganz den armen Studenten gegeben und zu keinem anders gearteten Zweck verwendet werde. Daraufhin bestimmte der Provinzial in seinem Memoriale vom Februar 1657 für Mainz: In jeder Klasse soll ein Quästor für die Strafgelder aufgestellt werden, der über Einnahme und Ausgabe nicht allein dem Professor, sondern auch dem Studienpräfekten Rechenschaft zu geben hat, damit so sicher alles Geld für die Armen

---

[1] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 79 f.

[2] *Memoriale Diling. 1685.

[3] *Ad Germ. sup.

verwendet wird[1]. Das Universitätsgeld in Würzburg darf nur — so schrieb Oliva dem Provinzial Lutz — für Schulzwecke verwandt werden. Bleibt etwas übrig, soll es unter die mehr bedürftigen armen Studenten als Almosen verteilt werden; das anderweitig verwendete ist zu erstatten, auch darf das Geld nicht für kleine fromme Geschenke ausgegeben werden[2].

* *
*

Wir müssen noch einen Blick werfen auf die Jesuitenschulen als Pflanzstätten des Welt- und Ordensklerus und die Frage beantworten, ob sie hier ihrer Aufgabe gerecht geworden sind.

Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, wenn wir sie rein extensiv betrachten. Es kann zahlenmäßig nachgewiesen werden, daß stets die genügende Zahl von Kandidaten für den Klerus gestellt wurden. Dafür nur einige Beispiele.

Nach dem Münchener Diarium traten 1653 59 Schüler in verschiedene Orden, darunter neun in die Gesellschaft Jesu; 1658 waren es 55, davon wurden zwei Jesuiten; die 55 Kandidaten des Jahres 1662 verteilten sich auf 11 verschiedene Orden; das Jahr 1659 zählte unter 1192 Schülern außer den 33, die die Priesterweihe empfingen, 63 Kandidaten für die verschiedenen Orden; davon erhielten die Benediktiner 7, Kapuziner 18, Franziskaner 15, Augustiner 6, Paulaner 2, Dominikaner 1, Jesuiten 2. In den späteren Jahren schwankt die Zahl der Ordenskandidaten durchgehends zwischen 30—40. Von den 42 des Jahres 1687 wurden Augustiner 8, Theatiner 2, Dominikaner 1, Eremiten 1, Benediktiner 8, regulierte Chorherren 3, Prämonstratenser 3, Franziskaner 8, Kapuziner 5, Jesuiten 3, die Schülerzahl betrug damals etwas über 1100[3]. Außer den vielen Ordensleuten, die aus den Schulen der Jesuiten hervorgingen erhielt auch der Weltklerus viele Kandidaten. In München wurden 1653 17 Priester, ähnlich die folgenden Jahre, 1659 waren es 33, die folgenden Jahre 20—24, 1686 40, die folgenden Jahre sank die Zahl, 1689 sind es wieder 20 und 1692 26. In den Jahren 1696—98 sind die Zahlen 16, 18, 14[4]. Durchgehends schlossen sich von den Münchener Jesuitenschülern jährlich 4—8 % dem Ordens- oder Weltklerus an.

Ähnlich war es in der niederrheinischen Provinz. Dort stellte z. B. das Gymnasium in Köln 1652 40 Kandidaten für die verschiedenen Ordensgemeinschaften; im Jahre 1683 waren es 26, von denen 6 in die Gesellschaft eintraten; im Jahre 1686 gingen von dem Gymnasium 3 zu den Jesuiten, 6 zu den Karmeliten, 2 zu den Franziskanern, 2 zu den Kreuzherren, 4 zu den Zisterziensern, je 2 zu den Benediktinern, Dominikanern, Kapuzinern und Norbertinern[5].

Die Jahresberichte der österreichischen Provinz vom Jahre 1651 bezeichnen die Schulen als die Pflanzstätten des Welt- und Ordensklerus: In diesem Jahre traten 140 in verschiedene Orden ein. Davon entfielen allein auf die Rhetorik in Wien 36, auf die in Graz 20. Im Jahre 1659 waren es 221, im Jahre 1681 noch einige mehr. Im Jahre 1684 traten aus Klagenfurt von 500 Schülern 18 in verschiedene Orden, 1686 waren es 12. In demselben Jahre (1686) gingen

---

[1] *Memoriale Coll. Mogunt.

[2] *Ad Rhen. sup.

[3] *Diar. Monac. Im Jahre 1692 traten aus den höhern Kursen (Logik und Kasus) 17, aus der Rhetorik 34 in verschiedene Orden, von diesen 3 zu Jesuiten. In den Jahren 1696—1698 sind die Zahlen 26 (3 Jesuiten), 51 (5), 34 (3).

[4] *Diar. Monac. Vergl. für Konstanz Gröber, Jes.-Kolleg in Konstanz 259.

[5] Nach den *Ephem. Facult. Philos. Univers. Paderborn. traten in Paderborn bei einer Schülerzahl von 800—1000 in den Jahren 1656 und ff. jährlich 11—18 in die verschiedenen Orden, darunter 1—3 in die Gesellschaft Jesu

in Fiume 2 zu den Kapuzinern, je einer zu den Eremiten und den Franziskanern, in Graz aus der Philosopie 30, aus der Rhetorik 10, aus Passau 6, aus Triest 4 in verschiedene Orden, aus Judenburg 2 zu den Benediktinern, aus Linz (Metaphysik) je 3 zu den Augustinern und Zisterziensern, 1 zu den Benediktinern. An den kleineren Anstalten sind es außer den vielen Ordenskandidaten noch jährlich 4—6 Studenten, die sich dem Weltklerus anschließen, so z. B. 1684 Klagenfurt 7, Fiume 4. Im Jahre 1696 erwählten aus dem Wiener akademischen Kolleg 67 den Ordensstand; im Jahre 1698 traten in Graz aus der Logik allein 20, aus der Rhetorik 21 in verschiedene Orden; für die Kandidaten der Weltpriester, die als zahlreich bezeichnet werden, fehlen die genauen Zahlen.

Der Weltpriester waren an einzelnen Orten eher zu viele als zu wenig, und es wurden auch Klagen darüber laut. Kurfürst Ferdinand Maria schrieb am 17. April 1665 an P. Servilian Veihelin, den Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz: Wir sind berichtet worden, was maßen in unsern Landen sich viel weltliche Priester befinden, die nit accomodirt sind, sondern sich allein mit Meßlesen hinbringen müssen, welches zum Teil daher kommt, daß gar zuviel ad ordines zugelassen, teils aber weil viel Priester worden, welche schlecht qualifizirt und ad curam animarum nit sufficient und sich daher dergleichen Condition anzunehmen nit getrauen . . . Der Provinzial möge also für seine unterhabenden Kollegien die Verfügung tun, daß die Präfekten und Professoren darauf achten und auch fürderhin keinem Studioso ein Testimonium für den Tischtitel erteilen, er sei denn vorher streng geprüft, auch in Tugenden und guten Eigenschaften besonders aber für die Pfarrseelsorge tauglich erfunden worden, damit solcher Gestalt die gar zu überflüssige Anzahl der weltlichen Priester in etwas restringirt werde und man mit gut qualifizierten Subjectis versehen sein möge[1].

Erst allmählich wurden die Prüfungen schärfer gehalten. Ein besonderes Examen für die Weihekandidaten findet sich in Dillingen erst 1663 eingeführt; früher wurden die Ordinanden in Augsburg geprüft, falls sie kein Zeugnis von Dillingen mitbrachten[2].

Die Studien für die Priester werden auch an den kleineren Anstalten wie früher durch Hören der Logik und Kasuistik abgeschlossen, doch erscheint die Zeit etwas verlängert. Manche hörten 2 Jahre Rhetorik, 1 Jahr Logik und 2 ja 3 Jahre Moral. Im Amberger Diarium heißt es zum 28. Dezember 1670: In der Pfarrkirche feierte der Hochwürdige Herr Johann Herrdegen seine Primiz, der im vorigen Jahre die Kasus absolviert hatte. Und unter dem 8. September 1688: Zum Empfang der Priesterweihe wurden Zeugnisse ausgestellt für 2 Kasisten, die drei Jahre und einem, der 2½ Jahre Kasus gehört. In diesen Tagen, so heißt es im Münchener Diarium beim 31. Dezember 1694, sind die Zeugnisse für die Ordinanden geschrieben worden. Die nach Salzburg und Regensburg reisten, erhielten die Bescheinigungen nach Art eines offenen Zeugnisses, denjenigen, die nach Augsburg und Freising sich wandten, wurde ein geschlossener Brief an den Fürstbischof gegeben, in dem die einzelnen ihre Note erhielten. Auch für den Empfang des Subdiakonatsweihe wurde ein Zeugnis ausgestellt. Zwei, die zum Empfang der Subdiakonatsweihe abreisten — so heißt es im Amberger Tagebuch am 15. Dezember 1671 — erhielten ein Zeugnis. In Amberg hatten die Kasisten (Moralisten) jährlich eine Prüfung zu bestehen und zwar einzeln, ebenso die Logiker[3]. Außer den Zeugnissen

---

[1] *Kop. Diar. Monac. zum 14. Mai 1665 Clm 1551. Druck in den Monumenta paedagogica 42, 167 f.

[2] Specht, Dillingen 217.

[3] Vergl. z. B. *Diar Amberg. 3. Sept. 1698.

für die Weihen wurden auch solche für die Seelsorge ausgestellt, die Prüfung für letztere hatte gewöhnlich der Generalvikar. So heißt es unter dem 30. Juli 1697 in dem Amberger Diarium: Ein Zeugniß und zwar ein gutes, weil er es verdient hatte, erhielt der Hochwürdige Herr Johann Egg für die Seelsorge in den Dörfern, für die er vom Hochwürdigen Herrn Generalvikar von Wamsel gegrüft und approbirt worden. — —

Warum, so könnte man fragen, treffen wir noch so manche Klagen über den Klerus, trotzdem ein großer Teil bei den Jesuiten seine ganze Bildung genossen hatte? Ein Hauptgrund lag in der Art der Besetzung der Stellen. Protektion und besonders Adel galten mehr als Befähigung. Für Münster, bemerkt der Biograph des Bischofs Christ. Bernard von Galen: „Den von den Jesuiten gebildeten Geistlichen fehlte nicht die notwendige wissenschaftliche Befähigung. Leider waren nicht immer die wichtigeren Seelsorgestellen von diesen besetzt, sondern nicht selten, wie Christ. Bernard dem Papste klagte, von solchen, die den Anforderungen ihres Amtes gar nicht gewachsen waren. In seinem Bericht an den Heiligen Stuhl vom 3. November 1660 schreibt der Bischof: Es gibt eine Anzahl von Benefizien, deren Inhaber nicht zur Seelsorge verpflichtet sind, sondern nur zum Chordienst. Auf den Titel solcher Benefizien empfingen die, welche auf sie investirt waren, bei notdürftiger, ja ungenügender Bildung die heiligen Weihen. Weil ohne pflichtmäßige Obliegenheiten für die Seelsorge, leben diese in voller Untätigkeit dahin. Im Falle der Not, wenn z. B. der Pastor krank oder verhindert ist, sind sie nicht imstande, denselben in der Seelsorge zu vertreten. Wird nun irgend eine größere Pfarrei oder Kuratstelle vakant, die reichliches Einkommen hat und laikolen Patronats ist, so lassen sich diese für dieselbe präsentiren und darauf investiren. Natürlich sind infolgedessen solche Pfarrgemeinden übel beraten, denn diese Geistlichen sind nicht fähig, sich selbst zu leiten, viel weniger können sie andere zum Heile führen" [1].

[1] Hüsing, Fürstbischof Christ. Bernard von Galen 21, Lateinischer Text 275.



Zweites Kapitel.

Das Schultheater.

Wien. — Nik. Avancini. — München. — Franz Lang. — Eichstätt. — Hildesheim. — Jülich. — Stoffe. — Mißstände. — Resultat.

Die Schauspiele der Schüler auf der Theaterbühne, in der Kirche und in den einzelnen Klassen tragen während des ganzen 17. Jahrhunderts fast das gleiche Gepräge; nur die Aufführungen in den Klassen nehmen eine größere Ausdehnung an und werden infolgedessen neuer verschärfter Ordnung unterworfen.

Um Gesagtes nicht zu wiederholen, wird es deshalb genügen, die Darbietungen einiger weniger Schulbühnen uns vor Augen zu führen. Wir wählen dafür die beiden größten Bühnen, Wien und München, zwei mittlere Bühnen, Eichstätt und Hildesheim, und eine ganz kleine Bühne, Jülich.

Die hervorragendste Bühne dieser Zeit ist Wien, sowohl durch die prunkvollen Aufführungen infolge der andauernden Gunst des kaiserlichen Hofes als auch durch die Zahl und Mannigfaltigkeit der gespielten Stücke.

In Wien müssen wir zwei Jesuitenbühnen unterscheiden, die eine im sogenannten akademischen Kolleg, die andere in dem Gymnasium des Profeßhauses am Hof. Über beide enthalten die Jahresberichte vielerlei Notizen. Über das akademische Theater heißt es u. a. zum Jahre 1653: die akademische Aula erhielt ein Theater mit siebenfachen Verwandlungen[1]. Fastnacht 1656 wurden zu Ehren des neuen Königs von Ungarn, Leopold, vor den kaiserlichen Eltern die Anfänge des Salomonischen Reiches von den Rhetorikern gespielt, in der Passionswoche bei dem heiligen Grab in Gegenwart der kaiserlichen Familie die Verehrung der Kaiserin Helena zum heiligen Kreuz. Das Schlußdrama war Josue . . . Als dann Leopold zum Kaiser erwählt worden, führte man 1659 Konstantin den Großen in zwei Tagen vor dem Hofe auf. Zum Jahre 1671 heißt es: Die Studenten des akademischen Kollegs traten dreimal vor den kaiserlichen Majestäten auf, zuerst am Charsamstag an dem heiligen Grab mit „Christus dem Gekreuzigten, den Juden ein Ärgerniß, den Heiden eine Torheit, den Auserwählten die Kraft Gottes;“ das ganze Drama war aus Worten der Heiligen Schrift zusammengefügt; zum zweitenmal bei der Feier des heiligen Franz Borgia, zum drittenmal am Feste des heiligen Franz Xaver. So geht es die folgenden Jahre weiter; bei keiner der größeren Aufführungen fehlt der Kaiser und der Hof. Die Aufführung beim heiligen Grabe am Charsamstag gestaltete sich 1690 zu einem musikalischen Drama (drama musicum): der Heiland am Kreuz; 1693 war es wieder ein Melodrama: das Leichenbegängnis des Heilandes.

---

[1] versatili theatro septemplici conversione.

Mit dem akademischen Kolleg wetteiferte das Gymnasium des Profeßhauses, obgleich dasselbe nur die vier unteren Klassen umfaßte. Es spielte wiederholt vor dem Kaiser und dem kaiserlichen Hofe; so 1659 Herkules und Theseus; Passions- und Fronleichnamsspiele waren gang und gäbe. Im Jahre 1674 wurden vor dem Kaiser aufgeführt am 1. Januar Adelinda, in der Fastenzeit Neues Zollhaus gegen die falschen Neuigkeiten (Novum Telonium falsis novis impositum), Fronleichnam Ruth, endlich Schlußdrama St. Paulin, der sich verkauft, um Sklaven loszukaufen. Im Jahre 1675 wird berichtet: Das Gymnasium des Profeßhauses, das durch seine Schüler, was Zahl und Adel angeht, berühmt ist, trat viermal mit allen Klassen auf dem Theater vor dem Kaiser auf: Neujahr, die Armut des Kindes Jesu mit nachfolgender Preisverteilung, Quinquagesima, der politische Schwindelgeist oder die Ichsucht, Fest des heiligen Ignatius, Sapritius, Fronleichnam, Abigail. Im folgenden Jahre wird für die Preisverteilung erwähnt, daß das Stück Rache an dem Betrug unkundiger Mathematiker die kaiserlichen Majestäten sehr unterhalten habe. Durchgehends werden für die folgenden Jahre drei bis vier Aufführungen genannt. Die gewöhnlichen Termine sind Neujahr, bezw. Sonntag in der Oktav, Fronleichnam und Ignatius, zuweilen auch Quinquagesima.

So ist es noch 1700, wo berichtet wird: Auch in diesem Jahre fanden die seit lange herkömmlichen Aufführungen (auch die von den Klassenleitern) statt, die erste im Auditorium publicum vor dem kaiserlichen Hof am 1. Januar, die Heilung der menschlichen Seele im Jubiläumsjahr, die zweite ebenfalls vor dem Hof Sonntag Quinquagesima „Carnisprivium", die dritte auf dem Markt bei der Fronleichnamsprozession (Sonntag in der Oktav), die Gastfreundschaft der göttlichen Weisheit in der Eucharistie, die vierte am Feste des heiligen Ignatius, die Unentrinnbarkeit der ewigen Vorsehung (Fatum inevitabile aeternae Providentiae).

Die Bühne in Wien[1] hat der 1693 verstorbene Wiener Domherr Matthias Testarello in seiner Beschreibung des Akademischen Kollegiums der Patres S. J. also geschildert: Die Schulen sind von nicht geringer Eleganz, maßen selbige gar ordentlich und bequem gebauet und befindet sich zu allerhöchst ein herrliches, schönes und großes Auditorium samt einem daran stoßenden Theatro für die Komödien, desgleichen schier nirgends bei den PP. Soc. Jesu zu sehen. Solches Auditorium hat auf beiden Seiten viele Fenster, zurück in der Nähe einen großen Chor für die Musikanten, oberher ist es mit sauberer Tischlerarbeit betafelt, mit verguldten Roßen, gemalten Landschaften, Laubwerk und anderm Gemähl: vornher aber mit einer Faschada, ausgehauten großen Bildern, verschiedenen Zieraten und schöner Architektur ausstaffirt. Hierauf folget das Theatrum in seiner Perspectiv, so schier größer und länger als das Auditorium selbst, und kann man die darin stehenden Scenas (Kulissen) öfterer als 12—13 mal augenblicklich verändern. Mehrbesagtes Auditorium ist so groß, daß es bei 3000 Mann fasset und pflegt man alle Actus publicos, als Promotiones, Disputationes wie auch die größere Congregation Unserer lieben Frauen alle Zeit daran zu halten. Es sind darin zu sehen hohe und große Subsellia, ist auch für eine jede Fakultät ein absonderlicher Platz und Sitz verordnet und ausgeteilt. In dem untern Gebäu ist noch ein anderes, kleineres Auditorium, welches ebenfalls ein wohl gemachtes und mit etlichen Scenis geziertes Theatrum hat. Allhier halten die untern Schulen ihre Privat-Komödien und Deklamationen.

[1] Jak. Zeidler, Über Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter (Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 1893) 14 f. Vergl. derselbe, Schauspieltätigkeit der Schüler und Studenten Wiens, Progr. von Oberhollabrunn 1888, 38 f.

Einen näheren Einblick geben die Stiche der 1659 in Wien gespielten Pietas victrix (Sieg Konstantins des Großen): „Die neun Kupferstiche des Druckes bringen die Dekorationen sowie die erhöhte Bühne zur Anschauung. Die architektonische Vorderbühne ist auf allen neun Stichen dieselbe. Rechts und links flankiren zwei mächtige Reiterstatuen den Bühnenraum. Zwei große Doppeladler breiten über denselben ihre Flügel aus und halten Szepter, Schwert und Reichsapfel in den Krallen. Das Ganze hat eine Höhe von gut zwei Stockwerken und schließt nach oben mit drei Porträts ab . . . Auf das Proszenium folgt der innere Bühnenraum mit wandelbaren Dekorationen. Die Bilder, sowie die am Rande des Textes gegebenen Regiebemerkungen lassen ausgebildete Theatertechnik und Maschinerie erkennen. Flug- und Wolkenmaschinen sind in Verwendung, fliegende Drachen erscheinen in der Luft, Kometenglanz und Blitzstrahlen erleuchten den Theaterhimmel. Ein wahrer Höllenbreughel stellt sich dem Auge dar auf der Dekoration, in welcher der Fürst des Abgrundes auf seinem Schlangenwagen, begleitet von geschwänzten Teufeln und Ungeheuern erscheint. Merken die Regienoten dazu Hundegeheul, Eulengekrächz, und andern infernalischen Lärm an, so glauben wir, daß die Szene recht gut mit der Wolfsschluchtszene in Webers „Freischütz" konkurriren könnte. Die letzte Dekoration zeigt dem gegenüber eine Apotheose voll Licht und Glanz, wie sie aus zahlreichen Kirchenbildern bekannt ist." [1]

Über die Ausstattung der Wiener Jesuitenbühne schreibt ein Kunstkenner: Der italienischen Barockbühne abgelauscht ist hier die architektonisch umrahmte Vorderbühne, flankiert durch mächtige Reiterstatuen, und der streng perspektivische Aufbau. Besonders charakteristisch ist die große Verwendung des Luftraumes. Flug- und Wolkenmaschinen, kunstvolle Gerüste sind durch die eigentümliche Doppelhandlung der dargestellten Dramen bedingt und zeugen in ihrer Ausführung für die raffinierte Theatertechnik der Zeit. Große Schlachten, ganze Seegefechte, für die der hintere Graben besonders gut zu verwenden war, kann diese Bühne mit Leichtigkeit vorführen, Himmel und Hölle bieten ihr keine Schwierigkeiten. Das tief schon in der katholischen Kirche sitzende Bedürfnis nach Anschaulichkeit wird hier vollständig befriedigt. Auch die Kostüme, soweit ein Urteil möglich ist, prangen in hellster Farbenpracht, die Phantasie ist stärker als die historischen Kenntnisse. Erst wenn man diese Bühne kennt, begreift man die enthusiastische Schilderung, welche der Wiener Jesuit Anton Hänfling (1619—1660) von der Aufführung eines Franziskus Xaverius-Dramas im Jahre 1651 entworfen. Voll banger Erwartung saßen die Zuseher in dem ganz verfinsterten Saale, den nur gelbe, aufzuckende Blitze und schweflige Flammen mit ungewissem Lichte erhellten. Ferner grollender Donner, wehklagende Stimmen verbreiteten Angst, die durch die Bilder des Vorhangs, die gequälten Gestalten der Unterwelt zeigend, noch gesteigert wurde. Aber plötzlich schwieg der Lärm, der Vorhang hob sich unter lieblicher Musik, wie mit Zephirhauch, und die Bühne zeigte den Himmel mit allen seinen Gottheiten. Lange durfte sich das Publikum, das ganz Aug und Ohr zu sein wünschte, nicht des Friedens freuen, es ertönte der Schall von 600 (!) Trompeten und Pauken, Wurfspieße und Schwerter regneten herab und ein kriegerisches Heer erschien, geführt von einem Jüngling in Frauenkleidern, den Apelles nicht hätte malen können, wenn er nicht von allen Göttinnen die Schönheit und das Ebenmaß abgenommen hätte. Er stellt sich als die Beredsamkeit der Wiener Schule vor, der nun Himmel und Erde huldigen [2].

---

[1] Zeidler, über Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter 21.

[2] v. Weilen, Geschichte des Wiener Theaterwesens (1899) 26 f. Vergl. A. Mayer, Geschichte der Stadt Wien 6 (1918) 350 ff.

Die große Entfaltung der Wiener Jesuitenbühne entsprang besonders ihren engen Beziehungen zum Hofe. „Der Hof verfügte über das Jesuitentheater“, so bemerkt der Geschichtsschreiber der Wiener Bühnen[1]. „Und wirklich, aus den kleinen Schulbühnen war im Laufe weniger Jahrzehnte eine Art ‚Dependance‘ des Hoftheaters geworden; damit hatte sie manche Rechte, aber auch schwere Pflichten übernommen. Sie mußte dem durch glänzende Inszenierung verwöhnten Publikum, einem durch und durch in den edelsten musikalischen Traditionen aufgewachsenen Hofe dasselbe bieten, was ein mit Unsummen erhaltenes italienisches Künstlerpersonal in der Burg leistete. Musik mußte gegen Musik, Gesang gegen Gesang, Tanz gegen Tanz ins Feld geführt werden, alle Künste des geistlichen Theatralingenieurs mit denen des weltlichen wetteifern. Die Aufgabe wäre für die Kräfte einer Schulbühne unlösbar gewesen, wenn ihr nicht ein Mittel zur Seite gestanden wäre, dessen sich die italienischen Sänger nicht in dieser Weise bedienen konnten: der gesprochene dramatische Dialog. Indem sie ihn mit den anderen theatralischen Gaben des Hoftheaters verschmolz, erreichte sie ein neues Kunstwerk, das in der Vereinigung sämtlicher Kräfte zu einem großen einheitlichen Zwecke gipfelt. Ohne ausgiebige finanzielle Nachhilfe wären freilich die theatralischen Leistungen recht unbedeutend geblieben; aber der Hof zeigte sich immer bereit, die Kosten zu decken, und Leopold sprach, als man ihm Vorwürfe machte, solche Unsummen an die Kirche zu verschwenden, das schöne Wort, man möge ihm diese seine Freude lassen; wenn er es für galante Abenteuer ausgäbe, würde kein Mensch etwas dagegen haben. Immer größer wurden natürlich die Anforderungen: die Inszenierung des Spieles zur Begrüßung Ferdinands IV. (1654), das wegen seines frühen Todes nicht einmal stattfinden konnte, kostete 4000 fl., ein anderes Mal (1667) hatte der Kaiser 3000 fl. zu bezahlen. Gelegentlich erhalten auch die jungen Schauspieler Belohnungen, so wurden 1698 die Zöglinge des Seminars vom heiligen Ignaz und Pangraz, die bei Hof gespielt hatten, mit 100 Rthlrn. beschenkt. Auch Unterstützungen vornehmer Herren fehlen nicht, der venezianische Gesandte, dessen Sohn bei den Jesuiten studierte, lieferte namhafte Beiträge.“

Kaiser Leopold brachte der Jesuitenbühne die größte Sympathie entgegen. Hier vereinigten sich des Kaisers Vorliebe für die Kunst insbesondere für das Theater mit seiner geradezu väterlichen Liebe zu dem Jesuitenorden. „Die Vorliebe Leopolds für die Jesuiten manifestierte sich schon bei dem jungen Erzherzoge in seiner Teilnahme an den Schulaufführungen; der Kaiser wohnt dann nicht nur den großen Veranstaltungen, sondern auch den internen Spielen bei, so daß er in manchen Jahren sechs bis sieben Stücke mit seiner Gegenwart beehrt. Er wählt selbst oft die Stoffe aus, welche er auf der Bühne zu sehen wünscht, er verteilt persönlich die Prämien und läßt 1694 sämtliche Mitwirkende zum Handkuß zu, eine bis dahin unerhörte Ehre. Ist er verreist oder beschäftigt, wird die Aufführung vertagt. Als 1674 ein Hauptdarsteller unmittelbar vor der Vorstellung erkrankte, wurde im letzten Augenblicke abgesagt, der Hof stellte sich aber einige Tage später wieder vollzählig ein[2].“

---

[1] v. Weilen 24.

[2] v. Weilen 24. Ebenso huldvoll erwies sich der Kaiser andern Kollegien gegenüber, besonders dem in Graz. Dort wurde z. B. am 3. August 1660 Eustachius und Plazidus aufgeführt zur Feier des Besuches Leopolds. Der Genius von Österreich erscheint auf einem Triumphwagen in den Lüften. Er steigt zur Erde herab und zieht als Jäger in die Berge und Wälder. Da erkennen ihn die Untertanen seiner Länder und huldigen ihm. Der Genius der Steiermark fährt nun einher, nimmt ihn in seinen Wagen und führt ihn in die steirischen Berge. Adler fliegen durch die Lüfte, Strauße und andere Tiere beleben die Wälder; Diana mit ihrem Gefolge bewillkommt den Genius. Im Schauspiel selbst fand die Szene großen Beifall, wo Eustachs Schutzgeist mit den

Um das Wiener Jesuitentheater hat sich besonders der Tiroler Nikolaus Avancini verdient gemacht. Einige seiner Dramen wurden schon früher berührt[1]. Eine Gesamt Ausgabe in fünf Bänden veranstaltete Avancini in den Jahren 1655—1686 unter dem Titel Poesis dramatica. In der Widmung sagt er, er löse jetzt sein früher gegebenes Versprechen, indem er den ersten und zweiten Teil seiner Dramen darbiete. Er verschmäht die damals übliche prunkvolle Dedikation an einen Mächtigen der Erde, seine Widmung ist an den Leser gerichtet. Einen andern Schutz sucht er nicht, und ein solcher kann auch nichts nützen. Der die Musen nicht liebt, wird meine Dramen doch nicht lesen, und wer sie liebt, der wird Nachsicht auch gegen weniger Vollendetes üben. Avancini verlangt aber keinen Weihrauch, sondern nur ein ungeschminktes Urteil. Diese Aufrichtigkeit werde ihn zu weitern Veröffentlichungen ermuntern. Dann erzählt er in der Vorrede an den Leser die Genesis seiner dramatischen Versuche. Während meines mehrjährigen Verweilens an der Wiener Hochschule wurde ich beauftragt, bald für die österreichischen Fürsten, bald für die Akademiker ein Theater herzurichten. Da ich aber damals an keine Drucklegung dachte, habe ich Stücke geschrieben, von denen ich glaubte, daß sie den Zuschauern im Theater nicht mißfallen würden; einen Genuß nur für Leser hatte ich nicht im Auge. Auch in der Folgezeit mit ihren ernsteren Studien konnte ich die Stücke nicht feilen. Des Unterschiedes zwischen Schaudramen und Lesedramen bin ich mir wohl bewußt. Für ein Stück auf dem Theater fordern wir szenischen Apparat, Ohrenschmaus, Augenweide, tüchtige Schauspieler. Das Lesedrama, das dieser äußern Zutaten entbehrt, verlangt weitmehr unerwartete Verwicklungen, geistreiche Diktion und vollendete Verskunst. Das Schauspiel auf dem Theater bietet Seele und Leben, das Lesedrama mehr ein Knochengerüst. So kommt es, daß ein Stück bei der Aufführung großen Beifall, bei der Lesung scharfen Tadel erfahren hat. Aber alle diese Erwägungen dürfen mich nicht von der Drucklegung abhalten, da dieselbe auf fremden Wunsch erfolgt. Dann rechtfertigt er den Titel Dramatische Poesie, statt Tragödien. Wenn jemand die Vorzüge der Tragödie in seinen Stücken finde, so könne er sie Tragödien nennen, er sei mit dem geringern Namen zufrieden. Die Einheiten der Zeit und des Ortes lehnt er ab, die seien für die Theorie, aber nicht für die Praxis. Wenn es den großen Meistern der Kunst erlaubt war, den Zuschauer von der Erde in den Himmel zu versetzen, warum denn nicht von einem Orte an den andern. Auch für die Handhabung des Verses huldigt er praktischen Grundsätzen, er beruft sich dabei u. a. auf Nik. Caussinus, Jos. Simon, Joh. Giattini, Dionys. Petavius usw. In bezug auf die Chöre habe er sich an den Forderungen der Zeit anstatt an den Vorschriften der Alten gehalten und sich dem Genius der Zuschauer angepaßt: er habe ja für Zuschauer, nicht für Leser geschrieben[2].

Bei Avancini müssen wir besonders zwei Klassen von Dramen unterscheiden. Die einen wurden nur für die Schule gedichtet und dienten direkt Schulzwecken; sie sind in Inhalt und Sprache einfach und durchsichtig gehalten und verdienen ganz gewiß den besseren Schuldramen der Jesuitenbühne beigezählt zu werden. Die zweite Klasse umfaßt die großen Prunkstücke, die zunächst einem patriotischen Zwecke

Furien und höllischen Geistern, die durch die Luft dahergeflogen kamen, in einen furchtbaren Kampf geriet . . . Die fremden Fürsten, der Apostol. Nuntius, die Gesandten von Venedig und Spanien brachen in Lobsprüche aus. Der Kaiser schenkte dem Studenten, welcher den Eustach gespielt hatte, 140 fl., dem „Theopistus" 50 fl., den andern Schauspielern silberne Becher im Gesamtwerte von 500 fl., dem Jesuiten, welcher das Stück verfaßt hatte und der eben zum König von Spanien reisen sollte, ein Reisegeld von 100 Talern. Peinlich, Progr. von Graz (1870) 59. Dort weiteres über die Aufführungen zu Graz.

[1] Gesch. 2, 686 ff. Über seine lyrischen Gedichte s. das Kapitel Schriftstellerei.

[2] Poesis Dramatica 1. Bd., Ad Lectorem.

dienten, der Verherrlichung des Herrscherhauses, besonders bei großen Festen in der kaiserlichen Familie. Sie sind dem Zweck entsprechend in Anlage und Sprache prunkvoll aufgemacht und erlebten eine noch prunkvollere Aufführung. Entsprachen diese Stücke auch weniger direkt eigentlichen Schulzwecken, so kann ihnen doch auch vom Standpunkt der Schule aus ein großer Wert nicht abgesprochen werden. Erfüllten sie ja die Schüler, die alle Rollen spielten, mit echt patriotischem Geiste, mit Liebe, Verehrung und Begeisterung für das angestammte Herrscherhaus, wobei die Großartigkeit der Aufführung der Idee von der Erhabenheit des Kaiserhauses entsprach. Da alle Stücke Avancinis sich auszeichnen durch ethischen Gehalt, durch die Bekämpfung des Lasters, die Verherrlichung der Tugend, mußte eine lebendige, szenische Darstellung dieser Kämpfe und Siege auf die jungen Gemüter großen Eindruck machen und auf ihre Charakterentwicklung veredelnd einwirken.

Den Stoff seiner Dramen entnahm Avancini meist der Profangeschichte, sowohl des Altertums als der christlichen Zeit. Als junger Lehrer der Rhetorik in Laibach (1636) ließ er ein Stück aufführen, das den großen römischen Feldherrn Marius, den Besieger Jugurthas, behandelt. Marius, der Triumphator, von Sulla verdrängt und zum armen Bettler erniedrigt, bot nicht allein Stoff für große ethische Affekte über die Vergänglichkeit des irdischen Ruhms und die Wechselfälle des Glückes, sondern gab auch Gelegenheit, den Schülern die römischen Altertümer in einem treuen und lebendigen Spiegelbild auf der Bühne vorzuführen, feierliche Senatssitzungen, römischer Triumphzug, Waffentänze usw., also ein Schuldrama in doppelter Beziehung. Der alten Geschichte entnahm Avancini auch die späteren Stücke Cyrus, Artaxerxes und Semiramis, der christlichen Geschichte Canutus, Alexius, Comnenus, Clodualdus, Theodosius, Constantinus Magnus[1].

Der Inhalt der Dramen Avancinis steht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Alle seine Dramen enthalten eine Fülle sittlicher Anregung und Belehrung in kurzen sentenziösen Sätzen, und es dürfte eine lohnende Arbeit sein, die Dramen auf diesen ihren ethischen Wert zu prüfen. Die natürlichen Tugenden wie Liebe der Kinder zu den Eltern, Vaterlandsliebe, Sorge des Herrschers für seine Untertanen, Selbstüberwindung usw. erfahren nicht weniger ihre Schilderung und Verherrlichung wie der glühende Seeleneifer und die flammende Gottesliebe. Dem Vaterlande weigert der die Hilfe, der sie nur langsam bringt. Der wird im Gedächtnis ewig leben, der den Sturz des Vaterlandes durch seinen Tod aufhält[2]. Für den Feldherrn sein Leben lassen, gilt dem Soldaten der größte Ruhm. Höret es ihre jungen Leute: diese Zeit fordert Männer[3]. Eine große Ehre ist für den Kaiser der gute Soldat[4]. Ergreifend schildert Avancini die Liebe des Benjamin gegen seinen alten Vater: Verzeihe nicht mir, sondern meinem Vater. Diese Ketten lasten schwer auf meinem greisen Vater. Die Tränen der Brüder sind durchbohrender Schmerz für den Vater. Erbarme dich doch des besten Vaters, sende mich zurück, als Geschenk für den sterbenden Vater[5]. Selbstüberwindung ist notwendig: Zweimal siegt der, der im Siege sich selbst überwindet. Sünde ist Verhängnis und gebiert neue Untat: Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend neue muß gebären[6]. Glück ist wie Glas zerbrechlich[7]. Die Strafe folgt dem Verbrechen wenn auch langsam aber sicher[8].

[1] Vergl. Scheid, Nikol. Avancini als Dramatiker Feldk. Progr. der Stella matutina 1913, 36, 44 ff.

[2] Poesis Dramatica 1, 135. [3] 1, 148.

[4] 1, 209. [5] 1, 491.

[6] Poena est prioris sceleris iteratum scelus 4, 583.

[7] Fortuna vitrea est, frangitur quando micat 1, 19.

[8] Quin si secunda forsan exultat rate,
Lentaque pace gaudeat felix scelus,
Vindicta semper imminet. Quamvis pede
Progressa tardo veniat venit tamen . . .
1, 133.

Es ist wohl die absichtliche Reaktion gegen den mehr und mehr aufsteigenden Absolutismus, daß Avancini so oft und eindringlich die Pflichten des Herrschers betont. Die Könige müssen einstehen für Gott und das Volk. Das muß die erste Sorge der Herrscher sein, daß sie dem Volke Ruhe und Frieden, Gott die gebührende Ehre verschaffen. Zum Dienen für die Völker werden die Könige geboren, sie zu retten ist ihre Aufgabe. Für Gott und das Volk muß ihre Devise sein. Zum Schutz der Unschuldigen hat Gott dem König das Schwert gegeben, die Sache Christi muß er beschützen. Die Gerechtigkeit des Königs muß seine Untertanen schirmen, aber vor allem muß die Milde in seinem Herzen wohnen Eine Norm des Rechtes ist der gute Kaiser, und sein Beispiel ist eine Leuchte für alle guten Untertanen[1].

In dem Drama Alphonsus, das Avancini als Rektor von Passau 1666 verfaßte und aufführen ließ, schildert der Dichter den aufgeblasenen spanischen König Alphons, der sich für weiser hält als Gott, aber durch eine Reihe von Strafgerichten schließlich zur Vernunft gebracht wird. Es ist ein ernstes Memento für den sich überhebenden Fürsten. Dem stolzen Treiben des Königs im ersten Akt, folgt im zweiten Aufzug eine eigentliche Unterrichtsstunde auf der Bühne, in der der Hofmeister Peter dem Prinzen die Gesetze des Weltalls, der Gewässer, der Gestirne, des Feuers usw. erklärt. In der folgenden Szene erscheint der König in der Schule, um sich über den Unterricht seines Sohnes zu vergewissern. Als auf seine Frage der Prinz Gott als den Mittelpunkt des Alls bezeichnet, meint der Absolutist: der König ist sich selbst Stütze und Zentrum, und als der Prinz Gott als die letzte Stütze aller Kronen erklärt, geht der König noch weiter in seiner Anmaßung: er ist sich selbst Gott (magnum numen). In diesem Geist fährt er den Hofmeister an: Peter, was für Ammenmärchen lehrst du den für das Szepter geborenen Prinzen! Lehre ihn auf eigene Kraft zu trauen; der alles Gott zuschreibt, ist ein niedriger Geist. Auf die schüchterne Einrede des Hofmeisters versteigt sich der König zur freveln Anmaßung: Wenn ich bei der Erschaffung der Welt dabei gewesen, hätte ich vieles besser gemacht, so müßten z. B. die Waden vorn auf dem Schienbein sein, um es zu schützen; es bleibt dabei, ich hätte vieles besser geschaffen als Gott. Nachdem der König sich entfernt, zeigt der Hofmeister dem Prinzen, wie solcher Anmaßung und Lästerung die Strafe folgen muß; Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher, je länger Gott mit dem Blitze zögert, um so furchtbarer wird er den verwegenen Lästerer treffen. Im dritten Aufzug wird dem König die drohende Empörung des Volkes gemeldet, aber der König behauptet: Ich fürchte keinen Aufstand, fürchten soll man die Faust des erzürnten Königs. Dem hält der Oberhofmeister Roderiens entgegen: Die ganze Macht des Königs beruht auf der Kraft der Bürger. Nur ein Schatten des Königs ist der Bürger, meint Alphons, aber Roderiens warnt: Niemand steht so tief, daß er sich nicht in der Wut gegen den König wenden kann. Alphons: Lieben sie den König nicht, so sollen sie ihn fürchten. Roderiens: Majestät, die Furcht ist kein guter Minister des Königreiches. Alphons: Aber sie zieht gute Bürger. Roderiens: Jawohl, solche, vor denen die Könige sich fürchten müssen. Auch der Zorn des niedrig Geborenen darf nicht verachtet werden; eine Zeit lang ruht er unterdrückt von der Gewalt, aber endlich gibt die fortwährende Furcht Mut und reißt die blinde Menge fort zur Gewalt. Mit Mühe nur gelingt es dem Oberhofmeister, den König zurückzuhalten, der sich vermißt, allen Bürgern, die seine Gewalt nicht anerkennen, selbst die Köpfe abzuschlagen. In der folgenden Szene wird der Aufruhr gedämpft: Der Vertreter des Volkes macht nachdrücklich gegen den Vorwurf des Treubruches geltend, ein König, der Gott die Treue bricht,

[1] 1, 154. 1, 227. 1, 305. 1, 214. 1, 211.

hat auf die Treue des Volkes nicht mehr zu rechnen. Das Ganze ist eine auch für Schüler verständliche Warnung vor dem Absolutismus, vor dem Macchiavellismus, vor dem Herrenmenschen, der sich selbst mehr als Gott dünkt. Doch höher als dieser blasphemische König steht die Güte Gottes, die durch Langmut und Strafe auch diesen stolzen Gewaltmenschen auf die Kniee zwingt, und so schließt der Epilog mit einem Preis des gerechten, aber auch gütigen Gottes: Deus est justus, Deus est clemens.

Über den Erfolg Avancini's urteilt ein Kritiker: „Seinem Publikum hat Avancinus sehr zu Dank gearbeitet, wie der große Erfolg seiner Dramen zeigt. Die meisten wurden öfter gegeben, von der Pietas Victrix rühmen die Annalen des Ordens die Kunst in der Zahl der Maschinen, die Großartigkeit des Stoffes, die wundervolle Sprache und schildern die große Wirkung auf die Zuhörer, deren Zahl an 3000 betrug. Bertulfus und Ansberta wurde an zwei Tagen hintereinander aufgeführt und viele Leute sahen es beidemale mit gesteigertem Vergnügen. Den Tod des Dichters besang Leopold selbst in einem kurzen lateinischen Elogium." [1]

Der Wiener Bühne kam am nächsten die Bühne zu München besonders in den letzten Jahrzehnten. Hier trat aber die veränderte Geistesrichtung des Hofes nicht selten hindernd in den Weg. Mit Adelheid von Savoyen zog der leichte welsche Geist ein, der dann unter ihrem in eben diesem Geiste erzogenen Sohne Max Emanuel zu größerer Herrschaft gelangte.

Für den Einzug der jungen Kurfürstin Adelheid im Jahre 1652 hatte sich auch das Jesuitentheater gerüstet. In dem Münchener Diarium heißt es zum 2. Januar 1652: Mitten aus dem Kurs in Ingolstadt kam P. Heinrich Henrich, um für die Ankunft der durchl. Braut aus Savoyen im kommenden Frühjahr die Komödie vorzubereiten. Er gab seinem Drama den Titel Bekehrung der Ferdinandina Mexicana Insula durch die Hilfe der Mutter Gottes. Es handelt sich um eine Insel, die Columbus nach ihrer Entdeckung Cuba Ferdinandea genannt hatte. Über die Aufführung berichtet das Diarium am 27. Juni 1652: Die Komödie wurde aufgeführt von P. Henrich mit großem und verdienten Beifall; Zuschauer waren nur die Fürsten und der Hof; sie dauerte vier Stunden; am 28. Juni wurde die Komödie von neuem gespielt unter großem Zulauf und noch größerem Beifall als am ersten Tage; die Studenten erhielten die Weisung, fern zu bleiben, um andern Platz zu machen. Der Kurfürst Ferdinand Maria befahl, das Theater in der Aula nicht abzubrechen und die Spieler in Bereitschaft zu halten für die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand aus Tirol. Am 14. Juli nach dem Mittagessen wurde die Komödie wiederum aufgeführt vor dem Erzherzog und unsern Fürsten. Am 15. Juli nach dem Mittagessen fand die vierte Aufführung statt vor einer großen Zuschauermenge aus den Bürgern. Am 16. wurde dann das Theater abgebrochen und am 18. konnte nach einer Unterbrechung von neun Wochen wieder die heilige Messe in der Aula gelesen werden. Wie sehr der Münchener Hof in der ersten Zeit noch die Jesuitenbühne in Anspruch nahm, zeigt ein Vorgang aus dem Jahre 1655 [2]. Im Münchener Diarium heißt es zum 4. No-

---

[1] v. Weilen 33. — Über den Tod Avancinis besitzen wir einen römischen Bericht vom 14. Dezember 1686, in dem mitgeteilt wird, daß Avancini vom 12.—30. November an einem Kartarrh litt, gegen den er aber kein Mittel anwandte, sondern in seinen Arbeiten unermüdlich fortfuhr. Am 30. November wurde es aber so schlimm, daß er sich legen mußte. Trotz aller Mittel wollte das Fieber nicht weichen und schwächte ihn so, daß er am 6. Dezember, seinem Geburts- und Namenstag, erlag. Ohne jede Todesfurcht hatte er vorher selbst um die Sterbesakramente gebeten. Wien, Staatsarch., Geistl. Arch. 419.

[2] Vergl. *Diar. Monac. 1655 und Reinhardstöttner, Jesuitendrama in München 63.

vember 1655: Schon war das Theater ganz abgebrochen und alle Geräte am gehörigen Ort geborgen, auch die Kostüme entweder zurückgegeben oder zusammengelegt, als der Kurfürst abends kurz vor acht Uhr seinen Wunsch zu erkennen gab, man möge, wenn irgend möglich, am folgenden Tage vor dem Pfalzgrafen von Neuburg spielen. So wurde denn fast die ganze Nacht hindurch das Theater von den Magistri mit den Hausdienern in mühevoller Arbeit von neuem aufgerichtet. Am folgenden Tage kamen dann nachmittags nach drei Uhr sieben Fürsten. Das Stück gefiel allen und erntete großen Beifall; besonderes Lob spendete der Pfalzgraf von Neuburg mit seiner Gemahlin, für die diese Aufführung bestimmt war; so war die Mühe des P. Paulinus, der das Stück (Pandulphus) verfaßt, belohnt.

Wiederholt wurde auch vom Hofe eine neue Aufführung der Philothea von Paulinus verlangt. Das Diarium erzählt zum 10. April 1658: Die Fürsten wohnten einer Aufführung der Philothea des P. Paulin im Erholungssaale bei. Diese war hier schon früher (1643) und dann in verschiedenen Kollegien aufgeführt worden. Der Kurfürst verlangte eine neue Aufführung, weil sein Vater das Stück so sehr gelobt hatte. Nun waren er selbst und die übrigen Fürsten auch voll von Bewunderung; es verdiene tausendmal aufgeführt zu werden. Die Aufführung fand gestern und vorgestern unter großer Bewegung statt. Am 11. April wurde die Philothea wiederum aufgeführt, es war von allen die glücklichste Aufführung [1]. Derselbe Paulin ist auch der Verfasser des Dramas der Triumph der Kirche, das man beim Besuche des Kaisers Leopold am 30. August 1658 spielte. Im Jahre 1660 wurde am 9. September vor den Fürsten Piscarinus von M. Franz Rhem (Poesie) aufgeführt. Es wohnten der Komödie Kurfürst und Hof bei 1661 (Jacobus Euclio); ebenfalls am 5. September 1663 der von M. Jos. Franck verfaßten Komödie Der japanische Fürst Justus Ucondonus. Am 6. September wurde dieses Stück vor dem Kurfürsten allein wiederholt, der darüber außergewöhnlichen Beifall bezeigte und nur bedauerte, daß keine fürstlichen Gäste anwesend gewesen. Das Wohlwollen für das Jesuitentheater betätigte der Kurfürst Ferdinand Maria im folgenden Jahre durch eine außerordentliche Bereicherung der Garderobe. Er schenkte nämlich dem Gymnasium sehr viele Kulissen und bemalte Leinwand, ferner aus der alten Garderobe gegen 300 seidene Kleider, darunter viele große Kleider, die für mehrere Kostüme genügten; das Ganze hatte einen Wert von wenigstens 8000 fl [2]. Weiterhin wohnte der Hof bei den Aufführungen von 1665 (Kaiser Mauritius), 1668 (Schiffbruch des Emmanuel Soza), 1669 (Landulfus und Rufinus), 1670 (Rinaldus und Odoaker), 1671 (Borgia), 1677 (Severinus Boetius), 1678 und 1679 (Judith), 1683, 1684, 1686, 1688, 1690 (Kurfürstin), 1697 (Kurprinz und Hof). Das Erscheinen des Hofes wird seltener, hört aber nicht ganz auf. Dabei ist auch die lange Abwesenheit des Kurfürsten Max Emanuel (1679—1726) zu berücksichtigen.

Das Ansehen der Jesuitenbühne hatte natürlich darunter zu leiden, daß der Hof selbst ein Hoftheater einrichtete. Dafür zog er anfangs zuweilen die Kräfte des Jesuitentheaters heran. Das Diarium berichtet zum 29. Oktober 1670: Auf Bitte des Kurfürsten werden alle Musiker und andere Studenten an den Hof geschickt, um bei der Komödie als Gefolge zu dienen. Am 11. Januar 1680

[1] Die „Philothea id est: Anima Deo chara“ erschien 1669 in München in Druck: „sic aptata ut etiam in templis . . . cantari possit.“ Die einzelnen Stimmen umfassen 19 Hefte in Kleinquart (München Staatsbibl.) Die Philothea wurde später (so 1687) wieder aufgeführt in neuer Bearbeitung von P. Joh. Mourat. Vergl. Stubenvoll, Holland'sches Institut 209, 212.

[2] *Diar. Monac. 1. September 1664.

wurden an den kurfürstlichen Hof 40 Studenten verlangt für die bevorstehende Komödie. Am 29. Januar waren die Schulen wegen der am Hofe gegebenen Komödie nicht gehindert, denn diejenigen, die um Erlaubniß baten beiwohnen zu dürfen, erhielten dieselbe, aber wenige baten darum. Am 31. Januar fand die zweite Aufführung am Hofe statt. Am 10. Februar wurden unsere Studenten, die um diese Zeit auf der Hofbühne beschäftigt waren, befreit; jeder erhielt 1 fl. Am 29. Februar ließ der Hof eine deutsche Komödie spielen mit geringem Erfolg, wie diejenigen, die aus dem Kolleg anwesend waren, urteilten. Diese ganze Woche supplirten zwei andere für die beiden Magistri der Humanität und der obern Syntax zum Schaden für die Schule, da die beiden Magistri bei der deutschen Komödie beschäftigt waren. Zum letzten Male wurde am Hofe des Kurfürsten am 10. März von dem Magister der Syntax die deutsche Fastnachts-Komödie aufgeführt. Diese Aufführung war die Ursache vielen Streites und Schadens für die Schule und die Liebe. Das Ganze wäre besser unterblieben. Am 8. Juli erbat man wiederum für das Hoftheater Studenten; die wollten, wurden geschickt; auch erbat man Studenten, um mit großen römischen Buchstaben die Embleme zu schreiben; es wurden einige aus dem Gregorihause geschickt. Zehn Jahre später heißt es zum 21. Januar 1690: Für die italienische Komödie verlangte man 66 Studenten zur Füllung des Theaters (pro implendo theatro): wir haben sie geschickt.

Außer den großen Komödien kamen auch in München die Aufführungen in den einzelnen Klassen immer mehr in Übung. Über Inhalt und Art und Weise der in den Klassen gespielten Stücke geben die Diarien vielfachen Aufschluß. Am 23. März 1651 hatte der Rhetorikprofessor eine Deklamation, die in einer Tragödie nach Art des Seneca bestand und die von den Schülern sitzend nach Art der Deklamation rezitiert wurde. Am 27. März (Montag nach Passionssonntag) ließ der Professor der Poesie ein Drama aufführen über Fasten und Sättigung, in dem der reiche Prasser mit Lazarus auftrat. Am 5. Juli gab der Magister der obern Rudimente ein kleines witziges Drama über Faulheit und Nachlässigkeit, das die Kleinen in zwei Stunden wacker spielten; aus den andern Schulen wurden einige von den Ersten zugelassen. Am 18. März 1653 hielt der Rhetorikprofessor eine schöne Deklamation in Jamben: der Rat der Pharisäer über den Tod Christi. Am 26. März desselben Jahres führte der Professor der Poesie um ½3 Uhr das Opfer Abrahams auf. Am 11. Februar 1654 ließ M. Kemnat in seiner Schule ein zweistündiges Drama aufführen: De larvatri (?) vitiis ac virtutibus, das vielen Beifall fand. Am 29. Mai wurde in der Grammatik ein Drama aufgeführt. Im Jahre 1654 traten die verschiedenen Klassen auch auf dem großen Theater auf. Das Diarium berichtet: Am 3. September begann um 12 Uhr das Schauspiel von den zwei Rudimenten und beiden Grammatikalklassen. Die vier Szenen (actiones) dauerten bis 3 Uhr. Am 4. September spielten dann die übrigen fünf Klassen von 12—6 Uhr. Diese Art gefiel allgemein[1]. Am 30. März 1661 führte der Rhetorikprofessor eine Parodie einer Tragödie von Seneca (Troas?) mit gutem Erfolg auf; er hatte in seiner Schule ein Theater errichtet, dem an diesem Tage nur die Schüler der Rhetorik und Poesie beiwohnten. Am 31. März wurde nach dem Mittagessen die Parodie der Troas aufgeführt. Der Professor der Poesie spielte am 23. Mai 1661 nach Tisch nur für seine Schüler Leontius (eine Art Anti-Machiavelli)[2] und am folgenden Tage ließ er seine Tragödie von neuem aufführen. Im Jahre 1664 war in der Rhetorik am 17. Januar eine dramatische

[1] Ähnlich 1693, nur daß da jede Klasse einzeln auftrat.

[2] Gedrucktes Szenar mit Personen Verzeichniß in M. Staats-Bibl. Bav. 4025 1 55 4 S.

Deklamation von einer Stunde: der Sturz der Götter durch die Ankunft Christi, am 29. März ein kleines Drama über die Verzweiflung des Judas, am 3. April: die Wahl Davids zwischen drei Übeln. Im Jahre 1666 veranstaltete der Rhetorikprofessor eine Deklamation über Konradin, Herzog von Schwaben, im folgenden Jahre, am 30. Juni, Herodes, der Henker seiner Söhne usw.[1]

In der Folge treten die einzelnen Klassen immer mehr als gesonderte Schauspielergruppen hervor und geben als solche gedruckte Periochen mit dem Verzeichnis der Spieler. Ende der achziger und in den neunziger Jahren wird es fast ständige Sitte, daß die einzelnen Klassen ihre Dramen sogar ein- oder zweimal wiederholen. Sie übernehmen auch die speziell für Fastnacht, Fastenzeit und Osterwoche bestimmten Aufführungen. Am 16. März 1695 gab um 2 Uhr nachmittags die untere Grammatik in dem Klassenzimmer der obern Rudimente ein Drama Gelasius, das zwei Stunden dauerte und dem Gäste aus der Stadt beiwohnten. Dieses Drama wurde am folgenden Tage wiederholt. In der Passionswoche 1695 (23. März) führte die Rhetorik durch drei Stunden das Drama: Der rückfällige Sünder auf in Kostümen und bei Licht. Das gedruckte Szenar umfaßt acht Seiten und enthält auch die Namen der Spieler[2]. Dasselbe Stück wurde am 26. März wiederholt. Am 28. und 29. April spielten dann die Rudimentisten in ihrer Schule, am 5. und 6. Mai folgte die untere Syntax, am 10., 11. und 13. die obere Syntax, am 17. und 18. Mai die Humanität, am 5. und 6. September die gemeinsame Komödie. Im folgenden Jahre 1696 führte die obere Syntax ein Drama auf. Dann folgte wieder ein größeres Drama der Rhetoriker zu Fastnacht am 21. und 22. Februar, bei dem wieder gedruckte Theaterzettel verteilt wurden[3], am 29. Februar und 1. März schloß sich an die Abteilung A der Humanität und am 12. und 13. April die Abteilung B derselben Klasse. In der Fastenzeit 1698 führten die Rhetoriker die Vorbilder der Erlösung auf und in der Passionswoche am 17., 21. und 25. März die Erlösung selbst. Nach der Perioche sollte die Fortsetzung, das Vorbild der Auferstehung, in den Osterfeiertagen folgen[4]. Am 22. und 24. März spielte die Abteilung A der Poesie in der Rethorikschule, später folgten dann noch andere Klassen[5].

Das Publikum war vielfach nicht mehr das religiös bewegte und erregte der früheren Zeit, sondern das durch den Krieg und seine Folgen abgestumpfte, verflachte, kritisiersüchtige der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dieses Publikum wird geschildert in der am 4. September 1687 zu München aufgeführten Komödie des Schauspieles, das die Bekehrung eines berühmten Schauspielers erzählt[6]. Man will Possen, bei ernsthaften Stoffen bleibt man zu Haus. Ist das Stück ernst und rührend, so bereut man gekommen zu sein. Man will nicht Tränen vergießen. Und die Damen erst! Die kommen nur, um sich sehen zu lassen. Deshalb mahnt der Schauspieler Kolludio: Vor einem hüte dich besonders: Laß keine Frau hier eintreten. Aber warum denn, die sind doch neugieriger als die Männer? Ach, sagt Kolludio, sie sind zu geschwätzig: ich habe lieber zehn Gänse, als eine halbe Frau. Aber auch die Männer wollen Späße und Schnurren, die beklatschen sie; ein frommes, ernstes, auf sittliche Läuterung

---

[1] *Diar. Monac. Text des Diarium teilweise bei Reinhardstöttner, Jesuitendrama in München 62 ff. Derselbe hat manche Deklamationen und kleinere Klassenaufführungen nicht verzeichnet.

[2] M. Staats-Bibl. Bav. 4025.

[3] 8 S. mit Spielerverzeichnis Bav. 4025.

[4] Perioche 8 S. mit Spielern l. c.

[5] Weitere Beispiele bei Reinhardstöttner 70 ff.

[6] Mimi comoedia. Text Clm 2136. Vergl. Reinhardstöttner 48 f., 118 f.

zielendes Spiel fliehen sie. Dafür wird alles mit kritischem Zahn verrissen. Der tadelt Kulisse und Malerei, der andere die Musik, obgleich er nichts von Musik versteht, ein dritter die Spieler, ein vierter zernagt wie eine Motte die Kostüme. Dem einen ist das Spiel zu kurz, dem andern zu lang, diesem zu fromm, jenem zu weltlich: soviel Köpf, soviel Sinn. Zuweilen bestand das Publikum nur aus Damen. So heißt es z. B. im Münchner Diarium zum 3. März 1678: Die Komödie wurde zum letzten Male aufgeführt für einige Damen. Ausnahmsweise überwog einmal auch bei einer allgemeinen Aufführung sehr stark das Frauenelement, wie das Münchner Diarium zur Aufführung des Theodosius am 3. September 1700 anmerkt: Fast das ganze Amphitheatrum nahmen nur Damen ein gegen allen bisherigen Brauch.

Unter den Verfassern in München ist besonders zu nennen Franz Lang aus Aibling[1]. Nach Vollendung der philosophischen Studien treffen wir ihn als Magister am Gymnasium zu Ingolstadt. Dort wurde er bereits im zweiten Jahre seiner Lehrtätigkeit Lehrer der Poesie oder Humanität und von dieser Zeit an besitzen wir von ihm zahlreiche Arbeiten, von denen der größte Teil mit Noten von seiner Hand handschriftlich vorliegt[2]. Das erste ist ein Weihnachtsspiel, das der 24jährige Magister zu Weihnachten 1678 in der Aula des Gymnasiums zu Ingolstadt aufführen ließ. In frischer, anschaulicher Weise verkünden Charon, Luna und ein himmlischer Genius den alten Göttern die Ankunft des Kindes in der Krippe; besonders schön ist die Schilderung der Geburt und des nächtlichen Gloria in excelsis. Die Götter hören die Kunde mit Furcht; sie werden unter die Planeten versetzt und huldigen dem Neugeborenen. In demselben Schuljahre verfaßte Lang auch ein Pfingstspiel, das Pfingsten 1679 in der Aula gespielt wurde. Der Heilige Geist hält der stolzen Konstantinopolis ihre Schmälerung der Gottheit vor, aber die Weltstadt will nicht nachgeben. Da verkündet der Heilige Geist das Strafgericht. Als dann die Stadt von Mohammed zur Sklavin erniedrigt, geht sie in sich und bittet den Heiligen Geist um Verzeihung. Den Schluß bildet die Mahnung: Discite o discite mortales quid sit Deum contemnere. Auch dieses Spiel zeichnete sich durch lebhafte und schöne Darstellung aus. Sogar die Ausarbeitung des Schluß-

[1] Geb. 1654, eingetr. 1671, † 1725.

[2] Clm 9242—45, 4 Bände. Sie wurden 10 Jahre nach dem Tode Langs ohne chronologische Ordnung gebunden. Compositiones P. F. Lang Monach. 1735. Der Kodex Clm 9245a enthält das Inhaltsverzeichnis zu den 71 Stücken in den 4 Bänden. Dasselbe ist unterzeichnet von P. Franc. Lang Monachii 29. Octob. 1719. In diesem Schrein findest du die Schriften des P. Franz Lang, die derselbe als Professor verfaßt, gesammelt und mit Nummern bezeichnet hat. Dieselben sind Abschriften von der Hand des Herrn Ignatius Haid, Geh. Registrator der kurf. bayer. Kammer, als er auf Befehl des Grafen Löwenstein, der damals Gouverneur von München und des übrigen durch die kaiserlichen Truppen besetzten Bayerns war, im Falkenturm gefangen gehalten wurde. Um die Beschwerden des Kerkers durch eine gute Beschäftigung zu lindern, hatte er von dem Autor dies zu seinem Trost erbeten. Die Schriften sind in 4 Klassen geteilt. Die erste (1—23) enthält Deklamationen, die an den Hauptfesten in der Aula gehalten wurden, die zweite (24—46) enthält Dramen und Schulübungen, wie sie damals gebräuchlich waren. Im dritten Teil (46—53) sind Herbst-Schauspiele für die Verteilung der Prämien, die in der Aula der Gymnasien aufgeführt wurden. Der vierte Teil (53—71) enthält die Stücke bei den Promulgationen in den Marianischen Kongregationen mit Ausnahme der Meditationen in der großen Kongregation zu München, die im Druck erschienen sind. Der dies liest, möge für den Autor beten, so bittet demütig, der durch die Gnade Gottes dies geschrieben hat. Einige Stücke in diesem Inhaltsverzeichnis haben ein D und dabei steht die Bemerkung: Die mit D bezeichneten Stücke sind zur Zensur gegeben, aber noch nicht zurück. Inzwischen wurden die doppelt vorhandenen von anderer Hand beigefügt, daher erklärt sich also die verschiedene Schrift in den 4 Bänden.

dramas im Herbst wurde dem jungen Magister übertragen. Bei dem Stück Exules Anglicani Bavariae indigentes, aufgeführt Ingolstadt 4. und 6. September 1679, steht die Bemerkung: „Dieses Stück habe ich verfaßt und aufgeführt im 2. Jahre meines Magisteriums zu Ingolstadt 1679, als ich dort nach der Philosophie die Poesie lehrte. Rethorikprofessor war Fr. Bryat."

Im folgenden Schuljahr 1679/80 ist Lang in Augsburg. Aus dieser Zeit rührt ein Weihnachtsspiel, das Weihnachten 1680 in der Aula des Gymnasiums zu Augsburg aufgeführt wurde: Exilium Apollinis. Der Neugeborne von Bethlehem verachtet die Götter. Den Schluß bildet ein Weihnachtslied: Tenelle dulcis Parvule und die Aufforderung des Apollo, dem Kinde in der Krippe zu huldigen[1]. Auch das Augsburger Osterspiel dieses Jahres ist von Lang verfaßt: Mors triumphata. Zwischen Gräbern sitzt der Tod auf seinem Thron, unter seinen Füßen die zitternde Welt. Der Tod rühmt sich seiner absoluten Herrschaft, alle, alle, selbst die Altväter, die so alt geworden, sind ihm unterworfen. Nun hat er gehört von einem Nazaräer, der ihm etwas anhaben wolle; schon fürchtete er für seine Herrschaft, aber nun hat er auch ihn besiegt, er liegt tot im Grabe. Da belehrt ihn der Auferstandene eines andern. Der Tod muß sich unterwerfen. Aus dem Grabe ist ihm sein Bezwinger geworden. Wie man sieht, hat Lang in seinen Festspielen die Idee der einzelnen Feste treffend erfaßt und sie zum lebendigen und ergreifenden Ausdruck gebracht.

Am Ende dieses dritten Schuljahres übersiedelte Lang nach Ingolstadt, um seine vierjährigen theologischen Studien zu beginnen. Hier mußten die Musen ruhen, aber doch ist in der Sammlung ein Stück auch aus dieser Zeit (1683) vertreten, nämlich Dolus Bonus, ein kleines Festspiel für die größere Marianische Kongregation in Ingolstadt „Präses war der Theologieprofessor P. Andr. Waibl, dessen Gehülfe ich war im dritten Jahre der Theologie", wie Lang anmerkt. Nach seinen theologischen Studien wirkte Lang zunächst zwei Jahre als Professor der Poesie und Rhetorik an dem Gymnasium zu Eichstätt. Aus dieser Zeit 1684 und 1686[2] liegen Weihnachts- und Osterspiele vor. Herbst 1686 wurde Lang nach Altötting geschickt, um sein Tertiat zu machen. Aber schon am Anfang des neuen Schuljahres erhielt er einen Ruf als Rhetorikprofessor nach Burghausen, weil der für dort bestimmte Professor nicht eingetroffen. Ostern konnte er nach Attötting zurückkehren. Von dort ging er Herbst 1687 als Professor der Rhetorik nach München. Hier ließ er Weihnachten 1687 in der Aula ein Weihnachtsspiel aufführen Conspiratio Herodiana: die Verschwörer wollen Herodes ermorden, aber eine scharfe Rede gegen den Tyrannenmord, der von Gott und der Gerechtigkeit verworfen werde, hält sie davon zurück. Das Ganze schließt mit der Aufforderung, den neugebornen König in Bethlehem aufzusuchen. Im selben Schuljahre behandelt Lang in dem Osterspiel 1688 die Verbannung des Pilatus, der wegen Verurteilung des unschuldigen Nazareners seines Amtes entsetzt wird. In dem Osterspiel 1690 läßt Lang den Longinus die Auferstehung Christi verteidigen. Sein Weihnachtsspiel 1691, der Esel an der Krippe, ist eine Art Tierfabel, in der außer den Hirten der Hund, das Pferd und der Löwe auftreten, und um die Ehre streiten, an der Krippe zu sein, aber das neugeborene Kind will von ihnen nichts wissen. In dem Pfingstspiel 1692, „der Philosoph Justinus, der Schüler des Heiligen Geistes",

[1] Nunc mecum ad cunas Pueri contendite vatis
Uterque Poeta Demus et honorem genibus inflexis Deo.

[2] Die genauen Daten von Lang selbst in Clm 9245a.

treten die Vertreter der verschiedenen Weltanschauungen auf, der Epikuräer, Stoiker, Peripathetiker usw., und legen ihre Ansichten dar. Es siegt der Glaube an Gott mit der Liebe, die Gott seiner selbst wegen und die Menschen Gottes wegen liebt. Zum Schluß preist Justin den Heiligen Geist als den Urheber aller Wahrheit. Sehr schön verteidigt Lang im Weihnachtsspiel 1692 den Gebrauch der Weihnachtskrippe mit ihren Anregungen zur Freude und Liebe. Der Widerpart ist ein lutherischer Prädikant, der die Krippe für ein Stück des papistischen Aberglaubens erklärt. Sein Osterspiel 1693 bringt eine Reise nach Jerusalem und eine Beschreibung der heiligen Orte.

Zur selben Zeit verfaßte und leitete Lang als Professor der Rhetorik die großen Herbstdramen, die an zwei Tagen im Anfang September gegeben wurden, so 1688 die Märtyrin Felizitas (Musik von dem Hoforganist Reichl), 1690 den Herzog von Brabant Erkembaldus[1] (Musik von P. Kasp. Klein), 1692 König Alphons, 1694 den Antolinus (Musik von dem Lizenziaten der Theologie Paul Weiß).

Der Münchner Aufenthalt wurde 1694 (?) unterbrochen, als Lang einen Ruf als Studienpräfekt und Professor der Kontroverse in Dillingen erhielt[2]. Auch in dieser Stellung war Lang als Choragus tätig, wie eine Notiz auf der Dillinger Perioche Via mirabilis divinae Providentiae beweist.

Auch als Präses der Kongregation entwickelte Lang eine große Tätigkeit für die Bühne. Von diesen frommen Stücken erschien im Jahre 1717 zuerst das Theater der aszetischen Einsamkeit[3]. Dasselbe ist gewidmet Max Emanuel, der jedes Jahr durch eigene Unterschrift das Treugelöbnis bekräftigte, selbst im Lager, der freigebig den Neubau des Oratoriums unterstützte, der wieder die Präfektur der Kongregation angenommen, der, so oft es ihm die Regierungsgeschäfte erlaubten, der Aufführung dieser Konsiderationen beiwohnte und sein Gefallen daran bezeigte[4].

In der Vorrede an den Leser begegnet Lang dem Einwand, man dürfe doch die heiligen Exerzitien, die Einsamkeit und Stillschweigen forderten, nicht dem Lärm der Musik und des Theaters preisgeben. Die Sache sei so gekommen. Seit einigen Jahren wurde an den Sonntagen der Fastenzeit in dem Oratorium der großen Kongregation an Stelle der gewohnten Ansprache fromme Schauspiele mit Musik und Theaterbeleuchtung aufgeführt. Sie wurden Meditationen genannt, weil die Wahrheiten durch die Darstellung des Theaters den Zuschauern tiefer ins Herz dringen sollten. Es sollte für die der Betrachtung Unkundigen eine Hilfe sein durch lebendige Bilder und lebendige Aktion. Zuerst begann man mit Dialogen, die von einfachem Gesang begleitet waren. Den übrigen Apparat ersetzten lebendige Bilder und gemalte Embleme. Allmählich wurde die Zahl der Sänger vermehrt, ebenso

[1] In seinen Epistolae familiares (1725) 525 ff. erzählt Lang, wie er zu der Tragödie Erkembald kam „tot molestiis partus, tot insectantium dicteriis exercitus".

[2] Lang selbst schreibt in Clm 9245a: Im Jahre 1695 (?) wurde ich Präfekt des Gymnasiums und Präses der größeren Kongregation in München. Nach Baur, Aus dem Diarium gymnasii S J. Monacensis (1878) 29 war P. Lang Studienpräfekt in München 1695 18. Oktober. Bei Specht, Dillingen 282 und 284 steht P. Lang für 1695/96 als Studienpräfekt und Professor.

[3] Theatrum solitudinis asceticae sive doctrinae moralis per considerationes melodicas ad normam S. Exercitiorum S. P. Ignatii compositae et in alma Sodalitate B. V. Mariae ab Angelo salutatae Monachii per verni jejunii Dies Dominicas horis pomeridianis in theatro exhibitae nunc in luc. dat. a P. Fr. Lang Soc. Jesu ejusdem Sodalitatis pro temp. Praeside. Monachii 1717 4° 315 p. Über die Meditationes vergl. das Kapitel über die Kongregationen.

[4] Gewidmet von dem Präfekt und Magistrat der Forstenrieder Kongregation de bona morte wie von dem Autor, dem frühern Präses dieser Kongregation. Der Provinzial Jos. Preiß überträgt das kaiserliche Druck-Privileg 13. Januar 1717 dem Verlag, d. h. der Kongregation de bona morte zu Forstenried.

der szenische Apparat. Eine doppelte Art bildete sich, die erste ganz gesungen (ex toto melodicum 1. Bd.), die zweite Kolloquia mit Einlegung von Gesängen (2. Bd.) Die Stücke lagen im Kasten, bis ich von Freunden gedrängt wurde, sie dem Druck zu übergeben. Bei der Ordnung derselben fand ich, daß fast alle Stoffe der Exerzitien vorhanden waren und durch Ergänzung von einigen Stücken die ganzen Exerzitien hergestellt werden konnten. So entstanden diese Meditationen, indem ich einige noch hinzufügte, die, weil nicht an eine Stunde gebunden, ausführlicher sind. Meine Freunde haben auch, um den Liebhabern der Musik zu dienen, die Musik (ipsos modulos) herausgegeben. Bis jetzt ist dies das erstemal, daß wenigstens hier zu Lande Theatermusik im Druck erscheint. Die Musik ist sehr mannigfach von mehreren Komponisten. Darüber verbreitet sich Lang ausführlich und betont nachdrücklich den großen Einfluß der guten Musik wie derjenigen, die unsittlichen Zwecken dient. Er wünscht zum Schluß sich und den Musikern Glück, wenn ihre Arbeit etwas zur Heiligung der Menschen beitrage.

Im selben Jahr erschien das Theater der menschlichen Affekte[1]. Wichtige Gründe, so führt Lang in der Vorrede aus, zwangen die Musik wegzulassen. Es mußte also, da die Kongregation die Fortsetzung dringend wünschte, ein anderer Weg gefunden werden, und so kam ich zu dieser dialogistischen Methode. Hier sind nun alle Erwägungen, die ich während elf Jahren vor den Sodalen aufgeführt, in dem frühern ersten Teil 26 melodische und in diesem zweiten Teil 19 in ungebundener Dialogform, bei denen aber zur Abwechslung hier und da Gesänge eingelegt wurden. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem trockenen Text und der lebendigen Aufführung, und ich hätte mich nie zur Drucklegung entschlossen, wenn man nicht hart gedrängt und alle Unkosten für den Druck angeboten. Etwas ganz neues muß ich bieten: mehr Moralphilosophie als szenische Poesie, von der erstern rührt der Stoff, von der zweiten die ganze Aufmachung. Mein letzter Zweck war, durch all diese Mittel bei den Zuschauern zu erreichen größere Selbsterkenntnis, Abscheu vor dem Laster, Liebe zur Tugend, Einrichtung des ganzen Lebens nach dem letzten Ziel. Einiges hätte ausführlicher gegeben werden müssen, aber die Not zwang zur Kürze, da jede Konsideratio auf nur eine Stunde beschränkt werden mußte, um nicht die anderweitige Schulordnung zu stören. Deshalb war ich auch genötigt, längere Monologe zu bringen, anstatt den Dialog auszuspinnen. Aber auch die klare Auseinandersetzung im Monolog hat ja ihr Gutes[2]. Der Stoff ist aus den bekannten Büchern genommen, in einigen Fällen aus den Berichten von Männern, deren Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Es gilt nicht der Person, sondern der Sache, damit wir von den Irrtümern anderer lernen, uns vor den Fehlern zu hüten oder sie zu bessern. Wir sind alle arme gebrechliche Menschen. Deshalb soll sich niemand schämen, gut zu werden, der sich nicht gescheut, nicht gut zu sein. Man soll sich auch nicht sorgen, woher die Arznei kommt, wenn sie nur kommt. Man muß die Hand des Retters küssen, sei es die des Hippokrates oder die eines Stänkers auf dem Markte. Ich habe stets das meinige in guter Absicht geboten, wie ich dieselbe auch bei den Hörern voraussetzte, und nun von den Lesern fordere. Nun noch etwas ins Ohr. Was du, lieber Leser, hier findest, ist von mir, und ich verdanke es Gott allein. Wenn du aber vielleicht eine von

---

[1] Theatrum affectuum humanorum sive considerationes morales ad scenam accommodatae et in oratorio alm. Sodalitatis majoris B. V. M. ab Angelo salutatae Monachii per verni jejunii Dominicas Dies horis pomeridianis exhibitae nunc in l. p. datae a P. Fr. Lang S. J. p t. Sodalitatis Praeside. Monachii 1717 4° 358 p. 19 Stücke, das letzte: Borgia.

[2] Haec una certa laboris meta, hic scopus erat, meliores reddere auditores non doctiores.

diesen Konsiderationen anderswo auf dem Theater schon gesehen, so ist diese ohne mein Vorwissen mir genommen worden. Eine nehme ich aus, die ich Freunden überlassen habe. Wenn du außer dieser noch eine gesehen (und ich weiß, daß es geschehen), so ist dieselbe ohne mein Wissen aus diesem Acker in eine fremde Scheune gebracht worden gegen Treu und Glauben. Es gibt auch andere sehr unzeitig fleißige Räuber, die die kaum diktierten Stücke heimlich aus den Papieren der Spieler abgeschrieben oder auf andere unlöbliche Weise gestohlen, geordnet und voll von Fehlern zusammengeschrieben aus Neugierde oder aus Gewinnsucht. Schließlich bitte ich dringend, diese Blätter, die mehr für die Frömmigkeit als für die Schule geschrieben sind, in demselben Geiste aufzunehmen, in dem sie verfaßt worden, nämlich nur zur größern Ehre Gottes und zur Förderung der Marienverehrung und zum Nutzen der Zuhörer und jetzt der Leser. Sollten sie dich zur Frömmigkeit erwärmen, dann würde mir dies als die reichste Frucht meiner Arbeit erscheinen.

Von den Sonntagsbetrachtungen sind die Samstagsbetrachtungen zu unterscheiden. Auch diese erschienen 1717 unter dem Titel: Theater des Schmerzes und der Liebe[1]. Diese Betrachtungen hatte P. Lang vor einigen Jahren den Sodalen gehalten. Um in der Fastenzeit der Betrachtung des Leidens Christi einige Zeit zu widmen, pflegten die Sodalen an den Samstagen abends im Oratorium sich zu versammeln. Zuerst kam ein kurzes Gebet um gute Betrachtung, dann wurde der Vorhang aufgezogen, und auf dem Theater zeigte sich in heller Beleuchtung das zu betrachtende Geheimnis in Statuen und Bildern dargestellt. Der Präses erläuterte nun den ersten Punkt der Betrachtung, darauf begann in Stillschweigen 1/4 Stunde Betrachtung, jeder für sich. Hieran schloß sich die eine oder andere Strophe eines dem Geheimnis angepaßten Liedes. Nach dem Gesang folgte der zweite Punkt, alles wie früher: Darstellung auf dem Theater, Erklärung, Betrachtung, Gesang, ebenso der dritte Punkt. Nach Vollendung des dritten Punktes beschloß ein kurzes Gebet die Feier. Die Anordnung gefiel sehr. Das Theater war für Verwandlungen eingerichtet, wie Lang des weitern beschreibt. Alles war abgesehen auf eine Erleichterung der eigenen Betrachtung[2].

Welche Grundsätze ihn bei Abfassung und Aufführung seiner Werke leiteten, hat Lang in einer kleinen Schrift über die Bühnenkunst niedergelegt, die 1727, zwei Jahre nach seinem Tode in München erschien[3]. Es ist ihm nicht um Prunk und Effekthascherei zu tun, großen äußern Luxus überläßt er gerne den Hofbühnen, die dafür die Mittel haben, und mit denen die Armut der Schule nicht streiten kann. Bei den Darbietungen der Schule muß die Kunst der Darstellung ersetzen, was am äußern Apparat fehlt. Er habe nicht nur einmal gesehen, wie sehr angesehene Männer von einfachen Darbietungen tief bewegt weggingen und sich weder über Mangel an effektvollem Prunk noch über Armut der Garderobe beklagten, da die Kunst der Darstellung diese Mängel ersetzte. Eine schöne, einheitlich durchgeführte Idee läßt über allen Mangel an äußerem Prunk hinwegsehen[4].

---

[1] Theatrum doloris et amoris sive considerationes mysteriorum Christi patientis . . . in oratorio Alm. Sodalitatis Majoris per verni jejunii Sabbathinos dies sub vesperum . . . expositae. Nunc in lucem publicam datae a P. Fr. Lang Soc. J. ejusdem Sodalitatis p. t. Praeside. 4° 152 p.

[2] Die consideratio IX enthält z. B. als exhibitio I: Christus wird mit der Faust ins Gesicht geschlagen; exhibitio II: Christus zum Tode verurteilt: exhibitio III: Verzweiflung des Judas. Die letzte (21.) consideratio: Dem Heiland im Grabe wird von der Seele das dreifache Opfer der Buße, des Fortschrittes und der Vollkommenheit dargeboten.

[3] De actione scenica. Monachii 1727. Ein Dialog des P. Lang über Dramatik enthält Clm 9245a; hier wird alles kurz auf zwei Punkte zurückgeführt: Ars et actio.

[4] De actione 100 ff.

Wie Lang bemerkt, wurden seine Stücke vielfach gelobt, und auch das Münchener Diarium betont wiederholt, daß seine Aufführungen großen Beifall fanden, so 1692 sein König Alphons (von Portugal), der dreimal aufgeführt wurde und immer gefiel, und 1694 sein Antolinus, der die Zuschauer drei Stunden lang gefesselt hielt. Natürlich hat es auch nicht an Kritik gefehlt, wobei wie gewöhnlich diejenigen am schärfsten urteilten, die am wenigsten davon verstanden und selbst am wenigsten leisteten[1].

Ein kompetenter Kritiker hat geurteilt: „Wie weislich erwogen und wie sorgsam überdacht die theatralischen Vorübungen und Aufführungen der Jesuiten waren, erhellt am meisten aus dem Buche des Jesuiten P. Franz Lang über Bühnenaufführung, das wohl alle bisher geltenden Grundanschauungen des Ordens über das Theaterwesen enthält . . . Die Anforderungen, die Lang an den „Choragen", den Theaterleiter, stellt, sind überaus hohe; er soll Dichter und Lateiner sein, phantasie- und erfindungsreich, ethisch gebildet, ein hervorragender Schauspieler, womöglich Musiker und Maler. Wird doch der Chorag einer großen Komödie mit einem Feldherrn verglichen, der zur Schlacht auszieht[2]."

In seinem ganzen Wirken schwebte Lang stets die Idee vor Augen, Gutes zu tun, mochte das nun in der Schule oder auf der Bühne oder im Verkehr sein. So sehen wir ihn auch in seinen Briefen an vertraute Freunde, die 1725 erschienen. Da zeigt er sich als Hort der Armen und Unterdrückten, als Eiferer gegen alle Ungerechtigkeit, als Freund der armen Studenten, als Erzieher zu Tugend und Tüchtigkeit, kurz als ein edler Mensch[3].

* * *

In das Jesuitentheater zu Eichstätt verstattet eine neuere Studie einen guten Einblick[4]. Was zunächst die Bühnentechnik angeht, so erhellt aus den vorhandenen Regienoten, daß der Szenenwechsel auf dieser Bühne ein sehr häufiger sein konnte. Während bei manchen Dramen fast von Szene zu Szene ein solcher Wechsel geschah, kam es nicht selten vor, daß noch innerhalb derselben Szene eine Verwandlung vorgenommen werden mußte. So führt uns im Klotar (1669) die vierte Szene des ersten Aktes mit der Königin Klotilde zuerst in den königlichen Palast, wo sie ihre getöteten Enkel findet und dann in die Grabkammer, wo sie dieselben begräbt. Um solche Verwandlungen innerhalb der einzelnen Auftritte zu begreifen, muß man in einzelnen Fällen wenigstens die Verwendung eines zweiten Vorhanges auf der Bühne selbst in Anspruch nehmen. Die erste Szene des ersten Aktes des Johannes Baptista (1665) zeigt uns die Juden im Vorhofe des Tempels, die nämliche Szene

---

[1] Lang schreibt: Jeder glaubt urteilen zu können und tadelt, was nicht nach seinem Geschmack. Auch die Kunstkritiker selbst sind nicht einig. Der eine verlangt nur Verse, der andere Prosa. Si quis absque metro dictionem adhibet elatiorem carpitur ut grandiloquus et dicitur Poeta sine versu; si modestus incedit, contemnitur ut vulgaris. Si verbo vel uno, quod antiquissimi non usurparunt, recedat a veteri sermone velut corvi ad cadaver convolant amari critici et oculos eruunt chorago. Omnium autem maxime liberales in censendo deprehenduntur illi, qui, cum aliquid in libris legerint, nunquam tamen exercitati sunt in usu theatrorum. Hi omnia carpunt liberrime, fastidiosum genus hominum et fatale Poetis. De actione scenica 64, 67.

[2] Karl v. Reinhardstöttner, Zur Geschichte des Jesuitendramas in München, Jahrbuch für Münchener Geschichte 3, 9. Vergl. R. Scheid, Die dramatischen Schüleraufführungen (1901) 22 ff.

[3] Epistolae familiares ad amicos et notos scriptae. Monachii 1725. Vergl. p. 10, 476, 530.

[4] Anton Dürrwächter, Das Jesuitentheater in Eichstätt, Sammelblatt des Histor. Vereins Eichstätt 10 (1895) 42 ff. Darnach und nach den Handschriften in Eichstätt (Diöz.-Bibl.) das Folgende.

gleich darauf aber auch den Zacharias, der im Allerheiligsten weilt. Die Flucht der Elisabeth mit Johannes durch Wald und Wüste war auch bühnentechnisch dargestellt [1], und wenn es auch nicht eine wandelnde Dekoration, wie sie große moderne Bühnen haben, gewesen ist, so muß es doch eine sehr rasch umzuwandelnde gewesen sein. Sicherlich hat die Eichstätter Bühne etwas wie Versenkungsvorrichtungen gehabt. Die Geister der unschuldigen Kinder kommen im zweiten Akt des Johannes unter dem Altare hervor, und wie oft steigt die ganze Hölle auf die Bühne (so z. B. Borgia 1671 und Basilius 1680). Bei solchen und andern Szenen spielten Beleuchtungseffekte eine große Rolle. Gott erscheint auf der Bühne dem Moses im feurigen Dornbusch (1654) und ein Feuerwerk mit den glühenden Buchstaben des Namens Johannes feiert die Geburt des Vorläufers Christi [2]. Mit solchen Beleuchtungseffekten waren jedenfalls auch die zahlreichen Geistererscheinungen (z. B. im Johannes und Klotar) ausgestattet, nicht minder auch jene Szenen, in welchen sich der Himmel öffnete und Christus und himmlische Boten erschienen. Blitze fuhren hernieder, und das Gebirge, das die Giganten des Prologs zum Johannes aufgebaut haben, stürzt sie begrabend zusammen. Rechnet man noch die lebenden Bilder, die in zahlreichen Stücken in reicher Aufeinanderfolge stumm oder sprechend zur Veranschaulichung des Dialogs über die Bühne ziehen, die zahllosen und kühnen Allegorien, deren Ausstattung und Gewandung oft eine Aufgabe für sich war, die Chöre und die so mannigfach wechselnden Tänze, so wird man gestehen müssen, daß auch auf dem Eichstätter Jesuitentheater in bühnentechnischer Hinsicht nicht Unbedeutendes geleistet wurde. In Eichstätt begann das Schlußdrama gewöhnlich um 1 oder 2 Uhr. Die durchschnittliche Dauer war vier Stunden. Verspäteter Anfang und überlange Dauer hatten im Jahre 1652 zur Folge, daß die Tragödie vom heiligen Stanislaus erst spät abends und bei Fackelschein geendigt werden konnte. In den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts spielte man vielfach unter freiem Himmel in dem Hofraum des Kollegs. Aber üble Erfahrungen wie z. B. 1656 der heftige Wind, der beinahe die Kulissen über den Haufen geworfen hatte, ließen es doch geraten erscheinen, wieder unter Dach zu gehen und so fanden seit 1663 die großen Aufführungen regelmäßig in der Aula statt. Aber die Tragfähigkeit konnte dem gewaltigen Andrang des Publikums nicht standhalten, so erlitten die Tragbalken am 9. September 1668 einen Bruch.

Als regelmäßige Besucher lassen sich außer dem Fürstbischof anführen sein Hof, das Domkapitel und die sonstigen geistlichen und weltlichen Spitzen der Stadt und Umgebung. Sie wohnten der Hauptaufführung bei; für das Volk aber ließ man das Stück gewöhnlich schon einige Tage vorher aufführen oder gestattete (wie 1657) demselben den Zutritt zur Hauptprobe. Der Zudrang des Publikums war ein großer, hier und da ein zu großer, so daß man zuweilen (1658, 1672, 1690) Soldaten in Anspruch nehmen mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Zahl der Zuschauer muß 400—500 Personen betragen haben. Einen Schluß gestatten die Angaben über die Zahl der gedruckten Theaterzettel, so ließ man 1659 400 Stück drucken, die aber nur deshalb ausreichten, weil man zu der ersten Aufführung überhaupt keine ausgegeben hatte [3].

---

[1] Regienote: silvescit theatrum, aperitur in medio: est eremis, apparet aqua.

[2] Reginote: Incenditur pyrobili cum litteris Nominis Johannis.

[3] Von Autoren finden wir vertreten u. a.: Pontan, von dem Stücke wiederholt in den Klassen aufgeführt wurden, so 1685 von den Rudimentisten, 1696 von den Grammatikern, 1697 von der Syntax minor, ferner von Franz Lang darunter eine Wallfahrt nach Bethlehem, die Weihnachten 1685 nach dem dritten siegreichen Feldzuge gegen die Türken in der Aula vorgetragen wurde: Ein Hauptmann, ein Fähnrich, ein Landsknecht und zwei ungarische Bauern

Die Stoffe blieben in Eichstätt dieselben wie früher: einige wenige aus dem Neuen Testament, so Johannes 1655 und Lazarus 1679, etwas mehr aus dem Alten Testament z. B. Joseph 1687, Abraham 1653, Salomon und Moses 1654, Amon 1691. Geschichte und Legende liefern die meisten Stoffe. In historischen Stücken verwendete man häufiger Stoffe des Alten Testaments für die Chöre, um von diesen eine vorbildliche Handlung besingen zu lassen.

Auch die Tendenz des Dramas ist dieselbe geblieben. Manchmal drückt der Prolog schon diese Tendenz deutlich aus. So verkündet im Prolog zum Moses (1654) ein Engel den Zuschauern:

Gerechtigkeit und Gnade werden hier
Auf dieser Bühne walten. Denn nach vielen
Und wunderbaren Zeichen wird die Härte
Des Herzens Gott dem Pharao mit Tod
Vergelten, während milder Israel
Sie büßt. Hört drum, schaut, lernt und werdet weise[1].

Einen Fürstenspiegel enthält der Archonarcha oder das Fürstenideal (Idea optimi principis), das 1668 vor vier Neuburger Prinzen von dem Eichstätter Gymnasium gespielt wurde. Hier werden u. a. folgende Leitsätze aufgestellt:

„Erhabener Fürsten Sinn haßt feige Muße" (vile otium).
„Die Lust ist thierisch, göttlich sind die Studien,
Und Himmelsglück und Erdenruhm ward so
Den Vätern. Das sei Augenmerk."

Ganz besonders wird dem Fürsten eingeprägt, für Religion und Recht zu sorgen und ein Vater der Untertanen zu sein:

„Des Reiches Basis Religion und dann
Der Väter Recht. Nicht herzlos sei dein Sinn.
Ein Vater sei, des Vaterlandes Vater!
Such bei den Deinen Liebe und nicht Haß!"
„Wie ein Altar sei Du den Deinen Trost,
Ein Gott des Vaterlandes."

Die ganze Regierungsweisheit läßt sich in einen kurzen Satz zusammenfassen: Lenke Dein Reich und lenke Dich selbst nach den Satzungen der ewigen Weisheit.

Dem Fürsten sind notwendig die Studien, aber auch in der Kriegskunst muß er erfahren sein. Deshalb werden in der fünften Szene verschiedene kriegerische Übungen vorgeführt, die in einem Sturm auf eine Festung gipfeln, und in der sechsten Szene wird von einem Kriegsobersten die Notwendigkeit des Studiums der Kriegskunst dargetan. Das „Armilustrium Graeco Romanum" der fünften Szene bietet Gelegenheit, die römisch-griechischen Kriegs-Antiquitäten in lebenden und beweglichen Bildern vor Augen zu führen. Die deutschen Regienoten geben ein klares Bild der Übungen und des Sturmes: schließlich legen die Soldaten die Schilde auf den Rücken, machen mit den Schilden eine Brücke, der Fähnrich springt mit der Fahne darauf, Leitern werden angelegt und die Stadt wird genommen.

---

entschließen sich in der Freude über die Siege in Ungarn, welche von den drei ersten miterfochten worden, zu einer Wallfahrt nach Bethlehem. (Vergl. oben bei Lang S. 471.) Die 1697 und 1699 aufgeführten Dramen Americus Cibaccus und Corona Martyrii conjugalis rühren von P. Georg Scherlin her, die Philothea (1665) von P. Paulinus, Richardus von P. Franz Wanner 1679, Der Triumph der Wahrheit von P. Anton Walter 1687, der mit großem Beifall 1694 aufgenommene Carolus Bagnevillus von P. Emanuel Dietmann. Biblische Stoffe bearbeitete Wolfgang Yrsch Amon 1691 (von demselben wurde in Amberg aufgeführt Joab 1691). Weitere Autoren bei Dürrwächter 61.

[1] Diese und die folgenden Verdeutschungen von Dürrwächter, Jesuitentheater in Eichstätt 66 ff.

Bemerkenswert ist auch die dritte Szene, in der ein Politiker den Fürsten in den damals an den Fürstenhöfen beliebten magischen Künsten unterweisen will, er wird aber mit Gespött abgewiesen.

Die Vergänglichkeit alles Irdischen muß der große Prediger Tod vor Augen führen. Das ist z. B. der Grundgedanke in dem Borgia (1671), der die Allgewalt des Todes schildert. In dem 1. Akte spricht der Kaiser Karl V. diesen Gedanken selbst aus:

Der Könige König ist der Kaiser und
Der Kaiser Kaiser ist der Tod.

Die in der Fülle des Lebens und der Schönheit prangende Kaiserin stirbt jäh hinweg und Borgia bricht vor ihrer Leiche in die Worte aus:

O Gott, was seh' ich? Das ist Isabella?
Das jene schöne Isabella? Das
Der Liebreiz ihres Angesichts, des Lächelns
Anmut und Lust? Ach wo ist der Glanz
Der kaiserlichen Stirn, und wo der Augen
Der Strahlenaugen Zauber? Borgia
Kennst Du sie wieder, oder irren Augen
Und Geist Dir? Nein, sie irren nicht. Weh mir!
So rasch verlischt der heitere Glanz der Stirne,
Und häßlich schmilzt das schneeige Weiß hinweg.
— — —
Und übrig bleibt Verwesung, Wurm und Asche.

In dem 2. Akte tritt der schwarze Tod seine Sichel schärfend an das Lager Leonorens, der Gattin Borgias, und führt den verhängnisvollen Schlag nach der Sterbenden. Der abgehende Tod singt:

Was ist des Menschen Leben? Erde, Staub und eitel Nichts.
— — —
Was ist glänzender als Glas? Es glänzt und strahlt und bricht.
Was ist so lieblich wie ein Lied? In Klag und Seufzen endet es.
— — —
Was ist des Menschen Leben? Erde, Staub und eitel Nichts.

Dasselbe Stück enthält auch einen dramatischen Totentanz [1]. Der Tod rühmt sich seiner Macht: Hier bin ich und weiche nicht eher, bis ich den Krösus mit dem Bettler, das Kind mit dem Mann, den Knecht mit dem Herrn, früh oder spät zur bestimmten Stunde zur Strecke gebracht. Nun König, zuerst kommst du an die Reihe. Der König sträubt sich: Ist denn schon die Stunde gekommen, gibt's denn keinen Aufschub? Was bin ich denn? Der Tod: Wozu die Frage? Staub bist du und das Ende ist da. Der König: Gedenke doch, daß ich König bin. Der Tod: Als Herr zum Gescherr! [2] Der König: Aber ich gebe dir Purpur und goldene Krone. Der Tod: Um Purpur geb ich nichts, und das Gold trete ich mit Füßen. Der König: Aber es ist so süß zu herrschen. Der Tod: Nun höre auf zu hoffen; es sind der Worte genug gewechselt. Dann tritt der Höfling auf, er bittet um Aufschub, sein edler, hochberühmter Stamm wird sonst aussterben. Er wird verdorren, ist die Antwort des Todes: Laß alle Hoffnung, du mußt deinen Ahnen folgen. Da ergrimmt der Höfling: Das dulde ich nicht, das trag ich nicht. Ich räche mich: ich fordere dich Tod zum Kampf. Der Tod nimmt den Kampf auf und streckt den Höfling nieder. Der stolze Richter tritt auf, er gebietet über Leben und Tod, er rächt die Verbrechen: ich verurteile zum Tode und dich Tod verachte ich. Der Tod:

[1] Die ganze Szene lateinisch abgedruckt bei Dürrwächter, Forschungen zur Kultur und Literaturgeschichte Bayerns 5 (1897) 96 ff. Vergl. ders., Jesuitentheater in Eichstätt 74. In der Eichst. Handschr. (41 Bl.) f. 12—16.

[2] Rex ibis ad gregem.

Ich werd dich lehren zittern und zagen. Der Richter: Warum trag ich dies Szepter und dies Schwert? Der Tod: Szepter und Schwert ist mein: ich bin der Richter aller Richter, und der Rächer aller Rache. Der Richter: Aber meine Gewalt ist von Gott. Der Tod: Auch meine, der Stab ist gebrochen, der Pfeil hat dich getroffen. Ebenso vergebens sträubt sich der reiche Kaufmann; wegen seines Goldes fürchtet er den Tod; schließlich bietet er dem Tod sein Gold an, nur soll er ihm das Leben lassen. Aber der Tod läßt sich nicht erweichen. Auch der Studiosus findet kein Erbarmen. Er hat eben erst sein Leben begonnen, seine blühenden Jahre müssen den Tod erweichen, er bietet dem Tod seine Grammatik, den gestrengen Gretser als Geschenk an, aber alles vergebens: fertig, voran, kein Wort mehr! Der dann auftretende Handwerker hat zwar noch einen großen Durst, aber der Tod meint, es sei schon genug getrunken. Morgen, morgen, morgen nicht heute bittet er: ich bin noch nicht bereit, ich hab' noch nicht getrunken. Was, du willst mit mir streiten, du willst den Tod ärgern? Aber, wendet der Handwerker verzweifelt ein: Wo ist denn dort eine Schenke? Hier wirst du einkehren, erwidert der Tod, und niemals zurückkehren. Nun ist's aus, und Schweigen dein Anteil. Selbst der Bauer muß dran glauben. Ach, mit wieviel Müh und Schweiß bestelle ich den Acker! Hilft alles nichts: Du bist ein Opfer des Todes. Ach, schone doch mich Armen, der ich im Schweiß mich abmühe und auf meinem kleinen Acker mein Brot verdiene. Was, sagt der Tod, wenn ich die Könige hinmähe, wenn ich die Höflinge zerschmettere, soll ich den Bauer nicht anrühren dürfen? Ach, antwortet der Bauer, ich bin schon so geplagt, der Herr und die Herrin, wilde Menschen und wilde Tiere peinigen mich, verschone du mich. Nein, sagt der Tod, die Reihe ist an dir. Was fürchtest du dich zu sterben? Der Tod ist das Ende aller Arbeit und aller Schmerzen. Also genug!

Ein kompetenter Kritiker nennt diese Szene ein nach Sprache und Inhalt virtuos behandeltes Totentanzspiel. Sprachlich ist es ein Beweis dafür, mit welcher kecken Meisterschaft die Jesuiten in der Zeit, wo die steifen Stücke eines Hoffmannswaldau über die deutsche Bühne gingen, die in die Schule verbannte lateinische Sprache zu dramatisieren wußten. Inhaltlich erinnert es ganz an die mittelalterlichen Darstellungen des Totentanzes. In beiden treten Typen der einzelnen Stände auf, nur daß unser Jesuitendrama eine geringere Anzahl derselben vereinigt; in beiden herrscht ein in kurzen, schlagenden Versen gehaltener Dialog mit einer für den einzelnen Stand zutreffenden Pointe . . . Auch sind in unserem Eichstätter Totentanzspiel die Typen modernisiert. Neben dem adelstolzen Kavalier des 17. Jahrhunderts steht der wissenseifrige, bücherstolze Schüler des Jesuitengymnasiums, neben dem trunksüchtigen Handwerker der Zeit der arme, von Herrn und Wildstand hart mitgenommene Bauer dieser Epoche [1].

---

[1] Dürrwächter in den Forschungen l. c. 98. Als Sprachprobe mag der Eingang dienen:

Mors: In Scenam procedo
Nec ante recedo,
Quam telo fatali,
Et ictu letali
Et Croesum cum Iro,
Infantem cum viro,
Et servum cum hero,
Seu cito seu sero
Ad horae dimensum
Vocarim ad censum.
Heus! primus sis plena
Rex actor in scena.
Rex: Effluxit iam hora?
Nec dabitur mora? —

Der Tod als dramatische Figur mit einem Chor der Toten findet sich in den Düsseldorfer Drama „Ezechias und Sennacherib“ (1661). Der Tod hat eben begonnen, 185000 Assyrier zu erlegen, da setzt ein Chor ein, der „repräsentirt, wie der Todt mit allen gleicher Weise herumbspringe“. Im Hildesheimer Adonias (1669) triumphiert der Tod als Sieger am Hofe Davids und in dem

Der Borgia enthält auch eine deutsche Einlage. Ein Bote singt:

1.
Ach traurige Zeitung wür bringen
Isabella thett mit dem todt ringen.
Ach trauet, beweinet den fahl,
O Menschen ihr alle zumahl.

2.
Die Kayserin also gestorben,
Sie hat zwar den Himmel erworben,
Hat aber verlassen die Welt,
Den Kayser, reich, guet, gold und gelt.

3.
Die gleichsam ein Göttin auf erden,
Von tugendt, undt hochen geberden,
An schön der Rhaine war gleich,
Im augenblikh worden zur Laich.

4.
Wo seind jeżt die rößlein der wangen?
Wie wassersarb seind sie zergangen.
Der Augen hellglänzender Pracht
Verdunkhlet ain finstere Nacht.

5.
Wie seind doch erblichen, zerfallen?
Der lestzhen so frische corallen?
Der Schönheit rain glänzender Schnee
Zerschmolzen in tödtlichem wehe.

6.
Verdienet unsterbliches leben,
Mues dennoch dem Todt den Zohl geben,
Gemaine leut tritt er wie gras
Durchleuchtige bricht er wie glas[1].

Das Bemühen, gerade in ernsten und ergreifenden Momenten den Humor als Kontrast wirken zu lassen, finden wir auch in Eichstätt. So richtet im Moses[2] der Küchenjunge unter den Fröschen ein großes Blutbad an; von diesen bleiben nur vier übrig, welche sich schließlich als schwäbische Frösche Jägle, Hansi, Hainz und Kuenz legitimieren und einen Preisgesang auf die Tapferkeit der Schwaben anstimmen:

Deutschlands allergrößter Ruhm
Ist das ganze Schwabentum.
Denn wo 's um Kampf und Streit sich dreht,
Koax, koax, koax,
Nichts grimmiger im Felde steht,
Nichts schrecklicher, entsetzlicher,
Nichts mutiger und blutiger
Als wir vom Schwabenlande
Koax, koax, koax!

So ein Schwab ist lauter Mut,
In den Adern stockt sein Blut,
Und wie das Espenblatt am Baum,
Koax, koax, koax,
So zittert er und hält sich kaum,
Wenn Pauke und Trompetenstoß
Ihn ruft in's wilde Kampfgetos,
Den Mann vom Schwabenlande.
Koax, koax, koax!

Ihrer neun folgen nur
Eines einz'gen Hasen Spur.
Und ist vor Angst er halb schon todt,
Koax, koax, koax,
Sie bringen ihn in große Not,
Und in die gräßliche Gefahr
Stürzt ohne Straucheln sich die Schar
Der neun vom Schwabenlande
Koax, koax, koax![3]

Dem Humor dienen Bauern, Bürger, Soldaten, Parasiten. Im Johannes[4] erfreut die Zuschauer ein Schneiderlein, das behauptet, es habe in seinem ganzen

Kölner Borgia (1671) rühmt er sich seiner allergrößten Gewalt über Kaiser und Könige und beweiset solche an der Kaiserin Isabella, die er in eine tödliche Krankheit gestürzt hat. — Der Tod tritt in den verschiedensten Gestalten auf. Als Schnitter mäht er die Lilien im „französischen Garten" in dem Regensburger Stück Theobaldus und Contarus (1676). Als Maler streicht er in dem Jülicher Drama Eulogius (1682) „den Sachen ein andre Farb an". Als Jäger lauert er in dem Regensburger Stück Dreifacher Ehrenkranz Martiani (1674) mit Bogen und Pfeil auf Alt und Jung. Als Diener spielt er auf im Gefolge des Unglücks in dem Düsseldorfer Festspiel von 1653. Als „Koch, Kellerer und Tanzmeister" richtet er den König Balthasar und seinen Gästen das Todesmahl an in dem 1678 in Ingolstadt gegebenen Drama von dem gottlosen König Balthasar. In dem gleichnamigen Regensburger Drama (1697) verbündet er sich als Kriegsgewaltiger mit Mars zur Vertilgung von Ninive und seiner Bewohner. Dürrwächter in den Forschungen 90 ff.

[1] Akt 1, Szene 5 f. 7.

[2] Moyses Dux populi electi. 1654, 9. September 59 Bl. in 4°. Derselbe enthält auch fünf Frauenrollen.

[3] Übersetzung von Dürrwächter, Jesuitentheater in Eichstätt 67.

[4] Joh. Baptista 1655 6. Dez. 53 Bl. mit vielen Regienoten. Frauenrollen: Maria, Eli-

Leben nur ein „chlain Fleckchlain Tuch“ zurückbehalten, allein zum großem Gaudium der Zuschauer werden ihm einige Ellen Tuch aus dem Sacke gezogen. Ein Bramarbas ist Pulcherellus im vierten Akt des Alexander und Aristobus (1675). Er will sich als Soldat anwerben lassen und hält, seinen Mut zu zeigen, folgende Rede: „Endlich ist es Zeit, daß meine Kraft ans Licht kommt. Ich, sage ich, ich bin's, das Junge der Bellona, das Auge des Mars, ich, Pulcherellus. Ich bin der Schrecken der Erde, des Himmels und der Hölle, ich das Staunen der Welt, das Wunder ich der Tapferkeit, ich ein Ungeheuer an Edelmut. Blitze ich, dann zittert der Himmel und der Welten Bau. Ich zog als Herkules den Cerberus aus dem Orkus. Schande wär's für mich, mit Menschen mich zu messen, die alle ein Hauch von mir zerbläst. Wagt ihr es? Ich fordere euch heraus.“ Alle diese Prahlereien verwandeln sich sofort in ein Angstgeheul, als ihn einer mit der Degenspitze ein wenig kitzelt. In demselben Stück wird die „Heiligkeit“ der damaligen Soldaten also gepriesen: „Was ist heiligmäßiger als die Soldaten? Sie veranlassen die Übung aller frommen Werke: bei ihrer Ankunft beten die Bauern, während ihrer Anwesenheit geben sie selbst wider ihren Willen Almosen, bei ihrem Abzug fasten sie. Was kann ein kriegerisches Gemüt Heiligeres tun, als die Menschen zu einem von Fasten und Almosengeben begleiteten Gebete zu bringen.“

Neben dem Humor blieb der Lärm der „Haupt- und Staatsaktionen“ des 17. und 18. Jahrhunderts den Dramen der Eichstätter Jesuiten nicht fremd; das Versegeklingel der italienischen Oper tönt häufig auch in ihren Stücken . . . aber fern gehalten hat sich diese Bühne von den rohen und gemeinen Hanswurstiaden, in welchen sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die deutsche Bühne und der Geschmack des Publikums nicht erschöpfen konnten. Die Jesuiten haben nicht bloß ihren Schülern den Besuch dieser Hanswurstiaden untersagt, sondern auch selbst durch bessere und edlere Stücke den Geschmack zu bilden gesucht und den reinen Charakter der Muse hochgehalten[1]. — —

Auch über eine mittlere Jesuitenbühne der niederrheinischen Provinz, die von Hildesheim, besitzen wir eine aus den ersten Quellen geschöpfte eingehende Darstellung[2].

Die Stoffe bei der Hauptvorstellung, die seit 1656 nicht mehr wie bisher im Oktober zu Beginn des neuen Schuljahres, sondern am Schulschluß Mitte September stattfanden, bieten das beste, was das Jesuitentheater aufweisen konnte, darunter auch die schönsten Stücke von Biedermann. Im Allgemeinen sind bis zum Jahre 1660 vielfach biblische Stoffe aus dem alten Testament (einige aus dem neuen) beliebt, dann verschwanden die biblischen für Jahrzehnte fast ganz[3]. Auch hier liefern dann Legende und Geschichte die meisten Themata.

Als Beispiel, wie die Geschichte der Märtyrer verwertet wurde, möge ein im Jahre 1664 zu Hildesheim aufgeführtes Drama „Religiöser Starkmut am Hofe“ dienen, das der Geschichtschreiber des Hildesheimer Jesuitentheaters eingehender skizziert hat[4].

---

sabeth, Sara, Salome, Herodias. Auch die hl. Drei Könige treten auf und die Unschuldigen Kinder werden auf der Szene abgeschlachtet.

[1] So Dürrwächter, Jesuitentheater in Eichstätt 93 f.

[2] Reinhard Müller, Beiträge zur Geschichte des Schultheaters am Gymnasium Josephinum in Hildesheim. Progr. Hildesheim 1901. Darnach durchgehends das Folgende.

[3] Man spielte 1651 Gedeon, 1652 (53?) Saul, 1653 Reiche Prasser, 1654 Adams Verstoßung aus dem Paradies, 1655 Joas, 1657 Zorobabel, 1659 Hochzeit von Kana, 1660 Herodes, Judas. Später 1682 Ezechias, 1686 Manasses, 1692 David und Jonathan, 1695 Triumph Davids.

[4] Nach dem Scenarium: Constans in aula religio sive Flavius Domitianus et Vespasianus fratres adolescentes Caesares cum patre Flavio Clemente pro Fide â Domitiano Ty-

Das lateinische „Argumentum" erzählt, daß der weltberühmte Zauberer Apollonius von Tyana, auf Befehl des Kaisers Domitian in den Kerker geworfen, wegen dieser erlittenen Schmach von einem Haß gegen Domitian und dessen Geschlecht, die Flavier, sich erfüllen ließ, den nur Blut und Vernichtung der Gehaßten habe stillen können. Domitian aber hat keine Erben; damit nun nicht die Kaiserwürde dem Flavischen Geschlechte verloren gehe, nimmt er seines Vetters Flavius Clemens beide Söhne an Kindesstatt an und krönte sie zu Cäsaren, ohne jedoch zu wissen, daß alle drei heimlich den Christenglauben angenommen haben. Aber Apollonius erfährt, daß sie Christen sind; sein Plan ist gefaßt, er sorgt, daß sie als solche angeklagt und verurteilt werden. „Geschehen zu Rom, im Jahre Christi 98, als der heilige Johannes, der Evangelist, noch lebte."

So entrollt dieses Argumentum einen Teil der Handlung vor unsern Augen. Wir sehen, wie der tragische Konflikt sich schürzen wird, wir fühlen heraus, wie Apollonius die Tyrannei und Grausamkeit des Domitian benutzen wird, um diesen moralisch zu vernichten und dem Flavischen Geschlechte durch den Tod der Cäsaren eine unheilbare Wunde zu schlagen. Was wird Domitian tun, vor die furchtbare Konsequenz der Tötung seiner Nachfolger und Ausrottung seines eigenen Geschlechtes gestellt? — Wie werden die jungen Christen den gewaltigen Kampf um ihren bisher geheimgehaltenen Glauben, den Kampf in der schwierigsten Lage bestehen? Der Stoff hat dramatisches Leben. — Der Vorhang hebt sich. Das Drama beginnt mit einer „musikalischen Begrüßung", und während die Kunst der Töne die rechte Stimmung wachzurufen sucht, wird in „stummen Szenen" pantomimisch der Hauptinhalt der „Comico Tragödia" den Blicken des Zuschauers vorgestellt. Die Musik schweigt; der Prologist tritt auf und entwickelt das, was das Argumentum kurz angedeutet, in weiterer Ausführung. Aber er bleibt nicht allein. Als er vorzutragen begonnen, drängt sich eine Schar von Bauern um ihn und horcht gespannt seinen Worten, um, als er ge ndet, „ihre Discurse" dazu zu führen, eine Verbindung des Ernsten und Komischen, wie die Jesuitenbühne sie liebte.

Nach diesen Vorbereitungen geht der erste Akt in Szene, dessen Inhalt die Perioche kurz überschreibt: Die Wut des Apollonius und die Krönung der Cäsaren. Aber ehe die Handlung sich in den einzelnen Szenen abwickelt, leitet ein „Musikalisches Vorspiel" sie ein, während dessen ein farbenprächtiges Bild den Hauptgedanken des Aktes uns in einer Allegorie nahe bringt. „Die göttliche Weisheit bestimmt den Gerechten Szepter und Krone, wiewohl der Neid mit seinem Gefolge, aber vergeblich, dagegenstreitet." Und nun tritt der finstere Zauberer Apollonius auf, eben aus dem Kerker entlassen, das Verbannungsdekret in der Hand, von teuflischer Wut gegen Domitian und sein Haus erfüllt. Er trifft den römischen Konsul Fulvius Valens, den er aus der Zeit kennt, als er noch der von ganz Rom angestaunte und bewunderte Zauberer war. Alsbald sucht er sich des Konsuls zu seinen Zwecken zu bedienen. Er weiß ihn so für sich einzunehmen, daß dieser ihm verspricht, er wolle seinen ganzen Einfluß beim Kaiser geltend machen, damit der Verbannungsbefehl zurückgenommen würde. Aber nicht bloß das; der Zauberer hat seinen Mann erkannt und denkt daran, den Ehrgeizigen in seinem Racheplan zu benutzen.

Die zweite Szene führt uns zu Domitian an den Hof und in die Gesellschaft der intimen Räte und Berater des Kaisers. Hier tritt Fulvius klug und mit Erfolg für Apollonius auf. Der Kaiser wird umgestimmt, er beginnt den Zauberer mit ganz anderen Augen anzusehen und nimmt, als auf Befragen sich die sämtlichen Vertrauten für Apollonius erklären, das Verbannungsdekret zurück. Die dritte Szene zeigt den Dank des Zauberers. Kaum hört er von seiner Begnadigung, da zitiert er aus der Hölle zehn Dämonen, die in Mohrengestalt erscheinen; sie sollen als Dankesgabe dem Kaiser geschenkt werden und den Hof in Verwirrung bringen. In der nächsten Szene übergibt er sie dem Fulvius, daß dieser das böse Geschenk dem Kaiser bringe; zugleich aber zeigt er dem ehrgeizigen Konsul mit Schlauheit und Trug, wie er den kinderlosen Tyrannen Domitian vom Throne stoßen und sich selbst darauf setzen könne. Fulvius ist leicht betört und frohlockt in einem Monolog der folgenden Szene über das in Aussicht gestellte Herrscherglück. — Hier unterbricht den Gang der Handlung ein Zwischenspiel, welches kurz als Interludium Fortunä bezeichnet ist und sich vermutlich auf die Enttäuschungen bezog, die Fortuna den Herrsch- und Ehrsüchtigen (Fulvius!) bereitet. Auf die Interludien wurde viel Sorgfalt verwandt; wir können nur ahnen, welch ein buntes Leben und welch ein Wechsel von Szenen sich in diesem Zwischenakt auf der Bühne entwickelt hat. — Das Drama wird weitergespielt. Eine glänzende Hofszene, bei der man an Pracht und Prunk entwickelte, was in der Möglichkeit stand. Domitian auf dem Throne läßt den Flavius Clemens mit seinen beiden Söhnen vor

ranno caesi, in Scenam dati a perillustri, praenobili & ingenua iuventute celebris Gymnasii Societatis Jesu Hildesii in Solenni Praemiorum distributione Anno MDCLXIV. Septembris. Müller, Beiträge 63 ff. Das deutsche Szenar bei Bahlmann, Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz (1896) 168 ff.

die Stufen kommen und erklärt den Überraschten, daß er, der Kinderlose, die beiden Jünglinge zu Cäsaren und seinen Nachfolgern erwähle. Der ganze Hof bringt „auff unterschiedlichen weysen" seine Glückwünsche dar, und auch der von der plötzlichen Wendung halb betäubte Fulvius muß wohl oder übel mitgratulieren. Aber als der Hof sich entfernt, bleibt er zurück und spricht sich in einem Klagemonolog darüber aus, wie die Cäsarenwahl nun durch alle seine schönen Pläne einen Strich gemacht habe. Ein „Chorus musicus" beschließt den Akt. Der Kirche wird Glück gewünscht, daß nun bald ihre Söhne auf den Kaiserthron gelangen, und Tugend und Weisheit werden als dasjenige gepriesen, was einer Krone würdig macht.

Auch den zweiten Akt eröffnet ein musikalisches Vorspiel, während dessen auf der Bühne eine ergreifende allegorische Szene zu der nun folgenden Handlung überleitet. Sehen wir im Akte selbst die Cäsaren mit den höchsten Ehren überschüttet, die die Welt zu geben hat, so wird uns hier schon die göttliche Weisheit vorgestellt, wie sie die zukünftigen Märtyrer im Glauben, in der Hoffnung und Liebe unterweiset, um sie für die kommenden schweren Kämpfe zu stärken. Die erste Szene führt den Gedanken des Vorspiels wirksam fort. Zu den neuen Cäsaren kommt die ehrwürdige Gestalt des heiligen Johannes des Evangelisten, der sie vor den Gefahren des Hofes warnt und liebreich mahnt, ihrem Glauben treu zu bleiben. Diesen beiden schlichten, mehr auf das Gemüt berechneten, geschickt am rechten Orte eingelegten Szenen folgt nun eine große Prunk- und Prachtszene. Domitian tritt auf mit seinem Hofe und läßt sich berichten, daß ganz Rom erfreut sei über die Krönung der neuen Cäsaren. Jetzt werden Festspiele zu Ehren der neuen Herrscher aufgeführt; alsdann verläßt der Kaiser mit seinem Gefolge die Bühne, um, wie er sagt, sich auf einer Jagd zu erholen. An dieser Stelle wird ein Interludium zwischengelegt, von dessen Inhalt wir leider nicht die geringste Andeutung haben. Von all der Freude und der Lust, von dem ganzen Trubel des Zwischenspiels, das der Zuschauer zuletzt verkostet, sticht effektvoll die finstere nächste Szene ab. Der dämonische Apollonius erscheint, da sich der Hof entfernt hat, und droht, daß auf die Freude bald ein grausiges Elend folgen solle. Die folgende Szene benutzt der Dichter, um noch einmal den ganzen Jubel über die Krönung der neuen Cäsaren vor unsern Augen sich auswirken zu lassen; der Fortgang der Handlung wird dann umso schärfer sich abheben. Diesem Zwecke muß ihm nun ein höchst origineller charakteristischer Auftritt dienen. Zu den beiden erwählten Jünglingen kommen Gesandte verschiedener Völker, um den Glückwunsch und ihre Gaben darzubringen. Und jetzt gehts ins Groteske und Bizarre. Denn an diese Beglückwünschung schließt sich, lassen wir die Synopse selbst reden, ein „Dantz der Bähren und Indianer", der denn wohl identisch ist mit dem gleich folgenden Interludium. Es muß da komisch auf der Bühne zugegangen sein; nicht bloß „Indianer und Bähren" scheinen da getanzt zu haben, sondern auch verschiedene Affen haben eine Rolle gespielt, denn bei nicht weniger als fünf Schülern finden wir die Rollenbezeichnung „simia". Und zwar waren die Schüler aus den feinsten Familien durchaus damit einverstanden, daß man sie Bären- und Affenrollen spielen ließ. Von der damals hoch angesehenen Familie von Heister aus Liebenburg besetzte Sibertus neben der Rolle der Fortuna auch die eines Bären, während Johann Gottfried von Heister, ein kleiner Infimist, einen Affen vorstellte. — Den Akt beschließt ein „Chorus Musicus", der besingt, wie die zukünftigen Märtyrer durch Glaube, Hoffnung und Liebe enger mit der Kirche verbunden werden, während ein allegorisches Bild auf der Bühne den Gedanken darstellt.

Der dritte Akt bringt die Peripetie, „den Beginn der Verfolgung". Während des musikalischen Präludiums wieder eine allegorische Szene. Ein dreifaches Band, das des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, fesselt die königlichen Jünglinge an die Kirche. Hier wird nun gezeigt, wie Mißgunst und Bosheit sich bestreben, dies dreifache Band zu zerreißen. Jetzt entfaltet Apollonius seine unheimlichen Zauberkünste. Er weiß den Flamen Dialis und namentlich den schlafenden Kaiser durch schreckhafte Traumbilder, die in allegorischen Gestalten auf die Bühne gebracht werden, gegen die Christen in eine wahnsinnige Wut zu versetzen, indem er ihm vorgaukelt, als ob diese ihm nach Krone und Herrschaft strebten. Domitian erwacht verstört. In dem Banne des Traumes und der Bezauberung wütet er gegen die Christen und droht ihnen alle Schrecken an, läßt auch sofort sämtliche Edikte gegen sie erneuern. Die nächste Szene führt uns auf die Höhe der Handlung. Der Flamen Dialis, ebenso bestrickt, wie der Kaiser, tritt bei Domitian auf. Als er gerade beginnen will zu reden, wird dem Tyrannen gemeldet, ein Christ habe das erneute Verfolgungsedikt verhöhnt. Der erschreckte Herrscher gerät bei dieser Nachricht in den äußersten Zorn. Und in dieser Stimmung erhält er von dem fanatischen Götzenpriester die Eröffnung, auch seine Neffen, die beiden jungen Cäsaren, seien Christen. Diese Nachricht macht auf ihn einen furchtbaren Eindruck. Was nun? Sind sie Christen, sie dürfen es nicht bleiben, sie dürfen nicht dem Kaiser den Plan zerstören, der ihm am meisten am Herzen liegt, seinem Hause die Herrschaft zu wahren. Sie müssen umgestimmt, sie müssen wieder Heiden werden. Wer kann da helfen? Nur einen kennt der tückische Flamen, den großen Zauberer Apollonius, der alles vermag. Und so läßt in der folgenden Szene der Kaiser ihn, seinen schlimmsten

Feind, vor sich kommen, auf daß er sein Helfer sei in der äußersten Not. Mit grausigem Behagen sieht der herbeigeholte Apollonius, wie seine Saat aufgegangen. Er verkostet schon im voraus eine doppelte, seiner abgründigen Schlechtigkeit würdige Lust: er wird an die Lichtgestalten der jungen Christen, die er mit der Glut einer den finstern Mächten hingegebenen Seele haßt, als Versucher herantreten und wird doch zugleich den Domitian vernichten. Nachdem er den Fall angehört, gibt er seinen Rat, und von ihm geleitet, befiehlt Domitian, die beiden kaiserlichen Jünglinge sollen vor seinem Angesichte erscheinen. Die nächste Szene führt uns in das Haus des Flavius Clemens. Der Bote mit dem unheimlichen Befehle von Domitian erscheint. Da mahnt der ehrwürdige Clemens seine teuren Kinder treuzubleiben dem Glauben, den sie bekennen. Hier, wo die Spannung groß ist, unterbricht wiederum ein Interludium die Handlung Darauf folgt des Aktes letzte, gewaltig packende Szene. Die beiden Jünglinge vor Domitian. — Er hat gemeint, der Blitz seines Zornes und die Zauberkunst des Apollonius würden siegen. Aber, wie er es auch anstellen mag, fest bleiben die Cäsaren im Bekenntnis ihres Glaubens. Schrecklich in seinem Zorn befiehlt er ihnen, ihm aus den Augen zu gehen. Ein „Chorus Musicus“ läßt die erregte Flut der Gefühle sich sänftigen. Ein anmutiges Bild zeigt, während der Töne Gewalt auf den Zuschauer wirkt, wie mit den Waffen der Tugend auch des schlimmsten Feindes Bosheit siegreich abgewehrt wird.

Der vierte Akt enthält die Prüfungen des Glaubensmuts der beiden Jünglinge. Während des „Praeludium Musicum“ sehen wir die göttliche Weisheit, wie sie ihre Kinder lehrt und mahnt, jegliche Widerwärtigkeit zu überwinden. Den Akt eröffnet eine Glanzszene: Domitian mit seinem ganzen Hofe. — Er fragt, was mit den kaiserlichen Neffen geschehen solle? Apollonius weist arglistig darauf hin, noch seien nicht alle Mittel verbraucht, er wolle versuchen, die Cäsaren ihrem Glauben zu entfremden. Und alsbald versucht der Zauberer seine Kunst des Luges und Truges an den hereingeführten Jünglingen, aber vergebens. Keine List kann sie von ihrem Glauben abbringen; man läßt sie ins Gefängnis abführen. Auf dem Wege begegnen sie ihrem Vater, dem ehrwürdigen Flavius Clemens, und nehmen von ihm Abschied. Hier legt, mit feinem Sinn für die Wirkung auf die Herzen der Zuschauer, der Dichter eine „Scena Musica“ ein. Im Herzen des greisen Clemens streiten die irdische und die göttliche Liebe. Da erscheint dem im heftigsten Seelenkampfe fast zusammenbrechenden Vater das rührende Bild des Abraham, wie er seinen Sohn Isaak opfert. Er wird gestärkt, auch in diesem schwersten Kampfe zu überwinden. Die Musik begleitet dieses ergreifende Bild. Die nächste finstere Szene spielt im Kerker. Verkleidet naht sich der Zauberer Apollonius noch einmal den Jünglingen, um wiederum mit allen seinen Zauberkünsten an ihnen zu Schanden zu werden. Der sechste Auftritt steigert wieder, um sich zu einer effektvollen Schlußszene zu gestalten. Wir sehen, wie Apollonius dem Domitian Bericht abstattet über seine vergeblichen Bemühungen. Noch ein teuflisches Mittel bleibt übrig: durch die sinnliche Liebe sollen sie zum Abfall versucht werden Aber auch die sinnliche Liebe kann sie nicht überwinden. „Amor Jesu vincit mundi vanitates.“ Hiermit schließt in einem Chorus Musicus der Akt.

Der letzte Akt beginnt mit einem wirkungsvollen Bild zum Praeludium Musicum. Die Kirche trauert wegen des Martyriums ihrer Kinder, aber die göttliche Weisheit tröstet sie, indem sie ihr deren Triumph im Himmel zeigt. Nur zwei Szenen enthält der Akt, aber beide sind groß und ergreifend. In der ersten sehen wir die beiden kaiserlichen Jünglinge mit ihrem Vater vor Domitian. Noch einmal wendet der Machthaber alle Mittel an, um auf die Herzen einzuwirken; fühlt er ja, daß er mit dem Befehl zur Hinrichtung derjenigen, die seine Stütze sein sollten und auf die er seine ganze Hoffnung gesetzt, sich selbst das Herz bricht. Er droht, er schmeichelt, er bittet, — alles ist umsonst. Da sieht er sich in seinen eigenen Schlingen gefangen; die Folgen seines Tuns brechen sein Lebensglück zerstörend über ihn herein. Er kann nicht mehr anders; mit zerrissenem Herzen gibt er den Befehl zur Hinrichtung der standhaften Christen. Sie werden weggeführt; der Kaiser geht, — ein gebrochener Mann. Aber da erhebt sich in seiner ganzen Grausigkeit der allein zurückbleibende Apollonius. Er triumphiert. Er hat sein Ziel erreicht. Er hat den Domitian in Verbrechen wider die Natur hineingetrieben, er hat ihn dem Dämon der Schuld überantwortet, er hat ihn selbst seine Familie, die Hoffnung seines Thrones hinmorden lassen, — er ist gerächt. —

Die Valedictio Musica, das „Musikalisch Valet“, worin das Drama austönt, dient vortrefflich, die erregten Wogen wieder zu glätten. Während die Töne und der Gesang ihre beschwichtigende Wirkung üben, erhebt sich noch einmal der Vorhang und zeigt in prächtigem Bilde, wie die triumphierende Kirche die drei Märtyrer vorführt in himmlischem Glanze, in den Freuden der ewigen Seligkeit[1]. —

---

[1] 98 Actores waren bei der Aufführung tätig 23 Rhetores, 11 Humanistae, 24 Syntaxistae, (2 Metaphysici emeriti, 2 Physici, 9 Logici, 12 Secundani, 15 Infimistae). Das Drama

Neben den von dem ganzen Gymnasium gespielten Dramen nehmen auch die Klassendramen einen großen Raum ein. Die Rhetoriker spielten am 2. März 1654 in Kostümen: Adams Verstoßung aus dem Paradies; die Aufführung dauerte zwei Stunden[1]. Von der mittleren Grammatik wurde im selben Jahre aufgeführt (10. April 1654) während einer Stunde Nemo (Niemand kann zwei Herren dienen); anwesend waren die Schüler der Syntax und Infima. Die Syntax spielt 8. Mai 1654 Edmundus; das Stück dauerte 1½ Stunden, anwesend durften sein außer der Syntax die Schüler der mittleren Grammatik, aus der Infima nur die Kongreganisten und aus der Poesie und Rhetorik nur der Magistrat der Kongregation. Dem folgte am 22. Juni der Doktor von Paris, den die Humanisten während zwei Stunden mit szenischem Apparat und großem Erfolg zum besten gaben. Außer geladenen Gästen durften beiwohnen Rhetorik und Syntax, aus der untersten Grammatik nur die sechs Fleißigsten, aus der mittleren Grammatik vier. Das Herbstdrama am 15. September 1654 führten dann die Rhetoriker auf während 4½ Stunden (die Bekehrung des heiligen Ignatius von Loyola). Beim Beginn des neuen Schuljahres am 15. Oktober (1654) spielten die Syntaxisten dann den Bauer-König.

Die einzelnen Klassen übernehmen auch vielfach die Aufführung der Spiele des kirchlichen Festkreises. In 2½ stündiger Darstellung auf dem großen Theater führten die Schüler der Rhetorik den gekreuzigten Heiland in der Parabel des Erben des Weinbergs auf, der von den Pächtern des Weinbergs getödtet wird (Matth. 21, 33.). Das dreistündige Passionsspiel des Jahres 1656 behandelte in einer Parabel die Schöpfung des ersten Menschen, sein Fall und die Erlösung. Am 25. Februar 1657 spielten die Humanisten Die Trauer der Seele über das Leiden des Heilands. Das für den 3. März desselben Jahres einstudierte großartige Passionsspiel „Der gute Hirt“ konnte wegen verschiedener Umstände nicht aufgeführt werden. Der 25. März 1660 sah „den verzweifelnden Judas“. Ganz besonderen Beifall erntete das musikalische Passionsdrama vom 25. März 1661 über die Liebe des leidenden Jesus und den Schmerz des liebenden Gottmenschen. Das Stück mußte am folgenden Tage wiederholt werden und erntete großen Beifall. Der Verfasser war P. von Oer. Von demselben Verfasser war die große musikalische Passion des Jahres 1683: Die Erlösung des Menschengeschlechtes. In den folgenden Jahren wechselten Deklamationen über die Passion mit kleineren Passionsspielen. Die Humanisten führten am 24. April 1658 den Triumph des auferstehenden Christus über den Teufel auf, am 7. Mai desselben Jahres spielten die Rhetoriker die Auferstehung, die Verkündigung derselben durch die Soldaten und die Bestechungsversuche des Kaiphas.

Über das Weihnachtsfest, das Fest der Jugend, das man durch szenische Darstellungen oder festliche Dialoge in das Herz der Schüler mit unauslöschlichen Bildern einzusenken suchte, berichtet der Geschichtschreiber der Hildesheimer Jesuitenbühne[2]: Von Anfang bis zum Ende können wir das Weihnachtsspiel, bald festliche Deklamation, bald zum förmlichen Drama erweitert, durch die lange Reihe der Jahre verfolgen. So heißt es im Diarium über eine Weihnachtsfeier der untersten Klasse am 4. Januar 1655: „Eine halbe Stunde halfen nicht übel die kleinen Knaben dreien Hirten, die Wunderbares über die Geburt des Heilandes erzählten. Dann traten die Knaben selbst zur Krippe und brachten einzeln ihre Gaben dar“. Also drei größere, als Hirten kostümierte Schüler erzählten zuerst die Ereignisse

---

wurde eingeübt von dem Lehrer der Rhetorik Matthias Campius.

[1] *Diar. Coll. Hildesh.

[2] Müller, Beiträge 46 ff.

bei der Geburt des Heilandes und dann kamen die Kleinen selbst an die Krippe. Im folgenden Jahr heißt es ebenfalls zum 4. Januar, daß bei der Anbetung an der Krippe (Adorationes nataliciae), welche die Infimisten auf dem Theater vorgeführt, die Schüler der zweiten Grammatik anwesend waren. In andern Klassen gestaltete sich die Weihnachtsfeier entsprechend der größern Reife der Schüler. Am 13. Januar 1655 hielten z. B. die Humanisten eine festliche Weihnachtsdeklamation ab, in der zwei mit Epheu bekränzte Schüler mit der Leier in der Hand in einem elegischen Gedichte ihre Gesinnung gegen das göttliche Kind zum Ausdruck brachten; ein anderes-mal (24. Januar 1654) trugen vier Schüler ein Festgedicht vor, und zwar je einer über die Geburt Christi, den heiligen Stephanus, den heiligen Johannes und die unschuldigen Kinder. Am 16. Januar 1657 führten die Humanisten ein 5/4 Stunden dauerndes Hirtenspiel mit Gesang auf. Das Weihnachtsspiel der Rhetoriker am 19. Januar 1655 (Christi natalicia) in drei Akten dauerte zwei Stunden; als anwesende Zuschauer werden verzeichnet Domherren, Damen vom Adel, Leute aus dem Volke und die Klassen Magistrate der Infima und Sekunda. Im folgenden Jahre (22. Januar 1656) spielten die Rhetoriker: Die Sehnsucht der Altväter nach dem kommenden Christus, die Berufung der Hirten, ihr Gesang und die Darbringung ihrer Gaben mit Tänzen. In einem Weihnachtsspiel am 30. Januar 1660 bekam man zu sehen den Herodes, die Ankunft der Magier, ihre Anbetung des Jesuskindes, die Flucht nach Ägypten und den Kindermord. In den folgenden Jahren halten die Rhetoriker wieder einfache Weihnachtsdeklamationen, so am 4. Januar 1661: Für und gegen den Kindermord. Später werden dann wieder Weihnachtsspiele aufgeführt, so am 29. Dezember 1680: Der Untergang der Gottlosigkeit und der Ursprung der wahren Religion bei der Geburt Christi. Am 29. Januar 1681 streiten während einer Stunde die vier Jahreszeiten darum, welche von ihnen am würdigsten sei, die Geburt des Heilandes zu sehen und bringen dann an der Krippe dem neugeborenen Heiland ihre Gaben dar. An die Stelle der szenischen Dar-stellungen in Kostümen traten später, so 1693 und 1694 wieder einfache Weihnachts-Deklamationen.

Neben diesen heiligen Spielen kamen auch die Fastnachtsspiele nicht zu kurz. Die Fastnachtsspiele sollten durch eine entsprechende Unterhaltung von dem tollen Faschingstreiben ablenken und zugleich das während dieser Tage zur Sühne ein-gerichtete 40stündige Gebet unterstützen. So ergaben sich naturgemäß zwei Stoff-reihen, komische und rein moralisierende Stoffe, die aber nicht selten ineinander übergehen. Echte Fastnachtskomik ist es, wenn zum 4. Februar 1654 die Rhetoriker eine Deklamation hielten: „Ein Weib, das ihren betrunkenen Mann mit großem Erfolg verspottet.“ Das nächste Jahr (21. Februar 1655) brachte eine Art Herkules am Scheidewege. Der 13. Februar 1657 sah eine szenische Aufführung, wo die Fastenzeit als Person auftritt und je von den verschiedenen Ständen durchgehechelt, verteidigt oder gelobt wird. Die Aufführung am 17. Februar 1658 über die Bacchanalien dauerte schon 1½ Stunden und die vom 7. Februar 1659 sogar zwei Stunden. Das Thema der letzteren war Bacchus, der Wundertäter. Um aber die Begeisterung für diesen Wundertäter klein zu halten, schloß dieses Spiel mit einem Epilog, der die Trunkenheit durchhechelte.

Die Fastnachtsdeklamation vom 15. Februar 1661 hatte zum Gegenstand einen Streit für und gegen die Schneider. Als später wiederum die Schneider zum Objekte des Ulkes genommen wurden, scheint die ehrbare Schneiderzunft, ähnlich wie früher in Köln die Zunft der Schmiede, ernstliche Vorstellungen da-gegen erhoben zu haben und zwar mit Erfolg. Das Tagebuch bemerkt nämlich zum 4. Januar 1686: „Der P. Rektor verbot jegliche Bemerkung über die

Schneider, nicht einmal das Wort Schneider dürfe (in dem Fastnachtsspiel) vorkommen.“ Im Jahre 1680 (18. Februar) verspottete man in der Xanthippe im Streit mit Sokrates die zanksüchtigen Weiber, und 1681 (9. Februar) führte man einen Kaminfeger (Savoyarde) vor, der aus einem rauchenden Kamin in einen andern hinabglitt, abgefaßt, verklagt und freigesprochen wurde (1 Stunde). Am 8. Februar 1684 wurde gespielt Urna sortis et mortis, ein lustig ernstes Stück mit hoch und niederdeutschen spassigen Einlagen. Die Torheit der Welt (27. Februar 1685) dauerte bereits wieder fast drei Stunden. Dies und der Umstand, daß einer der Spieler in einem Frauenkostüm auftrat, forderte den Tadel des Rektors heraus. Die Folge war wiederum eine Einschränkung des Fastnachtsspiels auf eine einfache Deklamation. Da diese aber weniger gefiel, brach sich das Fastnachtsspiel von neuem Bahn. So finden wir 1690 den Wettstreit der Monate und 1698 den Bauer-König auf den Brettern. Das letztere Stück weist eine ganzen Reihe von Abweichungen gegenüber der Masenschen Dichtung auf: „Der Stoff, der Gelegenheit zu einer ganzen Reihe von derbkomischen Szenen gab, beweist, daß man am Jesuitengymnasium (zu Hildesheim) nichts weniger als kopfhängerisch und heikel war und bei allem Ernst der Erziehung den Sinn für drastische Komik und die Lust an einem derben, für unsern Geschmack oft reichlich derben Scherze nicht verloren hatte . . . Jeden Akt beschließt ein Chorus, zu deutsch ein „Nachspiel“, in dem die Satire zu ihrem Rechte kommt. In jener adelstolzen Zeit und vor dem Publikum jener Tage können wir es nicht anders als recht freimütig finden, wenn ein Nachspiel zum ersten Akt „der aus der Höllen wiederkehrende Poët Juvenalis das Gebuhrts-Buch Mopsi examiniret, darauf Gelegenheit nimmt, die unsinnige Hoffahrt etlicher zu unserer Zeit hoch-fliegenden Poch-Häusen, welche die Tugend verachten und allein mit ihrem hohen Herkommen stoltzieren, zu tadeln.“[1]

Auch das musikalische Drama wurde in Hildesheim gepflegt. Es ist besonders der Musikpräfekt P. Konrad von Oer, der sich um dasselbe sehr verdient machte. Von seinen weltlichen musikalischen Dramen wird besonders Konradin (1666) sehr gerühmt: Nach je zwei Szenen, deren erste die Handlung enthält, während die zweite sie durch ein symbolisches Bild vertieft und den in ihr ruhenden Ideengehalt hebt, tritt der Chor in Tätigkeit und zieht wie beim griechischen Drama, mahnend und seine Teilnahme ausdrückend, die Lehre aus dem Vorgestellten, indem er dabei einen Reigen aufführt. Mit Glück sind die packendsten Momente, lebenden Bildern gleich, ausgewählt, im ersten Akte die Gefangennahme Konradins, als er dem Schiffer seinen Ring als Lohn gibt, im zweiten der Streit der Gnade und Tyrannei vor dem über das Schicksal der Gefangenen mit sich zu Rate gehenden König Karl von Neapel, im dritten das Fällen des Todesurteils, im vierten der von Konradin und seinem Freunde mit echt christlicher Fassung und Gesinnung erduldete blutige Tod. Schon der kurze Ausgang der Perioche erweist, daß das Ganze eine höchst wohltuende, echt vaterländische Gesinnung durchweht hat, was in jenen armseligen Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege ganz etwas anderes heißen wollte als heutzutage.

Als sein bestes geistliches Musikdrama wird sein letztes: Die Erlösung des Menschengeschlechtes (1683) bezeichnet. Als P. von Oer in diesem Spiel das Leben des von ihm so innig geliebten Heilandes und der Gottesmutter, deren eifriger Verehrer er bis zum letzten Atemzuge war, durch seine Musik verherrlicht hatte, legte er den Stab des Dirigenten hin, um zu sterben. Sein Tod war schön wie sein Leben. Wie der Sterbende dem Tode ins Auge sah, davon ist uns durch

[1] Müller, Beiträge 51.

einen Zufall ein schöner Zug überliefert. Er verwandte für seine Musik, um stets das beste zu haben, viel Geld, mehr als ihm sein Orden zur Verfügung stellen konnte. Als Sohn einer reichen Adelsfamilie erhielt er hierfür von seinem Hause Mittel, und von diesem Gelde war, als es mit ihm zum Sterben ging, noch eine Summe übrig. Im Angesichte des Todes bestimmte er, daß ein Teil dieses Geldes dazu verwendet würde, um seinen Brüdern im Kollegium am Tage seiner Beerdigung ein Festmahl zu geben. Man ehrte seinen letzten Willen. Er starb am 12. Februar 1684, nicht nur betrauert von seinen Ordensbrüdern, sondern vom ganzen katholischen Hildesheim . . . In seinem Nachruf nennt ihn der Annalist eine anima candida, beliebt bei hoch und nieder, einen Mann von tiefer Demut, der zu sagen pflegte, er habe immer die Mahnung seines Novizenmeisters zu befolgen sich bestrebt, in der Gesellschaft Jesu nur das Niederste für sich zu begehren. Er suchte die größere Ehre Gottes durch die Musik zu befördern, der er ganz ergeben war. Er selbst hat vieles schön komponiert und mit großen Kosten anderswoher das Vorzüglichste beschafft, was in der Musik geboten wurde. Und derselbe Mann, der durch seine Musik die Edelsten zu begeistern und hinzureißen verstand, er neigte sich mit einem Herzen voll Liebe und Barmherzigkeit herab zu den Ärmsten der Armen, den zum Tode verurteilten Verbrechern, deren Vorbereitung auf ihr schreckliches Schicksal und auf den Gang in die Ewigkeit ihm seine Obern übertragen hatten[1]. — —

Als Beispiel für die dramatischen Leistungen auch an den kleinsten Jesuitengymnasien kann die Bühne in Jülich dienen[2].

Wenn Theater gespielt wurde, namentlich also zu der Schlußfeier, wurde ein Programm (Synopsis) gedruckt, welches den Inhalt (argumentum) des Stückes nach seinen „Theilen" (actus) und „Aufftritten" (scenae), gewöhnlich in lateinischer Sprache mit gegenüberstehender deutschen Übersetzung, danach den Text der Gesänge („Wörter, so gesungen werden" oder „Wörter der Music") mitteilt. Den Schluß bildet das Verzeichnis der mitspielenden Schüler (syllabus actorum) nach den einzelnen Klassen geordnet. Der Titel, gewöhnlich lateinisch, oder lateinisch und deutsch, enthält außer der Überschrift des Stückes den Namen des Schenkers der Prämien.

Die älteste erhaltene Synopsis ist die von 1676. Der deutsche Teil derselben lautet wörtlich:

Vorspiel deß zukünfftigen gewünschten Friedens / In dem Mit seinen Brüdern versöhnten Patriarchen Joseph. Vorgestellt Von der Hoch=Wollgebohrner / Edlen / und Wollerzogener Jugendt der Schulen SOC. JESU zu Gülich. Zum Trost deß durch langwirigen Kriegs=Last hochbetrangten Vaterlands: Zu Ehren deß Wollgebohrnen Herrn Johan Werneren Freyherrn von Bock / Herrn zu Patteren vnd Caulen / ihro Hochfürstl. Pfaltz=Neuburg. Durchl. Cammereren / Kriegs=Rath / Obristen zu Fuß / vnd Ambtman zu Patteren / Peyr vnd Mercken / ꝛc. Als durch seine freygebige Schanckung der güldenen Bücher / die Schul=Jugendt zur Tugendt vnd

[1] Müller, Beiträge 38 Zehn Jahre später starb 6. Juni 1693 zum großen Schmerz seiner Ordensbrüder und Schüler, wie das Diarium sich ausdrückt, P. Franz Schmidmann. In dem Nachruf der Jahresberichte heißt es: Er war ein Dichter von ungewöhnlicher Begabung. Sein letztes Drama, welches der Rhetorik Professor zum Schluß des Schuljahres auf die Bühne gebracht hatte, gefiel dem Bischof Ferdinand von Paderborn so, daß er es wenige Tage nach der Aufführung durch einen Expreßboten sich erbat. Müller, Beiträge 24. Das Stück war wohl David und Jonathan (September 1692).

[2] Das Folgende meist nach Jos. Kuhl, Geschichte der Stadt Jülich insbesondere des früheren Gymnasiums zu Jülich 2. Teil (1893) 243 ff. Die vollständigen Titel von 119 Stücken von 1678—1700 und den Wortlaut der deutschen Synopsen gibt Bahlmann, Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz (1896) 52 ff. und 184 ff.

fleissigem Studieren auffgemuntert wurde. † Getruckt zu Cölln bey Wilhelm Friessem im Ertz-Engel Gabriel.

Vorredt. Die Göttliche Fürsichtigkeit stellt dem betrübten Vatterland zum Trost vor Josephum / als ein Vorbild deß künfftigen Friedens / vnd erklärt den Inhalt der History.

Erster Theil. Joseph wird verkaufft. Erster Auftritt. Jacob liebte Joseph mehr / dan alle seine Söhne / vnd schaffet ihm ein buntes Kleid. 2. Dahero seine Brüder einen Haß auff ihn wurffen. 3. Es geschahe auch / daß Joseph seinen gehabten Traum den Brüdern außlegte / welches den geschöpfften Zorn mehr angezündet. 4. Jacob schicket Joseph zu den Brüdern auffs Feld / von denen er alsbald seines bunten Kleids beraubt / in eine alte Gruben geworffen wird. 5. Da sie nun über Essen waren / vnd der Madianiter ansichtig worden / ziehen sie ihn herauß / vnd verkauffen vmb zwantzig Silberling. — Beyspiel. Der auß Europa verbannter Fried / wird den Türcken überlieffert.

Zweyter Theil. Joseph dienet. Erster Austritt. Ruben sucht Joseph / jedoch vergebens in der Gruben. 2. Die andere Brüder schicken das mit Bocksblut besprengtes Kleidt dem Vatter. 3. In dessen Erkäntnus Jacob seinen Sohn beweinet. 4. Inzwischen wird Joseph in Egypten geführet / vnd verkaufft dem Putiphari / dem er Anfangs trewlich dienet. 5. Hernacher aber dem gantzen Haußwesen vorgesetzt / nicht ohne sonderlichen Segen Gottes / seine Haußhaltung glücklich verwaltet. — Beyspiel. Europa jammert vnter dem fast beschwärlichem Kriegslast.

Dritter Theil. Joseph wird in Kercker geworffen. Erster Austritt. Vber ein Weil schlug die Fraw Putipharis ein Aug auff Joseph / welcher seinen Mantel hinder ihm (sich) ließ vnd darvon flohe. 2. Derentwegen sein Herr betrogen durch Arglist deß Weibs über ihn zürnet / vnd zum Kercker verdammt. 3. Der König Pharao bestürtzet durch ein nächtliches Gesicht / rufft zu ihm die Weißsager in Egypten. 4. Vnd es war keiner / der ihm seinen Traum außlegte. 5. Derohalben fuhren sie alsobald zu ihm Joseph / dessen Außlag er gut fundt / vnd ihn über gantz Egyptenland stellt. 6 Jacob auß Hungersnoth angetrieben / schicket seine Söhne in Egypten Geträid zu kauffen. — Beyspiel. Der Christen harte Gefängnus bey den Türcken.

Vierter Theil. Joseph herrschet in Egypten. Erster Auftritt. Die Brüder Josephs kommen glücklich an in Egypten. 2. Geben sich auch an bey Joseph / welcher sie erkennt / scharf hernimbt / vnd als Landts Speyonen zum Kercker verweist. 3. Vber drey Tag aber gibt er sie loß / laßt sie mit erkaufftem Geträid. 4. Sampt beygefügtem Kauffgelt hinziehen / mit dem Beding / daß sie ihren jüngsten Bruder Benjamin ihm zuführen sollen / zu dessen Versicherung Simeon als Geysel biß dahin in verhafft bleibt. 5. Die Brüder Josephs erzehlen dem Vatter was ihnen widerfahren in Egypten. — Beyspiel. Krieg verursacht Hunger.

Fünffter Theil. Joseph wird von seinen Brüderen erkennt. Erster Aufftritt. Jacob auß Hungersnoth gezwungen / schickt seine Söhn mit Schenckungen / vnd Benjamin zu Joseph. 2. Welcher seine Brüder freundlich empfängt / befilcht vnderdessen ihre Säck mit Geträid anzufüllen / vnd in deß jüngsten Bruders Sack seinen güldenen Becher mit einzubinden. 3. Schickt auch darauff seinen Hoffmeister den Brüderen nachzusetzen / vnd denselben / bey welchem der güldene Becher gefunden wird / gefänglich einzuholen. 4. Welches dan auch geschehen / kommen derohalben alle wider zurück / fallen ihm zu Fueß / bitten vmb Verzeihung / werden aber von Josepho scharff hergenommen. 5. Endlich sieget ob die Liebe / Joseph offenbart sich seinen Brüdern / vnd befilcht ihm den verlassenen Vatter zuzuführen. — Erstes Beyspiel. Die Christliche Fürsten werden versöhnt / darüber sich JULIA erfrewt. — Zweytes Beyspiel. Diese Frewd wird vermehrt / in dem ihr auff vnderschiedliche Weiß vorgestellt wird die Vermählung deß Allerdurchleuchtigsten Käysers Leopold / mit der Durchleuchtigsten Princessin ELEONORA MAGDALENA THERESIA, auff welche die Fürsichtigkeit Gottes die Comoedi außdeutet[1].

---

[1] SYLLABVS ACTORUM. EX RHETORICA. Adamus Erckens Aldenhovius. Jacob. Ambrosius Wyrich. Providentia divina. Carolus Casparus Hugo L. B. à Metternich ex Mûllenarch. Joseph captivus. Christianus Becker Julias. Simeon, Coryden. Henr. Theod. Heister Aldenh. Praefectus aulae. Hermannus Classen ex Troësdorff. Sosias, Ptochus. Jacobus Brewer ex Troësdorff. Interpres. Joan. Adamus Benning Julias: Pharao. Joan. Curten ex Freyaldenh. Isachar. Ioan. Damian Weyerstraes ex Pesch. Aulicus. Joan. Decker ex Bùhrem. Cyrus, Menalias. Joan. Edmund. Wolff Marcoduranus. Ruben. Joan. Heck ex Ehren. Judas, Interpres. Joan. Sartorius ex Altorff: Invid. famulus. Joan. Wilh. Iacobi Julias. Mopsulus, Moro, Harpax. Petrus Daniels ex Ehren. Putiphar. Ulricus Ceuter. Nepthali. — EX HUMANITATE. Joan. Adam. Meysenberg Lammersdorffius. Levi. Hilgerus Packenius Julias. Joseph imperans. Ferd. Wilh. Leisten Julias. Odium. Gerardus Esser ex Erberich. Danus. Jacobus Maucour Dionantensis. Pincerna. Joan. Rein. Franc. Scopen Jul. Stilpho, Aulicus. Joan. Wolff ex Titz. Aser. Wilh. Plaum ex Gevenich. Nuntius, Servus. Jacobus Colonia ex Gevenich. Zabulon. —

Der ägyptische Joseph ist hier und anderwärts ein beliebter Gegenstand; er kehrt mehrmals wieder. Die Bearbeitung ist zugespitzt auf die gleichzeitigen Ereignisse. Die Friedensverhandlungen, welche dem zweiten Raubkriege Ludwigs XIV. ein Ende machen sollten, waren bereits seit 1675 im Gange; sie nahmen im folgenden Jahre einen so günstigen Fortgang, daß man im Dezember 1676 das Vorspiel des „zukünfftigen Friedens" zu Jülich schon glaubte feiern zu dürfen; gleichwohl brachte erst das Jahr 1678 den Abschluß. Die Freude war vermehrt worden durch die Vermählung des Kaisers Leopold mit der Tochter des Landesfürsten. Die ehrenvollen Prädikate, die der Schuljugend stets zugelegt werden, fehlen auch hier nicht: die „Hoch-Wollgebohrne, Edle und Wollerzogene Jugendt der Schulen Soc. Jesu zu Gülich." Es wird auch wohl ein Unterschied zwischen der „Hochwoll-Edelgebohrenen" d. i. adeligen und der „Woll-Edelen" d. i. bürgerlichen Jugend gemacht. Die Zahl der auftretenden Schüler (38, im folgenden Programm 74) gibt keine Auskunft über die Gesamtfrequenz, da nicht alle Schüler bei dem Spiele mitwirkten. Öfter heißt es am Schluß der Nomina Actorum: „Reliquos omissos Scena dabit"; es wurden also nicht einmal immer alle die Mitspielenden namhaft gemacht.

Das nächste Programm ist vom 28. September 1678: „Carolus V. mortis metu regnum abdicans"[1]. „Carolus V. (so wird der Inhalt angegeben), Römischer Kayser und König in Spanien durch seine ritterliche Helden-thaten weit berühmet, hat in seinem höchsten Glück der nun schon vierzigjährigen Regierung auß Forcht deß Todts angetrieben, das Reich quitiret, umb sich in einer Eynöd zum wichtigeren Kampff deß Todts zu bereiten, welcher dan erfolget im Jahr 1558." Die Druckerei ist dieselbe: „Cölln bey Wilhelm Friessem im Ertz-Engel Gabriel in der Tranckgaß." Die Prämien spendete der Magistrat („Scabini et Senatores"); 19½ Rthlr. sind in der Stadtrechnung dafür verrechnet. — Am 26. September 1681 wurde gespielt „Funiculus triplex Amoris, Fidei, Constantiae in Bertulfo et Ansberta, rumpi nescius." Die Liebesgeschichte, die im Morgenlande spielt, zeigt, wie wenig ängstlich die Jesuiten in der Behandlung solcher Stoffe waren („Vorspiel. Die liebende Lieb reiset nach dem Geliebten: Es erschrecken sie allerhand Gefahren" usw. „Erster Außgang: Bertulfus beweinet im Kercker Ansbertae vermeinte Untrew: Zu dero jhm jhr verschraubtes Schreiben ein Anlaß gibt" usw). Das Jahr 1682 sah: „Inopia virtutum mater, opulentia scelerum: in Eulogio in scenam revocata." „Eulogius grabt einen Schatz auß, und wird verändert in einen hoffärtigen Narren," zum Schluß: „verloffen, verhungert wird Eulogius zur voriger Werckstatt geführet."

Im Jahre 1683 am 25. März wurde aufgeführt: „Spiegel eines büssenden Sünders in Augustino vorgestelt bey gewöhnlicher Jährlichen Erneuerung und Erklehrung deß erwöhlten Magistrats dero Löblichen Jung-Gesellen Bruderschafft hiesiger Haupt-Statt Gülich, den Ehr- und Achtbaren, Andächtigen und Tugentreichen Jungegesellen [folgen die Namen des Präfekten, Vice-Präfekten, der Assistenten (2), der Sekretäre (2), der „Pacificatoren" (3) und der „Consultoren" (12)] von der Hochwohl Edelgebohrnen, Wohl-Edelen und Wohl-Erzogener Jugendt der zweyten

EX SYNTAXI. Joan. Francken ex Weltz. Gaddus. Joan. Walterus Cloet Julias. Julia. Joan. Wilhelmus Alberti ex Randeradt. Joseph venditus. Ludovicus de Moncaux. Mamylas filius Pharaonis. Wilh. Benning Julias. Furor. — EX SECUNDA. Joan. Casparus Spetgens Julias. Ephoebus. Joan. Cûpper ex Lôvenich. Typhlus. Joan. Karst ex Titz. Mopsulus. Rutgerus Goswinus ab Hagens Julias. Benjamin. — EX INFIMA. Joan. Cornelius Bardenhewer Julias. Ephoebus. Joan. Wilh. Henricus Selius Julias. Europa. Joan. Wilh. Kreimans ex Steinstrass. Ephoebus.

[1] Im Jahre 1677 wurde nach den Jahresberichten gespielt: Salomon et Adonias de regno Israelitico inter se certantes.

Schull deß Gymnasii PP. S. J. zu Gülich vorgestellt." „Augustino und seinem Gesellen Alipio gelüstet ihr junges Leben im Fressen, Sauffen und anderen Bubereyen zuzubringen" usw. Schluß: „Ermahnet alle gegenwärtige, absonderlich aber die hochlöbliche Sodales, nach dem Exempel Augustini ihre Missethaten zu erkennen und zu bereuen." Die Aufführung geschah also zu Ehren der Junggesellen-Sodalität am Feste Mariä Verkündigung bei der Wahl der neuen Vorsteher (des „Magistrats"). Die „zweyte Schull" ist die zweitunterste Klasse, secunda grammatices. Handschriftlich beigefügt ist: „Magist. Kerpen"; das war nach dem Liber benefactorum der Professor 2dae Grammat., Praeses Sod. Adol. Opif. dieses Jahres. Gedruckt: Johann Heinrich Clemens zu Aachen. — Das Spiel des Jahres 1684 hatte folgenden Inhalt: „Santabarenus in geistlicher Würde ein boßhaffter Mann, suchte Leonem, jüngst von Basilio zum Mithülffen deß Reichs angenommen, auß väterlicher Erbschafft außzusetzen. Überredt derohalben Leonem, es werde bey Hoff seinem Leben nachgestelt, der Gefahr zu entgehen solle (er) ein Messer in der Stiffel tragen. Da er nun vermerckt, daß Leo diesen Rath zu Hertzen genommen, gehet er gleich zum Kayser, verklagt den Sohn, als stelle er dem Vatter nach dem Leben, zu welchem End er ein Messer nachtrage. Diese falsche Anklag hätte Leo mit dem Leben bezahlen müssen, wenn nicht wunderlich sein Unschuld wäre entdeckt worden. Baronius Anno 886." Das Stück nimmt bezug auf die Belagerung Wiens durch die Türken 1683, die Befreiung der Stadt und die Zurückführung des Kaisers Leopold. Das Jahr 1692 sah am 25. März: „Castitas victoriosa, Triumphierende Keuschheit, in Bernardino Senensi, bey gewöhnlicher Jährlicher Erneuerung und Erklärung des Magistrats dero löblicher Jungen-Gesellen Bruderschafft under dem Titul der Verkündigung Mariä . . . von der zweyten Schull des Gymnasii PP. S. J. zu Jülich vorgestellt." „Bernardinus Senensis ergibt sich von Jugend auff der Marianischen Lieb und Keuschheit. Cupido läst seine Liebs-Pfeil beym Gott Vulcano schärpffen, damit er dieselbe in die Hertzer der Menschen desto tieffer hineindrücke;" aber „Bernardinus sieget ob von der Welt und fleischlicher Wollust[1]."

Von 23 Schülern der obersten Grammatik (dritte Klasse) wurde am 29. Mai 1693 aufgeführt: Geld regiert die Welt oder die große über alles zu jetziger Zeit herrschende Macht der Königin Pecunia. Nach einer Ouvertüre („Musikalische Vorrede, Prologus musicus") zeigt der erste Teil (Actus) wie der Königin Pecunia unterworfen sind Ehr und Wissenschaft bei Hof. Pecunia, die Königin wird bei Hof empfangen und schreibt neue Gesetze vor. Die um Herberg bittende und von allen verstoßene und ausgelachte Armut wird von der Königin Pecunia zum ewigen Kerker im Spital verwiesen. Ehre und Wissenschaft erfahren bei Hof nicht ohne Leid die Wahrheit des Spruches:

> Ehr, Weisheit wird verkauft um Geld,
> Ohn dies bei Hof man nichts erhält.

Sie müssen zuschauen, wie ein grober Tölpel und Ignorant durchs liebe Geld zu Ehrenämtern promoviert. Dazu zeigt der Chor den Diogenes, wie er im Beinhaus die Schädel der Armen und Reichen unterscheiden will und dabei über die jetzige Welt klagt:

> All Ehr und Gut in dieser Welt
> Besteht allein im losen Geld.

Der zweite Teil führt vor Augen, wie der Königin Pecunia unterworfen sind Unschuld und Gerechtigkeit an den Gerichten im Anschluß an die Worte der Heiligen

---

[1] Im Herbst 1692 wurde gespielt: Theophilus ope B. M. V. ex inferni faucibus ereptus, Herbst 1693: Eustachius; so die Jahresberichte.

Schrift: Geschenke und Gaben verblenden die Augen der Weisen und machen sie stumm, daß sie nicht strafen können (Eccl 20, 31). Die Wahrheit und Gerechtigkeit wollen die Welt mit ihren heilsamen Satzungen unterrichten, werden aber überall mit Schimpf abgewiesen und von der Königin Pecunia zum Kerker verdammt. Die wegen der ihr von der Königin Pecunia zugefügte Unbill vor Gericht klagende Armut verliert den Prozeß. Die von der Ungerechtigkeit verklagte Unschuld wird von dem mit Geld bestochenen Richter ins Elend verwiesen. Nachdem die Ungerechtigkeit darüber gejubelt, führt der Chor einen sterbenden Reichen vor, der zeigt, daß der Tod sich nicht bestechen läßt.

Der dritte Teil beweist, wie selbst der Kriegsgott von der Königin Pecunia bezwungen wird:

Die Treu und Stärk des Martis Gott
Dem Geld gehorcht nit ohne Spott.

Während der Königin Pecunia von der ganzen Welt gehuldigt wird, rühmt sich allein der Kriegsgott Mars seiner allzeit siegreichen Waffen. Aber auch er wird von der Königin Pecunia überwunden. Für Geld überliefert er die stärkste Festung. Nun ist der Sieg der Königin Pecunia vollständig, sie triumphiert auf der ganzen Erde, ein Triumphbogen wird ihr unter rauschender Musik errichtet mit der Aufschrift: Dem Geld sind alle Dinge unterthan (Eccl. 10, 19). Der Schluß-Chor bringt dann wieder den richtigen Maßstab durch die bei Lucas beschriebene Tragödie, die mit den furchtbaren Worten schließt: Und es starb auch der Reiche und ward in die Hölle begraben.

Ein schönes Friedensspiel ist der Engel des Friedens, das aus Anlaß des von Innocenz XII. zur Erlangung des Friedens ausgeschriebenen Jubiläums am 25. März 1696 von der vierten Klasse (26 Darsteller) bei der Magistratserneuerung der Junggesellen Kongregation gespielt wurde. Das deutsche Szenar besagt folgendes: Der Allerhöchste läßt durch seinen Engel den Frieden verkünden den Menschen, die guten Willens sind, aber der Engel wird von den gottlosen Menschen verschmäht und verworfen. Im ersten Akt wird der Engel des Friedens, verkleidet in einen Hirten, auf die Verkündigung des Friedens hin von den Bauern als Hirte angenommen. Verkleidet in einen Edelknaben wird er von denselben Bauern angehalten und mit dem Tode bedroht. Der Engel gibt sich zu erkennen und verweist den Bauern ihre Untat. Im zweiten Akt schenkt der Engel dem Vater eines jungen Gesellen, der sich über die Armut seines Vaters infolge des Krieges beklagt, 1000 Dukaten. Der junge Geselle führt nun seinen Vater ins Wirtshaus, wo er von dem Engel angetroffen und zurechtgewiesen wird. In den weiteren Akten kommen andere Stände an die Reihe, der Kaufmann, der Richter, der Hof, die alle über den Krieg klagen und doch alle die Gaben des Friedensengels mißbrauchen. Unter den „Personae“ ist ein „Groß-Jägermeister, Sauffgesell,“ ein „Obrister Hoff-Marschal, Schmierbauch“, ein „Groß-Wolffsjäger, Junger-Gesell“, ein „Groß-Falckenmeister, Zechbruder“, ein „Oberster Brodmeister, Schmarotzer“, ein „Pasaments-Krämer“, „Plumaschen-Krämer“ (plumassier, Schmuckfedernhändler), „Bawr, Scherger, Jud, Dieb“ usw.

Das Drama des Jahres 1697 feiert die Wahl des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zum König von Polen. Der Titel gibt ein Chronogramm, in welchem viermal die Jahreszahl 1697 enthalten ist. Friedrich August zieht gegen den Sultan und die Türken, wie David gegen Goliath und die Philister. Mit ihm wird in Verbindung gebracht sein Verwandter, der Herzog von Sachsen-Zeitz Christian August, der zwei Jahre vorher zur katholischen Lehre übergetreten war und Friedrich August zum Übertritt vorbereitet hatte. Auf der Innenseite des Titelblattes steht in der Mitte das dreifache (polnische, sächsische und litauische) Wappen des neuen Königs.

Nach der Zahl und Art der auftretenden Personen muß das Stück glanzvoll gewesen sein; denn außer den beiden Hauptpersonen Friedrich August und Christian August sind genannt: David, Goliath, Saul, Kaiser Leopold, der römische König Joseph, der Erzherzog Karl von Östreich, „Ludovicus XIV., Magnus Sultan, Franciscus Tokaii Ferens, Episcopi, Duces Israelis, Philistiim, Senatores Poloniae, et Lituaniae, Ministri Saxoniae, Generales, Bassae, Legati, Aulici," und zum Schluß heißt es noch „Nuntios, Diabolos, Leones, Pardos, Ursos, Dracones Scena dabit." Gedruckt: Coloniae, Typis Petri Alstorff.

Aus dem Jahr 1698 ist das Schlußprogramm vom 26. September erhalten: „Europae bello fatigatae, nunc pacis beneficio respirantis applausus eucharisticus Jesu eucharistico pacis principi, in Aquilio, Irenophilo et Poliarcho, reginae Veporae filiis, expulso per Irenarchum Machete, optata pace fruentibus, adumbratus." In wechselnden Bildern stellt das Stück Kämpfe, Siege und Niederlagen dar, die in dem allgemeinen Verlangen nach dem Frieden gipfeln. Kurz gesagt: Der Kampf um den Frieden von Ryswyk.

„Es ist im Krieg kein Glück, kein Heyl,
Drumb biete ich die Wapffen feil . . .
Der Fried allein bringt uns das Heyl,
Ach komme dan in aller eyl,"

so singt der Chor[1].

* * *

Wie die angeführten Beispiele in Wien, München, Eichstätt, Hildesheim und Jülich zeigen, sind die beliebtesten Stoffquellen noch immer Legende und Kirchengeschichte, doch nehmen Stoffe aus der Heiligen Schrift auch weiterhin einen guten Platz ein. Besonders für die Passions- und Fronleichnamsspiele werden gern aus dem Alten Testamente die Vorbilder der Eucharistie zur Darstellung gebracht. Für die großen Dramen sind beliebte Stoffe der ägyptische Joseph, David, Absalon, Daniel. Aus dem Neuen Testament werden außer Joh. Baptist vielfach die Parabeln vom verlorenen Sohn und reichen Prasser dramatisch verwertet[2].

---

[1] Die Personen sind in einem handschriftlichen Zusatz erklärt: „Irenarchus, princeps pacis; Machetes princeps belli; Aristobulus, consiliarius bonus; Heteromisus, consiliarius malus; Vepora (Umstellung der Buchstaben) Europa; Aquilius, Imperator; Irenophilus, Rex Hispaniae: Poliarchus, Rex Galliae; Pheldinus, Delphinus (der Dauphin); Polemarchus, Dux Lotharingiae; Archistrategus, Dux Bavariae; Nicopompus, Dux Sabaudiae (Prinz Eugen); Mareschallus, Dux Luxemburgicus." Zum Schluß: „Milites, famulos, nuntios, Bucephalos, Molossos scena dabit." „Epilogus: Soli Jesu eucharistico, pacis principi, sit laus, honor, virtus, gloria et perpetua gratiarum actio (Chronogramm 1698).

[2] Eine kleine bei weitem nicht vollständige Übersicht über die aus der Heiligen Schrift gewählten Stoffe mag die folgende Aufstellung geben: Adam: Osnabrück 1669, 92; Abel: Klagenfurt 69, Krems 76; Abraham: Eichstätt 53; Isaak: (Opfer) Graz 62, Klagenfurt 68, Bamberg 63; Jakob: Breslau 51; Ägypt. Joseph: Molsheim 51, Linz 59, Rottenburg 60, Landshut 61, Siegen 62, Bamberg 63, Gr. Glogau 63, 73, Judenburg 71, Glatz 71, Aachen 71, Freiburg (Sch.) 72, 94, Luzern 75, Jülich 76, Osnabrück 83, Innsbruck 88, Hagenau 95; Moses: Glatz 83, Eichstätt 54; Esther: Burghausen 66, Breslau 72; Mardocheus (Aman): Meppen 65, Graz 63, 73, Erfurt 94; Josue: Graz 56, Konstanz 61; Job: Paderborn 55, Konstanz 60, Dillingen 79, Freiburg (Sch.) 84, Breslau 89; Tobias: Graz 56, Sagan 63, Freiburg (Sch.) 69; Jephte: Amberg 54, Neuburg 74, Klagenfurt 78; Machabaeer: Neuburg 52, Burghausen 54, Freiburg (Sch.) 55, Köln 78, München 86, Erfurt 92; Jonas: Mainz 82; Abner: Freiburg (B.) 60; Elias: Passau, Klagenfurt 73, Ellwangen 82; Joas: Erfurt 93; Eleazar: Siegen 53; Abimelech: Erfurt 80; Nabuchodonosor: Molsheim 64, Erfurt 88, Münster 82, Koesfeld 88; Joram: Schlettstadt 93; Gedeon: Passau 65, Klagenfurt 71; Heli: Siegen 61, Freiburg (B.) 91, Burghausen 99; Saul: Freiburg (Sch.) 56, Freiburg (B.) 57, Hagenau 68, Erfurt 79, Schlettstadt 93, Aachen 78; David: Mainz 53, Fulda 53, Münstereifel 59, Klagen-

Eine besondere Klasse der historischen Dramen bilden die sogenannten „Türkenstücke", insofern mehrere unter ihnen den Kampf gegen die Ungläubigen zum Gegenstand haben. Die Wahl dieser Stoffe war durch die Türkenkriege des 17. Jahrhunderts veranlaßt. In Eichstätt regte der in Aussicht stehende Kampf im Jahre 1659 zur dramatischen Verherrlichung der Schlacht von Lepanto an; das schwere Jahr 1683 zeigt, wie die christliche Pallas Schutz bei den Deutschen sucht[1]. Das Siegesjahr 1686 läßt den Verfasser in die allernächste Zeitgeschichte greifen und ihn Kaiser Leopolds Bedrängnis und Sieg im Jahre 1683 auf die Bühne bringen (Aquila Austriaca); der Sieg von Salankemen ist dem freudeerfüllten Heraklius von 1692 vorangegangen und der Americus Cibaccus von 1697 spiegelt in seiner Art die Vorgänge dieses ereignisschweren Jahres wieder[2]. Die Schlacht von Lepanto wurde 1654 auch in Landshut gespielt. Die meisten Türkenstücke sahen natürlich die 80er Jahre, so in Innsbruck, Augsburg, Luzern, Pruntrut, Köln, Hildesheim, Düren usw. Dem siegreichen Kurfürsten Max Emanuel bereitete das Münchener Kolleg 1688 bei seiner Rückkehr einen Plausus Musicus der von P. Heinr. Scherer in deutscher Sprache verfaßt worden:

Will man ein Soldaten kennen
Muß man Teutschen nennen[3].

Auf dem Jesuitentheater haben manche Stücke auch gegen soziale Mißstände der Zeit den Kampf aufgenommen, und es wäre dies sicher noch viel mehr geschehen, wenn nicht die absolutisch gesinnten Fürsten und ihre ebenso absolutischen Hof- und Verwaltungsbeamten sich darüber beklagt und dieselben verhindert hätten[4].

In Landshut wurde im Jahre 1655 in einem Zwischenspiel der damals noch mehr als jetzt berechtigten Klage der Bauern gegen die großen Wildschäden Ausdruck verliehen. Daraus machte man dann gleich eine große Staatsaktion, als hätte man sich sehr gegen die fürstliche Autorität verfehlt und Anlaß zur Empörung gegeben.

Kurfürst Ferdinand Maria beschwerte sich am 17. Dezember 1655 bei dem Provinzial Veihelin: Über einer zu Landshut gehaltenen Komödie also genannt Pauren Klag wider das Wild haben wir nit ohne Ursach ein Mißfallen getragen, weil der gemeine Mann, so ohnedes wegen der erlittenen Kriegsschaden gar schwierig ist, leichtlich einen Anlaß zu neuen Klagen und Aufwiegelung nehmen mochte. Der Provinzial solle sorgen, daß dergleichen allein zu Erweckung von Unruh

---

furt 73, Breslau 78, Rottenburg 87, Pruntrut 55, Bamberg 83, Osnabrück 92; Absalon: Dillingen 55, Siegen 59, Straubing 57, Konstanz 65, Freiburg (Sch.) 65, Landsberg 67, Amberg 82, Augsburg 82, Bamberg 87, Erfurt 89, Trient 97, Münster 90, Aachen 91, Burghausen 91, Köln 99, Innsbruck 1700. — Salomon: Eichstätt 54, Köln 56, Bamberg 70, Aachen 92, Gr. Glogau 82, Paderborn 92; Daniel: Siegen 54, Münster 61, Sagan 68, Laibach 74, Landsberg 85, Luzern 85, Schweidnitz 96; Heliodor: Burghausen 54; Judith: Landshut 54, Graz 76, München 79, Landsberg 79, Hildesheim 92, Augsburg 93; Ezechias: Düsseldorf 61; Balthasar: Köln 64, Siegen 70, Innsbruck 78, Düren 91, Regensburg 97; Elisaeus: Koesfeld 64, Bamberg 94; Ezechias: Düsseldorf 61, Köln 93; Adonias: Hildesheim 60. — Aus dem Neuen Testament: Johann Baptist: Eichstätt 55, Neiße 58, W. Neustadt 84, Konstanz 1700: Herodes: Paderborn 56, Koesfeld 60, Düren 84; 12jähr. Jesus im Tempel: Rottenburg 54, Neuburg 73; Der verlorene Sohn: Trient 55, Landshut 58, Straubing 66, Rottenburg 68, Fiume 74, Burghausen 76, Augsburg 76, Freiburg (Sch.) 78, Regensburg 85; Reiche Prasser: Paderborn 57, Sagan 70, Koesfeld 84; Evangelische Weinberg: Regensburg 64, Luzern 58, 96; Gute Hirt: Osnabrück 93; Verlorene Schaf: Paderborn 55: Der ungerechte Verwalter: Siegen 55, 72.

[1] Actio musica. Pallas Christiana e Graecia et Hungaria pulsa opem Germaniae imploravit. 6. Sept. 1683.

[2] Dürrwächter, Jesuitentheater in Eichstätt 65.

[3] Text in Clm 8511. Dort auch das deutsche Stück Austria liberata von P. Scherer.

[4] Vergl. unten Novelle 1687.

und Ungelegenheit gereichende Gedicht und Intermedia hinfüro abgestellt würden[1]. Zum Bericht aufgefordert stellte der Rektor Leonhard Lerchenfeldt in einem Briefe vom 7. Januar 1656 an Beihelin die Sache klar: In dem Stück Guarinus in venatione poenitens war ein kurzes deutsches Zwischenspiel von zwei Bauern, die sich im Dialekt über die Jagd unterhalten. Solche deutsche Zwischenspiele oder Gesänge sind überall üblich besonders zur Entschädigung derer, die kein Latein verstehen. Der Choragus (Theaterleiter) Michael (Pexenfelder) und ich haben alles vorher genau geprüft; von einer Beleidigung konnte keine Rede sein, und es wurde auch hier nach der Aufführung keine Klage erhoben. In jedem Falle lag eine Beleidigung des Kurfürsten oder des kurfürstlichen Hauses fern, da wir in ihm den größten Wohltäter unseres Hauses verehren[2].

Um die nationalen Unsitten zu geißeln, gebrauchte die Jesuitenbühne ein Motiv, das im 16. Jahrhundert schon Frischlin angewandt. Es sind alte Deutsche, die aus der Unterwelt zurückkehren und dann die für sie ganz unerhörte Ausländerei beklagen und verspotten. So besitzen wir von dem langjährigen Dillinger Rhetorik-Professor, dem bayerischen Jesuiten Michael Pexenfelder († 1685): Die Rute der alten Deutschen über ihre entarteten Nachkommen, ein Fastnachtsspiel, das in Dillingen aufgeführt wurde[3].

Im Prolog beklagt Pexenfelder das neue Deutschland, das die Sitten aller Völker annimmt und eine Beute all ihrer Torheiten wird. Diese Affen des Auslandes werden von ihren Vorfahren nicht mehr als Deutsche wiedererkannt. Die erste Szene bringt die Überfahrt der alten Germanen aus dem Elysium an das deutsche Gestade durch Charon. Die Erfahrungen der alten Germanen sind recht traurige. Deutsche Treue ist geschwunden, deutsche Tracht sucht man vergebens. Ein Schneider wird geholt, der deutsche Kleider machen soll. Der Schneider schlägt alle Arten der damals gebräuchlichen Kleider vor, die aber der alte Deutsche stets zurückweist mit der Forderung, er wolle deutsche Kleider haben; der Schneider kennt sie aber gar nicht. Die alten Deutschen beklagen das und preisen die alte deutsche Sitte, als der Mann das Kleid zierte und nicht das Kleid den Mann, als die Kleidung dem Nutzen und nicht dem Putz diente, als die Schönheit nach dem Schmuck der Seele und nicht nach dem Pomp der Kleider geschätzt wurde[4].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1708.

[2] *Orig. a. a. O.

[3] Erst später gelangte es mit anderen Stücken von Pexenfelder zum Druck: Censoria Virgula veterum Germanorum in Degeneres Posteros. Proposita Dramate Saturnalitio a Juventute Academica Dilingae. Monachii 1702. In München, Staatsbibl. P. O. lat. 777. Ein weiteres Exemplar Bav. 2080d ist von S. 17 an verdruckt.

[4] Als Probe mag dienen:

Sartor: Primo quas optas caligas?
Diogenes: Germanus germanicas petit.
Sartor: An amplas et circa genua follicantes et absque plicis, ut saccos farinacios?
Wunibaldus: Germanum germanice me vestias postulo.
Sartor: An superne laxiores et infra contractos, inversa ut marsupia?
Diogenes: Non audis? Germanus germanicas homo petit caligas.
Sartor: An globulis aureis, argenteis bombycinis; dextrorsum, sinistrorsum, antrorsum, retrorsum tanquam grandine obsitas?
Wunibaldus: Alemannus Alemannicas volo.
Sartor: An ligularum corymbiis in longum et latum, cuspidatim, orbiculatim distinctas?
Diogenes: An surdus es sartor? germanicum vestitum postulat.
Sartor: Quaero an exigat caligas oblongas et a genibus ad axillos usque pertingentes sic tamen adstrictas ut agglutinatae videantur...
Diogenes: Caligas Germanus pure pure germanicas petit.
Sartor: Iterum quaero an cum colobio, funiculis et fibulis antrorsum fibratis an cum thorace dimidia sui parte hiante...
Diogenes: Ulmea hac ulna tibi mensurabo pannum ut altera etiam die sentias.
Sartor: Varietas ut scitis delectat, hinc varias Germani amant caligas...

Censoria Virgula p. 24s.

In einer weitern Szene wird die Sprachmengerei und die Titelsucht gegeißelt. Die modernen deutschen Polyglossen und Philoglossen begrüßen sich mit einem Schwall von französischen und welschen Redensarten. Da kommt einer von den alten Deutschen und fragt: Wir möchten wissen, von welcher Nation ihr seid. Polygl.: Wir sind Deutsche. Der alte Dietbold: Ihr Deutsche? Polygl.: Ja, Deutsche. Diogenes: Von deutschen Eltern in Deutschland geboren? Philogl.: Geboren und erzogen von Deutschen. Dietbold: Ihr Betrüger und Verräter! Ihr Deutsche von einem deutschen Vater und einer deutschen Mutter? Habt ihr denn dieses Kauderwelsch (linguarum purgamenta) mit der Muttermilch eingesogen? Habt ihr diese schauderhaften Worte in Deutschland gelernt? Als Diogenes sie züchtigen will, schreit Polyglossus: Pour amour de Dieu pardon pardon , . . Dann kommt die Titelsucht an die Reihe. Einer der alten Deutschen hat einen Brief gefunden und liest die Adresse: Al molto Illustre Valoroso et strenuo Monsieur Herculi Grand' animo von Bellmont unnd Eisenthal, wolbestellten Sergant deß N. Regiment, Domino meo molto gratioso et colendo. Darauf der alte Dietbold: Was soll dies Portentum? Sind denn so die Titel für einen Scherganten gewachsen, der bei uns alten Deutschen ein so geringer Mann war? Dann wird der ganze Brief verlesen in einem geschraubten Mischmasch von deutschen, lateinischen, französischen Worten. Die alten Deutschen sind entsetzt. Was sollen wir mit solchen Sprachverderbern machen? Solche Scheusale werden in unserm Vaterlande geduldet! Schließlich gießen Juvenal und Martial ihren Spott über diese Sprachmengerei aus.

Im Epilog entschuldigt sich der Dichter, daß er Deutschland zu nahe getreten, aber bei einem Vergleich der Nationen müsse man stets festhalten, daß bei allen Fehlern Deutschland doch unter allen Nationen leuchte wie die Sonne unter den Gestirnen: Lebt wohl und mehret die Zierde Deutschlands durch neue Taten.

Wie die handschriftlichen Jahresbriefe der oberdeutschen Provinz berichten, wurde im Jahre 1684 in Eichstätt gespielt: Tuisko, der Stammvater (auctor) der Deutschen, der aus der Unterwelt zurückkehrt, sein Deutschland besucht, dabei mit der Kleidung seine Sitten ändert und dafür zur Strafe vom Elysium ausgeschlossen wird[1]. Vielleicht ist es dasselbe Stück, das 1692 in Dillingen aufgeführt wurde und dessen Inhalt von den Jahresbriefen nur mit den Worten wiedergegeben wird: Tuisconem modernae Germaniae mores exhibentem.

Ein ähnliches Stück wurde später in Kaufbeuren gespielt: Tuisco redivivus besucht Deutschland und wundert sich über seine neuen Sitten[2]. Der alte Deutsche findet, daß die deutsche Treue geschwunden, beklagt, daß die Feinde des Deutschen Reiches in den deutschen Eingeweiden wüten. Eine eigene Szene ist der Verwelschung der deutschen Sprache gewidmet. Tuisko fragt den Novatus, der ihn mit den Worten begrüßt: Je suis ravi die Honneur zu haben, auf ihn allhier zu renkontriren: was für ein Landsmann ist er, denn ich verstehe seine Sprache nicht? Novatus: Der Herr ein raffinirter Teutscher und Paris garnit en passant lustrirt? Ich gestehe, ich kann keinen Fetzen an meinem Leib tragen, der nicht dort gemacht ist. Der alte Deutsche findet in Deutschland nichts Deutsches mehr und eilt betrübt zum

---

[1] Die Vermutung Reinhardstöttners in den Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns 5 (1897) 38, daß dies Eichstätter Stück wohl dasselbe sei wie das gleich zu erwähnende, in Clm 17797 vorliegende, trifft mithin nicht zu.

[2] Das Stück ist handschriftlich aufbewahrt in Clm 17797 unter dem Titel Tuisco ab inferis redux. Iter in novum mundum a Tuiscone susceptum. Ludis saturnalibus exhibitum ab utraque syntaxeos classe gymnasii S. J. Kauffburae. Febr. 1727.

Rachen des Charon zurück. Schluß: Fave spectator, et si splenem non movemus, bilem perversos in mores exonera.

* * *

Aus dem Gesagten erhellt hinreichend, daß an einzelnen Orten in bezug auf das Schultheater des Guten eher zu viel als zu wenig geschah. Durch ein Übermaß wurden aber die Studien zu sehr in Mitleidenschaft gezogen. Auch das immer stärkere Eindringen der Musik war zwar als Bildungswert zu begrüßen, mußte aber doch den eigentlichen Zwecken des Schultheaters Abbruch tun. Gegen diese und ähnliche Mißstände können wir wie früher einen fortgesetzten Kampf beobachten.

Da war es vor allem das Zuviel. Was der Geschichtschreiber des Jesuitentheaters in Eichstätt hervorhebt[1], gilt auch von den meisten übrigen Städten: Außer der regelmäßigen Endkomödie am Schlusse des Schuljahres „bot sich häufig Gelegenheit zu einer außerordentlichen dramatischen Aufführung. Hatte der Fürstbischof fürstlichen Besuch, so versäumte er, wenigstens im 17. Jahrhundert und solange das Jesuitentheater noch die Stelle eines Hoftheaters vertrat, es nicht, ihn die dramatischen Leistungen seines akademischen Gymnasiums bewundern zu lassen. Festlichkeiten im Leben des Fürstbischofs, seine Wahl und Konsekration, den Jahrestag derselben, sein Priesterjubiläum, pflegte das Gymnasium durch ein Drama zu verherrlichen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sprach das Kolleg seine Neujahrsglückwünsche für den Fürsten und die Stadt am 1. Januar in einer szenischen Aufführung aus". Dazu kam in der Charwoche ein Passionsspiel und Fastnacht ein Fastnachtsspiel. Zudem pflegte jede einzelne Klasse jährlich ein Stück aufzuführen, gelegentlich auch mehrere in einem Jahre, von den Kleinen, den Rudimentisten an bis hinauf zu denen, die als Rhetoren am meisten zu theatralischer Übung und Geschicklichkeit veranlaßt waren. So wurde ein Theaterpersonal aus Schülern gewonnen, das in fortwährenden Übungen herangebildet, zusammenwirken lernte wie ein gutgeschulter Chor und in der großen Endkomödie des Schuljahres seine ausgesuchten und vollen Kräfte einzusetzen vermochte. Und schließlich wurde ein und das andere Mal jährlich auch noch in den beiden Marianischen Kongregationen gespielt, der akademischen und bürgerlichen. So verging fast kein Monat im Jahr, den August, den Monat der großen Skriptionen und Vorbereitungen für die Endkomödie etwa ausgenommen, in welchem nicht das eine oder andere Stück über die Bretter ging: dabei muß man aber noch berücksichtigen, daß in den meisten Fällen jedes (große) Stück wiederholt, manchmal sogar dreimal gegeben wurde, um sich einen Begriff zu machen von der unermüdlichen dramatischen Tätigkeit der Jesuiten in Eichstätt, von der Bedeutung ihres Theaters für den Hof, der sich lebhaft dafür interessierte, und für die Bevölkerung, die ihre Schaulust und ihr Interesse für die dramatische Kunst hier lange und nicht zu ihrem Schaden befriedigt sah.

Das war jedenfalls im Interesse der Schule zuviel. Deshalb sahen sich die Oberen fortgesetzt veranlaßt, ihre Stimme gegen das Übermaß zu erheben und an frühere Verordnungen zu erinnern. Das Memoriale der oberrheinischen Provinz vom Juni 1655 betont: Bei den Monatsdeklamationen der Rhetoriker wird gegen frühere Vorschriften gefehlt, indem an Stelle der Deklamationen Dramen aufgeführt oder Kostüme gebraucht werden; es darf dies nur zweimal im Jahre geschehen. Ebenfalls soll die frühere Verordnung beobachtet werden, daß bei den

---

[1] Dürrwächter, Das Jesuitentheater in Eichstätt 46 f.

Komödien kein Spieler in Weiberkleidung oder in einer dieser ähnlichen zu weichlichen Kleidung auftreten soll[1]. Zur selben Zeit klagte das Memoriale der oberdeutschen Kongregation vom 24. Mai 1658, daß die dramatischen Aufführungen in den Schulen zu häufig seien. Schon das Memoriale vom 15. Juli 1655 hatte Mäßigung in diesem Punkte empfohlen und auf eine Verfügung vom 12. April 1653 verwiesen.

Im Jahre 1660 (10. Oktober) kam das Memoriale der oberrheinischen Provinz auf die frühere Klage zurück und bestimmte: Mit Ausnahme der Rhetorik genügt es für die andern Lehrer einmal im Jahre eine szenische Aufführung zu veranstalten, und damit nicht durch das Einüben zum Schaden für die Studien zuviel Zeit verloren geht, soll die Einübung auf einen Zeitraum von drei Wochen beschränkt werden, vom Tage der Verteilung der Rollen gerechnet. Die Aufführungen überhaupt sollen seltener stattfinden und dabei Tänze der Faunen und anderes dergleichen gänzlich vermieden werden. Am 8. April 1671 mahnte der oberrheinische Provinzial Colbinus im Auftrage des Generals: Die Lehrer der untern Schulen sollen sich nicht zu sehr auf szenische Aufführungen verlegen, da sie dadurch selbst viele Zeit vertrödelten und die Schüler von nützlicheren Studien abgehalten würden. Später bestimmte das Memoriale der oberrheinischen Kongregation vom 11. Mai 1681 noch genauer: Die Rhetorik darf nur zweimal im Jahre eine szenische Deklamation abhalten, die der Grammatikklassen darf nicht über 1 1/2 Stunden dauern und die Einübung nur 14 Tage in Anspruch nehmen[2]. Gegen die Unsitte, auf dem Theater förmliche Schmausereien oder Gastmähler aufzuführen, schritt der oberrheinische Provinzial am 1. Juni 1695 mit einem Verbote ein. Aber die Klagen dauerten fort. Viele, auch Auswärtige klagen, so heißt es in dem Memoriale der oberrheinischen Provinz von 1696, daß durch die Zurüstungen für Deklamationen und Dramen die Studien großen Schaden leiden: Die Zeit der Einübung sei zu lang, die gewöhnlichen Pensa würden häufig nachgelassen und die Schüler zur Zeit der Schule mit anderen Dingen beschäftigt.

In der niederrheinischen Provinz wurde in dem Memoriale vom 13. Juli 1658 an die früheren Bestimmungen über Maßhaltung in den szenischen Deklamationen erinnert und ihre Vorlesung zu Anfang des Schuljahres verfügt. Der Provinzial Weidenfeldt verlangte in dem Memoriale vom 14. Mai 1672 weitere Einschränkungen. Öffentliche Aufführungen seien nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Provinzials gestattet. Das Schlußdrama solle nur eine Stunde dauern und ohne große Zurüstungen gegeben werden[3]. Ähnliche Weisungen ergehen in den folgenden Jahren[4]. Im Memoriale vom 6. Juli 1682 heißt es: Die Dramen sollen seltener und kürzer sein, damit die Lehrer nicht zu sehr überbürdet und die Schüler nicht zerstreut werden. Das Schlußdrama darf nicht zu sehr in die Lärge gezogen werden, damit man auf die Proben nicht zuviel Zeit verwenden müsse zum Schaden für die Studien und die Aufführung nicht zu lang dauere zum Überdruß für die Zuschauer. Das Memoriale von 1685 verbietet wiederum, wie das von 1678, szenische Darstellungen bei den monatlichen Deklamationen[5].

Wie die Wiederholung derselben Vorschriften erkennen läßt, suchten poetische Neigungen der Lehrer und die Spiellust der Schüler immer und immer wieder die gezogenen Schranken zu durchbrechen. Die Diarien der verschiedenen Kollegien

---

[1] Dies und das Folgende nach den handschriftl. Akten der Prov. Kongregationen.
[2] Vergl. Duhr, Studienordnung 147.
[3] Vergl. Duhr, Studienordnung 147.
[4] Vergl. R. Müller, Beiträge 19.
[5] Ähnlich Memoriale vom 18. Mai 1696. Müller, Beiträge 20.

bieten dazu manche zuweilen recht ergötzliche Beispiele. So heißt es zum Beispiel in dem Diarium von Hildesheim zum Mai 1680: In diesem Monat fragten die Lehrer der Grammatikalklassen den Studienpräfekten um Rat, ob sie doch nicht vielleicht so ein Schauspielchen in ihren Klassen aufführen könnten. Der Präfekt versprach seinen Beistand. Schon im Juni gelang es der Syntax, ein Drama aufzuführen als Festfeier der Schutzengelsodalität. Es dauerte eine Stunde und auch angesehenere Herren und Damen waren die Zuschauer. Schon etwas länger, „anderthalb Stündchen" dauerte das Klassendrama der Sekunda im selben Monat Juni. Im Juni des nächsten Jahres 1681 führten die Syntaxisten am 2. Juni wieder ein Klassendrama auf, diesmal von drei Stunden und vor einer dicht gedrängten Zuschauermenge; am 6. und 8. Juni folgten dann die Sekundaner und Infimisten mit Stücken, die anderthalb Stunden dauerten; bei den Infimisten rühmt der Präfekt insbesondere das gute Spiel und die glänzenden Kostüme[1].

Gegen das Überhandnehmen der Musik bei den dramatischen Aufführungen machte das Memoriale der oberdeutschen Kongregation vom 2. September 1660 folgendes geltend: Es entspricht nicht dem Zweck und der Einrichtung unserer Schüler-Aufführungen, daß dieselben fast nur in Musik und nicht in Deklamation bestehen. Daraus folgt, daß die Schüler aus solchen Darstellungen nicht die richtige Art des Auftretens und Redens lernen, was doch der Zweck dieser Schul-Aufführungen ist. Ferner treten deshalb im Theater nur mehr arme Schüler auf und solche niedrigster Herkunft mit Ausschluß der bürgerlichen und adeligen, weil letztere gewöhnlich keine Musiker sind. Das Memoriale bezieht sich auf ein Schreiben des Generals Nickel vom 29. März 1659[2].

Gegen Zunahme der Tänze[3], besonders in Weiberkleidung schritt der General Oliva in einem Schreiben vom 30. September 1679 an den oberrheinischen Provinzial Vorler scharf ein[4].

Manche Mißstände hatten sich herausgestellt durch die Aufführung des Hauptdramas am Anfange des Schuljahres. Wegen der damit verbundenen Unzuträglichkeiten war man vielfach dazu übergegangen, dieselbe auf den Schluß des Schuljahres zu verlegen. In der oberrheinischen Provinz geschah dies erst im Jahre 1652 und zwar mit folgender Begründung[5]: Es ist eine alljährlich wiederkehrende Klage, daß ein nicht geringer Teil der Studenten aus der Heimat erst nach dem 8. oder sogar 15. November zurückkehrt, auch in den Jahren, in denen die Weinlese längst vor November beendigt war. So mußte der Schulbeginn fast immer 8—15 Tage hinausgeschoben werden, besonders auch deshalb, weil bei dem Drama, das vor der

---

[1] Müller, Beiträge 21 f.

[2] Dieses Schreiben an den Provinzial Muglin lautet: Notant aliqui, et prudenter, non esse ex fine et instituto actionum scenicarum, quae fiunt a nostris discipulis, quod illae fere sint musicae, et non declamatoriae, ex quo varia consequuntur incommoda, atque imprimis duo haec: primum, quod ex actionibus istius modi adolescentes non condiscant eam agendi, et dicendi rationem, ob quam docendam fiunt in scholis nostris declamationes; alterum, quod fere soli pauperculi, aut certe infimae conditionis adolescentes, relictis honoratioribus, et nobilibus, quia musici esse non solent, in theatro exerceantur. *Ad Germ. sup.

[3] Vergl. Dürrwächter, Jesuitentheater in Eichstätt 68.

[4] Intelligo morem invalescere producendi in actionibus scenicis feminas habitu prorsus muliebri . . . Sic Bambergae non ita pridem spectatae Drahomira et Ludmilla, Moguntiae sponsa Alexii, Heiligenstadii Herodias cum filia . . . choreas agentes. Absurda omnia, et saepius proscripta, tanquam argumenta non suppeterent scenis nostris aptiora, aut religiosis theatris spectantium oculos moresque actorum effeminare flagitium non foret. Cupio RVam sedulam operam dare, ut propudia eiusmodi supremum spectatae sint. *Ad Rhen. sup.

[5] *Hist. Rhen. sup. 31, 217.

Erneuerung gespielt wurde, die erwählten Spieler meist zu spät zurückkehrten; man mußte deshalb mit Verdruß auf sie warten oder, wenn ihr Ausbleiben sich hinzog, schnell andere, die zur Hand waren, nehmen, die dann für das Lernen ihre Zeit brauchten und so nicht selten die Aufführung bis zum 14. November hinauszogen. Dazu kommt, daß mehrere besonders tüchtige Spieler die Rollen ausschlugen, um nicht früher zurückkehren zu müssen. So geschah es denn nicht selten, daß weniger Geeignete auftreten mußten nicht ohne Tadel von seiten der Auswärtigen und zur Unehre für die Schule. Dies wurde mit einem Schlag anders durch die Verlegung auf den Schluß des Schuljahres, so daß jetzt alle Anfang November zur Stelle sind. Dabei ist auch folgender Vorteil: Wenn das Aufsteigen mit Drama und Preisverteilung den Herbstferien vorangeht, so kommen die Aufgestiegenen mit Freude zu ihren Eltern, die Zurückgebliebenen geben aber den Eltern zeitig Gelegenheit zu überlegen, ob es sich verlohnt, noch weiter Ausgaben für die Studien zu machen oder ihre Söhne einem Handwerk oder einem andern Berufe zuzuführen. Die Sitte besteht bereits in Belgien, Oberdeutschland und Frankreich seit Jahren. Auch geben die Fürsten und Magnaten dieser Weise den Vorzug. Weiterhin fällt ein anderer Nachteil dabei weg. Meist hat der Rhetorikprofessor die Aufgabe, das Drama zu verfassen; wenn dieser aber im Oktober zu den theologischen Studien oder zu einem sonstigen Amte berufen wird, muß das Drama im November von einem andern aufgeführt werden, der die Idee des Verfassers und die Zurüstung nicht kennt, folglich mit geringerem Erfolg das Stück zur Aufführung bringt; dies wird vermieden, wenn der Verfasser die Leitung übernimmt, bevor er das Kolleg verläßt.

Die Klagen, die aus verschiedenen Provinzen auch von Fürsten und Magnaten über das Schultheater in Rom einliefen, faßte der General Noyelle in einem Rundschreiben vom 10. Juni 1687 zusammen: Die Dramen, die früher vielen geistlichen Gewinn brachten, sollen abweichend von unserem Institute an einigen Orten heidnische Fabeln darstellen, anderswo Liebesgeschichten, anderswo unter erdichteter oder historischer Maske beißende Satiren gegen Fürsten und Magnaten, anderswo ungeziemende Volksszenen in der Landessprache zur Aufführung bringen. Obgleich es mir scheint, daß diese Berichte etwas milder aufgefaßt werden können als sie lauten [1], so möchte ich doch, daß besonders den Fürsten und den Magnaten auch nicht ein Schein der Klage gegeben werde. Deshalb rufe ich die Vorschriften der Studienordnung ins Gedächtnis, daß der Stoff der Aufführungen ein frommer und die Sprache die lateinische sei [2]. Wie die Prediger, sollen die Dichter in ihren Dramen allen Tadel der Fürsten und Magistrate vermeiden. Durch Beobachtung dieser Regeln wird allen Klagen der Boden entzogen. Zu diesem Zwecke sind in einigen Provinzen heilsame Verfügungen erlassen worden, die auch in den andern Provinzen beobachtet werden sollen: Das Thema muß vor der Ausarbeitung dem Rektor und den Konsultoren zur Prüfung vorgelegt, und wenn es angenommen ist, in der ersten Skizzierung wiederum unterbreitet werden. Das vollständige ausgearbeitete Drama unterliegt der Zensur des Rektors und eventuell des Studienpräfekten. Wird das Stück vor Fürsten aufgeführt, ist es auch den in deren Diensten befindlichen Patres vorzulegen, die darauf zu sehen haben, daß sich nichts einschleicht, was mit Recht getadelt werden könnte. Nach hinreichender Übung, die den Studien nicht abträglich sein darf, soll eine Probeaufführung vor dem Rektor, den Konsultoren und vor den betreffenden Hofpatres gegeben werden, und zwar wenigstens

[1] Etsi vero videar mihi haec mitius quam ad me perscribantur accipere posse.

[2] Reg. Prov. 58, Reg. Rect. 13, 14.

acht Tage vor der eigentlichen Aufführung, so daß dem Verfasser noch Zeit bleibt zu etwaigen Verbesserungen[1].

Abgesehen von den angedeuteten Mißständen hat das Schauspiel an den Jesuitenschulen seine Aufgabe trefflich erfüllt, viele Anregung zu allem Guten und edlen Taten gegeben und das nationale Empfinden in der trostlosen Zeit nicht unwesentlich gefördert. Auf die neu aufkeimende deutsche Literatur ist dasselbe nicht ohne Einfluß geblieben[2].

[1] Der Provinzial der böhmischen Provinz Christelius an den Rektor von Olmütz 13. Juli 1687, *Orig. Wien Staatsarch. Geistl. Arch. Nr. 460, *Kop. Wien Hofbibl. 12025. Bruchstück bei Kelle, Jesuitengymnasium in Österreich (1876) S. 143 und Nr. 214; darnach Reinhardstöttner 122. Vergl. Regulae concionatorum 14.

[2] Für Gryphius z. B. weist diesen Einfluß eingehend nach W. Harring, Gryphius und das Drama der Jesuiten (1907) 10 ff.



Drittes Kapitel.

Erziehungsanstalten.

Die Konvikte und Seminare in Wien — Graz — Linz — Passau — Schweidnitz — Sagan — Glatz — Dillingen — Ingolstadt — Regensburg — Neuburg — Köln — Fulda — Düsseldorf — Trier. — Das Germanikum.

Wie die Schulen der Aneignung der Bildung und zugleich der Ertüchtigung von Sittlichkeit und Frömmigkeit dienen, so sind die Wohnungsgemeinschaften der Jünglinge Pflanzstätten und gleichsam Sprößlinge der Schulen. Mit diesen Worten beginnen die Jahresbriefe der österreichischen Provinz vom Jahre 1651 den Abschnitt über die Erziehungsanstalten. Sie wollen damit wohl andeuten, daß den Schulen die Hauptaufgabe, den Konvikten eine unter Umständen sehr nützliche Ergänzungsarbeit zukommt.

Diese Ergänzungsarbeit war fortgesetzt eine recht schwierige und brachte manche Verdrießlichkeiten mit sich. Es ist deshalb einleuchtend, daß keine große Lust bestand, die Zahl der bestehenden Anstalten zu vergrößern. Nur in einer Hinsicht war man bereitwilliger, nämlich dann, wenn es sich darum handelte, die Zahl der Stiftplätze für arme Studenten zu mehren oder neue Armenkonvikte zu gründen.

In der österreichischen Provinz befanden sich im Jahre 1651 18 Konvikte. Dazu gehörte ein eben von zwei Pfarrern gestiftetes neues Armenkonvikt in Steyr. Die Stiftung für arme Studenten in Fiume wurde um 20000 fl. vermehrt durch eine edle Dame Ursula von Thanhausen. Alle Konvikte und Seminare zusammen zählten (in der österr. Provinz) im Jahre 1665 574 Interne, während gleichzeitig 7658 Externe die Jesuitenschulen besuchten [1]. In Wien bestanden drei Erziehungsanstalten, das Ignatiuskonvikt, das Konvikt der heiligen Barbara und das Pazmaneum. Im Jahre 1652 zogen die Zöglinge des Ignatiuskonvikts aus dem alten Gebäude der Landschaftsschule in ein neues Heim. Dort standen früher die Rosenburse und dicht unter den Stadtmauern elende Soldatenhütten. Alle diese Gebäude waren zu dem Neubau verwandt worden. Außerdem hatten zwei Bürgerhäuser Raum gegeben für die Kapelle der heiligen Barbara. Einen großen Teil der Kosten trugen nach der Vereinbarung die Dominikaner, die dafür 1650 die Landschaftsschule als Eigentum erhalten hatten. In das Ignatiuskonvikt wurden 1654 auch 40 Pankratianer (nach dem Konvikt St. Pankraz genannt) als Alumnen aufgenommen. Für den Unterhalt dieser waren 2400 fl. bestimmt und zwar 1600 aus den Einkünften der alten Bursen, 600 vom Kaiser, 200 vom Jesuitenkolleg. Diese Zahl von 40 Alumnen wurde beibehalten bis 1656, weil die Burseneinkünfte so spärlich eingingen, daß nur 20 unterhalten werden konnten. So waren

[1] *Austria 142: Functiones Prov. Austriae April. 1665.

denn beide Konvikte St. Ignaz und St. Pankraz in einem Hause untergebracht. Beide Abteilungen behielten aber ihren früheren Namen bei. Unter den Pankratianern waren auch die Stipendiaten der Universität, die unter der Bedingung aufgenommen wurden, daß sie sich der Konviktsordnung fügten. Sowohl die Universität als auch der Kaiser behielten nach der Höhe ihrer Leistungen das Präsentationsrecht für diese Stipendiaten[1]. Das ganze Seminar bestand aus zwölf Alumnaten, d. h. zwölf Gruppen verschiedener Stiftlinge, deren jede Gruppe einen andern Stifter hatte. Unter den Alumnen waren gewöhnlich 30 Musiker, die bei der Musik in der Kirche des Kollegs und des Profeßhauses mitwirkten. Das Seminar hatte auch eine eigene Marianische Kongregation[2]. In dem Seminar befanden sich 1658 und 1665 59 Stiftlinge, 1690 und 1700 81 Stiftlinge und Konviktoren.

Das Konvikt der heiligen Barbara zählte 1658 76 Zöglinge darunter 49 Alumnen, 1665 62 Zöglinge, davon waren 19 päpstliche Alumnen, 11 andere Stiftlinge, 6 Ordensleute, 2 Grafen und 3 Barone usw., 1700 waren es 95 Zöglinge (18 Adelige) mit Vorständen und Dienstboten zusammen 107 Personen. Die Kongregation der heiligen Barbara wirkte sehr günstig auf den innern Geist ein. Wegen der Kleselschen Alumnen, die von der Kleselschen Stiftung (20000 fl.) unterhalten wurden, kam am 20. Juni 1674 zwischen dem Vorstande des Konvikts und dem Bischof von Wien ein Übereinkommen zustande, welches im wesentlichen bestimmte: Aufnahme und Entlassung der Zöglinge, die Deutsche sein sollen, steht dem Bischof von Wien zu. Die Zöglinge werden nach Vollendung des philosophischen Lehrkurses je nach ihrer Fähigkeit entweder die praktische (casus) oder die spekulative Theologie studieren. An Sonn- und Festtagen sollen sie beim Hochamte in St. Stephan erscheinen, auf Verlangen assistieren, dem kirchlichen Offizium und den Prozessionen beiwohnen, damit sie außer dem Studium auch die Praxis erlernen und allmählich zur Seelsorge tauglich werden. Nach Vollendung der Studien werden sie als Priester wenigstens drei Jahre in der Wiener oder Wiener-Neustädter Diözese dienen. Die Zahl der zu unterhaltenden Alumnen wurde auf sechs bestimmt[3].

Im Pazmaneum befanden sich 1665 34 Zöglinge, davon 21 Stiftlinge Pazmans, die übrigen von andern ungarischen Bischöfen; 1688 betrug die Zahl 66, im Jahre 1699 waren es 68 Stiftlinge und Konviktoren; die höchste Zahl 72 zeigen die Jahre 1691 und 1697. Gegen Ende des Jahrhunderts war in diesem Seminar die Sitte eingeführt, daß die geistlichen Übungen gemacht wurden, so befanden sich Weihnachten 1699 fast alle in den Exerzitien; 1700 unterzogen sich alle mit Ausnahme eines einzigen, der krank war, den geistlichen Übungen[4]. Im Jahre 1668 übersiedelten die Alumnen in die Burse Goldberg. Das Pazmaneum wurde abgerissen und an seiner Stelle und an Stelle eines früher gekauften nebenstehenden Hauses ein Neubau aufgeführt, der 1672 bezogen werden konnte[5].

Außer Wien hatte nur noch Graz mehrere Konvikte: Das Konvikt vom Heiligen Geist und das Ferdinandeum. In dem erstern waren 1665 49 Zöglinge, davon 4 Ordensleute, 13 Stiftlinge von Geyrach, 5 Stiftlinge der Königin von Polen, 4 andere Stiftlinge. Im Ferdinandeum wohnten zur selben Zeit 66, davon 19 Stiftlinge verschiedener Wohltäter, 11 Konviktoren, die übrigen meist Singknaben. Im Jahre 1699 zählte das Ferdinandeum 70 Zöglinge. Ein Geld- und Rangstreit zwischen dem Rektor des Grazer Kollegs und dem Regens des Heiligen Geistkonvikts kam nach langen Beratungen endlich 5. September 1652 zu einer

---

[1] Seb. Mitterdorffer, Conspectus Hist. Universitatis (1725) 267 ff.
[2] *Austr. Fund. 3, 1 ff.
[3] Wappler, Theol. Fakultät zu Wien 125 f.
[4] *Litt ann. Vergl. oben S. 452.
[5] Wappler 127.

Entscheidung. Es handelte sich nämlich um die für die Stiftlinge bestimmten Einkünfte aus dem Kloster Geyrach. Es wurde ausgemacht: alle Einkünfte aus diesem Kloster dürfen nur für die Stiftlinge verwendet werden, nicht für die Konviktoren oder die Unsrigen mit Ausnahme des Regens und des Präfekten der Alumnen und für die entsprechend der Zahl entfallenden Hauslasten. Die Verwaltung dieser Güter wird der Regens des Konvikts mit Abhängigkeit vom Rektor des Kollegs leiten. Die spekulative Frage, wer der eigentliche Eigentümer dieser Stiftungsgüter sei, die Stiftlinge oder die Stiftlinge und ihr Regens oder das Grazer Kolleg, dem die Stiftung inkorporiert, wurde unentschieden gelassen[1].

Eine besondere Erwähnung verdient noch das Konvikt zu Linz. Die Zahl der Zöglinge des Konvikts war im Jahre 1699 — so berichten die Jahresbriefe — auf 46 gestiegen, darunter 9 aus Schweden Dänemark und Norwegen, teils Konvertiten, teils geborene Katholiken. Wie wir aus anderen Quellen wissen, hatte P. Martin Gottseer (aus Kirchau in Niederösterreich), der früher als Gesandtschaftsrat in Stockholm gewirkt, im Jahre 1698 6 Nordländer nach Linz geleitet und einstweilen im St. Ignatiusseminar untergebracht. Die Kataloge nennen ihn 1700 als Regens des Konvikts. Wir haben hier die ersten Anfänge des spätern nordischen Kollegs[2].

In Passau lag das Seminar noch unter der Asche des großen Stadtbrandes. In den Konkordaten von 1673 wurde bestimmt, der Bischof solle, da kein Geld für den Neubau vorhanden, wie sein Vorgänger 24 Schüler unterhalten[3]. Erst 1689 konnte der Bischof Hand anlegen an den Neubau und ihn 1693 zu Ende führen. Nach längeren Verhandlungen kam am 21. Oktober 1694 eine Konvention über das Klerikalseminar zustande zwischen dem Fürstbischof Johann Philipp Graf von Lamberg und P. Franz Voglmayr, Provinzial der österreichischen Provinz[4]. Die wesentlichen Bestimmungen sind folgende: Die Alumnen müssen absolvierte Philosophen oder wenigstens absolvierte Logiker sein. An bestimmten Tagen haben sie beim Gottesdienst im Dom zu helfen, doch ohne Schaden für die Studien. Die Leitung in bezug auf Studien und Disziplin haben die Patres der Gesellschaft Jesu, die Oberaufsicht der Bischof, dem auch vor einer etwaigen Entlassung die Gründe mitzuteilen sind. Die Gründe sind nicht allein vom Regens, sondern auch vom Rektor des Kollegs zu untersuchen, ferner bleibt dabei den Alumnen der Rekurs an den P. Provinzial offen. Als Wohnung dient der auf Kosten des Bischofs errichtete Neubau des Seminars neben dem Kolleg der Gesellschaft, unbeschadet des Eigentumsrechtes der Gesellschaft an Grund und Boden und Haus. Die Aufnahme steht beim Bischof. Für Kost, Kleidung und Bedienung sorgen die Patres; sie erhalten dafür für jeden Alumnen und für Regens und Subregens jährlich 150 rhein. Gulden zu 60 Kreuzern gerechnet, die in zwei Hälften vorausbezahlt werden. Der Gesellschaft Jesu steht es frei, andere Stiftlinge oder auch zahlende Konviktoren zuzulassen, wie auch der Bischof außer den augenblicklichen sechs Alumnen noch weitere aufnehmen kann. Die bischöflichen Alumnen haben bei dem Sitzen im Speisesaal und auch sonst den Vorrang vor den übrigen Zöglingen. Die Kleidung besteht in violetten Talar, einem schwarzem Mantel und schwarzem Hut. Diese Kleidung, sowie Schuhe, Strümpfe, Unterkleider wird der Regens allen Alumnen beim Eintritt besorgen, instand halten und wenn nötig erneuern aus der jährlichen Pension, so daß die Alumnen immer reinlich und anständig gekleidet sind. Nach der Priester-

[1] Wortlaut in *Fund. Austr. 1, 199.

[2] Vergl. G. Kolb, Jesuiten in Linz (1908) 113 ff.

[3] M. R. Hochstift Passau Nr. 1630.

[4] *Kop. l. c. Nr. 1625 und *Fund. Austr. 3, 128 ff.

weihe erhalten die Alumnen beim Austritt vom Regens anständige priesterliche Kleidung. Nachdem die Alumnen vor dem geistlichen Offizium examiniert worden und die Aufnahme erhalten, legen sie vor demselben einen Eid ab, den sie unterschreiben und siegeln müssen. Derselbe enthält das Versprechen, die Gesetze des Seminars treu zu beobachten, Wiedererstattung der Kosten im Falle der selbstverschuldeten Entlassung, nicht ohne Erlaubnis des Bischofs die Diözese zu verlassen oder in einen Orden einzutreten. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Herbst werden die Alumnen von den vom Rektor bestimmten Examinatoren in den Jahresfächern geprüft; genügt einer zum erstenmal nicht, erhält er vom Rektor die Mahnung, das Versäumte im nächsten Halbjahr nachzuholen, beim zweitenmal eine geeignete Strafe, beim drittenmal wird er mit Vorwissen des Bischofs aus dem Seminar entlassen. —

In Schlesien nahmen die Konvikte einen guten Fortgang. Großen Schwierigkeiten begegnete die Errichtung eines Konvikts in Schweidnitz. Ein baufälliges Gebäude hatte man 1671 hergerichtet, aber erst 1676 gelang es, dasselbe zu beziehen. Im ersten Vierteljahre erreichte man den Eintritt von 16 Zöglingen, die sich gegen Schluß des Jahres auf 24 erhöhten (später 1696 auf 31). Mit Ausnahme von dreien, die durch Almosen erhalten wurden, waren es alle zahlende Zöglinge. Zum Patron wählte man den heiligen Franz Xaver. Um besser für die Disziplin zu sorgen — so berichten die Jahresbriefe von 1695 — ließen sich der Regens mit seinen Gefährten bewegen, mit den Zöglingen am selben Tische zu speisen; den Unterhalt für sie lieferte das Kolleg in Geld und Naturalgaben. Die Sorge für das Seminar hatten nach den Jahresberichten von 16°6 ein Priester mit einem Magister, der zugleich Musikpräfekt war und für die in jeder Beziehung schöne Musik in unserer Kirche sorgte.

Einen schnellen Aufschwung erlebte das Konvikt in Sagan, Seminarium S. Josephi genannt. Während dasselbe bisher nur 12—20 Zöglinge hatte, zählte es 1664 deren 32, von denen der Statthalter von Sagan, Freiherr von Garnier, allein 14 unterhielt. Derselbe errichtete auch einen Neubau, dessen Grundstein er am 25. April 1669 legte. Der stattliche, drei Stockwerke umfassende Bau, der Platz für 100 Zöglinge bot, konnte 1671 bezogen werden und beherbergte im folgenden Jahre bereits 85 Zöglinge „gesund und munter, die meisten musikkundig", wie die Jahresbriefe von 1672 melden. Aus der großen Stiftung, die Garnier für sich und seinen Bruder errichtet, konnten 50 Stiftlinge, darunter 24 mit Kleidung, unterhalten werden. Dazu kam die Stiftung des Freiherrn Johann Ernst von Sprintzenstein, die die Mittel für 24 Stiftungen bot, Unterhalt und Kleidung, und eine weitere Stiftung für vier Alumnen. Am 6. April 1673 wurde der Neubau weitergeführt, der Kapelle, Museum und ein großes schönes Dormitorium für 40 Zöglinge enthielt. Im Jahre 1675 zählte man 95 Seminaristen. Mit Anfang November 1677 führte der Regens die Sitte ein, daß er mit dem Subregens zugleich mit den Seminaristen speiste[1].

Sehr erfreulich entwickelte sich das Konvikt in Glatz[2]. Regens Daniel Fridel schreibt 1660 an den Bürgermeister und Rat von Glatz: In dem einzigen Haus sind 30 Seminaristen als in einem Kerker eingeschlossen; dasselbe ist für eine solche teils adelige teils sonst ehrliche Jugend sehr unbequem. In einem solchen Seminario sollte sein ein geräumiges Refektorium, Museum und Dormitorium, ferner ein Ort

[1] Die Zahl der Zöglinge betrug 1678: 85, 1687: 70, 1696: 25, 1699: 38.

[2] Für das Folgende: P. Hahnel, Geschichte des Konvikts zu Glatz, Glatzer Progr. 1889 S. 9 ff. Vergl. Gesch. 2, 648 f.

als Repositorium, wo die Instrumenta musica könnten aufbewahrt, item wo die Jugend in der Musik könnte geübt werden. Auch hat weder P. Regens noch sein Gesell eine Wohnung in diesem Hause, da er doch notwendig eine haben sollte, der Jugend bei Tag und Nacht besser aufzumerken. Dies Punktum ist sehr notwendig zu beobachten. Das Gesind ist sehr schlecht accomodirt. Desgleichen gehet ab eine bequeme Küche, Speisegewölb, Krankenstube usw. Im Jahre 1662 und 1663 gelang es, zwei Nachbarhäuser zu erwerben trotz des Widerstrebens des Magistrats, der ungern die Herabminderung der Bürgerhäuser sah. Die auf den Häusern liegenden öffentlichen Lasten wurden durch einmalige Zahlung abgelöst, auf die an denselben haftende Braugerechtigkeit mußte man verzichten. So konnte 1664/65 ein Neubau unter Leitung des Italieners Andreas Carove errichtet werden. Unter ähnlichen Bedingungen gelang es mit großen Schwierigkeiten 1672 ein weiteres Haus zu erwerben, an Stelle dessen dann 1690—95 ein weiterer Flügel des Konvikts erbaut wurde. Große Verdienste erwarb sich um das Konvikt P. Joh. Miller, seit 1688 Rektor des Kollegs und 1691 und 1692 Regens des Konvikts. Es gelang ihm auch, die damals zwischen dem Kolleg und seinen rebellischen Untertanen entstandenen Streitigkeiten friedlich beizulegen. Obschon der Regens unter dem Rektor des Kollegs stand, erfreute er sich doch einer großen Selbständigkeit. Er war Mitglied der Ständeversammlung der Grafschaft und verhandelte unmittelbar mit den Behörden. Abgesehen von der Leitung des Konvikts nahm ihn die Verwaltung der Güter sehr in Anspruch. Er mußte die Güter öfters besuchen. Besonderer Anlaß hierfür war bald die Einziehung der Abgaben von den Untertanen, bald die Sistela pupillorum, d. h. die Vorstellung der Kinder der Untertanen zum Zweck der Entscheidung, welchem Berufe sie zuzuführen seien, wozu damals die Gutsherrschaft berechtigt war[1], bald die Getreide- oder Obsternte, die Schafschur, der Fischzug, die Ausübung der Gerichtsbarkeit durch Abhaltung des Dreidings usw. Der Subregens oder Proregens war vornehmlich mit der Beaufsichtigung der Zöglinge betraut und wird deshalb gelegentlich auch praeses juventutis genannt.

Bei der Beaufsichtigung der Zöglinge usw. wurden im Glatzer Konvikt auch Konviktoralen als Helfer herangezogen und so der Selbstregierung der Zöglinge ein weiter Spielraum gewährt. Die vornehmsten Helfer waren der Praefectus und Vicepraefectus Seminarii; der erstere führte auch die spezielle Aufsicht im Museum; auf anständiges Benehmen sah der Praefectus morum, das Glockenzeichen gab der Campanator, auf Pünktlichkeit und Reinlichkeit hatten der Praefectus punctualitatis und der Praefectus ordinis zu achten, während der Praefectus linguae latinae oder latinitatis den vorschriftsmäßigen Gebrauch der lateinischen Sprache überwachte. In den einzelnen Zimmern führten die Cubicularii die Aufsicht. Der Excitator sorgte für das rechtzeitige Aufstehen, der Visitator nocturnus für das rechtzeitige Zubettegehen. Der Erkrankten nahm sich der Infirmarius an. Die Musik leitete der Praefectus musicae, das Austeilen und Wiedereinsammeln der Noten besorgte der Distributor et Collector partium. In der Kapelle amteten der Praefectus sacelli und die Sacristani, in dem Speisesaal der Credentiarius für das Getränk, die Ministri mensae für die Bedienung der einzelnen Tische[2]. Für Arbeiten, die mehr Zeit in Anspruch nahmen, waren Diener vorhanden: ein Dispensator, der oft zugleich Koch war, dem ein „Kucheljung" half. Der Cellarius besorgte den Keller; außerdem werden ein Heizer und ein Hausknecht genannt. Die Pforte hütete

[1] Vergl. darüber Jakobi, Ländliche Zustände in Schlesien 158.

[2] Nach einer Handschr. von 1689 bei Hahnel S. 15.

ein Janitor mit seinen Gehilfen. Die Zahl der Dienstboten schwankte zwischen vier und sieben. Dieselben waren regelmäßig Untertanen der Seminargüter, nur der Dispensator meist ein Freier. Mit der Bewirtschaftung der Ländereien waren zwei Amtmänner betraut.

Die Zöglinge waren teils Alumnen (Stiftlinge) teils zahlende Konviktoren[1]. Zur bessern Ausführung der Stiftung Pia caussa, deren Freistellen die Jesuiten vergaben, bestimmte der Provinzial Matth. Tanner im Jahre 1679 folgendes: Damit der frommen Absicht der Stifter möglichst entsprochen und unwürdige, für das Studium ungeeignete Knaben, die ihrem Vaterlande weder im geistlichen noch weltlichen Stande dienen können, ferngehalten werden, soll man dem Drängen der Eltern oder Fürsprecher nicht nachgeben. Fundisten, die in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung das Durchschnittsmaß nicht erreichen, sollen entlassen werden, selbst wenn sie mit den Stiftern verwandt sind. Auch Nichtbedürftige, mit den Stiftern verwandte Knaben dürfen nicht aufgenommen werden. Bei gleicher Tüchtigkeit der mit den Stiftern verwandten Bewerber entscheidet die größere Armut. Seit 1689 erlangten die Schüler die Zulassung zu dieser Stiftung erst nach Eintritt in die Klasse der Grammatik. Die Stiftlinge erhielten nebst Verpflegung auch Kleidung, ein gutes Kleid und ein sauber und reinliches Kleid auf Sonn- und Feiertage und ein gebührliches ehrliches Auskommen an Hembden, Bethgewänd, Überschlägen, Strümpfen, Schuhen und andern, was ihnen nötig Im Jahre 1652 wurden sechs Zöglinge „more nobilium" mit Kleidung versehen. Außer den Fundisten wurden auch stets einige arme Schüler aufgenommen, die dafür leichte Arbeiten im Haushalt verrichteten. Die Zahl der Zöglinge stieg von 43 im Jahre 1652 (23 Pensionäre, 12 gratuiti, 8 Alumni Piae caussae) im Jahre 1678 auf 59, davon zahlten 33 die Pension ganz oder teilweise, 16 gratuiti, 10 Alumni Piae caussae; zugleich besuchten fünf auf Kosten der Stiftung die Universität. 1688 waren es 75. Man zählte 1652 14 aus der Grafschaft neben 16 Schlesiern, 3 Böhmen usw., 1680 25 Grafschaftler, 9 Schlesier und 18 Böhmen. Neben Adeligen und Bürgerlichen finden sich öfter auch Knaben aus dem Stande der Hörigen.

Im Konvikt des heiligen Hieronymus zu Dillingen gab es wie früher zahlende Konviktoren, außerdem noch bischöfliche und päpstliche Alumnen oder Stiftlinge. Im allgemeinen blieb das Konvikt in seinem frühern Stande, wenn auch infolge des Krieges und der Erneuerung mancher alter Klöster die Zahl bedeutend abnahm. Im Jahre 1664 waren aus 17 verschiedenen Klöstern 34 Ordensleute vorhanden, im Jahre 1686 wuchs die Gesamtzahl auf 112. Mahnungen bei der Visitation des Provinzials im Jahre 1683 und 1686 betreffen besonders die Einschränkung des Trinkens außer der gewöhnlichen Zeit, die Ausbildung im Gregorianischen Gesang und größere Sorge für den wissenschaftlichen Fortschritt[2].

Die alte Frage, ob auch Juristen in das Konvikt aufgenommen werden dürften[3], wurde für Dillingen 1665 wieder lebendig. Der Regens Max Lerchenfeld berichtete

[1] Im Jahre 1652 bezahlte ein Freiherr, der am sogenannten ersten Tisch speiste, 63 fl., die übrigen zwischen 46—20 fl., andere meist musikalische Konviktoren zwischen 15—12 fl. Im Jahre 1690 war die Höhe des Pensionsgeldes noch ungefähr die gleiche. Bezüglich der Zahlungsweise wurde 1689 angeordnet, daß die Hälfte bei Beginn, die andere Hälfte nach Ablauf des ersten Semesters zu entrichten sei. — Aus der seit 1651 dem Konvikt zugesprochenen Fundation Pia caussa mußten auch wenigstens 6 Studenten nach Beendigung ihrer Gymnasialstudien auf der Universität unterhalten werden und zwar erhielten die adeligen Studenten 70, die bürgerlichen 50 fl. und auf Wunsch auch die Mittel zur Erwerbung des Bakkalaureats und Magisteriums der Philosophie.

[2] *Memorialia Coll. Dilingens.

[3] Vergl. Gesch. 2, 611 ff.

am 18. November 1665 dem Provinzial Veihelin, der Bischof wünsche, daß die Konviktoren auch die juristischen Kollegien hören sollten. Obgleich Carrafa bereits bereits 1645 auf Wunsch des Bischofs erlaubt hatte, Juristen in das Konvikt aufzunehmen, gab der Provinzial 1665 die Weisung, in der Folge keine Juristen mehr aufzunehmen, sie seien denn illustres (Grafen oder Barone). Dagegen machte der Dillinger Rektor Franz Strobl am 12. Januar 1666 geltend, man möge keine Neuerung einführen, weil der Bischof befohlen, die Konviktoren die Kollegien auswärtiger Professoren besuchen zu lassen. Die Änderung werde er als Beleidigung auffassen. Und am 3. Februar 1666 führte P. Strobl aus, die einzige Schwierigkeit in der Zulassung der Konviktoristen zu den juristischen Vorlesungen liege in der Gefahr für die philosophischen Studien und die Disziplin. Dieser Gefahr könne aber vorgebeugt werden. Seiner Meinung nach solle man die Juristen nicht vom Konvikt ausschließen, auch schon nicht wegen der Alumnen, die durch Ausschließung von der Theologie sich einem andern Studium zuwenden müßten[1].

In dem Konvikt war auch das bischöfliche Alumnat untergebracht. Für jeden bischöflichen Alumnen wurden 80 fl. bezahlt, dazu für ein ungebundenes Brevier 3 fl. 30 kr. Sie hatten eigene Statuten, die 1657 eine neue Fassung und Bestätigung erhielten. Im wesentlichen lauten sie wie die Statuten der päpstlichen Alumnen. Sie haben die heiligen Weihen zu empfangen, wenn der Bischof es für gut findet; sie müssen versprechen, im Gehorsam gegen den Bischof zu verharren; die Studien der Alumnen müssen nach der Meinung des Bischofs geleitet werden. Die Alumnen dürfen sich weder während der Studienzeit noch nach Vollendung der Studien einem Orden anschließen. Ist wirklich Ordensberuf von den Administratoren anerkannt, so werden diese bestimmen, ob und wieviel der Austretende nach seinem Vermögen von den auf ihn verwendeten Ausgaben ersetzen, oder wie lange er zur Abtragung dieser Schuld als Weltpriester im Bistum bleiben muß. Auch wenn ein Alumne sich weigert, zur festgesetzten Zeit die Weihen zu empfangen, oder wenn er absichtlich durch schlechte Aufführung seine Entlassung herbeiführt, ist er nach Gutbefinden des Bischofs zum Ersatz der Unkosten verpflichtet. Aus einem Schreiben vom Jahre 1659 an den Regens Molitor geht hervor, daß die bischöflichen wie auch die päpstlichen Alumnen zum Empfang der akademischen Grade verpflichtet waren. Als sich 1698 ein bischöflicher Alumne weigerte, den Grad des philosophischen Magisteriums zu nehmen, verordnete der Bischof, daß jeder, der sich dessen weigerte oder des Grades für unwürdig befunden würde, aus dem Seminar zu entlassen sei[2].

Über das Dillinger päpstliche Seminar liefen im Jahre 1666 in Rom verschiedene Klagen ein, die der General Oliva am 12. Juni 1666 dem Provinzial Veihelin übersandte mit der Aufforderung, sie zu untersuchen und eventuell für Abhilfe zu sorgen[3]. Die Klagen besagten hauptsächlich folgendes: Es sind nur 15 Alumnen, dieselben schlafen und studieren alle in einem engen und schmutzigen Hypocaustum, ihre Kost ist schlecht und schmal, ihre klerikale Kleidung zerrissen; für Miete des Hypocaustum wird von jedem jährlich 10 fl. gefordert, für Ferienaufenthalt im Konvikt muß Pension bezahlt werden; es ist nicht für literarische Übungen und angemessene Erholung gesorgt; die Alumnen werden in allem den weltlichen Konviktoren nachgestellt. Die Untersuchung ergab ein wesentlich anderes Bild. Die 24 Alumnen studieren nur in dem Hypocaust, schlafen aber nicht dort. Die Kost

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 982. Vergl. Specht, Dillingen 189.

[2] Specht, Dillingen 451 ff.

[3] *Orig. M. R. Jes. 988. Vergl. Hausmann, Päpstl. Alumnat in Dillingen 32 f.

ist so gut, daß die Konviktoren, die es zu Haus viel besser haben, sehr damit zufrieden sind; viele Studenten in der Stadt wünschten sehr, in dem Konvikt zu speisen. Die Alumnen sollten ihre zerrissenen Kleider rechtzeitig flicken lassen, denn in den 80 fl. Pension ist Kleidung nicht inbegriffen. Die 10 fl. jährlich werden für Zimmer, Holz und Licht bezahlt. Die Ferien müssen vergütet werden, weil die 80 fl. für den Unterhalt von 12 Monaten nicht reichen. Wenn die Alumnen zu den Weihen reisen, erhalten die meisten noch Reisegeld und Brevier. Einige Klagen rühren daher, weil an die Alumnen, die für den geistlichen Stand bestimmt sind, größere Anforderungen gestellt werden als an solche, die nicht Priester werden wollen. Einige kamen in den Studien nicht recht voran wegen Mangels an Talent; man hätte sie nicht aufnehmen sollen, aber man mußte der Fürsprache von großen Herren nachgeben. Wie aus einem Briefe des P. Gabr. Ridler aus Regensburg vom 31. August 1666 hervorgeht, beauftragte Rom den Erzbischof von Salzburg und dieser den Suffragan von Regensburg mit Untersuchung der Klagen. Der Suffragan glaubte, der Urheber der Klagen sei ein vor 1—2 Jahren entlassener und dann nach Ingolstadt verzogener Alumne. Der Wiener Nuntius schrieb am 24. Februar 1667 an den frühern Regens Lerchenfeld, er habe seinen Bericht erhalten und die Kongregation möge daraus ersehen, wie eifrig die Gesellschaft arbeite, und den Klagen undankbarer Menschen den Zugang versperren.

Später richtete dann die Kongregation einen Klagen-Katalog über alle päpstlichen Seminarien an den General Noyelle. Dieser ließ sie den betreffenden Provinzialen zukommen, so dem oberdeutschen Provinzial Truchseß am 20. Februar 1683, zugleich mit einer Mahnung an die Rektoren, sobald als möglich eine genaue Antwort nach Rom zu senden. Es waren meist die frühern Klagen über Kost und Kleidung. Hiezu kommt die Klage wegen Parteilichkeit bei der Aufnahme, Musiker, Söhne von Reichen und Verwandte von Jesuiten werden bevorzugt, die Konviktoren werden den Alumnen vorgezogen und die Alumnen zu niedrigen Dienstleistungen herangezogen[1]. Für Dillingen antwortete der Regens Franz Rhem. Sein Bericht liegt nicht vor, aber der General drückte ihm am 1. Mai 1683 seine Zufriedenheit über die gute Information aus, nur vermißte er einen Punkt wegen der Kleidung, warum die Alumnen sich selbst kleiden müßten, da doch an andern Orten die Kleidung gestellt werde. Am 26. Juni 1683 sprach Noyelle dem Provinzial Truchseß die Hoffnung aus, daß die Antworten über das Dillinger Seminar die Kongregation zufriedenstellen würden[2].

Die Frage, ob dem Bischof von Augsburg das Recht zustehe, das Konvikt einer Visitation zu unterwerfen, wurde in dieser Zeit lebhaft erörtert. Der Bischof Johann Christoph war mit dem Regens Max Lerchenfeld unzufrieden und drohte mehrmals mit einer Visitation. Nach dessen Abgang im Jahre 1667 kam er eines Tages in das Konvikt und erklärte dem neuen Regens Jakob Zürcher, er werde die Museen besuchen, um zu vernehmen, ob es keine Klagen gebe. Der herbeigerufene Rektor des Kollegs bemerkte dem Bischof, sein Vorhaben würde für den neuen Regens die Verwaltung sehr schwierig machen, da die jungen Leute schon so wie so zu Klagen geneigt seien. Obwohl der Bischof diese Bemerkung nicht gnädig aufnahm, begnügte er sich mit einem Gang durch die Museen ohne Fragen über etwaige Klagen zu stellen[3]. Sein Nachfolger, der sehr absolutisch gesinnte Neuburger Prinz Alexander Sigmund, wollte das Recht der Visitation für sich in Anspruch nehmen, zumal ihm in der Wahlkapitulation von 1681 eine jährliche Visitation des Seminars aufgetragen war, um sich über die Fortschritte in Frömmigkeit,

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 988.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] Specht, Dillingen 143.

Wissenschaft, Kost und Preise zu unterrichten[1]. Im Juni 1695 teilte er dem Regens Albert Kastner mit, er werde eine Visitation des Konvikts abhalten. Der Regens legte am 30. Juni 1695 seine Bedenken dem General Gonzalez vor. Dieser antwortete am 30. Juli: Sicher ist es, daß unsere Patres und Brüder nicht visitiert werden können. Dasselbe scheint der Fall zu sein bei den Ordensleuten unter den Konviktoristen, ferner bei den päpstlichen Alumnen, über die jährlich dem Nuntius Rechenschaft gegeben wird. Was aber über die bischöflichen Alumnen zu sagen, hängt in erster Linie von der Stiftung und den Bedingungen ab, unter denen sie unserer Leitung unterstellt worden sind. Man kann auch untersuchen, wie man sich bisher verhalten hat. Im übrigen vertraue ich, daß der Bischof seine Meinung ändert und von seinem Vorhaben absteht[2]. Der Regens sandte das Resultat seiner nähern Untersuchung am 15. Dezember 1695 an den General. Er stützt sich besonders auf den Vertrag von 1606 und auf die ihm vorausgegangenen Verhandlungen. Darnach wollte das Kapitel in den Vertrag aufgenommen wissen, daß die Jesuiten in betreff der ökonomischen Verhältnisse zur Rechnungsablage dem Bischof und Kapitel gegenüber verpflichtet seien. Als die Jesuiten diesen Punkt für unannehmbar erklärten, ließ man ihn fallen. Ferner hatte der Rektor Grenzing, der beim Abschluß des Vertrags beteiligt, 1635 ausdrücklich erklärt, der Bischof könne rechtlich keine Visitation im Konvikt anstellen, insbesondere keine Rechnungsablage verlangen. Das Konvikt erhalte vom Bischof nur das Geld für sechs bischöfliche Alumnen. Daß nach dem Vertrag die Gesellschaft das Konvikt im Namen und der Autorität des Bischofs leite, ergebe zwar ein Eigentumsrecht, aber kein Visitationsrecht des Bischofs. Letzteres sei bisher nie ausgeübt worden[3]. Dieses Gutachten legte der Generalprokurator der Kongregation vor, die nun ihrerseits den Bischof veranlaßte, seine Gründe einzusenden. Das nahm der Bischof sehr übel und ließ das den Regens fühlen.

Auf die Benachrichtigung hiervon antwortete Gonzalez am 14. Januar 1696 dem Regens: Mit Unrecht zürnt Ihnen der Bischof, da sie ja gar nicht, wie er behauptet, sich an die Kongregation gewandt haben. Auch hier ist der Bischof nicht angeklagt worden, da der Generalprokurator die Sache nur der Kongregation vorgelegt und die Frage gestellt hat, ob dem Bischof das Recht der Visitation zustehe. Dies tat er deshalb, damit wir, im Falle der Bischof auf seinem Vorhaben bestände, wüßten, ob und wieweit wir dies zulassen müßten. Daß die Kongregation sich an den Bischof gewandt, hat sie auf eigenen Antrieb getan. Es ist also meiner Meinung nach weder von Ew. Hochwürden noch von uns hier etwas geschehen, worüber der Bischof mit Recht sich entrüsten könnte. Da nun die Kongregation von dem Bischof die Übersendung der Gründe für die angesagte Visitation erbeten hat, muß er sich derselben enthalten, bis er die Gründe eingeschickt und seine Sache durchgesetzt hat. Letzteres wird hoffentlich nie der Fall sein. Inzwischen mögen Ew. Hochwürden diese Unannehmlichkeiten mit Maßhaltung und Ruhe tragen und dem Bischof alle Ehre und Ehrfurcht erweisen[4]. Längere Beratungen der Kongregation führten in der Tat keine dem Verlangen des Bischofs günstige Entscheidung herbei[5].

Inzwischen schrieb der General Gonzalez am 19. April 1698 dem Dillinger Rektor Spitznagel: Da die unserer Leitung anvertrauten Studentenhäuser nach apostolischem Indult der bischöflichen Visitation nicht unterworfen sind, soll der Hochw. Bischof gebeten werden, daß er im Falle einer Visitation seine Alumnen gnädigst

---

[1] Braun, Bischöfe von Augsburg 4, 378.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] Specht 145 f.
[4] *Ad Germ. sup. Ähnlich an Visitator Mechtl 21. Januar 1696.
[5] Specht 147.

nicht innerhalb des Konviktes visitiere, damit nicht andere Bischöfe daraus ein Beispiel nehmen zum Schaden für unser Privileg. Er könne dieselben aber wohl visitieren, indem er sie an seinen Hof berufe und die bei einer Visitation üblichen Fragen an sie stelle. Da die Gesellschaft die Sorge für die Alumnen nie übernommen hat oder übernehmen wird mit der Belastung der bischöflichen Visitation und zum Schaden ihres Privilegs, so wäre es besser, diese Zöglinge aus Ihrem Konvikt zu entlassen als die Visitation mit so vielen üblen Folgen zuzulassen. Ew. Hochwürden werden, so vertraue ich, mit Gottes Hilfe den Bischof bewegen, daß er unsere Bitte gütig erhört und Sie auch seine Alumnen nach unserem Institut leiten läßt[1].

Im Jahre 1699 fand dann eine päpstliche Visitation statt. Sie war vom Papste dem Wiener Nuntius und dem Bischof von Augsburg übertragen worden; der Nuntius bevollmächtigte an seiner Statt den Weihbischof von Augsburg. Bischof und Weihbischof eröffneten am 13. Juli die Visitation, die bis zum 17. Juli dauerte, und sich auf Obere und Untergebene, Wohnung, Nahrung, Disziplin usw. erstreckte. Die Vorschläge, die der Regens zur bessern Verwaltung und Aufrechthaltung der Disziplin machte, wurden angenommen und den Alumnen verkündigt. Die Jahresbriefe schließen den Bericht über die Visitation mit den Worten: So war der Erfolg der Visitation ein ganz anderer als ihn einige Böswillige erwartet hatten[2]. Im Jahr 1700 heißt es in den Jahresbriefen: Auch in diesem Jahre blühte das Konvikt durch Zahl und Adel der Zöglinge wie durch Beobachtung der Hausregeln.

In Dillingen befand sich auch ein Seminar für arme Studenten, Seminarium studiosorum pauperum, in dem nicht allein Gymnasiasten, sondern auch Philosophen und Juristen Aufnahme fanden ohne Verpflichtung zum geistlichen Stande. Im Jahre 1697 wurde das alte Haus fast ganz umgebaut, um größern und bequemern Platz zu gewinnen. Ein Jahr später verordnete der Bischof Alexander Sigismund, daß in der Zukunft nur Musiker oder solche, die Musik lernen wollten, Ausnahme finden sollten. Das Seminar erhielt in der Folge den Namen domus musicorum St. Josephi, aus dem dann der kürzere Name Seminar St. Joseph entstand und in Übung blieb[3].

Wie in Dillingen wurde auch in Ingolstadt die Juristenfrage wieder brennend. Zu dieser Frage, ob man die Philosophen, die nach Vollendung der Philosophie Jus studierten, im Konvikt St. Ignatii behalten solle, äußerte sich der Regens P. Joh. Lindner in einem Gutachten dat. Ingolstadt 22. April 1670 für den Provinzial Raßler: Das Konvikt hat keine Stiftung, sondern lebt von der Pension der Konviktoren, die langsam und nur teilweise oder gar nicht eingeht. Ohne Juristen reicht die Zahl der Konviktoren nicht aus. Da die Philosophen oft schon nach 1—2 Jahren zum Jus übergehen, würden die Eltern ihre Söhne nicht in das Konvikt schicken, wenn sie wissen, daß sie doch nach kurzer Zeit wieder entlassen werden. Im Konvikt sind wenige Theologen und zwar entweder Religiosen oder arme Stiftlinge. Trotz der geringen Zahl müssen der Regens, Subregens, zwei Präfekten und mehrere Diener unterhalten werden, was sehr schwer angeht, ohne Schulden zu machen. Wenn gutgesittete Juristen nach der Philosophie behalten werden, so ist das nicht allein günstig für die Verwaltung, sondern auch für den Ruf des Konvikts, da dies als eine neue Wohltat empfunden wird. Im übrigen wissen alle, daß ich nicht auf die Zahl, sondern auf die Güte der Konviktoren sehe und offen mit der

[1] *Ad Germ. sup.
[2] Specht 442.
[3] Specht 468 f.

Entlassung drohe, wenn sich einer ungebührlich aufführt, denn besser ist ein gottesfürchtiger als tausend schlechte Söhne. Neulich habe ich mit einem einzigen Brief einen Baron in Freising veranlaßt, seinen Sohn vom Konvikt und von den Studien fortzunehmen, da derselbe nicht allein nicht studierte, sondern auch andere am Studieren hinderte. Es werden viele in das Konvikt kommen, wenn die Eltern wissen, daß die Studenten auch als Juristen im Konvikt verbleiben können[1]. Der Provinzial war aber anderer Meinung. Er beschloß mit seinen Konsultoren, Juristen in das Konvikt weder aufzunehmen noch in demselben zu behalten. Bei dieser Entscheidung beruhigte sich der General Oliva, wie er am 10. Mai 1670 dem P. Raßler mitteilte. Die Folge war, daß die Zahl der Konviktoren immer mehr sank. Deshalb drückte Oliva am 28. Januar 1673 dem Nachfolger Raßlers, P. Muglin, sein Bedauern aus, daß das Konvikt St. Ignatii Mart. auf eine so geringe Zahl zusammengeschmolzen, er möge also mit den Konsultoren über geeignete Mittel beraten, die Zahl der Konviktoristen zu vermehren[2].

Diese Beratung wurde am 16. März 1673 abgehalten. Ein neues Gutachten für diese Beratung besagt im wesentlichen folgendes: Seit den Juristen der Zugang zum Konvikt versperrt worden, ist die Zahl so gesunken, daß außer sieben Religiosen und acht Stiftlingen nur drei Konviktoren vorhanden sind. Diese Zahl ist für den Unterhalt von vier Jesuiten, sieben Dienern usw. nicht hinreichend. Eine Hoffnung auf Zuwachs ist ausgeschlossen, weil die Ordensleute in mehreren Klöstern ihre Angehörigen selbst unterrichten. Von den Religiosen, die im vorigen Jahr im Konvikt absolviert, lehren jetzt vier in ihren Klöstern Moral oder Philosophie, indem sie Schüler auch aus andern Klöstern herbeiziehen, die sonst zu uns gekommen wären. Die Laien sagen, sie wollten ihre Studien im Konvikt nicht beginnen, wenn sie dieselben dort nicht vollenden können. Es besteht also keine Hoffnung, wenn die absolvierten Philosophen nicht bleiben dürfen, welchen Studien sie immerhin sich zuwenden wollen. Auch von auswärts kommende Juristen sollten aufgenommen werden, nur nicht solche, die schon lange in der Stadt wohnen, es seien denn sehr gute, die im Konvikt Schutz vor Gefahren suchen. Dazu zwingt die Not, sonst sind Schulden unausbleiblich. Es wird diese Zulassung der Juristen einigen Schaden für die Disziplin mit sich bringen, denn man muß bei ihnen einiges nachsehen, was bei den andern nicht zu dulden ist, aber dennoch darf man ein größeres geistliches Gut und die Förderung der größern Ehre Gottes erwarten, da sehr vielen und sehr schweren Sünden durch die wöchentliche Beicht, ein Kolloquium der allerseligsten Jungfrau, durch die Entfernung der Gelegenheiten und durch die Aufsicht vorgebeugt wird, die in der Stadt bei den vielen Gefahren kaum vermieden werden. Ein Regens, der sowohl auf die Verwaltung als auch auf die Zucht bedacht ist, wird die Ruhestörer bald entfernen und die Guten in Ruhe halten. Unter diesem Gutachten steht dann als Resultat: Georg Muglin, München nach der am 16. März 1673 gehaltenen Beratung. Es wurde bewilligt, daß Juristen mit Auswahl zugelassen werden können, ebenso diejenigen, die ihre philosophischen Studien im Konvikt begonnen haben, wenn sie auch zum Jus übergehen. Es ist aber dafür zu sorgen, daß sie sich der Disziplin unterwerfen, andernfalls ist die Zahl der Unsrigen und der Diener zu vermindern und sind dann nur die Ordensleute und Alumnen zu behalten[3].

In dem Ingolstädter Konvikt gab es auch noch Alumni secundarii, d. h. solche Stiftlinge, die nur Mittag- und Abendessen erhielten. Für diese trat 1676 die

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1373.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Orig. M. R. Jes. 1373.

Änderung ein, daß man ihnen in dem Hause, wo sie früher nur das Essen erhielten, auch Wohnung für Tag und Nacht gewährte. Dies wurde trotz mancher Gegengründe von dem Provinzial Paintner eingeführt im Interesse des Studieneifers und der Disziplin. Man sammelte auch Almosen für sie, um ihnen täglich mittags Fleisch vorsetzen zu können und ihnen Betten zu verschaffen. Um den aus dieser Fürsorge den Stiftungen erster Klasse etwa entstandenen Schaden gutzumachen, spendete der Rektor von Ingolstadt am 15. April 1677 für diese Stiftlinge 500 fl.[1]

In Regensburg wurde das neu errichtete Priesterseminar den Jesuiten übergeben. Am 29. November 1653 schreibt der General Nickel an den Provinzial Spaiser: Der Bischof von Regensburg bittet, die Gesellschaft möge die Sorge für das in Regensburg zu errichtende Seminar übernehmen und die Vorlesungen über Logik, Kasus- und Kontroverse wieder aufnehmen. Ich bin bereit, diesen Bitten zu willfahren. Deshalb mögen Ew. Hochwürden sich sobald als möglich nach Regensburg begeben und das Nötige mit dem Bischof vereinbaren. Und am 28. Februar 1654 antwortet Nickel dem Provinzial: Die Bedingungen, unter welchen der Bischof die Administration des Klerikalseminars des heiligen Wolfgang der Gesellschaft anbietet, habe ich geprüft und nichts in denselben gefunden, was gegen das Institut verstößt. Deshalb können Ew. Hochwürden die Verwaltung annehmen und mögen sorgen, daß diejenigen, denen es aufgetragen wird, ihr Amt wohl verwalten[2]. In der Formula des Regensburger Seminars[3] heißt es für die zu treffenden Einrichtungen: Die Disziplin und Studienordnung soll dem Regens verbleiben, doch so, daß die oberste Inspektion bei dem Bischof und dem vom Kapitel Deputierten ist, wie bei dem deutschen Kolleg. Alle Alumnen werden die Schulen des Gymnasiums besuchen mit Ausnahme derer, die noch nicht lesen und schreiben können; diese können zu Hause unterrichtet werden. Außer den Studien müssen alle zu einer bestimmten Stunde des Tages Vokal- und Instrumentalmusik lernen. Für jeden Alumnen werden 100 fl. zum Unterhalt gegeben. Die Sorge für das Hauswesen wird den Regenten überlassen, denen Nahrung und Kleidung geliefert wird. Das Seminar fing gut an. Es zählte bald 16 Alumnen meistens aus den höhern Schulen. Außer einem Jesuiten, der als Inspektor das ganze Seminar leitete, war noch ein Weltpriester für die Aufsicht tätig. Über die Leitung erfahren wir näheres aus dem Konfirmationsbreve Innozenz X. vom 5 September 1654; der Clerus Secundarius der Stadt und Diözese Regensburg hat uns vorgelegt, daß in dieser Stadt vor kurzem ein geistliches Seminar für Knaben errichtet worden, in dem gegenwärtig 22 Alumnen in geistlicher Kleidung auf Kosten dieses Klerus unterhalten werden unter dem Namen des heiligen Wolfgang und unter der Direktion und Administration der Priester der Gesellschaft Jesu. Für den Unterhalt dieser Alumnen und ihrer Lehrer und deren Diener hat der 2. Klerus nach den Einkünften der jeweiligen Klosterbenefizien sich verpflichtet unter der Bedingung, daß die Oberaufsicht bei dem Bischof oder bei einem oder zweien vom 2. Klerus deputierten Personen für immer beruhe. Dem Domkapitel untersteht ein besonderes Seminar St. Peter, in dem 12 Alumnen auf Kosten des Bischofs und des Kapitels unterhalten werden. Dasselbe soll keine Jurisdiktion über das Seminar St. Wolfgang und dessen Alumnen und Personen haben und haben können, da es ja auch für das Seminar St. Wolfgang nichts beiträgt, wie der 2. Klerus nichts für St. Peter beiträgt. Auf Wunsch des 2. Klerus bestätigt der Papst alles dies im Einzelnen[4].

Die Deputierten müssen sich aber bald nicht an die Abmachungen gehalten

[1] *Clm 26476.
[2] *Orig. M. R. Jes. 2001.
[3] *Kop. l. c.
[4] *Kop. l. c.

haben, denn in einem Gutachten „Notae“[1] wird u. a. über folgende Punkte geklagt: Die Deputierten gewähren nicht oder nur widerwillig nach vielem Drängen, was zur Aufrechterhaltung der Disziplin notwendig ist, wie Schuhe, Kleider usw. Die Leitung entspricht nicht der Vorschrift des Bischofs. Ein neuer Präfekt wurde ernannt, ohne den Rektor zu fragen, gegen die Instruktion. Die Herrn Deputierten nehmen die Hauszucht gegen die Instruktion für sich in Anspruch, machen dem Rektor keine Mitteilung und bezahlen dem Kolleg nicht zur bestimmten Zeit das Geld für Essen usw. Die Deputierten nehmen Alumnen auf, ohne den Rektor zu fragen, der doch an zweiter Stelle nach dem Bischof dafür beauftragt ist; sie nehmen das Recht zu strafen gegen die Instruktion in Anspruch; ohne den Rektor oder den Direktor zu fragen, rufen sie die Alumnen zum Dienst an die Kathedrale; sie hassen die Musik und machen Schwierigkeiten, Musiker aufzunehmen. Gegen diese Eingriffe richtete der Bischof Franz Wilhelm (von Wartenberg) am 22. Februar 1657 von Iburg aus ein Dekret an einen der vom Klerus bestellten 4 Deputierten, den Konsistorialrat und Erzdechant Gedeon Forster: Unseres Seminars St. Wolfgangi halber finden und spüren wir gar wohl, daß es hiermit nicht ruhig zugehe, bevorab indem soviel Köpfe und Inspektores und Direktores sein wollen und unsere hinterlassenen Instruktiones nit beobachten, sondern gegen dieselbe alles nach dero Sinn und Willen dirigieren wollen. Dieses sei ihm um so widriger und verdrießlicher, weil darunter nicht allein das Seminar, sondern auch die Reputation des Bischofs leide. Die Deputierten hätten nicht zu disponieren oder als Bischof zu regieren, sondern nur Rechenschaft über die Rechnungen zu fordern. Man könne zweifeln, ob etwa die eine oder andere Ausgabe zu verringern, „selbiges und dergleichen will aber so wenig bei Euch als den andern dreien Deputatis stehen“. „Zu solcher unleidenlichen Confusion“ wäre es nicht gekommen, wenn der Bischof eher ins Stift hätte kommen können. Einstweilen wolle er keine Änderung der Instruktion sondern gebührenden Gehorsam. Die passionierten und spitzigen Worte gegen die PP. Societatis finde er ungebührlich und seien dieselben zu unterlassen[2].

Die Beschwerden und das Dekret des Bischofs weisen auf unerträgliche Mißstände, die durch die Doppelregierung des Seminars verursacht wurden. Am 2. Juni 1657 verlangte der General Nickel von dem Provinzial Veihelin einen genauen Bericht über diese Schwierigkeiten, damit er, falls die Verhandlungen mit dem Bischof ergebnislos verlaufen sollten, sich über das etwaige Aufgeben des Seminars entscheiden könne[3]. Auf die Beschwerde des Provinzials Veihelin antwortete der Bischof von Iburg 30. August 1657, es schmerze ihn sehr, daß seine so vielfältigen Bemühungen für das Seminar von etlichen hintertrieben und in Confusion gewickelt würden, am schmerzlichsten falle es ihm aber, daß sogar von einigen zu Rom diese seine gute Intention hinterstellig gemacht werde. Der Provinzial möge sich noch etwas gedulden bis zu seiner Rückkehr nach Regensburg im nächsten Frühling, wo dort der Reichstag gehalten werde. Inzwischen möge er irgend einem die Inspektion anvertrauen, nur nicht seinem Bruder P. Maximilian, (von Wartenberg) den er nicht mit gar zu vielen oder auch odiosis überhäuft sehen möchte[4]. In der Folge traten geordnetere Verhältnisse ein und die Jesuiten behielten die Inspektion bei.

---

[1] *Notae quae contra Instructionem Seminarii a DD Deputatis liberius negliguntur M. R. Jes. 2001. Es muß eine Instruktion von wenigstens 36 Paragraphen existieren, auf die verwiesen wird.

[2] *Kop. l. c.

[3] *Orig. l. c.

[4] *Orig. l. c.

Das früher vorübergehend erwähnte Ambrosianische Armenseminar zu Regensburg [1] scheint über kein eigenes Haus verfügt zu haben. Ein uns erhaltenes Einnahme- und Ausgabebüchlein für das Seminarium S. Ambrosii 1663—1666 [2] verzeichnet außer Almosen für Schuhe, Apotheke, Lehrgeld zum Geigen usw. als größere Summe stets Kostgeld, so z. B. 1663 für die Seminaristen, so bei Thoma Wohnung und Kost haben das Quartal 37 fl. 43 kr., 1664 Kostgeld für das Quartal Reminiszere für die drei Ordinari Seminaristen 30 fl., für 2 andere als Kostgeld 10 fl., Kost für einen Studenten das Jahr 35 fl. Am 8. November 1665 wird ausgemacht für 2 Studenten bis Vakanz 1666 Kost, Wohnung, Liegerstatt und Wäsch neben einem Trunk Bier an Kollations, Sonn- und Feiertagen 80 fl., ferner für 3 Alumni S. Ambrosii Quartal S. Luciae 28 fl. 45 kr. usw.

In Neuburg wünschte im Jahre 1675 der Pfalzgraf Philipp Wilhelm, die Jesuiten sollten in dem Seminarium Palatinum S. Crucis nur die Inspektion ohne Administration beibehalten. Aber in den „Rationes warumb die bloße Inspektion des Seminarii zu Neuburg nach Willen Ihrer Durchlaucht vom allhiesigen Collegio nit sei anzunehmen" wird dagegen ausgeführt: Die Inspektion ohne jede Administration ist ein Mißtrauen gegen das Kolleg, ferner hat dann das Kolleg alle Mühe und Arbeit, die fürstlichen Administratoren würden nach Belieben befehlen wollen und das Kolleg und den Inspektor des Seminars für ihre Diener und Knecht halten, „wie es bis dato vom fürstlichen Kirchenrat nit ohne Schimpf des Collegii zum öftern geschehen". Es steht zu besorgen, das Einkommen des Klosters Bergen werde anderweitig verwendet, wodurch das Kolleg in großen Schaden geriete, wie man dann demselben auch bei jetziger Administration annoch ein Merkliches vom Kloster Bergen schuldig verbleibt. Dieser und anderer Ursachen mehr scheint es besser und dem Collegio dienlicher zu sein, die Inspektion wie auch die gänzliche Administration des Seminarii Ihrer Durchlaucht gänzlich heimzuschlagen, denn dadurch würde dem Kolleg eine große Bürd und Sorg abgenommen und vielen Weltlichen und besonders Ser^{mo} Principi und seinen Räten der Wahn benommen, daß das Kolleg durch des Klosters Bergen Administration sich bereichere, da doch das gerade Widerspiel zu demonstrieren. Wenn die Seminaristen wie vor Jahren traktiert werden sollten, daran gar kein Zweifel, so würden die weltlichen Administratoren alle Schuld auf das Kolleg legen und das Kolleg schließlich gezwungen sein, die Seminaristen aus eigenen Mitteln zu erhalten [3].

Der Pfalzgraf Philipp Wilhelm entsprach dieser Vorstellung und erließ am 23. Dezember 1675 ein Dekret des Inhalts: Demnach durch den päpstlichen Kommissar und Offizialen zu Augsburg der Actus unionis des verödeten Frauenklosters Bergen zu unserm Seminario Studiosorum zu Neuburg mit nächsten soll vollzogen werden, übergibt er als Landesfürst die freie Administration dem Kolleg zu Neuburg mit der Auflage, daß die Kloster Bergenschen Güter und Gefälle des Seminars nie mit den Gütern des Kollegs vermischt, sondern vollständig getrennt verwaltet und bewahrt bleiben. Auch muß uns und unsern Erben auf Verlangen Rechenschaft gegeben werden, wie auch alle unsere althergebrachten landesfürstlichen Jura gleich wie gegen andere geistlichen Stiftungen ausdrücklich vorbehalten werden [4]. Nach einem lateinischen Gutachten hatten schon seit P. Vitelleschi die Rektoren des Kollegs nicht allein die Leitung des Seminars, sondern auch die Verwaltung des Klosters Bergen aber nicht gleichmäßig und vollständig. Jetzt wurde nun vom Rektor allein ohne Dazwischenkunft der Regierung ein Weltlicher als Verwalter aufgestellt, der die Rechnungen ver-

---

[1] Gesch. 2, 654.

[2] M. R. Regensburg St. Paul 450.

[3] M. R. Jes. 1962.

[4] *Kop. M. R. Jes. 1962.

fertigt, die dem Provinzial bei der Visite vorgelegt werden sollen. Auch die Inspektion und Leitung der Alumnen des Seminars wurde fortgesetzt in allem, was für eine gute Ausbildung in der Seelsorge zweckdienlich war, denn das ist der besondere Zweck dieses Seminars. Am 27. August 1676 billigte Oliva die Verhandlungen über die Leitung und Verwaltung des Seminars[1]. In den Jahren 1684/85 wurde ein zweistöckiger Neubau errichtet, der bequem Platz für 24 Zöglinge bot.

Mehrfach fanden Verhandlungen statt, um das im dreißigjährigen Kriege eingegangene Priesterseminar zu Köln[2] wieder ins Leben zurückzurufen. Durch Dekret vom 17. Oktober 1658 versprach der Kurfürst Max Heinrich für Wohnung und Unterhalt aufzukommen. Das Jesuitenkolleg sollte nur die Aufsicht über die Alumnen in Lehr- und Gewissenssachen, nicht die Inspektion und Administration übernehmen; für die Inspektion würden würdige Provisores und ein Oeconomus angestellt werden[3]. Am 9. Dezember 1658 ernannte der Kurfürst zu Inspektoren und Provisoren den Weihbischof Stravius und den Domherrn Pellionis. Das Seminar scheint aber auch so nicht recht vorangekommen zu sein, denn der Kölner Nuntius Pallavicini nennt in einem Brief vom 19. Juni 1678 das erzbischöfliche Seminar fast verdorrt (quasi inaridito). In diesem Briefe an den General Oliva[4] bat der Nuntius dringend um die Eröffnung eines Konviktes in Köln, welches dort von größtem Nutzen für die Kirche sein würde. Viele Adelige, die in Köln studierten, lebten außerhalb des elterlichen Hauses bei Kaufleuten fern von aller väterlichen Hut; für sie wäre ein Seminar ein großes Glück. Dadurch würde auch ein alter Wunsch seiner Vorgänger erfüllt, daß die reichen Klöster ihre Leute nach Köln in die Studien schickten, was bisher nicht geschehen konnte wegen Mangels eines Seminars. Es könnte vielleicht auch dazu kommen, daß das erzbischöfliche Seminar, das fast verdorrt sei, seitdem es nicht mehr unter der Hut der Patres stehe, von neuem ihnen übergeben würde. Der General entsprach der Bitte des Nuntius.

Im Juli 1678 begann man unter Leitung des P. Nik. Elffen die alten Schulen für das Konvikt einzurichten und zwar so schnell, daß das Haus Anfang November bewohnt und am 5. November der erste Regens proklamiert werden konnte. Es erhielt den Namen Konvikt des heiligen Franz Xaver. Bald trat eine stattliche Zahl junger Adeliger ein. Die Leitung hatten ein Regens und ein Minister, außerdem waren je ein Theologe (Scholastiker) Präfekten bezw. Repetenten für die Philosophen- und Gymnasiastenabteilung; später findet sich zeitweilig auch noch ein weiterer Pater als Erzieher, so 1688—1695 einer für die Grafen von Hohenzollern und Rantzow. In den neunziger Jahren verschwanden die Scholastiker, es sind meist 2—3 Patres dort, von denen einer Präses der Philosophen ist; 1699 wird auch wieder ein Pater als Präses der Humanisten in den Katalogen aufgeführt. Fleiß und Disziplin der nicht zahlreichen Konviktoren werden sehr gerühmt. Im Jahre 1685 betrug die Zahl 40, von denen fünf Thesen aus der gesamten Philosophie verteidigten. Im folgenden Jahre wuchs die Zahl so, daß wegen des beschränkten Raumes keine weiteren aufgenommen werden konnten. Im Jahre 1687 erhielt das Konvikt einen vom Gymnasium vollständig getrennten Hof. Zum Jahre 1691 heißt es: Das Konvikt blüht, Logiker allein 20, außer denjenigen, die sehnsüchtig den Weggang der Metaphysiker (3. Jahr) erwarten[5].

Zum Jahre 1696 erzählen die Kölner Jahresbriefe: Unsere Studenten werden in der ganzen Stadt gelobt wegen ihres schönen und genauen Gesanges; sie singen

---

[1] *Orig. l. c.

[2] Gesch. 2, 646.

[3] Akten in Düsseldorf Staatsarch. Stadt Köln Konfessionssachen 35.

[4] *Orig. Epp. Extern. 20, 49.

[5] Prospekte für Kost usw. Einblattdr. in Köln, Stadtarchiv Jes. 49.

auch vierstimmig. Das zieht viele Fremde an. Von diesen wurden zur Verteilung unter die ärmeren Vorsänger Almosen gegeben, von einem zehn, von einem andern sechs, von einem dritten vier Thlr. usw. Um dieses fromme Werk zu befördern, haben wir in diesem Jahre unter Gottes Hilfe den Anfang gemacht mit einem Musikseminar. Ein großer Wohltäter, der Konvertit Graf Rantzow, spendete als Grundkapital 2000 Thlr. Drei Jahre später heißt es: Das Musikhaus macht große Fortschritte, außer einigen, die noch nicht vollständig ausgebildet sind, zählt es zwölf tüchtige Musiker, durch die dem Gottesdienst keine geringe Förderung erwächst.

In Köln hatte auch das päpstliche Seminar von Fulda eine Zuflucht gefunden; nach dem Westfälischen Frieden war es noch einige Zeit dort geblieben[1]. Die Kölner Patres wünschten die Rückkehr nach Fulda. Darüber schrieb der General Piccolomini am 25. Februar 1651 dem Rektor von Fulda P. Joach. Lier: Der Provinzial der niederrheinischen Provinz wünscht dringend die Rückkehr des Seminars nach Fulda. Er wundert sich, daß von den dortigen Obern dieselbe nicht eifriger betrieben wird, so daß die Patres in Köln unverdienterweise in Verdacht kommen; diese wünschen die Rückkehr, wenn der apostolische Nuntius es erlaubte, der wohl triftige, uns aber nicht bekannte Gründe für das Gegenteil haben wird[2]. Da die Propaganda bereits durch Dekret vom 25. April 1650 die Erlaubnis zur Rückkehr gegeben hatte, erfolgte dieselbe nunmehr am 22. November 1651 unter der Leitung des verdienten Regens P. Joh. Antoni, eines „sehr verständigen Jesuiten", wie ihn selbst der Apostat Wigand in seiner Apologie nennt[3]. Im Anfang hatte er nur einen Bruder zur Hilfe, bald darauf (1653) erhielt er noch zwei Magistri des Gymnasiums, in den spätern Jahren waren im Seminar drei oder vier Priester und zwei Brüder[4].

Da der Pfalzgraf von Neuburg den P. Antoni mehrfach zu Sendungen benutzte[5], konnte es nicht ausbleiben, daß die Abwesenheit eines so tüchtigen Leiters sich unliebsam bemerkbar machte. Am 27. Februar 1655 schrieb der General Nickel an den Fuldaer Rektor Nik. Fidler: Ich freue mich, daß die Disziplin des Seminars durch die Rückkehr des P. Antoni wiederhergestellt ist. Da er aber aus sehr triftigen Gründen wiederum verreisen muß, so hoffe ich, daß P. Provinzial einen einstweiligen Stellvertreter für die Leitung des Seminars bestellen wird[6]. Der folgende Provinzial Deumer (1656—1659) ernannte aber keinen Stellvertreter, sondern während einer Reise des P. Antoni setzte er diesem 1657 einen Nachfolger in der Person des P. Erbermann. Damit war aber der General Nickel nicht einverstanden. Am 5. Januar 1658 schrieb er an P. Antoni: Sobald ich Ihre Amtsenthebung erfahren, habe ich den P. Provinzial gemahnt, Sie wieder einzusetzen. Daß Ew. Hochwürden die Interzession des Herrn von Reuschenberg nicht angenommen, war klug und der Regel gemäß. Geben Sie sich nur Mühe, allenfallsige Wirrnisse im Seminar zu beseitigen und nicht Stoff zu neuen Klagen zu bieten. Und am 26. Januar 1658 drückte P. Nickel dem P. Antoni seine Freude darüber aus, daß er bei der Rückkehr in Fulda mit solchem Wohlwollen empfangen worden. Ich erwarte, was Sie zu Ihrer Verteidigung zu schreiben im Begriffe sind. Inzwischen werden mir bedauerlicherweise wieder neue Klagen von mehreren gemeldet. Dem Provinzial Deumer, der sich wohl über das Eingreifen des Generals beschwert hatte, antwortete Nickel

---

[1] Vergl. Gesch. 2, 625 ff.
[2] *Ad Rhen. sup.
[3] Apologia 1672 S. 68.
[4] *Litt. ann Rhen. sup. Vergl. Komp, Die zweite Schule Fuldas und das päpstliche Seminar (1877) 58 f.
[5] Vergl. das Kap. über die Hofbeichtväter.
[6] *Ad Rhen. sup.

am 2. Februar 1658: Wenn ich mir und meinen Nachfolgern die Ernennung des Seminarregens vorbehalten habe, so hat dieser Vorbehalt dem Regens keine andere Macht oder Exemption gegeben, als daß er in der Folge von keinem andern Obern als von dem General abgesetzt werden kann[1]. Nickel hielt auf den Regens Antoni viel. Am 20. März 1660 schrieb er dem Provinzial Göltgens: Über die Einführung eines klerikalen Kleides für die päpstlichen Alumnen in Fulda werde ich den P. Joh. Antoni hören, übrigens bin ich nicht für Neuerungen. Die Einführung eines Klerikerkleides hing mit den Bestrebungen zusammen, das Seminar in Fulda mehr zu klerikalisieren. Diesen Bestrebungen hatten sich mehrere Patres schon früher mit Erfolg widersetzt[2].

Am 21. September 1679 begann der Regens Steph. Lesle einen Neubau für das Seminar und beendigte denselben im Jahre 1682, in dem der Fürstabt Plazidus von Droste die feierliche Einweihung von Seminar und Kapelle vollzog. Es war dies eine würdige Vorbereitung für die Jahrhundertfeier im Jahre 1684, die in großartiger Weise während acht Tagen begangen wurde[3]. Trotz des Neubaues reichte aber der Platz bald doch nicht aus, denn die Jahresbriefe zum Jahre 1696 berichten: So groß und geräumig das päpstliche Seminar auch ist, so kann es die Söhne von Adeligen und hochangesehenen Männern, die von allen Seiten hierher kommen, nicht fassen, und nicht wenige müssen ihr Unterkommen in Bürgerhäusern suchen[4].

Über Klagen, die gegen die Leitung der päpstlichen Seminare bei der Propaganda eingelaufen, schrieb der General de Noyelle an den oberrheinischen Provinzial am 27. Februar 1683: Ew. Hochwürden sende ich die Hauptpunkte von zahlreichen Klagen, die kürzlich bei der Kongregation de propaganda fide eingebracht und uns mitgeteilt wurden. Darin werden die Unsern, welche die Heranbildung und Erziehung der päpstlichen Alumnen zu leiten haben, scharf angegriffen, und größerer Eifer in der Verwaltung ihres Amtes von ihnen verlangt. Diese Ausstellungen hat man schon fast seit der Mitte des Jahrhunderts zusammengetragen, und deshalb wissen wir sehr gut, daß sie im Verlauf der Zeit zum größeren Teil hinfällig geworden sind, während einiges übertrieben, anderes schon verbessert ist. Jedoch wird jetzt von neuem die Behauptung aufgestellt, zur völligen Hebung so großer Übelstände hätten weder die zahlreichen Dekrete der heiligen Kongregation noch deren Rundschreiben, weder die Mahnbriefe des Generals noch die abgehaltenen Visitationen etwas gefruchtet. Das kann große Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen uns hervorrufen. Um also in der Lage zu sein, unsere Sache zu verteidigen, müssen wir allseitige, wahrheitsgetreue und genaue Erkundigungen einziehen über die Punkte, die ich auf einem besonderen Blatt beifüge. Die Erledigung dieser Angelegenheit vertraue ich also der Umsicht und Gewissenhaftigkeit von Ew. Hochwürden an und wünsche, daß die genannten Punkte mit dem Fragebogen dem Rektor des Fuldaer Kollegs mitgeteilt und möglichst bald beantwortet werden[5].

Wegen der Geldangelegenheiten gab Noyelle am 9. Oktober 1683 dem Provinzial Schwan die folgende Weisung: Alles was von Getreide, Wein, Geflügel aus irgendeiner Rücksicht dem Regens geschenkt wird, und alles, was durch Umsicht gewonnen

[1] *Ad Rhen. sup.

[2] Vergl. Gesch. 2, 623 ff.

[3] Es erschien auch eine Festschrift Panegyris Eucharistica . . . felix origo Seminarii Pontificii ad primum saeculum. Der erste Teil des seltenen Druckes in *Rhen. sup. 33.

[4] Komp 63 f.

[5] Fast derselbe Wortlaut an den oberdeutschen Provinzial Truchseß am 20. Febr. 1683. Vergl. oben Dillingen, dort auch über die Klagepunkte.

wird, gehört dem Seminar, und davon darf der Provinz oder dem Kolleg nichts zukommen. Wenn aber Geld dem Präses für seine eigene Person geschenkt wird, kann er davon den Armen oder denen, die sich um das Seminar verdient gemacht, etwas mitteilen[1].

Die Berichte, die um diese Zeit über das Seminar an den General geschickt wurden, lauten günstig. Die Generale drücken wiederholt ihre Zufriedenheit darüber aus[2].

Einzelne unzufriedene Elemente suchten wiederholt die Leitung der päpstlichen Seminare in Mißkredit zu bringen und veranlaßten schließlich eine päpstliche Visitation im Auftrage Innozenz XII., die in Fulda von dem Abt Plazidus und den von Nuntius Horatius Philippus delegierten Pfarrer von Geisa vom 29. April bis 15. Mai 1699 abgehalten wurde[3].

In der Instruktion für die Abhaltung der Visitation wird u. a. näherer Aufschluß verlangt, ob es nicht angezeigt sei, die jetzige Praxis nach der von 30 Alumnen 15 von dem Eide dispensiert werden, aufzugeben; denn wahrscheinlich hat diese Gewohnheit nur begonnen, weil anfangs in den benachbarten Provinzen nur wenige katholische Familien mehr vorhanden waren, und man deshalb es für rätlich hielt, auch solche Jünglinge zuzulassen, die sich später verheiraten würden. Aber da sich heute die Lage gebessert hat, wäre es vielleicht besser, alle Alumnen zum Eide anzuhalten, wie es ja auch in den übrigen Kollegien zu geschehen pflegt.

Die Klagen betrafen besonders die Disziplin, mangelhaften Tisch, Kleidung und Buchführung in den Einzelrechnungen[4]. An Personal wurden festgestellt 4 Patres und 2 Laienbrüder, die für 24 Konviktoren außer den Klerikern und adeligen Alumnen zu sorgen hatten.

---

[1] *Ad Rhen. sup.

[2] Vergl. Noyelle 26. Febr. 1684 an Regens Brang und Gonzalez 19. März 1695 an Regens Specht. *Ad Rhen. sup.

[3] Akten darüber im Staatsarchiv zu Marburg, Fuldaer Archiv Gef. 589.

[4] Eine allgemeine Rechnungsablage vom Jahre 1680 besagt:

	Imp. (Rthlr.)
Pro 24 alumnis clericis	1351
,, 10 ,, nobilibus	628
In Personas 5 Societatis Seminario servientes	350
In Stipendiarios et pauperes distributi	520
In 5 famulos domesticos	250
In sarta tecta veteris domus et in suppellectilem	120
Exposita	3219
Accepta	3107½ (= 1800
	111½ Scudi)

(Marburg, Staatsarch. Fulda.) — Eine Tisch- und Kleiderordnung aus dieser Zeit Modus tractandi et vestiendi Alumnos Pontificios tam Nobiles quam Clericos in Seminario Pontificio Fuldensi lautet: 1o. Mane sub mediam septimae Nobilibus praebetur pro jentaculo panis cum butyro. Alumnis Clericis cum in finem non datur, ut assuescant manere jejuni, dum sacerdotes fiunt, et ad curam emittuntur. In prandio datur ijs iusculum ex bubula recente. 2do. Olus hortense, vel legumen pro varietate temporum cum additamento honesto ex carnibus, vitulina, ovilla, aguina, porcina, infumata, intestinis, altilibus, vel assatis vel elixis. 3tio. Pro primaria portione datur dimidia libra carnis bubulae recentis. 4to. Postpastum ex fructibus, caseo, butyro, libo, pomis etc. pro ratione temporum. Potus ordinarius est Cerevisia; pro Majoribus, et quidem a Theologis usque ad Rhetores inclusive media mensura; Minoribus vero pro gradu scholae et aetatis portio aliquanto minor. In festis et illis diebus, quibus ordinarijs portionibus additur assatura, datur etiam scyphulus vini, prout nostri Patres habent in Collegijs. Ad merendam datur omnibus aequaliter haustus Cerevisiae cum pane Coena non differt a prandio nisi in additamento, quod vesperi non datur; et quod loco bubulae pro primaria portione detur caro vitulina, ovilla, aut aguina. In festis maioribus tractantur ferculis sex aut septem, etiam octo, cum duplici aut triplici postpasto, cum duplici portione vini, quarta scilicet parte mensurae nostratis. Et hic vivendi modus saepius Illustrissimis et Reverendissimis DD. Nuncijs Apostolicis repraesentatus semper approbatus est, utpote ab incunabulis Seminarij usurpatus. Alumni Clerici vestiuntur

Über den Regens Libor. Wedekind lag keine Klage vor. Dieser Regens vertrat entschieden den Standpunkt, daß die adeligen Alumnen nicht zum Eide gezwungen werden sollten. Die Adeligen wollen sich nämlich, so betonte er, nicht zur Pfarrseelsorge hergeben, sie halten sich im Gegenteil noch einen Hauskaplan. Benefizien an Kathedralen werden selten vakant, als Laien wirkten sie viel Gutes. Außer einzelnen Bemängelungen im Rechnungswesen, Aufnahme usw. wurden u. a. die Ausgaben für Arzt und Bad als zu hoch befunden. Im übrigen aber, so lautet das Endurteil der Visitatoren befinden sich Studien und Disziplin in lobenswerter Blüte.

In den Visitationsakten findet sich unter den Übungen der Frömmigkeit für die Alumnen und Konviktoren angegeben, daß sie jährlich 8 Tage Exerzitien machten, ebenso vor den höhern Weihen. Unter den wissenschaftlichen Übungen werden genannt die üblichen Disputationen, jede Woche Übungen im Predigen und Katechesieren während des Mittagessens, im Winter jeden Sonntag Predigtvortrag (toni) und im Sommer jeden Sonntag praktische Übung der Katechese in der Stadt und Umgegend.

Die Visitation übte auf die Zucht im Seminar keinen günstigen Einfluß. So schrieb der Regens des Seminars Joh. Bernard am 23. Februar 1700: Die Visitation des vorigen Jahres hat einen wunderbaren, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen, Verlauf genommen und ist nicht die geringste Ursache der Zwietracht und der Auflehnung der Untergebenen gegen die Obern. Denn es wurde nicht untersucht, wie sich die Alumnen aufführten, wie sie ihre Regeln beobachteten und in Frömmigkeit und Wissenschaft Fortschritte machten, sondern man ging einzig auf Klagen gegen die Unsrigen aus, so daß sogar diejenigen von den Konviktoren und Alumnen mit harten Worten und Drohungen geschreckt wurden, die alles lobten, um sogar auf diese Weise Klagen gegen die Patres zu erpressen. Die Unruhestifter brüsteten sich, im Vertrauen auf die Gunst der Visitatoren, öffentlich durch Blick, Gebärde und Wort: nun werden wir — so sagten sie — das jesuitische Joch abschütteln. In der Stadt wurde überall Dr. Haen in Rom als der zukünftige Regens ausgerufen. Es braucht nicht viele solcher Visitationen, um alle Zucht, allen Gehorsam und alle Ehrfurcht gegen die Vorgesetzten zugrunde zu richten. Der hiesige Generalvikar wundert sich über den Verfall der Zucht sehr, da doch zu seiner Zeit, als er unter den Alumnen lebte, diese sich so sehr durch Gehorsam und Ehrfurcht ausgezeichnet hätten[1]. Auch der Regens Wedekind muß schon früher, am 13. Juni 1699, einen ähnlichen Bericht nach Rom gesandt haben, denn Gonzalez antwortete ihm am 18. Juli 1699: Ich hätte sehr gewünscht, daß die Visitation zu Ihrem Troste und Ihrer Zufriedenheit von Statten gegangen wäre. Da nun dies nicht der Fall war, so tragen Sie alles geduldig und sorgen Sie um so mehr dafür, daß im Seminar kein Anlaß zu einer Visitation gegeben wird. Wenn der Visitator die Übertragung der Verwaltung an einen weltlichen Regens ins Auge gefaßt hat, so habe ich den Generalprokurator schon darauf aufmerksam gemacht, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Propaganda eine Änderung treffen wird, ohne uns vorher zu hören[2].

singulis annis nova toga ex panno, tibialibus aestivis et hyemalibus, calceis, caligis, et pro exigentia talari et pileo. Pretium panni pro togis ordinarium est unius imperialis, aut quatuor capitellorum pro qualibet ulna. Sacerdotes dum emittuntur ad curam, ex integro vestiuntur, toga scilicet ad talos defluente, caligis, pallio, pileo, tibialibus, calceis, cingulo. Supellex linea non datur, neque a condito Seminario data fuit, nisi quando quorundam inopia pro aliquo subsidio supplicantium a Patre Regente sublevata fuit aliquot indusijs aut collaribus. Nobilibus vero vestimenta nulla dantur juxta bullam. Rom, Staatsarch. Ges. Inform. CLV 179.

[1] Rom, Staatsarch. l. c.

[2] *Ad Rhen. sup.

Gleich nach der Visitation wandte sich einer der Unzufriedenen direkt an die Propaganda mit neuen Klagen. In Beantwortung dieser dem General übermittelten Klagen schrieb der Regens Bernard am 23. Februar 1700 dem P. Gonzalez: In der Klageschrift sind so handgreifliche Unwahrheiten enthalten, daß kein vernünftiger Mensch, dem die Leitung in der Gesellschaft nur etwas bekannt ist, ihr Glauben schenken wird. Ich habe sowohl die adeligen Alumnen als auch die Kleriker einzeln über die verschiedenen Punkte gefragt mit einziger Ausnahme des Angebers, des Hauptes der Unzufriedenen, Heinrich Ebert. Die Klerikeralumnen sind so arm, daß auch ein Habsüchtiger sich schämen würde, von ihnen etwas zu erbitten oder anzunehmen (für die Aufnahme ins Seminar). Das tyrannische Regiment beschränkt sich darauf, daß der P. Minister einmal dem Koch gesagt hat, er solle, wenn die Alumnen in die Küche kommen und ihre Nase in die Töpfe stecken, ein Stück Holz nehmen und sie verjagen. Daß der oben genannte Ebert noch nicht zu einem Kuratbenefizium gekommen — denn es ist der einzige von allen, der nicht versehen ist — das ist nicht unsere Schuld, sondern Schuld seines wählerischen und kritischen Geistes. Als ihm nämlich mein Vorgänger P. Wedekind eine Stelle bei einem Adeligen als Hauskaplan und Instruktor mit der Aussicht auf eine bessere Anstellung anbot, wies er sie stolz zurück. Dann ernannte ihn unser Bischof zum Chorvikar an einer Pfarrkirche mit der Aussicht auf die baldige Erlangung der Pfarrei. Er entschuldigte sich mit einer leeren Ausflucht, so daß er den Bischof nicht wenig verletzte. Ich habe seinetwegen nach verschiedenen Orten geschrieben aber vergebens. Wo sein Charakter bekannt ist, wird er schwerlich eine Stelle bekommen. Um ihm zu helfen, habe ich den Nuntius gebeten, diesem päpstlichen Missionär, damit er nicht länger — es ist bereits fast ein Jahr — als Priester gleichsam exlex im Seminar verweile, ein Benefizium zu verschaffen[1].

Schließlich wandte man im Seminar das letzte und beste Mittel an, um Ruhe zu bekommen: die Entlassung der Unruhestifter. Diesen Plan billigte Gonzalez in einem Schreiben vom 17. April 1700 an den Rektor Reiffschneider, der diesen Vorschlag gemacht: wenn die Ruhe nicht anders wiederhergestellt werden kann, sollen die wenigen Aufrührer vom Regens entlassen werden. Das half. Am 24. Juli 1700 beglückwünschte Gonzalez den Regens Bernard zur Wiederherstellung der Ruhe durch die Entlassung des Urhebers der Wirrnisse. Gebe Gott, so fügt er bei, daß niemand in der Folge es wage, die so lange ersehnte Ruhe zu stören!

Dem Konvikt St. Salvator in Düsseldorf[2] bestimmte der berühmte General von Werth in seinem Testamente 1200 Rthlr., aus dessen Zinsen zwei arme Studenten aus seinem Geschlecht oder aus Büttgen (bei Neuß) unterhalten werden sollten. P. Moser bemühte sich 1654, die Ausführung dieses letzten Willens zu erwirken[3]. Im Jahre 1672 befanden sich 46 Seminaristen im Konvikt. Einen Humanisten, den man für die Verwaltung herangezogen, mußte man 1672 wegen Nachtschwärmerei entlassen. Die geringste Zahl zeigt in den folgenden Jahren 1680 mit 18, die höchste 1700 mit 42. Die Seminaristen erhielten nur Gemüse, seit 1682 zuweilen zur Belohnung des Fleißes mit dem Gemüse eine Portion Fleisch, die Knaben, die sich besonders im Gesange auszeichneten, eine Zugabe von Brot und Bier. Die Selbstregierung war in weitem Maße in Gebrauch. Im Jahre 1683/84 war ein Rhetoriker Kurator des Seminars und Pädagog der Sekundaner, andere Rhetoriker waren Musiklehrer, Türhüter und Pädagogen der Syntaxisten. Im Jahre 1688 verbot der P. Provinzial, daß einer der armen Studenten außer-

---

[1] *Orig. Rom, Staatsarch. l. c.

[2] Gesch. 2, 608.

[3] Düsseldorf, Staatsarch. Jes. 35.

halb des Seminars wohne und bettele[1]. Außer den 28 Armen, die mit Gemüse zufrieden, im Seminar wohnen — so berichten die Jahresbriefe von 1698 — befinden sich dort noch 12—14 Musiker aus dem Rheingau und aus Lüttich, die für die Musik in unserer Kirche verwandt werden. Damit dies noch leichter in der Folge geschehen kann, läßt Freiherr von Nesselrode neben dem alten ein neues Seminargebäude aufführen. Im Jahre 1699 wird der Zustand des Konviktes mit seinen 40 Zöglingen als blühend bezeichnet[2].

Ein neues Konvikt und zwar ein Doppelkonvikt für adelige Kleriker und Diözesanseminaristen wurde in Trier gegründet. Der Domdechant von Lüttich Baron von Bocholtz-Orey faßte den Entschluß, sein ganzes Vermögen zur Stiftung eines adeligen Seminars zu verwenden. Über den Ort war er lange im Zweifel. Nach längeren Verhandlungen mit dem Trierer Kurfürst Karl Kaspar von der Leyen entschied er sich für Trier. Die mündlichen Verhandlungen für den Kurfürsten führte in Lüttich der Domprediger P. Jakob Linnich[3].

In der Stiftungsurkunde vom 16. März 1667 zählt der Domdechant zunächst alle Güter und Einkünfte auf, die er der Stiftung einverleibt, dann übergibt er dieselbe für ewige Zeit der Leitung der Gesellschaft mit der Bitte, die Stiftung anzunehmen und zu verwalten. Es sollen dort zwei Priester und 1—2 Brüder Leitung und Verwaltung übernehmen und zwar der Obere (Präpositus) mit allen Machtbefugnissen im Geistlichen und Weltlichen ohne irgend eine Abhängigkeit als nur von den Obern der Gesellschaft, denen auch wenigstens jährlich Rechnung abzulegen ist. In der Aufnahme und Entlassung ist der Obere ebenfalls ganz frei und nur abhängig von den Obern der Gesellschaft, wenn Gründe von diesen gefordert werden. Es dürfen nur Adelige aufgenommen werden, die ritterbürtig und kapitelfähig sind. Eine bestimmte Zahl wird nicht festgesetzt, sie soll sich nach der Höhe der Einkünfte richten. Sind keine Adelige da, welche die Bedingungen erfüllen oder so wenige, daß die Einkünfte nicht aufgebraucht werden, sollen diese zur Vergrößerung der Stiftung verwandt werden. Ist diese hinreichend groß, kann den Stiftlingen später auch die Kleidung gestellt werden. Wenn ein Stiftling den geistlichen Stand nicht erwählt, muß er Ersatz für die Kosten leisten. Mit Urkunde vom selben 16. März 1667, nahm der Kurfürst die Stiftung an und schenkte mit Zustimmung des Domkapitels als Wohnung das Statthaltereihaus in der Dietrichgasse mit voller Immunität und dem Rechte, auch liegende Güter zu erwerben, was sonst in den Trierischen Landen den Religiosen nicht gestattet war. Das neue Seminar erhielt den Namen Seminarium Nobilium oder Seminarium ad St. Lambertum, weil der Stifter Dechant an der Grabstätte des heiligen Lambertus in Lüttich war. Auch die neue Kapelle des Seminars, mit deren Bau man 1667 begann, erhielt den Namen des heiligen Lambertus. Am 3. November 1669 wurde die Kapelle eingeweiht. Der Stifter war schon am 21. Januar 1669 gestorben[4].

Zum ersten Rektor des Lambertinischen Seminars wurde 1669 P. Gottfried Otterstedt ernannt[5]. Derselbe hatte große Schwierigkeiten zu überwinden bei der

---

[1] G. Kniffler, Jesuitengymnasium zu Düsseldorf 23 f.

[2] *Hist. Coll. Düsseldorp. 1696—1699.

[3] Die Korrespondenz zwischen dem Kurfürsten und Domdechanten in Trier, Gymnas. Archiv, dort auch weitere Akten. Andere Akten in Koblenz, Staatsarch. Kurtrier B XIX Acta miscellanea betr. Stiftung des Seminarii ad S. Lambertum 1667—1791, ferner unter Trier X Stifter (Jesuitenkolleg) 27 ff., an letzter Stelle Orig. der Stiftungsurkunde Perg.

[4] Vergl. M. Paulus, Lage und Gebäude der Universität, des Jesuitenkollegiums und des Lambertinischen Seminars in Trier 13 ff. in der Trier. Festschrift des Gymnasiums 1913.

[5] Für das Folgende *Institutio et Historia Collegii Clericorum Nobilium et Archiepiscopalis Seminarii Alumnorum Trevirensium

Exekution des Testamentes des Stifters. Er sorgte zunächst für die Übertragung der Überreste des Stifters und seiner Eltern (die seit 33 Jahren in Köln ruhten) in die Lambertikapelle. Im März 1672 folgte als Rektor auf Wunsch des Kurfürsten der Domprediger Johann Packen, der Oktober 1674 sein Amt niederlegte, weil er den jungen Pfalzgrafen von Neuburg auf einer längern Reise begleiten mußte[1]. Das Jahr 1673 war sehr bedeutungsvoll für das neue Konvikt, weil der Kurfürst durch Urkunde vom 16. Juli 1673 in demselben auch ein Diözesanseminar für Trier stiftete und zwar für zwölf Alumnen. Als Wohnung wies er ihnen den ganzen Raum der Akademie über dem Hörsaal der Juristen an, der in einzelne Zimmer umgebaut worden[2]. Für die Adeligen und übrigen Konviktoren war neben dem umgebauten Statthaltereihaus ein neues Haus von drei Stockwerken von 1670—1673 fertiggestellt worden[3], das oben 27 Zimmer enthielt, unten zwei große Säle für den Winter[4]; durch Ausbau des ganzen Quadrums sollte es auf 100 Zimmer gebracht werden.

Die Stiftungsurkunde für das erzbischöfliche Seminar datiert vom 16. Juli 1673 und enthält u. a. folgende Bestimmungen: Das Diözesanseminar wird errichtet nach der Forderung des Tridentinums und zwar für zwölf Alumnen, die in jeder Beziehung ausgewählt sein sollen: die ersten in ihren Schulen, absolvierte Philosophen oder wenigstens Kandidaten der Physik, der deutschen Sprache mächtig, willig. Sie werden täglich in Frömmigkeit und Wissenschaft gefördert, insbesondere im Gregorianischen Gesang, Verständnis der Heiligen Schrift, Kontroversen, Kirchengeschichte, Schriften der Heiligen Väter, der Moral und scholastischen Theologie. Besondere Übungen im Predigen und in den kirchlichen Zeremonien finden statt nach der Seminarsordnung. Die Alumnen müssen sich bei ihrem Eintritt eidlich verpflichten, nach Vollendung ihrer Studien oder auch schon früher zu einer vierjährigen Dienstleistung in den Pfarreien und Kaplaneien der Diözese. Für ihren Unterhalt wurden angewiesen auf den Kopf 50 Rhtlr., 1/2 Fuder Wein, 3 Malter Korn (Siligo). Was an den gesamt 600 Rthlrn. für die zwölf Alumnen fehlt, wird durch die kurfürstliche Kammer ergänzt. Der Kurfürst übergibt das Seminar der vollständigen nur von den Obern der Gesellschaft abhängigen Leitung und Verwaltung des von der Gesellschaft bestimmten Rektors, das gilt auch für Aufnahme, Entlassung und Strafen. Rechenschaft ist einmal jährlich dem Provinzial abzulegen. Der Rektor erhält alle Privilegien und Immunitäten, wie sie in der Stiftung für das Adeligenkonvikt bewilligt sind. Bei der Aufnahme und Entlassung soll nicht Gunst entscheiden, sondern nur Würdigkeit bezw. Unwürdigkeit. Unverbesserliche und Unverträgliche besonders solche, die anderen zu schwerem Ärgernis gereichen, sollen unweigerlich sofort entlassen werden, das gilt besonders für Erregung von Aufruhr im Hause, von häufigem Wirtshausbesuch, nächtlichem Schwärmen, Unsittlichkeit. Bei solchen Entlassungen ist ohne juridischen Prozeß und ohne Gewährung von Appellationen voranzugehen. Die durch ihre Schuld Entlassenen sind zum Ersatz der auf sie verwendeten Kosten verpflichtet.

So war P. Packen auch Rektor des erzbischöflichen Seminars. Er sorgte für

---

ab ao 1667 (bis 1681) in Fund. Germ. 1, 245 ff. Eine Fortsetzung bilden Historia Collegii Nobil. et Seminar. Archiepisc. 1681—1690 in Hist. Rhen. inf., ebendort eine Continuatio Historiae triennalis Coll. Nobil. et Semin. Archiepisc. ad S. Lamb. ab April. 1690 usque ad Apr. 1693.

[1] Vergl. das Kapitel über die Hofbeichtväter.

[2] Praeter auditorium facultati juridicae nihil reliquit sed cetera omnia sursum et deorsum in usum Alumnorum suorum authoritate Principali cedere voluit.

[3] Über diesen Bau vergl. Paulus a. a. O. 17.

[4] inferne pro duobus amplis musaeis hyemalibus accomodatum.

die Verschönerung des Hauses, besonders durch die Anlage von zwei Gärten, bei denen er selbst mit den Alumnen Hand anlegte. Die weitere Blüte des Seminars wurde sehr gehindert durch die Franzosen, die 1673 Trier besetzten. Das Seminargebäude nahm der französische König unter seinen Schutz, so daß es auch andern noch zum Asyl ihrer Habe dienen konnte. Unter den Übungen, die P. Packen für die erzbischöflichen Alumnen einführte, werden genannt die Katechese, die sie jeden Freitag für die benachbarten Waisenkinder und andere hielten, und die häufigen Predigtübungen zu Hause. Er verfaßte auch Regeln für die Zöglinge der beiden Abteilungen mit einer guten Hausordnung und andern vortrefflichen Anordnungen, die der Provinzial Weidenfeld durch eigene Unterschrift bestätigte[1].

Dem P. Packen folgte der frühere Rektor von Bonn, P. Everard Freyaldenhoven aus Köln, der vom Oktober 1674 bis 1681 die Leitung beibehielt. Ihm ist ganz besonders der große Besitz von Weinbergen bester Lagen zu verdanken. Schon 1679 lieferten die Graccher Besitzungen 13, 1680 14 Fuder, Urzich 4 Fuder Wein. Die bisher verpachteten Weinberge in Weltrich (Ruver), die 1676 nur zwei Ohm gebracht hatten, nahm er in Eigenbau und erzielte 1679 und 1680 sechs Fuder des besten Weines; durch Rodungen und Neupflanzungen hatte er Aussicht auf zehn Fuder, die die Bauern im Frohndienste ohne Entgeld zum Seminar fahren mußten. Im Jahre 1680 ernteten das Konvikt der Adeligen und das erzbischöfliche Seminar zusammen 109 Fuder. Auf der Suche nach einem geeigneten Keller entdeckte P. Freyaldenhoven 1679 unter dem Auditorium für die Juristen einen Weinkeller, der seit unvordenklichen Zeiten wegen des vielen Wassers unbenutzt lag. Nachdem er das Wasser entfernt und den Keller hatte herrichten lassen, legte er eine neue Treppe aus dem innern Hof des Seminars an. Durch den Nutzen für das Haus, seine Geräumigkeit und vorzügliche Bauart wurde der Wert des Kellers auf 2000 Rthlr. geschätzt. Nachdem der früher unbenutzte Keller so im Werte gestiegen, verlangte die juridische Fakultät Miete, wurde aber vom Landesherrn abgewiesen[2].

Wie für die Festigung des äußern Besitzes arbeitete P. Freyaldenhoven für die bessere Ausbildung der Seminaristen. Um sie für den Pfarrdienst mehr zu befähigen, ließ er sie ohne Residenz am Orte die ganze Pfarrseelsorge in Morscheidt besorgen, dessen Pfarrei er 1680 schon sechs Jahre verwaltete. Ebenso ließ er sie die Dörfer der Schmidtburgischen Güter zeitweilig pastorieren. Für die Theologen führte er eine halbstündige Betrachtung ein, die an allen Sonn- und Festtagen in Gegenwart des Rektors, im Winter in dem Wintermuseum, im Sommer in der Kirche morgens 5 Uhr gehalten wurde. Diejenigen, welche die Moral absolviert, konnten bei den Juristen Kirchenrecht hören. Er veranstaltete auch feierliche Disputationen mit gedruckten Thesen aus der Theologie und Philosophie, deren Leitung der General aber den Professoren unterstellt wissen wollte[3].

Am 8. August 1683 übernahm P. Hunold Plettenberg aus Delbrück die Leitung des Seminars. Als dieser am 10. Dezember 1687 nach Münster ging, trat an seine Stelle für ein halbes Jahr P. Heinr. Nolden, um dann am 22. Juni

---

[1] Diese Seminarordnung hat sich nicht gefunden. — Da die häuslichen Delikte der Schüler meist durch die Schule gestraft wurden, entstand in Trier die Frage, ob die Konviktoren für die dort begangenen Fehler von den Professoren zu strafen seien. Der General antwortete im Jahre 1672, von den Professoren seien sie zu strafen für Fehler in der Schule, für die übrigen nach dem Gutbefinden des Seminarregens. *Acta Congr. Prov. Rhen. inf. 1628—1687.

[2] Über diesen Keller, die „Höll'" genannt, kam es später zu einem Vergleich. Die Universität trat 1702 den Keller für 200 Taler ab. Paulus 19.

[3] An Provinzial Holtgreve 22. Nov. 1681. *Ad Germ. sup.

1688 dem P. Freyaldenhoven Platz zu machen, der dieses sein zweites Rektorat bis zu seinem Tod am 1. Oktober 1691 beibehielt[1].

Im Jahre 1684 waren 40 Personen im Seminar außer den Dienern, unter den Zöglingen befanden sich neun zahlende Konviktoren. August 1688 traten auch zwei hessische Landgrafen, Friedrich und Philipp, ein. Weitere Aufnahmen mußten unterbleiben, als Oktober 1688 die Franzosen Trier besetzten. Eine Zeitlang drohte Trier dasselbe Schicksal wie Speier, völlige Zerstörung. Da mußte man notgedrungen nicht allein alle öffentlichen Übungen einstellen, sondern auch die meisten Zöglinge entlassen. Erst Ende 1690 war die Gefahr verschwunden. November 1690 schickte der französische Intendant 33 Soldaten Einquartierung, die man nicht wie im vorigen Jahre außer dem Hause verköstigen durfte, sondern im Seminar einquartieren mußte; das war für das Seminar sehr hart. Der General Gonzalez drückte darüber am 17. Februar 1691 dem P. Freyaldenhoven sein großes Bedauern aus mit dem Beifügen, die Patres, die bei den Bürgern den Anlaß zur Beeinträchtigung des königlichen Privilegs gegeben hätten, seien übel beraten gewesen. Die Bitte, das Seminar für ein Haus der Gesellschaft zu erklären, möge er dem Provinzial zur Beratung vorlegen, der mit seinen Konsultoren entscheiden solle, ob das Seminar in Wahrheit ein Haus der Gesellschaft sei und so genannt werden könne und müsse[2]. Die lästige Einquartierung dauerte fort noch bis 1692, wo man die Erlaubnis erhielt, 34 Soldaten auswärts zu logieren und zu beköstigen. Alles bis auf Feuer und Licht mußte den Soldaten gestellt werden, was mit großen Unkosten verbunden war, die umso härter fielen, als die Jahre unfruchtbar waren und die fälligen Zinsen nicht eingingen. Trotzdem nahmen die Studien, Übungen und selbst die öffentlichen Disputationen ihren Fortgang. Darüber sprach Gonzalez dem Rektor Jakob Martini am 27. November 1694 seine große Freude aus und tröstete ihn wegen der Kriegsbeschwerden: Gott allein könne ihnen ein Ziel setzen[3].

* * *

Das deutsche Seminar in Rom, das **Germanikum**, konnte im Jahre 1652 auf eine hundertjährige Wirksamkeit zurückschauen[4]. Der junge Eusebius Truchseß hielt in Gegenwart vieler Kardinäle die Festrede, die auch im Druck erschien. Ein Verzeichnis im Anhang führte 100 Namen von Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen usw. an, die bis dahin aus dem Kollegium hervorgegangen und von denen noch 25 lebten; unter letzteren die Primaten von Deutschland, Ungarn, Böhmen und Belgien. Um diese Zeit geriet das so reich ausgestattete Kolleg durch den Krieg im Mai-

---

[1] Die folgenden Rektoren waren Heinr. Breitfeld 1691 und Jak. Martini 1693—1706.

[2] Mit dieser Frage hing eine andere Frage zusammen, ob nämlich das Seminar auch zu den Lasten der Provinzverwaltung beisteuern müsse. P. Gonzalez entschied am 18. April 1693 in einem Briefe an den Provinzial Weisweiler: Die Gründe, welche die Provinzialkongregation für die Beisteuer beigebracht, würden auch für andere Provinzen gelten und dennoch werde dort keine Beisteuer von den Seminaren und Konvikten verlangt. Man solle sich also an einem freiwilligen Beitrag nach Gutbefinden des Seminarrektors genügen lassen.

[3] Von den Einkünften, so heißt es in dem Triennalkatalog von 1693, geht in diesen Kriegszeiten kaum die Hälfte ein, und so schwebt das Seminar in der größten Gefahr, sich mit Schulden belasten zu müssen. Es unterhält außer 4 Personen der Gesellschaft und dem nötigen Dienstpersonal gegen 14 Zöglinge teils adelige teils nichtadelige, im ganzen 23 Personen. In einigen Jahren waren 3 oder 4 Patres im Seminar, im Jahre 1685 sogar 3 Patres, 2 Magistri und 1 Bruder, 1689 4 Patres und 2 Brüder, später aber wieder nur 2—3 Patres und 1 Bruder (1692—95), seit 1696 nur 3 Patres und kein Bruder. Klagen darüber, daß die Zahl von 3 Priestern nicht der Stiftung entspreche, erklärte Gonzalez in einem Briefe vom 26. Juli 1698 an den Rektor Martini für nicht berechtigt.

[4] Für das Folgende **Steinhuber**, Geschichte des Kollegium Germanikum 2, 1 ff.

ländischen und die Pest in Rom 1656/57 in große finanzielle Bedrängnis, so daß die Schulden auf 30000 Scudi stiegen. In den Jahren 1655 und 1656 konnten nur je drei Alumnen aufgenommen werden. Die Alumnenzahl sank 1657 auf 21 herab, hob sich aber 1658 wieder auf 60, unter denen aber nicht wenige zahlende Konviktoren waren.

Der Ernst der Zeit hatte den Rektor veranlaßt, zum erstenmal achttägige gemeinsame Exerzitien für die Alumnen abhalten zu lassen. Bisher hatte es den einzelnen freigestanden, die geistlichen Übungen für sich allein zu machen. Die Neuerung fand Widerstand und wurde durch den Provinzial bald wieder aufgehoben.

Die schon von Innocenz 1650 angeordnete Visitation der päpstlichen Seminare wurde gleich nach der Thronbesteigung Alexanders VII. (1655) in Deutschland begonnen, in Rom aber noch hinausgeschoben. Bevor die Visitation zustande kam, griff der Papst 1657 in einer von vielen beklagten, jetzt bei der bedrängten Lage doppelt ärgerlichen Sache ein. Oft hatte man im Kolleg über die großen Kosten für die Kirchenmusik geklagt, noch mehr darüber, daß mehrere Sopransänger und Kastraten (putti) im Kolleg unterhalten wurden. Zu wiederholtem Male hatten die auf die Musik versessenen Rektoren über die Einsprache der zu nachgiebigen Generale den Sieg davongetragen. Durch Handbillet befahl nun der Papst 1657 die Verringerung der Kosten auf 4—500 Scudi und die Einführung des Gregorianischen Gesanges. Die Kardinalprotektoren erließen am 18. Dezember 1657 ein dementsprechendes Dekret, in dem auch verboten wurde, weltliche Musiker, am allerwenigsten aber Kastraten, auch nicht auf Kosten eines Fürsten, im Hause zu dulden; an gewöhnlichen Festtagen darf nur eine Orgel gespielt, für die Sänger und Musiker nur viermal im Jahre ein mäßiger Schmaus gehalten werden.

Die Visitation fand 1661 durch die fünf Kardinalprotektoren statt, denen von seiten der Propaganda deren Sekretär Mario Alberici (der spätere Wiener Nuntius) beigegeben wurde. Die Propaganda suchte mehr und mehr die Aufsicht über alle päpstlichen Seminare in die Hand zu bekommen. Wie sein Vorgänger Franz Ingoli mit allem Nachdruck diese Absicht ins Werk zu setzen gesucht, so wandelte Alberici in denselben Bahnen. Bei diesen Bestrebungen zur Zentralisation waren beide, Ingoli und Alberici, den Jesuiten nicht besonders zugetan, die ja natürlicher Weise in der Zentralisierung und Schablonisierung so vieler verschieden gearteter Institute eine Quelle von Schwierigkeiten erblicken mußten. Die Visitation dauerte vom März bis August 1661. Die stark 100 Dekrete wurden aber erst am 17. September 1663 veröffentlicht. Am Schluß der Dekrete heißt es: Da Ihre Eminenzen die Alumnen mit den besten Einrichtungen ausgestattet gefunden haben, so erachteten sie dafür, daß der Eifer der Obern in Förderung von Frömmigkeit und Wissenschaft, ihre Klugheit in der Erziehung, endlich ihre Umsicht in der Verwaltung des Vermögens des größten Lobes würdig sind.

Die finanziellen Verhältnisse des Kollegs besserten sich von Jahr zu Jahr durch die treffliche langjährige Verwaltung des P. Galeno. Die Schulden wurden abgetragen, so daß die Zahl der Alumnen vermehrt werden konnte. Dieselbe hielt sich bis 1700 durchschnittlich auf der Höhe von 80, zu denen noch 3—4 zahlende Konviktoren hinzukamen.

Die zentralistischen Bestrebungen der Propaganda setzten auch die Verschärfung des Eides durch, den die päpstlichen Alumnen zu leisten hatten. Am 20. Juli 1660 hatte Alexander VII. auf Vorschlag Albericis ein Breve erlassen, worin der Eid verschärft und die Verpflichtung des jährlichen Berichtes an die Propaganda beigefügt wurde[1]. Durch dieses Breve erklärte der Papst, die päpstlichen Alumnen seien

[1] Wortlaut Mejer Propaganda 1, 236 ff. Rat. stud. 4, 285 f.

lebenslänglich im Dienste des Heiligen Stuhles zur Ausbreitung des Glaubens verpflichtet; nicht bloß während dreier Jahre, sondern immer dauere die Verpflichtung, für den Eintritt in einen Orden die Erlaubnis des Heiligen Stuhles oder der Propaganda nachzusuchen. Über die neuen Bestimmungen gerieten die Alumnen des Germanikums in große Aufregung. Der päpstliche Geheimkämmerer Fürstenberg, der spätere Bischof von Paderborn, stellte dem Papste die Aufregung im Germanikum vor: „Das ist die Küche der Jesuiten" meinte der erzürnte Papst, die nicht von der Propaganda abhängen wollen; ich werde im Notfalle andere Alumnen und andere Obern derselben zu finden wissen[1]. Auch die Alumnen selbst wandten sich an den Papst, dieser verwies sie an Alberici. Nach langen Verhandlungen erfolgte am 8. April 1661 eine authentische Erklärung des Breves[2]. In der Hauptsache hielt dieselbe alles aufrecht; nur die Alumnen, welche bereits vor Erlaß des Breve nach der früheren Formel geschworen, wurden nicht zu dem neuen Eid verpflichtet. Infolgedessen traten sämtliche im Jahre 1660 eingetretenen Alumnen (zehn an der Zahl) aus dem Germanikum aus und kehrten in ihre Heimat zurück.

Neue Remonstrationen gegen den neuen Eid setzten nach dem Tode Alexanders VII. (1667) ein: Da Alberici wegen Krankheit zurückgetreten war, führte der neue Sekretär Casanatto die Verhandlungen. Auf seinen Bericht hin entschied die Propaganda am 29. November 1668: Die Verpflichtung, jährlich an die Kongregation zu schreiben, wird zurückgenommen. In betreff des Eintritts in einen Orden wurden die Protektoren und apostolischen Nuntien bevollmächtigt, Dispens oder vielmehr Erlaubnis dazu zu erteilen.

Als Innozenz XII. beim Beginn seines Pontifikates 1696 eine allgemeine Visitation der Kirchen und frommen Stiftungen angeordnet, wurde auf Bitten eines unzufriedenen Teiles der Alumnen auch eine Visitation des Germanikums verfügt und dem Kardinal Marescotti übertragen. Am 1. Mai 1697 unterzeichnete der Visitator 101 Dekrete als Ergebnis der zweimonatigen Visitation. Unter anderm wird darin verlangt: Es sollen fortan keine Musikinstrumente mehr in den Studiersälen geduldet werden, noch weniger Schach- oder Damenbretter, Würfel u. dgl. Spiele. Den einzelnen Alumnen soll nach Möglichkeit jährlich Gelegenheit geboten werden, in St. Andrea achttägige Exerzitien zu machen. Mit den Alumnen, welche im Kolleg selbst die Exerzitien hielten, sollten die übrigen während der Erholungszeit nicht verkehren, die Exerzitanten sich nur miteinander unterhalten und besprechen. Abgesehen von den Exerzitien vor jeder höhern Weihe sollten wenigstens für die Sodalen der größern Kongregation im Oktober oder zu anderer gelegener Zeit gemeinsame dreitägige Exerzitien eingeführt werden. In seinem Berichte rühmte der Visitator die gewissenhafte und sorgsame Verwaltung und Buchführung, und erwähnte mit Lob, daß die Alumnen oft im Jahr die Spitäler besuchten und dort den Kranken Liebesdienste erwiesen. Die Beschwerden einiger Alumnen hätten sich im wesentlichen „als nichtig, unvernünftig und grundlos" herausgestellt. Die Ausgaben für Kost und Kleidung seien eher zu vermindern als zu erhöhen. Die Beschwerden der Patres über einen Teil der Alumnen wurden als begründet befunden, besonders die Klagen über Unbotmäßigkeit, Widerspenstigkeit, Trägheit, Störung des häuslichen Friedens, Einschmuggeln von Eßwaren und Getränken. Ein Hauptschuldiger, der Priester Ignaz Mednijasky, wurde mit Entlassung, vier andere mit öffentlichen Bußen bestraft. Weitere acht wurden nach eingehender Untersuchung am Ende des Schuljahres als untauglich in ihre Heimat zurückgeschickt. Wie auch an andern Orten hatte diese Radikalkur den erwünschten Erfolg: Friede und Zucht

---

[1] Steinhuber 2, 26 ff.

[2] Mejer a. a. O. 1, 239 f.

kehrten in kurzer Zeit ins Kolleg zurück. Großes Lob spendete der Visitator dem P. Galeno, der die Güter des Germanikums 44 Jahre zum größten Vorteil desselben verwaltet hatte und die Einkünfte seit 1663 um 4000 Scudi vermehrt hatte. Und das wollte viel heißen bei den komplizierten Besitz- und Rechtsverhältnissen der damaligen Zeit, besonders in Rom. Im Jahre 1696 besaß das Kolleg außer seinen großen weitentlegenen Gütern 20 Häuser, 30 Läden und Magazine in Rom. P. Galeno hatte die Anerkennung des Visitators nicht mehr erlebt, er war bereits Mai 1695 gestorben.

Von der großen Einwirkung des Kollegs können die Zahlen vom Jahre 1678 ein kleines Bild geben. In diesem Jahre saßen auf 16 Bischofsstühlen Deutschlands und Ungarns Germaniker. Dazu kamen 6 Weihbischöfe, 1 bischöflicher Koadjutor, 10 Dompröpste, 7 Generalvikare, 30 Domdechanten und Stiftspröpste, 4 Äbte, gegen 150 Domherren und 70 Pfarrer[1]. Aufnahme fanden in das Kolleg von 1655—1700 etwas über 1100 Alumnen. Nach der Unsitte der Zeit empfingen leider von den adeligen Alumnen manche nicht die Priesterweihe. Von den 30 Germanikern, die um diese Zeit z. B. in der Trierer Diözese geistliche Pfründen besaßen, hatten nur sechs die Priesterweihe im Kolleg empfangen. In den meisten adeligen Domkapiteln war der Mißbrauch eingebürgert, daß die Domherren der ausdrücklichen Bestimmung des Tridentinums zuwider, die Priesterweihe nicht zu empfangen pflegten, sondern sich mit der Subdiakonats- oder Diakonatsweihe begnügten. In seinem Statusbericht vom Jahre 1694 beklagt der Trierer Kurfürst Johann Hugo von Orsbeck, selbst ein Germaniker, diesen Übelstand und berichtet, daß jetzt im Trierer Domkapitel nicht ein einziger Domherr Priester sei, da der letzte derselben vor fünf Jahren gestorben sei. Dessenungeachtet — so hebt der Geschichtschreiber des Germanikums hervor — sind die meisten der jungen Trierer, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Germanikum studierten, fromme und tüchtige Diener der Kirche geworden[2]. Das gilt auch von den meisten Alumnen der andern deutschen Diözesen.

[1] Einzelheiten bei Steinhuber 2, 39 ff. [2] Steinhuber 53.



Viertes Kapitel.

Schriftstellerei.

Hindernisse und Förderung: Ungünstige Zeitumstände, Zensur, Index, Druckprivilegien, Aufmunterung der Obern. — Einzelne Gebiete. Theologie: Van der Veken, Raßler, Banholzer, Illsung, Gobat, Burghaber, Haunold, Pirhing, Wiestner, Lohner, Kedd, Ott. — Geschichte: Schaten, Grothaus, Kloppenburg, Crombach, Gamans, Vervaux, Bissel, Gumppenberg. — Ordensgeschichte. — Geographie: König, Aigenler, Scherer, Martini. — Poesie: Widl, Rosacin, Avancini, Balde. — Polyhistorie: Pexenfelder, Masen, Schott, Kircher.

Die Schriftstellerei hat bei den Ordensleuten, die ihre Augen offen und ihre Herzen warm erhielten für die Bedürfnisse der fortschreitenden Kultur und insbesondere für Ewigkeitsarbeit, stets in großem Ansehen gestanden.

In dem Kapitel der „Lebensweisheit", wo Jakob Masen die hohe Bedeutung von Bildung und Wissenschaft für das Lebensglück auseinandersetzt, preist er mit Begeisterung den Nutzen der Schriftstellerei. Wer die Gelehrten und ihre Werke als nutzlos verdammt — so führt Masen aus — der weist von sich die Sonne, die Tugend und das herrlichste irdische Glück. Die Schriftstellerei ist Fortsetzung, Erweiterung, ja Verewigung der Tätigkeit der Lehrer, dieser wahren Weltbeglücker. Wo in der Welt kann eine Beschäftigung erdacht werden, die nützlicher und würdiger wäre, als jene der Gelehrten, wenn sie den reichen Schatz ihres Wissens in schriftlichen Denkmälern der Nachwelt überliefern, und so gleichsam als unsterbliche Lehrer auf dem Lehrstuhl sitzen zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen. Ihr Leben und ihre Lehrtätigkeit, deren Ausdehnung auf Jahrhunderte die Natur versagt hat, setzen sie so trotzdem für die folgenden Geschlechter fort, gleich als ob sie erklärt, ihr ganzes Leben, und sollte es ewig dauern, zum Dienst Gottes und zum Nutzen des Staates verwenden zu wollen. So leben sie ewig, wenngleich sie abberufen wurden von ihren Arbeiten und abgeschieden sind aus dieser Zeitlichkeit [1].

In dieser Gesinnung haben manche Jesuiten zur Feder gegriffen, trotzdem die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege mit ihrer wirtschaftlichen Verarmung und kulturellen Verwilderung der literarischen Produktion wenig günstig war. In der gesamten Literatur behaupten Frankreich, Holland und England den Vorrang. In Deutschland bewegten sich die Publikationen, abgesehen von der noch immer vorwiegenden Theologie, vielfach auf dem Gebiete der Polyhistorie [2]. Die Höhe der

[1] Utilis curiositas de humanae vitae felicitate (1672) 122. Vergl. 96 ff., 114 ff.

[2] Die lateinische und deutsche theologische Literatur betrug noch im Jahre 1690 71% der gesamten literar. Produktion in Deutschland. Vergl. Joh. Goldfriedrich, Geschichte des deutschen Buchhandels 1648—1740 (1908) 24.

Bücherproduktion in Deutschland in dem Jahrzehnt vor dem großen Kriege wurde erst wieder nach anderthalb Jahrhunderten erreicht.

Trotzdem ist die Zeit nicht ganz so unfruchtbar, wie sie gewöhnlich dargestellt wird[1]. Auch auf katholischer Seite erschienen eine Reihe tüchtiger Werke, zu denen die Jesuiten ihren guten Teil lieferten, wie die später folgende Übersicht ergibt.

Für diejenigen Schriftsteller, die sich der deutschen Sprache bedienten, lag eine Schwierigkeit in dem Zustande der deutschen Schriftsprache. Die einheitliche deutsche Schriftsprache war noch nicht überall durchgedrungen, und so mußten sich manche Schriftsteller Vorhaltungen machen lassen, die uns jetzt verwunderlich erscheinen. Ein Zensor urteilt in seinem Gutachten über deutsche Schriften von P. Benignus Kibler (Sal Elisaei und Ursi Elisaei) im Jahre 1674: Der Auktor scheint belgische Solözismen zu lieben und macht dadurch sein Buch dunkel und zweifelhaft wenigstens bei den Oberdeutschen, so schreibt er z. B. Söhnchen für Söhnlein; er macht sich alles zu nutz, er bildet sich ein statt ihm[2].

P. Soutermanns, der sich bei seiner Übersetzung der Kirchengeschichte von Hazart im Jahre 1684 eines guten Deutsch befleißigte, wurde angegriffen, daß er Worte wie Flut, Wut, Waldung, Wüstenei gebraucht habe. In der Vorrede zum zweiten Band bemerkt er dagegen, er habe diese Worte den besten Schriften entnommen: „Mir wollte es vielmehr geziemen andern, die es mir und dir weit bevor getan und die hochdeutsche Sprach zu ihrer Reinlichkeit und eigentümlichen Zierde zu erheben, löblich bemühet gewest, als ein Lehrling nachzuahmen, dann selbe so vermessentlich zu tadeln."

P. Leopold Fueß erinnert im Jahre 1684 in der Vorrede zu seiner Übersetzung der biblischen Geschichten des Priors de Royaumont, daß er nicht sklavisch übersetzt, sondern überall gesucht, das deutsche Kolorit zu wahren; er habe sich auch mit „allem Fleiß beflissen, keine fremde Wörter von andern Sprachen zu entlehnen, damit zum wenigsten die Reinigkeit der teutschen erhalten würde". Alle Worte, die er gebraucht, könnten aus guten Büchern belegt werden, er habe sich ferner bemüht, „eine rechte Orthographie, in welcher sonst soviel bei den Teutschen gefehlt wird, in dieses Werk einzuführen".

Zu den mißlichen Zeitumständen kamen noch manche der früher geschilderten Behinderungen, die noch weiter fortbestanden, wie z. B. die Schwierigkeiten und Förmlichkeiten von seiten der römischen Bücherverbote. Wie umständlich Erlaubnisse erteilt wurden, zeigt eine Pergamenturkunde vom 29. August 1652, die von den sechs Kardinälen der römischen Inquisition (Barberini, Lugo usw.) unterschrieben ist und im wesentlichen lautet: In der Generalkongregation der heiligen Inquisition vom 29. August 1652 vor dem heiligen Vater Innozenz wurde dem P. Nikolaus Wysing (S. J.) auf dessen Ersuchen die Erlaubnis erteilt zu der Lesung und Aufbewahrung aller Bücher von Häretikern oder anderer im römischen Index verbotenen Bücher zu dem angegebenen Zwecke, die Häresien und Irrtümer zu widerlegen, mit Ausnahme der Werke von Karl Molinäus und Nikolaus Macchiavelli und der Bücher über die Sterndeuterei (astrologia judiciaria). Diese Erlaubnis gilt aber nur für den Privatgebrauch und die eigene Person und zwar nur für Deutschland und nicht für einen andern Ort. Zugleich wird die Verpflichtung auferlegt, dieses Schreiben und eine Liste der zu lesenden Bücher so bald als möglich dem Ortsbischof vorzulegen, damit nach Ablauf der Frist für diese Erlaubnis oder nach dem Tod des Inhabers die genannten Bücher dem Bischof übergeben werden, damit sie

[1] Vergl. Riezler, Geschichte von Bayern 8, 600.

[2] Zensur in M. R. Jes. 87.

nicht in andere Hände gelangen, sondern verbrannt werden. Die Erlaubnis gilt nur für fünf Jahre[1].

Die strengen römischen Vorschriften und Verbote veranlaßten denn auch ein schärferes Anziehen der Ordenszensur. Am 4. Oktober 1654 mahnte P. Nickel: Da es in diesen letzten Jahren oft geschehen, daß Bücher der Unsrigen von der Kongregation des Index öffentlich verboten wurden und jetzt kaum ein Katalog der verbotenen Bücher erscheint, in dem nicht ein Buch eines Mitgliedes der Gesellschaft zur nicht geringen Unehre für uns enthalten ist, habe ich ernstlich an Abhilfe gedacht. Nach Beratung mit den Assistenten finde ich augenblicklich kein anderes Mittel, als daß die Provinziale mit allem Nachdruck den Revisoren in ihren Provinzen einschärfen, die Bücher, die sie zur Zensur erhalten, nicht obenhin zu prüfen, sondern genau durchzulesen ohne Rücksicht auf Gunst oder Freundschaft und keine laxen, exotischen oder auch neue Meinungen besonders auf dem Gebiete der Moral durchzulassen. Sollte ein Buch in der Folge verboten werden, so müssen die Zensoren selbst für ihre Oberflächlichkeit (oscitantia) gestraft werden. Ich möchte nicht zu einem andern Mittel gezwungen werden, das Papst Innozenz X. selbst der achten Generalkongregation vorgeschlagen hat, nämlich alle Bücher in Europa der Zensur des Generals in Rom zu unterwerfen. Wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, die auch von der Kongregation dem Papste vorgestellt wurden, möchte ich noch nicht dazu schreiten. Sollten aber die Revisoren in den Provinzen ihrer Pflicht nicht genügen, werde ich mich dennoch genötigt sehen, alle wichtigeren Werke und solche, bei denen Gefahr der Indizierung vorliegen könnte, zur Zensur nach Rom zu ziehen[2].

Abgesehen von kleinern oder dringenden Gelegenheitsschriften mußten die Urteile der Zensoren nach Rom geschickt werden und je nach dem Befinden dieser Zensuren gab oder verweigerte der General die Druckerlaubnis[3]. So betonte Gonzalez am 6. Februar 1694 in einem Briefe an den Provinzial Ininger: Wie aus den andern Provinzen sind auch aus der oberdeutschen Provinz die Urteile der Revisoren uns zuzusenden und muß auf die Antwort von hier gewartet werden.

Ein wichtiges Prinzip für die Zensur stellte der General Oliva in einem Briefe vom 9. Januar 1677 an den greisen P. Lorenz Keppler auf[4]. Derselbe hatte die höchsten Ämter der oberdeutschen Provinz zu allgemeiner Zufriedenheit verwaltet und sich um die Provinz in den schwierigsten Zeiten die größten Verdienste erworben. In seinen alten Tagen hatte er zum Troste der Armen Seelen ein Armenseelenbüchlein verfaßt und dem General empfohlen. Darüber schreibt ihm nun Oliva: Wenn die Verdienste des Verfassers bei dem Urteil über dieses Buch den Ausschlag hätten geben müssen, so hätte ich dasselbe natürlich approbiert. Aber die Bücher müssen mehr nach ihrem Inhalt als nach dem Verfasser, ja nach dem Inhalt allein beurteilt werden: und zwar je angesehener der Verfasser ist, um so weniger darf ein Buch approbiert werden, das sein Ansehen zu vermindern geeignet wäre. Da dieses Buch nur aus einigen wenigen Autoren, die vorher diese Sache behandelt und dafür leicht nachgelesen werden können, zusammengefaßt ist, hielt ich sein

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1374. P. Nikol. Wysing war die längste Zeit seines Lebens Professor der Theologie und wurde im folgenden Jahre (1653) Rektor des Kollegs von Dillingen. Vergleiche dazu die Index Erlaubnis für den kurfürstl. Leibarzt Maffei dat. Freising 18. Februar 1654 in Cgm 2622. Die Liste der betr. Bücher muß sofort dem Generalvikar eingesandt werden, der nach Ablauf der drei Jahre oder im Todesfalle diligenter provideat, ut tradantur igni comburendi.

[2] *Cod. Bamberg. 1, 64. Teilweiser Druck bei Wittmann, Die Jesuiten und der Ritter von Lang (1845) 50.

[3] Noyelle an Truchseß 26. Juni 1683.

[4] P. Keppler war geboren 1605.

Erscheinen weder im Interesse Ew. Hochwürden noch im allgemeinen Interesse für geboten. Wenn das Buch selbständig von neuem durchgearbeitet und mit neuem Stoff bereichert werde, habe er nichts gegen dessen Veröffentlichung [1].

Durch frühere Erfahrungen belehrt, war man in Rom sehr vorsichtig mit der Veröffentlichung der Geschichte noch lebender Personen. In Bayern wollte man im Jahre 1689 eine Schrift herausgeben über die Heldentaten des Kurfürsten Max Emanuel im Türkenkriege. Der General Gonzalez mahnte in einem Briefe vom 3. Dezember 1689 den Provinzial Willi zur Vorsicht: Da alle kriegerischen Unternehmungen mit Ausnahme der Eroberung von Belgrad von dem Kurfürsten in Ungarn so geführt worden sind, daß die übrigen Generale daran gemeinsam Anteil haben, so kann eine Geschichte des Kurfürsten kaum vollständig sein, ohne daß auch die Leistungen der andern erwähnt werden, deshalb möge man die Geschichte des ganzen Krieges schreiben. Eine Darstellung dieser kaum je erhörten Großtaten wird für den Geschichtschreiber und seine Provinz höchst ruhmreich sein. Derselbe muß aber ein Mann von großem Wissen und großer Klugheit sein, der allen ihren Anteil so zukommen läßt, so daß sich niemand leicht verletzt fühlen könnte. Deshalb wünsche ich, daß man dafür geeignete Personen vorschlage [2].

Wenn die Zensur auch manche Unannehmlichkeiten und Verzögerungen für die Schriftsteller zur Folge hatte, so wurde doch andererseits manche unreife oder schädliche Frucht abgeschüttelt. Ein interessantes Beispiel hierfür bietet ein polemisches Werk des P. Andreas Lindner aus München (geb. 1624, eingetr. 1644), das unter dem Titel Annus pacificus oder placabilis (Friedensjahr) im Jahre 1686 erscheinen sollte. Während die Zensoren diese Polemik als höchst überflüssig und für eine Provokation der Protestanten erachteten, hielt Lindner sein Werk für wirksamer als Wunder, was von einem Zensor mit Recht verspottet wird. Der gute, wie es scheint etwas verkindischte Pater war über seine Arbeit in so großen Illusionen befangen, daß er eine eigene Verteidigungsschrift über die Vorzüglichkeit seines Werkes verfaßte, die auf folgendem Syllogismus fußte: Derjenige, der unter vielen einer bestimmten Art keinen größern und keinen seines gleichen hat, ist in dieser Art der größte, nun aber hat das Verfahren des P. Lindner weder eines über sich noch seines gleichen, also ist es das größte. Ein Zensor antwortete darauf: Auf den Syllogismus gehe ich nicht ein, ich leugne aber die daraus gezogene Folgerung, daß das Buch des P. Lindner die Mittelmäßigkeit überragt, was in der Gesellschaft für die Drucklegung erforderlich ist [3]. Lindner beruhigte sich aber dabei nicht. Von der Vortrefflichkeit seines Buches durchdrungen, quälte er wiederholt den General um eine neue Zensur. Gonzalez antwortete ihm am 13. Mai 1690, sein Buch Annus Placabilis sei nicht, wie er sich einrede, hartnäckigen Vorurteilen in der oberdeutschen Provinz zum Opfer gefallen, sondern auch außerhalb der Provinz geprüft worden: es war aber die übereinstimmende Meinung aller, daß es in der jetzigen Form mit seiner Provozierung der Akatholiken zu Disputationen in keiner Weise gedruckt werden könne. Es ist also keine Hoffnung, das Buch von neuem der Zensur zu unterbreiten, wenn nicht alles, wodurch die Protestanten provoziert werden, ausgelassen und die Kontroverse wie sonst üblich behandelt wird. Auf eine neue Klage des P. Lindner über die frühern Revisoren suchte ihn Gonzalez am

[1] *Ad Germ. sup. Das letztere scheint geschehen zu sein, denn das Büchlein erschien 1677 lateinisch Subsidium animabus in purgatorio luentibus und 1679 in deutscher Übersetzung.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Die Zensuren von 1666—1691 in M. R. Jes. 398 und 405.

25. November 1690 zu beruhigen mit dem Hinweis darauf, daß die Revisoren in jeder Hinsicht durchaus erprobte und zuverlässige Männer gewesen. Wenn Corrigenda ihm nicht mitgeteilt worden, könne das ohne Schwierigkeit geschehen und das Buch nach Verbesserung denselben Zensoren wiederum zu erneuerter Prüfung gegeben werden. Letzteres schrieb Gonzalez unter demselben Datum auch dem Provinzial Painter[1]. P. Lindner starb bereits 1692. Der Tod rief ihn ab, wie der Nekrolog bemerkt, ohne auf die Vervollkommnung seines geplanten Werkes zu warten.

Die Zensoren wurden wiederholt gemahnt, keine Bitterkeit gegen den Gegner durchgehen zu lassen. Als Generalvikar mahnte Oliva am 3. Dezember 1661 die Provinziale: Ich glaube dem Wunsche derjenigen entsprechen zu sollen, die eine genauere Beobachtung der neunten Regel der Revisoren in der ganzen Gesellschaft verlangen, damit so der mit Ärgernis verbundenen Bitterkeit in der Widerlegung der Auktoren auch aus der Gesellschaft Einhalt getan werde. Deshalb empfehle ich, mit nachhaltiger großer Wachsamkeit die Verfasser und Revisoren ernstlich zu mahnen und wissen zu lassen, daß, wenn in der Folge in den Büchern Bitterkeiten unterlaufen, Schuld und Strafe nicht nur die Verfasser, sondern auch die Revisoren treffen wird. Ich will, daß in den Büchern der Unsrigen die Auktoren, wer sie auch sein mögen, angeführt oder widerlegt werden im Geist der weisen Milde und nicht mit Bitterkeit, welche nicht Weisheit ist, die von oben stammt[2]. Später als General lobte Oliva am 12. August 1679 den Provinzial Mülholzer, daß er gegen die Bitterkeit im Kampf mit den Häretikern aufgetreten, denn er wünsche, daß diese auch aus den Streitschriften ferngehalten werde[3].

In einem Memoriale der oberdeutschen Provinz vom 16. Mai 1675 wird gefordert: Die Bücherzensoren sind zu mahnen, daß sie bei den Zensuren sich aller Cavillen, Sarkasmen, Spöttereien, Ausrufe u. dgl. Redensarten enthalten, wodurch die Liebe nicht wenig verletzt wird[4].

Bei der Behandlung der Gegner überhaupt sollte Bescheidenheit hervorleuchten. Gegen das unschöne Prahlen über die Verurteilung eines Gegners richtet sich ein Schreiben des Generals Nickel vom 14. Juni 1653 an den oberdeutschen Provinzial: Indem ich Ew. Hochwürden ein Exemplar der päpstlichen Konstitution übersende, in der einige Sätze des Jansenius verworfen werden, mahne ich gleichzeitig, daß Sie die Ihrigen an die in ähnlichen Dingen hergebrachte Bescheidenheit der Gesellschaft erinnern. Man möge sich auf das peinlichste vor jedem Schein der Insulte hüten, und dadurch denen die Gelegenheit nehmen, die nur darauf lauern, uns beim Papste anzuschwärzen, wenn wir auch nur den geringsten Fehler in diesem Stücke begehen. Wenn die Rede bei Auswärtigen darauf kommt, soll man sich vor allem allen Prahlens enthalten und Gott danken, daß wir nicht in dieselben Irrtümer gefallen sind[5].

Als P. Valerianus Magnus seine von krankhaften Einbildungen eingegebene Apologie herausgegeben, mahnte Nickel am 7. Mai 1661 den Regensburger Rektor Lerchenfeld: Dringend wünsche ich, daß weder P. Valerian selbst noch sein Orden durch irgend ein Wort von einem der Unsrigen verletzt wird. Wir wollen das Böse im Guten überwinden und beweisen, daß es uns nicht an Liebe fehlt gegen diejenigen, von welchen wir ungerecht angegriffen worden sind[6].

Die Zensur zeigte sich auch darin von Segen, daß sie wiederholt auf größere Kritik drängte. So schrieb Oliva am 15. Juli 1673 dem Provinzial Muglin: Die

[1] *Ad Germ. sup.
[2] *Cod. Bamberg. 1, 69.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Memor. Prov. Germ. sup. C 2.
[5] *Kop. Clm 26471.
[6] *Ad Germ. sup.

Urteile über das Buch mit dem Titel Historia Ecclesiae purgantis gehen dahin, daß die meisten Geschichten, aus denen es zusammengesetzt ist, nicht hinreichend verbürgt sind und zudem auch noch Anstoß erregen können[1]. Deshalb verweigerte Oliva die Druckerlaubnis.

* * *

Eine Förderung der literarischen Produktion bedeuteten die kaiserlichen Druckprivilegien. Am 15. November 1653 bestätigte Kaiser Ferdinand III. das von seinen Vorgängern verliehene Privileg, wonach die von den Vätern der Gesellschaft Jesu verfaßten Werke mitsamt dem Bilderschmuck innerhalb der Erbländer des Kaisers und des gesamten römischen Reiches weder ganz noch teilweise nachgedruckt werden durften[2]. Dem P. Forer, der sich in Regensburg um die Erneuerung bemüht hatte, dankte der General Nickel dafür am 20. Dezember 1653 mit dem Beifügen, er werde die Provinziale mahnen in betreff der an die kaiserliche Kanzlei zu liefernden Freiexemplare und zugleich in betreff des Gebrauches des Privilegs zur Vermeidung von Streitigkeiten zwischen den Druckern, wenn mehrere für dasselbe Buch von den Provinzialen der verschiedenen Provinzen die Erlaubnis zum Nachdruck erhalten sollten. Den Provinzial der oberrheinischen Provinz, der hierin gefehlt, habe er bereits zurechtgewiesen. Die Taxe für die Kanzlei solle zu gleichen Teilen auf die in Betracht kommenden Provinzen verteilt und inzwischen vom Rektor des Augsburger Kollegs entrichtet werden[3].

Bereits am 18. April 1654 erließ P. Nickel folgendes Rundschreiben: Aus Anlaß einer heftigen Kontroverse, die zwischen zwei Druckern wegen eines Nachdruckes von Herm. Busenbaum entstanden ist, habe ich geglaubt, alle Provinziale in Deutschland mahnen zu sollen, daß in der Folge, wenn ein Drucker von einem Provinzial die Erlaubnis zum Druck eines Buches erhalten hat, einem andern Drucker der Nachdruck nur mit Erlaubnis des ersten Druckers gestattet werden soll[4].

Eine weitere Förderung der literarischen Produktion war der Umstand, daß sich noch immer Mäzenate fanden, die die nicht unbedeutenden Druckkosten bestritten. Besonders waren es Prälaten, die ihre Hand offen hielten. Gewöhnlich wurde dem Spender dafür das Werk gewidmet. Waren zwei Spender, so richtete sich die Widmung an beide. Die einzelnen Teile größerer Werke, wie z. B. der Atlas novus des P. Scherer, wurden denen gewidmet, die für die Kosten dieses Teils aufkamen. Freilich erlebten die Autoren da auch manche Enttäuschungen. So schreibt P. Pexenfelder an P. Grueber am 1. Juli 1677: Jetzt endlich weiß ich, was es heißt, mit Magnaten zu tun zu haben. Der, dem ich meine Ethik in Symbolen gewidmet, hatte mir in die Hand versprochen, er werde deshalb für eine Geldunterstützung sorgen, aber er hat gar nichts geleistet[5].

Für einzelne größere Werke taten auch die Generale alles, um durch größere Verbreitung das Weitererscheinen zu sichern. So richtete Oliva am 28. Januar 1668 ein Rundschreiben an die Provinziale und ermunterte sie zur Anschaffung der bisher erschienenen Bände der so wichtigen Acta Sanctorum, auch wohlhabenden Auswärtigen sollte der Kauf dieser Bände empfohlen werden. Schon ein Jahrzehnt vorher hatte Nickel am 1. Juni 1658 dem oberrheinischen Provinzial Deumer seinen Wunsch ausgedrückt, sich in seiner Provinz für den Absatz der Bücher von Bollanden und Hinschius zu bemühen[6].

* * *

[1] *Ad Germ. sup.
[2] Vergl. Specht, Dillingen 174.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Orig. an Prov. Spaiser M. R. Jes. 340.
[5] *Orig. M. R. Jes. 1688.
[6] Ad Rhen. sup.

Bei der folgenden Übersicht über die Leistungen auf einzelnen Gebieten, können natürlich nicht alle in Betracht kommenden Namen und Arbeiten genannt werden. Es muß genügen, einige Einzelheiten herauszuheben.

Auf dem Gebiete der **Theologie** begegnet uns in Köln der tüchtige Niederländer P. Franz van der Veken (Vekenus) aus Antwerpen (geboren 1596, eingetreten 1613, † 1664). Er lehrte zu Köln 1629—1659 Theologie. Mit dem dortigen päpstlichen Nuntius Fabius Chigi war er eng befreundet. Nachdem derselbe zum Papste (Alexander VII.) erwählt worden, berief er den Gelehrten nach Rom und ernannte ihn zum Theologen der Pönitentiarie[1]. Sein Hauptwerk über den einen und dreieinigen Gott erschien 1655[2].

Unter den Theologen der oberdeutschen Provinz verdient Erwähnung Christoph Raßler aus Konstanz (geboren 1654, eingetreten 1669). Nach Vollendung seiner theologischen Studien in Ingolstadt und Rom lehrte er zuerst Philosophie, dann Moral, Dogmatik und Exegese. Von seinen theologischen Schriften erschienen in dieser Zeit eine Abhandlung über den letzten Glaubensgrund (1696) und die Willensfreiheit. Ein größeres Werk zur Verteidigung des gemäßigten Probabilismus gegen den Ordensgeneral Gonzalez sollte 1694 erscheinen, blieb aber in den ersten zwölf Druckbogen stecken, da der bei seiner Ansicht verharrende General die Veröffentlichung verhinderte[3].

Auch Johann Banholzer aus Konstanz (geboren 1645, eingetreten 1663) nahm 1694 in seiner Dissertation Ethice christiana gegen das Buch des Generals Gonzalez Stellung[4]. P. Raßler erblickte in der Schrift eine gelehrte und wirksame Widerlegung des Probabiliorismus, befürchtete aber, die Schrift werde keine größere Verbreitung finden, da er nicht offen gegen das Buch des Generals angehe. Banholzer erzählt, während des Druckes sei ihm das Werk von P. Gonzalez zugegangen. So sehr er die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundere, so könne er doch dessen Anschauung über den Probabilismus nicht teilen. Weniger durch ihre gelehrten Ausführungen als durch eine Reihe interessanter Probleme zeichnet sich eine Dissertation Banholzers aus, welche den Titel führt Philosophia legalis, der sich am besten wiedergeben läßt durch Philosophie und Recht[5]. Diese auffallende Zusammen-

---

[1] Ferdinand Fürstenberg schrieb von Rom am 20. September 1659 an P. v. d. Veken: Der Heilige Vater hat mir heute aufgetragen, Ihnen in seinem Namen mitzuteilen, er wünsche durchaus und befehle dies im Gehorsam, daß Ew. Hochwürden sich dem Nuntius Sanfelice auf seiner Reise hierhin anschließen; im Falle derselbe aber bereits abgereist, sollen Sie sofort ohne Zögern und Entschuldigung allein mit einem Gefährten die Reise nach Italien antreten. Se. Heiligkeit wünscht sehr, Sie hier zu umarmen und Ihren Umgang zu genießen. Dasselbe wird auf Befehl des Papstes der P. General Ihnen mitteilen. Wenn es P. Jak. Masen nicht lästig fallen sollte, wünsche ich, daß er Ihre Stelle in Beantwortung unserer Briefe vertrete. *Orig. Rhen. inf. 74 (III) 268. Vergl. den Nekrolog bei Hartzheim Bibl. Colon. 85.

[2] Über dies dem Papst gewidmete Werk richtete Alexander VII. 2. Oktober 1655 ein sehr lobendes Schreiben an den Verfasser. Wortlaut Wien Staatsarch. Geistl. Arch. Nr. 419. Die zwei Bände umfassende Korrespondenz zwischen dem Nuntius Chigi und P. v. d. Veken in Rom, Bibliothek Chigi.

[3] Näheres bei Kratz, P. Christoph Raßler in Zeitschrift für kath. Theologie 1916 52 ff. Specht, Dillingen 296 f.

[4] Der volle Titel lautet: Ethice christiana seu de recta regula morum disputatio theologica, quam . . . praeside P. Jo. Banholzer . . . proposuit Marius Mittner . . . 13. Aug. 1694. Die Disputation erschien gleichzeitig in Buchformat ohne Name des Defendenten usw. Vergl. Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten 1 238, 2 171.

[5] Philosophia legalis seu quaestiones dialecticae et metaphysicae ad scientiam iuris accomodatae, quas . . . publicae disputationi proposuit Franciscus Albertus S. R. J. Comes in Oettingen etc. praeside P. Joanne Banholzer S. J. in universitate Dilingana mense Aprili anno 1682.

stellung hatte einen persönlichen und einen lokalen Grund. Der Defendent Franz Albert Graf von Öttingen, hatte sich vor dem Studium der Philosophie der Jurisprudenz gewidmet und wollte sein juristisches Wissen bei seiner Doktordisputation verwerten. Andererseits bestanden in Dillingen schon seit Jahren Reibereien zwischen der juristischen und der philosophischen Fakultät, da die Professoren und Hörer der erstern Fakultät die Philosophie als einen unnützen und überflüssigen Ballast und Zeitverlust erklärten und sich unter allerlei Vorwänden den philosophischen Pflichtkollegien zu entziehen suchten. Demgegenüber will Banholzer an einigen Fragen aus dem Rechtsleben nachweisen, daß beide Fächer aufeinander angewiesen sind, so bei der Frage über die Wasserprobe, Tortur usw.

Der Tiroler Jakob Illsung (geboren zu Hall 1632, eingetreten 1650), lange Jahre Professor der Philosophie und Theologie in Ingolstadt, veröffentlichte 1677 eine größere Schrift über die strittigen Lehren des heiligen Thomas. Er verteidigte darin besonders seinen Lehrer Haunold, der wegen zu geringer Wertschätzung des heiligen Thomas scharf angegriffen worden war[1]. Eingehend behandelt Illsung die zwischen den theologischen Schulen strittigen Fragen über die Gnadenlehre, Probabilismus usw. Eine eigene Schrift widmete er bald darauf (1680) der Lehre von der unbefleckten Empfängnis. In seinem letzten und bedeutendsten Werk über die Grundsätze der Moral[2] staltete er die Methode Laymanns vollkommener aus und näherte sich mehr der heutigen Behandlungsweise. Wie Illsung in der Vorrede betont, will er einen Mittelweg einschlagen zwischen dem Laxismus, der das christliche Sittengesetz der Zersetzung und Auflösung entgegenführt und dem Rigorismus, der das leichte Joch Christi zu einer unerträglich schweren Bürde macht. Zu der Frage über die Gültigkeit der Ehen von Protestanten in jenen Gegenden, wo das Tridentinum publiziert worden, begnügt sich Illsung damit, die Autoren und Gründe für und gegen die Gültigkeit einfach anzuführen. Wenn er sich auch sträubt, in dieser heiklen Frage eine Entscheidung zu treffen, so kann man gleichwohl aus seinen Ausführungen herauslesen, daß es ihm unerträglich dünkt, alle diese in gutem Glauben geschlossenen Ehen von Leuten, die im Grunde genommen bloß materielle Häretiker sind, als Konkubinate zu bezeichnen[3]. Als Illsung am 19. September 1695 starb, widmete ihm die theologische Fakultät von Ingolstadt einen ehrenvollen Nachruf, worin sie seine Gründlichkeit und seine hervorragende Begabung für das theologische Lehramt hervorhebt. Mit großer Unschuld und Heiligkeit in seinem persönlichen Lebenswandel habe er Einfalt und Klugheit vereint, die ihn allen lieb und wert gemacht[4].

Unter den Moralisten ist besonders Georg Gobat aus Charmville (Kalmis) zu nennen, (geboren 1600, eingetreten 1618)[5]. Er lehrte verschiedene Fächer der Theologie, am längsten (20 Jahre) Moraltheologie, der auch seine schriftstellerische Tätigkeit vorzüglich gewidmet war. Nach einigen Erstlingsschriften über den Ablaß gab er 1658 eine Reihe von Kasus heraus über Spendung und Empfang der heiligen Kommunion (Alphabetum communicantium), dann im folgenden Jahre gegen die Provinzialbriefe Pascals eine Verteidigung des Probabilismus, (Clypeus clementium judicum), deren vornehmer Ton sehr absticht gegen die bitteren Angriffe der Gegner. Er zeigt, daß diese in der Wahl der Mittel häßliche Wege wandeln, indem sie als Meinungen der Jesuiten solche bezeichnen, welche vor

[1] Vindiciae seu Controversae selectae ex universa theologia D. Thomae 1677.

[2] Arbor scientiae boni et mali sive theologia practica universa de bono et malo morali 1693.

[3] Arbor scientiae boni et mali 719.

[4] Mederer, Annales Ingolstad. 3, 83 f.

[5] Vergl. Kratz, Georg Gobat in Zeitschrift für kath. Theologie 1915, 649 ff.

und nach ihnen zahlreiche Nichtjesuiten gelehrt, indem sie Sätze der Jesuiten verstümmeln und dadurch deren Sinn fälschen, indem sie sogar einzelnen Jesuiten Ansichten zuschreiben, die diese nie gelehrt oder ausdrücklich verworfen haben.

Für die Probabilität einer Meinung begnügt er sich nicht mit futilen subjektiven Gründen, sondern er verlangt wirklich vernünftige Gründe, die nicht durchschlagend entkräftet werden können. Eine verbesserte Ausgabe erschien 1662; wiederum verbessert wurde sie in den gesammelten Werken (1681). Die weiteren Schriften über die Lehre von den Sakramenten fanden 1667 durch eine allgemeine Sakramentenlehre ihren Abschluß. Die letzte Arbeit ist der kasuitischen Erörterung von Gelübde, Eid, Gotteslästerung und Aberglauben gewidmet (Alphabetum quadruplex 1672), der ein Jahrzehnt früher eine eigene moraltheologische Schrift über das Laster der Trunksucht vorausgegangen war (Accusatio canonica ebriosi 1661). Alle diese Arbeiten Gobats hatten eine große Verbreitung auch in andern Ländern gefunden, und so begreift sich, daß man die Obern drängte, auf eine Gesamtausgabe dieser Schriften hinzuwirken. P. Gobat war bereit und arbeitete die meisten Schriften von neuem durch, aber der Tod im Jahre 1679 verhinderte die Vollendung. An seiner Stelle besorgten mehrere Patres diese Ausgabe, die 1681 in München erschien; sie erlebte noch mehrere Auflagen in Belgien und Italien, die letzte 1754.

Gobat ist wegen laxer Meinungen scharf angegriffen worden[1] — einige wurden sogar von Innozenz XI. 1679 verurteilt — aber diese ältern Moralisten folgende, zuweit gehende Milde entsprang bei Gobat der großen Güte seines Herzens, nicht aber einer leichten Lebensauffassung. Er selbst führte ein strenges Leben und stellte an sich große Anforderungen, die weit über das Gebotene, ja Geratene hinausgingen. Gerade diese Strenge gegen sich vermochte ihn, sehr milde gegen andere zu sein. Gegen seine Person war er ein strenger Richter, der sich selber auch den kleinsten Fehler nicht verzieh. Beständig drängte er seinen Beichtvater, er möge ihm doch größere Bußen für seine Vergehen auferlegen. Durch ein eigenes Gelübde hatte er sich verpflichtet, nichts Überflüssiges in seinem Zimmer zu dulden. Überhaupt war er ein abgesagter Feind jeglicher Bequemlichkeit. Obwohl seine Tätigkeit als Professor, Schriftsteller und Beichtvater in der Kathedralkirche ihm das Recht auf einige Erleichterung gewährt hätte, nahm er keinerlei Dienste in Anspruch, machte selber sein Bett zurecht, kehrte sein Zimmer, verrichtete mindestens dreimal in der Woche Küchendienste und unterzog sich gleich einem Novizen den niedrigsten Dienstleistungen. Durch ein weiteres Gelübde hatte er sich zum beständigen Tragen des Bußgürtels verbunden. Jede Nacht unterbrach er seinen Schlaf, um seinen Leib mit einer Geißel aus eisernen Kettchen zu geißeln. Bis zu seinem letzten Lebensabend beobachtete er außer den kirchlichen Fasttagen auch noch am Samstag das strengste Fasten. Da er es sich untersagt hatte, Stiche von Fliegen oder Ungeziefer abzuwehren, kam es vor, daß er öfters stundenlang schlaflos im Bette lag. Alle diese Bußwerke hatte sich P. Gobat auferlegt, obwohl er schon von Krankheiten und Leiden aller Art genugsam heimgesucht war. Ein Beinschaden verursachte ihm fortwährende Schmerzen, außerdem hatte er noch ein schweres Bruchleiden. Aber niemals kam eine Klage über seine Lippen, ja er äußerte zuweilen die Befürchtung, daß ihm im Jenseits noch viel abzubüßen bleibe, da ihn Gott in diesem Leben so wenig in der Geduld übe. Keinem seiner Mitbrüder wurde Gobat jemals lästig. Er hatte sich, wie es in seinem Nachrufe[2] heißt, mit sorgender Liebe, brennendem

[1] Eine Verteidigung gab P. Christoph Raßler 1706 unter dem Titel Vindiciae Gobatianae heraus.

[2] M. R. Jes. 84. Litt. ann. 1679.

Seeleneifer und außerordentlicher Geduld gewappnet, um allen alles zu werden. Er war eine jener hochherzigen Seelen, denen kein Opfer zu groß ist im Dienste der Brüder, die selbst vor dem Opfer des eigenen Lebens nicht zurückscheuen. Seine heldenmütige Nächstenliebe zeigte sich im glänzendsten Lichte zur Zeit, da in Deutschland die Pest grassierte und ungezählte Opfer forderte. Im Hinblick auf die großen Verheerungen der Seuche hatte 1649 der oberdeutsche Provinzial Lorenz Keppler in einem Rundschreiben seine Ordensgenossen aufgefordert, diejenigen, welche aus Liebe zu Christus bereit seien, ihr Leben im Dienste der Pestkranken zu opfern, möchten sich melden[1]. Unter den ersten Bittgesuchen, die einliefen, befindet sich auch ein Brief von P. Gobat, damals Rektor des Kollegs von Hall, worin er flehentlich um Verwendung im Pestdienst bittet. Wenn Ew. Hochwürden, schreibt er am 24. August 1649, mir diese Gnade gewähren, dann werde ich Sie nächst dem P. Härtel, der mich Unwürdigen in die Gesellschaft aufgenommen hat, als meinen größten Wohltäter verehren. Ich bitte inständig um den ersten Platz unter denen, die für den Pestdienst bestimmt werden. Ew. Hochwürden werden gewiß Ihre Zustimmung nicht versagen, wenn Sie bedenken, daß unter allen, welche um diesen edlen Dienst bitten, mein Tod den geringsten Verlust für die Gesellschaft und unsere Ordensprovinz bedeuten würde. Mein Amt, das ich so schlecht versehe, dürfte wohl keinen Grund abgeben, meine Bitte zu verweigern . . . Inzwischen bitte und beschwöre ich Ew. Hochwürden, eine Weise ausfindig machen zu wollen, wie ich die Erfüllung meines Herzenswunsches erreichen könnte.

Zuerst Moral, dann Kontroverse lehrte P. Adam Burghaber aus Welden (Diözese Freising). Mit 18 Jahren trat er 1626 ins Noviziat. Er war zuerst Professor der Philosophie in Augsburg und Ingolstadt (1639—1645), dann der Dogmatik in Luzern (1647—1652), der Moral und Kontroverse in München und Freiburg (seit 1653). Ein Jahrzehnt nahm er den Lehrstuhl der Kontroverse am römischen Kolleg ein (1666—1676). Er starb 1687 in Konstanz. Als Moralprofessor in München gab er 1654 Casus conscientiae heraus, die bis 1773 zwölf Auflagen erlebten. Eine eigentümliche Anwendung des Probabilismus enthält der Kasus 60: Der Akatholik Olaus ist durch Verkehr mit Katholiken und Lesung katholischer Schriften zur Überzeugung gekommen, daß der katholische Glaube probabler sei als der seine. Trotzdem verharrt er bei dem Bekenntnis seiner Sekte. Wie ist seine Handlungsweise zu beurteilen? Burghaber entscheidet: Olaus handelt richtig. Weder in der Todesstunde noch sonst ist er verpflichtet, den katholischen Glauben anzunehmen, bis ihm dessen Glaubwürdigkeit evident erwiesen ist. In der Begründung seiner Entscheidung führt er aus: Solange Olaus nicht von der Falschheit seines Irrglaubens und der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt ist, besteht für ihn keine Verpflichtung zu glauben, wohl kann er glauben. Um eine Verpflichtung zur Annahme des katholischen Glaubens herbeizuführen, müßte Olaus denselben als umso glaubwürdiger kennen, daß ihm sein Sektenglaube als völlig unglaubwürdig erscheint[2].

Sein erstes Werk über Kontroverse ist die 1674 ebenfalls in München erschienene Apologia Irenici Catholici. Der Friede, so führt Burghaber in der Widmung an den Kardinal Friedrich von Hessen[3] aus, ist eines der größten

---

[1] Gesch. 2², 155. Vergl. Kratz a. a. O. 671 ff.

[2] Vergl. die von Innozenz XI. am 2. März 1679 verurteilte These Nr. 4: Ab infidelitate excusabitur infidelis non credens, ductus opinione minus probabili. Denzinger-Bannwart, Enchiridion Nr. 1154.

[3] Datiert vom 7. August 1672, Rom, Kollegium Germanikum.

Güter. Um denselben auch seinem lieben deutschen Vaterlande und der katholischen Kirche zu erwirken und nach Kräften zur Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen beizutragen, verfaßte Thomas Henrici, damals Professor in Freiburg (Br.), später Weihbischof und Generalvikar von Basel, „aus herzlicher Begierd der Religionsvereinigung" ein Werk unter dem Titel Irenicum—Catholicum oder Allgemeiner Religionsfried (Freiburg 1659), worin er den Nachweis führte, daß die Protestanten keinen Grund gehabt hätten, sich von der katholischen Religion zu trennen, und daß ihre Nachkommen im Gewissen verpflichtet seien, zur alten Kirche zurückzukehren. Seine Gründe hat er in den drei Hauptteilen des Buches niedergelegt. Zunächst stimmt die katholische Lehre mit der „ersten ungeänderten" Augsburgischen Konfession in den „fürnembsten" Glaubensartikeln überein. Die „Streitartikel" aber geben keine gegründete Ursache ab, warum die Trennung zum Schaden der Christenheit noch fortbestehen soll, da die protestantische Lehre in solch offenkundigem Widerspruch zu der Heiligen Schrift und den Vätern steht, „daß die Evangelische aus Begierd des allgemeinen Friedens billig dieselben sollen fahren lassen." Henrici, so legt er dar, gesteht gern „mit allen römischen Skribenten", daß „diejenigen, so unter den Unkatholischen sich aller Gottseligkeit befleißen und von den Todsünden, soviel an ihnen ist, hüten, können gerecht und selig werden." Als Ausdruck seiner eigenen Überzeugung fügt Burghaber hinzu: „Wir Katholische lassen alles dem lieben barmherzigen Gott, und ist eine falsche Auflag, daß etliche aus uns Katholischen diejenigen verdammen, welche sich in der äußerlichen Gemeinschaft der römischen Kirche in ihrem Absterben nicht befinden, weil wir nicht wissen, was Gott der Herr mit seiner Kreatur in der letzten Stunde machet, wie er sie findet, bereitet, begnadet, urteilet." Um den angestrebten Frieden zu hintertreiben, trat Meno Hannecke, Superintendent von Lübeck, mit einer Gegenschrift Irenicum Catholico—Evangelicum (Lübeck 1663) hervor. Der Superintendent widmete ebenso wie Henrici, sein Buch dem Kardinal von Hessen und forderte den Kirchenfürsten in der Dedikation auf, er möge beim Heiligen Stuhle dahin wirken, „daß den Evangelischen in Glaubenspunkten ihres Gewissens Freiheit vergönnt werde." Entrüstet forderte der Kardinal die Jesuiten zu einer gründlichen Widerlegung des Buches auf. Im Auftrag seiner Obern übernahm P. Burghaber diese Aufgabe, er tat es umso lieber, als Henrici vordem sein Kollege in Freiburg gewesen und er selber als Dekan der theologischen Fakultät dem Werke die Approbation erteilt hatte. Seine vielen Amtsgeschäfte und vor allem die Versetzung nach Rom verzögerten das Erscheinen. Die Ausführung ist vielfach im Stile der Zeit gehalten. Seine Schlußworte läßt er ausklingen zu einem Gebet für die Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse: „Und weil Gott allein dergleichen bösen Willen und falsche Einbildungen kann verändern und wegnehmen, biege ich zu diesem meine Knie und bitte demütigst durch Jesum Christum unsern aller Heiland, daß er sich euer erbarme, den Verstand mit den Strahlen seines göttlichen Lichts erleuchten und den Willen mit dem Feuer seiner göttlichen Güte erweichen wolle, damit ihr also erleuchtet und erweichet die Wahrheit des alleinseligmachenden Glaubens erkennet, alles Guts der Gottesfurcht, Frömmigkeit und Tugenden erlanget, dem heiligen Tridentinischen allgemeinen Konzilio mit Herz und Mund völlig beifallet und mit der römisch-katholischen Kirch euch wiederum vereiniget, auf welche Weis der Fried der allgemeinen Kirchen und des ganzen lieben Teutsch- und Vaterlands schon gemacht ist."

Burghabers bedeutendste Leistung ist seine Theologia polemica (Freiburg i. Schweiz 1678). Über dies Werk spricht sich ein neuerer Kritiker folgendermaßen aus: „Die Polemik gegen den protestantischen Konfessionalismus dauerte noch

bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts herab fort, ohne jedoch im wesentlichen etwas Neues mehr zu bringen. Das Verdienstliche dieser späteren polemischen Schriften besteht in der übersichtlich geordneten Zusammenstellung des Stoffes und in der Zurechtmachung desselben für den Gebrauch der Schule, in welche sich, nachdem der Kampf in der Öffentlichkeit durchgestritten und zum Abschluß gekommen war, die Theologia polemica als eine besondere Schuldisziplin einbürgerte und als solche bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts fortbestand. Den Übergang zu dieser Art von Literatur bildet Burghabers Theologia polemica, welche in 88 Artikeln alle zwischen Katholiken und Protestanten kontrovertierten Fragen der Reihe nach abhandelt, und zwar so, daß bei jedem einzelnen Artikel zuerst die katholische Thesis entwickelt und begründet wird, worauf unter der regelmäßig wiederkehrenden Rubrik: „Errores oppositi" die der betreffenden Thesis entgegengesetzten Lehrmeinungen der Protestanten vorgeführt und theologisch widerlegt werden"[1].

Charakteristisch für die Zeit ist die Tatsache, daß Burghaber sich genötigt sah, in einem wissenschaftlichen Werk ausführlich die Frage zu erörtern, ob der Papst der Antichrist sei. Es scheint zwar eines katholischen Schriftstellers durchaus unwürdig, so klagt er, auf diese Absurdität noch näher einzugehen, aber die teuflische Bosheit der Neuerer zwingt uns dazu. Schon Hugo Grotius hatte gezeigt, wie sich die Meinungen der Protestanten hierin widersprechen, indem die einen den Antichrist schon zur Zeit der Apostel auf die Welt kommen lassen, andere den Papst Viktor, andere wieder Silvester oder Gregor den Großen als den ersten Antichrist bezeichnen[2]. Weniger ausführlich, aber sehr gediegen ist die Widerlegung der Fabel von der Päpstin Johanna. Die Beweisführung Döllingers, der diese Erzählung endgültig in das Reich der Fabeln verwies, findet sich in ihren Hauptzügen schon bei Burghaber, welcher sich besonders auf Bellarmin, Gretser, Scherer und Joh. Stalenus (Papissa monstrosa et mera fabula) stützt. Mit großem Geschick argumentiert er aus dem Schweigen aller zeitgenössischen Quellen, den Widersprüchen der späteren Berichte; dann weist er nach, welche Bewandtnis es mit den Denkmälern und „Erinnerungen" hat und sucht zum Schluß den mutmaßlichen Ursprung der Fabel zu erklären[3]. Wie alle seine Ordensgenossen, ist auch Burghaber überzeugter Anhänger der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Das hindert ihn aber nicht, die Ansicht von der potestas directa des Papstes zu verwerfen und gegen jene Kanonisten Stellung zu nehmen, welche die weltliche Gewalt des Papstes über Gebühr ausdehnen. Nur für seinen eigenen weltlichen Besitz kann der Papst Staatsgesetze erlassen, aber nicht für den ganzen Erdkreis oder die gesamte Christenheit. Denn dazu gehört eine weltliche Jurisdiktion, die sich auf alle Christen ohne Ausnahme ausdehnt. Eine solche kommt aber dem Papste nicht zu. Höchstens kann er Erklärungen über das Naturrecht und seine Anwendung in einem konkreten Falle geben.[4]

Als Theologe und Kanonist ist P. Christoph Haunold bekannt geworden. Er war geboren am 18. Oktober 1610 als Sprößling eines altadeligen bayrischen Geschlechtes. Als Page am Münchener Hofe wurde er von Kurfürst Maximilian mit einem reichlichen Stipendium ausgestattet und begab sich 1628 nach Ingolstadt, um sich an der dortigen Universität für den Staatsdienst vorzubereiten[5]. Im Jahre 1630 schloß er sich dem Jesuitenorden an. Nach Ablauf des zweijährigen Novi-

[1] Werner, Geschichte der katholischen Theologie[2] (1889) 36 f.

[2] S. 209 ff. In der Apologia Irenici Catholici nimmt der Artikel über den Antichrist 30 Seiten ein (256—286).

[3] S. 219 f.

[4] S. 202 f.

[5] Vergl. die Widmung der Theologia speculativa an Ferdinand Maria.

ziates schickten die Obern Haunold nebst einigen andern Scholastikern nach Rom, wo er unter ruhigeren Verhältnissen den philosophischen Studien obliegen konnte. Mit dem hochgefeierten Lehrer der Theologie, dem späteren Kardinal Johann de Lugo, scheint Haunold damals in nähere Beziehungen getreten zu sein. Nach Vollendung seiner philosophischen Studien kehrte Haunold in die oberdeutsche Provinz zurück. Zunächst lehrte er 2½ Jahre Grammatik. Die nächsten vier Jahre (1638—1642) studierte er in Ingolstadt Theologie. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Professor der Philosophie, zuerst in Dillingen dann in Ingolstadt. Später wirkte er als Professor der Moraltheologie in Trient, dann in Amberg und Freiburg, wo er Kontroversen bezw. Dogmatik lehrte. Herbst 1654 kehrte er nach Ingolstadt zurück, wo er bis 1666 ununterbrochen scholastische Theologie vortrug. Die Entstehungszeit der größten und bedeutendsten Werke Haunolds fällt in diese Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Ingolstadt. Als Conring 1654 die katholische Kirche angriff und seine Schrift[1] dem Regensburger Reichstag zuschickte, um etwaige weitere Konversionen protestantischer Fürsten zu hintertreiben, erschienen von katholischer Seite sofort vier Gegenschriften, darunter eine von P. Haunold. In einer kleinen Broschüre[2] prüfte und widerlegte Haunold in objektiver und ruhiger Weise die Einwände Conrings gegen die Unfehlbarkeit der Kirche. Sofort schrieb Conring eine gereizte Entgegnung[3] und forderte Haunold auf zu antworten, falls er es vermöge. In seiner Erwiderungsschrift[4] bemerkt Haunold, Conrings Arbeit, der ihn fast in jedem Paragraphen der Dummheit, Fälschung und Sophisterei bezichtige, verdiene eigentlich keine Antwort. Da aber seine Schrift von Fehlern strotze, so wolle er dieselben doch nicht ungerügt hingehen lassen. Conring habe ihm mit Salz und Essig gedroht; er wolle nach dem Beispiele des barmherzigen Samaritans Wein und Öl in Conrings Wunden gießen, aber, wenn nötig, auch Salz und Essig nicht vergessen. Davon hat er dann keinen allzu sparsamen Gebrauch gemacht.

Im Herbst 1666 legte P. Haunold seine Professur nieder und übernahm das Amt eines Studienpräfekten, das er acht Jahre hindurch (1666—1674) bekleidete. Die Muße, welche ihm seine neue Stellung ließ, benutzte er zur Ausarbeitung seiner größten und erfolgreichsten Werke. Im Jahre 1670 erschien seine „Spekulative Theologie“[5], welche er dem Kurfürsten Ferdinand Maria widmete als Tribut der Dankbarkeit für die Wohltaten, welche sowohl Haunold persönlich sowie das Ingolstädter Kolleg aus der Hand der Wittelsbacher empfangen hatten. In der Approbation wird die Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck, die von Weitschweifigkeit und dunkler Kürze gleichweit entfernt sei, rühmend hervorgehoben. Wie schon der Titel besagt, schließt sich das Werk in der Disposition ziemlich eng an die Summa theologica des heiligen Thomas von Aquin an[6].

Das in der Vorrede zur Theologia speculativa angekündigte moraltheologische Werk De Justitia et Jure privatorum universo erschien 1671/72 zu Ingolstadt in vier Foliobänden, zu denen 1674 noch zwei weitere Bände Jurisprudentia judiciaria

[1] Fundamentorum fidei pontificiae concussio.

[2] Pro infallibilitate Ecclesiae Romanae notae responsoriae. Amberg 1654.

[3] Animadversiones.

[4] Redargutio peremptoria errorum ab Hermanno Conringio admissorum. Ingolst. 1654.

[5] Theologiae speculativae libri quatuor partibus Summae D. Thomae respondentes. Ingolstadii 1670, zweite Ausgabe mit den Vindiciae des P. Illsung 1678.

[6] Bei der Kontroverse über die Häretiker erwidert er auf den Einwand, daß es nach seiner Auffassung in den Ländern der Häretiker sehr wenige eigentliche Häretiker gebe: Respondit egregie Card. de Lugo: plures reperiri apud haereticos qui vere et proprie haeretici non sunt, ex illis non paucos excusari non solum ab haeresi sed etiam a peccato gravi contra fidem seu contra obligationem inquirendi propter ignorantiam invincibilem.

hinzukamen[1]. Suarez hatte 1612 den Traktat de legibus herausgegeben, an welchen sich die Lehre de justitia et jure hätte anschließen müssen. Das ausführlichste Werk über diesen Gegenstand hat ohne Zweifel P. Haunold geliefert, der in den sechs Foliobänden die Materie mit Gründlichkeit erschöpft hat. Karl Werner urteilt über Haunolds Leistung: „Man kann von diesem Werke sagen, daß es die den neueren Partikulargesetzgebungen europäischer Staaten vorangehende Doktrin des Privatrechtes gewissermaßen zum Abschluß brachte; es ist eine Fundgrube theologisch-juridischer Gelehrsamkeit und ein ehrendstes Zeugnis des gelehrten Fleißes, der im Jesuitenorden jederzeit tätig war und in vielseitigster Strebsamkeit lohnendste und ruhmreichste Erfolge errungen hat."[2]

In dem Traktat über die Hexenprozesse sucht Haunold eine mittlere Linie zu gewinnen (VI, 143ff). Die Gründe jener, welche die Aussagen von Hexen nicht als genügenden Grund zur Einleitung der Inquisition betrachten, sind meist Tanners Traktat über die Magie entnommen, die Gegenargumente der strengeren Richtung stammen fast ausschließlich aus Binsfeld und Delrio. Haunold schließt sich in seiner eigenen Stellungnahme Ferdinand Waizenegger an, der in seiner Ingolstädter Dissertation die heikle Frage am besten behandelt habe[3]. Waizenegger nimmt eine Art Mittelstellung an, indem er einerseits die ärgsten Härten Binsfeld und Delrios mildert, im großen und ganzen jedoch den alten Standpunkt beibehält. In der Frage über das Verhalten der Richter bei der Tortur der Hexen zeigt Haunold, wie tief er in dem alten Hexenwahn verstrickt ist. Liegt z. B. ein begründeter Verdacht vor, daß in den Haaren der Delinquenten ein Zaubermittel (maleficium) verborgen ist, so ist es erlaubt, ihnen die Haare abschneiden zu lassen. Falls aber der Teufel seine Vasallen gegen Schmerz unempfindlich macht, sollen die Richter keine abergläubischen Mittel dagegen gebrauchen, sondern Agnus Dei, Weihwasser, geweihte Kerzen und Salz, Gebet usw[4]. Hinsichtlich des Geständnisses, das zur Verurteilung genügt, macht Haunold eine Unterscheidung. Bei rein innerlichen Akten wie Abschwörung Gottes, Verleugnung Christi, Mißbrauch der Sakramente usw. genügt das Bekenntnis des Delinquenten zu seiner Verurteilung. Gibt er sich dagegen äußerlich wahrnehmbarer Handlungen schuldig, wie Vernichtung von Feldfrüchten, Kindermord, Behexen des Viehes, so muß der Tatbestand erst festgestellt werden. Sogenannte facta notoria sind nach Haunold ungenügend zu einer Verurteilung, dagegen ist ihm der Zeugenbeweis für Tatvergehen, Ausübung magischer Künste, Besuch von Hexenversammlungen ein vollgültiger, falls es nur nicht Aussagen von Hexen selber sind, denen er die Zeugenkraft abspricht. Nach der Karolina sollten Hexen und Zauberer lebendig verbrannt werden. Allmählich hatte sich jedoch die mildere Gewohnheit herausgebildet, die armen Opfer stranguliert oder enthauptet zu verbrennen. Gegen einige Rigoristen verteidigt Haunold diese Strafe als genügend und erzählt bei dieser Gelegenheit, er habe selber in Pfalz-Neuburg gesehen, wie man 14 Hexen auf einmal (una vice) enthauptet und verbrannt habe. Kulturgeschichtlich interessant sind Haunolds Mitteilungen über die Behandlung von Kindern, die der Zauberei beschuldigt wurden. An einigen Orten, so habe er gehört, habe man dieselben enthauptet und zwar schon im zartesten Alter, bevor sie noch den Gebrauch der Vernunft erlangt hätten, weil man aus der Erfahrung

[1] Controversiarum de justitia et jure privatorum universo nova et theoretica methodo in decem tractatus digestorum tomi quatuor. Ingolstadii 1671/72. Dazu Jurisprudentiae iudiciariae tomi duo. Ingolstadii 1674.

[2] Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte 2 (1861) 319.

[3] Disputatio iuridica de maleficiis et processu adversus eos instituendo. Ingolst. 1631.

[4] De iustitia et iure 6, 155 ff.

zu wissen glaubte, daß von solchen Galgenvögeln doch keine Besserung zu erwarten sei. Der Henker habe ihnen die Augen verbunden, Blindekuh mit ihnen gespielt und ihnen dabei den Kopf abgeschlagen. Haunold mißbilligt dieses Verfahren, es habe ihm stets unerlaubt geschienen, da man einen Unschuldigen nie töten dürfe. Die Kleinen (infantes) solle man mit der Rute strafen und gut erziehen. Die Größern, die schon zum Gebrauche der Vernunft gelangt seien (doli capaces), könne man strenger bestrafen, aber nie mit dem Tode, es sei denn ausnahmsweise aus schwerwiegenden Gründen und im Einverständnis mit dem Landesfürsten. Solchen solle man einen guten Schul- und Religionsunterricht zuteil werden lassen; verharrten sie dann immer noch bei ihrer Zauberei, dann habe man allerdings einen triftigen Grund, sie hinzurichten. Kleriker und Mönche, welche der Zauberei vollständig entsagen und sich bessern, sind nach der Degradation mit ewigem Kerker zu bestrafen, andernfalls dem weltlichen Arm zur Vollstreckung der Todesstrafe zu übergeben. Bei den Fragen über Tortur und Hexenprozesse ist es für Haunold verhängnisvoll geworden, daß er sich zuviel auf Juristen und unkritische Theologen wie Binsfeld und Delrio verläßt und die Cautio criminalis des P. Spe nicht gekannt hat.

Mit der Vollendung des Werkes de Justitia et Jure (1674) legte P. Haunold die Feder aus der Hand, trat von seinem Amte als Studienpräfekt zurück und begab sich nach Biburg, wo er noch 15 Jahre in der Seelsorge tätig war. Von Altersschwäche gebrochen, kehrte er einige Wochen vor seinem Tode nach Ingolstadt zurück, wo er am 22. Juni 1689 fromm verschied. In seinem Nachruf wird sein außerordentliches Lehrgeschick und die Klarheit gerühmt, mit der er es verstand, die schwierigsten und dunkelsten Fragen dem Verständnis seiner Schüler näher zu bringen. Ebenso hebt das Elogium im theologischen Hörsaal zu Ingolstadt an Haunold hervor: gründliches Wissen, Reife des Urteils und lichtvolle Klarheit im Lehrvortrag; mit Recht verdiene er den bedeutendsten Lehrern seiner Zeit beigezählt zu werden. Neben hohen Geistesgaben zierten Haunold treffliche Eigenschaften des Herzens. Seine Bescheidenheit, Biederkeit und große Selbstbeherrschung in der Zügelung seines aufbrausenden Naturells erwarben ihm die Hochachtung aller. Kindlicher Gehorsam gegen die Obern, Liebe zum Orden, Haß gegen Müßiggang und Liebe zum Gebete machten ihn zu einem leuchtenden Vorbild für seine Ordensgenossen[1].

Als Kanonist ragte hervor P. Ernricus (Ehrenreich) Pirhing[2]. Als Sproß einer altadeligen Familie geboren 1606 in Sitharding (Diözese Passau), war er nach Vollendung der philosophischen und juridischen Studien 1628 in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte einige Jahre Philosophie und Moraltheologie, dann zwölf Jahre Heilige Schrift und Kirchenrecht, die damals in einer Professur vereinigt waren. Sein Todesjahr ist 1679. Er veröffentlichte eine Reihe von Traktaten zu den Dekretalen, den ersten 1644 über das geschriebene und ungeschriebene Recht, dann weitere 1652 und 1663 über die Jurisdiktion der Prälaten, 1666 über das Gewohnheitsrecht, 1667 über die Verzichtleistung auf Benefizien usw. Alle diese Traktate, die nach Art von Thesen gefaßt waren, vereinigte er mit einer Reihe weiterer Arbeiten zum ersten Buch der Dekretalen in einen Band, der 1674 zu Dillingen

[1] Vergl. P. Kratz in Mitteilungen aus der deutschen Ordensprovinz 1918, 35 ff. Eine interessante Korrespondenz über den Vertrieb der Werke des P. Haunold 1670—83 in Köln, Stadtarchiv Jes. 747.

[2] Auf dem Thesenzettel einer philosophischen Disputation, die am 11. Juni 1623 in Ingolstadt gehalten wurde, ist als Verteidiger genannt der Metaphysiker Georg. Ehrenricus à Pirhing.

erschien. Das war der erste Band zu einem vollständigen Kirchenrecht, das „nach neuer Art erklärt“ für je ein Buch der Dekretalen einen Folioband umfaßte (5 Bände 1674—1678). Ein Auszug von über 900 Seiten erschien als Handbuch nach dem Tode des Verfassers von einem Ordensgenossen im Jahre 1690. Sowohl das große Werk als auch der Auszug erlebten neue Auflagen noch bis zum Jahre 1759. Von Pirhing rührt auch eine anonyme Schrift über die Gründung der Akademie Dillingen her, in welcher er die Jurisdiktion der Akademie über ihre Glieder verteidigt[1].

Die „neue Methode“ seines Kirchenrechts besteht darin, daß Pirhing sich innerhalb der einzelnen Titel nicht an die Reihenfolge der Kapitel anschließt, sondern den Stoff sachlich geordnet, in einer Reihe von Fragen behandelt. „Das Werk selbst gehört — nach dem Urteil eines modernen Kanonisten — durch vollständige Benutzung des Quellenmaterials, reiche und doch nicht im Detail aufgehende Kasuistik, eingehende Benutzung der früheren Schriftsteller zu den besten Darstellungen des kanonischen Rechts aus dem 17. Jahrhundert“[2].

Mit Laymann vertritt Pirhing die Ansicht, die im Irrglauben geborenen Andersgläubigen seien nicht als formelle Häretiker zu betrachten, da ihnen die Kenntnis der katholischen Glaubenslehre abgehe[3]. Aus dieser Lehre zieht er dann eine Reihe wichtiger praktischer Folgerungen für das tägliche Leben. Die Protestanten sind keine vitandi und die Katholiken können den bürgerlichen Verkehr mit ihnen unterhalten, zumal in konfessionell gemischten Ländern wie in Deutschland, Frankreich, England und Polen. Ferner ist es unter bestimmten Bedingungen erlaubt, mit Nichtkatholiken zu beten, dem Gottesdienst, der Predigt und den Leichenbegängnissen beizuwohnen. Falls ein triftiger Grund vorliegt und kein Ärgernis oder keine Gefahr des Abfalls vom Glauben zu befürchten steht, ist es auch statthaft, die Kirchen der Andersgläubigen zu besuchen, dort nach katholischer Weise zu beten oder Predigten anzuhören. Aus der Unterscheidung zwischen Material- und Formal-Häretikern folgert Pirhing weiter, daß die im gemeinen Recht über die Häretiker verhängte Strafe der Entziehung der elterlichen Rechte die Anhänger der Augsburgischen Konfession in Deutschland nicht treffe wegen der mit ihnen geschlossenen Religions- und Friedensverträge. Überhaupt verbleiben ihnen alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten. Auch hinsichtlich der Indexvorschriften folgt Pirhing der milderen Ansicht. Wo in Deutschland der Index der verbotenen Bücher nicht angenommen ist[4], da verfallen auch die Katholiken den kirchlichen Zensuren nicht, falls sie häretische Bücher lesen, wohl aber machen sie sich einer schweren Sünde schuldig, wenn sie durch Lesung solcher Bücher ihren Glauben in Gefahr bringen.

Zu den Kanonisten dieser Zeit gehört auch noch P. Jakob Wiestner aus Feldkirch (Vorarlberg), der als neunzehnjähriger Student 1659 in das Landsberger Noviziat eintrat. Von 1671—83 lehrte er Philosophie und Moral, von 1683—1700 Kirchenrecht. Während dieser Zeit veröffentlichte Wiestner einige kleinere Schriften, die sich mit kanonistischen Spezialfragen beschäftigen und seine besondere Begabung für dieses Fach bekunden. Außer einer Arbeit über das Asylrecht (1689), gab er auch

[1] Institutio Episcopalis academiae Dilinganae 1660.

[2] Schulte in der Allgemeinen Deutschen Biographie 16, 178. Vergl. desselben Geschichte der Quellen und Literatur des kanon. Rechtes 3 1, 143 und Specht, Dillingen 326 f.

[3] Jus canonicum V 110 ff.

[4] Ubi Bulla Coenae Domini vel index librorum prohibitorum in Germania non est receptus, quia a majore parte populi non observatur V, 114.

eine sehr eingehende Studie heraus über die Veräußerung der Kirchengüter [1], die weit über den Titel hinausgehend auch die Verwaltung des Kirchengutes, der Einkünfte usw. berücksichtigt. Besondere Erwähnung verdient die Schrift Canonica impedimenta coniugiorum (1696), in der Wiestner ein Eherecht bietet, das durch den Versuch rationeller Anordnung und das Eingehen auf manche Fragen, z. B. ob die Gewohnheit eine Quelle für Ehehindernisse bilden kann, nicht ohne Wert ist [2]. Von 1701—1707 bekleidete er im Münchener Kolleg das Amt eines Studienpräfekten. Die Muße, welche ihm seine Stellung gewährte, benützte er zur Ausarbeitung seines Lebenswerkes, der fünfbändigen Institutiones canonicae, die 1705/6 im Druck erschienen und dem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den Vertretern des Kirchenrechtes sicherten [3]. Das Werk selbst ist vom Münchener Kolleg dem Fürstbischof von Freising Johann Franz gewidmet. In der Vorrede wendet sich P. Wiestner mit einigen Worten über die engen Beziehungen zwischen Staats- und Kirchenrecht an seine ehemaligen Schüler, die zum Teil schon als Professoren und Staatsbeamte hohe Würden bekleideten. Gewiß enthält die historische Einleitung manche Verstöße, aber die dagegen erhobenen Vorwürfe sind teilweise übertrieben teils vollständig unberechtigt [4]. Das Werk, das sich durch Reichhaltigkeit des Inhalts und Klarheit der Darstellung auszeichnet, fand reichen Beifall und wurde von späteren Kirchenrechtlern „stark benutzt" [5]. Namentlich hat es Benedikt XIV. in seinen kanonistischen Schriften sehr oft herangezogen [6]. — Bald nach Vollendung seines Lebenswerkes ging Wiestner als Spiritual nach Neuburg a. D. Hier beschäftigte er sich in seinen letzten Lebenstagen mit der Abfassung eines Kommentars zu den Exerzitien des heiligen Ignatius, die er während seiner Lehrtätigkeit oft und mit großem Erfolg erteilt hatte. Überhaupt wird ihm ein großes Geschick in der Seelenleitung nachgerühmt, da er es ausgezeichnet verstand, sowohl ängstliche Gemüter zu beruhigen wie verhärtete Gewohnheitssünder aus ihrem Sündenschlafe aufzurütteln. Hoch und nieder suchten ihn auf. Als Zeichen eines großen Geistes und edlen Herzens darf es gelten,

---

[1] Alienatio canonica rerum ecclesiae temporalium 1692.

[2] Schulte, Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechtes 3 1, 153 f.

[3] Die Approbation des Prodekans der theologischen Fakultät in Ingolstadt ist datiert vom 24. Oktober 1704, die des Provinzials vom 25. Oktober 1706. Band 1 und 3 tragen auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1705, die übrigen Bände 2, 4, 5 1706. Ein schöner Stich, die St. Michaelskirche und das Jesuitenkolleg von München darstellend, ist von 1707.

[4] Wenn Schulte (3, 1, 153) schreibt, der Geist dieser Dissertatio erhellt u. a. daraus, „daß er die Canones Apost. als authentisch ansieht", so ist das irreführend, da Wiestner an der betr. Stelle nur referierend bemerkt, Barbosa und Gonzalez hielten im Gegensatz zu andern Autoren an der Echtheit der Kanones fest, und dann deren Gründe darlegt. Direkt unrichtig ist es aber, wenn Schulte dem P. Wiestner die Ansicht zuschreibt, das Decretum Gratiani habe durch Gregor XIII. kirchliche Rechtskraft erlangt. Der Sachverhalt ist folgender: Wiestner zählt an der betreffenden Stelle die Gründe für und gegen die Gesetzeskraft des Decretum auf, unter anderm auch, daß Gregor XIII. durch die Vorrede zur emendierten Ausgabe von 1582 demselben Gesetzeskraft erteilt resp. dieselbe bestätigt habe. Wiestner teilt diese Ansicht nicht, sondern bekämpft sie. Er fährt nämlich weiter: Sed hoc melius alii negant. Durch die Konstitutionen „Cum pro munere" (1580) und „Emendationem decretorum" (1582) wurde von Gregor XIII. nur der durch die Correctores Romani geschaffene Text als authentisch, nicht aber die Sammlung selber als offiziell erklärt (censetur suis originalibus convenire). Ausdrücklich fügt er dann noch hinzu: „Quare singuli istius Decreti textus ad fontes suos sive originem sunt reducendi," mit andern Worten, den einzelnen Bestimmungen des Decretum Gratiani kommt nur soviel Autorität zu als den Quellen, aus denen sie herstammen.

[5] Schulte 3, 1, 154.

[6] Mederer, Annales Ingolstad. 3, 99.

daß er ein besonders Wohlwollen gegen jene bekundete, die ihm übel wollten oder abgeneigt waren. Da er schon längere Zeit an der Wassersucht litt, hatte er sich frühzeitig mit den Sterbesakramenten versehen lassen. Er starb am 19. November 1709.

Unter den aszetischen Schriftstellern ragt an Bedeutung und Produktivität P. Tobias Lohner hervor, „ein Mann, dessen Andenken nicht allein in den Jahresberichten, sondern auch in der Geschichte der Gesellschaft eine ehrenvolle Erwähnung verdient.“ [1] Er war geboren am 13. März 1619 zu Neuöttingen in Bayern. Nach einem Bericht in seiner kurzen Selbstbiographie, die er unter dem Namen Theophilus verfaßte, und die dem Verfasser seines Nachrufes noch zur Verfügung stand, hatte er bereits nach Vollendung der Rhetorik die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu erhalten, allein der Vater, welcher mit dem Schritte des Sohnes nicht einverstanden war, wußte durch eine List den Eintritt zu verhindern. Er schickte ihn an die Universität Salzburg. Hier scheint der junge Lohner etwas auf Abwege geraten zu sein und über seinen philosophischen Studien den Berufsgeist fast ganz eingebüßt zu haben. Als eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung betrachtete er es in seinem späteren Leben, daß ihn die Furcht vor der in Salzburg grassierenden Pest wieder nach Ingolstadt zurückführte, wo er im dortigen Ignatiuskolleg seinen ehemaligen Lehrer als Präfekten erhielt. Der weisen und geschickten Leitung des Paters gelang es, den Studenten auf bessere Wege zu bringen. Nach Absolvierung der Logik trat Lohner am 30. August 1637 zu Landsberg ins Noviziat ein, wo er sich mit solcher Energie auf seine Selbstheiligung verlegte, daß er hinfort ein Muster für alle seine Mitbrüder wurde. Auch während der ganzen übrigen Lebenszeit blieb dieser Eifer stets lebendig in ihm. Mit Beendigung des Noviziates begann er das Studium der Philosophie im gleichen Kolleg. Nachdem er dann in Innsbruck und Hall drei Jahre lang als Lehrer der Grammatik und Humaniora gewirkt, kam er nach Ingolstadt, um sich hier auf seine spätere priesterliche Wirksamkeit vorzubereiten. Im Jahre 1649 brachte er seine theologischen Studien zum Abschluß. Nach Vollendung des dritten Probejahres lehrte P. Lohner zunächst sieben Jahre Philosophie (1651/54 in Ingolstadt, 1654/57 in Dillingen), dann in Ebersberg Dogmatik und Moral. Im Jahre 1662 wurde er plötzlich mitten im Semester von seinem Lehrstuhl entfernt und als Minister und Prediger nach Regensburg geschickt. Nur zwei Jahre blieb er in dieser Stellung, da er am 25. November 1664 zum Rektor des Kollegs in Luzern ernannt wurde. Als er nach vier Jahren dieses Amt niederlegte, übertrugen ihm die Obern die Stelle eines Studienpräfekten in Dillingen. Gleichzeitig wurde er mit der Inspektion des St. Hieronymus-Konviktes betraut. Nach neunjähriger Amtstätigkeit (1668—1677) bestimmten ihn seine Vorgesetzten zum Beichtvater des Fürstbischofs von Freising. Andeutungen des Nekrologes geben zu verstehen, daß diese Stellung, in welcher Lohner vier Jahre verblieb, keineswegs angenehm war und selbst für einen Mann von so bewährter Tugend eine harte Geduldprobe bedeutete. Im Jahre 1681 ward Lohner nach München berufen. Hier wirkte er während seiner letzten Lebensjahre als Studienpräfekt, Beichtvater, Spiritual, Kongregationspräses und Inspektor.

Obwohl Lohner fast zwölf Jahre Philosophie und Theologie lehrte, so liegt doch seine Hauptbedeutung nicht auf dem wissenschaftlichen Gebiete, sondern auf dem der Aszese und Pastoral, worin er Hervorragendes leistete und Werke von bleibendem Werte schuf. Für weitere Kreise berechnet ist die populär geschriebene

[1] Nekrolog in den Litterae annuae 1697.

„Geistliche Hausbibliothek", die er in den Jahren 1684/85 veröffentlichte. Sie besteht aus sechs Bänden, von denen die meisten wieder in eine Reihe kleiner „Traktätl" zerfallen. Die Mehrzahl derselben waren schon während seines Luzerner Rektorates einzeln erschienen und hatten mehrere Auflagen erlebt. Im oben genannten Jahre wurden sie durch einige neue Traktätlein vermehrt und zu einem Sammelwerk vereinigt, das als Anleitung zur christlichen Vollkommenheit für Weltleute gedacht und der Seelsorgsgeistlichkeit gewidmet ist, die Lohner durch seine Schriften in ihrer Tätigkeit unterstützen wollte. Über die Bedeutung und Wichtigkeit einer guten Lektüre schreibt Lohner in der Vorrede: „So gibt auch die Erfahrnis selbsten genugsame Zeugnis, daß die fürnembsten Bekehrungen, als des hl. Augústin, des hl. Ignatius, Stifter der Gesellschaft Jesu, des hl. Columbini und anderer ihren Anfang von dem geistlichen Lesen genommen haben, daß also billig etliche Lehrer die Lesung dergleichen Bücher wegen etlichen Ursachen nützlicher als die Predigten selbsten gehalten haben, weil man schier allezeit ein Buch zum Lesen, nicht aber jederzeit eine Predigt haben kann und beinebens man in diesem Lesen ein Materi nach seinem Gefallen erwählen, das Lesen, wenn man will, abbrechen oder fortsetzen, was nützlich gedunkt, oder beliebig ist, nach seinem Willen wiederholen und letzlich die Wahrheit und Strafung seiner Fehler ohne Forcht und Schamröte anhören kann, welche alle Nutzbarkeiten in den Predigten gemeiniglich nicht zu finden sein." Wie sich niemand durch ein Geschäft von der Lesung eines Buches mit Neuigkeiten abhalten läßt, so sollte man auch soviel Zeit finden, täglich einige Seiten aus einem geistlichen Buche zu lesen. Als Einführung schickt Lohner die „Allgemeine Schul der christlichen Weisheit" voraus, welche in Form von Fragen und Antworten Belehrungen über die Vollkommenheit eines Christenmenschen im allgemeinen, über die täglichen und monatlichen Gebets- und Frömmigkeitsübungen, wie Morgengebet, Messe, Beicht, Kommunion usw. enthält und kurze, aber solide Anweisungen zur Erwerbung von Tugenden, Verhalten zur Zeit von Versuchungen und Krankheiten bietet. Besonders eifert er gegen den unsinnigen Kleiderluxus seiner Zeit, „weil solcher [Kleider-]Pracht sehr schädlich ist, als durch welchen Gott höchlich beleidiget, der Nächste geärgert, viel Geld unnütz verschwendet, viel köstliche Zeit verloren, viel Guts unterlassen, viel Hilf den Armen entzogen wird, daß also billig einsmal der engelländische Kanzler Morus zu einer hoffärtigen Dame gesagt: Wenn dir Gott wegen solches Fleiß, den du in so überflüssigen und leichtfertigen Zierung deines Leibs hast angewendet, nit die ewige Pein verschafft, so tut er dir höchlich unrecht." [1]

Fern von jeder einseitigen Überschätzung des jungfräulichen Standes hebt er auch die hohe Bedeutung des Ehestandes hervor und wendet sich in ernsten Worten gegen jene, die allein aus irdischen Rücksichten und Absichten den Priester- und Ordensstand erwählen. „Der Ehestand," sagt Lohner, „ist vor Gott ein heiliger und wohlgefälliger Stand, von Gott eingesetzt und von Christo unter die sieben heiligen Sakramente erhöht, mit sondern Gnadenhilfen begabet." „Der Ehestand hat seine gute Behelf und Mittel zu aller christlichen Vollkommenheit und Heiligkeit, wie solches sowohl im Alten als Neuen Testament die große Anzahl heiliger Eheleut bezeuget." „Durch den Ehestand wird die Ehre und Glori Gottes wirklich gemehrt und gefördert." [2] Alles in allem kann die „Geistliche Hausbibliothek" als ein treffliches Erbauungs- und Belehrungsbuch für das Volk bezeichnet werden. Der Volkston ist gut getroffen und dessen Klippen glücklich vermieden, wenn auch die „bewährten Historien" aus Gregorius dem Großen (Dialoge), Surius, Delrio

[1] Geistliche Hausbibliothek 1, 30 f. [2] Geistliche Hausbibliothek 2, 199 f.

u. a. weder der geschichtlichen Wahrheit noch dem heutigen Geschmack in allweg entsprechen. Ausschließlich für Ordensfrauen bestimmt ist Lohners „Geistliche Ausfertigung Philotheae" (Dillingen 1678), welche vom Verleger der Äbtissin des Klosters Ringheim im Rieß dediziert ist. Der letzte Teil bietet außer mehreren Entwürfen für Exerzitienbetrachtungen einen kurzen Abriß über Geschichte und Verfassung der Gesellschaft der Ursulinen.

Werke von bleibendem Werke schuf Lohner auf dem Gebiete der Liturgik und Pastoraltheologie, Werke, die bis in das letzte Jahrhundert hinein immer wieder neue Auflagen und Übersetzungen erlebten. Aus dem unmittelbaren Verkehr mit den jungen Leuten lernte er ihre Bedürfnisse und Schwierigkeiten kennen. Denselben abzuhelfen, schrieb er eine Reihe von Handbüchern für die Seminaristen und den jüngeren Seelsorgsklerus, die aus der Praxis heraus entstanden und für die Praxis geschrieben sind. In elf Teilen, die später unter dem Sammelnamen Instructiones practicae . . . zusammengefaßt wurden, handelt er über die verschiedensten Gebiete des priesterlichen Wissens, Lebens und Wirkens. „Der Priester im Privatverkehr" dürfte wohl der beste deutsche Titel für das Schriftchen De conversatione privata sein. Im ersten Kapitel stellt Lohner die allgemeinen Regeln für den Umgang des Seelsorgers mit seiner Gemeinde auf. Als Hauptmittel für einen erfolgreichen Verkehr mit dem Nächsten empfiehlt er Klugheit, Autorität und Liebe. Es folgen dann in den nächsten Kapiteln einige spezielle Anweisungen über die Behandlung der verschiedenen Klassen und Stände. Gegen Andersgläubige soll der Priester vor allem aufrichtige Liebe und Hochschätzung an den Tag legen. Das umfangreiche Schlußkapitel enthält sehr eingehende Belehrungen über den Krankenbesuch. Einen eigenen Abschnitt widmet Lohner dem Verhalten des Priesters zur Zeit ansteckender Krankheiten, besonders zu Pestzeiten, wo höchster Heroismus und erbärmlichste Feigheit dicht bei einander wohnen. Wie es strenge Gerechtigkeitspflicht des Seelsorgers ist, bei seinen Pfarrkindern auszuharren und ihnen seine geistliche Hilfe angedeihen zu lassen, so muß er anderseits alle vernünftigen Schutzmaßregeln ergreifen, um sein Leben nicht unnütz der Gefahr auszusetzen, da bei seinem Tode die Gemeinde und vor allem die armen Opfer der Seuche ohne jeglichen geistlichen Beistand wären. Darum soll er selber die nötigen Schutzmittel anwenden als auch das Volk belehren, wie es sich im Falle einer Ansteckung dem Priester gegenüber benehmen soll, um sein Leben nicht zu gefährden. Die Vorsichtsmaßregeln sind ungefähr die gleichen, welche in der oberdeutschen Provinz für den Pestdienst empfohlen wurden[1].

Lohners Homiletik[2] verfolgt den Zweck, die Kandidaten des Priestertums und die jungen Seelsorger theoretisch und praktisch für das Predigtamt zu schulen. Doch nicht Hof- und Stadtprediger hat er dabei im Auge, sondern nur die Anfänger und den Landklerus, der für die Bedürfnisse des einfachen Volkes zu sorgen hat. Ziel der Religion, so führt Lohner aus, ist die Liebe Gottes. Sollen die Gläubigen auf dem Wege dahin nicht vor Mattigkeit erliegen, so bedürfen sie der geistigen Nahrung. Aufgabe des Seelsorgers ist es daher, den ihm anvertrauten Seelen das Brot zu brechen; darin besteht auch die Würde des Predigtamtes, das der Verfasser mit dem heiligen Franz von Sales als die Verkündigung des Wortes Gottes an die Menschheit definiert. Als Hauptmittel für ein erfolgreiches Wirken im Predigtamt empfiehlt er das gute Beispiel des Predigers selber. Zum Schlusse fügt er noch einige allgemeine nützliche Winke hinzu, z. B. daß der Priester bei

[1] Vergl. Gesch. 2², 141 f.

[2] Instructio practica septima de munere concionandi, exhortandi, catechizandi. Dillingen 1679 u. ö.

der Predigt über Gottes Gerechtigkeit nie vergessen möge, auch etwas über die Barmherzigkeit einfließen zu lassen. Das Werkchen wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrmals neugedruckt. Nach den vielen Auflagen und der weiten Verbreitung zu schließen erfreute sich auch das fünfte Bändchen [1] einer großen Beliebtheit beim Seelsorgsklerus, dem es eine praktische Anleitung zur Verwaltung des Bußsakramentes an die Hand geben wollte. Bis zum Jahre 1762 wurde es immer wieder nachgedruckt [2]. Die letzten vier Bände sind ganz für die aszetische Durchbildung des Priesters berechnet. Wie Lohner in der Widmung des ersten Bändchens an die Kongregation der Priester vom gemeinschaftlichen Leben hervorhebt, schwebte ihm deren Lebensweise als Ideal für die Weltpriester vor. Ausdrücklich verwahrt er sich gegen die Auffassung, als ob er nur eigene, selbständige Arbeiten vorlegen wolle. Für die meisten Bände nimmt er kein anderes Verdienst für sich in Anspruch, als das Material aus guten Autoren klar und übersichtlich zusammengestellt und weiteren Kreisen des Klerus zugänglich gemacht zu haben.

Wie die Instructiones practicae der Selbstheiligung und Belehrung des Priesters dienen sollten, so war die Predigtbibliothek [3] darauf berechnet, den Klerus in seiner Arbeit für das Heil der ihm anvertrauten Herde tatkräftig zu unterstützen. Dieselbe erschien 1681 zu Dillingen in vier mäßigen Foliobänden. Das Werk enthält nicht fertig ausgearbeitete Predigten, sondern nur eine Zusammenstellung des Stoffes für Predigtthemata über die Tugenden (I), die Laster (II), die Sakramente und letzten Dinge (III) und für einige außerordentliche Gelegenheiten (IV). Auch in dieser Arbeit will Lohner nicht eigene Gedanken vorlegen, nur das Verdienst des Sammelns und Auswählens nimmt er für sich in Anspruch. Hatte Lohner anfangs Bedenken gehegt, daß seine Arbeit eigentlich überflüssig sei und sein Buch keinen Absatz finden möchte, so wurden dieselben durch den Erfolg bald zerstreut. Schon 1689 konnte er eine zweite Auflage herausgeben, worin er das bisher in vier Bänden zerstreute Material alphabetisch in einen Band einordnete. Zwei Jahre später veröffentlichte er auf allgemeines Drängen einen starken Ergänzungsband, der nach denselben Grundsätzen gearbeitet war [4]. Zwei Jahre vor seinem Tode ward dem Autor die Freude zu teil, noch eine dritte Auflage seines Werkes zu erleben, mit der gleichzeitig zu Venedig ein Nachdruck veröffentlicht wurde [5]. Seitdem wurde das überaus praktische Buch immer wieder neu aufgelegt. In Frankreich erlebte es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht weniger als vier Auflagen, obwohl kurz vorher eine gekürzte deutsche (1838 f.) und eine französische (1857) Übersetzung erschienen war.

Nach einer Andeutung in Lohners Nachruf hatte er außer der Predigtbibliothek und den Instruktionen noch über 200 Erbauungsbüchlein verfaßt und für den Druck vorbereitet. Es wäre kaum zu begreifen, wie Lohner neben seinen sonstigen Beschäftigungen die Zeit dafür finden konnte, wenn man nicht aus derselben Quelle wüßte, wie haushälterisch er mit seiner Zeit umging. Er gestand selber einmal, das Fegfeuer fürchte er nicht wegen einer einzigen verlorenen Stunde. Wenn sein

---

[1] Instructio practica quinta de confessionibus rite ac fructuose excipiendis. Dillingen 1677 u. ö.

[2] Sommervogel (4, 1909) bemerkt, das Werkchen sei am 5. Juli 1728 auf den Index gesetzt worden. Genauer schreibt Reusch (Index 2, 78), die zu Padua 1705 (1727?) gedruckte Ausgabe sei in Rom 1728 ohne Angabe von Gründen verboten worden; im spanischen Index werde verordnet, einige Litaneien zu streichen, sowie die Verweisung auf den Thesaurus precum und in einer Litanei den heiligen Carbonianus (Corbinianus).

[3] Instructissima bibliotheca manualis concionatoria.

[4] Dillingen 1691.

[5] Dillingen 1695.

Beruf oder die Liebe ihn nicht zum Ausgehen zwang, war er stets auf seinem Zimmer. Niemals traf man ihn dort müßig, stets war er mit Beten, Lesen oder Schreiben beschäftigt. So sehr aber Lohner mit seiner Zeit geizte, so empfing er doch die Besucher mit stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit und wußte sich geschickt den verschiedenen Charakteren anzupassen. Er galt als Meister der Aszese und des geistlichen Lebens, weshalb viele ihn zu ihrem Gewissensführer wählten. Manche setzten ein solches Vertrauen in seine Leitung, daß sie ihn bei gefährlichen Erkrankungen in einer Sänfte holen ließen, falls er selber an der Gicht darniederlag; so fest waren sie überzeugt, daß sie unter seiner Führung ruhig und getrost die Reise in die Ewigkeit antreten könnten. Obwohl von seinen 200 Büchlein nur ein geringer Teil veröffentlicht wurde, hörte man aus seinem Munde niemals eine Klage über die Zensoren. Ja, er hatte sich sogar noch soviel Humor bewahrt, daß er den Besuchern seine Werkchen scherzend zu zeigen pflegte mit den Worten: „Sehen Sie da die unschuldigen Kindlein, die zum Tode verurteilt wurden, ehe sie das Licht der Welt erblickten. Requiescant in pace!" Gegen sich selber war P. Lohner sehr strenge. Er hatte sich ein Verzeichnis seiner körperlichen und geistigen Fehler angefertigt, in das er wie in einen Spiegel zu blicken pflegte, wenn Versuchungen zum Stolze ihn überkamen. Während der 60 Jahre seines Ordenslebens gönnte er sich nur selten einen längeren Schlaf. Die wenigen Stunden der Nachtruhe brachte er oft im Sessel sitzend zu, und wenn er das Bett benutzte, legte er niemals seine Kleider ab, außer an jenem Wochentage, an dem er die Wäsche wechselte. Da er an Händen und Füßen von der Gicht geplagt war, so ist kaum begreiflich, wie er diese harte Lebensweise aushalten konnte. Trotzdem schleppte er sich bis in seine letzten Tage, mehr einem Toten als Lebenden gleich, zum Beichtstuhl. Bis zu seiner Todeskrankheit ließ er auch nie die Messe ausfallen, obwohl er oft im Tragstuhl zur Krankenkapelle gebracht werden mußte. Fromm, wie er gelebt, ist er auch gestorben am Pfingstfeste 1697 (26. Mai). Als einige Tage vor seinem Tode in der Erholung die Rede auf die Elogia defunctorum kam, äußerte er, er bitte die Obern in aller Demut, nichts anderes in seinen Nachruf zu setzen als die Worte: P. Tobias bemühte sich, ein Mann nach dem Herzen Gottes zu sein[1].

Als Vertreter der Polemik seien nur zwei Namen genannt: Kedd und Ott. Dem unermüdlichen Polemiker Jodocus Kedd sind wir schon früher begegnet[2]. Mit den Jahren steigerte sich womöglich sein Eifer, die Protestanten für die Rückkehr zur Mutterkirche zu gewinnen. Böhmen, Schlesien, Österreich wurden in besonderer Weise sein Arbeitsfeld. Am 14. Dezember 1652 sandte ihm der General Nickel nach Prag die besten Wünsche für seine Bemühungen. Er möge tun, was er verständiger Weise bei der Rekonziliation der Stadt Bremen für angemessen erachte. Den Gedanken an Altona müsse er Gott überlassen[3]. Der Eifer des P. Kedd brauchte des Zügels. Mit seinen Gegnern sprang er nicht sanft um, wie schon die Titel einiger Schriften dieser Zeit zeigen. So der „Esels Krantz (Strohkranz), damit Wilh. Hüls kalvinischer Prädikant zu Wesel gekrönt, Cölln 1651" oder die „Schmidslaug, damit Bernhard Waldschmidt der schwarze Rauch aus dem Gesichte gewaschen wird" (1651). Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn Klagen nach Rom drangen, selbst von dem alten Kämpen P. Forer. Diesem schrieb Nickel am 4. April 1654 nach Regensburg: Im Dezember des vorigen Jahres hatte ich dem P. Kedd befohlen, kein Buch ohne vorhergehende Druckerlaubnis erscheinen zu

[1] Nach P. Kratz in Mitteilungen aus der deutschen Ordensprovinz 1917, 415 ff.

[2] Vergl. Gesch. 2[2], 79 f., 413 f.

[3] *Ad Bohem.

lassen. Ich möchte nun erfahren, ob er meinem Befehl nachgekommen und ob der Verdacht, den einige geäußert, daß er der Verfasser der deutschen Famosschrift ist, die neulich gegen den Superintendenten der Stadt Regensburg erschienen ist. Ew. Hochwürden mögen mir auch mitteilen, ob das Regensburger Kolleg aus dem Vorgehen und den Schriften des P. Kedd Schaden gelitten hat oder ein solcher befürchtet wird[1]. Die Antworten des P. Forer vom 4. und 11. Mai 1654 lauteten nicht günstig für P. Kedd. Am 6. Juni 1654 sprach Nickel dem P. Forer seine große Verwunderung darüber aus, daß P. Kedd seinen wiederholten Weisungen nicht nachgekommen, er werde deshalb in der Folge Vorsorge treffen. Wie er am 20. Juni P. Forer mitteilte, habe er an P. Kedd so geschrieben, daß er in Folge wohl nichts mehr ohne Druckerlaubnis erscheinen lassen werde. Auf eine neue Klage des P. Forer antwortete Nickel am 11. Juli 1654: Mit dem Briefe Ew. Hochwürden habe ich das Libell über das Priestertum der Weiber erhalten[2]. Es schmerzt mich, daß P. Kedd, der großen Seeleneifer hat und mit großer Frucht arbeitet, seinem Rufe keine geringe Makel zugefügt hat, indem er solche Libelle veröffentlicht. Hoffentlich wird er das auf mein Schreiben hin in der Folge bleiben lassen.

Die Jahresbriefe der österreichischen Provinz berichten zum Jahre 1657: Am 20. März wurde P. Jod. Kedd von einem heftigen Fieber befallen. Er war vom Rhein zu uns gekommen, um Geschäfte am Hofe zu erledigen und längere Zeit bei uns geblieben. Dann ging er nach Schlesien und kehrte nach erfolgreicher Arbeit zu uns zurück. Er brachte ein heißes Fieber mit, dem er am 27. März 1657 erlag[3]. Ein Verzeichnis seiner Schriften vom Jahre 1665[4] weist deren achtzig in lateinischer, deutscher und niederländischer Sprache auf[5].

Ebenso eifrig war Christoph Ott aus Freiburg i. Brg. (geboren 1612, eingetreten 1628, † 1684). Er wirkte nach einer zehnjährigen Lehrtätigkeit (Rhetorik und Philosophie) 24 Jahre lang mit großem Erfolg als Kanzelredner. In letzterer Eigenschaft prallte er zu Augsburg mit den Prädikanten zusammen[6], das gab Anlaß zu verschiedenen polemischen Schriften. Er war so tief von seiner Sache durchdrungen, daß ihn die Angriffe der Prediger empörten und zu heftigen Antworten reizten. Dabei hielt er nicht immer die gebührende Mäßigung inne, was auch von Mitbrüdern getadelt wurde. So schrieb z. B. Bernh. Frey am 2. Dezember 1663 an den Visitator Schorrer, er habe die acht Teile des P. Ott gegen Reinh. Onesimus (Reiser) gelesen, er halte die Schrift wegen ihrer populären Darstellung für druckwürdig, doch sei die Veröffentlichung bei der gegenwärtigen Zeitlage nicht opportun,

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Sommervogel erwähnt unter Kedd Nr. 27 eine Schrift: Unerhörtes Priesterthumb der Weiber unvernünftig von dem Luther gelehrt usw. 1654 4°.

[3] Wiener Hofbibl. Hdschr. 12345.

[4] Im Anhang der Schrift von Joh. Seuerus, Arca triumphalis, Wien 1665. Vergl. Ant. Mayer, Wiens Buchdruckergesch. 1, 268.

[5] Außer den vielen Auflagen und Nachdrucken, welche die Schriften Kedds erlebten und der Einwirkung auf manche Konvertiten wie Scheffler, Elias von Treven u. a, bezeugen ihre Wirkung auch die fast unzähligen Gegenschriften von Predigern aus Stuttgart, Kassel, Wittenberg, Breslau, Stettin, Danzig, Preßburg usw. Aus Frankfurt schrieb der Prediger L. Waldschmid gegen ihn: „Ked vertiginosus oder Schwindelsüchtiger Scrupul Jodoci Kedden.“ Matthias Lang „unwürdiger Priester des H. Worts Gottes“ zu Oedenburg (Ungarn) ließ 1652 gegen den „Wienerischen Jesuit P. Jod. Keddius“ zwölf Schlußreden „wider alle Lügen Mäulen“ zu Leipzig drucken. Der Stuttgarter Propst Nicolai veröffentlichte mehrere Schriften gegen Kedd u. a. „Ohnverschämbte Schuldforderung Jodoci Kedden, der sich der Gesellschaft Jesu zu seyn vermißt.“ Der Titel einer andern beginnt mit den Worten: „Gründliche Ablehnung des Jesuitischen Wirbelgeists, in welchem der ohnbesonnene Jesuit P. Jodokus Kedd“ usw.

[6] Akten darüber: Abgedrungene Ehrenrettung des P. Chr. Ott gegen einen lutherischen Prädikanten 1661 im Ordin.-Archiv zu Augsburg.

besonders der achte Teil könne Anlaß geben zu Klagen über Verletzung des Westfälischen Friedens. In den beiliegenden Noten tadelt Frey den fast kindischen Spott gegen die Gegner, die Beschimpfungen der Augsburger Konfession, die Art und Weise seiner Provokationen und Beweisführung; letztere sei nicht immer stichhaltig[1]. Im Jahre 1662 hatte Ott eine Schrift gegen den abgefallenen Joh. Georg Tremellius beziehungsweise gegen dessen 1661 in Stralsund gehaltenen Predigten veröffentlicht. Dieser antwortete 1664 mit einer Apologie (Medicus Papisticus furens). Dagegen wollte Ott 1665 eine Medicina salutis veröffentlichen, die aber in der Zensur keine Gnade fand. Ein ungenannter Zensor bemerkt darüber u. a: Ott will nicht furens genannt werden, weil er die Wahrheit gesagt habe, aber nicht deshalb wird er so genannt, sondern weil er in der Art und Weise zu schmähen als furens erscheint. Die Entschuldigung des P. Ott, die Grammatik fordere, alles mit dem wahren Namen zu benennen, sei nichtig, denn die Grammatik gestatte, bescheiden, liebevoll und klug zu sprechen, sie verlange aber nicht zu sagen: du lügst, anstatt das ist unrichtig. P. Ott hätte bei seiner ersten Widerlegung diesen Weg nicht beschreiten sollen, denn die Protestanten würden durch einen solchen Ton beleidigt, die Katholiken aber nicht erbaut. Zudem seien nicht alle Argumente stichhaltig und Tremellius würden Dinge zur Last gelegt, die er nicht so behauptet. Der Ton verstößt gegen die Liebe. Ich rate dem P. Ott, daß er sich der häufigen Schmähungen enthalte. Wenn er behauptet, Tremellius verdiene das, so beweist das noch nicht, daß sich dies für P. Ott geziemt[2].

Auch später hatten die Zensoren über den Ton zu klagen. Der General de Noyelle schrieb am 14. August 1683 an den oberdeutschen Provinzial Truchseß: Die Urteile der Zensoren über das Buch des P. Chr. Ott gegen Anton Reiser habe ich erhalten; da diese sich gegen die Drucklegung aussprechen, kann es auch von mir nicht approbiert werden. Wenn eine Antwort gegen Reiser notwendig erscheinen sollte, so muß das Buch durchaus verbessert (repurgandus) und ein anderer mit dieser Aufgabe betraut werden[3]. Die Schrift von Reiser, um die es sich hier handelt, ist jedenfalls Reisers Angriff auf Otts Roma Gloriosa: Roma non gloriosa (1681).

P. Ott hatte nämlich im Jahre 1676 ein Buch herausgegeben unter dem Titel Roma Gloriosa oder das glorwürdige Rom in seinen 243 Päpsten[4]. Dasselbe enthält eine Geschichte der Päpste und ist sowohl durch den patriotischen Standpunkt als auch durch die geübte Kritik für die damalige Zeit in besonderer Weise bemerkenswert. Die „Vorred an den Günstigen Leser Teutscher Nation" beginnt Ott also: Wer unser edles Vaterland, lieber Leser, das Teutschland und seinen jetzigen Stand

[1] *Orig. M. R. Jes. 397. Es handelt sich um eine Schrift gegen den Preßburger Prediger Anton Reiser. Im Jahre 1664 erschien von Ott Ursachen über Ursachen, Warumb man soll katholisch werden. Mit dem Büchlein Wolgemeinte Erinnerung gegen Reiser. S. 356 heißt es: Von der Vogelscheu, damit sie nicht katholisch werden. § 1. Verdammung der Eltern. Der Erste also zu reden Vogelschew ist, daß wenn sie katholisch werden, müssen sie ihre Eltern in ihrer öffentl. Glaubensbekenntnuß in die Höll samt allen Lutheranen verdammen. In der Antwort sagt er, daß es sich nicht um die Personen, sondern um die Lehren der Ketzer handle; auch die Protestanten verdammten die Ketzereien. Später (S. 380) hebt er ausdrücklich hervor, daß alle getauften protestantischen Kinder in den Himmel kämen, ebenso diejenigen protestantischen Erwachsenen, die bona fide seien und nach schwerer Sündenschuld vollkommene Reue erweckt hätten.

[2] *Orig. M. R. Jes. 397. Vergl. Sommervogel 6, 4.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] Spätere Ausgaben 1686 und 1702. Diesen Ausgaben ist auch Otts Unvergleichliche Ehren-Kron beigefügt, die eines der ersten und vollständigsten Verzeichnisse berühmter Konvertiten enthält.

und Umstand betrachtet, dem sollen wohl seine zwei Augen „zu zwo Rinnen" werden, die lauter Salzwasser führen, wenn man nämlich ansehen muß, daß aus einem einigen Teutschland leider zwei worden sind, das eine altkatholisch, das andere unkatholisch. Diese Entzweiung ist aus allen die ärgste, weil sie des Glaubens Entzweiung ist, daraus alle andern hochschädliche der Gemüter und zuvor so vereinigten teutschen Herzen Entzweiungen entspringen, woraus aber so man nit wieder eins sollte werden, der äußerste Ruin nach dem Spruch der ewigen Weisheit erfolgt . . . Geht es aber nit in unserm armen Teutschland zu, wie das heilig Evangelium weißagt? Steure derohalben, wer steuren kann, und so gut er kann, der viel vermag und der wenig. Unter diesen letztern bin auch ich, der ein kleines Vermögen dabei, aber einen großen Willen zu steuren und zu helfen hat; der mich dann so mächtig antreibt, daß ich dabei schier meine Schwachheit vergesse . . . Aber um wiederum zu unserer erbärmlichen Entzweiung zu kommen, will nit genug sein, unser Elend besagter Weise zu überweinen, sondern es müssen vor allen Dingen dessen Ursachen gesucht werden, sobald diese gefunden, wird schon der Sach mehr als halb geholfen sind. Was mag nun für eine bittre Quell und Ursach sein, warum unsere von der alten katholischen Religion abgewichene Teutschen zu derselben zurückzukehren und mit den Katholischen eins im Glauben zu werden, sogar sich nit wollen bereden lassen? Mir ist seit langer Zeit her die Sach also fürkommen, daß unsere der Augspurgischen Konfession zugetane liebe Teutschen nichts mehr von der Rückkehr abschrecke als ein bei ihnen ganz eingewurzelter mit der Muttermilch gleichsam eingetröpfelter, zudem durch soviel Predigten und Schriften tief eingetruckter Wahn, als wenn das katholisch Papsttum ein lauteres Antichristentum, aller Irrtümer und Laster Sitz, sowohl jetzo als von tausend und mehr Jahren her gewesen sei, der römische Papst aber der leibhafte von allen frommen Menschen verfluchte und verdammte Antichrist sei. Wenn das wahr, wie wäre es möglich, daß die katholische Kirche noch einen solchen Anhang, eine so große Zahl von gelehrten, erfahrenen Männern, großen Fürsten usw. haben könnte. Oder seind wir Katholische alle lauter stockblinde Leute, lauter Nachteulen, ihr hingegen mit lauter Luchs und Adler Augen versehen, daß wir Katholische gar nichts von diesem Greuel, ihr hingegen ihn so klar ersehet. Wir müßten doch auch etwas von diesem Greuel spüren. Sehen wir aber diesen Greuel, warum bleiben wir katholisch? Sind wir denn alle so verstockte und verhärtete Pharaones und dabei unseres Heils so vergessene Menschen, daß wir nit eine andere und bessere Kirch aufsuchen würden? Meine Lieben, habt einen bessern Wahn von euren Germanis d. i. Brüdern, wie sich von Altersher die Teutschen untereinander zu nennen und zu ehren pflegten. Der Unterschied der Religionen muß die durch die ganze Welt so hochgelobte Bruderschaft der Teutschen, die menschliche Freundschaft und den Verstand selbst nit umkehren.

Ott möchte nun den Stein des Anstoßes heben, er möchte zeigen, daß die römische Kirche nicht so schwarz, der römische Papst nicht so greulich sei, als er vorgepredigt wird, daß deshalb keine Ursach sei der Trennung von derjenigen katholischen Kirche, deren leibhafte Glieder von 800 und mehr Jahren her bis auf 1517 unsere Teutschen Kaiser, Kurfürsten, Reichsfürsten, Reichsstädte samt ihren Untertanen gewesen, dabei (während dieser Zugehörigkeit zur katholischen Kirche) an Herrlichkeit und Macht alle andern christlichen Königreiche übertroffen, Glück und Heil und Sieg dabei gehabt und sich diese (Glieder der katholischen Kirche) zu sein nimmermehr geschämt haben. Es ist also, so schließt Ott, dieser gegenwärtige Traktat gar nit wider unsere Teutschen Konfessionisten (denn das wär nit Teutschbrüderlich gehandelt), sondern zu ihrem Besten (dessen ich Gott zum Zeugen nehme) vermeint. Was nun so gut vermeint ist, wolle auch gut aufgenommen werden. Dann

geht Ott die Päpste jedes Jahrhunderts durch; er schildert das Gute und minder Gute, „da ich dann weder ihre Tugenden noch Laster, soviel nur aus den Historien, die ich hierüber nit unfleißig viel Jahr her gelesen habe, will verschweigen". Diese Unparteilichkeit, die sich nicht scheut auch Fehler und Gebrechen einzugestehen, beweist Ott in dem ganzen Verlauf seiner Geschichte. So sagt er von Paul II. († 1471): Von Unparteiischen wird Papst Paul in vielen Stücken hochgerühmt, ohne daß ihm jemand hat zum Ruhme rechnen können, daß er groß Geld durch die Annaten gemacht, die Bistümer vielfach verändert und nit allezeit die Würdigsten, sondern die, von welchen mehr zu verhoffen, angestellt haben soll, so in einem solchen Haupt, wenn es wahr ist, gar nit löblich und bei Gott großer Verantwortung ist (427). Von Alexander VI. schreibt er: Diesen Papst machen etliche Schriftsteller dermaßen schwarz, daß er rußiger nit sein könnte, andere dermaßen weiß und rein, daß sie ihn den besten Päpsten zugesellen; wiederum andere gehen den Mittelweg; bekennen, daß viel Sachen von seinen vielen Feinden ihm zugemessen werden, glauben aber nit, daß alles erdichtet, was ihm zugemessen wird. Ott verurteilt das unlautere Leben des Papstes und seine unehlichen Kinder, die ihm zur großen Unehr gereichen (432 ff.).

Auf diesem Boden des gemeinsamen vaterländischen Interesses und der historischen Kritik wäre am ehesten eine Verständigung ermöglicht worden, und es muß Ott zum Lobe angerechnet werden, daß er diesen Weg beschritten hat. Überhaupt war Ott, wie auch sein Nekrolog hervorhebt, eine durchaus ehrliche gerade Natur. Dieser Geradheit meinte er etwas zu vergeben, wenn er nicht auf den groben Klotz einen groben Keil setzte. Neben dieser Geradheit zierte ihn ein rastloser Fleiß. Noch in seinen letzten Jahren gab er eine neue bessere mit guten Registern versehene Ausgabe von Tursellini Abriß der Geschichte heraus (1680) und erweiterte dieselbe 1682 durch einen Ergänzungsband, der das 17. Jahrhundert umfaßte[1].

* * *

Das Gebiet der **Geschichte** weist manche sehr verschiedene bewertete, aber auch einzelne hervorragende Leistungen auf.

Hermann Crombach aus Köln (geboren 1598, eingetreten 1617, † 1680) beschäftigte sich neben seiner sehr ausgedehnten und segensreichen Tätigkeit in der Seelsorge mit Erforschung der Kölner Lokalgeschichte. Als besonderer Verehrer der heiligen Ursula wie der heiligen drei Könige veröffentlichte er 1674 in zwei Foliobänden ein „Leben der heiligen Ursula und ihrer 11000 Gefährtinnen", 1654 in drei Foliobänden eine Geschichte der heiligen drei Könige. Ein großes Annalenwerk über die Kölner Metropole in drei Foliobänden blieb ungedruckt. Bei dem rastlos tätigen Manne war der Eifer größer als die Schärfe der Kritik[2].

Ein ebenso „unermüdlicher Forscher und Urkundensammler", Johannes Grothaus, wurde vom Fürstbischof Ferdinand, nachdem derselbe Oktober 1661 die Regierung des Hochstifts Paderborn übernommen, als Beichtvater und Gehilfe bei seinen historischen Forschungen in seine Residenz Neuhaus berufen. Dort sammelte er mit unermüdlichem Eifer das Material für die Monumenta Paderbornensia, sowie für die Annales Paderbornenses. Als Reisebegleiter des Fürsten hatte er vielfach Gelegenheit, die Pfarr- und Klosterarchive zu durchforschen[3]. Der Geschichtschreiber

[1] Über seine Bemühungen um die Predigt und Förderung der Elementarschule s. das Kapitel Seelsorge.

[2] Vergl. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 133 f. *Reiffenberg, Historia S. J. ad Rhen. inf. 2, lib. 28 c. 19.

[3] Giefers, Zur Ehrenrettung Schatens 7, 9.

des Bistums Paderborn berichtet von Grothaus: „Er war ein unermüdet tätiger Mann, bekleidete lang das Lehramt zu Münster und Paderborn, leistete besonders viel in der Mathematik, Geschichte und Chronologie, schrieb schon im Jahre 1639 mit dem Jesuiten Johann Velde eine kurze Chronik der Bischöfe Westphalens und suchte besonders durch alte Denkmäler in Kirchen und andern Orten Licht über die Geschichte und Chronologie zu verbreiten, ordnete mehrere Archive und schickte Ferdinand Abschriften der merkwürdigsten Urkunden nach Rom[1]." Letzteres geht auch aus einem eigenhändigen Briefkonzepte an Ferdinand vom 5. Januar 1661 hervor. Grothaus war geboren 1601 zu Beckum und 1620 in die Gesellschaft eingetreten. Er hatte Ethik und Mathematik in Köln, Heilige Schrift in Paderborn gelehrt. Nachdem er 1661 an den Hof berufen, behielt er seine einfachen und demütigen Lebensgewohnheiten bei. Mit der Schürze bekleidet, sammelte er Holz und besorgte sich und andern den Ofen; er kehrte Gänge und Straßen. Sein liebevolles Herz für die Armen zeigte er u. a. dadurch, daß er mit Erlaubnis des Fürstbischofs täglich die übriggebliebenen Speisen sammelte und sie verborgen unter seinem Kleide den Armen brachte; für die bedürftigern Diener verfertigte er Kissen und Betten, dafür suchte er die Federn zusammen. Ihm selbst war das Schlechteste gerade gut genug; anstatt im Bett suchte er die kurze Ruhe von wenigen Stunden auf dem Boden oder in einem Sessel trotz großer Unterleibsschmerzen. Um Mitternacht war er wieder an der Arbeit. Durch sein fortwährendes Studium hatte er sich besonders eine große Kenntnis der Mathematik und Chronologie erworben, die ihn befähigte, auf dem Reichstag zu Regensburg die allgemeine Annahme des Gregorianischen Kalenders glänzend zu verteidigen. Er starb zu Neuhaus am 28. April 1669 hochgeehrt vom Fürstbischof und seinem Hofe[2]. Außer mehreren aszetischen Schriften gab er ein lateinisches Lexikon heraus in drei Ausgaben für die untern und höhern Klassen des Gymnasiums und für die Philosophie, außerdem eine Geschichte der Bruderschaft von der heiligen Ursula (Köln 1645).

Zu den bedeutendsten Geschichtschreibern der Zeit gehört Nikolaus Schaten, „der Erste, der ein größeres Geschichtswerk über das Land der roten Erde schrieb." Geboren 6. Januar 1608 zu Heck bei Nienburg im Münsterländischen war er 21. Juli 1628 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Seine Lehrtätigkeit erstreckte sich auf Griechisch, Hebräisch und die Heilige Schrift. Auch beteiligte er sich an den Volksmissionen, wobei er mit protestantischen Predigern zusammenstieß. Im Jahre 1657 ließ er seine erste Kontroversschrift erscheinen. Einige Jahre leitete er das Gymnasium in Münster und vom Herbst 1654 bis Ostern 1656 das in Emmerich. Bald darauf berief ihn Kardinal Franz Wilh. von Wartenberg als seinen Beichtvater nach Osnabrück. Hier konnte sich Schaten fast ganz seinen Lieblingsstudien widmen. Durch die Ordnung des Osnabrückischen Archivs erwarb er sich eine große Kenntnis der westfälischen Geschichte. Nach dem Tode des Kardinals 1661 kehrte er nach Münster zurück, wo er von dem Fürstbischof Bernhard von Galen mit einer Geschichte der Bischöfe von Münster betraut wurde. Nach einem Briefe Schatens an Crombach (datiert Münster 3. Juli 1665) war er in diesem Jahre bis zum Tode des Bischofs Ernst (1612) gelangt. Der Fürstbischof von Paderborn Ferdinand von Fürstenberg, der sich schon als Domherr eingehend mit der Geschichte beschäftigt hatte, ruhte nicht, bis Schaten als Beichtvater ihm überlassen wurde. Am 13. Mai 1669 (8?) langte Schaten in Paderborn an und nahm seine Wohnung in der bischöflichen Residenz Neuhaus. Hier ver-

---

[1] Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn 2, 402 f.

[2] *Necrologia Rhen. inf., Sotvellus 457s, Hartzheim 177s.

faßte er innerhalb sieben Jahren eine Historia Westfaliae und die Annales Paderbornenses bis zum Jahre 1542. Die Materialien fand er durch den Bischof und dessen Mithelfer gesammelt vor. Aber bevor diese Werke gedruckt wurden, starb er am 24. August 1676. In diesem Jahre hatte die Ruhr viele Menschen weggerafft und auch den Fürstbischof Ferdinand an den Rand des Todes gebracht. Schaten, der als Beichtvater tröstend um den Kranken war, wurde von ihm angesteckt und erlag der Seuche[1]. Er ist in der Pfarrkirche zu Neuhaus begraben, wo ihm Ferdinand selbst eine Grabschrift verfaßte:

> Schaten, das Licht der Geschichte der Heimat ist uns erloschen.
> Ganz vollendet' er sie, raffte der Tod ihn nicht hin.
> Lachesis neidet es ihm, zerreißend den Faden des Lebens
> Trennte mit grausamer Hand sie der Geschichte Gespinn.
> Aber nicht minder darum wird durch die Welt sie verbreitet.

Die Historia Westfalia erschien im Druck zu Neuhaus 1690 und die Annales Paderbornenses ebendort in den Jahren 1693 und 1698, eine weitere Auflage 1774 und 1775 in Münster. Schaten hat es an Anerkennung und Anfeindung nicht gefehlt. Leibniz schreibt 1714 von Schaten, daß er für ihn von großem Nutzen gewesen[2]. Ein älterer Westfälischer Forscher (H. A. Meinders) urteilte: Schatens Geschichte ist gewiß eines der vortrefflichsten Werke, und wir Westphälinger haben an ihr ein Werk, welches wir den angesehensten Geschichtschreibern entgegenstellen können[3]. Ein neuerer Historiograph hebt hervor: „Schaten versteht offenbar recht gut zu erzählen, aber was mehr sagen will, er ist ein feiner kritischer Kopf und können es in dieser Beziehung nur wenige der zeitgenössischen Historiker mit ihm aufnehmen.“[4] Im Anschluß an die lobende Bewertung Schatens durch Ludewig bemerkt Georg Waitz: „Mit Recht stellt ihn Ludewig sehr hoch unter den Historikern der Zeit; er gehört zu den besten Kritikern.“[5]

Über die Ankläger des P. Schaten hat die Nemesis ihres Amtes sehr deutlich gewaltet. Die beiden ältesten Ankläger, die wiederholt Schaten der Fälschung beschuldigt, der reformierte braunschweigische Prediger Falcke und der braunschweigische Arzt Paullini sind heute allgemein als Fälscher gebrandmarkt, und den spätern Anklägern, den preußischen Staatsarchivaren Erhard und Wilmans wurden Fehler nachgewiesen, die viel größer sind, als die von ihnen als Fälschungen charakterisierten Versehen bei Schaten[6].

Dem westfälischen Kreise gehört auch Johannes Kloppenburg an (geboren 1645 in Lichtenau im Paderbornischen, eingetreten 1663). Er besorgte nach dem Tode des Fürstbischofs Ferdinand als Beichtvater des Fürstbischofs Hermann Werner den Druck von Schatens Geschichte Westfalens und der Paderborner Annalen. Selbst verfaßte er mehrere Werke über die Heiligen Westfalens. „Ferdinand liebte diesen ebenso religiösen als fleißigen und einsichtsvollen Mann, besuchte ihn oft auf seinem Studierzimmer und unterhielt sich mit ihm gern über wissenschaftliche Gegenstände. Hermann Werner schenkte ihm ebenfalls sein volles Zutrauen.“[7] Kurz vor

---

[1] Micus, Denkmale des Landes Paderborn (1884) 55.

[2] Opera Ed. Dutens 6, 199.

[3] Weddigen, Handbuch der histor. Literatur Westphalens 1, 77, bei Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn 2 (1820) 405.

[4] Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie 7C4 f.

[5] Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. (1863) 258 A. 13.

[6] Die Belege bei W. E. Giefers, Zur Ehrenrettung des Jesuiten Nikolaus Schaten, Paderborn 1880, 13 ff.; für Paullini Herm. Lövinson, Die Mindensche Chronik des Busso Watensted eine Fälschung Paullinis, Paderborn 1890, 34 f. und Wigand, Wetzlarer Beiträge 2 (1845) 340 ff., wo Paullini als „ein charakterloser Charlatan“ gebrandmarkt wird. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln[4], 802 ff.

[7] Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn 2, 406 f.

seinem Tod schrieb er an Papebroch am 18. Mai 1696 (?): Unsere Geschichte liegt darnieder; die Erben Fürstenberg wollen nicht mehr die im Testament bestimmten Aufwendungen bezahlen[1]. Er starb am 13. November 1696.

Außer den Genannten waren auch noch mehrere andere Jesuiten für die Geschichte Westfalens beschäftigt. Ein westfälischer Forscher betont: „P. Grothaus war nicht der einzige Paderborner Jesuit, welcher zu dem gedachten Zwecke (Annales Paderbornenses) Material sammelte. Wie die Verschiedenheit der Handschrift in ihren Arbeiten zeigt, muß ein ganzes Dutzend in dieser Weise tätig gewesen sein; denn schon ehe Ferdinand von Fürstenberg nach Paderborn kam, hatten die Jesuiten daselbst, wahrscheinlich aber von ihm von Rom aus dazu veranlaßt, eine sehr große Sammlung von Abschriften der Urkunden des Paderborner Domarchivs, der im Paderborner Lande und in den benachbarten Landstrichen gelegenen Klöster, Städte, Burgen und Kirchen mit außerordentlicher Mühe zusammengebracht.“ [2]

Ebenso fleißig wie für Paderborn wurde auch für Mainz gesammelt. Hier war es besonders der unermüdliche P. Johannes Gamans, der sich in dieser Hinsicht große Verdienste erwarb. Leibniz schreibt gegen Ende 1688 an Baron von Grote: In Aschaffenburg lebte früher ein P. Jesuit mit Namen Johannes Gamans, der sehr kundig in der deutschen Geschichte war und eine Unmenge von handschriftlichen Chroniken aus alten Klöstern und andern Orten gesammelt hatte. Man hatte ihn beauftragt, eine Geschichte der Metropole Mainz zu schreiben, und sein Plan umfaßte auch die Suffraganbistümer, deshalb hatte er auch viel über Halberstadt, Hildesheim, das Eichsfeld und die Nachbarprovinzen gesammelt, aber da er sehr alt war, starb er vor einigen Jahren, und diese große Masse von Memoiren blieb im Kolleg zu Aschaffenburg, ohne daß sich einer damit befaßte, denn sie haben keine Leute, die in diesen Studien bewandert sind. Ich sage das, damit man sie bei gegebener Gelegenheit benützt oder die Papiere erhält[3]. Auch in andern Briefen bekundet Leibniz großes Interesse an Gamans. So schreibt er am 14. August 1683 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels: Ich bitte Ew. Hoheit ergebenst sich informieren zu lassen, ob P. Gamans noch lebt und zu verhindern, daß seine schönen Sammlungen verloren gehen[4]. Diese Unklarheit über die Lebensdaten des Forschers hat sich bis heute erhalten, weshalb hier etwas näher darauf eingegangen werden muß. Johannes Gamans war geboren am 8. Juli 1605 im Gebiete von Jülich. Er selbst nennt sich Juliacensis Patria Nevenarius (Nuenar?)[5]. Seine Studien machte er im Dreikönigengymnasium in Köln, wurde dort am 14. Februar 1622 Bakka-

---

[1] Brüssel, *Corresp. des Bollandistes. — In dem *Diarium Ministri Coll. Paderborn. (Gymnas. Bibl. Paderborn) heißt es zum 24. Oktober 1677: Venit Osnabrugo P. Kloppenburg futurus adjutor P. Masenii apud Celsissimum und zum 6. November wird berichtet: P. Jac. Masen deportatur ad infirmariam in lectica Principis afflictus ex doloribus cathar. colicae.

[2] Giefers, Zur Ehrenrettung des Jesuiten Schaten 8.

[3] O. Klopp, Die Werke von Leibniz 5 (1866) 424. Wo Bodmann von den Benennungen der alten Pflegen und den Feldmarken und deren Bedeutung für die Geschichte spricht, macht er darauf aufmerksam, daß „aus ihnen der fleißige Jesuit Gamans in seinen noch ungedruckten Sammlungen eine Menge römischer und deutscher Altertümer, z. B. den Lauf des Pfalzgrabens durch Schwaben und Franken bis an den Rhein, den Ort vieler höchst wichtigen Handlungen des deutschen Mittelalters usw. glücklich entdeckt und berichtigt hat.“ F. J. Bodmann, Rheingauische Altertümer (1819) 90.

[4] Chr. Rommel, Leibniz und Landgraf E. von Hessen-Rheinfels 1 (1847) 373. Vergl. 27. April 1683, 1, 320 und Gruber, Commerc. Epistol. Leibn. Prodrom. (1745) 4, 243. Ebendort die günstigen Urteile von Boineburg 1, 434, 2, 830.

[5] So nach dem *Catalogus primus Collegii Aschaffenburg. 1681, dessen Angaben stets von den Beteiligten gemacht wurden. Als Geburtsort wird im Nekrolog Arweila, bei Sotwell Catalog. Scriptorum S. J. Nievenar angegeben. In einem *Kölner Katalog heißt er Waedensis.

laureus und am 6. April 1623 Magister der Philosophie[1]. Wenige Tage später trat er am 24. April 1623 zu Trier in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Nach dem Noviziat lehrte er fünf Jahre am Gymnasium; seine theologischen Studien vollendete er infolge des schwedischen Krieges in Belgien, ebendort war er sechs Jahre als Missionär tätig bei der sogenannten Seemission (missio navalis). Dann kehrte er in seine Provinz zurück und wurde mit dem Amt eines Instruktors für badische Prinzen betraut[2]. Es waren dies die Prinzen Wilhelm Christoph, Hermann und Karl Bernhard, die von ihrem Vater Markgraf Wilhelm 1639 nach Dillingen geschickt worden[3]. Am 13. September 1645 schrieb der Markgraf dem Regens von Dillingen, er habe den P. Gamans „zur Aufsicht und Gubernation" seiner Söhne nach Dillingen abgefertigt[4]. Das war keine leichte Aufgabe, da nach der Schlacht bei Allersheim (3. August 1645) die Bayern vor den Franzosen sich zurückzogen und Dillingen dem Feinde preisgegeben ward.

Über die Lage schreibt Gamans, Dillingen, 31. Oktober (1646) an Markgraf Wilhelm[5], er habe mit Verwunderung vernommen, daß seine fünf, von Lawingen und Dillingen aus datierten Schreiben, so teils der Post zu Ulm, teils einem Boten von Straßburg, teils einem wirtembergischen Trompetter von Stutgard seint eingehändigt worden, keines überliefert worden. Bericht also underthänigst, daß Gott Lob und Dank beede junge Herren (Prinzen) bei solcher Unruhe beeder vorbeimarschierenden und auch allernächst logirenden Armeen frisch auf und sicher gewesen vermittelst dero von beeden H. H. Feldmarschalcken[6] vor diese Stadt und Academie durch mich erhaltenen Salvaguardien. Wie dann auch ferners selbige im Collegio allhier etlich mal anwesend, nach beeder Prinzen Begrüßung, alle annehmliche Protection forthin allezeit freund und dienstwilligst versprochen haben: maßen auch anders nichts diese Stadt und Academie als allen Schutz und Schirm von denselbigen erfahren hat; also daß man diese Wochen alle Schulen wieder angefangen und die übrigen noch abwesenden Studenten alle beschrieben hat. Obschon vor vier Wochen eine Partey bei der Nacht etlich Häuser in hiesiger Stadt, so zuvor ausgekundschaft waren, mit Hinnehmung der Roß und anderer Sachen geplündert, so ist doch unserem Collegio keiner, noch dem Convict ein großer Schaden widerfahren als daß ein Cornet des Patris Regenten, so geldhäbig geschätzt worden, Zimmer obenhin durchsucht und etwa 50 Kreutzer hinweggenommen hat. Nichtsdestoweniger seind die Parteyführer alsbald im Lager vor Augsburg in Arrest gelegt, ihnen den Prozeß zu machen: wofür doch gebeten ist (Fürbitte eingelegt). Sintemal diese Plünderung so gnädig abgangen, daß sich die Bürger, so es getroffen, alles Schadens leichtlich mit großer Danksagung zu Gott begeben. Im übrigen ist Widriges nichts mehr attentirt, wird auch viel weniger künftig attentirt werden, angesehen beede Armeen höher anmarschirt, und wenn das nicht, wie doch der nächstgelegenen Guarnison zu Lawingen, dahin man zur Verpflegung der Kranken ein leidlichs contribuirt, bester maßen recommandirt seind. Welches alles Glück diese Stadt samt unser Societet H. General Commissario Tracy allein, der anfangs

---

[1] *Catalogus eorum qui in Gymnas. S. J. Tricoronat. ad altiores classes et gradus academicos promoti sunt. Köln Städt. Arch. Universitätsakten Nr. 615.

[2] *Necrologia Prov. Rhen. sup.

[3] Instruktionen und Briefe darüber in Karlsruhe, Geh. Hausarchiv Baden-Baden 6d Erziehung. Vergl. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 1912, 409. Als Gamans nach Dillingen kam, waren nur mehr Hermann und Bernhard dort.

[4] Vergl. Gesch. 2[2], 284 f.

[5] *Orig. Geh. Hausarch. Karlsruhe a. a. O. Dort auch weitere Briefe an Gamans.

[6] Wrangel und Turenne. Vergl. den Brief von Gamans vom 19. September 1646 an den Markgrafen.

uns ehist in französische Protection genommen und bey deroselben eyferigst wider alle manutenirt, zu danken hat. Derowegen dann auch ihm zum öftern ich zu Lawingen und anderswo hab aufgewartet, er auch hingegen im heutigen Aufbruch aller Sicherheit hinfüro uns schriftlich versichert: weshalb alle Studia werden fleißigst fortgesetzt werden, und zwar beeder jungen Herrn betreffend hat P. Rector mit andern Patribus auf mein Anhalten sich beratschlagt und beschlossen, wie doch aller Hinderniß dero vorigen Jahren anjetzo ernst und rechtsamen zu begegnen sey, damit sie deromahl im Latein reden und schreiben in ihrer neuen Schulen, der Rhetorica nämlich, ein mehreres zunehmen mögen . . . Sonsten ist an Lebensmitteln kein Mangel, so auch künftig wegen Abwesenheit der Armeen weniger zu befahren ist.

Nach Erfüllung seiner Aufgabe in Dillingen treffen wir Gamans in Aschaffenburg[1]. Hier war er in der Seelsorge beschäftigt, und suchte alle freie Zeit für seine historischen Studien zu benützen. Dies brachte ihn in Kollision mit seinem Hausobern, der neben der drängenden Tagesarbeit und bei der regelmäßig gehenden Uhr des Ordenslebens wenig Sinn für die wichtigen Arbeiten des P. Gamans und für die deshalb nötigen Ausnahmen gehabt zu haben scheint. Darüber beklagte sich Gamans wiederholt bei dem General und malte den Rektor in Farben, die sich bei näherer Untersuchung als zu schwarz ergaben. Von den Hausgenossen wurden dann wieder Klagen über Gamans erhoben, daß er zu wenig Ehrfurcht vor dem Rektor habe, hastig und unmäßig sei, die Ruhe des Kollegs störe, nie sein Bett richte und nie sein Zimmer kehre usw. Diese Klagen teilte der General Nickel am 12. April 1659 dem P. Gamans mit und bat ihn, sich darüber vor Gott zu erforschen und, wenn er gefehlt, sich ernstlich zu bessern[2]. Auf die inzwischen eingelaufenen neuen Klagen des P. Gamans antwortete Nickel am 3. Mai 1659: Damit Ew. Hochwürden sehen, wie sehr ich Ihren Studien gewogen bin, und wie sehr ich wünsche, Ihnen zu Gefallen zu sein, werde ich den Rektor mahnen lassen, in der Folge keine Briefe von oder an Ew. Hochwürden in Sachen Ihrer Studien zu unterdrücken oder in seiner Abwesenheit von dem P. Minister unterdrücken zu lassen. Ich erlaube, daß Sie über Ihre Studien Briefe schreiben, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen; die Briefe müssen aber dem Obern gezeigt werden. Ferner gestatte ich, daß Sie die drei Bände des Februars, welche Sie von den Verfassern (Bollandisten) zum Geschenke erhalten, zu Ihrem Gebrauch behalten. Von der täglichen Erholung können Sie für ein Jahr fernbleiben. Wenn Sie früher aufstehen als die übrigen, können Sie Licht in Ihrem Zimmer haben. Ich bestätige die von P. Biber (dem frühern Provinzial) erhaltene Erlaubniß zur Annahme und Ausgabe von Geld für die Ammanuenses, Bücher, und andere Ihren Studien dienliche Hilfsmittel. Dies Geld soll aber bei dem Rektor oder Prokurator deponirt und auf Verlangen dem P. Provinzial über Einnahme und Ausgabe Rechnung gelegt werden. Indem Nickel unter demselben Datum diese Erlaubnisse dem Provinzial mitteilte, drückte er seine Verwunderung aus über das Vorangehen des Rektors in betreff der Briefe und anderer Dinge, die man hätte gestatten können und gestatten müssen: der Pater kann in seinen Studien etwas Tüchtiges leisten und soll deshalb gefördert werden. Er selbst wird sich dann um so bereitwilliger seinen Obern fügen und um so weniger Schwierigkeiten bereiten, je mehr er sich auf seine Studien verlegt.

Bald darauf wurde Gamans nach Baden berufen. Von Baden schrieb er am 7. Juli 1660: Ich bin hierhin gerufen, um die Geschichte der Genealogie der Mark-

---

[1] Die Prinzen blieben in Dillingen bis 1649. Vergl. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 66 (1912) 409.

[2] Briefe des Generals Nickel 1657 ff. an den Provinzial Denner und Gamans. *Ad Rhen. sup.

grafen von Baden zu vollenden[1]. Diese hatte P. Fehnle fast zu Ende geführt, war aber durch Krankheit an der Vollendung gehindert worden; er starb im selben Jahre am 5. Oktober 1660. Das mag den Anlaß zur Behauptung gegeben haben, die handschriftlich vorhandene Geschichte der Markgrafen von Baden stamme von Gamans; dieselbe ist aber von P. Philipp Fehnle, dem ersten Rektor des Badener Kollegs verfaßt[2].

In der Folgezeit war Gamans wieder in Aschaffenburg. Hier arbeitete er unverdrossen weiter an seinen Sammlungen für die Geschichte von Mainz, konnte aber trotz des Drängens der Obern, welche den Unwillen des Kurfürsten von Mainz wegen dieser Verzögerung fürchteten, nicht zu einem Abschluß gelangen[3]. Je länger er forschte, um so größer wurde die Aufgabe. Er scheint sich nicht hinreichend klar gemacht zu haben, daß das Beste der Feind des Guten ist. So wuchsen die Stoffsammlungen zwar an, aber schließlich versagten die Kräfte zur Zusammenfassung. Im Jahre 1681 heißt es von ihm: Vires fractae, gebrochen[4]. Noch drei Jahre dauerte es bis zu seinem Tode; er starb im Alter von fast 80 Jahren am 25. November 1684 zu Aschaffenburg.

Gewiß ist, daß Gamans sich nicht geschont, wie ja auch die bereits erwähnten Nachtwachen beweisen. Dies hebt der Nekrolog in den Jahresberichten des Kollegs von Aschaffenburg ausdrücklich hervor: Er war in seine Studien so versenkt, daß er die Nächte fast ohne Schlaf zubrachte, indem er auf einem harten Brett oder einer Matte ruhte[5]. „Wäre seine Sammlung — so bemerkt ein Mainzer Forscher — im Druck erschienen, so besäße Mainz seit zwei Jahrhunderten eine Geschichtsdarstellung, so großartig, als sie sich nur denken läßt.“[6] In der handschriftlichen Vorrede von Severus Dioecesis Moguntina I. heißt es: Von ungefähr 1647 bis 1679 und noch später hat P. Joh. Gamans zu Serarius und allen Teilen der Mainzer Geschichte mit unglaublichem Fleiß und langem Studium Materialien gesammelt. Von diesen ist ein großer Teil bei dem Wegtransport nach dem Tode Gamans im Wasser zugrunde gegangen. Die Überreste habe ich aus zahllosen unglaublich durcheinandergekommenen kleinen Stücken bis jetzt (1. Dezember 1768) in 16 Bände, die noch vermehrt werden sollen, geordnet; dieselben werden in der Bibliothek des Jesuitenkollegs in Würzburg aufbewahrt[7]. Diese Sammlung befindet sich wenigstens teilweise noch heute in der Universitätsbibliothek zu Würzburg[8].

Eines der bedeutendsten Geschichtswerke dieser Zeit ist die Bayerische Geschichte von P. Johannes Vervaux[9]. Abfassung und Herausgabe dieser Geschichte haben ihre eigene Geschichte. Am 25. Juli 1653 schrieb die Kurfürstin Witwe Maria Anna an den General Nickel, P. Vervaux habe auf ihren Befehl das Leben Maximilians verfaßt und dasselbe solle jetzt aus wichtigen Gründen gedruckt werden, doch so, daß dadurch niemand verletzt werde. Der General möge die Herausgabe dem P. Vervaux

---

[1] Sommervogel 3, 1149.

[2] Nachweis von Obser in Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 1916.

[3] Vergl. Briefe von Oliva an den Provinzial Colbinus 21. Mai, 23. August 1670. *Ad Rhen. sup.

[4] *Catalogus primus Collegii Aschaffenbg.

[5] *Necrolog. Prov. Rhen. sup.

[6] Falk im Katholik 1878 2, 300 ff., wo auch eine Zusammenstellung seiner Arbeiten. Vergl. Katholik 1880 2, 195.

[7] Mainz, Stadt-Bibl.

[8] Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte 1, 22. Die Behauptung Ilgens in der Westdeutschen Zeitschrift 27 (1908) 61 ff., als habe Gamans die Vita Arnoldi Archpi Mogunt. gefälscht, gehört in das große Fabelbuch der Jesuitenfälschungen. Unbewiesene Voraussetzungen und unkritische Schlüsse mit „vielleicht“, „wohl“, „mag“ können als Beweise für die These nicht gelten. — Über einen Sammler von Aachener Geschichtsquellen, den P. Heinr. Thenen (1607—96) s. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 33 (1911) 267 ff.

[9] Vergl. Gesch. 2[2], 256 ff.

übertragen; derselbe solle aber, um die Sache zu beschleunigen, nicht gehalten sein, sein Werk der Zensur der Gesellschaft zu unterbreiten, weil dasselbe nach ihrem Willen ohne seinen Namen erscheinen werde. Die Zensur würden kurfürstliche, in alles eingeweihte Räte besorgen. In der Antwort vom 16. August zeigte sich der General mit allem einverstanden, nur bat er, man möge, da die Kurfürstin die Unterdrückung des Namens wünsche, bei der Herausgabe den Pater nicht nötigen, sich als Verfasser zu bekennen[1]. Dennoch wurde das Buch im folgenden Jahre mit Beistimmung der Kurfürstin den Zensoren der Gesellschaft übergeben, wie es scheint auf Drängen des oberdeutschen Provinzials Spaiser[2]. Unterdessen wünschte der Hof aber im Gegensatz zu dem zuerst von der Kurfürstin gehegten Plane, den Namen des Verfassers auf das Titelblatt zu setzen. Davon wollte aber der General nichts wissen. Er schreibt am 7. November 1654 an Spaiser: Ich höre, daß einige in München betreiben, der Name des P. Vervaux solle seiner Bayrischen Geschichte (Historiae Bavaricae) beigefügt werden. Aus sehr gewichtigen Gründen darf dies nicht geschehen; das entspricht auch dem Briefe der Kurfürstin. Ew. Hochwürden mögen darauf genau achten, und wenn nötig, dem P. Vervaux auftragen, dies nicht zu veranlassen oder zu erlauben. Auch soll dem P. Vervaux nicht gestattet werden, die Geschichte des P. Brunner in anderm Stil umzugestalten[3]. Die letztere Bemerkung bezieht sich auf den Plan der Kurfürstin, den P. Vervaux auch noch mit der stilistischen Umarbeitung der ohne „Calipinus" unverständlichen Geschichte des P. Brunner zu betrauen[4].

Ende Oktober waren die Zensoren mit ihrer Arbeit fertig. Am 14. November 1654 sendet Nickel dem P. Spaiser die Empfangsanzeige mit dem Resultat: Einstimmig sind die Zensoren gegen die Drucklegung, wenigstens wenn der Name genannt wird; ihren Gründen stimme ich vollkommen bei, und deshalb soll die Drucklegung durchaus unterbleiben. Kann man das ohne Anstoß bei den Fürsten nicht durchsetzen, dann muß gemäß dem Briefe der Kurfürstin auf der Unterdrückung des Namens bestanden werden. Auch soll in dem Buche nichts bleiben, wodurch andere Fürsten sich beleidigt fühlen könnten, oder woraus der Verfasser als Jesuit gekennzeichnet würde. Die Sache ist von der größten Bedeutung für die Gesellschaft, und ich zweifle nicht, daß P. Vervaux seine eifrige Mitwirkung leihen wird[5]. Wie, die vorliegenden Zensuren[6] zeigen, war den Zensoren nicht eine Biographie Maximilians, sondern eine Bayerische Geschichte in sechs Bänden (Büchern) übergeben worden, deren erstes Buch ansetzte, wo Brunner aufgehört und Ludwig den Bayer

[1] *Konzept M. St. K. schwarz 419/15, Druck bei L. Rockinger, Über ältere Arbeiten zur bayerischen Geschichte im Geh. Haus- und Staatsarchiv 3, 216 (Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften 15. Bd.).

[2] Am 4. April 1654 schreibt Nickel an Spaiser: Librum P. J. Vervaux de rebus gestis Maximiliani esse cum assensu Serenissimae datum nostris Censoribus recognosendum non improbo. M. R. Jes. 51.

[3] *Orig. M. R. Jes. 388a, Druck bei Friedrich, Über die Geschichtsschreibung unter Maximilian I. (1872) 41.

[4] Kurfürstin Witwe 23. August 1654 an Nickel M. St. A. a. O. Druck bei Rockinger 217. Unter demselben Datum ersuchte die Kurfürstin den Provinzial Spaiser die bayerische Geschichte Brunners verbessern zu lassen. Am 27. August antwortete Spaiser, daß er dem Befehle gemäß „ohne Verzug dem P. Vervaux geschrieben und ihm diese Mühewaltung aufgetragen", wofür sich die Kurfürstin am 31. August 1654 bedankte. M. K. A. Hofamtsregister 291. Der Kanzler meldet am 24. August 1654 der Kurfürstin, er habe in ihrem Auftrag an P. Vervaux wegen Verbesserung und Klarifizierung der Geschichte Brunners geschrieben. In diesem Briefe an Vervaux heißt es: Die Kurfürstin hat mir am 23. August aufgetragen, Ew. Hochwürden zu bitten ut Historiam Boicam P. Andreae Brunneri revideret et clariore stylo ad secundam editionem disponeret ut sic integrum opus Boicae Historiae sub stylo Rev. V^ae^ prodiret. *Konz. M. R. Fürstensachen Nr. 589.

[5] *Orig. M. R. Jes. 388 bei Friedrich 42.

[6] M. R. Jes. 388a bei Friedrich 32—41.

behandelte, also den Gegenstand, an dem Brunner gescheitert war[1], und der auch jetzt auf dieselben Klippen stoßen mußte. Dazu kamen dann in der späteren Geschichte die vielen Klagen gegen die kaiserlichen Heere im dreißigjährigen Kriege, das starke Hervorheben der Persönlichkeit Maximilians im Gegensatz zur Schwäche des Kaisers usw., wodurch die Kaiserlichen und der Kaiser sich leicht verletzt fühlen konnten.

Von der Verfügung des Generals (7. November) hatte der Provinzial am 21. November dem P. Vervaux[2], und dieser dem am 27. September 1654 zur selbständigen Regierung gelangten Kurfürsten Ferdinand Maria Mitteilung gemacht. Der junge Kurfürst meldete nun am 18. Dezember 1654 dem General, was ihm sein „Beicht Vatter" P. Vervaux berichtet, mit dem Anfügen, daß er keinen Grund für die so gemessene Inhibition finden könne. Die Unterdrückung des Namens werde dem Kredit des Buches schaden. „Mein Beicht-Vatter auch anders nichts geschrieben als was ihm meine Leute selbst partim ex actis et diariis partim als lebendige Gezeugen aus meinem Befehl suggerirt." Es scheine, als wolle man seinem Vater die wohl meritirte Unsterblichkeit nicht vergönnen, um so mehr habe dieser Gedanke Platz, weil sich anfänglich kein Jesuiter gefunden, der sich dieses Werkes hätte unterfangen wollen, jetzt aber, da es fertig und untadelhaft, (man) meistenteils konkurriere, solches zu unterdrücken und zu diskreditieren. Er sei erbötig, die Verbesserung bedenklicher Passus zu verfügen. Bei der neuen Ausgabe von P. Brunner handele es sich um eine Verbesserung des zu „hoch versetzten und mit solchen Frasibus" angefüllten Stiles, daß fast keiner ohne Hilf eines Kalipini oder Diktionarii gewußt, was er gelesen. Deshalb habe hiesiger Provinzialis und Rektor auf seiner gnädigsten geliebten Mutter Begehren gemeltem Patri Vervaux die Verbesserung aufgetragen, der damit nun ziemlich weit gekommen. Er hoffe bestimmt auf Aufhebung der doppelten Inhibition und auf gleiche Behandlung wie andere Häuser, die vielleicht weniger um das Reich und die Sozietät sich verdient gemacht[3]. In seiner Antwort vom 9. Januar 1655 setzt Nickel seinen Standpunkt auseinander, weshalb er an der Unterdrückung des Namens festhalten müsse. Bei einer so großen Verschiedenheit des Parteistandpunktes und der Ansichten über eben geschehene Dinge sei es sehr leicht, anzustoßen und die Gesellschaft, die schon durch ähnliche Vorfälle so gelitten, größerem Schaden auszusetzen, weil man auf die ganze Gesellschaft schiebe, was bei Einem mißfalle, und bei Nennung des Namens die Druckerlaubnis des Generals beigefügt werden müsse. Auch für den bessern Erfolg des Werkes sei die Unterdrückung des Namens zuträglicher. Denn P. Vervaux gelte wegen seiner Ergebenheit gegen den Kurfürsten als Partei, ferner bestünden gegen denselben in Rom bei den angesehensten Männern auch bei Kardinälen, die zur höchsten Würde befähigt, ein großes Vorurteil wegen seines Verhaltens bei den Friedensverhandlungen[4]. Wenn man ähnlich wie bei Kellers Ludwig IV. den Namen eines Laien auf das Titelblatt setze, würde dies dem Werke zu größerem Ansehen gereichen[5]. Eine rein stilistische Umänderung des Brunnerschen Geschichtswerkes scheine ihm mit dessen Bedeutung und Ansehen unvereinbar; gegen eine Umarbeitung durch P. Vervaux habe er aber nichts einzuwenden[6]. Dieselben Gründe und noch eindringlicher hatte Nickel bereits am 2. Januar 1655 dem P. Vervaux auseinandergesetzt. Nach reiflicher Erwägung schien es ihm am besten, die Ausgabe

---

[1] Vergl. Gesch. 2^{2}, 728 f.

[2] Wortlaut bei Rockinger 3, 218.

[3] *Konz. M. St. A. a. a. O. Druck bei Rockinger 3, 218 ff.

[4] Das bezieht sich auf den Westfälischen Frieden und die Stellungnahme des P. Vervaux gegen den damaligen Nuntius, jetzigen Kardinalstaatssekretär Chigi, der Mai 1655 als Alexander VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Vergl. Gesch. 2, 475 ff.

[5] Über Keller vergl. Gesch. 2^{2}, 404 ff.

[6] *Orig. M. St. Druck bei Rockinger 3, 220 f.

der Geschichte auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Dafür möge er die Fürsten zu gewinnen suchen. Sei deren Zustimmung nicht zu erreichen, so könne die Geschichte gedruckt werden, aber erst nach Verbesserung der von den Zensoren beanstandeten Punkte und überhaupt von allem, was andere Fürsten stoßen und der Gesellschaft Gehässigkeit zuziehen könne. Ferner müsse der Name unterdrückt werden. Dafür sei ja auch die Kurfürstin gewesen, und der Kurfürst werde doch sicher der Meinung seiner Mutter beitreten. Auch möge sich P. Vervaux an die große Aufregung erinnern, die er wegen des Westfälischen Friedens bei einigen erregt, die jetzt in Rom in größtem Ansehen stünden; ferner sei gerade jetzt ein Buch des Caramuel, indem er behaupte, nichts anders vorzubringen, als was schon früher P. Vervaux geschrieben, bei der Inquisition in Untersuchung und werde, wie man glaube, kaum einer Verurteilung entgehen[1]. „Dies schreibe ich aber nicht, als wolle ich Ihre Schrift über den Westfälischen Frieden tadeln, sondern nur damit Ew. Hochwürden einsehen, aus welch triftigem Grund ich die Unterdrückung des Namens sowohl Ihretwegen als wegen der ganzen Gesellschaft wünsche." Wenn man das Buch nicht anonym herausgeben wolle, möge man es machen wie bei P. Keller und mehrern andern aus der Gesellschaft[2].

Inzwischen hatte Nickel das scharfe Schreiben des Kurfürsten vom 18. Dezember erhalten und machte deshalb am 9. Januar 1655 dem P. Vervaux Vorstellungen darüber, daß er es an der nötigen Aufklärung beim Kurfürsten habe fehlen lassen. Denn P. Vervaux wisse doch, daß weder gehässige Treibereien von anderer Seite und noch viel weniger Verkleinerungssucht Maximilian gegenüber Triebfedern seines Handelns gewesen, sondern einzig und allein die begründete Furcht, bei andern Fürsten, denen die Gesellschaft verpflichtet sei, anzustoßen. Es handelt sich dabei nicht um die Frage, ob der zu fürchtende Anstoß begründet oder nicht begründet ist; wir haben eben jeden Anstoß zu vermeiden, und wir können nicht wegen des Namens auf dem Titel der Geschichte die Gesellschaft großer Gefahr aussetzen, zumal es für den Ruf des Kurfürsten Maximilian nichts verschlägt, ob die Geschichte mit oder ohne den Namen des Verfassers erscheint. Obgleich ich vertraue, daß mein Brief dem Kurfürsten genügen wird, mögen Ew. Hochwürden wenigstens für das allgemeine Wohl der Gesellschaft treu und entschieden in der Sache helfen. Gegen eine Umarbeitung der Geschichte Brunners habe ich nichts; gegen eine bloße Korrektur des Stiles war ich deshalb, weil eine solche Verbesserung eine gewisse Herabsetzung des tüchtigen Werkes nicht ohne Tadel für den Autor bedeuten würde[3].

In seiner Antwort vom Februar 1655 auf den Brief Nickels vom 9. Januar erklärt der Kurfürst zunächst, daß sein Beichtvater nach der Verwilligung des Generals also mit P. Brunners Opus, wie er bereits einen ziemlichen Anfang gemacht, fortfahren und hoffentlich damit bald an ein Ende kommen werde. Die Gründe für die Weglassung des Verfassers von der Histori des Kurfürsten könne er nicht einsehen; die Histori würde dadurch völlig diskrediert werden und ihm zur Disreputation gereichen, weil es bereits männiglich bekannt, daß sie von gemeltem Pater zusammengetragen worden. Er sei aber nicht dagegen, daß welt- und geschichtskundige Patres die Arbeit nochmals revidierten, worüber P. Rektor Näheres schreiben werde[4]. Wie der Kurfürst, so glaubte auch Nickel in seiner Antwort vom 13. März

---

[1] Über den Zisterzienserabt Caramuel und seine Schriften vergl. Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage (1906) 78 ff., 164 ff.

[2] *Ad Germ. sup. Vergl. Gesch. 2, 475 ff., 489 ff.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Konz. M. St. A. Druck bei Rockinger 3, 221 f.

1655 im wesentlichen auf seinem Standpunkt beharren zu müssen[1]. In einem weitern Schreiben vom 27. Februar 1655 an Vervaux betont Nickel nochmals, er habe nicht die Schriften des Paters über den Frieden tadeln, sondern nur zeigen wollen, welche Aufregung sie hervorgerufen hätten, wofür ja als Augenzeuge Kardinal Chigi in Rom sei. Er hoffe, daß die weitern Bemühungen des Beichtvaters gegen die Nennung des Namens von Erfolg gekrönt würden. Wenn derselbe glaube, er sei als Ausländer in der oberdeutschen Provinz weniger beliebt, so habe er (der General) dafür bisher nicht den geringsten Anhaltspunkt, und er würde auch nichts dulden, was die Liebe und die dem Alter und den Verdiensten des Beichtvaters schuldige Rücksicht verletzen könnte. Derselbe möge diesen Argwohn ablegen und sich überzeugt halten, daß er von allen in der Provinz geschätzt und geliebt werde[2]. Auch in den Briefen an den oberdeutschen Provinzial Veihelin beharrt Nickel auf seiner Meinung. Wenn der Kurfürst jetzt andere Zensoren verlange, so schreibt Nickel am 18. Dezember, so möge er die Revision in Rom gestatten, wie dies Innozenz X. in seinen Erwägungen für die 8. Generalkongregation von allen Werken, die Anstoß erregen könnten, gewünscht und die Kongregation beschlossen habe. Es stehe also nicht in seiner Gewalt, die Drucklegung der Geschichte zu erlauben, falls sie nicht vorher in Rom zensiert werde, zumal er wisse, daß der jetzige Papst derselben Ansicht sei[3]. In seinem Briefe vom 11. März 1656 an Veihelin gibt Nickel der Hoffnung Ausdruck, der Kurfürst werde dem weisen Rate derjenigen folgen, die eine zeitweilige Unterdrückung befürworteten[4].

Tatsächlich wurde dieser Rat befolgt, denn für einige Jahre schweigen die Briefe von der Sache. Die sehr schwere Erkrankung Vervaux's 1658/59 dürfte später dabei mitgewirkt haben. Erst in dem Briefe Nickels an den Provinzial Muglin vom 27. November 1660 wird die Geschichte wieder erwähnt und zwar mit dem Wunsch einer weitern Aufschiebung der Drucklegung[5]. Da gelangte Frühjahr 1661 die Nachricht nach Rom, der Kurfürst wolle jetzt die Geschichte drucken. Dem Übermittler dieser Nachricht, P. Vervaux, drückte Nickel darüber am 21. Mai 1661 sein großes Erstaunen aus und legte ihm dringend ans Herz, wenigstens das Weglassen des Namens zu erwirken. Bald darauf trat wegen Erkrankung des P. Nickel P. Oliva an die Spitze der Gesellschaft (7. Juni 1661). Schon am 9. Juli 1661 befahl Oliva dem P. Vervaux, alles daran zu setzen, die Unterdrückung seines Namens zu erwirken; es werde sonst heillose Verlegenheiten absetzen, wie jeder voraussehe, der die verschiedenen Geister bei den Nationen und am römischen Hofe kenne. Dasselbe schärfte Oliva noch eindringender wiederum am 20. August 1661 ein[6]. Diesen Brief dürfte P. Vervaux noch erhalten haben, aber bald darauf am 15. September 1661 starb er im 75. Lebensjahre. Er wird dem dringenden Wunsche seiner Obern gewiß entsprochen haben und alles getan haben, den Kurfürsten für die Wünsche derselben zu gewinnen.

Tatsächlich erschien die Geschichte im folgenden Jahre ohne den Namen des P. Vervaux unter dem Namen des Kanzlers Adlzreiter, ähnlich wie Kellers Kaiser Ludwig IV. unter dem Namen des Kanzlers Horwart erschienen war. Damit war der von Nickel befürwortete Ausweg wirklich eingeschlagen worden. Der Name des Kanzlers Adlzreiter steht zwar nicht auf dem Titelblatt, aber unter der Widmung, so daß man Adlzreiter für den Verfasser halten konnte, obgleich er sich mit keiner

[1] *Orig. M. R. Druck bei Rockinger 3, 223. Vergl. ebenda Kurfürst an Nickel 2. April 1655.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Orig. M. R. 388a. Druck bei Friedrich 42 f.

[4] *Orig. l. c.

[5] *Ad Germ. sup.

[6] *Ad Germ. sup.

Silbe zur Abfassung des Werkes bekannte. Der erste und zweite Band erschien im Jahre 1662, der dritte ein Jahr später 1663.

Die beiden Aufträge des Hofes, eine Biographie Maximilians und die Umarbeitung Brunners, finden sich in den drei großen Folianten vereinigt, und zwar die Umarbeitung Brunners nicht im Sinne des ersten Auftrages in einer stilistischen Verbesserung, sondern in einer völligen Umarbeitung, wie der General sie gewünscht [1]. Der erste Band enthält in 25 Büchern auf über 700 Folioseiten die Geschichte Bayerns vom Ursprung bis zur Kaiserwahl Ludwigs, umfaßt also den Stoff der 15 Bücher in den drei dicken Quartbänden Brunners. Vervaux folgt im allgemeinen Brunner, zitiert möglichst nach den ersten Quellen und unterläßt nicht, gelegentlich seine von Brunner abweichende Darstellung zu begründen. Der zweite Band umfaßt auf etwa 350 Seiten die Geschichte von der Kaiserwahl Ludwigs bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Dem Kaiser Ludwig sind gegen 80 Seiten gewidmet. Er benutzt hier die von Keller veröffentlichten Aktenstücke und zwar teilweise wörtlich. Die Darstellung weicht aber sehr zu ihrem Vorteil von der Kellers ab. Während Keller seinem Gegner Bzovius Schritt für Schritt folgt und ihn gleichsam mit Keulenschlägen zu erschlagen sucht, schildert Vervaux ruhig und objektiv die Ereignisse, hält mit Tadel gegen Ludwig nicht zurück, wo er nicht verteidigt werden kann, findet aber auch Worte ehrfurchtsvoller und doch entschiedener Kritik bei Härten und Fehlern des Papstes. So weist er z. B. bei Klemens VI. ruhig nach, wie unmilde und hart der Papst den Kaiser behandelt hat [2]. Für die bayerischen Herrscher nach Ludwig standen Vervaux die Excubiae tutelares des P. Brunner zur Verfügung. Er hat dieselben frei benutzt und beruft sich wiederholt auf sie.

Den würdigen Schlußstein des ganzen Werkes bildet der dritte Folioband (650 Seiten). Er enthält die Geschichte eines der größten Fürsten seiner Zeit, des Kurfürsten Maximilian I. Die 35 Bücher schließen mit einer herrlichen durch viele Einzelheiten belegten Charakterschilderung des großen Fürsten, dessen Taten Vervaux selbst erlebt, in dessen Geheimnisse er wie kein zweiter eingeweiht war. Aber auch für die Schilderung seines Fürsten macht Vervaux geltend: Nur loben ist nicht Sache des ehrlichen Geschichtschreibers. Wie das Fundament bei einem Hause so ist die Wahrheit Grund und Kraft für die historische Darstellung. Die Wahrheit ist niemals schöner, als wenn sie einfach ohne allen äußeren Prunk erscheint. Vervaux will hier bei Maximilian nur berichten, was sicher feststeht, sei

[1] In dem Vorwort ad Lectorem erklärt der Verfasser, wie er nur auf Wunsch anderer zu der Abfassung des Werkes gekommen; man wollte eine zusammenfassende Geschichte in einheitlichem und klarem Stil. Vervaux schreibt am Ende der Vorrede: Quare gessi morem, ea conscientia, quod integra fide et nullius odio vel amore scripserim . . . Quamobrem haud aegre patiar, si quid devium irrepserit, a peritioribus reduci in viam, modo ne culpae vertant aut vitio, quod mihi conscius sum, nullo meo dolo provenisse. Nolim dissimulent, quicquid erit, quod accusent; id vero si fecerint, me (ut cum Livio loquar) consolabor bonorum ingeniorum nobilitate, quantumvis meo nomini offecerint.

[2] Als Beispiel für die Kritik Ludwigs mag dienen: Nimirum irritatus in severitatem Pontificis et excussa patientia ferociens, justo faciliores calumniatoribus aures praebuit. Si fraus a sceleratis consultoribus, si a Ludovico error credulitasque nimia abfuissent, hodie ejus eandorem et expertem malarum artium simplicitatem praestaremus. Erit tamen ipse documento Principibus, ne religionis causas ad se inauspicato revocent: raro enim faciunt non bonae operae bonum fructum, cum se ingerunt in messem alienam, Deo plerumque talibus conatibus non aspirante. Ejus factum ita non defendimus, ut irascamur etiam servilibus ingeniis, quibus vel plaudere tunc libuit, vel timido silentio favere tam periculosae temeritati. Annales 2, 76.

es aus den Dokumenten in den Archiven und Büchern, sei es aus seiner eigenen Kenntnis als Augenzeuge für die Vorgänge vieler Jahre und dem Zeugnis von Männern von unzweifelhafter Glaubwürdigkeit. Er hat sich die ausdrückliche Erlaubnis ausbedungen, seine Ansicht frei und frank auszusprechen. Unwahre Schmeichelei hält er für schmachvollen Knechtssinn und für ebenso verwerflich wie böswillige Verkleinerung[1].

Im großen und ganzen ist Vervaux seinem Programm treu geblieben: er hat ein Geschichtswerk geliefert, das möglichst aus den ersten und besten Quellen schöpft; seine Darstellung ist objektiv und vornehm; an wichtigen Stellen wird sie durch gehaltvolle kurze Sentenzen gewürzt und gehoben; sein Stil fließt klar und leicht verständlich dahin. Das ganze Werk kann für seine Zeit als ein geradezu klassisches bezeichnet werden[2].

Zu dem Kreis der bayrischen Historiker gehört Johann Bissel (Bisselius) aus Babenhausen (geb. 1601, eingetr. 1623, gest. 1682), der zeitweilig als Nachfolger Brunners tätig war[3]. In den „Berühmten Katastrophen" Illustres ruinae (1656 ff.), will der Verfasser laut Vorrede dartun, daß Gott zwar langmütig und barmherzig ist, aber es auch an der Vollziehung seiner Strafgerechtigkeit nicht fehlen läßt, indem er den übermütigen Tyrannen vom Throne stürzt und den Bedrücker der Unschuld zerschmettert: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Dies wird gezeigt an hervorstechenden Beispielen, vom Sündenfall angefangen bis zum Schicksal der römischen Republik. Im Interesse der Schule ist das letzte frappante Beispiel, Entstehung und Untergang der römischen Republik, auch in einer Separatausgabe erschienen (1664). Hier ist das letzte Jahrhundert der Republik sehr ausführlich behandelt, der Kultur- und Sittengeschichte sind nicht weniger als 7 Kapitel gewidmet; jedenfalls auch ein beachtenswerter Beitrag für die Pflege der römischen Geschichte an den Jesuitenschulen.

Zum bessern Verständnisse der Kriegsereignisse zur Zeit Sauls hatte Bissel eine Beschreibung des Heiligen Landes anfügen wollen, aber sie wurde zu weitläufig und deshalb gab er sie als eigenes Werkchen heraus: Topographie von Palästina. Er stützt sich besonders auf die Beschreibungen deutscher Palästinapilger. Die Katastrophen der alten Geschichte fanden solchen Beifall, daß er von verschiedenen Seiten, besonders auch von höheren Beamten aufgefordert wurde, in ebensolcher Weise die Katastrophen der neuen und neuesten Geschichte zu schildern. Lange zögerte er wegen teilweise begründeter Bedenken, die in der Nähe der Zeit und der Empfindlichkeit der Personen lagen. Schließlich wählte er einen Mittelweg. Anstatt nur Katastrophen (Ruinae) zu schreiben, verfaßte er eine Medulla der

---

[1] Annales 3, 2.

[2] Leibniz würdigte dasselbe 1710 einer neuen Ausgabe, und auch jetzt ist dasselbe noch nicht veraltet. In der großen Geschichte der historischen Forschung hat ein bedeutender Historiker das Urteil gefällt: „In der Anführung der Gewährsmänner herrscht eine verständige Mäßigung; die wichtigsten Urkunden und Staatsschriften sind teils wörtlich, teils ihrem wesentlichen Inhalte nach aufgenommen. Der Erzählungston ist würdig und anspruchslos; der Blick unbefangen; das Urteil ruhig und meist treffend." Wachler, Geschichte der historischen Forschung (1820) 1, 930. Der neueste Geschichtschreiber Bayerns bezeichnet das Werk Vervaux' als „die Krönung aller dieser landesgeschichtlichen Arbeiten und reifste Frucht des von Max gegebenen Anstoßes". „Die Fülle seines Wissens ist außerordentlich; wo die angedeuteten Rücksichten (auf fortbestehende Nachwirkungen) nicht störend eingreifen, ist der Bericht streng objektiv, und nicht ohne Geschick wird trotz des Titels Annalen eine pragmatische Entwicklung angestrebt . . . So kann man dem Werke das Lob einer für ihre Zeit hervorragenden Leistung nicht versagen." Riezler, Geschichte Bayerns 6, 441, 446.

[3] Vergl. Gesch. 2[2], 419. Zum Folgenden Kratz, Joh. Bisselius in den Histor. pol. Blättern 157 (1916) 22 ff., 81 ff.

neuen Zeitereignisse von 1601—1620 in Abschnitten von je sieben Jahren. Nach einer Art Weltrundschau greift er in jedem Abschnitt einige Persönlichkeiten oder Ereignisse zur ausführlichen Schilderung heraus. Zwei zu weitläufig geratene Schilderungen: Leben und Tod Maria Stuarts (1675) und der böhmische Feldzug vom Jahre 1620 erschienen als eigene Büchlein. Wie schon der Titel Leo galeatus (1677) andeutet, enthält die letztere Schrift besonders den Anteil des großen Bayernfürsten an diesen Kämpfen und zwar im Gegensatz zu Buquoy. Die Schrift kann so als später Beitrag zur Kontroverse zwischen Keller und Fitzsimon betrachtet werden[1]. In dem böhmischen Feldzug stützt sich Bissel auf gleichzeitige zuverlässige Quellen, die er gegenseitig zu ergänzen und deren Widersprüche er auszugleichen sucht. Auch dieses in sich wertvolle Buch fand großen Beifall bei den Zeitgenossen und erlebte drei Auflagen.

Wenn auch vielfach in der Leichtgläubigkeit der Zeitgenossen besonders in bezug auf Teufelsgeschichten befangen, wahrscheinlich gesteigert durch schwere Krankheiten seiner Kindheit, die von seiner Mutter bösen Geistern und Hexen zugeschrieben wurden, so hat sich Bissel doch sonst ein offenes Auge für Kritik bewahrt. Er kennt genau die gegnerische Literatur und verwertet dieselbe für seine Darstellung; er hebt hervor, daß er kein Bedenken trage, Andersgläubige als Gewährsmänner anzuführen, wo dieselben zuständig seien; wo er ihren Ansichten nicht beipflichtet, macht er wenigstens auf ihre abweichende Darstellung aufmerksam.

Als Förderer der Diplomatik darf genannt werden Max Raßler aus Waldsee (geboren 1645, eingetreten 1660). Er lehrte nach Vollendung seiner theologischen Studien (in Rom) an verschiedenen Orten Philosophie und Theologie. Besonders bekannt ist er geworden durch sein Eingreifen in den Kampf um die Echtheit eines karolingischen Diploms, auf welches das freie weltliche Damenstift in Lindau seine Gerechtsame gegen die Reichsstadt Lindau stützte. Er setzte somit den Kampf fort, dem bereits P. Heinr. Wagnereck 1646 seine spitze Feder gewidmet hatte. P. Raßler wandte seinen ganzen Scharfsinn auf, um die Echtheit der wahrscheinlich im 11. oder 12. Jahrhundert zur Sicherung des Klosters zusammengestellten Urkunde zu beweisen[2]. Gegen Conring, der 1672 die Echtheit bestritten hatte, war er dadurch im großen Vorteil, weil inzwischen im Jahre 1681 Mabillons klassisches Werk de re diplomatica erschienen war, das die Diplomatik auf eine feste Grundlage gestellt hatte. Diesem Werk konnte Raßler manche Waffe entnehmen. „Gelang es ihm auch nicht eine günstige Entscheidung herbeizuführen, so wußte er doch die schwachen Stellen in Conrings Beweisführung aufzudecken, ja sogar die Urkundenlehre einen Schritt voranzubringen dadurch, daß er die in der Diplomatik so wichtige Unterscheidung von äußern und innern Merkmalen der zu untersuchenden Urkunde einführte."[3] Später trat Raßler gegen die 1700 erschienenen Vindiciae Teutzels mit einer neuen großen Verteidigungsschrift auf, in der er zwar sachlich nichts neues brachte, aber eingehende Untersuchungen über Schreibstoff, Siegel, Wachs, Schrift, Datierungszeile usw. anstellte, welche ebenfalls für die neue Wissenschaft der Diplomatik förderlich waren[4].

Als ein Beispiel organisierter Sammeltätigkeit für eine Spezialfrage kann hier noch P. Gumppenberg mit seinem Atlas Marianus angeführt werden. P. Wilhelm

---

[1] Vergl. Gesch. 2², 406 ff.

[2] Justa defensio antiquissimi diplomatis (1691).

[3] Historische Zeitschrift 26, 119. Sickel, Urkundenlehre 33 und 57.

[4] Vindicatio contra Vindicias. Vergl. Histor. Zeitschrift 26, 125. Dort auch 128 ein wegwerfendes Urteil über die Vindicatio.

Gumppenberg aus der bekannten bayerischen Adelsfamilie (geboren 1609, eingetreten 1625, † 1675) wirkte nach zehnjähriger Lehrtätigkeit für Philosophie und Moraltheologie über 30 Jahre als Prediger. In Trient kam ihm der Gedanke einen Atlas Marianus von allen wundertätigen Gnadenbildern der Welt herauszugeben. Er teilte seine Idee, wie er in der Vorrede zur ersten Ausgabe erzählt, im Jahre 1650 den in Trient zur Generalkongregation durchreisenden Patres mit und bat sie, sie möchten bei dem zukünftigen General darauf hinwirken, daß ein geeigneter Pater mit der Ausführung betraut werde. Bei der Rückkehr brachten die Patres den Bescheid des Generals, P. Gumppenberg solle selbst die Ausführung in die Hand nehmen. Infolgedessen richtete der Pater Dezember 1652 Briefe an alle Provinziale in Europa mit der Bitte um Beihilfe. Schon nach Verlauf weniger Monate lief reiches Material ein. Daraufhin schrieb er Briefe an fast alle Rektoren in Europa, die wiederum reichen Ertrag brachten. Der General Nickel und der Assistent Schorrer ermunterten ihn zur Arbeit. Am 3. Januar 1654 beglückwünschte Nickel ihn, daß der Atlas gut voranschreite. Um sicherer zu gehen, verfaßte Gumppenberg einen Plan zu dem Werke, der in Rom approbiert wurde. Diesen Plan ließ er dann 1655 in Trient drucken und in zahlreichen Exemplaren an alle Provinzen versenden[1].

Die erste Ausgabe erschien 1657[2] in zwei Bändchen zu Ingolstadt. Schon bald erlebte die Sammlung drei Auflagen. In der Vorrede zur dritten Auflage berichtet der Verfasser: Innerhalb anderthalb Jahren drangen von fast 9000 Exemplaren ganze 6000 in alle Länder Europas. Im selben Jahre erschien auch eine Ausgabe mit deutschem Text. Viele weitere Ausgaben und Übersetzungen folgten bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Die Ausgabe von 1672, die Gumppenberg noch besorgte, zählte anstatt der anfangs 400 Seiten in 12° bereits über 1000 Seiten in Folio. Während die ersten kleinen Ausgaben 50 Abbildungen von Gnadenbildern enthielten, fielen diese in der großen Folioausgabe fort. Dieselbe zeigt nur Titelbilder für die einzelnen Länder und enthält die Beschreibung von 1200 Gnadenbildern[3].

Ein interessanter Beitrag zur Gelehrtengeschichte ist der Katalog aller Werke Gretsers, den P. Georg Heser im Jahre 1674 zu München nach dem Autograph Gretsers veröffentlichte[4]. Auf Bitten vieler Freunde hatte Gretser selbst im Jahre 1610 und 1612 einen Katalog seiner bisher erschienenen Werke drucken lassen. Viele Schriften, die Gretser († 1625) von 1589 an herausgegeben, hatte er in fünf große Bände gesammelt und 1623 nach Köln zum Druck geschickt, aber diese Ausgabe kam nicht zustande. Den Inhalt dieser fünf Bände mit allen einzelnen Titeln druckt Heser hier ab. Außer diesen Schriften in fünf Bänden, die jetzt wieder gedruckt werden[5], so schreibt Gretser, schrieb ich noch folgendes. Es folgen die Titel der Schriften für Band 6—13, die Heser ebenfalls genau abdruckt. Die Arbeit Hesers wurde wahrscheinlich veranlaßt durch den Wunsch, den hervorragende

[1] Idea Atlantis Mariani Tridenti 1655. Das sehr seltene Büchlein, 48°, 128 S. in kleinstem Druck, (Staatsbibl. zu München) enthält p. 64 eine Liste aller Patres, die auf seine Briefe geantwortet und ihn unterstützt (über 100). Er hatte damals schon über tausend Beschreibungen von Gnadenbildern p. 70.

[2] Die Druckerlaubnis trägt das Datum 25. Juni 1657.

[3] Diese Ausgabe hat fehlerhafte Paginierung. Auf S. 1099 folgt gleich 2000 und auf 2099 gleich 3000 so also zusammen 3026 ohne den großen Index. In den Oefeliana der Münchner Staatsbibl. befindet sich (Nr. 2) 1, 256 bis 273 ein Leben Gumppenbergs mit ausführlicher Schilderung der Entstehung des Atlas Marianus für den G. 2000 Briefe benutzt.

[4] Catalogus operum omnium R. P. Jacobi Gretseri S. J. Monachii 1674, 4°, 20 S.

[5] D. h. gedruckt werden sollten von Hermann Mylius in Köln; sie wurden aber nicht gedruckt. Vergl. Geschichte 2², 396.

Prälaten der römischen Kurie über eine Sammelausgabe der kleinen Werke Gretsers geäußert hatten. Über diesen Wunsch verständigte Oliva am 6. Mai 1673 den Provinzial Muglin mit der Bitte, wenn irgend möglich demselben zu entsprechen[1].

* * *

Zu den Bemühungen auf dem Gebiete der Geschichte gehören auch die verschiedenen Versuche, die Ordensgeschichte fruchtreich zu gestalten. Vielfach wurde der Wunsch laut, den Druck der Jahresberichte der einzelnen Provinzen, von denen früher eine Reihe von Bänden erschienen waren[2], wieder aufzunehmen. So wünschte die Provinzialkongregation der niederrheinischen Provinz im Jahre 1651 die Mitteilung der vorher gut und kurz zusammengefaßten und dann gedruckten Jahresberichte an die Provinzen; wegen der auf die Provinzen zu verteilenden Kosten möge die Generalkongregation Fürsorge treffen. Die Antwort des Generals Nickel lautete, dasselbe hätten schon früher viele Provinzen beantragt, aber es sei bisher schwierig gewesen, die richtige Art und Weise zu finden. Er werde sich bemühen, dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen und habe darüber bereits an die Provinzen geschrieben[3].

Dieses Schreiben an die Provinzen ist datiert vom 13. August 1652 und lautet also[4]: Ich war dem Druck der Jahresberichte nähergetreten, um dem Wunsche verschiedener Provinzen und besonders dem 19. Dekret der 7. Kongregation zu entsprechen. Aber gleich im Anfang haben sich so viele und so große Schwierigkeiten gezeigt, daß es mir nach Beratung mit den Assistenten gut schien, den Rat der Provinzen einzuholen, was in einem für die ganze Gesellschaft so wichtigen Unternehmen zu tun sei. Denn 1. fehlen die Jahresbriefe von 38 Jahren, d. h. von dem Tode des P. Claudius (Aquaviva 1615) an. Wenn wir diese alle in gesonderten Bänden drucken wollen, wird es eine ungeheure Arbeit, die ein Mann nicht bewältigen kann. Wollte man die frühern Jahre übergehen und mit den spätern, d. h. mit 1650 beginnen, dann klafft eine große Lücke und es wird Verwunderung erregen, daß in einer so langen Zeit nichts der Aufzeichnung Würdiges von uns geleistet worden. 2. Allein schon der Druck so vieler Bände wird große Kosten verursachen, und wer wird diese den Druckern verschaffen? Die Kosten werden vermehrt, weil die Bände nicht an Auswärtige verkauft werden können. 3. Die Art und Weise der Abfassung nach den einzelnen Kollegien leidet sehr durch die Wiederholungen, da bei den einzelnen Kollegien dieselben Dinge bis zum Überdruß sich wiederholen. Deshalb hat P. Mutius (Vitelleschi) im Jahre 1643 zur Vermeidung dieses Überdrusses bestimmt, die Jahresberichte nach einer andern Methode zu verfassen, ähnlich wie die gedruckten Annuae vom Jahre 1592, indem nicht die einzelnen Kollegien, sondern der Stoff den Einteilungsgrund ergäbe, was auch der Formula scribendi (§ 28, 29) entspräche. Das würde aber wiederum die Arbeit des Herausgebers sehr vermehren und mehrere Mitarbeiter fordern. 4. Wenn alle Briefe der frühern Jahre wie vorher einzeln gedruckt werden, wächst die Zahl der Bände auf zirka 70 und wird im Laufe der Jahre ins Ungeheure wachsen. So ist zu befürchten, daß die meisten von der Lesung durch die ungeheuere Masse abgeschreckt und die Frucht so vielen Aufwandes zum größten Teil verloren geht. 5. Fehlen die Jahresbriefe verschiedener Provinzen, z. B. die der römischen Provinz in den gedruckten Bänden seit 1600. So wird es sich wahrscheinlich auch verhalten in

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. Gesch. 2², 358 f.

[3] *Acta Congr. Prov. 73, 339 ff.

[4] *Orig. an den Provinzial Spaiser M. R. Jes. 342.

den noch zu druckenden Bänden, was dann einen Tadel für diejenigen Provinzen bedeutete, die in diesem Punkte ihre Pflicht nicht getan. 6. Viele, besonders aus Indien, schicken ihre Berichte in portugiesischer, spanischer und zuweilen italienischer Sprache; es wird aber schwer fallen, einen Latinisten zu finden, der alle diese Sprachen beherrscht, und noch schwieriger wird man diese Provinzen dazu vermögen, selbst die Übertragung ins Lateinische auf sich zu nehmen, wenn auch in der Folge auf lateinische Abfassung gedrungen wird. 7. Endlich fehlt es bei vielen Jahresbriefen sehr an Glaubwürdigkeit, weil vieles ausgeschmückt ist, um durch fromme und große Arbeiten die Provinzen oder Kollegien zu verherrlichen. Wegen dieser und ähnlicher Gründe meinen einige, man möge in der Folge von der Drucklegung der Jahresbriefe absehen, sie sollten aber wie bisher in den Provinzen geschrieben und nach Rom geschickt werden, um für die Abfassung der Geschichte der Gesellschaft zu dienen. Inzwischen könnten einige Auszüge zur Erbauung gedruckt werden. So meinte ungefähr P. Piccolomini. Was Ew. Hochwürden und Ihre Konsultoren mit Zuziehung einiger sachkundigen Patres hierüber für das beste halten, möchte ich sobald als möglich wissen. Inzwischen füge ich das von P. Mutius (Vitelleschi) gutgeheißene Paradigma bei, um den Überdruß wegen der Wiederholung derselben Dinge bei den einzelnen Kollegien zu vermeiden, damit darnach alle Jahresbriefe der Provinz in der Folge verfaßt werden. Für den Fall, daß Sie für die weitere Drucklegung oder wenigstens für den Druck einer Auswahl sich entscheiden, mögen Ew. Hochwürden mir einen oder zwei Patres aus Ihrer Provinz namhaft machen, die von gutem Urteil, gesund, tüchtig, humanistisch gebildet aus den verschiedenen hierhin gesandten Jahresbriefen das für den Druck Geeignete auswählen und für den Druck bereiten können.

Das hier genannte Paradigma liegt bei. Es war in dem Assistentenkonsult in Rom am 11. April 1643 approbiert worden. Es besagt in seinen 16 Punkten wesentlich folgendes: Die neue Art umfaßt zwei Teile. Erstens soll beim Beginn der Briefe jeder Provinz eine aus den Berichten aller Niederlassungen zusammengezogene Schilderung derjenigen Dinge stehen, die fast in allen Häusern bisher mit großem Überdruß sich wiederholten. Der zweite Teil soll nach bestimmten Gesichtspunkten eine ausführlichere historische Darstellung von allem geben, was zur Erbauung einer Aufzeichnung wert erscheinen wird, und zwar nicht nach der lokalen Ordnung der Kollegien, sondern (nach der Materie) mit nur gelegentlicher Erwähnung der Kollegien, wo dieses oder jenes geschehen ist. Um dies klarer zu machen, wird folgendes Beispiel beigefügt: Die römische Provinz zählte in diesem Jahre 800 Mitglieder, 30 Scholastiker- und 20 Brüder-Novizen miteingeschlossen, 200 Priester, ebensoviele Brüder. Die Zahl der Niederlassungen ist dieselbe wie im Vorjahre nämlich 20. Es können hier auch die Namen der einzelnen Kollegien mit ihrem Personalbestand beigefügt werden. Es folgen nun 13 Paragraphen über Zahl der Beichten, der Kommunionen, Konversionen, Auflösung von Konkubinaten, Beilegung von Feindschaften, Zahl der Predigten, Katechesen, Kongregationen mit Beifügung ihres Charakters, der Akademien und Gymnasien, die Zahl der aus denselben in verschiedene Orden Eingetretenen, Restitutionen, Hilfe bei den zum Tode Verurteilten, Sterbenden, Verlassenen und Verzweifelnden. Daran schließen sich weitere 16 Paragraphen für spezielle Vorkommnisse an, wie z. B. außerordentliche Berufe, Bekehrungen, Lagermissionen, Wohltaten, heroische Taten, Verfolgungen und Befehdungen, Neugründungen, Pest, Kriegszeiten, Hungersnot, Ärgernisse, die von den Unsrigen gegeben oder ihnen nur angedichtet wurden, Verluste und Verwüstungen von Kollegien usw. Bei der ganzen Schilderung darf sich kein parteiischer Chauvinismus geltend machen durch Herabsetzung der einen oder Überschätzung der andern Nation.

Diese verschiedenen Paragraphen sind aber, was wohl zu beachten ist, nicht deshalb aufgezählt, als ob alle in allen Provinzen sich genau nach diesem Schema richten müßten, sonst würden ja dieselben Nachteile des Einerleis und des damit verbundenen Überdrusses wie bei der alten Art wiederkehren. Die Aufzählung soll nur dem Verfasser gleichsam vor Augen stellen, welche Punkte besonders zu berücksichtigen sind. Soweit das Paradigma des P. Vitelleschi. Am Ende der Jahresbriefe ist dann jährlich ein Katalog der Bücher beizufügen, welche in dem betreffenden Jahre von den Unsrigen herausgegeben worden mit Angabe des Verfassers, des Buchtitels, des Formats und des Druckortes. Wenn die Jahresbriefe dann öffentlich vorgelesen worden sind, sollen am Rande die Namen derjenigen beigefügt werden, von denen die angeführten bemerkenswerteren Taten ausgegangen sind.

Wie in Rom wußte man aber auch in den Provinzen nicht recht Bescheid, und die Meinungen waren sehr verschieden. So mußte Nickel wiederholt auf Antwort dringen. Am 13. September 1653 mahnte er den Provinzial Spaiser: Ich erwarte das Gutachten Ew. Hochwürden und der Konsultoren über die Jahresbriefe, ob und wie man mit dem Druck derselben fortfahren soll, gemäß meinem Rundschreiben vom vorigen Jahr. Als dasselbe eingelaufen, zeigte Nickel am 1. November 1653 dem P. Spaiser den Empfang mit dem Beifügen an, er werde nach Einlauf der Gutachten aus den übrigen Provinzen eine geeignete Entscheidung treffen[1]. Bereits am 26. November 1653 konnte dann Nickel näheres mitteilen. Die bisher aus fast allen Provinzen Europas über die Abfassung der Jahresbriefe eingelaufenen Gutachten — so schreibt er an Spaiser — stimmen fast alle darin überein, eine Auswahl über die früheren Jahre aus jeder Provinz zu treffen und diese zu drucken; in der Folge aber die Jahresbriefe nach der von P. Mutius approbierten Methode nach Rom zu senden, um dort für den Druck einheitlich stilisiert zu werden. Dies ist auch meine und der Assistenten Ansicht, und darnach möge in der Folge verfahren werden. Die Jahresbriefe der übergangenen Jahre 1615—1649 sollen in den verschiedenen Provinzen gekürzt und nach Rom geschickt werden, wo man sie in einem Band vereinigen wird. Von 1650 werden wir hier wiederum die lange gewünschte Abfassung beginnen. Die in den einzelnen Provinzen für die Zusammenfassung bestimmten Patres sollen sich 1. der Kürze befleißen, damit nicht die ungeheure Masse des Stoffes den Leser abschrecke, 2. die chronologische Ordnung beobachten, 3. womöglich bei den Schilderungen im Interesse der größern historischen Glaubwürdigkeit die Namen der Personen und Orte beifügen. Sollten aber aus guten Gründen die Namen jetzt noch nicht genannt werden dürfen, so mögen diese in getrennten Briefen dem General mitgeteilt werden, damit sie später, wenn kein Anstoß mehr zu fürchten, der Geschichte dienen. Dasselbe gilt auch von den in der Folgezeit zu verfassenden Jahresbriefen; wenn die Namen noch nicht veröffentlicht werden können, sollen sie in getrennten Briefen an den General genannt werden[2].

Wie bereits früher erwähnt, erschienen im Jahre 1658 die Jahresbriefe von 1650 und 1651 im Druck[3]. Man hatte sich aber an dem Herausgeber vergriffen. Anstatt einen tüchtigen Historiker zu wählen, der neben den schönen beglaubigten, der Erbauung dienenden Einzelzügen aus den Berichten und Katalogen das wertvolle geschichtliche Material zusammengestellt hätte, beauftragte man mit der Herausgabe einen frommen Asketen, der nur Sinn für möglichst fromme erbauliche Geschichten hatte und demgemäß seine Auswahl ganz einseitig traf. Für lange Zeit hatte man an diesem neuen Versuch genug. Erst im Jahre 1690 findet sich wieder ein Postulat

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Orig. M. R. Jes. 342.

[3] Gesch. 2², 359.

in dieser Sache, das die oberdeutsche Provinzialkongregation nach Rom sandte. Der General Gonzalez betonte in seiner Antwort die großen Schwierigkeiten, die sich hiefür aus dem Dekret Klemens X. vom 6. April 1673 ergäben, da dadurch alle Berichte über die Missionen ohne ausdrückliche Erlaubnis der Propaganda streng verboten würden. Infolgedessen könne er nichts versprechen[1]. Diese Antwort war eine ausweichende, da der größere Teil der Jahresbriefe ja nichts mit den Missionen zu tun hatte.

In der Zwischenzeit hatte aber P. Oliva eine Verfügung erlassen, die mancherorts von großer Bedeutung für die Geschichte der Gesellschaft geworden ist. Am 1. Januar 1678 schrieb er an die Provinziale, daß in jeder Provinz ein Archiv eingerichtet und im Stande erhalten werden solle: Nicht selten vermißte man bei uns hier im Generalarchiv der Gesellschaft, wie auch in den einzelnen Provinzarchiven die Handschriften von Briefen und anderen verschiedenartigen Urkunden, die wir gern um teures Geld hätten wieder erwerben wollen. Denn zur Feststellung und Beglaubigung von Tatsachen vergangener Zeiten erweisen sich oft Dinge von Nutzen, von denen man es nie vermutet hätte. Somit verurteilte eine schlimme Erfahrung die Leichtfertigkeit einiger Archivare, die Aktenstücke verkommen ließen, die uns über frühere Zeiten unterrichteten, wenn sie auch auf den ersten Blick nicht so wichtig erscheinen mochten. Dem in der Folge vorzubeugen, war unsere Absicht gleich beim Antritt des uns übertragenen Generalates. Deshalb verordneten wir, daß wenigstens in unserem Archiv alles, was uns geschrieben wird, oder was wir an andere schreiben, getreulich aufzuheben sei. Dieselbe Verordnung ist auch in den Provinzen durchzuführen, weil dort ein ähnliches Bedürfnis vorliegt. Mit Rücksicht darauf mahnen wir, nach einmütigem Beschluß der PP. Assistenten, Ew. Hochwürden wie auch alle übrigen Provinziale und deren jeweilige Nachfolger, auch in diesem Stücke Ihren Eifer und Ihre Sorgfalt dem Gemeinwohl der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen[2].

In bezug auf eine einzelne Provinz hatte schon der General Nickel am 30. März 1658 den oberdeutschen Provinzial Veihelin gemahnt: Ich vernehme, die Provinz habe kein anderes Archiv als eine hölzerne Lade zu München in dem Zimmer des Provinzials, die weder groß genug sei, die Papiere zu fassen, die aufbewahrt werden müßten, noch hinreichend gegen Brand und andere Unfälle geschützt sei, da in dem Zimmer des Provinzials während seiner Abwesenheit oft andere Gäste untergebracht würden. Ew. Hochwürden mögen diesen Mißstand beseitigen und sich hierin ein Verdienst um die Provinz erwerben, die Sie in den verflossenen drei Jahren zu unserer Zufriedenheit geleitet haben[3].

Die Reste der uns überkommenen Provinzarchive zeigen besonders fleißige Archivare in dieser Zeit; sie retteten, was noch zu retten war. Außerdem wurden in den einzelnen Provinzen, wenn auch vielfach stark schematisch, die Aufzeichnungen in den Jahresbriefen und den Hausgeschichten fortgesetzt[4].

Wichtige Ergänzungen für die Provinzarchive aus dem Nachlaß der verstorbenen Mitglieder gingen leider nach wie vor vielfach verloren. Der Klage über Ver-

---

[1] *Acta Congreg. Prov. 84, 152.

[2] Epistolae selectae. Praep. Gen. Romae 1911, 112.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] Der Unterschied zwischen der Hausgeschichte und den Jahresberichten der einzelnen Kollegien zeigt sich deutlich bei den gedruckt vorliegenden „Jahrbüchern der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach". Während die Jahresbriefe das Erbauliche aus Haus und Seelsorge berichten, schildert die Historia ausführlich alles, was sich auf die äußere Geschichte, Personal, Verwaltung, Prozesse u. dergl. bezieht, so daß sich also beide, Jahresbriefe und Geschichte, ergänzen. Die Geschichte des Kollegs verweist auch für manches, so z. B. die Elogien, wiederholt auf die Jahresbriefe.

schleuderung des Nachlasses verstorbener Patres suchte das Memoriale der oberrheinischen Provinzialkongregation vom Mai 1675 zu begegnen, indem es bestimmte: Da die von den Unsrigen hinterlassenen Exzerpte, Predigten und andern Schriften verstreut werden (varie distrahantur), soll dem Mißbrauch in der Weise gesteuert werden, daß die Schriften des Verstorbenen an einem bestimmten Orte von den Obern verwahrt werden, bis der Provinzial bei der Visite eine Bestimmung darüber getroffen hat[1].

Ein neuer Versuch, alle für die Geschichte der Gesellschaft wichtigen Dokumente und Aufzeichnungen zu sammeln, liegt aus dem Jahre 1700 vor. Unter dem 2. Januar dieses Jahres sandte Gonzalez ein Rundschreiben an die Provinziale, in dem er mit starker Betonung der Wichtigkeit für die ganze Gesellschaft aufforderte, alle zuverlässigen Materialien für die Geschichte der Gesellschaft seit 1591, die weder in den Jahresbriefen noch sonstwo verwertet worden, nach Rom zu senden. Er habe beschlossen, die Abfassung der Geschichte der Gesellschaft ernstlich zu betreiben, dafür seien aber die Dokumente notwendige Vorbedingung. Fehlen diese, so betont er, werden die wichtigsten Vorgänge entweder ganz übergangen, oder aber, nicht ohne schimpfliche Note der Nachlässigkeit oder Unwissenheit, anders dargestellt als sie sich in Wirklichkeit zugetragen haben[2].

* * *

Für die Geographie brach allmählich eine bessere Zeit an. Sehr bemühte sich dafür P. Joh. König aus Solothurn (geb. 1639, eingetreten 1657). Er lehrte Hebräisch und Mathematik 1675/76 in Dillingen, dann in Freiburg i. Br. (1677), 1683 unter dem Namen João dos Reys in Coimbra. Im Jahre 1690 war er auf dem Wege nach Indien[3]. Einem Handbuch über Elementar-Geographie und einer Dissertation über praktische Kosmographie, die 1675 und 1676 in Dillingen erschienen, folgten 1677 in Freiburg i. Br. eine Reihe praktischer kleiner Handbücher über Kosmographie, Geometrie, Geographie und Astronomie mit einem besonderen Anhang über die Kometen. Überall sucht König durch praktische Aufgaben, wie Anfertigung von Karten, Berechnung der Länge- und Breitegrade Freude an diesen Disziplinen beizubringen. In der Geographie wird besonders die Heimatkunde berücksichtigt und zur Anfertigung genauerer Karten der Heimat angeleitet. In den damals noch viel bestrittenen Fragen erklärt er sich mit Wahrscheinlichkeit für die Soliditas firmamenti und trotz aller astronomischen Schwierigkeiten gegen das Kopernikanische System, weil die Autorität der Schrift und Kirche höher stehe als alle Gründe[4].

Bei der Erklärung der Kometen will er zwar nicht leugnen, daß sie entfernte Ursachen für Kriege usw. sein können, aber er lehnt entschieden jeden Einfluß auf den freien Menschenwillen ab. Auch nicht entfernt ständen die Kometen im Zusammenhang mit dem Tode großer Männer, die auch in Jahren stürben, wo keine Kometen erschienen. Er führt die Worte des P. Riccioli aus dessen Almagest an: Wer kann alles Unglück anführen, das ohne jeden Kometen über die Menschheit hereingebrochen ist? Also ist Unglück nicht mit dem Komet gleichzustellen. Ferner ist das Unglück des einen ein Glück für den andern; so sind die Niederlagen der

---

[1] *Memor. Prov. Rhen. sup.

[2] *Epp. Nostr. 9 f. 65.

[3] Briefe von ihm aus den Jahren 1683 bis 1689 in Clm 26473 und Wien Staatsarch. Geistl. Akten Nr. 419.

[4] cum scripturae et Ecclesiae auctoritas firmior sit omni ratione. Vestigium cosmographicum 15, 23.

Franzosen Siege der Deutschen und umgekehrt. Wenn also die Kometen Unglück bedeuten, verkünden sie auch Glück, so daß niemand Grund hat, sie zu fürchten. Dann macht er diejenigen lächerlich, die ängstlich erforschen, wohin der Komet seinen Schweif neige, da er je nach der Lage des Landes sich überall hinneige, so daß er entweder von allen oder von niemand zu fürchten sei, da er allen ohne Unterschied mit der Unglücksrute drohe[1]. In der Geographie weist P. König Deutschland einen großen Raum an. Er kann sich im Lobe Deutschlands kaum genug tun. Deutschland ist ihm von allen Reichen Europas unbedingt die erste Macht; durch sein Gebiet, seine Macht und seine Herrlichkeit übertrifft es ohne Zweifel alle. Das deutsche Volk ist durch Integrität und Treue, durch Kraft und Schönheit des Körpers unvergleichlich. Deshalb wird mit Recht die angeborene deutsche Treue gepriesen. Kein Reich auf der ganzen Welt hat soviele und so zahlreich besuchte Akademien und Universitäten. Nach dem Kaiser, dem König von Deutschland und Böhmen, hat es Fürsten, die Königen gleichen, weshalb auch der Kaiser nicht mit Unrecht König der Könige genannt wird. Und wie Deutschland den Reichsprimat für sich beansprucht, so steht es auch an Fruchtbarkeit, Schönheit, Überfluß an allem zum Leben Notwendigen keinem Lande nach[2].

Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der damaligen Zensur bietet eine „Erinnerung (des P. König) an den katholischen Leser", in der es heißt: Da dieses Büchlein wegen der Ungunst der Zeit und der schrecklichen Kriege, welche vor allem den Breisgau und Elsaß so elend verwüstet, an einem akatholischen Druckorte, nämlich zu Basel bei Jak. Bertsche, gedruckt worden, so hat der Bücherzensor dieser Stadt vieles nach seinem Gefallen geändert und einiges gestrichen, insbesondere alles zu Ehren der reinsten Gottesmutter nach Art der Kalvinisten herabgemindert. Dann gibt König ein Verzeichnis solcher geänderten Stellen, so z. B. steht am Ende der Kosmographie statt cui (Deo) soli et Matri ejus ter amabili sit honor sempiternus nur cui soli sit honor sempiternus, ebenfalls sind Erwähnungen von Wundern gestrichen, so z. B. die wunderbare Einweihung der Kapelle zu Einsiedeln.

Da die Professuren der Mathematik und des Hebräischen noch in einer Person vereinigt blieben, so kommt es vor, daß derselbe Professor, der eine hebräische Grammatik erscheinen ließ, auch ein Handbuch der Mathematik und der mit ihr vereinigten Kosmographie, Astronomie und Geographie herausgab. Das war z. B.

---

[1] De cometarum prognosi 28 ff. Diese Abhandlung ist auch deshalb interessant, weil sie manches über die Kometenbeobachtungen aus dem 17. Jahrhundert besonders an den deutschen Jesuitenkollegien beibringt. — Auch andere Patres beschäftigten sich mit dem Kometenproblem. So Wolfgang Leinberer aus Stuttgart (geb. 1635, eingetr. 1651, † 1693), der als Professor in Ingolstadt im Jahre 1665 eine Dissertation über die Theorie des vom Dezember 1664 bis Februar 1665 zu Ingolstadt beobachteten Kometen veröffentlichte. Hier betont er entschieden, daß der Komet nicht Ursache von unglücklichen Ereignissen sei, er verkündige auch nichts Schlimmes, was mittelbar oder unmittelbar von der geschöpflichen Freiheit abhänge, deshalb seien alle Voraussagungen darüber töricht; wahrscheinlich diene er aber der göttlichen Providenz als Zeichen, durch welches in unbestimmter Weise auf kommende Übel hingedeutet werde. In gleicher Weise geht Leinberer im folgenden Jahre in seiner Dissertation über die in Ingolstadt am 2. Juli 1666 beobachtete Sonnenfinsternis gegen die Sterndeuter aus der Sonnenfinsternis vor. Ihre Voraussagungen seien nichtig; das Unglück, das auf die Sonnenfinsternis gefolgt, sei in anderen Jahren auch ohne die Sonnenfinsternis eingetreten; alle Gründe, die er früher gegen die Prophezeiungen aus den Kometen vorgebracht, träfen auch die Vorhersagungen aus der Sonnenfinsternis. Vergl. Th. A. Rixner, Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbayern (1835) 46 f. und 155 ff., wo auch eine Übersetzung der Ansichten Leinberers über den Nutzen der Thesen (Dissertation 1670). Siehe darüber oben S. 421.

[2] Vestigium geographicum 124 f.

der Fall bei dem Ingolstädter Professor Adam Aigenler[1] Sein Handbüchlein erschien bei Gelegenheit einer Ingolstädter Disputation im Jahre 1668. Es bezweckte durch praktische Aufgaben zum Studium anzuregen. Es finden sich da Aufgaben aus der Geometrie, Kosmographie und Astronomie, z. B. Bestimmung der Stellung der Gestirne in den verschiedenen Jahreszeiten, der Länge- und Breitegrade, Zeitrechnungen usw. Auf der ersten Tafel mit einer Weltkarte wird eine leichte Methode vermittelt, Stunde, Nacht und Tag an den verschiedenen Orten der Welt zu bestimmen, ferner Länge- und Breitegrade, Ort und Zeit der Mond- und Sonnenfinsternis. Besonders leitet Aigenler an zur Anfertigung geographischer Karten[2]. Im Vorwort gedenkt Aigenler mit Dank seines Vorgängers P. Joh. Vogler, der die Karte verfertigte und dem alles Gute daran zukomme.

Größere Bedeutung als König und Aigenler hat P. Heinrich Scherer aus Dillingen (geb. 1628, eingetreten 1645, † 1704). Er war zuerst fast zehn Jahre als Professor der Mathematik und Ethik, dann an den Höfen zu Mantua und München als Prinzenerzieher und Beichtvater tätig[3]. Sowohl am Hofe als auch sonst gewann er das Lob eines durchaus ehrlichen aufrechten Mannes. Er gab eine Reihe geographischer Handbücher mit Karten heraus, die später (1710) unter dem Sammeltitel Atlas novus erschienen. Alle diese Handbücher waren fertiggestellt wenigstens schon im Jahre 1699, wie die Druckerlaubnis und die Übertragung des Druckprivilegiums an den Verleger Bancard vom 1. Januar und 2. Februar 1700 beweisen. Die einzelnen Bände erschienen aber erst 1702 und 1703 und der bei seinem Tode hinterlassene Band über die Kritik zur Geographie erst 1710. Die sieben Quartbände mit etwa 200 Landkarten und Abbildungen enthalten die physikalische, mathematische, kirchliche und politische Geographie. Sie geben ein gutes Bild vom geographischen Wissen jener Zeit und verdienen eine bessere Beachtung als ihnen bisher geschenkt worden ist[4]. In der Geographia naturalis wird auf Grund der Bibel gelehrt, daß die Erde feststeht[5]. Näher begründet dies Scherer in der Critica (1710), wo er ausführt, daß mit der Kirche alle Katholiken diese Lehre verteidigen, die sich auf die ganz klaren Worte der Heiligen Schrift stütze: Die Sonne geht auf und geht unter und kehrt zu ihrem

---

[1] Geb. 1633 in Tramin (Tirol), eingetr. 1653, ging 1671 nach China, starb aber auf der Reise im Dienste der Pestkranken auf dem Meere 1673. Vergl. oben S. 350 f.

[2] Tabula geographico-horologa universalis Ingolstad. 1668. Die Karte ist schon 1664 gestochen und von der Mathesis Ingolstadiana dem heiligen Ignatius und Franz Xaver gewidmet. Über seine hebräische Grammatik s. oben S. 415 f.

[3] In der Widmung der Geographia artificialis vom 15. August 1703 an den Herzog Max Philipp von Bayern, den Oheim des Kurfürsten Max Emanuel, schreibt Scherer: Non veniunt ista Serenitati Tuae a peregrino utpote quem iam 30 abhinc annis in architectura militari habere dignata est instructorem. Und in der Widmung der Geographia Mariana (Atlas Marianus) vom Jahre 1702 an den Kurfürsten von Köln Joseph Klemens, den Bruder Max Emanuels, heißt es: quia iam olim prima Geographiae Rudimenta Serenitati Tuae adhuc discipulo tradidi. — Der Atlas Marianus ist unabhängig von Gumppenberg, wenngleich G. viel benutzt und angeführt wird. — Als Kongregationspräses verfaßte Scherer auch eine Reihe von frommen lateinischen Dramen. Dieselben sind aufbewahrt in Clm 8511.

[4] Chr. Sandler, Ein bayerischer Jesuitengeograph, Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in München 2 (1907) 6.

[5] Dazu merkt Sandler an: Auch von den nichtgeistlichen Geographen jener Zeit steckte noch mancher in gleicher Befangenheit z. B. steht bei Joh. Hübners Kurtzen Fragen aus der neuen und alten Geographie 1693 S. 951: Vom Standpunkt der Vernunst sollte man freilich annehmen, die Sonne stehe und die Erde bewege sich. Inmittelst da gleichwohl ausdrücklich in der Bibel stehet, daß die Sonne herum läufft, und die Erde unbeweglich stehen bleibet, so muß man darinnen der Heiligen Schrift mehr Glauben geben als der Vernunfft.

Ausgangspunkt zurück (Ekkl. 1)[1]. In der kirchlichen Geographie werden die episkopale Einteilung der katholischen Kirche, die Verbreitung des katholischen Glaubens auf der Erde, die Missionsverhältnisse, die Einrichtungen der Propaganda, die Kirchenbauten, die Orden u. a. besprochen und zum Teil durch Karten illustriert[2]. Es ist vielleicht eines der ersten statistischen Jahrbücher der Kirche. Die beigefügten Karten bilden einen sehr bemerkenswerten Missionsatlas, der alle Bischofssitze und Missionsstationen verzeichnet[3]. Bei der politischen Geographie behandelt Scherer Geschichte und Verfassung der einzelnen Länder, Klima, Charakter der Bewohner, Heerwesen und Finanzen. Dazu gibt er außer den Landkarten Charakterblätter über die einzelnen Länder. „Wir bemühen uns auch heute durch bildliche Darstellungen die geographische Schilderung zu beleben und zu erhellen, die geographische Auffassung zu erleichtern und dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Diesem Bestreben folgte Scherer schon vor 200 Jahren, und er hat in seiner Weise den beachtenswerten Versuch gemacht, das Charakteristische der Verfassungsform, der Landesprodukte, der Kunst und Industrie, des Handels und Verkehrs und selbst der Sitten eines Landes im Bilde zu vereinigen"[4].

In der ausführlichen Darstellung der Projektionen für Landkarten ist Scherer ganz auf der Höhe der Zeit, ja er eilt ihr voraus: „Scherer verdient gewiß alle Anerkennung dafür, daß er die Vorzüge der Bonneschen Projektion bereits 50 Jahre vor Bonne erkannt und gerühmt hat. Aber er hat noch mehr getan: er hat für die Anwendung dieser Projektion in eigenen Erdkärtchen (in der Geographia artificialis) ein Beispiel gegeben". „Es ist kein Zweifel, daß die Schererschen Kärtchen unabhängig von den Delisleschen Karten entstanden sind. Sie sind ein selbständiger und erster deutscher Versuch, auf Grund einer Anzahl von einem deutschen Astronomen gegebener Positionen, die Grundlage des neuen Weltbildes festzulegen"[5]. Über die Gebirge bietet Scherer mehr als die Zeitgenossen, wie er denn bereits zweifellos eine Ahnung von deren vielseitigen geographischen Bedeutung hat. Es muß ihm als hohes Verdienst angerechnet werden, daß er selbst einen Versuch zur kartographischen Darstellung der Gebirge gemacht und zwar sind von den elf Landkarten, die er der Geographia naturalis beigegeben, nicht weniger als sieben aus dem Jahre 1700 stammende Blätter diesem Problem gewidmet, der Verlauf der Gebirge ist schon infolge der Weglassung von allem andern wenigstens einigermaßen ersichtlich, und es ist nur zu bedauern, daß Scherer mit diesem Versuch nicht alsbald Nachfolger gefunden hat[6].

Zusammenfassend urteilt ein neuerer Fachmann: Die Verdienste, die sich Scherer um die Kartographie erworben hat, dadurch daß er die ersten orohydrographischen Übersichtskarten lieferte, den ersten deutschen Entwurf zu einem Weltbild nach modernen Positionen zeichnete, werden durch ein weiteres Verdienst vermehrt, daß er in seinem Atlas novus das gesamte damalige Wissen von der Erde sorgfältig gesammelt, selbständig durchgearbeitet und in guter lehrhafter Form vorgetragen. Scherer ist die Geographie eine Wissenschaft für sich allein. Sie trägt bei ihm mehr mathematischen und physikalischen als historischen Charakter, und in dieser Hinsicht steht er trotz mancher zum nicht geringen Teil im Geist seiner Zeit liegenden Wunderlichkeiten in gutem Einklang mit unsern heutigen Anschauungen[7].

[1] Critica quadripartita (1710) 143.

[2] Sandler 18.

[3] Hantzsch in der Allgem. Deutschen Biogr. 53, 757 ff.

[4] Sandler 24. Er gibt als Beleg die Reproduktion zweier Karten des Genius Hispanicus und Genius von Holland, die er als eine nicht üble Versinnbildung des Charakters und der Bedeutung der beiden Länder bezeichnet.

[5] Sandler 31 ff.

[6] Sandler 12 f.

[7] Sandler 38 f. Außerdem verdient noch

Noch bedeutender als Scherer ist sein ebenfalls dem Gebiet der oberdeutschen Provinz entstammender Ordensgenosse P. Martini aus Trient. Im Jahre 1655 gab er den Novus Atlas Sinensis heraus. Es ist ein großes Werk in Riesenfolio mit 14 großen Karten der einzelnen Provinzen, je einer allgemeinen Karte von China und Japan, einem Verzeichnis der Längen- und Breitegrade aller bedeutenden Orte und einem genauen Sachregister. P. Martini beschreibt nicht allein die geographische Lage der einzelnen Provinzen und Städte, er gibt auch wertvolle ethnographische, physikalische und kulturelle Notizen. In seiner Widmung an den Statthalter der spanischen Niederlande Erzherzog Leopold Wilhelm hebt er hervor, daß er vor vielen Jahren von Trient nach China gereist und einen großen Teil des Landes, teils zur Verkündigung des Evangeliums, teils auf der Flucht vor den Tartaren durchreist, alle Provinzen und Städte besucht, ihre Lage selbst gemessen. Auf seiner Rückreise als Prokurator sei er nach einer langen Reise vom äußersten Osten nach Norwegen und von da nach Belgien gekommen und in Brüssel habe er dann mit dem Erzherzog in seiner deutschen Muttersprache sprechen können (sermone patrio et Germano). Er wisse keinem Besseren seinen neuen Atlas von China zu widmen. Die Druckerlaubnis des flandrobelgischen Provinzials Engelgrave trägt das Datum 1. März 1654. Das eigens für den Verleger Joh. Blaen in Amsterdam ausgefertigte Privileg des Kaisers Ferdinand (Wien 7. Januar 1655) hebt die großen Unkosten des Werkes hervor, weshalb es besonders geschützt werden müsse. Den Schluß der Karten bildet die Geschichte über den Einbruch der Tartaren in China, unter dessen Stürmen P. Martini selbst soviel zu leiden hatte. Nachdem P. Martini von Amsterdam, wo er die Drucklegung mit der größten Eile betrieben, nach Brüssel zurückgekehrt, erhielt er Briefe aus China von 1651 und 1652, die er mit einem neuern vom Jahre 1654, im Auszuge anfügte. Ein großer Trost war für ihn die Nachricht, daß die neuen Tartarenherrscher der christlichen Religion vollständige Freiheit gewährten. Sein Werk bietet nach dem Urteile Richthofens „die vollständigste geographische Einzelbeschreibung von China, die wir besitzen. Martini ist dadurch der Vater der geographischen Kenntnis von China geworden". Er ist der bedeutendste Geograph unter allen Missionären, „der selbst während des 18. Jahrhunderts nicht überboten, kaum erreicht worden" [1].

Im Jahre 1658 widmete das Münchener Kolleg die Geschichte Chinas von P. Martini [2] dem Kaiser Leopold als Zeichen der Dankbarkeit für die vielen, der chinesischen Mission erwiesenen Wohltaten. In der Vorrede berichtet Martini, daß er den Stoff aus unzähligen chinesischen Büchern zusammengefaßt und dabei eine herkulische Arbeit geleistet, die nicht zum wenigsten in der Schwierigkeit der mehr als 60 000 chinesischen Schriftzeichen bestanden. Zehn volle Jahre habe er außer dem Brevier keine andern als chinesische Bücher zur Hand genommen. Er

hervorgehoben zu werden Scherers vernichtende Kritik der Sterndeuterei in seiner Critica 132 ff. — Leider ist — wahrscheinlich durch die Schuld der Hausobern von München, wo Scherer starb, — fast sein ganzer literarischer Nachlaß, insbesondere die Aufzeichnung der durch 40 Jahre hindurch fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen verloren gegangen. Der Herausgeber der Critica klagt darüber in der Vorrede: (scripta) quae plurima ab authore in hunc finem per annos multos congesta post ejus mortem ex magna parte sunt deperdita. Ex iis certe tempestatis et aeris mutationum observationibus quas ad continuos 40 annos in subsidium Astrologiae naturalis Author vel per se vel per alios habuit adnotatos neque apicem ab illius morte fuit reperire, jactura inaestimabilis huius thesauri resarcienda impendio non alio nisi totidem denuo annorum labore.

[1] Richthofen, China 1, 674 f.

[2] Martini Martinii Tridentini e Soc. Jesu Sinicae Historiae Decas prima. Res a gentis origine ad Christum natum . . . complexa. Monachii 1658 4° 362 p.

hätte diese Geschichte nie angefangen, wenn sie nicht zur Illustration des von ihm vor einigen Jahren herausgegebenen Atlas von China notwendig gewesen wäre. Beim Beginn seiner mehr als zweijährigen Reise habe er die Arbeit begonnen und mitten in dem Elend der Seereise fortgeführt.

* * *

Von den wenigen Dichtern dieser Zeit sei vor allem genannt Adam Widl[1]. Nur selten begegnet man in einer Literaturgeschichte seinem Namen. Und doch verdient er seinen Platz unter den bayrischen Dichtern des 17. Jahrhunderts. Adam Widl war ein Münchener Kind. Geboren 1639 trat er im Jahre 1656 mit neun seiner Mitschüler in das Noviziat der Gesellschaft Jesu[2]. Im Jahre 1663 treffen wir ihn in Hall als Professor der mittlern Grammatik, später an den Schulen zu Eichstätt und Hall. An den Gymnasien in Regensburg und Konstanz wirkte er als Direktor 1676 und 1680. Im Ganzen war er 25 Jahre an den Schulen tätig, später war er 17 Jahre Prediger besonders in Altötting und Ebersberg, wo er 1710 starb. Im Jahre 1674 ließ Widl drei Bücher Oden und ein Buch Epoden erscheinen mit der Widmung an den aus dem Jesuitenorden hervorgegangenen Kardinal Eberhard Nidhard[3]. In diesen Oden, für die ihn der General Oliva am 3. August 1675 beglückwünschte, tritt uns Widl besonders als begeisterter Patriot entgegen. Seine Absicht ist es, die Helden zu preisen und die Christen zum Kampf gegen die Türken zu entflammen. Deutschlands Wohl und Wehe ist ihm tief ins Herz gedrungen. Er schildert mit glühenden Worten die frühere Herrlichkeit Deutschlands und beklagt wehmütig sein jetziges Elend: früher die Zierde aller Nationen, der Schrecken seiner Feinde, liegt Deutschland jetzt in Zwietracht darnieder; früher so reich, bereichern sich jetzt von seinem Reichtum Franzosen, Italiener, Holländer und Schweden. Er preist die Siege der kaiserlichen Waffen über Türken und Schweden; er feiert die großen Heerführer und ermuntert zur Tapferkeit und Ausdauer. Als Quellen des Niederganges geißelt Widl die schlechte Erziehung der Jugend, die Ausländerei in Kleidung, Haartracht und Sprache, die Rechtsbeugung dem armen Mann gegenüber. Der Armen nimmt sich Widl besonders an. Überall zeigt er ein edles teilnehmendes Herz.

Große Liebe und Begeisterung durchglüht das Herz des Dichters auch für seinen Beruf und seinen Orden. In der Vorrede entschuldigt er sich, daß er in diesem Punkte so beredt sei. Was einer zärtlich liebt wie z. B. die Eltern, das lobt er auch. Sein Orden ist ihm eine teure Mutter, wie andern Ordensleuten der ihre. Indem er diese Mutter liebe und lobe, wolle er keinem andern Orden zu nahe treten. In mehreren Oden preist er den heiligen Ignatius und die übrigen Heiligen der Gesellschaft. In einer Ode „an die Väter und Brüder der Gesellschaft" begeistert er dieselben zum Heldenmut für die größere Ehre Gottes. Wie der Name eines Hannibal, eines Konstantin, eines Tilly, die Soldaten zu Heldentaten fortgerissen, so müsse noch mehr diejenigen, die den Namen Jesu tragen, Liebe und Begeisterung entflammen zu jeglicher schwierigen Tat bis zur freudigen Hingabe ihres Lebens. Ein anderes Mal preist und verteidigt er die verfolgte Gesellschaft: Der Erdkreis staunt, daß so viele hervorragende Männer sich leiten lassen durch einen Wink des Obern ohne jeden Zwang. Der Stifter wollte nichts von

---

[1] Vergl. oben S. 452 f.

[2] So im *Diarium gymn. Monacens. zum Jahre 1656.

[3] Adami Widl e Soc. Jesu Lyricorum libri III. Epodon liber unus. Ingolstadii 1674 24° 556 p. Später veröffentlichte er ein Leben der heiligen Idda von Toggenburg (1685) und des heiligen Sebastian als Schutzheiligen von Ebersberg (1688).

einem Kerker im Orden wissen. Für diejenigen, denen die Zucht nicht paßt, steht die Türe offen: Katilina, gehe! Wie Ignatius freie Männer wollte, die sich frei der Zucht unterwerfen, so wollte er sie auch schützen vor Hofgeist und Ehrgeiz. Gegen Purpur und Mitra verschloß er sein Haus mit einer ehernen Mauer. In der 49. Ode des zweiten Buches preist Widl die brüderliche Liebe und das gemeinschaftliche Leben im Ordenshause, wie der Orden so viele nur auf den Ruf der Liebe in einem Hause versammelt, wie er ihnen dasselbe Kleid gibt, wie alle in gegenseitiger Freundschaft verbunden sind, wie eine Gesinnung, eine Liebe, ein Wille sie in friedlicher Vereinigung umschließt. In Not und Kampf sind alle Glieder eines Körpers, die sich gegenseitig helfen und aufrichten. O Glücklicher, der du in deinem Schmerze Brüder hast und selbst wiederum den Schmerz deiner Genossen mitempfindest! Ein besonderes Lob spendet er der Gesellschaft für die Mühen der Jugenderziehung und die Opfer der Heidenbekehrung. Heroismus in den Mühsalen des Schulstaubes und Heroismus auf dem sturmgepeitschten Meere, das war nach Widl, was Ignatius von seinen Söhnen verlangte[1].

Weiterhin besitzen wir Oden von P. Christian Rosacin (geb. 1623), der 1639 in Graz eintrat und ebendort schon 1666 starb. Von diesen Oden urteilt ein Literarhistoriker: „Lauter Oden, dem Horaz nachgebildet, an Kaiser und Erzherzöge und andere große Herrn Österreichs. Was sie auszeichnet, ist kriegerisches Feuer. Der Dichter besingt die Siege Montecuculis und des Badener Ludwig und mahnt immer dabei, Volk und Jugend in Tapferkeit zu üben, so daß er gewissermaßen ein Vorbild Ernst Moritz Arndts ist."[2] Rosacin ist in der Tat durch und durch deutscher Patriot. Durch die Erinnerung an die alten Deutschen und Deutschlands Größe sucht er den Mut der Deutschen zu entflammen, eifert für die frühe Wehrbarmachung der Jugend, warnt vor Ausländerei, Kleiderluxus und Haarkünsteleien. Er feiert in eigenen Oden die Feldherrntugenden, Nüchternheit, Tapferkeit, Besonnenheit, Mannszucht usw. Unter anderm preist er den Sieg Karl V. über die Franzosen und weissagt Polens Untergang[3]. In dem Nekrolog wird Rosacin geschildert als ein Mann von großen Fähigkeiten, der durch sein begeisterndes Wort viele seiner Schüler für das Gute gewann. Liebenswürdig und milde, hörte man nie ein hartes Wort von ihm, nur wenn er auf Unlauterkeit stieß, wallte er auf. Über andere sprach er stets ehrenvoll; rastlos tätig war er zu allen Dienstleistungen stets bereit[4]. Seine Oden gab er nicht selbst heraus, sie erschienen erst neun Jahre nach seinem Tode von der Hand eines dankbaren Schülers gesammelt nach früheren Diktaten des verehrten Lehrers[5].

Schon früher sind uns begegnet Avancini und Balde. Von Avancinis später erschienenen Werken verdient vor allem Erwähnung eine Erweiterung der ersten kleinen Odensammlung, die Poesis lyrica, die von 1659—1717 in wenigstens acht Ausgaben erschien. In der Widmung an Kaiser Leopold streut er ein, daß er früher bereits drei Bücher geschrieben und fest entschlossen war, nie mehr zur Leyer zu greifen, jetzt aber hätten die vielen Triumphe des Kaisers ihn veranlaßt, ein viertes Buch beizufügen. In der Vorrede an den Leser bemerkt er zur

[1] Poesis Lyrica 234, 297, 301, 282. Eine ähnliche Begeisterung für den Orden kommt auch in Widls Elogia (1676) zum Ausdruck, die er in der Vorrede entschuldigt und begründet.

[2] Wolfg. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 247.

[3] Christiani Rosacini e Soc. Jesu Poesis lyrica Opus posthumum Noribergae Sumtibus Mich. et. Ioh. Frid. Endterorum 1675 24° 308 p. Die 17. Ode des 2. Buches trägt die Überschrift A juventute armis assuescendum.

[4] *Litt. ann. Prov. Austr. 1666.

[5] Haec ex dictatis a dilecto quondam Professore collegit deditissimus Discipulus G. J. (Poesis lyrica p. 305).

Geschichte des Büchleins: Vieles aus diesem Bändchen sei schon früher handschriftlich oder gedruckt verbreitet worden. Mit seinem Vorwissen habe dann ein Freund einen Teil 1651 mit Andeutung des Autors drucken lassen. Aus dieser Sammlung seien aber von einem Akademiker in Bologna in allzu vertrauter Freundschaft 33 Oden als eigenes Wachstum von neuem gedruckt und dem General Nickel gewidmet worden. Diese Erwähnung sei notwendig gewesen, damit nicht bei einer Vergleichung Avancini als Dieb erscheine. Er selbst habe den Grundsatz, lieber Eigenes zu unterdrücken als sich Fremdes anzueignen.

Ein Kritiker urteilt von dieser Poesis, daß Avancini wie Balde mit großer Meisterschaft die Sprache der Oden des Horaz nachahmte. „Er teilt mit Balde die tiefe Trauer über Deutschlands Zerrüttung . . . In vielen Oden schildert er mit ergreifenden Zügen die Greuel des Krieges. Die Nymphen der deutschen Ströme klagen über das Blut und die Leichen, die ihr Wasser verunreinigen. Jammernd fleht Alemannia um Rettung. Ganz Deutschland wird mit dem brennenden Troja verglichen. Die deutschen Fürsten werden wegen ihrer Uneinigkeit schwer angeklagt. Der Dichter fleht sie an, die Einheit des Reiches herzustellen“[1]. Dieses Urteil trifft zu. Überall zeigt sich Avancini begeistert für das Wohl des deutschen Reiches. In der großen Ode an die deutschen Fürsten, in der er die Zerrissenheit Deutschlands in ergreifender Weise beklagt, findet er scharfe Worte gegen die Fürsten, die nicht würdig des deutschen Namens dereinst im schmerzlichen Gedenken der Enkel fortleben werden. Nachdem er die entsetzlichen Greuel des Krieges geschildert, tritt Alemannia auf, traurig, abgehärmt, den Tod auf der bleichen Stirne, kaum noch erkennbar, und wendet sich mit erschütternder Klage an die deutschen Fürsten[2]. Avancini wird nicht müde, das Lob der deutschen Kaiser und die Herrlichkeiten des deutschen Reiches zu besingen[3]. Närrische Ausländerei ist ihm verhaßt. Die Ode „An den österreichischen Adel, daß er seine Söhne nicht ins Ausland schicken solle“, beginnt er mit dem Ausruf: O glückliches Deutschland, aber glücklich nur früher, als noch deutsches Recht und deutsche Sitte galt und man welsche Laster noch nicht kannte! Aber seit wir unsere Kinder aussenden, italische Fluren zu durchwandern und gallische Sitten zu schauen, da haben wir den Pfad der Unschuld, den unsere Väter gewandelt, verlassen.

Er schildert, wie Österreich von Frankreich mit deutschem Geld unpraktische und häßliche Waren, neumodische Geschirre, Schuhe, Kleider kauft, über die sich Vater und Mutter schämen müssen. Der Reichtum der Väter wird vergeudet, damit die Kinder ausländische Sitten lernen und heimische verlernen. So werden ausländische Mächte gestärkt und ihnen die Mittel gegeben, mit unserm Geld Waffen gegen uns zu schmieden. Wir liefern das Geld, daß sie fortfahren, auf unsern Fluren uns zu bekriegen[4]. Sein Fürstenideal ist Milde und Liebe zum Volke. Der Fürst muß so regieren, daß die Völker ihn lieben. Die Liebe muß immer den ersten Platz vor der Furcht behaupten. Die Furcht vermag viel, die Liebe allein alles. Sein schönster Ehrentitel heißt Milde[5]. Das ganze vierte Buch der Oden kann als ein treffender Fürstenspiegel bezeichnet werden, in denen die den Fürsten eigentümlichen Tugenden mit lebhaften Farben geschildert und mit großer Begeisterung gepriesen werden. Zunächst entwirft Avancini das Ideal eines Kaisers aus dem Habsburger Stamme. Ihn ziert an erster Stelle Milde und Leutseligkeit, die das Habsbur-

[1] Wolfg. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 245.

[2] Poesis lyrica 1, 8 Vergl 2, 1 — 3, 58 — 4, 9, die ebenfalls an die deutschen Fürsten gerichtet sind.

[3] Vergl. N. Scheid, Nik. Avancini ein österreichischer Dichter (Feldkircher Programm der Stella matutina 1899) 25 ff.

[4] Poesis lyrica 1, 12.

[5] Poesis lyrica 2, 31 — 3, 56.

gische Kaisergeschlecht vor allen andern Herrscherhäusern auszeichnet. Diese Güte darf aber nicht in tatenlose Schwäche ausarten, sie muß vielmehr aus dem Bewußtsein der Kraft emporblühen. Aus dieser Verbindung von Milde und Festigkeit des Herrschers entspringt bei den Untertanen das Gefühl der Sicherheit, und daraus keimt als Gegengabe die Liebe und Treue des Volkes. Den Fürsten müssen aber nicht nur einige Tugenden, sondern alle zieren. Die Grundlage der ganzen Regierung muß Gott und die Religion sein. Die Religion durchdringt und vergeistigt das öffentliche Leben, Kunst und Wissenschaft, adelt des Bürgers Rechte und Pflichten und schlingt dadurch das heiligste Band um Fürst und Volk. Alle Thronen werden stürzen, die nicht auf Gott gegründet sind, Oesterreich aber wird ewig stehen:

Es baute Rudolf seines Hauses Stützen
Mit frommem Sinn auf Felsenfundament;
Das trotzet Sturm und selbst des Himmels Blitzen;
Es ist der Gott im heil'gen Sakrament;
Der hat die Macht zu schirmen und zu schützen,
Und seine Güte währet ohne End.
Und ob's von Osten, ob' von Westen dräue,
Es trauet Habsburg seiner Gottesweihe[1].

Baldes fruchtreiffste literarische Tätigkeit fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Es bleiben noch zu erwähnen die Leistungen aus den beiden letzten Dezennien seines Lebens. Nach dem Abschied von München am 9. Oktober 1651 war er als Prediger bis 1653 in Landsberg und bis Herbst 1654 in Amberg tätig, dann übersiedelte er auf den Wunsch des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm nach Neuburg an der Donau, wo er bis zu seinem Tode am 9. August 1668 verblieb. Seine literarischen Werke aus dieser Zeit sind meist Satiren. Balde schätzt die Satire hoch als Freundin der Wahrheit, als eine Bekämpferin des Lasters, als einen Schutz der Unschuldigen und als Brandmarkung der Schuldigen[2]. Noch kurz vor seinem Abschied von München hatte ihm die Übertragung der Gebeine von Cosmas und Damian, der Patrone der Ärzte, Gelegenheit zu einem schwungvollen Hymnus gegeben. Dadurch gewann ein schon früher gehegter Gedanke festere Gestaltung, — nämlich den Ruhm der heilkundigen Ärzte zu singen und die zahlreichen Stümper der Lächerlichkeit preiszugeben. Ein besonderer Grund für ihn war die Dankbarkeit gegen die Ärzte, die ihm die Gesundheit wiedergegeben, denn, so sagt er im Vorworte an die christlichen Ärzte, ich verdanke mein Leben euch und deshalb fühle ich mich gedrängt, zum Zeichen meiner dankbaren Gesinnung euch, den Wiederherstellern meiner Erdenhülle, eine besondere Freude zu machen, indem ich mehrere Affen und Ungeheuer eurer Kunst zur lustigen Augenweide vorführe[3]. Die medizinischen Satiren fanden großen Beifall und weisen Balde einen hervorragenden Platz unter den satirischen Schriftstellern an[4]. Ein protestantischer Kritiker urteilt:

---

[1] Skizze und Übersetzung nach Scheid, Avancini 35—37. — Über das Kaiserjubiläumsbuch Effigies ac elogia 50 Germanico-Romanorum Imperatorum s. Scheid 38 ff. Im Jahre 1665 gab Avancini ein Leben des Erzherzogs Leopold Wilhelm heraus, für welches er Aufzeichnungen und Briefe des Erzherzogs verwandte: es ist im großen und ganzen eine schöne Lobrede nach dem Geschmack der damaligen Zeit, wie schon der Titel andeutet. Leopoldi Gul. . . . Virtutes Antverpiae 1665. Noch im Jahre 1696 erschien Avancinis Psalterium Lyricum. Es wurde bei einer Wiener Promotion 1696 gedruckt und verteilt. Der Verfasser war, wie der Herausgeber mitteilt, darüber gestorben und hatte nur die hier gedruckten 50 Psalmen fertiggestellt. Vergl. Scheid 19. Über die Dramen s. Kap. Schultheater S. 463 ff.

[2] In der Disputatio de studio poetico, die dem Lob der Häßlichkeit (1658) vorangeht. Vergl. das Vorwort zur Medicinae gloria, wo er die Satire mit einer bittern, aber heilsamen Medizin vergleicht, die der Arzt, um das Einnehmen zu erleichtern, mit etwas Süßigkeit versetzt.

[3] Medicinae gloria per 22 satiras asserta. 1651. Die Druckerlaubnis 7. Mai 1651.

[4] Westermayer, Balde 195.

Satiriker kommen seit den Alten unter den Neuern nicht gar viele mehr vor, die besonders empfohlen werden könnten, außer Jakob Balde, der in seinen medizinischen Satiren den Geist der alten satirischen Darstellung wunderbar ausdrückt[1].

Im Jahre 1657 erschien seine Satire gegen den Mißbrauch des Tabaks[2]. Wie er selbst besonders in seinen krankhaften Zuständen im Tabak Linderung und Anregung zu finden glaubte, war es nicht der vernünftige Gebrauch, den er geißelt, sondern das Übermaß, das wie dem natürlichen Gefühl auch dem körperlichen und geistigen Wohl des Menschen widerstreite. „Die Satire zeichnet sich durch packende Lebendigkeit und Plastik ihrer meist dem niedern Volksleben entnommenen Bilder aus, verstößt aber hie und da nach unsern heutigen Begriffen gegen die Regeln der Ästhetik“[3]. Der Pegnitzschäfer Sigmund von Birken, der eine freie deutsche Übersetzung verfertigte, sieht in ihr ein „edles Gedicht voll von herrlicher Redkünste und Wohlredenheitsblumen. Seine Feder gleicht hierin einem trefflichen Mahlerpinsel, dessen Kunst . . . das Bildniß . . . mit dem Licht und Schatten seiner Farben gleichsam lebendig machen kann“[4]. Das Jahr 1658 lieferte zwei weitere Satiren. Die erste Antagathyrsus war eine Ehrenrettung der Dicken im Gegensatz zu dem 20 Jahre früheren Agathyrsus, dem Loblied auf die Magerern. Ferdinand von Fürstenberg hatte besonders dazu gedrängt[5]. Manche Schlaglichter auf berühmte Persönlichkeiten und drastische Schilderungen aus dem Alltagsleben entschädigen etwas für die im Geschmacke der damaligen Zeit liegenden künstlichen Gedankengänge und scharfe, ja häßliche Ausdrücke über Gegner. Ähnlich verhält es sich mit dem Lob auf die Häßlichen[6]. Es wird der Gedanke erörtert, daß ein mißgestalteter Körper, ein häßliches Aussehen kein Zeichen einer unweisen Seele sei, daß vielmehr ernste, strenge und dabei häßliche Gesichtszüge bei den tüchtigsten Philosophen, Ärzten, Mathematikern und Dichtern sich finden. Der Spott trifft jene Gigerl, die ein Übermaß von Sorgfalt auf die Pflege des Körpers verwenden, die Seelenkultur aber vernachlässigen[7].

Als die beste unter den spätern Satiren wird „der Trost der Podagraisten“[8] aus dem Jahre 1661 bezeichnet. Die Satire wurde mehrfach ins Deutsche übersetzt, so auch von dem Pegnitzschäfer Joh. Ludwig Faber. Diese Übersetzung seines Freundes führte Sigmund von Birken mit einem poetischen „Scherz Zuruf“ ein, indem er die Frage, warum die Übersetzung die Versfüße verloren und die baldische edle Poesie in ungebundener Rede wiedergebe, also beantwortet

> Teutschinne forchte sich, sie mücht
> hierbei das Podagra bekommen:
> Darum hat sie aus dem Gedicht
> die Vers und Füße weggenommen.
> Du aber mit gesundem Fuß
> lauf zu den Kranken auf die Messe!
> Lauf Büchlein! wer dich ohn Verdruß
> wird lesen, aller Angst vergesse.

---

[1] Morhof, Polyhistor (1714) 1069.

[2] Satira contra abusum tabaci Ingolst. 1657. Zweite verbesserte Ausgabe im selben Jahr in München.

[3] Westermayer 218. Das scheint bei dem ersten Entwurf noch stärker der Fall gewesen zu sein, denn der General Nickel schreibt am 1. Juli 1656 an den Provinzial Beihelin: Accepi simul judicia Censorum de satyra P. Jacobi Balde contra abusum Tabaci, quam satyram Rev. V. non permittat imprimere nisi prius fuerint fideliter correcta quaecunque Censores notarunt. *Ad Germ. sup.

[4] Die truckene Trunkenheit (1657) Vorrede.

[5] Widmung an Fürstenberg vom 1. Januar 1658.

[6] Encomium vultuosae torvitatis 1658.

[7] Bach, Balde 99.

[8] Solatium podagricorum, Westermayer 220 ff.

Sehr poetisch ist die Darstellung des Podagra als einer zärtlich liebenden Gattin, die des Gequälten Füße umso fester umklammert, je eifriger er sich davon zu befreien sucht[1]. In den 43 Fragen über die Art und Weise der Heilung des Podagra steckt ein kulturhistorisch sehr interessantes Stück der zeitgenössischen Medizin. Auch hier geht Balde scharf gegen die Astrologen vor, deren Folgerungen aus der Nativität für das Podagra er als einfältigen Schwindel bezeichnet.

Die „Sonnenfinsterniß", die Balde im Jahre 1662 veröffentlichte, behandelt die Sonnenfinsternis vom 12. August 1654. Schon einige Jahre vorher hatten Professoren und Ärzte dieselbe angekündigt und daraus die Überwältigung des römischen Reiches durch die Türkei und das dann bald folgende jüngste Gericht prophezeit. Eine unglaubliche Angst ergriff die Massen. „Für Balde, den geschworenen Feind aller Astrologie, als der er schon im zweiten Buche seiner Oden (Ode 42) die Nativitätssteller unbarmherzig gegeißelt hatte, kam diese Gelegenheit wie gewünscht, um gegen den Aberglauben der Zeit einen Hauptschlag auszuführen"[2]. Er kam aber erst 1661 dazu, das schon 1654 besonders in den Volkskreisen zu Amberg und in der obern Pfalz gesammelte Material zu verarbeiten. Die dann 1662 erschienene Satire, die mit drastischen Bildern geziert ist, hat wenig künstlerischen, umso mehr kulturhistorischen Wert. Ihr Hauptverdienst ist, einen scharfen Hieb gegen die Astrologie geführt zu haben. Unter den Abschweifungen von seinem Thema findet sich auch eine Verherrlichung von Wilhelm Tell und der Schweizer Freiheit[3].

Als Fragment einer Satire ist uns aufbewahrt eine „Crisis" Kritik, in der sich Balde mit seinen Kritikern und Zensoren in zuweilen scharfer Weise auseinandersetzt. In dem Nekrolog bei Sotvell wird von Balde gerühmt, daß er seine Zensoren mit dem größten Gleichmut ertragen und stets bereit gewesen, nach ihrem Gutbefinden mit dem Schwamm über seine Arbeiten zu fahren[4]. In der Crisis fertigt er aber doch seine Kritiker ab und hält ihnen in humoristischer Weise ihre Widersprüche vor: Wie die Vögel mit großem Geschrei sich auf die Eule stürzen, wenn sie bei Tag sich zeigt, so werde ich von allen Seiten her mit feindlichen Geschossen überschüttet. Alles ist voll von nichtigen Klagen und Ausstellungen. Daher die häufigen Lücken in meinen Werken. Trotzdem wollen wir singen, denn wir haben einen Beschützer, das gute Gewissen. Die Zensoren widersprechen sich fast immer. Was der eine lobt, tadelt der andere. Daß die schärfsten Zensoren oft diejenigen sind, die selbst nichts Großes leisten, scheint ihm besonders mißfallen zu haben[5].

Das bedeutendste Werk Baldes aus seiner letzten Periode ist jedenfalls die Urania victrix (1663). „Das Ganze ist ein mit Ovidischer Anmut geschriebener Epistelkranz, bestehend aus 15 Liebesbriefen der Freier (die fünf Sinne) und aus

---

[1] Bach 100.

[2] Westermayer 199. Auch in der Urania victrix gießt er seinen Spott über die Astrologen aus: Qui non vult falli teneat contraria fastis p. 88 f.

[3] Über einige herrliche poetische Stellen vergl. Bach 100.

[4] Censores suos aequissimo animo ferre paratissimus ad spongiam ubi iis videretur laboribus suis inducendam. Bibliotheca script S. J. 356.

[5] Hi nec agunt quidquam praeclari et agentibus obstant.
Sperne obtrectantes: nec acerbum pasce dolorem . . .
Qui cupit ulcisci, laesum se vile fatetur.
Nos sorbebit humus; tandem dilabimur omnes
In mare sicut aquae. Musae, charitatesque venustae,
Insontesque joci, Satyri, Satyraeque valete.
Opp. IV, 542 ff. Wenn in einer Studie über Balde von „neidvollen" Kritikern gesprochen wird, so liegt dafür in den uns noch erhaltenen Zensuren kein Beweis vor.

den 15 Antworten der Braut Urania (die christliche Seele). Somit schildert uns diese Elegie das Ringen der gottgeweihten jungfräulichen Seele gegen die seitens der sinnlichen Welt ihrem hohen Berufe drohenden Gefahren in einer großen, mächtig ergreifenden Allegorie, in der uns alle Arten der Angriffe der Sinnlichkeit vorgeführt werden. Dieser ethische Gehalt gibt der Dichtung einen dauernden Wert . . . Die Diktion ist kräftig, erhaben, beherzt und sozusagen kriegerisch. Leider ist aber die Dichtung von soviel mythologisch-antiquarischem Zierwerk überladen, daß der Genuß und zuweilen auch das Verständnis derselben stark beeinträchtigt wird."[1] Balde widmete das Werk dem Papste Alexander VII. (dem früheren Nuntius Chigi), der ihm dafür eine schwere goldene Denkmünze mit seinem Brustbild übersandte[2]. Am 24. September 1665 weihte sie der greise Dichter Maria als seiner Helferin und Beschützerin, indem er sie am Muttergottesaltar in der Jesuitenkirche zu Neuburg aufhing.

Die Urania erregte in der ganzen gelehrten Welt außerordentliches Aufsehen. Auch die Ordenszensoren sprachen sich mit wahrer Begeisterung darüber aus: Hätte der Dichter auch sonst nichts geschrieben — bemerkt einer derselben — so könnte er gewiß durch dieses Werk den Ruhm des größten, eines ganz göttlichen Dichters verdienen und hat ihn in der Tat verdient; Urania überweist ihn mit dem geweihten Titel der Unsterblichkeit dem Himmel. Übereinstimmend urteilt ein moderner protestantischer Dichter und Kritiker: Die Urania ist „jedenfalls ein rührendes Denkmal, nicht nur seines tiefsinnigen Geistes, sondern auch seines Durstes nach unsterblicher Wahrheit und Reinigkeit, und jenes Strebens, das alle menschliche Kraftentfaltung nur dem Dienste des Ewigen geheiligt wissen will"[3].

Somit dürfen wir die Urania victrix als die sieghafte Beschließung eines reichbegabten und den höchsten Zielen zustrebenden Dichterlebens bezeichnen. Mit ihr „neigte sich die Lebenssonne des Dichters in majestätischer Verklärung zum Untergange"[4].

* * *

Schließlich müssen wir noch einiger Namen gedenken, die sich auf einem, dem Zeitalter eigentümlichen Gebiete bewegten, nämlich der sogenannten **Polyhistorie**, die zuweilen den Charakter einer „schwerfälligen Kenntnißhäufung in unverdauter Massenhaftigkeit" annahm[5].

Hier wäre zu nennen **Michael Pexenfelder** (aus Amstorf (?), Diözese Passau, geb. 1613, eingetreten 1630, † 1685). Er lehrte gegen 25 Jahre an verschiedenen Gymnasien, darunter 18 Jahre als Rhetorikprofessor. Außer biblischen und historischen Hilfswerken für Prediger gab er im Jahre 1670 eine Art Konversationslexikon heraus unter dem Titel Apparatus eruditionis[6]. Der Apparatus eruditionis ist eine Enzyklopädie des damaligen Wissens in lateinischer Sprache;

---

[1] Bach 101.

[2] In der Widmung erwähnt Balde, daß er den Nuntius, als er auf der Durchreise durch München in St. Michael die heilige Messe gelesen, im Namen des Kollegs begrüßt habe. Die in seiner Rede an den Nuntius bei den Friedensverhandlungen ausgesprochene Prophezeiung habe sich erfüllt: qualiscunque Vates habear, certe praesagium omen non multo post impletum fuit.

[3] Albert Knapp, Christoterpe (1848) 337. Vergl. Westermayer 226 f.

[4] Westermayer 229. Über die Stellung Baldes zu seinem Orden vergl. Stimmen der Zeit 95 (1918) 485 ff.

[5] Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte 1, 131.

[6] Weitere Aufl. 1680, 1687, 1704 bei Endter in Nürnberg und Sulzbach, später 1744 und 1798 in Köln und Valentia. Die erste Ausgabe zählt ohne Indices 1002 Seiten (falsche Seitenzählung 100002!). Die zweite Ausgabe Sultzbaci 1680 bezeichnet sich als eine longe auctior et emendatior. Die Widmung an Max Emanuel trägt das Datum Landshut 6. Februar 1670.

dieselbe ist systematisch, nicht alphabetisch geordnet, aber ein Sachregister am Ende ersetzt die alphabetische Anordnung. Das Werk umfaßt alle Zweige des Wissens und der technischen Fortschritte der damaligen Zeit und macht vielfach sehr ins einzelne gehende Angaben. So werden z. B. bei dem Artikel Typographia alle Schriftproben für Romana, Antiqua, Cicero usw. wiedergegeben; bei der Musik die verschiedenen Notensysteme; die Chronologie reicht bis auf die Ereignisse der letzten Jahre; bei dem Gerichtswesen werden wir unterrichtet über die einzelnen Arten der Tortur und anderer Strafen, bei den Spielen über die verschiedenen Ballspiele usw. Zugleich erhalten wir die Geschichte der verschiedenen Einrichtungen, z. B. die Feier des Geburtstages und der Hochzeit. Das ausführliche lateinisch-deutsche Lexikon sorgt neben den notwendigen Erklärungen für den richtigen deutschen Ausdruck, auch für die Fachausdrücke im Kriegs-, Jagdwesen usw.

In der Vorrede erzählt Pexenfelder die Entstehungsgeschichte. Vor Jahren gaben irische Jesuiten im Kolleg von Salmantica in Spanien eine leichte Art die lateinische Sprache zu erlernen heraus als Janua linguae latinae. Die Engländer erweiterten diese Janua 1615 und setzten die Bedeutung in der Landessprache bei. Bald wurde die französische, dann die deutsche Sprache beigefügt. Schließlich erschien die Janua 1619 in acht Sprachen und wurde nicht mehr Janua linguae latinae sondern Janua linguarum betitelt[1]. Im Jahre 1631 griff Comenius (Joannes quidam Amos Comenius) die Sache auf und erweiterte die Janua mit einem Lexikon[2]. Verbesserte Ausgaben erschienen von Docemius 1656 in Schaffhausen und 1657 zu Frankfurt und Hamburg. Mit verändertem Titel erschien sie dann wieder erweitert 1660 zu Nürnberg als Orbis sensualium pictus. Als der vorliegende Apparatus schon für den Druck fertig war, rühmte Joh. Jonstonus in der Vorrede seiner Polymathia oder Philologica (Frankfurt 1667), daß er die Arbeit von Comenius noch weiter verbessert und ergänzt habe und vollständige Sachkenntnis gebe; die Sprache war aber keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung. Die Janua Comeniana sei nun auch in seine Hände gelangt. Er habe gefunden, daß sie neben vielem Lobenswerten manches enthalte, das sowohl einer guten Latinität als auch der Religion widerstreite, indem auch hier wie in andern protestantischen Lexika und Phraseologien usw. Irrtümer verbreitet würden. Trotz der Schwierigkeiten habe er im Gehorsam gegen die Obern und aus Interesse für die studierende Jugend die Mühe der vorliegenden Arbeit auf sich genommen. Da nun seine Janua alle Gebiete umfasse, könne er sich natürlich nicht nur auf Ausdrücke aus Cicero beschränken, der über viele Gebiete gar nicht geschrieben habe, sondern müsse auch Plinius und andere benutzen, wie ja auch P. Schönsleder in seinem Apparatus getan. Während er nun an der Erweiterung gearbeitet, sei aus der Pforte (janua) ein Tor (porta) geworden. Nachdem er in langer Arbeit alles gesammelt, was zu dem Universalwissen gehöre, habe er den verbrauchten Titel Janua aufgegeben und den Titel Apparatus gewählt. Das Gute bei den irischen Jesuiten und bei Comenius habe er benutzt, was er mit Dank anerkenne.

Besonders zu loben ist, daß Pexenfelder stets sachlich bleibt und sich nicht, wie das damals allgemeiner Brauch war, Invektiven oder Beschimpfungen gegen Gegner erlaubt. So bleibt er auch sachlich bei der Erwähnung von Luther und Calvin (2. Ed. 804). Mißständen wie der Astrologie oder den Ausschreitungen der Tortur

---

[1] Die Ausgabe Salmanticae 1611 trägt schon den Titel Janua linguarum.

[2] Comenius erkennt die Abhängigkeit von der Janua linguarum der Jesuiten mit Dank an. Vergl. die Nachweise bei Sommervogel unter Bathe, dem Verfasser der Janua linguarum (1, 1010).

läßt er die gebührende Zurechtweisung widerfahren (1. Bd. 515, 686). Das Werk ist für die damalige Zeit eine Leistung und bietet eine überaus nützliche Übersicht über das gleichzeitige Wissen. Auch am Erfolg hat es nicht gefehlt. Über die erste Auflage des Apparatus schrieb Pexenfelder am 1. Juli 1677 an P. Seb. Grueber: Die Nürnberger Buchhändler Endter haben alle Exemplare des Apparatus verkauft und verlangen eine zweite verbesserte Auflage. Wer hätte geglaubt, daß dies von Druckfehlern strotzende Buch für einen Taler, anderswo sogar für zwei Gulden, trotz der 1500 Exemplare so schnell abgesetzt würde? Und was noch wunderbarer ist, kein einziger Akatholik hat bis jetzt gegen meine Arbeit seine Feder angesetzt[1].

Als Polyhistor kann auch Jakob Masen bezeichnet werden. Derselbe ist uns schon früher als Dramaturg, Schulmann und Herausgeber der Trierer Annalen begegnet[2]. Zunächst setzte er seine Tätigkeit für gute Schulbücher fort[3]. Für die Rhetorik veröffentlichte Masen als Lehrer in Köln 1659 eine Stilistik (Palaestra stili Romani). Dieselbe enthält an erster Stelle eine Gymnasialpädagogik, die sich vielfach an die klassischen Ausführungen Quintilians anschließt, aber auch manche Einblicke in die Methode des damaligen Unterrichts gewährt. Sehr feinsinnig behandelt Masen nebenbei die Frage nach der Verschiedenheit der Beredsamkeit bei den verschiedenen Nationen. Das dritte Buch der Stilistik ist dem alten Sprichwort, das vierte Buch ziemlich ausführlich (200 S.) den lateinischen und griechischen Altertümern (Topographie, Sakral-, Staats- und Rechtsaltertümer usw.) gewidmet. In der Lehre von der Beredsamkeit (Palaestra oratoria) drängt Masen besonders auf die alte erprobte Regel: wenige Vorschriften, viel Lesen, beständige Übung. Dieser Übung sollen besonders seine gesammelten Musterbeispiele dienen (Exercitationes oratoriae).

In seinen geschichtlichen Werken strebt Masen darnach, ohne Liebe und Haß der Wahrheit zu dienen. Er ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe voll bewußt; ja er meint, es sei leichter, durch große Taten das Material zur Geschichte zu liefern als dieses Material unparteiisch und vollkommen zur Darstellung zu bringen[4]. Seinem Abriß der Geschichte Karls V. und Ferdinands I. hat er als Motto die Worte Diodors von dem Nutzen der Geschichte vorangestellt[5]. Im allgemeinen läßt Masen nur die Tatsachen sprechen und enthält sich der eigenen Reflexion, aber sein warm deutsch fühlendes Herz ist nicht zu verkennen. Im Jahre 1677 wurde Masen nach Paderborn berufen, um das Werk des 1676 verstorbenen P. Schatens fortzusetzen. Er langte am 24. Juli 1677 in Paderborn an und wurde von P. Kloppenburg unterstützt, mußte aber wegen seiner Schwäche bereits am 8. Mai 1679 nach Trier zurückkehren. Er hatte die Annalen nur bis zum Jahre 1618 fortsetzen können[6].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1688.

[2] Gesch. 2, 688 ff, 2², 427, 443.

[3] Für das Folgende vergl. den Aufsatz bei Klinkenberg, Das Marzellengymnasium in Köln Festschrift (1911) 101 ff.

[4] Annales Trevirenses 2, 435.

[5] Nihil utilius jucundiusque cogitari potest quam in humanae vitae theatro quod historia partibus omnibus mire instructum habet sedentem periculis aliorum sine suo periculo cautum sapientemque fieri. Anima Historiae huius temporis in Caroli V et Ferdinandi I imperio expressa. Coloniae 1672. Vergl. seine Epitome Annal. Trevirensium Aug. Trever. 1676 Widmung und Vorwort. Die Anima Historiae ist Ferdinand von Fürstenberg gewidmet; in dieser Widmung steht das Wort des Papstes Alexander (Chigi), der auf Ferdinand deutend sagte: Hic Germanus vos Italos instruit. Masen erwähnt hier auch seinen eigenen vertrauten Verkehr mit Chigi in Münster und Aachen, wo ihn Chigi zu diesem Buche aufgemuntert habe.

[6] Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn 2, 405.

Von seinem projektierten Predigtwerke, welches mehr Grundrisse als vollständige Predigten geben will, sind nur zwei Bände erschienen, der erste über die vier letzten Dinge, der zweite über die Heilige Schrift, Genesis bis zur Sintflut[1]. Weitere Bände über die Heilige Schrift waren vorbereitet. Bei diesen Predigten über die Heilige Schrift sucht Masen mit der Homilie die Anwendung auf das Leben des Menschen, sein Ziel, Unterwürfigkeit unter Gottes Willen usw. in praktischer Weise zu verbinden.

In der großen sozialen Not, die als unmittelbare Folge des Dreißigjährigen Krieges Deutschland heimsuchte und manche zur Verzweiflung brachte, griff Masen ein mit der Trost- und Warnungsschrift „Das Gold des Weisen oder die Kunst ohne Frevel reich zu werden“. Hier legt er die christlichen Grundsätze über die Gegensätze zwischen arm und reich und deren Ausgleichung in schöner und herzlicher Weise dar. Seine „Nützliche Neugierde über das Lebensglück“ (1672) ist im wahren Sinne des Wortes eine Lebensweisheit für alle Stände; auch hier sind es deutsche Männer und deutsche Frauen, auf deren Beispiel er verweist, auch hier sind es die deutschen Fürsten, die er zur Eintracht aufruft.

In seiner Epopöe Tunisias beklagt Masen die Uneinigkeit der deutschen Fürsten dem Vordringen des Halbmondes gegenüber und preist den Kaiser Karl als Bezwinger Barbarossas und seiner Hauptstadt Tunis. Seine Liebe zum deutschen Vaterland findet besonders Ausdruck in seinen Oden. Eine hat er ganz gegen die damals grassierende und undeutsche Ausländerei und das stets wachsende fremdländische Wesen gerichtet. Er findet die Deutschen von einem wahren Schwindel erfaßt. Alles will in fremde Länder und statt des gesuchten Glückes bringen sie heim leere Taschen, verdorbene Sitten und Entfremdung von der einzig beglückenden heimatlichen Scholle als eine gerechte Strafe solcher Torheit: Caeci vertimus exules — Ejecti patria — Cui vilis patria est, sit sine patria, dem das Vaterland nichts gilt, der wird ein Vaterlandsloser[2]. In einer andern Ode ruft er Karl den Großen zum Schutz für das arme Deutsche Reich an, er zeigt dem Kaiser all den Jammer und das Elend seines ehemaligen Reiches[3]. Auch seine Liebe zur engeren Heimat hat Masen ein schönes Denkmal gesetzt in einer Ode auf seine Vaterstadt und auf sein Heimatland, das ihm in früher Jugend als blühende Jungfrau so schön und reich geschmückt vor der Seele stand[4].

Ganz besondern Schmerz bereitete Masen die religiöse Zerrissenheit seines Vaterlandes. Im Jahre 1658 erhielt er den Auftrag, für den kaiserlichen Wahltag zu Frankfurt ein Gutachten für die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken zu verfassen. Dasselbe wurde gedruckt und später erweitert[5]. Sein innigster Wunsch war, es möchte Deutschland zurückkehren zur Einheit des alten Glaubens, von der es zu seinem Verderben und zur Stärkung der für ganz Europa so gefährlichen Türkenmacht abgefallen sei, und zu dieser Rückkehr ladet er alle im Glauben Getrennten in Liebe ein[6].

Nationale Übelstände suchte er zu bekämpfen, wo er nur konnte, deshalb sein Kampf gegen die Trunksucht, gegen die Duelle, gegen Astrologie und Aberglauben usw. In der Gerichtsverhandlung, ob der Wein dem Wasser vorzuziehen sei, plädiert er

[1] Orthodoxi concionatoris antiqui novi tomus primus de fine hominis usw. Mogunt. 1678

[2] Od. 1, 4 in Palaestra Eloqu. (1655) ligatae. Heroica poesis p. 352.

[3] Od. 2, 1 p. 385s.

[4] Od. 2, 10 p. 410.

[5] Meditata concordia protestantium cum catholicis. Colon. 1661. Der 1. Teil ist Alexander VII. gewidmet.

[6] Nova praxis orthodoxae fidei discernendae. Colon. 1668. Näheres über die irenischen Schriften Masens bei Werner, Geschichte der apologetischen Literatur 4 (1889) 753.

ähnlich wie sein Ordensgenosse Drexel für Freundschaft zwischen Bacchus und Neptun, d. h. für alle zukünftigen Zeiten solle der Wein mit Wasser vermischt werden, nur ist er sofern milder als Drexel, indem er durch den Schiedsspruch Jupiters eine Ausnahme für die Deutschen „die ältesten Alumnen des Bacchus“ statuieren läßt, weil ihr Magen das kalte Wasser nicht so gut vertragen könne[1]. Er will den Deutschen einen Trunk gestatten und beruft sich dafür auf den Nuntius Chigi, der ihm gesagt, man müsse den Deutschen im Trinken etwas nachsehen, weil sie erst nach einem guten Trunk auftauten[2]. An einer andern Stelle erinnert Masen an einen Ausspruch Karls V., den Deutschen sei das Trinken ebenso schwer abzugewöhnen als den Spaniern das Stehlen[3]. Diese Nachsicht hindert ihn aber nicht, mit großem sittlichen Ernst und ergreifender Kraft gegen das Laster der Trunksucht, besonders gegen das in Deutschland übliche Wettrinken zu eifern[4].

Auch die damals in Deutschland in großem und zwar sehr verderblichen Ansehen stehende Astrologie nimmt Masen scharf her und überschüttet sie mit Spott. In einer Streitrede, ob die Astrologen oder die Bauern besser über die Zukunft urteilen können, fällt die Entscheidung dahin, daß der Fürst sich schließlich einen Bauern zum Astrologen erwählt und seinen Astrologen zum Pfluge schickt, damit er mit dem Bauer lerne, vernünftig zu werden, den Fürsten vor Täuschung und sich vor dem Verdacht der Lüge zu bewahren[5].

Auch sonst bieten die Schriften Masens interessante Einblicke in die Kulturgeschichte seiner Zeit, so z. B. wo er die Torheit der Eltern geißelt, die ihre Söhne noch als Kinder für Domherrnstellen bestimmen; wie solchen Domherrn dann die erzwungene Enthaltsamkeit und Frömmigkeit am Herzen liege, dafür brauche man die Beispiele nicht in der Ferne zu suchen[6].

Im Gold der Weisen schreibt er: Die Geistlichen sind übel beraten, wenn sie Benefizien anders annehmen als zum Dienste Gottes und zu einem üppigen Leben. Wer mit Kirchengut seine Verwandten mästet, tut großes Unrecht und begeht einen Raub an der Kirche und den Armen, denen er seinen Überfluß schuldet. Wer mehrere Benefizien besitzt, wird davon nicht reich werden, weil er fremdes Gut besitzt, wenn ihn nicht eigene Not oder das Wohl der Kirche entschuldigt. Man kann leichter einen Geistlichen finden, der bei mehreren Benefizien bedürftig ist, als einen solchen, der bei einem Benefizium arm ist. O die törichten Eltern, die um ihres Adels willen ihre Söhne, ob willig oder unwillig, der Kirche widmen und sie dazu durch die Lockspeise vieler Benefizien drängen! Sich und ihren Kindern bereiten sie dadurch das Verderben. Wozu dient der Überfluß den Geistlichen anders als zu einem schwelgerischen Leben für sich und ihre Freunde!. Und weiter: Manchen Eltern ist es nur um Geld für ihre Kinder zu tun. Darauf geht ihr ganzes Streben, für ihren Sohn ein beträchtliches Benefizium, ein Kanonikat oder eine Prälatur zu besorgen; obgleich der Sohn noch in der Wiege liegt, und obgleich weder seine Neigung noch seine Fähigkeiten zu solchen Ämtern erkannt sind, muß er auch gegen seine Natur und gegen das Interesse der Religion so gezogen werden, damit er später keine Dürftigkeit zu leiden hat. Bei adeligen Eltern ist oft die Hauptsorge auf standesgemäßes Auskommen und Auftreten ihrer Kinder gerichtet; sie sind nicht so sehr auf das Wohl der Kirche als auf das Ansehen ihrer Familie bedacht. Daher kommt dann das ausschweifende Leben vieler, daher diese Schande für unsere Religion,

---

[1] Exercitationes oratoriae (1660) p. 128.

[2] quod post liberalem haustum maxime sint homines. Utilis curiositas de huius vitae felicitate (1672) p. 230.

[3] Familiarum Argutiarum Fontes[2] (1660) p. 230.

[4] L. c. 373, 378 ff.

[5] Exercitationes oratoriae (1660) p. 359.

[6] Utilis curiositas p. 293 f

daher das verderbliche Beispiel für das Volk, indem die Stiftungen, die unsere Vorfahren allein zur größern Ehre Gottes gemacht haben, jedem Beliebigen ohne Rücksicht auf sein sittliches Verhalten leichtfertig übertragen werden. Und dann betont er nachdrücklich: Kirchengut ist Gut Christi und nicht da, um reichen Verwandten und dem Luxus zu dienen. Wenn schon die Verschwendung des eigenen Familienvermögens für Gelage, Jagden u. dgl. sündhaft, wieviel mehr dann, wenn das Vermögen aus gottgeweihten kirchlichen Gütern stammt[1].

Eine so große schriftstellerische Tätigkeit konnte Masen neben der vollen Hingabe an seinen Lehrerberuf und bei der treuesten Erfüllung seiner Verpflichtungen nur ermöglichen durch rastlose Arbeit und peinliche Ausnützung der Zeit. Im Angesichte des Todes bekannte er, daß er viel gelesen und viel geschrieben, aber bei all seiner Arbeit keinen andern Zweck verfolgt, als daß ihm kein Teilchen der so kostbaren Zeit unbenützt zur Ehre Gottes, zum Heil des Nächsten und seiner eigenen Seele entschwinde. Und seine Mitbrüder loben in dem Nachruf seine rastlose Arbeit verbunden mit stets ungetrübter Heiterkeit seines Gemütes; noch als hochbetagter Greis habe er unermüdlich mit voller Geistesfrische an seinen gelehrten Werken gearbeitet bis ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen[2].

Als Polyhistor besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hat sich P. Kaspar Schott einen Namen gemacht[3]. „Von besonderm Interesse für den Mediziner ist, — so urteilt Kölliker — daß Schott wohl der erste Experimentator an lebenden Tieren an unserer Universität (Würzburg) war. In seiner Technica curiosa (1664) teilt er am Schlusse der Kapitel, die von der Luftpumpe handeln, mit deren Verbesserung er lebhaft beschäftigt war, und welche interessante Briefe von Otto Guericke an ihn enthalten, eine Reihe von Versuchen an Insekten, Vögeln und Mäusen mit, die er in den luftverdünnten Raum gebracht hatte und beschreibt die beim Tode derselben eintretenden Erscheinungen. Ferner machte Schott wenige Jahre nach den Versuchen von Christopher Wren über Infusion von Medikamenten in die Adern lebender Tiere (1657) ähnliche Experimente, indem er bei einem Hunde durch Einspritzen eines Purgans in die Venen dieselben Wirkungen erzielte, wie vom Magen aus und ein zweites Tier durch Injektion von spanischem Wein berauschte.“[4]

Die hier erwähnte Technica curiosa ist in der Tat ein sehr interessantes und für die Geschichte der Physik wichtiges Werk. In der Widmung an den Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn (1. Januar 1664) bemerkt Schott, daß er vor sieben Jahren seine Mechanik dem Kurfürsten gewidmet, die derselbe gütig aufgenommen. Er habe dort die ältern Experimente von Magdeburg veröffentlicht, jetzt bringe er auf vielseitiges Verlangen auch die neuen Experimente, die ihm von

[1] Aurum Sapientum 3a Ed. (1678) 16, 40, 58.

[2] Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 147. Vergl. Scheid, Masen 4.

[3] Vergl. Bayerland 29 (1918) 363 ff.

[4] A. v. Kölliker, Zur Geschichte der medizinischen Fakultät an der Universität Würzburg (1871) 12 f. Vergl. Guericke, Experimenta nova Magdeburgica de Vacuo Spatio primum a R. P. Casp. Schott S. J. nunc vero ab ipso auctore perfectius edita Amstelodami 1672. In der Vorrede erzählt Guericke, daß P. Schott zuerst 1657, dann viel vollständiger 1664 diese Experimente bekannt gemacht; wegen der verschiedenen Meinungen über das Vakuum habe er nun selbst die Experimente genau veröffentlicht, was er anfangs gar nicht vorgehabt. Guericke zeigt sich in diesem Werke als einen frommen Mann. Seine Vorrede beginnt er mit dem schönen Wort des heiligen Basilius: Naturae contemplatio est voluptatis coelestis vestibulum und beistimmend führt er die Worte Keplers über die Weisheit und Größe des Schöpfers an. Zugleich ist er aber Kritiker, der nicht alles Alte annimmt. Lactanz habe die Kugelform der Erde bestritten, diese habe Augustinus angenommen, aber die Antipoden verworfen. Die Objektionen aus der Heiligen Schrift gegen das Kopernikanische System weist er eingehend als unhaltbar zurück, ist dabei aber sehr vorsichtig und versichert ausdrücklich, daß er nur als Mathematiker spreche, sich in die Theologie jedoch nicht einmischen wolle.

Magdeburg zugeschickt worden. Den regen Verkehr Schotts mit dem Entdecker der Luftpumpe Otto Guericke zeigen die sehr ausführlichen Briefe Guerickes aus den Jahren 1656/1657 und 1661/1662, die Schott wörtlich abdruckt. Auch Briefe von andern Forschern wie Jerem. Miltz, Wilh. Schröter, Gottfr. Kinner und den Jesuiten Astronomen Christophor Offenhausen (Dillingen) und Balthasar Conrad (Breslau) sind in ihrem Wortlaut angeführt. Viele Versuche, die damals im Gange waren, Hebemaschinen, Perpetuum mobile, Polygraphia (gemeinsame Sprache für alle Völker), Mirabilia graphica, Cryptographica, Unterseeboote usw. werden stellenweise weitläufig mit einem großen Illustrationsmaterial vorgeführt, so daß das Werk als eine hervorragende Quelle für die Geschichte der damaligen physikalischen und linguistischen Probleme bezeichnet werden kann[1].

Ein noch umfassenderes Werk ist die Magia universalis naturae et artis, die 1658 und 1659 in vier Bänden zu Würzburg erschien, aber von Band 3 p. 401 an zu Mainz gedruckt wurde. Der 1. Band umfaßt die Optik, der 2. die Akustik, der 3. die Mathematik, der 4. die Physik: „Thaumaturgus Physicus". Der 1. Band enthält ein Glückwunschgedicht von Georg Phil. Harsdörffer. In der Vorrede hebt Schott hervor, daß er auf seinen vielen und langen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien bei hoch und niedrig große Liebe zu den Wunderwerken der Natur und Kunst gefunden und gedenkt dabei mit besonderem Lob seines Lehrers Kircher und Harsdörffers. In diesem Bande finden sich u. a. Versuche, Blumen und Tiere mit verschiedenen Farben zu züchten; der 2. Band behandelt auch die Musik, Notensysteme usw.; den 3. Band „Thaumaturgus Mathematicus" widmet er (1. Oktober 1658) voll Dank Kircher als seinem Lehrer in Würzburg und seinem Chef in Rom. Unter den vielen Illustrationen findet sich Seite 504 (Bild 17) die Abbildung einer neuen Mühle, die ein Jesuitenbruder zu Lille gebaut hatte. Im Epilog (p. 813) berichtet Schott, daß der Verleger Joh. Schönwetter gestorben; da dessen Witwe wegen der großen Kosten nicht mehr in der gleichen Weise vorausdrucken könne, habe er mit Rücksicht auf die Erben nachgegeben.

Über das Leben des P. Kaspar Schott ist wenig bekannt. Er war geboren im Jahre 1608 in Königshofen (im Grabfelde) und 1627 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Während er in Würzburg 1631 Philosophie studierte — P. Kircher war dort einer seiner Professoren — brach der Krieg auch über Würzburg herein. Die jungen Jesuitenscholastiker wurden auf andere Provinzen verteilt. Schott kam nach Sizilien, wo er seine Studien vollendete und dann Philosophie, Moraltheologie und Mathematik mehrere Jahre lehrte; später seit 1652 war er mehrere Jahre in Rom als Sozius des P. Kircher. Im Jahre 1655 kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich die erste Zeit in Mainz auf[2]. Am 8. Mai 1655 schrieb der General Nickel an den oberrheinischen Provinzial Biber: P. Kaspar Schott hat hier und in Sizilien mehrere Jahre als guter Religiose gelebt zu unserer und aller Zufriedenheit. Vor einigen Wochen habe ich ihn in seine Provinz zurückgeschickt, der er, wie ich hoffe, von Nutzen sein und zur Zierde gereichen wird. Ew. Hochwürden mögen ihn mit großer Liebe aufnehmen und ihm gestatten, in den mathematischen Disziplinen, in denen er sehr tüchtig ist, weiter zu arbeiten[3]. Im Juni 1655 langte Schott in Mainz an. Dorthin schrieb ihm am 7. Juli 1655 Nickel, es habe ihn gefreut, daß er nach der langen Reise glücklich in seiner Provinz angelangt und dort mit

---

[1] Eine Analyse aller Werke Schotts gibt die Notice raisonnée des ouvrages de Gaspar Schott. Paris 1785 (102 S.)

[2] Mehrere Dutzend Briefe von Schott an Kircher aus den Jahren 1652—64 in *Epp. Kircheri VII.

[3] *Ad Rhen. sup. Dort auch die folgenden Briefe.

so allgemeiner Freude empfangen worden sei. Er wünscht ihm dann einen Maecenas, durch dessen Freigebigkeit er seine bereits verfaßten Bücher veröffentlichen könne. Sicherlich werde sich ein solcher finden. P. Schott hatte zu diesem Zwecke schon etwas Geld beisammen. Am 29. Juli 1655 erlaubte ihm der General, das Geld bei dem Superior oder Prokurator zu deponieren, es stehe ihm zu der von ihm gebilligten Verwendung jederzeit zur Verfügung; sollte er aber irgend eine Schwierigkeit finden, brauche er nur den General zu mahnen, der dann sofort nachdrücklich Abhilfe schaffen werde. An das südliche Klima gewohnt, litt P. Schott im Winter sehr unter der Kälte, auch fand er nur geringe Gelegenheit, die mathematischen Studien zu fördern. Über beides sprach Nickel am 19. Januar 1656 sein Bedauern aus, hoffte aber auf Abhilfe; dem Eifer des P. Schott werde es sicher gelingen, der Mathematik die gebührende Achtung zu verschaffen[1]. Der General munterte den Gelehrten wiederholt auf, in seinen Fachstudien eifrig weiter zu arbeiten. Nach Empfang der Mechanica hydraulico pneumatica und der Magia universalis eiferte er am 9. November 1658 den Verfasser zu neuen Werken an; er werde den Provinzial mahnen, daß man ihn nicht zu sehr mit andern Arbeiten belaste. Dies tat er in einem Briefe vom selben Datum an den Provinzial Deumer und dann wiederum am 18. Januar 1659. Im Jahre 1661 sollte P. Schott wieder nach Rom gesandt werden. Der Generalvikar Oliva gab am 3. September 1661 dem Provinzial Goeltgens die Weisung: Da P. Athan. Kircher einen Sozius bedarf und Ew. Hochwürden sich bereit erklärt, den P. Schott auch mit einem Opfer für Ihre Provinz zu geben, wenn P. Kircher es wünscht, so wollen Ew. Hochwürden nach Empfang dieses Briefes P. Schott nach Rom senden. Mit den Gegengründen, die P. Schott am 4. Oktober an Oliva einsandte, erklärte sich dieser in einem Briefe vom 5. November an P. Schott zufrieden. P. Kircher hätte ihn gewünscht, aber nur wenn er gerne komme. Dem P. Provinzial empfehle er, ihm mehr Zeit für seine Studien zu lassen. Dies tat Oliva unter demselben Datum, indem er zugleich die frühere Weisung für Rom widerrief.

Auch in der Zensur der Schriften Schotts machten die Obern in Rom keine Schwierigkeiten. Man approbierte einfach die in der Provinz erfolgten Zensuren. Nur für ein Werk, nämlich die Joco Seria, verlangte Oliva am 29. April 1662 die Zensur in Rom. Die Zensoren in Rom waren gegen die Drucklegung, weil es der Erwartung nicht entspreche (16. September 1662). Auch den zweiten Teil wollte Oliva nicht gedruckt wissen, wie er dem Visitator Berthold am 16. Dezember 1662 zu wissen tat. Die Verlegerin möge durch ein Almosen für den gehabten Schaden entschädigt werden. Es war nämlich bereits ein Teil gedruckt worden, wie es scheint nicht ganz ohne Zutun des Verfassers, denn am 30. Dezember 1662 schreibt Oliva an Schott: Ew. Hochwürden müssen durchaus dafür sorgen, daß die Witwe keinen schweren Schaden erduldet. Den Visitator habe ich angewiesen, das von den Joco Seria bereits Gedruckte zurückzuziehen. Über die Strafe bestimme ich nichts. Sie ist bereits von der elften Kongregation festgesetzt worden, wie aus dem dritten Kanon hervorgeht, der gegen mich zeugte, wenn ich davon absehen wollte. Tragen Ew. Hochwürden wie bisher mit Ruhe, was zu tragen ist, in dieser nicht belanglosen Sache[2]. Eine ähnliche Weisung erging am selben Tage an den Rektor von

[1] Wie aus einem Briefe des Generals an den Provinzial Goeltgens vom 12. März 1661 hervorgeht, erhielt P. Schott ein eigenes heizbares Zimmer (hypocaustum proprium), während allen anderen Patres nur ein gemeinsames Hypocaustum zur Verfügung stand.

[2] Der Kanon 3 der XI. Generalkongregation bestimmte für die ohne Erlaubnis der Obern erfolgte Drucklegung eines Buches oder einer Broschüre verschiedene Ordensstrafen wie Absetzung vom Amte, Verlust des aktiven und passiven Wahlrechts und Bußwerke.

Würzburg P. Mensing, der sich, wie es scheint, für P. Schott verwandt hatte: obgleich er nicht abgeneigt sei, schrieb Oliva, dem P. Schott zu verzeihen, müsse er auf der vollständigen Unterdrückung bestehen[1].

Im Jahre 1664 bot sich Schott dem General als Mathematiker für das Collegium Romanum an (18. Juni 1664). Der General antwortete am 12. Juli, daß er seines Angebotes eingedenk sein werde für den Fall, daß ein Mathematiker von anderswo berufen werden müsse. Im folgenden Jahre bestimmte Oliva den P. Schott zum Rektor des Kollegs in Heiligenstadt, wenn derselbe keine Schwierigkeiten erhebe[2]. Da aber Schott sich nicht dafür geeignet hielt, auch seine Gesundheit zu sehr geschwächt sei, verzichtete Oliva auf die Ernennung, wie er am 15. August 1665 dem Pater mitteilte. Er möge also fortfahren, sich um die Mathematik verdient zu machen: vielleicht werden wir leichter Geeignete für das Rektorat als für die Mathematik finden. Und die Provinz darf doch auch der Mathematiker nicht entbehren. Ähnlich schrieb Oliva unter demselben Datum an den Visitator Berthold mit dem Beifügen, daß sich auch P. Athanasius (Kircher) in dieser Richtung verwandt habe. Der letzte Brief Olivas über Schott vom 9. Oktober 1666 enthält die Druckerlaubnis für des Organum Mathematicum. Der Tod hatte aber bereits am 22. Mai 1666 den unermüdlichen Studien ein Ziel gesetzt. Durch seine rastlosen Arbeiten hatte P. Schott seine Kräfte vor der Zeit erschöpft. Innerhalb eines Jahrzehnts ließ er zehn meist umfangreiche, vielfach reich illustrierte Werke erscheinen. P. Schott war ein ungemein fleißiger Sammler und Experimentator. Die Grundsätze, die er in der Vorrede zu seiner Physica curiosa über Kritik entwickelt, sind sehr treffend, aber in der Anwendung dieser Grundsätze ließ er es manchmal gar sehr fehlen, so z. B. in seiner Physica curiosa (1662) bei der Schilderung der Mirabilia von Engeln, Dämonen und Gespenstern. Hier sind ihm seine Autoren, der Hexenhammer, Thyräus, Delrio, Remigius, Binsfeld usw. zum Verhängnis geworden. Von dem kritischen Salz seiner Mitbrüder Tanner und Spe hat er nichts verkostet.

Wenigstens in Kürze müssen wir des Lehrers Schotts, des P. Athanasius Kircher, gedenken, wenngleich die meisten seiner Werke während seiner langjährigen Tätigkeit in Rom entstanden sind.

P. Athanasius Kircher war geboren am 2. Mai 1601[3] in Geisa, am Nordabhang der hohen Rhön (Buchonia), und am 2. Oktober 1618 in das Noviziat der niederrheinischen Provinz zu Paderborn eingetreten. Aus Paderborn mußte er 1623 vor den Braunschweigern fliehen. Wir finden ihn dann als Lehrer tätig in Coblenz, Heiligenstadt und Würzburg[4]. In letzterer Stadt lehrte er nach der

---

[1] Ein Teil der Joco Seria erschien unter dem Titel Joco seriorum naturae et artis sive magiae naturalis centuriae tres 4°, 363 p. s. l. et a. Die Witwe ist die Vidua Jo. Godefr. Schönwetteri Bibliopolae Francofurtensis, in deren Verlag 1663 die Arithmetica generalis und die Anatomia physico-hydrostatica des P Schott erschienen waren. Bis dahin hieß die Firma, die die meisten Werke Schotts verlegte: Sumptibus Haeredum J. G. Schönwetteri. In einem Briefe des Generals Nickel an Schott vom 23. Nov. 1658 steht: Videntur aequum postulare vidua et haeredes D. Schönwetteri Bibliopolae Francofurtensis. In der Technica curiosa (1664), an deren Schluß Schott ein Verzeichnis seiner bisher erschienenen Werke abdruckt, bemerkt er: In hoc opere passim fit mentio Joco-seriorum naturae et artis; quae tamen lucem hactenus non viderunt, nec meo sub nomine videbunt. Quare si similis tituli opusculum nomen meum aliquando fortassis praeferet, suppositium credito. In dieser Schrift handelt Schott u. a. auch (p. 102) über den Unterricht der Taubstummen.

[2] Oliva an den Visitator Berthold 27. Juni 1665.

[3] Das richtige Geburtsjahr 1601 (nicht 1602) hat schon Sotvell.

[4] Vergl. Gesch. 2, 406 f.

damals üblichen Fächerverbindung Mathematik, Hebräisch und Syrisch. Von dort durch den Schwedensturm (1632) nach Frankreich verschlagen, behielt er dieselben Fächer in Avignon. Später wurde er an das römische Kolleg als Professor der Mathematik berufen.

Außer der ersten Schrift (Dissertation) über die Wirkungen des Magneten, die 1631 in Würzburg, und der zweiten über Katoptrik, die 1635 in Avignon herauskamen, erschienen seit 1636 die meisten seiner Werke in Rom und seit 1664 teilweise in Amsterdam und einige in Nürnberg. Sotwell schreibt in seiner Bibliotheca Scriptorum (1676), daß die protestantischen Verleger sich eifrig um Werke des P. Kircher bemühten und fügt dem bei: Schon über 70 Jahre alt, läßt er die Feder nicht ruhen, sondern arbeitet am römischen Kolleg an neuen Werken zum Nutzen der Allgemeinheit. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, über den Umfang und die Bedeutung dieser Werke in Kürze einen Begriff zu geben[1]. „Eine ausführliche Monographie über Kircher gibt es nicht und würde, da ihr Verfasser eine der seinigen verwandte universelle Bildung besitzen müßte, mit großen Schwierigkeiten verbunden sein."[2] Die Bedeutung Kirchers wird jeder ermessen, der das Museum Kircherianum in Rom genau besichtigt hat. Mit Recht kann ein unbefangener Beurteiler von Kircher sagen: „Er stand durchaus auf der Bildungshöhe seiner Zeit und kann in der Universalität seiner gelehrten Bildung als Vorläufer von Leibniz betrachtet werden."[3] Ein Physiker urteilt: Kircher war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, ein wahrer Polyhistor; denn er schrieb über Philosophie, Mathematik, Physik, Mechanik, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und noch manches andere. Sein Werk über den Magnet enthält u. a. ein Verfahren, mittelst einer Wage die Stärke oder Tragkraft eines Magneten zu bestimmen; ferner die Beobachtung, daß auch glühendes Eisen noch vom Magneten angezogen wird. Bei der Anwendung des Magneten tritt die Idee hervor, seine Gedanken durch den Magneten einer meilenweit entfernten Person mitzuteilen[4]. Kircher wußte bereits vor Boyle, daß das Meereis beim Auftauen süßes Wasser liefert. Zur Messung der Temperatur verwendete er zuerst Quecksilber. Er ist auch der erste Optiker, der auf die später sogenannten physiologischen Farben aufmerksam machte. Mit großer Sorgfalt beobachtete er die Brechung des Lichtes nicht bloß beim Übergang aus Luft in Glas und Wasser, sondern auch in Wein und Öl[5]. Kircher kannte schon die Gabelung des atlantischen Äquatorialstromes bei Brasilien und sein Eindringen in den Mexikanischen Golf[6].

Als im Jahre 1656 die Pest in Rom zu wüten anfing, wurde Kircher um sein Urteil angegangen. Er setzte sich ins Einvernehmen mit den Spitalärzten Roms, die ihm Beobachtungen lieferten, er studierte und experimentierte, wie er selbst schreibt, und kam zum Resultat, das er schon lange vermutet, „daß die Pestverbreiter kleine Tierchen sind, so klein, dünn und subtil, daß sie nur durch ein sehr gutes Mikroskop wahrgenommen werden können". Dies fand er durch Untersuchungen des Blutes von Kranken. Viele Ärzte stellten nun auf sein Ersuchen neue Beobachtungen an und kamen zum selben Resultat. Alles dies beschreibt Kircher ausführlich in dem Buche, das er 1658 über die Pest erscheinen ließ. Ein Leipziger

[1] Gute Übersicht über Leben und Werke von Professor H. Meurer in Magdeburger Zeitung Beiblatt 18. Mai 1901. Die genaueste Biliographie bei Sommervogel 4, 1046—1079.

[2] K. Schwartz in Allg. Enzykl. von Ersch und Gruber II. Sekt. 36, 271.

[3] Hellwald, Kulturgeschichte 2[2], 457.

[4] Poggendorff, Geschichte der Physik 287.

[5] Wilde, Geschichte der Optik 1, 293.

[6] Peschel, Erdkunde 640.

Professor der Medizin ließ es in Leipzig nachdrucken, der Augsburger Magistrat 1680 eine deutsche Übersetzung desselben veranstalten[1].

Auch der Altertumskunde widmete Kircher seine Studien. „Durch sein Latium lieferte er 1671 einen schätzbaren Beitrag zur Landeskunde Italiens und begründete durch die reichhaltige Sammlung von Altertümern in dem Museum Kircherianum das erste größere Museum einer wissenschaftlichen Anstalt.“[2]

Ferner pflegte Kircher mit Vorliebe die Ägyptologie und Hieroglyphenkunde, sie haben ihn „wo nicht als ihren Gründer doch als einen ihrer ersten Pfleger zu betrachten“[3]. In seinem China illustrata hat Kircher zum ersten Male Sanskrit in Daranagarischrift gedruckt und zwar nach der Abschrift des P. Heinr. Rott[4].

Altersschwäche warf im Jahre 1679 den unermüdlichen Forscher aufs Krankenlager. P. Athanasius Kircher, so schreibt P. Friedrich Ampringer von Rom am 19. August 1679, ist mit den letzten Sakramenten versehen. Ohne irgendeinen Schmerz, vollständig geistesgegenwärtig, hört er allmählich mehr auf zu leben, als daß er stirbt. Es ist sehr angenehm, ihn zu sehen und zu hören, Speise nimmt er keine mehr zu sich und kann auch keine behalten. Dies hielt aber nicht an. Denn 9. März 1680 meldet derselbe Pater: Seit neun Monaten hat P. Athanasius das Bett nicht verlassen; sein Zustand gleicht dem der ersten Kindheit. Vollständig taub, ißt er wie ein junger Wolf[5]. Nach einem halben Jahre befreite der Tod am 27. November 1680 den großen Gelehrten aus diesem Zustande der menschlichen Schwachheit. Die denkwürdigen Todesfälle des Jahres 1680 beschließt das Theatrum Europaeum mit den Worten: „Schließlich der Weiland Wohlehrwürdige und hochgelehrte Herr P. Kircherus, ein weltberühmter Mathematicus im Dezember zu Rom im Selbigen Jesuiten-Collegio.“[6]

---

[1] In einer späteren Ausgabe des Serutinium pestis physico-medicum Graz 1740 steht die oben angeführte Stelle über die Bacillen p. 148. Vergl. Revue médicale de Louvain (1884) 411 ff.

[2] So Urlichs bei J. Müller Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft 1[2] (1892) 101.

[3] Ersch und Gruber a. a. O. 271. — Die maßlosen Beschuldigungen Ermans in der Allg. deutschen Biogr. sind bisher nicht bewiesen, die Anklagen wegen Fälschung in K.' Prodromus copticus und in seiner Musurgia sind unhaltbar. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln[4] 826 f. Über die Angriffe gegen seine spekulative Kosmologie s. Werner, Geschichte der kathol. Theologie (1866) 77.

[4] Darauf hat zum ersten Male aufmerksam gemacht Th. Zachariae, Das Daranagari Alphabet bei Ath. Kircher in Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 15 (1901) 313 ff. Vergl. oben S. 334 f. Auch hier mußte Zachariae den P. Kircher gegen Verkleinerungen in Schutz nehmen.

[5] *Orig. Wien Staatsarch. Geistl. Akten 467. Weitere Nachrichten über die letzten Lebensjahre von Kircher selbst bei Ambr. Langenmantel, Fasciculus Epistolarum P. Ath. Kircher (1684) 84 f., 90 f.

[6] Theatrum Europaeum 12, 266.



Fünftes Kapitel.

Seelsorge.

Charakter der Seelsorge: Liebe. Unentgeltlichkeit. Keine Konkurrenz gegen die Pfarrseelsorge. Abhängigkeit von den Bischöfen. — Predigt: Häufigkeit. Arten. Klagen. Hervorragende Prediger. Katechese. — Hilfsmittel: Szenische Darstellungen und Prozessionen. Elementarschulen. Gottesdienst. Empfang der Sakramente. Frauen. Akatholiken. Geistliche Übungen.

Die Signatur der Seelsorge blieb wie bisher: nicht abschreckende Strenge, sondern gewinnende Liebe. P. Widl, der langjährige Prediger, preist in einer Ode einen Freund wegen seiner erfolgreichen Seelsorge[1]: Glücklich, wer zarte Schlüssel braucht für das Innere des Menschen. Von selbst fallen die Verschlüsse. Die Herzen öffnen sich für den liebevollen Richter. Wieviele Sakrilegien verschuldet aber der harte Mahner. Dem Arzte bekennen wir freiwillig. Nicht Blitz und Heftigkeit und Blut erzwingen es. Nicht scharfe donnernde Worte, sondern liebevolle Winke zieren den Stuhl der Versöhnung. So war Christus, als er die Ehebrecherin lossprach, so das Lamm, das die Schuldigen von Schuld befreite. Diesem folge mit Milde in Blick und Wort. Wenn der Richter Vater ist, zieht er durch ein Wort die harten Herzen an sich, wie der Magnet das Eisen. Zu dir fliehen die Verbrecher, die bisher sich in Schweigen gehüllt, zu dir eilen die Seelen, die sich durch Unzucht befleckt, du heilst mit mildem Rat die von Ängsten gepeinigten Gemüter.

Daß die gewöhnliche Seelsorge in den Städten manchmal gerade die nicht erfaßt, die am verlassensten und am meisten der Hilfe bedürftig sind, erfuhren die Patres in Köln im Jahre 1699. Bei Gelegenheit von Predigten in St. Gereon entdeckten sie in der dortigen Vorstadt an den Stadtmauern arme Menschen in der äußersten Dürftigkeit und dort beschäftigte Bauern, die bisher fast völlig vernachlässigt worden waren und denen man gar keine oder eine nur sehr geringe seelsorgerische Hilfe hatte zuteil werden lassen[2].

Die Art und Weise der seelsorglichen Einwirkung läßt sich auch aus den Gebetbüchern erkennen. Das am weitesten verbreitete Jesuitengebetbuch aus dieser Zeit ist das „Himmlisch Palm-Gärtlein" von P. Wilh. Nakatenus, dem Herausgeber der Trutznachtigal des P. Spe. In der Vorrede zur fünften deutschen Ausgabe schreibt Nakatenus im Jahre 1668: Zum fünftenmal kommt jetzt in teutscher Sprach dies Büchlein gedruckt hervor, so im Jahre 1662 erstlich das Licht gesehen (lateinisch ist es mit Auslegung der Psalmen Davids 1667 ausgangen). Jede Edition ist merklich

[1] Widl, Lyricorum l. 2, 36.

[2] *Litt. ann. Rhen. inf. 1699.

verändert, vermehrt und verbessert, weil ein Tag den andern übertrifft und ein Jahr das andere (Eccl.)[1]. Zum Schluß betont er: Keinem möge die Vielfältigkeit des Stoffes und der neuen deutschen Verse verdrießlich sein. Beim Gastmahl, wo allerhand Speisen im Überfluß vorgestellt werden, ist keiner gezwungen, alles zu genießen, sondern einem jeden steht frei, das zu nehmen, wozu er am meisten Lust hat. Bitte deshalb bei dem willkührigen Genuß der Früchte dieses Palm-Gärtleins meiner nicht zu vergessen.

Gerade die Reichhaltigkeit gehört neben treffender Auswahl und der Klarheit in den Unterweisungen zu einem besonderen Vorzuge dieses Gebetbüchleins[2]. Gleich im Anfang setzt der Unterricht vom Gebet klar und anschaulich dessen Wesen, Vortrefflichkeit, Notwendigkeit, Kraft und Eigenschaften auseinander. Ebenso trefflich sind die Unterweisungen für den Morgen und den ganzen Tag, das pünktliche Aufstehen, Morgengebet und Betrachtung. Hier gibt er auch eine Anleitung zum Lesen geistlicher Bücher, und bei dieser Gelegenheit empfiehlt er eindringlich das Lesen der Heiligen Schrift: Die Bibel oder Heilige Schrift ist ohne Zweifel allen andern Büchern vorzuziehen, als welche aus Einsprechung des Heiligen Geistes geschrieben ist und das göttliche Wort und die unfehlbare Lehre unseres Heils in sich begreift: muß aber nicht fürwitzig durchforscht und nach eigenem Verstand ausgelegt, sondern mit aller Demut gelesen werden. Insonderheit ist das neue Testament nützlich zu lesen, wie auch heilsam die Psalmen Davids mit Andacht täglich zu beten. Danach kannst du dich der Bücher der Weisheit, von Salomon und dem Sohn Sirach beschrieben, am meisten gebrauchen. Folgends die Historien und Geschichten von der Sündflut, von Abraham, Isaak und Jakob usw. Nächst der Bibel ist allen und jeden Standespersonen das nützlichste und kräftigste das Büchlein Thoma à Kempis genannt von der Nachfolgung Christi: fast eine jede Zeil hat eine heilsame Lehr, Trost oder Warnung.

Bei dem Unterricht über die drei Stücke einer guten Beicht, Reue, Bekenntnis und Genugtuung, betont er nachdrücklich die vollkommene Reue, wobei er besonders auf sittliche Lebensbesserung dringt und u. a. auch die Mittel gegen Unzucht, Trunksucht und andere Laster angibt, in einem eigenen Abschnitt: „Von sonderbarer Kraft und Wirkung der Kontrition oder kindlichen Reu," der also beginnt: „Der Mensch kann auch ohne Beicht, sofern er keine Gelegenheit zu beichten hätte, durch die Kontrition oder kindliche Reue all seiner Sünd und Missetaten (wie schwer und viel deren auch immer wären) gänzlich Verzeihung von Gott erlangen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er mit nächster Gelegenheit selbige beichte". Dann wird des Weitern gezeigt, wie diese Reue in der vollkommenen Hingabe und Liebe besteht und in einem Augenblick auch mit dem Herzen allein erweckt werden kann. Sehr eingehend sind auch die Betrachtungen und Gebete zum bittern Leiden und Sterben des Herrn, die Andacht zu den zwölf Leidensstationen und zu den heiligsten Wunden. Der „Andacht zum Hertzen Jesu" ist ein eigener Abschnitt gewidmet mit einem „Gruß zum Hertzen Jesu", einer „Aufopferung" des eigenen Herzens,

---

[1] Die 5. Ausgabe zählt über 900 S. in 24°.

[2] Schon die erste Ausgabe vom Jahre 1662 approbierte der Kölner Erzbischof Maximilian Heinrich nicht nur (8. März 1662), sondern empfahl das Büchlein auch in der dringendsten Weise allen Christen, besonders denen der Diözese und seiner Gebiete wegen der soliden und fruchtreichen Unterweisungen, Offizien und Gebete, die nach unserer Meinung und unserem Willen von P. Wilhelm Nakatenus unserm Hofprediger verfaßt worden. Die 5. Auflage widmete Nakatenus (1. Sept. 1668) der Pfalzgräfin Elisabeth Amalia und ihren bis dahin geborenen elf Prinzen und Prinzessinnen, die alle mit Datum und Ort der Geburt aufgezählt werden. Wie es in der Widmung heißt, hatte sich die Fürstin des Büchleins besonders angenommen und für seine Verbreitung gewirkt.

nebst „kräftiger Weis, sich selbst und andere, Freund und Feind in das Herz Jesu zu befehlen" usw.

Gegen neu auftauchende Arten der Andacht übte man die gebotene Vorsicht. Und davon ging man auch nicht ab bei der von Frankreich aus stark betriebenen Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. So schrieb der General Gonzalez am 9. August 1698 an den Augsburger Rektor Osterpeutter: Das Büchlein über die Andacht zum Herzen Jesu mit dem Titel: Neue vom Himmel gesandte Andacht hätte wenigstens unter diesem Titel nicht herausgegeben werden sollen. Auch mit der Förderung der Herz=Jesu=Andacht selbst, die ja ihren Ursprung aus einer Erscheinung, die eine Nonne gehabt, herleitet, sollte man in unsern Kirchen sich durchaus nicht beeilen, sondern zuwarten, welchen Erfolg sie mit der Zeit in Frankreich haben wird, wo man, wie ich höre, sie einzuführen und zu verbreiten angefangen hat. Deshalb haben Ew. Hochwürden klug daran getan, die Einführung der genannten Andacht in der Kollegskirche und die Aufstellung eines riesigen, die Erscheinung jener Nonne darstellenden Bildes zu verhindern[1].

Auswüchse verschiedener Andachten, die sich zu abergläubischen Gebräuchen entwickelten, wurden entschieden bekämpft. So berichten die Trierer Jahresbriefe von 1692: Unter den abergläubischen Gebräuchen der Bauern dieses Landes entdeckten wir einen, der uns bisher unbekannt war: in verschiedenen Krankheiten bei Menschen und Vieh zündet man mehrere Wachskerzen vom selben Gewicht und Stoff an, indem man an die einzelnen Kerzen den Namen eines Heiligen heftet. Die Kerze, die zuerst aufgebrannt ist, gibt ein unzweifelhaftes Zeichen, daß die Heilung der Krankheit von dem Heiligen zu erflehen, dessen Namen die erloschene Kerze getragen und von keinem andern, und zu diesem Zweck machen sie dann nicht selten Gelöbnisse und verschiedene Wallfahrten. Diese abergläubische Sitte haben wir mit glücklichem Erfolg bekämpft.

Bei der Übernahme von Seelsorgarbeiten mußte jedes selbstische Interesse ausgeschaltet bleiben. So wünschten die Obern in Rom, daß man der Ansiedelung von Niederlassungen anderer Orden auch an Orten, wo bereits Kollegien der Gesellschaft bestanden, keine Schwierigkeiten bereite, selbst wenn lokale Gründe gegen neue Niederlassungen geltend gemacht werden konnten. So schrieb der General Nickel am 31. Dezember 1656 an den Provinzial Veihelin, daß er die Absicht des Provinzials, der Zulassung der Franziskaner in Neuburg sich nicht zu widersetzen, durchaus billige; man möge den Franziskanern, wenn sie dorthin kämen, alle Liebe erweisen[2].

Auch dem Pfarrklerus sollte in keiner Weise durch Streben nach guten Pfarreien Abbruch getan werden. An dem Grundsatz des Instituts, ohne zwingende Not keine Pfarreien zu übernehmen, wollten die Generale durchaus festgehalten wissen. Als man in Mindelheim zwei Pfarreien übernommen hatte, schrieb der General Nickel am 26. Oktober 1652 an den Provinzial Spaiser: sobald als möglich sollen unsere Patres die Pfarreien in Mindelheim aufgeben. Am 29. März 1659 verlangte er von dem Provinzial Muglin die Gründe zu wissen, weshalb die beiden Pfarreien übernommen worden; er forderte deren Aufgabe, wenn andere geeignete Pfarrer angestellt werden könnten. Oliva schrieb dem Provinzial am 9. Februar 1664, er würde sich sehr über einen Brief freuen, der die Nachricht enthielte, daß wir von den Pfarreien befreit seien. Am 14. Juni 1670 betont er, daß für die weitere Besorgung der Pfarreien in Mindelheim durchaus kein stichhaltiger Grund sei,

---

[1] *Ad Germ. sup. — Daß die Herz=Jesu=Andacht für Deutschland nichts Neues war zeigt P. Karl Richstätter in dem Werke „Die Herz=Jesu=Verehrung des deutschen Mittelalters" (1919).

[2] *Orig. M. R. Jes. 2066.

weil ohne diese die Einkünfte des Kollegs nicht ausreichten; deshalb möge der Provinzial ernstlich daran denken, so schnell als möglich die Pfarreien aufzugeben. Über die Nachricht, daß dies geschehen, drückte Oliva am 26. November 1672 seine große Freude aus: ich habe es stets für richtig gehalten, daß die Pfarreien durch Weltpriester und nicht durch unsere Patres versehen werden[1].

Die aus Not übernommenen Pfarreien in der Pfalz wünschte Nickel sobald als möglich abzugeben. Auf den Visitationsbericht über Amberg bemerkte Nickel in einem Briefe vom 23. Dezember 1656 an den Provinzial Veihelin: Ich billige die Absicht, die Gesellschaft von der Verwaltung der Pfarreien zu befreien. Von dieser Last möchte ich nicht nur unsere Patres zu Sulzbach und Weiden befreit wissen, sondern absolut alle an allen Orten, soweit die Liebe es gestattet, die uns drängt, den Mangel geeigneter Pfarrer zu ersetzen[2].

Nur nach genauer Erwägung der Gutachten erlaubte Nickel am 3. November 1657 die einstweilige Administration der Pfarrei Ottersweier, wies aber gleichzeitig die von dem Rektor des Badener Kollegs Philipp Fehnle geltend gemachten Beispiele der Priorate in Frankreich und der Residenz in Ruffach zurück: Diese Beispiele sind ganz anderer Natur, weil sie durch rechtmäßige Inkorporation zu den Kollegien gehören. Die Pfarrei Ottersweier aber gehört nicht Ihnen und die Administration von Pfarreien ist unserem Institut nicht entsprechend, es sei, daß die Liebe drängt, den Mangel von tauglichen Pfarrern zu ersetzen. Würde man die Inkorporation der Pfarrei in das Kolleg erhalten, so sei die Schwierigkeit gehoben und es könnte dann dort eine Residenz errichtet werden[3]. Ähnlich schrieb Nickel am 24. Mai 1659 dem Provinzial Veihelin: In der Öttinger Mission müssen die Grafen gedrängt werden, für geeignete Pfarrer in ihren Pfarreien zu sorgen und unsere Patres von dieser Sorge zu befreien. Solange sie aber solche nicht erhalten können, liegt ein gerechter Grund vor, daß unsere Patres fortfahren. diese Last aus Liebe zu tragen[4].

Dem niederrheinischen Provinzial Zwenbrüggen gegenüber betonte Nickel in einem Briefe vom 20. November 1655: Überhaupt wurde die Verwaltung der Pfarreien stets in der Gesellschaft als etwas uns nicht Zuträgliches angesehen, so daß ich dieselbe überall aufgegeben wissen will, wo das Gesetz der Liebe es zuläßt, und tatsächlich habe ich die Darangabe an verschiedenen Orten verfügt. Am 1. April 1656 mahnte Nickel den Provinzial, es werde ihm sehr angenehm sein, wenn der Provinzial einen Weg finde, die Gesellschaft von der Verwaltung der Pfarreien zu befreien[5].

Ebenso betonte Oliva am 30. Dezember 1662 in einem Briefe an den Provinzial Otterstedt: Es entspricht durchaus meiner Absicht, wenn Ew. Hochwürden dafür sorgen, daß unsere Patres nur sehr selten auf Pfarreien sind, nur nach Art einer kurzen Mission. Wenn der Kurfürst die Gesellschaft liebt, möge ihm dies nicht mißfällig sein. In ähnlichem Sinne richtete P. Noyelle mehrere Schreiben an die niederrheinische Provinz, besonders in bezug auf die Mission in Ravenstein[6]. P. Gonzalez legte dem oberrheinischen Provinzial Vorler am 10. Juni 1690 dringend ans Herz, die Administration der Pfarrei Ettlingen nicht länger zu behalten als die Not es fordere und deshalb müsse Jahr für Jahr ihm darüber berichtet und um die Erlaubnis erneuert gebeten werden[7].

[1] *Ad Germ. sup. Vergl. auch den Brief vom 11. Oktober 1673 an den Rektor Freitag.

[2] *Ad Germ. sup. Vergl. 28. Okt. 1656

[3] *Ad Germ. sup. Vergl. Nickel an den Provinzial Deumer 3. Nov. 1657 und oben S. 95.

[4] A. a. O.

[5] *Ad Rhen. inf.

[6] *Ad Rhen. inf. 14. Aug., 11. Sept. 1683, 17. Aug. 1686.

[7] *Ad Rhen. sup.

Die ganze Seelsorge überhaupt sollte nicht auf Entgelt für geleistete Dienste eingestellt, sondern durchaus **unentgeltlich** besorgt werden. Nachdem der General Piccolomini am 28. Januar 1651 betont, daß alle Stiftungen für Residenzen und Missionen genau nach dem Willen der Stifter verwandt werden müßten und daran die Forderung des Instituts in betreff der Inkorporierung in ein Kolleg gar nichts ändere, fährt er fort: Stipendien oder Almosen können für Predigten oder Vorträge oder andere Arbeiten der Gesellschaft nach den Konstitutionen nicht angenommen werden[1]. Wenn daher etwas als Stipendium oder Almosen für diese Dienstleistungen oder mit Rücksicht auf sie und unter keinem andern Titel den Unsrigen angeboten wird, so muß bei der Gabe oder dem Anerbieten erklärt werden, daß wir die Gabe nur als reines Almosen annehmen könnten und ohne jede Rücksicht auf unsere Arbeiten, wie dies Aquaviva ausdrücklich erklärt[2]. Doch kann für unsere Prediger, wenn sie außerhalb unserer Kirche predigen, soviel zugelassen werden als nötig ist zur Bestreitung der Reise und des Unterhaltes während der Dauer der Predigten[3]. Im selben Sinne schrieb Oliva am 3. März 1674 dem oberdeutschen Provinzial Muglin: Über nichts bin ich aber mehr verwundert, als daß der Rektor von Straubing ein Stipendium oder Almosen für das Lesen von heiligen Messen angenommen haben soll[4].

Am 4. Februar 1668 verlangte Oliva Aufschluß vom Rektor von Landshut, wie es sich verhalte mit den 2000 fl., die dem Kolleg gegeben worden aus den Einkünften der Ruralkirchen „in Anbetracht der Arbeiten, die wir dem Landvolke in der ausgiebigsten Weise bei jeder Gelegenheit erweisen". Wie die Worte lauten, gefallen sie mir nicht, und sie würden auch unserm heiligen Stifter nicht gefallen, der nichts von dergleichen Almosen, ich sage nicht erbeten, sondern nicht einmal angenommen wissen wollte, durch die unsere Arbeit entschädigt zu werden schien[5].

Der General de Noyelle mahnte am 5. August 1684 den Provinzial Truchseß: Es ist unsern Missionären durchaus nicht erlaubt, ein Stipendium anzunehmen, sei es unter dem Namen von Stolgebühren, sei es unter einem andern Titel für Messen und andere von den Pfarrern geleisteten Dienste. Deshalb sollen Ew. Hochwürden allen und jedem in Ihrer Provinz, die sich ins Lager begeben, die Annahme verbieten und sie über diesen Irrtum aufklären, wie ich dasselbe in besonderen Briefen an die Obern der andern Provinzen tun werde. Indem Noyelle am 21. April 1685 dem Provinzial Truchseß die Erlaubnis gab, nützliche und notwendige kleine Geschenke (munuscula) anzunehmen, fügt er bei, nur müssen dieselben freiwillig angeboten werden und nicht als Entgelt für irgend einen geleisteten Dienst. Derselbe General lobte am 5. Mai 1685 den Rektor von Altötting, P. Lanser, für seine Antwort, die er den kurfürstlichen Kommissaren gegeben, daß wir keine Pflichtmessen übernehmen könnten. Auch der General, so schreibt er, kann hiervon nicht entbinden, da es zweifelhaft ist, ob die Annahme von Meßstipendien nicht das Wesen des Armutsgelübdes verletzt. Vom Papste aber Dispens erbitten, hat meinen Vorgängern nie gut geschienen, wenn auch wichtigere Gründe vorgebracht wurden, wegen deren mehrere die Bitte für zulässig erachteten[6].

Am 21. Dezember 1686 antwortete der Generalvikar Marinos dem Düsseldorfer Rektor Weisweiler: Ew. Hochwürden fragen, ob in der vom Herzog von Jülich in der Vorstadt erbauten Kapelle die von der Erzherzogin gestifteten zwei

---

[1] P. 6 c. 2 § 7. Congr. 5 Decr. 29.
[2] Ord. gen. c. 1. § 14.
[3] Wortlaut in Cod. Bamberg. 1, 60 v. s.
[4] *Ad Germ. sup.
[5] *Ad Germ. sup.
[6] *Ad Germ. sup. Ebenso 5. Aug. 1684 an den österreichischen Provinzial Avoedt. *Ad Austr. Vergl. Brief an Truchseß 19. Mai 1685

Messen in der Woche gelesen werden könnten. Darauf antworte ich, nach unsern Konstitutionen ist es klar, daß uns dies nicht erlaubt ist, denn wir können mit unsern Messen eine solche Verpflichtung nicht auf uns nehmen. Aber auch das zweite ist nicht erlaubt, daß das Kolleg die Fundationssumme behält und davon etwas einem Weltpriester für das Lesen der Messen gegeben wird, sondern der Ertrag der Stiftung muß ganz dem Kaplan gegeben werden, da die Erzherzogin einen Kaplan hat stiften wollen, der als Stipendium die Einkünfte der Stiftung erhält. Also darf dem Kolleg aus der Stiftung überhaupt nichts zufallen[1].

Dem Obern von Essen, P. Joh. Sterck antwortete Gonzalez am 21. Juli 1691 auf dessen Bericht vom 23. Juni, daß auch er das geschilderte Verfahren nicht billigen könne. Denn alle wissen doch wohl, daß wir nach den Regeln des Instituts weder ein Stipendium noch ein Almosen für Messen usw. annehmen dürfen[2]. Derselbe General schrieb am 28. April 1696 an den Visitator der oberdeutschen Provinz P. Mechtl: Der Opferstock in der Kirche zu Ebersberg widerstreitet unsern Regeln und darf deshalb nicht geduldet werden. Bevor aber die Beseitigung angeordnet wird, wünsche ich Nachricht, wann die Erlaubnis dazu von Rom gegeben worden[3].

* *
*

Die ganze Seelsorge unterstand den kirchlichen Vorschriften gemäß der Billigung der Bischöfe. Erteilten bisher die Bischöfe die nötige Approbation für Beichtstuhl und Predigt meist ohne jede Schwierigkeit in sehr weitherziger Weise, so wurden allmählich allerlei Anstände erhoben. So berichtete der Rektor von Altötting Georg Reeb am 19. Januar 1655 an den Provinzial Spaiser: Der Kanzler des Konsistoriums in Salzburg verlangt, daß der Provinzial um die Lizenz einkomme für die Beichten von Auswärtigen auch in unsern Kirchen. Obgleich ihm (dem Rektor) dies nicht notwendig erscheine, habe er ein Memorial eingereicht, woraufhin der Erzbischof die Erlaubnis für drei Jahre gegeben habe, später wolle er sie für sein ganzes Leben geben. Unter dem 30. Januar 1655 billigte der Provinzial die Eingabe des Rektors, es hätte aber beigefügt werden müssen, unbeschadet der vom Heiligen Stuhl der Gesellschaft verliehenen Privilegien[4]. Der Erzbischof hielt sein Versprechen, denn die Jahresbriefe von Altötting berichten zum Jahre 1658: Während der Erzbischof von Salzburg bisher unsern Priestern die Approbation unter lästigen Bedingungen und nur für drei Jahre in seiner Diözese bewilligt, so hat er neulich gegen Ende des vorigen Jahres größere Vollmacht für die Dauer seines Lebens gegeben[5].

Erzbischof von Salzburg war seit 1653 Guidobald Graf von Thun. Derselbe wurde 1666 auch Bischof von Regensburg und Kardinal. Um diese Zeit müssen sich neue Anstände erhoben haben, denn der Erzbischof suspendierte am 12. Juli 1667 die Jesuiten vom Beichtstuhle und Kanzel. Auf die Bitte des Provinzials Veihelin um Aufhebung dieser Suspension hob der Erzbischof am 3. Februar 1668 die Suspension für Regensburg auf: alle die bisher vom Bischof von Regensburg approbiert worden, könnten auch in der Folge Beicht hören und predigen, wenn die Pfarrer zustimmen; den übrigen examinierten Priestern könne der Provinzial die Approbation mitteilen, zugleich mit den Reservatfällen der Diözese[6]. Nach dem Tode des Erzbischofs, der schon 1668 starb, verlief alles ruhig. Am 12. September 1675 schrieb P. Friedr. Herwart von Altötting an den Provinzial Muglin: P. Johann

---

[1] *Ad Rhen. inf.
[2] *Ad Rhen. inf.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *M. R. Jes. 735.
[5] *Litt. ann. Altötting. 1658.
[6] *Clm 26469 f. 450.

Evang. (Thauner) hat der Sitte gemäß am Anfang seines Provinzialats den Erzbischof von Salzburg um die Approbation für unsere Patres in der Salzburger Diözese gebeten. Die Bitte wurde gewährt, aber mit der ausdrücklichen Beschränkung auf die Zeit seines Provinzialates[1]. Am 5. November 1697 erteilte der Salzburger Generalvikar Wolfgang von Schrottenbach auf Bitte des Provinzials Müller die Erlaubnis, während der drei Jahre seiner Amtsführung die Patres in Altötting und Burghausen zu approbieren, die Namen der betreffenden Patres müßten aber eingesandt werden[2]. Diesem Dekrete gemäß sandte am 14. Mai 1698 der Provinzial die Namen der Patres von Altötting und Burghausen mit dem Beifügen, daß die Liste im nächsten Jahre von dem Rektor von Altötting eingereicht würde[3].

Wegen Altötting gab es auch Schwierigkeiten mit Passau. Graf Wenzel von Thun, Bischof von Gurk, seit 1664 auch Bischof von Passau, antwortete 17. November 1670 auf einen Brief des Provinzials, datiert Innsbruck 13. Oktober 1670, er habe aus dessen Brief gern ersehen, daß der Provinzial den Irrtum der Patres in Altötting, die ohne seine Approbation in Altötting die Sakramente gespendet, anerkenne und um die Approbation bitte. In der Folge seien jährlich alle Namen von dem Provinzial einzusenden und um die Approbation zu bitten. Der zweite Nachfolger, Johann Philipp Graf von Lamberg (seit 1689 Bischof von Passau), erließ am 10. Januar 1692 auf Bitte des österreichischen Provinzials Voglmayr den Patres, die der Provinzial für geeignet erachte, das Examen und erteilte die Approbation und die Reservate mit zwei Ausnahmen[4].

Der Bischof von Brixen gab am 22. März 1664 die Approbation in folgender Ausdehnung: Alle Jesuiten, die der Rektor nach vorhergegangenem Examen approbiert, haben alle Fakultäten auch für die Klosterfrauen und die Reservate, ferner für Predigt und Katechese; bei der Lagermission dürfen sie Pfarrechte ausüben, müssen aber dafür außerhalb der Kirchen der Gesellschaft die Erlaubnis des Ortspfarrers einholen; sie können auf einem Tragaltar Messe lesen, bei den Bücher- und Bilderhändlern Bücher und Bilder nachsehen und die Bücher verbessern; Approbation und Druckerlaubnis für die Bücher behält sich der Bischof vor[5].

Einige Jahre später am 3. März 1666 gab der Bischof von Lausanne die Approbation allen Patres ohne vorhergehendes Examen aber erst nach erfolgtem Ansuchen; diejenigen, die schon mit anderweitiger Approbation in die Diözese kommen, können ohne neue Präsentation Beicht hören; alle haben dann die Reservatfälle für das innere Forum, können predigen, katechesieren, von Fasten usw. dispensieren[6].

Der Bischof von Trient Joseph Viktor gestattete unter dem 8. Februar 1693 dem Provinzial Paintner den freien Gebrauch der Privilegien der Gesellschaft in der ganzen Diözese mit der Begründung, daß es ihm überaus lieb sei, so eifrige Helfer zu haben wie die Väter der Gesellschaft; er werde stets trachten, größere Beweise seiner alten Hochachtung für die Gesellschaft zu geben[7].

Zwistigkeiten wegen der Jurisdiktion ließen sich nicht ganz vermeiden, sie fanden aber meist bald ihre friedliche Erledigung. Der Streit über die kirchliche Jurisdiktion in der zu Graz gehörenden Gesellschaft Millstadt, der schon früher brennend geworden, wurde 5. Mai 1659 durch einen Vergleich zwischen dem Salzburger Erzbischof Guidobald und dem österr. Provinzial Joh. Berthold beigelegt. Ein Teil der bischöflichen Rechte, die das Kolleg infolge der alten Privilegien ausgeübt, ging

[1] *Orig. M. R. Jes. 248.
[2] L. c. f. 457.
[3] L. c. f. 455.
[4] *Clm 26469 f. 452, 454.
[5] *Kop. M. R. Jes. 1556.
[6] *Kop. l. c.
[7] *Orig. M. R. Jes. 87.

an den Erzbischof über. Die Bestätigung des Vergleichs durch den Kaiser erfolgte am 5. August 1659, durch den Nuntius am 2. Oktober 1659[1]. Im einzelnen wurde in dem Vergleich festgelegt: Dem Erzbischof steht alles zu, was unter die Weihegewalt fällt, heiliges Öl, Konsekration der Altäre und Kirchen, Weihe der Kleriker und Firmung. Der Rektor des Grazer Kollegs ist gehalten, die zu Weihenden aus den Territorien von Millstadt dem Erzbischof oder dessen Generalvikaren durch geeignete Zeugnisse zu präsentieren. In Irregularitäten und Dispensationen, die nicht unter das Recht des Ordinarius fallen, wird der Rektor an den Erzbischof rekurrieren. Wenn einer der zu Millstadt gehörenden Pfarrer sich ein Vergehen zu Schulden kommen läßt, auf dem Degradation steht, wird der Rektor nach vorheriger Untersuchung den Schuldigen zum Endprozeß usw. dem Erzbischof übergeben. Die Pfarrer und Vikare des Millstadter Gebietes werden sich in bezug auf Offizium, Kalender, Fasten und öffentliche Feste, wie die benachbarten Salzburger Pfarreien, der Salzburger Diözese konformieren. In bezug auf Appellationen und Seelsorge steht dem Erzbischof das Recht des Metropoliten zu. In allen übrigen Dingen haben der Rektor des Kollegs von Graz und dessen Nachfolger die volle quasi episkopale Jurisdiktion eines Ordinarius für alle Territorien von Millstadt, wie sie den Äbten für ihr Gebiet zusteht. Sie haben das Recht, eine gewöhnliche Synode zu versammeln, Examinatoren für die Beichtväter zu bestimmen, Pfarrer und Rektoren zu approbieren, visitieren, korrigieren, anzustellen und abzusetzen. Im einzelnen werden dann die zu Millstadt gehörenden Mutter- und Filialkirchen aufgezählt und bestimmt, daß die Filialen, die zuweit von Millstadt entfernt sind und deshalb durch den Pfarrer von Millstadt nicht beständig besorgt werden können, von dem Rektor von Graz einem benachbarten und nähergelegenen Pfarrer aus der Salzburger Diözese, aber mit Bewahrung aller seiner Rechte unterstellt werden. Wie sich die Ausführung in der Folge gestaltete, zeigen die Grazer Jahresbriefe von 1686, die berichten: In diesem Jahre fand eine Visitation der dem Kolleg unterstehenden Pfarreien statt durch den Rektor des Kollegs als Ordinarius mit quasi bischöflicher Jurisdiktion. Er visitierte die Pfarreien in Kärnten und Obersteiermark und fand in diesem Gebiete mit 16000 Seelen alles sowohl in bezug auf die Kirchen als auch das Volk in gutem Zustand. Seit ungefähr 80 Jahren war aber kein Bischof zur Spendung der Firmung in dem Tal Martia (?) gewesen. P. Rektor bat darum den Ordinarius dieses Tales, den Bischof von Seckau, jetzt Erzbischof von Salzburg. Dieser willigte ein und firmte in der Charwoche in diesem Tal über 7000 Gläubige, auch konsekrierte er einige Kirchen und Altäre[2].

An einigen Orten gab es auch Anstände wegen der Teilnahme an den Diözesansynoden. Dem niederrheinischen Provinzial Zwenbrüggen drückte Nickel am 20. November 1655 seinen großen Schmerz über dessen Brief vom 24. Oktober aus, denn, so schreibt er, ich will, daß mit mir alle dem Wunsche des Bischofs von Osnabrück entsprechen, aber ich kann nichts gestatten, was unserem Institut widerstreitet. Daß unsere Patres, welche Pfarreien verwalten, den Bischöfen in allen Stücken, die sich auf diese Verwaltung beziehen, unterworfen sind und auf der Synode erscheinen müssen, das gebe ich natürlich zu. Daß aber außer diesen auch andere, insbesondere die Rektoren und Prediger, auf den Synoden erscheinen sollen, liegt nicht in der Gewalt des Bischofs und können wir unbeschadet des Instituts uns hierin nicht fügen. Was die Patres betrifft, die Pfarreien verwalten, können

[1] *Kopie des Vergleichs Fund. Austr. 1, 30. [2] *Litt. ann. Prov. Austr. Druck Peinlich, Grazer Progr. 1870, 54 ff.

wir unbeschadet des Instituts nicht auf das Recht verzichten, dieselben ohne weiteres zu entfernen ohne Angabe der Gründe. Diese Gewalt läßt uns sogar der Papst für unsere von der Propaganda ausgesandten Missionäre. Ich glaube nicht, daß der Bischof von Osnabrück etwas von uns fordern will, das dem Institut so sehr widerstreitet, und was nicht einmal der Papst und die Propaganda von uns fordern. Eher als ich eine solche Verletzung unseres Instituts zugebe, werde ich alle Patres, die diese Pfarreien verwalten, zurückrufen und von dieser Verwaltung, die wir nur aus dem Motiv der Liebe ohne jede weitere Verpflichtung übernommen, die Gesellschaft so bald wie möglich befreien. Der Heilige Vater hat dies alles gebilligt[1].

In Regensburg hatte man 1660 die Patres gezwungen, an der Synode teilzunehmen. Daraufhin schrieb der General Nickel am 5. Juni 1660 an den Regensburger Rektor Max Lerchenfeld: Die Patres unserer Gesellschaft können nicht zur Teilnahme an den Diözesansynoden gezwungen werden, es sei denn, daß sie ein Pfarramt verwalten. Wenn man darin früher in Regensburg oder Osnabrück gefehlt hat, so kann dies kein Präjudiz für unsere Privilegien bilden. Am 10. Juli erklärte Nickel dem Rektor: Die Gegenwart Ew. Hochwürden und der beiden andern Rektoren bei der neulichen Diözesansynode wird für unsere Privilegien und Exemption kein Präjudiz sein, wenn authentisch festgestellt wird, daß Sie nicht aus irgendeiner Verpflichtung, sondern nur freiwillig auf die Bitte des Kardinalbischofs hin teilgenommen haben[2]. Die Provinzialkongregation hielt die Sache für so wichtig, daß sie die bevorstehende Generalkongregation (1660) um Hilfe zum Schutz der Privilegien bat. In ihrem Auftrage antwortete der Generalvikar Oliva, man möge die Sache in freundschaftlicher und bescheidener Weise mit den Prälaten regeln und zugleich Nachricht geben, wie die andern exempten Orden in solcher Lage sich verhielten[3].

Zu der Synode der Erzdiözese Köln, 20—23. März 1662, wurden wie alle Mendikanten so auch die Jesuiten eingeladen. Diese lehnten aber trotz allen Drängens die Teilnahme ab als gegen ihre Privilegien und ihr Institut verstoßend, wie der General 1655 von neuem erklärt habe[4].

* * *

Die seelsorgerischen Arbeiten nahmen unausgesetzten Fortgang. Die Predigten waren zahlreich. An allen Orten, wo sich Niederlassungen befanden, wurde an allen Sonn- und Feiertagen vielfach vormittags und nachmittags, dann an bestimmten Werktagen des Advents und besonders der Fastenzeit gepredigt.

Eine Übersicht der österreichischen Jahresberichte des Jahres 1651 bringt folgende Angaben: Predigten wurden an allen Sonn- und Festtagen das ganze Jahr hindurch gehalten, teils vormittags, teils nachmittags, an einigen Orten in drei, anderswo in vier, in der ganzen Provinz überhaupt in sechs verschiedenen Sprachen. Die Zahl der vormittägigen Predigten in der Provinz beträgt 60, ebenso viele Katechesen am Nachmittag, wenn diejenigen eingerechnet werden, welche die Novizen halten, die an 18 Stellen in und außerhalb Wien stattfinden. Vormittägige Predigten werden an einigen Orten zwei gehalten, nämlich eine in der Früh für die Dienstboten, die sonst wegen ihrer Arbeiten keine Predigt hören, die andere später für die Bessergestellten. In der Stadt Wien predigen in der Früh an verschiedenen Orten acht Patres, abgesehen von den Predigten in den Oratorien,

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] *Ad Germ. sup. Vergl. derselbe an denselben 29. Mai 1660 und Nickel an den Amberger Rektor Mandl 28. Aug. 1660.

[3] *Acta Congreg. Prov. 75, 252, 256.

[4] Näheres in einem Schreiben des Vizeprovinzials Wilh. Euskirchen vom 25. März 1662 in dem *Diarium Ministri Coll. Paderborn. 1661—87 unter dem 20. März 1662 (Gymnas.-Bibl. zu Paderborn).

Gymnasien, Hospitälern und Gefängnissen. Die spätern Jahresbriefe der österreichischen Provinz geben noch folgende Einzelheiten. Im Jahre 1652 wurde in der Provinz in acht Sprachen gepredigt. Fastenpredigten waren seit 1654 in Wien in der Kirche des Profeßhauses zu Wien täglich, mit Ausnahme vom Samstag, am kaiserlichen Hof und im Dom dreimal, an andern Orten der Provinz zwei- oder dreimal in der Woche. Zum Jahre 1662 heißt es: In jeder Niederlassung wurde an den Sonntagen, in den meisten Kirchen an Sonn- und Festtagen gepredigt und zwar unter großem Zulauf. In Wien waren im Profeßhaus vier, im akademischen Kolleg zwei Prediger, ebenfalls je zwei in Graz, Klagenfurt, Passau und Laibach, drei in Linz. In Wien war auch jeden Sonntag eine italienische Predigt. Im Jahre 1678 zählte die österreichische Provinz 145 ständige Prediger, davon entfielen auf Wien allein zehn. Um dieselbe Zeit wurde in Linz für alle Sonn- und Feiertage eine zweite Predigt eingeführt, und zwar um sechs Uhr morgens für die Dienstboten, während die andere Predigt um $9^1/_2$ Uhr war. Für das Interesse an den Predigten wird als bezeichnend erzählt, daß selbst während der furchtbaren Beschießung im Jahre 1683 in Wien die Predigten fortgesetzt wurden. Einmal sprengte eine Kugel in St. Stephan über dem Kopf des Predigers mehrere Steinstücke ab, die auf die Zuhörer fielen, ohne aber jemand zu verletzen. Eine Panik brach aus, die aber der Prediger stillte durch den Ruf: Bleibet! Gott ist mit uns! Ferner wird angeführt, daß die Zuhörer wiederholt um Verlängerung der Predigt baten, die nach der festgesetzten Ordnung stets nur $^1/_2$ Stunde dauerte. Im Jahre 1689 zählte das Wiener Profeßhaus sieben Prediger, die in der eigenen Kirche, in St. Stephan, in St. Laurentius und in der italienischen Kapelle das Predigtamt versahen. Von diesen Predigern waren drei allein für die eigene Kirche, wie es 1690 heißt, und zwar einer für die Sonntage, einer für die Feste und einer für die Frühpredigt an Sonn- und Festtagen. Von den Predigern versah, wie die Jahresbriefe von 1698 erwähnen, der Pater in St. Stephan schon sieben Jahre lang ununterbrochen die Kanzel, ohne daß die Zuhörer desselben überdrüssig geworden, während der in der Kirche des Profeßhauses schon ein Jahrzehnt lang predigte und zwar vor dem gewähltesten und angesehensten Publikum.

Ähnlich war es in den andern Provinzen. Zu den früheren Pfarrkanzeln, die regelmäßig versehen wurden, kamen noch einige weitere hinzu. So beurkundet Bischof Marquard von Eichstätt am 24. Oktober 1674 auf Ansuchen des Pfarrers von Liebfrauen in Ingolstadt: Da die Patres der Gesellschaft Jesu, die schon von 1635 an mit dem größten Nutzen für die Gläubigen und dem allgemeinen Beifall der Stadt der Kanzel von Liebfrauen vorgestanden und sich selbst angeboten, diese Kanzel auch weiterhin zu versehen, soll das Predigtamt in der Pfarrkirche von Liebfrauen vom Pfarramte für immer getrennt und den Vätern der Gesellschaft übergeben werden. Der Bischof spricht die Hoffnung aus, daß die Patres stets einen geeigneten Prediger stellen werden; dem Pfarrer bleibt es vorbehalten, daß er 5–6 mal im Jahre, wie es ihm gefallen wird, die Kanzel besteigen und predigen kann[1]. Auch in Neuburg übernahmen die Jesuiten die Pfarrpredigt. Am 3. Oktober 1689 wandte sich der Neuburgische Landdechant und Pfarrer zum Heiligen Geist Dr. Andreas Eckhard an das Generalvikariat von Augsburg mit der Bitte, die Nachmittagspredigt um 12 Uhr, die stets ein Jesuit gehalten, in eine Vormittagspredigt verwandeln zu dürfen. Da jetzt die Predigten kollidieren und manche Übelstände im Gefolge haben, hat das Kolleg sich offeriert, die Mittagspredigt um 12 Uhr gänzlich aufzuheben und statt dessen zur Erleichterung des Pfarrers, der

[1] M. R. Jes. 1547. Vergl. 1361.

[2] *Orig. M. R. Urkunden Neuburg Jes. Fasz. 3.

keinen Kaplan hat, unentgeltlich die Vormittagspredigt in der Pfarrkirche zu übernehmen. Damit aber dem Rechte des Pfarrers nicht präjudiziert werde, wolle er nur, wie es auch an anderen Stellen gebräuchlich, an einigen hohen Festen und am ersten Sonntag des Monats mit wenigen Ausnahmen die Predigt für sich in Anspruch nehmen. Zur Sicherung dieser Ordnung wünsche das Kolleg und er selbst eine schriftliche Bestätigung des bischöflichen Ordinariats. Der vom Rektor Albert Kastner und dem Dechanten unterschriebene Vergleich, Neuburg, 23. November 1689, besagt, das Kolleg wird an allen Sonn- und Feiertagen, mit einigen bestimmten Ausnahmen, vormittags während des Gottesdienstes die Predigt ohne Entgelt übernehmen. Die bischöfliche Bestätigung erfolgte am 13. Dezember 1689[1].

Wie früher, war man auch jetzt der Ansicht in Rom, es komme nicht darauf an, möglichst viele Kanzeln zu besetzen. Der General Nickel schrieb am 26. Juli 1653 an den Trienter Rektor Mair: Ew. Hochwürden mögen sich nicht bemühen um die Kanzel in der Kathedrale. Es fehlt nicht an andern Predigten und Arbeiten, die, wenn eifrig verrichtet, der Gesellschaft Vertrauen erwecken und das Wohlwollen der Bürgerschaft gewinnen werden[2].

Es war ja auch nicht leicht, soviele Kanzeln gut zu besetzen, besonders wenn dazu noch Leutemangel trat. So schrieb Gonzalez am 7. Februar 1688 an den niederrheinischen Provinzial Lamberti: Wie man mir mitteilt, hat Ihre Provinz Überfluß an Leuten, bei Österreich ist das Gegenteil der Fall; besonders mangeln dort deutsche Prediger. Ew. Hochwürden mögen deshalb an Hilfe denken; es müssen jedoch ganz erprobte Männer sein. Aber auch in der niederrheinischen Provinz war kein Überfluß an wirklich guten Predigern. Gonzalez mahnte deshalb den Provinzial Weisweiler am 15. April 1690: Man muß dafür sorgen, daß solche, die sich für das Predigtamt eignen, mit allem Fleiß ausgebildet werden, denn man sagt, in Ihrer Provinz gebe es wenige hervorragende Prediger[3].

Auch aus der oberrheinischen Provinz drangen Klagen nach Rom, daß es an guten Predigern fehle, und man keine Sorge trage, neue heranzubilden. Am 31. August 1652 machte der General Nickel den Provinzial Hansen hierauf aufmerksam und drückte zugleich die Besorgnis aus, daß, wenn nicht rechtzeitig vorgesorgt werde, die Arbeiten darunter leiden würden[4]. Dieser Übelstand dauerte an. General de Noyelle mahnte am 17. April 1683 den Provinzial Schwan: In der Provinz herrscht großer Mangel an Predigern, denn die können nicht Redner genannt werden, die nur so irgendwie zum Volke sprechen. Deshalb muß man Prediger heranbilden, besonders solche, die Rednertalent zeigen, und ihnen einige Zeit geben, sich auf die Predigten vorzubereiten, damit sie nicht mit einigen, aus

---

[1] Die Predigt um 12 Uhr war vor 19 Jahren wegen Platzmangels aus der Jesuitenkirche in die Pfarrkirche verlegt worden zugleich mit der Kinderlehr, so daß der Meßner von früh morgens bis 3 Uhr Dienst hatte, „also daß er oft kaum Zeit gehabt, die Suppen zu essen". Dazu war bei den Franziskanern um 11, oft um 12 Uhr Predigt usw.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Rhen. inf. Früher hatte de Noyelle an P. Lamberti geschrieben: Coloniensi juventuti academicae providendum est de alio oratore apto, quique ad fructum dicat et non ad speciem, quia dicendum aliquid est. Attendique debebit, ut personae officiis, non officia personis accommodentur.

[4] *Ad Rhen. sup. Die Sprache hatte fortgesetzt ihre Schwierigkeiten. Der Konvertit Ernst von Hessen-Rheinfels führt aus: Thüringen und Meißen sprechen am besten deutsch. Diese Provinzen sind aber protestantisch und liefern somit keine katholischen Prediger. Man hat zwar — so fährt er dann fort — die so gute deutsche Prediger als zugleich treffliche Religiosen, nämlich die beiden Brüder Müllmann Jesuiter Ordens, des lutherischen Superintendenten zu Leipzig Söhne, in diesen Zeiten gehabt, welche dann keinem protestierenden Prädikanten deshalb was haben nachgegeben, dergleichen aber selnd wenig zu finden. Der wahrhafte Catholischer (1666) 196.

neuen Autoren erbettelten Gedanken, oder was schlimmer wäre, mit einigen in der Woche zusammengelesenen oder gehörten Fabeln satirische Predigten halten. Das hieße nicht der Würde des apostolischen Amtes entsprechend das Volk mit dem göttlichen Worte weiden, sondern der Zuhörer spotten. Die an solchen Predigten Gefallen fänden, hätten keine andere Frucht daraus als Verachtung oder sicher Geringschätzung des göttlichen Wortes[1].

Die Mängel, die hier angedeutet werden, hängen mit der ganzen Zeitrichtung und ihren Geschmacklosigkeiten zusammen. So schrieb z. B. der General Nickel am 2. März 1658 an den Provinzial Veihelin: Die Klagen über den Prediger im Stift zu Hall, die ich vor einem Jahre mitteilte, waren derart, daß sie wenigstens seine Versetzung an einen andern Ort rätlich erscheinen ließen. Jetzt werden mir von mehreren neue ähnliche Klagen berichtet, daß er auf der Kanzel deutsch einen lächerlichen Sang, Streit zwischen Mann und Frau, gesungen habe, daß er in einer Predigt eine Prosopopoeie eines Liebhabers und seiner Geliebten zum besten gegeben und zwar so, daß Zuhörer hernach sich geäußert, der Prediger habe die Kunst der Liebe gelehrt, endlich daß seine Predigten geistlos seien und für das Stift nicht angemessen, weshalb die Jungfrauen ihn auch nicht gerne hörten. Der General befiehlt deshalb, wenn irgend möglich, sofort einen anderen Prediger zu bestellen[2].

P. Wildl überschreibt die 44. Ode des dritten Buches: Gegen die affektierte Art der Predigt, die keine Seelenrettung, sondern nur Ausfluß der Eitelkeit ist. Nicht weibische Phrase, so betont er, gebührt dem Schmutz der Welt und dem Scheusal der Unzucht, sondern ein Cato, der das Laster zu treffen weiß. Die Wahrheit verachtet possenhafte Worte und geblümte Sprache; auf die Kanzel gehört nicht weibische Ziererei und geschniegeltes Wesen, sondern männliche Kraft aus Herzensgrund. Ein blumenreicher Schauspieler wird niemals bewegen, Lachen ist die Ernte. Die Sitten werden nicht besser, es bleibt alles beim alten. Also fort mit allem Flitter und aller Possenreißerei!

Einen ärgerlichen Streit rief eine unkluge Äußerung des Münchener Predigers P. Gumppenberg in der Festpredigt über den heiligen Franz Xaver im Jahre 1671 hervor. Gumppenberg hatte u. a. erzählt, daß die Mutter Gottes, der heilige Jannarius, die heilige Rosalia und der heilige Franz Xaver im Jahre 1656 Neapel durch ihre Fürbitte von der Pest befreit und beigefügt „und kein anderer". Die Theatiner, die gerade ein großes Gemälde ihres Stifters, des heiligen Kajetans, der am 12. April 1671 heilig gesprochen worden, aufgestellt und behauptet hatten, das Aufhören der Pest in Neapel sei auch auf Fürbitte des heiligen Kajetan erfolgt, wurden darüber sehr aufgebracht. Sie ließen am 9. Dezember 1671 an allen Kirchentüren eine gedruckte Erklärung anschlagen, in der sie die Behauptung des P. Gumppenberg für eine Lüge erklärten. Die Jesuiten ihrerseits fühlten sich durch diese Erklärung in ihrer Ehre gekränkt und suchten sich Genugtuung zu verschaffen[3].

Der Rektor des Münchener Kollegs P. Schorrer, legte Protest gegen die öffentliche Beschimpfung ein und der Fürstbischof von Freising erteilte den Theatinern einen Verweis. Deshalb wollte die Beschützerin derselben, die Kurfürstin Adelheid, nach Rom appellieren. Schließlich legte der Fürstbischof beiden Teilen Schweigen

---

[1] *Ad Rhen. sup.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Akten und Briefe darüber M. R. Jes. 1942 und Oefeliana 56. Ein großes Votivbild, Kupferstich Neapel 1656, stellt die Mutter Gottes, den heiligen Franz Xaver, Januarius und die heilige Rosalia als die Erretter von der Pest dar; dasselbe ergeben verschiedene Erklärungen aus Neapel. Der heilige Kajetan wurde erst nach 1656 unter die Patrone Neapels aufgenommen. Die Bestätigung durch die Ritenkongregation erfolgte 19. Juli 1671.

auf[1]. Der General Oliva schrieb über die Predigt des P. Gumppenberg an P. Schorrer: Es ist mir äußerst unangenehm, daß durch die unüberlegte Predigtweise des P. Gumppenberg ein so großer Streit entstanden. Besonders ist darauf zu achten, auf gute Art der Redefreiheit derjenigen Einhalt zu tun, die alles sagen, was ihnen beliebt und deshalb auch jede Strafe verdienen. Möchten sie doch lernen, daß es der wahren Ehre der Gesellschaft nicht förderlich ist, sondern geradezu widerstreitet, sich solcher Übertreibungen zu bedienen. Der Prediger wird wohl schon ernst gemahnt worden sein, in Zukunft sich in acht zu nehmen.

Ein Trost war es dann für Oliva, daß der Nachfolger des P. Gumppenberg, P. Jakob Schmid, allgemeines Lob erntete. Sehr angenehm war mir die Nachricht, so schreibt er, daß die Predigten des P. Jakob Schmid so großen Beifall finden. Hoffentlich haben sich die durch seinen Vorgänger veranlaßten Streitigkeiten inzwischen gelegt. Zu der Gunst der Fürsten und der ganzen Stadt wünsche ich Glück. Beides wird noch wachsen, wenn alle sich bemühen, ihre Pflicht genau zu erfüllen[2].

Einige Patres konnten es sich nicht versagen, die Polemik in schroffer Form auf die Kanzel zu bringen, wozu sie freilich nicht selten durch noch schroffere Angriffe förmlich gereizt wurden. In Erfurt hatte im Jahre 1676 der Prediger durch Wort und Schrift bewiesen, daß keiner der protestantischen Prediger wirklich Priester sei, weshalb er auch nicht konsekrieren und absolvieren könne. Die Prädikanten erhoben einmütig zur selben Stunde auf der Kanzel Protest dagegen. Ohne Schmähungen ging es dabei nicht ab, besonders von seiten des ersten Prädikanten, der selbst Verleumdungen nicht verschmähte. Die Klagen veranlaßten den Kurfürst von Mainz, diesen Prediger auszuweisen, zugleich erließ er an den Rektor des Kollegs die Aufforderung, den Pater an einen andern Ort zu schicken. Schließlich gestattete der Kurfürst auf Bitten eines großen Teils der Bürgerschaft das Verbleiben des Prädikanten, woraufhin auch der Befehl für den Jesuitenprediger zurückgezogen wurde[3].

Als Norm stellte Oliva in einem Briefe vom 25. November 1679 an den Provinzial Mülholzer auf: Es wird mir durchaus nicht unlieb sein, daß der Prediger in Regensburg sich fürs gewöhnliche von Angriffen auf die Häretiker fernhält, wenn auch diese Ruhe geben. Um ihre Irrtümer zu widerlegen, ist besonders dienlich der Erweis der Wahrheit, ohne damit irgend eine Unbill zu verbinden: das wird dann auch keinen Anstoß erregen[4].

Eine weitere Klage richtete sich gegen den zu häufigen Wechsel der Prediger, besonders wenn es sich um die Abberufung eines beliebten Predigers handelte. So richteten Dompropst, Dechant und Domkapitel von Regensburg an den Visitator der „löbl. bayer. Provinz" Albert Mechtl am 18. September 1696 eine Beschwerde, in der sie ausführen: Da sie erfahren, daß bei der jetzt vorgenommenen Veränderung der Ämter unser Domprediger P. Fischer nach Eichstätt und der daselbige hierher nach Regensburg disponiert werden solle, so seien Sie zwar nit gemeint, der Sozietet Ordnung vorzuschreiben, können aber nit umhin zu remonstrieren, wie beschwer- und verdrießlich uns fallen will, seit so kurzer Zeit als etwann acht oder neun Jahren so vielerlei und zwar in die vier oder fünf Mutationes bei allhiesiger Dom-

[1] J. Koegel, Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche (1899) 105 f. Vergl. auch M. H. 666½ Bd. 2.

[2] *Ad Germ. sup. P. de Noyelle hatte am 9. Januar 1672 geschrieben, P. Gumppenberg hätte die Worte „und kein anderer" nicht gebrauchen dürfen. Valde interim et parum religiose exarserunt boni PP. Theatini moderamen inculpatae tutelae. M. R. Jes. 1942.

[3] *Hist. Rhen. sup. 33, 214 f.

[4] *Ad Germ. sup.

kanzel zu erdulden, denn Sie können selbst leicht begreifen, wenn ein Prediger sich an das Auditorium und dieses an den Prediger gewöhnt hat, was jenem eine große Beihilf, diesem aber Affektion und Zuneigung insonderheit Frucht und Nutzen verursacht, besonders in hiesiger zwar ganz akatholischer Stadt, wo aber eine nicht geringe Anzahl Katholiken und das hohe Domkapitel bei noch dauerndem allgemeinen Reichstag nit von geringer Konsideration ist, damit das ansehnliche Auditorium mithin auch die Autorität der Kirche und der Respekt vor der katholischen Geistlichkeit auch fernerhin beibehalten und der bisherige Seelennutzen befördert werde. Und wie wir nun wider jetzigen Domprediger P. Fischer das geringste nit einzuwenden, sondern vielmehr seinen bisher verspürten und angewandten Fleiß und Eifer in Vortragung des Wortes Gottes und Vertheidigung des wahren Glaubens hoch anzurühmen Ursach haben. Auch wird es nicht allein uns, sondern auch den anwesenden Gesandtschaften und in Summa seinem ganzen bisher mit großer Affektion angewohnten Auditorio hohen und niedrigen Stands sehr beschwerlich fallen, auch der hohen Domkirche nit zu geringem Präjudiz, Abgang und Schaden gereichen, ja der Ehre Gottes selbst nit zuträglich sein, wenn mit den Dompredigern in so kurzer Zeit ohne sondere Not und erhebliche Ursach continuirlich mutirt werden sollte. Sie bitten deshalb den alljetzigen Domprediger P. Fischer bei der allhiesigen Domkanzel zu belassen, damit derselbe gleichwie bis anhero auch noch ferners zu unserm sonderbaren Contento fortfahren könne[1]. —

Von den zahlreichen Predigern der Zeit können nur einige namhaft gemacht werden. In mancher Beziehung hervorragend war der Innsbrucker Hofprediger Michael Staudacher, dem wir als deutschem Sprachverbesserer schon früher begegnet sind. In seinen geistlichen und sittlichen Redeverfassungen (1656) erscheint er als Vertreter der kunstmäßigen Kanzelberedsamkeit. Stets konkret zeigt er eine große Kenntnis der weltlichen und geistlichen Literatur auch der Dichtkunst. Wiederholt verwertet er z. B. Spe's Trutznachtigal und Güldenes Tugendbuch, die Tiroler Flora und Fauna. Wie in seiner Genovefa legt er großen Wert auf einen guten deutschen Ausdruck. In Verdeutschungen, Neubildungen und kühnen Bildern zeigt er Anklänge an Abraham a Santa Clara. Anlage und Ausführung sind vielfach geistreich, bieten in gelehrtem Schmuck aber eher zuviel als zu wenig.

Der Münchener Hofprediger und Hofbeichtvater Leopold Manzin hat einen Teil seiner am Hofe gehaltenen Predigten in einem großen Predigtwerk veröffentlicht, das in einem riesigen Folioband von fast 1000 Seiten 1663 in München erschienen und dem Kurfürsten Ferdinand Maria gewidmet ist[2]. Er zeigt sich darin als ein unerschrockener Kämpfer der Wahrheit, der auch vor den Hohen der Erde nicht Halt macht. Da er vielfach die Auswüchse der Zeit bespricht und tadelt, ist sein Werk auch für die Kulturgeschichte nicht ohne Interesse. Scharf geht er u. a. vor gegen die Klamanten, Possenreißer und Komödienspieler auf der Kanzel (209 ff.) und gegen die falschen Revelationen und Weissagungen (235 ff.). Es sind besonders Weiber, so sagt er, die die Hirngespinste ihrer Phantasie und ihre Träume für Offenbarungen ausgeben, und andere zur gläubigen Annahme überreden und das nicht allein Ungebildete sondern auch Gebildete, die sich auf solche Weise täuschen lassen und lächerliche Dinge gläubig annehmen. An einer andern Stelle spricht er sich gegen die Mißbräuche in Gesang und Musik in der Kirche aus; die kirchliche Musik sei nicht zum Ergötzen, sondern zum Beten da und laszive Melodien müßten durchaus aus der Kirche verbannt werden. Die Kirchengüter dürften nicht der Auf-

[1] *Orig. M. R. Jes. 1999.

[2] Passio D. N. Jesu Christi nova-antiqua. Vergl. das Kap. über die Hofbeichtväter.

häufung von Reichtümern dienen, sie seien Armengut usw. (629 f.) Leider sind auch Manzin für die Benützung mancher kritiklosen Geschichten Delrio und Thyraeus verhängnisvoll geworden.

Treffliche Zeitpredigten hielt im Jahre 1691 P. Johannes Bauholzer vor der akademischen Kongregration in Innsbruck. In der 8. Predigt schildert er mit lebhaften Farben den furchtbaren Zusammenbruch, den Deutschland im Jahre 1691 nach so vielen herrlichen Siegen über die Türken erlebte, im Osten von den Türken, im Westen von den Franzosen. Man hört die Klagen über die Fürsten, Offiziere und Beamten und die gegenseitigen Anschuldigungen über Verrat und Verschwendung. Aber, meint der Prediger, suchen wir nicht die Schuld bei andern, schlagen wir alle an die eigene Brust: Ungerechtigkeit, Wucher, Unzucht usw., das sind die Hauptfeinde. Dann entwickelt er in der folgenden Predigt die Gründe, die in dieser entsetzlichen Lage trösten können: das große Kriegselend, das über Städte und Dörfer und so viele Unschuldige hereingebrochen, darf uns nicht niederbeugen; wir müssen in allem die gütige Vaterhand Gottes erblicken, der auch dieses furchtbare nationale Unglück zugelassen den Unschuldigen zur Krone, den Büßenden zur Läuterung, den Verstockten zur Strafe. Die innere Zwietracht in Deutschland muß jetzt bei dem allgemeinen Leiden, das alle einigt, schwinden und die eine Liebe zum gemeinsamen Vaterlande uns alle zusammenschmieden[1].

Ein weiterer Münchener Hofprediger war P. Wolfgang Schallerer[2]. Seine Predigten gab das Münchener Kolleg heraus und widmete sie Max Emanuel, weil der verstorbene P. Schallerer diese Predigten am Hof durch viele Jahre vor dessen Eltern und Max Emanuel selbst gehalten hatte. In diesen Predigten finden sich scharfe Stellen gegen die Beamten und gegen die Faulheit und Eitelkeit des Adels: Man findet aber noch heutigen Tags solche aberwitzige Gesellen unter dem christlichen Adel, die ihr ganzes Leben verzehren in dem Haarkrämpeln, im Bartwaschen, ihre Strümpf wohl anziehen, mit Degen wohl versehen sein, neue Stiefel haben, Hosenband suchen, um Gürtel umsehen, Hut kaufen, um Federn markten, hin und herspazieren mit Balon, Würfel, Karten . . ., sich dessen rühmen, was sie nicht getan haben, dem Glückseligen neidisch sein, den Armseligen verachten, unzüchtige und Narrenpossen blasen; niemals ein ernstes Wort, gleich als hätte man aller Vernunft abgesagt . . . Wenn solche Leut ihren Lebenslauf vollenden, verdienen sie einst, daß man ihnen eines Affen Grabschrift mache, weil sie ihr Leben mit lauter Affenwerk vollendet[3].

Einer der besten Prediger der Zeit ist der kurpfälzische Hofprediger Johann Bodler. Von seinen Predigten erschienen zuerst 1683 die Festpredigten[4]. Bodler meint, es sei viel fürträglicher, daß ich wisse, was ich noch zu tun habe, als was andere schon haben verrichtet. Etwaige Ausstellungen haben ihn nicht abhalten können:

Wer bauen will auf offne Straßen
Der muß die Leut halt reden lassen.

Wenn Paulus sich vor Spott gefürchtet, wäre er niemals zu den Gläubigen gekommen. Meist wird die Welt durch die mittlere Weisheit verwaltet. Der heilige Ignatius soll trotz aller Mühe keine Vollkommenheit in der italienischen Sprache

[1] Die Predigten erschienen erst später in Druck: Sermones breves de officio hominis christiani Oeniponti 1715. Vergl. 169 ff. die Predigt über die physischen, intellektuellen und moralischen Schädigungen der deutschen Trinksitten.

[2] Jesu Christi letzte Urlaubsreden, Dillingen 1682 fol. 730 S.

[3] A. a. O. 414 f., 694.

[4] Cursus Festivo Olympicus. Wett Rennen der himmlischen Ritterschaft zu dem Ring der triumphirlichen Ewigkeit. Fest- und Feyrtägl. Predigen Curs . . . Lobreden auf die meisten Heiligen . . . Ehehin ab denen Cantzlen mündlich fürgetragen. Dillingen 1683 fol. 790 S.

habe erlangen können, trotzdem hat er nichts unterlassen, sein Möglichstes zu tun und gesagt: Er habe von Gott nit mehr empfangen, wolle aber das wenigstens zu seiner Ehre anwenden, das ihm Gott gegeben, damit er es Gott wiedergebe. Ohne Scheu wendet sich Bodler gegen das Schminken der Frauen, gegen durchsichtige Kleider, die weder Hitz noch Kälte abwehren, sondern alle Schamhaftigkeit verzehren (310 f.). Dem Geizigen geht wenig zu Herzen der Schweiß der Untergebenen, die Zäher der Armen bewegen ihn nichts, das Verderben des Bauersmannes tut ihm alles nichts (485). In einem noch mächtigern Folianten erschienen 1697 seine Sonntagspredigten[1]. Den einzelnen Predigten stellt er voran einen „Weltspruch" und einen „Wahrheitsspruch"; z. B. heißt bei der Predigt gegen die Schatzgräberei der Weltspruch: Ein wenig Hokus Pokus kann ja nit viel schaden, der Wahrheitsspruch: Alle Verständnis mit dem Satan ist eine abscheuliche Sünde. Die Predigten sind sitten- und zeitgeschichtlich interessant. Die Bestechlichkeit der Richter, die Umschmeichlung der Fürsten, die Ausländerei, die Schlemmerei usw. bekommen ihren Teil. Bei der Predigt über das verordnete allgemeine Gebet gegen den Erbfeind (Neuburg 1684) spricht er eindringlich über die Einigkeit der christlichen Potentaten, den Kampf gegen die Türken; den Familienereignissen seines Hofes gelten eine ganze Reihe von Predigten. Bei der Einführung dreier Religionsübungen in der Kirche Concordia zu Friedrichsburg (Mannheim) 3. November 1685 hielt er eine sehr bemerkenswerte Predigt über die Einigkeit und Verträglichkeit unter den religiösen Parteien. Die Dankpredigt wegen der Eroberung von Ofen „in der simultanischen Kirch Concordia zu Friedrichsburg in der untern Kurpfalz den 15. September 1686 gehalten" preist die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und die andern Fürsten und Herrn, die fast aus allen Teilen Europas herbeiströmten — gegen Tausend — sie alle wurden Zeugen der teutschen Tugend, Kriegskunst und Großmütigkeit.

Die Predigt auf den Krönungstag Joseph I. in Ungarn, gehalten in der Schloßkirche zu Heidelberg (4. Adv. Sonntag 1687) wendet sich scharf gegen die Lehren Macchiavellis, den Betrüger und aller guten Sitten Stöhrer. Den Macchiavellum höret er (der Durchl. König Joseph) nit an noch folget er seinen Räten, welcher nit die guldenen Gnaden-Ruthen, sondern allein einen schwer eisernen Szepter den Königen in die Hand gibt, die Untergebenen damit zu beherrschen . . . Neben dem, daß alle Schärfe dem allergütigsten Haus Oesterreich unangeboren und nit als mit Gewalt und durch Not wird abgedrungen. Auch König Joseph wird sich befleißen, zuvörderst mit der Liebe den schuldigen Gehorsam zu erwerben, welche von Natur mächtiger, alles nach Belieben zu erzwingen, als die dringende Furcht.

In einer seiner sonntäglichen Predigten findet er scharfe Worte gegen die ausländischen Moden: Nun hört man viel Klagen, man wisse bald allerdings nit mehr, wie man sich standesgemäß kleiden solle, alles komme über Gebühr: der Edelmann wolle dem Grafen gleich sein, dieser sich fürstlich halten, ja auch gemeine Töchter wie die vom Adel aufziehen und manche schlechte Dienstmagd wie des Ratsherrn Frau. Wo kommt es letzt hin? Dahin, daß ein Gescheiter genug zu lachen bekommt oder unlustig zu werden wegen also übel verderbter Sitten und gänzlich umgekehrten Welt, daß, wo eine schwarze Kleidung der Herrschaft genug, die viel mindern Bediente an Silber und Gold ihren Buckel voll tragen; da kommt es hin, wo manches ehrliche Frauenbild aufs höchste Fest mit ihrem Hochzeits Rock sich viele Jahr weiß

[1] Die Entlarffte Falschheit oder Sonntäglicher Predigen Curs, in welchem hundert und mehr wichtige Welt-Sprüche mit ebensovielen wichtigen Wahrheits-Lehren widerleget werden . . . Von R. P. Joan Bodler, Soc. Jesu. Chur-Pfälzischen Hoff-Predigern Dillingen 1697.

zu behelfen, ihre gescheggete Beschließerin auf jede Feiertäg wie der Küster am Altar einen andersfarbigen Taffet, Bänder und Aufsatz pflegt fürzuweisen . . . Liebste Christen! Laßt uns unserer Vorväter Grabsteine, ihre Tracht, ihren Aufzug besichtigen; schlecht und gerecht, welche doch vor König und Fürsten mit Ehren gestanden und von denen aller Adel auf die Nachkömmling hergestammet; den wahren Adel und die Würde kennt man auch ohne Juwelen; nur jene strunzen, deren Herkommen billig verdächtig und welche derohalb veranlassen, daß die boshafte Welt dem Grund besser nachsucht; etwa bei diesem sich erinnert, dem nun die Feder auf dem Hut flodert, daß solche seinem Vattern zwischen den Fingern gesteckt; bei einem andern den Helm zwar findet, von dem Acker, nit auf dem Haupt, keinen Ritter vom Adel im Schild, sondern ein Ritter von Stadel oder im grünen Feld . . . Man weiß noch wohl, daß ein jeder Teutscher sein Haar, ohne viel zu pulvern, Jedermann hat sehen dürfen lassen, welches Pulver allerstens eine gewisse Krankheit und Sucht, von den Pollaken Plica genannt, zu verhindern oder zu vertreiben, soll in das Teutschland eingeführt haben. Ferner ist es so lang nit gelitten, daß in der Hauptstadt Paris selber, wo jetzt zur Zeit nit nur ein tausend fahren, nit mehr als zwei Gutschen (Kutschen) sind gesehen und gebraucht worden . . . Nun, zu unserer Zeit sieht man aus der Gemein nit wenige in den Gutschen und Wägen herumschotteln nit ohne Unlust und höhnischem Gelächter der Zuseher[1].

P. Bodler warnt nachdrücklich vor allen Übertreibungen, so z. B. wenn Prediger, den eitel und lächerlichen Weiberbau auf dem Haupt (den ich zwar hiermit nicht verteidigen will) bis in die tiefste Hölle verdammen, da doch dergleichen Weiber-Zierd ohne weitere üble Absicht und Bosheit nach dem heiligen Thomas an sich selbst eine läßliche Sünde nicht übersteigt und solche schärfste Sprache bei schlimmern Dingen wie ärgerlichen Entblößungen notwendig wäre. Zu diesen Übertreibungen gehören auch jene, welche z. B. von den ganz freiwilligen Andachten, Bruderschaften u. dergl., an sich selbst löblichen Übungen, als von den höchst und unfehlbar versichernden Heilsmitteln immer sprechen, aber von der innern Seelenreinigung gar nit oder selten mit viel geringerm Eifer und Nachdruck gedenken. Um in dem Exempel von der eitlen Weiber-Pracht zu bleiben, so meldet P. Franz Stadiera in seinem schönen Buch Inganni spirituali oder Betrug, die in dem Geistlichen einschleichen mögen, wie daß zu Zeiten Philipp III. von Spanien etliche Prediger nach aller Möglichkeit sich haben beflissen, dem Frauenvolk solche Eitelkeit zu verleiden mit Vorstellung der bösen Früchte und unausbleiblicher Straf Gottes, aber alles umsonst. Endlich trafen die Predigten einen Pater, welcher zur Verwunderung der Zuhörer die ganze Fasten von diesem Punkt keine Meldung getan und dennoch eine oder die andere von den eitelsten Hofdamen von dieser Eitelkeit völlig abgebracht. Die Ursach war, wie er dem verwunderten König geantwortet, weil seine Vorgänger nur die Blätter von dem Baum gerissen, die immer neu, wie eine Mode der andern folgen; er habe aber der Wurzel nachgesetzt und sie ausgereutet, indem er die Nichtigkeit der Welt mit ihrer schnöden Pracht und die Gebrechlichkeit des menschlichen Leibes und Lebens in die Herzen einzuprägen gesucht und nicht aus jeder Mucken (des Angesichts) also gleich einen Elephanten gemacht habe.

P. Bodler wendet sich dann gegen jene Prediger, so mit Rufen, Jammern und Schreien, mit Hin- und Herfuchteln, auf die Kanzel Schlagen und andern seltsamen Geberden alles auszurichten hoffen, wie solche der alte Quintilian beschreibt: immer steigen sie mit der Stimme und fallen wieder, wie die Marktschreier, jetzt

[1] Sonntägl. Predigen Curs 14 f. Vergl. seinen Fest- und Feyertägl. Predigen Curs (1683) 310 f.

zurück mit dem Kopf in den Hut bald wieder herfür, nun auf diese, nun auf die andere Achsel und Seiten gelegt, wie die Duckenten; nimmer ruhig mit den Armen, wie die Federfechter; ihre Rede muß singen, hupfen, die Händ schlegeln, der ganze Leib unaufhörlich sich tummeln. Es ist beineben wahr und verwunderlich, daß dergleichen Prediger bei dem gemeinen Mann oft Ehr einlegen, man laufet ihnen häufig zu wie zu einem Quacksalber. Die Predigt gefallet den Unverständigen und wissen darneben nit, was der Prediger gesagt hat. Sie sind tauglich für die Schul des Gaukelmannes, welcher seinen Zuhörern gleich anfangs zurief, sie sollten heute sich genug lachen.

Als Exempelprediger war P. Joh. Bissel sehr beliebt. Bei den Exempelpredigten lag die Gefahr nahe, die auch nicht immer vermieden wurde, daß zumal bei der unkritisch veranlagten Zeit auch ganz unbeglaubigte und unwahre Geschichten zum Gegenstand der Predigt genommen wurden. Als nach Rom berichtet worden, daß ein Pater in Amberg in der Exempelpredigt ausgeführt, nach dem Beispiele der Seele des Trajans seien auch einige andere Seelen durch die Fürbitte der Mutter Gottes aus der Hölle befreit worden, befahl Oliva am 8. Mai 1666 dem Provinzial Veihelin darüber eine Untersuchung anzustellen und fügte bei: Die Obern sollen sowohl dort als auch an andern Orten, wo Exempelpredigten gehalten werden, gewissenhaft darauf achten, daß diejenigen, denen diese Predigten übertragen werden, nicht kritiklose Halbgelehrte, sondern kluge Männer sind. Das, was sie erzählen, soll aus zuverlässigen Autoren gut ausgewählt werden und zur Förderung solider Frömmigkeit dienen [1].

Diesen Klippen der Exempelpredigten entging auch P. Bissel nicht, der mehrere Sammlungen dieser Art veröffentlichte [2]. In der ersten Sammlung De pestiferis peccatorum mortalium fructibus exempla tragica (Dillingen 1652) schildert Bissel an einigen drastischen Beispielen die traurigen Wirkungen der Todsünde. Soweit dieselben den zeitgenössischen Missionsberichten entnommen sind, erwecken sie den Eindruck der Glaubwürdigkeit, obwohl es auch da nicht ganz an abenteuerlichen Zügen fehlt. Wie Bissel in der Vorrede mitteilt, pflegte er seine Predigten lateinisch abzufassen, aber deutsch vorzutragen. Eine zweite Sammlung von Exempeln veröffentlichte er 1656 in Dillingen unter dem Titel: Digitus Dei humana corda tangens: Das ist herzberührender Finger Gottes. Nach einer schönen Einleitungspredigt über den Wert und die Wirkungen der göttlichen Gnade zeigt er die Wirkungen der Gnade bezw. das Verhalten der Menschen zur Gnade an einigen Beispielen, die teils der Kirchengeschichte (Heinrich VIII. von England, Erzbischof Cranmer), teils der älteren Erbauungsliteratur entnommen sind. Gerade gegenüber mittelalterlichen Erzählungen mit ihrem derb massiven Teufelsglauben läßt es Bissel nur zu oft an Kritik fehlen, wie die Geschichte von der Büßerin Aleydis zeigt, die er dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach entnommen hat. Bezeichnend für die Wertung der deutschen Muttersprache in jener Zeit ist die Widmungsvorrede an den Abt Dominikus von Weingarten. Lange, so erzählt Bissel, sei er mit sich zu Rate gegangen, ob es sich gezieme, einem Reichsprälaten ein nichtlateinisches Werk zu widmen „in Bedenken sonderlich, daß wohl etliche (bevorderst aber des unverständigen Pöbels wie dann auch der Naswitzigen), ihnen selbsten die Gedanken machen würden oder möchten, als wäre gegenwärtiger teutscher Aufzug Ihro Hochw. Gnaden so reputierlich nit". Da man jedoch allgemein der Ansicht sei, seine Predigten würden in der Muttersprache mehr Nutzen stiften, und da auch andere „berühmte Skri-

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 347.

[2] Das Folgende nach Kratz, Joh. Bisselius in den Histor.-pol. Blättern 157 (1916) 80 ff.

beuten" ihre deutschen Werke Reichsfürsten gewidmet hätten, so hoffe er, der Abt werde in seiner bekannten Demut und Bescheidenheit „unserer Landsprach Niderträchtigkeit nit ausschlagen". Die Sprache Bissels ist volkstümlich und das deutsche Sprichwort verwendet er mit viel Geschick, doch überschreitet er in seiner schwäbischen Derbheit oft die Grenzen des Erlaubten. Viel später erst, wenige Wochen vor seinem Tode gab Bissel 1682 zwei weitere Sammlungen von Fastenexempeln heraus, die er schon 1666 und 1667 in Dillingen gehalten, deren Drucklegung er jedoch wegen anderer Arbeiten immer wieder hinausgeschoben hatte. Auf Drängen seines Verlegers entschloß er sich zur Veröffentlichung, „damit solche doch in der langen Truhen nit noch mehr veraltete und verläge". Das erste Büchlein — Incolarum alterius mundi phaenomena historica d. i. der Innwohneren der andern Welt sichtbarliche Erscheinungen — ist, wie schon der Titel erraten läßt, eine Zusammenstellung von allerhand Geistererscheinungen, die uns Bissel von seiner schwächsten Seite zeigen. Als erstes Exempel figuriert die Geschichte des Rattenfängers von Hameln, nach Bissels Ansicht ein leibhaftiger Teufel, der sich in einen Pfeifer verwandelt hatte, wie er ein andersmal in Neapel sich zum Diener eines hohen Herrn erniedrigte und sich als Lohn dessen Seele ausbedang. In einem eigenen Anhang glaubt Bissel die Katholiken verteidigen zu müssen, als ob sie derartige Erscheinungen erdichteten. Die häufige Berufung auf Delrio läßt zur Genüge ahnen, aus welchen Quellen er seine Beispiele schöpfte.

In Wien zeichnete sich als Prediger aus P. Christoph Traut (Trautt). Er war geboren zu Arnsdorf (Bayern) und 1640 in die österreichische Provinz eingetreten. Sein Ruf als Kanzelredner bewog den Kaiser, ihn 1669 an den Hof zu ziehen. Er hielt die Leichenrede auf Ferdinand III. (1657), auf die Kaiserin Margaretha (1673) und auf Claudia Felizitas (1676). 20 Jahre waltete er seines Amtes als Hofprediger bis zu seinem Tode (1689). Seine Predigten, die er an den Sonntagen über die Taten und Worte des Herrn hielt, veröffentlichte er zum Teil 1683 unter dem Titel „Hofhaltung des Heiligen der Heiligen"; sie erlebten mehrere Auflagen[1]. Nach seinem Tode ließ der Dominikaner Stynen eine deutsche Übersetzung erscheinen, in deren Vorwort er über Traut urteilt: „Der kaiserliche Hofprediger Traut ist würdig, daß nicht allein alle Seelsorger und Prediger, sondern auch alle christliche und andächtige, hohes und niedriges Stands Personen ihn halten für einen Spiegel eines jeden Verstands und Gemüts, in welchem sich alle billig spiegeln und betrachten sollen". Auch vor den hohen Herren nimmt Traut kein Blatt vor den Mund: In einer Predigt (10. Sonntag nach Pfingsten) mit dem Vorspruch: „Ich bin nicht wie andere Leut" hält er den Adeligen einen Spiegel vor: Gleich wie die Geburt die Adeligen über das gemeine Volk erhoben hat, also soll auch ihre Lebensweise sie auch über andere Menschen erheben, damit sie nicht im Unflat der Sünden verwickelt eine Unlauterkeit ihrem hohen Stamm anhängen. Ihr adelige Zuhörer . . . es gefallen euch allerhand Kaufmannsgüter: ihr stolziret, wenn ihr aus Paris in Frankreich oder aus Carpent in Narbona eine neue Mode von Kleidung anlegt. Wenn es euch gefällt aus Frankreich zu entlehnen dasjenige, in welchem ihr nicht erscheinen wollet wie andere euresgleichen, wohlan geht nach Paris und erwerbt euch ein herrliches Lob der wahren Ehre. Wollet doch eueren mit Eigenlieb angefüllten Geist nicht bemänteln mit Betrug, List und Einbildung[2].

---

[1] Aula Sancti Sanctorum Bambergae 1683, 1692, 1700. Übersetzung ins Deutsche 1691, 1695.

[2] Vergl. C. Wolfsgruber, Die k. und k. Hofburgkapelle (1905) 164 f.

Ein anderes Mal hält er dem Adel vor: Das ist der wahre Adel, der sich durch sittenreines Leben auszeichnet, denn es ist unwürdig und gemein, seinen Adel nur herleiten von Fleisch und Blut, alten Pergamenten und Gräbern, in denen trotz ihrer goldenen Inschriften nur Knochen und Asche enthalten, wenn sie den Ruhm ihres Blutes ihrer Vorfahren durch ihre Laster verdunkeln. Als Anwalt der Armen predigt er Barmherzigkeit gegen die Armen. Der hat den Menschen ausgezogen, der sich nicht erbarmet; der hat Gott angezogen, der sich erbarmt; wie der Altar die Kirche ziert, so ziert die Barmherzigkeit den Menschen. Scharf geißelt er die närrische Modesucht: Soviel sind tägliche Moden, also daß die Moden kein Maß und kein End finden. Leider, ich weiß nicht, ob ich es sagen soll, daß der Teutschen Leichtfertigkeit oder Kuriosität oder lächerliche Eitelkeit mit neuen Sachen sich erlustigt. Es kommt in der Stadt auf eine neue Mod der Hüt, ist bald turmweiß aufgerichtet, bald eben platt gedrückt, bald in die Weite ausgebreitet, bald in einen Kreis zusammengezogen, bald dreieckig zugespitzt, nach wenigen Tagen sind sie auf allen Köpfen. Es kommt auf ein neuer Weiberkopfputz, am Vorderkopf ein halber Mondkreis von schönster gekrenselter Leinwand, und eine fängt damit an, und bald haben alle Hünlein des neugierigen und eitlen Weibergeschlechtes einen solchen Heiligenschein um den Kopf, indem sie sich selbst kanonisieren, bevor sie heilig sind. Oder wenn eine anfängt, einen Federbusch auf ihrer Stirne zu tragen, fluggs verwandelt sich die ganze Schar des adeligen Frauenzimmers in lauter Wiedehopfen. Wenn einer zehn oder zwölf Jahre von seinem Vaterland abwesend war und wiederkehrt, sieht er neue Gestalten, neue Sitten, fremde Kleider und erkennt sein Vaterland nicht mehr. Die Männer und Weiber scheinen gezierte Tempel zu sein, aber wollte Gott, daß sie keine Tempel Ägyptens wären, in denen du unter dem Glanz der Kleider findest ein unwissendes, furchtsames, verworfenes, unsauberes Gemüt[1].

Neben der Predigt ging eine eifrige Förderung der Christenlehre her. Nach dem Dreißigjährigen Kriege lag die Katechese wie früher sehr darnieder. Immer und immer wieder wurden sowohl von Bischöfen als auch von Landesbehörden Mandate erlassen, um Priester und Eltern an ihre Pflicht zu mahnen[2]. In einem Mandat des Passauer Offizials Graf Losenstein vom 19. Dezember 1687, an die Pfarrer vor dem Wienerwald, heißt es: Weil wir die Haltung der Kinderlehr öfters anbefohlen, auch Kinderlehrbüchel auf alle Pfarreien gegeben, aber alles schlecht befolgt worden, sollen jetzt die äußersten Zwangsmittel angewendet werden und die Saumseligen mit 50 Rthlr. Straf geahndet werden[3]. Mandate des Bischofs von Augsburg betreff fleißigen Abhaltens und Besuch der Christenlehre liegen vor aus den Jahren 1666, 1669, 1670, 1693 und 1694. Die weltlichen Behörden mußten über den Vollzug berichten[4].

Bei solchen Zuständen war eine eifrige Pflege der Christenlehre wohl am Platze. In Wien versahen die Jesuiten bis 1652 18 Katechesen, in diesem Jahre kam die neunzehnte hinzu. Im Jahre 1655 heißt es: In Wien wurden innerhalb und außerhalb der Stadt sowohl von den Novizen als auch von den ältern Priestern an 20 Orten Katechese gehalten. Im Jahre 1668 besorgte das Wiener Profeßhaus vier Katechesen, die zahlreichste war die in der Kirche am Hof, die zweite für die Schule bei St. Stephan (jeden Freitag), die dritte im Bürgerhospital, die vierte in der Schule der Ursulinerinnen, wohin die jüngern Mädchen aus den Trivialschulen

[1] Stynen 287 f.

[2] Für Österreich vergl. z. B. Wiedemann, Geschichte der Reform und Gegenreform im Lande unter der Enns 5 (1886) 62 ff.

[3] Wiedemann 5, 170 f. Vergl. 179, 191 ff.

[4] M. R. Hochstift Augsburg 526.

herausgezogen worden, um dort einen ihrem Alter und Geschlecht entsprechenderen Unterricht zu erhalten. Im selben Jahre hatte das akademische Kolleg in Wien außer der sonntäglichen Katechese in der eigenen Kirche und in den Klassen des Gymnasiums jeden Freitag die Katechese außerhalb der Stadt in acht Trivialschulen und in sieben Kirchen. Als die Novizen nach Leoben geschickt wurden, hielten die Scholastiker, Philosophen und Theologen, die meisten dieser Katechesen jeden Sonntag von Ostern bis Herbst. Einige Scholastiker setzten selbst in den Herbstferien die Katechesen fort und zwar an elf Orten. Die Philosophen und Theologen in Wien besorgten 1671 die Katechese in den Trivialschulen, den Vorstädten und 20 Nachbarorten, die in Graz an allen Sonntagen in sechs benachbarten Pfarreien. In Leoben wurden die Kinder nicht allein von den Plätzen und Straßen sondern auch aus den Wirtshäusern und den Privathäusern zusammengeholt und der Katechese in der Kirche zugeführt. In der Geschichte des Grazer Kollegs wird zum Jahre 1695 berichtet: Am Sonntage war für die Schüler der deutschen Schulen und die kleinen Knaben und Mädchen Katechese in der Jesuitenkirche, wozu aber auch Erwachsene gerne kamen. In der Oktav von Ignatius wurde eine feierliche Kinderprozession, die sogenannte katechetische Prozession gehalten. Auf drei Schaugerüsten war die biblische Erzählung, wie Moses auf Sinai die zehn Gebote erhält, in Bildern dargestellt. Diese wurden auf den Schultern getragen. Die Darstellungsweise der Kinder und ihre naive Deklamation gefiel den zahlreichen Zuschauern außerordentlich[1]. Zu den zwölf sonntäglichen Katechesen in Graz und Umgegend im Jahre 1677 waren 1686 noch zwei neue hinzugekommen.

Auch in den übrigen Provinzen hielt die eifrige katechetische Tätigkeit an. So fuhr man in Köln fort, die Christenlehre zu geben in fast allen Pfarreien der Stadt und auch noch in einigen außerhalb der Stadt. Die Leitung unterstand einem eigenen Praefectus catechismorum, oder, wie er später hieß, Praefectus catechistarum. Die Jahresbriefe von 1690 berichten: In den verschiedenen Fabriken, wo die Hefe der Jugend, die von den Schulen nur ihre Armut fernhält, zum Strumpfwirken zusammenströmt, wurde Christenlehre gegeben. In Münster (W.) hielt man 1653 die Katechesen in den Pfarreien der Stadt und der Nachbarschaft dazu noch an neun andern Orten; im Jahre 1654 waren es im ganzen 16 Orte, die versehen wurden. Die Jahresbriefe von 1656 erwähnen, daß zu den acht Katechismusstationen in der Stadt, noch eine neunte in St. Mauriz kam, dazu besorgte man 13 Katechesen auf dem Lande; diese Zahlen bleiben ungefähr die gleichen bis 1700. In Paderborn hatte man 1653 zwei Katechesen in der Stadt an den Sonntagen, und neun außerhalb der Stadt während des Sommers. In den Paderborner Jahresbriefen von 1661 heißt es: Außerhalb der Stadt erteilten wir Christenlehre an 15 Orten. Eine Freude war es, zu sehen, wie da und dort die Eltern mit den Kindern 1½ Stunden weit und noch weiter her unter frommen Gesängen zahlreich zur Katechese zusammenkamen. Im Jahre 1689 hielten die Paderborner Patres Katechesen an 18 Orten, 1699 an 4 Orten in der Stadt und an 15 Orten außerhalb derselben. In Meppen gab man Christenlehre 1655 wie in früheren Jahren in der Pfarrkirche, bei den Soldaten der Garnison und in mehreren benachbarten Orten; in den folgenden Jahren schwankt die Zahl auswärts zwischen 3—6.

In Koblenz erteilten die Patres 1653 in drei Kirchen der Stadt, außerhalb an 13 Orten Christenlehre; in den folgenden Jahren betrug die Gesamtzahl 11. Zum Jahre 1676 heißt es in den Koblenzer Jahresbriefen: Die Katechese um

[1] Peinlich, Graz. Progr. (1870) 93.

zwei Uhr nachmittags in der Pfarrkirche war nicht allein von den Kindern sondern auch von Erwachsenen so besucht, daß man sie eher für eine berühmte Predigt hätte halten können. Im Jahre 1680 kam eine Katechese für die Soldaten im Tal (Ehrenbreitstein) hinzu und 1687 wird bemerkt: Die Katechese, sowohl die während des Jahres in beiden Pfarrkirchen, als die im Sommer in elf umliegenden Orten, zeitigte große Frucht. Im Jahre 1699 trat zu den bisherigen Katechesen noch eine Katechese jeden Freitag für die Armen hinzu, die in der Stadt für ein Almosen zusammenkamen. In Koesfeld hielt man Katechesen durchschnittlich an zehn Orten, zwei innerhalb und an acht außerhalb der Stadt.

Nach den „Gewohnheiten" der oberdeutschen Provinz vom Jahre 1693, wurde die Christenlehre nicht von der Kanzel, sondern von der ebenen Erde aus gegeben; vor und nach der Katechese wurden die Gebete und Gebote aufgesagt; Dialoge und dramatische Darstellungen sollten an die Einwilligung der Oberen geknüpft sein, die Prozessionen der katechetischen Jugend zweimal im Jahre gehalten werden[1]. Wo die Patres nicht hinreichten, traten auch Laien ein, um das Apostolat der Katechese zu üben. So erzählt die Geschichte des Kollegs von Amberg zum Jahre 1667, eine junge Bäuerin habe im Verein mit ihrem Bruder in ihrem Dorfe die Kinder zur Katechese und zum Unterricht im Schreiben versammelt und dabei viele Anfeindungen, aber auch die Unterstützung der Jesuiten erfahren[2].

Durch die regelmäßige Katechese kam es auch zu der damals vielfach vernachlässigten Vorbereitung auf die erste Beicht und die erste heilige Kommunion, und dann zu öfterem Sakramentenempfang in den Trivialschulen. Die Laibacher Jahresbriefe erwähnen zum Jahre 1683: Der Katechet hat in diesem Jahre die löbliche Gewohnheit eingeführt, daß die Kinder aus den Trivialschulen viermal im Jahre in geordnetem Zuge zu unserer Kirche geführt wurden, um dort zu beichten und, wenn sie hinreichend unterrichtet sind, die heilige Kommunion zu empfangen. Die Trierer Jahresbriefe erzählen 1692: wir haben 50 Knaben und Mädchen nach gehöriger Vorbereitung zur ersten heiligen Kommunion geführt. In Jülich wurden 1695 30 Knaben und Mädchen für die erste heilige Kommunion vorbereitet, die Ostern stattfand, ebenso 1673 18 Kinder in Schweidnitz. Die Jahresbriefe von Düsseldorf berichten zum Jahre 1664: Am Feste des heiligen Joseph gingen, was bisher hier nicht üblich war, 150 Kinder, Knaben und Mädchen, aus der Katechese zur ersten heiligen Kommunion; sie wurden in schöner Ordnung in unsere Kirche geführt. Darunter waren 40, die man in der Stadt zusammengelesen hatte, vollständig unwissend; einige auch, die 16 oder 17 Jahre alt, noch nie gebeichtet hatten. Im Jahre 1672 wurde zu Luzern an den Sonn- und Feiertagen der Fastenzeit eine neue Katechese eingerichtet für diejenigen, welche zum erstenmal die heilige Kommunion empfangen sollten, indem man die andern Knaben und Mädchen entließ. Die Eltern wurden von der Pfarrkanzel ermahnt, ihre Kinder, die in dem entsprechenden Alter seien, zu schicken, die Namen der Kinder wurden zur bessern Kontrolle aufgezeichnet. Sie erschienen in großer Anzahl und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Die Kirche war durch die Erwachsenen, die auch an der Instruktion teilnehmen wollten, ganz gefüllt. Mittwoch vor Weißen Sonntag wurden alle diese Kinder vom Pfarrer geprüft, der sie sehr gut unterrichtet fand und sie alle mit Ausnahme von 4—5, die das Alter noch nicht hatten, zuließ[3].

Ein wichtiges Mittel zur Verbreitung der Christenlehre bildete fortgesetzt die Bruderschaft Jesu, Maria und Joseph. In dem Archiv der Pfarrei Wies-

[1] *Consuetudines Prov. Germ. sup. 1693.
[2] *Hist. Coll. Amberg. M. R. Jes. 769.
[3] *Comp. Hist. Coll. Lucern M. R. Jes. 1717.

baum (bei Gerolstein, Eifel) findet sich ein Namenbuch der heiligen hochlöblichen Bruderschaft Jesu und Marias, um gut zu leben und selig zu sterben durch Beförderung der christlichen Lehr, eingestellt in der Pfarrei Wiesbaum durch die Patres der Societet Jesu, Juli 1669 auf Anhalten Herrn Joh. Mörs, zur Zeit Seelensorger daselbst. Die gemeinsame Versammlung wird gehalten 1. den 26. Juli St. Annatag, 2. St. Martinitag. 3. die monatliche Zusammenkunft den zweiten Sonntag des Monats. Der Pater, der diese Bruderschaft einrichtete, war der Missionär Philipp Scouville, der in der ganzen Eifel 40 Jahre wirkte und an vielen Orten, wie andere Pfarrarchive ausweisen, so z. B. 1682 in Winterscheid, die Christenlehrbruderschaft einführte[1]. In Köln wurde die Christenlehrbruderschaft wiederholt von den Kurfürsten empfohlen, so 18. Juni 1666, 12. April 1685 und 26. September 1691. Der Kölner Generalvikar Werner de Veyder stellte am 23. Oktober 1700 eine neue eindringende Empfehlung aus[2].

Dem Worte in der Katechese suchte man durch die Verbreitung von Katechismen nachzuhelfen. Man hat begonnen, so berichten die Wiener Jahresbriefe von 1700, Katechismen zu drucken, in denen die Glaubenswahrheiten dem Verständnis der Unwissenden angepaßt, durch Fragen und Antworten erklärt und durch Beispiele erläutert werden; so wird die Frucht auch denen zuteil, die an der Katechese nicht teilnehmen können. Die Koblenzer Jahresbriefe von 1699 enthalten die Notiz, daß man Katechismen druckte und in- und außerhalb der Stadt verbreitete, die die wichtigsten, dem Verständnis der Kinder angepaßten Glaubens- und Sittenlehren enthielten.

An der katechetischen Arbeit beteiligten sich jung und alt, vom jüngsten Novizen bis zum ergrautesten Pater, der zu keiner andern Arbeit mehr fähig war. Auch die Scholastiker, Repetenten, Philosophen, Theologen und die Tertiarier waren dabei eifrig tätig. Nach den Personalkatalogen der oberdeutschen Provinz übernahmen die Theologen und Philosophen in Ingolstadt einen Teil der Katechesen. Der Ingolstadter Katalog vom Jahre 1686 zählt bei den Theologen des vierten Jahres (sie waren noch nicht Priester) vier Katecheten auf, von denen einer (P. Ant. Sepp) die Katechese in der Jesuitenkirche hielt, vom dritten Jahre sieben, die meist in den Nachbarorten katechesierten, vom zweiten Jahr drei. Von den Philosophen des dritten Jahres waren zwei, von denen des zweiten Jahres vier Katecheten. Ähnlich lauten die Angaben 1687. In diesem Jahre erteilten in München auch Magistri Christenlehre, je einer in St. Peter, St. Sebastian, Liebfrauen, St. Stephan, Haidhausen und Sendling.

Die Übernahme der Katechesen ging stellenweise nicht ohne Schwierigkeiten vor sich. So berichten die Jülicher Jahresbriefe von 1671: Erst in diesem Jahre gelang es, fünf Katechesen zu beginnen. Mehrere Jahre hatten wir vergebens dies zu erreichen gesucht. Die Pfarrer hatten sich verabredet, der Einführung offenen Widerstand entgegenzusetzen, weil wir ohne jeden Grund nur infolge von grundlosen Verdächtigungen in das Geschrei gekommen, als wollten wir uns unter dem Vorwand des Unterrichtes der Landjugend ihrer Pfarreien bemächtigen. In diesem Jahre drangen wir endlich an die Orte, deren Armut jeden dergleichen Gedanken ausschloß. Ein preußisches Edikt, dat. Kleve, 13. März 1652, verbot die Katechesen im Klevischen. Es heißt darin: Es ist uns glaubwürdig vorkommen . . . insonder-

[1] Er starb 1702 zu Trier, wo auch im selben Jahre ein Elogium desselben verfaßt und dem Druck übergeben wurde: Confluentiae Typis Theodori Burggraff 1702.

[2] Vergl. Geistliche Übungen bei der heiligen Mission. Eingerichtet von denen Missionariis Soc. Jesu Prov. Rhen. inf. Düsseldorf 1759 S. 9 ff., 103. Ein Bruderschaftsbüchlein der Gesellschaft Jesu Maria Joseph trägt die Kölner Approbation vom 6. Oktober 1700.

heit daß die Jesuiten sich des Kinderlehrens und Predigens außer ihren Klöstern in Städten und Dörfern, andern Geistlichen zu Nachtheil unternehmen . . . Als haben wir verordnen wollen, . . . daß gemeldte Jesuiten sich außerhalb der Klöster in Städten und Dörfern andern Geistlichen vorzugreifen, nicht unterstehen, sondern sich des Predigens und Kinderlehrens vermög des ausgelassenen Gebots vom Jahre 1635 außer ihren Klöstern gänzlich enthalten[1].

Die eifrige Pflege der Christenlehre durch die Jesuiten hatte noch einen besonders schönen Erfolg, nämlich den, daß auch andere, Ordensgeistliche und Weltpriester, sich mit Eifer der Katechese annahmen. So berichten die Jülicher Jahresbriefe von 1655: Wegen Beteiligung anderer Ordensleute an der Christenlehre bleibt uns nur mehr eine Katechese in der Pfarrkirche. Und in denselben Berichten heißt es zum Jahre 1674: Die vor zwei Jahren auf dem Lande begonnenen Katechesen nehmen ihren erwünschten Verlauf. So kommt es, daß die Pfarrer in unserer Nähe unsere Tätigkeit nachahmen und für ihre unwissenden Bauern Katechesen beginnen. Da nämlich in diesen Gegenden gar nicht oder höchst selten kirchliche Visitationen stattfinden, bleibt notwendigerweise vieles der Willkür anheimgegeben, so z. B. wurde in diesem Jahre an einem Orte zu Ostern keine Kommunion ausgeteilt, weil der Pfarrer mit den Bauern im Streite lag, wer die Kosten für Hostien und Wein zu tragen habe[2].

* * *

Das gesprochene Wort suchte man lebhafter zu gestalten und tiefer einzuprägen durch szenische Darstellungen innerhalb und außerhalb der Kirche, besonders in der Weihnachts-, Passions- und Osterzeit. Oliva empfahl am 5. Februar 1667 dem oberdeutschen Provinzial Muglin die Sorge für dramatische Vorstellungen: Solche fromme und geistvolle Dramen tragen sehr zur Hebung der Frömmigkeit bei und dienen auch dem guten Rufe der Gesellschaft[3]. Dramatische Aufführungen in der Kirche waren in den meisten Provinzen ständige Einrichtungen geworden. In Solothurn wurde Karfreitag 1655 und 1656 von den Mitgliedern der Kongregation bei der Kreuzkirche und dem Kalvarienberg ein deutsches Drama über das Leiden Christi und das Mitleid der Mutter Gottes vor vielem Volk gegeben. Zum 14. April 1656 heißt es: Die Prozession der Studentenkongregation zum Grabe des Herrn wie gewöhnlich, Auszug vor ein, Rückkehr vor drei Uhr, nachdem vor dem Grabe ein deutsches Drama über das Leiden Christi und das Mitleid der Muttergottes gehalten worden[4].

Im Amberger Diarium wird zum 15. März (Karfreitag) 1672 berichtet: Um acht Uhr abends wurde in der Kirche ein deutsches Passionsdrama aufgeführt und am 16. (Karsamstag) zur selben Zeit wiederholt. Zum Karsamstag (4. April) 1654 erwähnt das Landshuter Diarium die zweimalige Aufführung eines deutschen Dramas am Grabe, und zum 27. Dezember 1653 notiert dasselbe Diarium die Aufführung eines deutschen Krippenspieles. In Dillingen wurde 1673 in der akademischen Kirche am Karfreitage eine pulchra actio comica von P. Tob. Lohner aufgeführt, 1678 ein musikalisches Drama, das viel Volk anlockte und dem auch der Bischof beiwohnte[5].

Von den Prozessionen werden in den österreichischen Jahresberichten von 1652 als herkömmliche und besonders feierliche genannt die Bußprozessionen in der Karwoche mit den Geißlern und symbolischen Darstellungen der Passion, an der auch viele Adelige sich beteiligten. Noch feierlicher war die Fronleichnamsprozession am Sonntag in der Oktav von Fronleichnam, dieselbe wurde an den meisten Orten der

[1] Lehmann, Preußen und die katholische Kirche 1, 75.
[2] *Litt. ann. Rhen. inf. 1671 squ.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] Fiala, Solothurn 3, 31.
[5] Specht, Dillingen 351.

Provinz durch eucharistische Dramen verherrlicht, die vielfach Vorbilder der Eucharistie aus dem Alten Testamente oder besondere Verehrer des heiligen Sakramentes zur Darstellung brachten. Auch bei andern Anlässen wurden in der Kirche kleine deutsche Dramen aufgeführt, so z. B. in Bamberg im Jahre 1671 bei der Feier der Heiligsprechung des heiligen Franz Borgia. Das Dramation behandelte die Liebe des Heiligen zu Jesus dem Gekreuzigten und rührte die Anwesenden zu Tränen[1].

Als der Luzerner Rat durch Dekret vom 6. März 1654 den heiligen Franz Xaver „für ein Statt Patronen uf und angenommen“ wurde besonders auf Veranlassung des Nuntius Karl Carafa diese Erhebung durch ein großartiges Fest am 21. Dezember 1654 gefeiert. Nachmittags zwei Uhr war eine feierliche Prozession. Die Schulkinder und die Lateinschüler der Prinzipia schritten voran und bestreuten den Weg mit Blumen. An sie schloß sich die Kongregation der ledigen Handwerksleute mit einer allegorischen Gruppe. Um den heiligen Franz Xaver in Lebensgröße, der das Evangelium predigt, knieen bekehrte Bonzen und geheilte Kranken. Die Schutzengelkongregation führte ebenfalls ein lebendes Bild mit sich. Vor dem heiligen Franz Xaver als Triumphator gingen gefesselt die besiegten Laster Cupido, Luxuria und Superbia. Die Gruppe der kleinen Marianischen Kongregation stellte dar den hoch auf einem Throne sitzenden hoffärtigen üppigen Weltsinn in Gestalt eines Mohrenfürsten, dem zwanzig Pagen, die Repräsentanten der Weichlichkeit, mit Pfauenfedern Kühlung zufächelten. Von dem Felsen, über dem der Thron stand, ergoß sich ein Wasserfall in die Tiefe; dort taufte der Heilige einen armen Mohren, das Sinnbild der Demut. Die größere Kongregation der Studenten führte in ihrer Mitte ihr kostbares silbernes Muttergottesbild mit. Die Kongregation der Herren und Bürger hatte einen großen Brückenwagen. Derselbe wurde von vier Schimmeln gezogen, die nach der Sitte der alten Triumphzüge neben einander gespannt und von Negern gelenkt wurden. Auf dem Wagen saß der Heilige als Triumphator in einem Senatorenstuhl, zur Seite standen zwei Mohrenknaben, von denen der eine ein Kruzifix, der andere einen Lorbeerkranz hielt. Eine Frauengestalt in Weiß und Blau gekleidet stellte Luzern dar und überreichte dem neuen Schutzheiligen eine Riesenweihekerze, die mit Wappen, Inschriften und Sinnbildern geschmückt war. Eine berittene Ehrengarde von Jünglingen geleitete den Wagen, dann folgten die Geistlichen des Welt- und Ordensklerus und die Herren von beiden Räten in ihrer ernsten spanischen Tracht[2].

Um die Kinder mehr anzuziehen, fuhr man fort, sich des Gesanges bei den szenischen Darstellungen zu bedienen. Besonders zeichnete sich dabei Glatz aus, wie die Jahresberichte von 1694 im einzelnen erzählen. Das ganze Glaubensbekenntnis wurde dort, ähnlich wie früher schon in Köln, zur dramatischen Darstellung gebracht und 1695 die letzten sechs Artikel in einstündiger Vorstellung von den Kindern dargestellt: Das Credo wurde reimweise für den Gesang komponiert und in 2000 Exemplaren gedruckt und verteilt. Im Jahre 1697 wurde das Vater unser, im folgenden Jahre ein Teil der lauretanischen Litanei zur dramatischen Aufführung gebracht. Die Katechismuskinder in Groß-Glogau stellten zu Anfang des Jahres 1672 den zwölfjährigen Jesus im Tempel dar. Auch von Neisse und Sagan wurden ähnliche Vorstellungen erwähnt. In Sagan, wo man die Katechese 1664 begonnen, wurde noch im Neujahr 1672 in der Mitte der Kirche in deutschen Reimen und Gesängen die Anbetung der Hirten vor der Krippe von den Kindern gespielt und um Ostern ebenfalls in deutschen Versen ein Drama Petrus und Judas[3].

---

[1] *Hist. Rhen. sup. 1671.

[2] Monat-Rosen 26, 487 f.

[3] *Litt. ann. Prov. Bohem.

Die Jahresbriefe der österreichischen Provinz berichten zum Jahre 1682: Die Christenlehre ist zwar eine demütige und geringe, aber von unserm heiligen Stifter sehr hoch geschätzte Arbeit. Deshalb wurde sie auch in der ganzen Provinz mit Eifer und mit nicht geringem Erfolge fortgesetzt. Dem Gebrauch gemäß wurden auch an verschiedenen Orten um die Oktav von St. Ignaz in dankbarem Angedenken an den Stifter dieses frommen Werkes Prozessionen der Katechismuskinder gehalten zur Freude der Kinder und zum Troste der Eltern. Symbole wurden in den Prozessionen getragen, welche die christlichen Tugenden oder die Artikel des Glaubensbekenntnisses und der Gebote darstellten. Der Prozession folgte eine feierliche Katechese mit Verteilung von Belohnungen für die Kinder[1]. An der Prozession in Wien, die vom Profeßhause nach St. Stephan und zurück geführt wurde, beteiligten sich 1652 mehr als 2000 Knaben und Mädchen. Auf dem Hin- und Rückweg sangen die Kinder fromme Lieder, vor der Muttergottes am Hof die lauretanische Litanei. In Laibach begann die Katechismusprozession 1655. In Steyr verteilte der Abt von Garsten 1655 nach der Katechismusprozession 100 Prämien. Im Jahre 1658 heißt es in den österreichischen Jahresbriefen: Die katechetische Prozession wird von den meisten Kollegien durch die Straßen der Stadt geführt; die verschiedenen Klassen sind durch Symbole bezeichnet; an einigen Orten beträgt die Zahl der teilnehmenden Kinder 1000, an andern 2000, mehr oder weniger je nach der Größe der Stadt. In Linz zählte man im Jahre 1685 über 800. Noch wenige Jahre vorher waren in Passau nur 20 Kinder in der Katechese gewesen, während 1685 der größere Teil der Stadtjugend teilnahm. In Breslau nahmen 1681 600 Kinder, im Jahre 1691 mehr als 1000 Kinder an der Prozession teil. Die Prozession wies viele symbolische Darstellungen auf, auch solche auf sechs großen Tragbühnen, auf denen die Aussprüche Christi über die Kinder in lebenden Bildern vor Augen geführt wurden[2].

Ein wichtiges Hilfsmittel für die Seelsorge war auch die Einwirkung auf die Elementarschulen. Manche Jesuiten, die in der Seelsorge beschäftigt waren, nahmen sich mit Erfolg der Elementarschulen sowohl für Knaben als auch für Mädchen an[3]. Die letztern waren damals noch immer besonders vernachlässigt. Im Jahre 1663 beschlossen Amtmann, Bürgermeister und Rat von Koblenz mit Zustimmung des Kurfürsten Karl Kaspar, einige geistliche, Gott verlobte Jungfrauen zu berufen, um unter der Direktion der Jesuiten den Unterricht der Mädchen zu übernehmen. Der Rektor des Kollegs Weidenfeldt besorgte solche Jungfrauen aus Köln. Diese wurden Devotissen oder Jesuitissen genannt. Die Zahl der Schülerinnen wuchs so, daß sie bald ein zweites Schulhaus errichten mußten (1668). Infolge von Klagen über die Höhe des Schulgeldes wiesen die „Jesuitissen" darauf hin, daß in Köln mehr bezahlt würde; sie erklärten sich aber mit einer durch die Obrigkeit festzusetzenden Taxe zufrieden; sie waren auch bereit, den Unterricht unentgeltlich zu geben, wenn man für ihren Unterhalt sorge. Der Stadtrat entschied sich für eine Taxe[4]. Die Jesuiten führten die Aufsicht über Unterricht, Einnahmen und Ausgaben, Haus- und Schulutensilien und waren zugleich die geistlichen Berater der Schuljungfrauen. „Das Vertrauen, welches das Publikum dieser Aufsicht wegen

[1] *Litt. ann. Prov. Austr. 1682.

[2] *Litt. ann. Prov. Bohem.

[3] Vergl. Gesch. 1 260 f., 2² 25. Zum folgenden Pharus 7 (1916) 321 ff.

[4] Ein Kind so lesen lernt, soll monatlich 1 Albus (Weißpfennige, Weißlinge von Silber) zahlen, so lesen und schreiben lernt 6 Albus. Für Lesen, Schreiben und Rechnen monatlich 9 Albus, kommt noch Nähen und Wirken dazu 13½ Albus und die auf dem Rahmen Bordüren von allerlei Blumen machen lernen, geben 1 Gulden und 3 Albus (August 1668) — 1 Taler = 52 Albus, 1 Albus = 12 Heller.

zu der Mädchenschule hatte, wendete den Jesuitissen Geschenke zu und half entgegenstehende Gegenbestrebungen überwinden." Eine große Stiftung von 3000 Reichstalern wurde der Mädchenschule nur unter der Bedingung gemacht, „daß die Lehrmeisterinnen allzeit aus den Jesuitissen genommen würden und daß die Aufsicht dem zeitigen Jesuitenrektor zustehen solle." [1]

Auch in Neuß kamen eigene Mädchenschulen erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zustande und zwar mit besonderer Hilfe der Jesuiten. Die Nonnen zum heiligen Grabe, die ein Kloster in Jülich hatten, begründeten 1654 eine Niederlassung in Neuß. Aus ihrem Gesuch vom 21. Juli 1654 an den Stadtrat von Neuß geht hervor, daß ein Bruder des damaligen Generals der Jesuiten, Major Peter von Nickel, dessen drei Töchter alle dem Orden angehörten, die Kosten der Einrichtung in Neuß tragen wollte. Am 23. Oktober 1662 schlossen die Nonnen mit der Stadt einen Vertrag, nach welchem sie gegen Zahlung von 200 Talern von allen bürgerlichen Lasten befreit wurden, dafür aber die Verpflichtung übernahmen, die Mädchen der Stadt im Lesen und Schreiben zu unterrichten, zu gottesdienstlichen Übungen anzuleiten und auch im Nähen zu unterweisen ohne Entgelt [2]. Da die Stadtschule nach wie vor von Kindern beiderlei Geschlechts besucht wurde, machten die Jesuiten den Stadtrat wiederholt auf das Bedenkliche dieser Koedukation aufmerksam und erreichten auch im Beginn des 18. Jahrhunderts die Trennung, indem eigene Lehrerinnen angestellt wurden. Diese Lehrerinnen wurden geistliche Jungfern oder auch Jesuitessen genannt, weil „die Jesuiten hier wie anderswo in diesen Schulen regelmäßig den Religionsunterricht erteilten und die Lehrerinnen in didaktischer und pädagogischer Hinsicht durch Rat und Tat unterstützten." [3]

Zum Jahre 1659 berichtet die Geschichte des Kollegs von Emmerich: Vor drei Jahren fingen hier gottgelobte Jungfrauen eine Mädchenschule an. Sie lehren die ärmern Mädchen umsonst nicht allein lesen und schreiben, sondern auch nähen und sticken. Die reicheren erhalten zudem Unterricht im Französischen; von diesen haben sie mehrere bei sich in einem Konvikt [4].

Zu Graz errichteten die Jesuiten im Jahre 1653 eine deutsche Schule für die Soldatenkinder und stellten dort zwei weltliche Lehrer an. Ein Grazer Bürger, der in Mexiko gestorben, hatte in seinem Testamente eine Summe bestimmt, von deren Zinsen 50 arme Kinder in Graz durch einen weltlichen Lehrer Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten sollten; er unterstellte die Stiftung dem Grazer Jesuitenkolleg, bei dem sie auch bis zur Aufhebung des Ordens verblieb. Die Stiftung wurde ausgeführt im Jahre 1663. Im Jahre 1694 vermachte eine Gräfin Herberstein dem Jesuitenkolleg in Graz 1000 fl., zu dem Zweck, daß aus den Zinsen der Unterricht für zwölf arme Kinder bestritten, der Rest derselben aber angelegt werde für den Bau einer Wohnung des „Armenlehrers" [5].

Einen ganz besonderen Eifer für die Förderung der Elementarschulen legten die Jesuiten an den Tag, die in den Volksmissionen tätig waren. Mit dem Aufschwung der Volksmissionen geht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Aufschwung der Schulen Hand in Hand. Dafür nur einige Beispiele. In einem längeren Bericht über die Volksmissionen im Trierischen in den Jahren 1678/79 heißt es: Besondere Sorge verwandten die Missionäre überall auf Ordnung der

---

[1] Alex. Dominicus, Geschichte des Kollegiums S. J. zu Koblenz (Programm 1872), 27 f. und Trierisches Archiv 1919, 124 f.

[2] Über diesen Vertrag vergl. Fr. Löhrer, Geschichte der Stadt Neuß (1840), 336 f.

[3] K. Tücking, Geschichte des Gymnasiums zu Neuß 1 (1885) 71 ff.

[4] *Hist. Coll. Embric. ad ann. 1659. Über Jülich vergl. oben S. 44.

[5] Peinlich, Graz. Progr. 1870, S. 45, 61, 91.

Elementarschulen und Heranbildung von Lehrern. Eine neue Lern- und Lehrmethode wurde von ihnen vorgeschrieben für Knaben und Mädchen und den Eltern und Lehrern dringend anempfohlen[1]. Über die Volksmissionen im Sauerland berichtet P. Philipp Löhrer aus Arnsberg am 14. Juli 1697 an den General: Die Missionäre haben keine Mühe gescheut, um Schulen zu errichten, in denen die Landjugend die ersten Glaubensbegriffe erlerne; als Resultat der stets im Turnus wiederholten Durchmissionierung der Pfarreien gibt er u. a. ausdrücklich an, daß in dem Distrikte nur mehr wenige Pfarreien sich befinden, in denen nicht auch Schulen für den Unterricht der Kinder errichtet worden sind[2]. Über die vom Mainzer Erzbischof, Anselm Franz von Ingelheim, errichtete und sehr geförderte Volksmission im Eichsfeld (1685) besitzen wir einen ausführlichen Bericht mit vielen interessanten Einzelheiten[3]. Unter den erzbischöflichen Verfügungen vom 25. Oktober 1685, welche die Missionäre überall auf den Kanzeln verlasen, heißt es über die Elementarschulen: Die Eltern sollen alle Kinder von 6—12 Jahren zur Schule schicken; auch wenn sie das nicht tun, müssen sie dem Lehrer das festgesetzte Schulgeld bezahlen und zu dieser Bezahlung von den Beamten angehalten werden. In allen Dörfern, wo kein Schullehrer ist, werden die Missionäre einen solchen anstellen, wenn es sich nur irgendwie ermöglichen läßt. Im Verlauf dieser Mission, die sich vom 8. November 1685 bis 8. November 1686 auf 150 Städte und Dörfer erstreckte, wurden von den Jesuiten an vielen Orten, wo früher fast nie oder wenigstens seit sehr vielen Jahren niemand gewesen, der die Kinder lesen und schreiben lehrte, Lehrer angestellt, damit zur Winterszeit, wo im Eichsfelde bittere Kälte herrscht und alle Wege verschneit sind, die zarten Kinder nicht gezwungen wären, die Schule an einem anderen Orte aufzusuchen. In dem Bericht des oberrheinischen Provinzials August Vorler an die Propaganda vom 11. Januar 1688 heißt es: Die Volksmissionäre in der Erzdiözese in Mainz haben außer ihrer anderen Tätigkeit überall die Schulen besucht und an vielen Orten dafür gesorgt, daß Schulen entweder neu gebaut oder in besseren Stand gesetzt wurden[4].

Mit den Missonären wetteiferten die ständigen Prediger im Eifer für die Förderung der Elementarschulen[5]. Ein Beispiel hierfür ist P. Christoph Ott. Er hielt in Ingolstadt im Januar und Februar 1656 acht Predigten über die Erziehung, die er Anfang 1657 in Ingolstadt veröffentlichte, unter dem Titel: Hohe Schuel der lieben Eltern darinnen die christliche Kinderzucht als der größten Künste eine gelehret wirdt, wie dieselbe von der Wiegen an bis in das Grab der Kinder mit ihnen solle gehalten werden[6]. Die Widmung, datiert Ingolstadt 1. Januar 1657, ist an den Bürgermeister, Rat und die ganze Bürgerschaft von Ingolstadt gerichtet. Unter den Gründen, weshalb er diesen die Predigten widmet, hebt Ott hervor das große Verdienst des Rates um die Kinderschulen, die sie nach ihrer eigenen Einsicht und nach anderen, deren Gutachten hierin sie nicht verschmähten, eingerichtet. Nun folgen die Verordnungen des Rates für die Schulkinder, die die Bürgerschaft zu ihrem Ruhm befolgt und die auch anderen katholischen Städten und Gemeinden zum Beispiel dienen könnten. Die Verordnungen, die wohl zum guten Teil auf

[1] *Annuae Missionis Trevirensis Rhen. inf. 56.

[2] *Orig. Rhen. inf. 58.

[3] *Imago Missionis Archi-Episcopalis per Eichsfeldiam instituta anno 1658. Rhen. sup. 34.

[4] *Orig. Rhen. sup. Hist. 34.

[5] Vergl. Gesch. 2², 26.

[6] Die zweite Ausgabe (Ingolstadt 1671) ist gleichlautend und im Satz gleichlaufend wie die erste. Nur auf der Rückseite des Titelblattes hat sie die Bitt an den günstigen Leser, die Dedikation nicht zu überschlagen, weil sie zugleich eine Instruktion enthalte. Eine dritte Ausgabe erschien 1687, eine vierte in Augsburg 1728. Vergl. oben S. 551 ff.

die Predigten und Gutachten des P. Ott zurückzuführen sind, besagen im wesentlichen folgendes:

1. In den 16 Stadtvierteln wurde ein genaues Verzeichnis aller Kinder vom 5. bis 16. Jahre verfertigt mit Angabe ihrer Eltern, Wohnung, Pfarrei, Schule oder Handwerksmeister. Die mühevolle Aufnahme ergab über 1000 Kinder. 2. Alle diese Kinder wurden in vier Abteilungen nach den vier Hauptvierteln der Stadt eingeteilt und jeden Sonntag Nachmittag in einer bestimmten Kirche des Viertels zur Kinder- oder Christlichen-Lehre geschickt. 3. Damit alles richtig geschieht, ist vom Rate dies allen Schulmeistern ernstlich anbefohlen worden; überdies wurden „vier Ehrenmänner mit einer bestimmten jährlichen Bestellung" verordnet, für jedes Viertel einer, um diejenigen Kinder, die in keine Schule gehen, an den Sonntagen an einem bestimmten Ort zu sammeln „und von solchem geistlichen Sammelplatz in guter Ordnung paar und paar in die Christliche Lehr und die dazu benennete Kirche zu führen". „Welches also auch mit Freud und Gutheißen der Stadt allbereits in Übung gebracht worden ist."[1] Damit nun aber die Kinder auch mit Lust, die bei der Kindheit alles tut, die Christliche Lehr besuchen, ist vom Rate eine erkleckliche Summe Gelds nicht aus Kirchen-Gefällen, sondern aus städtischen Mitteln den vier Geistlichen, so die Christliche Lehr halten, quattemberlich bestimmt worden, um davon Geschenke für die fleißigen Kinder anzuschaffen. 4. Aus dem inneren und äußeren Rat wurden drei vornehme Männer verordnet, von denen der erste, mit bürgermeisterlicher Würde geziert, ein beständiger Commissarius sein sollte für das ganze angefangene Werk. Seine väterliche Obsorg sollte das Werk sichern und vor dem Rückgang, „der in allen menschlichen Anschlägen so spöttlich als gewöhnlich ist" zu bewahren. Die zwei anderen aus den Herrn Rats-Verwandten sollen mit dem Titel „Schuel-Herrn", auf die Schulen und ihre gute Bestellung, daneben aber zugleich auf alle andern Kinder allezeit ein wachsames Auge haben, ob sie fleißig oder nicht in die Schule und Kirche geschickt werden usw., „welches alles von ihnen mit ungesparter Mühe und weit schon merklicher Frucht der lieben Kindheit allbereits verrichtet wird" als ein Sach, daran für jegliche Stadt viel mehr als man insgemein glaubt, gelegen ist. 5. Hat der Rat vor wenigen Wochen verordnet, „daß der alte in Eurer längst verfaßten schönen Schul-Ordnung hergekommene Brauch wiederum erneuert wurde", nämlich, daß alle Schulkinder jeden Tag in den verschiedenen dazu bequemen Kirchen der heiligen Meß mit Andacht beiwohnen. „Wie dann allbereits geschieht mit sonderm Nutz sowohl der Kinder, die auf solche Weis in dieser Andacht einwurzeln als auch der Eltern, die durch der Kinder Exempel, zu eben diesem herrlichen und andächtigen Werk nicht wenig werden aufgemuntert." 6. Der Rat hat den armen Kindern, die etwas zu lernen begehren, das Schulgeld, Lehrgeld, Aufdingegeld bei den Handtierungen, oder andere Beihülf, als von Kleidern und Büchern, gereicht. „Wie denn Eure jährlichen Rechnungen mit dergleichen nicht wenigen heiligen Kosten, denn anders soll ich's nicht nennen, wohl überfüllt sind."

Auf die Darreichung der Lernmittel für arme Kinder kommt Ott später in einer Predigt zurück, wo er die Entschuldigungen widerlegt, welche Eltern vorbringen, die ihre Kinder nicht zur Schule schicken wollen. Da sagt er: „Auch diejenigen Eltern, die es für sich selbst nicht vermögen, haben keine Entschuldigung, wenigstens allhie in dieser Stadt. Was sie nicht vermögen, das vermag das Reiche, von ihren alten

[1] In der siebenten Predigt kommt Ott ausführlich darauf zurück und empfiehlt dringend eine genaue statistische Aufnahme aller Kinder und die Verteilung auf die verschiedenen Christenlehren „wie allbereits allhie mit großem und merklichen Nutz beschehen, und gar wol möglich zu sein, erfunden worden". Hohe Schuel 286.

Landsfürsten oder andern Vorfahren ganz christlich gestifte Almusen, von welchen gottseligen Stiftungen eure liebe Obrigkeit ganz willig und berait ist, allen Burgerskindern, wie auch anderer wohlverdienten Inwohner, so dessen bedürftig das Schulgelt folgen zu lassen, wann es nur an sie begehrt wird werden. Warum braucht man um Gottes willen nit besser solche grosse anerbotne Gnad und Gutwilligkeit? Schämt man sich, ein solche Beihülf zu begehren und darum demütig anzuhalten, weil man vielleicht nicht für arm will angesehen sein, so ists eine stinkende Hoffart. Wer sich aber der Armut schämt, schämt sich seines Erlösers." [1]

Die Pädagogik, die Ott in seinen Predigten entwickelt, ist durchaus solid und praktisch; sie stützt sich auf die alten Klassiker und die christlichen Väter, sie berührt auch die heikelsten Punkte, aber immer mit dem Takte, wie sie ein größeres Publikum verlangt. Die Sorge für die Elementarschule und ihre Lehrer ist ihm Herzenssache, das kann man aus jedem Worte heraushören [2].

Ein wahres Hohelied auf den Beruf des Elementarlehrers findet sich in der siebenten Predigt, wo er von den Schulmeistern als Helfer der Eltern spricht. Vor allem verlangt er für die Lehrer größere Wertschätzung [3]. Von den ersten Schulmeistern, die uns lesen und schreiben lehren, sag ich vor allen Dingen: Sie seynd nit in dem Preiß, in der Ehr, Werth und Gunst, schier aller Orten, als sie wol verdieneten zu sein, mit ihren so grossen, nit aber allzeit erkenntlichen Arbeiten. Sie seynd unsere und unserer Kinder andere Väter, wie's die Gelehrten nennen, ja sie seynd die besseren Väter, das ist Seelen Väter, also zu reden, wie sie heißt der uralte Clemens von Alexandria: Praeceptores, Animarum Patres. Die Schuelmeister seynd zu unseren Seelen gleichsam Vätter. Dann diese bilden und gestalten die Seele mit ihrer Kunst, wie die anderen leiblichen Vätter und Mütter den Leib gestalten. Wie aber mehr ist, ein wol gestallte Seel als Leib haben, also ist auch mehr ein Seelenvatter . . . Sagt mir aber hie einer: wenn du dis auch von unsern ersten, die man Particular-Schuelmeister nennet, (weil sie in keiner Universität Schuel halten) verstehest, so ist es wol seltsam. Ist wol ein gewaltige Sach, lesen und schreiben können! Hie gedunkt mich, hör ich mit dem König zu Neapel Alphonsus keinen Menschen, sonder einen Ochsen reden, so unvernünftige Red ist das. Soll es ein schlechter Handel sein, lesen und schreiben können? Ich aber sag, dis seien Künste über alle Künste in gewissem Verstand. Denn erstlich ist dis Schreiben und Lesen ein Eingang und Schlüssel zu allen anderen Wissenschaften . . . Zudem wenn es ein schlechtes Ding ist, lesen und schreiben können, warum wollte mancher einen Finger aus der Hand, und also ein Glied aus dem Leib gerne geben, daß er schreiben und lesen könnte? Ja ich sag unverholen, unsere ersten Schulmeister, indem sie uns lesen und schreiben lehren, thun mit uns ebensovil, oder eines theils mehr, als unsere leibliche Mütter, welche uns lehren reden. Denn die Mütter zwar lehren uns reden, aber nur mit den Lebendigen und Gegen-

[1] Hohe Schuel 256. Über diese Stiftungen vergl. Söltl, Die frommen Stiftungen der Wittelsbacher (1858) 51 ff.

[2] Als Ott später, 1676, sein Werk Roma gloriosa dem Erzbischof von Salzburg widmete, hebt er unter den Verdiensten des Erzbischofs als eines der größten seine Sorge für Hebung der Elementarschulen hervor: Omni vero laude superiorem esse ajunt (Populi Vox est), illam plus quam paternam assiduamque sollicitudinem, quae Infantiae et Pueritiae suae a Celsissimo suo impendatur, ut in scholis quidem prima litterarum, in catechismis autem salutis, in officinis denique prima opificiorum elementa, rasis his tabulis imprimantur, supplente aerario Principali, quod pauperculis Parentibus saepe in sumptus ejusmodi deesse solet. Et scholae quidem alumnos ex semihominibus humanos, Catechismi ex semi — Ethnicis Christianos, opificia denique recte imbibita cives Republicae utiles, ex otiosis fungis, efficiunt, et ex fucis argumentosas apes.

[3] Hohe Schuel 250 ff.

wertigen. Unsere ersten Schulmeister hingegen lehren uns auch mit den Verstorbenen und Abwesenden Sprach halten. Dann mit den Abwesenden auch denen, die tausent Meil von mir seynd, kann ich reden und schreiben; und wenn sie mir auf meinen Brief wieder antworten, reden sie mit mir, und ich vernimm sie mit Lesen. Das haben wir aber erlernt von unsern ersten Particular-Schulmeistern. Wie lehren sie uns aber auch mit der Todten Sprach, ja innersten und besten Rat halten? Die Bücher, die uns gelehrte und heilige Leut haben hinterlassen, werden von den Weisen genennt, Todte Lehrmeister und Rathgeber, und seynd aus allen keine treuere und bessere Lehrer und Räth, als eben die Todten, die seynd ganz unparteiisch ohn Haß, ohn Lieb, ohn Furcht, ohn Hoffnung; darneben ganz weise und klug, welches die beste Gaben seynd eines guten Rathgebers. Mit diesen können wir reden, handeln, rathschlagen, wann und so oft wir wollen, wenn wir lesen können . . . Seht abermal, was wir darum unsern ersten Schulhaltern schuldig, und in was Ehren und Werth sie billig sollen von uns gehalten werden, sonderlich auch darum, weil sie oft aus Größe und Beschwerden diser so langweiligen und harten Arbeit, ihre Gesundheit, ja ihr Leben, wenigstens ihr längeres Leben dabei aufsetzen, dies alles tun sie, wann sie recht berichtet seynd, nit wegen des schlechten Schulgelts, so ihnen oft nicht zum willigsten gefolgt wird, sondern aus der Liebe Gottes und aus christlicher Liebe zu ihrem Nebenmenschen, sonderlich zur lieben zarten Jugend, dann auch zu ihren Mitbürgern, deren Kinder sie unterrichten, und schließlich zum Nutzen des ganzen gemeinen Wesens. Dafür verdienen sie bei allen verständigen Menschen Lieb, Ruhm, Gunst und allen guten Willen, für sich und ihre Weiber und Kinder. Wer aber anders mit ihnen handlet, thut nicht wie ein Mensch, sonder wie eine undankbare Bestie. So vil von Rettung und Widerbringung der schier vergessenen Ehr und erloschenen Lieb gegen unsere ersten Schulmeister.

Nachdem so Ott die Wertschätzung des Lehrers eingeprägt, geht er dazu über, die Pflicht der Eltern zu begründen, warum und wann sie die Kinder in die Schule schicken sollen. Das war in der Zeit, wo von Schulzwang überhaupt keine Rede war, eine harte Sache, und wir vernehmen hier all die Einreden, mit denen sich die Eltern von dieser Pflicht zu erledigen suchten. Im allgemeinen verlangt Ott von den Eltern, daß sie die Kinder zu Fleiß erziehen: Die Kinder bis ins 14., 15., 16. Lebensjahr in eitel Müßiggang, das ist in dem Faulbett aller Laster auferziehen, das heißt nicht Vater sein, daß heißt seine Kinder hassen und anfeinden, und die Kinder werden es euch einmal wenig danken, wenn sie erwachsen sind und die Sach besser verstehen. Keine Entschuldigung ist die Armut, denn man soll sich nicht schämen, den Magistrat um Schulgeld und Schulmittel zu bitten. Ein anderer will sein Kind nicht in die Schule schicken, daß es nicht gescheiter wird als der Vater, denn so ungescheite Reden hört man zuweilen: kann ich nicht schreiben und lesen, was muß mein Kind es können? Das ist schändlicher Neid und Mißgunst, die den Eltern gar übel anstehen. Denn der Kinder Ehr ist der Eltern Ehr, wie der Kinder Spott der Eltern Spott ist. Liebe Eltern, macht durch diese Künste eure Kinder reich an Seele und Verstand, weil ihr ihnen andere schlechte Reichtümer nicht geben könnt. Hinterlaßt ihnen wenigstens dieses Erbteil, daß ihr sie etwas lernen laßt in der Jugend, das ist oft Erbteil genug. Denn viele arme Kinder, die in ihrer Kindheit anders nichts gelernt, als wol schreiben und lesen, sind dadurch allein zu großen und wol auch größten Herrn geworden, nur weil sie mit der Feder wol haben wissen umzugehen, und dabei auch guten Verstand erzeiget, der manchesmal armen Kindern nit fehlet. Haben also solche zuvor schlechte Kinder, hernach aber große Herrn, nit allein sich selbst, sondern auch den Eltern, die sie aus ihrem oder fremden Vermögen wol lesen und schreiben lernen lassen, ja einer ganzen Freundschaft helfen

und sie zu großen Ehren bringen können. Deshalb stehen diejenigen Eltern sich selbst und zugleich ihren Kindern grob im Licht, die aus ihrem oder fremden ihnen anerbotenen Vermögen und Stiftungen, ihre Kinder nichts lernen lassen, sondern wissentlich, williglich und gleichsam mit Fleiß zu dem Bettelstab auferziehen: welche Unmenschlichkeit nicht genug kann gescholten werden.

Hat man nun das Kind in die Schul geschickt, so soll man sich auch darum umsehen und sich mit dem Lehrer ins Einvernehmen setzen. Keiner aus uns stellt eine Kuh bei einem Bauern ein, er spricht zuvor mit ihm, der Kuh halben. Und wann das Thier ein viertel oder halbes Jährlein beim Bauern standen ist, fragt man fleißig nach, wie es sich halt, ob es zu oder abnehme. Ja, man ist mit dem Hören nicht zufrieden, man spaziert eine halbe, ganze Stund oder noch weiter in das Dorf hinaus, da unser Kühle steht; man besichtigt es, befiehlts dem Bauern von neuem mit Fleiß und vermeint, eine gute Arbeit verrichtet zu haben. Hingegen stellt man ein Kind an in der Schul, da soll es zunehmen und nicht faist, sonder geschickt und kunstreich werden. Aber das ganze Jahr fragt kein Mensch um ein solches Kind um. Heißt das nit, ein Rind lieber haben als ein Kind? Der Kuh geht man gern zu lieb ein Meil Wegs, einem Kind zu lieb nit über die Gassen, nit 10 oder 20 Schritt. Ich führs weiter nit aus, der Unverstand ist da greiflich. Bitt nur, man woll wenigstens ein Kind einem Rind gleich halten[1].

Eine wichtige Stelle für die Förderung der Elementarschule weist Ott den „Schuel-Herrn" an, welche in allen geordneten Städten mit sonderm Fleiß über die Schulen und Jugend bestellt werden. Dieser Schuel-Herrn Amt und Pflicht ist es, Acht geben, daß mit den Kindern nichts versäumt werde, die Schulen zuweilen visitieren, den Kindern als ihren jungen Mitbürgern zum Fleißiglernen ein Herz und ein Mut machen, den Schulmeistern, wo vonnöten, an die Hand gehen, die Eltern gütlich der Kinder halben, wenn sie sich nicht der Gebühr nach einstellen, vermahnen, auf die Kinderzucht gute Obacht tragen, wie auch über deren guten und schlechten Fortgang der Obrigkeit berichten. Mit einem Wort: gute, junge Bürger machen helfen und aus rechten christlichen Eifer, wie auch aus Liebe zum Vaterland. Dann zeigt Ott denjenigen, denen das Amt von der Obrigkeit aufgetragen wird, mit was Fleiß und Ernst, Eifer und Unverdrossenheit sie solches so herrliches Amt sich sollen angelegen sein lassen[2].

Unter den Helfern der Eltern für die Kinderzucht betont Ott auch sehr ausdrücklich die Obrigkeit. Es gibt aber Leute, so sagt er, die wollen von Kinderzucht nichts wissen, hören keine Predigt, in der darüber gehandelt wird, ja sie feinden auch die Prediger an „daß sie mit solchem ‚Kinderwerk', wie sie's nennen, auf die Kanzel kommen". Von solchen Wald-Eseln ist in Ewigkeit keine gute Kinderzucht nicht zu erhoffen, so wenig als daß von einem Wald Esel ein Schaf erzeugt werde. Da kann allein die Obrigkeit helfen. Hier muß sich der Obrigkeit christlicher Eifer und ihre Liebe zum Vaterland zeigen, wenn sie nicht den herrlichen, schönen Ehrentitel Patrum patriae, das ist der Väter des Vaterlandes, umsonst führen, der irdischen Engel Amt unwürdig haben und verwalten will. Die Weisen aller Zeiten haben dafür gehalten, daß die gute Verfügung der besten Auferziehung der Jugend nicht nur eine Privatsache sei, die den gemeinen Bürgersmann, so Frau und Kinder hat, angehe, sondern eines aus den vornehmsten, wenn nicht die allervornehmste Sache, so den Obrigkeiten zusteht[3].

* * *

[1] Hohe Schuel 264 f.
[2] Hohe Schuel 269 ff.
[3] Hohe Schuel 277.

In den Einrichtungen des Gottesdienstes fanden keine wesentlichen Änderungen statt. Fürs Gewöhnliche sollte in den Kirchen der Gesellschaft ein einfacher, kein feierlicher Gottesdienst gehalten werden. Daran mahnte P. Nickel den österreichischen Provinzial Geyer am 26. Juni 1655: Man teilt mir mit, daß in Judenburg an allen Sonn- und Festtagen in unserer Kirche von den Unsrigen Messe und Vesper mit Diakon und Subdiakon gesungen werden. Dieser Brauch entspricht nicht unserm Institut, und die Gesellschaft hat dessen Einführung nirgends gebilligt, denn es ist eine Art von Chor. Was wir hier in Rom tun, darf nicht als Beispiel angerufen werden, da dies hier nur auf ausdrücklichen Befehl des Papstes geschieht, dem wir nicht ausweichen konnten. Wenn daher nicht triftige Gründe dagegen sprechen, mögen Ew. Hochwürden diesen Brauch abschaffen. Ich bin aber nicht dagegen, wenn er nach der Sitte der Gesellschaft an unsern und einigen andern höhern Festen beibehalten wird[1].

Der deutsche Volksgesang im Gottesdienst wurde besonders am Rhein und in Westfalen beibehalten und gefördert, wie schon die vielen Ausgaben des Jesuiten-Psälterleins und anderer Gesangbücher erweisen. Auch im Süden machte man immer wieder Anläufe, um wenigstens während bestimmter Festzeiten den Volksgesang einzubürgern. Unter dem 29. Dezember 1670 heißt es im Amberger Diarium: Während der Messe wurden mit Orgelbegleitung Weihnachtslieder gesungen, was auch nach der althergebrachten Sitte an den folgenden Tagen geschah (bis 15. Januar). In der oberrheinischen Provinz wurde überhaupt an den Werktagen nach der Wandlung von den Zöglingen gesungen, aber es scheinen sich allerlei Mißbräuche dabei eingeschlichen zu haben, so daß auf der Provinzialkongregation von 1655 in der Superiorenkonferenz beschlossen wurde, den Gesang aufzuheben, da alle Mittel, die Mißbräuche zu beseitigen, nichts gefruchtet[2].

In dem Memorial des Visitators Schorrer vom Jahre 1662 für Dillingen heißt es: Für die Leitung der Musik soll ein kundiger Alumnus aufgestellt und ihm wie früher 10 fl. gegeben werden. Einer der Unsrigen soll aber die Aufsicht führen und für das Inventar des Chores Sorge tragen[3]. In Solothurn war einer der Professoren Musikpräfekt oder Chordirektor im Nebenamte. An den meisten Sonn- und Festtagen wurde nicht nur der Vormittagsgottesdienst, sondern auch die Vesper mit Gesang und Musik gefeiert. Ein deutsches Solo Franziskus Xaverius wurde in der Vesper um zwei Uhr mit Orgelbegleitung während der ganzen Oktav gesungen. Unter der täglichen Schulmesse wurden deutsche Weihnachtslieder von Weihnachten bis Lichtmeß gesungen, meist ohne Orgel, indem einer von den Humanisten in den Bänken anstimmte (1652)[4].

Der Maßstab jeder guten Seelsorge und zugleich die schönste Frucht derselben, der eifrige Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars, blieb bestehen und läßt sich vielfach zahlenmäßig nachweisen. Die Beichtstühle der Patres waren so belagert, daß die Arbeit manchmal kaum bewältigt werden konnte. In der Kirche des Profeßhauses zu Wien — so berichten die Jahresbriefe von 1688 — ist ein solcher Zudrang von Pönitenten, daß an den größern Festen sehr oft 20 Beichtväter, die zu ein und derselben Zeit bis Mittag Beicht hören, kaum hinreichen.

Die Kommunionen halten sich durchgehends auf der früheren Höhe, nur an einigen Orten, in großen Städten, ist im letzten Jahrzehnt eine Abnahme bemerkbar.

[1] *Ad Austr.

[2] Nach der Mainzer Kirchenordnung vom 18. September 1669 waren deutsche Gesänge in der Messe üblich. Vergl. Joh. Wolf, Eichsfeldische Kirchengeschichte (1816) 218.

[3] *Memorial. Diling.

[4] Fiala 3, 37.

Görz hatte 1676 34000, 1700 31200, Graz 1676 95564, 1700 76929, das Wiener Profeßhaus 1676 122000, 1700 106469, dagegen die Kirche des Wiener akademischen Kollegs 1676 49400 und 1700 84000, Linz zählte 1676 38000, 1700 53438 Kommunionen. Im Jahre 1673 betrug die Zahl der Kommunionen in den österreichischen Häusern, von denen Zahlen gegeben wurden (einige fehlen), zusammen 652000. In München stieg die Zahl der Kommunionen von 118800 im Jahre 1670 auf 150900 im Jahre 1688, blieb 1689 und 1698 auf der Höhe von 156000, fiel aber 1700 auf 136165[1].

Auf den häufigeren Sakramentenempfang übten die monatlichen Generalkommunionen fortgesetzt den heilsamsten Einfluß, besonders seitdem Alexander VII., Innocenz XI. und Innocenz XII. (letzterer 3. September 1692) für alle, die daran teilnahmen, einen vollkommenen Ablaß bewilligt hatten[2]. In den Jahresbriefen der österreichischen Provinz vom Jahre 1651 heißt es, daß die Generalkommunion in den meisten Kollegien bereits eingeführt, in Leoben damit in diesem Jahre der Anfang gemacht worden. Von den Kirchen der Jesuiten verbreitete sich diese Übung dann auf viele andere Kirchen. Oliva schrieb am 7. Dezember 1669 dem oberrheinischen Provinzial Colbin: Ich stimme ganz mit der Bitte überein, daß die monatliche Generalkommunion, die in unsern Kirchen blüht, auch in die Städte und Dörfer eingeführt wird, wo wir zuweilen den Pfarrer vertreten oder Missionen halten oder die Todesangstbruderschaft errichtet haben. In der Geschichte von Hadamar wird hervorgehoben, daß die von den Jesuiten eingeführte Generalkommunion vielen die Schüchternheit benahm und die Vorurteile zerstreute, wodurch sie sich bisher von dem Tische des Herrn hatten zurückhalten lassen. Wie einfältig die Vorurteile waren, zeigt eine Bemerkung in der Geschichte des Kollegs von Amberg, daß die Patres 1667 predigen mußten gegen die Meinung, für die Bauern und das gewöhnliche Volk gezieme es sich nicht, häufiger die Sakramente zu empfangen[3]. In den österreichischen Jahresbriefen wird zum Jahre 1658 hervorgehoben, daß die einen schon alle acht Tage, andere noch öfters in der Woche die heilige Kommunion empfangen. Die daraus hervorgehende Frucht zur Verbesserung der Sitten und Ausrottung des Lasters könne keine Feder beschreiben. Und zum Jahre 1659 wird bemerkt: Es steht durch die Erfahrung fest, daß der Empfang der Sakramente jährlich wächst; die früher viel seltener die heilige Kommunion empfingen, kommen jetzt schon alle Wochen, einige sogar noch öfters.

Im Noviziat zu Trier wurde die Generalkommunion für die Verstorbenen 1658 eingeführt und zwar für jede dritte Woche des Monats, im Kolleg in Düsseldorf 1655 für jeden vorletzten Sonntag des Monats. Von Köln berichten die Jahresbriefe zum Jahre 1662: die neue monatliche Generalkommunion für die Verstorbenen begann am dritten Sonntag des Januar; am dritten Sonntag jedes Monats soll sie auch weiterhin gehalten werden. Beim ersten Male waren 5000 herbeigeströmt. Vom Kurfürst war ein Dekret erlangt worden, in welchem er nicht nur seinen Untergebenen das so fromme und in der ganzen Christenheit übliche Werk anempfahl, sondern auch verfügte, daß die Stadtpfarrer allmonatlich die Kommunion empfehlen und zu deren Empfang aufmuntern sollten. Nicht selten teilte der Nuntius den zahlreichen Gläubigen die heilige Kommunion aus. Zum Jahre 1675 heißt es: Die heiligen Sakramente wurden besonders am dritten Sonntag jedes Monats, der den Verstorbenen geweiht ist, bei sehr großem Andrang des

---

[1] Weitere Zahlen s. oben bei der Geschichte der einzelnen Kollegien.

[2] Über den Einfluß der Todesangstbruderschaft auf die Steigerung des Sakramentenempfanges s. das folgende Kapitel.

[3] *Histor. Coll. Amberg. M. R. Jes. 769.

Volkes gespendet. Und im folgenden Jahre wird berichtet, daß die Zahl der Kommunionen in der Jesuitenkirche auf 100000 gestiegen. Am Sonntag der sogenannten Generalkommunion sieht man vom frühen Morgen bis zum Mittag sehr viele Welt- und Ordensgeistliche zelebrieren und acht beständig besetzte Altäre genügen kaum allen Wünschen. Zwei Jahre später (1678) wurde diese Generalkommunion dann auch auf dem Lande eingeführt mit dem Erfolg, daß das Volk auch aus den Nachbarorten sich zahlreich beteiligte.

* * *

In bezug auf die Frauenseelsorge blieben die Obern sich der Gefahren einer zuweit gehenden Frauenseelsorge stets bewußt und suchten wiederholt diesen Gefahren vorzubeugen. In einem Rundschreiben vom 14. März 1665 verordnete der General Oliva: Die Besuche von Frauen sind, wo es sich nicht um große Not oder großen geistlichen Seelennutz handelt, durchaus zu unterlassen. Die Erlaubnis dazu muß vom Rektor (nicht vom Minister) erbeten werden. Es handelt sich hier um eine Sache von äußerster Wichtigkeit, wo alle wahren Söhne der Gesellschaft den Obern helfen müssen. Der Ruf der Gesellschaft und die Frucht unserer Arbeiten hängt davon ab. Alles dies führt Oliva in der eindringlichsten Weise aus[1].

Mit dieser Weisung Olivas beschäftigte sich eingehend die österreichische Provinzialkongregation vom April 1665 und suchte dessen Unausführbarkeit für die österreichischen Verhältnisse darzutun. Am besten wäre es, so wird ausgeführt, wenn die Besuche bei Frauen überhaupt abgeschafft werden könnten, aber wir leben in einem Lande, in dem der geistliche Nutzen fordert, daß auch die Frauen aus niedrigeren und mittleren Ständen besucht werden. Denn sonst werden sie von unseren Kirchen, von Beichtstuhl und geistlicher Leitung abwendig gemacht und infolgedessen auch die Temporalien gekürzt, die wir besonders durch Vermittlung von Frauen erhalten. So werden uns ferner selbst die Männer entfremdet. Und wenn auch P. Claudius (Aquaviva) in seiner Instruktion (3, § 9) geglaubt, daß Frauen aus den niedrigeren Ständen hinreichend in unsern Kirchen durch Beicht und geistliches Gespräch gefördert werden könnten, so geht das in unserer Provinz nicht, denn hier ist es unerhört ja skandalös, in der Kirche mit den Frauen zu sprechen. Deshalb ist der General zu bitten, daß er die Besuche auch bei Frauen, die nicht zu den höhern Ständen gehören, zulasse, zumal die Besuche hier stets mit strenger Einhaltung der Regeln gemacht werden. Auch die Art und Weise der Besuche bei vornehmern Damen ist nicht so leicht auszuführen, wie sie gedacht ist. Denn wie wird der Provinzial bei einer solchen Menge von Adeligen bestimmen, welche besucht werden dürfen, welche nicht. Wo wird die Gestattung aufhören, so daß die später folgenden Grade sich nicht über Zurücksetzung beklagen und ihre Männer ebenso beleidigt werden. Auch die Bestimmung, daß nur die Rektoren die Erlaubnis zum Besuch von Frauen geben dürfen, ist sehr gut, hat aber in der Ausführung große Schwierigkeiten, denn so werden auch notwendige und sehr fruchtreiche Besuche gehindert, da der Untergebene lieber von dem guten Werke abstehen als sich einem Verdachte aussetzen wird. Ferner entstehen dadurch Schwierigkeiten zwischen Obern und Untergebenen, da letztere sich zu sehr eingeschränkt sehen. Der P. General möge also in diesem Punkte etwas der Klugheit der Obern überlassen, die für den Augapfel der Gesellschaft wie für ihre Seele alle Sorgfalt aufwenden

[1] *Orig. M. R. Jes. 347. Vergl. den Endbericht des Visitators der oberdeutschen Provinz vom 29. Dezember 1664 in Jes. 99.

würden[1]. Eine Antwort auf diese nicht auf den Höhen des heiligen Ignatius wandelnden Beschwerden ist nicht bekannt.

Ganz besondere Schwierigkeiten verursachte fortgesetzt die Seelsorge für die Nonnen. Die oberdeutsche Prozinzialkongregation vom September 1651 richtete an die Generalkongregation folgendes Postulat: Die großen Übelstände aus dem ständigen Beichtvateramte bei den Nonnen dauern an und bereiten nicht allein bei Ordensleuten, sondern auch bei Weltleuten große Hindernisse für die uns nach dem Institut obliegende Seelsorge. Die Provinzialkongregation glaubte deshalb, die Generalkongregation dringend bitten zu sollen, bei dem Heiligen Vater vorstellig zu werden, daß er uns nicht allein von dieser Last befreie, sondern auch für die Unschuld der Gesellschaft in dieser Provinz in betreff dieser Nonnenseelsorge eintrete und kundgebe, daß die Unsrigen bisher diese Beichten auf seinen Wunsch gehört, nicht aber darnach verlangt hätten. Der General Nickel antwortete: es sei der Wunsch der ganzen Gesellschaft von dergleichen Belästigungen, die dem Institute nicht entsprechen und größeres Gute verhindern, befreit zu werden; es sei bisher alles geschehen, was möglich gewesen, sowohl um die Gesellschaft zu befreien als auch sie gegen die Verleumdungen zu schützen, und es werde auch in der Folge nichts vernachlässigt werden, was irgendwie Hoffnung auf Erfolg zeige[2]. Dieses Postulat der Kongregation hatte besonders die Luzerner Klöster Rathausen und Eschenbach im Auge, über die bereits früher ausführlicher berichtet worden[3]. Wie dort angedeutet, erfolgte die endgültige Befreiung erst 1672. Am 14. Juni 1670 wünschte Oliva dem Luzerner Rektor Painter Glück zur Befreiung von dem Beichtvateramt in diesen Klöstern. Sollte der Nuntius, so fügte er bei, die außergewöhnliche Seelsorge noch wünschen, so können ihm die Gegengründe in bescheidener Weise vorgelegt werden[4].

Dieser fast ein Jahrhundert sich hinziehende Kampf hatte eine handgreifliche Bestätigung für die Ansicht des heiligen Ignatius geliefert, und die Obern konnten sich mit Recht auf diese Erfahrung berufen. Das tat auch P. Gottifredi, indem er am 6. März 1652 an den Obern von Bellinzona schrieb: nur daran mahne ich, daß wir unserm Institut gemäß äußerst wenig (quam parcissime) uns mit der Seelsorge der Nonnen befassen und auf keine Weise die gewöhnliche Seelsorge bei ihnen übernehmen, wenn wir auch noch so stürmisch darum angegangen werden; mich schrecken die Spuren von Luzern und die unglaublichen Plackereien, die wir wegen der Nonnen zu erdulden haben[5]. Eine ähnliche Anweisung gab Oliva am 6. August 1667 dem Wormser Rektor Bildstein: In betreff der Nonnenbeichten wünsche ich sehr, daß diese Notwendigkeit nicht lange dauert. Denn wie es nicht unser Beruf ist, die gewöhnlichen Beichten der Nonnen zu hören, so ist auch der Segen Gottes nicht zu erwarten, wenn wir tun, was nicht unserem Institut entspricht. Deshalb ist alles aufzubieten, daß die Sache nicht lange dauert und den Unsrigen die Muße genommen wird, die besser auf andere zu verwenden ist. Und an den Rektor von Hagenau richtete Oliva am 1. Oktober 1667 die Mahnung: In bezug auf die Nonnen müssen wir uns daran halten, was wir vom heiligen Ignatius gelernt haben. Sehr selten und sehr zurückhaltend sollen wir nur dann sie aufsuchen, wenn die Not dies gegen unsern Willen erzwingt[6].

Wegen der Notlage hatte man sich der englischen Fräulein und der Ursulinen angenommen. Da lagen nun Grenzüberschreitungen nahe. Sehr mißfällt mir, so

[1] *Acta Congreg. Prov. 76, 159.
[2] *Acta Congr. Prov. 73, 293.
[3] Vergl. Gesch. 2², 197 ff.
[4] *Ad Germ. sup.
[5] *Ad Germ. sup. Vergl. Nickel an Forer 6. April 1652, 1. Mai 1655 an Biber. *Ad Rhen. sup.
[6] *Ad Rhen. sup.

antwortete Gonzalez am 31. März 1696 dem Visitator Mechtl, was Sie über die häufigen Unterredungen des Rektors und des Predigers in Burghausen mit den englischen Jungfrauen (Fräulein) besonders in deren Hause berichten. Der Rektor sollte sich doch an die Vorgänge in Regensburg vor einigen Jahren erinnern. Dem Augsburger Rektor gab Gonzalez am 9. August 1698 die Weisung: Was die englischen Jungfrauen angeht, so lobe ich den Eifer Ew. Hochwürden, die Mißbräuche zu entfernen, vor allem, daß sie nicht einen allein aus den Unsrigen gleichsam als eigenen Beichtvater haben, sondern daß zwei oder drei kluge gesetzte Männer bestimmt werden, denen sie bei dem Besuch unsrer Kirche nach freier Wahl beichten können. Kein Beichtvater darf aber ihr Haus betreten, es sei denn in schwerer Krankheit. Ferner soll niemand sie besuchen, wenn er nicht jedesmal ausdrücklich vom Rektor die Erlaubnis erhalten hat und diese Erlaubnis soll nur aus sehr dringenden Gründen gegeben werden. Da sie die Predigten in den Kirchen besuchen und keine Religiosen sind, ist kein Grund vorhanden, daß ihnen eigene Exhorten in ihrem Haus gehalten werden; sollten die Obern jedoch dies für gut finden, kann die eine oder andere während des Jahres stattfinden. Ihre Schülerinnen sollen sie nach alter Gewohnheit zur Katechese in unsere Kirche führen. Wollen die Jungfrauen die Exerzitien machen, so mögen sie höchstens in zwei Abteilungen geteilt werden. Die Mädchen sollen nur selten, nur im Ausnahmefalle aus triftigen Gründen zu den geistlichen Übungen zugelassen werden, weil sie dazu noch nicht fähig sind. Endlich muß darauf geachtet werden, daß keine häufigeren und längeren Gespräche mit den Jungfrauen, sei es in der Kirche, sei es an der Pforte unseres Kollegs, geführt werden[1].

Dem Rektor von Burghausen, P. Querck, sprach Gonzalez am 30. August 1698 sein Bedauern aus, daß die dem Rufe der Gesellschaft durch den Verkehr seines Vorgängers mit einer englischen Jungfrau zugefügte Wunde wieder aufbreche. Ich hätte gewünscht zu erfahren, ob die bevorstehende Entlassung desselben wegen dieses Verkehrs erfolgt. Übrigens war mir berichtet worden, daß die genannte englische Jungfrau schwere Dinge bekannt und ihrem Vater erzählt; aber kurz nachher erfuhr ich aus andern Briefen, daß sie nach ihrer Rückkehr in ihr Kloster alles widerrufen habe. Ich wünsche dringend, daß die Unsrigen nur aus ganz zwingenden Gründen die englischen Jungfrauen besuchen und dann jedesmal mit ausdrücklicher Erlaubnis des Rektors. Wünschen dieselben geistliche Unterweisung, sollen sie unsere Kirche aufsuchen, wo aber unnütze und längere Gespräche durchaus zu vermeiden sind. Schon früher hatte Gonzalez dem Münchener Rektor Waibl am 13. März 1694 geschrieben, daß die Unsrigen zu den Schauspielen gehen, welche die englischen Fräulein mit ihren Schülerinnen aufführen, haben Ew. Hochwürden ganz richtig für unpassend gehalten. Deshalb sollen Sie in der Folge keinem der Unsrigen den Besuch gestatten und diejenigen, die neulich ohne Ihre Erlaubnis zugeschaut, bestrafen[2].

Auch den Ursulinen waren die Jesuiten vielfach behilflich[3]. Über den Verkehr mit denselben mahnte Gonzalez am 7. April 1696 den Visitator Mechtl: Mit vollem Recht mißfällt Ew. Hochwürden der häufige Besuch des Rektors von Landshut und anderer Patres bei den Ursulinen und zwar nachdem unter ihnen ein Zwist ausgebrochen, der sich auf die Unsrigen verpflanzt hat. Um in der Folge diesen Ärgernissen vorzubeugen, wünsche ich, daß Ew. Hochwürden für dieses Kolleg

[1] *Ad Germ. sup. Auch Noyelle mahnte am 14. August 1683 den Provinzial Truchseß: wenn Nonnen die geistl. Übungen machen wollen, sollen dies mehrere zugleich tun.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Vergl. Tob. Lohner in Geistl. Außfertigung Philotheae 1678 in der Widmung.

eine Verfügung erlassen, gemäß welcher niemand, sei es der Rektor, sei es ein anderer, sie besucht, wenn nicht ein besonderer Grund oder die Not es erheischt, und dann nur mit jedesmaliger ausdrücklicher Erlaubnis des Rektors. Nachdem Gonzalez über den Streit unter den Ursulinen näheren Bericht erhalten, befahl er am 27. Juli 1697 dem Landshuter Rektor Mülholzer: Da die Ursulinen einen außerordentlichen Beichtvater aus den Unsrigen haben, ist besonders darauf zu achten, daß weder dieser noch ein anderer Pater sich in deren Zwistigkeiten einmischt, dieselben begünstigt oder irgendwie Gelegenheit dazu gibt[1].

Zu welchen großen Ungelegenheiten die Frauenseelsorge führen konnte, zeigt in sehr lehrreicher Weise die Seelsorge für die frommen Jungfrauen in Köln. Dieselben hatten schon früher besonders wegen einer kleinen Änderung ihrer Tracht den Patres viele Unannehmlichkeiten bereitet[2]. Da einige um 1670 herum eine neue Tracht anlegten, gab es zuerst einen Riß unter den Jungfrauen selbst, dann pflanzte sich der Streit über die alte und neue Tracht weiter in das Kölner Kolleg, dann in die ganze niederrheinische Provinz und ihre Leitung. Drei Generale mußten sich eingehend mit der an und für sich so kleinlichen Sache beschäftigen und hatten alle Mühe, den Frieden im Kolleg und in der Provinz zu erhalten oder wiederherzustellen.

In einer Denkschrift der niederrheinischen Provinz, die von den beiden Deputierten Weisweiler und Lamberti in Rom am 12. März 1706 dem neuen General Tamburini überreicht wurde[3], heißt es über den Ursprung des Streites: Vor ungefähr 40 Jahren hat zum großen Schaden für die Gesellschaft und besonders des Kölner Kollegs ein Pater dieses Kollegs[4] versucht, die Tracht der gottgeweihten Jungfrauen, die diese gewählt und stets treu bewahrt hatten, zu ändern und eine neue weniger demütige und mehr dem Geschmack der Welt angepaßte einzuführen. Zu diesem Zwecke schickte er eine seiner Kölner Pönitentinnen in das benachbarte Holland, um die dort übliche Tracht der gottgeweihten Jungfrauen anzunehmen und dann ohne Aufsehen die alte Tracht in Köln nach dieser zu ändern. Aber die Sache verlief anders. Die mehr als 200 Jungfrauen wollten ihre alte Tracht nicht so leicht aufgeben. Es konnte aber nicht verhindert werden, daß mehrere Pönitentinnen dieses Paters den neuen Habit annahmen und daraus entstand dann ein Streit unter den Jungfrauen und unter den Beichtvätern. Infolge dieser ärgerlichen Zwistigkeiten flogen während 30 Jahren Briefe nach Rom von den Jungfrauen, Patres usw. Endlich machte P. Gonzalez durch seine auf erschöpfenden Erwägungen beruhende Ordination dem Streit ein Ende, wodurch er sich um das Kölner Kolleg ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Soweit der Bericht.

Nachdem dann schon P. Oliva mit dieser Streiterei mehrfach belästigt worden, mußte auch sein Nachfolger sich damit eingehend befassen. Am 24. April 1683 schrieb P. de Noyelle an den Kölner Rektor Arburgh: Ich bedauere, daß mir und Ihnen wieder neue Schwierigkeiten erwachsen aus der von der alten abweichenden Tracht der frommen Jungfrauen, die, wie ich vernehme, von den einen verteidigt, von den andern verworfen wird. Nun ist doch diese Sache nicht von solcher Bedeutung, daß deshalb die Unsrigen in Zwietracht so bitter miteinander streiten und sich auch vor den Auswärtigen lächerlich machen. Um diesen Wirren ein Ziel zu setzen, werde ich dem P. Provinzial mitteilen, was von den Unsrigen in der Folge zu beobachten ist[5]. Unter demselben Datum ließ der General dem Provinzial Holtgreve die Weisung

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. Gesch. 2², 287 ff.

[3] *Rhen. inf. 58, 104—112.

[4] Das war wohl P. Elssen. S. unten S. 636.

[5] *Ad Rhen. inf. 14 Soli.

zukommen: Ich wiederhole hier, was ich bereits zu zwei Malen über die Tracht der Kölner Devoten geschrieben, und ich will, daß in der Folge zwei Stücke beobachtet werden: 1. muß die 25. Regel für die Priester beobachtet werden, in der diesen verboten wird, ihren Pönitenten eine bestimmte Tracht vorzuschreiben; deshalb müssen ohne jeden Unterschied von allen auch jene zur Beicht zugelassen werden, die eine neue aber bescheidene Kleidung tragen; 2. trage ich Ew. Hochwürden zur Ausführung und Mitteilung an unsere Kölner Patres auf: um diesem Weiberstreit zu entgehen, dürfen keine Devoten in der neuen Tracht zu der öffentlichen Feier der Gelübdeablegung in unserer Kirche zugelassen werden; diese sollen für sich tun, was ihnen für ihr Seelenheil zuträglich erscheint[1].

Der Streit ging aber weiter. Der Provinzial wollte deshalb alle Patres von Köln entfernen, die sich zu hitzig für oder gegen den neuen Habit an den Laden gelegt. Dies billigte der General am 11. Dezember 1683 mit der Einschränkung, daß für die Entfernung der angeführte Grund nicht öffentlich bekannt werde, um größerer Erbitterung vorzubeugen[2]. Am 1. Januar 1684 erneuerte de Noyelle seine Verfügung: Keiner soll eine Devote in der neuen Tracht zur öffentlichen Ablegung des Gelübdes der Jungfräulichkeit zulassen, weil diese Feier stets in der alten Tracht abgehalten worden. Sonst sollen sie sich kleiden wie sie wollen, wie sie auch frei sind, das Gelübde abzulegen oder nicht. Wenn man sich daran hielte, würden die Unsrigen nicht Partei ergreifen und über diese Weibertracht wie für etwas Hohes streiten; damit wäre dann dieser ekelhafte Streit endlich beendigt. Ew. Hochwürden sollen diese Verordnung durchführen und jeden Disput für die eine oder andere Tracht als eine Sache, die uns nicht angeht, verbieten. Immer neue Schwierigkeiten tauchten auf. Um meine Meinung deutlicher zu erklären, so schrieb de Noyelle am 25. März 1684 an den Kölner Rektor Arburgh, so glaubte ich dies bestimmen zu sollen: Unsere Beichtväter sollen ihre Pönitentinnen, die den frommen Jungfrauen beitreten wollen, zu der alten Tracht ermahnen, sie aber im Falle der Weigerung nicht von ihrem Beichtstuhl wegweisen, da ja nur ungeziemend Gekleidete abgewiesen werden müssen. Wenn dann eine trotzdem in der neuen Tracht zu der öffentlichen Feier hinzutritt, was zu verhindern, wie Ew. Hochwürden schreiben, nicht möglich sei, muß ein zweifaches beobachtet werden: 1. soll ihr Beichtvater an diesem Tage ihr Gelübde nicht entgegennehmen und ihnen auch nicht die heilige Kommunion spenden; 2. darf für diesen Tag in unserer Kirche nichts geschmückt werden. Wenn aber einer seine Pönitentinnen in dem neuen Habit zu der genannten Feier zugelassen und ihr Gelübde unter den üblichen Gebräuchen entgegengenommen hat, soll er dem Provinzial angezeigt und von diesem mit Versetzung bestraft werden. Dies soll den Priestern vorgelesen werden, damit sich keiner mit Unwissenheit entschuldigen kann[3].

Da der Streit nicht aufhören wollte, schärfte der General dem neuen Provinzial Lennep seine früheren Weisungen am 20. Januar 1685 von neuem ein mit dem Beifügen, daß die Zulassung zur Zeremonie der Gelübdeablegung stets in der alten Tracht stattgefunden habe und deshalb so bleiben solle; am liebsten sei ihm, wenn die ganze Zeremonie überhaupt abgeschafft würde. Das oft gebrauchte Wort „Zulassung zum Stande der Devoten" (admissio ad statum devotarum) verstehe er nicht recht, da unsere Patres die Pönitenten zu keinem bestimmten Stande zulassen können und nicht mehr zum jungfräulichen als zum ehelichen Stande zulassen. Die

---

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] *Ad Rhen. inf. 14 Soli.

[3] *Ad Rhen. inf.

Beichtväter können wohl den Beichtkindern einen Rat für die Wahl geben, aber das Wort zulassen (admittere) soll ausgemerzt und verboten werden Unter demselben Datum schrieb der General an den Rektor Arburgh: Ich hätte ohne Zweifel lieber gehört, daß sich unsere Beichtväter einzig damit beschäftigen, die Seelen ihrer Beichtkinder zu aller Tugend anzuleiten, als daß sie jetzt von neuem für den Habit der Devoten streiten, so daß ich meine Anweisungen dem neuen Provinzial wiederholen muß. Es traf sich unglücklich, daß dieser neue Provinzial schon vor Ankunft der Weisungen am 14. Januar 1685 fast plötzlich gestorben war. An seine Stelle trat einstweilen der Rektor des größten Kollegs, also von Köln, P. Arburgh. Dieser aber hatte, wie es scheint, selbst Partei ergriffen und so den Streit verschärft. So wurde nach Rom berichtet, wie de Noyelle dem neuen Provinzial Lamberti (seit 17. Mai 1685) am 19. Mai mitteilte. Seine letzte Verfügung vom 20. Januar sei, wie ihm berichtet, nicht vorgelesen worden, was er doch angeordnet habe: ich verlange die Vorlesung und sollte der Brief nicht angekommen sein, werde ich ein zweites Exemplar senden. Am 23. März 1686 schrieb wiederholt de Noyelle dem Provinzial, daß er die Verfügung in betreff der Devoten aufrecht halten und nicht davon abgehen werde. Als dann de Noyelle am 12. Dezember 1686 gestorben, schrieb der Generalvikar am 22. März 1687 dem P. Lamberti voll Entrüstung: Es ist schimpflich und unwürdig, daß die Unsrigen noch immer streiten und in aller Mund sind wegen des Habits der Mädchen und daß die Regel der Priester und die Ordination des verstorbenen Generals nicht beobachtet wird. Aber der neue General wird dieselbe nachhaltiger zur Ausführung bringen[1].

Dies tat der neue General Gonzalez, indem er alle Verfügungen des P. Noyelle in sieben Punkte zusammenfaßte und diese am 16. Juni 1691 dem Provinzial Weisweiler zur Beobachtung übersandte[2]. Im folgenden Jahre schickte dann Gonzalez am 19. Januar 1692 eine neue große Ordination über die Sache, die auf eingehenden Studien aller Akten beruhte[3]. Im ersten Teil gibt er in einer Reihe von Erwägungen (Considerationes) den ganzen Hergang des Streites, der manche interessante Einzelheiten enthält. Schon von den ersten Jahren dieses Jahrhunderts vereinigten sich diese Kölner Jungfrauen in eine St. Ursula Sodalität und nahmen nach gemeinsamer Übereinkunft unter anderm eine bestimmte von der Eitelkeit der Welt sehr abstehende Tracht an. Die Vereinigung wurde zuerst 1612 von dem Kölner Generalvikar, dann 1646 vom Erzbischof Ferdinand selbst bestätigt. Die Tracht war den Jungfrauen so lieb, daß sie dieselbe trotz aller stets wechselnden Moden bis auf unsere Zeit beibehielten, mit Ausnahme, daß einige von ihnen nach der Brabanter Sitte vor etwa 50 Jahren etwas Neues nicht in bezug auf die Kleidung, sondern in bezug auf einen geringen Schmuck annahmen, indem sie nämlich an der Spitze des Mantels eine Feder oder ein Blümchen anbrachten[4]. Über diese kleine Änderung entstand eine so große Aufregung, daß die erzbischöfliche Autorität notwendig war, um die Ruhe wiederherzustellen. Der Erzbischof approbierte die Regeln, durch deren dritte jede skandalöse Neuerung in der Kleidung verboten wurde. Als der Erzbischof diese Regel bestätigte, war die Kleidung natürlich sehr von der gewöhnlichen Kleidung abweichend und unmodern, da sie ja schon seit ungefähr 60 Jahren nicht mehr geändert worden. Die Tracht, die die 200 – 300 Jungfrauen so viele Jahre gern getragen, ist bescheidener, einfacher

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] Wortlaut *Ad Rhen. inf. und Prov. Arch. A. 10.

[3] Konzept ganz von der Hand des P. Gonzalez in Epp. Nostr. 26; Ausfertigung in Epp. ad Rhen. inf. und Prov. Arch. A. 10.

[4] ad verticem pallae femineae (Kapuze?) imposita plumula seu flosculo.

und mehr entfernt von der weltlichen Kleiderpracht als die neu eingeführte Kleidung; also geeigneter für ein frommeres Leben, da sie durch ihre Verschiedenheit von der üblichen Welttracht weniger Freiheit läßt für Dinge, die den Jungfrauen gefährlich sind. Der neue Habit ist auch eleganter als er sich für arme Familien geziemt, aus denen ja viele Jungfrauen zu diesem Stande übergehen. Wenn die Wahl zwischen den beiden Trachten frei bleibt, wird der Streit kein Ende nehmen und zudem die Fabel über die Jesuitissen noch neue Nahrung finden, indem man sagen wird, aus einer Sekte seien jetzt zwei Sekten von Jesuitissen entstanden, die eine von der strengeren, die andere von der laxeren Observanz. Die 25. Regel der Priester, die verbietet, den Pönitenten eine bestimmte Tracht vorzuschreiben, hindert die Unsrigen nicht, die Jungfrauen zu mahnen, die alte Tracht zu behalten oder vor der neuen zu bevorzugen, denn der zweite Teil der Regel besagt, daß man zu einer ehrbaren, dem Stande entsprechenden Kleidung mahnen kann. Diejenigen Devoten, die die neue Tracht annehmen, können sich nicht beklagen, wenn die besondere geistliche Leitung ihnen verweigert wird, da sie darauf kein Recht haben. Wenn diese dann an andere Ordensleute sich wenden, ist das für uns kein Verlust. Es war sehr unklug, wenn einer der Unsrigen aus Furcht vor dem Verlust irgendeiner Jungfrau dieser mit der neuen Tracht ihren Willen getan. Die Folge hat gezeigt, wieviel Unruhe und Verwirrung daraus entstanden. Seit der neue Habit begonnen, haben meine beiden Vorgänger sich dagegen ausgesprochen. P. Oliva hat in vielen und eindringlichen Briefen an die Provinziale, die Konsultoren und die Jungfrauen selbst, die sich bitter über die Neuerung beklagt, dagegen gearbeitet und zwar so, daß er verfügte, jeden Pater aus Köln zu entfernen, wenn eine der unter seiner Leitung stehenden Jungfrauen die neue Tracht annehme, auch wenn dies ohne seine Schuld geschehen, weil er niemand in Köln dulden wollte, der auch nur in den Verdacht einer Begünstigung der neuen Kleidung gekommen[1]. In der gleichen Richtung hat P. de Noyelle befohlen, die alte Tracht anzuraten und keine der Jungfrauen im neuen Habit zur öffentlichen Ablegung des Gelübdes zuzulassen. Die sechs Provinziale, die seit dem Beginn des Streites die Provinz gehabt, waren alle für die alte Tracht. Auch die beiden Elektoren der niederrheinischen Provinz auf der Generalkongregation 1687 sind in ausführlichen Gutachten mit ihrer Unterschrift für die alte Tracht eingetreten. Zur selben Zeit haben sich alle Patres in Köln, die für die Leitung der Jungfrauen in Betracht kommen konnten, mit Ausnahme von einem für die alte Tracht ausgesprochen.

Nach diesen eingehenden Erwägungen kommt dann P. Gonzalez zu seiner Ordination, die vollständig mit den früheren Bestimmungen des P. Oliva und P. de Noyelle übereinstimmt. Die sehr wenigen Jungfrauen, die den neuen Habit angenommen, soll man mit Liebe, aber auch mit Entschiedenheit zur alten Tracht zurückzuführen suchen. Die Beichtväter, die sich gegen die Bestimmungen verfehlen, müssen mit Versetzung bestraft werden. Zum Schluß befiehlt Gonzalez die Bekanntmachung und genaue Befolgung seiner Ordination und verbietet alle Gespräche über die Tracht der Jungfrauen, sowohl bei den Patres unter sich, als auch besonders mit Auswärtigen.

Wie dem General mitgeteilt wurde, hatte die Ordination guten Erfolg, und die Patres in Köln waren dem General dankbar für seine entschiedene Stellungnahme[2]. Aber es gab trotzdem noch immer einige eigensinnige Weiber, die absolut sich auf den neuen Habit versteiften, und leider steckte dieser Eigensinn auch sonst

[1] Vergl. Oliva an den Provinzial 28. Jan. 1673.

[2] Gonzalez an P. Thomas 7. März 1693. *Rhen. inf. 14 Soli.

vernünftige Patres an, daß sie sich trotz aller Ordinationen an diesen vorbeizudrücken suchten[1]. So mußte Gonzalez 1698 wiederholt mit Nachdruck auf seine frühere Ordination verweisen[2]. Es ist notwendig, so schreibt er eigenhändig am 20. Dezember 1698 an den P. Borgs in Köln, daß wir von diesen Nörgeleien (tricis) befreit werden und nicht unnütz unsere Zeit verlieren. Dem Provinzial Westhaus befiehlt er am 6. Dezember 1700, sofort durch den Rektor von Köln, allen versammelten Patres die frühere Ordination von 1692 wieder vorlesen zu lassen mit dem Zusatz, daß sie jetzt wieder von neuem bestätigt werde, auch solle diese Vorlesung jedes Jahr durch den Rektor wiederholt werden. —

Brachte die Frauenseelsorge besondere Schwierigkeiten und Gefahren mit sich, so entbehrte sie aber auch nicht segensreicher Früchte. Manche Frauen zeigten sich auch hier den Männern an Heroismus überlegen. Unter den Devoten in Köln starb 1671 ein Fräulein Cäcilia von Wedig aus vornehmer Kölnischer Familie im Alter von 74 Jahren. Von Anfang ihres gottgeweihten Lebens teilte sie ihre reichen Einkünfte in drei Teile, einen für ihren Unterhalt, einen für die Kirche, den dritten für die Armen. Obgleich sie sich allen wohltätig erwies, spendete sie doch besonders ihre Almosen armen Studenten und verschämten Armen, die zu Hause darbten; diesen ließ sie unbekannt durch den Präses der Bürgerkongregation die Almosen zukommen. Sie selbst verfertigte zu Haus Handarbeiten und den Erlös gab sie den Armen. Ihr Haus hatte sie zu einem Exerzitienhaus für Jungfrauen eingerichtet, die sich durch die achttägigen geistlichen Übungen zu einem frommen Leben vorbereiten wollten; je mehr kamen, umso lieber war es ihr[3]. Von den Devoten in Köln wurden Kranke und Gefangene besucht, so bereiteten sie 1686 eine Kindsmörderin zu einem guten Tode vor. Den Kranken richteten sie die Betten und brachten ihnen Speisen. Zum Jahre 1675 wird von einer vornehmen Matrone erzählt, die als Magd verkleidet eine verpestete Hütte aufsuchte und eine arme kranke Frau, die sich wund gelegen und mit Ungeziefer bedeckt war, reinigte und mit allem Nötigen versorgte[4].

* * *

Gegenüber der angestrengten Tätigkeit für die Seelsorge bei den Katholiken blieb wenig Zeit und Kraft übrig für die Bemühungen bei Akatholiken[5]. Dieselben bewegen sich in sehr bescheidenen Grenzen, wie allein schon die geringe Zahl der Konvertiten beweist.

In den rein katholischen Städten kamen nur wenige Konversionen vor, vielleicht 1—10 das Jahr, wie z. B. in Koblenz und Neuß; etwas mehr in den gemischt konfessionellen Städten wie Hildesheim, wo jährlich 20—50 Konvertiten gezählt wurden, obschon dort, wie die Berichte von 1654 melden, von dem pro-

---

[1] In zwei längeren Informationen der früheren Provinziale Lamberti (*Rhen inf. 58 Soli) und Weisweiler (*Rhen. inf. [111] 296) aus dem Jahre 1697 wird P. Nikolaus Elffen als der Hauptförderer der neuen Tracht bezeichnet, der sich nicht um die Verordnungen kümmerte und die Leitung der Virgines cappatae seu novi habitus beibehielt. Dadurch, daß er von dem Vizeprovinzial Dirckinck 1696 von Bonn nach Köln berufen wurde, drohte der alte Streit von neuem hoch emporzulodern. Seine Leitung wird von Lamberti als der Ursprung des ganzen Übels bezeichnet, und P. Weisweiler behauptet von ihm, daß er direkt und indirekt die Virgines cappatae gestützt und ihnen Mittel an die Hand gegeben, alle Forderungen des Generals zu hintertreiben. Eine seiner Cappatae, Theresia Thonnet, die aus guten Gründen zur alten Tracht zurückkehrte, verfolgte er in unwürdigster Weise, wie Weisweiler in seinem Bericht (Rom 8. Jan. 1697) ausführlich schildert.

[2] Gonzalez an den Provinzial Weisweiler 11. Jan., 6. Sept., 6. November 1698. *Ad Rhen. inf.

[3] *Litt. ann. Colon. 1671.

[4] *Litt. ann. Colon. 1675, 1686.

[5] Vergl. hiezu das Kapitel über die nordischen Missionen.

testantischen Magistrat verboten worden, irgend ein Haus Katholiken zu verkaufen oder zu vermieten. In Jülich betrug die Zahl der Konvertiten jährlich 1—12, es waren lauter Soldaten der Besatzung und die von auswärts zugeführt wurden. Da mehrere nicht so sehr den Glauben als Brot zu suchen schienen, wurden sie zwar zum Unterricht, aber nicht zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses zugelassen, wie der Bericht von 1698 hervorhebt. In Düsseldorf bewegen sich die Zahlen zwischen 5 (1682) und 50 (1698), das gewöhnliche ist 8—20[1]. In Würzburg schwankt die Zahl der Konvertiten zwischen 7—54, darunter 1672 der Provinzialrichter Georg Andreas von Ehrenstein und 1680 der Nürnberger Patrizier und Senator Christoph Imhof, der schon vorher durch mehrere Schriften den katholischen Glauben verteidigt hatte. In München war die höchste Zahl der Konversionen 55 im Jahre 1683 und die niedrigste 10 im Jahre 1699.

In einem an die Propaganda gesandten Berichte über die oberrheinische Provinz wird die Zahl aller Konvertiten von 1661—1677 auf 3376 angegeben, darunter mehrere hervorragende Adelige und Gelehrte. In dieser und den folgenden Zahlen sind aber nicht allein lutherische und kalvinische Konvertiten, sondern auch Schismatiker, Türken, Apostaten usw. einbegriffen. Nach dem Berichte der oberrheinischen Provinziale betrug die Zahl der Konvertiten 1694 226, 1695 159 und 1699 240[2]. Ein Bericht der niederrheinischen Provinz[3] gibt für die Jahre 1662—1677, also für 15 Jahre, die Zahl der Konversionen zusammen auf 4475 an, darunter in Köln 487, Düsseldorf 213, Hildesheim 444, Münster (W.) 302, Paderborn 252; bei den andern Niederlassungen schwankt die Zahl für diese 15 Jahre zusammen zwischen 5—150. Nach den Jahresberichten betrug die Zahl der jährlichen Konversionen in Köln 15—40.

Zahlreicher waren die Konversionen in Österreich, weil hier an manchen Orten, besonders in Ungarn, die katholische Religion mit staatlichen Mitteln wiederhergestellt wurde. Den Bestimmungen des Westfälischen Friedens gemäß war den Mitgliedern vom Herrn- und Ritterstand unter der Enns das unkatholische Exerzitium außer Lands zu besuchen erlaubt worden, allen Andern aber nicht. Demgemäß befahl ein kaiserliches Mandat Ferdinands III. vom 3. April 1651, daß alle Unkatholischen sich nicht allein des Fleischessens an verbotenen Tagen und der Lesung unkatholischer Bücher, sondern auch jeden Auslaufens zu ihrem Exerzitium zu enthalten hätten. Am 4. Januar 1652 erfolgte dann ein ausführlicheres Mandat zur Wiederherstellung der katholischen Religion. Weitere Mandate zur Sicherung der früheren erfolgten 24. Januar 1652 und 5. März 1655[4]. Die Missionäre, die mit der Zurückführung betraut wurden, waren meist Kapuziner und Franziskaner[5]; unter den Schriften, die zu demselben Zweck von der Regierung verteilt wurden, waren besonders Jodocus Kedd und Matth. Faber vertreten[6].

Manche Protestanten störten sich aber nicht an all diese Mandate, ja es kam vor, daß protestantische Herrschaften fortfuhren, ihre Untertanen am katholischen Gottesdienst zu hindern[7]. Zur Begründung, daß in Wien ein tüchtiger Kontroversist

---

[1] Darunter befand sich 1682 der bisherige Kalviner „Dominus de Rurich ab Hompesch equestris familiae".

[2] *Rhen. sup. 74.

[3] *Numerus eorum qui ab ultima Congregatione generali a pravis dogmatibus ad orthodoxam religionem opera S. J. conversi sunt in Prov. Rhen. inferioris ab anno 1662—1677 incl. *Rhen. inf. 56.

[4] Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns 5 (1886) 27 ff. und 79 ff. Das große Religionsedikt vom 4. Januar 1652 bei Raupach 1, 63—68.

[5] Wiedemann 97 ff. Über die Beteiligung der Jesuiten s. das Kapitel Volksmissionen.

[6] Wiedemann 53 ff.

[7] Wiedemann 57.

angestellt werden müsse, schrieb P. Eberh. Erthal aus dem Wiener Profeßhaus am 16. Januar 1660 an den General Nickel: Hier in dieser Stadt und teils in ganz Niederösterreich lebt eine Menge Protestanten frei mit Ausnahme des öffentlichen Exerzitiums. Man glaubt, daß die Hälfte des Adels noch protestantisch ist. Es kommen überdies hierhin aus den verschiedenen Teilen des Reiches sehr viele Protestanten zum Kaiserlichen Hof, um hier ihre Anliegen zu betreiben[1].

Bei der Aufnahme in die katholische Kirche ließen die Jesuiten in Österreich wie überall das katholische Glaubensbekenntnis des Tridentinums ablegen. Daß sie eine andere Formel gebraucht, ist nirgends bewiesen, nochvielweniger daß sie die Formel gebraucht, wie sie der wegen Hochverrats in Ungarn zu den Galeeren verurteilte protestantische Prediger Georg Lani 1676 erfunden hat und die seit 1677 in ungezählten deutschen Ausgaben und Büchern verbreitet worden ist. Jeder Protestant, der auch nur einen flüchtigen Blick in einen katholischen Katechismus warf, konnte sich leicht überzeugen, daß die Gotteslästerungen und Ungereimtheiten dieses „Glaubensbekenntnisses" mit der katholischen Lehre nichts zu tun hatten. Der Inhalt ist derartig, daß er allein schon genügen mußte, jeden irgendwie vernünftigen und anständigen Protestanten von der Konversion abzuschrecken. Dazu gehört auch die in der Dichtung Lanis geforderte Verfluchung der ketzerischen Eltern, die in keinem einzigen katholischen Glaubensbekenntnis enthalten ist[2].

Die Zahlen der jährlichen Übertritte für die ganze österreichische Provinz einschließlich Ungarn schwanken zwischen 1000—15000, bei Wien zwischen 50—250, bei den übrigen Kollegien durchschnittlich im Jahr zwischen 1—10 oder 1—20. In einem Briefe des österreichischen Provinzials an die Propaganda vom Jahre 1671 wird die Zahl aller Konversionen für 1671 auf 1587 angegeben, darunter vier Barone, drei Ritter, mehrere vom niederen Adel. Nach dem Briefe von 1674 waren es in diesem Jahre 15432, 1684 nur 784.

Wo sehr große Zahlen angegeben werden, ist gewöhnlich die weltliche Gewalt mit am Werke und somit die Freiwilligkeit sehr verdächtig. Davon abgesehen waren aber bei manchen Rücktritten zur katholischen Kirche weltliche Vorteile ausgeschlossen. Ein hervorragender protestantischer Geschichtschreiber bemerkt darüber: „Häufiger wurden die Übertritte von der evangelischen Kirche zur katholischen unter den höhern Ständen und unter Verhältnissen, welche, weit entfernt, diesen Schritt zu begünstigen, ihn gewaltig erschwerten. Mehrere angesehene Gelehrte in Ländern, wo der Protestantismus nicht nur keiner Bedrückung ausgesetzt war, sondern sogar die Alleinherrschaft behauptete, entsagten demselben mit Verlust ihrer Ämter und Familienverbindungen, gegen den sie bei ihren neuen Glaubensgenossen kaum auf Ersatz, geschweige auf Gewinn rechnen konnten."[3] Manche Protestanten, die zurückkehrten, verloren Stellung oder Vermögen und gerieten in große Not. Deshalb gründete man an verschiedenen Orten sogenannte Konvertitenkassen, um die Übergetretenen von der äußersten Not zu bewahren, so in München, Köln und Augsburg. In letzterer Stadt stiftete Dr. Erhart Schreiber, kaiserl. Rat und ältester Konsulent der Stadt Augsburg am 31. März 1677 ein Kapital von 3000 fl. zu Handen des Rektors Christ. Roschmann und seiner Nachfolger mit der Verpflichtung, die jähr-

[1] *Orig. Austr. 21, 301.

[2] Wortlaut und Literatur über dieses wegen seiner Verfluchungen meist „Fluchformular" genannte Glaubensbekenntnis bei Duhr, Jesuitenfabeln[4] (1904) 113—150. — Der Wortlaut des Glaubensbekenntnisses mehrerer Konvertiten liegt vor, so von Landgraf Ernst von Hessen 6. Januar 1652 im Theatrum Europaeum 7, 130 f., fast gleichlautend derjenige der Königin Christine von Schweden, Innsbruck 3. November 1655 Theatrum Europaeum 7, 749 f.

[3] K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen 4[2], 290.

lichen Zinsen zu verwenden für bedürftige Konvertiten „die in wirklicher Bekehrung zu der katholischen Religion begriffen oder bekehrt sind oder in Gefahr stehen, entweder davon abgebracht und verführt oder auch selbst abtrünnig zu werden, welche letztere Gattung den zwei erstern, sonderlich wenn es um eine solche Person zu tun, welche in der katholischen Religion geboren und erzogen worden, vorgezogen werden solle". Der Rektor übernahm für sich und seine Nachfolger diese Verpflichtung auf sich[1].

Für manche Konvertiten bestand eine besondere Schwierigkeit in dem Verzicht auf den Kelch. P. Lorenz Forer suchte dieser Schwierigkeit zu begegnen, aber seine Bemühungen fanden in Rom keine Zustimmung. In einem Briefe an den Provinzial Veihelin, Regensburg 11. September 1657, bestätigt er den Empfang des Schreibens vom 2. September mit dem Befehl des P. Generals, daß er sich hinfort der Befürwortung der beiden Spezies bei der Konversion von Protestanten enthalten solle. Seit zwei Jahren habe er mit keinem Auswärtigen über diese Sache verhandelt, sondern alles Diesbezügliche an den P. Assistenten nach Rom geschickt und ihm anheimgegeben, ob die Sache mit einiger Hoffnung auf Erfolg dem Papst vorgelegt werden könne oder ob vielmehr Anstoß zu fürchten sei. Der P. Assistent hat alles behalten und weder dem Papst etwas gegeben noch mir etwas Gegenteiliges geschrieben. Inzwischen habe ich hier und da in der Unterhaltung mit solchen, die der gegenteiligen Meinung waren, gesprochen und darüber auch dem P. Erbermann nach Würzburg geschrieben. Mit dieser Post habe ich einen Brief vom P. Assistenten erhalten, der also lautet: Es ist an P. General geschrieben worden, Ew. Hochwürden arbeiten dahin, daß die Kommunion unter beiden Gestalten bei der Konversion von Protestanten zugelassen werde. Ich weiß, daß mehrere diese Meinung teilen, es werde dies die Konversionen sehr befördern, unter diesen ist auch hier zu Rom Herr Holstein. Aber der Papst und so viele andere Kardinäle und Prälaten sind dagegen, daß keine Aussicht auf Erfolg ist; deshalb ist es besser, keinen Versuch zu machen, als zurückgewiesen zu werden[2].

Die größte Schwierigkeit für die Konversionen blieb nach wie vor das wüste Zerrbild, das man von der Lehre der katholischen Kirche verbreitet hatte und dessen Linien fast unauslöschlich in den protestantischen Gemütern eingegraben waren. Dieses Zerrbild mußte deshalb vor allem entfernt werden. Als 1681 Kurfürst Max Emanuel eine protestantische Prinzessin von Sachsen Eisenach heiraten und dieselbe vorher in der katholischen Religion unterrichten lassen wollte, stellten die Theologen des Münchener Jesuitenkollegs einen Entwurf für die Belehrung auf, dessen Schluß also lautete[3]:

Item protestiert man vor Gott . . . daß sich folgende Stücke bei uns Römisch-Katholischen nicht finden, so uns die lutherischen Prediger aufbinden:

1. Wir lehren nicht in dem Papsttum, daß Treue und Glauben denen, so widriger (anderer) Religion sind, nicht zu halten seien.

2. Wir lehren nicht, daß die Verdienste Jesu Christi bei Seite gesetzt und dafür unsere eigenen guten Werke, Gott den Himmel abzutrutzen, dargelegt werden.

3. Wir lehren nicht, daß man durch Gewinn der Ablässe Vergebung der Sünden erhoffe.

4. Wir lehren nicht, daß der Papst ein irdischer Gott sei, der sich über die Heilige Schrift erhebe und Macht habe, Glaubensartikel und Sakramente einzusetzen und abzustellen.

---

[1] *Kop. M. R. Jes. 847.

[2] *Orig. M. R. Jes. 341.

[3] *Cgm 2697. Vergl. Heigel, Forschungen N. F. 1890, 69[2] f.

5. Wir lehren nicht, daß im Papsttum dem Volke bei leiblicher Strafe verboten sei, die Bibel zu lesen . . .

6. Wir lehren nicht, daß der jungfräulichen Muttergottes Maria noch den Heiligen oder ihren Reliquien göttliche Ehre müsse erwiesen werden.

7. Wir lehren nicht, daß, wenn einer katholisch wird, er alsbald seine Eltern verdammen muß, die nicht katholisch gestorben sind . . .

8. Wir lehren nicht, daß man durch den Glauben an Christus nicht gerecht und selig und auch nicht, daß der Mensch durch seine eigenen guten Werke gerecht werde, Verzeihung seiner Sünden und die Seligkeit verdiene . . .[1] -- —

Zum Schluß noch ein Wort über die intensivste Seelsorge bei einzelnen durch die geistlichen Übungen des heiligen Ignatius. Dieselben wurden zwar von einzelnen Laien und Priestern gemacht, aber die Zahlen sind nicht bedeutend. In der österreichischen Provinz betrug die Zahl aller Auswärtigen, die sich den Übungen unterzogen, im Jahre 1651 100 und 1652 nur 50. Um diese Zeit suchte die Priester-Confraternität in Kärnten wenigstens unter der Pfarrgeistlichkeit die Exerzitien mehr zur Übung zu bringen, und es gelang ihr dies, indem nun jährlich geschlossene Exerzitien für die Kärntner Pfarrer teils in Klagenfurt teils in Eberndorf gehalten wurden; im Jahre 1658 waren es 25, und 1659 35 Priester; sie verteilten sich auf die Diözesen Aquileja, Salzburg und Laibach. Im Jahre 1662 nahm die Confraternität den Titel Sodalität des heiligen Ignatius und bezeichnete als Hauptzweck die jährliche Teilnahme ihrer Mitglieder an den Exerzitien und zwar während 8—10 Tagen. Alexander VII. spendete unter großem Lob reiche Ablässe. Zum ersten Vorstand wurde 1662 der Propst Georg Marco, Archidiakon von Volkmarkt, gewählt, der die Pfarrer seines Bezirkes so nachdrücklich zum Beitritt ermahnte, daß 28 Pfarrer in zwei Cötus an den geistlichen Übungen teilnahmen[2]. Dies blieb auch so in den folgenden Jahren. Im Jahre 1695 waren es in Eberndorf 40 Priester, 1698 in Klagenfurt 26. Eine ähnliche Sodalität mit gleichem Zweck bestand in Eichstätt[3].

Im Professhaus in Wien betrug die Zahl jährlich 5—10, im akademischen Kolleg 10—50. 1661—1662 48, von denen 6 Priester aus dem Konvikt, 11 aus dem Pazmaneum waren. Es kam mehr und mehr in Übung, daß sich neugeweihte Priester durch Exerzitien auf die erste heilige Messe vorbereiteten. In Graz machten die geistlichen Übungen im Jahre 1661 Priester, Ordensleute und Laien zusammen nur 16, im selben Jahre in Linz 2, in Krems 2. Im Jahre 1677 heißt es: 46 Pfarrer nahmen in zwei sich folgenden Abteilungen in der Fastenzeit an den Exerzitien teil, außerdem 36 Pfarrer in der Diözese Gurk. Im Jahre 1691 zählte man im Wiener Kolleg und im Hause des Pazmaneums zusammen 75 Exerzitanten. Im Jahre 1694 heißt es allgemein: Die Zöglinge des Pazmaneums machten die Exerzitien. Das sind wohl, abgesehen vom Germanikum, die ersten Exerzitien für alle Zöglinge eines Konvikts. Im Jahre 1697 steht wieder unter den Exerzitien vermerkt, die Schüler des Pazmaneums 67. Die Jahresbriefe von Graz berichten zum Jahre 1700: In der Karwoche wurde für die Akademiker eine Geistessammlung veranstaltet in der Weise, daß zwei Betrachtungen in einem Schulraum in Gegenwart des Priesters, der den Betrachtungsstoff vorlas, gehalten wurden, die beiden andern Betrachtungen hielt jeder zu Hause. Eine ähnliche geistliche Sammlung fand um Pfingsten statt.

---

[1] Manche dieser Ungeheuerlichkeiten stehen wörtlich in dem vielverbreiteten Ungarischen Fluchformular vom Jahre 1677. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln[4] 115 ff.

[2] *Litt. ann. Prov. Austr. 1662.

[3] Vergl. das Kapitel Kongregationen.

Ähnlich war es in den übrigen Provinzen. In dem Kolleg zu Köln unterzogen sich 1676 20 Personen den achttägigen Exerzitien, 1685 werden 19, 1690 17 ohne Angabe der Dauer angegeben. Die 17 im Jahre 1690 waren meist neugeweihte Priester, die sich auf die Darbringung der ersten heiligen Messe vorbereiteten. In dem folgenden Jahre finden sich ähnliche Zahlen, so daß ein Durchschnitt von 15—20 angenommen werden kann. Im Noviziat zu Trier widmeten sich den Exerzitien 1651 zwei, 1652 vier, 1653 fünf, 1655 zwei je acht Tage, 1697 neun, 1698 sieben meist Priester, Priesterkandidaten und Ordensleute. In kleinen Kollegien wie Neuß beträgt der Durchschnitt 1—5; in Hildesheim waren in den meisten Jahren nur wenige und unter diesen meist Priester, die sich auf die erste heilige Messe vorbereiteten. Ebenso war es in Heiligenstadt. In den Jahresberichten von 1687 wird bemerkt, daß ein Pater von dem Kommissar Herwig Böning nach Duderstadt berufen wurde, um elf Pfarrern dreitägige Exerzitien zu geben. In Heiligenstadt machte 1691 auch ein hannoverscher Oberstleutnant, Hermann von Ambsterath, während der Karwoche die Exerzitien, die ihm so reichen Trost brachten, daß er sie im folgenden Jahre wiederholte[1].

---

[1] Wie streng auch einzelne Laien die Exerzitien machten, können wir aus einer Tagesordnung ersehen, die uns in dem Leben der Kaiserin Eleonora (Wien 1721, 128 f.) aufbewahrt ist. Die Kaiserin unterzog sich den geistlichen Übungen jährlich in einem Kloster der Klarissinnen und zwar während 10 Tagen im strengsten Stillschweigen. Sie beobachtete dabei die folgende Tagesordnung: 4 Uhr Aufstehen, Besuch des Allerheiligsten, 4½ Uhr Betrachtung, 5½ Uhr Rückblick (Reflexio) und Aufschreiben der Vorsätze, 6 Uhr kleine Horen, 7 Uhr erste heilige Messe, Gebete mit dem Priester, 7½ Uhr zweite heilige Messe, Rosenkranz, 8 Uhr Punkte für die Betrachtung vom Beichtvater, 9 Uhr (zweite) Betrachtung, Rückblick, Aufschreiben der Vorsätze, 10 Uhr heilige Messe, 11 Uhr Mittagessen, Handarbeit, geistliche Lesung, Besuch des Allerheiligsten, 1 Uhr Erforschung über das frühere Leben, 2 Uhr Vesper und Komplet, 3 Uhr Punkte für die Betrachtung vom Beichtvater, 3½ Uhr (dritte) Betrachtung, Rückblick, Aufschreiben der Vorsätze, 5 Uhr Abendessen, geistliche Lesung, Besuch des Allerheiligsten, 6 Uhr Metten und Laudes des folgenden Tages, 8 Uhr Thomas von Kempen, Vorbereitung für die Morgenbetrachtung (ohne Beichtvater), Gewissenserforschung, 9 Uhr Ruhe. An Kommuniontagen 3 Uhr Aufstehen, 3½ Uhr Betrachtung, 5½ Uhr Vorbereitung zur Beichte.



Sechstes Kapitel.

Kongregationen und Bruderschaften.

Kongregationen in der österreichischen und oberdeutschen Provinz, besonders in Wien und München. In den rheinischen Provinzen. Verfügungen der Generale. Die Angelika. Große Verbreitung und Wirksamkeit der Todesangst-Bruderschaft.

Die Kongregationen nahmen einen gedeihlichen Fortgang. Da die alte erprobte Weise wenig geändert wurde, genügt es, einige Beispiele herauszuheben.

In einer Übersicht über die Arbeiten der österreichischen Provinz vom April 1665 heißt es: Kongregationen der adeligen Herrn sind 4 mit 536 Sodalen. Die 21 Bürgerkongregationen zählen 5609 Mitglieder, die 3 Kongregationen für junge Handwerker 1130, die 35 Studentenkongregationen haben 4796 Mitglieder. In Ebersdorff ist eine Kongregation des heiligen Ignatius, die aus Pfarrern und einigen andern Priestern besteht; die 50 Mitglieder machen fast jährlich acht Tage Exerzitien. Die 17 Sodalitäten von der Todesangst Christi für alle Stände zählen 68554 Mitglieder[1]. In betreff der Verteilung auf die verschiedenen Stände machen die österreichischen Jahresberichte vom Jahre 1678 folgende Angaben: Das Wiener Profeßhaus hat 6 Kongregationen, je eine für Handwerkslehrlinge, Italiener, Bürger, die Grammatikalklassen (des Gymnasiums am Profeßhaus), Junggesellen, Adel; Graz 5 Kongregationen: Akademiker, Rhetoriker und Poeten, Syntax und Grammatik, Bürger, Junggesellen; das akademische Kolleg in Wien 4 Kongregationen: Akademiker, Rhetoriker und Poeten, Grammatik, Konvikt; Görz 4: Adel, höhere Studien, untere Klassen, Bürger, dazu noch die Kongregation der heiligen Familie Jesus, Maria und Joseph, für beide Geschlechter; Klagenfurt, Laibach und Linz 3: höhere Studien, Gymnasium, Bürger; zwei Kongregationen je eine für die Studierenden und Bürger waren in Krems, Fiume, Judenburg, Leoben, Passau, Steyr. In Triest war die Kongregation in drei Klassen (Dekanien) geteilt für Adelige, Handwerker (artifices) und Schiffer, Winzer, daneben bestand noch eine eigene Kongregation für die Studenten. Mit geringen Änderungen blieben diese Kongregationen so bis zum Ende des Jahrhunderts und noch darüber hinaus.

Was die Zahl der Mitglieder angeht, so scheint das Prinzip der Auswahl nicht mehr so stark betont. So hatte in Wien die Kongregation der Junggesellen im Jahre 1695 einen Zuwachs von 167, im Jahre 1700 von 129 neuen Mitgliedern; an ihren Leichenbegängnissen, die auch für das letzte Mitglied mit gleicher Feierlichkeit abgehalten wurden, beteiligten sich meist mehr als 500; im selben Jahre nahm die Lehrlingskongregation 81 neue Sodalen auf. Die Bürgerkongregation wuchs 1700 um 70 Mitglieder. Bei einer Prozession, die die Bürgerkongregation

[1] *Austria 142.

im selben Jahre am Ende des 40 stündigen Gebetes in den Fastnachtstagen feierte, reichten die vorgesehenen 560 Kerzen nicht, es mußten noch 130 beschafft werden. Am akademischen Kolleg zählte die Kongregation der Akademiker 1659 über 600, der Rhetorik und Poesie nahe an 300 Mitglieder. Ähnlich war es an andern Orten. In Graz hatte die Bürgerkongregation 1657 750, 1699 800, die akademische Kongregation im Jahre 1692 nahezu 500 Mitglieder; die Kongregation der Rhetoriker und Poeten im Jahre 1665 208 (Schülerzahl der beiden Klassen 208), die der drei Grammatikalklassen 223 (Schülerzahl 298), mithin waren fast alle Schüler Kongreganisten.

Die Mittel der Kongregationen, ihr Ziel zu erreichen, Sakramenteempfang, Versammlungen, Prozessionen, Verteilung von Büchern usw. waren, wie aus den Jahresberichten zu ersehen, dieselben wie früher. Der monatliche Empfang der Sakramente blieb die Regel; in der akademischen Kongregation in Wien kam, wie die Jahresbriefe von 1655 berichten, der Gebrauch auf, daß die meisten alle acht Tage die heiligen Sakramente empfingen. Die Stunde der Zusammenkünfte wurde in Wien, weil das Mittagessen mehr und mehr sich hinausschob, um eine halbe Stunde später, von 1½ auf 2 Uhr verlegt.

Eine besondere Veränderung erlebte in Wien die Kongregation der Italiener. Sie hatte das Gewand einer Kongregation mehr und mehr abgestreift und auch Frauen Zutritt zu ihren Versammlungen gewährt. Dagegen trat der Präses 1695 auf und verbot den Damen den Zutritt. Eine lange Beschwerdeschrift des Präfekten Ant. de Lumaga ging gegen diese Verfügung nach Rom: Das sei seit 50 Jahren so gehalten worden und die italienischen Damen dürfe man nicht der Predigt berauben, da sie aus der deutschen Predigt keinen hinlänglichen Nutzen hätten. Die kalvinistischen und lutherischen Damen erfreuten sich in Wien ohne Hinderung ihrer Predigten, die sie im Irrtum befestigten, und die italienischen Damen wolle man der Predigten berauben, die sie im wahren Glauben und der Tugend bestärkten. Vom General lief die Antwort ein: Diese Kongregation ist als eine Männerkongregation der Römischen aggregiert und kann folglich keine Frauen zulassen; auch ist es nirgends Sitte, daß in die der römischen aggregierten Kongregation Frauen aufgenommen werden, sei es daß sie in deren Album eingeschrieben, sei es daß sie zu den Exhortationen zugelassen werden. Wenn früher Damen zugelassen worden, so beruhte das auf einem Versehen und jedenfalls müsse nun der Mißbrauch abgeschafft werden. Wenn Frauen der Sodalität beitreten oder italienische Predigten hören wollten, so könnten sie beides bei den hochwürdigen P. Barnabiten erreichen, wo eine Sodalität für Männer und Frauen bestehe und an allen Sonn- und Feiertagen italienisch gepredigt werde[1]. Diese Antwort suchte der Präfekt de Lumaga im einzelnen zu widerlegen und führte dabei u. a. aus: Es beständen aggregierte und von Jesuiten geleitete Kongregationen in Bologna, Prag und Florenz, in die viele Damen aufgenommen würden, zudem sei in Wien die Kongregation der heiligen Barbara im adeligen Konvikt, in die auch Damen aufgenommen würden; ferner stehe in den Ablaßbullen Innozenz XI., Alexander VIII. und des gegenwärtigen Papstes für die Kongregationen ausdrücklich für beide Geschlechter. So habe auch stets die gedruckte deutsche, an allen Kirchentüren Wiens angeschlagene Einladung der italienischen Kongregation zur Teilnahme an den Ablässen an beide Geschlechter gelautet usw.[2].

Diese Beschwerde hatte keinen Erfolg, denn die österreichischen Jahresbriefe von 1698 berichten: Die italienische Kongregation, die niemals nach Art der andern

---

[1] Vergl. Gonzalez an den Praepositus Mechtl 30. April 1695. *Ad Austr.

[2] *Austr. 22 f. 115 ff.

Kongregationen öffentliche Konvente hält und auch nicht die bei den Sodalen üblichen Übungen, wurde in diesem Jahre von dem P. General aufgehoben[1]. Und obgleich diese Nation ohne Vorwissen unserer Oberen eine Sodalität für beide Geschlechter vom Papste erlangte, und die Bulle dafür von der römischen Kammer schon expediert war, wurde dieselbe auf Geheiß des P. Generals nicht angenommen, sondern unterdrückt. Deshalb faßten die Italiener einen andern Entschluß und baten unsern P. General um eine neue Aggregation an die römische Kongregation unter der Bedingung, daß die Italiener versprachen, jeden Monat einen Konvent und zwar nur von Männern zu halten. So lebte dann, wie zum Jahre 1699 gemeldet wird, die Kongregation wieder auf, nachdem sie ein Diplom vom General erlangt[2]. Sie hat ihre Versammlung an jedem ersten Sonntag des Monats um 2 Uhr. Die Predigt wird für beide Geschlechter italienisch morgens gehalten an allen heiligen Tagen und zwar in dem eigenen Oratorium, in dem in diesem Jahre ein Altar von Marmor für 2000 fl. errichtet worden[3].

Auch in München suchten Damen Zutritt in die Kongregation zu erlangen, aber man ließ sie nur zu, wo besondere Rücksichten dazu zwangen. So wurde am 25. März 1653 die junge Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria, Adelheid, in die Kongregation aufgenommen; sie legte aber das Gelöbnis nur privatim ab. Auf ihren Wunsch traten 20 Jahre später ihre Tochter Maria Christina zugleich mit dem Kurprinz Max Emanuel öffentlich der Kongregation bei. Ebenso wurden aufgenommen 1678 die Herzogin Mauritia Febronia und 1688 die Kurfürstin Maria Antonia, die erste Gemahlin des Kurfürsten Max Emanuel. Näheres berichtet darüber das Tagebuch der Münchener größern Kongregation.

Aus diesem und dem ebenfalls erhaltenen Rechnungsbuch der Kongregation können wir eine Reihe von Gebräuchen und Einzelheiten entnehmen, die für das Leben der Kongregationen dieser Zeit charakteristisch sind[4]. Zum 7. Februar 1672 merkt das Diarium an: Die Wahl des neuen Präfekten geschieht auf folgende Weise. Drei oder vier Tage vor der Wahl schickt der Präses durch den Sakristan ein offenes, eigenhändig unterschriebenes Zirkular an alle Konsultoren, in dem er bittet, man möge in einem gesiegelten, geschlossenen Briefe vier Namen für den Präfekten, zwei Assistenten und den Sekretär, schicken. Diese Briefe öffnet der Präses und legt diejenigen Namen, welche die größere Zahl der Stimmen erhalten, dem Rate vor; später stellt er die drei ersten den Sodalen zur Wahl, der vierte ist ohne weiters Sekretär. Die Suffragien zählt nach der Wahl der Präses mit dem Präfekten und Sekretär. Dazu fügt dann das Diarium zum 1. Mai 1689 bei: Es ist geratener, die Suffragien der Konsultoren am Sonntag vorher zu öffnen und zu sehen, wer zur Wahl vorgeschlagen wird und vor der Wahl die Einwilligung zu erlangen, denn es kann zuweilen geschehen, daß jemand eine solche Wahl nicht angenehm ist.

Die Ämter der Kongregation sollten alle Ehrenämter sein. Nun riß in der Münchener großen Kongregation der Mißbrauch ein, daß der erste Sakristan sich nicht allein allerlei Gewalt anmaßte, ohne den Präses zu fragen, sondern auch, daß er einen jährlichen Gehalt von 12 fl. bezog. Diese Übelstände schildert das Diarium zum 11. Januar 1699 und bemerkt, daß der Präses mit starker Hand eingegriffen,

---

[1] Vergl. Gonzalez an den Praepositus Senny 1. März, 10. Mai und 13. Sept. 1698. *Ad Austr.

[2] Vergl. Gonzalez an Sennyey 2. Mai 1699. *Ad Austr.

[3] *Litt. ann. Prov. Austr.

[4] Beide Handschriften im Archiv der Congregatio Major Monacensis in München: Diarium Congregationis Majoris Monacensis und Liber acceptor. et expensor. Congreg. Maj. Lat. Monac.

die Ämter der Sakristane einstweilen abgeschafft und nicht mehr in den Katalog aufgenommen habe trotz Jammerns des ersten Sakristans.

Die Erneuerung des Gelöbnisses wurde in sehr feierlicher Form gehalten. So berichtet das Diarium zum 25. März 1651: Vor fünf Uhr war in dem Oratorium eine heilige Messe, unter der fast alle Schüler und viele Herren die heilige Kommunion empfingen. Vor sechs Uhr begann das Hochamt, das der Herr Prälat von Andechs sang und unter dem der Präfekt der Kurfürst Ferdinand Maria mit seinem Bruder Maximilian und Albert Sigismund mit vielen Herren zur Kommunion gingen. Vor derselben betete Ferdinand Maria vor dem Altare knieend die Formel. Bei der Erneuerung am 25. März 1654 kommunizierten die Schüler in der Messe um fünf Uhr, der Kurfürst, sein Bruder und ihr Gefolge im Hochamt um sechs Uhr. Der Kurfürst betete wieder die Formel vor. Dann legte er sie auf den Altar und dazu — was bisher nie geschehen — sechs Dukaten, sein Bruder gab vier Dukaten. Die Kurfürstin Adelheid hatte ihre Formel tags zuvor eingeschickt. Maria Verkündigung wurde im folgenden Jahre auf den 5. April verlegt. Unter diesem Datum heißt es nun bei der Erneuerung: Die Fürsten erschienen nicht. Der Kurfürst wäre gern gekommen, aber gewisse Leute hatten ihm vorgestellt, es sei unter der Würde des Fürsten, sich soweit herabzulassen. Viele Adelige waren gegen diese Ansicht, sie kamen und waren auch bereit, auf den Kurfürsten in dieser Richtung einzuwirken. Der Kurfürst schickte jedoch seine eigenhändig geschriebene Formel zugleich mit 30 Dukaten (90 fl.).

Dieser an und für sich kleine Zwischenfall weist auf eine veränderte Strömung am Hofe hin. Mit dem 27. September 1654 hatte die Vormundschaft der verwitweten Kurfürstin Maria Anna ihr Ende erreicht und Ferdinand Maria selbständig die Zügel der Regierung ergriffen. Auch in den folgenden Jahren schickten die Fürsten ihre Formel mit einem reichen Geschenk. Max Emanuel schickte z. B. von Brüssel aus zum 25. März 1694 seine Formel mit der gewöhnlichen Gabe. Über die Art und Weise der Erneuerung belehrt uns die Eintragung am 25. März 1699: Bei der Erneuerung betete Freiherr von Neuhaus die Formel vor und zwar laut und deutlich. Dies war notwendig, um die neue Art und Weise einzuführen, daß die Sodalen die einzelnen Sätze laut wiederholten, während früher nur der Vorbeter laut die Formel vorsprach, die übrigen derselben stille folgten. Die in irgend einer Weise an der Erneuerung teilnahmen, sei es mündlich oder schriftlich, erhielten später auch den Katalog der Sodalen. Dieses „Album Marianum“ mit den Namen des Vorstandes und aller Mitglieder wurde 1672 zum ersten Male gedruckt und am 21. Dezember an die Sodalen verteilt. Später unter dem 11. März 1697 berichtet das Diarium: An alle wurde das Album Marianum versandt. Dasselbe erschien in diesem Jahre zum ersten Male anstatt auf einem Blatt in Folio als Oktavbüchlein von 3½ Bogen, aber ohne Bild, da aus Mangel an Zeit kein neues Bild gestochen werden konnte. Am 22. März 1697 heißt es: In der vorigen Woche wurde das Album Marianum mit den Monatsheiligen und der Gelöbnisformel den Sodalen geschickt. Die Zusammenziehung aus einem Einblattdruck in Folio in ein Büchlein veranlaßten mehrere Gründe, besonders weil für die große Zahl der Sodalen ein Blatt nicht mehr ausreichte, denn aus den früheren 7·0 Namen vorher waren jetzt über 1300 geworden. Statt 1300 wurden aber aus Irrtum nur 1100 Exemplare gedruckt.

Bei den feierlichen Prozessionen wie Fronleichnam oder aus Anlaß eines Jubiläums gingen die Sodalen nach Angabe des Diariums in blauen Säcken einher, in der Hand hielten sie Stäbe mit gelben oder vergoldeten Knöpfen. Zuweilen wurden Statuen der Muttergottes, des heiligen Joseph, der heiligen Elisabeth und

des Jesukindes zwischen den Sodalen getragen. Jede Statue umgaben sechs kleine Knaben mit Symbolen, und nach der Statue folgten zwei Pagen. Vor der letzten Statue kamen die Musiker, welche die Sodalen und das Gregorihaus stellten. Bei der Fronleichnamsprozession im Jahre 1694 baten die fürstlichen Räte, anstatt der Stäbe Fackeln tragen zu dürfen, weil sie den Degen trugen, und es sich nicht zieme, ohne Pilgerhüte (pileis) Stäbe zu tragen. Der Präses willfahrte. Sonst erhielten die angeseheneren Herren Stäbe mit Fähnchen. Diese nahmen im Jahre 1697 (6. Juni) die Studenten, weil sie eher da waren, für sich vorweg, mußten sie aber wieder zurückgeben. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Übertragung des Leibes des heiligen Benignus aus der Residenz in die Jesuitenkirche, 18. August 1690, nahmen auch Reiter mit Fahnen, Triumphwagen, Genien, Scharen von Heiligen mit ihren Insignien usw. teil, während die Bürgerwache präsentierte und die Kanonen donnerten. Die Hofkleiderkammer hatte für Kleider, Teppiche usw. ihre Schätze zur Verfügung gestellt. In der Fronleichnamsprozession vom 20. Juni 1680 gingen alle Schüler bis zur untern Syntax bekränzt, die übrigen in ihren Kongregationen mit Stäben. Genauer heißt es zum 21. Juni 1685: Bei der Fronleichnamsprozession haben die Kongreganisten Stäbe und einige auch Schilde, die am Mantel befestigt sind; die Rudimentisten und Grammatiker tragen Kränze auf dem Kopf und Blumen in den Händen[1].

Anders geartet waren die Passions- oder Bußprozessionen. Die Zurüstungen für die Karfreitagsprozession des Jahres 1672 werden in dem Diarium unter dem 13. und 15. April also beschrieben: Es wurden von dem Präses in dem Oratorium die Ämter für die Karfreitagsprozession verteilt. Diese sind: Tragen der Becken für die Pechpfannen, Pechkränze, Holz, Tragen (fercula), warmes Wasser für die Geißler, Stärkungsmittel, das Kreuz usw. An diesem Tage wird um 12 Uhr eine zweite Bittschrift für die Pechkränze (Bechbrandt) zum Zeughaus geschickt. Diese werden in Körben oder auf einer Karre von den Sakristanen geholt; gewöhnlich erhielt man 100. Die Hälfte wird gewöhnlich der kleinern Kongregation abgetreten, von den Fackeln aber nur 30 und zwar einfache. Das Holz (den Kiehn) muß der Präses kaufen für mehr als 4 fl. Auch werden heute die Bänke in den fünf Schulen gerichtet, in der Logik für die Pechpfannen und ihre Träger, in den Rudimenten für die Fackelträger, in der untern Grammatik für die Kreuzträger, in der obern Syntax für die Geißler, um sich dort anzuziehen, und in der Poesie zum Abwaschen. Alle diejenigen, welche Bußsäcke erhalten, um sich anderswo anzukleiden, werden von den Sakristanen aufgeschrieben, damit die Säcke zurückgefordert werden können. Am Karfreitag selbst werden gegen 12 Uhr zwei Schulen geheizt. Kurz vor 7 Uhr abends zieht unsere Kongregation aus, voraus geht die kleinere, es folgen die unsrige und die der Bürger. Voraus gehen zwei Träger mit Pechpfannen, dann zwei Ordner mit Stäben, das hölzerne Kreuz mit zwei Fackelträgern, ein Teil der Kreuzträger, eine Fahne mit zwei Pechpfannen, dann ein Teil der Geißler, wiederum eine Fahne mit zwei Pechpfannen und ein Teil der Kreuzträger bis zur Trage der schmerzhaften Mutter Gottes mit sechs schwarz gekleideten Genien. Dieser Trage folgt die Musik aus dem Gregorianum zugleich mit zwei Pechpfannen für die Beleuchtung, endlich die Herren Sodalen mit dem Präses. Gewöhnlich zieht ein Kreuztragender als Christus mit, ohne Knechte und Soldaten, an der Spitze der übrigen Pönitenten. Den Geißlern wird kein Essig, sondern warmes Wasser gereicht zum Bespritzen; es wird aus den Bürgerhäusern geliefert. Während die Kirchen und Gräber besucht werden, bleiben die Tragen und Pechpfannen draußen.

[1] *Diar. Gymn. Monac.

Bei der Rückkehr geht es in das Gymnasium, wo genug da sind, welche die Geißler abwaschen und salben. In der Nacht werden die Bußsäcke gewaschen, daß sie früh morgens in den beiden geheizten Schulen trocknen und von den Geißlern wieder benutzt werden können.

Über die Bußübungen in den Prozessionen berichtet das Diarium u. a. folgende Einzelheiten. Am Karfreitag (7. April) 1651 waren 136 Geißler und 96 Kreuzträger. Am Karsamstag war eine zweite Bußprozession mit geringerer Anzahl. Am Karfreitag (29. März) 1652 zählte man 120 Geißler und 100 Kreuzträger, darunter viele Magnaten. Am Karfreitag 1653 waren soviele Büßer, daß man nicht genug Bußsäcke hatte. In den folgenden Jahren werden ähnliche Zahlen vermerkt. Eine Gegenströmung macht sich erst gegen Ende des Jahrhunderts bemerkbar, denn zum 1. April 1695 heißt es im Diarium: Es war uns unangenehm, daß nur der Präses der Bürgerkongregation keine Geißler zuließ; es kamen viele zu uns für Bußsäcke; sie erhielten aber keine. Die Bußprozessionen verursachten große Unkosten[1].

Auch die andern Festprozessionen forderten manchen Aufwand. Das Ausgabenbuch der Kongregationen verzeichnet in den verschiedenen Jahren Posten für Fahnenträger, Musiker, Handwerker, Kunsthandwerker und Künstler. Für die Musiker auf dem Marienplatz 6 fl. 30, für ihre Bewirtung 5 fl. 40, dem Schreiner für 145 Stäbe 6 fl., dem Maler für die blaue Kolorierung à 6 kr. = 10 fl., dem Schmied für die Tragbahre des heiligen Joseph 13 fl. 29, dem Schreiner für dieselbe 10 fl. 30, für 40 Ellen Seide 30 fl., für das golddurchwirkte seidene Gewand des heiligen Joseph 170 fl., für neue Kleidung von zwölf Pagen, die bei Tragbahren dienen 45 fl, die 56 Träger der Tragen, Pechpfannen usw. jeder 6 kr. = 5 fl. 36 kr. Im Jahre 1689 werden für zwei Baldachine 105 fl. bezahlt, für goldene Fransen erhielt 1690 der Fransenmacher 150 fl. und der Goldschmied 350 fl., für weitere Zier der Reliquien des heiligen Benignus 118 fl., der Maler Wolf für eine neue Fahne, Malereien und Zeichnungen 52 fl., andere Maler 23 fl., die englischen Fräulein für acht neue Blumensträuße 10 fl. 30 kr., der Goldschmied für Vergoldung von kupfernen Gegenständen 211 fl. 30 kr. Im Juni 1694 werden

[1] Über diese Unkosten gibt das Rechnungsbuch Aufschluß: Für das Waschen der Bußsäcke, deren sich die Geißler bedienten, erhielt die Wäscherin alljährlich gegen 10 fl. Für Schwämme zum Abwaschen des Blutes werden 1660 2 1/2 fl. verrechnet, für Geißeln 5 fl., für Reparatur der Geißeln im Jahre 1661 und 1669 je 7 fl. 30 kr., 200 Sternchen (stellulae) für die Geißeln kosteten 1660 40 kr., 1664 300 solche 1 fl., 1684 für 300 Stellulae zur Schärfung der Geißeln von Augsburg 1 fl. Der Wäscherin werden 1665 für das Waschen von 105 weißen Bußsäcken 5 fl. 15 kr. gegeben. 12 Geißeln kosteten im Jahre 1667 3 fl., im Jahre 1671 zahlte man für 6 neue Geißeln 3 fl., 1681 für 30 neue 7 1/2 fl. Am 16. Februar 1682 wird eingetragen 2 fl. für 4 neue Geißeln zum Gebrauch des Serenissimus und der Seinigen, die an den Hof geschickt werden. Im Jahre 1699 kosteten 12 neue einfache Geißeln und zwei doppelte Geißeln zusammen 5 fl. Im Jahre 1668 kosten 118 Ellen blaues Tuch für 21 Säcke 39 fl. 20 kr.; für das Nähen dieser 21 Säcke erhielt die Näherin 7 fl. 6 kr., also für das Stück 18 kr. Am 9. April 1670 wird gebucht: 2 Maß Wein zur Stärkung der Geißler; der Sakristan und die, welche die Büßer abwuschen, erhielten Bier und Käse. April 1685 erhält der Schneider für Leinwand und blaues Tuch für Bußsäcke 36 fl. 8 kr. Im Jahre 1667 kosten 20 neue Kreuze 4 fl. 20 kr. In den neunziger Jahren wurden auch die Geißeln gewaschen: die 103 Bußsäcke kosteten zu waschen das Stück 4 kr., die 135 Geißeln je 1 kr. Größere Ausgaben weist besonders das Jahr 1689 auf, wo der Bußgeist infolge der Türkenkriege stärker wirkte: Im Januar werden ausgegeben für 210 Ellen weißer Leinwand für die Säcke der Geißler 49 fl. (à 12 kr.), für 180 weitere Ellen für die Kleider der Kreuzträger 30 fl. (à 10 kr.), für 220 Ellen Gürtel 2 fl. 30 kr. Im Februar erhielt der Färber für das Blaufärben von 180 Ellen à 4 1/2 kr. 13 fl. 30 kr., für das Färben der Gürtel 10 kr.; im März die Näherin für das Nähen von 39 weißen Säcken 7 fl. 53 kr.

für 106 Marianische Schilde aus Messing 53 fl. ausgegeben, im folgenden Jahre wird eine Traktation für die Musiker des Gregorihauses mit 10 fl. verrechnet, im Jahre 1697 erhalten sie 26 fl. usw.

Wie für die Prozessionen, so gab die Kongregation den Künstlern auch vielfache Aufträge für ihr Oratorium. Im September 1654 kaufte man eine neue Orgel in Landshut (150 fl.). August 1656 wurden für ein großes silbernes Kruzifix 824 fl. und für einen goldenen Kelch 920 fl. ausgegeben, für vier silberne Bilder der Heiligen Joachim, Joseph, Anna und Elisabeth 300 fl., 1669 für silberverzierte Reliquiarien 192 fl., für ein silbernes Antipendium 1691 600 fl. Für ein Bild in der Kuppel des neuen Oratoriums erhielt der berühmteste Maler seiner Zeit Johann Andreas Wolff 500 fl. Der Bau des neuen Oratoriums im Jahre 1698 beschäftigte überhaupt viele Künstler. Der Baumeister Antonius Viscardi erhielt 1744 fl., der Münchener Gipser Georg Bader 869 fl., der Hof-Marmormeister Wilhelm Langentuecher 1200 fl., der Kunstschlosser Georg Spätt 655 fl., der Maler Steiber 262 fl., der Kaufbeurer Orgelbauer Bez 285 fl. Die Gesamtausgaben für das neue Oratorium beliefen sich auf die damals sehr große Summe von zirka 10000 fl.

Die großen Ausgaben der Kongregation konnten natürlich nicht bestritten werden ohne reiche Almosen von seiten der Kongreganisten. Diese flossen besonders reichlich bei der Erneuerung des Gelöbnisses. So schenkte der Kurfürst bei dieser Gelegenheit jedes Jahr von 1656—1678 30 Dukaten (90 fl.). Die Gesamtsumme dieser Gaben bei der Renovation belief sich jährlich auf 300—500 fl., dazu kamen dann manchmal reiche Spenden von ungenannten Wohltätern, so 1656 eine solche von 1500 fl. in Gold für einen goldenen Kelch, 1659 von demselben 300 fl. Die Einnahmen beliefen sich vom 11. April 1695 bis 12. September 1697 auf 4812 fl. In Einnahmen und Ausgaben betrug das Budget vom 13. Oktober 1700 zirka 9700 fl.

Das Theater bürgerte sich bei einzelnen Kongregationen mehr und mehr ein. Besonders wurde es üblich, die feierliche Verkündigung des neugewählten Präfekten mit einem Theaterstück zu verherrlichen. Das Diarium der größeren lateinischen Kongregation in München berichtet zum 15. Februar 1651: Nach der Gratulation für den neugewählten Präfekten Ferdinand Maria und der Danksagung für den alten Präfekten Herzog Albert Sigismund, wurde in Anwesenheit des ganzen Hofes ein Stück aufgeführt „Der ägyptische Jüngling", das vier Stunden dauerte, fast ganz bei Beleuchtung. Das Theater war neu hergerichtet aus alten Brettern und Kulissen des Gymnasialtheaters, aber ganz der Aula angepaßt; Herrichtung und Malerei kosteten viel Geld. Somit gehört das neue Theater sowohl dem Gymnasium als der Kongregation. Am folgenden Tage wird dann das Stück bei Tageslicht für das Volk wiederholt. Am 2. Februar 1652 wurde nach der Promulgation des neuen Präfekten, des Herzogs Maximilian Philipp ein einstündiges Drama über die Liebe des verstorbenen Kurfürsten Maximilian zur Gottesmutter aufgeführt, bei dem der neue Kurfürst anwesend war.

Dem Geschmack der Zeit folgend führte die Kongregation auch musikalische Dramen auf, so am 28. Januar 1663 bei der Promulgation des neuen Magistrats: Der junge Kleriker, der verlangte die Gottesmutter zu schauen. Das Stück begann nach 12 Uhr und dauerte über 1½ Stunden. Ebenso spielte die Kongregation am 8. Februar 1664 bei derselben Gelegenheit das musikalische Drama: Der Türkensklave, der nach der Taufe verlangt. Im Jahre 1674 wurde im Oratorium das Drama dreimal gespielt, am 10. Februar für die Sodalenstudenten, 14. Februar für die Jesuiten und die Herren und 19. Februar wiederum für die Herren. Am 6. Februar 1678 wurde ein musikalisches Drama von fast drei Stunden nur für

die Herren Sodalen gespielt[1], das dann am 8., 10. und 17. Februar, 3. und 4. März für Gäste wiederholt wurde, das vorletzte Mal für den Kurfürsten und seine Familie und das letzte Mal für vornehme Damen, die darum gebeten hatten. Es war das Säkularjahr der Kongregation. Im April des Jahres 1683 wird eine viermalige Aufführung des Kongregationsdramas erwähnt. Zum 22. April 1688 heißt es: Bei Gelegenheit der Aufnahme der Kurfürstin Maria Antonia in die Kongregation führte man ein musikalisches Drama in deutscher Sprache auf, das dann in den folgenden Tagen noch zweimal wiederholt wurde. Zum 4. Februar 1680 findet sich die Notiz: Es wurde ein Drama sive saltus Passionum vor dem Kurfürsten und dem Bischof von Freising aufgeführt.

Außer Dramen gab es auch noch Meditationen, die nach einiger Unterbrechung 1677 wieder begannen[2]. Der Meditation voraus ging eine kurze Erklärung. Die Meditation selbst wurde bei verdunkeltem Raume durch Bilder und Embleme veranschaulicht und durch zwei Sänger zu Gehör gebracht. Der Stoff war die Todesangst im Ölgarten. Es folgten nun an den weitern Sonntagen der Fastenzeit, die Gefangennahme, Verhör, Geißelung und Dornenkrönung. Im Jahre 1679 waren die Meditationen über die letzten Dinge; am ersten Fastensonntag über den Tod, am zweiten über das Gericht usw., am fünften über die Ewigkeit. Am sechsten Sonntag (28. März) wurden alle Meditationen zusammen vor dem Hofe wiederholt. Eine solche Wiederholung fand auch im folgenden Jahre vor dem Kurfürsten statt. Im Jahre 1694 finden wir als Stoffe Heilige und andere hervorragende Männer, die in irgend einer besondern Tugend vorgeführt wurden, so z. B. Augustinus, Boethius, Thomas Morus. Im Jahre 1695 sind es wieder die letzten Dinge, 1696 wieder Heilige. Im Tagebuch wird die Meditatio stets bezeichnet als Meditatio melodica. Ende dieses Jahres 1696 verbot der Visitator die Meditationen, weil der Inspektor des Gregorihauses sich beklagt, daß seinen Zöglingen dadurch zuviel Zeit vom Studium verloren gehe. Da die Meditationen gerade um diese Zeit sehr beliebt waren — hatten sie ja in dem Präses Franz Lang einen tüchtigen Leiter[3] — nahm der Vorstand und besonders der Präfekt Graf Horwarth diese Verfügung sehr übel. Nach langen Verhandlungen gestattete der Rektor die Meditationen, nachdem die Kongregation sich verpflichtet hatte, keine Alumnen aus dem Gregorihause mehr in Anspruch zu nehmen und für die Musik die Hofmusiker herbeizuziehen und zu bezahlen. Es wurden für die Aufführungen auch neue Kompositionen geliefert, so von dem Hoforganisten Rauscher, dem Hofkapellmeister Barnabei,

---

[1] Es war Periculosa animae christianae pugna von P. Heinr. Scherer, Text in Clm 8511.

[2] Aus den Jahren 1672 liegen Meditationen vor in Clm 8511 R. P. Scherer Omnia opera comica, die der Geograph P. Heinrich Scherer als Präses in München verfaßte und aufführen ließ.

[3] Über die von Lang veröffentlichten Meditationen vergl. das Kapitel Schultheater. Dort Näheres über die verschiedenen Arten der Meditationen. Vergl. darüber auch (Lud. Seccard) Commentarius asceticus duorum saeculorum a Congregatione Majore Latina B. V. Mar. actorum Monachii 1779 1, 39 ff. — Über die Ausgaben Näheres im Diarium. So wurden z. B. Febr. 1651 verrechnet der Spengler für 60 Lampen 12 fl., für Kulissen der Maler Amort 18 fl., der Maler Joh. Georg 22 fl., für Schneiderarbeit und rotes Tuch 62 fl., für Theaterschuhe 21 fl., Auslagen für Bier, Wein, Essen, Öl, Farben für die Maler 63 fl., 2 Schafe, die in dem Stück geschlachtet wurden, 3 fl. Jedes Jahr forderte auch die Traktation der Sänger und Musiker bedeutende Auslagen; der Komponist erhielt durchschnittlich 3 fl., später auch 9 fl. Im Jahre 1661 kostete ein golddurchwirktes Kleid 22 fl., das Malen der Szenerien 50 fl. Für neue Kostüme wurden 1675 37 fl. ausgegeben. Im Jahre 1683 erhielten die Hofmusiker 10 fl., die Maler für Ausmalen des neuen Theaters 76 fl., der kurfürstl. Balletmeister für Tanzunterricht für sechs Grafen und Barone 23 fl., der Komponist (Zeiler) 21 fl. Im Juli 1687 wird verrechnet für Kräuseln der Haare von 15 Knaben durch den Chirurgen 1 fl.

dem Hofmusiker Rupert Mayr, dem Franziskaner Ambros Zellner (Mitglied der Kongregation). Im Jahre 1698 dauerte am zweiten Fastensonntag die Meditatio melodica über die Bekehrung des Grafen Gottfried von Kappenberg durch den heiligen Norbert über eine Stunde. Im Jahre 1699 erlitten die Meditationen eine Unterbrechung, weil die Kasse infolge des Neubaues des Oratoriums erschöpft und der Präses wegen Überanstrengung Schonung bedurfte.

Naturgemäß nehmen in dem Tagebuch die äußern Dinge einen breiten Raum ein, aber zuweilen gestattet es auch einen Einblick in das Innere, so wenn es Leben und Sterben frommer Kongreganisten schildert, wie des Herzogs Albrecht, des Bruders des Kurfürsten Maximilian, der 5. Juli 1666 im Alter von 82 Jahren starb. Er war ein ganzer Mann, ein Vater der Armen. Eigenhändig schrieb er stets seine Formel für die Erneuerung des Gelöbnisses mit Ausnahme der letzten drei Jahre, wo er nur mit zitternder Hand seinen Namen unterschrieb. Seit 1598 in der Kongregation war er 68 Jahre Mitglied derselben. An allen Vigiltagen von Marienfesten beobachtete er mit seinem ganzen Hofe Abstinenz. Den Marienpsalter betete er täglich. In den Dörfern begleitete er das Allerheiligste mitten unter den Bauern, wenn er an Donnerstagen, wo die gewöhnliche Prozession stattfand, dorthin kam. Als Vater der Armen tadelte er seine Leute öfter, daß sie zu karg mit den Almosen seien, wiederholt verdoppelte er die dafür bestimmte Summe. Den Bettlern, die seinem Wagen nachliefen, schickte er seine Pagen mit Almosen entgegen, damit sie sich nicht durch das Laufen ermüdeten. Über einen höheren Beamten, der ihm sonst lieb war, beklagte er sich bei seinem Bruder Max, daß er die etwas zu aufdringlichen Bettler durch die Polizei von seinem Wagen entfernt habe; man möge ihm doch diese Freude, so lange er lebe, lassen. Seine Jäger mahnte er oft und ernst, den Äckern und Landleuten keinen Schaden zuzufügen; etwaigen Schaden machte er am selben Tage zuweilen doppelt gut. Die Zäune ließ er die Bauern errichten, so hoch sie wollten zum Schutz gegen das Wild, seinetwegen bis an den Himmel, so pflegte er zu sagen. Er war ein Muster der alten deutschen Gradheit. Möchte es nur nicht das letzte gewesen sein! so beschließt das Tagebuch nicht ohne Sorge den Nachruf.

Außer der größern lateinischen Kongregation gab es in München, wie die Jahresbriefe von 1652 berichten, noch acht Sodalitäten und zwar die kleinere lateinische Kongregation, eine für Bürger, je eine für Junggesellen (Handwerker) und Handwerkslehrlinge; dazu kamen dann noch einige Bruderschaften, die aber streng genommen keine Kongregationen waren. Als eigentliche Kongregationen werden in den spätern Jahren auch nur sechs aufgeführt: drei für die Studenten und drei für Bürger, Gesellen und Handwerkslehrlinge.

Bei den übrigen Niederlassungen der oberdeutschen Provinz bestanden wie früher 2—3 Kongregationen für Studenten und Bürger.

In der niederrheinischen Provinz blieben die Kongregationen in ihrer alten Blüte, einige nahmen stark zu. So zählte die Bürgerkongregation in Köln 1662 750 Mitglieder (1654 600). Bei dieser Kongregation wird besonders gerühmt die Liebestätigkeit für die Armen und ihre Bemühungen, Prozesse auf privatem Wege zu begleichen.

In Düsseldorf bestanden im Jahre 1655 fünf Sodalitäten, je eine für Herren (samt größern Studenten) und die untern Gymnasialklassen (Angelica), je eine für Bürger, junge Handwerker und Frauen. Die letztere (Ursulana) für Frauen und Jungfrauen stieg von 70 Mitgliedern im Jahre 1653 auf 300 im Jahre 1671; wie in diesem Jahre bemerkt wird, nahmen die vornehmsten Familien daran teil. Ebenfalls fünf Kongregationen bestanden in Trier (1670). Die Frauenkongregation

stieg durch 90 neue Mitglieder 1651 auf fast 500. Die Herrenkongregation wurde 1670 wiederum mit der Kongregation der Studenten der Akademie verbunden.

Für die oberrheinische Provinz geben die Jahresbriefe von 1654 52 Kongregationen an und zwar für Studenten 24 (maior, auch für Herren, media, Angelica) für Bürger 14, für junge Handwerker 7, für beide Geschlechter 7. Die letztere ist, wie die Briefe bemerken, die Todesangstbruderschaft, die im Anfang nicht ohne Widerstand in Mainz, Würzburg, Bamberg, Fulda, Speier, Molsheim und Schlettstadt eingeführt wurde; sie blüht jetzt: Hoch und Niedrig nehmen teil[1]. In der oberrheinischen Provinz hatte sich die Sitte eingebürgert, daß an den Marienfesten Dramen von den Kongregationen aufgeführt wurden. Dagegen wandte sich am 24. Januar 1654 der oberrheinische Provinzial Nith. Biber: Unser Hochw. P. General hat mir am 27. September des verflossenen Jahres aufgetragen, den Mißbrauch, in den Oratorien der Marianischen Kongregation am Feste Maria Verkündigung und an andern Marienfesten Dramen aufzuführen, gänzlich abzuschaffen und die Präfekten und Direktoren der Kongregationen zu mahnen, diesen Tag mit Übungen der Frömmigkeit, nicht aber mit Theaterdeklamationen zu feiern. Wenn daher die Sodalen ein Drama zu Ehren U. L. Frau aufführen wollen, soll dies an einem Werktage und ohne Schaden für die Frömmigkeit geschehen. P. General fügt bei, ich möge erwägen, ob die Sitte des jedes Jahr von den Sodalen aufzuführenden Dramas beizubehalten sei[2].

Sonst sind wenige neue Verfügungen der Generale aus dieser Zeit bekannt. Über den Besitztitel der von der Kongregation erworbenen Güter war noch immer viel Unklarheit vorhanden. P. Nickel antwortete auf eine diesbezügliche Anfrage im Jahre 1658, das hänge von der Intention des Gebers ab. Früher sei wiederholt entschieden worden, daß fürs Gewöhnliche angenommen werden könne, der Geber habe das Kolleg, an dem die Kongregation bestehe, bedenken wollen. Sei aber nur die Präsumption vorhanden, so dürfe man Geräte der Kongregation für das Kolleg nicht brauchen ohne vorherige Anfrage bei dem Präfekten[3]. Auf die Klage von Dillinger Kongreganisten, daß die ganze Vermögensverwaltung der Kongregation in den Händen der Gesellschaft sei, verfügte Nickel am 2. März 1658 Abhilfe, insbesonders solle dem Schatzmeister der Kongregation einer der Schlüssel übergeben werden, wie es die gedruckte Dillinger Regel vorschreibe[4]. Das Herumschicken einer Sammelbüchse durch die Häuser um Beiträge für die Kongregation zu erhalten, wie es in Eichstätt üblich geworden, wurde am 19. April 1670 von Oliva mißbilligt und die Abstellung befohlen[5].

In der Geschichte des Kollegs von Eichstätt wird zum 29. Dezember 1671 erzählt: Es entstand in diesem Jahre in der Diözese Eichstätt mit Billigung und Empfehlung des Fürstbischofs unter den Weltpriestern eine Kongregation unter dem Titel des heiligen Ignatius, aus deren 15 Regeln die hauptsächlichste war, daß sich die Sodalen verpflichten, jedes Jahr wenigstens einige Tage lang die geistlichen Übungen zu machen. Der Rektor P. Christoph Offenhausen hatte sich dieser Sache sehr angenommen. Auf die Einsendung der Statuten an den General antwortete ihm dieser am 2. Mai 1671: Die Kongregation, die Sie errichtet, gefällt allen sehr und es wäre zu wünschen, daß sie auch in andern Diözesen verbreitet würde. Leider bestand die Kongregation nicht lange, denn nach der Versetzung des Rektors schlief

[1] *Litt. ann. Rhen. sup. 1654 Rhen. sup 31.

[2] *Cod. Bamb. I 3, 8 v.

[3] *Acta Congr. Prov. 74, 171.

[4] Nickel an den Provinzial Beihelin. *Ad Germ. sup.

[5] Oliva an den Provinzial Raßler und an den Rektor von Eichstätt 19. Juli 1670. *Ad Germ. sup.

der Eifer ein, und es beteiligten sich so wenige Priester, daß man die Kongregation im Jahre 1675 aufgab[1].

In betreff der Aufnahme von Frauen hielt man noch fest an den frühern Bestimmungen, die von Rom aus wiederholt eingeschärft wurden. So schrieb der General Nickel am 19. August 1654 an den oberdeutschen Provinzial: Die Errichtung von Kongregationen für beide Geschlechter haben meine Vorgänger stets mißbilligt und sich trotz wiederholten Anfragen von dieser Ansicht nie abbringen lassen. Auch ich habe diese Meinung stets gebilligt und ich will und kann nicht von derselben abweichen. Weil aber in einer andern Provinz erlaubt wurde, daß zu Ehren des heiligen Joseph in unserer Kirche für beide Geschlechter zwar nicht eine Kongregation, sondern eine Andacht eingerichtet werde, werde ich diese Erlaubnis auch Ihnen gern geben. Am 14. November 1654 gab Nickel dem P. Raesfeld in der niederrheinischen Provinz den Bescheid: Kongregationen von Frauen werden der römischen nicht aggregiert und können nicht teilhaftig werden der von dem Heiligen Stuhle den Kongregationen erteilten Ablässe. Und an die österreichische Provinz erging am 19. Dezember 1654 die Weisung: Aus dem steten Brauch der Gesellschaft und den Verfügungen meiner Vorgänger steht fest, daß wir keine Kongregationen gründen können, in die Frauen aufgenommen werden. Deshalb soll die dortige aufgelöst werden. Auch später antwortete Gonzalez 1690 auf eine Anfrage der böhmischen Provinzialkongregation: Was meine Vorgänger stets geantwortet, das antworte auch ich nach Beratung mit den Generalrevisoren und den Assistenten: Frauen können nicht teilhaben an den unsern Kongregationen verliehenen Privilegien; Frauenkongregationen oder gemischte Kongregationen können nicht einmal der römischen Kongregation aggregiert werden[2].

Die seit Beginn des Jahrhunderts am Rhein bestehende Schutzengelsodalität fand um die Mitte des Jahrhunderts auch Eingang in Oberdeutschland, insbesonders in Ingolstadt. Hierüber sind uns nähere Nachrichten aufbewahrt[3]. Der Bericht lautet: Da in den drei untern Klassen des Gymnasiums zu Ingolstadt ziemlich viele Schüler waren, die sowohl ihr zartes Alter als auch ihre Klasse von der kleinern Marianischen Kongregation ausschloß, die aber auch aus dem deutschen Katechismus für Knaben und Mädchen nicht hinreichende Frucht zogen, weil für sie keine Aufsicht da war, schien es rätlich, nach dem Brauch der rheinischen und österreichischen Provinz an den Gymnasien unserer Provinz einen neuen Coetus zu errichten von jüngern Schülern, die sich der Verehrung der Königin der Engel und der heiligen Schutzengel weihten, da sie auf diese Art und Weise besser in den Grundsätzen des christlichen Lebens gleich von frühester Jugend an unterrichtet werden können. Der Provinzial P. Georg Spaiser gab dazu seine Erlaubnis in einem Brief an den Rektor von Ingolstadt vom 1. Dezember 1653. Er bestimmte, daß in den neuen Coetus aufgenommen würden die Rudimentisten, alle Grammatiker und von der Syntax minor, die noch nicht das 14. Jahr erreicht hatten. Die übrigen aus der Syntax minor sollten mit der Syntax major, den Humanisten und Rhetorikern in der kleinern Kongregation wie in München vereinigt werden. An einem tüchtigen Präses könne es in Ingolstadt aus der Reihe der studierenden Scholastiker nie fehlen. Nachdem man so vom Provinzial die Erlaubnis erhalten, wandte man sich um eine Instruktion an P. Joh. Paullin. Dieser schrieb aus München 13. Dezember 1653 an den Ingolstadter Rektor Keppler, er beglückwünsche das Kolleg für die

---

[1] *Histor. Coll. Eichst. 1675. Vergl. das vorige Kapitel.

[2] *Acta Congr. Provinc. 84, 136.

[3] *Clm 26479. Akten über Angelica Sodalitas B. M. Virginis Reginae Angelorum. Vergl. Gesch. 2[2], 91.

zu errichtende Hierarchia Angelorum. Man möge darauf sehen, daß die Präsides sich der Sache gut annehmen. Sie sollten alles katechetisch behandeln, denn wenn die Präsides dies unter ihrer und der Kongregation Würde halten und meinen, dafür wäre hinlänglich an den Freitagen und Samstagen in der Schule gesorgt, so würden sie jedenfalls gegen die erste Idee dieser Kongregation handeln. Ich habe durch die Erfahrung zweier Jahre gelernt, es sei nichts nützlicheres als alles auf katechetische Art zu erklären, zu fragen, zu wiederholen und wiederholen zu lassen. Die Art und Weise fromm aufzustehen, zu studieren, zu beten, zu beichten, zu kommunizieren, das Gewissen zu erforschen, die Messe zu hören, die Mutter Gottes, die heiligen Engel und die andern Heiligen zu verehren, Rosenkranz und Offizien zu beten usw., das alles ist immer und immer wieder praktisch durchzunehmen und mit Beispielen zu erläutern. Einprägen muß man Haß vor der schweren Sünde, die der Jugend eigentümlichen Tugenden, Bescheidenheit, Gehorsam, Fleiß, Frömmigkeit, Abscheu gegen die jugendlichen Fehler Lüge, Trägheit, Frechheit, Trotz, Schamlosigkeit. Je einfacher dies alles vorgebracht wird, um so mehr nützt es, wie ich gemerkt habe, bei diesen unverbildeten einfachen Seelen. Man wird sich davor hüten, nur auf äußere Dinge wie Wahlen der Magistrate, Prozessionen, Altarschmuck usw. Gewicht zu legen und dabei das einzig Notwendige zu verabsäumen[1]. Als Versammlungsort wurde Dezember 1653 die obere Syntax bestimmt, weil sie den untern Klassen näher lag. Dem ersten Präses, dem Magister der Infima, Benno Perfall, schärfte der Rektor dringend ein, die Kinder besonders im Katechismus gut anzuleiten und alles andere, was sie noch nicht faßten, auszulassen. Einstweilen wurden einige Konvente gehalten nach Art eines Noviziats und die Regeln erklärt und zwar zuerst am 21. Dezember. Anfang 1654 begannen die gewöhnlichen Konvente[2]. Die Aggregation an die römische Kongregation erfolgte durch den General Nickel am 31. Januar 1654[3].

Mit dieser Aggregation war man aber nicht allseitig zufrieden und auch manche von der Kongregation genommenen Übungen erschienen für die Kleinen als nicht passend. Diesen Bedenken gab der Provinzial Veihelin Ausdruck, indem er am 12. April 1667 an den Rektor Muglin in Ingolstadt schrieb: Die Aggregation der Angelica an die römische Kongregation mit allen Rechten hat zu vielen Klagen Anlaß gegeben, die kleinen Schüler seien noch nicht fähig zu den Übungen der Kongregation und die Congregatio minor habe darunter gelitten. Deshalb solle die Angelica zu der frühern Einfachheit zurückgeführt werden. Das habe auch der General gebilligt. Man möge sich an die beifolgenden Regeln halten[4]. Diese Leges Congregationis Angelicae liegen bei und besagen: Der Zweck dieses Coetus ist ein genauer Unterricht des unreifen Alters in Glaubens- und Sittenlehre, zum Zweck einen guten Schüler heranzubilden. Besonderer Eifer ist auf treue Erfüllung der Schulregeln zu verwenden. Außer den von der Schule angeordneten Beicht- und Kommuniontagen kann geraten werden, auch an den Hauptfesten der Muttergottes und der heiligen Engel die heiligen Sakramente zu empfangen. In den Versammlungen am Sonntag erhalten die Kinder eine katechetische Instruktion und sollen diese auf Verlangen wiederholen. Zugelassen werden zu diesem Coetus nur die bessern und zwar ohne Noviziat; an Stelle dieses treten, wie leicht festzustellen, die bisher beobachteten Tugenden der Sittenreinheit und des Fleißes. Ein Schüler

---

[1] *Orig. Clm 26479.

[2] Zwei kleine Regelbüchlein: Gesetz und Reguln der englischen Bruderschaft Augsburg 1653 und Ingolstadt 1654, die deutsche Regeln und lateinische Gebete enthalten (22 S. 36°), liegen M. R. Jes. 72.

[3] *Orig. Clm 26479.

[4] *Orig. Clm 26479.

der verdorben ist oder Ärgernis gibt, soll nicht zugelassen werden; dieser wird in den öffentlichen Katechismus geschickt. Kleinere Fehler werden im Konvent durch geeignete Strafen nach dem Urteil des Präses gesühnt.

Eine genauere Instruktion besagt dann des nähern[1]: Die Congregatio Angelica, welche bisher der römischen Annunciata aggregiert worden, ist aufzuheben durch vollständige Abtrennung von der römischen Kongregation. Diese Trennung wird so geschehen, daß alles der Kongregation Eigentümliche wegfällt, aber eine Art Coetus beibehalten wird. Dieser Coetus hat nur als Ziel die Christenlehre, so daß es in der Tat ein Katechismus von Schülern ist, die nach Alter und Klasse noch nicht in die kleinere Kongregation aufgenommen werden können. Die Trennung wird ohne Lärm und allmählich vor sich gehen, um alles Aufsehen zu vermeiden. Die der römischen Kongregation schon aggregierten Sodalen behalten ihre Rechte, bis sie zur kleinern Kongregation zugelassen werden können. Die Aufnahme von neuen Mitgliedern in den Coetus geschieht ohne Noviziat, ohne Generalbeicht, ohne feierliche Aufnahme, es sei denn daß dies zeitweilig an bestimmten Orten zur Vermeidung von Gerede notwendig sein sollte, aber in keinem Falle mit den Rechten der Kongregation. Bei dem katechetischen Unterricht braucht nicht die Form des öffentlichen Unterrichts beobachtet zu werden, sondern man kann sich an der frühern Art des Coetus mit Gebeten und Prozessionen halten. Auch kann man eine Art von Magistrat beibehalten, also Präfekten und andere Offiziale wählen. Die von diesem Coetus in die kleinere Kongregation aufgenommen werden, müssen Noviziat, Generalbeicht usw. machen und werden feierlich aufgenommen. Die „Katechetischen Kongregationen", die beibehalten werden, sollen möglichst alle auf dieselbe Art eingerichtet werden. Infolge dieser Verfügung wurden im Jahre 1667 aufgelöst und von der Verbindung mit der römischen Kongregation abgetrennt die Engelkongregationen in Amberg, Augsburg, Ingolstadt, München, Freiburg (Schw.), Luzern, Innsbruck, Hall und Trient[2].

Zu den Kongregationen wird vielfach von den Annalisten die Todesangstbruderschaft gerechnet; in jedem Falle verdient sie wegen ihrer weiten Verbreitung und großen Erfolge eine besondere Beachtung. Über ihren Ursprung und ihre Wirkungen schrieb der General Oliva am 20. Mai 1673 an den oberdeutschen Provinzial Muglin: Hiermit möchte ich Ew. Hochwürden zur Einführung in Ihre Provinz die fromme Übung empfehlen, die von P. Vinzenz Carrafa in Italien eingeführt worden und vom guten Tod, an andern Orten aber von der Todesangst Christi ihren Namen hat. Dieselbe wird weit und breit mit ungeheuerm Zulauf und Erfolg nicht allein in Italien, sondern auch in Deutschland gepflegt, täglich an verschiedenen Orten verlangt, auch dort, wo die Gesellschaft keine Niederlassung hat. Deshalb zweifle ich nicht über eine günstige Aufnahme dieser so heilsamen Übung auch in der oberdeutschen Provinz. Der Anfang sollte in München gemacht und von da die Übung in andere Städte übertragen werden. Diese „Kongregation" pflegt in größern Städten gewöhnlich an den Freitagen gehalten zu werden, an andern Orten aber mit geringerer Bevölkerung an den Sonntagen. Zu München sollte man sie mit größerer Feierlichkeit und nach der Art wie in Rom einrichten. Ich weiß wohl, daß es dort an verschiedenen Kongregationen und frommen Übungen nicht fehlt, aber in diesen Dingen pflegt das Neue zur Frömmigkeit anzulocken[3].

---

[1] *Capita quaedam servanda in administratione Congregationum Angelicarum Clm 26479.

[2] *M. R. Jes. 72.

[3] *Ad Germ. sup. Vergl. 1. Juli 1673.

Diese Todesangstbruderschaft gemeiniglich „Todesangst“ genannt, war um diese Zeit in andern Teilen Deutschlands schon sehr verbreitet. Die Annalisten der Jesuitenkollegien können sich nicht genug tun in dem Lobe derselben für ihre Einwirkung auf die Frömmigkeit der Massen, besonders auf die Förderung des Sakramentenempfanges. Mehrere Momente lassen dies erklärlich erscheinen. Erstens die Predigt über die Passion, besonders über eine der ergreifendsten Partien, die Todesangst Christi, die dem gläubigen Volke immer besonders ans Herz griff, dann die Vorbereitung für die wichtigste Stunde des Lebens, die Todesstunde, endlich die großen Ablässe, auf deren Gewinnung das Volk großen Wert legte. Die segensreichste Frucht dieser Andacht war jedenfalls, daß die bereits bestehenden Generalkommunionen dadurch eine festere Organisation und eine wesentliche Förderung erhielten.

Wohl am frühesten wurde die Todesangstbruderschaft in der österreichischen Provinz errichtet und zwar 1650 zu Graz und bald darauf in Wien. Die Jahresbriefe von Graz berichten zum Jahre 1652: Innerhalb dreier Jahre machte die Todesangstbruderschaft große Fortschritte. Unter die Früchte dieser Andacht muß gerechnet werden, daß sie seit drei Jahren fast alle Einwohner von Graz, Männer und Frauen aus den höchsten, mittlern und untersten Ständen umfaßt, daß sie die Generalkommunion zur Blüte brachte und den monatlichen Empfang der Sakramente auch für die untern Klassen üblich machte, daß sie durch Bekämpfung der Sünde und deren Gelegenheiten die Stadt umwandelte. Ihr ist zu verdanken, daß man es für unrecht hält, der täglichen Messe nicht beizuwohnen, und die Dienstboten nur einen Dienst antreten, in dem ihnen die tägliche Beiwohnung der Messe gestattet wird. Der Geschichtschreiber des Grazer Kollegs bemerkt: Die 1650 gegründete Todesangst Christi Bruderschaft wuchs auf 7000 Mitglieder an. Am Gründonnerstag war bei der Feier des Bruderschaftsfestes die Zahl der Beichtenden so groß, daß man in allen Lehrzimmern und auf den Gängen Beichtstühle aufstellen mußte, um dem Andrang einigermaßen zu genügen. Für die Mitglieder dieser Sodalität wurde 1653 ein Gebetbuch in deutscher Sprache gedruckt und 19000 Exemplare desselben verteilt. Zum Jahre 1655 heißt es: Am 14. Januar 1655 starb auf der Insel St. Christoph (Amerika) P. Karl Herwart, früher Professor der Theologie in Graz. Er war auch der Gründer der Todesangstbruderschaft, die so zahlreich wurde, daß die Kirche bei den monatlichen Andachten nicht groß genug war[1].

Über die Einrichtung beim Profeßhause in Wien machen die Jahresbriefe von 1654 folgende Angaben: Es besteht hier die Todesangstbruderschaft, ihre Mitgliederzahl ist so groß, daß ein Neudruck des Bruderschaftsbüchleins in 4000 Exemplaren veranstaltet werden mußte. Jeden Freitag ist für die Bruderschaft eine heilige Messe mit einer viertelstündigen Ansprache des Präses vom Altare aus. Dann wird die Litanei vom Leiden Christi von Priester und Volk gemeinschaftlich gebetet. Für die monatlichen Versammlungen an jedem ersten Sonntag des Monats nachmittags ist die Kirche meist gesteckt voll. Der musikalischen Litanei folgt Predigt und Weihe an den am Kreuze sterbenden Heiland. Zum Schluß folgt vielfach eine kleine szenische Darstellung aus der Leidensgeschichte. Im Jahre 1673 wuchs die Zahl der Mitglieder um 600. Noch im Jahre 1683 und später waren die Übungen fast die gleichen. Ähnliches wird von Linz, Klagenfurt und Laibach berichtet[2]. Erst später

[1] Peinlich, Graz. Progr. 1870, 45 und 52.

[2] Die 1652 in Linz eingeführte Todesangstbruderschaft hatte tägliche, wöchentliche und monatliche Übungen in ihren Statuten. Vergl. Litterae ann. Austr. 1652 und 1658 über den Besuch der Kreuzwegstationen.

wurde die Bruderschaft in Görz (1685) und in Passau (1684) eingeführt. In Görz erscheint sie 1698 als eine doppelte, die eine von der Todesangst Christi, die andere vom guten Tod; die erstere jeden Freitag mit heiliger Messe, die zweite mit monatlicher Versammlung. Im Jahre 1665 befanden sich in der österreichischen Provinz 17 Todesangstbruderschaften mit 68 554 Mitgliedern.

In Deutschland fand die „Todesangst" zunächst Verbreitung in der oberrheinischen Provinz. Der Annalist des Kollegs zu Baden berichtet zum Jahre 1655: Die Kongregation der Todesangst Christi (Christi agonizantis) wurde in diesem Jahre bei uns errichtet und durch Papst Alexander VII. bestätigt[1]. Sie hat nicht geringen Widerspruch gefunden, aber der Markgraf (Wilhelm) hat mit Gemahlin und Kindern unsere Bemühungen in dieser Sache unterstützt. Am Tage der Kreuzerhöhung, dem Hauptfeste dieser Kongregation, wurde eine große Prozession aus unserer Kirche zum Hospitale geführt, wo die Schilderung der schrecklichen Leiden des sterbenden Heilandes viele veranlaßte, sich dieser Vereinigung anzuschließen. Der erste „Praeses Congregationis Christi agonizantis" in Baden war P. Burkard Hofman, dem November 1559 P. Peter Appel in diesem Amte folgte. Im Jahre 1673 waren 3500 in dem Album der Kongregation eingeschrieben. Der Fürst selbst, wiewohl über 80 Jahre alt, nahm regelmäßig an den monatlichen Versammlungen teil. Die erfreulichste Frucht war, daß monatlich 6—700, zuweilen auch 1000 sich dem heiligen Tische näherten[2]. Im Jahre 1657 wurde die Bruderschaft in Worms eingeführt unter der Leitung des P. Sebastian Erstenberger. Diese Sodalität — so sagt der Annalist — verdient unter allen Sodalitäten die erste Stelle. Die vornehmsten Katholiken, Laien und Geistliche, ließen sich einschreiben. Es ist unglaublich, wie diese Sodalität im Laufe eines Jahres an Zahl und Eifer zunahm. Auch hier hatte diese Bruderschaft einen großen Einfluß auf die Zunahme des Sakramentenempfanges[3]. Zu Kuppenheim wurde auf Bitte des Pfarrers 1665 von den Patres in Ettlingen die Sodalität errichtet. Die Frucht war, daß nach zwei Jahren statt der bisher nur jährlichen Kommunion die monatliche mit zahlreicher Beteiligung üblich wurde[4].

Der Geschichtschreiber der Stadtgemeinde Bühl in Baden berichtet: „Um den katholischen Glauben zu befestigen, den Empfang der Sakramente zu befördern und das sittliche Leben zu heben, was alles in den Wirrsalen des Dreißigjährigen Krieges sehr Not gelitten hatte, führten die Jesuiten bald nach der Übernahme der hiesigen Pfarrei eine Bruderschaft ein, welche befähigt war, das Volk zu ergreifen und seinen Bedürfnissen bei den vielfachen Nöten der Zeit in besonderer Weise entgegenzukommen. Es war die Konfraternität vom guten Tode (de agonia Christi). Als diese Bruderschaft 1665 zu Bühl feierlich eingeführt wurde, erschien der Markgraf Wilhelm von Baden und ließ sich, um seinen Untertanen mit gutem Beispiel voranzugehen, als der Erste in das Bruderschaftsbuch einschreiben, nachdem er der Predigt und der Prozession nach der Wallfahrtskirche Maria-Linden beigewohnt hatte. Die Jahrbücher der Jesuiten zu Baden enthalten über die rasch aufblühende und bald die ganze Gemeinde umspinnende Konfraternität folgende Notiz: Diese Kon-

[1] Alexander VII. hatte am 21. August 1655 einen vollkommenen Ablaß bewilligt in eccles. dom. prof. Romanae pro confratribus et consororibus bonae mortis semel quolibet mense Synopsis 365.

[2] *Hist. Rhen. sup. Am 12. Juni 1655 schrieb P. Nickel dem Rektor Fehnle, die dort eingerichtete Andacht zu Ehren der Todesangst Christi kann nicht der römischen Kongregation aggregiert und ihrer Ablässe teilhaftig werden, weil sie beide Geschlechter aufnimmt. Wir haben eine solche sehr blühende in unserer Kirche, die auch nicht aggregiert ist. *Ad Rhen. sup.

[3] *Rhen. sup. Wormatia 1657. Vergl. oben S. 94.

[4] *Hist. Rhen. sup. Ettling. 1667.

gregation nahm in den folgenden Jahren einen großen Aufschwung unter großer Beteiligung des Volkes. Viele, welche die häufigen Verfolgungen wankend gemacht hatte, wurden im Glauben gestärkt oder zur Kirche zurückgeführt . . . Die Bruderschaft hatte eine den (Marianischen) Kongregationen ähnliche Einrichtung mit einem eigenen Magistrat. Jedesmal der zweite Sonntag im Monat war Bruderschaftssonntag . . . Das Hauptfest (Sonntag vor Kreuzerhöhung) wurde hochfeierlich begangen, wie das Kirchenpatrozinium. Von dem opferwilligen Sinn der Mitglieder geben das Guttäterbuch der Pfarrkirche wie das Guttäterbuch der Bruderschaft reichliches Zeugnis."[1]

In welchem Geiste diese Bruderschaft in der oberrheinischen Provinz geleitet wurde, können wir ersehen aus den Ansprachen des P. Philipp Kisel, die 1666 zu Mainz erschienen: Zwölf Predigten für die einzelnen Monate des Jahres, die derselbe den Sodalen der Todesangstbruderschaft gehalten[2]. In einer derselben (S. 16.) bestimmt er das Wesen dieser Sodalität als eine fromme Versammlung derer, die allmonatlich an einem bestimmten Sonntag in der Kirche vor dem Allerheiligsten durch die glühende Verehrung der fünf Wunden gleichsam öffentlich erklären, sie seien darauf bedacht, sich beizeiten auf einen heiligen Tod vorzubereiten. Hier in der heiligen Eucharistie, sagt er in der folgenden Exhortatio, ist uns gegenwärtig das liebevollste Herz Jesu, in dem gebrannt hat und brennt eine so große Flamme der Liebe: in diesen Glutofen werfet eure Herzen und sie werden sofort erglühen.

Auch in seinen übrigen Predigten erinnerte P. Kisel seine Zuhörer an die Übungen der Todesangstbruderschaft: Weil wir hier in Mainz und an andern Orten, so sagt er in seiner 26. Predigt am fünften Sonntag nach Ostern[3], am heutigen Sonntag das Hauptfest der Todesangstbruderschaft feiern, wollen wir beten für eine gute Todesstunde durch innige Verehrung des bittern Leidens, das ist der Zweck der Todesangstbruderschaft. Der Grund, weshalb die Gesellschaft Jesu diese Kongregation gegründet, ist dieser: ihrem Eifer genügt es nicht, alle aufzumuntern, daß jeder für sich die so große Gnade eines guten Todes erflehe, sondern sie will, daß dies in Übereinstimmung und Verbindung mit vielen geschehe, denn wenn nach den Worten des Erlösers schon bei der übereinstimmenden Bitte von zweien der Vater sie gewährt, welche Erhörung ist nicht erst dann zu erwarten, wenn 100, 300 und mehr mit solcher Übereinstimmung und mit solchem Eifer um diese Gnade bitten. Dann fordert er mit glühenden Worten auf, die Arme zum süßesten Herzen Jesu zu erheben: Durch Dein süßestes Herz, geliebtester Jesu, träufle meinem Herzen, wenn es dereinst bricht, nur ein Tröpflein Deiner Liebe ein. Wie kleine Kinder sollen sich die Sodalen um das Kreuz Christi scharen und ihr Herz dem Herzen ihres Vaters nähern, so könne ihr Tod nur ein überaus glücklicher sein.

Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten gelang es auch, die neue Bruderschaft in der oberdeutschen Provinz einzuführen. Überaus freue ich mich, so schrieb der General Gonzalez an den Provinzial Willi (1686), daß die Todesangstbruderschaft einen Anfang genommen mit einem solchen Zulauf des Volkes, wie Ew. Hochwürden berichten. Ich zweifle nicht, daß diese Vereinigung, wie in Rom, so auch in München sowohl an Zahl als an Eifer täglich wachsen wird mit außer-

[1] K. Reinfried, Geschichte der Stadtgemeinde Bühl (1877) 58 f.

[2] Duodecim Scintillae ex ardenti pectore et corde Jesu Crucifixi . . . super Sodales Congregationis Xi in Cruce agonizantis. Moguntiae 1666.

[3] Nyli Mystici . . . alveus primus . . . sive Primus annus Concionum in Dominicas et Festa. Moguntiae 1666, 322 ff.

ordentlichem Nutzen für das Seelenheil[1]. Ein Neuburger Bruderschaftsbüchlein[2] hebt den Zweck der Bruderschaft mit den Worten hervor: Der Zweck dieser Bruderschaft besteht besonders in nachfolgenden drei Punkten: 1. daß wir dadurch unsere schuldige Ehrbezeugung und Dankbarkeit gegen den gekreuzigten Heiland bezeigen und durch dessen unendliche Verdienste wie auch teils durch unsere guten Werke einen glückseligen Tod erhalten mögen; 2. daß wir jeden Monat wenigstens einmal uns zu einem christlichen Tod bereiten; 3. daß wir durch öftere Erinnerung des Todes aufgemuntert werden, sowohl das Gewissen als auch unsere Geschäfte zu sichern durch eine gute Beicht und Kommunion und durch Übung der notwendigen Tugendakte. Und wiederum: Das Ziel und Ende dieser Versammlung ist durch die Verdienste des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi und die Fürbitte seiner schmerzhaften Mutter eine selige Sterbestunde von Gott zu erlangen. Als besondere Mittel werden die monatlichen Versammlungen und der wenn möglich monatliche Empfang der heiligen Kommunion empfohlen. Die Mitglieder sollen sich aber auch gegenseitig helfen, denn in der fünften Regel heißt es: Alle Mitglieder dieser Bruderschaft sollen fleißig Sorge tragen, daß keiner aus den Mitgliedern in ihrem Haus oder in ihrer Nachbarschaft oder auch anderwärts, wenn ihnen die Todesgefahr bekannt wird, ohne die heiligen Sakramente der Beicht, Kommunion und letzten Ölung von diesem Leben scheide. Bei den Zusammenkünften wurden auch fromme deutsche Lieder gesungen. Deshalb besagt die sechste Regel: Weil in den Zusammenkünften andächtige Lieder öffentlich gesungen werden, so werden die Mitglieder sich befleißen, den Ton oder die Melodie dieser Gesänge zu lernen und sowohl im Beten als Singen eine beständige Weis zu halten. Die in dem Büchlein abgedruckten Lieder und Gebete sind meistens über das Leiden Christi und die Todesstunde.

Fast ebenso spät wie in Oberdeutschland gelangte die Andacht in der niederrheinischen Provinz zur Einführung. Die Jahresbriefe des Kölner Kolleg berichten zum Jahre 1680: Die Sodalität von der Todesangst Christi und seiner mitleidenden Mutter zur Erlangung eines seligen Todes wurde Anfang Juli 1680 in unserer Kirche mit vollkommenem Ablaß für den ersten Sonntag des Monats eingeführt. Am ersten Tage stellte man zwei Bilder auf, Christus im Ölgarten und Christus am Kreuze. Ein Büchlein mit den Wechselgebeten wurde gedruckt und erlebte innerhalb drei Monaten zwei Auflagen[3]. Im ersten Halbjahr schlossen sich der Sodalität 3000 Mitglieder an, darunter nicht wenige Fürsten und Magnaten. Im folgenden Jahre 1681 heißt es: Die Todesangstbruderschaft blüht an Zahl der Mitglieder und Eifer so, daß keine ihr in der ganzen Stadt an Zahl und Beliebtheit gleichkommt. Sie hat einen überaus zahlreichen Sakramentenempfang am ersten Sonntag des Monats bewirkt; auch bei Regen und Kälte zeigen die Mitglieder einen solchen Eifer, daß alle Auswärtige darüber staunen, und in der Stadt selbst eine größere Wertschätzung unserer Arbeiten zur Folge hatte. Im Jahre 1692 war die Mitgliederzahl auf über 13000, Männer und Frauen, angewachsen: am

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Hülff- und Trost-Reiche Bruderschafft vom guten Todt unter dem Schutz und Titel Christi Jesu unseres am Stamm des H. Kreutz sterbenden Erlösers. In der Kurf. Hoff-Kirchen U. L. Fr. der Societät Jesu zu Neuburg 1733 (24°, 72 S.)

[3] Bruderschafft der Todt Angst ... in der Kirche der Soz. Jesu zu Cölln aufgericht (1681) 60 S. In einer spätern Ausgabe von 1796 wird berichtet, daß die Bruderschaft errichtet wurde am 7. März 1680 (Innozenz XI.) und die Bestätigung der Regeln am 28. Juni 1680 durch Erzbischof Max Heinrich erfolgte. Vergl. Einnahme- und Ausgabebuch dieser Bruderschaft von 1684—1724 (Köln. Stadtarchiv): Anfang 1680 1. Sonntag im Juli durch P. Elffen.

Titularfest empfingen 4400 die heilige Kommunion. In den Jahresbriefen von Düsseldorf heißt es zum Jahre 1693: Am dritten Sonntag des Monats ist außer der Morgenpredigt stets ein sehr großer Zulauf zur Todesangst Christi. Dieselbe trägt die reichsten Früchte bei Hoch und Niedrig, die alle in großer Zahl die heiligen Sakramente empfangen. Und zum Jahre 1698 wird beigefügt: Die beliebteste von allen Sodalitäten ist die Todesangstbruderschaft, die große Kirche reicht für die Menge nicht aus und selbst Protestanten loben diese Andacht. Ähnlich wird von Paderborn berichtet, wo die am 2. April 1683 begonnene Bruderschaft die Kirche so füllte, daß der Raum nicht reichte. In Trier war bei den Andachten der am 21. Juni 1682 eingeführten Bruderschaft der Zudrang so groß, daß viele sich eine Stunde vor Beginn einfanden, um sich einen Platz zu sichern.

Als herrliche Früchte der Kongregationen zählte ein Präses gegen Ende des Jahrhunderts auf: Charakterfestigkeit, Lauterkeit des Lebens, Selbstverleugnung, Nächstenliebe, Friedensstiftung, Seeleneifer, Entfernung öffentlicher Ärgernisse. Hier aus der Kongregation erhalten die Könige und Fürsten treue Beamte, die Gerichtshöfe unbestechliche Richter, die Kirche gelehrte und fromme Priester[1].

[1] Joan. Banholzer, Sermones breves de officio hominis christiani . . . ad academicos Deiparae sodales olim dictae Oeniponti 1715 p. 113.



Siebentes Kapitel.

Volksmissionen.

Österreichische Provinz. — Niederrheinische Provinz Erzdiözese Trier. P. Osburg. Art und Weise. Jülich-Berg. P. Camp. Förderliche Übungen. Arnsberg. P. Cnel. Erfolge. Paderborn. Münster. Saterland. Koesfeld. Methode. — Oberrheinische Provinz. Erzdiözese Mainz. P. Eichrodt. P. Walraff. Eichsfeld. P. Joh. Müller. Speier. P. Osburg. P. Metz. Worms. — Oberdeutsche Provinz. Schweiz. Italienische Methode. P. Perthanis. P. Jeningen. — Missionsstiftungen.

Nicht allein für das politische und wirtschaftliche Leben, sondern auch für Bildung und Sittlichkeit bedeutet der Dreißigjährige Krieg einen sehr bedauernswerten Niedergang. Besonders in den Gegenden, die der Kriegssturm in seiner ganzen Heftigkeit durchtobte, griff Verelendung und Verwilderung immer mehr und mehr um sich. Unter den Mitteln, mit welchen die geistlichen Behörden der sittlichen Verwilderung zu steuern suchten, finden wir schon während des Krieges, besonders in seinem letzten Drittel, eine ausgiebigere und längere Veranstaltung von Volksmissionen[1]. Die nach dem Kriege fortgesetzten weitern Bemühungen verdienen eine etwas eingehendere Darstellung.

In der österreichischen Provinz waren die Volksmissionen vielfach mit der Rückführung der Protestanten zur katholischen Kirche verknüpft[2]. Einige nähere Angaben lassen sich aus den Jahresberichten der österreichischen Provinz gewinnen. Im Jahre 1651 wurden je zwei Jesuiten dem Bischof von Neustadt für Niederösterreich und dem Graf Kuefstein, dem Statthalter von Oberösterreich, beigegeben. Für Oberösterreich arbeiteten noch mehrere Patres des dritten Probejahres, also nur für kurze Zeit. Diese hatten es mit hartnäckigen Bauern zu tun, die durch die Obrigkeit zur katholischen Kirche zurückgeführt sich wieder ihrem früheren Bekenntnis zuwandten. Im Jahre 1652 zogen mehrere Patres im Advent und Fastenzeit auf verschiedene Pfarreien, um dort zu predigen und Beicht zu hören. Sie waren beteiligt bei der Rückführung der Untertanen des kaiserlichen Hofkanzlers von Goldeck, die ohne Schwierigkeit vor sich ging, ferner bei dem kaiserlichen Reformationskommissar Abt von Lilienfeld. Dieser übertrug seine Vollmachten dem Rektor von Krems, der in Winkelberg mit gutem Erfolg die Rückführung begann. Die Arbeit hatte, so heißt es in den Jahresbriefen von 1653, den gleichen Erfolg. Es waren am Anfang des Jahres nur vier Patres dafür bestimmt, später aber noch acht Patres aus dem Tertiat beigesellt: zwei Priester leisteten den kaiserlichen Kommissaren am Wiener Berg in Insdorf Hilfe, je zwei zogen in die Herrschaften Trautmannsdorf

[1] Vergl. Gesch. 2², 34 ff.

[2] Vergl. oben S. 637 f.

a. d. Leita, Zinzendorf und in die Stadt Brünn. Sie hielten Predigt und Christenlehre in den Kirchen und suchten auch durch Privatgespräche zu wirken: es wurden gegen 6600 Konvertiten gezählt außer 800, welche in Wien und in den übrigen Kollegien übertraten. Besonderes Aufsehen erregte der Übertritt des Grafen Trautmannsdorf, dessen Beispiel dann andere aus dem ersten Adel folgten. Die Bauern im Gebirge, die seit Jahren seelsorglich ganz vernachlässigt waren, bereiteten große Schwierigkeiten; es drohte sogar ein Aufstand. Aber auch hier brachten aufopfernde geduldige Arbeit, Unterricht und die kirchlichen Feierlichkeiten mit der Zeit eine Wendung. Vielfach ging der Weg zu den Alten durch die Herzen der Kinder, die in vielen Stücken die Lehrer ihrer Eltern wurden.

Das Jahr 1654 brachte den vier den kaiserlichen Kommissaren beigegebenen Jesuiten besondere Schwierigkeiten durch die Hartnäckigkeit der rebellischen Bauern, die in großer Zahl sich in den Gebirgen sammelten und die Jesuiten und die Kommissare bedrohten. Einer der Pater kam in Lebensgefahr, ein zweiter konnte sich nur durch schleunige Flucht retten. Die Hartnäckigkeit der Rebellen wurde noch aufgestachelt durch die protestantischen Herren und Prediger, die von jedem einen Eid ablegen ließen, protestantisch zu bleiben. Ein abgefallener Bernhardinermönch half den Predigern. Dazu kam noch die große Notlage der Patres, die von den Kommissaren in der bittersten Armut gelassen wurden, so daß dieselben manchmal nichts anderes zu essen hatten als etwas selbst zubereitetes Gemüse. Sie ließen sich aber nicht abschrecken, durcheilten Städte und Weiler, und kletterten auf die Berge zur Predigt und Christenlehre, letztere besonders auch für die Kinder. So ging es die folgenden Jahre fort. Ein Pater arbeitete 1657 sieben Monate mit Erfolg in Gresden, das vier Jahre jede Rückkehr abgelehnt. Hier waren es besonders die Frauen, die am meisten Schwierigkeiten machten; sie hatten sich verschworen, protestantisch zu bleiben, auch wenn ihre Männer konvertierten. Doch auch hier brach Geduld das Eis. Die Not des Paters war zuweilen so groß, daß er sich an den Türen seinen Lebensunterhalt erbetteln mußte.

Im Jahre 1658 waren nur zwei Patres bei dem Reformationswerk in Österreich tätig, hauptsächlich um die Neubekehrten zu bekräftigen und die Unwissenden zu belehren. Im Gebirge trafen sie Leute, die fast keinen Begriff von Gott hatten. Überall führten sie die Christenlehre ein und bemühten sich, daß dieselbe auch von den Pfarrern fortgeführt wurde.

Größere Ausdehnung erlangten die Missionen im Gebiet der niederrheinischen Ordensprovinz[1]. Unter dem 10. Dezember 1677 stellte der Erzbischof von Trier Johannes Hugo[2] den beiden Jesuiten Wilhelm Osburg und Nikolaus Alff eine Vollmacht aus für die Abhaltung von Volksmissionen in der ganzen Erzdiözese. Die Zustände derselben verlangten Arbeiter, die in den Volksmissionen die Saat des katholischen Glaubens gleichsam von neuem ausstreuten. Deshalb habe er die beiden Patres, die ihm wegen ihrer Bildung, Sittenreinheit, Klugheit und erprobten Treue durch längeren Verkehr bekannt seien, mit Abhaltung dieser Missionen beauftragt und gebe ihnen dafür alle Vollmachten, u. a. auch für die Errichtung und Visitation von Volksschulen. Alle Glieder der Erzdiözese, besonders aber die Pfarrgeistlichkeit, sollen auf alle mögliche Weise durch Rat und Tat die Missionäre unterstützen und unter keinem Vorwande irgendwie behindern[3].

[1] Zum Folgenden vergl. Histor. Jahrbuch 1916, 593 ff.

[2] v. Orsbeck, seit 1677 Erzbischof. Vergl. Steinhuber, Geschichte des Kollegium Germanikum 1, 379 f.

[3] *Kop. Rhen. inf. 70.

Eine Abschrift dieses Mandates sandte P. Osburg am 8. Dezember 1677 an den Ordensgeneral Oliva mit der Bitte, den Kurfürsten dafür zu beglückwünschen, damit um so leichter die Wolken, die der Mission von deren Gegnern drohten, verscheucht würden. Er möge in dem Briefe auch den Eifer des Trierer Weihbischofes von Anethan[1] hervorheben, auf dessen dringende Gründe fast allein der Erzbischof trotz der ringsum lodernden Kriegsfackel das Werk begonnen habe. Er selbst (Osburg) habe zwar schon eine neunjährige Erfahrung in den Paderborner Volksmissionen hinter sich; es wäre ihm aber doch lieber gewesen nach Indien zu reisen, als jetzt im eigenen Vaterlande den Propheten zu spielen. Er gehe nur im Gehorsam und bitte inständig für die jetzt ihnen anvertrauten Arbeiten in 913 teilweise abgefallenen Pfarreien um die Gebete der Gesellschaft[2]. Der General Oliva, der, als früherer Rektor des Germanikums, den Erzbischof persönlich kannte, entsprach dieser Bitte am 15. Januar 1678, wie aus dem Antwortsschreiben des Erzbischofs dat. Ehrenbreitstein 21. Februar 1678 hervorgeht. Der Erzbischof betont in diesem Briefe sein großes Vertrauen auf die erprobte Tüchtigkeit und Sittenreinheit der Jesuiten. Deshalb habe er in dieser für Deutschland so betrübten Zeit neben dem Pfarrklerus gerade ihnen seine Erzdiözese anvertraut, und er erhoffe von der Tätigkeit der Missionäre, daß durch ihre Bemühungen überall in der Erzdiözese das katholische Leben wieder aufblühe[3].

Der Erfolg entsprach den Erwartungen des Erzbischofs, wie wir aus zuverlässigen Nachrichten feststellen können. Über den Verlauf dieser Mission besitzen wir nämlich einen längern Bericht vom Jahre 1678[4] wahrscheinlich aus der Feder des P. Osburg. Hier wird Folgendes erzählt: Die beiden Missionäre besuchten zuerst die Grafschaft Freusburg, wo früher unter Erzbischof von Sötern von den Jesuiten gegen 1000 Seelen zur katholischen Kirche zurückgeführt worden waren[5]. Inzwischen hatten Verbannung, Kerker und der aufgerichtete Galgen nicht vermocht, die Bekehrten wieder von der Kirche abwendig zu machen, und so wurden die Jesuiten mit großer Freude empfangen. Die Patres zogen von Dorf zu Dorf, hielten täglich zwei, drei und vier Predigten, die sich oft bis in die Nacht hineinzogen; aus den Kirchen, Kapellen, Scheunen und Privathäusern mußten sie zuweilen auf das offene Feld verlegt werden wegen der dicht gedrängten Volksmassen aus allen Ständen und Altern. Für die Beichten reichte oft der Tag nicht hin. Die Bemühungen der Protestanten, die die verhaßten Jesuiten sogar durch Glockengeläute fernzuhalten suchten, wurden unterstützt durch die Beamten des Herzogs von Eisenach in Altenkirchen. Diese ließen die öffentliche und private Tätigkeit der Jesuiten scharf überwachen. Da sie aber nur auf fortwährende Arbeit, Besuch der Kranken, Unterricht der Jugend und die anderen gewöhnlichen Missionsarbeiten stießen, erstatteten sie dem Herzog einen günstigen Bericht. Die Missionäre wandten sich nun zu den religiös sehr vernachlässigten und unwissenden Bewohnern des Westerwaldes und den Grafschaften Sain, Wied, Isenburg, Hackenburg und dem Camberger Grund. Nach ihrer Rückkehr wurden die Missionäre vom Weihbischof für die Firmungsreise durch dieselben Gegenden als Katecheten und Prediger mitgenommen. Dann wandten sich die Patres an den Rhein und gaben Missionen bis Oberwesel, endlich zur Mosel und zum Hunsrück bis zur Nahe, wo dieselbe sich zum Palatinat wendet, bis nach Lothringen hinein. Den ganzen Winter hörten sie nicht auf, die mit Eis und

[1] Joh Heinrich von Anethan, seit 1673 Weihbischof von Trier. Vergl. Steinhuber a. a. O. 1, 377 f.

[2] *Orig. Rhen. inf. 70.

[3] *Orig. Epist. Extern. 20, 44.

[4] *Annuae Missionis Trevirensis, Rhen. inf. 56.

[5] Vergl. Gesch. 2², 332.

Schnee bedeckten Berge und Täler zu durchwandern. Als Frucht dieser ausdauernden und angestrengten Arbeit zählten die beiden Missionäre während des Zeitraumes von einem Jahre und zwei Monaten 49632 Beichten und ebensoviele Kommunikanten, 130 Konversionen, 678 Predigten, 485 Katechesen in 271 Pfarreien.

Über die Art und Weise wird Folgendes berichtet: Sobald die Missionäre eine Pfarrei betraten, wurde mit allen Glocken geläutet, und alle Arbeit ruhte wie an den höchsten Festtagen. Manche folgten den Missionären bei ihrer Abreise acht Tage lang, nur um alle Predigten und Katechesen zu hören. Besondere Sorge verwandten die Missionäre auf Ordnung der Elementarschulen und Heranbildung von Lehrern[1]. Eine neue Lern- und Lehrmethode wurde von ihnen ausgearbeitet für Knaben und Mädchen und diese den Lehrern und Eltern dringend empfohlen. Manche gefährliche Unsitten, wie nächtliche Zusammenkünfte, Ausschreitungen des an Dreikönigen gewählten Königspaares, leichtsinnige Tänze usw. wurden abgeschafft. Ebenso gingen die Missionäre gegen den Aberglauben und die Zauberei vor; sie deckten den Trug auf und hielten die Sykophanten in Schranken, gestützt auf die Autorität des Kurfürsten. Die Kranken besuchten sie in den Häusern, Hütten und Hospitälern, auch die von ansteckenden Seuchen ergriffen waren, was diesen zum großen Trost gereichte. Denjenigen, die sich für besessen hielten, suchten sie durch Gebet und geistliche Mittel zu helfen. Soweit der Bericht.

Diese ebenso anstrengenden wie segensreichen Arbeiten nahmen ihren Fortgang. P. Alff unterlag aber 1680 trotz seiner noch jugendlichen Kräfte den Strapazen. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Koblenz geschickt weihte er sich durch ein neues Gelübde den Arbeiten in den Missionen, wenn Gott ihm die Gesundheit wiedergebe. Er starb aber bereits im Jahre 1683. Für das Jahr 1681 verzeichnet der Katalog den P. Cornel. Moy als Gefährten des P. Osburg, doch auch dieser scheint nicht lange ausgehalten zu haben.

Unter dem 8. März 1683 stellte Johannes Hugo ein neues bis zum Widerruf geltendes Missionspatent aus für Wilhelm Osburg und Moritz Cappius. In demselben lobt er den bisherigen großen Eifer der Jesuiten, ihre Kenntnisse und Sittenreinheit und erteilt ihnen infolge der ihm (dem Erzbischof) am 11. August 1678 gewährten Quinquennalien weitgehende Vollmachten. Der Erzbischof gibt auch die Weisung, Erkundigungen einzuziehen über das Leben des Klerus und etwaige Mißstände ihm und nur ihm mitzuteilen. Alle Pfarrer und Beamten werden angewiesen, die Missionäre nach Möglichkeit zu unterstützen[2].

P. Osburg wurde nach der Pfalz und dem Elsaß berufen, um dort dieselbe Missionstätigkeit fortzusetzen. Im Jahre 1684 verzeichnet ihn die Geschichte des Kollegs von Schlettstadt als Missionär in der Weißenburger Gegend[3]. Diese Tätigkeit dauerte längere Zeit, wie aus einem Briefe des Straßburger Generalvikars de Camilly vom 15. September 1694 an den Kardinal Fürstenberg hervorgeht. Camilly schreibt: P Osburg, der in Kurzem nach Paris reist, hat schon lange Zeit in der (Straßburger) Diözese gewirkt und zwar mit solchem Erfolg, daß er von allem Guten, was im untern Elsaß geschieht, Haupt und Seele genannt werden muß. Er ist ein Mann von großem Eifer und großer Tugend. Was er in diesen Gegenden Gutes wirkt, welche Früchte des Heils er bringt, kann ich nicht schildern. Alle hiesigen Pfarrer haben eine solche Hochachtung vor ihm und setzen ein solches

[1] Über die Sorge der Missionäre für die Elementarschulen vergl. oben S 621 f.

[2] Wortlaut in *Rhen. inf. 56 f. 365.

[3] J. Gény, Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Ruffach (1896) 2, 180.

Vertrauen auf ihn, daß sie ihre Streitigkeiten ganz seiner Entscheidung überlassen. Mir selbst gereicht es zu großer und tröstlicher Beruhigung, daß ich einen solchen Mann erlangt habe, dessen Klugheit und Geschicklichkeit ich die Erhaltung des gegenseitigen Friedens und einer guten Zucht anvertrauen kann. Da seine Gegenwart uns notwendig ist, bitte ich Ew. Eminenz dringend, denselben sobald als möglich zu uns zurückzuschicken. Eine längere Abwesenheit würde uns unangenehm sein, da wir seine Hilfe wegen des bevorstehenden Jubiläums und der durch den feindlichen Einfall entstandenen Verwirrung mehr als je bedürfen[1].

Um dieselbe Zeit hatte in der niederrheinischen Ordensprovinz die Mission von Jülich-Berg erfreuliche Resultate aufzuweisen[2]. Diese von der Pfalzgräfin Maria Anna gestiftete Volksmission für das Gebiet von Jülich-Berg, Niederrhein, Ruhr und Maas, wurde von zwei Patres, Abraham Camp und Adolf Gierlich, St. Michael 1690 begonnen. Ohne Rücksicht auf Jahreszeit und Wetter besuchten diese an allen Sonn- und Festtagen und, wo es nötig war, auch an den Werktagen der Reihe nach die einzelnen Pfarreien in 24 Bezirken. Sie hielten die gewohnten Missionsübungen. Der Zulauf und Eifer war trotz der Kriegswirren so groß, daß man für die Beichten auch andere Ordensleute zu Hilfe rufen mußte; in vielen Städten und Dörfern war kaum einer, der sich vom Empfang der Sakramente ausschloß. So wurden über 300 Pfarreien missioniert, darunter nicht wenige, in denen man einige Tage verweilen mußte, um die Beichten zu hören, darunter von solchen, die fünf bis sechs Stunden weit herkamen. Bei den Ansprachen, Katechesen und Predigten war überall großer Zulauf, manche folgten den Missionären auf zwei bis drei Stunden, besonders dorthin, wo wegen der gemischten Bevölkerung auch Predigten über die Unterscheidungslehren gehalten werden mußten. Konversionen zählte man elf. Die Kranken wurden in den Hospitälern und in den Privathäusern fleißig besucht und ihnen die Sakramente gespendet, abergläubische Gebräuche abgeschafft, überall auf Sauberkeit in den Kirchen und Sorge für die vernachlässigte Jugend gedrungen. Die Folge war, daß schon Wochen vor der Ankunft der Missionäre die Küster sich alle Mühe gaben, die Kirche zu reinigen und zu zieren, die Pfarrer aber ungewöhnlichen Eifer auf die Unterweisung der Jugend verwandten.

Dabei waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht allein Protestanten und Jansenisten, die eigens erwähnt werden, suchten die Missionen zu hindern, sondern auch zum größten Schmerz der Missionäre einzelne Priester und Ordensleute. Einige streuten aus, die Jesuiten seien vom Hof geschickt, um überall eine Zählung vorzunehmen für die künftige Kopfsteuer; andere, sie kämen, um die fettesten Pfarreien auszukundschaften, um nach diesen ihre Netze auszuwerfen; andere, sie wollten Leben und Sittlichkeit der Pfarrer erkunden, um sie zu denunzieren. Ja es gab Ordensprälaten, die ihren untergebenen Pfarrern befahlen, die Missionen zu verhindern. Dazu kamen kaum glaubliche körperliche Strapazen. Durch Schnee und Eiswasser legten die Missionäre die Wege zu Fuß zurück, oft mußten sie in den vom Krieg verwüsteten Dörfern auf etwas Stroh am Boden schlafen; die Nahrung war unzureichend, nicht selten ekelhaft.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß der Obere der Mission, P. Abraham Camp, bald unter diesen Strapazen zusammenbrach, zumal sein großer Eifer keine Ruhe und keine Rast kannte. Eine schwere Brustkrankheit raffte ihn bald dahin.

---

[1] *Litterae ann. Coll. Trevirensis 1700. Siehe unten S. 673 ff. P. Osburg starb 1700 in Trier; er war geboren 1639 zu St. Wendel und 1657 in den Orden eingetreten.

[2] Das Folgende nach *Historia missionis Julio-Montensis 1690–1693 und den *Jahresberichten der niederrheinischen Ordensprovinz Rhen. inf. 57 und 58.

Er starb am 26. Februar 1692 in Köln. Der Nekrolog preist seinen Eifer, den er nach seiner Professorenlaufbahn in Trier als lateinischer Prediger in Münster und als deutscher Prediger in Düsseldorf an den Tag legte. Seine Lieblinge waren die Armen und die Kranken, besonders solche, die von ansteckenden Seuchen befallen waren; dann die Gefangenen und hier wieder besonders die zum Tode Verurteilten, so daß er den Beinamen „der Galgenpater" erhielt. Die Soldaten betrachteten ihn als ihren Kameraden. Deutschland war ihm zu eng. Sein heißes Streben ging nach Indien, und gerade hatte er sich wiederum in Rom darum beworben, als ihm die Obern als indische Mission die jülisch-bergische Volksmission übertrugen. Hier nun kannte sein Eifer keine Grenzen; bis zur Erstarrung seiner Glieder harrte er im Beichtstuhl aus; von da ging er auf die Kanzel, wo er mit Feuerworten sprach; dann nach kurzer Stärkung zur Christenlehre. Selbst in den Herbergen gönnte er sich keine Ruhe; Knechte und Mägde und Kinder sammelte er am Herde und erklärte ihnen die Anfangsgründe des Katechismus. Wenn er in der bittersten Winterkälte auf dem Fußboden schlafen mußte, wenn er ekelhaftes Essen erhielt, wenn er in Schweiß gebadet vor Ermüdung niedersank, kaum je hörte man ein Wort der Klage, wohl aber, wenn er sich allein glaubte, Worte der Aufopferung und der glühendsten Gottesliebe. Ein solches Leben, gekrönt durch einen so schönen Opfertod, mußte den Segen Gottes auf die begonnene Mission in besonderer Weise herabziehen.

Als auch der zweite Missionar P. Gierlich 1691 bald erkrankte, traten andere in die Bresche. Im Jahre 1692 und 1693 wurden die Missionen fortgesetzt an der unteren Erp und Ruhr; es werden u. a. genannt Castern, Grevenbroich, Aldenhoven, Geilenkirchen, Randerad, Dülken, Sittard usw. Der Eifer vieler Pfarrer und Dekane, besonders auch der Kollegiatkirchen, wird gerühmt, obgleich die Schwierigkeiten andauerten.

In den Berichten von 1693 findet sich auch eine Notiz über die Art und Weise dieser Missionen[1]. An allen Sonntagen und Festen, sei es öffentlichen oder nur Patronatsfesten, predigten beide Missionäre und hielten beide Christenlehre; bei den Predigten wurde auf Belehrung des Verstandes und Bewegung des Willens zur sittlichen Lebensbesserung hingearbeitet. Meistens mußte auch der folgende Werktag noch auf die Beichten verwandt werden. Die Krankenbesuche gehörten mit zu den ständigen Arbeiten der Mission. Die Pfarreien wurden so alle der Reihe nach missioniert und keine übergangen.

Nachdem man Anfang 1694 den Widerstand eines Ordensprälaten in Jülich überwunden, konnten zwei Patres ungehindert die Mission im Herzogtum Berg beginnen, wobei sie vom Ordensklerus und der Weltgeistlichkeit nachdrücklich unterstützt wurden. Auch die abgelegensten Gebirgspfarreien wurden trotz Schnee und Eis nicht übergangen. Im ganzen wurden von 1690 bis 1695 440 Pfarreien auf diese Weise durchmissioniert. Den Katholiken gefiel es ganz besonders, daß die Missionäre nach Art der Apostel ohne Rücksicht auf zeitlichen Vorteil unter Mühen und Drangsalen aller Art nur das Seelenheil suchten. Es war ein erbauliches Schauspiel zu sehen, wie alte Männer und Frauen mit dem Aufgebot der letzten Kraft sich auch bei schlechtem Wetter in die Kirche schleppten, wo sie dann zusammenbrachen und durch Balsam wieder zu Kräften gebracht werden mußten. Die Missionäre unterließen nie, solche Leute, wo man sie finden konnte, zu Hause aufzusuchen und ihnen dort die Sakramente zu spenden. Als an einem Orte eine ansteckende Seuche ausgebrochen, brachten sie während zwei Stunden das heiligste

[1] *Rhen. inf. 58, 226.

Sakrament zu allen Kranken des Dorfes. Den Missionen dankten manche Ehen ihren Frieden und ihre Heiligung, manche Pfarrer die Aussöhnung mit Amtsbrüdern oder Pfarrkindern.

In dem zweiten Abschnitt der Mission 1695—1699 machte die Mission zum zweiten Male die Runde, indem man in der Fastenzeit 1695 in dem oberen Teil des Herzogtums Jülich an der Grenze der Erzdiözese Trier und des Herzogtums Luxemburg von neuem begann[1]. Die Vorurteile, die früher der Mission entgegenstanden, waren durch die Erfahrung von selbst gefallen. Als besondere Frucht der früheren Missionen wird hervorgehoben daß die Christenlehre an vielen Orten einen Aufschwung genommen. Im Jahre 1696 wurden mehr als 100 Pfarreien besucht. Das Zuströmen des Volkes verdiente um so mehr Bewunderung, als der Krieg noch fortwütete und alles nach Frieden seufzte. Eine Folge der Kriege war aber auch an manchen Orten eine große Unwissenheit in religiösen Dingen bei jung und alt. Es fanden sich junge Leute bis zu 15 und 16 Jahren, die noch nie gebeichtet hatten. Zur Abhilfe der Unwissenheit ließen die Missionäre Flugblätter mit den Glaubenswahrheiten, Beweggründen des Glaubens, Reue usw. drucken und verteilten sie an die Pfarrer und Schullehrer zur weiteren Verbreitung. Auch die folgenden Jahre wurden durchschnittlich 100 Kirchen, teils Pfarr-, teils Filialkirchen besucht. Als besondere Frucht werden überall die vielen und guten Beichten hervorgehoben.

Zwei Übungen, so heben die Berichte von 1699 und von 1700 hervor, haben sich als besonders förderlich für die Missionen erwiesen. Die eine bestand darin, daß der eine der Missionäre schon vor Beginn der Mission an den betreffenden Ort voranseilte, Katechesen hielt und die Ordnung der Mission bekannt machte. Diese Einladung und Instruktion durch die Missionäre selbst hatten großen Erfolg. Wo größere Unwissenheit angetroffen wurde, rief man zur Zeit des Mittagessens während der Woche Knaben und Greise in die Kirche, um sie besser zum Empfang der Sakramente vorzubereiten. Die zweite Übung bestand darin, daß man am Tage nach dem Ende der Mission eine Totenmesse für die verstorbenen Wohltäter und Angehörigen der Pfarrei mit einer entsprechenden Ansprache und Besuch des Gottesackers abhielt. Zu dieser Totenfeier strömte das Volk zusammen wie an den höchsten Festen. Durch kaum etwas anderes wurden die Gemüter mehr für die Missionäre eingenommen, so bemerkt der Bericht von 1700. Für dieses Jahr wird die Zahl der Missionsbeichten auf 20000 angegeben[2].

In dem seit den Truchseßischen Wirren sittlich und religiös tief gesunkenen Herzogtum Westfalen glaubte der Landesherr, der Kölner Kurfürst Max Heinrich, nicht besser Wandel schaffen zu können als durch die Volksmissionen[3]. Er forderte deshalb von dem niederrheinischen Provinzial zwei Patres, die sich einzig dieser Aufgabe widmen sollten. Als Wohnsitz wurde ihnen Arnsberg und als Unterhalt die Summe von 2—300 Thlr. jährlich angewiesen. Die Mission begann Juli 1651 in der Grafschaft Arnsberg. Die Sorge für die Missionierung der 104 Pfarreien wurde zuerst dem erprobten Missionär P Henning Enel[4] aus Wenholthausen (Grafschaft Arnsberg) mit einem zweiten Pater als Gefährten übertragen. Aber die fast täglichen anstrengenden Predigten, dazu die ungeheuren Strapazen, warfen den unermüdlichen Mann bald aufs Krankenlager, wo er trotz sorgfältigster Pflege im Hause des Freiherrn Theodor von Landsberg unter den Tränen der Umstehenden

[1] *Historia Missionis Julio-Montensis 1695—1699.

[2] In den *Catalogi breves werden für 1691 bis 1700 als Missionäre genannt Adolf Gierlich und Stephan Bremmer.

[3] *Catalogus personarum et rerum Missionis Arensbergensis — 1671. Rhen. inf. 54.

[4] Vergl. über Enel (Knel) Gesch. 2², 38 ff.

am 14. März 1653 seine edle Seele aushauchte. Vor dem Hochaltar der Prämonstratenserkirche in Arnsberg fand er seine letzte ehrenvolle Ruhestätte. Die kurzen aber inhaltreichen Worte des offiziellen Nekrologs verdienen hier angeführt zu werden. „Die letzten neun Jahre seines Lebens arbeitete er mit erstaunlichem Eifer in den Volksmissionen. Auf der Kanzel und im Beichtstuhl war er so unermüdlich, daß er sich kaum die Zeit zum Essen gönnte. Ganz besonders war er darauf bedacht, die Pfarrer zur regelmäßigen Abhaltung der Katechese zu bewegen, überall die Christenlehrbruderschaft Jesu und Maria einzuführen und die Errichtung und Wiederherstellung von Elementarschulen durch Wort und Tat zu betreiben."[1]

Andere Missionäre traten in die Lücke. Durch die Ferdinandeische Stiftung konnte die bisherige Zahl verdoppelt werden. Sie teilten sich in die Gebiete diesseits und jenseits der Ruhr und vermochten das Gebiet anstatt wie früher innerhalb dreier Jahre jetzt meist innerhalb eines Jahres durchzumissionieren. Im Jahre 1683 wurden 33000, im Jahre 1684 24000 Missionsbeichten gezählt. Im Winter waren es die Arnsberg näher gelegenen Orte, Frühjahr und Sommer die weiter entfernten, und Herbst die äußersten Grenzorte bis nach Hessen und Waldeck hinein, in denen die Missionäre ihre Tätigkeit entfalteten. Dabei erhielten denn auch die in den protestantischen Gebieten versprengten Katholiken Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente. Der Bericht von 1687 zählt über 28500 Missionskommunionen, 234 Predigten, 185 Katechesen, 57 Ansprachen an die Sodalitäten. Im Jahre 1691 wird besonders hervorgehoben, daß neue Christenlehrbruderschaften errichtet und die in Verfall geratenen zu neuem Leben erweckt wurden[2].

Ein zusammenfassender an den General Gonzalez gerichteter Bericht des P. Philipp Löhrer, dat. Arnsberg 14. Juni 1697, hebt hervor, daß die Zustände im Sauerland seit den Truchseßischen Wirren höchst traurige waren, daß die Katholiken sich fast nur mehr durch Taufe und Begräbnis von den Protestanten unterschieden. Nur mit großer Mühe erreichten die Missionäre, daß sich allmählich einige finden ließen, die außer Ostern die Sakramente zu empfangen wagten. Das Missionsgebiet erstreckte sich über 117 Pfarreien, von denen einige 2 bis 3000 Kommunikanten zählten. Die Wege waren wegen der Berge und Wälder überaus schwierig, so daß von den beiden Patres kaum alle vier Jahre das ganze Gebiet durchmissioniert werden konnte. Das wurde dann besser durch die Ferdinandeische Stiftung im Jahre 1682. „Zu den Missionen gehen wir immer zu Fuß und zwar zu zwei, wenn nicht aus bestimmten Gründen eine Teilung erforderlich ist. Wohnung nehmen wir stets bei den Ortspfarrern, die mit wenigen Ausnahmen uns gerne und ehrenvoll aufnehmen. Bei den Missionen halten wir uns jetzt an der Ordnung, daß wir alle zwei Jahre in jeder Pfarrei wenigstens einmal Mission halten, in den größern aber auch öfters, deshalb sind es nur wenige Sonn- und Festtage, an denen wir zu Hause (in Arnsberg) residieren. Während der Mission strömen die Beichtenden in so großer Zahl zusammen, daß wir außer der Zeit der Predigt und Christenlehre vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht mit Beichthören beschäftigt sind. Durch diese Missionstätigkeit erreichen wir nun, daß es in unserm Distrikte keine oder sicher nur wenige Pfarreien gibt, in denen nicht allsonntäglich Christenlehre gehalten, wenigstens einige Male im Jahre die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen werden und für die Kleinen Schulen errichtet worden sind. Die Schwierigkeiten der Mission ergaben sich aus den schwierigen Wegen, den unbequemen Herbergen: meist haben

---

[1] *Necrologia Prov. Rhen. inf. Vergl. *Litt. ann. Rhen. inf. 1651.

[2] Im Jahre 1693 zählte man 32000 Kommunionen, 272 Predigten und 257 Katechesen: im Jahre 1697 wurden in mehr als 80, 1700 in fast 60 Pfarreien Missionen abgehalten.

beide nur ein Bett; dafür sehen wir aber täglich die reichste Frucht." [1] Ein weiterer Bericht von P. Gottfried Sittartz, dat. Arnsberg 17. Juni 1697, hebt hervor, daß das Volk nach den Missionen sich sehne und zusammeneile wie die Lämmer zur Mutterbrust [2].

Im Bereiche der Diözese Paderborn bestand eine Missionsstation in Paderborn selbst mit zwei Missionären bis April 1663, später war es zeitweilig nur einer. Die Missionen wurden durch die ganze Diözese gehalten an allen Sonn- und Festtagen mit Predigten und Christenlehren. Auch hier war der Zulauf des Volkes ein so außerordentlicher, daß die Missionäre von 1/24 in der Frühe bis 3 Uhr Nachmittags fast gewaltsam im Beichtstuhl zurückgehalten wurden. Im Jahre 1663 wurden 4000 fromme Flugschriften und Broschüren verteilt, überall die Kranken und Gefangenen besucht; im folgenden Jahre wird besonders der Besuch der Schulen, Beilegung von Feindschaften, Sanierung von Ehen hervorgehoben [3]. Nach einer Übersicht über die Missionen im Jahre 1680 [4] erstreckte sich die Mission von Paderborn durch die ganze Diözese Paderborn über einen Teil des Herzogtums Westfalen, durch Hessen, Corvey, Lippe, Waldeck, Ravensberg, Rietberg und Pyrmont. Die beiden Missionäre erhielten aus verschiedenen Stiftungen jährlich 260 Taler.

Um dieselbe Zeit wirkten in der Münsterschen Diözese ebenfalls zwei Patres als Missionäre [5]. Die Jahresbriefe von 1659 berichten darüber: Zwei Priester halten in der ganzen Diözese Missionen. Acht Tage vor Beginn kündigt der eine der beiden Patres an einem Sonntag von der Kanzel die bevorstehende Mission an. Zur festgesetzten Zeit erscheinen beide Missionäre und durch ein Glockenzeichen wird dann gleich Gelegenheit zur Beicht geboten, die auch sofort bis in die späte Nacht benutzt wird. In einer Übersicht über die apostolischen Missionen der niederrheinischen Provinz vom Jahre 1680 wird als Wirkungskreis der Münsterschen Mission genannt: Emsland, Meppen, Kloppenberg, Vechta, Bevergern früher zur Diözese Osnabrück jetzt zur Münsterschen gehörig [6]. Im Jahre 1682 heißt es, daß die Missionen Anfang November begannen und 1684 wird hervorgehoben: Die Münstersche Mission zwischen Lippe und Ems haben zwei Missionäre besorgt; sie hatten viel von der Kälte zu leiden, da sie im kalten Winter oft vier bis fünf Tage hintereinander bis zu neun Stunden ohne Unterbrechung in der Kirche in Anspruch genommen wurden. Der Andrang der Beichtenden war so stark, daß, wie 1687 berichtet wird, außer den Pfarrern manchmal fünf oder sechs weitere Priester aus den nächsten Kollegien herbeigerufen werden mußten [7].

Besonders große Opfer erheischte die Volksmission in der Moorlandschaft Saterland (Oldenburg). „Während anderthalb Jahren", so erzählen die Missionäre 1689, „haben wir (zwei Patres) fast fünf Bezirke, die diese Mission außer den unter protestantischer Herrschaft stehenden Ortschaften umfaßt, besucht. Saterland und Hümmling haben wir zur Zeit, wo die Sümpfe zugefroren waren und eine feste Decke boten, durchwandert und den Leuten besonders drei Stücke empfohlen, die Heiligung

---

[1] *Orig. Rhen. inf. 58.

[2] *Orig. a. a. O. Die Antwort des Generals vom 20. Juli 1697 *Ad Rhen. inf.

[3] Missiones Paderborn. 1663 sq. in den *Litt. Annuae.

[4] *Rhen. inf. 56.

[5] Über die Zustände in der Diözese Münster vergl. die Erlasse Christoph Bernhards 4. Juli 1651 über die starke Verbreitung des Konkubinats der Geistlichen und 26. März 1675 über Gottesdienst und Schulwesen bei Jos. Niesert, Münstersche Urkundensammlung (1835) 7, 95 ff., 103 ff.

[6] *Fundatio Missionum Apostolicarum 1680. Rhen. inf. 56.

[7] *Litt. ann. Rhen. inf. Vergl. Gonzalez an P. Verringer 28. Sept. 1697, *Ad Rhen. inf.

der Arbeit durch die gute Meinung, den häufigen Empfang der heiligen Sakramente und die Andacht zur Gottesmutter. Diese Winke wurden auch manchen schriftlich mitgeteilt, um sie dann in weitern Kreisen zu empfehlen.“ „Im tiefsten Schnee eilten die Leute herbei — so heißt es 1692 — um zu beichten. Von morgens 6 bis nachmittags 2 und zuweilen noch später hörten wir täglich die Beichten. Im Jahre 1692 wurde Saterland zweimal besucht, einmal im Winter zu Fuß über die gefrorenen Sümpfe, das zweite Mal bei Beginn des Frühjahrs zu Schiff.“ [1]

Im Jahre 1682 wurde unter besonders schwierigen Umständen eine Mission von Koesfeld aus begründet. Die Missionen wurden ohne Unterbrechung im Sommer und Winter gegeben. Im Jahre 1687 zählte man gegen 400 Predigten und Katechesen. Dem allseitigen Verlangen nach Missionen sowohl bei Laien als bei Pfarrern konnte trotz der angestrengtesten Arbeit nicht stets entsprochen werden. Manche blieben bis an den späten Nachmittag nüchtern, um noch die heilige Kommunion empfangen zu können. Die Zeit für jede Mission — so heißt es 1693 — war drei bis vier Tage, an denen von der Früh bis zum späten Abend Beicht gehört wurde, so daß den Missionären kaum die Zeit zum Essen blieb. Im Jahre 1694 zählte man über 20000 Beichten und Kommunionen.

In der niederrheinischen Ordensprovinz hatten nach einem zusammenfassenden Bericht des Provinzials Heinrich Weisweiler an den Ordensgeneral vom Jahre 1698 die meisten Missionäre keinen ständigen Wohnsitz, sondern sie zogen zu zwei durch die ihnen zugewiesenen Bezirke, so daß sie fast jede Woche ihre Station wechselten, indem sie von einer Stadt oder einem Dorf in die nächste Stadt oder in das nächste Dorf wanderten. An den einzelnen Orten blieben sie so viele Tage, oder je nach der Größe des Ortes und der Zahl der Einwohner, so viele Wochen, daß allen Genüge geschehen konnte für den Empfang der heiligen Sakramente. Wenn diese Missionen keine andere Frucht trügen, so hebt der Provinzial hervor, als die zahlreichen und guten vielfach über 10, 30, ja 60 Jahre sich erstreckenden Beichten, so wäre das allein ein hinreichender Grund, sie mit aller Sorgfalt zu besorgen. An einzelnen Orten waren es 5000, an anderen 8—10000, welche beichteten. Im allgemeinen ist beim Erscheinen der Missionäre ein solcher Zudrang zu den Beichtstühlen wie zur Osterzeit. Der große Eifer der Missionäre hat auch vielfach die laute Anerkennung der Protestanten gefunden. Um die Predigten und Katechesen der Missionäre wieder und wieder hören zu können, folgten manche denselben noch bis auf vier oder fünf weitere Stationen. Die Missionäre begnügten sich aber nicht mit der Christenlehre während der Mission, sondern sie erwirkten an nicht wenigen Orten, daß auch nach ihrem Weggang jeden Sonntag regelmäßig Katechesen gehalten wurden, was vorher nicht üblich gewesen war. Eine ganz besondere Sorge widmeten die Missionäre der Jugend. Nicht zufrieden damit, für sie an den Sonntagen die allgemeine Christenlehre zu halten, versammelten sie die Kinder fast täglich in ihrem Hause, um sie durch besondere Ansprache und in einer ihrem zarten Alter mehr geeigneten Weise noch besser zu unterrichten [2].

Obgleich der oberrheinischen Ordensprovinz nicht so viele Kräfte zur Verfügung standen, suchte auch diese die Volksmissionen auf jede Weise zu fördern. In einem Bericht des oberrheinischen Provinzials August Vorler an die Propaganda vom 11. Januar 1688 heißt es: Auch jetzt noch wird die Volksmission zweier Patres in der Erzdiözese Mainz mit Eifer fortgesetzt. Die Früchte sind derart, daß der Erzbischof gesagt, wenn die Missionäre nichts anderes täten, als die bisherigen ungültigen Beichten zu revalidieren, so wäre schon alle Mühe reichlich belohnt.

---

[1] Näheres oben S. 69 ff. [2] *Orig. Rhen. inf. 58.

Die Zahl der Beichten ist überall groß. Das Missionsgebiet erstreckt sich durch die Wetterau, den Rheingau, Pfalz, Zweibrücken und die Nachbarorte; über 200 Predigten wurden vor zahlreichen Zuhörern gehalten neben den Katechesen. Außerdem besuchte man überall die Schulen und beseitigte Unsitten, Feindschaften, Konkubinate usw. An sehr vielen Orten wurden Kirchen, Pfarrhäuser, Kapellen und Schulen entweder neu gebaut oder in besseren Stand gesetzt[1].

Von diesen Mainzer Volksmissionen erzählt die Geschichte der oberrheinischen Provinz bei Mainz zum Jahre 1683: In diesem Jahre begann die Volksmission, welche auf den Wunsch des Erzbischofs zwei Patres im ganzen Erzbistum abhielten. Zu diesem Amte wurden bestimmt P. Franz Mergel, den man von Bamberg, und P. Heinrich Eichrodt, den man von Aschaffenburg, wo er Rektor gewesen, herbeirief. Diesen Patres gab der Erzbischof in einem offenen Patente die weitesten Vollmachten. Beide waren in all ihren Arbeiten sehr eifrig, der eine über seine Kräfte, so daß er fast erschöpft der Arbeit erlag. Im Winter erhielten sie den Befehl auszuruhen und neue Kräfte zu schöpfen für die im Frühjahr wieder aufzunehmende Arbeit. P. Mergel zog sich nach Aschaffenburg zurück, wo er schon um Pfingsten des folgenden Jahres starb. Im Jahre 1684 befahl der Erzbischof die Missionen fortzusetzen. Bei dieser Mission wurden über 140 Pfarr- und Filialkirchen besucht und mehr als 10000 Beichten gehört. An Stelle des P. Mergel trat P. Martin Metz. Der wahrhaft apostolische Eifer der Missionäre fand bei dem General großen Beifall. General de Noyelle schrieb am 2. Dezember 1684 dem Rektor von Heiligenstadt: Daraus können Ew. Hochwürden ersehen, wie hoch bei mir dieses Amt der Missionäre steht, das der Gesellschaft in besonderer Weise eigentümlich und höchst ehrenvoll ist[2]. Die Bescheidenheit und der diskrete Eifer der Missionäre, so heißt es in den Jahresberichten, veranlaßten den Erzbischof im Jahre 1685, ihnen das ganze Erzbistum für ihre Arbeiten anzuweisen[3].

Kurfürst Anselm Franz erließ am 25. Oktober 1685 ein Mandat, in dem er sagt: Da er nicht, wie er wünsche, alle Orte der Erzdiözese besuchen könne, habe er die PP. Heinrich Eichrodt und Arnold Walraff beauftragt, die ganze Erzdiözese zu durchwandern und allerorts zu predigen und zu katechisieren, Beicht zu hören und zu dispensieren: Er befiehlt den Missionären, nicht allein die Pfarrkirchen und Kapellen, sondern auch die Hospitäler und Schulen zu besuchen und sich über das Leben der Pfarrgeistlichen zu erkundigen, für die Sauberkeit der Kirchen und Paramente Sorge zu tragen. Die Pfarrgeistlichkeit wird streng angehalten, den Missionären in allem an die Hand zu gehen und nirgends Hindernisse zu bereiten. Die Beamten sollen die Missionäre überall tatkräftig unterstützen[4]. Die 35 Punkte, welche die Missionäre im Auftrage des Erzbischofs allen Pfarrern zur Beantwortung vorlegen mußten, zeigen, daß mit dieser Volksmission eine eigentliche Pfarr-Visitation verbunden war. Den Fragekatalog sandten die Missionäre an die Landdekane zur schriftlichen Beantwortung, so daß dieser ihnen bei ihrer Ankunft überreicht werden konnte. Zugleich wurde der Anfang der Mission angezeigt und das pünktliche Erscheinen aller Pfarrkinder zu den festgesetzten Stunden zur Pflicht gemacht, wofür eventuell die Hilfe des weltlichen Amtes anzurufen sei.

Vom 8. November 1685 bis 8. November 1686 wurden auf dem Eichsfeld über 26000 Beichten gehört, die Tag und Nacht in Anspruch nahmen. In 150 Städten

[1] *Orig. Rhen. sup. Hist. 34.

[2] *Ad Rhen. sup. Vergl. Noyelle an den Provinzial Schwan 3. Febr. 1685.

[3] *Hist. Rhen. sup.

[4] *Imago Missionis Archi-Episcopalis nomine Emi Moguntini per Eichsfeldiam instituta anno 1685. Rhen. sup. 34.

und Dörfern hielten in dieser Zeit die beiden Missionäre über 350 Predigten und mehr als 150 Katechesen in Anwesenheit von fast allen Pfarrkindern. Bei der Katechese wurden den Kindern durch die Freigebigkeit des Kurfürsten Bilder, Agnus Dei, Gebetbücher, Rosenkränze, Medaillen usw. in großer Zahl verteilt. Überall hielten die Missionäre die Pfarrer an, in der Pfarrkirche jeden Sonntag, in den Filialkirchen an den Festtagen Katechese zu geben unter Strafe von 1 fl. für jede unterlassene Katechese. Für das jedesmalige Ausbleiben eines Kindes von der Katechese wurde für die Eltern die Strafe von einem Batzen oder guten Groschen festgesetzt. Es wurde auch bestimmt, daß die Brautleute vor der ersten Proklamation sich einer Prüfung in der Christenlehre unterziehen mußten, um so durch die Furcht vor Aufschiebung der Proklamation Jünglinge und Jungfrauen zum eifrigeren Besuch der Christenlehre zu bewegen. Mit wieviel Mühe und Eifer die reifere Jugend beiderlei Geschlechts in einem oder dem andern Vierteljahre vor der Ankunft der Patres die Katechese gelernt, ist kaum zu sagen. Von Bruderschaften wurden besonders die vor 6—7 Jahren eingeführte Bruderschaft vom allerheiligsten Sakramente erneuert und überall neue Verzeichnisse der Mitglieder angefertigt, ebenso auch die Todesangstbruderschaft. Für die öffentlichen Andachten und Prozessionen führten die Patres ein, daß die Leute nicht wie bisher auf einem Haufen geballt, sondern zwei und zwei in schöner Ordnung einhergingen.

In dem Missionsbericht handelt ein eigener Abschnitt über die Ausrottung der zahlreichen abergläubischen Gebräuche, die im Eichsfeld im Schwange gingen. Die Verbreitung einer Kinderkrankheit „Die bösen Dinger" suchte man durch Untersinken von Holz oder Kohlen, die man ins Wasser warf, festzustellen; eine andere Krankheit durch Blut aus dem Finger des Paten zu bannen. Kaum hatte ein Knabe das Licht der Welt erblickt, so setzte ihn die Mutter oder die Hebamme auf ein Pferd, weil die Kinder so berühmte Soldaten oder reiche Bauern würden; wurde das erste Hemdchen vor dem Anziehen über ein Buch ausgebreitet, so war das ein Zeichen, daß der Knabe ein berühmter Gelehrter werde usw. Ebenso wie mit diesen abergläubischen Gebräuchen räumten die Missionäre mit den die Sittenreinheit gefährdenden Volkssitten auf. So bestand an vielen Dörfern die Sitte, daß am zweiten Oster- und Pfingsttage zwei junge Leute jedem Burschen ein Liebchen aussuchten. Am Sonntag Quinquagesima wurden alle heiratsfähigen Mädchen zusammen an einen Pflug gespannt und wie Pferde oder Ochsen von den Burschen mit Geschrei und Hieben durch die Dörfer getrieben. Bei Frühlingsankunft spielten lebensgroße Puppen von Mädchen und Burschen und deren Bewachung bei Tag und bei Nacht eine große Rolle und gaben zu vielem Unfug Veranlassung.

In dem Abschnitt über die Wohltäter der Eichsfelder Mission wird an erster Stelle der kurfürstliche Kommissär Hier. Bönning genannt, der Hunderte von Katechismen zur Verteilung spendete, den ganzen Winter wegen der schlechten Wege den Missionären seine Pferde zur Verfügung stellte usw. Über alles aber wird gepriesen die Freigebigkeit des Kurfürsten, der die Mission schon ganze vier Jahre auf Kosten der Kammer unterhält, so daß niemand einen Pfennig für die Missionäre zu bezahlen braucht. Auch veranstaltete er einen Neudruck von Katechismen in sehr starker Auflage. Die Verteilung dieser Katechismen und der vom Kurfürsten in großer Zahl zur Verfügung gestellten Rosenkränze, Bilder usw. hatte auf den Besuch der Christenlehre auch von Jünglingen und Jungfrauen und das fleißige Lernen einen großen Einfluß. Arme zerfallene Kirchen konnten die Missionäre durch die Freigebigkeit des Kurfürsten wiederherstellen. Mehrere Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen wurden neu gebaut. In einer Woche schenkte der Kurfürst 40 neue Kaseln; ein anderes Mal 18 armen Kirchen je einen silbernen oder vergoldeten Kelch oder ein

Ciborium im Werte von 30 Rthlr., dazu kamen andere Paramente in großer Zahl. Auf wiederholte Vorstellungen der Missionäre verzichtete der Kurfürst auch auf die seit unvordenklichen Zeiten bestehende Kontribution von den Eichsfelder Pfarrern. Auf dem Eichsfeld hielt 1685 ein Missionär allein 140 Predigten und 90 Katechesen. Eine Idee der Arbeit ergeben auch die Zahlen für das Jahr 1686: 26000 Beichten, 360 Predigten, 150 Katechesen, 80 Konversionen[1]. Der Verfasser der Eichsfeldischen Kirchengeschichte rühmt von dem Mainzer Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim: Keiner von seinen Vorgängern hat sich gegen Arme und Schulen auf dem Eichsfelde so wohltätig gezeigt.

Von dem P. Walraff hebt derselbe Geschichtschreiber hervor, daß er in der Pestzeit zu Duderstadt 1682 den Kranken und Sterbenden großmütig gedient und überhaupt 20 Jahre als Landmissionär auf dem Eichsfeld unverdrossen gearbeitet. Im Jahre 1700 habe ihn der Erzbischof von Trier für die Missionen im Hochstift Speier verlangt[2]. Das Sehnen des P. Walraff stand nach den indischen Missionen. So schrieb er von Heiligenstadt 8. Juli 1676 an den General Oliva: Die Seelenfreude, welche ich empfinde im Gedanken an die unendliche Barmherzigkeit, durch die ich in der heiligen Gesellschaft Jesu lebe, bewirkt, daß die Wünsche, welche schon seit dem Noviziat in meinem Herzen glühten, sich endlich einmal einen Weg nach Rom bahnen. Die Indische Mission ist es, die ich in aller Unterwürfigkeit zur größeren Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit erbitte. Seit zwei Jahren liegt der zu diesem Zweck für Rom bestimmte Brief bei mir. Oft habe ich bedauert, denselben nicht abgeschickt zu haben, denn ich habe mich stets darnach gesehnt, den anderen Missionären in Indien als Diener, nicht als Gefährte beigesellt zu werden. Wenn ich neben niedrigen Dienstleistungen noch etwas anderes leisten kann, werde ich stets bereit sein und mich für eine so große mir erwiesene Wohltat ewig dankbar erweisen[3]. Auf diesen und weitere Briefe antwortete dann Oliva am 22. April 1679: Ihre glühenden Wünsche, die Sie mir wiederholt dargelegt, den Heiden die frohe Botschaft zu verkünden, haben mich stets gefreut. Wenn Sie auch jetzt den P. Adam Weidenfeld nicht begleiten können, so geben Sie die Hoffnung nicht auf; inzwischen fahren Sie fort, Ihren großen Eifer Ihren Landsleuten und Ihrem Vaterlande zuzuwenden. Und ein Jahr später am 28. September 1680 ermunterte der General den P. Walraff wiederum: Die Hoffnung, die ich Ew. Hochwürden in mehreren Briefen gemacht, es werde doch noch die Zeit kommen, wo der so lange und mit demselben glühenden Eifer andauernde Wunsch nach den überseeischen Missionen in Erfüllung gehen könne, möchte ich Ihnen auch jetzt nicht benehmen. Aber ich muß nicht allein auf die Not Indiens, sondern auch auf Ihre Provinz Rücksicht nehmen. Wie nützlich Ihre Hilfe dieser Provinz ist, zeigen sowohl Ihre frühere als auch besonders Ihre jetzige Wirksamkeit als apostolischer Missionär. Einstweilen wünsche ich, daß Ew. Hochwürden Ihre so vorzüglichen Arbeiten mit allem Eifer fortsetzen, ohne dabei Ihre Hoffnung auf Erfüllung Ihrer Wünsche aufzugeben[4].

Von dem Genossen des P. Walraff, dem P. Heinrich Eichrodt aus Speier, meldet der Nekrolog, daß er nach verschiedenen Ämtern als Rektor und Professor drei Jahre lang als Missionär und Visitator die Mainzer Erzdiözese durchzog. In Thüringen, Hessen, am Rhein, und am Main habe er mit großem Eifer, Bescheidenheit und Klugheit gewirkt. Viele Kirchen, Kapellen, Pfarrhäuser und Schulen seien auf seine Veranlassung entweder restauriert oder neu gebaut, die Sittlichkeit

---

[1] *Histor. Coll. Heiligenst.

[2] Joh. Wolf, Eichsfeldische Kirchengeschichte 220.

[3] *Orig. Rhen. sup. 42.

[4] *Germ. 124.

gehoben und Ärgernisse entfernt worden. Die letzten ruhigeren Jahre seines Lebens habe er besonders den Siechenhäusern, Hospitälern, Gefängnissen und Hütten der Armen gewidmet. Im Alter von 70 Jahren verschied er am 25. Januar 1703 zu Bamberg[1].

Einen Vorgänger hatten diese eifrigen Eichsfelder Missionäre in dem P. Joh. Müller, der im Jahre 1654 in dem Personalkatalog von Heiligenstadt als Missionär aufgeführt wird. Über diesen Pater berichtet die Eichsfeldische Kirchengeschichte: „Die Pfarrer hatten seit 1650 bis 1675 einen eifrigen unermüdeten Gehilfen an dem P. Joh. Müller als Landmissionarius, der seiner Bestimmung gemäß das ganze Jahr hindurch, wenn es die Witterung nicht unmöglich machte, von einem Ende des Eichsfeldes bis zum andern die Dörfer durcheilte und überall katechisierte, predigte, Beicht hörte, Kranke und Schulen besuchte. So besuchte er gewöhnlich des Jahres 60—70 Dörfer, und an hohen Festen und bei Wallfahrten fand er sich da ein, wo am meisten zu tun war.“[2] Der Ordensnekrolog hebt ebenfalls den apostolischen Eifer des P. Joh. Müller aus Gerbershausen (Eichsfeld) mit eindringlichen Worten hervor. Während 30 Jahren wirkte er als Missionär zuerst in Schlesien und Böhmen, wo er 1639 nur mit genauer Not dem Tode durch Räuber entging, dann in der Markgrafschaft Baden und in dem Gebiete von Aschaffenburg, endlich ganz besonders im Eichsfeld, wo er während 24 Jahren an mehr als 60 Orten durch Predigt und Christenlehre unmüdlich tätig war; zuweilen predigte er drei- oder viermal am Tage, ohne etwas zu sich genommen zu haben. Es war ein wahrhaft apostolischer Mann, der überall zur allgemeinen Zufriedenheit mit dem größten Erfolge arbeitete. Von den Strapazen gebrochen erlag er am 4. November 1676 zu Heiligenstadt einem Schlaganfall[3]. Er gab 1671 auch für seine Mission ein deutsches „Gesangbüchlein mit einer Litanei der heiligen Patrone des Eichsfelds“ (Duderstadt) heraus[4].

Eine ähnliche Visitationsmission wie in der Mainzer Erzdiözese fand auch in der Diözese Speier statt. Nach der Geschichte der oberrheinischen Provinz wurde 1683 eine Volksmission nach Art einer Visitation im ganzen Bistum Speier linksrheinisch und rechtsrheinisch angefangen und 1684 vollendet. Mit dieser Aufgabe wurden zwei Patres, je einer aus der niederrheinischen und aus der oberrheinischen Provinz betraut. Die Früchte der Mission werden als überaus erfreuliche geschildert; die Patres seien überall Patres sancti genannt worden. Die Zahl der Kommunionen wird auf 31 785 angegeben, außer den Kranken, denen das heilige Sakrament in ihre Häuser gebracht wurde. Die Missionäre hielten 482 Predigten und 325 katechetische Instruktionen, Konvertiten waren 101. Besonders wird hervorgehoben, daß man mit den in der Diözese Speier im Schwange gehenden abergläubischen Gebräuchen aufgeräumt[5]. Für Einzelheiten hierüber wird auf die Geschichte des Kollegs von Speier verwiesen, die aber bei der Einäscherung Speiers durch die Franzosen verbrannte.

Die beiden Missionäre waren Wilhelm Osburg[6] und Martin Metz. Von ihren Visitationsberichten sind einige erhalten, so der vom 8. Juli 1683 über Burbach (Baden), eine Filiale von Völckersbach mit 30 Familien. Die Missionäre verweilten hier nur gegen acht Stunden, hielten zwei Predigten und eine Christenlehre und

[1] *Necrologia Prov. Rhen. sup.

[2] Joh. Wolf, Eichsfeldische Kirchengesch. 214 f.

[3] *Necrologia Prov. Rhen. sup. 1628—1722.

[4] Vergl. Baeumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 1, 115.

[5] *Hist. Rhen. sup. 1683 f.

[6] Der General beglückwünschte am 10. April 1683 den P. Osburg zu diesem segensreichen Auftrage. *Ad Rhen. inf. Vergl auch oben S. 661 ff.

hatten 73 Kommunikanten. Von Frauenalb kehrten sie nochmals zurück, rekonzilierten die durch das Militär entweihte Kirche und weihten vier Glocken. In dankbarer Anerkennung spendete die Gemeinde Brot und Wein[1].

In einem weiteren Visitationsbericht vom 4. September 1683 über Ersingen (Baden) geben die Missionäre genauen Aufschluß über Stand der Kirche, Paramente, Einkünfte usw. Sie haben besonders eingeschärft, daß die Knaben besser zur Schule geschickt werden, die nur ein viertel Jahr dauert. Jünglinge und Greise müssen fleißiger die Christenlehre besuchen; das Spielen während derselben ist zu bestrafen. Die Erlaubnis zur Abhaltung von Tanzbelustigungen muß beim Pfarrer nachgesucht werden. Die Missionäre blieben hier zwei Tage und zwei Nächte, hielten fünf Predigten und zwei Katechesen. Bei 60 katholischen Familien hatten sie 324 Kommunikanten. Auch hier wurden Kirche und Kirchhof rekonziliert und drei Glocken geweiht. Aus Anlaß der Mission und Glockenweihe wurden 400 Brote und Wein verteilt[2].

Eine ausführlichere Schilderung über die Art und Weise dieser Missionen ist uns aus Deidesheim (Pfalz) erhalten. Vom 18. bis 24. März 1683 fand in Deidesheim und Umgebung die Visitation und die damit verbundene Mission statt. Das Kirchenbuch von Forst, verwahrt im Pfarrarchiv zu Forst, enthält nun über diese Visitation einen ausführlichen, anschaulich und lebendig geschriebenen Bericht eines Augenzeugen und Beteiligten, des Pfarrers Joannes Göllter zu Deidesheim[3]: Den Anfang der Visitation machten die Jesuiten dahier in Deidesheim am 18. März 1683, wo sie ziemlich spät, ungefähr um fünf Uhr, ankamen. Zur selben Stunde wurden durch das übliche Zeichen mit den Glocken die Bürger und Hintersassen vor das Rathaus gerufen und von dem Herrn Amtskeller aufgefordert, den andern Tag früh um fünf Uhr in der Pfarrkirche vollzählig zu erscheinen. Dort würden sie erfahren, warum unser hochwürdigster Fürst die ehrwürdigen Visitationspatres geschickt habe. Am andern Morgen um halb fünf Uhr wurde das erste Zeichen gegeben. Um fünf Uhr kamen alle zusammen. Inzwischen wurden die Tore der Stadt geschlossen, daß niemand hinausgehen konnte. Zuerst las P. Wilhelm Osburg an dem Altare der heiligen Barbara eine heilige Messe. Sodann hielt er eine kurze, aber wirkungsvolle Ansprache an das Volk, in der er die Ursache seiner Anwesenheit auseinandersetzte. Hierauf wurden die Kirche, das Pfarrhaus, die Schulen, die Hospitalkapelle und das Hospital selbst visitiert. Nachdem um zwölf Uhr das Mittagsmahl eingenommen war, hielt P. Osburg die christliche Lehre, nach deren Beendigung sich beide Patres in die Beichtstühle begaben, wo sie bis halb neun Uhr abends verblieben. Am andern Tage, dem Feste des heiligen Joseph, betete P. Osburg nach Lesung der ersten heiligen Messe um sechs Uhr vor und hielt dann eine Predigt über das heiligste Sakrament des Altares. Um neun Uhr feierte man das Hochamt mit Predigt über den heiligen Joseph. Im Amte empfingen 619 Leute das heilige Abendmahl. Nach dem Mittagessen begaben sich die Patres nach Rödersheim, wo sie an diesem und am folgenden Tage daselbst und in Hochdorf visitierten. Am 20. März gegen Abend kamen sie nach Ruppertsberg, wo sie an diesem Tage und am 21. März ihres Amtes walteten. Am Montag, den 22. März, visitierten die Patres die Filialen hiesiger Kirche, Niederkirchen und Forst. Von Forst aus, wo 138 Personen zum heiligen Abendmahl gingen und viele beichteten, welche die erste heilige Kommunion noch nicht empfangen hatten, begleitete ich die Patres nach

[1] Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1873, 85 f.

[2] A. a. O. 354 ff.

[3] Druck im Kathol. Schulblatt (Pfalz) 1907 Nr. 42.

Niederkirchen, wo sie Christenlehre hielten. Am 23. März weihte P. Osburg auf dem Michelsberg, vulgo „beym Wetter Creitz“, zwei Glocken; die eine, welche nach der Kapelle zu hing, zu Ehren des heiligen Kreuzes und des Erzengels Michael, die andere, welche dem Gau Hochdorf zu hing, zu Ehren des heiligen Apostels Petrus. Beide Glocken hatten den edlen Herrn Franz Nikolaus Monreal und seine Gemahlin Frau Maria Ursula zu Paten. Nach der Glockenweihe wurde die Weihe der Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes und des Erzengels Michael vollzogen. Hierauf feierte man das Hochamt unter Musik, wie sie der Zeit und den Ortsverhältnissen nach zu haben war. Nach dem Credo hielt P. Osburg eine Predigt, nach der das Te Deum folgte. Zum Schlusse ermahnte der Pater noch einmal das Volk und teilte einem jeden, sowohl an die Jugend beiderlei Geschlechtes als auch an die Erwachsenen und den anwesenden Klerus eine Nadel (unam acum) aus. Nach dem Ende der Feier kehrten wir nach Hause zurück, wo uns der Edle Herr Franz Nikolaus Monreal, Amtskeller, als Pate der Glocken auf dem Michelsberge, zu einem frugalen Mahle empfing. Außer den genannten Herren Patres nahmen an dem Mahle der Herr Landdechant und Pfarrer zu Ruppertsberg, Dr. Cornelius Winand Königsheid, der Herr Johann Göllter, Pfarrer zu Deidesheim, der Herr Heinrich Fabritius, Kaplan zu Deidesheim, der edle und gestrenge Herr Joh. Leyßer von Lambsheim, Herr Joh. Michael Schiz, Keller zu Ruppertsberg nebst Frau, Herr Joh. Heinrich Försterer, Amts- und Stadtschreiber zu Deidesheim, und Herr Martin Franz Zegger, Schullehrer zu Deidesheim, teil. Am 24. März besuchten die Patres noch einige Kranke und Wöchnerinnen und begaben sich dann nach aufgehobener Mahlzeit nach Königsbach, wo sie ebenfalls visitierten. Dreimal sei gepriesen der beste, gütigste und barmherzigste Gott, daß er zu seinem Lobe das Werk vollendet! Daß sich alles so ereignet hat, bezeuge ich Johann Heinrich Göllter, Pfarrer zu Deidesheim. —

Der hier mehrfach genannte P. Martin Metz, vom Eichsfeld gebürtig, wirkte nach Vollendung seiner Studien als Missionär zuerst in Ettlingen, dann auf Verlangen des Kurfürsten von Trier in der Diözese Speier. Sein Eifer veranlaßte den Erzbischof von Mainz, ihn in gleicher Eigenschaft für die Mainzer Erzdiözese zu verwenden, die er dann nach derselben Art und Weise durchreiste. In den letzten Jahren seines Lebens war er Feldprediger bei einem Regiment; bei dem Besuch erkrankter Soldaten zog er sich eine Ansteckung zu, der er am 19. Dezember 1690 zu Mainz erlag [1].

Als Missionär in der Diözese Worms arbeitete P. Melchior Henning aus Köln. Nachdem er mit großem Erfolg die Domkanzeln in Speier und Worms versehen, bestellte ihn der Bischof von Worms nach seiner Vertreibung durch die Franzosen als Generalmissionär für die Diözese Worms und rüstete ihn dafür mit allen Vollmachten aus. Sein außerordentlicher Eifer erstreckte sich auf Trost und Ermunterung der Bevölkerung, auf Befreiung der Gefangenen, auf die Seelsorge der Kranken usw. Die großen Anstrengungen warfen ihn aufs Krankenlager zu Mainz, wo er 1690 im Alter von 47 Jahren starb [2].

Aus der oberdeutschen Provinz liegen eine Reihe von Schreiben der Ordensgenerale vor, in denen dieselben unermüdlich zur Abhaltung von Volksmissionen aufmuntern. Am 15. März 1670 schrieb der General Oliva an den oberdeutschen Provinzial Jakob Raßler: Unter den Vorzügen der oberdeutschen Provinz wünsche

[1] *Necrologia Rhen. sup. — Später nahmen zwei Missionäre die Arbeit in der Diözese Speier wieder auf. Vergl. Gonzalez an den Provinzial Haan 19. Juni 1700. *Ad Rhen sup.

[2] *Necrologia Rhen. sup.

ich einen in ganz besonderer Weise und der ist, großer Eifer für die Volksmissionen. Am 22. August 1670 sprach Oliva dem P. Raßler den Wunsch aus: Ich verlange bestimmt die Abhaltung von Missionen, weil dies unserem Institut in besonderer Weise entspricht. Am 13. September desselben Jahres drückt er demselben Provinzial seine große Freude aus über die Erfolge in der Schweiz und fügt bei: Es kann ja auch gar nicht anders sein, daß nicht die reichsten Früchte eingeheimst werden, wenn Missionen nach der Sitte der Gesellschaft abgehalten werden. Dem Provinzial Muglin wiederholte Oliva am 3. März 1674: Ganz besonders wünsche ich, daß überall in der Provinz häufiger fruchtreiche Missionen abgehalten werden, denn gerade dadurch wird das Wohlwollen der Bevölkerung gewonnen, wenn man mit Eifer für ihr Seelenheil arbeitet. Und dem nachfolgenden Provinzial P. Paintner legte Oliva am 26. März 1678 ans Herz: Sie müssen darauf achten, ob die Missionen mit größerem Eifer abgehalten werden können, bei uns und in Spanien stehen sie in großer Blüte. Ew. Hochwürden fragen — so antwortete der General Gonzalez dem Provinzial Willi — ob die Missionen, die im Laufe des Jahres vom Luzerner Kolleg aus bis jetzt üblich waren, beibehalten werden sollen. Darauf antwortete ich sofort: Unbedingt, wenn auch einige Magnaten sich beklagen, denn das Wohl Vieler muß dem Wohle einiger Wenigen vorgezogen werden. Hier gilt kein Ansehen der Person. Ihre Verfügungen sind mithin gut und lobwürdig.

Einige in der oberdeutschen Provinz meinten, die Volksmissionen würden deshalb weniger von den Pfarrern begehrt, weil die Kosten zu groß seien. Als in diesem Sinne nach Rom geschrieben wurde, schickte der General am 6. April 1675 die Mahnung an den Provinzial Thanner, sich der Missionen anzunehmen: Einige meinen, daß die Unsrigen nur zur Erholung zu den Volksmissionen sich hergeben und besser gehalten sein wollen als die Armut der Pfarrer verträgt. Auch Pferde und Wagen nähmen sie dafür in Anspruch[1].

Im Gebiete der oberdeutschen Provinz wurden besonders in der Schweiz von Freiburg und Luzern aus viele Missionen gegeben. Freiburg gab allein im Jahre 1679 33 Missionen, die das Landvolk tief bewegten; mit einem wahren Heißhunger wohnte es den Predigten bei. Im Jahre 1681 waren es nur von Freiburg aus 24, 1683 71, 1685 40, 1690 46 Missionen[2]. Zu diesen zahlreichen Missionen beglückwünschte der General de Noyelle am 5. Februar 1684 den Rektor Truffin.

In betreff der Art und Weise der Missionen wünschte der Nuntius in der Schweiz die italienische Methode eingeführt. Am 28. März 1693 schrieb der General Gonzalez dem oberdeutschen Provinzial Painter: Der apostolische Nuntius schreibt mir aus Luzern, die Missionen in der Schweiz würden von großem geistlichen Nutzen für das Volk sein, wenn sie auf die Art und Weise wie in Italien abgehalten würden. Er wünscht deshalb, daß unsere Patres dort solche Missionen in der Schweiz in der besagten Weise halten möchten. Um diesem Wunsche zu entsprechen, empfehle ich Ew. Hochwürden dringend, Umschau zu halten, welche Patres für solche Missionen geeignet sind, und diese dann dem Nuntius zur Auswahl anzubieten. Sollten aber gewichtigere Gründe gegen derartige Missionen sprechen, so mögen Ew. Hochwürden diese dem Nuntius vorlegen[3].

Der Nuntius gab den in die Urkantone gesandten Missionären ein Empfehlungsschreiben mit[4]. Nach der Mission bedankten sich Landammann und Rat von Unterwalden beim Nuntius für die Sendung der Missionäre und fügten bei: Die PP. Mis-

---

[1] Die angeführten Briefe *Ad Germ. sup.
[2] *Litt. ann. Germ. sup.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Konz. Luzern 1693. Chur, Bischöfl. Geheimarchiv Gesuiti.

sionarii (haben) ihr aufhebendes Amt zum höchsten unserm Wohlgefallen und des ganzen Landes Satisfaktion zu sonderbarem Trost der Seelen mit unverdrossener Mühe und Arbeit inbrünstig und hochlöblich verrichtet[1]. Von Zug dankte Dekan Jakob Schmid am 19. Mai 1694 unter Lob auf die Missionäre dem Nuntius für die Mission. Ammann und Rat von Zug bemerken in einem Schreiben an den Nuntius (Juli 1694): Ermelte Herrn Patres haben ihre seeleneifrige und apostolische Offizia solcher gestalten administriert, daß männiglich dadurch ädifiziert und satisfaziert worden[2].

Aber auch in der Schweiz ging es nicht ohne Anfeindung ab. Am 26. Dezember 1693 schrieb der General Gonzalez einem der Missionäre, P. Joseph Adelmann in Luzern: Die Berichte über die Missionen, die Ew. Hochwürden mit ihrem Sozius P. Paul Preiß durch die Schweiz abgehalten, haben mich sehr getröstet, so daß ich Ihnen die besten Glückwünsche aussprechen kann. Wir müssen dem gütigen Gott von Herzen danken, der durch Ihre Arbeiten und Ihre Maßhaltung bei den Widerwärtigkeiten so reiche Früchte einheimsen ließ. Die doppelte Schwierigkeit, die Ew. Hochwürden berühren, sowohl wegen der Strafe, die der apostolische Nuntius über den (gegen die Mission) auftretenden Prediger verhängt hat, und zwar mit Gehässigkeit für die Gesellschaft, als auch wegen des mitten im Verlaufe erfolgten Abbruches der Mission muß geduldig ertragen werden. Das Erstere hätte meiner Meinung nach verhütet werden können, wenn die Patres die Strafe, die sie leicht voraussehen konnten, beim Nuntius abgebeten hätten. Die Ursache der anderen Schwierigkeit wird wohl derartig sein, daß die so glücklich angefangene Mission in einer günstigeren Zeit wieder aufgenommen werden kann[3].

In den Jahresbriefen der oberdeutschen Provinz ist seit 1673 häufiger die Rede von einer Missio Perginensis, die von einem Pater des Trienter Kollegs versehen wurde. Es handelt sich um die Volksmission im Fersental, das von dem wilden Fersenbach, der oberhalb Trient zur Etsch hinabstürzt, gebildet wird. An der östlichen Talseite haben sich mehrere Dörfer als deutsche Sprachinsel erhalten[4]. Den Bewohnern dieser deutschen Dörfer galt die Mission. Ein ausführlicher Bericht über diese Mission vom 13. Dezember 1687 gibt sehr interessante Einzelheiten von kulturhistorischem Wert. Der Verfasser ist der Begründer der Mission P. Perthanis (Pertanis) aus Meran (geb. 1633), der nach langjähriger Leitung eines Gymnasiums seine durch mancherlei Krankheiten immer wieder heimgesuchten Kräfte 19 Jahre lang den guten Deutschen im Fersental widmete. Der Bericht ist in gleicher Weise ehrend für die Deutschen wie für den Verfasser. Er verdient es, im Wesentlichen hier wiedergegeben zu werden[5].

Der Pfarrer der Stadt Pergine, so beginnt P. Perthanis, die ungefähr zwei Wegstunden von Trient entfernt ist, hat eine zahlreiche Herde von über 9000 Seelen teils in der Stadt selbst teils in den umliegenden Tälern und Bergen. Die Bergbewohner sind fast alle Deutsche und sprechen deutsch, aber ein so verdorbenes Deutsch, daß man sie nur nach längerem Umgang verstehen kann; sie selbst aber verstehen alles, sowohl in der Predigt als im Privatgespräch. Man meint, es seien Überbleibsel der Goten, die nach ihrem Einfall in Italien von dort vertrieben wurden. Die Leute sind überaus einfach und treuherzig[6]. Ihre Wohnungen auf den

[1] *Orig. ohne Dat. l. c.

[2] *Orig. l. c.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] Vergl. Chr. Schmeller, Südtirolische Landschaften (1899) 1, 45 ff.; A. Zingerle, Die deutschen Gemeinden im Fersinathal in Amthor, Alpenfreund 1870, 209 ff; W. Rohmeder, Das Fersenthal in Süd-Tirol (1901) 20 ff.

[5] *Orig. Germania sup. 77, 427 f.

[6] Dies hat sich bis auf die heutige Zeit erhalten. Im Jahre 1870 hatten sie noch keine Gläser und Uhren. Vergl. Zingerle a. a. O. 209.

hohen Bergen sind vielmehr Hütten und Höhlen als Häuser. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Gemüse und Kräutern, so daß ein großer Teil nicht einmal Brot hat. Einige sind so arm, daß sie nicht einmal ein Körnchen Salz, geschweige denn etwas Butter haben. Die Zahl der Deutschen beträgt über 1000. Für ihren Unterricht ist der Pfarrer verpflichtet, einen Kaplan zu halten, der der deutschen Sprache mächtig ist, die Fastenpredigt hält und die Beichten hört. Aber durch lange Vernachlässigung hat sich eine große Unwissenheit eingeschlichen, bis endlich durch die Barmherzigkeit Gottes vor 16 Jahren die Jesuiten die Sorge für das arme Völklein übernommen haben. Seit dieser Zeit hat ein Pater beständig diese Deutschen besucht, den Kindern Christenlehre gegeben, gepredigt und die Sakramente gespendet.

Die Arbeit erstreckt sich zwar über das ganze Jahr, besonders aber blüht sie in der Fastenzeit, dann geht der Pater Samstags nach Pergine, predigt dort am Tag und hört den ganzen Sonntag Beichten, nachmittags ist Christenlehre für die Kinder. Gegen Abend kehren die Deutschen auf ihre Berge zurück. Sie lassen sich weder durch den weiten Weg von zwei bis drei Stunden, noch vom tiefen Schnee abhalten; mit großer Freude eilen sie herbei, das Wort Gottes zu hören. Dabei sind sie so aufmerksam, daß man trotz der großen Zahl dieser Bauern nicht das geringste Geräusch, keinen Husten, kaum einen Atemzug hört. Die Predigten über das apostolische Glaubensbekenntnis, Gebet, zehn Gebote, Empfang der Sakramente erzählen sie nach der Anleitung des Missionärs denen, die aus irgend einem Grunde zu Hause bleiben müssen. Das tun dann selbst die Kinder. So kam eine Frau zu dem Pater und sagte: „Herr, ich bin vor acht Tag nit gewesen, aber mein Büebl hat mir Euer ganz Prädig haimbgetragen." Die Karwoche verwendet der Pater ganz für die Leute, er besteigt dann die Berge, wo er in den armseligen Kapellen den ganzen Tag verweilt; er besucht auch die Kranken in ihren Hütten und spendet ihnen die Sakramente. Das ist nun eine sehr harte Arbeit, aber eine Arbeit voll des süßesten Trostes. Wenn die guten Leute den Pater von weiten kommen sehen, laufen sie ihm entgegen und empfangen ihn mit Ausrufen der Freude: „O mein gnädiger Herr, seit Ihr kommen uns zu finden? Ach, Ihr seit wohl ein frommer gnädiger Herr, ach seit Ihr salig, salig sei die Mutter, die das Kind getragen habe" usw. Auch andere Titel gaben sie dem Pater. Als ich einmal wie gewöhnlich den Kindern Christenlehre erteilte und einige nach Kinderart weniger aufmerksam waren, schalt sie einer der anwesenden Männer mit den Worten: „Es seit halt wohl Narren, seit still und hört, was der Knecht Gottes sagt." Ein anderes Mal, als ich vor Übermüdung um eine viertel Stunde Ruhe bat, nachher sollten sie mich mahnen, setzte ich mich auf die Erde und lehnte meinen Kopf an. Kaum fing ich an zu nicken, als einer der nebenstehenden Knaben mich anstieß: „A Herr, es ist genug." So einfach und vertraut ist unser Verkehr. Wenn ich an ihren treuherzigen zu allem Guten geneigten Sinn denke, kommt mir das Wort des heiligen Augustin in den Sinn: Es stehen die Einfältigen auf und reißen das Reich Gottes an sich. Nicht selten finde ich kaum eine Materie zur Lossprechung. Wenn sie einmal eine auch ganz geringe Sünde vorbringen, beichten sie mit solchem Reueschmerz, mit Schluchzen und Seufzen, daß man glauben sollte, sie hätten ein großes Verbrechen begangen.

Wenn ich frage, ob sie Gott lieben, antworten sie erstaunt: „O Herr, wenn ih nit, wer dann? Hab ih doch alles Guets von ihm" usw. Trotz ihrer äußersten Armut bekennen sie so, daß sie von ihrem lieben Gott mit allem Guten überhäuft werden und deshalb ihn lieben. Ein anderes Mal: „Unser Lieber Herr ist halt wol ein frommer Man, er thuet uns frei steif wohl (ci fa del bene) ach, sei er halt salig" usw. Gottes Herrschaft über uns drücken sie aus: „Unser Herr ist

halt Baur (Baur = Patrón), er kanns mit uns machen, wie er will." Wenn ich sie zur geduldigen Ertragung ihres Elends ermuntere, antworten sie gleich: „O Herr Prädiger, wann dies nit kläubst, gäb mir Gott nur mehr zu tragen, will's gern tragen, hat er do auch vür uns gelitten die heilige Marter (Passion)." Das Leiden Christi verehren sie zärtlich. Als ich ein Mädchen frug, ob es die Sünden bereue, antwortete es: „O Herr, es ist mir wohl räuig (reu) und leid über meine Sünd, daß i unsern Herrn also zerkratzt hab." Ein anderes Mal kam um Mittag ein Knabe von zehn oder elf Jahren in den Beichtstuhl und sagte: „Herr tüet mir sämināren, ob ich guet bin, i wollt mich gern berichten (kommunizieren)." Ich beginne also: Wieviel sein Gott? „Herr ein Gott, aber drei Person." Wer ist der größere? „Herr ainer ist so groß als der andere, aber ainer hat den Leib und gelitten die heilige Marter und seine Muatter heißt Maria." Hast ihn lieb? „O Herr, auf der Welt hab i nichts lieber als ihn." Was thuest aber empfangen in der heiligen Oblat? „O Herr, sein Leib und a sein Bluat und in kleinsten Khörnle ist soviel als in größten" usw. Auf alles antwortete er so gut und mit dem Ausdruck solcher Frömmigkeit, daß ich mich kaum der Tränen erwehren konnte. Ich gab ihm also die Erlaubnis, die Kommunion zu empfangen und fragte ihn dann: Mein Toningle (so hieß er), wenn du dich berichtet hast, wo gehst nachher hin, hastu etwas zu vermueßen (zu frühstücken)? „Herr, niet, i ha nichts." Der Kleine hätte also nüchtern nach Hause zurückkehren müssen und zwar einen Weg von drei Stunden. Von Mitleid bewogen, gab ich ihm einen Denar (3 Kreuzer), um sich ein Brot zu kaufen. Dieses Werk der leiblichen Barmherzigkeit muß ich öfters wegen ihrer großen Not üben. Um etwas zu haben, gehe ich am Anfang der Fastenzeit in Trient bei guten Freunden betteln für mein liebes Völklein. Jährlich bekomme ich so 20 fl. zusammen. O wie oft sprechen sie zu mir: „O frommer gnädiger Herr, ach schenkt mir ein Kreizer, daß ich mir kann kaufen ein Pretl (Brötchen), ich hab nit zu brechen die Nüchteren. Ich wollt kaufen ein livra Salz, ich muß ungericht (ungesalzen) essen" usw. Ach wie zerreißt es mir das Herz, wenn ich nachmittag aus der Kirche vom Pfarrer zum Essen gerufen werde, und ich dann die armen Leute auf dem Kirchhof noch nüchtern auf mich warten sehe, um zu beichten. Einmal geschah es, daß eine schwangere Frau, die wegen der vielen Leute nicht an den Beichtstuhl herankommen konnte, bis zum Abend wartete und beim Untergang der Sonne noch nüchtern mich um Beichte und Kommunion bat, sie könne wegen der bevorstehenden Geburt sonst ihrer Osterpflicht nicht mehr genügen. Ich willfahrte ihr und voll von Trost zog sie nach Haus. Bei ihrer großen Armut ist die Verehrung dieser Deutschen für geweihte Gegenstände so groß, daß, wenn ich um ein Almosen gebeten, in der einen Hand einen Kreuzer, in der anderen einen kleinen Rosenkranz halte und ihnen die Wahl lasse, sie anstatt des Geldes nach dem Rosenkranz greifen, obgleich sie gern mit dem Kreuzer ein Brot kaufen und ihren Hunger stillen würden. Ich kann in solchen Fällen nicht anders als beides zu geben. Habe ich alles weggeschenkt und sind noch welche da, die um einen Kreuzer oder ein Agnus Dei (ein geweihts Körnle, Blinderle, Dingerle nennen sie es) bitten, sage ich: ich hab wohl nichts mehr, ich wollt euchs sonst gern geben. Dann sind sie auch zufrieden und sagen: „a klags Gott, mein frommer Vater, mein gnädiger Münich usw." Die Mission macht auch einen guten Eindruck auf die Italiener, indem sie sehen, wie ich mit den Deutschen und die Deutschen mit mir so einfältig liebevoll und zutraulich verkehren. Der liebe Gott hat uns eine so innige Liebe zueinander gegeben, daß ich sie wie meine lieben Kinder in Christus über alles liebe, diese aber mich wie ihren Vater aufnehmen und verehren. Einmal kamen sie alle in meiner Abwesenheit zusammen: sammelten trotz ihrer äußersten Armut soviel

Geld, daß sie dafür durch einen Priester eine Messe für meine Gesundheit lesen lassen konnten. Als der Bischof von Feltre vor zwei Jahren bei der Visitation der Diözese zu Pergine sich aufhielt, ließ er den Pater zu sich bitten und dankte ihm innigst für diese Tätigkeit. Dann stieg er mit ihm auf die Berge und besuchte die armen Deutschen. Nach einem Wege von vier Stunden befahl er dem Pater, im letzten Dorfe deutsch zu predigen und Beicht zu hören. Der Bischof selbst las die heilige Messe und spendete die heilige Kommunion. Sein Trost und seine Freude waren groß. Den Pater ernannte er zum Missionär für seine ganze Diözese und berief ihn im folgenden Jahre für wichtige Arbeiten nach Feltre. —

Der bekannteste Volksmissionär der oberdeutschen Provinz ist P. Jeningen, der noch lange Jahre nach seinem Tode beim Volke allgemein im Rufe der Heiligkeit stand[1]. Philipp Jeningen war geboren am 5. Januar 1642 zu Eichstätt als Sohn eines angesehenen Goldschmiedes. Nachdem er sechs Jahre an dem Jesuiten-Gymnasium seiner Vaterstadt studiert, hörte er drei Jahre Philosophie und ein Jahr Theologie zu Ingolstadt. Seinen Vorsatz, in die Gesellschaft einzutreten, konnte er längere Zeit nicht ausführen wegen des Widerstrebens seiner Eltern, von deren Einwilligung der Provinzial die Aufnahme abhängig gemacht hatte. Der Vater gab infolge einer schweren Krankheit endlich nach, die Mutter aber wollte noch immer nichts von dem Eintritt wissen. Während 5 Jahren suchte Jeningen den Widerstand der Mutter zu besiegen, aber vergebens. Mündig geworden, setzte er sich über den weitern Widerspruch weg, verließ das väterliche Haus und trat am 16. Januar 1663 zu Landshut ins Noviziat[2]. Nach Vollendung des Noviziats treffen wir ihn als Lehrer der Grammatik 1665 zu Dillingen, 1666 und 1667 zu Ingolstadt. Ebendort studierte er 1668—1671 Theologie. Als Theologe des vierten Jahres empfing er am 10. Juni 1672 die Priesterweihe in Eichstätt. Sein drittes Probejahr vollendete er 1672 und 1673 in Altötting. In den Jahren 1673—1679 war er wieder Professor der Grammatik, je drei Jahre in Mindelheim und Dillingen. Im Mai 1680 kam er nach Ellwangen und blieb dort bis zu seinem Tode.

Die beiden Hauptcharakterzüge des P. Jeningen sind eine große kindliche Einfalt und ein alles verzehrender apostolischer Eifer. Immer und immer wieder war sein Gebet und sein Flehen: O Jesu! gib mir die Gnade, daß ich alles tue nach dem

---

[1] Jos. Pergmayr, Vita P. Phil. Jeningen 1763, Wilh. Hausen, Leben und Tugenden des P. Phil. Jeningen 1766. *Catalogi Prov. Germ. sup *Vita P. Jeningen 8. Febr. 1704, Annuae Res. Elvacensis, 9 Folioseiten in M. R. Jes. 218. *Vita R. P. Ph. Jeningen S. J. per Rhaetiam Missionarii Apostolici, jetzt gedruckt in Rottenburg. Beatific. Servi Dei P. Ph. Jeningen S. J. p. 1—242. In den handschriftlichen Zensuren zu diesem Leben in M. R. Jes. 454 heißt es u. a.: 1. Omittantur visiones quae videntur potius fuisse piae et fortes imaginationes ut cum Mater Dei alba fascia caput ipsius unxit; cum Xus renuenti Confessario ipsum absolvit eique indulgentias impertitivit, cum Maria ipsi praebuit ubera, Chus sua vulnera aliaque ejusm. 2. Optandum esset ut praedictiones ipsius veras fuisse alii potius testati essent quam ipse . . . Ein anderer Zensor meint, daraus, daß Jeningen die Visionen mit eigener Hand geschrieben, folgt noch nicht, daß er sie als Visionen aufgeschrieben, cum multa scribi potuerint ut piae imaginationes nec P. Jeningen aliis scripserit sed sibi. Auch aus der Art und Weise läßt sich nichts schließen, deshalb ist große Kritik notwendig. Fides apparitionum Principis Ludovici Antonii non videtur sibi satis constare. Nam mortuus is est 4. Mai 1694 et dicitur non fuisse diutius in purgatorio quam Xi. corpus in sepulchro. Quare ergo 13. Maji idem Princeps petit ut P. Philippus oret eleemosynam Imperatorem, Imperatricem, P. Ernestum etc. Der Anonymus schrieb dieses Leben 1728.

[2] In der handschr. Geschichte des Kollegs von Eichstätt heißt es zum 16. Januar 1663: Ad tyrocinium Soc. Landspergam prefectus est Magister Philosophiae Phil. Jeningen aurifabri hujatis filius Ingolstadii susceptus parentibus difficulter tandem consentientibus.

Willen Gottes, was Gott will, wie Gott will und weil Gott will. Sein inbrünstigster Wunsch war, Seelen zu retten und sie aus dem Pfuhl des Lasters herauszuziehen. Meine größte Qual ist, sagte er, daß ich sehen muß, wieviel man leicht dafür tun könnte und man tut es nicht. Daraus ging auch sein heißer Wunsch nach den überseeischen Missionen hervor. Für sich Arbeit, Leiden und Entsagung, für andere Hilfe bis in den Tod. 24 Jahre vor seinem Tode hatte er den Vorsatz aufgezeichnet: Ich will öfters fasten in Wasser und Brot. Ganze Monate hindurch enthielt er sich von Fleisch, Fisch und Wein und genoß nur ein wenig Brot mit Mehlspeise.

Dagegen konnte er sich für Arme und Kranke nicht genug tun. Für die Armen bettelte er bei bemittelten Bürgern Geld, Brot, Kleider usw. Er suchte die Armen in den elendesten Hütten auf, ermunterte sie zur Ergebung in den göttlichen Willen und brachte ihnen außer der geistlichen Hilfe manche leibliche Labung. Je elender und dürftiger ein Kranker war, umso öfter besuchte er ihn und umso länger blieb er bei ihm. Keine Arbeit und keine Müdigkeit konnte ihn aufhalten, wenn ein Kranker seine Hilfe begehrte. Todmüde von einer anstrengenden Mission zurückgekehrt, eilte er ohne zu rasten oder sich etwas zu stärken, ganze Stunden weit, um dem Sterbenden, zu dem man ihn gerufen, beizustehen.

Seine Volksmissionen begann er 1680 in dem zwei Stunden von Ellwangen entfernten Dorfe Rohlingen, von diesem ging er in andere benachbarte Dörfer und Diözesen. Die Bischöfe von Augsburg, Konstanz, Eichstätt und Würzburg statteten ihn mit allen Vollmachten aus. Schon sein ganzes Äußere verriet den eifrigen Volksmissionär. Seinen vom vielen Fasten abgemergelten Leib deckte ein abgetragener Rock, die Schultern ein ledernes Mäntelchen; an dem Gürtel hing Rosenkranz und Brevier, an dem Hals ein kleines Kruzifix, in der Hand trug er einen langen Stab und ein verschlissener Hut hing meist auf seinem Rücken. Sobald er an den Ort der Mission kam, wurde mit den Glocken geläutet und der Pater hielt sofort in der Kirche einen Unterricht über die Beicht, erforschte mit den Leuten das Gewissen und erweckte mit ihnen Reue und Leid. Dann setzte er sich in den Beichtstuhl, wo er bis zum späten Abend ausharrte. Nach einem kurzen Nachtmahl legte er sich zur Ruhe auf den Boden — das Federbett richtete er so zu, daß die Hausleute glauben mußten, er habe es benutzt. Um Mitternacht erhob er sich wieder und betete bis zwei Uhr. Dann begab er sich zur Sommerzeit gleich in die Kirche, wo er meist bis acht Uhr Beicht hörte. Von Zeit zu Zeit erhob er sich vom Beichtstuhl und erweckte mit den Umstehenden Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Um acht Uhr predigte er und las die heilige Messe. Nach der Messe ging er wieder in den Beichtstuhl, wo er bis an den späten Mittag blieb. Um ein Uhr hielt er Christenlehre, darauf eine Betstunde für die Bekehrung der Sünder und um die Gnade der Beharrlichkeit für die Büßenden. Nachher besuchte er bis zum Abend die Kranken in ihren Wohnungen. Er blieb so lange an einem Orte, bis er alle Beicht gehört hatte. Seine Christenlehren dauerten jeden Tag wenigstens eine Stunde und zogen auch die Erwachsenen aus allen Ständen an. Das Volk stellte sich ein wie bei seinen Predigten. Besonders sah es Jeningen dabei auf den Unterricht der Kinder ab, deren Herzen er auch durch kleine Geschenke wie Rosenkränze, Bilder, Kreuzlein usw. so zu gewinnen wußte, daß sie ihn unter vielen Freudenbezeugungen in die Kirche geleiteten. Sein Beichtstuhl war so belagert, daß der Missionär manchmal acht, zehn und noch mehr Stunden Beicht hören mußte. So blieb ihm kaum Zeit übrig für eine kleine körperliche Stärkung und sein Brevier. Alle, auch die am tiefsten gesunkenen Menschen nahm er mit Liebe und Sanftmut auf und erzeigte ihnen ein vom Herzen kommendes Mitleid.

Schon im zweiten Jahre seiner Volksmissionen konnte er dieselben in 40, im dritten sogar in 50 Pfarreien abhalten. Bei seiner angestrengten Tätigkeit in den Volksmissionen ließ er das Ziel seiner Sehnsucht, Indien, nie aus den Augen. Mehr als ein dutzendmal schrieb er nach Rom und flehte in den dringendsten Ausdrücken um die Sendung nach Indien. Der General Gonzalez schrieb am 21. Mai 1695 an den Provinzial Ininger, P. Phil. Jeningen ist schon zu alt für die Missionen. Davon ließ sich P. Jeningen aber nicht überzeugen, denn Ende 1696 lag er wiederum dem General mit seinen Bitten an, worauf dieser etwas ungehalten antwortete: ich habe in den vorhergehenden Jahren schon wiederholt geantwortet, daß Ihr Alter sich für diese Missionen nicht mehr eignet. Der gute Pater gab aber keine Ruhe. Noch aus dem Jahre 1701 (15. August) liegt ein Brief von ihm vor, in dem er trotz seines Alters um endliche Erfüllung seines Lebenswunsches bittet[1].

Nach 30 Jahren harter Arbeit und noch härteren Bußübungen starb P. Jeningen am 8. Februar 1704 zu Ellwangen. Seine ganze Lebensgeschichte — so sagt eine alte Lebensbeschreibung — ist ein klares und augenscheinliches Beweistum, wie gütig, wie liebreich der höchste Gott und Herr gegen jene sich erzeiget, die ihm getreu dienen und ihn aus ganzem Herzen lieben. Sein Andenken lebt bis auf den heutigen Tag fort.

* * *

Der Erfolg und der Segen der Volksmissionen war so groß und so in die Augen springend, daß vielfach der Wunsch laut wurde, sie zu ständigen Einrichtungen zu machen und dafür die nötigen Stiftungsgelder zu beschaffen. Dadurch konnte dann auch eine große Schwierigkeit beseitigt werden, die hier und da in der Belastung der vielfach armen Pfarrgeistlichkeit zutage trat. Von solchen Stiftungen, die in unserer Periode zustande kamen, seien hier erwähnt diejenige der 1689 verstorbenen Pfalzgräfin Maria Anna, Schwester des Kaisers Leopold und Gattin des späteren Kurfürsten Johann Wilhelm. Sie stiftete ein Kapital von 10000 fl. rhein. für den Unterhalt von zwei Missionären, welche die jülich-bergischen Lande durchmissionieren und nach Besuch aller Pfarreien die Missionen von neuem wieder beginnen sollten[2]. Unter dem 17. September 1690 erhielt die bei dem Jesuitenkolleg zu Düsseldorf gestiftete Mission die erzbischöfliche Genehmigung. Eine an den niederrheinischen Provinzial P. Heinrich Weisweiler gemachte Schenkung behufs Gründung einer Mission für die Veste Recklinghausen und Umgegend fand unter dem 19. Juni 1692 die Billigung der geistlichen Behörde[3]. Im Jahre 1697 wies der Hildesheimer Fürstbischof Jodok Edmund von Brabeck 125 Rtlr. für den Unterhalt eines Jesuiten an, der Oktober 1697 die Missionen in der Hildesheimer Diözese begann. Er versprach die gleiche Summe für einen zweiten Missionär auszuwerfen. Aber der Bischof starb, ohne daß eine feste Stiftung zustande gekommen. Da nahm sich nun das Hildesheimer Domkapitel der Sache an und ließ den Unterhalt für den Missionär weiter bezahlen[4].

Die bedeutendste Stiftung dieser und auch der Folgezeit ist die sogenannte Ferdinandeische Missionsstiftung vom Jahre 1682. Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn und Münster, hatte die segensreiche Wirksamkeit der Missionäre in seinen Diözesen verfolgt, und das war ihm der Anlaß, wie er 25. April 1682 an die Generalkongregation des Jesuitenordens nach Rom schrieb, einen sehr

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. oben S. 664.

[3] K. Füßenich, Die Volksmission in den Herzogtümern Jülich und Berg während des 18. Jahrhunderts. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 58, 120 f.

[4] *Litt. ann. Rhen. inf. 59, 312 f.

großmütigen Entschluß für die Stiftungen von Missionen zu fassen[1]. Er habe 14 Missionen gestiftet und vertraue die Stiftung der Gesellschaft Jesu an, außerdem eine 15. für Japan und China, für im Ganzen 36 Missionäre. Die Stiftungssumme betrage 101,740 Rtlr. mit einem jährlichen Zinsenertrag von 5087 Rtlr.[2].

Von dieser Summe konnten damals 36 Missionäre, welche auf 15 Missionen verteilt wurden, unterhalten werden. Vierzehn dieser Missionen waren bestimmt für Deutschland und zwar: 1. für das Bistum Paderborn zu Paderborn; 2. für das Bistum Münster zu Warendorf; 3. für das Emsland zu Meppen; 4. für das Herzogtum Westfalen zu Arnsberg; 5. für das Nassauische zu Siegen; 6. für die Wesergegend zu Hameln; 7. für das Hannoversche zu Hannover oder Celle oder, wenn dieselbe dort nicht angenommen würde, zu Hildesheim; 8. für Niedersachsen zu Magdeburg oder Halberstadt; dann die 6 Missionen für den Norden, wo der Fürstbischof Apostolischer Legat war, nämlich zu Bremen, Hamburg, Lübeck, Glückstadt, Friedrichstadt im Holsteinischen und Fridericia in Jütland[3].

Es gibt wohl wenige Stiftungen, die so vielen Segen gebracht haben wie die Ferdinandeische, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn Ferdinand von Fürstenberg dadurch das Anrecht erworben hat, den größten Wohltätern des katholischen Deutschlands beigezählt zu werden. Auch dieses große Werk war eine Frucht der stillen opferreichen Arbeit seeleneifriger Volksmissionäre in der zweiten Hälfte des sonst so traurigen 17. Jahrhunderts.

Die hier genannten Missionen für den Norden haben ihre besondere Geschichte.

---

[1] Necessarias primum in Paderbornensi et modo memorata dioecesi nostra Monasteriensi missiones Patrum Soc. Jesu constituimus et uberrimos ex iis fructus provenire conspicientes cor nostrum dilatavimus . . .

[2] *Orig. in Epistolae Extern. 29, 192. Druck in der prachtvollen Festschrift Trias Episcoporum et Principum Paderbornensium triplici in Societatem Jesu Paderanam beneficio munifica Theodorus Furstenbergius, Ferdin. Fürstenbergius, Herman. Werner. Metternichius. Paderbornae (1692) f. 15: dort auch der Dank der Generalkongregation. Das Original dieses Dankschreibens XI Kal. Sept. 1682 in Köln Stadtarchiv Jes. 21.

[3] Näheres bei Micus, Denkmale des Landes Paderborn (1844) 62 ff. Druck der Stiftungsurkunde bei Dreves 366 ff. und Meyer, Propaganda 2, 315 ff.



Achtes Kapitel.

Die nordischen Missionen.

Hannover. Celle. Hamburg. Bremen. Lübeck. Holstein. Dänemark. Schweden Norwegen.

Eine eigene Art von ständigen Volksmissionen bilden die nordischen Missionen in Hannover, den Hansastädten, Holstein und in den skandinavischen Königreichen. Anfänglich zum Arbeitsgebiet der flandro-belgischen Provinz gehörend, wurde 1651 die in Holstein[1] und 1560 die in Dänemark[2] bestehenden Stationen der niederrheinischen Provinz angegliedert und gehörten seitdem zum Kolleg von Hildesheim, später 1688 zu Münster, bis sie 1692 einen eigenen Obern erhielten.

Sehr billige ich — so schrieb Gonzalez am 16. August 1692 an P. Nütten in Glückstadt — die Gründe, die Sie mir am 29. Juni mitgeteilt haben für die Bestellung eines Obern in Ihren Missionen in Dänemark, Holstein usw. Noch heute werde ich darüber dem P. Provinzial schreiben, damit er das Nähere mit seinen Konsultoren berate. Unter demselben Datum ging ein Brief an den Provinzial Weisweiler: Neulich wurde mir mitgeteilt — so heißt es darin — daß die Missionen in Dänemark, Holstein usw. von den übrigen Häusern der Provinz so weit entfernt sind, daß sie von dem Provinzial nicht besucht werden können, es sei denn nur einmal alle drei Jahre und zwar so, daß er auch dann nicht selbst in die Missionen reist, sondern die Missionäre an einen Ort ruft zur Berichterstattung über ihre Stationen. Inzwischen scheine es höchst notwendig, daß die Stationen selbst wenigstens einmal im Jahre oder auch öfters besucht würden; mithin sei es zur größten Ehre Gottes und zum Vorteil der Missionen, wenn wie in Holland, so auch für diese Missionen ein Oberer aufgestellt werde. Wenn sich alles dies so verhält, mögen Ew. Hochwürden so bald als möglich recht gründlich mit Ihren Konsultoren das wo und wer usw. beraten[3].

Nach dem Dreißigjährigen Kriege bot in den Hansastädten sowie in Kopenhagen und Stockholm die Anwesenheit eines Residenten des Kaisers oder einer andern katholischen Macht den Stützpunkt für die Wirksamkeit katholischer Missionäre[4]. Den Gesandten konnte man in ihren Häusern die Ausübung des katholischen Gottesdienstes nicht verwehren. An diesem Gottesdienst durften dann die übrigen Katholiken insoweit zeitweise teilnehmen, je nachdem die Rücksicht auf politische Verhältnisse oder die Nachgiebigkeit gegen die unaufhörlichen Hetzereien der Prediger dies den Behörden rätlich erscheinen ließ. So wechseln Zeiten verhältnismäßiger Ruhe

---

[1] Piccolomini an Kedd 11. März 1651 *Ad Rhen inf.

[2] Nickel an Markwart 26. Juni 1660.

[3] *Ad Rhen. inf.

[4] Vergl. Gesch. 2, 134 ff., 2², 75 ff.

mit immer sich wiederholenden Verboten und Maßregelungen, die den Missionären und den Katholiken das Leben oft sauer genug machten. An einzelnen Plätzen des Nordens, wie in Friedrichstadt und Glückstadt, kam die allen Bekenntnissen gewährte freie Religionsübung auch den Katholiken zugute.

Nach einem Katalog der Jesuitenmissionäre der niederrheinischen Provinz vom Jahre 1653 waren tätig in Hamburg und in Friedrichstadt je zwei Missionäre, in Glückstadt, Lübeck und Bremen je einer, in Kopenhagen seit 1660 zwei Missionäre. Im allgemeinen bestand die Hauptaufgabe dieser Missionäre nicht in Gewinnung von Protestanten, sondern in Bewahrung der Katholiken. Die erste Sorge des Missionärs ist — so schreibt der niederrheinische Provinzial Euskirchen am 15. Januar 1662 an die Propaganda — die Kaufleute, Handwerker und Andere, die in protestantischen Städten und Dörfern sich aufhalten, in ihrem Glauben zu bewahren und zu beschützen vor der Verführung, welche häufig sehr groß wird, wofern nicht ein Priester da ist, der ihnen, so oft das Gebot der Kirche es vorschreibt oder die eigene Frömmigkeit dazu antreibt, die Sakramente spendet. Als zweite Aufgabe liegt dem Missionär ob, die Angriffe der Prediger auf die katholische Religion durch Gelehrsamkeit und das Beispiel eines frommen Lebens zurückzuweisen[1].

* * *

Ganz neue Verhältnisse schienen sich in Hannover anzubahnen. Infolge der kirchlichen Umwälzung waren alle Katholiken aus Hannover vertrieben worden. Ein städtisches Statut von 1536 bestimmte, daß Katholiken und Zwinglianer mit Ruten gestrichen und dann auf ewige Zeiten aus der Stadt verbannt werden sollten. Nach einem Rechtsstatut in der Altstadt Hannover vom Jahre 1588 waren nur die Augsburger Konfessionsverwandten in der Stadt berechtigt; Andersgläubige mußten bei noch scheinender Sonne die Stadt verlassen. Um die Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheinen wieder einige wenige Katholiken als Einwanderer[2]. Etwas später schuf die Konversion des Landesherrn neue Verhältnisse.

Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, ein lauterer Charakter, ein tief religiöses, von Wahrheitsdrang beseeltes Gemüt[3], trat im Jahre 1651 zur katholischen Kirche zurück. Über seine Beweggründe schreibt er am 29. Dezember 1651 an seinen Bruder den regierenden Herzog Christian Ludwig: „weil wir mit unwiderstehlichen Argumenten in unserm Gewissen überzeugt, daß die jetzige katholische Kirche durchaus eben dieselbe sei in allen Glaubensartikeln wie auch in den Sakramenten, ihren Sitten und Kirchenordnung mit der uralten, apostolischen Kirche, in welcher alle heiligen Martyrer und Lehrer gelebt, übereinkommt; auch zu welcher anfangs unsere Voreltern aus dem Heidentum bekehrt worden, darinnen sie auch gottselig gelebet und gestorben sein . . . so leben wir auch der brüderlichen Zuversicht, E. D. werden leichtlich schließen, dann ein jedweder schuldig, wenn er einen richtigen Weg sieht, selben nachzufolgen und in Glaubenssachen vielmehr der Wahrheit als der Gewohnheit anzuhengen“ . . .[4]

Da dem Herzog die Errichtung eines katholischen Privatgottesdienstes auf dem Schlosse zu Celle abgeschlagen wurde, kehrte er erst nach dem Tode seines älteren Bruders nach Hannover zurück und trat die Regierung der Calenbergisch-Göttingischen

[1] Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im 17. Jahrhundert (1886) 39 f.

[2] F. W. Woker, Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinde in Hannover und Celle (1889) 40 ff. Hier ist u. a. benutzt Liber histor. Coll. Hildesh. im Archiv des Domkapitels von Hildesheim.

[3] A. Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig 1648—1714 (1881) 1, 351 ff., 358 f.

[4] A. a. O. 1, 370 f.

Lande und des Fürstentums Grubenhagen an. Weihnachten 1665 wurde zum erstenmal wieder seit dem Abfall von der alten Kirche das heilige Meßopfer in dem großen Saale des Schlosses zu Hannover gefeiert[1]. Auf Veranlassung des Almosenier Valerio dei Maccioni[2] kamen zur österlichen Zeit des Jahres 1666 Jesuiten aus Hildesheim zur Aushilfe für Predigt und Beichthören. Am Gründonnerstag gingen 150 Personen, an ihrer Spitze der Herzog, zur Kommunion. Es waren teils Hofleute, teils Soldaten, teils Katholiken der Umgegend. Am Dreifaltigkeitssonntag desselben Jahres wurde die Schloßkirche dem katholischen Gottesdienst wieder geöffnet. Herzog Johann Friedrich pflegte auch in der Folge mehrere Jahre hindurch an den größeren Festen einen Wagen nach Hildesheim zu schicken, um den einen oder andern Pater zur Aushilfe zu holen[3]. Seinem Wunsche, Jesuiten ständig in Hannover zu sehen, leisteten die protestantischen Stände beharrlichen Widerstand. Maccioni, der im Jahre 1667 zum apostolischen Vikar für die Territorien des Herzogs ernannt worden, erlangte 1674 von dem Provinzial der niederrheinischen Provinz einen Pater, der in Weltpriesterkleidung als bischöflicher Kaplan dem apostolischen Vikar zur Seite stehen sollte. Es war P. Ernst Copper, der einige Male auch für Missionen verwandt wurde. Für die Katholiken in Hannover war aber hinreichend gesorgt durch die Kapuziner, denen der Herzog ein Hospiz gegründet hatte. Im Jahre 1676 hielt P. Copper Gottesdienst in Celle und Nienburg besonders für die zerstreuten Katholiken[4].

Maccioni starb am 5. September 1676. Ihm folgte, vom Herzog vorgeschlagen, der berühmte dänische Konvertit Nicol. Steno[5]. In Hannover konnte er nicht lange wirken, da Herzog Johann Friedrich ohne männlichen Nachkommen am 18. Dezember 1679 verschied. Steno und die Kapuziner mußten die Stadt verlassen. Die herzogliche Schloßkirche wurde für den öffentlichen Gottesdienst geschlossen. Das einzige was von dem Nachfolger Ernst August erlangt werden konnte, war die Zusage, die katholische Religionsübung stillschweigend hingehen zu lassen. So verstehen wir denn, was die Jahresbriefe berichten unter der Mission von Hannover[6]: Den Anfang dieser Mission machte P. Gottfried Höne am 30. Mai 1680 am Pfingstfeste. Er war gerufen worden von dem Bischof von Titiopolis (Steno). Die ersten Tage mußte er sich ganz verborgen halten, weil der Herzog Ernst August nur stillschweigende Duldung versprochen hatte, wenn wir selbst uns stillhalten könnten. Nach einiger Zeit richtete er je eine Privatkapelle ein in der Neustadt und in der Altstadt. Ein zweiter Pater folgte. Die protestantischen Stände setzten alles daran, die katholische Religionsübung und die unter dem vorigen Herzog begründete Trivialschule zu vernichten, aber vergebens. Sie konnten nur die Abschaffung des Katechismus, den ein Pater nachmittags in der Kapelle hielt, erreichen. Derselbe wurde aber mit größerem Erfolg in einem Privatkurs fortgesetzt. Die Patres erwirkten auch nach hartem Kampfe, daß sie die Katholiken stille ohne Kreuz und Gesang auf dem vom vorigen Herzog geschenkten katholischen Friedhof beisetzen konnten. Der Sakramentenempfang gestaltete sich günstig; im Jahre 1680/1681 in den beiden Kapellen je 500. Den

---

[1] A. Pieper, Die Propaganda-Congregation 54 ff. Aktenstücke über die Jahre 1669 bis 1676 bei Köcher, Geschichte von Hannover 2, 374—462.

[2] J. Metzler, Die apostolischen Vikariate des Nordens (1919) 30 ff. Dazu vergl. die Zeitschrift der Savigny Stiftung für Rechtsgeschichte 40 (1919) 344 ff.

[3] Vergl. *Litt. ann. und *Hist. Coll. Hildesh. et Mission 1673 ff.

[4] Vergl. Woker 43 ff.

[5] Vergl. Pieper 93 ff., Metzler 61 ff.

[6] *Hist. Coll. Hildesh. et Miss. 1681–84.

Unterhalt bestritt die Freigebigkeit des Bischofs von Paderborn; ohne diese hätte man die Mission aufgeben, oder wie man im Anfang getan, von Tür zu Tür betteln müssen.

Zu allen Arbeiten und Mühen mußten sich die beiden Patres im Jahre 1682 gegen Anschuldigungen verteidigen, die man gegen sie bei der Kongregation der Propaganda erhob[1]. Diese Anklagen gingen darauf hinaus, daß die Jesuiten zu leicht dispensierten im Fasten, es zu leicht nähmen mit den gemischten Ehen und die vom apostolischen Vikar gegründete Elementarschule hätten zugrunde gehen lassen. Zuerst erhielten die Jesuiten in Rom Unrecht; auf eine neue gegen erweiterte Klagen gerichtete Schutzschrift hin billigte die Kongregation das Vorangehen der Patres. Gegen die ersten Anklagen sandte P. Höne am 7. Februar 1682 eine Verteidigung an den Provinzial Holtgreve, die dieser dem General Oliva übermittelte. In dieser heißt es: Der Lehrer hat unter dem Widerspruch der Prädikanten die Schule ein Jahr hindurch nach dem Tode des Herzogs weitergeführt, dann aber dieselbe nach dem Rate des apostolischen Vikars und aus Not gedrungen wegen mangelnder Sustentation aufgegeben und eine Meßnerstelle in seiner Vaterstadt Hildesheim angenommen. Ein Priester der Gesellschaft begann mit einem neuen Lehrer eine fruchtreichere Schule, weil er sowohl die deutsche als auch die lateinische Sprache verstand und lehrte, was bei dem andern nicht der Fall war. Mit dem Fastengebot haben wir uns mit Bewilligung des Generalvikars an die Privilegien von Hildesheim gehalten. Wir haben nur drei akatholische Bräute getraut, die aus Mangel an hinreichender Instruktion noch nicht zu den Sakramenten zugelassen werden konnten. Wenn wir die Trauung nicht übernehmen, geht man zu den Protestanten. Daß die katholische Sache in Hannover nicht bergab sondern vorwärts geht, erkennen die Katholiken mit Freude an. Diese Verteidigung unterschrieben als zutreffend auch der Weltpriester Bonaventura Nardini, der Almosenier des verstorbenen Herzogs, und mehrere höhere Offiziere, ein Kammerdiener und ein Bürger. Auch P. Joh. Sterck, der sich damals in Hannover befand, sandte dem General Oliva am 25. Februar 1682 eine Verteidigung, die wegen seines kurzen Aufenthaltes jede Schuld ablehnt, im übrigen sich auf die Verteidigung seiner Tätigkeit in Kopenhagen beschränkt[2].

Gegen die erneuten und erweiterten Anklagen schrieb der Geheimsekretär de Barre Matei am 17. Juli 1682 an die Propaganda und legte Zeugnis ab für die untadelige Führung der Patres. Von den vier Patres, die bisher in der Mission gewirkt, seien zwei zum großen Schmerz der Katholiken abberufen worden; sogar Protestanten hätten ihr Bedauern geäußert, weil sie durch die frommen Gespräche und die rastlose Tätigkeit bei den Kranken für sie eingenommen wurden. Die beiden übrigen Patres arbeiten trotz der unablässigen Gegenbemühungen der Prädikanten unverdrossen für die Aufrechthaltung des katholischen Gottesdienstes. An jedem Feste celebrieren sie zweimal, zweimal predigen sie in den verschiedenen Sprachen, Christenlehre halten sie täglich ohne Furcht vor den Drohungen der Gegner, so daß die katholische Sache, die fortwährend zwischen Duldung und öffentlichem Verbot hin- und herschwankt, kaum besser geführt werden könnte. Am 6. Juli (alter Stil) wandte sich ein adeliger Konvertit Georg Friedrich von Nitzen von seinem Schloß in der Nähe von Hannover an die Propaganda gegen die Anschuldigung, daß die Patres nichts für die Rückführung der Akatholiken tun sollten und die Katholiken ohne die Sakramente sterben ließen. Sie hätten seiner kranken Frau über ein Vierteljahr fast jeden Tag, bei Tag und bei Nacht bis zu ihrem Tod beigestanden[3].

---

[1] Vergl. Woker 60 f. [2] *Orig. Missio Hannoverana Rhen. inf. 56. [3] *Kop. Rhen. inf. 56.

In einer größeren Verteidigungsschrift werden die acht Punkte der Anklage einzeln durchgenommen und u. a. erwidert: Die Anklage, daß wir die Protestanten durch Beschimpfungen in den Predigten reizen, widerlegen unsere Predigten, die wir vorlegen können. Sie handeln nur über Bekämpfung des Lasters und Förderung der Tugend. Wir haben anstatt der einen eingegangenen Trivialschule zwei errichtet, eine lateinisch-deutsche und eine französische Schule. Beide blühen, aus der lateinischen werden jedes Jahr einige nach Hildesheim geschickt, um auf dem dortigen Gymnasium weiter zu studieren. Mit den gemischten Ehen halten wir uns an die Praxis in Deutschland, die deren Einsegnung unter gewissen Bedingungen gestattet. Die Zahl der Katholiken hier nimmt zu; wir haben jetzt gegen 600, Taufen in zwei Jahren von uns fast 100. Der eine Pater predigt an allen Sonn- und Festtagen einmal deutsch und einmal französisch, der andere predigt zweimal deutsch, beide binieren in den beiden Kapellen. Nachmittags ist Vesper, Komplet und deutsche Andacht. Wir besuchen Gesunde und Kranke täglich bis zum späten Abend innerhalb und außerhalb der Stadt, bereit auf jeden Ruf. Die Italiener, Franzosen, und Deutsche haben ihren eigenen Prediger, Katecheten und Beichtvater, den sie als Arzt, Hirte und Vater verehren. Die Jugend erhält Katechese in den Schulen und Privathäusern, da die öffentliche Katechese verboten ist. Die übrigen Beschuldigungen werden als reine Lügen zurückgewiesen. Diese Apologie ist von 14 Mitgliedern der Mission als zutreffend unterschrieben, darunter mehrere Generale und Obersten[1].

Am 26. August 1682 berichtete der Provinzial an die Propaganda: Als ich nach Rom kam, unterbreitete mir der Sekretär der Propaganda zuerst mündlich, dann unter dem 13. Juni 1682 schriftlich mehrere Klagen, die gegen die Missionäre unserer niederrheinischen Provinz in Hamburg und Hannover der Kongregation mitgeteilt worden. Ich habe dieselben sofort diesen Missionären zur Äußerung übersandt. Zugleich habe ich den Vizeprovinzial beauftragt, die Missionäre bei der ersten Gelegenheit zu besuchen, um die Wahrheit oder Falschheit dieser Klagen festzustellen. Vor kurzem hat mir nun der Vizeprovinzial geantwortet, er habe bei seiner Visite in keinem Punkte die Patres für schuldig befunden. Auch die Missionäre selbst haben ihre Unschuld in allen Punkten dargetan. Endlich haben auch viele Auswärtige, die angesehensten Herrn dieser Missionen, nicht allein in Privatbriefen, sondern auch in notariellen Urkunden die Unschuld der Patres bezeugt. Alle diese Schreiben habe ich geglaubt der Kongregation vorlegen zu müssen, damit sich dieselbe von der Unschuld der Missionäre überzeuge und sie gegen Verleumdungen in Schutz nehme[2].

Kaum war dieser Sturm vorüber, so erzählen die Jahresbriefe, brach ein neuer von seiten der Protestanten los. Der Superintendent der Neustadt erlangte von dem Herzog ein Dekret, infolgedessen unsere Schulen geschlossen wurden. Auf eine erneuerte Bittschrift unsererseits befahl der Herzog die Wiedereröffnung der Schule, so daß wir jetzt mit größerer Freiheit unterrichten als vorher. Die Katechese für die Kinder findet zwischen den beiden Messen statt. Eine heftigere Verfolgung brach im Jahre 1685 aus. Auf dem Landtage wurde nämlich der Antrag gestellt, nach dem Beispiel der aus Frankreich vertriebenen Reformierten alle Katholiken aus Hannover zu verjagen. Die Jahresbriefe von 1687 können Erfreulicheres berichten. Die Mission zählt jetzt ungefähr 600 Seelen und drei Kapellen, deren je eine den Deutschen, Franzosen und Italienern dient. Die italienische Kapelle besorgt ein italienischer Priester, die beiden andern unsere Patres. Der Katechismus und die lateinisch-deutsche Schule blüht. Unter den Konvertiten ragen hervor die Herrn

---

[1] *Kop. Rhen. inf. 56.

[2] *Rhen. inf. 56.

von Nitzen und von Alten. Im Jahre 1690 gelang es dem Missionär P. Höne endlich für 1000 Tlr. ein eigenes Haus zu erwerben und daneben eine neue Kapelle zu bauen trotz aller Hinderungen von seiten der Protestanten. Am St. Michaelstage 1691 fand dort die Feier der ersten heiligen Messe statt, die durch die zahlreichen katholischen Musiker des Herzogs mit Vokal- und Instrumentalmusik begleitet wurde[1].

Im Unionsrezeß vom 15. Mai 1692 verpflichtete sich Herzog Ernst August infolge Übertragung der Kurwürde, in Hannover und Celle katholische Kirche und Schule zu dulden[2]. Im Jahre 1694 zählte man in der neuen Kapelle 3000 Kommunionen, in der lateinisch-deutschen Schule gegen 100 Schüler, außerdem 23 Konvertiten. In der neuen Kapelle wurden nunmehr die Sakramente so frei gespendet wie in einem katholischem Lande. Das Jahr 1698 raffte aber den ersten hannöverschen Kurfürsten Ernst August weg, der die katholische Mission vielfach begünstigt hatte. Sein Nachfolger begann minder freundlich und entfernte einflußreiche Katholiken aus seiner Umgebung. Im Jahre 1700 zählte die Schule noch 50 Schüler, die in diesem Jahre zuerst öffentlich in Reihen zur heiligen Messe geführt wurden[3].

Die Katholiken in **Celle**, wo 1665—1705 Herzog Georg Wilhelm (ein Bruder des Herzogs Johann Friedrich von Hannover) regierte, waren anfangs auf die Kapuziner in Hannover angewiesen[4]. Auf Maccionis Veranlassung übernahm das Kolleg von Hildesheim 1676 die Mission in Celle und Umgegend. Zunächst kam P. Ernst Copper von Hannover nur an hohen Festen oder wenn Kranke versehen werden mußten. Auch der Nachfolger Maccionis, Steno, nahm sich der Mission an. Im Juni 1678 nahm P. Quirinus Quirini in Celle Wohnung, konnte aber nur im Stillen durch Unterricht wirken; manche Katholiken waren schon vollständig indifferent geworden, so daß der Missionär nichts ausrichten konnte und die Stadt wieder verließ. Im Jahre 1680 machte Steno einen neuen, vorübergehenden Versuch, er kam mit P. Kasp. Sevenstern, der Vorträge hielt, aber bald erkrankte und starb. Erst P. Peter Thalfang faßte 1683 festen Fuß als Hausgeistlicher des französischen Gesandten Marquis de Arsi. Er hielt alle Sonntage Gottesdienst und Predigt in der Kapelle des Gesandten, zu der sich auch Protestanten einfanden. Zweimal in der Woche gab er Religionsunterricht für Kinder und Erwachsene. Die Folge war, daß die Katholiken ihre Kinder wieder katholisch taufen ließen. Als der Gesandte 1687 Celle verließ, war die Mission sehr gefährdet. Unter Androhung von Gefängnis wurde dem Pater jede Seelsorge in Celle untersagt. Der Herzog aber, der zur selben Zeit auch den aus Frankreich vertriebenen Calvinern calvinische Religionsübung gewährt hatte, hob das Dekret auf, so daß der Pater in der gewohnten Weise seine Tätigkeit fortsetzen konnte. Im Jahre 1689 starb P. Thalfang. Sein Eifer, seine Milde und Arbeitsamkeit hatten ihn allen Katholiken in Celle lieb und wert gemacht. Sein Grab auf dem katholischen Friedhofe in Hannover wurde von Celle aus manchmal besucht. Nachfolger wurde P. Blanche, der der sehr gemischten Gemeinde in deutscher und französischer Sprache predigte.

---

[1] *Hist. Miss. Hannov. 1687—89, 1690—1692. In dem Bericht von 1690 heißt es, daß die Kapelle **neben**, 1691 daß sie **in** dem Hause errichtet worden. Das Haus hatte nach beiden Seiten freien Zugang und einen ziemlich großen Garten.

[2] Wortlaut bei **Woker** 59.

[3] In den Katalogen finden sich folgende Jesuiten genannt, die in Hannover tätig waren: 1674/76 Ernst Copper, 80 Arnold Boccop, 81 Quirin. Quirini, 82 Gottfr. Höne, 83 Dionys. Keeff, Höne, 84/85 Gottfr. Gaussin, Höne, 86 Höne, Gaussin, 87 Höne, Joh. Friderici, 88/89 Höne, Joh. Hannotte, 89/90 Höne, Gualt. Hobbelinck, 90/91 Höne, Leonh. Campo, 91/96 Höne, Jak. de Ponte, 96/99 Gosw. Ketteler, de Ponte, 99/1700 Gerh. Wennemari, Joh. Hannotte.

[4] **Woker** 238 ff.

Im Jahre 1690 hatte der Pater 580 Kommunionen, 14 Taufen und 5 Erstkommunikanten. Am 26. April 1695 wurde P. Blanche wegen angeblichen Mißbrauchs der herzoglichen Toleranz aus der Stadt gewiesen, konnte aber bald wieder zurückkehren. Ein 1692 zuerst nur zeitweilig nach Celle gesandter zweiter Missionär hatte dort nach einiger Zeit ständigen Wohnsitz genommen, um besonders die zu Celle gehörigen Orte Harburg, Lauenburg, Ratzeburg, Nienburg zu besorgen.

Nur vorübergehend war auch die Tätigkeit in Schwerin. Im Jahre 1673 hielt sich dort P. Jakob des Hayes auf im Gefolge der Herzogin von Mecklenburg. Aber schon im Juni war der Pater in Kopenhagen. Dorthin schrieb ihm 1. Juli 1673 P. Oliva, indem er ihm seinen Schmerz ausdrückte, daß die Hoffnung in Mecklenburg etwas gutes zu tun, geschwunden sei[1].

* * *

Im Jahre 1651 weilten zu Hamburg zwei Patres, Heinrich Schacht und Peter Wernich, der erstere wohnte bei dem französischen, der letztere bei dem kaiserlichen Residenten; für ihren Unterhalt sollte eine freiwillige, viermal im Jahre stattfindende Kollekte der Katholiken sorgen[2]. An den Hauptfesttagen stieg die Zahl der die Sakramente Empfangenden so — oft 400 — daß die beiden Patres der Arbeit kaum gewachsen waren, zumal P. Schacht durch Alter und Krankheit gebrochen war. Derselbe starb bereits am 2. Januar 1654. Seiner Leiche, die in der Domkirche beigesetzt wurde, folgten in ihren Staatskarossen sowohl der kaiserliche als auch der französische Resident. Schon vorher hatten die Prädikanten den Magistrat gedrängt, die deutschen Predigten zu verbieten und nur die französischen zu erlauben. Der französische Resident aber hatte dem Magistrat geantwortet, ohne Befragung des Königs könne er nichts ändern. Das feierliche Begräbnis des P. Schacht scheint die Erbitterung der Prediger von neuem angefacht zu haben. Denn einige Tage später brach ein Sturm auf den Kanzeln gegen die Katholiken los. Einer der Prediger behauptete, die Katholiken hielten keines der zehn Gebote Gottes. Der Senior Johann Müller forderte zur Zerstörung der katholischen Kapelle auf: „Das faule Nest in der faulen Tiviete muß zerstört werden, sollte ich auch meinen alten, greisen Kopf mit daran setzen.“[3] Die Folge dieser Hetzereien war, daß der Senat von dem Residenten verlangte, die Zahl der Besucher des Gesandschaftsgottesdienstes zu beschränken und nur Predigten in französischer Sprache halten zu lassen. Als diese Forderung im Jahre 1655 wiederholt wurde, erwiderte der Resident: Er könne nicht glauben, daß man dem Gesandten Seiner allerchristlichsten Majestät vorschreiben wolle, in welcher Sprache er seinen häuslichen Gottesdienst halten lasse. Er habe seit fast 15 Jahren seinen Aufenthalt in Hamburg, aber während dieser ganzen Zeit habe der Gottesdienst in seinem Hause nur bei den Prädikanten Anstoß erregt, die der Senat doch jedesmal, wenn sie das Volk aufgereizt hätten, zur Ruhe verwiesen habe. Das möge er auch jetzt tun. Schließlich schickte der Magistrat an einem der folgenden Sonntage Gerichtsdiener, welche vor dem Hause des Gesandten zu ermitteln hatten, welche Personen die Gesandtschaftskapelle besuchten, um dieselben zur Strafe zu ziehen. Im folgenden Jahre 1656 setzte der Senat seinen Willen durch; es durfte nur französisch gepredigt werden. Die Folge davon war — wie die Jahresbriefe von 1656 berichten — daß manche von den ungebildeten Katholiken die protestantischen Predigten besuchten.

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] *Hist. Coll. Hildesh. 1651 ff. L. Dreves, Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona (1866) 68 ff. Pieper, Propaganda-Congregation 68 ff.

[3] Der jesuitische Anschlag auf den Senior ist eine Erfindung. Vergl. Dreves 69, Anmerkung 70.

In dem benachbarten Altona, das seit 1640 nach dem Ableben des letzten Grafen von Schauenburg unter dänischer Herrschaft stand, hatte König Friedrich III. infolge der Bemühungen des P. Wernich und der Fürsprache des französischen Residenten in Kopenhagen (Terlon), unter dem 16. Mai 1658 den Katholiken einen Freiheitsbrief ausgestellt, in dem er erlaubte, die katholische Religion frei und ungehindert in Altona zu üben, doch nur so, daß es in der Stille ohne die sonst üblichen Prozessionen geschehe. Zu dem Ende gab er auch kraft dieser Vergünstigung die Freiheit, ein Haus zu kaufen, zu mieten oder zu bauen, welches den Katholiken zu ihrer Religionsübung dienen könne[1]. Infolge dieser Erlaubnis kaufte P. Wernich am 7. April 1660 ein auf der Freiheit in Altona gelegenes Haus mit Hof um 3200 Mk.[2] Am 1. Juni begann man mit dem Bau einer Kapelle von 60′ Länge und 50′ Breite, die gut 1000 Menschen faßte. Die Kapelle lag in einem Garten; an der Straße befand sich das Wohnhaus, das für zwei Priester bequem Platz bot.

Dazu kamen im Jahre 1661 in Hamburg die Kapelle des neuen französischen Residenten de Vidal und der schwedischen Königin Christine, die aus Italien nach Hamburg gekommen war und vom Magistrat die Erlaubnis zur Errichtung einer Kapelle erhalten hatte. In dieser las ein dritter Pater, der aus Kopenhagen berufen worden, aber nach der Abreise der Königin 1662 wieder in seine polnische Provinz zurückkehrte, die heilige Messe. Ein dritter ständiger Pater kam erst 1663 und zwar auf Kosten der Propaganda besonders für den französischen Gottesdienst. Dagegen starb schon im folgenden Jahre P. Arnold Veldt (de Veld), der 1662 aus Friedrichstadt gekommen und sein Leben freudig im Dienste der Pestkranken hinopferte. An seine Stelle trat 1665 P. Kaspar Meyer. Der dritte Pater besorgte besonders auch die in Glückstadt, Buxtehude, Stade, Haßfeld und im Gebiete von Bremen zerstreuten Katholiken. Am 2. Februar 1667 starb der um Hamburg und den Bau in Altona sehr verdiente P. Wernich. Als Beispiel seiner großen Geduld wird von seinem Biographen erzählt, wie ihm einst auf offener Straße im Beisein vieler Menschen von einer fanatischen Protestantin ins Gesicht gespuckt worden, habe er ohne ein Wort zu erwidern sein Gesicht gereinigt und sich entfernt. Die Königin Christine, die 1666 nach Hamburg zurückgekehrt war, hatte durch ihre Ärzte dem kranken Pater alle Sorge angedeihen lassen; sie sorgte auch für ein sehr ehrenvolles Begräbnis; ihr ganzer Hof nahm teil, ebenso wie der französische und kaiserliche Resident, auch viele Protestanten; 40 Wagen folgten der Leiche bis zum Dom. Im selben Jahre feierte die Königin mit ihrem Hofe in der Kapelle zu Altona die österliche Kommunion. Dieses öffentliche Bekenntnis und besonders ein von der Königin 1677 veranstalteter, feierlicher Festgottesdienst reizte die Empfindlichkeit der Prediger in höchsten Grade. Sie stachelten das Volk auf und das Haus der Königin wurde gestürmt, die Königin mußte fliehen[3]. Die Königin kannte aber keine Furcht. Im Jahre 1668 ließ sie während der Fastenzeit in ihrer Hauskapelle wöchentlich eine Predigt halten, der auch angesehene Protestanten beiwohnten. Die vom apostolischen Vikar Maccioni im Jahre 1669 in der Kapelle zu Altona 90 Personen gespendete Firmung war die erste seit mehr als einem Jahrhundert. Infolge dieser Feier befahl der König von Dänemark bald darauf die Kapelle zu schließen. Maccioni sowie der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig verwandten sich in Kopenhagen um Rücknahme des Verbotes[4], die auch im Jahre 1670 erfolgte durch den neuen König Christian V. Die Mis-

[1] Wortlaut Dreves 358.
[2] Kaufkontrakt a. a. O. 358 f.
[3] Näheres Dreves 79 ff.
[4] Die Schreiben bei Dreves 82 ff.

sionäre, die im Jahre 1672 eine bessere Wohnung mitten zwischen der alten und neuen Stadt erhalten hatten, sahen sich infolge der Verweisung des französischen Residenten und der Schließung der Stadttore gegen Dänemark hin vielfach im Gottesdienst behindert. Der Schutz des kaiserlichen und des spanischen Residenten [1], sowie der Ankauf eines eigenen Wohnhauses (1678) [2] boten wieder Ersatz, so daß die bisherige Mission in Hamburg im selben Jahre zur Residenz erhoben wurde. Am 9. März 1678 erteilte Christian V. der Kirche und Wohnung in Altona Immunität von allen bürgerlichen Lasten und gab die Erlaubnis zur Errichtung eines eigenen Kirchhofes [3].

Immer mehr stellte sich die Notwendigkeit einer katholischen Schule heraus. Am 22. Juli 1678 richtete P. Isaac dieserhalb eine Denkschrift an den neuen apostolischen Vikar, in der er den großen Schaden eingehend darlegte, der aus dem Mangel einer Schule den Katholiken entstanden. Die Katholiken wurden gezwungen, ihre Knaben und Mädchen in die protestantischen Schulen zu schicken, in denen Glauben und Frömmigkeit Schaden litten. Gleichgültigkeit, gemischte Ehen und Abfall seien die Folge. Er schlägt zwei Schulen vor, eine für Knaben und eine für Mädchen, für jede möge der apostolische Vikar bei der Propaganda eine jährliche Unterstützung von 100 Rtlr., oder wenigstens 100 Rtlr. für die Mädchenschule erwirken, mit der man den Anfang machen wolle. Er habe bereits nach Brüssel geschrieben, um von dort eine gottgeweihte Jungfrau zu erhalten, vielleicht werde sie in Köln eine Gefährtin bekommen für die deutsche Sprache [4]. Erst später scheint der Plan verwirklicht worden zu sein. Denn im Jahre 1696 heißt es: die Mädchenschule, die zum Besten der Armen errichtet worden, beginnt zu blühen.

Am 18. August 1680 verbot der Senat von Hamburg während der Abwesenheit des spanischen Residenten den in dessen Kapelle stattfindenden Gemeindegottesdienst. Das kaiserliche Gesandtschaftsgebäude war im Neubau begriffen. Der spanische Gesandte in Kopenhagen riet, einen Missionär nach Brüssel zu senden, um vom Statthalter der Niederlande die ständige Anwesenheit eines spanischen Residenten in Hamburg zum Schutz der dortigen Katholiken zu erbitten. P. Isaac reiste hin mit einer Bittschrift der Hamburger Katholiken [5] und erreichte im wesentlichen seinen Zweck. Eine noch größere Wohltat erwies er aber den Hamburger Katholiken dadurch, daß er Gelegenheit fand, auf der Reise dem Fürstbischof von Münster Ferdinand von Fürstenberg die Notlage der Hamburger Gemeinde vorzustellen. Dieser entschloß sich, bei seiner großen Stiftung für die nordischen Missionen Hamburg mit dem Unterhalt für drei Missionäre zu bedenken [6].

So war für die Mission ein dritter Missionär gesichert, der für die Arbeiten sich als durchaus notwendig erwiesen. An den Sonn- und Festtagen mußten von diesen drei Patres fünf heilige Messen gelesen werden. Die erste Messe mit Predigt war in der Früh sechs Uhr in der spanischen Kapelle. Dann eilten alle drei, bevor um acht Uhr die Stadttore geschlossen wurden, in die Kapelle nach Altona zum Beichthören. Einer hielt das Hochamt, während dessen das Volk lateinisch und deutsch sang; darauf folgte Predigt und heilige Messe. Um elf Uhr kehrten zwei nach Hamburg zurück, um in der spanischen und kaiserlichen Kapelle die heilige Messe zu lesen. Vor zwei Uhr, weil dann die Tore wieder geschlossen, eilten zwei

[1] In betreff des spanischen Residenten schrieb P. Isaac nach Spanien. Brief vom 8. Sept. 1678 bei Dreves 359 f.

[2] Die großen Schwierigkeiten bei Dreves 93 ff.

[3] Wortlaut bei Dreves 99 f.

[4] Die lateinische Denkschrift bei Dreves 361 ff.

[5] Wortlaut bei Dreves 364 ff.

[6] Urkunde vom 8. April 1682 bei Dreves 366 ff.

wieder nach Altona, dort war musikalische Vesper, bei der das Volk mitsang, dann hielt der dritte Priester, der morgens frei von der Predigt gewesen, Predigt oder Christenlehre mit Fragen und Antworten[1].

In derselben Zeit, wo die Mission eine festere Begründung erhielt, entfachten einige Katholiken einen Streit gegen die Missionäre, sowohl gegen deren Eigentumsrecht also auch gegen deren Vorgehen überhaupt. Die Klagen wurden auch an die Propaganda berichtet[2]. Die ganze Gemeinde trat aber wie ein Mann für die Patres ein. Der kaiserliche Rat und Postmeister Joh. B. Vrints von Treuenfeld[3] schrieb darüber von Hamburg 15/5 Juli 1682 an den niederrheinischen Provinzial, daß am nächstvergangenen Sonntag nach dem Gottesdienst ein Notarius publicus in der Sakristei die Klagepunkte der ganzen Gemeinde vorgelesen und bei jeder Klage die Frage vorgelegt, ob die Patres schuldig von jemand befunden, „darauf von der ersten Klag bis zu der letzten keine andere Antwort als ein einhelliges „Nein“ ist erfolget und hiedurch der Missionariorum Unschuld von allen und jedem Anwesenden ist bestätigt worden. Auch ist ein solcher Unwillen in den Gesichtern der Umstehenden zu verspüren gewesen wider denen, die solche ungegründete und falsche Anklag wider die Patres zu führen sich nicht geschämet, daß wenn man dieselben namhaft hätte machen können, man nicht hätte unterschiedliche aus der Gemeinde einhalten können, daß sie nicht Hand angelegt. Überdieß kann ich mit der Wahrheit bezeugen, daß die Gemeinde erzeiget habe eine sonderbare Zuneigung zu unsern P. P. Missionariis und einhellig begehrt, man solle in dem aufgerichteten Instrumento anhalten, daß diese unsere Seelsorger uns möchten unverändert gelassen werden“.[4] Die Klagen wurden in Rom abgewiesen[5]. Schon vorher hatte Kaiser Leopold am 30. Juli 1681 den kaiserlichen Residenten Rondeck ernstlich mahnen müssen, die Rechte der Missionäre nicht zu schmälern und die katholischen Interessen besser zu wahren[6]. Der 1684 an seine Stelle getretene Abgesandte Baron von Gödens schädigte die Mission sehr durch den Verkauf des zum Teil auf Kosten der Mission errichteten kaiserlichen Residenzhauses und den Ankauf von minderwertigen Ersatzhäusern[7].

Um diese Zeit erhob der apostolische Vikar des Nordens Nikol. Steno am 23. Juli 1684 bei dem General de Noyelle Klagen über Mangel an Unterwürfigkeit bei den Missionären in Hamburg und verlangte die Entfernung der beiden ältesten, P. Lotz und P. Isaac. Daraufhin richtete der General am 26. August ein Entschuldigungsschreiben an den Bischof mit der Versicherung, er werde alles tun, um Abhilfe zu verschaffen. Unter demselben Datum gab er dem niederrheinischen Provinzial Holtgreve einen scharfen Verweis, daß er nicht schon früher eingeschritten und der Weisung gemäß die beiden Patres abberufen habe[8].

Die Klagen Stenos waren aber im wesentlichen unbegründet. Dafür liegen die Beweise vor in einer Reihe von Briefen, die bei der 1688 erfolgten Wiederholung dieser und ähnlicher Anklagen geschrieben worden. Besonders aus den Briefen von Copper an Lamberti (22. Januar 1688), Lamberti an Gonzalez (24. Februar 1688), Holtgreve an Lamberti (1. Februar 1688), Kasp. Hülsmann an Lamberti (20. Februar 1688), geht klar hervor, daß die Anklagen zu Unrecht erhoben worden[9].

---

[1] *Status Miss. Hamburg. 1681—84 Rhen. inf. 56.

[2] Arch. der Propaganda Seritture rif. Miss. settentr. vol. I. [3] Vergl. über ihn Dreves 75.

[4] *Orig. Rhen. inf. 56.

[5] L. c. und P. Holtgreve an die Propaganda 26. August 1682.

[6] Wortlaut bei Dreves 107 f.

[7] Vergl. Dreves 109 ff.

[8] *Rhen. inf. 14 Soli. Vergl. *Ad Rhen. inf. 5. Febr. 1684 an Lotz, 11. März, 26. Aug., 23. Sept., 7. und 21. Okt. an Holtgreve.

[9] Die Briefe in *Rhen. inf. 57.

Einen neuen langwierigen Streit erregte der französische Resident in Hamburg, Abbé Etienne de Vidal, der infolge des Friedens von Ryswijk im Jahre 1697 als Envoyé extraordinaire nach Hamburg zurückgekehrt war[1]. Da fand er nun, weil inzwischen die weit geräumigere kaiserliche Gesandtschaftskapelle für den katholischen Gottesdienst in Benützung genommen war, die französische Kapelle nicht wie früher von sämtlichen Katholiken, sondern nur von einigen in Hamburg ansässigen Franzosen besucht. Er gab sich sofort alle Mühe, möglichst viele Katholiken zum Besuche der französischen Kapelle zu bewegen, und als das nicht gelang, begann er einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Hamburger Missionäre. Der Schauplatz des Kampfes waren außer Hamburg Rom, Paris und Wien; die ganze Diplomatie wurde in Bewegung gesetzt, der deutsche Kaiser und der französische König in Mitleidenschaft gezogen.

Am 14. November 1699 wandte sich Abbé Vidal an den General Gonzalez mit einer längeren Klage über die Missionäre Sultz (Schultz) und Cuniberg (Cunibert), von deren Exzessen er dem König (Ludwig XIV.) habe Mitteilung machen müssen: Deshalb hat der König für gut befunden, die Abberufung dieser beiden Patres zu verlangen. Die Ausführung dieser Maßregel ist bis jetzt gescheitert an dem Widerstand, den der Provinzial von seiten der kaiserlichen Minister gefunden hat. Die drei deutschen Patres, die jetzt an der kaiserlichen Kapelle den Gottesdienst besorgen, stehen aber in gleicher Weise unter dem Protektorat des Kaisers wie unter dem der Könige von Frankreich und Spanien. Sie sind also auch in gleicher Weise diesen unterworfen, und es wäre ein furchtbarer Schaden für die Religion, wenn sie sich dem einen oder andern entziehen wollten. Vidal bringt dann eine Reihe von Anschuldigungen gegen die beiden Jesuiten vor. Der Hauptschuldige ist P. Sultz, den man auch in der Oper gesehen und der oft Lutheraner zu Tisch einladet; die Hälfte unserer Katholiken sind Franzosen oder Italiener, die an diesen langen Mahlzeiten Ärgernis nehmen. Ein beiliegendes Zeugnis wird dartun, wie dieser Pater den König behandelt hat. Ich habe geglaubt, es mitteilen zu müssen, bevor ich darüber an den König berichte[2]. Ich bitte also nochmals den P. Sultz abzuberufen, wie Ew. Hochwürden (der General) es dem Kardinal de Bouillon versprochen. Selbst der Kaiser könnte ihn nicht beschützen, wenn er über die Reden dieses Paters unterrichtet wird. Man wird dem entgegenhalten, daß P. Provinzial den Rektor von Hildeskin (Hildesheim) hierhin geschickt hat, aber es muß beigefügt werden, daß dieser sich seiner Kommission schlecht entledigt hat, da er nur den kaiserlichen Residenten, den kaiserlichen Postmeister und mich gehört hat usw.

Das Zeugnis, auf das sich Vidal bezieht, liegt bei. Es gereicht der Kritik des Residenten nicht zur Ehre, denn es bezieht sich auf eine Äußerung, die P. Schultz vor ungefähr fünf Jahren (also während des Krieges mit Frankreich) getan haben sollte, und wird von einem Zeugen abgelegt, der selbst bekennt, nicht gut deutsch zu verstehen. Das Zeugnis (dat. Hamburg 15. September 1699 ohne Unterschrift) lautet im wesentlichen also: Ich Unterzeichneter erkläre, daß vor ungefähr fünf Jahren P. Sultz, Jesuit und Missionär in dieser Stadt, nach einem Diner bei dem kaiserlichen Postmeister in mein Haus kam, um mir die Neuigkeit von der Niederlage der Türken durch die kaiserliche Armee mitzuteilen. Das verursachte ihm eine unglaubliche Freude, aber zu gleicher Zeit versprach er sich den gänzlichen

[1] Histor.-polit. Blätter 156 (1915) 474 ff. Vergl. Dreves 112 ff. und die von Dreves herausgegebenen Annuae Missionis Hamburgensis 1589—1781 (1867) 131 ff. Die Aktenstücke *Rhen. inf. 59.

[2] C'est le temoignage d'un Mary et d'une femme qui m'est venu sens que je l'aye cherché et qui pourroit etre confirmé par celuy de plusieurs autres.

Ruin Frankreichs, denn wir werden bald, so sagte er, die Niederwerfung dieses Tyrannen, der nach der Universal-Monarchie strebt (Ludwig XIV.), erleben. Da ich nicht gut deutsch verstehe, ließ ich mir erklären, was er gesagt hatte, aber ich könnte nicht behaupten, daß es genau die Ausdrücke sind, deren er sich bediente, da ich sie nur durch die mir gemachte Übersetzung erfahren habe.

Auch der kaiserliche Resident in Hamburg, Graf von Eck, hatte sich am 29. August 1699 an Gonzalez gewandt. Er habe, so schreibt er, zu seinem Erstaunen gehört, daß der französische Gesandte Abbé de Bidal die Sache der unschuldigen Patres durch den Kardinal von Bouillon in Rom anhängig gemacht und ein Urteil gegen die Patres erlangt habe, ohne daß man die Patres gehört oder gemahnt. Er müsse entschieden für die völlige Unschuld der Patres einstehen; dieselben hätten durchaus keine Strafe verdient. Ich suche nicht, wie die Gegner, das Verfügungsrecht der Obern über ihre Untergebenen zu behindern, ich werde aber auch nicht dulden, daß ein von seinen Obern für den kaiserlichen Dienst bestimmter Pater aus diesem Dienst entfernt wird, nur deshalb, weil er von andern falsch beschuldigt wird; ich werde den Unschuldigen verteidigen, so lange er unter meiner Protektion steht. Wenn die Gegner so schwere Verfehlungen gegen meine Patres vorzubringen haben, daß sie die Entfernung aus der Reichsstadt, deren Protektor der Kaiser ist, und wo ich der kaiserliche Gesandte bin, verlangen, und wenn diese Verfehlungen so offenkundig sind, daß sie eines Beweises nicht bedürfen, mögen dieselben mir mitgeteilt werden, und ich werde nicht hindern, daß Ew. Paternität die Schuldigen strafe und aus meinem und dem kaiserlichen Dienst entferne. Ich bin überzeugt, daß der französische Gesandte den ihm von dem Provinzial für seine Kapelle bewilligten Pater nicht aus seinem Dienste entfernen wird wegen einer ungerechten Beschuldigung von meiner Seite, obgleich mir mehr Recht auf diese Stadt zusteht als ihm. Mir könnte es nie beifallen, an einem Orte, der unter dem König von Frankreich steht, solche Ansprüche zu erheben, wie das der französische Gesandte in dieser Stadt tut. Da ich meine und des Kaisers Autorität ebenso geschützt wissen will, wie der französische Gesandte die seine, so hoffe ich, daß Ew. Paternität nichts bestimmen werden, was mir und dem Kaiser abträglich sein könnte.

Gonzalez kam durch das Drängen von beiden Seiten in große Verlegenheit. Auf die französischen Anklagen gegen die beiden Patres Schultz und Cunibert hin, daß sie unruhig, heftig, exotisch und habsüchtig seien, hatte er bereits am 14. Juli 1699 den niederrheinischen Provinzial Weisweiler angewiesen, die beiden Patres aus Hamburg zu entfernen und durch geeignetere zu ersetzen. Der Provinzial, der diesen Brief am 7. August erhielt, antwortete am 10. August: Die Anklagen seien durchaus unwahr, ihr Ursprung sei direkt oder indirekt der französische Gesandte. Zur Zeit des letzten Krieges zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich mußte der französische Resident Abbé de Bidal Hamburg verlassen. Er zog nach dem zwei Tagereisen von Hamburg entfernten auf dänischem Gebiet liegenden Friedrichstadt. Dort wohnte er bei unsern Missionären, von denen einer P. Schultz war. Bei dem täglichen Verkehr konnte es nicht ausbleiben, daß, während Bidal für den französischen König Partei nahm, P. Schultz bei seinem offenen Charakter die Partei des Kaisers gegen den Abbé nachdrücklich verteidigte und weniger angenehme Äußerungen über den König von Frankreich machte, die das Mißfallen des französischen Residenten erregten. Das ist wohl das erste Fundament des ganzen Zwistes. Zur selben Zeit mußte ich den P. Hülsmann, der wegen seiner Tugend und seines Seeleneifers in Hamburg sehr beliebt war, zurückrufen. An dessen Stelle sandte ich den P. Schultz. Durch seine Tüchtigkeit und sein ganzes Benehmen gewann er bald die Herzen, so daß man die Entfernung des P. Hülsmann leichter

ertrug. Sobald nun Abbé Vidal nach Hamburg zurückkehrte, verlangte er von mir einen des Französischen kundigen Pater; ich sandte den P. Cunibert, einen vorzüglichen Religiosen und guten Prediger. Der Resident und alle in Hamburg waren mit ihm sehr zufrieden. Jetzt soll er auf einmal exotisch, unruhig, gewaltsam und habsüchtig sein und wird dessen Abberufung zugleich mit der des P. Schultz verlangt. Nach dem Tode des ältesten Missionärs bat der Abbé, ich möchte an dessen Stelle den P. Herm. Klumper (Klümper) schicken, er werde ihn in sein Haus aufnehmen. Ich willfahrte. P. Cunibert verlangte deshalb von dem französischen Residenten seine Entlassung und verabschiedete sich, als P. Klumper um die österliche Zeit eintraf. Mit P. Cunibert zogen dessen französische Beichtkinder gegen 100 und mehr in die kaiserliche Kapelle. Das nahm nun Vidal sehr übel. Er beschuldigte den P. Schultz, als sei er schuld an dem Vorgehen des P. Cunibert. P. Schultz habe das Ansehen des Residenten geschädigt, weil er die Franzosen von der französischen Kapelle abziehe, und deshalb verlange er die Abberufung des Paters, auch erwarte er von mir (dem Provinzial), daß ich jeder Kapelle einen besonderen Pfarrer anweise, und zwar für die Deutschen die kaiserliche, für die Franzosen, Italiener und Belgier die französische Kapelle bestimme. P. Schultz bestreitet jede Mitwirkung bei der Entfernung des P. Cunibert und der Franzosen. P. Cunibert bestätigt dies. Inzwischen lobt mir der kaiserliche Gesandte Graf von Eck in einem eigenhändigen Schreiben sehr die Missionäre und verbietet deren Abberufung auf das französische Drängen hin. Hier muß bemerkt werden, daß unsere Gesellschaft in Hamburg nur unter der Protektion des Kaisers steht. Auch sind in der Kapelle des kaiserlichen Gesandten die Sakramente gespendet worden und nicht anderswo. Nachdem dann auf Verlangen Vidals der Rektor von Hildesheim nach Hamburg gekommen, um die Streitigkeit beizulegen, und beide Parteien für die Zukunft Stillschweigen versprochen, ließ mich Vidal am 30. Juli wissen, der allerchristlichste König (Ludwig XIV.) verlange die Entfernung des P. Schultz. Ich habe den Befehl des kaiserlichen Gesandten entgegengehalten. In dieser ganzen Sache müssen wir vorsichtig vorangehen, damit wir nicht durch Nachgiebigkeit bei dem einen den anderen verletzen. Wir hängen in Hamburg und fast im ganzen Norden vom Kaiser ab, unter dessen Protektion wir stehen, wir wollen aber auch dem König von Frankreich keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, das wäre Undankbarkeit.

Dieser Brief war noch nicht abgegangen, als der Provinzial einen Brief des kaiserlichen Residenten Graf von Eck (dat. 9. August) erhielt, in welchem der Gesandte für die völlige Schuldlosigkeit des Paters eintritt. Gegen P. Schultz, so schreibt er, bringt man nur Quisquilien vor; die schwerste Anklage wird von dem Pater geleugnet, und wenn sie auch wahr wäre, hätte die im Frieden von Ryswijk statuierte allgemeine Amnestie sie hinfällig gemacht. Übrigens, so fährt der Gesandte fort, wird auch meine Autorität und die des Kaisers selbst verletzt, da der französische Gesandte ohne mein Wissen, ja gegen meinen Willen die Abberufung eines Mannes verlangt, der nicht allein unter meiner Protektion, sondern in meinen Diensten steht. Würde der französische Gesandte nicht reklamieren und protestieren, wenn Ew. Paternität gegen sein Wissen und seinen Willen auf meine Veranlassung einen seiner Priester, obgleich er nichts verbrochen, als schuldig abberiefe? Würde der französische Gesandte nicht unaufhörlich schreien, daß seine und seines Königs Ehre verletzt sei? Wenn der französische Gesandte etwas gegen die Patres hat, wodurch seine Auktorität als Gesandter verletzt worden, so soll er dies — da es sich um eine politische Sache handelt — vor mir beweisen, und wenn die Patres sich nicht verantworten können, werde ich dem Gesandten die Genugtuung nicht verweigern. Wenn aber die Patres ihre Unschuld erwiesen haben, fordert es meine

und Ew. Paternität Pflicht, die Unschuldigen gegen Gewalt und Verleumdung zu verteidigen, zumal da die Sache durch den Beichtvater schon an den Kaiser gebracht worden ist.

Beichtvater des Kaisers war damals P. Franz Menegatti. Dieser berichtete um dieselbe Zeit (29. August 1699) dem General: Im Auftrage der kaiserlichen Majestät soll ich mitteilen, daß der kaiserliche Gesandte in Hamburg, Graf von Eck, gemeldet, der französische Gesandte Abbé Bidal habe in seinem und seines Königs Namen die Entfernung der Missionäre gefordert, die unter dem kaiserlichen Protektorat die Seelsorge bei den Hamburger Katholiken versehen. Da der Kaiser Ew. Paternität die volle Freiheit läßt, über die Mitglieder der Gesellschaft zu verfügen, wünscht er seinerseits, daß Ew. Paternität Untertanen im römischen Reiche im kaiserlichen Dienst nicht von einem Ort an einen andern wegen der Interzession eines auswärtigen Königs versetze. Denn so würde es schließlich geschehen, daß auswärtige Fürsten über Untertanen Ihrer Majestät verfügten, wenn man einmal zugebe, daß sie durch die Ordensobern ihnen Mißliebige entfernen oder Parteigänger befördern könnten. Sicher erschiene es unpassend, wenn der Kaiser die Entfernung des Praepositus des Pariser Profeßhauses forderte, ebenso unpassend ist es aber, Priester der Gesellschaft aus einer kaiserlichen Stadt zu entfernen, weil sie dem französischen Gesandten mißfallen.

Auf diesen Brief antwortete der General am 19. September 1699: Er habe geglaubt durch die Entfernung der beiden Patres aus Hamburg auch dem kaiserlichen Interesse zu dienen, in der Annahme, daß die gegen die Patres erhobenen Beschuldigungen auf Wahrheit beruhten. Die Untersuchung der Anschuldigungen und die Feststellung der Wahrheit pflege er stets den Provinzialobern zu überlassen. Nachdem nun der Provinzial die Unschuld der beiden Patres festgestellt, habe er ihm sofort aufgetragen, dieselben in ihrem Amte zu belassen. Eigenhändig fügte der General diesem Briefe bei, daß es ihm durchaus fern liege, etwas zu verfügen, was irgendwie dem Kaiser mißfallen könne; würde er anders verfahren, so verdiene er in der Tat den Namen eines „Barbaren".

Diese Gegenordre rief dann wieder den französischen Residenten auf den Plan, der, wie wir bereits vernommen, in dem langen Schreiben vom November alle Hebel in Bewegung setzte, um den General umzustimmen. Die Situation war nur zu sehr geeignet, den armen General in große Verlegenheit zu bringen. Er wandte sich deshalb am 10. Dezember 1699 an P. Menegatti um Hilfe: Täglich werden bei mir die Klagen über die Missionäre in Hamburg erneuert. Unter dem Streit der Parteien muß die Tätigkeit der Patres leiden. Auch ist es für uns gehässig und schädlich, wenn unsretwegen Streit zwischen den Residenten der Fürsten entsteht. Wenn Ew. Hochwürden dahin wirken könnten, daß man gestattete, diese Patres wenigstens nach einigen Monaten unter einem ehrenvollen Titel an einen anderen Ort zu versetzen, würden Sie der Gesellschaft und mir einen großen Dienst erweisen. Ich verdamme die Patres nicht als schuldig, sondern möchte für den Frieden sorgen; auch gilt ja eine Versetzung bei uns nicht als Strafe, sondern entspricht unserm Institut. Wenn ich dies erlange, werde ich von keiner geringen Sorge befreit[1].

Diese Nachgiebigkeit gegen die französischen Wünsche gefiel dem Beichtvater nicht ganz, denn am 9. Januar 1700 antwortete er dem General: Er werde tun, was er könne. Er müsse aber sehr sachte vorangehen, damit es nicht den Anschein

[1] Vergl. die Briefe Gonzalez an den Provinzial Westhauß 21. Aug. und 16. Okt. 1700. *Ad Rhen. inf.

gewinne, als ob wir die geheimen Intrignen der Franzosen, die überall im Reiche bei den Katholiken die erste Rolle zu spielen suchten, begünstigten. Denn der kaiserliche Gesandte hat einen sehr ehrenvollen Bericht über unsere Missionäre gesandt. Wenn man deshalb fremden Berichten Glauben schenkte, könnte dies größeres Mißfallen erregen, als man durch die Entfernung zu verhindern suche.

Die an und für sich geringfügige Sache hatte sich so zu einem Streit um kaiserlichen oder französischen Einfluß zugespitzt. Dieser Streit war damals am Vorabend des Todes Karls II. und des Weltkrieges um das spanische Erbe überall brennend. So konnte P. Menegatti am 9. Juni 1700 dem General schreiben: Es übersteigt allen Glauben, welche Pläne zum Verderben des Hauses Österreich in der ganzen Welt geschmiedet werden. In dieser Situation wollte man in Wien nicht so leicht nachgeben. Deshalb legte Menegatti am 30. Juni 1700 den kaiserlichen Standpunkt nochmals ausführlich dem General vor. Der Kaiser kann wegen seiner Autorität nicht dulden, daß seine Untertanen nach Belieben auswärtiger Mächte entfernt und versetzt werden. Da die neuen Anklagen, die gegen die Patres erhoben werden, dieselben sind, die sich durch die Untersuchung als falsch ergeben haben, so glaubt der Hof, daß kein anderes Vergehen der Missionäre vorliege, als daß sie nicht nach der Pfeife des Abbé Bidal tanzen wollen. Eine Abberufung unter einem anderen ehrenvollen Titel werde der Kaiser als eine Willfährigkeit gegen den französischen Gesandten auffassen müssen.

Auch Ludwig XIV. beharrte auf seiner Forderung, die beiden Patres zu entfernen, und um dieser mehr Nachdruck zu verleihen, befahl er, die auf französischem Gebiete liegenden Güter des Trierer Noviziats einzuziehen. Darauf bezieht sich Menegatti in der Antwort vom 4. August auf einen Brief des Generals vom 12. Juli, der ihm das Mandat des französischen Königs überschickt hatte.

Der Vizekanzler Graf Kaunitz und ich — so schreibt Menegatti — haben an den kaiserlichen Gesandten in Paris, Graf Sinzendorff geschrieben, er möge nicht in seiner Eigenschaft als Gesandter aber als Freund der Gesellschaft beim König und dem königlichen Beichtvater de la Chaize für die Unschuld der Hamburger Patres eintreten; diese Patres seien bereit, zu beweisen, daß alle Anklagen gegen sie unbegründet seien. Ich zweifle, so fährt Menegatti fort, ob der König auf diese Rechtfertigung hin seinen Unwillen ablegen wird. Ich habe deshalb den Kaiser gebeten, Ew. Paternität zu erlauben, die Patres von Hamburg abzuberufen, damit das Trierer Noviziat keinen Schaden leidet. Der Kaiser hat dies gnädig bewilligt, er wünscht aber die Patres so abberufen zu sehen, daß ihre Abberufung als eine Promotion, nicht aber als eine Entfernung infolge der französischen Drohungen erscheine.

Die Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten in Paris hatten aber doch gegen Erwarten den Erfolg, daß — wie Menegatti am 4. September dem General mitteilte — Ludwig XIV. dem Abbé Bidal befahl, den Patres in Hamburg die Hauptpunkte der Anklage mitzuteilen, damit sie sich rechtfertigen könnten. Deshalb wünscht der Vizekanzler Graf Kaunitz, Ew. Paternität möchten die Abberufung der Patres noch etwas verschieben, bis dieselben geantwortet und sich gerechtfertigt, damit dann um so klarer werde, die Patres seien nicht auf das Drängen des Königs entfernt worden, sondern weil es der Gesellschaft so gutgeschienen habe. Die Rechtfertigung der Missionäre fiel so aus, daß der König sein Mandat zurücknahm.

Abbé Bidal wandte sich nunmehr an die Propaganda und forderte die Errichtung von zwei nationalen Kirchen und daß den deutschen Missionären in der Folge jede Jurisdiktion in der französischen Kapelle entzogen werde. Diese Sache

kam durch den Kardinal Grimani auch an den Kaiser und durch diesen an den Grafen Eck. In einem Gutachten, das Eck von den deutschen Jesuiten forderte, betonen die Patres: abgesehen von den Bedenken, die vom kirchlichen Standpunkte gegen die gesonderten Nationalkirchen zu erheben seien, könne der Kaiser doch nicht dulden, daß Hamburger Bürger deshalb, weil sie in Frankreich oder gar nur von französischen Eltern geboren seien, als Untertanen des Königs von Frankreich betrachtet würden. Werde dem französischen Gesandten die beanspruchte Vergünstigung zugestanden, so könnten die Gesandten von Spanien und Portugal dasselbe Recht beanspruchen. Die Propaganda verwies darauf die Sache an den apostolischen Vikar des Nordens, der gegen Vidal entschied. Dieser ließ aber nicht nach. Er erhob neue Klagen gegen die Patres in Paris und Rom. Noch bevor er aber etwas erreichte, mußten beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges sämtliche französische Gesandte das deutsche Reich verlassen. Auch Abbé Vidal leistete dem an ihn ergangenen Befehl, die Stadt zu räumen, ungesäumt Folge. Damit waren auch die französischen Ansprüche erledigt und der Streit beendet.

Trotz all dieser Bedrängnisse und Streitigkeiten nahmen die Arbeiten der 3—4 Missionäre einen segensreichen Fortgang. Die Zahl der Kommunionen belief sich im Jahre 1688 auf mehr als 5000, die der Taufen in den neunziger Jahren jährlich auf 40—50, die Eheschließungen auf 12. Die Gefängnisse wurden wegen des für die katholischen Missionäre ergangenen Verbotes insgeheim besucht, öffentlich alle Armen und Kranken bei Tag und bei Nacht zur Erbauung für die Protestanten. Außer zu den Katholiken in Stade und Buxtehude machte man zeitweilige Ausflüge nach Stralsund, in die Herzogtümer Lauenburg und Lüneburg und nach Holstein. Die Zahl der Konversionen schwankt zwischen 1—12 jährlich; die höchsten Zahlen zeigen das Jahr 1687 mit 38 und 1699 mit 28 Konvertiten.

Bremen[1] war in seinem Streite mit Oldenburg und gegen den Weserzoll in die Reichsacht erklärt worden (12. Oktober 1652). Um dieselbe Zeit hatte Bischof Christoph von Galen die Stadt gebeten, wegen seiner Bemühungen in der Zollsache ihm eine kleine katholische Kirche für den öffentlichen katholischen Gottesdienst einzuräumen, war aber abschlägig beschieden worden. Bei den Verhandlungen der bremischen Gesandten über die Aufhebung der Acht in Augsburg Mai 1653 trat der kaiserliche Minister Graf Kurtz mit der Forderung hervor, Bremen möge den Jesuiten eine Kirche einräumen, das könne ein Mittel zur Aussöhnung werden. Kaum waren die Abgeordneten am 27. Mai nach Regensburg zurückgekehrt, als ein Jesuitenpater sie besuchte und die gleiche Bitte stellte. Die Abgeordneten lehnten ab. Einen Monat später kam Graf Kurtz auf die Sache zurück, indem er sie fragte, ob sie seine Anregung nicht nach Bremen überschrieben hätten. Wir durften es nicht wagen, war die Antwort, die Verzweiflung der Bürger wäre dadurch nur vermehrt worden, und der Rat kann ohne die Bürger hierin nichts tun. Kurtz stellte ihnen vor, wenn Bremen öffentlichen katholischen Gottesdienst zulasse, so würde der Handel sich heben, da alsdann Spanier, Italiener und Franzosen sich dort niederlassen würden. Allein dieser und die folgenden Versuche scheiterten an dem Widerstand der Abgeordneten. Sie teilten das Ansuchen den evangelischen Ständen mit, die der Meinung waren, Bremen dürfe das nie dulden: „Besser sei es noch schwedisch sein als katholisch." Auch nach der Aufhebung der Acht (September 1653) bat Kurtz die Bremer, der Rat möge bei dem kaiserlichen Residenten zwei oder drei Patres ständigen Aufenthalt gewähren, auch wenn einmal kein Resident

---

[1] Wilh. v. Bippen, Geschichte der Stadt Bremen 3 (1904) 5 ff., 65 ff., 72 ff.

da sei. Die Abgeordneten fügten ihrer früheren Ablehnung hinzu, die Bürger hätten auf dem jüngsten Konvente aus freien Stücken die Forderung der Jesuiten zur Sprache gebracht und gedroht, sie wollten jeden, der hievon den Mund auftun würde, in Stücke zerhacken und sein Haus niederreißen und zu ewigem Gedächtnis wüst liegen lassen. Die evangelischen Stände forderten zudem die Ablehnung und drohten, „daß man sie alsdann mit rauher Hand den Schweden zuschlagen und gedenken wollte, besser schwedisch und evangelisch, als katholisch; insonderheit sei ihnen dies von den niedersächsischen Kreisständen hart eingebunden".

Im April 1654 kurz vor Schluß des Reichstages bat Kurtz, der Rat möge dem Kaiser ein Haus in Bremen schenken, dann würde der Kaiser auch Bürger von Bremen sein. Diesmal gab der Rat soweit nach, daß er sich bereit erklärte, die Miete für den kaiserlichen Residenten zu zahlen und ihm einen privaten katholischen Gottesdienst zu gestatten[1].

Nachdem der Bischof von Münster die Mittel gespendet[2], konnten von 1659 zwei Priester in Bremen wirken, wenigstens für die nächsten zwei Jahre, dann war nur einer da, seit 1672 wieder zwei. Die Duldung des Senats dauerte nicht lange. Im Jahre 1668 wurde sie auf die Wohnung des kaiserlichen Residenten beschränkt; im Jahre 1669 mußte der Priester das bisher bewohnte Haus verlassen und in das Haus des kaiserlichen Residenten ziehen. Der Gottesdienst konnte nur in einem engen Raum im geheimen gehalten werden. Dieser Zustand dauerte sechs Jahre. Im Jahre 1676 erwarb der Resident ein größeres Haus, die Kurie des Dekans. Hier wurden zwei Altäre, zwei Beichtstühle und eine Kanzel errichtet. Durch die Ankunft des spanischen Gesandten im Jahre 1677 erhielt der Gottesdienst größeren Zuwachs. Infolge der Besetzung durch die Schweden mußten die Patres 1680 die Aula, die vom Kaiser als Kapelle angewiesen war, verlassen. Ende 1682 erhielten sie von den Schweden eine steuerfreie Wohnung in der Nähe des Domes für sechs Jahre, trotz der Intoleranz des Bremer Senats. Dieser verweigerte den Missionären jede Wohnung und allen Katholiken das Bürgerrecht. Schließlich brachte der Senat es dahin, daß die Patres 1692 ihre Kapelle verlassen mußten. Der Gottesdienst konnte nur in der bescheidensten Grenze in der Wohnung der Missionäre fortgesetzt werden. Nunmehr setzte aber der kaiserliche Resident es durch, daß der Senat infolge des kaiserlichen Dekretes und der eingegangenen Verpflichtung den Patres die bisher verweigerte Besitznahme der Kapelle in der Neustadt erlaubte. Im Monat Mai 1693 zog man aus der Enge der Privatwohnung in die renovierte Kapelle in der Neustadt, wo der katholische Gottesdienst bereits von 1652—1670 gehalten worden war.

An den Sonntagen waren gewöhnlich zwei Predigten, am Vormittag Glaubenslehre, am Nachmittag Sittenlehre. In der Fastenzeit hielt man jede Woche Fastenpredigt (1653). Am dritten Sonntag jedes Monats war Generalkommunion (1675). Die Osterkommunionen in der Stadt selbst betrugen durchschnittlich 200[3], 1661 nahezu gegen 700, wobei auch wohl die Exkursionen eingerechnet sind. Häufig werden in den Berichten Exkursionen in die Diözese Münster zur Aushilfe für die Pfarrer erwähnt. Im Jahre 1663 heißt es: Wir gingen um die Osterzeit wiederum zur schwedischen Feste Burg, wo gegen 70 Soldaten der Besatzung die heiligen Sakramente empfingen; ähnlich in den folgenden Jahren. Nach Verden sind wir,

[1] Bippen 3, 73 f.

[2] Vergl. Gesch. 2, 140 ff. Pieper, Propaganda 40. *Litt. ann. *Hist. Colleg. Hildesh. 1665 ff.

[3] *Vix ultra 200 Communicantes Urbis incolas numeramus Litt. ann. 1664.

so lauten die Berichte von Hildesheim 1669/70, zweimal exkurriert, wo wir nach dem Wunsche des protestantischen Befehlshabers den Gottesdienst hielten; 60 Soldaten gingen zur heiligen Kommunion. Im Jahre 1674 besuchten die Patres die schwedischen Besatzungen in Verden, Ottersberg, Wismar und in andern näher gelegenen Orten: gegen 150 Soldaten empfingen die Sakramente. Ähnlich sprechen die Berichte der folgenden Jahre. An den Hauptfesten reisten die Missionäre im Jahre 1683 zur Stiftskirche in Wildeshausen und in die Festung Karlsburg an der Mündung der Weser, außerdem nach Oldenburg, wo sie besonders 400 Franzosen besorgten, die die Erlaubnis erhielten, einen katholischen Priester zu rufen. Im Jahre 1694 konnten dänische oder schwedische Soldaten in Oldenburg, Verden, Delmenhorst nach jahrelanger Unterbrechung wieder die Sakramente empfangen. Bei diesen Besuchen war manchmal die Verschiedenheit des alten und neuen Kalenders in soweit vom Vorteil als sie gestattete, daß ein Priester abwesend sein konnte. Die Zahl der Konversionen schwankt jährlich zwischen 2—10. Die Jahresbriefe von 1670 bemerken: Wegen des Wankelmutes von Einigen sind wir in der Zulassung zur katholischen Kirche vorsichtiger geworden. Und in den Berichten des Jahres 1687 schreiben die Missionäre: Die Übertritte sind hierorts seltener, sowohl weil die Prediger unablässig gegen unsern Glauben von der Kanzel mit Schmähungen und Lügen kämpfen, dann weil die meisten katholischen Soldaten entlassen worden und neue zur Stadtmiliz nicht aufgenommen und Katholiken von Bürgerrecht und Zünften ausgeschlossen werden, endlich weil die hiesigen Bürger, Männer und Frauen, so fanatisch sind, daß sie jeden, der bei ihnen wohnt, auf alle Weise zu ihren Irrtümern herüberzuziehen suchen. Daher kommt es, daß trotz all unserer Mühe jedes Jahr einige Katholiken, sei es durch den Dienst bei Protestanten, sei es durch Eingehen einer Mischehe, sei es durch Streben nach dem Bürgerrecht vom Glauben abfallen[1].

In Lübeck[2] erhoben im Jahre 1651 die Prädikanten wiederholte Klagen gegen die zu große Freiheit der Katholiken. Der Senat wies diese Klagen ab. Der Missionär P. Johann Torhoven wurde als Rektor nach Paderborn berufen, an seine Stelle trat P. Friedr. Hiltrop. Von Wismar, wo eine Besatzung von 1000 Mann lag, kamen 1652 und 1653 die katholischen Soldaten, deren Zahl gegen 300 betrug, gruppenweise nach Lübeck, um dort nach vielen Jahren wieder Gelegenheit zur Beicht zu finden. Auch viele Durchreisende nach Polen, Schweden und Dänemark nahmen die Dienste des Missionärs in Anspruch, ebenso die Katholiken am Hofe des Herzogs von Mecklenburg und Holstein; sie kamen zu diesem Zwecke im Verlauf des Jahres einige Male nach Lübeck. In der Geschichte des Kollegs von Hildesheim wird zum Jahre 1656 bemerkt: In Lübeck konnte unser dortiger Missionär ruhiger als in Hamburg ohne Widerspruch seinen Arbeiten nachgehen; alle können offen und ungestraft, was zu verwundern, unsere Kapelle besuchen. Viel trug dazu bei unsere Freundschaft mit einem Senator von großem Ansehen. Einmal wurde sogar im Jahre 1657 ein feierliches Leichenbegängnis

---

[1] *Litter. ann. Mission. Bremens. 1687. — Nach den Katalogen waren folgende Patres in Bremen tätig: 1655/59 Heinr. Kircher, 59 bis 60 Petr. Adami, 60/68 Nikol. Cornely, 74 bis 77 Steph. Antoni, Christian Praetorius, 79 Gerh. Kauffman, Gottfr. Köne, 80 Christ. Praetorius, Gerh. Kauffman, 81 Christ. Praetorius, Joh. Rollyn, 82/85 Rollyn, Kauffman, 86 Rollyn, Joach. Blumenberg, 87 Gerh. Wennemari, Friedr. Schole, 88/94 Wennemari, Heinr. Büning (Büninck), 94/96 Büning, Joh. Braun, 96/97 Korn. Moy, Braun, 97/1701 Moy, Gerh. Koppers.

[2] Gesch. 2, 139 f., Pieper, Propaganda-Congregation 44, 70, *Litt. ann. 1651 ff., *Hist. Coll. Hildes. 1651 ff., Illigens, Geschichte der Lübeckischen Kirche 1530—1896 (1896) 77 ff., Joh. Becker, Geschichte der Stadt Lübeck (1805) 3, 353 ff.

eines Kanonikus mit Gesang gestattet, was bisher nie erlaubt worden. Eine von auswärts zugezogene katholische Familie wollte sich in Lübeck bleibend niederlassen. In ähnlichen Fällen war früher ein solcher Versuch umsonst gemacht worden. Im Jahre 1657 kam aber ein Beschluß des Senates zustande, demgemäß in Zukunft auch den Katholiken die Erwerbung des Bürgerrechtes ermöglicht wurde.

Aus der Umgegend, so heißt es um 1660, kommen Leute von 15, 20, 30 und mehr Meilen her, trotz Ungemach der Witterung und trotz der Gefahren der Beraubung auf den unsichern Wegen, um hier zu beichten. Einige hundert Soldaten benützten die Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente besonders in der österlichen Zeit. Leider folgten wieder bedrohliche Zeiten. Im Jahre 1661 geriet die Mission nach dem Berichte des P. Euskirchen an die Propaganda in die größte Gefahr, da bei dem Tode des katholischen Domherrn, in dessen Hause der Missionär wohnte und den Gottesdienst hielt, der Senat den Einwohnern den Besuch des katholischen Gottesdienstes streng untersagte. Glücklicherweise wurde das Verbot auf Betreiben des Nachfolgers in der erledigten Domherrnstelle, der sogar die protestantischen Kanoniker für sich gewann, wieder zurückgenommen[1]. Nunmehr beklagten sich die Prediger (1662) über die zu große Religionsfreiheit der Katholiken, über die große Zahl der den katholischen Gottesdienst Besuchenden, ferner darüber, daß der katholische Priester, sogar ein Jesuit, ein eigenes Haus miete, einen Altar errichte, mit einer ständigen Fundation umgebe usw. Die Kanoniker, auch die protestantischen, nahmen sich der Freiheit des Missionärs, der in ihrer Immunität lebte, an und beschwichtigten den Sturm. Als der konvertierte Herzog von Mecklenburg im Jahre 1665 an Sonn- und Festtagen mit großem Gefolge dem katholischen Gottesdienst beiwohnte, bestürmten die Prediger den Senat so lange, bis dieser befahl, der Missionär solle sich des Messelesens enthalten. Gegen Ende April ließ die Wut etwas nach und die Katholiken feierten die nächsten fünf Monate wieder ihren Gottesdienst. Dann folgte ein neues, noch schärferes Verbot. Die Appellation an den Kaiser hatte den Erfolg, daß 12. Februar 1666 durch kaiserlichen Schutzbrief den Katholiken freie Religionsübung zugesprochen wurde[2]. Trotzdem erging an der Vigil von Weihnachten 1667 ein neues Verbot des katholischen Gottesdienstes, das Haus wurde mit Wachen umgeben bis zum März. Von da war wieder freier Zutritt. Um Palmsonntag 1669 brach ein neuer Sturm los. Der Senat verbot jede katholische Religionsübung, bei Zuwiderhandlung werde der Priester sofort verhaftet. So mußte der öffentliche Gottesdienst Ostern und Pfingsten unterbleiben; die Sakramente wurden aber insgeheim gespendet. Einige Katholiken hielten an den Sonntagen für sich Laiengottesdienst, lasen die Erklärung der Evangelien, Leben der Heiligen usw. Ein neues kaiserliches Reskript vom 3. Januar 1670 für die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes, das Februar 1670 im Senat verlesen wurde, hatte nur den Erfolg, daß der Senat das Verbot erneuerte und das Haus durch Soldaten bewachen ließ, die jedem den Eintritt verwehrten. Ein dritter kaiserlicher Befehl vom 9. September 1670 scheint endlich für kurze Zeit Ruhe verschafft zu haben.

Nach dem Tode des P. Friedr. Hiltrop gelang es 1676, statt des bisherigen sehr engen Raumes ein geräumigeres Lokal zu gewinnen in der großen und gut gelegenen Kurie des katholischen Domherrn. Die Befürchtung, daß die Verlegung große Unruhen erregen werde, erwies sich als unbegründet. Dafür aber drohte 1677 große Gefahr infolge einiger Konversionen. Um Ostern 1677 sei nämlich, so schreibt P. Ernst Copper aus Lübeck am 16. Juli 1677 an den Nun-

[1] Pieper, Propaganda 44.

[2] Wortlaut bei Illigens 184 f.

tius von Köln, eine Witwe mit zwei Kindern und ihrer Nichte übergetreten. Gleich sei er von den protestantischen Kanzeln als Dieb und Kinderräuber verschrien worden, weshalb er die Konvertiten zu einer ebenfalls katholisch gewordenen Schwester in Amsterdam habe schicken müssen, um sie der Verfolgung zu entziehen. Vor der katholischen Kapelle erschienen darauf Stadtsoldaten, um diejenigen, welche dem Gottesdienste beiwohnen wollten, fortzujagen. Der Senat fuhr fort, Priester und Gläubige zu verfolgen, trotz des für diese erwirkten kaiserlichen Schutzdekretes. Der Missionär harrte jedoch unerschrocken aus. An keinem Sonntag fiel die Predigt und nur einmal die Katechese wegen anderer Arbeiten aus. Am kaiserlichen Hofe nahm sich besonders der kaiserliche Beichtvater P. Stettinger der bedrängten Lübecker Katholiken an. Anfang 1678 waren wieder ruhigere Zustände zurückgekehrt[1].

In einem weitern kaiserlichen Schutzbrief vom 5. Januar 1680 wird erwähnt, daß Konvertiten vom Rate beschimpft und allen vom Rate Vorgeladenen für Anhörung einer heiligen Messe ein Taler Strafe zudiktiert und im Wiederholungsfalle Ausweisung aus der Stadt angedroht wurde. Mit derselben Drohung ging man widerrechtlich auch gegen P. Copper vor, der nicht der Jurisdiktion des Rates, sondern der der Landesobrigkeit, d. h. des Domkapitels unterstand[2]. Erst als ein neues kaiserliches Reskript vom Jahre 1683 erklärte, daß der Rat in die 1680 angedrohte Strafe (10 Mark lötigen Goldes, über 6000 Mk.) verfallen, stellte der Rat die Attentate ab, wie der Kaiser in einem Schreiben vom 27. April 1683 anerkannte. Seitdem wurde das Recht der Bürger, am Gottesdienst auf den Domhof teilzunehmen und dort die heiligen Sakramente zu empfangen, nicht wieder angefochten, nur der Streit über das Recht zu taufen und zu trauen wurde von den Prädikanten zeitweilig erneuert[3].

Auch für Lübeck gab die Fürstenbergische Stiftung im Jahre 1682 den wegen der Arbeit in der Umgegend schon lange notwendigen zweiten Missionär. Das Jahr 1685 brachte eine Erweiterung der Kapelle. An Kommunionen wurden in der Kapelle 1683 500, 1688 und 1700 900 gezählt. Dazu kamen die Ausflüge nach Ratzeburg, Wismar, Holstein usw. Die höchste Zahl der Konversionen zeigt das Jahr 1684 mit 11 Übertritten, sonst schwankt die Zahl durchgehends zwischen 5—10, in den neunziger Jahren zwischen 2—4[4].

Der Herzog von Holstein hatte der von ihm 1621/22 an der Mündung der Treene in die Eider angelegten Stadt Friedrichstadt und ganz Holstein im Interesse des Handels Religionsfreiheit zugesichert (1625)[5]. Die seit 1647 der belgischen Provinz zugewiesene Missionsstation in Friedrichstadt wurde 1651 der niederrheinischen Provinz übertragen, aus der bereits P. Jod. Kedd dort wirkte unter dem Namen Theodor Berck. Diesem teilte der General Piccolomini am 11. März 1651 die Veränderung mit, indem er die Hoffnung ausdrückte, P. Egbert Vilstein (Bilstein) werde vor seiner Abreise alles, besonders die Streitigkeit wegen des Hauses, ordnen. P. Athanasius (Kircher), so fügt er bei, wird schwer ein Buch dem Herzog von Holstein widmen können, denn was er jetzt unter den Händen hat, wird dem Kaiser gewidmet werden, auf dessen Rat und Kosten er das große Werk begonnen hat. Ich werde darauf bedacht sein, dem P. Franken in Kopenhagen einen Gefährten

---

[1] Pieper 70 f.

[2] Wortlaut bei Illigens 185 ff.

[3] Illigens 81. Vergl. 89.

[4] Nach den *Katalogen waren in Lübeck folgende Patres: 1655/76 Friedr. Hiltropff (Hiltrop), 77/82 Ernst Copper, 83/85 Kornel. Moy, Engelb. Schmid, 86/87 Moy, Matth. Venten, 88/93 Moy, Phil. Cox, 93/98 Cox, Joh. Uebelgun, 97/99 Gottfr. Höne, Cox, 99/1700 Cox, Pet. Nommerings (Nümmerings). Vergl. die Liste bei Illigens 83.

[5] Pieper 22 ff., *Hist. Coll. Hildesh. 1651 ff. Vergl. Gesch. 2[2], 79.

beizugesellen und mich erkundigen, ob in Polen Dänen, die sich für den Posten eignen, vorhanden sind[1].

Die Missionäre betätigten Jahr um Jahr ihren Seeleneifer am Sitze der Mission selbst durch Unterricht der kleinen Gruppe von Katholiken. Dazu kam beständig Gelegenheit für die Wirksamkeit nach auswärts im ganzen Gebiet von Schleswig und Holstein und bis in das dänische Königreich. Besonders nahm in verschiedenen Jahren die Seelsorge für die katholischen Soldaten in den vielen Kriegswirren die Kraft der Missionäre in Anspruch. Gehindert wurde ihre Tätigkeit besonders häufig durch den Widerspruch der Prädikanten verschiedener Sekten. Im Jahre 1681 empfingen innerhalb vier Tagen in Friedericia, wo damals kein Missionär war, und in Kolding je 400 Soldaten die heiligen Sakramente. Es werden Exkursionen genannt nach Ditmarschen, Fühnen, Tonning, Gottorp, Schleswig, Nordstrand. Zuweilen trafen sie in einem Regiment gegen 400 Katholiken.

Bei Konversionen ging man sehr vorsichtig zu Werke. So heißt es in den Jahresbriefen von 1692: Mehrere Personen meldeten sich in diesem Jahre zur Konversion, aber weil es ihnen mehr um Geld als um ihr Seelenheil zu tun war, schickten wir sie fort mit dem Bemerken, wenn sie aufrichtig ihr Seelenheil suchten, wollten wir ihnen unsere Hilfe nicht versagen, auf Unterstützung mit Geld dürften sie sich aber durchaus keine Hoffnung machen: die Erfahrung hat uns eine solche Verfahrungsweise gelehrt.

Mißlich war, daß die Katholiken aus der Diaspora, die manchmal eine Reise von 2—3 Tagen nicht scheuten, um in Friedrichsstadt zu beichten, zuweilen den Missionär nicht antrafen, weil er auf einer Missionstour begriffen war. Da sie nun seine Ankunft nicht abwarten konnten, mußten sie unverrichteter Dinge zurückkehren. Diesem Übelstande könnte abgeholfen werden, so schreiben die Jahresbriefe von 1680, wenn zwei Missionäre hier wären, von denen einer ständig in Friedrichstadt bliebe, aber dafür fehlen die Mittel. Diese Mittel wurden auch hier durch die Fürstenbergische Stiftung gegeben, weshalb die Jahresbriefe von 1682 dieses Jahr als ein Glücksjahr für die Mission preisen.

Man wünschte in Rom nicht, daß die Missionäre mit Geldsachen sich beladen sollten. Diesbezüglich schrieb der General Noyelle an den P. Gerh. Weiningh in Friedrichstadt am 6. Oktober 1685: Obgleich auch mir die Absicht des Grafen von Ranzau zur Unterstützung der Mission sehr lobenswert erscheint, so kann doch sein Anerbieten von uns nicht angenommen werden. Ich werde, wie ich bereits dem P. Provinzial geschrieben, nicht billigen und nicht erlauben, daß das von dem Grafen für den Unterhalt der Lehrer oder für die Unterstützung der Konvertiten gegebene Geld durch die Unsrigen oder von den Unsrigen verwaltet wird, weil durch die Verteilung desselben anstatt Dank zu ernten, vielmehr Gelegenheit zu übler Nachrede geboten wird. Deshalb soll man dem Grafen raten, die Verwaltung einem zuverlässigen auswärtigen Kurator zu übertragen[2].

Wie richtig hier der General geurteilt, sollten bald gerade die in Friedrichstadt sich zeigenden Gehässigkeiten an den Tag legen. Am 22. März 1687 mahnte der Generalvikar den Provinzial Lamberti: In der Mission Friedrichstadt soll schon seit mehreren Monaten ein Missionär fehlen, für den doch aus der Stiftung des Bischofs von Münster der Unterhalt bezogen wird. Es ist daher Vorsorge zu treffen, daß nicht von der Gemeinde ein Vorwurf wegen Ungerechtigkeit erhoben wird. Zum selben Jahre 1687 wird berichtet: Zahlreiche katholische Soldaten aus den Truppen,

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] *Ad Rhen. inf. Eine Kopie der Stiftung des Grafen Christoph von Rantzow vom 4. Juli 1685 in Köln Stadtarchiv Jes. 731.

welche der dänische König gegen Hamburg aufgeboten hatte, fanden in diesem Jahre Gelegenheit, nach langer Zeit die Sakramente zu empfangen. Ein großer Teil dieser Soldaten war ehedem durch den Bischof Christoph Bernhard von Münster dem dänischen König gegen Schweden zur Hilfe gesandt worden. Nach Beendigung des Krieges zogen diese, unter denen sich viele Katholiken befanden, nach Norwegen, wo sie ohne priesterlichen Beistand blieben. Erst als der König sie gegen Hamburg schickte, wurde die Möglichkeit geboten, wieder die Sakramente zu empfangen. Nachdem der Streit mit Hamburg beigelegt und die Truppen in Quartiere gelegt worden, gab es für die Patres viele Arbeit: in Flensburg spendeten sie die Sakramente 150 Soldaten, in Schleswig 160, in Husum 120, in Friedrichstadt einschließlich der Ansässigen 230.

Von einem für die Verhältnisse charakteristischen Streit berichten die Jahresbriefe von 1691: In diesem Jahre kam endlich ein Streit mit einigen Katholiken zur Ruhe, den ein verkommener Mensch früher gegen uns angefacht. Dieser Mann hatte verbreitet, die Missionäre hätten bestimmte Einkünfte mit der Belastung, die armen Katholiken und die Waisen zu unterhalten. Von diesem Irrtum befangen, wurden einige Katholiken so anmaßend, daß sie Waisen zu uns schickten mit dem Beifügen, daß wir zu deren Unterhalt verpflichtet seien. Als wir eine solche Verpflichtung in Abrede stellten, riefen sie den Magistrat zu Hilfe. Dieser richtete eine Bittschrift an den Herzog, er möge uns den Unterhalt der armen Katholiken und insbesondere einiger Waisen befehlen. Wirklich erfolgte ein Dekret, das uns den Unterhalt auferlegte oder den Nachweis verlangte, daß wir nicht dazu verpflichtet seien. Dieser Nachweis konnte so schlagend erbracht werden, daß die Forderung des Magistrats abgewiesen wurde. Allmählich nahmen die Kläger auch wieder am Gottesdienste teil. Später, im Jahre 1693 mußten ähnliche Ansprüche von neuem zurückgewiesen werden. Im übrigen waren um diese Zeit die Erfolge recht gute, und der General Gonzalez gab in verschiedenen Schreiben seiner Freude darüber Ausdruck[1].

In der holsteinischen Festung Glückstadt erfreuten sich die Missionäre durchgehends größerer Freiheit, obschon es auch hier nicht fehlte an Schikanen aller Art[2]. Dem P. Martin Hertingh folgte dort 1651 Heinrich Kircher, der Christenlehre an den Sonntagen einführte und einen Tabernakel verfertigen ließ, worin nun das Allerheiligste aufbewahrt wurde. Bei dem ansteckenden Fieber im Jahre 1652 besorgte er Katholiken und Protestanten, bis er selbst von der Seuche ergriffen wurde. Nunmehr halfen ihm Katholiken und Protestanten. Im folgenden Jahre führte sein Nachfolger Theod. Bote sieben Knaben zur ersten heiligen Kommunion. Sehr zustatten kam der Mission das Wohlwollen des Statthalters, des Grafen Rantzow (Rantzau) und anderer hoher Beamten. Beinahe hätte aber unzeitiger Eifer eine große Störung herbeigeführt. Ohne den Missionär zu fragen, brachten Karfreitag 1656 einige Spanier und Italiener bei der Dämmerung durch eine öffentliche blutige Geißelung die ganze Stadt in Aufregung. Nur mit Mühe stillte die Veröffentlichung eines königlichen Briefes das Geschrei der Prediger. Durch die Fer-

[1] Vergl. 28. Sept. 1697 an P. Zum Sande, 19. Sept. 1699 an P. Schmidt. *Ad Rhen. inf. — Als Missionäre werden genannt: 1650 Joh. Torhoven, Jod. Kedd, 51 Kedd, Jod. Joanningh, 53 Wilh. Pellerin, 55/57 Torhoven, 60/61 Franz Bovaeus, 64/68 Bern. Huge, 72/79 Werner Birckestorff (Birckesdorff), 79 Kasp. Sevenstern, 79/82 Gerh. Weininck (Wiening, Weiningh), 83/84 Ernst Copper, Weininck, 85 Weininck, Matth. Venten, 86 Weininck, Engelb. Schmidt, 87/89 Heinr. Isaac, Schmidt, 89/93 Schmidt, Joh. Sültz (Schulz), 93/95 Schmidt, Jod. Weiman, 95/99 Bern. Zumsande (Zum Sande), Schmidt, 99/1701 Schmidt, Max Scheiffartz (Seiffartz).

[2] *Hist. Coll. Hildesh. 1651 ff. *Litt. ann. Miss. Glückst. Pieper 91. Vergl. Gesch. 2, 139.

dinandeische Missionsstiftung konnte seit 1682 ein zweiter Missionär tätig sein. Das ist umso nötiger, so schreiben die Jahresbriefe, weil der eine fast beständig auswärts tätig ist, besonders für die verschiedenen Truppenteile, die häufig wechseln, sowie für Kranke und Sterbende, die oft viele Stunden ja auch Tagereisen entfernt sind. Durch seine Stiftung des Unterhaltes für einen zweiten Missionär kam Fürstbischof Ferdinand der Armut zu Hilfe, mit der unsere Patres seit 40 und mehr Jahren gekämpft haben.

Die Jahresbriefe der Mission in Glückstadt vom Jahre 1687 melden: In diesem Jahre wurde die neue Kapelle, deren Fundament im Sommer gelegt worden, vollendet. Sie ist für unsere Gemeinde sehr geeignet. Dies ist das erste Haus, das in dieser Stadt für die wahre Gottesverehrung gebaut worden und wird deshalb von den Gegnern hart bekämpft. Während all der Schwierigkeiten, die sich dem Bau entgegenstellten, ließen wir nicht ab von unserer gewohnten Arbeit, nicht allein in Glückstadt, sondern auch in sechs andern Befestigungen und Städten, deren einige 30 Meilen von Glückstadt entfernt sind, wo wir 20, 50, zuweilen auch 100 Katholiken die Sakramente spendeten. Die Soldatenseelsorge in Krempe, Itzehoe, Rendsburg usw. nahm auch in den andern Jahren die Patres vielfach in Anspruch, wobei sie durch das gute Beispiel katholischer Offiziere, früherer Jesuitenzöglinge von Köln und Hildesheim, sehr unterstützt wurden.

Im Jahre 1691 kaufte P. Peter Nütten ein geräumiges Wohnhaus. Derselbe Pater baute ein weiteres Haus, das für eine spätere Schule dienen sollte. P. Nütten wirkte in Glückstadt segensreich von 1674—1693, seit 1683 stets mit einem zweiten Missionär. Dieser war seit 1688 P. Herm. Klümper, der 1693 sein Nachfolger wurde. Ihm drückte Gonzalez am 3. August 1697 seine Freude über den günstigen Stand der Mission aus, indem er ihm und seinem Gefährten (P. Wasmodt) für ihren unermüdlichen Eifer das größte Lob spendete[1]. Das Jahr 1700 brachte dann durch den neuen König Friedrich IV. die Anerkennung der Abgabenfreiheit der Stadt und des neuen Hauses, zugleich auch die Erlaubnis zur Errichtung eines katholischen Kirchhofes[2].

Die Mission in Dänemark lag den Obern sehr am Herzen. Dies geht u. a. hervor aus einem Briefe, den der General Nickel am 13. November 1660 an den P. Peter Arimont in Freiburg i. d. Schw. richtete. Ew. Hochwürden, so schreibt Nickel, haben vielleicht gehört, daß der katholischen Religion ein großes Feld im Königreich Dänemark geöffnet ist. Dort hat in der Hauptstadt die Frömmigkeit des Kaisers Leopold eine ständige Wohnung und eine Kapelle für die freie Ausübung der Religion uns erwirkt und eingerichtet. Um in einer so wichtigen und für das Seelenheil so erwünschten Sache es an nichts fehlen zu lassen, habe ich sofort genaue Umschau gehalten, um Leute zu finden, die für diesen Posten geeignet wären. An erster Stelle habe ich den P. Hieronymus Mülman erwählt und zum Obern für diese Mission bestimmt. Er hat in früheren Jahren das Kolleg in Köln geleitet, war mehrere Jahre in verschiedenen Missionen, versteht mehrere Sprachen, ist gewandt in der mündlichen und schriftlichen Behandlung der Kontroversen und vor kurzem in Trier zum Doktor der Theologie kreiert worden. Diesen habe ich bereits vorausgeschickt und suche nun für ihn einen Gefährten. Dafür erscheinen mir Ew. Hochwürden sehr geeignet, und ich lade Sie hiermit für diese

---

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] Die Namen der Missionäre sind: 1650 Mart. Hertingh, 51/52 Heinr. Kircher, 53/65 Theod. Bote, 66/68 Winmar Sivert, 74/83 Pet. Nütten, 83/86 Nütten, Heinr. Nissen, 87 Nütten, Joh. Braun, 88/93 Nütten, Herm. Klümper, 93/98 Klümper, Adam Weidenfeld, 98/99 Klümper, Joh. Wasmodt, 99/1700 Joach. Blumenberg, Wasmodt.

so ehrenvolle und hoffnungsreiche Unternehmung ein. Dies tue ich um so lieber und zuversichtlicher, weil mir Ihre Tugend und Ihr Eifer wohl bekannt ist. Ihnen soll Dänemark Indien sein, das Sie so oft und heiß erfleht. Dort können Sie nicht weniger wie an irgend einem andern Orte Ihre Mühen fruchtreich verwenden[1].

Über diese Bestimmung ließ Nickel am 25. Dezember 1660 dem niederrheinischen Provinzial Zwenbrüggen Mitteilung machen, mit dem Beifügen, P. Arimont sei ein durch natürliche und übernatürliche Gaben ausgezeichneter Mann und besitze alle Eigenschaften, die man von einem Missionär der Gesellschaft erwarten könne. Wenn derselbe in Kopenhagen angekommen, solle P. Sigismund Markweit in seine Provinz zurückgeschickt werden, falls nicht dessen Arbeit dort noch nützlich sei, und der kaiserliche Gesandte, bei dem die Unsrigen wohnen, sein ferneres Verweilen wünsche[2].

Der kaiserliche Gesandte, der hier erwähnt wird, war Freiherr von Goes, der sich um die dänische Mission große Verdienste erworben[3]. Bisher hatten die Katholiken in Kopenhagen dem Gottesdienst in der Kapelle des spanischen Residenten, des um die Mission ebenfalls sehr verdienten Grafen Rebolleto (1648—59) beiwohnen können[4]. König Friedrich III. verbot dies zwar 1655, doch bald nachher wurde das Verbot nicht mehr urgiert. Nach dem Weggange des spanischen Residenten nahm sich der kaiserliche Resident Freiherr von Goes nicht allein der Katholiken nachdrücklich an, sondern er ersuchte auch 1660 den Provinzial der niederrheinischen Provinz um einen Jesuiten, der als Beichtvater seiner Familie zugleich die Seelsorge der Katholiken übernehmen sollte. Die zwei Patres, die der Provinzial geschickt, P. Hieron. Mülman und P. Kasp. Sevenstern, predigten jeden Sonntag in deutscher oder französischer Sprache und hielten Freitags Christenlehre. Leider verließ der kaiserliche Resident bereits 1662 die Hauptstadt und der sonst den Katholiken wohlgesinnte König gab dem Drängen der Prediger nach und verbot die Ausübung des katholischen Kultus. Die Predigten wurden eingestellt, der öffentliche Gottesdienst hörte auf. Derselbe wurde aber unter stillschweigender Billigung des Königs in einem andern Lokal privatim fortgesetzt. Der eine Missionär P. Peter Arimont reiste nach Stockholm, wo er bald darauf starb (1662), so daß 1663 nur mehr ein Missionär in Kopenhagen war. Im Herbst 1663 kam ein französischer Resident, Anton de Courtin, an und nunmehr konnte der Gottesdienst wieder in der früheren Weise gehalten werden. P. Mülman starb 22. Oktober 1666[5]. Nun entbehrte die Stadt acht Monate lang eines Priesters. Im Juli 1667 konnte P. Heinrich Kircher unbehelligt in die Stadt kommen und den Gottesdienst in dem

---

[1] *Ad Germ. sup. Vergl. den Brief an den Provinzial Muglin vom 27. Nov. 1660.

[2] *Ad Rhen. inf. Briefe von P. Mülman über P. Markweit vom 15. und 16. Nov. 1661 in *Epp. Lithuan. 1605—1670 f. 911 ff.

[3] Vergl. die Briefe Nickels und Olivas an den kaiserl. Beichtvater P. Phil. Miller 24. April, 23. Okt. 1660, 1. Jan., 30. April 1661, 11. Febr. 1662 in dem *Reg. Ad Austr., die das lebhafteste Interesse für die deutsche Mission und große Anerkennung für Baron von Goes bekunden.

[4] Vergl. Metzler, Den förste Oprindelse til den Katholske Menighed i Köbenhavn in der Zeitschrift Varden 1911, 250 ff., 287 ff. Pieper 44 ff., 79 ff. *Hist. Coll. Hildesh. 1665 ff. *Annuae Missionis Hafniensis 1662, 1664.

[5] Über P. Mülman schrieb Freiherr von Goes von Cleve 5. Januar 1666 an den General Oliva: judicavi in his initiis personam R. P. Hieronymi prae ceteris plurimum profuturam imo quasi necessariam esse (Hafniae), quod et ipse experientiam in illis locis non mediocrem habeat et singulari quadam felicitate gratiam invenerit apud homines et virtutem suam ac sapientiam S^mo Regi totique aulae approbarit *Orig. Epp. Princ. 8, 280. P. Mülman war 1606 in Leipzig als Lutheraner geboren und hatte später in Köln seinen Bruder von der Konversion abwendig zu machen gesucht. Dies wurde der Anlaß zu seiner eigenen Konversion. Nach Vollendung der Philosophie trat er 1627 in die Gesellschaft, wurde Rektor in Hildesheim und Köln, dann Superior in St. Goar. Der Nekrolog rühmt seine große Demut und Liebe.

Hause des französischen Gesandten de Terlon wieder aufnehmen. Am 3. Dezember 1667 dankte ihm Oliva für seine guten Nachrichten und versprach, dem P. Annat Nachricht zu geben von den so großen Wohltaten, die er (P. Kircher) von dem Legaten de Terlon und dem Residenten de Courtin erhalten: ihre Namen würden in der Gesellschaft in steter dankbarer Erinnerung bleiben[1]. Terlon gelang es, nach dem Tode Friedrichs III. bei dessen Nachfolger Christian V. ein Dekret zu erwirken, worin ihm die Erlaubnis erteilt wurde, ein Haus mit Kirche zu errichten, in dem vier Priester, seien es Jesuiten oder andere, offen den katholischen Gottesdienst halten dürften, ebenso wurde die Anlegung eines Kirchhofes gestattet (6. Oktober 1671).

Ganz gebrochen hatte P. Kircher 1672 Kopenhagen verlassen. Am 15. April 1673 benachrichtigte Oliva den niederrheinischen Provinzial Weidenfeld, Kardinal Altieri, der Präfekt der Propaganda, habe einige Patres für Dänemark erbeten und dafür eine Unterstützung angeboten, weil jetzt keine geringe Hoffnung für dieses Reich erscheine, wenn in jeder Beziehung tüchtige Missionäre zur Hand seien. Er möge sich also um solche Leute umsehen und bald Nachricht geben. Und am 7. Oktober 1673 meldet Oliva, daß dem französischen Gesandten die Erlaubnis erteilt worden, vier Jesuiten bei sich zu haben. Als P. Jak. des Hayes am 25. April 1674 dem General von Kopenhagen geschrieben, daß dort mehr Arbeit als Frucht vorhanden, munterte ihn Oliva in herzlichen Worten auf, den unfruchtbaren Feigenbaum nicht im Stich zu lassen. Er möge den Mut nicht verlieren und seine Arbeit nicht für schlecht angewandt halten. Sollten aber seine Körperkräfte nicht ausreichen, so müsse P. Provinzial um andere Hilfe gemahnt werden. Bald aber kamen von P. des Hayes bessere Nachrichten, worüber Oliva am 5. April 1675 dem Pater seine Freude ausdrückte[2].

Auch von P. Joh. Sterck, der aus Schweden verbannt, auf Einladung Terlons nach Kopenhagen gekommen, langten in Rom gute Nachrichten ein. Auf seinen Bericht vom 29. Oktober 1675 antwortete ihm Oliva am 14. Dezember 1675: Ihre Nachrichten waren mir sehr angenehm, denn zu meiner großen Freude habe ich daraus ersehen, daß die katholische Religion dort allmählich emporblüht. Damit nun zu dieser Arbeit noch mehrere aus den Unsrigen aufgemuntert werden, soll bestimmt werden, daß drei heilige Messen in der ganzen Provinz gelesen werden für diejenigen, die entweder in der Mission oder nach einer in der Mission verbrachten zehnjährigen Tätigkeit in der Provinz gestorben sind. Ich werde darüber an Ihren Provinzial schreiben. Dies tat Oliva am selben Tage, indem er dem niederrheinischen Provinzial Bote die folgende Weisung zukommen ließ: Was früher unsern Missionären in England und Belgien bewilligt worden, das soll auch den Patres gewährt werden, die in den nordischen Missionen arbeiten, nämlich daß in der ganzen Provinz drei heilige Messen gelesen werden für alle, die in der Mission oder nach zehnjähriger Tätigkeit im Norden in der Provinz gestorben sind. So hoffe ich, daß noch mehr zu diesem ganz göttlichen Werke aufgemuntert und bei demselben länger und lieber ausharren werden. Ew. Hochwürden mögen deshalb sorgen, daß diese Verfügung in der Folge beobachtet und in das Buch der Ordinationen eingetragen wird[3].

Eine große Stütze fand die Mission an dem Konvertiten Nik. Steno, der trotz seiner Konversion 1672 eine Professur in Kopenhagen erhielt. Als Terlon 1675 Kopenhagen verließ, setzten die Prediger beim König ein Edikt durch, das die bisher

---

[1] P. Franz Annat war seit 1654 Beichtvater Ludwigs XIV. Vergl. Jos. Brucker, La Compagnie de Jésus, Paris 1919, 576, 578 ff.

[2] *Ad Rhen. inf.

[3] *Ad Rhen. inf.

gewährte Freiheit der Religionsübung den Katholiken entzog und auf die Hausgenossen der Residenten beschränkte. In diesem Dekrete vom 6./16. April 1676 werden auch die katholischen Schulen verboten. Der energischen Einsprache des spanischen Residenten gelang es aber, die Durchführung des Dekretes zu verhindern. Man wagte es sogar, die verstorbenen Katholiken öffentlich zu begraben. „Wir fahren fort — so berichtet P. Sterck Anfang 1677 — unter dem Geläute der Glocke mit öffentlichem Geleit zu begraben. Dem katholischen Geistlichen ist es mit Zustimmung des Kanzlers gestattet, sowohl öffentlich als privatim die Sakramente zu spenden. An österlichen Kommunionen wurden 1676 über 600, an monatlichen und festtäglichen über 3000 gezählt. Etwa 25 traten zur katholischen Kirche über. Ein großer Teil der katholischen Soldaten, welche zu dem Heere oder der Flotte des Königs gehören, haben hier die Sakramente empfangen und fromme Bücher, die ihnen in der Abwesenheit eines Geistlichen dienen können, erhalten."[1] Seit sechs Jahren war P. Sterck der einzige Missionär, erst Ende März 1678 kam ein zweiter Pater. Ende 1677 hatte der neue hannoversche Resident Franz Floramonti ebenfalls eine Kapelle für den katholischen Gottesdienst errichtet, wo bei offenen Türen Messe gelesen und gepredigt wurde. Auch erlaubte der König während des schwedischen Krieges einem der Patres, die in den benachbarten Städten erkrankten katholischen Offiziere und Soldaten zu besuchen und ihnen die Sakramente zu spenden. So berichtet Floramonti an den Kardinal Colonna am 5. Oktober 1678[2].

Des weitern schreibt Floramonti, der König habe gestattet, die katholischen Kranken in den Hospitälern in Stola und Rochett zu versehen, wozu die lutherischen Krankenwärter einen Tisch mit Kerzen zugerichtet hätten. Einer der Patres, welcher am meisten des Landes kundig sei, habe zwei katholische Schulen gegründet, um namentlich die Kinder der Armen zu unterrichten. Da aber die Zahl der Kinder täglich wachse, besonders viele Waisen von den katholischen Soldaten hinzukämen, befinde man sich in der größten Notlage . . . Außerdem müßten die Armen vielfach die Schulen versäumen, um ihr Brot zu erbetteln. Bei Gelegenheit des Krieges hätten sich zu Ostern 800 Katholiken eingefunden, während es früher 600 gewesen.

Von den Missionären, die trotz ihrer weltlichen Kleidung allgemein in Kopenhagen bekannt waren, erfreute sich besonders P. Sterck eines großen Ansehens bei Katholiken und Protestanten, selbst beim Könige, der ihm gern seine Bitten gewährte[3]. Der König, so schrieb P. Sterck am 20. April 1678 dem Kölner Nuntius, hat mir gestern gestattet, daß ich nächsten Montag nach Schonen gehen und den Katholiken in Landskrona die Sakramente spenden darf. Eine kleine Entgleisung des Paters erregte einen großen Sturm und wurde Anlaß zu seiner Entfernung.

In einer Predigt über das Evangelium von der Hochzeit zu Kana hatte er am zweiten Sonntag nach Epiphanie 1679 auch über die Ursachen gesprochen, weshalb von den katholischen Priestern Ehelosigkeit verlangt wird. Dabei berührte er auch die Ehen der protestantischen Prediger und äußerte, es sei schwer zu predigen, wenn man beim Studium auf dem einen Knie ein Buch und auf dem andern ein Kind halte. Ein Sturm auf allen protestantischen Kanzeln und in allen Kanzleien war die Antwort; Anklagen und Beschwerdeschriften über die Verletzung der Reichsgesetze durch die Katholiken folgten sich ohne Unterlaß. Als der Bischof April 1679 dem König eine zweite Beschwerdeschrift gegen die Katholiken und P. Sterck überreichte, erging der Befehl, P. Sterck habe bis Ostern 1679 Stadt und Land zu verlassen. Derselbe erhielt aber noch im selben Jahre einen Nachfolger.

---

[1] Pieper 86. Im Jahre 1677 waren 1500 katholische Polen im dänischen Heere.

[2] Pieper 87 f.

[3] Vergl. Pieper 89[1].

Später, 1682, erfolgte ein heftiger Angriff bei der Propaganda wie gegen die Missionäre in Hamburg und Hannover, so auch gegen die Tätigkeit des P. Sterck in Kopenhagen, als sei er schuld, daß der Magistrat in Kopenhagen die bisherige Duldung der katholischen Religion zurückgezogen habe. Aber die Zeugnisse der katholischen Residenten und anderer Katholiken zeigten die völlige Unrichtigkeit der Behauptungen in bezug auf die tatsächlichen Verhältnisse in Kopenhagen und die Tätigkeit des P. Sterck, dem alle das größte Lob spenden[1].

P. Sterck selbst sandte von Hannover, wo er sich damals aufhielt, am 25. Februar 1682 ein längeres Rechtfertigungsschreiben an den General Oliva, in dem er u. a. folgende Feststellungen macht: 1. Es ist nicht wahr, daß die Ausübung der katholischen Religion aufgehört hat. Vom Jahre 1671, wo ich nach Dänemark kam, ist sie bis jetzt niemals unterbrochen worden und macht täglich größere Fortschritte. Sie blüht in den drei Kapellen unter den drei Residenten, dem kaiserlichen, dem französischen und spanischen und wird besorgt von vier Priestern, von denen zwei Jesuiten sind. Der Gottesdienst ist öffentlich, d. h. mit öffentlichem Gesang, französischer und deutscher Predigt und Spendung der Sakramente sowohl in der Kapelle als privatim im Angesichte der Stadt und des königlichen Hofes fast ohne allen Widerspruch mit Ausnahme der protestantischen Prediger. Ich erinnere mich, daß der König vor ungefähr sieben Jahren, als ich in dem Hause des spanischen Gesandten de Fuem Major den Gottesdienst versah, seinen Untertanen den Besuch der katholischen Kapelle verbot, aber das Verbot wurde nach einigen Tagen zurückgenommen und die völlige Freiheit wiederhergestellt durch den Einfluß des spanischen Gesandten. 2. Die Übung der katholischen Religion hat durch die stillschweigende Duldung des Magistrats, wie die Anklage voraussetzt, in Kopenhagen weder angefangen noch Fortgang genommen, sondern sie beruht auf der nach dem Völkerrecht den Gesandten zukommenden freien Religionsübung, an der Einheimische und Auswärtige durch Duldung teilgenommen. 3. Ich habe in Kopenhagen keinen Prediger durch Predigten oder Disputationen herausgefordert und gereizt, wohl habe ich oft die strittigen Glaubenswahrheiten behandelt, aber ruhig, ohne daß irgendwie eine Klage dagegen laut wurde: das hielt ich für die unter den Protestanten lebenden und oft durch Kontroversen behelligten Katholiken für nötig. Übrigens bin ich nicht so unklug und leidenschaftlich, daß ich es wagte, in Kopenhagen die Prädikanten scharf und bitter anzugreifen und herauszufordern, da ich wohl weiß, durch die Erfahrung vieler Jahre belehrt, daß man bei den Protestanten, wo die Ausübung der katholischen Religion bewilligt wird, nicht mit Schärfe und Gewalt, sondern mit großer Vorsicht und Milde vorangehen muß. Da ich aber als Mensch auch fehlen kann, weiß ich, daß ich zuweilen durch unvorsichtige Worte in Rede und Predigt gefehlt habe, aber die vorliegenden Vorwürfe sind unwahr, wie ganz Dänemark bezeugen kann. Ich hätte auf jede Rechtfertigung verzichtet, wenn von Ew. Paternität nicht eine solche gewünscht worden[2].

Zum Jahre 1693 melden die Jahresbriefe: Die ganze Gemeinde setzte ein königliches Edikt in die größte Bestürzung. Unter Strafe von 100 Rtlrn. verbot dasselbe Eheschließung und Taufe vor dem katholischen Priester. Die Folge war,

---

[1] Es liegen die Originalzeugnisse vor von dem früheren hannov. Residenten Franc. de Floramonti, Hannover 4. Febr. 1682, des spanischen Residenten Juan de Salazar, Kopenhagen 24. Febr. 1682, der beiden Ärzte Phil. Haquart, Vater und Sohn, Hafniae 14. Febr. 1682 *Rhen. inf. 56, 397, 403 ff.

[2] *Orig. Rhen. inf. 56, 408. Vergl. auch den Brief des Statthalters der Niederlande, des Herzogs de Villa Hermosa, dat. Brüssel 26. April 1679 an den König Christian V. zugunsten des P. Sterck l. c. 401.

daß nur arme Leute oder Durchreisende, wie die Jahresbriefe von 1695 anmerken, den Mut hatten, ihre Kinder zu uns zu bringen oder vor unserm Priester die Ehe zu schließen. Für die Konversion von Einheimischen ist wenig Hoffnung, wenn man sie nicht an katholische Orte schicken kann, wo sie sich frei bewegen dürfen[1].

Trotz alledem ermunterten die Obern immer wieder zum Ausharren und Durchhalten. So schrieb Gonzalez am 1. März 1698 an den P. Friderici: Gar sehr hätte ich gewünscht, daß das königliche Dekret, wodurch dort die Andersgläubigen vom Übertritt zur katholischen Kirche abgeschreckt werden, aufgehoben werde, und so Ihren apostolischen Arbeiten eine reichere Frucht entspräche. Aber da Gott dies zuläßt, so müssen Sie es mit Geduld ertragen und mit dem früheren Eifer bei der Arbeit durchhalten. Zu besonderm Trost kann und muß Ihnen sein, daß deshalb Ihre Arbeiten Gott ebenso angenehm sind und Ihrer ja ein großer Lohn dafür im Himmel wartet[2].

Zu Fridericia in Jütland[3] hatte sich allmählich eine Anzahl Katholiken niedergelassen, denen die Regierung, um die Ansiedlung zu fördern, 1674 freie Religionsübung gestattete und später, 1682, ausdrücklich verbürgte. Im Jahre 1664 war der Missionär von Friedrichstadt in Fridericia tätig und spendete dort an 100 Personen die heiligen Sakramente. Eine eigene Missionsstation wurde erst 1674 errichtet. Am Feste der heiligen Lucia hielt im Hause des Obersten van den Weghe P. Mart. Chierfomont den ersten Gottesdienst. Bald darauf wurde in der Nachbarschaft ein Haus gemietet und dort eine Kapelle eingerichtet. Hier wurden öffentlich die Sakramente gespendet und an allen Sonn- und Festtagen Predigt und Katechese gehalten. Da wegen des Krieges mit Schweden Oberst van den Weghe abzog, wurde auch Chierfomont zeitweilig abberufen. Er konnte aber nach einigen Monaten wieder auf die Station zurückkehren. Am 6. April 1676 erging ein Edikt des Königs von Dänemark, in dem allen Angehörigen der Augsburger Konfession unter schweren Geldstrafen verboten wurde, an Orte mit einem andern Religionsexerzitium zu reisen. Trotz der Duldung für Fridericia wirkte das Dekret einschüchternd auf die Katholiken. Am 27. März 1683 drückte P. de Noyelle dem P. Stanisl. Fölckers in Fridericia seine Freude darüber aus, daß endlich die öffentliche Ausübung der katholischen Religion dort gestattet sei[4].

Seit 1683 waren auch in Fridericia zwei Missionäre, trotzdem die Arbeit dort nicht sehr ermutigend war. Die Jahresbriefe von 1684 berichten: Die meisten Katholiken sind hier Soldaten; die das nicht sind, zeigen eine solche Lauheit, daß sie durch die eine oder andere Kommunion im Jahre alle Pflichten eines Katholiken reichlich zu erfüllen glauben. Konversionen kommen nur bei Ausländern vor, bei Inländern besteht wegen der strengen Gesetze wenig Hoffnung. Das 1684 veröffentlichte Gesetz bedrohte jeden Konvertiten mit Verlust des väterlichen Erbes und Landesverweisung. Aber, so schließt der Bericht, vieles müssen wir hier ertragen aus Liebe zu den

---

[1] Die Konversionen schwanken meist zwischen 2—10 jährlich, 1670 waren es ausnahmsweise 21. Taufen werden angegeben für 1670 11, 1675 21, 1688 42; Ehen 1670 4, 1688 7; Kommunionen zu Ostern 1670 und 71 330 bis 340, das Jahr hindurch über 2000, 1678 zu Ostern 860, während des Jahres 3300, 1680 zu Ostern 400, das Jahr hindurch 2200; 1686 während des Jahres gegen 3000.

[2] *Ad Rhen. inf. Folgende Patres arbeiteten in Kopenhagen: 1660/61 Hieron. Mülman, Kasp. Sevenstern, 61/62 Mülman, Pet. Arimont, 64 Mülman, 64/65 Mülman, Pet. Wernich, 66 Mülman, 67/68 Heinr. Kircher, 71/79 Joh. Sterck (Jak. des Hayes 74, Dionys. Kleeff 79), 80 Ludw. Gaussin, Gottfr. Höne, 81/82 Gaussin, 83 Quir. Quirini, Gaussin, 84 Quirini, 85 Quirini, Ernst Copper, 89 Quirini, Karl Blancke, 89/93 Quirini, 89/98 Quirini, 93/94 Joach. Blumenberg, 95/98 Nikol. Friderici, 99/1700 Konr. Weis (Weiß, Weys).

[3] *Litt. Miss. Fridericianae 1686 ff., *Hist. Coll. Hildesh. 1681—84, Pieper 91 f.

[4] *Ad Rhen. inf.

vielen gegen 2000 Katholiken, die sich in Fünen, Jütland und dem nähern Holstein befinden, zu denen man von hier, dem Herzen Dänemarks, schnell gelangen kann.

Im Jahre 1686 wurde für die Mission ein ansehnliches, erst vor 19 Jahren erbautes Haus mit großem Garten erworben durch Vermittlung eines höhern Offiziers und durch das Geld eines ungenannten deutschen Wohltäters. Diese Erwerbung erregte natürlich in hohem Grad den Zorn der Gegner, der aber keine weitern Folgen hatte. Ebenso nahm eine Fehde, die 1687 in Fünen gegen die Arbeiten der Patres erregt wurde, einen günstigen Ausgang, so daß man auch dort wenigstens einstweilen (bis 1688) frei wirken konnte. Im Sommer dieses Jahres begann man mit dem Bau einer Kapelle auf dem freien Platz vor dem Hause. Die 50′ lange und 26′ breite Kapelle wurde dem heiligen Kanut geweiht und Oktober 1688 in Benützung genommen.

Das Jahr 1692 brachte dann eine weitere Stärkung. Durch Vermittlung des kaiserlichen Gesandten, des Grafen Königsmark, erhielt die Station von dem König Immunität von allen Zivillasten sowohl sachlicher als auch persönlicher Natur und damit eine größere Sicherheit gegen alle Angriffe. Diese setzten zwar mit dem Tod des Königs Christian V.[1] wieder ein, aber der kaiserliche Gesandte von Hanses erlangte 1700 von Friedrich IV. die Bestätigung des Immunitätsprivilegs.

Die Tätigkeit der Missionäre beschränkte sich nicht auf Fridericia, sondern erstreckte sich auf ganz Jütland und die Insel Fünen. Die gewohnten Ausflüge, so heißt es 1699, wurden nicht unterlassen, sondern in Reisen von 40—50 Meilen haben wir mit Gefahr für Leib und Leben zu Wasser und zu Lande die zerstreuten Katholiken besucht und durch Spendung der Sakramente und heilsame Belehrungen erquickt und im katholischen Glauben bestärkt[2]. Es ist keine geringe Frucht Ihrer Arbeit, so ermunterte Gonzalez am 17. August 1697 den P. Konr. Weys (Weiß) in Fridericia, wenn Sie, wie Sie in Ihrem Berichte schreiben, die Katholiken in Ihrem Glauben bewahren bei einer solchen Menge von Sekten und bei einer solchen Ausgelassenheit des Lebens. Freilich wäre die Frucht ja noch größer, wenn es jedem freistände, seine Sekte zu verlassen und zur katholischen Kirche zurückzukehren[3].

Auch in Stockholm blieben die drakonischen Gesetze gegen die Katholiken bestehen. Dem in Schweden landenden katholischen Missionär drohte der Tod durch Henkershand, auf dem Übertritt eines Schweden zur katholischen Kirche stand der Tod und Einziehung des Vermögens. Die einzige Möglichkeit für katholischen Gottesdienst war die Kapelle eines katholischen Residenten, der einen Kaplan aber nur für sich und die Hausgenossen halten durfte. Der kaiserliche Gesandte in Kopenhagen, Baron von Goes, bat Anfang 1661 den General, einen Pater nach Schweden zu senden. P. Nickel wollte gerne willfahren, wenn die entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden werden könnten, wie er am 30. April 1661 dem P. Phil. Miller schrieb[4]. Im Jahre 1665 kam als Kaplan des französischen Residenten, Arnauld de Pomponne, P. Pakenius nach Stockholm, wo er bis zur Abberufung des französischen Residenten blieb. P. Oliva ermunterte am 25. Juni 1667 den P. Pakenius

[1] „clementissimi et religioni nostrae optime addicti regis“ sagen die Jahresbriefe von 1699.

[2] Auf diesen Ausflügen zählte man Kommunionen zusammen mit denen in Fridericia anfangs 1674 gegen 300, später jährlich 1300 bis 2000, meist Soldaten. Die Konversionen von Auswärtigen betrugen durchschnittlich 1—3, einmal, 1687, waren es 9.

[3] *Ad Rhen. inf. Missionäre waren: 1674/77 Mart. Chierfomont, 79/80 Herm. Müller (81 von Fredrichstadt versehen), 82 Stanisl. Fölckers (Volkers), 83/89 Fölckers, Franz Aquilanus, 88/89 Fölckers, Aquilanus, Arnold Lörsman, 89/90 Fölckers, Laur. Baer, 90/94 Fölckers, Konr. Weiß, 94/99 Weiß, Kornel. Barring, 99/1700 Jakob de Ponte, Barring, Matth. Hall, 1700/01 de Ponte, Barring.

[4] *Ad Austr.

zur Dankbarkeit gegen Gott, daß er uns durch Verfolgungen läutert und uns stark und willig macht für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Wenn Gott es will, wird der Augenblick kommen, wo aus diesem Dunkel der Trübsale eine schönere Morgenröte für die katholische Sache erglänzen wird. Fahren Sie also fort zu glühen und zu leuchten[1]. Das tat Pakenius. Dies bezeugte der französische Gesandte bei seinem Abgang von Stockholm in einem Briefe vom 31. Juli 1668 an Oliva, in dem er dem P. Pakenius ein glänzendes Zeugnis für seine Tugend und seine Mission ausstellte und dem General dankte, daß er ihn solange zur Verfügung des Gesandten gelassen habe[2].

Ende Mai 1669 traf P. Joh. Sterck in Stockholm ein als Kaplan des kaiserlichen Residenten. Der Gottesdienst wurde in einen geräumigern Saal verlegt, Vormittag und Nachmittag mit gregorianischem Gesang zuweilen auch mit Musik gefeiert. Bei den Predigten waren auch Protestanten zugegen. Im Jahre 1670 heißt es, daß außer dem P. Sterck bei dem kaiserlichen Residenten auch ein französischer und spanischer Priester die heilige Messe lasen und so auch ihre Landsleute dahinzogen. An Sonn- und Festtagen war vormittags deutsche, nachmittags nach der gesungenen Vesper französische Predigt. Es ging alles gut voran, als der Tod des kaiserlichen Residenten eine schlimme Wendung herbeiführte. P. Sterck setzte anfangs den Gottesdienst fort und trat, um diesen zu sichern, in den Dienst des spanischen Residenten Fernan Nuñez. Eben wollte er in dessen Haus übersiedeln, als er am 19. Februar 1671 verhaftet und nach mehreren Verhören zum Tode verurteilt, dann aber auf die dringende Vorstellung des spanischen Residenten zur Landesverweisung begnadigt wurde. So mußte P. Sterck dieses Feld einer gesegneten Wirksamkeit verlassen und mit Kopenhagen vertauschen[3].

Vorübergehend bestand auch eine Mission in Norwegen und zwar in Friedrichstadt. Seit mehr als zehn Jahren — so heißt es in den Jahresberichten der Mission von Norwegen 1687 — gab der General Joh. Casp. de Cicignon, Herr in Wampag, einem unserer Missionäre Wohnung und Tisch[4]. Hierüber schrieb der Kölner Nuntius Pallavicini am 1. Mai 1678 an die Propaganda: In den ersten Jahren meines Hierseins[5] ging ein anderer Priester der Gesellschaft Jesu nach Norwegen, der den guten Charakter jenes Volkes und die Anhänglichkeit, die es der katholischen Religion bewahrt hatte, bezeugte. Diese Nachricht und die Gelegenheit, welche die Anwesenheit eines katholischen Obersten bot, haben den Anstoß zu dieser Mission gegeben. Anfang April 1678 verließ P. Chierfomont Fridericia (Jütland), um sich nach Norwegen zu begeben. Gegen den Bischof von Christiania, der verlangte, daß man das Reich von dem papistischen Sauerteig, der die Masse verderbe, reinigen müsse, betonte der Vizekönig von Norwegen, er könne jetzt diesem Wunsche noch nicht entsprechen, da er soviele Katholiken unter seinen Fahnen habe. Im September 1678 war Chierfomont auf der von Cicignon befehligten Flotte vor Gotenburg als Seelsorger für die katholischen Soldaten. Anstrengungen und Krankheit rafften ihn schon im November weg[6]. Nach einem Briefe des Kölner Nuntius vom 11. Dezember 1678 befand sich aber schon ein Nachfolger unterwegs[7]. Dieser

---

[1] *Ad Rhen. inf.

[2] *Orig. Epp. Princ. 8, 350.

[3] *Hist. Coll. Hildes. 1669 ff., Stöcklein, Neuer Welt-Bott (1730) 16, Nr. 382, Pieper, Propaganda 48 ff., Katholische Missionen 1888, 159 ff. über einen neuen Versuch und dessen scharfe Bekämpfung im Jahre 1683 vergl. die *Litt. ann. Prov. Austr. 1683 Wien, Hofbibl. 12226.

[4] *Litt. ann. Mission. Norvegiae.

[5] Pallavicini war seit April 1673 in Köln.

[6] Er starb in Marstrand als der erste Jesuit in Norwegen. Reiffenberg II lib. 29, c. 4.

[7] Pieper, Propaganda 92.

war P. Ludwig Gaussin, dem schon 1680 P. Quirinus Quirini und 1681 P. Kaspar Meyer (Mejer) folgten.

In dem Nekrolog des P. Kaspar Meyer, der am 7. Januar 1687 starb, findet sich die Notiz: Am 7. März 1680 wurde P. Kaspar Meyer vom Provinzial nach Norwegen geschickt; einige Jahre war er des Beichtvaters beraubt, inzwischen begann er die verwilderten Sitten besonders bei den Katholiken zu bessern. Immer wußte er sich nützlich zu beschäftigen. Den Sohn des Generals de Cicignon, zwei Verwandte desselben und andere Jünglinge lehrte er die deutsche, französische, lateinische Sprache und den Katechismus. Die Jahresberichte von 1687 heben mit großem Lob hervor die große Liebe, Sorge und Aufopferung, die der General und seine lutherische Gemahlin Sophie von Hagendohren mit ihrer ganzen Familie dem P. Meyer während seiner langen und sehr lästigen Krankheit angedeihen ließen[1]. Auch P. Matth. Mertens (seit 1684 in Norwegen) stand dem Kranken mit großer Liebe Tag und Nacht bei und war bei seinem Tode zugegen. Bei dieser Gelegenheit bemerken die Jahresbriefe, daß der General von nun an keinen Unterhalt mehr gewähre, sondern statt dessen jährlich 100 Rtlr. gebe. Er hatte soviel auch dem verstorbenen P. Meyer außer dem Unterhalt versprochen, aber nichts gegeben. Die Fundation reicht nicht für zwei. Da die Bekehrung der Landesuntertanen und die Ausübung der katholischen Religion verboten ist, mühen wir uns hier ab bei den Schiffern und Kaufleuten, die aus katholischen Gegenden häufig im Sommer herkommen, ferner bei den ca. 40 Personen, die vor mehreren Jahren hier gleichsam ihren Wohnsitz genommen, die ohne Beistand sicherlich abfallen würden. Trotzdem besuchen einige aus Menschenfurcht oder Neugierde die protestantischen Predigten. Wir raten den Katholiken, wieder in katholische Länder zu ziehen; das haben mehrere getan.

Seit Sommer 1685 bewohnten die beiden Missionäre ein neues Haus. Der Gottesdienst war 1687 zu Weihnachten sehr feierlich in dem großen Saal des Generals von Cicignon. Dort wurden auch 1688 an den Sonn- und Festtagen die halbstündigen Predigten gehalten[2]. Als Friedrichstadt im Jahre 1690 wieder gänzlich abbrannte, ging auch das eben gebaute Haus der Missionäre in Flammen auf. Von da ab wurde der von nur 5—6 Personen besuchte Gottesdienst auf dem Gute des Generals von Cicignon, eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt, gehalten. Im Jahre 1689 besorgte ein Missionär die auf 80 Meilen zerstreuten 38 Katholiken, weil das noch nicht fertige Haus keinen Raum für einen zweiten bot. Im selben Jahre wurde dem Missionär mitgeteilt, daß er das Land verlassen müsse, da durch das neue Gesetz (Verbot des Abfalls vom Luthertum) das früher (1681) Friedrichstadt verliehene Privileg hinfällig geworden sei[3]. Der Ausweisungsbefehl wurde zwar bald wieder zurückgenommen, aber jede Tätigkeit des Missionärs fast unmöglich gemacht. Ein neues Edikt verordnete die protestantische Erziehung aller Kinder aus gemischten Ehen. Infolgedessen werden die wenigen Katholiken, die noch im Lande sind, so klagen die Jahresbriefe von 1690, gezwungen, entweder auf die Ehe zu verzichten, da sie keine katholischen Frauen bekommen können, oder ihre Kinder dem Protestantismus zu überantworten.

---

[1] P. Kaspar Meyer war geboren in Malmedy 2. Dezember 1630 und 5. Juli 1648 eingetreten. 20 Jahre war er in den schwierigsten Missionen tätig, zuerst in Hamburg, dann in der Lagermission, endlich seit 1680 in Norwegen. *Necrol. Prov. Rhen. inf.

[2] aula domestica (aula suburbana) Generalis de Cicignon . . . ordinarius divini officii locus.

[3] Im Jahre 1688 erschien unter dem Namen Christian V. eine große Gesetzsammlung in 7 Büchern. Darin wird u. a. die katholische Religion und die Aufnahme eines Katholiken unter schwerer Strafe verboten. Alle, die eine Jesuitenschule besucht, werden zu jedem Amt für unfähig erklärt.

Kommunionen wurden 1685 60 gezählt, 1687 80 Beichten, im selben Jahre eine Konversion (Ausländer). Im Jahre 1689 heißt es: In der Stadt Friedrichstadt ist nur ein Katholik und zwar ein Soldat. Solange die Mission besteht sind mehr von der Kirche abgefallen als zu ihr zurückgekehrt.

Der letzte Missionär, P. Jodok Weimers, der 1689 nach Norwegen gekommen, sprach sich 1690 für die Auflassung der Mission aus[1], und bald darauf richtete Gonzalez am 7. April 1691 an den niederrheinischen Provinzial Weisweiler die Weisung, er möge mit seinen Konsultoren beraten, ob die Mission in Friedrichstadt nicht anderswohin zu übertragen sei, denn er höre, daß in derselben außer nicht wenigen und nicht geringfügigen Nachteilen kaum irgendeine Hoffnung auf Frucht vorhanden sei[2]. Infolgedessen wurde P. Weimers 1691 zurückgerufen[3].

[1] *Rationes P. Jodoci Weimers Missionarii Fridericopolitani in Norvegia pro abrogatione vel potius mutatione missionis istius. Kop. Rom Staatsarch. Jes. Collegi M. 173.

[2] *Ad Rhen. inf.

[3] Im Jahre 1691 ist er im Kolleg in Münster (W.) Er starb am 15. Dezember 1704 zu Hildesheim. — Von Missionären in Norwegen werden genannt: 1679 Ludw. Gaussin, 80 Quir. Quirini, 81/87 Kasp. Meyer, Matth. Mertes (Mertens), 88/89 Mertes, Jod. Weimers, 89/91 Weimers.



Neuntes Kapitel.

Soldaten-Seelsorge.

Organisation. Österreichische Provinz. Oberdeutsche Provinz. Oberrheinische und Niederrheinische Provinz.

Die Soldatenseelsorge nahm auch nach dem Dreißigjährigen Kriege ihren Fortgang und zwar in der Form, daß einzelne Regimentsinhaber sich einen Pater erbaten, so z. B. 1650 Amalfi und Piccolomini[1]. An der Spitze der Patres castrenses in Österreich stand ein eigener Oberer, der bei dem Stabe des kommandierenden Generals weilte und vielfach dessen Beichtvater war. Die ganze Lagermission unterstand dann noch dem Präpositus des Wiener Profeßhauses, bei dessen Namen in den Katalogen der Zusatz steht Superior missionis castrensis. Es gab also einen Obern für die Front und einen für die Heimat. Die Fakultäten für die Seelsorge vermittelte aber nicht der Präpositus, sondern der kaiserliche Beichtvater.

Der Wiener Nuntius Kardinal Buonvisi stellte am 3. Juni 1684 die folgende Vollmacht aus: Da der kaiserliche Beichtvater P. Christoph Stettinger um die früher bewilligten Fakultäten für die Seelsorge in den kaiserlichen Heeren gebeten, so erteilt der Nuntius dieselben für sieben Jahre. Der Beichtvater kann sie sowohl Weltpriestern als auch Regularen geben[2]. Unter dem 28. Dezember 1696 erteilte der kaiserliche Beichtvater Menegatti dem Feldgeistlichen P. Ant. Engellender S. J. bei dem Regimente Herberstein in Bevollmächtigung des Uditore der Nuntiatur Franz Tucci alle Fakultäten für Spendung der Sakramente usw. Zum Schluß heißt es: Ich will aber, daß der Gebrauch dieser Fakultäten gestattet ist unbeschadet des Rechtes der Pfarrer zur Zeit der Winterquartiere an jenen Orten, an denen katholische Pfarrer sind, die den Soldaten die Sakramente spenden können[3].

In den polnischen Krieg im Jahre 1658 zogen mehrere Missionäre mit dem kaiserlichen Heere durch Polen, Preußen, Holstein und Dänemark, wie die österreichischen Jahresbriefe von 1658 berichten. In Krakau predigte einer der Patres regelmäßig deutsch den Soldaten und richtete eine deutsche Schule für die Soldatenkinder ein. In der Nähe von Hamburg lagen die Soldaten, für deren Nahrung schlecht und für deren Kleidung noch schlechter gesorgt war, in sumpfigen Erdgräben, um sich gegen die Kälte zu schützen. Da gab es für die Missionäre

---

[1] Briefe vom Januar und Februar 1650 an den General. *Orig. Epp. Princip. 1650.

[2] *Epp. P. Vota 2, 209 f.

[3] *Wien, Staatsarch. Geistl. Arch. 418. — Der General Nickel schrieb 4. Mai 1658 an den österreichischen Provinzial: Certum est, nec geri nec suscipi posse sine mandato sedis Apost. ab aliquo Nostro Missionario Castrensi in Castris munus Vicarii Generalis sine titulo, sed cum omni potestate et jurisdictione, etiam in Sacerdotes omnes Castrenses Regulares et Saeculares, nec posse ullum e Soc. nostra ambire istiusmodi sive dignitatem, sive potestatem. *Institut. 75.

Arbeit übergenug; sie bettelten Nahrung für die hungernden Soldaten, pflegten die Kranken, trösteten die Sterbenden. Vor dem Überfall auf Sonderburg eilten die Patres durch die Linien und erweckten mit den Soldaten einen Akt der Reue und gaben Gelegenheit zur Beicht. Selbst in das Lager der Brandenburger eilten sie, um dort zu helfen, was die protestantischen Soldaten sehr erbaute.

Bei Gelegenheit dieser Arbeiten schrieb der General Nickel am 22. Juni 1658 an den Provinzial Berthold: Über die Art und Weise der Lagermission habe ich schon früher (4. Mai) meine Wünsche geäußert; sollten dieselben nicht erfüllt werden können, so möchte ich doch nicht, daß deshalb die Mission aufgegeben wird, da solche Missionen unserm Institut durchaus entsprechen[1]. Ew. Hochwürden mögen es sich aber besonders angelegen sein lassen, nur solche Missionäre auszuwählen, auf deren Tugend man sich verlassen kann, und einen klugen und wachsamen Obern aufstellen. Endlich sollen die Missionäre, soweit das möglich sein wird, zusammenbleiben und an Orten, wo die Gesellschaft eine Niederlassung hat, dort absteigen. Über das Resultat der Mission drückte Nickel am 10. April 1660 dem Provinzial seine große Befriedigung aus: Daß die Unsrigen in der Lagermission nach dem übereinstimmenden Urteil der Offiziere und Mannschaften ihr Amt vorzüglich versahen, hat mir großen Trost bereitet. Zugleich mußte er aber seinem Schmerze Ausdruck verleihen über den Obern (Georg Tremel), der trotz der größeren Verpflichtung seiner Pflicht nicht genügt. Aus den folgenden Briefen geht hervor, daß zwar viele Fabeln über P. Tremel von den Häretikern verbreitet wurden, aber schließlich sich als richtig herausstellte, daß derselbe von der Kirche abgefallen war[2].

Als der Kaiser durch den Vizeprovinzial P. Horst am 7. Mai 1661 um weitere Missionäre für die Lagermission bat, antwortete P. Nickel am 4. Juni 1661 durchaus zustimmend, aber er betonte mit Hinweis auf das eben erlebte traurige Beispiel die Notwendigkeit einer guten Auswahl; zugleich solle eine Ordnung vorgeschrieben werden, um die Missionäre gegen die großen Gefahren zu schützen. P. Horst verfaßte eine Instruktion, die am 6. August 1661 die volle Billigung des Generalvikars Oliva fand. Derselbe ermunterte zugleich die Patres, die für die Mission bestimmt waren, und forderte sie auf, diese Instruktion getreu zu beobachten. Zu dem § 7 wünschte er den Zusatz, daß die Patres wenn möglich in einem Zelte zusammenlebten und dort auch ihre gewöhnlichen geistlichen Übungen verrichteten. Das sei auch in der flämisch-belgischen Lagermission in Gebrauch. Der einen starken Willen hat, kann viel, so fügt er bei[3].

Mit dem Jahre 1661 sind wir schon bei dem großen Türkenkriege angelangt, der bis 1664 dauerte. In diesem Jahre zogen Jesuiten sowohl mit den österreichischen als auch mit den bayrischen Truppen nach Ungarn. Der bayrische Resident in Wien Ferd. Stoyberer schrieb am 14. Dezember 1661 an den Kurfürsten, der Provinzial der österreichischen Provinz sei durch die Ereignisse in Ungarn, die viele Leute als Ersatz für die Prädikanten forderten, sehr in Anspruch genommen; bei der Armada seien schon 15 Patres gestorben.

Ein Verzeichnis, was für P. Christoph Fleischer und P. Cl. Otto, so zu den bayrischen Kriegsvölkern nach Ungarn abgeschickt, zur Ausstattung erkauft worden, weist Ausgaben auf für Kleider, Schuhe, Decken, Bücher, Zehrung für drei Pferde und einen Diener[4].

---

[1] cum sit Instituto nostro valde consentaneum Missiones huiusmodi instituere.

[2] *Ad Austr. Vergl. Nickel 28. Aug., 11. Sept., 6. Nov., 4. Dez. 1660 und 1. Jan. 1661 an den Präpositus Pizzoni und den Provinzial.

[3] Qui valde vult multum potest. *Ad Austr. Vergl. Oliva an Horst 27 Aug. und 8. Okt. 1661.

[4] *München, Kriegsarchiv B Türkenkrieg 1661 bis 1664. Die Quittung für die Summe von 194 fl. 22 kr. ist datiert Wien 5. Jan. 1662

Beim Jahre 1663 geben die Jahresbriefe der österreichischen Provinz an, daß die Lagermission auf die einzelnen Regimenter verteilt wurde, also so viele Missionen als Regimenter. An die Spitze trat je ein Pater für jedes Regiment. Dieser sorgte dann für den Gottesdienst. Morgens und abends wurde zum Englischen Gruß geblasen; bei dem Zeichen entblößten sowohl die katholischen als auch die protestantischen Soldaten das Haupt zum Gebet. Das geschah auch bei andern Anlässen, so wenn der Priester am Ende der Messe ein deutsches Gebet verrichtete. An Sonn- und Festtagen lasen mehrere Missionäre zwei heilige Messen für die an verschiedenen Orten verteilten Regimenter. An denselben Tagen predigten sie auch zwei oder dreimal. Der Predigt ging voraus deutscher Volksgesang, der auch den Protestanten sehr gefiel. Mehrere Patres richteten im Lager Elementarschulen ein; in diesen wurde an allen Freitagen Christenlehre gehalten, an welcher auch Erwachsene teilnahmen. Unter diesen gab es manche, die im Lager geboren und erzogen waren und mit zwanzig und mehr Jahren noch nie gebeichtet hatten. Mit Erfolg bekämpften die Patres besonders die Trunksucht und den Aberglauben. Auch gelang es bei manchen den monatlichen Empfang der heiligen Sakramente einzuführen. Überall bemühte man sich, den Leuten die Erweckung der vollkommenen Reue beizubringen. Vielfach mußten die Patres im Bereiche der Kugeln die heilige Messe lesen. Das Aufsuchen der Verwundeten im Kampffelde war mit beständiger Lebensgefahr verbunden. Die Sorge für die verwundeten und kranken Soldaten nahm um so mehr Zeit und Mühe in Anspruch, je schlechter die sanitären Einrichtungen waren. So konnte es nicht ausbleiben, daß manche Patres unter der Last zusammenbrachen und selbst das Lazarett aufsuchen mußten[1].

In den Jahren 1663 und 1664 war das Elend der Soldaten, die an der steirischen Grenze den Türken gegenüberstanden, furchtbar. Die Zahl der kranken und verwundeten Soldaten wuchs täglich, und es fehlte an der notwendigsten Pflege. Viele lagen in Viehställen und Scheunen, und aus Mangel an Pflege waren die Wunden brandig und voll Ungeziefer. Auch hier traten die Jesuiten als Helfer ein. Ohne Scheu vor Mühsal und Ansteckung übernahmen sie den Krankendienst. Aber die Arbeit war so groß, daß Zeit und Hände nicht ausreichten. Später nach der blutigen Schlacht bei St. Gotthard (1. August 1664) wurde es noch schlimmer. Die Mehrzahl der Verwundeten wurde nach Graz geschickt. Manche Verwundete waren schon früher hierhin nicht gegangen, sondern buchstäblich gekrochen. Ruhr, Fieber und Hunger wüteten in ihren Reihen. Da lagen nun viele, die nicht mehr weiter konnten, in den Straßen der Vorstädte bis weit hinaus in den Feldern. Ein Jesuit kam zufällig hinaus und sah dieses Elend. Die Verwundeten schrien und wimmerten: Brot. Sofort eilte er ins Kolleg und rief seine Mitbrüder zur Hilfe. Da eilte nun — so erzählt der Geschichtschreiber des Kollegs — alles nach Lebensmitteln, den Hunger der Armen zu stillen. Man organisierte die Pflege. 4—5 Paare eilten zur Tag- und Nachtzeit zu diesem Liebeswerk hinaus und gönnten sich kaum Zeit zum Essen. Und wenn sie abgemattet nach Hause kamen, wurden sie alsbald wieder von neuer wachsender Not zu neuer Arbeit gerufen. Sie legten die Schwachen, die nicht gehen konnten, auf eigens gemietete Wagen und führten sie in die beiden großen Lazarette. Sie reichten ihnen die Speisen und flößten sie ihnen ein, reinigten die eiternden Wunden, verbanden sie, wechselten die von Unge-

und trägt die Unterschrift Herm. Horst Praep. dom. prof. Vien. S. J. et Praefectus Missionum Castrensium.

[1] Wie eine Regierungsverfügung vom 14. Oktober 1661 an die Medizinische Fakultät der Wiener Universität besagt, rührte der Untergang der kranken Soldaten bei der in Ungarn stehenden Armada meist daher, daß daselbst kein Medikus und bei der Feldapotheke zu wenig Gesellen vorhanden. Senfelder, Acta 5, 422.

zieser wimmelnde Wäsche und pflegten wie eine Mutter ihr Kind. Dieses Beispiel entflammte auch andere zur Nachahmung. Dreißig vornehme Damen nahmen sich nun ebenfalls der Pflege an. Drei Monate dauerte diese Pflege, denn für die Toten und Geheilten traten stets neue Kranke ein. 73 protestantische Soldaten wurden, gerührt durch diese liebevolle Pflege, katholisch, 127 Soldaten, die halb genesen ins Lager zurückmußten, kamen eigens ins Kolleg, um ihren Dank abzustatten, sie fielen den Jesuiten zu Füßen und mit Tränen in den Augen küßten sie ihnen Hand und Kleid und priesen ihre Barmherzigkeit.

Unter den Patres, die die Maroden aufsuchten und in die Spitäler brachten und dort verpflegten, wird besonders gerühmt P. Joh. Bernard aus Wien. Er starb, erst 35 Jahre alt, 1667 zu Neusohl. Durch seinen Eifer als Missionär in den Goldgruben von Ungarn hatte er sich vor der Zeit aufgerieben[1]. Ein anderer Pater zeichnete sich besonders in der Schlacht bei St. Gotthard aus. Es war dies P. Andreas Schaffer aus Steiermark (Leibnitz), der sich in Kälte und Hitze, bei Hunger und Durst, zuweilen vom Notwendigsten entblößt ganz für die Soldaten opferte. In der Schlacht bei St. Gotthard kroch er mit der größten Todesverachtung im dichtesten Kugelregen zwischen den schwerverwundeten und sterbenden Soldaten umher, um ihnen beizustehen. Bei der Belagerung von Neuhäusel durch die Türken war er Tag und Nacht tätig für die Besatzung, um sie geistig und leiblich zu stärken, oft mußte er die kurze Ruhe auf hartem Boden suchen. Einmal als er die Messe las, zerschmetterte eine Kanonenkugel einige Leuchter auf dem Altar; er las aber unerschrocken die heilige Messe bis zum Ende fort. Ein Schlaganfall setzte 1674 seinem Leben mitten in der Arbeit ein glorreiches Ziel[2].

Zum Jahre 1684 finden wir in den Jahresberichten wieder einen Abschnitt über die Lagermission, in dem erzählt wird, daß die Patres außer der eigentlichen Seelsorge sich auch der leiblichen Nöte der Soldaten opferfreudig annahmen. Durch reichliche Almosen, die sie erbettelt, waren sie in Stand gesetzt, nicht allein den einzelnen Soldaten Unterstützungen zukommen zu lassen, sondern auch Chirurgen anzustellen, Arzneien, Lebensmittel und Kleidungsstücke zu kaufen und zu verteilen an solche, die ohne dieselben zugrunde gegangen wären. Selbst Offiziere bedurften solcher Unterstützungen. Die Verwundeten wurden aufgesucht, abtransportiert und verpflegt. Zuweilen gaben die Patres den Verwundeten von ihrer eigenen Kleidung und dem eigenen Leinenzeug. Vielfach legten sie selbst Hand an beim Reinigen und Verbinden der Wunden. Bei der Belagerung von Buda krochen sie in die Gräben und unterirdischen Minengänge, um den verwundeten und sterbenden Soldaten zu helfen. Da manche Gefallene unbeerdigt herumlagen, begruben sie dieselben mit eigener Hand. Auch die Soldatengefängnisse erfreuten sich ihrer Sorge, und manche Gefangene verdankten ihrer dringenden Fürsprache die Befreiung. Einen großen Dienst erwiesen sie dem Heere, indem sie bei den damals so häufig vorkommenden Rang- und Befehlsstreitigkeiten zwischen den Kommandanten und den übrigen Offizieren als Vermittler wirkten und mit Erfolg manche sonst verhängnisvolle Streitereien beilegten. Den Aberglauben, der sich besonders durch Gebrauch von hieb- und stichfest machenden Zetteln und Amuletten bemerkbar machte, bekämpften die Patres mit großem Nachdruck[3].

Ein besonders opferreiches und erfolgreiches Jahr war 1686. Während desselben wirkten beim Heere 30 Jesuiten, davon 13 aus der österreichischen Provinz. Sehr schwierig gestaltete sich die Arbeit bei der Belagerung von Buda. Ganze

[1] Peinlich, Grazer Progr. 61 ff.

[2] *Necrol. Prov. Austr. 1678.

[3] *Litt. ann. Prov. Austr. 1684.

Nächte brachten die Patres schlaflos in den Laufgräben zu. Bei den Stürmen gingen mehrere im dichten Kugelregen mit den Stürmenden voran, um den Verwundeten gleich helfen zu können. Beim Hauptsturm, durch den die Stadt erobert wurde, drangen einige Patres unter den Ersten in die Stadt, obgleich es noch zweifelhaft war, ob man sie behaupten konnte, teils um die Wut der siegenden Soldaten zu zügeln, teils um den Verwundeten zu helfen. Der Bericht dieses Jahres betont, daß es auch in einigen Regimentern gelang, die schamlosen Dirnen zu vertreiben; bei einem Regiment wurde den Offizieren die Abschaffung der von ihnen unterhaltenen Dirnen unter Strafe der Dienstentlassung anbefohlen. Auch in diesem Jahre verteilten die Missionäre viele Almosen; reichte das nicht, teilten sie mit den Verwundeten die eigene Kleidung, selbst die eigenen Hemden[1].

Daß bei solchen Arbeiten und Strapazen manche erlagen, ist nicht zu verwundern. Die österreichischen Berichte vom Jahre 1686 bringen die Nekrologe von zwei Patres, die in diesem Jahre ihrem Heldenmut zum Opfer fielen. Der eine war P. Christoph Widmann (geboren zu Passau 1655, eingetreten 1672), der sich besonders bei der Belagerung von Buda die größten Verdienste erworben hatte. Bei der Pflege der Verwundeten zog er sich selbst von der notwendigen Nahrung ab, um den Kranken zu helfen. Man sah ihn durch die Minengänge kriechen und beim Sturm allen voran die Soldaten zur Tapferkeit ermuntern. Vollständig erschöpft und gebrochen, wurde er auf dem Weg zum Lazarett erschlagen zum großen Schmerz für Offiziere und Soldaten, die seine heldenmütige Liebe angestaunt und verehrt hatten. Nur einen Tag später starb P. Ludwig Seenus (geboren 1651 in Kärnten, Pachensis, eingetreten 1669). Durch Todesverachtung und unermüdliche Liebe zu den Soldaten zeichnete er sich so aus, daß er allgemein als Ideal eines Ordensmannes und Vater der Armen bezeichnet wurde. Bei der Erstürmung von Neuhäusel war er in den ersten Reihen; bei der Belagerung von Buda weilte er meist in den gefährlichen Laufgräben. Dort holte er sich eine schwere Krankheit. Er mußte das Heer verlassen und verunglückte durch Sturz in einen Graben[2].

In der oberdeutschen Provinz veranlaßte die Teilnahme des Kurfürsten Max Emanuel an dem Türkenkriege eine lebhafte Beteiligung an der Lagermission. Wir besitzen hierüber im Reichsarchiv zu München Akten und Briefe, die manchen Aufschluß bieten. Schon bei den Vorbereitungen des Feldzuges nahm der Kurfürst die Hilfe der Jesuiten in Anspruch. Am 6. Oktober 1682 bat er den Rektor des Münchener Kollegs, für das zur Musterung für den 11. Oktober nach Schwabing beorderte Heer eine tägliche Abordnung von 12 Patres zu stellen[3].

Über die Frage, ob vom Kommando die Feldseelsorger gestellt werden sollten oder ob man dies jedem Obersten anheimstellen solle, schrieb der General von Degenfeld, Lager Schwabing 7. Oktober 1682, an den Jesuitenprokurator Seb. Grueber: Der Kriegsrat hat durch den Kriegssekretär vorgestellt, daß jeder Oberst und Kommandant für sich selbst um einen selbstbeliebigen Geistlichen trachten sollten, daß es nit lauter Jesuiten sein müßten. Weilen ich aber diese Einwürf ungereimt befunden, also habe ich dem Sekretär ernstlich und zwar auf Befehl Sr. kurfürstlichen Durchlaucht anbefohlen, das Requisitionsschreiben ohne weitern Anstand auszufertigen. Obs nun geschehen, verlange Nachricht, zumal ich auch dem Sekretario anbefohlen, dem Kriegsrat zu bedeuten, daß Se. kurfürstliche Durchlaucht Spezialbefehl gegeben, keine andere Geistliche als von der Societät zur Armee zu bringen[4]. Demnach wurden die Bestimmungen auch getroffen, so daß die Jesuiten selbst zuweilen in Verlegenheit gerieten.

[1] *Litt. ann. Prov. Austr. 1686.
[2] *Necrol. Prov. Austr. 1686.
[3] *Orig. M. R. Jes. 288.
[4] *Orig. l. c.

Wie P. Loserer aus Preßburg, 5. Oktober 1683 an den Provinzial Truchseß schreibt, bat General Degenfeld, der einen Dominikaner bei sich hat, weil bei dem Regiment wegen Todes des Jesuiten kein Feldkaplan, diesem die Sorge für ein Regiment anzuvertrauen. Er ist dem General bekannt, witzig und ihm angenehm, nicht so die andern, er war schon früher Missionär in Kandia. Ich habe geantwortet, das könne ich nicht ohne Einwilligung des Kurfürsten und Ew. Hochwürden tun, ich würde schreiben. Ich fürchte, daß so die für unsere Gesellschaft sehr rühmliche Feldseelsorge allmählich uns genommen wird. Trotzdem glaube ich, müßte man dem General willfahren, weil er unser guter Freund und stets gut über uns spricht und bei uns beichtet. Ich glaube, der Ursprung der Bitte ist der P. Dominikus[1].

Es war nun vor allem wichtig, die Patres, die für das Heer ausgewählt wurden, über die bisher ungewohnten Verhältnisse richtig zu instruieren. Man wandte sich nach Österreich, wo man bereits längere Erfahrungen gesammelt. Die von dort eingesandte Instruktion[2] scheint auch in der oberdeutschen Provinz maßgebend gewesen zu sein. Auf sie bezieht sich sehr wahrscheinlich, was der General Noyelle am 11. September 1683 an den Provinzial Truchseß schreibt: Die Instruktion für die Lagerpatres (Patres Castrenses) ist sehr gut und gefällt mir sehr. Ich vertraue, daß durch die Beobachtung derselben die Arbeit bei einem so hervorragenden Amte sich nützlich und fruchtreich gestalten wird. Dann drückt er noch einen Zweifel aus wegen der Berechtigung, auch die Ehen einzusegnen, die ja die Instruktion auch zu den Aufgaben der Missionäre gerechnet[3].

Die Instruktion lautet im wesentlichen wie folgt: Zum Amte der Lagermissionäre gehörten Christenlehre, Predigt, Spendung der Sakramente, auch der Taufe und Ehe für die Soldaten, ferner die Kranken, Betrübten, Gefangenen zu trösten, die Sterbenden und zum Tode Verurteilten zum mutigen Tode vorzubereiten, die Entzweiten zu versöhnen, die Mißbräuche wie Schwören, Gotteslästern, Stehlen, abergläubische Gebräuche unter den Soldaten zu heben, Irrende zur Kirche zurückzuführen. Sie sollen außer ihren täglichen Betrachtungen und Gebeten täglich die heilige Messe lesen und zwar, wenn man im Lager ist, gewöhnlich im Zelt des Regimentsobersten. Sie mögen stets der Erbauung und der Nüchternheit eingedenk sein; die Kleidung sei stets eines Ordensmannes würdig, und keine Art von Waffen sollen sie bei sich haben. Als Diener werden sie einen erwachsenen und treuen Mann wählen, der zugleich Zeuge ihres religiösen Lebens sein kann. Alle Einnahmen und Ausgaben sollen sie genau aufschreiben und darüber alle ein oder zwei Monate dem Superior der Lagermission Rechenschaft ablegen. Von ihren Einnahmen können sie auch den ärmeren Soldaten und besonders den Kranken ein Almosen geben. Für die Spendung der Sakramente sollen sie unter keinem Titel irgendetwas annehmen, damit alle erkennen, daß sie keinen Vorteil suchen, sondern nur das Heil der Seelen. In Dörfern und Städten können sie den Pfarrern auf deren Bitten aushelfen. In politische und militärische Angelegenheiten dürfen sie sich auf keine Weise einmischen. Besonders müssen sie sich hüten, irgendeine kriegerische Unternehmung durch Rat oder Ermunterung zu befördern oder zu hindern. Andere Nationen und Fürsten sollen sie weder tadeln noch übermäßig erheben. Die Generale, Obersten und andere Offiziere werden sie sich geneigt halten, damit sie durch deren Hilfe umso leichter ihres Amtes walten können. An Sonn- und Festtagen sollen sie nach Beendigung der heiligen Messe vom Altare aus das Tages-

[1] *Orig. ibid.

[2] *Instructio pro Missionariis Castrensibus mit anderer Anweisung 1683 nach Bayern geschickt, 4°, 8 S. M. R. Jes. 286. Vergl. oben S. 717.

[3] *Ad Germ. sup.

evangelium vorlesen und eine fromme Ermunterung beifügen. Sollte dabei gelegentlich die Rede auf die Protestanten kommen, müssen sie sich gänzlich jedes schmähenden, beleidigenden und bissigen Wortes enthalten. Die Soldaten sollen sie häufig ermuntern zur Treue gegen Gott und gegen ihren Fürsten, zu gegenseitiger Eintracht, Frömmigkeit, zur Vermeidung schlimmer Gewohnheiten, zur Verabscheuung jeglichen Lasters. Morgens und abends sollen sie den einzelnen Regimentern mit deutlicher Stimme ein passendes Morgen- und Abendgebet vorbeten; zu diesem Gebete werden die Soldaten mit Erlaubnis des Obersten durch ein Trompetensignal zusammengerufen. Sie sollen nie zu weit oder zu lang von ihrem Regiment fernbleiben, und auch nicht einen Tag sich von ihm entfernen ohne Einverständnis mit dem Obersten. Während der Schlacht bleiben sie an dem Orte, wo sie nicht augenscheinlicher Lebensgefahr ausgesetzt sind, aber den Verwundeten, die aus der Gefechtslinie gebracht werden, alle Hilfe angedeihen lassen können, weshalb sie gewöhnlich denselben Posten wie die Chirurgen einnehmen. Wenn unmittelbar vor dem Kampfe Zeit und Gelegenheit fehlt, alle Beicht zu hören, sollen sie mit großem Eifer die Soldaten ermuntern zur Erweckung einer wahren Kontrition, die sie ihnen auch mit Worten vorsprechen können; dann erteilen sie ihnen die Lossprechung und fordern sie noch einmal auf, für Gott, Fürst und Vaterland mutig zu kämpfen. Bei keiner Ehe sollen sie Assistenz leisten, wenn der Oberst nicht mündlich oder schriftlich die Erlaubnis gegeben hat, wobei auch darauf zu achten, daß keine Ehehindernisse vorliegen. Jeder Pater soll auch ein Tauf-, Ehestands- und Totenregister führen. Wenn die Soldaten eines andern Regimentes seine Hilfe verlangen, soll er sie gewähren, soweit dies ohne Schaden für das eigene Regiment geschehen kann. Andern Ordensleuten, die von den Obersten zur Lagerseelsorge berufen werden, möge er alle Ehre und Liebe erweisen.

Diese Instruktion wird noch ergänzt durch eine Information, die ebenfalls auf Ersuchen um diese Zeit aus Böhmen nach Bayern geschickt wurde. Sie stammt von einem erfahrenen Feldpater, Barthol. Mayer, der dieselbe am 17. April 1683 von Neuhaus (Böhmen) schickte mit dem Beifügen: Diese kurzen Notizen habe ich nach einer ununterbrochenen zehnjährigen Erfahrung in der Lagermission flüchtig zu Papier gebracht, und zwar umso lieber und bereitwilliger, je größer die Liebe war, die ich stets in der bayrischen Provinz erfahren habe[1].

Einige dieser Notizen mögen hier folgen: Vor allem muß unseren Missionären der Tisch bei ihrem Obersten oder dessen Stellvertreter besorgt werden, denn es ist mit dem täglichen Tisch ein großes Elend im Lager, wenn dieser nicht gesichert ist. Unsere Lagerpatres müssen sehr auf der Hut sein beim Trinken und in allem, was die Reinheit betrifft, denn man ist im Lager sehr aufmerksam auf solche Dinge, da viele und tägliche Gelegenheiten sich darbieten. Die bei dem Fußvolk sind, können ihre Leute öfters zum häufigen Empfang der Sakramente besonders an den Festtagen aufmuntern, weil sie immer dort bleiben, wenn man sich im Lager befindet; nicht so bei der Reiterei, weil diese auch an Sonn- und Festtagen im Falle der Not zum Fouragieren ausgeschickt wird. Bei dem Verweilen im Lager wird immer morgens und abends die sogenannte „Betstund" gehalten. Bei der Reiterei wird in der Früh gegen 5, 6, oder 7 Uhr dreimal die Trommel gerührt, beim drittenmal wird zugleich geblasen. Der Geistliche kommt und die Soldaten versammeln sich, sie werden dazu von den Offizieren befohlen, die ebenfalls mit ihrem Beispiel vorangehen. Nach einem dreimaligen Zeichen knien alle; der Kaplan in der Mitte betet allein die Morgengebete, die er nach

[1] *Brevis Informatio pro nostris Missionariis Castrensibus. M. R. Jes. 286.

Belieben wählt, während einer halben Viertelstunde. Dasselbe geschieht abends. Bei dem Fußvolk hält der Kaplan das Gebet gewöhnlich in der Früh um 8 Uhr und abends nach Sonnenuntergang. Nach seiner Weisung gibt der Trommler dreimal zu verschiedenen Zeiten durch das Regiment hindurchgehend das Zeichen zum Gebet. So oft er die heilige Messe liest auch an Werktagen, läßt er einmal ein Zeichen mit der Trommel geben. Bei der Reiterei wird das Zeichen zur Messe mit einer kleinen Glocke gegeben. Die Messe wird im Zelte des Kommandanten gelesen. Beim Aufbruch muß die Messe, gleich nachdem der sogenannte Portasella geblasen, gelesen werden, weil bei Tagesanbruch schon alle Zelte abgeschlagen sind. An Sonn- und Feiertagen wird nach der Messe eine kurze Exhorte von ungefähr 1/4 Stunde gehalten. Auf dem Marsch können die Unsrigen nach ihrem Belieben gehen, wo es ihnen gefällt, besonders im Sommer, um dem Staub auszuweichen. Wenn aber das Regiment feierlich in eine Stadt einzieht oder Parade macht vor einem General, so wird die folgende Ordnung bei der Reiterei eingehalten: 1. Pferde und Diener des Obersten, 2. Pauker, 3. Auditor, Adjutant und Sekretär oder der kleine Regimentsstab, in deren Mitte in einer Linie der Kaplan, 4. Trompeter des Obersten, 5. Oberst oder Oberstleutnant. Ähnlich ist es bei dem Fußvolk; der Kaplan bleibt beim kleinen Stab. Für die Schlacht ist folgendes zu merken. Wenn die Schlachtreihen aufgestellt sind und die Geschütze auf beiden Seiten zu spielen anfangen, läßt der Kaplan das Regiment durch den Adjutanten mahnen, daß sie sich vorbereiten für die sakramentale Lossprechung. Dann reitet der Kaplan vor die Schwadron und erweckt, das Kreuz in der Rechten, mit ihnen einen Akt der Reue, gibt die Lossprechung und ermahnt sie, als gute und treue Soldaten ihres Fahneneides eingedenk, tapfer zu kämpfen. Nun reitet er zur zweiten Schwadron und macht es ähnlich. Nachdem er dem ganzen Regiment die Absolution gegeben, begibt er sich hinter dasselbe oder in dessen Flanke, ungefähr 100 Schritt entfernt zu den Chirurgen, damit er bei Verwundungen leicht gefunden werden kann. Wenn er zu den Verwundeten gerufen wird, ist es nicht immer nötig, vom Pferde zu steigen, besonders in der Hitze des Kampfes. Während des Kampfes bleibt er auf seiner Station, weil er bei der Verwirrung sonst nicht leicht gefunden werden könnte. In ähnlicher Weise geschieht vor der Schlacht alles beim Fußvolk. Wenn er ihm die Absolution gibt, geschieht dies auf dem Pferde, damit er von allen besser gehört und gesehen werden kann. Während die Schlachtlinie aufgestellt wurde, bin ich gewöhnlich vor das Regiment gegangen gegen 100 Schritt entfernt; dann kamen die Offiziere und beichteten, ohne daß das jemand merkte; wir taten nämlich so als unterhielten wir uns. Diese Praxis wird auch anderswo beobachtet. Es herrscht bei den Soldaten die törichte Einbildung, furchtsam sei der, der dann beichte; so schämen sich manche und gehen zugrunde. Wenn die Unsrigen die Zuneigung der höhern Offiziere bewahren wollen, sollen sie sich nicht in fremde Dinge einmischen, sondern bei ihrem Altar bleiben und sich um diesen kümmern. Die Unsrigen sollen auch nur das Allernotwendigste mit sich führen, denn der Transport auf fremden Wagen hat große Schwierigkeiten. Wenn der Pater kein eigenes Zelt hat, soll er sehen, ob er sich mit einem Unverheirateten aus dem kleinen Stab zusammentun kann. Der Oberst ist verpflichtet, den Kaplan mit allem Notwendigen zu versehen und denselben stets anständig zu halten.

Dem bayrischen Heere wurden Herbst 1683 14 Feldpatres zugeteilt; dem Generalstab der Obere der Lagermission P. Jos. Frankh mit seinem Gefährten P. Andreas Forstenhauser. Bei den neun Regimentern war je ein Pater, bei den zwei Schwadronen Draganer zwei Patres und bei der Artillerie ein Pater. Am 22. Juli 1683 erfolgte der Aufbruch. Schon im Laufe dieses Jahres erlagen

mehrere Patres den ungewohnten Strapazen. Der erste, der weggerafft wurde, war der Superior P. Frankh. Sein Nachfolger P. Heinr. Loferer schrieb aus Wien, 17. September 1683, an P. Grueber: Zu Wien im Profeßhaus liegt P. Superior krank, P. Jak. Catalot und ich waren ebenfalls einige Tage krank. Mein Diener ist schon vier Wochen krank; ich muß selbst für meine und andere Pferde sorgen und viel Geld ausgeben für Trinkgelder, wenn mir jemand einen Dienst erweist. Ich empfehle alles Gott, der zur rechten Zeit helfen wird[1]. Dann berichtet Loferer weiter aus Preßburg 5. Oktober 1683 dem Provinzial Truchseß: Endlich sind wir mit dem Heere nach Preßburg gekommen, wo unser Feldsuperior P. Jos. Frankh auf den Tod krank liegt, heute hat er die letzten Sakramente empfangen. Schon in Wien war er nicht mehr wohl, der hiesige protestantische Arzt hat heißes Fieber festgestellt und alle Mittel vergeblich angewandt. Inzwischen hat mich der totkranke Superior zu seinem Stellvertreter ernannt, bis ein anderer bestimmt würde, und mir aufgetragen, in seinem Namen Ew. Hochwürden und alle andern demütig um Verzeihung für alle seine Fehler zu bitten und ihn dem Gebete und dem heiligen Meßopfer zu empfehlen. Außerdem ist der Zustand unserer Feldmissionäre ziemlich schlecht, besonders liegt hier P. Catalot schon acht Tage schwer krank an Dysenterie. Da alle Mittel nicht helfen, raten der Arzt und andere zur Rückkehr in die Provinz, sonst sei es um ihn geschehen. Auf den Tod krank liegt in einem Dorfe bei der Burg Orth P. Pascuis an Dysenterie, Fieber und andern Krankheiten; er ist für jeden Fall mit allen Sakramenten versehen worden. Ebendort hat das Fieber den P. Franz Buecher ergriffen; von seinem Zustand habe ich vor unserm Abzug seit vier Tagen keine Nachricht erhalten können. Ebenfalls habe ich aus Krems von P. Vischer, dem Minister des Kollegs, einen Brief erhalten, daß P. Paul Schlageter an Dysenterie nicht ohne Gefahr darniederliege und alle ärztliche Kunst nichts helfe, jedenfalls würde die Rekonvaleszenz längere Zeit in Anspruch nehmen. Ich habe zwar vom P. Superior die Weisung, im Notfalle den P. Pascuis durch P. Marimond zu ersetzen, aber derselbe ist mit dem Kurfürst nach Mähren und noch nicht zurückgekehrt. Ich bitte also um Weisung, was zu tun, denn wir werden nicht in die Winterquartiere gehen, sondern weiter nach Pest ziehen. Ich bin ziemlich gesund, obschon ich schon zweimal unwohl war. Auch P. Ulrich Lochbrunner ist wiederhergestellt, nachdem er einige Tage gelegen. Fast der dritte Teil der Soldaten ist wegen verschiedener Krankheiten kampfunfähig.

P. Frankh starb bereits am 9. Oktober 1683 zu Preßburg, ebendort starb P. Lochbrunner am 9. November. In Brünn erlag ein dritter, P. Ignaz Wagner am 23. Dezember. Aus Tribor in Mähren schickte P. Loferer am 27. Dezember 1683 eine Abrechnung an P. Grueber über den Nachlaß des verstorbenen Superiors Frankh und des P. Lochbrunner. Über die Lage berichtete dann P. Loferer zusammenfassend dem Münchener Rektor Willi aus Straubing 21. März 1684: Nun wird man bestimmen müssen, welche als Feldkapläne an Stelle der Gestorbenen oder derjenigen, die den Strapazen nicht gewachsen zu sein glauben, treten sollen. Über mein Geschick besser mündlich; am Tisch eines Offiziers teilzunehmen, dazu reicht das Geld nicht. Für Folgendes scheint mir gesorgt werden zu müssen: 1. Man sollte uns und unsern Dienern „Comiß"-Brot geben, wie den Soldaten, womöglich umsonst, denn den armen Soldaten wird, obgleich sie selten Brot erhalten, monatlich vom Sold 1/2 fl. für Brot abgezogen. 2. Es wäre zu erwirken, daß für uns etwas gefahren wird und daß wir etwas auf den Wagen legen dürfen (mein verstorbener Oberst war darin so hart, daß er nicht eine

[1] *Orig. M. R. Jes. 288. Dort auch die folgenden Briefe.

Nadel von meinen Sachen auf seinem Wagen duldete). Jeder muß notwendig sein Zelt mit sich nehmen außer dem Gepäck (vallisa) und den sogenannten Busatzas. Beim Aufbruch des Regiments wird für die Pferde Hafer auf 5, 6 oder mehr Tage ausgeteilt, und so ein voller Sack gegeben. Wie soll nun ein schwaches und ermüdetes Pferd das alles tragen! Um für meine Pferde wenigstens etwas Futter, das hinreichte, den Hunger ein wenig zu mildern aber nicht zu stillen, mitzunehmen, war ich einige Male gezwungen, den Weg zu Fuß zurückzulegen, mein Diener mußte aus derselben Ursache immer zu Fuß gehen, was mir und ihm hart war. 3. Die Feldpatres sind zu mahnen, mich über alles auf dem Laufenden zu halten. 4. Am besten würde jedem Pater seine Pension bei seinem Regimente ausgezahlt, denn es ist dem Superior unmöglich, den Patres, die mit ihren Regimentern nach verschiedenen Gegenden aufbrechen, das Geld rechtzeitig zu schicken, den Soldaten kann man aber die Überbringung nicht anvertrauen. Es ist ein Elend, daß bei den Regimentern die Löhnung gewöhnlich in französischem Gelde erfolgt, die Ungarn aber oder die Kaufleute in Ungarn gegen alle Verfügungen des Kaisers dieses Geld nicht als voll annehmen, so daß Offiziere und Soldaten sich über die großen Verluste am Sold beklagen, nämlich auf 20 fl. 5 fl. 5. Ich habe keine Instruktion für mein Amt: ich bitte darum. 6. Von der monatlichen Pension 40 fl. sind einigen 6 fl. 40 kr. abgezogen worden, andern aber nichts, es sollten alle gleich gehalten werden. 7. Die Reinlichkeit muß von jedem nach Möglichkeit beobachtet werden. Es ist unmöglich zwischen den Soldaten nicht verlaust zu werden von den Tausenden Läusen, wenn kein Mittel dagegen angewendet wird. Es wären Sachverständige zu fragen, welche Mittel man bei sich tragen könne, um von so lästigen Gästen befreit zu werden: ich habe auf meine Erkundigungen hin bisher kein sicheres Mittel erfragen können. Um mich im Winterquartier zu Tribor zu befreien, habe ich neue Kleider angezogen und die alten Kleider mit der ganzen Beute verbrannt, sonst wäre ich nicht frei geworden. 8. Es wird vielleicht nützlich sein, jedem Pater in einer zinnernen Büchse einige Dosen der Müllerpillen (pillularum Müllerianarum) zu geben, damit sie, sobald sie ein Unwohlsein fühlen, besonders Durchfall, davon nehmen können mit großem Nutzen für ihre Gesundheit, wie ich es erfahren habe. 9. Die Feldpatres, besonders die neuen, sollen gemahnt werden, daß sie sich gut versehen mit Leinenwäsche, Hemden, Taschentüchern usw., unter deren Mangel die verstorbenen Patres Catalot und Lochbrunner und ich sehr gelitten haben, ferner mit einer guten „Kotzenbecke", damit sie nicht in den kalten ungarischen Nächten auf bloßem Boden liegen müssen zum großen Schaden für ihre Gesundheit.

Über die vielen Auslagen geben die Rechnungen des P. Loferer vom Jahre 1683 manchen Aufschluß. So verrechnet er z. B. für den Diener monatlich als Lohn 2 fl. 30 kr., dazu 2 Kr. Trinkgeld, zum Geburtstag und zur Dult 1 fl., demselben für einen Rock und einen Säbel 7 fl. 30 kr., im Lager für seinen Unterhalt wöchentlich 1 Tlr.; außerdem habe ich ihm einigemale ein kleines Brot gekauft für 1 fl., sonst wäre er verhungert, da weder ich noch irgend ein Diener jemals „Comiß"-Brot erhielten. Für P. Catalot und mich bis Wien 6 fl. für Fastenspeisen, da wir Freitags und Samstags nicht mit den Obersten Fleisch essen wollten. Auf den Märschen habe ich zuweilen ein Glas Branntwein für 6 kr. getrunken, um den Magen zu wärmen, da ich sonst fast den ganzen Tag über bis zum späten Abend nüchtern blieb. Für Wein, der die Maß häufig 1 fl. 42 kr. kostete, habe ich die ganze Zeit über 6 fl. ausgegeben. Wenn der Oberst eingeladen war, mittags oder abends, mußte ich mich zu Haus selbst verköstigen. Für Sohlen (Huffohlen) und Medizin der Pferde 8 fl. Sie wußten nämlich monatlich befestigt werden und bei

dem langen Wintermarsch wegen des Eises zwei oder dreimal im Monat; für einen neuen Sattel in Wien, da der alte mitten entzweibrach, 6 fl. Mein Diener war wenigstens sechs Wochen krank, so daß ich bald diesen bald jenen mit den Pferden zur Fouragierung schicken mußte, einen Weg von einem Tage oder noch mehr; für ein neues Pferd 40 fl. usw.[1]

Der Mangel an guten Pferden und die Sorge für sie bildet ein stehendes Kapitel in den Briefen der Lagerpatres. Als an die Stelle der verstorbenen und kranken Patres fünf neue Patres einrückten, wurden für sie und ihre Diener zehn Pferde gekauft im Preise von 44—54 fl. (Braune, Schimmel, Rotschimmel) meistens von Metzgern. Sie haben in der Eil — so sagt der Bericht — und da die meisten Pferde schon aufgekauft worden, nicht billiger erhandelt werden können, obschon man sich äußerst beflissen[2]. P. Aug. Lorenz schreibt aus Altötting, 24. Mai 1684: Mein bester Bucephalus, den ich das ganze Jahr mit großer Sorgfalt gehütet und schließlich zu ziemlich großer Vollkommenheit gebracht, hat einen Unfall erlitten. Er hinkt und alle Mittel waren vergebens. Das ist nun eine große Not für den bevorstehenden Feldzug, Mittel für ein neues Pferd sind nicht vorhanden. P. Georg Baumgartner klagt am 18. Juli 1684 aus Donauwörth: Mein Pferd ist untauglich, es scheut bei den geringsten Dingen, es ist lebensgefährlich. P. Rud. Bellicy jammert am 5. August 1684: Mein „weißer Schimmel" ist ganz untauglich. P. Loserer berichtet aus Tyrnau 27. Dezember 1684: Die meisten der Unsrigen haben nur ein Pferd oder gar keines; mein bestes, ein vorzüglicher Schimmel, wurde fortgeführt vielleicht mit den Hofpferden oder von einem Dieb gestohlen. Mein anderes Pferd mußte wegen Räude für 7 fl. verkauft werden[3].

In einem Schreiben, das die späte Lieferung der Kapellen beklagt, so daß die Leute trotz der vielen Priester keine Messe hören konnten und deshalb unwillig waren, wird auch im einzelnen über die Pferde berichtet: Belangend P. Ulrich Lochbrunner (er war Feldprediger bei dem Graf Preysingschen Regiment) ist dessen Tod eine große Ursach gewesen, daß ihm vorher seine beiden Pferd gefallen, er aber bei der Insel Schütt schon krank in dem Wasser zu Fuß waten müssen, bis er endlich drei Tag nach seiner Ankunft in Preßburg mit Tod abgegangen. Nit minder ist dem verstorbenen P. Ignaz Wagner ein Pferd gefallen, das andere bei dem Fouragieren, als ein Geschrei erscholl, die Türken kommen, von seinem Diener, so davongelaufen, zurückgelassen[4].

Die wenn auch dürftige Verpflegung war einzelnen Offizieren schon zuviel. So schrieb P. Wolfg. Prüeler am 22. März 1684 aus Ebersberg an P. Grueber: Es fehlt nicht an Leuten, die Streit suchen, so z. B. sagte der Vizezahlmeister Garbiqui in Preßburg: „Was müssen die Pfaffen mit dem Geld tun, sie sollen genug haben an ihrem Brevier." Aber es rief einer aus dem Wald heraus dagegen: „Was soll der Garbiqui tun mit seinem Monatssold, solle nit auch er mit seinem Weib sich vergnügen lassen?" Und ein anderer Pater, Aug. Lorenz, schreibt von Altötting am 21. März 1684: Einer der der Gesellschaft mißgünstigen Offiziere hat gesagt, nachdem auf Diener und Pferd soviel draufgeht, daß nur 20 kr. pro Tag übrig blieben: „Es hat doch ein solcher Pfaff täglich seine 20 kr. als wie die Zimmerleut und Maurer."[5]

Nach dem Feldzug von 1683 gedachte der Kurfürst Max Emanuel, die Feldprediger zu entlassen. Er schrieb deshalb am 31. Januar 1684 an den Münchener

[1] *M. R. Jes. 288.
[2] *M. R. Jes. 538.
[3] *M. R. Jes. 288.
[4] *M. R. Jes. 538.
[5] *M. R. Jes. 288.

Rektor Willi: Da die aus Ungarn zurückgekehrten Völker an verschiedlichen Orten einquartiert sind, wo Pfarrer und Seelsorger vorhanden und für die Kranken sorgen können, mögen die Patres in die Kollegien zurückkehren, wie bereits P. Pascuis sich nach Altötting begeben[1]. Bald aber besann er sich eines andern, denn schon am 12. Februar 1684 hob er seine Verfügung auf und bestimmte, daß diejenigen, so bisher bei den Regimentern gewesen, noch ferner dabei verbleiben und den Kranken assistieren und deretwegen ihnen denn auch die gebührende Verpflegung gereicht werden soll.

Als dann zum neuen Feldzug gerüstet wurde, wandte er sich am 9. Juni 1684 an den Provinzial Truchseß mit der Bitte: Es ist abermal an dem, daß wir uns in den heurigen Feldzug ausrüsten. Dieweilen nun die Patres Societatis, so wir im fertigen Jahr bei unsern Völkern gehabt, zu Menniglichs Satisfaktion ihr Amt dergestalten verrichtet, daß sie bei bemelt unsern Völkern noch ferner verlangt werden, werdet Ihr uns ein gnädigstes Gefallen erweisen, so Ihr zu jetzigem Zug abermal soviel Patres, als die Notdurft erfordern wird, herlassen wollt[2].

Aus den Briefen des P. Loferer geht hervor, daß P. Bildstein anfangs kein Gehalt bekommen konnte, weil noch kein „Anschaffung" Dekret eingelaufen. Fast jeden Tag, so schreibt er 6. Juli 1684 an P. Grueber, desertieren einige Soldaten in den nahen Wald; die Patres leiden sehr, sie haben kaum notdürftig zu leben und müssen in der Nacht ihre Regimenter verlassen, da sie bei dem Regenwetter auf dem durchweichten Boden ohne Decken nicht übernachten können. Sie suchen ein Quartier in den nächsten Dörfern, so daß ich fürchte, wenn ein kranker Soldat in der Nacht nach einem Priester verlangt und keiner da ist, Klagen entstehen. Eine Kapelle, die ich zu Landshut erhalten, habe ich dem P. Jak. Gasser für das Regiment Lebl gegeben. P. Felix Poli und ich warten noch auf eine. Wir sind aus dem Lager am Lech am 3. Juli aufgebrochen nach Lechhausen, am 4. nach Thierhaupten, am 5. nach Ginterking (?), einem dem Kloster Kaisersheim gehörigen Orte. Die Soldaten liegen hinreichend durchnäßt im Felde unter Zelten. P. Gasser wurde neulich von Unwohlsein befallen; da ich merkte, daß das vom Hunger kam, habe ich ihm geraten, bessern Wein zu kaufen und nicht so knapp zu essen. Er folgte mir und ist nun wieder gesund[3].

Weiter berichtet Loferer aus Tyrnau 27. Dez. 1684 an den Münchener Rektor Willi, daß die Kapelle des P. Pascuis von den Türken zu Pest abgefangen. Niemand will die Kapellen fahren. Die Obersten nicht, weil sie kaum ihr Gepäck aus Mangel an Pferden auf einem Wagen fahren könnten und denselben zuweilen zum beliebigen Raub auf der Straße stehen lassen müßten. Auch die Regimentskommissare weigern sich. So fürchte ich, sind noch mehrere Kapellen verloren gegangen. Als Superior kann ich mit 40 fl. im Lager nicht leben. Mein General ißt selten zu Hause und wenn er da speist, hat er soviele Gäste, daß für mich kein Platz ist. Die Offizierstafel ist ebenfalls überbesetzt. Dazu muß ich die Gäste, die ankommen, in meinem Zelte bewirten, wie neulich den Superior von Commotau; der fünf Tage hier bei mir blieb. Für den verstorbenen P. Werner habe ich wenigstens 8 fl. Auslagen gehabt. P. Ignaz Pfalzer ist gestorben.

Auch die Briefe des P. Paul Frisch, des Nachfolgers des P. Loferer, zeigen, wie sehr die Feldmissionäre unter den Strapazen und der schlechten Verpflegung zu leiden hatten. Aus dem Lager, 29. Juli 1685 schreibt er: Bei Regen und durch-

[1] *Orig. M. R. Jes. 288 auch für das Folgende.

[2] *Orig. M. R. Jes. 288.

[3] *Orig. M. R. Jes. 288 auch für das Folgende.

näßtem Boden hatten wir weder ein Leinendach noch ein Bett; dadurch muß die Gesundheit zugrunde gehen. Die österreichischen Patres haben sich durch die Erfahrung belehrt vorgesehen. Wir haben gesehen und geklagt, daß in diesem Jahre soviele unserer Patres zugrunde gegangen, nicht durch Feindeshand, sondern durch Krankheiten. Bald müssen sie den dritten oder vierten Tag in die Gräben und mit ihren Soldaten die ganze Nacht wachen, stehend oder auf einer schlechten Pritsche, ohne Schutz gegen Regen und Kugeln. Aus Preßburg meldet er am 15. September 1685, er sei wieder krank, auch sein Diener sei krank; trotzdem derselbe kaum auf den Füßen stehen könne, sorge er gut für die Pferde[1].

P. Gabriel Hindermair schreibt am 12. Mai 1684 aus Neumarkt an P. Grueber, P. Provinzial habe ihn wegen geschwächter Gesundheit aus dem Lager abberufen; sein General Münster sei darüber sehr betrübt, wolle sich aber mit einem guten Ersatzmann zufrieden geben. Und am 6. April klagt er, seine Kleider seien im Feldzug zerrissen, er brauche notwendig neue, habe aber kein Geld, 18 fl. für Diener, Pferd usw. seien ganz unzureichend. Am 25. Dezember 1684 berichtet P. Alb. Mechtl aus Preßburg: P. Ignaz Pfalzer kam am 8. September sehr geschwächt hier an, trotz aller angewandten Mittel ist er am 30. November verschieden. Seine Sachen erhielt P. Hindermair, der auch krank war, sich aber wieder erholte und nach München aufgebrochen ist. Aus Olmütz meldet P. Eman. de Boye am 13. Februar 1684 von der Erkrankung des P. Georg Baumgartner, der nach seiner Wiederherstellung dem Heere gefolgt sei[2].

P. Felix Poli schreibt aus Trenschin am 24. Februar (1685) an P. Loferer: Wir Schwaben sind alle in Gefahr. Der zuletzt Gestorbene ist P. August Lorenz[3], andere ringen mit dem Tod. P. Jak. Gasser und P. Kasp. Schnierle sind mit den Sterbesakramenten versehen, letzterer unter den furchtbarsten Schmerzen in Trenschin, er wird wohl bald sterben. Wir erhalten kein Geld und keine Winterquartiere; mein Diener ist gestorben. P. Wolfgang (Prüeler) und P. Simon (Mair) geht's nicht besser. Weder in der Verteilung der Winterquartiere noch auf den Märschen hat man für die Patres gesorgt; wir haben furchtbaren Hunger und große Kälte bei unserer Sommerkleidung erlitten. Das bayrische Heer ist kaum mehr zweitausend Mann stark[4].

P. Karl Schretter berichtet von Raab, 2. November 1686, an den Münchener Rektor Euseb. Truchseß: P. Ulrich Geringer kam am 17. August krank aus dem Lager bei Buda in unser Kolleg zu Raab. Ein erfahrener und eifriger Arzt verwandte alle Mühe auf seine Wiederherstellung. Die Krankheit, die sich aus einem hektischen Fieber zur Wassersucht entwickelte, spottete aber aller Medizin. Mit allen Sakramenten versehen, verschied der Kranke am 31. Oktober unter unsern Gebeten sehr sanft. Der gute Pater war in seiner Krankheit überaus geduldig und vollständig ergeben in den göttlichen Willen. Er war so bereit zu sterben, daß die Unsrigen, die den Kranken, um ihn zu trösten, besuchten, sich eine solche Bereitwilligkeit gewünscht haben. Ja in den letzten Tagen pflegte er zu singen; er wünschte nichts anderes als aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein, von dem er jetzt jedenfalls schon den reichen Lohn für seine Arbeiten erhalten hat[5].

Von Raab schreibt P. Innocentius Piscius am 23. Juni 1686 an P. Truchseß: Heute verschied hier sehr fromm P. Wolfgang Brüeler (Prüeler), der Superior

---

[1] *Orig. M. R. Jes 288.

[2] *Orig. M. R. Jes. 288.

[3] P. Aug. Lorenz geb. 1640 in Tirol, eingetreten 1664, gestorben 30. Januar 1685 in Oberungarn, wird im Nekrolog wegen seiner tapfern Hilfe für Verwundete sehr gelobt.

[4] *Orig. M. R. Jes. 288.

[5] *Orig. M. R. Jes. 288

unserer Lagermission; mich hat heute zum erstenmal das Fieber verlassen. P. Brüeler hat mir alle Vollmachten übertragen, er freute sich besonders, in unserer Gesellschaft zu sterben. Er starb mit der größten Ergebenheit in Gottes Willen.

Der Spiritual P. Friedrich Knopaeus meldet aus Aschaffenburg, 27. Januar 1690, dem Provinzial Willi über den Tiroler P. Troyer, der nach heldenmütiger Arbeit im Lager auf der Reise starb[1]: Auf Geheiß unseres R. P. Rektors, soll ich den frommen Tod des guten P. Ignatius Troyer mitteilen. Derselbe wurde am 23. Januar ganz geschwächt vom Fieber von Frankfurt in unser Kolleg gebracht. Die Heftigkeit des Fiebers vereitelte alle Bemühungen unseres hiesigen und eines Frankfurter Arztes, der durch einen Expreßboten konsultiert worden. Er ist heute unter dem Gebet der Patres und Brüder fromm verschieden. In den vier Tagen, die er bei uns verweilt, hat er durch seine Unschuld, Frömmigkeit und Gehorsam unserm Kolleg ein schönes Beispiel gegeben. Trotz seiner großen Schwäche unterließ er sein Breviergebet erst auf ausdrücklichen Befehl des Rektors. Als er hörte, daß die Lauretanische Litanei und andere Gebete von unsern Patres hier für seine Wiederherstellung gebetet würden, raffte er sich heimlich von seinem Bette auf und wollte die Gebete mit dem Krankenwärter mitbeten[2].

Nach den Katalogen der oberdeutschen Provinz waren 1683 in der Lagermission insgesamt 19 Patres tätig, davon starben im Jahre 1683 drei, im Jahre 1684 fünf und 1685 vier[3].

Je mehr Patres den Strapazen zum Opfer fielen, um so mehr meldeten sich, um in der Lagermission verwandt zu werden. So bat z. B. Andreas Romeisen aus Schlettstadt im Jahre 1687 (ohne Datum) Gonzalez um Sendung als Feldgeistlicher nach Ungarn, besonders weil er in seiner siebenjährigen Tätigkeit im Lager erfahren, wieviel Gutes er unter Offizieren und Gemeinen habe wirken können. Außer der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache verstehe er hinreichend französisch, italienisch und spanisch. Sein Körper sei schon an die Strapazen und Krankheiten des Lagers gewöhnt, und so möchte er sich bis zu seinem Tod dieser Tätigkeit widmen[4].

Die aufopfernde Tätigkeit der Feldmissionäre fand allgemeine Anerkennung sowohl bei den Soldaten als auch bei den Offizieren und Fürsten. Kurfürst Maximilian Emanuel richtete am 13. April 1689 das folgende Anerkennungsschreiben an den Provinzial Willi: Unsern Gruß zuvor. Würdiger, besonder lieber Getrewer. Die aus der Bayr. Provinz für unsere Völker in Ungarn mitgegebenen Patres haben ihren Seeleneyfer, die vergangene Feldzüge über, dergestalten löbl. erwisen, daß männiglich und zumahln auch Wir selbsten darüber grosse Satisfaktion empfangen. Dieweiln nun bey unserer underhabenden und der Zeit in Schwaben gegen den Rhein hinaus verlegten Armee nach ihnen allenthalben ein grosses Verlangen ist: Als ersuchen Wir Euch in Gnaden, Ihr wollet abermahl etliche qualificirte Patres verordnen, welche mit ins Feld gehen könnten, die, denen vorigen gleich, mit aller Noturft verpflegt werden sollen; nit zweiflend, weyln solches vornehmlich zur Seelenheyl und Beförderung der Ehre Gottes angesehen, Ihr werdet Euch hierin um so viel willfähriger bezeigen, wie Wir es dann um Euch und die gesamte Societät in Gnaden, mit denen Wir Euch ohne das wohl wol gewogen, zuerkennen nit underlassen werden.“[5]

---

[1] *Necrol. Prov. Germ. sup. 1690.
[2] *Orig. M. R. Jes. 288.
[3] *Catal. 1683 Supplem. M. R. Jes. 204.
[4] *Orig. Rhen. sup. 42.
[5] *Orig. M. R. Jes. 288.

Einem Feldprediger, der wegen Krankheit seinen Abschied nehmen mußte, stellte der Generalfeldmarschalleutnant Graf Arch (Arco), datiert Brüssel, 30. Oktober 1692 folgendes Zeugnis aus: Wir Johann Baptist, des Heil. Reichs Graf zu Arch ꝛc. urkunden hiemit, daß Vorweiser diß, der wohlehrwürdige und in Gott geistl. Herr Franciscus Bucher, der hochlöbl. S. J. wohlmeritirter Pater bei unserm Regiment drey Jahre lang, in verschiedenen Campagnien (Feldzügen), als im Reich, Savoyen, und leztens in den spanischen Niederlanden, für einen Feld-Prediger, gedient und sich in solcher Zeit, wie uns wohlwißend, emsig und unermüdet, auch bey seinen obhabenden geistl. Verrichtungen, Predigen, Beichthören, und andern tröstl. Vermahnungen und christlöbl. Auferbauungen, sowohl in als ausser dem Feld, wann und wo es die Occasion erfordert, dergestalten eifrig, wohl- und lobwürdig verhalten, daß Wir mit Ihm jederzeit ein sattsames Contento getragen, Ihn auch noch gern längers um uns haben und gedulden mögen. Alldieweiln Er aber bey heranahendem Alter und täglich abnehmenden Kräften, ferner in das Feld zu gehen, sich vor unmögend befindet, und dahero wider in Beyern, in seine Provinz zu reisen, gewillet; als hat Er Uns um die Entlassung und schrifftl. Attestation seines Wolverhaltens ersucht, so Wir ihm auch gern gewähren usw.[1].

Von einem andern General, der ebenso zufrieden war mit seinem Feldprediger, berichtete P. Anton Hemerlin von Eichstätt, 15. März 1690, an den Provinzial Paintner. Vorher erzählt er von seinen eigenen Schicksalen: Er habe die Pferde aus Mangel an Futter verkaufen müssen; ein Teil der Sakristei sei zu Grund gegangen, das Zelt sei zu eng, um seine und seines Dieners Sachen zu bergen, dafür seien große Ausgaben erfordert, die aber alle gedeckt werden könnten durch die Besoldung, wenn sie nur bezahlt werde. Jeder habe nur das, was er aus den Winterquartieren mitbringe. Das hat mich die äußerste Not bei mir und meinen Kollegen gelehrt, deren Not ich etwas aufgeholfen habe. Der General von Oettingen (Notger Wilhelm von Oettingen Wallerstein), dessen Fahnen ich zweimal in Ungarn begleitet, sagte mir, er habe nach dem Tode des P. Georg Sartor noch keinen bestimmten Pater für sein Regiment, er bitte deshalb, den P. Franz Galvagen, der neulich für P. Georg substituiert worden, zu belassen oder wenigstens einen andern zu schicken. Er hätte selbst geschrieben, wenn er den Namen des neuen Provinzials gewußt. Der fromme und der Gesellschaft sehr gewogene General benimmt sich so, daß wir wohl im ganzen Heer keinen so aufrichtigen Freund und bereitwilligen Patron haben. Den Seelsorger seines Regimentes liebt er nicht nur wie einen Vater, sondern verehrt ihn auch als Sohn. Er selbst stellt Tisch, Pferd, Wagen für das Gepäck ohne Minderung des Soldes, den er ganz der Verfügung des Paters überläßt. Dem Beispiel des Führers folgen die übrigen Hauptleute und die Soldaten[2].

Unter dem 8. und 15. Mai 1683 sprach der General Noyelle dem Provinzial Truchseß seine Billigung aus, daß er so viele erprobte Patres als Feldgeistliche bestimmt, wie der Kurfürst verlangt habe. Am 15. Mai fügte er bei, daß dem Superior der Feldgeistlichen dieselben Befugnisse zukommen sollten, wie einem Rektor. Näher bestimmte er am 11. August 1685, daß alle Feldgeistlichen einem Superior unterstehen sollten, der sich im Lager des Oberkommandos befinde, so oft aus allen Truppen ein einziges Heer unter einem Oberkommandierenden gebildet werde; würden mehrere getrennte Heere aufgestellt, erhalte jedes Heer einen besondern Superior, dem die einzelnen Kapläne dieses Heeres unterstellt würden. Und am 22. September 1685 erläuterte er diese Weisung dahin, daß man auch beim Heere im selben

[1] *Orig. M. R. Jes. 288.

[2] *Orig. M. R. Jes. 288.

Lager verschiedenen Vorgesetzten gehorche, die aber mit verschiedener Autorität ausgestattet seien[1].

Was die Ausstattung der Feldmissionäre angeht, so erhielt jeder, wie aus einer Berechnung hervorgeht, außer dem Reitmantel noch ein Reiteröcklein zu 7 fl., Stiefel mit Sporen zu 7 fl., Felleisen zu 5 fl., für Ausfertigung des Dieners 6 fl. Die Ausgaben des Kollegs zu Hall für die beiden Feldpatres Franz Puecher (Buecher) und Aug. Lorenz betrugen ohne Pferde 166 fl. 54 kr. und zwar für zwei Reitmäntel 47 fl. 56 kr., zwei Reitröcke 19 fl. 52 kr., zwei Hüte 8 fl. 42 kr., zwei Paar Wollstrümpf 4 fl. 36 kr., zwei Paar neue Stiefel von Preißisch Leder 13 fl. 30 kr., ein absonderlich bestelltes Schiff von Hall nach Scherding 26 fl., Zehrung für zwei Patres und Diener 30 fl. Die Auslagen für P. Tob. Loy waren 117 fl. 25 kr., darunter für Pferd und Sattel 48 fl., bei der Wäsche befinden sich u. a. zwei Sommer- und ein Winterschlafhauben. P. Wagner erhielt außer drei Schlafhauben eine leinerne Schlafhose[2].

Als Feldkapläne sollten die Jesuiten nach einer Aufstellung vom 24. Juli 1683 jeder monatlich 40 fl., der Superior 80 fl. erhalten. Aber die wirklichen Löhnungen scheinen niedriger gewesen zu sein. P. Ant. Pascuis schreibt von Neumarkt am 17. März 1684 an P. Grueber: Die Löhnungsliste ist angelangt, für den Kaplan nur 18 fl., jährlich 234 fl. Nach Vorschrift gehen ab für den Diener 30 fl., für dessen Unterhalt wöchentlich 30 kr., für meinen Unterhalt 1 fl., bleiben 84 fl. für Kleidung, Pferd und Futter. Er bittet für seine Abberufung zu sorgen, denn nach so vieler Arbeit und Krankheit habe er nicht einmal die Nahrung wie ein Diener zu Hause. Kurz vorher am 27. Februar hatte derselbe Pater geschrieben, daß er in der kältesten Zeit nur sommerlich bekleidet die entferntern Schwadronen besucht habe. Am 16. April 1684 klagt P. Loferer von Deggendorf: Die Soldaten haben seit Januar nichts mehr erhalten wegen der Winterquartiere, auch uns hat man abgezogen, aber ich habe alles bar bezahlen müssen. Und am 16. März klagt er wiederum über Abzüge und schlechte Bezahlung der Löhnung[3].

Wegen der Ausbezahlung des Soldes mußte oft gemahnt werden. So mußte sich P. Grueber am 1. März 1690 an den Kurfürsten wenden: Auf des Kurfürsten Ansinnen haben für den Feldzug 1689/90 dem Czernischen Regiment P. Anton Hemerlin, dem Leibregiment zu Pferd P. Jak. Bautelic, dem Seibolstorfischen P. Ignatius Troyer und dem Sartorischen P. Jos. Wex als Feldprediger gedient. Weil aber solche vom ganzen oder halben Juni an ihren Monatssold noch ausständig, selbige aber unterdessen zu ihrer nötigen Unterhaltung, wie von selbst zu erachten, mehrerer Orte Geld aufnehmen müssen, so sie nunmehr erstatten sollen, deshalb bitte

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *M. R. Jes. 538. In einer Aufstellung „Was unsere Veld Patres aus hiesiger Tüechlerey bekommen haben ao 1684" geht hervor, daß sie meist an Wäsche mitnahmen je 4 Hemebter à 1 fl. 12 kr., 8 Fazilet (Taschentücher) à 8 kr., 2 Schlafhauben à 5 kr., einige Fußsocken, Halsbinden und Fußtücher, 1 Handzwehel à 23 kr. Jeder Pater erhielt auch eine Feldkapelle, Meßgewand und alles, was zur Feier der heiligen Messe gehörte. Eine „Specification derjenigen Unkosten, so über 14 Feldkapellen ergangen", besagt: Für 14 Meßgewandter, Alben sammt allem Zubehör 569 fl. 20 kr., 14 Paar Meßopfer Kandtlin sammt den dazu gehörigen Opfer Blatlin, 14 Paar dergleichen Flaschlin und 14 Paar Leuchter, so alles von Zinn ist, zusammen 64 fl. 38 kr., 1 Groß Meßbuch 8 fl., 13 ander Meßbücher 77 fl., 14 geb. Ritualia 7 fl. 14 kr., 14 geb. Evangelia 3 fl. 16 kr., 14 Wandlglöcklin 12 fl 50 kr. 2c. Dann Wachskerzen, Butzscheeren, 14 silberne und vergoldete Kelch, 14 dergl. Chrisam Büchsen, 14 Hostienbüchsen zur Aufbewahrung des Venerabile zus. 462¼ Lot à 1 fl. 22 kr. macht 631 fl. 44½ kr., 26 neue Vorhang Schlösser mit 4 Federn für 13 Truhen à 32 kr. Eine Feldkapelle stellte sich auf 111 fl. 38 kr. M. R. Jes. 538.

[3] *Orig. M. R. Jes.

er, die Bezahlung solcher „Gagge“ bei der kurfürstlichen Hofkammer anzuschaffen. Am 1. Juni 1690 erneuerte P. Grueber diese Bitte vom 1. März besonders in Ansehung so lange getragener Geduld, Ihnen (den Patres) solcher „Gagge“Bezahlung bei der kurfürstlichen Hofkammer nunmehr anzuschaffen. P. Ignaz Troyer ist unterdessen zu Aschaffenburg 28. Februar (!) 1690 mit Tod abgegangen[1]. Nun endlich wurden am 7. Juni die Ausstände bezahlt[2].

Wenn die Hofkammer nicht zahlte, mußte notgedrungen die Provinzkasse den Feldpredigern Vorschüsse geben. So verabfolgte P. Grueber (e cassa Provinciali) 1690 an drei Feldprediger 100 fl. Einer derselben, P. Jos. Wex, schreibt am 28. Januar 1690 von Augsburg an den Prokurator Grueber und dankt in der herzlichsten Weise für die gesandten 15 Aurei Bavarici, für jeden erhalte er 2 fl. 40 kr. Er bedauere sehr, daß man erst so späte Wiedererstattung von der kurfürstlichen Kammer erwarte. Er hofft, daß die Bürger von Augsburg ebenso liberal und großmütig gegen sie verfahren, wie es der Prokurator getan, dem er stets dafür dankbar sein werde[3].

Der Provinzprokurator P. Seb. Grueber war in diesen schwierigen Umständen ein wahrer Segen für die Feldmissionäre. Diese können seine stets hilfsbereite Liebe nicht genug loben und legen große Dankbarkeit gegen ihn an den Tag, die sie durch kleine Andenken aus dem Felde zu beweisen suchen. So bildet die große uns erhaltene Korrespondenz der Missionäre mit dem Prokurator nicht allein eine interessante Geschichtsquelle, sondern auch ein Monument für große brüderliche Liebe.

Aus der oberrheinischen Provinz waren seit 1675 mehrere Patres im kaiserlichen Heere als Feldkapläne tätig. Viele Jahre hindurch kehren als solche wieder P. Crafftо Michael, P. Heinr. Rentz, P. Andreas Romeisen, P. Gottfr. Fehling, P. Apollinar Müller; seit 1689 finden sich dann häufiger wieder die Namen von Steph. Haas, Karl Socquet, Andreas Kümmeter, Joh. Honschett, Ulrich Caeselius.

In der niederrheinischen Provinz zogen mit den Münsterschen Truppen 1672 zehn Patres nach Holland, vier Patres nach Ungarn gegen die Türken; bei andern Truppen waren noch weitere fünf Patres. Der Provinzial Weisweiler hatte 1692 dem Fürstbischof von Münster die Wahl aus allen Patres freigestellt. Damit war aber der General Gonzalez unzufrieden, und er gab dieser Unzufriedenheit am 30. Mai 1692 auch Ausdruck, indem er dem Provinzial schrieb: Wie wenn nun der Bischof weniger taugliche oder weniger zuverlässige oder andere der Provinz höchst notwendige Personen gewählt hätte? Höchstens könnte daher erlaubt werden, daß er aus den vom Provinzial Vorgeschlagenen einige auswählte. Schon früher am 26. Januar 1692 hatte Gonzalez dem P. Weisweiler seine Ansicht dargelegt, daß für einen Feldpater Urteil und Diskretion sehr nötig seien, und ein Pater, bei dem es hierin mangle, auch bei allen andern noch so vorzüglichen Eigenschaften für die Lagermission nicht als tauglich erachtet werden könne[4]. Mit dem Heere aus Münster (6000 Soldaten) zogen 1695 sechs Patres aus; bei dem Regiment aus Paderborn war ebenfalls ein Jesuit. Von diesen sieben Patres starb einer, P. Theodor Amstenradt, schon nach wenigen Monaten. Er fiel bei der Besorgung der Kranken der im Lager herrschenden Seuche zum Opfer[5].

Auch in der Folge werden in den Katalogen der niederrheinischen Provinz stets einige Patres als Feldpatres aufgeführt. Namen, die mehrere Jahre hindurch

---

[1] *Kop. M. R. Jes. 288.
[2] *M. R. Jes. 358.
[3] *Orig. M. R. Jes. 288.
[4] *Ad Rhen. inf.
[5] *Necrol. Prov. Rhen. inf.

genannt werden, sind Joh. Landwehr, Joh. Wolff, Joh. Hannot, Joh. Kritzradt, Herm. Gaymans, Joh. Stockebrandt, Lukas Nagel[1].

Von den Patres, die Mai 1692 mit den Münsterschen Truppen ausgezogen waren, erlagen P. Theodor Atsche am 4. Oktober 1692 bei Peterwardein und auf der Rückkehr P. Gerhard Thorbeck am 10. Februar 1693 in Böhmen. P. Theodor Atsche war am 21. August 1652 aus sehr vornehmer und reicher Familie in Dänemark geboren und hatte seine Jugend unter den Pagen am Hofe Christians III. zugebracht. Als Nikol. Steno zur Kirche zurückgekehrt, hatte er sich diesem freundschaftlich genähert, um ihn wieder für den Protestantismus zu gewinnen. Bei diesen Bestrebungen überzeugte er sich aber selbst von der katholischen Wahrheit und folgte dem Beispiele des berühmten Anatomen. Er kehrte in Köln zur Kirche zurück und trat am 1. Oktober 1676 in die Gesellschaft Jesu. Nach Vollendung der theologischen Studien betrieb er mit heißem Verlangen seine Sendung in die überseeischen Missionen. Statt der Übersee wurde das Kriegslager sein Anteil. Hier zeigte er einen wunderbaren Eifer. Besonders die Armen, die Kranken, die Verzweifelten fanden bei ihm stets Hilfe. Reich für andere, arm für sich, nach diesem Grundsatz handelte er. Sein sehnlichster Wunsch war, durch das Schwert der Türken als Märtyrer zu sterben, aber ein anderes Martyrium wurde ihm zu teil. Bei der aufopfernden Pflege der Kranken, die Tag und Nacht durchging, wurde er selbst vom ungarischen Fieber ergriffen. Von einem Freunde gefragt, ob er denn gern an diesem Orte im Felde sterbe, antwortete er: Guter Gott, könnte ich dann einen glücklichern Tod sterben als bei diesem Werke der Liebe und auf einem Feldzug gegen die Türken? Seine letzten Worte waren: Jesus, Maria, Joseph, Ignatius, Xaverius[2].

Von ähnlichem Eifer war P. Gerhard Thorbeck beseelt. Geboren in Münster (W.) im Jahre 1653 war er am 21. August 1671 eingetreten. Nach segensreicher Tätigkeit auf dem Katheder und der Kanzel fand er in der Lagermission die Erfüllung seiner vom Seeleneifer eingegebenen Wünsche. Ohne Rast und Ruh widmete er sich den Kranken, sammelte Almosen für die bedürftigen Soldaten, begleitete die Verurteilten zur Richtstätte. Er schonte auch die Laster der Offiziere nicht; er tat dies aber mit einer solchen hinreißenden Beredtsamkeit, daß niemand ihm grollte. Mitten in seinen Arbeiten ergriff ihn das ungarische Fieber, dazu kam noch Dysenterie. Trotzdem ließ er nicht nach. Er schleppte sich gestützt auf fremde Schultern zu den Sterbenden; er las auch die heilige Messe weiter, während deren er wiederholt ohnmächtig zusammenbrach; wieder zu sich gekommen, setzte er die heilige Messe fort. Auf einem Feldstuhle sitzend predigte er in diesem Zustande mit Aufbietung seiner ganzen Kraft. Es war wirklich eine westfälische Eiche, die sich nicht fällen lassen wollte. So wagte er auch den Rückmarsch nach Deutschland, unter dem furchtbarsten Elend blieb er stets heiter. Zuweilen fiel er vom Pferde und bat dann am Boden liegend um eine kleine Stärkung. Endlich brachte man ihn auf einem Proviantwagen unter. Der Kräfteverfall wurde stets größer: Schwindsucht verzehrte ihn. Trotzdem wollte er nicht Halt machen und seinen Posten nur im Tode verlassen. Daran hielt er fest und so erlitt er den Heldentod zu Falkenau in Böhmen[3].

---

[1] Briefe der PP. Landwehr (Landtwer) und Lucas in Arch. Prov. 5, 51. Von Nagel erschienen zwei Folianten Festpredigten (1693) und Sonntagspredigten (1700).

[2] *Necrologia Rhen. inf.

[3] *Necrol. Rhen. inf.



Zehntes Kapitel.

Im Dienste der Not.

Herzenssache der Obern und Untergebenen. — Arme und Kranke bei Festfeiern. — Aufmunterung zur Unterstützung durch die Prediger. — Sorge für Gefängnisse und Gefangene. — Opfer im Dienste der Pestkranken.

Was früher über die Bedeutung der Liebestätigkeit im Dienste der notleidenden Menschheit und über die Hochschätzung dieser Liebestätigkeit in der Gesellschaft Jesu gesagt wurde[1], braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Die besten und eifrigsten Jesuiten, d. h. diejenigen, die den Geist des Instituts am besten erfaßt und am nachhaltigsten im Leben betätigten, waren stets die größten Liebhaber der Armen wie aller Bedrängten und Notleidenden. Das läßt sich von allen Patres und Brüdern beweisen, über die genauere Kunde auf uns gekommen ist. Wie es keinen wahren Christen gibt ohne Liebe zu den Armen, so ist ohne diese Liebe ein wahrer Jesuit einfach undenkbar.

Die Betätigung im einzelnen hält sich vollständig in den früheren Bahnen: die Liebe ist nicht erkaltet, der Opfersinn nicht geschwunden. Dafür nur einige wenige Belege.

Die Sorge für die Notleidenden lag den Generalen sehr am Herzen. Wiederholt drücken sie ihre Freude darüber aus, wenn sie vernehmen, daß für die Armen gut gesorgt werde, und sie lassen es hier wiederum nicht an Mahnungen fehlen, wenn Klagen darüber einlaufen. Geschieht das nicht, was für die Armen in Speier angeordnet ist, kann das Kolleg auf den Segen Gottes nicht rechnen, so schrieb Oliva am 9. Februar 1669 an den oberrheinischen Provinzial Lutz. Den oberdeutschen Provinzial Veihelin mahnte Nickel am 24. März 1657: Man sagt, daß zu Trient der Eifer, den Kranken und Sterbenden beizustehen, erkaltet sei und zwar in der Meinung, daß dieses Liebeswerk die Gesellschaft nichts angehe. Ew. Hochwürden mögen mit Nachdruck diese Meinung, die unserm Institute so wenig entspricht, ausrotten, und alle zu diesem Liebeswerk aufmuntern. Demselben Provinzial ließ Oliva am 5. Februar 1662 die Weisung zukommen, denjenigen, die in dem Krankenbesuch lässig seien, Feuer unterzulegen. Am 11. Februar 1673 mahnte er den Obern in München wegen Lässigkeit im Besuch der Kranken besonders der Armen. Er möge zusehen, ob es sich nicht empfehle, die Stadtbezirke unter die Patres zu verteilen, doch so, daß wenn einer namentlich begehrt werde, dieser dadurch nicht behindert sei[2]. Derselben Meinung war der General de Noyelle, der am 5. Dezember 1682 dem Provinzial Truchseß seine völlige Billigung ausdrückte, daß er mit allem Nachdrucke die der Gesellschaft eigentümlichen und mit so großem Lob geübten Arbeiten im Besuch der Kranken fordere und fördere.

---

[1] Vergl. Gesch. 2[2], 122 ff.

[2] *Ad Germ. sup.

Die Jahresbriefe der österreichischen Provinz beginnen im Jahre 1673 den Abschnitt Sorge für Kranke und Arme mit den Worten: Von Anfang an hatte die Gesellschaft unter dem Beifall aller Stände die Sorge für Kranke und Arme stets als Herzenssache betrachtet und unsere Patres haben dies durch die Tat bewiesen. Zu allen Stunden standen sie bereit, kein noch so furchtbares Wetter, keine noch so gefährliche und ansteckende Krankheit, keine noch so enge und verpestete Hütte konnten sie von den Werken der Liebe abhalten. Dies war das allgemeine von allen anerkannte Lob für alle Häuser. Die großen Anstrengungen der Patres bei Tag und Nacht bewies die Tatsache, daß viele der Unsrigen unter der Arbeitslast für die Kranken gesundheitlich zusammenbrachen und erlagen. Darunter waren hervorragende Patres in der Blüte der Kraft und der Jahre[1]. Die erste Sorge der Missionäre war, sobald sie an einen Ort kamen, die Kranken aufzusuchen, zu trösten und zu stärken.

Wiederholt wird in den Jahresbriefen bemerkt, daß die Apotheken der Jesuiten den armen Kranken alle Arzneien lieferten und so eine wahre Wohlfahrtseinrichtung für die Armen wurden. Nichts ist geeigneter, so heißt es in den österreichischen Jahresbriefen von 1684, die Herzen der Menschen zu gewinnen als großmütige Wohltätigkeit, besonders wenn große Not sie doppelt kostbar macht. Und ein Annalist führt die Worte des heiligen Augustinus an: Fruchtbar ist der Acker der Armen, denn er trägt den Spendern schnell reichliche Frucht.

Je größer die Armut wurde, um so mehr verdoppelten die Jesuiten Unterstützung und Almosen. Sehr schlimme Jahre waren z. B. für Trier die Jahre 1693 und 1694: Kriegsnot und Teuerung brachte die Bevölkerung fast zur Verzweiflung. Im Jahre 1693 wurden täglich an der Pforte des Kollegs an hundert Arme Almosen verteilt. Im folgenden Jahre steigerte sich infolge der schlechten Ernte das Elend zur Hungersnot. Manche wären zugrunde gegangen, wenn sie nicht durch reichlichere Verteilung von Suppe und Brot an der Klosterpforte gerettet worden wären[2].

Während einer Hungersnot waren die Klösterspeicher zugleich Kornkammern der Armen und wirkten preisregulierend gegen den Wucher. Bei der Hungersnot in Bayern im Jahre 1694 öffneten die Jesuiten in Biburg ihre Getreidespeicher und verkauften unter dem Marktpreis und zwar nur scheffelweise, damit auch die Unbemittelten in der Lage waren zu kaufen. Den ganz Armen wurde Brot umsonst verteilt[3].

„Die kräftigste Stütze, so betont der Geschichtschreiber von Hadamar[4], boten die Jesuiten der Religion und Sittlichkeit durch ihre meisterhafte Armenpflege, die sich ausschließlich in ihren Händen befand. In jedem Kirchspiele hatten sie einen Armenvorstand organisiert, der in dem Pfarrer und den Sendschöffen der einzelnen Gemeinden bestand; in jedem Dorfe war ein Almosensammler, und der Rechner mußte bei dem P. Superior (in Hadamar) und P. Prokurator seine Rechnungen vom Quartale oder vom ganzen Jahre vorlegen. Aus den Armenlisten, welche ihnen alle Vierteljahr gesendet werden mußten, kannten sie die Armen in jedem Dorfe durch das ganze Land, und keine Gelegenheit wurde unbenützt gelassen, sich von dem Zustande der Armen und der Verwendung der Gaben in den Gemeinden zu überzeugen. Bei Kriegsstürmen, Hungersnot und der damit in Verbindung stehenden Pest, nahm jeder Vater einen Reisesack voll Lebensmittel auf die Schultern

[1] *Litt. ann. Prov. Austr.
[2] *Litt. ann. Prov. Rhen. inf.
[3] *Litt. ann. Germ. sup.
[4] Wagner, Regentenfamilie von Nassau-Hadamar 2, 357 f. Vergl. dazu S. 356[1] die Hadamarer Nachbarordnung vom 26. Dez. 1683.

und zog von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um Arme, Kranke und Sterbende in den verborgensten Winkeln, in Scheunen und Ställen aufzusuchen, und ihnen nebst Erquickung für ihren Leib die Tröstungen der Religion zu bringen; oft nahmen sie ihre Studiosen, wie sie die Gymnasiasten nannten, als Gehilfen auf diese Reisen mit sich. — Selbst in den benachbarten protestantischen Gebieten mußten sie, wenn katholische Soldaten in denselben lagen, bei diesen den Krankendienst versehen, und ihr Nachtlager war dann nicht selten ein Bündel Stroh in einem Stalle oder in einer Schäferhütte auf dem Felde. Auf seiner Rückreise fand ein Jesuit in dem Dillenburgischen einen schwer erkrankten Soldaten in einer hohlen Eiche, unfern des Pfades im Walde; er nahm ihn auf seinen Rücken, brachte ihn in das nächste Dorf und sorgte für seine Pflege. — Kein Wunder also, daß diese Männer überall als rettende Engel begrüßt wurden und bei ihrem Erscheinen in einem Dorfe aus allen Hütten ihnen der Ruf: Pater! Pater! freudig oder flehend und hilferufend entgegen kam!"

Die Armen- Kranken- und Waisenhäuser wurden an den meisten Orten, wo Niederlassungen bestanden, der geistlichen Sorge der Jesuiten übertragen[1]. So erwähnen die Jahresbriefe der oberdeutschen Provinz, daß in München elf solcher Häuser der geistlichen Sorge der Jesuiten anvertraut waren. Die meisten dieser Häuser wurden von eigens dazu bestimmten Patres wenigstens einmal in der Woche besucht.

Nach der Vertreibung der Türken von Wien im Jahre 1683 gab es überall zahlreiche Kriegswaisen, für die wenig oder gar nicht gesorgt wurde. Das Noviziatshaus St. Anna in Wien nahm sich besonders dieser Kinder an und bewog manche Bürger, solche Kinder in Schutz und Schirm zu nehmen. In hervorragender Weise war in dieser Richtung auch der Bischof von Neustadt, der spätere Kardinal Kollonitsch, tätig. Er veranlaßte den Prediger des Profeßhauses, sich eindringlich für die Kinder bei seinen Zuhörern zu verwenden. Am folgenden Tage stellte sich Kollonitsch mit 40 Waisen an der Kirchenpforte auf und innerhalb einer Stunde waren alle Kinder von Bürgern und Adeligen adoptiert[2].

Die schöne Sitte, bei festlichen Gelegenheiten der Armen besonders zu gedenken, findet sich beibehalten und vielfach betätigt. Als das Kolleg in Graz im Jahre 1658 zur Danksagung für die Wahl Leopolds zum römischen Kaiser eine große Festfeier veranstaltete, lud es 50 Arme zu Tische, bewirtete und beschenkte sie mit einem Almosen[3]. Die Liebe und Sorge für die Armen, so berichtet der Geschichtschreiber des Grazer Kollegs zum Jahre 1684, fand in dem Kolleg und in der Akademie edle Pflege, und es wurde besonders darauf gehalten, durch öffentliches Beispiel andere anzuregen. Am Todestage des Erzherzogs Karl II. und am Xaveritag wurden die Armen im Bürgerspital und im Waisenhaus zu Mittag mit vier Speisen traktiert und von den Studenten bedient. Am Gründonnerstag wurden 12 Armen die Füße gewaschen und ihnen ein Mahl bereitet. Bei Tisch trugen die adeligen Schüler des Gymnasiums die Speisen auf[4].

Bei der Jahrhundertfeier der Ankunft der Jesuiten in Freiburg (Schw.) im Jahre 1680 wurden bei der Pforte des Kollegs an zahlreiche Arme große Almosen zur allgemeinen Erbauung verteilt. Beim Centenarium zu Ehren des P. Canisius im Jahre 1697 erhielten die Armen Nahrungsmittel. Als im Jahre 1677 in Luzern die Kirche zum heiligen Franz Xaver eingeweiht wurde, bedachte das Kolleg 600 Arme mit einem reichlichen Almosen und bei der Übertragung von Reliquien

---

[1] *Litt. ann. Prov. Austr.
[2] *Litt. ann. Prov. Austr.
[3] *Litt. ann. Prov. Austr.
[4] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 81.

des heiligen Franz Xaver in die Kirche im Jahre 1680 verteilte man an der Pforte Speisen an die Armen, was von allen andern Veranstaltungen der gesamten Stadt am meisten gefiel, wie der Annalist beifügt. Ähnlich hielt man es im Jahre 1687 bei der Einweihung der Kirche in Solothurn[1].

Die Heiligsprechung des heiligen Franz Borgia wurde von allen Kollegien in großartiger Weise gefeiert und in vielen Berichten wird ausdrücklich erwähnt, daß dabei die Armen nicht vergessen wurden. So erhielten in Neuburg a. D. die Armen, die sich in langen Reihen vor dem Kolleg aufgestellt, fast 2000 große Brote. Bei derselben Gelegenheit lud das Kolleg in Augsburg arme Greise und Waisenknaben zu Tisch, wo die Patres sie bedienten; andern Armen wurden die Speisen in ihr Haus gebracht. Dasselbe Kolleg ließ bei der großen Totenfeier für die im Türkenkriege Gefallenen am 12. November 1686 nach dem Gottesdienst 500 Portionen Brot, und da das Brot nicht hinreichte, an weitere 550 Arme Geld verteilen[2]. Beim feierlichen Gedächtnis der hundertjährigen Wirksamkeit der Jesuiten in Altötting wurden über 1500 Arme beschenkt[3].

Bei der großartigen Jahrhundertfeier der Einweihung von St. Michael in München im Jahre 1697 wurden allen Männerklöstern aus Küche und Keller Speisen und Getränke geschickt. Die 72 Greise und 72 Greisinnen („Betbrüder" und „Betschwestern"), die nach der Fundation dem Gottesdienst in der Kirche beiwohnen, speiste man im Atrium des Gymnasiums: es gab 5 Gänge und für jeden eine Maß Bier: an einem Tag die „Betbrüder", am andern die „Betschwestern". Nach dem Mahl beschenkte der dienende Pater jeden mit einem Gulden. An die übrigen einheimischen und auswärtigen Armen wurden einige hundert Gulden und viele Brote verteilt, zu denen mehrere Scheffel Getreide verwandt worden. Von einigen Tausend Armen erhielt jeder ein Vierkreuzerbrot, die kleinen Kinder überdies einen Groschen, die mittlern 6 kr., die Erwachsenen jeder 15 kr. Die Bürger, die in Waffen standen, bekamen zwei Faß Bier „16 Aymer und etlich dreißig Laib Brot".[4] Der General Gonzalez, der sich in einem Briefe an den Münchener Rektor vom 25. Januar 1698 über die großen Traktationen nicht besonders erbaut zeigte, lobte aber die Freigebigkeit des Rektors gegen die Armen, besonders daß er auch sein eigenes Peculium unter die Armen verteilt habe[5].

Manche dieser Festspenden erinnern an die alten „Gespenden" der Klöster, die vielfach mit der Feier des Stiftungstags verbunden waren. Solche Gespenden finden wir noch beibehalten in der zum Passauer Kolleg gehörenden Residenz Traunkirchen. In der Geschichte dieser Residenz, die sich handschriftlich in der Erzabtei Martinsberg in Ungarn befindet, ist ein Blatt eingeheftet mit der Überschrift: Spenden (Spendae) finden statt sechsmal im Jahre. Nun folgen diese Spenden, die also lauten:

1. Am Ostersonntag. Allen unsern Untertanen wird gegeben 1/2 Pfund Kalbsbraten (assaturae vitulinae), 2 rote Eier, 1/4 Laib Brot, ein Laib (libo) aus 4 Pfd. Teig (massae farinae). Die Verteilung geschieht nach Beendigung des Morgengottesdienstes in unserer Kirche. Die Brüder verteilen die Portionen, dabei werden die Untertanen namentlich aufgerufen und zwar von hier 48, von der Nachbarschaft 45, aus Ebensee 96.

---

[1] *Litt. ann. Prov. Germ. sup.

[2] Diar. Coll. Aug. 1683—90. *Litt. ann. Prov. Germ. sup.

[3] *Litt. ann. Prov. Germ. sup.

[4] *Descriptio Solennitatis anni saecularis R. R. P.P. Jesuitarum Monachii habitae 1697 und *Litt. ann. Prov. Germ. sup. 1697. Vergl. Diarium encaeniorum saecularium Basilicae St. Mich. Archang. Monachii anno 1697 in der Münchener Festschrift Erstes Jubel-Jahr München 1697, 247 ff.

[5] *Ad Germ. sup.

Ferner wird insbesondere den Fischern für jedes „Fischer Geschirr ein Nürnbraten" (Nierenbraten) gegeben, 4 rote Eier und ein ganzer Laib Brot. Fischer sind es 12, von denen zwei auf „ain Geschirr" kommen. Endlich erhalten alle, die zu unserer Haus- oder Wirtschaftsfamilie (de familia nostra domestica et villana) gehören, 1/2 Pfd. Kalbsbraten, 2 rote Eier mit 1/4 Laib Brot.

2. Am Ostermontag erhalten alle Kinder, Knaben und Mädchen, die unsere Katechese besuchen, 1 rotes Ei und ein Stück Brot.

3. An der Vigil von Fronleichnam erhält jedes Haus dieses Dorfes (es sind 45) 2 Pfd. Fleisch, 1 Portion „Kudlfleisch" (Kuttelfleisch), 1 Portion Gerste (crudi hordei), 1 Portion Sauerkraut (acidorum caulium) mit 1/2 Laib Brot und 2 Maß Bier.

4. Am Feste des heiligen Michael, an dem vor 900 Jahren der erste Stifter Wilhelm von Agilolfingen starb[1], wird nach dem Gottesdienst an alle, die kommen, ausgeteilt 1/2 Pfd. rohes Fleisch und „ain Wecklein" oder „Kipfl" im Gewicht von 24 Loth, die vorher geweiht worden. Dafür werden jährlich gegen 20 Zentner Fleisch und 26 Scheffel Weizen verwendet. Die Zahl der ausgeteilten Portionen beträgt gewöhnlich gegen 4000.

5. Am Feste Allerheiligen erhalten alle armen Kinder, sowohl die von hier als von auswärts kommen, „ain Kipfl", die man „Seelen Wecklin" nennt. Es wird 1 Scheffel Weizen darauf verwandt.

6. Am Feste des Apostels Thomas erhält jedes Haus unserer benachbarten Untertanen 1 1/2 Laib Brot, auf jedes gehen 4 Pfd. Teig. Es werden 3 Scheffel Weizen verbraucht. Die genannten Portionen erhalten auch unsere Robotpflichtigen, die im Heu usw. arbeiten, und zwar zuerst die aus dem Dorfe, es sind 42 von hier, dann 13 aus der Nachbarschaft und 20 aus Ebensee.

Bei einem spätern Rückblick gelegentlich der Jahrhundertfeier der Residenz heißt es: Bei der großen Hungersnot im Jahre 1650 erlagen hier und in der Nachbarschaft viele, und es wären noch mehr zugrunde gegangen, wenn nicht die Residenz in freigebiger Weise Brot und Getreide verteilt hätte. Dadurch wurden auch die andern Herrschaften zur gleichen Mildtätigkeit bewogen. Dann erinnert der Berichterstatter an die sechs Spenden im Jahre, von denen allein die am St. Michaelstage gewöhnlich auf 4000 Personen sich erstrecke. Dazu kommen dann noch große Almosen an Ordensleute und andere Arme. In diesem ersten Jahrhundert betragen die von der Residenz gespendeten Almosen die Höhe von 30,000 Gulden. Trotzdem hat das Haus nie Not gelitten, es gilt eben das Wort der Wahrheit: Gebet und es wird euch gegeben.

Unter den Predigern, die sich der Armen besonders annahmen, kann der Münchener Hofbeichtvater Leopold Manzin genannt werden, der keine Gelegenheit verabsäumte, zur Barmherzigkeit gegen die Armen aufzumuntern[2].

Der Hofbeichtvater und Hofprediger Joh. Bodler handelt in einer Predigt über den heiligen Nikolaus[3] die Frage ob es besser sei, sein Gut auf die Armen oder auf die Kirchen zu verwenden. Er meint, Arme und Kirchen sind beide Gotteshäuser, diese ohne Sinn ohne Leben, jene aber, die ihr Elend oft gar sehr empfinden, deren Notdurft vor allen andern gesteuert werden sollte, denn es wäre ungütlich, wenn an den Kirchen an guldenen Gefäßen Überfluß, bei den Eben-

---

[1] Die Stiftung erfolgte wahrscheinlich erst 1020 durch Graf Wilhelm von Raschenberg. Vergl. Archiv für österreichische Geschichte 87 (1895) 193.

[2] Vergl. Deus Misericors Monachii 1681, 70 ff. Diese Predigten wurden nach dem Tode Manzins von dem Münchener Kanoniker Leop. von Croneckh herausgegeben.

[3] Festpredigten Dillingen 1683, S. 496 ff.

bildern des lebendigen Gottes der äußerste Abgang erscheinen sollte. Wo den Armen ihr Recht widerfahren, ist es sehr löblich, die Kirchen köstlich zu zieren. Mit Berufung auf den heiligen Bernhard ruft er aus: Ist denn das recht und billig? Die Kirchenwände scheinen und glitzen wie die Sonne, die Armen aber, unsere Nächsten und Brüder, gehen herum wie der bleiche Schatten und möchten vor Hunger verschmachten! Wie? Die Steine sind mit Gold in den Kirchen bekleidet, die Armen gehen vor unsern Augen nackend und bloß! Was? Aller Überfluß findet sich in den Gotteshäusern, die höchste Not und Bedürftigkeit unter den Armen! Dies ist ja in Ewigkeit nicht recht! Ist der Mensch nicht auch die Wohnung Gottes, sein lebendiges Haus und sein auserwählter Tempel? Die Kirchen können wohl ohne Gold, aber der Arme nicht so wohl ohne Beihilfe bestehen. Der heilige Bischof von Reims Rimbertus ließ die Kelche verschmelzen, damit arme Gefangene zu erlösen: mit dem heiligen Blut, sprach er, hat mein Heiland die Seelen erkauft, o wie wohl, wenn man den Leibern mit den Kelchen kann helfen.

Dem großen Predigtwerke, das P. Masen 1678 zu Mainz erscheinen ließ, hat er eine dritte, vollständigere Ausgabe seiner Goldmacherkunst angehängt. Hier sagt er u. a.: Was über deine Bedürfnisse übrig bleibt, darf nicht auf Pferde, Hunde, Kleiderluxus, Gelage, Dienerschaft, Spiel, Wein und Unzucht verwendet werden. Dein Überfluß gehört nicht dir, sondern den Armen. Du bist der Hüter fremden Gutes. Gott ist reich genug, dir nach seinem Versprechen hundertfach zu vergelten. Die Freigebigkeit gegen die Armen ist ein gewinnbringender Handel zwischen Gott und den Menschen. Das Almosen ist wie der Same, der hundertfältige Frucht bringt. Willst du die gesammelten Schätze verlieren, hüte sie habsüchtig, willst du sie mehren, teile sie freigebig an die Armen und die Kirche aus. Die Worte des alten Tobias, durch Almosen sammelst du dir Schätze für die Tage der Not, sind so wahr, so alltäglich, daß es keiner Beispiele bedarf: nie ist einer in Not geraten, der freigebig gegen die Armen war[1].

Der langjährige Prediger Adam Widl schildert in seinen Oden (Ingolstadt 1674), wie der Reiche im Purpurgewand einherstolziert trotz seiner ungeheuren Räubereien, der Arme aber wegen ein paar Pfennigen gehängt wird. Aber, sagt er, der Tag der Abrechnung wird kommen: da wird siegen die Sache der Armen; dann werden vorangehen, die jetzt dienen, und es werden zurückstehen, die jetzt vorangehen. Eine scharfe Mahnung richtet er an einen Reichen gegen den Luxus, die überflüssigen Diener, die zahlreichen Pferde und Hunde; seinen Überfluß solle er an die Armen, Witwen und Waisen verteilen. Mit scharfen Worten geißelt er die Unterdrückung der Armen und kündet die Strafe, welche der Zorn des Himmels an den Unterdrückern nehmen wird[2]. Er wird nicht müde zu reichlichen Almosen aufzufordern: Wie das Saatkorn in der winterlichen Erde erstorben und erfroren erscheint, bald aber nach Einkehr des Frühlings üppig aufschießt und reichliche Frucht bringt, so sollst auch du Reicher nicht glauben, daß dein dem Armen gespendetes Almosen verloren ist; es wird einst grünen und goldene Ähren tragen. Hilf doch den Dürftigen: Als Genossen hat die Natur sie dir gegeben durch die Gemeinschaft des Ursprungs. Sieh unter dem schmutzigen und zerrissenen Kittel erstrahlt das Ebenbild Gottes ebenso wie unter dem Purpur. Durch deine Spenden legst du dir einen Schatz von Gold an für die Ewigkeit. Nicht 5%, sondern 1000% wird

[1] Aurum Sapientum sive ars sine scelere ditescendi Ed. 3a locupletior 17 ff. Vergl. in der Einleitung die Lobrede auf Fürstenbergs Freigebigkeit gegen die Armen.

[2] Lyricorum libri III 3, 91, 481, 539.

der Reiche erhalten, jeder Verlust wird hier zu Gewinn. Der Termin der Auszahlung kommt bald, und Gott ist der Schuldner. Gott hat dich reich gemacht, damit du seine Stelle vertrittst. Gott ist Geben Herzenssache: er gibt durch den Menschen und will nicht das Verderben der Armen[1].

Sehr bedauernswert war die damalige Lage vieler Dienstboten. Oft kommen die Jesuiten in ihren Predigten darauf zu sprechen und nehmen sich warm dieser Armen an. Es gibt Leute, so sagt der Wiener Hofprediger Traut, die für ihren kranken Jagdhund oder für ihr hinkendes Pferd sofort Chirurgen und Ärzte holen. Wenn aber ein Diener oder eine Magd erkrankt, zeigen sie keinen Schmerz, sorgen nicht für Heilung, sondern, wenn er seinen Dienst nicht versehen kann, denken sie gleich an Entlassung. Wenn die Heiden das für grausam hielten, was soll man dann von einem christlichen Herrn sagen? Wenn du dich deines Dieners nicht erbarmst, wie kannst du Erbarmen bei deinem Herrn im Himmel erwarten?[2]

In der 18. Sonntagspredigt des P. Bodler lautet der Weltspruch: Ich bin Herr in meinem Haus und lasse keinen andern Meister sein. Wahrheit und Lehr: Keine Herrschaft ist so hoch, sie hat noch einen Höhern über sich. Inhalt: Wie die Herrschaft ihre Bedienten halten soll. Hier malt der Hofprediger die ungnädigen Herrschaften, die nie in der ganzen Woche auch nur ein freundliches Wort gegen ihre Ehehalten (Dienstboten) haben, kein Mitleid bei zustoßender Krankheit, Aufkündigung des Dienstes, wenn der Dienstbote auch nur einen Tag krank liegt. Bei mir muß gearbeitet sein, wird mancher Pharao sprechen und gebrauch ich im Haus keinen, der feiert, gib Speis und Lohn nicht umsonst. Pharaonisch sind solch halb tyrannische Sprüch. Die Herrschaft will immer wohl gehalten sein, das beste gekochet und daneben nichts in die Kuchel verschaffen. So und soviel wird täglich von der Magd abgesponnen, die doch die wenigste Zeit bei der Kunkel darf verbleiben, aber der Pharaonischen Frauen genugzutun und ihre giftige Zunge zu verhüten, bis in die Mitternacht gleichwohl den befohlenen Flachs abzupfen muß. An die Kirche darf diese arme Haut nit einmal denken. Wie wollte sie früh morgens erwachen, die nur 3 oder 4 Stunden geruht, muß früh wieder an die Arbeit, eine heilige Meß wär all ihr Trost, würde nichts verabsäumt; sie würde nur williger und hurtiger und auch gesegneter alle folgende Verrichtung; kann nit sein, auch bei nicht drängenden Geschäften . . . Speis und Trank wird sauer und hart genug verdient, schlecht genug gegeben, oft und verdrießlich genug vorgerupft. Das Brot wird eingeschlossen, das Schmalz vorgewogen, das Salz ausgemessen, jedes Bröcklein in den Mund gezählt und doch ohne Zahl und End von Verschwendung gepredigt. Das sind wohl Hausnöter, nit Hausväter, keine Mütter, die ihr Geflügel mehr füttern als ihre Ehehalten . . . Will von dem Lidlohn nicht melden. Auch der geringste alte Lumpen wird verloren, ein alter Hafen zerbrochen (ich beschäme mich dergleichen Wenigkeit vorzutragen, so nit einen geringen Schaden dem Dienstboten bringt), also bald muß die Dienstmagd solches an ihrem Lohn einbüßen. Mit welchem Recht, mag die Herrschaft von den Beichtvätern erfragen. Dies setze ich allein hier bei: wo keine Schuld an dem Schaden, allda möge auch keine Straf mit Billigkeit folgen[3].

In seiner Bartholomäuspredigt mit dem Ausspruch: Sie ziehen ihm die Haut ab, schildert Bodler Meister und Meisterin, die ein Ehehalten haben (ach eine arme Haut!), wie sie unbarmherzig mit selbiger handlen, kein Fried auch bei

---

[1] Lyric. 3, 538.

[2] Hofhaltung der Heiligen, übersetzt von Stynen 36.

[3] Bodler, Sonntägl. Predigen Curs (1697) 108 ff.

der Nacht nit gönnen, keine Ruh auch an dem Feiertag; nirgends kein Mitleiden spüren lassen, soll das gute Mensch auch die Haut von den Fingern abarbeiten; kein Dank ist vorhanden, oft langsame Bezahlung, Entziehung des Lidlohns; wird sie krank von vieler Arbeit, die arme Tröpfin, nur geschwind hinaus aus dem Haus, soll sie gleich auf der Gassen liegen. So ungütlich, wild und hochmütig, als wären sie, Meister und Meisterin aus andern Klotzen, als eben solch ihr Ehehalt herkommen oder mit anderer Pergamenthaut überzogen. Mit Jeremias ruft der Prediger diesen zu: Wehe, wehe, wer seinem Freund den billigen Lohn nicht läßt! Dieses Wehe, Wehe dringt zum Himmel, dieses Geschrei ist an dem Thron Gottes erschollen, der sich der Armen annimmt und mit aller Schärfe sie rächen wird[1].

In derselben Predigt nimmt sich Bodler der von manchen Adeligen damals so geschundenen Bauern an: Für die Edelleut etlicher Orten läßt der Satan ein entsetzlichen Bauernstreich schlagen Bide bide pomm! Hüt dich, Baur ich komm! auch zugleich ausrufen: was der Bauer hat, soll der Edelmann nehmen; auf jenes Waid seine Pferd treiben; jenes Händ für seine Arbeit brauchen; ohne Recht, ohne Not, ohne Lohn, jenes Roß für sein Wagen spannen. Wolt sich der Bauer wehren? Nemms man's mit Gewalt; darf er was sagen? schlag man ihn in die Eisen. Dies soll sein Streich sein: Bauer erläg! gib! verkauf! oder entlauf! und laß dein Strohdach dem Junkern hinten. Ein elender Streich für den Bauern! Und dies alles zwar nit der höchsten Notdurf zu Behülf, nit die unentpörlichen Schulden zu bezahlen, sondern nur zum Fressen, Saufen, Panketieren, Spilen, in Kleidern zu prangen, soviel auf einmal für ein Kragen, Hut, Wehrgehang, Spitzbänder, Degen zu verschwenden, wo seine Voreltern ein halb Jahr damit leichlich hätten hausen können . . . also wenn man ein solches Kleid des Edelmannes durchsuchen sollte, man wohl Fleisch und Blut, Haut und Mark der Unterthanen finden möchte. Solchen Edelleuten ruft der Prediger mit Hieronymus zu: Zu wissen sei männiglich, wer sich da schuldig weiß, das liebe Brod ist des Armen sein Leben, wer ihm das nimmt und entzieht, ist gleichsam ein Blut-Hund; welcher dem Armen seinen Schweiß abdrückt, ist soviel als wenn er seinen Nächsten umbringt[2].

Außer den Armen und Kranken sorgten die Jesuiten vielerorts auch für die Gefangenen, so daß sie mit der Zeit die Sorge für die Gefangenen als ihre Domäne betrachteten. Im Anfange der 50er Jahre gründeten die Jesuiten in Wien einen Verein besonders von adeligen Damen zur Unterstützung der Bedürftigen in den Armen- und Krankenhäusern und Gefängnissen. Die Jahresbriefe von 1652 berichten: In der Zwischenzeit zwischen Weihnachten veranstalteten die Damen zweimal in der Woche eine Mahlzeit von 6 oder 7 Gängen in fünf Kranken- und Armenhäusern und in drei Gefängnissen. Es war ein schönes Schauspiel, wenn diese Damen aus dem höchsten Adel die Speisen auftrugen und sich nicht ermüden ließen durch die Menge der Speisenden, die in dem der Stadt unterstehenden Armenhause über 700 betrug und auf verschiedene Klassen und Wohnungen verteilt war. Und damit dieses Liebeswerk in größerer Ordnung vor sich gehe, wurde einstimmig eine Vorsteherin gewählt und zwar in diesem Jahre die Tochter eines Fürsten und Witwe eines frühern ersten Ministers[3]. Im Jahre 1655 halfen die Damen den Patres über ein halbes Jahr in den Gefängnissen zu Wien durch Wohltaten jeder Art, die sie den Gefangenen erwiesen, zu deren Trost und zur Erbauung der Stadt. Es waren im ganzen 130 Damen, die sich ein Vergnügen daraus machten, in den Schmutz der Kerker herabzusteigen, den Gefangenen die Speisen zu bereiten und sie

[1] Fest- und Feyertägl. Predigen Curs (1682) 303.

[2] A. a. O. 302.

[3] Litt. ann. Prov. Austr. 1652.

zu bedienen. In diesem Jahre wurde auch durchgesetzt, woran man schon früher gearbeitet, daß der Henker seine Wohnung, die er bei den Verurteilten hatte und wodurch wegen der dem Henker anhaftenden Ehrlosigkeit viele vom Besuche der Kerker abgehalten wurden, durch kaiserliches Dekret an einen andern Ort verlegen durfte. Dadurch wird auch Raum geschaffen für die Vergrößerung der Kapelle. Diese Sorge für die Kerker und die Gefangenen, die bisher als ein ehrloser Dienst vernachlässigt worden, hat die Gesellschaft mit großer Begierde übernommen, wie dieselbe bereits von P. Georg Scherer angefangen und stets fortgeführt worden, so daß der mit der Ehrlosigkeit behaftete Dienst zu einem ruhmreichen Werke geworden ist[1].

Zum Jahre 1663 heißt es: Das Gefängnis der zum Tode Verurteilten, in dem P. Canisius zuerst eine Kapelle errichtet hatte, wurde vergrößert zum Trost für die Gefangenen und für deren Besucher. Am Eingange wurde ein Kruzifix angebracht und alles entfernt, das den Ort entstellte. Außer den frühern religiösen Übungen wurde auch der gemeinsame Rosenkranz eingeführt. Was die Gefangenen betrifft, so berichten die Jahresbriefe von 1673, war es das allgemeine Streben in allen unsern Niederlassungen, daß diejenigen, die Verbrechen, Schulden oder ein anderes Unglück in die Gefängnisse geworfen, durch eigens dazu bestimmte Patres auf alle Weise getröstet und beschützt wurden. Sie sorgten für die geistliche und leibliche Not der Gefangenen und verschafften ihnen Arzneien, Kleidung und Lebensmittel. Es verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden, daß der adelige Frauenbund nach der seit einigen Jahren üblichen Sitte sich nach dem Beispiel und der Anleitung unserer Patres nicht scheut, den Gefangenen mit eigener Hand die Speisen zu bereiten, durch die Straßen zu den Gefängnissen zu bringen und so Christus in seinen Armen zu großer Erbauung des Volkes zu dienen. Vielen wurde auch die Freiheit verschafft.

Die Sorge für die Gefängnisse und die Vorbereitung der Verurteilten zum letzten Gange, so erzählen die Jahresberichte von 1682, ist an den meisten Orten seit Jahren von den Magistraten uns übertragen oder durch das Vertrauen der Gefangenen uns zuteil geworden. Wir sorgen auch für ihr leibliches Wohl durch Nahrung und Almosen, die wir ihnen bei unseren häufigen Besuchen zukommen lassen. Die Fürbitte für das Leben der zum Tode Verurteilten hatte oft Erfolg. Auch in den folgenden Jahren wird der Tätigkeit für die Gefangenen in den Jahresbriefen mit einer gewissen Vorliebe gedacht. In den Katalogen der österreichischen Provinz wie auch der andern Provinzen ist fast bei allen Häusern ein Pater angegeben, der die Sorge für die Gefängnisse als eigenes Amt bekleidet und bei seinem Namen den Zusatz hat „mit der Sorge für die Gefängnisse betraut", deren besondere Namen zuweilen einzeln angeführt werden.

Die Wiener Patres bemühten sich sehr für den Unterhalt der befreiten Kriegsgefangenen, ferner für den Loskauf der in der türkischen Sklaverei schmachtenden Gefangenen. Hier halfen sie besonders dem Bischof Kollonitsch, der bei seinen vielen Liebeswerken sich auch die Befreiung der Gefangenen Herzenssache sein ließ. Freilich war das oft schwer und ging je nach dem Stande des Loszukaufenden ohne bedeutende Summen nicht ab. So mußten für die Mutter und das sechsjährige Söhnchen eines Goldschmiedes 500 fl. (rhein.) als Lösegeld bezahlt werden, für die Frau eines kaiserlichen Hauptmanns mit ihren drei Knaben 1200 fl., für andere je nach der Person 20—200 Rtlr[2].

[1] *Litt. ann. Prov. Austr. 1655.

[2] *Litt. ann. Prov. Austr. 1684. Vergl. auch Peinlich, Grazer Progr. 1870, 98.

Besonders groß waren die Arbeiten und Opfer bei den häufigen Pestseuchen, die bei den damaligen mangelhaften sanitären Veranstaltungen mehr oder weniger große Verheerungen anrichteten. So litten im Jahre 1657 besonders die Vorstädte Wiens unter der Pest, aber auch die Stadt selbst blieb nicht verschont. Auf Bitte des Magistrats wurden ein Pater und ein Bruder für die Pestkranken ausgesetzt, die sich vom August bis Anfang November bei Tag und Nacht unermüdlich der Kranken annahmen. Da sich das Ordinariat und der Magistrat wegen des Unterhaltes der beiden Jesuiten nicht einigen konnten, übernahm das Profeßhaus alle Kosten. Zum Dank dafür überließ der Magistrat später eine Summe von 700 fl., die ihm zukam, dem Profeßhause[1].

Im Jahre 1656 trat die Pest in Graz und Nachbarschaft heftig auf. Mehrere Jesuiten boten sich mit dringenden Bitten den Obern für die Pestkranken an, nur zwei wurden bestimmt und von den übrigen getrennt[2]. Insbesonders traurig, so schildert der Geschichtschreiber des Grazer Kollegs, war das Los der Armen und Dienstboten. Wie einer von ihnen krank befunden wurde, jagte ihn sein Herr ohne weiteres aus dem Hause, damit er nicht andere anstecke. Wenn ein solcher nun im Pestspitale wegen der Menge der Kranken keine Unterkunft fand, so nahm ihn niemand mehr in sein Haus auf, sondern er mußte unter freiem Himmel in der Kälte oder in einer elenden Hütte oder Scheuer verlassen von aller menschlichen Hilfe liegen. Manche litten oft mehr durch Hunger und Kälte als durch die Pest. Als die Jesuiten dies bemerkten, suchten sie diese Armen mit unermüdlicher Sorgfalt auf, brachten ihnen Geld, Speise, Arzneien und Kleider und suchten sie nach Kräften zu trösten. Diese Barmherzigkeit fand aber auch Anerkennung, auf offener Gasse pries man sie laut: „Die alle Menschen verlassen, verlassen nur Gott und die Jesuiten nicht.“ Von 309 Pestkranken, welche sich der leiblichen und geistlichen Obsorge der Jesuiten zu erfreuen hatten, starben nur 85. Die übrigen genasen und wurden nun laute Lobredner der Gesellschaft, selbst solche, die sonst ihre Gegner waren[3]. Besonders zeichnete sich bei der Pflege der Armen aus P. Elias Peer aus Laibach, der erst 36 Jahre alt nach wenigen Jahren 1659 in Wien starb infolge von Überanstrengung[4].

In den Kriegswirren wurde Freiburg i. Br. häufig von pestartigen Seuchen heimgesucht, so 1674, wo die mit den Soldaten in die Stadt eingedrungene Seuche große Hilfeleistung von den Jesuiten verlangte. Während Freiburg von den französischen Truppen besetzt war, so heißt es 1681, haben wir die Hauptsorge auf die Militärlazarette verwandt, in denen meist 80 und mehr Soldaten im größten Schmutze lagen[5]. Daß dies dann zu neuen Seuchen führte, liegt am Tage. Am 18. November 1690 drückte Gonzalez dem Freiburger Rektor Truffin seine große Freude darüber aus, daß die Patres sich der von der Seuche ergriffenen Bürger und Soldaten auch mit Gefahr der eigenen Gesundheit und des Lebens mit so großer Liebe angenommen. Dieser Eifer werde unzweifelhaft den Segen Gottes auf das Kolleg herabziehen[6].

Im Sommer 1666 wütete die Pest in Mainz; Mitte Juli und August steigerte die übermäßige Hitze die Seuche so, daß kaum ein Tag ohne 40 Todesfälle vorüberging. Das Kolleg setzte seine besten Kräfte für den Dienst der Pestkranken ein. Drei Patres und vier Brüder erlagen der Seuche. Als erster starb am 5. Juli 1666

[1] *Litt. ann. Prov. Austr. 1657.

[2] *Litt ann. Prov. Austr. 1656. Wien, Hofbibl. 12221.

[3] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 52.

[4] Peinlich l. c. 58. Vergl. S. 84 über P. Alois Muschinan, dem die Regierung durch Dekret ihren Dank ausdrückte.

[5] *Litt. ann. Prov. Germ. sup.

[6] *Ad Germ. sup.

P. Dionys Atzenrath, aus St. Veit, der die Kranken ohne Unterschied besucht und sofort von der Pest ergriffen wurde. Ihm folgte bereits am 9. Juli P. Valentin Walter aus Kronach. Als Domprediger in Mainz hatte er großen Erfolg und trotzdem bat er sofort beim Ausbruch der Pest um Verwendung im Pestdienst, dem er in Kürze erlag. Am selben Tage (9. Juli 1666) wurde sein Gefährte Br. Georg Betzoldt von der Pest weggerafft. Er hatte bei seinem Verlangen nach dem Pestdienst mit Tränen in den Augen versprochen, er wolle sich dabei als ein tapferer Sohn der Gesellschaft beweisen.

Am 30. Juli erlag P. Joh. Wilhelmi aus Verdun. Zweimal hatte er sich für den Pestdienst angeboten, das erste Mal in Ungarn, wo er auch von der Pest ergriffen wurde, aber mit dem Leben davon kam. Das zweite Mal in Mainz bezahlte er seinen Heroismus mit dem Tode. Zwei Brüder, Nikol. Kirsing und Michael Lechner, starben am 21. August und 24. Dezember 1666, letzterer hatte dringend verlangt, für den Pestdienst ausgesetzt zu werden und drei Monate unerschrocken bis zum Tode ausgeharrt. Alle Gefahren überstand der greise P. Joh. Stettfeldt aus Giboldthausen (Eichsfeld). Schon früher hatte er sich in Österreich dem Pestdienst gewidmet, dann das glänzende Anerbieten eines Magnaten zum Aufenthalt bei ihm ausgeschlagen und sechs Jahre als Feldpater den kaiserlichen Soldaten gedient. Jetzt bot er sich wieder für die Pestkranken an, besuchte sie unermüdlich mit der größten Heiterkeit; „er hätte sich nicht mehr auf seinen schwachen Füßen halten können, wenn ihn die Liebe nicht gefestigt.“ So hielt er durch und starb erst zwei Jahre später am 16. Januar 1669[1].

Das Auftreten der Pest veranlaßte die Patres in Hildesheim bei dem Domkapitel am 7. Dezember 1663 den Antrag zu stellen, wegen Überlassung eines Platzes im Hückertale gegen jährliche Zahlung eines Canons von 8 Tlrn., um auf selbigen ein Häuschen zu errichten, worin während der Pestzeit diejenigen Patres, welche zu den Kranken gingen, ihnen die Sakramente der heiligen Kirche spendeten und sie in ihrer letzten Sterbestunde beiständen, wohnen könnten, damit die übrigen Väter von denselben nicht angesteckt würden. Das Domkapitel würdigte dem Antrage der Väter seine besondere Aufmerksamkeit, glaubte aber, daß der im Hückertale gelegene Platz nicht so geeignet gelegen sei, worauf ihnen nach Angabe der domkapitularischen Protokolle vom 12. Dezember ds. Js. ein Garten neben dem alten Konvente, hinter den jetzigen Karthausgebäuden angeboten wurde, der vom Domkapitular Friedrich von Openhausen benutzt war und zur Vikarie St. Sylvester im Dome gehörte. Das Kollegium fand ihn noch geeigneter und nahm ihn sogleich an, worauf er ihm laut Urkunde vom 17. Dezember 1663 von dem Domvikar Konrad Olven, Besitzer der Vikarie St. Sylvester, gegen einen jährlichen Canon von 8 Tlr. überwiesen wurde. Im folgenden Jahre baute das Kollegium ein zweistöckiges Haus von Fachwerk auf selbigem und benutzte davon einen Teil zeitweise zur Wohnung für diejenigen, welche die Pestkranken besuchten[2].

Als im August 1682 die Pest in Erfurt auftrat, besuchte P. Marquard Staab die Pestkranken; am 24. Oktober wurde er mit einem Gefährten von den übrigen getrennt und nahm in dem an die Schule grenzenden Hause „Zum Rosenkranz“ Wohnung. Von der Seuche ergriffen starb er bereits am 13. Dezember 1682. An seine Stelle trat zunächst P. Arnold Schönstein und später P. Friedrich Hoffmann[3]. P. Schönstein aus Würzburg hatte sich bei zwei Gelegenheiten für den

---

[1] *Necrol. Prov. Rhen. sup., *Hist. Rhen. sup.

[2] *J. M. Kratz, Geschichte des Jesuitenkollegs zu Hildesheim 68.

[3] *Rhen. sup. 34, 137 f.

Dienst der Pestkranken in Erfurt angeboten. Beim letzten Male war er der einzige Priester, der ganz für die Pestkranken lebte und dieselben in allen Winkeln der Stadt aufsuchte, wobei er am 23. Juli 1682 den Tod fand. Ebenso erlagen in Erfurt am 28. August 1682 P. Christoph Simon aus Markelsheim (Franken), der beim Beichthören sich den Pestkeim holte und am 17. Oktober 1683 P. Friedrich Hoffmann aus Nürnberg. Letzterer hatte sich bereits 1666 in Mainz dem Pestdienst geweiht und kam als siebzigjähriger Greis nach Erfurt, wo er sich wieder den Pestkranken widmete. Im Mai 1683 war er beim Nachlassen der Pest nach einiger Zeit Quarantäne wieder ins Kolleg zugelassen, bald darauf aber wieder zum Pestdienst abgesondert worden, dem er dann im Oktober erlag[1].

Mitte 1665 begann die Pest in Köln so zu wüten, daß die Schulen geschlossen werden mußten. P. Christian Winkelmann fiel nach vierwöchiger angestrengter Arbeit für die geistlichen und leiblichen Bedürfnisse der Kranken am 19. Oktober 1665 der Seuche zum Opfer. Er hatte sich Tag und Nacht nicht geschont, keine Hütte war ihm zu eng oder zu schmutzig gewesen, dabei blieb er stets geduldig und heiter[2]. Als ein Wunder wurde es angesehen, daß keiner der vielen Beichtväter, die während der siebenmonatigen Dauer der Pest in der Kirche stets Beicht gehört, von der Seuche ergriffen wurde. Über diese Pest in Köln heißt es in der Chronik des Kölner Klosters der Franziskaner Observanten „Zu den Oliven": „Hier soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Väter der Gesellschaft Jesu aus ihrem Kloster zu Köln zum geistlichen Dienste bei den Pestkranken noch vor uns den vortrefflichen P. Christian Winkelmann ausgesetzt hatten, der unterstützt wurde von dem Laienbruder Christophorus Hendesgens (Henckes). Er fiel am 19. Oktober der Pest zum Opfer. Dem P. Winkelmann folgte P. Bado Gippenbüsch S. J., der mit dem Bruder Christophorus am 19. November (2. Nov.) von der Pest weggerafft wurde. An die Stelle des P. Bado trat der P. Busch, der aber bereits am 30. November der Pest erlag. Diesen drei folgte der P. Hugo Lossem (Losen), der aus dem Kollegium zu Neuß herübergekommen auch von der Pest ergriffen wurde und starb."[3]

P. Bado Gippenbusch von Speyer hatte sich schon früher im Krankendienst ausgezeichnet. Wenn es hieß zu einem Kranken, dann schien er zu fliegen, besondere Lieblinge waren ihm die Armen. In ihrem Dienst holte er sich die Pest, der er bald erlag. P. Peter Bousch (Busch) aus Köln hatte inständig um den Pestdienst gebeten, dem er dann nach kurzer Tätigkeit zum Opfer fiel. Denselben Tod erlitt in Köln der siebzigjährige Bruder Valentin Langh aus Boppard, der sich trotz seines Alters für den Pestdienst mit Eifer gemeldet und mit Freuden in den Tod ging am 5. Januar 1666. Der folgende Monat Februar forderte als weiteres Opfer den P. Hugo Losen aus Klotten (Mosel). Er hatte sich dem Pestdienst geweiht und starb am 25. Februar 1666. Am 19. November 1666 wurde dann noch in Köln im Pestdienst weggerafft Br. Adolf Garradt. Er hatte kaum acht Tage den Pestkranken gedient, als er die Krone für seine Liebe erhielt[4].

Als im Jahre 1665 die Pest in Düren um sich griff, bot sich P. Joh. Vestingh aus Ahaus für den Pestdienst aus. Nach kurzer opferreicher Tätigkeit bei den Pestkranken fiel er bereits am 12. September 1665 der Seuche zum Opfer. Zwei Tage später ereilte auch seinen Gefährten im Pestdienste, den Br. Quirin Eickradt aus Castern, dasselbe Schicksal. Ebenfalls in Düren erlag der Pest am 25. Juni 1666 P. Heinr. Brewer aus Neuß, der sich für die überseeischen Missionen, dann für den Pestdienst gemeldet. Er wurde im Beichtstuhl angesteckt und bald dahingerafft.

[1] *Litt. ann. und Necrolog Prov. Rhen. sup.

[2] *Litt. ann. Prov. Rhen. inf.

[3] Abgedr. in Köln. Volksz. 1897, Nr. 176.

[4] *Necrol. Prov. Rhen. inf.

Bei der Dysenterie, die im Jahre 1672 Neuß heimsuchte und täglich 12—20 Opfer forderte, arbeiteten die Jesuiten Tag und Nacht für die Kranken. Sie boten auch dem Magistrat ihre Arbeit an und baten um ein separiertes Haus, in dem die Patres zum Trost der Angesteckten auf Kosten des Kollegs zur öffentlichen Hilfe stets bereit ständen. Aber die Bitte wurde abgeschlagen, trotzdem fuhren die Patres in ihren Dienstleistungen fort. Anfang Juli 1666 suchte eine ansteckende Krankheit Koesfeld heim. P. Joh. Camnitz und Br. Walter Koppens (Kepgens) wurden für den Dienst der Kranken abgesondert. Der Bruder starb nach drei Monaten in diesem Dienste, der Pater erholte sich wieder[1].

Die Pest, die 1680 Schlesien verheerte, warf in Glatz drei Patres und einen Bruder ins Grab, die sich dem Pestdienste gewidmet hatten; an deren Stelle traten vier weitere Jesuiten, von denen ebenfalls zwei Patres als Opfer der Liebe von der Seuche hingerafft wurden[2].

Am verheerendsten trat die Pest 1679 und 1680 in Österreich auf. P. Wagner berichtet darüber in seiner Geschichte des Kaisers Leopold:[3] Schon im Herbst 1678 hatten sich in der Leopoldstadt häufige Todesfälle gezeigt, aber doch nur bei der ärmeren Bevölkerung, dann aber griff die Ansteckung weiter, so daß auch der Hof in Gefahr war. Der Kaiser flüchtete nach Prag. Im Winter auf 1679 ließ das Übel nach, ebenso die Sorge des Magistrats. Da aber brach die Seuche im Frühjahr 1679 mit voller Wucht los. Im März zählte man schon 4000 Tote. Alles was vom Adel und Auswärtigen in Wien war, ergriff schleunigst die Flucht. Die ärmeren Bürger errichteten Zelte auf den benachbarten Feldern, so daß es wie ein großes Lager aussah. Die Stadt, die noch gestern von Spiel, Theater und Vergnügungen voll war, bot einen traurigen Anblick. Der April sah 5000 Leichen. Die Pest wütete umso schlimmer, weil die Straßen eng und die Bevölkerung sehr dicht war, in einem Hause wohnten 500 bis 600 Menschen. Mai und Juni überantworteten 12000 dem Grabe. Im Juli unterlagen 7000. Die Straßen lagen voll von Leichen. Während des Gespräches wurden Leute hingerafft. Nicht selten wurden Halbtote mit Toten auf demselben Wagen aus der Stadt herausgefahren. Trotz des öffentlichen Aufrufes konnte man auch um hohen Preis keinen Totenträger bekommen. Schließlich wurden die Verbrecher in den Gefängnissen zu diesem traurigen Dienst gezwungen. Der größte Teil der Besatzung erlag der Seuche. Kaum hatte man genug Soldaten, um die Posten zu besetzen. Die Hefe der Bevölkerung drang in die leeren Häuser und plünderte. Sterbende wurden beraubt. Der September raffte 7000 hin, ebensoviel der Oktober. Mit dem Winter auf 1680 ging es besser. Nach einer zuverlässigen Berechnung soll die Pest in der inneren Stadt 50000, in den Vorstädten über 30000, insgesamt über 80000 Menschen weggerafft haben[4].

Abraham a Santa Klara hat als Augenzeuge ein Bild des schrecklichen Wütens der Seuche entworfen. Viele suchten Trost in den Kirchen, aber manche stürzten vor den Beichtstühlen plötzlich nieder und wurden halbtot herausgetragen. „Und ist nicht einmal geschehen, daß das kranke Weib auf allen Vieren hinzugekrochen und ihrem Mann im höchsten Durst ein Wasser gereicht. Bilde dir ein, was das für ein Elend sein muß, wenn der Mann im Bett schon tot liegt, in dem andern ein Kind tot, in dem dritten die kranke Mutter, unterdessen ist kein Dienstbote vorhanden, sondern derselbe hat kurz vorher die Kasten ausgeräumt und in die Flucht

[1] *Litt. ann. Rhen. inf.

[2] *Litt. ann. Prov. Bohem.

[3] Wagner, Hist. Leopoldi Magni 1, 499 ff.

[4] Mittendorffer, Conspectus Historiae Univ. Vienn. 3, 302 f.

gegangen." Am Schluß schildert der berühmte Augustiner den großen Eifer des ganzen Klerus und den Wettstreit in den Klöstern, den Pestkranken zu helfen[1].

An diesem Wettstreit haben auch die Jesuiten in rühmenswerter Weise Anteil genommen. Die Jahresbriefe der österreichischen Provinz vom Jahre 1679[2] schildern die furchtbare Katastrophe, die über Österreich und besonders über Wien hereinbrach und bemerken, daß der Größe dieses seit Menschengedenken unerhörten Sterbens die Größe der Liebe entsprochen. In allen Niederlassungen der Provinz meldeten sich Patres und Brüder zum Dienst der Pestkranken. Trotz der vielen bereits mit der Pest Behafteten, die sich zu den Beichtstühlen drängten und dadurch die Beichtväter der Lebensgefahr aussetzten, hörten ständig im Profeßhaus 6, in St. Anna 5, im Kolleg wenigstens 10 Patres die Beichten. Dazu kamen mehrere Patres und Brüder, die von der Kommunität getrennt wurden und in gesonderten Wohnungen sich Tag und Nacht den Kranken widmeten. Diese Tätigkeit dauerte von Mitte Juni 1679 bis Mai 1680. Fiel einer der Seuche zum Opfer, trat ein anderer an seine Stelle. Als die Station im tiefen Stadtgraben wegen der vielen Leichen unhaltbar geworden, stellten die Patres die Schulen des Profeßhauses als Peststation zur Verfügung.

Für die pestkranken Patres und Brüder wurden im Garten des Profeßhauses und in dem Garten des Kollegs vor der Stadt Pestlazarette eingerichtet. Das große Elend brachte es mit sich, daß die Patres neben ihrer seelsorgerischen Tätigkeit auch allerlei sehr gefährliche Krankendienste versahen und in den verpesteten Hütten sich ständiger Todesgefahr aussetzen mußten. Auch durch Nahrungsmittel, Almosen und Arzneien suchten sie der schrecklichen Not zu steuern. Besonders leistete die Apotheke des Profeßhauses hervorragende Dienste, indem sie auch die teuersten Medizinen zur Verfügung stellte. Aus diesem Hause fielen 1 Pater und 2 Brüder gar bald dem Pestdienst zum Opfer. Auch das akademische Kolleg stellte die Schulräume zur Verfügung. Getrennt von den übrigen wirkten dort ein Pater und ein Bruder für die Pestkranken. Ein Professor der Poesie fiel diesem Dienst zum Opfer und bald darauf ein Professor der Theologie, der an seine Stelle getreten. Da die meisten Brüder, die man den Patres als Hilfe beigegeben, von der Pest weggerafft wurden, versuchte man es mit Laienkräften, trotzdem viele Brüder sich für den Dienst gemeldet. Das Noviziat St. Anna lieferte neun für den Pestdienst, die fast alle von der Pest ergriffen wurden, aber teilweise wieder genasen.

Im Jahre 1680 wurde die Beulenpest von Wien nach Steiermark verpflanzt. „Anno 1680 — so sagte Abraham a Santa Clara 1685 bei der Einweihung der Pestsäule in Graz — ist der wütende Tod zu Gratz auf einem falben Pferde durch alle Gassen gesprengt, bis er endlich in die Gruben gefallen und den Hals gebrochen." Die von der Pest ergriffenen Häuser wurden, wie in früheren Zeiten, mit einem weißen Kreuz versehen und versperrt. Ein Zuträger brachte das Notwendige. Die Thore der Stadt waren fast immer geschlossen; es wurden Kontumazhütten gebaut und alle öffentlichen Zusammenkünfte in den Wirtshäusern und Bädern verboten. In Graz, das damals etwa 17000 Einwohner zählte, starben gegen 5000 Menschen[3]. Allgemein brauchte man als Mittel gedörrte Kröten, die in Essig erweicht wurden oder Pulver von verdörrten Kröten als Medizin oder Amulet[4] (Theriak).

---

[1] Merck's Wienn, Das ist des wütenden Todtes ein umbständige Beschreibung in der k. Residenzstadt in Österreich im 1679. Jahr. Wienn 1680, 39 ff., 250, 351.

[2] Wien, Hofbibl. 12225.

[3] Martin Meyer, Geschichte der Steiermark (1898) 320.

[4] Ad. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich 2 (1880) 66 ff.

In Graz wurden 1680 zwei Patres für die Pestkranken abgesondert, einer für die Soldaten des Schloßberges, der zweite für die Stadt. Der für das Lazarett in der Murvorstadt bestimmte Pater ging am 12. Juli hin und kam erst nach acht Monaten (18. März 1681) zurück. Er blieb trotz der Strapazen gesund. Im Münzgraben war ein Augustiner sehr eifrig, aber er wurde krank; von den Kapuzinern, die ihn ersetzen sollten, starben drei hintereinander als Opfer der Seuche. So mußte auch hier ein Jesuit aushelfen, bis der Augustiner sich wieder erholt hatte. Auch der Pestpriester der Franziskaner starb, so daß eine Zeitlang der Jesuit die ganze Stadt allein besorgen mußte. Unermüdet wanderte er von Haus zu Haus, trug viele, die auf der Gasse zusammengefallen waren, selbst in das Spital, für die Armen bettelte er Almosen. Für sich verschmähte er jedes Geschenk, zuletzt auch die goldene Ehrenkette, welche ihm der kaiserliche Hof zugedacht. In Graz starb dieses Mal kein Jesuit an der Pest, wenn auch mehrere davon ergriffen wurden[1].

Die Wiener Jahresbriefe von 1679 haben auch einen Abschnitt, der über die Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der Ansteckung berichtet. Dazu gehörte vor allem die Trennung der Kranken von den Gesunden. Die bereits Erkrankten wurden in den dem Profeßhaus und dem Kolleg gehörenden Gartenhäusern in den Vorstädten untergebracht. Die Zweifelhaften erhielten die Schulen des Profeßhauses als Aufenthaltsort angewiesen. Von den Gesunden wurden diejenigen, die nicht für die Seelsorge benötigt waren, aus Wien fortgeschickt, manche zogen ohnedies mit dem Hofe nach Prag. Graf Hoyos stellte die ganze Zeit über seine vier Meilen von Wien gelegene Burg Kreuzenstetten zur Verfügung, wo er acht Jesuiten die sieben schlimmsten Wochen vollständig unterhielt. Das zweite Mittel war die möglichste Abschließung der Häuser von dem Besuch Auswärtiger. Bei der Pforte brannte beständig ein Feuer zur Luftreinigung. Dies geschah auch in den Gängen und auf einzelnen Zimmern, in denen durch Wachholder- oder Schwefelräucherung Ansteckungskeime entfernt wurden. Auch Aufgießen von Essig auf brennende Scheite benützte man zur Ausräucherung. Ferner wurden Ziegenböcke gehalten, die durch ihre starke Ausdünstung der Pestluft entgegenwirken sollten. Den Hausgenossen wurde nur in den seltensten Fällen ein Ausgang gestattet und niemals im nüchternen Zustand. Gegenmittel waren an der Pforte für sie bereit, Theriak, englische Wurzeln, Zitronenschalen usw., letztere wurden in beständiger Bewegung im Munde gehalten und von den für die Pestkranken ausgesetzten Patres mit großem Erfolg gebraucht. Zur Befeuchtung von Nase, Lippen, Ohren, Augen und Schläfen waren verschiedene Kräuterdekokte bereit, um dadurch das Gift von diesen Teilen fernzuhalten; einige wandten dafür auch Salbung mit frischer Butter an. Das dritte Mittel war große Vorsicht in den Kirchen, die man ja bei der allgemeinen Not nicht verschließen konnte. Alle Predigten, musikalische Vespern und andere Feierlichkeiten wurden eingestellt; die heiligen Messen und die Beichten und Kommunionen nahmen ihren gewöhnlichen Gang, nur mit einigen Vorsichtsmaßregeln. Die Fenster der Beichtstühle erhielten Vorhänge aus Wachstuch, damit der Atem der Beichtenden nicht wirken könne; die Kommunion durfte nur ein Priester austeilen, der nicht mehr nüchtern war, derselbe mußte dann nachher seine Finger in Essig waschen, auch wurde den Kommunizierenden kein Wein gereicht. Das Weihwasser wurde entfernt. Kein auswärtiger Priester durfte zum Messelesen zugelassen werden. Beim Eingang in die Sakristei brannten beständig Räucherpfannen mit Wachholder. All diesen Mitteln schrieb man es zu, daß sich in den Kirchen der Jesuiten keine Pest-

[1] Peinlich, Progr. 1870, 74. *Litt. ann. Prov. Austr. 1680.

fälle ereigneten, wie in andern Kirchen, und daß dort auch keiner der beschäftigten Priester von der Pest ergriffen wurde.

Im ganzen waren in der österreichischen Provinz 1679/80 für den Pestdienst der Auswärtigen 54, darunter 39 Priester, 15 Brüder, für die Hausgenossen 19 tätig. Von den 39 Priestern starben 20, von den 15 Brüdern 6. Im Dienste der Hausgenossen erlagen 11.

Trotzdem wurde böswillig das Gerücht verbreitet, die Jesuiten in Wien hätten den Pestkranken ihre Hilfe versagt. Dagegen führen nun die Jahresberichte mehrere Zeugnisse an, die das Gegenteil dartun, so das Schreiben des Wiener Generalvikars Joh. Mair vom 11. Februar 1680. Der Marschall von Niederösterreich, Graf Hoyos, der als Mitglied des Sanitätskollegiums genau unterrichtet war, schrieb am 4. Februar 1680 an den General Oliva: Kaum zeigten sich die ersten Spuren der Pest, als der Eifer, wie wir dies schon in früheren Jahren erfahren, die Patres sofort auf die Straßen und Gassen rief, und wie sie die ersten waren, so ernteten sie auch zuerst großes Lob; alle setzten auf sie das größte Vertrauen. Erst als die Pest zunahm, wurden auch andere Ordensleute zum Dienste der Pestkranken herangezogen, sowohl von der Regierung als auch vom Ordinariate. Der Marschall führt dann die einzelnen Jesuiten mit Namen an, die im Dienste der Pestkranken sich opferten und starben, darunter mehrere Professoren[1] Schon vorher am 28. Dezember 1679 hatte der Stadtrichter Andreas von Siebenberg, als Direktor des Sanitätswesens in ähnlicher Weise den Wiener Jesuiten mit Anführung von Einzelheiten das größte Lob gespendet. Die Linzer Jesuiten pries der Statthalter von Oberösterreich, Graf von Weissenwolff, in einem Schreiben vom 22. Dezember 1679 an den General wegen ihrer großen Bereitwilligkeit, mit der sie sich als die ersten freiwillig für die Seelsorge der Pestkranken angeboten und einige Patres für dieselben ausschließlich bestimmten, die dann mit offenbarer Lebensgefahr den Sterbenden bei Tag und Nacht unermüdlich beigestanden und auch jetzt noch beistehen. Er habe es deshalb für seine Pflicht gehalten, im Namen des Kaisers dem General den wärmsten Dank auszudrücken.

Der Kaiser selbst stattete diesen Dank in einem späteren Schreiben an den Papst Innozenz XI. ab, das aber von den Jahresbriefen nicht erwähnt wird. Unter großem Lob auf die Tätigkeit der Jesuiten in Österreich schrieb Kaiser Leopold am 6. Juni 1682 an den Papst: Je furchtbarer die Pest hier in Österreich, Ungarn und Steiermark vor kurzem gewütet, um so bereitwilliger haben sich die Jesuiten in nicht geringer Zahl ohne Furcht vor dem offenbar drohenden Tod in hingebenster Weise den Sterbenden gewidmet und als Opfer der Liebe tapfer den Tod erlitten[2].

Auf solche und ähnliche Dankschreiben bezieht sich Oliva in einem Rundschreiben, welches er am 19. April 1681 an alle Provinzen richtete. Darin sagt er: Bei der schrecklichen Pest, welche fast zwei Jahre in der österreichischen und böhmischen Provinz wütete, entbrannte der Eifer unserer Mitbrüder, die sich mit Verachtung jeglicher Gefahr dem Dienste der Pestkranken widmeten, derart, daß ich bei einem so großen Unglück keinen größern Trost hätte wünschen können und daß ich es nicht unterlassen darf, davon den Söhnen des heiligen Ignatius Mitteilung zu machen. Denn wir haben in beiden Provinzen ein Schauspiel erlebt, wie es die Geschichte selten berichtet. Bei dem Verlangen nach dem so beschwerlichen Dienst zeigte sich ein außerordentlicher Eifer und zwar bei hervorragenden Männern, die ihre Ämter als Obere, Professoren und Prediger preisgaben, um in die öffentlichen Kranken-

[1] Wortlaut a. a. O. [2] *Kop. Epp. Princip. 10, 64.

häuser zu eilen. Mit den heißesten Bitten bestürmten sie wetteifernd die Obern, daß sie eher eines Zügels als eines Ansporns bedurften. In jeder der beiden Provinzen wurden dann mehr als hundert für den Pestdienst bestimmt, von denen in der österreichischen Provinz 41 und in der böhmischen 51 als Opfer der Liebe erlagen. So habe ich denn Briefe voll des Lobes und des Dankes von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten erhalten, welche ausdrücklich versichern, daß sie bei der entsetzlichen Geißel die größte Hilfe bei den Mitgliedern der Gesellschaft gefunden hätten. Zum Dank für diese heroischen Dienstleistungen verordnet dann Oliva, daß in den betreffenden Provinzen für jeden der im Dienste der Pestkranken Gefallenen außer den gewöhnlichen Suffragien von allen Priestern noch eine heilige Messe gelesen und von allen Brüdern ein Rosenkranz gebetet werden solle[1].

[1] *Kop. Wien Staatsarch. Geistl. Arch. 441. Deutsche Übersetzung bei Duhr, Jesuitenfabeln[4] 390 f. Die Zahlen Olivas scheinen eher zu niedrig als zu hoch angegeben. Denn ein Einblattdruck in Wien a. a. O. 479: Defuncti in obsequio pestiferorum ao 1679 gibt allein für Januar—Dezember 1679 die Namen von 40 Toten für die österreichische Provinz an, davon entfallen auf Wien für Juli—Dezember 15.



Elftes Kapitel.

Besessenheit und Hexenwahn.

Allgemeine Leichtgläubigkeit. — Angst- und Wahnideen. — Revelationen. — Besessene in Eichstätt, München, Altötting, Paderborn. — Hexenwahn bei Predigern, in den Schulen. — Mahnungen gegen die Ausbreitung der Hexenprozesse. — P. Georg Gobat. — P. Bernhard Frey. — Schuldfrage.

An der allgemeinen Verwilderung nach dem Dreißigjährigen Kriege nahmen auch die Ideen über Besessenheit und Hexenwahn teil. Die politische und kulturelle Niedergeschlagenheit und Gedrücktheit, die zu den charakteristischen Merkmalen der Zeit gehört[1], bildete einen günstigen Nährboden für Leichtgläubigkeit, Angst- und Wahnideen. Es gibt wenige Epochen, wo so viele Gespensterfurcht, so andauernde wirkliche oder vermeintliche Besessenheit in die Erscheinung getreten sind, als gerade in dieser kleinmütigen und verzagten Zeit. An einigen Orten entwickelten sich Angst- und Wahnzustände zu einer förmlichen Epidemie.

Die gleichzeitige protestantische Riesen-Weltgeschichte, das Theatrum Europaeum, und die gleichzeitige große Kirchengeschichte des protestantischen Abtes Andreas Carolus, die Memorabilia ecclesiastica Saeculi XVII. sind voll von den unglaublichsten Gespenster- und Hexengeschichten. Der Frankfurter Prediger Waldschmidt veröffentlichte im Jahre 1660 eigene Gespensterpredigten, in denen er das Vorkommen von Gespenstern mit Berufung auf Luther beweist und die tollsten Gespenstergeschichten erzählt. Wohl zu keiner Zeit ist aber auch die Verbindung von Besessenheit und Hexenwahn so klar an den Tag getreten. Wenn infolgedessen die Hexenverfolgungen nicht überall größern Umfang angenommen, ist es, wie in einzelnen Fällen aktenmäßig nachgewiesen werden kann, den Mahnungen des P. Tanner und des P. Spe zuzuschreiben. Bei dieser Ideenwelt war Lug und Trug Tür und Tor geöffnet, sie mußte geradezu eine Einladung zu Täuschungsversuchen sein, zumal wenn diese mit materiellen Vorteilen verknüpft waren.

Eine weitgehende oft unglaubliche Leichtgläubigkeit war eine allgemeine Zeiterscheinung, an der Katholiken und Protestanten, Gelehrt und Ungelehrt beteiligt sind. Man sollte es nicht für möglich halten, wie in den Jahren 1683 und 1684 die Aussagen einer kranken Frau in Thüringen, die sich von einem Nonnengespenst verfolgt glaubt, Universitäten und Gerichtshöfe lange Zeit in Bewegung setzten und die theologische Fakultät von Jena zu einem großen Gutachten „voll gelehrten Unfugs“ veranlaßten[2].

---

[1] Vergl. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns 2 (1912) 2.

[2] Die weitschichtige Literatur darüber bei Pflugk-Harttung, Das Gehofener Nonnengespenst, Archiv für Kulturgeschichte 11 (1914) 289 ff.

Im Banne dieser Leichtgläubigkeit sehen wir auch manche Jesuiten befangen, doch fehlt es nie an solchen, die sich einen weiteren Blick bewahrt und die Augen gegen Trug und Lug offen hielten.

Zu diesen letzteren gehörte nicht der aus Lothringen stammende P. Nik. Mercator. Als Missionär in Ellwangen verzeichnete er geradezu lächerliche Offenbarungen in einem Tagebuch vom 28. Februar bis 16. August 1697. Sie stammen von einer Konvertitin Elise Schifferdeckerin und enthalten solche Lobhudeleien der Konvertitin und der Jesuiten, daß die Entscheidung über ihren Wert nicht schwer fallen kann. Der heilige Ignatius offenbart ihr z. B., daß ihr mehr Gnaden verliehen seien als irgend einem Jesuiten; so viele Jesuiten so viele Sonnen! Er heißt sie, sich der Gesellschaft anzuschließen und zu sagen, unsere Gesellschaft, meine Mitbrüder; viele aus der Gesellschaft sind im Himmel, die so heilig sind wie Aloysius. Der Beichtvater Nikol. Mercator läßt sie (auf Geheiß des heiligen Ignatius) die vier Profeßgelübde der Gesellschaft ablegen, die sie unterschreibt Othilia Professa Societatis. Ignatius beauftragt sie nach Bruntrut, Assisi und Rom zu reisen. Am 7. August hatte ihr Ignatius gesagt, die Leute wunderten sich mit Recht, daß ihr Beichtvater so oft mit ihr spreche, da ja auch die Heiligen im Himmel sich wunderten über das, was ihr geschehe[1].

Diese Torheiten hielt P. Mercator für so wichtig, daß er am 3. Juli 1711 davon dem P. General Tamburini Mitteilung machte. Dieser antwortete am 15. August: Sehr wunderbar und ungewöhnlich kamen mir die Dinge vor, die Ew. Hochwürden über die von dem heiligen Ignatius selbst geschehene Aufnahme ihrer Pönitentin in die Gesellschaft, ihre Ablegung der Profeßgelübde usw. geschrieben haben. Schon aus ihrer Verwunderlichkeit können Sie doch mehr als genug auf ihre Unglaubwürdigkeit schließen. Ich wünsche, daß Sie Ihre Bemühungen, die Leiche der Pönitentin in unsere Kirche zu übertragen, einstweilen aufgeben[2]. Der Aufforderung des Generals, seine Beobachtungen einzusenden, kam P. Mercator durch Schreiben von Schlettstadt 26. September 1711 nach. Dabei fragte er an, ob er die Offenbarungen seiner Pönitentin, die stets auf dem guten Wege geblieben und gut gestorben sei, unterdrücken oder unter den Jesuiten verbreiten solle. Eine Antwort ist nicht bekannt, aber von der Hand des Sekretärs stehen auf dem Rücken die Worte: Der Schreiber war ein sehr einfältiger Mann (vir admodum simplex)[3].

Den Offenbarungen eines Betrügers fiel im Jahre 1653 in Traunkirchen zum Opfer P. Hieronymus Gladich. Er ließ sich von einem Müller in Gmunden, Viktor Schönmüller, betören, der vorgab, ein Spiritus angelicus, der Geist des frühern Kardinals und Salzburger Erzbischofs Matthäus Lang erscheine in seiner Mühle, um P. Gladich und den armen Seelen zu helfen. Die Erscheinungen erregten großes Aufsehen und fast ganz Oberösterreich, Hoch und Niedrig, nahm für oder gegen dieselben Partei. P. Gladich, dessen besondere Spezialität Armen-Seelen-Erscheinungen waren und der sich durch seine leichtgläubige Unklugheit und Kritiklosigkeit schon früher wiederholt den schärfsten Tadel des Generals und schließlich Strafversetzung zugezogen hatte[4], ließ sich von dem Müller und dessen Hintermann und noch schlimmeren Hinterweib völlig täuschen und ging in der unklugsten Weise für die Wirklichkeit der Erscheinungen ins Zeug. Da der Trug immer weitere Kreise zog — der Spiritus angelicus segnete auch Rosenkränze, wodurch angeblich große Wunder gewirkt wurden, — sandte der österreichische Provinzial den Passauer Rektor P. Joh. Hafenegger nach Gmunden, um die Sache gründlich zu untersuchen. Dieser kam am 10. April 1653 nach Gmun-

[1] *Rhen. sup. 34, Nr. 94.
[2] *Ad Rhen. sup.
[3] *Orig. Rhen. sup. 35.
[4] Vergl. *Ad Austr. 1647.

den, und es gelang ihm, in wenigen Tagen, den Müller vor Zeugen als den eigentlichen Spiritus angelicus zu entlarven. Den unklugen P. Gladich versetzte er sofort nach Passau; derselbe ließ sich aber trotz der evidentesten Beweise nicht von seinem Irrtum überzeugen[1]. Um den Müller und seinen Geist freier verteidigen zu können, bat er um seine Entlassung aus dem Orden, die ihm sofort gewährt wurde, zugleich verwies ihn der Bischof von Passau aus seiner Diözese[2].

Fünfzehn Jahre lang narrte in Eichstätt eine angeblich besessene Konvertitin, Barbara Rennerin aus dem Ansbachischen, den Jesuiten P. Ulrich Speer, der 1650 bis 1653 Rektor des Kollegs von Eichstätt war. Am 22. Dezember 1652 fand die erste Teufelsaustreibung statt. Nach der Aussage der Besessenen war sie von drei Teufeln besessen, darunter war ein Sauteufel aus der Herde der Gerasener; dieser Teufel sei in Gestalt einer Mücke durch eine Hexe in sie hineingezaubert worden, diese Hexe müsse verbrannt werden usw.[3].

Auf seinen Bericht nach Rom erhielt P. Speer am 9. August 1653 vom General Nickel die Antwort: Möge Gott Ew. Hochwürden von dieser so vielen Täuschungen ausgesetzten Plage befreien; Sie hätten diese Aufgabe nicht übernehmen sollen[4]. Als dann P. Speer die Kopie eines öffentlichen Zeugnisses über die wirkliche Besessenheit der Person einschickte, erwiderte Nickel am 13. September 1653 mit dem Wunsche: Mir wäre es lieber gewesen, wenn Ew. Hochwürden diese Sache nie übernommen, da Sie aber jetzt, wie es scheint nicht zurücktreten können, möge Gott einen glücklichen Ausgang verleihen. P. Speer fand in seinen fortgesetzten Teufelsaustreibungen die wirksamste Stütze an dem Bischof von Eichstätt Marquard v. Castell. Das verhinderte die Obern mit der notwendigen Entschiedenheit voranzugehen. Nach der Absetzung des P. Speer vom Rektorat mahnte Nickel am 14. August 1655 den oberdeutschen Provinzial Veihelin: Schon lange hätte nach meinem Willen P. Speer das Amt eines Exorzisten aufgeben sollen, wenn dies ohne Anstoß beim Bischof möglich gewesen wäre. Im übrigen soll er ernstlich gemahnt werden, gegen die Obern größern Gehorsam zu zeigen; vielleicht ist das der Grund, daß er bisher bei seinen Exorzismen keinen bessern Erfolg hat. Kurz darauf am 30. Oktober 1655 gab Nickel eine ähnliche Weisung dem Eichstätter Rektor Heinr. Pirrhing, er solle als Rektor für die Ausführung der Vorschriften des Provinzials in betreff des P. Speer sorgen[5]. Der Rektor tat seine Schuldigkeit, aber da kam er bei dem eigensinnigen Exorzisten schlecht an. In einem Briefe vom 27. September 1656 klagt P. Speer beim Provinzial: Diesen Sonntag hat P. Rektor im Namen Ew. Hochwürden und des P. Generals mich beim Fürstbischof wegen Ungehorsams schwer angeschuldigt und die Sache so scharf dargestellt, daß der Bischof sehr beleidigt worden. Der Bischof hat geklagt, daß den Patres noch immer nicht genug geschehe, und über den P. Rektor hat er geäußert: „Der Herr Pater Rektor hat ein Kopff, und was er faßt, laßt er Ims (sich) nit nehmen." Zu Haus hat mir P. Rektor vorgeworfen, daß ich viel zu leichtgläubig sei. P. Speer verspricht dann, von jetzt an sein Partikular-Examen zu machen über genaue Beobachtung der Instruktion

---

[1] Sehr ausführlicher Bericht von Hafenegger April-Mai 1653 in *Austr. 141 f., 93 bis 119. Vergl. dort *Litt. ann. Prov. Austr. 1653 f. 75.

[2] *Historia Resid. Traunkirchen. Ad ann. 1653, Abtei Martinsberg.

[3] Bericht über die Aussagen der Besessenen vom 22. Dezember 1652 bis 3. April 1667 (220 S. 4⁰) von der Hand des P. Speer in M. R. Jes. 344. Dort auch die folgenden Briefe, wenn nichts anderes bemerkt. Ein anderes Gutachten 24. April 1654 in Cgm. 2620 f. 142 ff.

[4] Die römischen Briefe *Ad Germ. sup.

[5] Vergl. ähnliche Weisungen 29. Juli, 28. Okt., 9. Dez. 1656, 10. Febr. 1657.

des P. Provinzials; er ist zufrieden, wenn er nur für die arme Besessene, die jetzt sehr weint, sorgen kann usw.[1].

Daß der Vorwurf des Rektors wegen der übergroßen Leichtgläubigkeit des P. Speer begründet war, zeigen die Briefe dieses Paters bis zum Übermaß. Er glaubt dem „Teufel" die größten Torheiten, glaubt noch, als der spätere Rektor Friedrich Mülholzer handgreifliche Lügen nachweist, und ist so naiv, dem Teufel das Lügen zu verbieten, wie er am 12. Oktober 1666 an den Provinzial berichtet[2]. In einem Gutachten über die Irrtümer des P. Speer hebt der Rektor Friedr. Mülholzer folgendes hervor: Er wendet Exorzismen an, die von der Kirche nicht gebilligt sind; er berührt die Besessene viel zu oft mit dem Allerheiligsten; er ist zu leichtgläubig und glaubt fast alles, was er den Teufel sagen hört; auch der Besessenen und ihren Wächterinnen gegenüber ist er zu leichtgläubig, ohne etwas zu untersuchen. Auf den juridischen Prozeß gegen die Frau in Ingolstadt, die vom Teufel der Hexerei beschuldigt wurde, drängte er durchaus unvorsichtig, unklug und in einer für einen Ordensmann nicht geziemenden Weise. Die Zulassung aller ohne Unterschied zu den Exorzismen ist auf alle Fälle gefährlich. Der Teufel wird vom Exorzisten in wahrhaft schmählicher Weise als der gewöhnliche Interpret anerkannt für die ihm (dem Exorzisten) von Maria zu offenbarenden Dinge. Gutachten der Theologen verachtet er, indem er gewissen Büchern und deren Lehren unbedingt vertraut. Er glaubt alles allein zu verstehen und läßt keine Belehrung zu, die seiner Art und Weise entgegen ist; selbst den Mahnungen des Obern glaubt er in Sachen der Besessenen nicht nachkommen zu müssen. Er verlangt von allen, daß sie an die Besessenheit der Barbara glauben sollen, obgleich es sicher ist, daß viele mit vollem Recht daran zweifeln können. Was er vom Teufel hört, verbreitet er mit der größten Verwegenheit und in kaum entschuldbarer Weise, auch solche Dinge, welche zu schwerer Verdächtigung Anlaß geben, wie z. B., daß einige Frauen der Hexerei verdächtig seien usw.[3]

Inzwischen hatten die römischen Obern wiederholt den Auftrag gegeben, den P. Speer von seinem gehässigen und gefährlichen Amte zu befreien und den Fürstbischof dringend darum zu bitten. Kaum war P. Oliva, an Stelle des schwer erkrankten P. Nickel, als Generalvikar an die Spitze der Gesellschaft getreten, so mahnte er am 17. September 1661 den Rektor Christoph Roschmann: Ich wünschte sehr, Ew. Hochwürden möchten, wenn irgendwie möglich, dem Fürstbischof die Überzeugung beibringen, daß das Amt, welches P. Speer so lange ausübt, gegen die Aufgaben der Gesellschaft verstößt. Ich glaube dem Teufel als dem Vater der Lüge nicht, und darin tue ich ihm kein Unrecht. Wunderlich sind die Beispiele der so mannigfach Getäuschten und Betrogenen. Wenn es also auf unsere Bitten der Fürstbischof erlaubt, soll man mit den Exorzismen aufhören und P. Speer mit Nützlicherem beschäftigen. Auf die Versprechungen des Teufels hin darf man nicht hoffen, das zu erreichen, was jetzt bereits seit acht Jahren nicht erreicht worden ist. Der Fürstbischof gab nicht nach und wurde darin von P. Speer bestärkt. Im folgenden Jahre 1662 hoffte Oliva, der Visitator werde es beim Fürstbischof durchsetzen, aber auch diese Hoffnung wurde getäuscht, und so mußte sich Oliva begnügen, wiederholt vor Leichtgläubigkeit und Unklugheit zu warnen[4].

---

[1] *Orig. Vergl. Speer an Veihelin 27. Juli 1666.

[2] *Orig.

[3] *Exorcistae Errores Orig. M. R. Jes. 337.

[4] Oliva an den Rektor 4. Febr. 1662, 29. März 1664, 15. Jan. und 26. Febr. 1667 usw. Im Jahre 1661 steht in dem Personalkatalog von Eichstätt bei dem Namen des P. Speer als Amt auch Exorcista, in den folgenden Jahren fehlt diese Bezeichnung.

Zum 21. September 1663 heißt es in der Geschichte des Eichstätter Kollegs: P. Speer erkrankte schwer. An seiner Stelle reichte Pfarrer Haim der Besessenen die heilige Kommunion. Die Sache der Besessenen blieb in derselben Lage. An den Sonntagen und Freitagen wandte P. Speer öffentlich im Chor von St. Willibald den Exorzismus an und zweimal in der Woche wurde ihr die Kommunion gereicht. Infolge dieses Schauspiels fanden viele Bekehrungen sowohl von Protestanten als auch von andern statt. Den Unsrigen, mit Ausnahme des Exorzisten und seines Begleiters, war von den Obern verboten, das Haus der Besessenen zu besuchen, nicht so die Anwesenheit bei den öffentlichen Exorzismen[1].

Infolge des fortgesetzten Eintretens des Fürstbischofs für P. Speer mußten die Rektoren nachgeben und dem Unfug seinen Lauf lassen. So schrieb der Rektor Mülholzer am 30. März 1667 an den Provinzial Veihelin: Bei der Besessenen ist bisher alles nur nach dem Willen des Fürstbischofs geschehen; wenn die Sache einen schlechten Ausgang nimmt, wird die meisten ihre Unschuld schützen, andern wird Geduld nötig sein[2].

Die Sache nahm allerdings einen schlechten Ausgang und zwar bald. Die angeblich Besessene starb am 3. April 1667; alle ihre Aussagen erwiesen sich als Lügen. Am 6. April meldet Mülholzer dem Provinzial: Die Besessene ist gestorben, sie erhielt ein großes Begräbnis; niemand von uns hat daran teilgenommen[3]. Unter demselben Datum sendet P. Math. Stoz dem Provinzial einen nähern Bericht: Bei der Sektion der Leiche der Besessenen, die vorgab in einem halben Jahre nichts gegessen zu haben, und daß die innern Teile ihres Körpers zerrissen seien, wurde alles als Lug und Trug erfunden[4].

Man hätte nun glauben sollen, daß jetzt auch P. Speer eines Bessern belehrt worden, aber weit gefehlt. Zwar schreibt er am 6. April 1667 enttäuscht an den Provinzial, der Teufel sei gewichen, wenn auch nicht nach seinem Wunsch, aber er war noch nicht überzeugt, daß er 15 Jahre lang von einer abgefeimten Betrügerin zum Narren gehalten worden. Er trug Material zusammen, um die Ungläubigen zu widerlegen. Vom Weihbischof wurde allgemeines Schweigen verlangt, um den Ruf des Fürstbischofes zu schonen. P. Speer schrieb weiter und modelte alles, um sich zu rechtfertigen. Der Rektor verbot ihm, irgend etwas von seinen Schriften den Auswärtigen mitzuteilen, aber der „gute Greis" ruhte noch nicht, er wollte trotz des Befehles des Rektors alles veröffentlichen. Wiederum suchte er eine Stütze beim Fürstbischof, aber die Jesuiten und andere erklärten sich gegen jede Veröffentlichung. Endlich ein Jahr später am 11. April 1668 konnte der Rektor dem Provinzial melden: P. Speer gibt sich nun zufrieden, wenn seine zwei Schriften über die Besessene im Archiv der Provinz aufbewahrt werden[5].

Das ist geschehen und so liegen die Schriften des P. Speer im Reichsarchiv zu München und geben Kunde von der fast kindischen Leichtgläubigkeit ihres Verfassers und der übergroßen Langmut seiner Obern.

Ein Seitenstück zu P. Speer bietet P. Willibald Starckh in Straubing. Ein „Wahrhafter Bericht" schildert sehr eingehend, wie Elisabeth Susanna de la Haye

---

[1] *Historia Coll. Eichstad. Ordinariatsarchiv in Eichstätt.

[2] *Orig.

[3] *Orig.

[4] *Orig. Ähnlich ein Kapuzinerbericht in den *Annales Prov. Tyrol. Bavar. F. F. Min. Capucinorum I f. 410, vergl. f. 392, wo es heißt, daß der puerilis animus P. Speer in tractatione energumenae allgemein bekannt sei und vielen mißfalle und die meisten Jesuiten ganz dagegen seien. Die Handschrift in München, Kreisarchiv Kloster Literal 445.

[5] *Orig. Auch das Vorhergehende fast wörtlich aus den Briefen des Rektors Mülholzer an den Provinzial 1667.

auf Anrufung des heiligen Franz Xaver von vier Teufeln befreit wurde in der Jesuitenkirche zu Straubing am 3. Juni 1664. Diese Elisabeth de la Haye war von ihrer 1661 angeblich durch Hexerei entstandenen Epilepsie 1662 zu Straubing geheilt worden. Der Berichterstatter ist P. Willibald Starckh, der Beichtvater der Kranken, der auch den Exorzismus vorgenommen hatte. Der lateinische Bericht, der dem General Oliva übersandt worden, füllt allein über 100 Seiten[1]. Der Regensburger Suffragan Adam Lorenz von Thörring beurkundet am 2. Dezember 1664, daß sich nach genauer Untersuchung und dem Verhör der vereideten Zeugen alles als wahr erfunden habe. In einem Gutachten entwickelt P. Starckh die Gründe, warum die wunderbar geheilte Person von den Jesuiten nicht verlassen werden dürfe. Der Teufel, so führt er unter anderm aus, sucht das überall bekannt gewordene Wunder verdächtig und verächtlich zu machen, was im Falle des Gelingens zum Schaden des Glaubens, der Ehre Gottes, des heiligen Xaverius, der Gesellschaft und zum Verderben vieler Seelen gereichen würde. Mit welchem Gewissen könnte man die Person zu andern Ordensleuten gehen lassen, die nichts von ihrem Seelenzustand, ihren Versuchungen usw. wissen? —

Daß man dies mit sehr gutem Gewissen tun konnte, scheinen die Obern angenommen zu haben, da sie den P. Starckh bald nach München versetzten. In München setzte P. Starckh seine Tätigkeit fort. Am 20. Dezember 1668 berichtet er einem hohen Herrn, daß die Katharina Riederin im Josephs Hospital zu München von drei Teufeln befreit worden. Den nähern Verlauf schildert eine von P. Starckh verfaßte Geschichte der Besessenen, die durch Fürsprache des heiligen Franz Xaver am 2. Dezember 1668 von drei Teufeln befreit worden[2].

Die Obern ließen diese Geschichte von mehreren Patres begutachten. Das erste Gutachten besagt: die wunderbare Befreiung ist verdächtig, denn alles stützt sich nur auf die Aussagen der Riederin. Der ganze Vorgang ist eine genaue Kopie der Straubinger Geschichte, so daß wohl unzweifelhaft alles aus der Lesung der Straubinger Geschichte entsprungen ist. Was von Erscheinungen des heiligen Franz Xaver erzählt wird, ist teils unglaubwürdig, teils offenbar unwahr. Der ganze Zweck ist Eitelkeit und Eigennutz, wie aus dem Aufsehen, Danksagungen, Geschenken usw. hervorgeht. Das zweite Gutachten erklärt die ganze Geschichte für lauter Fabel und Betrug; sie ist vollständig der Straubinger Geschichte nachgedichtet und darf durchaus nicht weiterverbreitet werden. Die lateinische Geschichte (von Starckh) stimmt in wichtigen Punkten nicht mit der deutschen (von der Riederin) überein; diese ist voll von eitlen Schmeicheleien für den Beichtvater und andere Personen; so verbietet der heilige Franz Xaver der Riederin, einem andern als einem Jesuiten zu beichten, und zwar unter Todsünde; das allein hätte für den Beichtvater genügen müssen, den Betrug klar zu erkennen. Ähnlich spricht sich das dritte Gutachten aus von der Hand des P. Bernhard Frey: Die ganze Geschichte ist eine Wiederholung des Straubinger Falles und die Gefahr liegt nahe, daß sich hier in München ähnliche Geschichten wiederholen. Da findet sich nichts von solider Frömmigkeit. Für Besessenheit liegt keine Sicherheit vor. Eine große Torheit ist es, unter Todsünde zu befehlen, nie einem andern zu beichten als einem Jesuiten und sonst lieber die Beichte zu unterlassen. Die ganze Geschichte ist auch gefährlich und kann Anlaß

---

[1] *Orig. in 4° 115 p. Germ. sup. 73. Kop. in M. R. Jes. 227, dort auch weitere Akten.

[2] Bei dieser lateinischen Historia liegt auch ein deutscher Bericht von der Riederin. Diese und die folgenden Akten in M. R. Jes. 1942½. Weitere Briefe der Riederin und ihres Verwandten des regulierten Chorherrn Patritius Lang in Nr. 228 und 350.

geben, gegen die Person als Hexe vorzugehen mit großer Gehässigkeit für uns und andere Orden[1].

Nach solchen Gutachten ist es nicht zu verwundern, wenn der Provinzial Jakob Raßler am 6. Januar 1669 schreibt: Das Wunder des heiligen Franz Xaver halte ich je länger je mehr für unecht.

Fast zu gleicher Zeit wurden in München 1667 lange Verhandlungen geführt über eine andere angebliche Besessene Namens Anna Puechmayerin. Der Freisinger Fürstbischof schrieb am 13. Juni 1667 an den Dechanten von Liebfrauen Dr. Joh. Keller: Da nach dem Bericht der Münchener Theologen bei der Anna Puechmayerin keine Besessenheit, sondern nur krankhafte Melancholie vorliege, solle man einstweilen nichts vornehmen, sondern durch Medizin und geistliche Mittel ihr zu helfen suchen[2]. Ein Protokoll über die Untersuchung, an der neun Theologen verschiedener Orden teilgenommen, liegt bei; darunter befand sich P. Bernhard Frey, der in der Konferenz vom 1. Juni 1667 an erster Stelle nach dem Dechanten sein Gutachten dafür abgab, daß entschieden Melancholie oder Betrug vorliege[3].

Die Erzählungen und Berichte über diese Besessenen waren in aller Mund und gaben Anlaß zu allerhand Nachahmungen. Als eine solche erscheint auch der große Trug in Altötting, der langdauernde Teufelsaustreibungen zur Folge hatte. Dieselben begannen 1666 und fanden erst nach 120 Exorzismen 1668 ihren endgültigen Abschluß; die Vorgänge bei derselben wurden „im ganzen Römischen Reich ruchbar und wissend“[4].

In dem ersten Bericht vom 4. November 1666 meldet der Dechant dem Kurfürsten Ferdinand Maria: Den 28. Oktober hat Thomas Hämerle, ein Tagwerker von Zolling, auf der Freisinger Hofmark, zwei Stund von Freising an der Amper liegend, seine verheiratete Tochter Anna alhero gebracht, welche ungefähr bei 18 Wochen mit einem bösen Geist besessen wäre, in höchster Hoffnung, dieser Geist solle durch Wirkung unserer hilfreichen Mutter Gottes allhier ausgetrieben werden und solches zwar um soviel glaublicher, weil der Geist, der sich mit Namen Pisam nennt, zu Benediktbeuren unter Aufsetzung St. Anastasii heiliges Haupt das erstemal redend ausgesagt, er künde nirgends denn zu Altenötting ausgetrieben werden, gestalten diese Anna sich hernach vor ungefähr fünf Wochen allhero kirchfahrten begeben. Der Vater wünscht nun Hilfe. Der Dechant befindet, daß die Person wirklich mit einem rechten Geist behaftet sei, „denn sonst nit möglich wäre, daß ein gemeines Paurn Mensch von sich selbsten dergl. fremde Sachen röden, wissen und sich also verstellen könnte, als sie getan“. Auf seinen Vortrag hat das Kapitel den Dechanten und Herrn Megerle (Stiftsherr) zu den Herrn Jesuiten und Franziskanern abgeordnet mit der Bitte, ob sie dieses Mensch besprechen wollten: „P. Rektor Societ. hat geantwortet, wäre ihnen absolute verboten, Teufel auszutreiben, wolle dem P. Provinzial schreiben. Die Franziskaner aber geantwortet, wäre ihnen nit

[1] Die Originale dieser interessanten Gutachten in M. R. Jes. 1942 1/2.

[2] Orig. Cgm. 2620 f. 116. Dort auch die weiteren Akten.

[3] L. c f. 127 ff. und 145 ff.

[4] Hierüber liegen Originalakten vor und zwar von zwei Parteien: die Berichte des Beförderers dieses Werkes, des Dechanten von Altötting, und die Briefe der Hauptgegner, der Jesuiten. Die Akten von Altötting sind enthalten in einem mächtigen Folioband: „Berichte des Dechant zu Altötting, die allda mit dem bösen Geist besessene Anna Mayrin betr. 1666—1668.“ M. R. Kloster Literal. Altötting Nr. 16. Es sind die Originalberichte des Dechanten Gabriel Khupferle an den bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria mit Beilagen und anderen Schreiben in Abschrift oder Original, ferner die Antworten des Kurfürsten im Konzept. Die Berichte des Dechanten sind sehr eingehend und durchgehends sechs und mehr Folioseiten lang. Die Briefe der Jesuiten in M. R. Jes. 349. Vergl. Festschrift Schlecht (1917) 63 ff.

erlaubt, sich ein solches zu unterfangen ohne ihres Provinzials Vorwissen und ausdrücklich Lizenz, wollen ihm deswegen schreiben und nach dessen Resolution sich akkomodieren, worauf es bishero beruht".

Als der Vater keine Aussicht sah für eine Austreibung, wollte er wieder nach Hause zurückkehren; aber nun machte die Person eine große Szene vor der heiligen Kapelle, in der sie schon an den vorhergehenden Tagen den Gottesdienst gestört. Sie schrie, die Mutter Gottes läßt mich nicht fort, es brennt, es brennt usw. Der Dechant ist für die Austreibung und bittet den Kurfürsten, da beide Provinzials der Jesuiten und der Franziskaner dermalen zu München sind, ihnen zusprechen zu lassen, daß sie aus ihren Leuten allhie den einen oder andern verordnen wollten, diesem Ding eigentlich auf den Boden zu sehen und nach Befund zu verfahren. In einer Beilage erklärt der Dechant, daß es mit dem hiesigen höllischen Geist wird je länger je mehr klar. Weil es nunmehr kalt, geht das Mensch untertags und mittags zum Essen zu meinen Leuten in das Haus.

Am 16. November 1666 antwortete der Kurfürst, bei der Wichtigkeit der Sache müsse man um so vorsichtiger und behutsamer vorangehen. Deshalb habe er die Theologos um ihre Meinung gefragt. Wenn der Dechant bei dem Exorzismus Beistand von nöten habe, so haben beide, der Provinzial Soz. Jesu und Franciscorum, auf getane Erinnerung verwilligt, daß aus ihren Orden je zwei Patres bei den Exorzismis beistehen und mit Rat und Tat an Handen gehen sollen[1]. Zum Schluß heißt es: Damit die besessene Person nicht allein an einem unverdächtigen Ort wohl verwahrt sei, sondern auch keine verdächtige Person zu ihr komme, haben wir die Verfügung an unsern Rendanten zu Burghausen getan, ihr, damit sie an dem notwendigen Unterhalt nicht Mangel leide, die Mittel zu verschaffen[2].

Nun folgt in dem Kodex ein kurzer Brief des P. Bernhard Frey an den Vizekanzler Kaspar Schmid vom 13. November 1666, in dem es heißt: Außer andern gelehrten und klugen Patres, die augenblicklich in Altötting sich befinden, sind dort auch P. Joh. Lindner, Rektor, P. Adam Schifferle, Instruktor der dritten Probation, P. Cyprian Kleindienst, Beichtvater, P. Adam Weck, Prediger usw. Diese alle fürchten Gott und verachten den Teufel. Diesem Brief ist angeheftet die im kurfürstlichen Schreiben angezeigte Instruktion. Diese Instruktion ist wahrscheinlich von P. Bernhard Frey, dem späteren Beichtvater des Kurfürsten Ferdinand Maria. Damals war P. Frey Professor der Moral in München. Der bayerische Vizekanzler Kaspar Schmidt hatte sich in dieser Sache an ihn gewandt, wie aus der oben angeführten Antwort vom 13. November 1666 hervorgeht. Auch atmet die Instruktion ganz den Geist des P. Frey, wie er aus seinen andern Gutachten bekannt ist.

Die Instruktion besagt im wesentlichen folgendes: Ob Besessenheit vorliegt, ist nicht sicher. Die Person soll einer guten Familie übergeben und dort bis zur Ermüdung beschäftigt werden; man soll sie auch fasten lassen und strenger als zu Haus halten. Alles Außerordentliche an ihr muß man ignorieren, und man darf durchaus kein Aufheben davon machen. Dagegen ist alles gut zu beobachten. Über andere Personen darf sie nicht ausgefragt werden. Körperliche Verrenkungen usw. müssen dem Urteil von Ärzten und Chirurgen, nicht von Geistlichen unterliegen. Sollte dann wirklich Besessenheit festgestellt werden, so muß die bischöfliche Behörde einen Exorzisten bestellen, der in Gegenwart von Kanonikern, Franziskanern und

---

[1] Nach einer Randbemerkung des Konzepts wurden hierfür aus den Jesuiten P. Cyprian Kleindienst und P. Adam Weck bestimmt.

[2] In dem beiliegenden Konzept vom 16. Nov. 1666 wird dem Rentmann von Burghausen aufgetragen, unter solcher Zeit bis der böse Geist aus der Person ausgetrieben den Unterhalt zu gewähren, im Fall sie oder ihr Vater Armut halber solchen nicht haben.

Jesuiten ohne Volkszulauf in der Kapelle den Exorzismus vornehmen kann. Dieses soll von den Geistlichen der Kapelle, nicht von Ordensgeistlichen geschehen. Dann heißt es weiter: Der hochwürdige Pater Provinzial der Gesellschaft Jesu hält in Übereinstimmung mit dem hochwürdigen P. General dafür, dem Institut der Gesellschaft Jesu und seinen Aufgaben sei es entsprechender, daß ihre Patres die Teufel aus den Seelen als aus den Leibern austreiben. Nur auf ausdrückliches Verlangen darf ein Jesuit mitwirken und auch dann nur mit Rat und seiner Gegenwart zuweilen, wenn es nötig sein sollte.[1].

In seinem zweiten 10 Folioseiten langen Bericht vom 27. November 1666 schreibt der Dechant dem Kurfürsten, er habe mehreren Personen, unter denen auch die besessene Anna, den Schatz gezeigt: Wie man aber im selbigem Schatzzeigen zu demjenigen Kasten kommen, darinnen das hilzerne Unserer Lieben Frau Bild stehet, mit welchem anno 1570 der selige P. Canisius allhie eben auch einen höllischen Geist von einer adelichen Jungfrauen, namens Anna von Pernhausern, ausgetrieben[2], habe ich zu der Anna gesagt, diese heilige Biltnuß muß dir auch noch auf deinen Kopf gesetzt werden[3], worüber sich der böse Geist hoch entsetzt . . . P. Adam Weck ein Jesuiter allhie sagte mir, wie er neulich mit dem bösen Geist geredt und ihn gefragt habe, wie er heiße, habe er geantwortet, er heiße Herr Doktor Pisam, sei der allervornehmste Pfeifer und Spillmann, er kenne den Jesuiter zu Aichstett wohl, der seinen Gesellen austreiben will, heiße Pater Speer, er werde aber sobald nit ausfahren, man gehe gar zu glimpflich mit ihm um[4]. Den 9. November kommt das arme Mensch abermalen zu meinen Leuten zum Essen. Den 17. November hat der Vater der Anna „weil männiglich, auch die Religiösen, nur auf die Seiten gangen", und keiner helfen wollte, sich resolvirt, nach Hause zu gehen. Darüber war der Teufel außer sich. Am 27. ist der Anna Vatter nach Salzburg gelaufen, um Hilfe zu bitten. Er nahm ein Schreiben des Dechanten und Kapitels an das Salzburger Konsistorium mit und brachte am 5. Dezember die Antwort vom 3. Dezember, in der es heißt: Da sich nicht allein die Patres Soc. sondern auch die Franziskaner wegen der Exorzisierung mit der Inhibition ihrer Superioren entschuldigen, fällt uns dermalen kein anderes Mittel bei, als den P. Provinzial der Franziskaner um Erteilung solcher Lizenz und Benennung eines oder des andern Patris zu requirieren „also ihr dergleichen Requisitionsschreiben im Namen unser und auch für euch selbst werdet abzugeben wissen".

Noch am selben 5. Dezember richteten Dechant und Kapitel eine dahingehende Bitte an den Kurfürsten. Der Kurfürst ließ am 15. Dezember dem Kapitel antworten, er habe nicht ermangelt, dem P. Provinzial der PP. Franziskaner zusprechen zu lassen, daß er einen frommen Mann pro exorcista benenne. Der P. Provinzial will selbst nach Altötting reisen, um zu sehen, was es mit der besessenen Person für eine Beschaffenheit hat und dann einen Exorzisten bestellen. Auch der

---

[1] Aus der Instruktion verdient noch wörtlich angeführt zu werden: Die P rson „nec eleemosynis aliisque donarìis vel spe cuiuscumque lucelli temporalis lactetur ne vel Personae suspectae vel ipsi Daemoni lubeat diutius nugari vel ibidem morari et maxime ne detur occasio vel Personae vel Daemoni plura fingendi, garriendi, decipiendi et denique sub hoc allicio plures ejusmodi energumenos sive fictos sive veros attrahendi". Alle außergewöhnlichen Erscheinungen „dissimulando coram Persona suspecta neglectim transire (potius) quam admiratione interrogationeque nova magis fovere et ad similia quasi excitare".

[2] Über diese Austreibung und die Mißbilligung der Obern vergl. Gech. 1, 734 f. und Braunsberger, Canisii Epistulae 6, 641 ff. Es ist in eressant, die damals gegebene Instruktion des Generals Borgia vom 7. März 1570 mit der obig n des P. Frey zu vergleichen.

[3] Über dieses Bild Canis. Epp. 6, 650 f.

[4] Vergl. oben S. 753 ff.

PP. Jesuiter Provinzial hat sich erboten, dem Patri Rektori nach Altötting zu schreiben, daß er zu dem Exorzisten auch zwei aus der Sozietet adjungire, die ihm auf alle Fälle mit Rat und Tat an Händen gehen. Das Werk soll nach dem gesandten lateinischen Gutachten in Gottes Namen angefangen werden.

Als der Vater der Anna aus Salzburg zurückkehrte, hatte er auch deren Mann mitgebracht. Am 12. Dezember 16ʼ6 meldet der Dechant: Den 5. Dezember ist ihr Vater mit dem Salzburger Konsistorialbefehl, den wir gehorsamst kommuniziert haben, abends allhero und dann mit gedachter Weibsperson und ihrem Mann zu mir in Dechantshof kommen. Wie ich ihnen nun den empfangenen Befehl vorgelesen, daß wir den Franziskaner Provinziale ersuchen, einen Pater allda zu bestimmen, ist nit zu beschreiben, wie sich dieser höllische Geist in meiner Stube aufgebäumt usw. Den 6. sind beide Männer morgens früh abermalen zu mir kommen und den Bericht auch das Schreiben an P. Provinzial abgeholt . . . Als ein Mann zu anderen Umstehenden sagte, er halte dafür, es wäre mehr eine Krankheit als ein besessener Geist, hat das Unzifer (der „Geist“ der Anna) gleich geantwortet: du bist mein Vatter und ein Unhulder (Hexe), weißt wie wir oft miteinander gefahren sein . . . Dieser Mann ist aber ein ehrlicher guter frommer Mann und beichtet alle 14 Tag. Als seine Frau davon gehört, hat sie sich allerhand Gedanken gemacht, endlich gar zur besessenen Person geloffen mit Begehren, soll ihr sagen, ob ihr Mann ein Unhulder sei, hat geantwortet, sie wisse nit, was das Unzifer geredt hab. Obschon nun der Teufel ein Lügner ist, so gibt es doch bei vielen, sonderlich bei denen, welche diese Leut nit gern sehen, Nachgedanken, weßen man dem guten Mann, wie ers mir selbst herzlich klagt, schon fürgeworfen.

In dem folgenden Berichte vom 23. Dezember heißt es, daß der P. Franziskaner Provinzial mit seinem P. Prediger von München, P. Lukas Glaßperger, angekommen. Am 21. Dezember hat P. Lucas den Exorzismus begonnen. Der böse Geist hat Sprachen gesprochen, die kein Mensch verstanden, gewütet usw., am 23. wiederum. Als der böse Geist gefragt worden, worum er allhero kommen, gibt er Antwort, er sei derjenige Teufel, der vor diesem aus dem Fuggerischen Frauenzimmer allhier von P. Canisio schon einmal wirklich ausgetrieben worden und sei in diese Anna gefahren, weil sie nichts Geweihts bei sich gehabt. Als der „Teufel“ erklärte, er könne nicht ausfahren, solange wir alle da seien, haben wir in der Sakristei einen Ausschuß gemacht, von den Franziskanern der P. Provinzial, von den Herrn Jesuitern den P Adam Wekh und von den Chorherrn Herrn Megerle, aber trotzdem ist der Geist nicht ausgefahren.

Durch eigenen Boten meldet dann der Dechant hocherfreut am 24. Dezember, daß 5¼ abends der böse Feind nach sechsthalber Stund gebrauchtem Exorzismus, da man der besessenen Person endlich das heilige wundertätige Bildnuß auf den Kopf gesetzt, ausgefahren, darauf man gleich mit den Glocken ein Zeichen gegeben und bei Zulauf großen Volkes das Te Deum gesungen . . . „Datum Altenötting ein Viertel Stund nach Austreib des höllischen Geistes“.

Aber bereits am 30. Dezember muß der Dechant betrübt berichten: Dieses große Wunder wurde gleich den andern am heiligen Weihnachtstag allhir auf den Kanzeln verkündet und mit männiglich großer Freud ein schönes Te Deum gesungen. Während dieses Te Deum ist in der Anna ein anderer böser Geist redend geworden mit großem Geschrei. Man hat gleich den P. Lucas, den Exorzisten geholt, der mit höchstem Schrecken diese neue Konfusion gleich bemerkt und vermeint, es wäre etwa Dr. Pisam de novo wieder kommen, fragt demnach, wie die Sach beschaffen. Dem der höllische Geist geantwortet, Dr. Pisam sei ausgefahren und schon wirklich in der Hölle, es wären aber außerdem noch sechs andere Teufel dagewesen, nämlich die

so zu Augsburg bei St. Ulrich ausgetrieben worden[1]. Am St. Stephanstag hat P. Lucas seine Exorzismos gegen diese sechs Teufel de novo fürgenommen und den Teufel Laimbknoll wirklich ausgetrieben nach zwei Stunden. Am 31. Dezember meldet der Dechant wieder durch eigenen Boten, daß heut nach 11 Uhr P. Lucas den letzten und 7. auch ärgsten Teufel, Fendrich genannt, ausgetrieben; darauf wurde das Te Deum gesungen, die Partikularia wird P. Provinzial mündlich berichten. Am folgenden Tag, 1. Januar 1667, nachts um acht Uhr, schreibt der Dechant, daß wiederum zum höchsten Schrecken des P. Lucas andere Geister sich gemeldt und zwar wieder andere sieben. Von P. Lucas gefragt, sagten sie, sie seien von den Unhulden, deren gar viele seien, in die Anna gezaubert worden; er, der jetzt rede, nannte sich auf die Frage des P. Lucas nach seinem Namen Leibschuß, ein anderer nannte sich Maus und hatten ihn die Unhulden gar gern. Einer der Teufel sagt dem P. Lucas, die Unhulden setzen dir stark zu. Das meint auch der Dechant, der hier eine tolle Geschichte von einem verdächtigen, plötzlich verschwundenen Weib erzählt. Selbigen Tag hat meine Schwester der besessenen Person eine Speise von meinem Tisch hinaufgetragen[2].

Die Exorzismen von P. Lucas wurden fortgesetzt: so am Feste des heiligen Namens Jesu „hat P. Lucas in der heiligen Kapellen die arme Anna abermalen exorzisiert, unter welchem der Teufel Leibschuß sehr wild geworden, doch endlich in ziemlicher Demut gemeldet, heute fahre er nit aus, aber morgen als am Samstag müsse er mit 3000 Teufel (denn er bekennt, daß neben den jetzigen sieben noch eine ganze Legion der höllischen Geist in der Kreatur wären) gewiß ausfahren". Trotz des größten Bemühens des P. Lucas, „der gewißlich an seinem Fleiß nicht ermangeln läßt, sondern sich also abmattet, daß er schier weder essen noch trinken und ganz nicht schlafen kann", sind die Teufel am Samstag nicht ausgefahren. So gehen die Exorzismen immer weiter und ebenso die Berichte; der vom 31. März füllt 14 Folioseiten. Bei diesen Exorzismen war die Kapelle oft gesteckt voll von Leuten. So heißt es z. B. in dem Bericht vom 15. April: „Wie man um 12 Uhr zu der heiligen Kapelle kommen, ist dieselbe schon von allerhand Standspersonen voller Leut gewesen dergestalten, daß weder der Exorzist noch die besessene Person noch wir Assistenten einzigen Zugang dahin gehaben mögen, wie dann vor Geträng kein Mensch dem andern aus dem Weg weichen khunden". Nach demselben Bericht müht sich P. Lucas sehr ab, die Zahl der Teufel herauszubringen. „Der Pater: nenn alle, soviel euer noch da seynt. Der Teufel sagt darauf 6666 und wir 7, seynt in allem noch 6673."

Da unter diesen immer wiederholten Exorzismen die Wallfahrt leiden mußte, wandte sich der Kurfürst am 23. April 1667 an den Kardinal-Fürstbischof von Salzburg, ob es nicht ratsam wäre, wenn besagte Exorzismen nicht mehr in der heiligen Kapelle, sondern in dem Chorstift oder an einem anderen bequemen Ort vorgenommen und den Wallfahrtern die Gelegenheit, ihre Andacht zu verrichten, ungehindert gelassen würde. Trotz der zustimmenden Antwort des Kardinals[3], fanden die Exorzismen immer wieder in der heiligen Kapelle statt, weil der Dekan und Exorzist das als eine Ehrensache für die Kapelle hielten.

Zu den hohen Standespersonen, welche sich die Austreibung anschauen wollten, gehörte auch der Fürstbischof von Freising Albert Sigmund, Herzog von Bayern. Am 8. Mai abends um 4 Uhr ist für Ihre hochf. Durchlaucht Bischof zu Freising

---

[1] Vergl. Canisii Epp. 6, 643.

[2] Bericht vom 6. Jan. 1667.

[3] Am 16. Mai antwortete der Kardinal, er habe einen diesbezüglichen Auftrag dem Konsistorium zukommen lassen.

und dero bei sich gehabter ganzer Hofstab — so berichtet der Dechant — mit der besessenen Weibsperson in der heiligen Kapelle ein Extra ordinäri Zusammenkunft gehalten worden. P. Lucas hält wie gewöhnlich zuerst eine Ansprache und fängt dann an, den Teufel Leibschuß zu fragen . . . Zum Schluß reichte Ihre Durchlaucht der Kreatur ein Almosen dar, das wollte aber der böse Geist nicht annehmen, er sei auch einmal ein Herr gewesen, und dieses wiederholte er etliche Male, mußte es doch endlich auf Befehl des Herrn Pater im Namen Gottes und Unser Lieben Frau annehmen und darum danken und sagen „Vergelts Gott"; mit diesem wurde nun dieser Exorzismus beschlossen. Als bei einer der folgenden Austreibungen der „Besessenen" ein Kreuz aus Freising umgehängt worden, schrie der „Teufel": „ich wollt, daß dich die Hexer und Unhulder umbrächten, auch die, so dieses Kreuz hergetragen haben."[1]

Nach dem Bericht vom 30. Juli hat P. Lucas an diesem Tag als der Vigil des heiligen Ignatius „Ignatii Lob stattlich herfür gestrichen", dann vom Unglauben gepredigt und gedroht: „also khünde geschehen, daß mancher, der dieses gegenwärtige Werk nit glaubet mit seinem eignen Schaden erfahren dürfte, was dessen Unglaub nach sich ziehet."

So gehen die Exorzismen weiter, bis im Oktober das Franziskanerkapitel denselben ein plötzliches Ende bereitete. Dies meldet am 16. Oktober die verordnete geistliche und weltliche Verwaltung der heiligen Kapelle dem Kurfürsten, „Herr P. Franziskaner Provinzial de dat. Freising 15. dies. hat laut an mich Dechanten heut abends eingelangtem Intimationsschreibens mitgeteilt, das unlängst gehaltene Franziskanerkapitel habe die Exorzismi mit der Anna Mayerin gänzlich aufgehebt. Inmaßen auch der Exorzist P. Lucas allbereits von hier weg und nach Eggenfelden durch den Gehorsam gewiesen worden. Weil durch diese unverhoffte Abstellung dieses hochheiligen Orts höchster Ruhm und vordienst der allerseligen wunderbarlichen Muttergottes Ehr, Lob und Preis merklichen periklitiert, indem unschwer zu ermessen, was es bei dem gemeinen Volk bevorab und in Sonderheit bei denen Unkatholischen (deren viel den vorgangenen Exorzismis beigewohnt), sintemalen dieser Prozeß im ganzen Römischen Reich ruchbar und wissend ist, für einen üblen und ärgerlichen Nachklang und höchster Beschimpfung dieser uralten Gnadenstatt verursachen würde, als ob nämlich an der göttlichen und mütterlichen Hilf ein Mißtrauen gesetzt" usw. Der Dechant bittet deshalb den Kurfürsten, er möge gnädigst verfügen, den Exorzismus eine Zeit lang zu kontinuieren. Auch die betrübte armselige besessene Weibsperson ist sehr bestürzt und bekümmert durch dieses Verbot „zumalen sie und ihr Ehemann ihr Sächel und Armuthei, wo sie vorher gewohnt, verkauft, also nunmehr nit wissen, wo aus oder an, und wie sie ihre Unterhaltsmittel suchen müssen". Falls es bei Aufhebung der Exorzismi verbleibe, bitten sie (die Verwalter) fußfallend, der Kurfürst möge diesen armen betrübten zwei Ehepersonen etwan in einem Spital zu München ihren Unterhalt geben.

Eine Abschrift des Briefes des Franziskaner Provinzials Bonifazius Sutor, dat. Freising 15. Oktober 1667, liegt bei. Der Provinzial schreibt dem Dechanten: Da ein Ausgang bei den Exorzismi nicht abzusehen und es das Ansehen hat, als wenn vermittels der bösen Geister zwischen den beiden Orden der Franziskaner und Jesuiten ein großer Mißverstand entstehen sollte und aus andern mehr Ursachen hat das Definitorium beschlossen, daß durch P. Lucas keine weiteren Exorzismi mehr vorgenommen werden sollen, will auch nit verhoffen, daß man P. Lucam wider seinen Gehorsam aufhalten werde.

---

[1] Bericht vom 20. Juli 1667.

Über diesen Ausgang war die „arme Anna" sehr aufgebracht und sie ließ dies einen der Haupturheber dieses Ausganges, den Rektor der Jesuiten, durch einen Überfall in empfindlicher Weise verspüren. In einem Bericht des Dechanten vom 26. Oktober 1667 wird der Überfall auf den Rektor also beschrieben: Nachdem die Anna erfahren, daß die Exorzismen aufgehoben, ging sie abends ihrem Brauch nach in die heilige Kapelle, im Eingang sieht sie den allhiesigen P. Rektor, deshalb ging sie wieder zurück, weil sie verspürte, wie der böse Feind aufsteigen wollte, und kniet zu hinterst bei der Sakristeitür und hörte die Litanei ruhig an. Nach solcher wollte sie aufstehen und heimgehen, vermerkte aber, daß sie nicht konnte, denn es waren in den Knieen etliche böse Geister. Sobald nun gedachter P. Rektor den ersten Schritt zu der Kapelle herausgetan, ist der Teufel in einem Augenblick gleich von hinten auf ihm, in die Gurgel gefallen, nahm ihn beim Kopf, stoßte ihn zurück an die Mauer, krält ihm zwei starke Riß in das Angesicht, daß das Blut gleich darüber geloffen und sagt: „Ei du verstellter Pharisäischer, du hast auch gern gesehen, es stürb der Kurfürst in Welschland und hast ein groß Wohlgefallen daran gehabt, ich wills dir noch machen, du bist nit wert, daß ein Briester bist, du Hexenmeister, du wollst aus der Mutter Gottes Haus ein Danz-Haus machen." Als P. Rektor losgemacht, sagte er: „Anna, Anna schau, mit wem du umgehst." Der Teufel fuhr gegen ihn auf und sagte: „Schau Narr, tut dann das die Anna, ich bin der Teufel" usw.

Der Kurfürst wollte mit der Sache nichts weiter zu tun haben. Unter dem 8. November 1667 schrieb er an den Kardinal-Erzbischof von Salzburg: „Derweilen nun in dieser Sach (der Exorzismen) als eine geistlichen Sach eine Verordnung zu tun nit gebühren will[1], stellen wir anheim, was in dieser Sach weiteres vorzunehmen sein möchte." Auch der Dechant hatte sich an das Salzburger Konsistorium gewandt und erhielt von diesem am 9. November die Weisung, dem Provinzial zu schreiben, er möge zur weitern Fortführung dieses so wichtigen Werkes den P. Lucas wieder nach Altötting beordern. Dieses Schreiben schickte der Dechant am 24. November an den Kurfürsten mit der Bitte, dem P. Provinzial beweglich zusprechen zu lassen, damit dieses so wichtige Werk wiederum seinen Fortgang nehme. Ebenso richtete der Dechant am 24. November ein sehr bewegliches langes Schreiben an den Provinzial der Franziskaner, in dem er die Gefährdung des Rufes usw. (wie oben) betont und dringend bittet, den P. Lucas zurückzusenden „sintemalen dies Ihre hochfürstliche Eminenz zu Salzburg und unzweiflich auch Ihr kurfürstliche Durchlaucht selbst gern sehen".

Das half aber alles nichts. Der Provinzial blieb fest und antwortete von München 27. November 1667, nicht er, sondern das ganze Definitorium habe die Abberufung des P. Lucas beschlossen; es gehe nicht an, das Definitorium jetzt wieder zusammen zu rufen, „ferners kann ich nit gedenken, daß das Definitorium die gefaßte Resolution revozieren werde". Diese Antwort teilte der Dechant am 1. Dezember 1667 dem Kurfürsten mit und bat um weitere gnädigste Verordnung. Der Kurfürst antwortete am 3. Januar 1668, der Dechant möge sich dieserhalb an den Kardinal-Erzbischof von Salzburg als den zuständigen Ordinarius wenden. Das Salzburger Ordinariat verfügte am 2. März 1668, der Provinzial möge zuerst die Ursachen für die Einstellung der Exorzismen berichten, einstweilen solle der Anna Mayerin nicht gestattet werden, die heilige Kapelle ihrem Verlangen nach zu frequentieren, sondern nur bei der ersten Messe daselbst ihrer Andacht pflegen. Diese Antwort

[1] *Konz. In einem zweiten Konzept steht nur „dieweilen aber dieses eine geistliche Sach, also stellen wir . . ."

übersandte der Dechant am 15. März 1668 an den Kurfürsten ohne eine weitere Bitte beizufügen.

Damit schließen die Altöttinger Akten. Sie werden durch die Akten aus dem ehemaligen Archiv der oberdeutschen Ordensprovinz bestätigt und ergänzt. Es sind hauptsächlich gegen 30 Originalbriefe des Jesuiten-Rektors von Altötting, Joh. B. Lindner, an den Provinzial Beihelin. Sie umfassen die Zeit vom 2. Dezember 1666 bis 29. März 1668.

Am 2. Dezember 1666 berichtet P. Lindner an den Provinzial, er habe den Brief des Kurfürsten mit dem theologischen Gutachten erhalten[1]. Der Kurfürst wünsche, daß der Dekan die Austreibung vornehme, der Dekan aber verlange, die Jesuiten sollten das tun, und sei ungehalten über deren Weigerung. — Der Dekan konnte nur erlangen, daß Jesuiten den Exorzismen beiwohnen mußten. Einer derselben, P. Cypr. Kleindienst, beklagte sich alsbald darüber am 30. Dezember 1666 beim Provinzial, da der Teufel nie Wort halte und alles mögliche vorschwindele, wisse er nicht, ob er auch weiterhin mit dem Verlust so vieler Stunden den Exorzismen beiwohnen müsse.

Am 30. Dezember 1666 schreibt P. Lindner: An der Vigil von Weihnachten soll ein Teufel ausgetrieben worden sein, und zwar derselbe, der vor 97 Jahren durch P. Canisius aus der Anna Bernhus (Bernhausen) ausgetrieben worden, wie die Geschichte von Altötting zum Jahre 1570 berichtet[2]. Aber Weihnachten waren wieder sechs Teufel da. Diese Teufel haben erklärt, sie seien dieselben, die aus der genannten Bernhus zu Augsburg in St. Ulrich ausgetrieben worden. Am 13. Januar 1667 berichtet Lindner weiter: Schon 16mal ist der Exorzismus vorgenommen worden, der Teufel verspottet und belügt den Exorzisten; kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß überhaupt schon einer ausgetrieben, aber hier muß man still sein, damit nicht die beleidigt werden, die die Sache betreiben und sich damit trösten, daß hier noch nicht so lange exorzisiert sei wie bei der Besessenen von Eichstätt[3]. In dem folgenden Briefe vom 20. Januar meldet Lindner, daß die Jesuiten bei der Konsultation über die Besessene nicht zugezogen wurden; schon zweimal ist der Exorzismus vorgenommen worden, dabei kommen so viele Possen vor, daß die Zuschauer und der Exorzist selbst darüber lachen. Am 27. Januar: Fast alle zwei Tage wird eine Austreibung vorgenommen, er (Lindner) hat dem P. Weck verboten, das Haus der Anna zu betreten, von anderer Seite geschieht dies viel zu häufig.

Der Obere von Altötting fand sich mit seinem Vorangehen ganz in Übereinstimmung mit dem General Oliva, der am 7. Februar 1667 dem P. Lindner schrieb: Exorzismen dürfen nicht vorgenommen werden ohne Befragung der höhern Obern. Wir sollen die Teufel aus den Seelen vertreiben durch die gewöhnlichen Arbeiten der Gesellschaft. Und am selben Tage belobte Oliva das Verhalten der Patres in einem Briefe an den Provinzial: Es war durchaus richtig, daß unsere Patres in Altötting sich der Besessenen nicht annehmen. Dulden Ew. Hochwürden nicht, daß die Unsrigen mit solchen Dingen beschäftigt werden, da sie besseres und nützlicheres zu tun haben nach dem Geist und der Form unseres Instituts[4].

Über den oben angeführten Besuch des Bischofs von Freising schreibt P. Lindner

---

[1] Das Gutachten liegt bei: Iudicium Theologicum super Energum. Oettingana mense Nov. 1666 datum: es ist gleichlautend mit der oben (S. 758 f.) angeführten Instruktion.

[2] Gemeint ist wohl Unser liebe Frau zu Alten Oetting von Martin Eisengrein, Ingolstadt 1571, oder die Historia D. Virginis Oettinganae von P. Irsing (1643).

[3] Vergl. oben S. 752 ff.

[4] *Ad Germ. sup.

am 12. März 1667: Der Bischof von Freising hat mit P. Marquard[1] einer Austreibung beigewohnt. P. Marquard ist ungläubiger weggegangen, als er gekommen. Der Fürstbischof aber glaubt alles und ist augenscheinlich böse auf P. Marquard, weil dieser sagt, er suspendiere sein Urteil. Auf diese Weise wird der Teufel gemästet (saginatur), aber nicht vertrieben, wie die Klügern überzeugt sind. Die Besessene erhält reiche Almosen (der Fürstbischof gab es ihr mit eigener Hand), sie wird gut gehalten, und der Exorzist ist bös auf alle, die nicht alles glauben wollen. Letzteres wiederholt Lindner in einem späteren Briefe und fügt bei, das sei doch geradezu lächerlich, da der Teufel doch schon fast unzählige Male gelogen. Der Hauptpatron der Besessenen, der Dekan, war sehr erzürnt auf die Jesuiten und besonders auf P. Lindner, weil er glaubte, „ich sei schuld, daß kein Jesuit mehr zugegen; ich aber fürchte schlimme Folgen", so schreibt Lindner am 9. Juni 1667. Wegen dieser Haltung richtete der Teufel d. h. die Besessene gehässige Anklagen gegen die Jesuiten, und diese Klagen wurden auf Veranlassung des Dekans durch den Exorzisten nach München berichtet. Die Jesuiten machten sich nichts daraus. Am 8. September meldet Lindner: Eine Austreibung hat während 2½ Stunden vor Gästen aus München stattgefunden, aber es wurde nichts erreicht. Die Patres Franziskaner wünschen sehr, daß der Geschichte endlich ein Ende bereitet werde. Nun war der Dekan auch auf die Franziskaner böse. Die Besessene warf alle Schuld auf den Teufel. Durch diesen Schild gedeckt, schreibt Lindner am 15. Oktober, wagt sie alles, und jedes, ich fliehe ihren Anblick und selbst die Kapelle, da sie früher schon einen Angriff auf mich gemacht hat. Wie gut P. Lindner daran tat, zeigt der bereits oben geschilderte Überfall, über den er am 20. Oktober 1667 dem Provinzial also berichtet:

„Am 16. Oktober kehrte R. P. Ambrosius Kirchmair, der früher zweimal Provinzial (der Franziskaner) war und jetzt Guardian von Altötting ist, hierher zurück mit dem strengen Befehl für P. Lucas, Altötting sofort zu verlassen, was auch geschehen. Der Dekan zürnt. Das Kapitel der Franziskaner hat beschlossen, die Austreibungen müßten sofort ein Ende nehmen. P. Ambrosius versicherte mir, er wäre sonst nicht nach Altötting gegangen. Die angeblich Besessene hat mir vor der Kapelle aufgelauert und mich mit furchtbarem Geschrei angefallen: ‚Ich bin kein Unholt, du bist ein Hexenmeister'. Ich konnte nicht hindern, daß sie mein linkes Gesicht mit ihren scharfen Nägeln zerkratzt hat, bis andere zu Hilfe eilten. Ich war schon seit langer Zeit bei dem Teufel und dieser Frau schlecht angeschrieben; sie legt mir u. a. zur Last, ich sei schuld, daß die PP. Franziskaner sie verlassen haben. Wie ich diese Frau nie für eine Hexe gehalten habe, so fürchte ich sehr, es sei alles Lug und Trug, da sie vor jeder genauen Untersuchung sofort durch P. Lucas für eine Besessene erklärt wurde. Gott sei gelobt, daß nach 120 Exorzismen diese gefährliche Sache endlich ein Ende gefunden. Ihr Mann ist betrübt, weil der Gewinn jetzt aufhört, er hat sein Gut schon vor ½ Jahr verkauft und war bereit, die Komödie noch länger zu spielen, da er keine andere Arbeit dabei hatte als zweimal in der Woche seine Frau aus der Kapelle zu tragen, die aber dann, wie die Franziskaner bemerkt haben, immer ohne Verzug die Treppe in ihrem Hause hinaufging."

Später am 1. Dezember berichtet Lindner, der Dekan hoffe immer noch, die Franziskaner würden gezwungen werden, die Exorzismen wieder anzufangen. Diese weitern Schritte des Dekans, um trotz alledem die Fortsetzung der Austreibungen

---

[1] P. Marquard Ehingen S. J. war der Beichtvater des Bischofs.

zu erwirken, wurden bereits geschildert. Noch mehrere Monate dauerte es, bis die Komödie ihr Ende erreichte. „Gestern endlich", so berichtet Lindner am 29. März 1668, „ist die verdächtige Frau auf Befehl des Kurfürsten mit ihrem heulenden Mann abgezogen. Nachdem sie soviel Unruhe in Altötting gestiftet, wird sie in ihr Heimatsdorf zurückkehren und auf Befehl des Kurfürsten weiterhin keine Alimente mehr erhalten. Der Dekan und ihre Begünstiger sind darüber unwillig."

Wie der ganze Verlauf zeigt, haben wir es hier offenbar mit einer abgefeimten Betrügerin zu tun. Wenn der Dekan meinte, eine solche Verstellung sei unmöglich, so zeigte er nur, wie bescheiden seine Menschenkenntnis war. Die Berufung des „Teufels" auf die „Besessene" von Eichstätt, die damals noch nicht völlig entlarvt war, genügt für sich allein, um alles als Trug zu erweisen.

Auch hier trat die Verquickung mit den Hexenprozessen offen zu Tage. Die Betrügerin schrie öffentlich jeden als Hexe aus, der ihre Besessenheit anzweifelte, so den Bürger, der ihre Besessenheit für Krankheit erklärte; er kam ins Geschrei der Hexerei und selbst seine Frau geriet in Angst; seine Gegner posaunten es aus, und der Mann wäre unfehlbar auf den Scheiterhaufen gekommen, wenn die damalige bayrische Justiz sich aufs Hexenbrennen verlegt hätte. Ihrem Hauptgegner, dem Rektor der Jesuiten, warf die Betrügerin wiederholt öffentlich den Vorwurf an den Kopf, er sei ein Hexenmeister und Zauberer. —

Ein noch drastischeres Beispiel der Verquickung von Besessenheit und Hexenwahn bietet die Geschichte der Paderborner Besessenen vom Jahre 1656—1660[1]. Durch das Geschrei der Besessenen kamen selbst die Schüler der Jesuiten in Gefahr. Auf die Nachricht, daß viele Schüler von den Besessenen als Hexen angegeben worden, sandte der Rektor des Paderborner Kollegs am 5. Juli 1657 den Bidell zu dem vom Fürstbischof ernannten Hexenrichter, damit bei etwaigen Denunziationen die Privilegien der Universität und die akademischen Rechte in keiner Weise verletzt würden[2]. Die Besessenen in Paderborn und Umgegend ließen häufig den Ruf erschallen: „Gott will Gerechtigkeit, Gott gebraucht uns als seine Werkzeuge; die Menge der Zauberer und Hexen wächst gewaltig, ihre Bosheit muß bestraft werden. Gott befiehlt uns so zu rufen: Nicht eher werden wir weichen, als bis die Obrigkeit die Gottlosen verbrennt."

Bei einer Teufelsaustreibung am 5. April 1657 stellte P. Löper die Frage: „Wann wirst du weichen?" und der Besessene antwortet: „Nachdem die Hexe verbrannt ist". Auf die Aufforderung auszufahren, erwidert der „Teufel": „Ich kann nicht, Gott will es noch nicht. Du hast mich mehrmals ausgetrieben, aber die Zauberer und Hexen schicken mich zurück, in Zukunft wirst du alles vergebens tun, wenn die weltlichen Behörden dich nicht unterstützen", und wiederum erklärt der „Teufel": „Gott will, daß ich bleibe, die Gesellschaft der Zauberer muß ans Tageslicht gebracht werden, die Zauberer müssen bestraft werden". Bei einer andern Austreibung aus einem 13jährigen Knaben am 8. Mai 1657 kam der ausgetriebene Teufel wieder und schrie: „Die Hexen haben mich wieder eingetrieben. Gott will die Gerechtigkeit über die Hexen"[3].

---

[1] W. Richter, Die „vom Teufel Besessenen" im Paderborner Lande unter der Regierung des Fürstbischofs Theodor Adolf von der Reck und der Exorzist P. Bernhard Löper S. J. in der Zeitschrift für vaterl. Geschichte Westfalens, 51. Bd. 37—96 und die Ergänzungen dazu bei Duhr, die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen (1900) 80 ff. *Ephemerides Facultatis Philosophicae et Linguarum Universitatis Paderbornensis 1653—1712 in der Gymn. Bibl. zu Paderborn, *Acta Facultatis Theologicae 1629—1764 ebenda.

[2] *Ephem. Facult. Philos. 5. Juli 1657.

[3] Nach dem Bericht Löpers bei Richter 51, 58 f.

P. Löper leugnet zwar entschieden, daß er die Besessenen nach Zahl und Namen von Hexen befragt habe, aber er nimmt auf Grund der Aussagen von Besessenen eine große Anzahl von Hexen in Paderborn an, und er erwähnt mehrere Personen, welche von Besessenen angeschuldigt wegen Zauberei zum Tode verurteilt wurden. „Lies doch, ich bitte dich — so schrieb ein Gegner Löpers — deines geistreichen Gesellen, weiland Patris Spee Buch, daß er wider die strenge Nachfrag auf die Hexen zu seiner Zeit geschrieben und in Druck gegeben hat: so wirst du dich in dein Herz schämen."

Zu den Gegnern des P. Löper gehörten auch die Kapuziner. Dieselben wandten sich an ihren Provinzial P. Benedikt Leodius, der ihnen Mitte 1657 eine längere Antwort mit Verhaltungsmaßregeln zukommen ließ [1].

Vor allem drückt der Provinzial sein Mitleid aus über die Plage durch die Besessenen. Dann bespricht er eingehend das Verfahren des P. Löper bei der Befragung der Besessenen. Dieses ist gefährlich für die ganze Diözese. Wer ist denn noch in seinem Rufe sicher, wenn eine angeblich Besessene über ihn befragt oder ihr etwas suggeriert wird und ihre Antwort dann für ein Orakel gehalten wird? Löper veröffentlicht die Protokolle und gibt alles für wahr aus. Das ist gegen die Lehre der Kirche und der Väter. Wenn wirklich Besessenheit vorliegt, ist es ja der Teufel, „der Vater der Lüge", der antwortet, und es ist doch eine Torheit, ihm zu glauben. Folgendes sei sein Rat: 1. die Kapuziner sollen ein heiliges Leben führen; 2. der Bischof möge alle angeblich Besessenen an verschiedenen Orten getrennt in Haft nehmen, ihnen nur Wasser und Brot geben lassen und niemand Zutritt gestatten, es sei denn einem zuverlässigen Priester [2]. Als ich es vor 30 Jahren als Exorzist mit vielen Besessenen zu Köln zu tun hatte, war ein Teil derselben durch Pakt mit andern Hexen besessen, ein anderer Teil gab sich als besessen aus, weil sie Hexen waren. Sie spotteten über die Kirche und den Exorzisten, sei es um gut zu leben, weil es armes Volk war, oder wenigstens um andern zu schaden. Eines Tages kamen mehrere dieser Besessenen aus verschiedenen Gegenden zu mir. Ich sagte ihnen, der Kurfürst (damals Ferdinand) habe ein Dekret erlassen, daß alle Besessenen bevor sie exorzisiert würden, ein halbes Jahr eingesperrt und alle zwei Tage mit Ruten gestrichen werden sollten. Kaum hatten sie das gehört, verschwanden alle und kehrten nie wieder zurück. Als ich das dem Kurfürsten erzählte, lachte er und sagte: Ich bin einverstanden mit dem Dekret. Und so war ich frei. Schließlich gibt der Provinzial den Rat, den P. Löper auf Veranlassung des Bischofs und des Kapitels in eine andere Diözese zu schicken, dann werde sich der Sturm bald legen [3].

---

[1] Der interessante, bisher nicht beachtete Brief gedruckt bei Gruber, Commerc. Epistol. Leibnit. Prodrom. 2, 1370—1378 ohne Datum; dieses läßt sich aus dem Inhalte, besonders aus dem Rate in betreff des P. Löper schließen.

[2] Am 30. Mai 1657 ließ der Fürstbischof der theologischen Fakultät in Paderborn die Frage vorlegen, ob es dem Magistrat zur Wahrung der öffentlichen Ruhe erlaubt sei, die Besessenen, welche auf den Straßen andere belästigten, in Ketten zu legen. Die Antwort lautete: 1. Ja, wenn es für die öffentliche Ruhe notwendig ist; 2. Wenn aber durch mildere Mittel derselbe Zweck erreicht werden kann, sind härtere Maßregeln zu vermeiden, weil die Besessenen schon hinreichend geprüft sind: afflicto non est addenda afflictio. Das Gutachten ist von zwei Professoren unterschrieben. *Acta facult. theolog. im Anhang unter Casus propositi.

[3] Die Vorgänge in Paderborn hatten eine gute Folge, insofern die Instruktion der römischen Inquisition vom 25. Nov. 1635, die schwere Mißstände beim Hexenprozeß abstellte (Hinschius, Kirchenrecht 6, 425), jetzt 1657 von neuem gedruckt und wahrscheinlich nach Paderborn geschickt wurde. Der Fürstbischof Theodor Adolf beruft sich in seiner Urkunde vom 17. April 1657 ausdrücklich auf consilia et responsa ex Curia Romana ad nos transmissa. Näheres über die Instruktion bei Duhr, Stellung der Jesuiten 17 f. und Paulus, Hexenwahn 273 ff.

Der historische Verlauf der Epidemie ist folgender: Anfang Mai 1656 trat im Paderborner Lande eine Art Besessenheit auf, die sich seuchenartig fast von Ort zu Ort verpflanzte. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Laien und Geistliche wurden ergriffen. In Paderborn selbst waren 1657 gegen 130 Personen „besessen", darunter auch ein Dutzend Schüler der Jesuiten[1]. Der damalige Paderborner Fürstbischof Theodor Adolf von der Reck äußert sich darüber in der Urkunde vom 17. April 1657 in folgender Weise: Mit Zulassung Gottes sei die Paderborner Diözese seit zwei Jahren in eine beklagenswerte und gefährliche Verwirrung geraten, indem eine Menge, sei es wirklich, sei es vorgeblich Besessener nach Paderborn geströmt sei und dort eine heillose Unruhe angerichtet hätte: keine Ruhe in den Kirchen während des Gottesdienstes, keine Ruhe in den Häusern und auf den Straßen, Ehre und Leben der Einwohner sei bedroht.

Die Besessenen benahmen sich wie Wahnsinnige, verübten die abscheulichsten Ausschreitungen, verschrieen viele Menschen als Zauberer und Hexen, verübten eine Reihe von Mordtaten. Zwei Ansichten über das Wesen der Seuche standen sich gegenüber; die einen, darunter insbesondere P. Bernhard Löper, hielten die Tumultuanten für wirklich Besessene, die anderen hielten sie für Betrüger, die man in Ketten legen, und für Hexen, die man verbrennen müsse.

P. Löper gab sich viele Mühe, die Besessenen zu exorzisieren: „Ich verfolge die Teufel, die Zauberer überlasse ich dem Richter zur Bestrafung." Nach seinen eigenen Angaben bemühte er sich bei einer einzigen Besessenen zehn Monate lang und zwar täglich. Bei diesen Teufelsaustreibungen stellte Löper auch viele Fragen an den Teufel, u. a. über den Glauben der Protestanten. Er verteidigte dieses Vorgehen: Der Teufel wird mit Recht zu Antworten auf Fragen über den wahren Glauben gezwungen, und der Exorzist hat solche Fragen zu dem Zweck gestellt, damit der Teufel die Irrlehren widerrufe, welche er in Deutschland eingeführt hat. In betreff des Verhältnisses der Besessenen zu den Hexen meinte Löper, die Hexen seien zwar selten selbst vom Teufel besessen, zauberten aber durch ihre Künste oft den Teufel in andere, nicht selten ganz unschuldige Menschen hinein. „Allenthalben warfen Zauberer und Hexen Geldstücke, Nüsse, Kuchen, Brotstücke usw. auf die Straßen, und sobald jemand diese Gegenstände aufnahm, wurde er sofort von bösen Geistern besessen." Mehrere Personen, welche von den Besessenen der Zauberei angeschuldigt wurden, endigten auf dem Scheiterhaufen[2]. Das ganze Vorgehen Löpers stand in Widerspruch mit der approbierten kirchlichen Praxis[3].

---

[1] In den *Ephemerides Facultatis Philos. merkt der Studienpräfekt zum 3. Mai 1656 an: Circa hunc diem duae primae Energumenae venerunt Braculena et coeptae exorcisari. Ein Jahr später heißt es zum 3. Mai 1657: Prodiit se daemon in primo studioso, Physico, N. N. Brilonensi, dann wieder dieselbe Bemerkung 7 Mai in alio, Logico, ebenfalls 8., 10., 13. Mai usw. Zum 17. Mai: abierat plus quam media pars studiosorum, numerus fuerat Pascha 999 (mit den Infimisten). Später zum 31. Dezember heißt es aber genauer: Etsi initio aestatis ob serpens malum Energumenorum fere tertia pars studiosorum a scholis diffugerunt, in fine aestatis et initio Novembr. plures redierunt. Ebendort wird berichtet, daß die zwölf besessenen Studenten in unserer Hauskapelle so von unserm Priester exorzisiert worden, daß man sie alle mit Ausnahme von dreien für befreit hält.

[2] In dem *Ephem. Facult. Philos. heißt es zum 19. Juli 1657: Combustus Paderbornae primus magus Päulken.

[3] Die Instruktion der römischen Inquisition vom Jahre 1635 besagt hierüber: Consueverunt (parum quidem prudenter) multi Exorcistae iuxta non bonam (quoad hoc) theoriam Flagelli Daemonum, interrogare Daemonem in exorcismis, quomodo ingressus fuerit corpus obsessi, et an ex maleficio, et quis huiusmodi maleficium commiserit: Unde Daemon pater mendacii et inimicus quietis humanae saepe respondet, se ingressum esse corpus obsessi ex maleficio facto a tali per-

Von Mai 1656 bis April 1657 dauerten die Teufelsaustreibungen Löpers, die großes Aufsehen und einerseits Lob, andererseits bitteren Tadel hervorriefen. Am 28. April 1657 legte P. Löper auf die Weisung des Kölner Nuntius sein Amt als Exorzist „hauptsächlich im Interesse des Friedens" nieder. Der Fürstbischof richtete an den General der Gesellschaft das Gesuch, den P. Löper aus Paderborn abzurufen. Der General willfahrte diesem Wunsche, indem er dem Provinzial den Befehl gab, den P. Löper sofort aus Paderborn zu entfernen. Die Jesuiten weigerten sich, einen weitern Exorzisten zu stellen. Wie gleichzeitig mit Löper mehrere andere hervorragende Geistliche Exorzismen vornahmen, so wurden auch nach der Entfernung Löpers die Exorzismen fortgesetzt. Der Fürstbischof berief sogar eigens zu diesem Zwecke Franziskaner und Dominikaner, da auch die Kapuziner sich mit Exorzismen nicht befassen wollten[1]. Zugleich wandte man aber Gewaltmaßregeln an und brachte die Besessenen in Einzelhaft. Mehrere wurden der Hexerei „überführt" und verbrannt, andere als Betrüger mit Ruten gestrichen, gebrandmarkt und des Landes verwiesen. Im Jahre 1660 war die Ruhe so ziemlich wiederhergestellt.

Die Persönlichkeit des P. Löper bedarf einer näheren Aufklärung. P. Löper war ein eifriger, aber eigensinniger Ordensmann, dem es nicht wenig an Klugheit fehlte[2]. Kurz bevor er sich auf die Teufelsaustreibungen verlegte, hatte er eine literarische Fehde über die Gewalt der lutherischen Prädikanten mit dem Rektor des Gymnasiums von Osnabrück, Jakob Durfeld, ausgefochten[3]. Er mochte in der siegreichen Anwendung der kirchlichen Exorzismen einen Triumph über die Protestanten erkennen und meinte auch in dieser Richtung Fragen stellen zu sollen. Aber er betrat damit einen Weg, den der Orden nie gebilligt und über den auch dem P. Löper selbst die Mißbilligung der Oberen in unzweideutiger Weise wiederholt ausgesprochen wurde.

Juni 1656 schickte Löper einen Bericht über seine ersten Exorzismen an den General Nickel, dem Löper wahrscheinlich persönlich bekannt war. Am 1. Juli 1656 antwortete der General, daß er gern vernommen, wie P. Löper durch Anwendung der gewöhnlichen kirchlichen Exorzismen eine Besessene befreit; er wünsche, daß alles zur größeren Ehre Gottes gereiche; er billige aber nicht, daß die Erzählung des Hergangs, die der Pater eingeschickt, gedruckt werde. Er wünsche gleichen Erfolg für die beiden anderen Besessenen, bei denen Löper jetzt den gleichen Exorzismus anwende. „Übrigens möchte ich Ew. Hochwürden gemahnt haben, daß meine Vorgänger es nicht gebilligt haben — und auch ich billige dies nicht — daß die Unsrigen das Amt eines Exorzisten auf sich nehmen."[4]

Am 5. März 1657 ließ der Fürstbischof dem P. Rektor und der theologischen Fakultät die Frage vorlegen, ob eine theologische Lehrmeinung behaupte, daß der Teufel bei den Exorzismen stets die Wahrheit sage und ob die theologische Fakultät diese An-

---

sona, in tali cibo sive potu, et ut Daemon magis certum reddat Exorcistam et alios de hac re, supponit evomenda ab obsesso quaedam similia ei rei, in qua dixit maleficium factum fuisse et alia pleraque ut supra dictum est. Hinc diversis vicibus observatum fuit, aliquos iudices formare processus contra praetensos maleficos nominatos a Daemone, ut supra, tanquam si ex dicto Daemonis probentur praemissa. Unde super huiusmodi processibus nulla vis facta fuit a Sacra Congregatione, imo semper reprehensi fuerunt Exorcistae, Daemonem ut supra interrogantes, et iudices, qui super Daemonis responsione processum formarunt.

[1] In den *Ephem. Facult. Philos. heißt es zum 19. Juni 1657: Advenerunt primum duo dein adhuc duo Observantes Exorcistae vocati et duo Dominicani.

[2] Wegen Fehler, die er aber nicht anerkennen wollte, wurde ihm die Ablegung der letzten Gelübde verschoben. Carrafa an Löper 11. Juli 1648 *Ad Rhen. inf.

[3] Die Schriften bei Sommervogel unter Löper 4, 1937 f.

[4] *Ad Rhen. inf.

sicht verteidige. Die Antwort lautete: 1. Die Theologen leugnen gemeinhin diese Unfehlbarkeit des Teufels bei den Exorzismen. 2. Die theologische Fakultät von Paderborn ist der gleichen Ansicht. Diese Antwort unterschrieben die vier Professoren der Theologie. P. Löper (Professor der Moral), der wegen der entgegengesetzten Meinung mehr verdächtig war, fügte mit seinem Namen dies bei: Ich habe um Pfingsten in Decade quaestionum qu. 4. diese Behauptung aufgestellt: Der Teufel kann durch die Exorzismen zur Aussage der Wahrheit gezwungen werden und sehr oft wird er dazu gezwungen; ich habe aber nichts geschrieben über die Unfehlbarkeit seiner Aussage, auch nicht, daß der Teufel bei den Exorzismen immer die Wahrheit sagt, sondern daß er bei den Beschwörungen nicht immer lügt[1].

P. Löper fuhr mit seinen Austreibungen fort. Am 21. April 1657 schrieb der General an den niederrheinischen Provinzial P. Hieron. Warmoldi: Was die Exorzismen betrifft, so wünschte ich, P. Löper hätte nie dieses Amt angenommen, und daß er jetzt wenigstens dasselbe aufgeben könnte. Wenn dies unmöglich ist, soll Ew. Hochwürden Sorge tragen, daß er keinen Anlaß zu gerechtem Tadel gibt und nach dem gewöhnlichen Ritus der Kirche vorangeht. Dem Rektor von Paderborn P. Joh. Gronaeus erklärte der General am 19. Mai 1657, wahrscheinlich auf eine Vorstellung des Rektors hin: P. Löper hat die Exorzismen an den Besessenen, ohne mich zu fragen, angefangen. Wenn es noch möglich wäre, würde ich ihm befehlen, davon abzulassen. Und am 23. Juni 1657 drückt P. Nickel dem Provinzial seine Freude darüber aus, daß mehr andere Ordensleute, als Jesuiten für die Exorzismen verwandt werden: ich wünsche, daß die Unsrigen, soweit es immer möglich ist, diesem lästigen und gefährlichen Amt des Exorzisierens sich entziehen. Dem P. Löper, der einen Bericht über 150 Besessene in Paderborn am 26. Juni 1657 eingesandt hatte, wiederholt der General am 28. Juli: Was das Amt des Exorzisierens angeht, so haben meine Vorgänger dessen Übernahme von seiten der Unsrigen nicht gebilligt. Auch ich billige es nicht. Deshalb soll Ew. Hochwürden dieses Ministerium anderen überlassen, und durch Gebete und andere fromme Werke, nicht aber durch Anwendung des Exorzismus den Bedrängten zu helfen sich bemühen.

Dieser Brief war noch nicht angekommen, als P. Löper am 9. Juli sich wieder mit einem Bericht über das große Elend der Besessenen an den General wandte und zugleich seine dringende Bitte vortrug, die Exorzismen auch weiterhin vornehmen zu dürfen. Auf diese Bitte antwortete P. Nickel am 4. August mit Verweisung auf seinen Brief vom 28. Juli, dem er nichts beizufügen habe, „da ich durchaus nich zweifele, daß Ew. Hochwürden sich unserem Willen fügen wird". Von diesem entschiedenen Verbote machte der General am selben Tag auch dem Provinzial Mitteilung.

Am 26. Juli schickte P. Löper wieder einen Bericht an den General, in dem er jammert, das Übel nehme eher zu, als ab. Am 29. August antwortete P. Nickel: Was Ew. Hochwürden schreiben, daß Sie vieles leiden von angesehenen Männern und Prälaten und daß der Fürstbischof selbst etwas beleidigt scheine (Sie hätten schreiben können, daß er sehr schwer beleidigt sei), so bedaure ich das. Ich will Sie dem Neid und den Verfolgungen entziehen, die zugleich mit Ihnen die Gesellschaft treffen. Die Art und Weise werde ich dem P. Provinzial mitteilen, von ihm werden Ew. Hochwürden das weitere vernehmen und ihm sofort ohne Widerrede gehorchen. Am selben Tage (29. August) erhielt der Provinzial vom General die Weisung, den P. Löper von Paderborn unverzüglich zu entfernen und in ein Haus außerhalb Westfalens zu schicken; der Fürstbischof sei sehr erzürnt auf P. Löper und wünsche die Entfernung. Abgesehen davon, daß ich dem Wunsche des Fürsten will-

[1] *Acta facultatis theolog. (Paderb.) 1629—1764 im Anhang unter Casus propositi.

fahren will, möchte ich den P. Löper auch von seinen Exorzismen wegbringen, die ihm und der Gesellschaft soviel Gehässigkeit und üble Nachrede eingebracht haben, ganz besonders aber, weil ich, dem Beispiele meiner Vorgänger folgend, das Amt des Exorzisierens für die Unsrigen nicht billige, wie ich bereits früher geschrieben habe.

P. Löper scheint Schwierigkeiten gemacht und eine Reihe von Gegengründen gegen seine Entfernung vorgebracht zu haben. Denn am 13. Oktober richtete P. Nickel ein Schreiben direkt an P. Löper, der damals noch in Paderborn war, und teilte ihm sehr schonend mit, daß er Paderborn verlassen müsse. Er werde in der Sorge für seinen (Löpers) guten Namen nicht ablassen, und es solle auch keine Strafe für ihn sein. Der Wunsch des Fürstbischofs müsse aber erfüllt werden in einer Sache, wobei weder der Dienst Gottes noch der Ruf Ew. Hochwürden oder der Ruf der Gesellschaft Schaden leiden. Ja, der Dienst Gottes, das Wohl der Gesellschaft und das eigene Wohl Ew. Hochwürden fordern diese Maßnahme zur Verhütung von Ärgernis, zur Hebung von Zwistigkeiten und Klagen, welche kein Ende nehmen werden, so lange Ew. Hochwürden in Paderborn weilen. In Rom und anderswo werden die Klagen des Fürstbischofs mehr Gewicht haben als die von Ew. Hochwürden. Beruhigen Sie sich daher und fügen Sie sich dem Willen Ihrer Oberen. Dies tat denn auch P. Löper, und der General lobte ihn dafür in einem Briefe vom 27. Oktober 1657, der an P. Löper in Siegen gerichtet ist. Ob er die Bittschrift Löpers an den Papst überreichen werde, so fügt P. Nickel an, müsse er sich noch erst überlegen.

Daß P. Löper noch keine Ruhe geben würde, konnte der General aus der Bittschrift wohl erkennen. Deshalb mahnte er am 3. November den Provinzial, er müsse auf P. Löper achten, daß er nicht durch seinen unklugen Eifer Anlaß zu neuen Klagen und Schwierigkeiten biete. Als der Provinzial nach Rom berichtete, daß Löper Paderborn verlassen und sein Abschied sehr ehrenvoll gewesen, drückte P. Nickel am 10. November darüber seine Befriedigung aus, bemerkte aber: Es mißfällt mir und macht mich besorgt, was Ew. Hochwürden beifügen über die Worte und das Verhalten des P. Löper bei seinem Abschied, die Anlaß zu neuen Klagen bieten könnten. Versäumen Sie nicht die Wahrheit zu erforschen und in geeigneter Weise vorzubeugen.

P. Löper bekam seinen Aufenthalt in St. Goar (Rheinfels) angewiesen. Kaum war er dort, so richtete er bereits am 12. November wieder einen Klagebrief an den General. Dieser antwortete ihm kurz am 22. Dezember, er könne ihn nur beglückwünschen, daß er von Paderborn fort sei. Noch lakonischer antwortete P. Nickel am 4. Mai 1658 auf einen neuen Bericht des P. Löper über das fortdauernde Elend in Paderborn: er möge für die Unglücklichen beten. Aber Löper ließ sich nicht abschrecken. Am 10. Oktober sandte er eine weitere Schilderung des Elends in Paderborn, wahrscheinlich, weil er glaubte, er müsse wieder nach Paderborn, um zu helfen. Der General wiederholte ihm am 7. November 1658: Das einzige, was Sie für die Unglücklichen tun können, ist eifrig beten. Was las aber P. Löper aus diesen ebenso kurzen wie sehr deutlichen Briefen des Generals heraus? Er behauptete, der General habe ihm den Auftrag gegeben, sich der Besessenen anzunehmen. Der General, dem dies mitgeteilt wurde, protestierte dagegen energisch in einem Brief an den Provinzial vom 29. März 1659: P. Bern. Löper interpretiert in törichter Weise meine Briefe. Sagen Ew. Hochwürden ihm in meinem Namen gerade heraus, daß er von mir durchaus keinen Auftrag erhalten habe, über die Besessenen in Paderborn Untersuchungen anzustellen, und wenn er je einen Auftrag erhalten haben sollte, so nehme ich alles zurück und befehle, daß er sich in keiner Weise in diese Sache einmische. Er kann beten für die Bedrängten, wie ich ge-

schrieben, aber ich will nicht, daß er deshalb Nachforschungen anstellt oder sich in anderer Weise einmischt.

Man hätte nun meinen sollen, so klare und wiederholte Verfügungen seiner Oberen hätten den P. Löper bestimmen müssen, sich ruhig zu verhalten. Aber es wirft ein eigentümliches Licht auf die Geistesverfassung des Ordensmannes, wenn wir vernehmen, daß er in derselben Sache sogar eine Schrift herausgab und zwar ohne Gutheißung der Oberen. Wahrscheinlich hatte sich Löper die fixe Idee gebildet, er sei der von Gott berufene Helfer in dem Teufelsspuk: deshalb das Vordrängen zu den Exorzismen ohne und gegen den Willen des Generals; deshalb seine wiederholten Berichte an den General und sogar an den Papst; deshalb seine anfängliche Weigerung, Paderborn zu verlassen; deshalb seine wiederholten Versuche, wieder nach Paderborn zu gelangen; deshalb seine mehr als verwunderliche Interpretation der Briefe des Generals und jetzt, als alles nichts half, als der General auch für keine seiner schriftlichen Darlegungen die Druckerlaubnis geben wollte, da meinte er wohl, unter dem Eindruck seiner fixen Idee sich über die Ordensvorschriften hinwegsetzen zu dürfen.

Damit war aber der General natürlich sehr wenig zufrieden. Am 20. März 1660 schrieb er an den neuen Provinzial Joh. Zwenbrüggen: Ich habe die Schrift des P. Bern. Löper gelesen. Ew. Hochwürden werden ihm eine entsprechende Buße auferlegen, weil er gewagt hat, diese Schrift ohne Erlaubnis der Oberen herauszugeben und zudem noch eine derartige Schrift, welche viele beleidigen kann. Die Schrift selbst aber soll nach Möglichkeit unterdrückt werden[1].

Aus dieser Darlegung folgt jedenfalls, daß P. Löper in seinem Vorangehen nicht nach den Ordensvorschriften und nicht nach dem Willen der Oberen, sondern gegen dieselben gehandelt hat, und man muß sich nur wundern über die Langmut, welche die Oberen dem eigensinnigen Ordensmann gegenüber an den Tag gelegt haben. —

Die Paderborner Epidemie hatte noch ein Nachspiel in der Grafschaft Rietberg. Gegen 70—80 der etlich hundert Besessenen ging man 1662 dort scharf vor. Unter den Bestraften befand sich auch ein 15jähriges Mädchen Elisabeth Pelle. Die Mutter desselben erschlich durch allerlei Vorspiegeln in Münster ein Gutachten, daß ihre Tochter wirklich besessen sei. Auf dieses Zeugnis hin strengte der Vater beim Reichskammergericht einen Prozeß gegen die Gräfin Rietberg an und forderte Schadenersatz. Da das Gericht sich 1664 für Sicherheit und freies Geleit ausgesprochen, wandte sich die Gräfin nach Münster und erwirkte dort den Widerruf der Mönche, die sich für das Vorhandensein von Besessenheit ausgesprochen hatten. Auch ließ sie sich von drei Jesuiten Theologen ein Gutachten in der Sache geben. Diese sprachen sich dahin aus, es sei kein Zeichen von Besessenheit vorhanden, alles sei Lug und Trug, die Geistlichen in Münster seien hintergangen worden; sie hätten sich vorher über Leben und Ruf des Mädchens erkundigen sollen usw.[2] In der Verteidigung ihres Vorgehens führte die Gräfin aus: Es sei landkundig, was für Unruhe und Aufruhr leichtfertiges Gesindel unter dem Vorwand der Besessenheit im Stift Paderborn und nachher in der Grafschaft Rietberg angestiftet habe. Eine Haupträdelsführerin sei des Klägers Tochter gewesen, welche erst vorgegeben, sie sei

[1] Wahrscheinlich ist es folgende Schrift: Kurtze jedoch wolbegründete Widerlegung einer anno 1657 unter dem Namen eines Licentiaten, Simonis Schönenbeck, also intitulirten ... Erkendtnuß ... gegen den Ehrw. P. Bern. Löper ... durch Franciskus Rundauß. 1659, den 15. Sept. 4° 27 pp., bei Sommervogel 4, 1938. Über die Schrift von Schönenbeck s. Richter 63 ff.

[2] Ein Teil des lateinischen Wortlautes bei Paul Wigand, Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft (1854) 333 f.

vom Teufel besessen, dann aber behauptet habe, sie werde von Seelen Verstorbener geplagt. Durch die Affenpossen dieses Mädchens seien viele Leute für Hexen und Zauberer ausgerufen worden usw.[1] Das Reichsgericht erkannte am 28. August 1667 auf Abweisung des Klägers und verurteilte ihn in die Kosten[2].

* * *

Alle diese Geschichten von Besessenheit und Teufelsaustreibungen zeigen deutlich, wie weite Kreise von den Ideen des Hexenwesens und der Hexenverfolgung durchdrungen waren. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn es an manchen Orten zu eigentlichen Hexenverfolgungen kam. Man witterte Hexen überall. Unkluge Hexenpredigten gossen noch Öl ins Feuer. Solche Predigten mußten besonders verderblich wirken, wenn sie die Phantasie des Volkes mit Hexen- und Gespenstergeschichten anfüllten und die Obrigkeiten zur Bestrafung der Hexen aufstachelten.

Beides ist der Fall in den 16 Predigten von der Zauberei und den 12 Predigten von den Gespenstern, die der protestantische Prediger Waldschmidt 1660 in der Kirche zu den Barfüßern in Frankfurt a. M. hielt und im selben Jahre drucken ließ mit der Widmung an drei Frankfurter Ärzte[3]. Das 700 Seiten starke Buch wimmelt von Unsinn und Aberglauben. Die gegen Abstrafung der Hexen sich aussprechen, sind wie Wier dem Teufel verfallen. Unter den Ursachen „wie die Kinder in des Teufels Bund gerathen", gibt Waldschmidt als vierte den Unterricht der Jesuiten an: „Man findet bisweilen Eltern, auch unter uns Lutheranern, die ihre Kinder zu den Jesuiten in ihre Collegia und Schulen thun, und meinen, weil sie den Ruf haben, daß sie grundgelehrte Leut seien, in allen Sprachen, Künsten und Wissenschaften herrlich erfahren, so werden auch ihre Kinder bei ihnen fürtrefflich gelehrte Leut werden; solche Eltern aber thun damit gleichsam nichts anders, als daß sie ihre Kinder dem Teufel aufopfern und übergeben, nicht nur allein in Ansehung der Verführung zur falschen Lehr und Irrthumben, sondern auch um des Zauber- und Hexenwesens willen, denn ob wir wohl nicht sagen können und wollen, daß alle und jede Jesuiten Zauberer seien, so kann es jedoch auch nicht verneinet werden, daß es nicht auch sollte Zauberer unter ihnen geben um der Exempel und Erfahrung willen. Von Maldonato, einem fürnehmen Jesuiten wird geschrieben, daß er einsmals auf einer Reise so ausführlich von der Zauberei hat geredet, daß seine Glaubensgenossen, die ihm mit Fleiß zugehöret, ein Schröcken darüber ankommen. Unter andern soll er auch ein Buch herausgezogen haben, mit Fürgeben, daß er durch dasselbe mit dem Teufel reden wollte. Franziskus Xaverius, einer von den ersten Jesuiten, hat einen Würfel also können bezaubern, daß ein Soldat 600 Gulden, die er zuvor verspielet gehabt, mit einem Pfennig wieder gewonnen. Lucius gedenket in seiner Jesuiter-Histori des Pater Cottons, daß die Jesuiten selbsten von ihm gerühmet, er hab ein speculum constellatum, einen gestirnten Spiegel, darinnen er dem König in Frankreich alles klärlich für Augen gestellet, was er zu wissen hab begehret, und sei nichts so geheimes in der übrigen Monarchen und Potentaten innersten Gemachen entweder gethan oder berathschlagt worden, welches er nicht durch Hülf dieses Spiegels an den Tag hab bringen können. Diese wenige Exempel, deren sonsten noch mehr können beigebracht werden, geben es, daß auch unter ihnen Zauberer seien . . . Vor etlich und 20 Jahren ist ein Knab der Zauberei halben zu Straßburg enthauptet und verbrennet worden, dessen Execution ich selbsten gesehen, welcher bekennet hat, daß er die schwarze Kunst bei den Jesuiten

[1] Wortlaut bei Wigand 322.
[2] Näheres bei Wigand 337 ff.
[3] Pythonissa Endorea, das ist 28 Hexen- und Gespenst-Predigten. Frankfurt 1660.

in Molsheim hat gelernet . . . Diesem nach so geben die Eltern, die ihre Kinder in solche Schulen thun, oftermals Ursach darmit dazu, daß sie in des Teufels Zunft und Zauberbund leichtlich gerathen."[1]

Diese Anschuldigung scheint einen Prozeß veranlaßt zu haben, denn Waldschmidt schrieb von Frankfurt 29. Oktober 1661 an Dr. Jak. Weller[2]: Die Patres Soc. Jesu befinden sich dadurch offendirt, daß ich de Jesuitica Informatione gesetzet, daß durch sie die Kinder ins Zauber- und Hexen-Wesen können geführt werden, und daß es unter den Jesuiten Zauberer gebe, (was ich) unter anderm mit dem Exempel Xaverii bewiesen . . . Darauf haben sie ihrer unverschämten Stirn nach sich erkühnet, bei K. Maj. Reichs-Hof-Rat eine harte Klage wider mich, die Verleger, Drucker, auch hiesigen Magistrat selbsten, einzugeben. Mit dieser Klage wird allen Evangelischen Ständen an den Hals gegriffen, weil dies gegen den Religionsfrieden „kraft dessen den Unsrigen soviel wider die Jesuiten zu schreiben erlaubet, als sie sich dessen wider die Unsrigen anmaßen". Dr. Weller möge ihm gütigst sein Urteil mitteilen: 1. ob ich de Jesuitica Informatione etwas der Wahrheit zuwider geschrieben, das von unsern Theologen nicht gleichfalls geschrieben wird; 2. ob in specie das nicht der Wahrheit gemäß sei, daß diejenigen Eltern unter uns Lutheranern ihre Kinder, die sie den Jesuiten zu ihrer Schul-Information untergegeben, hiemit dem Teufel aufopfern? 3. ob nicht um der Exempel willen, die es bezeugen, die Kinder durch die Jesuiten in Zauberei können verführet werden? 4. ob es zu hart und falsch sei, daß ich von Fr. Xaverio aus andern unsern Theologen gesetzet: Er hab die Würfel bezaubert . . . 5. ob ich meiner Amts-Pflicht nach nicht schuldig gewesen sei um solcher Ursach willen meine Zuhörer vor solcher Jesuitischer Information zu warnen? . . . Da die Sache gegen alle evangelische Stände gehe, bittet er um Beistand in dem Prozeß. — Was aus dem Prozeß geworden, ist nicht näher bekannt. Zum Lobe Waldschmidts darf aber erwähnt werden, daß er wenigstens einige Milderungen für die Erkennung von Hexen der Cautio criminalis des P. Spe entnommen und verwertet hat. Von der treffend schneidenden Anklage des P. Spe gegen die Folterung, meint er aber, sie müsse mit Kritik gelesen werden.

Übrigens mußten so öffentliche, mündlich und schriftlich erhobenen Anklagen gegen die Jesuitenschulen der Bildung von allerlei Fabeleien Vorschub leisten. Im Jahre 1669 sollten viele Schüler des Münchener Gymnasiums von der Hexerei ergriffen sein. Die unsinnigsten Gerüchte liefen um. Von allen Seiten gelangten Briefe an den Münchener Rektor Veihelin mit der Bitte um Aufklärung. Der Rektor von Neuburg schrieb: In verschiedenen Briefen der Unsrigen und Auswärtigen aus der Pfalz wird berichtet, über 300 unserer Schüler des Gymnasiums zu München seien von der Magie verderbt und schon seien zehn von ihnen, alles Grafen und Barone, hingerichtet worden. Der Urheber sei ein junger Graf, dessen Mutter, eine frühere Hofdame, eine Hexe gewesen und ihren Sohn verführt habe. Ob und was an dem Gerüchte Wahres, glaubte ich schon darum von Ew. Hochwürden erfragen zu sollen, um unserm Fürsten, der sicher nach Kenntnisnahme des Gerüchtes fragen wird, antworten zu können[3]. Der Rektor von Regensburg, Albert Faber, bedankte sich am 12. August 1669 bei dem Rektor für die erhaltene Aufklärung, fügte aber bei, das Gerücht habe so tiefe Wurzeln

---

[1] Über die erfundene Geschichte des „Jungen von Molsheim" vergl. Gesch. 2², 502 f.

[2] Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen auf das Jahr 1711 S. 609 ff.

[3] *Orig. ohne Namen und Datum in M. R. Oefeliana 48. Dort auch die weiteren Briefe. — Über die Verbreitung der unglaublichsten Hexengeschichten unter der damaligen Schuljugend vergl. K. Pfaff, Die Hexenprozesse zu Eßlingen. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1 (1856) 351.

gefaßt, daß einige behaupteten, man wolle die Sache nur verschleiern. Von Landshut sei die Sache als sicher berichtet worden, auch der Rektor von Amberg solle bei seiner Durchreise etwas davon erzählt haben. Vielleicht wäre es gut, ein öffentliches Zeugnis hierhin zu schicken, daß nichts Böses vorliege; es ist nämlich von Männern von großer Zuverlässigkeit darüber hierhin berichtet worden, und so wird dann den Fabeln leicht Glauben geschenkt.

Auf eine zweite Richtigstellung schrieb P. Faber am 19. August dem Münchener Rektor, er habe dieselbe Auswärtigen und Hausgenossen wiederum mitgeteilt, aber das Geschrei habe sich so tief festgesetzt, daß man trotzdem glaubt, es sei etwas an der Sache, obschon dieselbe vom Gerücht sehr aufgebauscht werde. Der Augsburger Rektor Georg Muglinus schrieb am 9. August 1669, es gehe unter Katholiken und Protestanten das Gerücht, einige Schüler (aus München) seien wegen Verdachts der Zauberei eingekerkert worden. Zwei seien von ihrem Lehrer verführt und der Folter unterworfen worden und hätten viele andere genannt, darunter viele aus unsern Schülern. Da nichts davon in den Briefen der Unsrigen stehe, bitte er um Aufschluß, ob etwas Wahres an der Sache sei.

P. Leopold Manzin hatte schon im Mai mitgeteilt, er habe eine Dame, die von der Magie unserer Schüler in München erzählt, wieder und wiederum gedrängt, ihre Quelle anzugeben; schließlich habe sie ein Mädchen genannt und anders nichts; dies schien mir doch sehr lächerlich. Auch der Rektor von Amberg, auf den man sich berufen, wußte von nichts. Ein Diener des Kollegs — so berichtete der Rektor von Amberg am 24. August 1669 dem Rektor in München — habe erzählt, der Teufel sei zu den außerhalb der Stadt spielenden Schülern gekommen in Menschengestalt. Das habe er für eine Fabel gehalten und halte es noch dafür. Die Antwort an den Rektor von Regensburg habe er mit Freude gelesen und andern mitgeteilt[1].

Unter den Jesuitenpredigern der Zeit finden sich solche, die ausdrücklich zur Vorsicht in den Hexenprozessen mahnen. Dazu muß der langjährige Hofprediger in München, P. Leopold Manzin, gerechnet werden. Er hängt zwar in seinen theoretischen Auffassungen vielfach von seinen Quellen Thyräus und Delrio ab, aber bei der praktischen Frage, warum in Deutschland so viele Hexen seien, behauptet er zuversichtlich, daß viele Hexen unschuldig seien. Fange man einen Hexenprozeß an, so nehme es kein Ende; ganze Dörfer habe man ausgebrannt und doch nichts damit erreicht. Er mahnt eindringlich zu großer Vorsicht bei den Prozessen. Alle Richter, die foltern ließen, sollten selbst eine halbe Stunde die Folter verkosten, damit sie von weiteren Foltern abgeschreckt würden. Das Hexenspüren sei zu gefährlich und müsse vermieden werden. Auch Hexenpredigten sollten wegen ihrer Gefährlichkeit nicht gehalten werden. Schließlich entschuldigt er sich, daß er durch diese Vorsichtsmaßregeln nicht als Patron der Hexen gelten wolle[2].

Zu den Mahnern gegen die Ausschreitungen der Hexenprozesse gehören auch die angesehenen Moralisten Gobat und Frey.

Wenn auch Gobat den allgemeinen Hexenwahn seiner Zeit bis zu einem gewissen Grade geteilt hat, so zeigt er doch viel Besonnenheit[3]. In der ersten und der vierten Regel zur Unterscheidung von natürlichen und magischen Wirkungen

---

[1] In dem Münchener Diarium heißt es zum 23. November 1694: His diebus inter scamna syntaxistarum Maj. A in Aula repertum est schediasma huius tenoris: „Ego (nomen subscriptum expresse) volo me subscribere diabolo per annos 40 ut det mihi sapientiam et fortitudinem corporis et ut singulis annis accipiam 4 praemia.“ Res privatim composita est.

[2] Passio D. N. Jesu Christi nova-antiqua Monachii 1663, 817—821.

[3] Kratz, P. Georg Gobat in Zeitschrift für kath. Theologie 1915, 659 f.

betont er: Leute von gutem Ruf und großem Wissen sind nicht leicht wegen Zauberei zu verurteilen, da wir die Wirkungsweise der Natur und Kunst zu wenig kennen; eher müssen wir es unserer Unwissenheit zuschreiben, wenn wir etwas nicht begreifen. Im Zweifel, ob eine Wirkung natürlichen oder magischen Kräften ihren Ursprung verdankt, ist immer ersteres anzunehmen. Für diese Regeln beruft sich Gobat auf P. Adam Tanner, der in diesem Punkte sehr milde sei (multum lenis in hac materia)[1].

In dem Traktate „Accusatio canonica ebriosi" erörtert er u. a. die Frage, welche Eigenschaften die Zeugen haben müssen, damit ihre Aussagen zu gerichtlichem Vorgehen berechtigen. Entgegen den strengeren Ansichten von Lessius, Delrio u. a. verficht Gobat mit Tanner die Anschauung, daß wegen der Aussagen von Hexen allein, seien es auch noch so viele, niemand zur Folter, geschweige denn zum Tode verurteilt werden dürfe[2]. Denn bei der Grausamkeit der Folterung sagen diese armen Leute alles aus, was man sie fragt, nur um der Tortur zu entgehen, die schrecklicher ist als der Tod selber. Eine solche Person äußerte sich auf dem Wege zum Richtplatz, sie würde sogar eingestanden haben, sie hätte ihre eigenen Kinder aufgezehrt, wenn man sie darnach gefragt hätte. „Ich selber", so gesteht P. Gobat, „habe eine solche Frau gekannt, die nach meinem Urteil vollständig unschuldig war, aber dennoch zum Scheiterhaufen verurteilt wurde"[3]. In einigen Gegenden wollte es gar kein Ende nehmen mit dem Einfangen, Foltern und Verbrennen von Frauen, Männern, Priestern und jungen Leuten. An einen Fürsten in Franken[4] sandte Kaiser Ferdinand II. einen eigenen Kommissar mit dem Auftrag, der Fürst solle in Zukunft den Denunziationen von Hexen nicht so leicht Glauben beimessen, P. Gobat hat das 1649 aus dem Munde des betreffenden Kommissars selber erfahren. Im Jahre 1651 erhielt P. Gobat aus Schlesien einen Brief mit Nachrichten über eine neue Art von Hexen, die den Menschen keinerlei Schaden zufügten, sondern schreckliche Gotteslästerungen ausstießen und grauenhafte Unzucht verübten. Bekannt wurde ihr Treiben durch die Anzeige eines Knaben, den eine Hexe in ihrem Wagen zur nächtlichen Versammlung mitgenommen hatte. Auf die Aussage des Jungen hin ließ der Richter die Frau ins Gefängnis werfen und stellte eine Untersuchung an. Auf der Folter gab sie Mitschuldige an. Da man diesen erpreßten Geständnissen viel Glauben beimaß, zog die Sache immer weitere Kreise, und es kam schließlich so weit, daß innerhalb weniger Monate 200 Frauen hingerichtet wurden. Da aber jede auf der Folter andere als Genossen bezeichnete und die Sache ins Ungemessene zu wachsen schien, so stellte man allmählich das Verfahren ein und beraumte eine Versammlung von Juristen und Theologen an, um zu beraten, welches Verfahren in Zukunft eingeschlagen werden solle[5].

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts drohte in Bayern ein großer Hexenprozeß. Viele Priester und Laien waren als Hexen angegeben worden, und es handelte sich darum, ob man gegen sie vorgehen solle. Der bereits mehrfach genannte P. Bernh. Frey wurde um Rat gefragt. Sein Gutachten sprach sich gegen die Prozessierung aus.

Im Eingang stützt er sich auf den Autor der Cautio criminalis, dessen Name ihm aber nicht bekannt ist: In dem gefährlichen und schwierigen Prozeß gegen die Hexen, merke ich nur an, was ich in einer gewissen Cautio criminalis eines unbe-

[1] Opera omnia 1², 292 f.
[2] Ebd. 2, 709.
[3] Opera omnia 2, 710.
[4] Gemeint ist wohl Fürstbischof Joh. Georg von Bamberg. Vergl. Gesch. 2², 485.
[5] Opera omnia 2, 710. Vergl. W. Kratz, P. Georg Gobat 660 f.

nannten römischen Theologen gelesen habe. Am richigsten handeln, so sagt er, die Staaten, welche die offenbaren Verbrechen der Zauberei bald bestrafen, dann aber eine weitere geheime auf den gefährlichsten Wegen wandelnde Nachspürung nicht im Interesse des Allgemeinwohls erachten[1]. Sicher, so fährt dann Frey fort, ist in dem vorliegenden Prozeß zu befürchten und sehr zu verhüten, daß man auf Grund des Rufes, der Angaben der Hexen gegen Mitschuldige, besonders gegen so viele Priester, oder auf nicht hinreichend sichere Indizien hin zur Untersuchung, Gefangennahme, Tortur und schließlich zur Verurteilung schreite zum Schaden für vielleicht zahlreichere Unschuldige als Schuldige und zur schwersten und gräßlichsten Diffamation für ganz Bayern. Wie gefährlich ein solches Vorgehen und wie große Vorsicht dabei nötig ist, kann man bei den Theologen, besonders aber bei Tanner und dem ungenannten römischen Theologen in seiner Cautio criminalis nachlesen. In jedem Fall soll man sich nicht so sehr entrüsten, wenn die kirchlichen Richter in dieser Sache gegen ihre Priester vorsichtiger vorangehen und auf den Ruf und Angaben der Mitschuldigen hin nicht sogleich zur Tortur und zum Todesurteil schreiten. Daß aber die Laien selbst gegen die Priester vorgehen, einfach mit richterlicher Gewalt, kann auf keine Weise zugestanden werden. Daß man auf die Angabe des Teufels bei Besessenen etwas gibt, ist überaus trügerisch und gefährlich. Von dem Teufel darf man durchaus nichts erforschen oder seinen etwaigen Angaben Glauben schenken. Alles das oder das Meiste davon scheint man aber nach dem Bericht an den Kurfürsten tatsächlich zu geschehen oder angeraten zu werden: dies ist fürwahr schwerlich zu billigen oder zu erlauben[2].

Auch an andern Orten gelang es, Milderungen zu erwirken. Die Jahresbriefe der niederrheinischen Provinz berichten zum Jahre 1651: Da man bei dem dunklen Hexenverfahren mehr verschlagen als vorsichtig voranging und die Art und Weise des Vorangehens auch Gefahren für Unschuldige mit sich brachte, wurden die Richter an einigen Orten gemahnt (an allen Orten darf man es nicht), und mehrere, denen schon sicheres Verderben drohte, der Strenge der Gerichte entzogen.

Die größte Schuld trifft die Juristen, weil sie am ehesten durch genaue Untersuchung in der Lage gewesen wären, dem Wahn entgegenzuarbeiten. Ein Beispiel: Der Bericht des Münchener Stadtrichters Joh. Vischer vom 11. Dezember 1665 an den Kurfürsten Ferdinand Maria über einen Hexenprozeß gibt mit Berufung auf Carpzov, Bodin usw. eine ganz unsinnige Entscheidung über den angeklagten Zauberer Simon Alster aus Rottenbuch. Der Mann war 78 Jahre alt und offenbar schwachsinnig. Er wurde nach einem langen Katalog über alle Fabeleien der Hexenprozesse ausgefragt und bezichtigte sich aller möglichen Verbrechen, auch nannte er Personen, die auf Hexentänzen anwesend gewesen. Der Richter verifizierte nun einzelne Angaben und stellte u. a. fest, daß Personen, die der Angeklagte angeblich ermordet, noch lebten. Daraus schließt nun der Richter: „Aus dem abzunehmen, daß verhaffter Alster eines wunderlichen Humors sein muß, umbwillen Er mit so ungereimten Variationibus und Unwahrheiten hat aufziehen dürfen." Die Fälle mit dem verhexten Vieh, Wettermachen usw. (die notabene nicht verifizierbar waren) seien aber wahr, deshalb solle er an fünf Orten mit glühenden Zangen gezwickt und hernach lebendig verbrannt, ihm vorher noch beide Füße durch das Rad entzwei gestoßen werden. Schließlich fragt der Richter an, ob das Urteil in München

[1] Die Stelle steht Cautio criminalis Dub. XIII Ende.

[2] Der lateinische Wortlaut Histor. Jahrbuch 1905, 330 f. Das Gutachten fällt wohl in die Zeit nach 1661, da P. Frey sich auf die Cautio criminalis des P. Spe bezieht und diese sich erst 1661 im Besitze des Münchener Kollegs nachweisen läßt.

oder in Landsberg, wo der Verurteilte gesündigt, exequiert werden solle[1]. So ein Jurist mit Berufung auf Juristen.

Die juristische Autorität, die in dieser Zeit zur Verschärfung der Hexenprozesse von den Juristen am meisten angerufen wird, ist der berühmte sächsische Jurist Benedikt Carpzov, „Criminalistarum Protestantium hodie Monarcha" wie ihn Thomasius 1701 nennt. Er starb 1666 zu Leipzig. Trotzdem Carpzov ein Zeitgenosse des P. Spe war, erwähnt er die Cautio criminalis des P. Spe weder in seinem großen kriminalistischen Werke (Practica nova) im Jahre 1635 noch in seinem zivilrechtlichen Werke (Definitiones forenses) im Jahre 1638, wo er die Hexenprozesse in eingehender und zum schärfsten Vorgehen gegen die Hexen aufreizender Weise behandelt[2]. Die Ignorierung des katholischen Theologen hat sich hier besonders furchtbar gerächt — zum Schaden für tausende Unschuldige, die der Beweisführung Carpzov's zum Opfer fielen, denn, wie seine „Argumentation über die Strafbarkeit und das Strafmaß der Hexerei die gemeinrechtliche Praxis verschärft hat, so haben seine Grundsätze über das Verfahren den unseligen Unfug der Hexenverfolgungen auf seine Höhe getrieben"[3].

Auch die übrigen gleichzeitigen protestantischen Juristen wie der ältere Brunemann und Crusius ignorieren zu ihrem Schaden die Cautio criminalis gänzlich[4]. Erst Christian Thomasius hat dieselbe 1701 in seiner Abhandlung über die Magie verwertet und mit Lob überhäuft. Kein vernünftiger Jurist werde sich in der Folge finden, der nach Lesung der Cautio criminalis noch irgend einen Zweifel an der Ungerechtigkeit der Hexenprozesse hegen könne[5]. Später bekannte Thomasius, daß es ihm bei Lesung der Cautio „gleichsam als Schuppen von den Augen meines Verstandes" gefallen[6].

[1] *Cgm. 2624 f. 464—494.

[2] Vergl. Diel-Duhr, Friedrich Spe S. 121.

[3] Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 1, 78. Über die angeblichen 20000 Todesurteile, die Carpzov gefällt haben soll, vergl. Paulus, Hexenwahn und Hexenprozeß 144 ff.

[4] Professoren des Rechts und juristische Fakultäten zu Gießen (1662), Tübingen (1663), Rostock (1698) usw. treten für scharfe Fortführung der Prozesse gegen die Hexen ein. Vergl. Paulus, Hexenwahn und Hexenprozeß 79, 89, 137.

[5] De crimine magiae Halae 1701 p. 9.

[6] In der Vorrede zu Joh. Websters Untersuchung der vermeintlichen Hexerei (1719) S. 5.



Zwölftes Kapitel.

An den Höfen.

Stellung der Obern. Gefahren. Berufswahl der nachgeborenen Prinzen. Geistliche Ordenszucht. Fabeln. Die Beichtväter an den Höfen von Wien, München, (Freising, Köln), Düsseldorf, Neuburg, Baden, Nassau—Hadamar, Hessen. P. Beck. P. Rosenthal.

Je höher die Macht der Fürsten im 17. Jahrhundert stieg, eine um so größere Bedeutung erlangte ihr Wohlwollen für eine gedeihliche Entwicklung der Tätigkeit auf allen Gebieten. Das gilt auch von den Gebieten der Schule, Seelsorge und Caritas. Damit steigerte sich aber für die Untergebenen auch die Gefahr, zu viele Rücksichten nehmen zu müssen und die wenn irgendwo dann auf dem Gebiete der Seelsorge so notwendige volle Freiheit zu verlieren.

Diese Gefahr wuchs besonders für diejenigen, die im unmittelbaren Verkehr mit den Höfen standen, für die Hofbeichtväter, Hofprediger und Prinzenerzieher. Dagegen mußten die Oberen auf der Hut sein. Vor allem hielten sie daran fest, nicht um jeden Preis Beichtväterstellen an den Höfen zu erstreben oder zu behaupten. Am 25. August 1657 schrieb der General Nickel an den Provinzial Warmoldi: Ich erfahre von dem Rektor von Paderborn, daß der Fürstbischof von Paderborn seinen Beichtvater ändern und einen andern wählen will, der nicht unserer Gesellschaft angehört. Das macht auf mich wenig Eindruck, da die Gesellschaft das Hofbeichtvateramt nicht begehrt. Ich bin nicht betrübt, daß P. Gerh. Lansingh von diesem Amte entfernt wird. Nur mißfällt mir, daß der Fürstbischof dies aus einer gewissen Abneigung gegen unsern Orden tut. Wie sich aber die Sache verhalten mag, so sollen Ew. Hochwürden mit der Abberufung des P. Lansingh sofort ohne alles Zögern dem Wunsche des Fürsten willfahren[1].

So sehr die Oberen wünschen mochten, daß die Hofbeichtväter auf ihrem wichtigen Posten ausharrten, so wollten sie doch keineswegs auf dem Ausharren bestehen, falls dasselbe mit dem Gewissen in Konflikt kam. Als P. Bodler in Neuburg in dieser Beziehung Gewissensbedenken gegen ein Verbleiben am Hofe dem General Oliva mitgeteilt, antwortete dieser am 4. Mai 1680: Einerseits ist die Gesellschaft dem Pfälzischen Hause aus vielen Gründen verpflichtet, andrerseits kann ich natürlich niemand veranlassen, daß er der Rücksicht auf sein Seelenheil und sein Gewissen irgend eine andere Rücksicht vorziehe . . . Die Gnade Gottes ist uns notwendig, die Gunst so sehr um uns verdienter Fürsten wünschenswert, die Vereinigung beider das beste[2].

---

[1] *Ad Rhen. inf. Der Grund der Mißstimmung lag in dem unklugen Vorgehen des P. Löper. Vergl. S. 769 f.

[2] *Ad Germ. sup.

Eine das Gewissen der Beichtväter sehr belastende Frage war die Versorgung der nachgeborenen Fürstensöhne. Vielfach wurden dieselben einfach für den geistlichen Stand bestimmt und dafür erzogen, weil sie so am leichtesten Aussicht hatten auf ein standesgemäßes Auskommen. Es lag darin ein doppeltes Unrecht, indem erstens die höchsten geistlichen Würden nicht nach dem Verdienst dem Würdigeren, sondern auch zweitens dem vielleicht gänzlich Unberufenen und zu diesem Berufe und seinen Lasten gänzlich Unwilligen zuteil wurden. Besonders der letztere Punkt mußte für die Hofbeichtväter eine brennende Gewissensfrage werden, falls man sie anging, solche Unberufene und Unwillige für den geistlichen Stand zu gewinnen oder wenigstens weniger widerspenstig zu machen. Mancher Prinz hätte wohl gut daran getan, das Beispiel des Edelknaben nachzuahmen, von dem die Geschichte des Eichstätter Kollegs zum 19. Oktober 1695 lobend erzählt: Um diese Zeit war in der Klasse der Humanität ein Edelknabe des Fürstbischofs, der weder zu den Studien noch zum geistlichen Stande Lust hatte. Auf den Rat eines Paters erbat er Hilfe, um einen weltlichen Beruf zu ergreifen, denn es sei besser, ein guter Soldat als ein Domherr mit schlechtem Beispiel zu werden. Das führte er dann auch aus. Er verzichtete auf sein Augsburger Kanonikat, wurde Soldat und erlangte schon nach einem Jahre eine ausgezeichnete Beförderung[1].

Auch in zeitlicher Beziehung hat der Segen Gottes auf dem Vor- und Eindrängen fürstlicher Standespersonen in die hohen kirchlichen Stellungen nicht geruht: ganze Fürstenlinien sind infolgedessen vor der Zeit ausgestorben.

Einer der Neuburger Hofbeichtväter, P. Bodler, hat sich über die Berufswahl eines Prinzen näher ausgesprochen. In der Leichenpredigt auf den Prinzen Wolfgang Georg führt er aus: Der Prinz war für beides Küraß oder Rochett fähig, „an Tauglichkeit war kein Mangel, noch auch an gleichfertigem Willen zu diesem oder jenem, bis daß endlich durch Gottes gnädige Verordnung und höchst getreueste Vorsorg der durchlauchtigsten Eltern die Wahl fürnehmlich auf das Geistliche gefallen, mit selbst eigenem ungezwungenen Willen, wol wissend, wer Gott und den Eltern in dergleichen Gehorsam leiste, der möge nit übel fahren: qui custodit praeceptum non experietur quidquam mali Eccl. 8, 5." Seitdem war der Prinz sehr eingezogen und geistlich nicht nur äußerlich. In Wahrheit weiß ich nit, was unleidentlicher und minder zu gedulden, als die wir zu Zeiten mit Augen diejenigen sehen müssen, welche entweder Geistlich dem Beruf nach oder doch zu dem Gottesdienst verordnet, sich nicht minder als Geistlich erzeigen. In dem Aufzug nach der weltlichen Mode, in dem Diskurs trutz jedem Galanen, in den Sitten ganz eitel, will ärgeres (der Würdigkeit solchen Standes zu verschonen) nit sagen, zu nit geringem Schmerz und zuweilen strenger Verantwortung derjenigen, so dergleichen zu der Geistlichkeit haben verholfen[2].

Während also Bodler die „Willigkeit" des Prinzen betont, legt er wohl zuviel Gewicht auf den Willen der Eltern, die in solchen Standeswahlfragen nicht die entscheidende Instanz bilden, wenn sie dieselbe auch leider zum Unglück ihrer Kinder und der Kirche sich manchmal angemaßt haben. Anderseits ist sich Bodler der strengen Verantwortung bewußt, Unwürdige zum geistlichen Stande zu verhelfen. Des weiteren führt er dann aus, wie der Prinz trotz des Spöttelns der „Hofkatzen" stets in geistlicher Kleidung sich von allem ferngehalten, was seinem Berufe weniger paßte: Wie wann unsträfliche Kurzweil und Freudenspiel bei Hof fürfallen, werdet Ihr da nit auch mithalten? Antwort, so eben diese den Geistlichen, wie ich

[1] *Hist. Coll. Eichst.

[2] Bodler, Sonntägl. Predigen Curs Leichpredigt auf Wolfg. Georg geh. Neuburg 28. Juni 1683, 837 ff.

bin, nit wol geziemen, mit nichten. Wann Ballet und Tanz ohne Tadel aufgeführt werden, freundliche Ansprach mit den adelichen Frauenzimmer, Visiten u. dgl., werd Ihr immer ein Einsiedler bleiben? Kein Mensch konnte ihn hierzu vermögen. Ego sum qui sum, er sei geistlich und wolle also verbleiben. Solche Fröhlichkeiten und andere dergl. gedachte er, zu seiner Zeit mit allerseits erforderten Behutsamkeit angestellet, mögen etwa nit unerlaubt sein denjenigen, welche in der Welt bei Hof oder anderswo die breitere und gefährlichere Straße zum Himmel wollen wagen, ich aber bin geistlich und verbleib nun dabei. Aber merket ihr nit auf der Seiten einige Hofkatzen spöttlen? Was dann dieses unrechts sein sollte und stehe solchem Herrn gar übel an, also geschröckig sich anzustellen und voller unnötigen Skrupel zu stecken.

Der Hofbeichtvater hielt das aber für keine Skrupel, sondern für Gewissenhaftigkeit. Im allgemeinen zeigt Bodler, was die Fürsten von einem gewissenhaften Beichtvater zu erwarten haben, an dem Beispiel des Triphyllius, der von Konstantius an den kaiserlichen Hof berufen: nicht geputzte Kleidung, nicht künstliche Redeweisen, nicht die gebräuchlichen Hofreverenzen usw. Du sollst wissen, spricht der heilige Bischof Spiridion zu ihm, daß alles obige nicht sei, warum Geistliche an die Fürstenhöfe berufen werden oder was solche hohe Potentaten an ihren Seelsorgern suchen. Sie haben ehebevor deren hochtragenden Weltkinder genug an ihren Höfen, satt Complementirer, Ceremonien Schneider und der Hofstreich sowohl Kundige als Beflissene. Bei den geweihten Dienern Gottes wird allein die Tugend, Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit, Zucht, Eifer, Auferbaulichkeit und geistliche bescheidene und behutsame Einfalt gesucht; dies wird von den Potentaten vor allen andern an den Geistlichen bei Hof verlanget. Deren sie darum insgemein nit begehren, als zu ihrer Hilf und auch geistlichem Nutzen, aber sie hätten wenig zu gewarten, wenn sie und ihr Hof selbst frömmer als ihre Helfer sein sollten. Und als Triphyllius sich überaus verwundert zeigt über die Majestät des Kaisers, hält ihm Spiridion in Gegenwart des Kaisers vor, daß der Kaiser denselben Gebrechen wie alle Menschen unterworfen sei und denselben strengen Richter zu erwarten habe: nichts macht auch die Höchsten der Welt vor dem großen Gott höher als eine höhere Tugend und Gerechtigkeit[1].

Mit den steigenden Ansprüchen der Fürsten hängt auch die Wohnungsfrage der Beichtväter zusammen. Mehr und mehr verlangten einzelne Fürsten, daß die Beichtväter nicht im Ordenshause, sondern am Hofe wohnten, damit sie ihnen leichter zur Hand seien. In der Erkenntnis der hiedurch der Ordensdisziplin drohenden Gefahren, hatte bereits die zweite Generalkongregation im Jahre 1565 dagegen scharfe Stellung genommen. Die Generale zeigten sich auch später in diesem Stück sehr wachsam[2]. So schrieb der General Noyelle am 17. April 1683 dem rheinischen Provinzial Holtgreve: Ich höre, daß P. Nik. Elffen seit der Zeit seiner Ernennung zum Beichtvater des Kurfürsten (von Köln) außerhalb des Kollegs und am Hofe bei Sr. Durchlaucht wohnt. Da dies etwas ganz Neues und gegen die Gewohnheit ist, und weder den Beichtvätern des Kaisers, noch der Könige und der Königinnen jemals erlaubt wurde, so muß P. Elffen ins Kolleg zurückgerufen werden. Am 26. Juni 1683 bat Noyelle den P. Elffen, er möge mit Bewilligung des Kurfürsten im Kolleg wohnen, weil das Wohnen außerhalb des Kollegs eine Neuerung sei und von keinem kaiserlichen oder königlichen Beichtvater in Anspruch genommen werde[3].

P. Oliva tadelte als Generalvikar am 20. August 1661 den P. Nik. Staubacher, der mit einem Erzherzog in Florenz weilte, daß er in einer Stadt, wo ein

---

[1] Bodler, Sonntägl. Predigen Curs (1697) 456.

[2] Vergl. Gesch. 2², 275 f.

[3] *Ad Rhen. inf.

Kolleg der Gesellschaft sich befinde, außerhalb des Ordenshauses wohne. Der Erzherzog und die Erzherzogin hätten gewiß erlaubt, daß der Pater nach den Regeln und der überall angenommenen Sitte der Gesellschaft im Kolleg Wohnung genommen, wenn er bescheiden darum gebeten: dies erlangen die andern Beichtväter von ihren Fürsten ohne Schwierigkeit; so pflegt auch der kaiserliche Beichtvater in unsern Häusern abzusteigen, wo sich ein solches befindet. Wenn aber der Erzherzog dies abgeschlagen hätte, so hätte auf der Beiziehung eines Mitbruders bestanden werden müssen[1].

P. Gonzalez wollte dem Beichtvater des Landgrafen Ernst von Hessen, P. Fulbert Meier, nicht gestatten, mit den Neffen des Fürsten außerhalb des Kollegs zu übernachten. Er wies am 25. März 1690 den Provinzial Lamberti an, dem Landgrafen auseinanderzusetzen, daß dies nicht allein den Fürsten von der Pfalz nicht gestattet, sondern auch weder von Königen noch vom Kaiser selbst jemals verlangt worden sei[2].

Am 6. Juni 1699 mahnte Gonzalez den oberrheinischen Provinzial Haan: Die Sache mit dem Beichtvater des Fürstbischofs von Würzburg ist so zu ordnen, daß er einen Gefährten erhält, damit er nicht ohne einen solchen am Hofe des Fürsten zu wohnen scheint und dies andere zum Beispiel nehmen. Wenn der Gefährte, wie der Provinzial schreibe, am Hofe müßig gehen werde, so ist das zwar wahr, wenn er nicht mit Schreiben oder etwas anderem beschäftigt werden könnte, aber wenn auf diesen Nachteil Rücksicht zu nehmen wäre, so müßten unsere Patres überall an den Höfen ohne Sozius verweilen[3].

Die Unsitte, daß den Hofpatres Speisen vom Hofe geschickt wurden, gegen die die Obern früher schon angekämpft[4], blieb an einigen Orten noch bestehen. Aber der General freute sich jedesmal, wenn er die Nachricht erhielt, daß ein Pater auf diese Gunstbezeigung verzichtet. So schrieb der General Nickel am 16. Mai 1654 dem Beichtvater der Kurfürstin Adelheid P. Montonari nach München: Ich habe den Brief Ew. Hochwürden erhalten, in dem Sie mir mitteilen, daß Sie auf die Speisen vom Hof verzichtet haben. Schon vorher hatte ich dies zu meinem besonderen Troste aus anderen Briefen erfahren. Sie haben hierin durchaus der religiösen Disziplin entsprechend gehandelt und dadurch die Gesellschaft und ihre eigene Person geehrt. Ich hoffe, daß es den andern zum Beispiel dienen wird, und ich zweifle nicht, daß Gott mit himmlischen Troste die Speise des Ordenshauses würzen wird, die Sie den Hofspeisen vorgezogen haben[5].

Da Taschenuhren noch immer als eine Kostbarkeit angesehen wurden[6], hielten die Generale es mit der Armut unvereinbar, den uneingeschränkten Gebrauch derselben den Hofbeichtvätern zu gestatten. Dem neuernannten Beichtvater am Neuburger Hof, P. Bodler, erlaubte Oliva am 27. Februar 1677 den Gebrauch der Taschenuhr, wenn er außerhalb der Stadt bei dem Fürsten sei oder denselben auf seinen Reisen begleite, zu Hause aber in der Kommunität hielt er sie nicht für notwendig und wollte deren Benützung als gegen die religiöse Bescheidenheit verstoßend nicht dulden[7].

Über die Lage der Hofbeichtväter der religiösen Hausordnung gegenüber enthält ein Brief des Generals Gonzalez an den oberdeutschen Provinzial Ininger einige nähere Angaben. Derselbe schreibt am 4. Dezember 1694: Dem P. Wolfgang Reisner (in Innsbruck) ist durchaus nicht zu erlauben, daß er täglich bei dem Grafen

[1] *Ad Germ. sup. Ähnlich 27. Aug. 1661.
[2] *Ad Rhen. inf.
[3] *Ad Rhen. sup.
[4] Vergl. Gesch. 2², 276 f.
[5] *Ad Germ. sup.
[6] Vergl. Gesch. 2², 277 f.
[7] *Ad Germ. sup. Vergl. den Brief vom 26. Dezember 1682.

Dietrichstein speist, und ich kann mir nicht denken, daß er dasselbe in Wien getan hat, da dies weder am Wiener Hofe noch bei den anderen dortigen Beichtvätern Sitte ist oder dafür Erlaubnis gegeben worden. Was er aber auch in Wien getan haben mag, in der oberdeutschen Provinz war so etwas nie gebräuchlich, deshalb ist er anzuweisen, in der Folge nicht anders wie die übrigen Hofpatres mittags und abends im Kolleg zu speisen. Ebenso ist er zu mahnen, daß er keine Geschenke annehme, um die Sache von Klienten bei dem Grafen zu vertreten. Was sowohl P. Wolfgang (Reisner) als die übrigen Hofpatres nach Bezahlung der Pension für sich und ihre Gefährten von dem vom Hof oder anderswoher erhaltenen Gelde übrig haben, sollen sie bei dem Rektor des Kollegs deponieren und entweder diesem oder, wenn sie lieber wollen, dem Provinzial darüber Rechenschaft ablegen. Freiheit von den bei den übrigen Patres des Kollegs üblichen Dienstleistungen, wie Tischgebet, Vorbeten der Litanei, Küchendienst, kommt den Hofbeichtvätern aus keinem Grunde zu, es sei denn, daß sie durch Beschäftigung in ihrem eigenen Amte verhindert sind[1].

Bei der großen Zahl der Hofbeichtväter wuchsen die Schwierigkeiten, geeignete Kandidaten für das wichtige Amt zu finden. So schrieb Gonzalez am 3. Februar 1691 an den Beichtvater der Kaiserin, P. Balth. Miller: In bezug auf den neuen

---

[1] *Ad Germ. sup. Eine ausführliche Anweisung über die Geldgebahrung der Hofbeichtväter richtete P. de Noyelle am 24. Juni 1684 an den kaiserlichen Beichtvater Stettinger und zugleich an den österreichischen Provinzial Aboedt. Dieselbe lautet: Ne confessarii Principum, aliique nostri eorumdem obsequiis addicti aut nimis stringantur aut nimis laxentur in usu pecuniae, quae illis sive pro victu et amictu, sive pro aliis aulae necessitatibus praeberi solet; visum est expediri ut declaremus, quid Patres illos observare, quid à Superioribus illis concedi deceat atque oporteat, quo et usus ille cum paupertate nostra componatur, et saepius super ea re exortae controversiae praecidantur. Primum ergo, de pecunia illa, quae pro illorum victu et amictu recipitur, sic statuendum est: non licere illis Patribus quidquam ex ea in privatos suos usus decerpere. Sed, quanta quanta est, etiam si pro munificentia Principis amplior foret, consignandam esse Superiori, et venire debere in communem usum Domus aut Collegii in quo commorantur: ideoque nec posse ipsos sibi mensam instituere, aut vestitum procurare, iuxta decretum 43 Congr. XII, sed haec ex communi penu, et vestiario, sicut caeteris domesticis, à superioribus illis praebenda esse. Quod intelligendum est non solum de Domo Professa Viennae, cui illi adscribuntur, sed etiam de quocunque domicilio, sive intra sive extra Provinciam, in quo illos ad obsequia Principum ad trimestre aut ultra, morari contigerit. Secundo: circa aliam pecuniam, quae pro aliis in aula occurrentibus necessitatibus praebetur, observandum erit decretum 42 Congreg. XII, ut apud Superiorem Domus aut Collegii, in quo fuerint, deponatur. Eam autem intactam Localis Superior conservabit, nec in ullum sui Domicilii usum convertet. Quoniam vero frequentiores, et prope quotidianae sunt in aula necessitates ejusmodi, aequum est ut Superior tantam illius pecuniae partem singulis ad manum relinquat, quanta prudenter iudicari potest ad unum alterumve mensem suffectura. Ex hac pecunia debebit Superior Localis citra ulteriorem licentiam suppeditare, qua et quanta egebunt ad conficienda itinera, et his necessaria instruenda et conservanda: ad comparandos libros ipsorum Professioni necessarios vel utiles, qui tamen iuxta Ordinationem Domui inscribi debebunt: ad libellos pios, et munuscula spiritualia, quibus in aula carere nec possunt nec debent: ad eleemosynas moderatas, sive per se, sive per nostros, faciendas. Quodsi hujus residuum excresceret ad maiorem summam quam conveniat à Religioso in deposito haberi, ad P. Provincialem pertinebit, spectatis temporis, et imminentium necessitatum circumstantiis decernere, an et quantum in communem Domus usum decerpi possit. Tertio: Quodsi ab alio quopiam eleemosynae titulo pecunia, aut aliud quidvis offeratur, poterit quidem acceptari, sed quidquid id fuerit, totum ad communem Domus usum pertinebit. An vero aliquid usui illius, cui oblatum fuerit, concedendum sit, erit prudentis Superioris definire. Quarto denique: Si in compensationem, aut grati animi significationem ob factam sui apud Principes commendationem, vel obtentam aliquam dignitatem aut munus, pecunia aliqua offeratur, ea, tanquam res ab Instituto nostro longissime aliena, et proxima scandalo saecularium, nullatenus admittenda, aut permittenda est. *Ad Austr.

Beichtvater habe ich bereits geantwortet, daß ich den einen dem andern nicht vorziehen könne, weil ich die Personen nicht kenne. Die Wahl muß ganz dem Kaiser überlassen werden. Unseres Amtes ist es, Sr. Majestät die bessern, die wir haben, vorzuschlagen, damit er aus ihnen die besten auswähle. Wenn auch einer aus andern Provinzen Sr. Majestät gefiele, dürfte unter den Vorzuschlagenden der von Ew. Hochwürden Genannte nicht übergangen werden. Die Talente des Mannes sind vorzüglich und die von Ew. Hochwürden berührten Mängel sind nicht verborgen, sondern vor aller Augen. Deshalb wäre es Sache des Kaisers, zu urteilen, ob sie ein Hindernis sind. Die Korpulenz ist nicht so stark, daß der Gebrauch einer Sänfte auch in der Stadt zu fürchten wäre und dies verhindert werden müßte. Über seine Anhänglichkeit an das Haus Österreich, seine Gewandtheit und seinen Eifer für das Wohl des Reiches, der Religion und der Gesellschaft besteht bei uns kein Zweifel. Einen Mann ohne Mängel zu finden, ist schwierig, also ist derjenige vorzuziehen, bei dem die geringern Mängel und die größern Tugenden sich finden und die Talente und Tugenden die Fehler in Schatten stellen und verdecken. Ich will niemand aufdrängen[1].

Gerade die Hofgunst erregte der Gesellschaft viele Gegner, und diese ließen es an nichts fehlen, um die Jesuiten von den Höfen zu verdrängen. Darüber schrieb der General Gonzalez am 29. März 1699 an den kaiserlichen Beichtvater Menegatti: Die Gesellschaft ist von Gegnern umringt, und diese suchen dieselbe mit allen Mitteln aus der Gunst der mächtigen Fürsten zu verdrängen, um sie deren Schutzes zu berauben. Dies ihr Bemühen ist besonders auf das österreichische Haus gerichtet, und weil sie keine Hoffnung haben, bei dem Kaiser und der Kaiserin, deren große Liebe zur Gesellschaft sie kennen, dieses Ziel zu erreichen, setzen sie alles in Bewegung, die Gemüter des Königs Joseph und seiner Gemahlin von der Gesellschaft abwendig zu machen. Einige suchen dies insgeheim in Rom zu erreichen, und auch in Wien werden in nächster Zeit solche Versuche gemacht werden. Wenn Ew. Hochwürden es für angezeigt halten, können Sie das Sr. Majestät mitteilen und auch den Beichtvater des Königs und der Königin davon in Kenntnis setzen[2].

Wie früher unterließen die Gegner auch weiterhin nicht, zahlreiche Fabeln über die Hofbeichtväter zu verbreiten. So tauchte von Zeit zu Zeit wieder die alte Fabel auf, daß die Hofbeichtväter alles an den General berichten müßten. Dadurch sah sich der General Gonzalez veranlaßt, dem Provinzial Painter am 27. Dezember 1692 zu schreiben: Dem Bischof von Augsburg hat kein anderer als ein böswilliger Mensch beigebracht, den Beichtvätern der Fürsten sei befohlen worden, alles an den General zu berichten. Ich wünsche sehr, daß Ew. Hochwürden sich angelegen sein lassen, den Fürsten aufzuklären[3].

Eine große Verbreitung erlangte eine ganz lächerliche Geschichte von einem Gespenst am Hofe zu Heidelberg im Jahre 1686. Mit dem Tode des Kurfürsten Karl im Jahre 1685 starb die alte Simmerische Linie aus und die Kurpfalz fiel deshalb an den nächstberechtigten Anverwandten, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von der Neuburgischen Linie. Dieser aufrichtig katholische Fürst wurde in dem protestantischen Lande mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Obgleich er Lutheranern, Reformierten und Katholiken freie Religionsübung zusagte, konnten sich protestantische Fanatiker nicht genug tun in der Verdächtigung seiner Absichten. Aus dieser Stimmung heraus ist eine Flugschrift entstanden, die 1686 in unzähligen Exemplaren und in verschiedenen Sprachen durch ganz Deutschland, Holland usw.

[1] *Orig.-Reg. Austr. soli 1678—1734.
[2] *Austr. soli 1678—1734.
[3] *Ad Germ. sup.

verbreitet wurde und eine solche Wirkung ausübte, daß an mehreren Orten die weitere Existenz der Jesuiten in Frage gestellt wurde. Und doch handelte es sich um die höchst einfältige Erfindung einer Gespenstergeschichte. Der Beichtvater des neuen Fürsten Philipp Wilhelm sollte diesem mehrere Nächte hindurch als Gespenst erschienen sein und ihn mit dem Zorne Gottes bedroht haben, wenn er nicht die Protestanten aus seinem Lande vertreibe[1].

Die Geschichte machte die Runde in den verschiedensten Variationen. Eine Berliner Zeitung („Dienstagische Fama" 1686 22. Woche) berichtete die Gespenstergeschichte in folgender Form: „Regensburg, 27. Mai. Man hat allhier aus einem benachbarten Ort Zeitung, daß ein gewisser Fürst des Nachts ein weißes Gespenst vor seinem Bette gewahr worden, so ihn mit einer frembden Stimme angeredet, daß er von Gott gesandt sey, ihm anzuzeigen, daß es seinem Geschlechte ebenso wie seinen Vorfahren ergehen werde, wofern er nicht die Reformierten und Lutheraner in seiner ganzen Herrschaft ausrotte, und daß es ihm, damit er sich zu bedenken Zeit haben möge, wieder erscheinen wollte. Indem nun der Fürst des folgenden Tages niemand etwas davon gesaget, ist das Gespenst die folgende Nacht, seine Resolution hierüber zu vernehmen, wieder erschienen; weil der Fürst aber hierauf nichts geantwortet, hat das Gespenst sich vernehmen lassen, daß es noch zum dritten und letztenmal kommen wolle. Worauf der Fürst solches mit einem vornehmen Herrn überleget und ihn gefraget, ob ihm wohl dergleichen jemals begegnet, da er dann mit nein geantwortet, dem Fürsten aber verheißen, daß er folgende Nacht in des Fürsten Bett schlafen, der Fürst aber in einem andern Zimmer seine Ruhe nehmen möchte. Diesem nach hat gedachter Herr sich mit den Kleidern ins Bett geleget und darneben zwei von der Guarde heimlich in der Kammer verborgen. Da nun das Gespenste zum drittenmale wiederkommen, ist er aus dem Bette gesprungen, und hat demselben ein Ohr abgehauen. Man saget, daß dies Gespenst ein Jesuit gewesen, und von dannen sich kurieren zu lassen, an einen bekannten Ort sich begeben."

Die „Sonntagische Fama" (Berlin) 1686 brachte dann bald darauf (25. Woche) die Nachricht von dem Tod des Jesuiten: „Frankfurt, 10. Juni. Man saget, daß der Jesuiter, welcher bei lebendem Leib als ein Gespenst sich hat sehen lassen, von seinen Wunden gestorben." [2]

Der Beichtvater des Kurfürsten Philipp Wilhelm war damals P. Johann Bodler[3]. Derselbe ließ 1697 seine sonntäglichen Predigten in einem großen Folianten erscheinen[4]. Hier findet sich nun der genaueste Bericht über die Gespenstergeschichte, ihre große Verbreitung und bösen Folgeerscheinungen. Der Bericht steht als „Exempel" zur 22. Predigt S. 141 ff. unter der Überschrift „Ein Neyd-Gedicht von einem Gespenst mit allem Grund widerleget." Derselbe lautet im wesentlichen wie folgt:

„Nachdem die Kurfürstliche Pfalz i. J. 1685 unter ein katholisches Oberhaupt gelanget und alsdann eben dies Jahr durch ein öffentliches Dekret den 13. Oktober die freie Übung ihres Gottesdienstes in allen Kurfürstlichen Landen, auch den Katholischen (deren eine geringe Zahl übrig und die ganze Pfalz fast mit Unkatholischen gefüllet war) wiederum gnädigst vergönnet worden ist, ließ ein unbekannter Neidhals und lügenhafter Verläumder ein Lugenblatt fliegen (von Heidelberg oder wo es sonst mag geschmiedet worden sein), was maßen um den Mai Monat 1686 zu Mannheim oder Friedrichsburg,

---

[1] Die Geschichte ist kurz gestreist in den Jesuitenfabeln[4] 848. Vergl. Histor.-polit. Blätter 158 (1916) 166 ff.

[2] Abgedruckt bei E. Buchner, Das Neueste von gestern, München 1911, 1, 196.

[3] Siehe unten Neuburg.

[4] Die Entlarffte Falschheit oder Sonntäglicher Predigen Curs . . . von R P. Joh. Bodler S. J Chur-Pfälzischem Hoff-Predigern (1697).

wo damals der Kurfürst Philipp Wilhelm Hof hielt, in dem Kurfürstlichen Schloß zu nächtlicher Weil sich ein und ander mal ein Gespenst hören habe lassen nit allein mit furchtbarem Getös sondern auch mit wohl vernehmlicher Stimme, als ein Engel von dem Himmel den Kurfürsten ermahnend: aus Gottes Befehl alle also genannte Evangelische sammt den Reformirten aus seinen Landen mit Gewalt zu verjagen, wenn S. Durchlaucht nit den schleunigen Zorn Gottes und unausbleiblicher Straf mit baldiger Ausreutung seines ganzen Hofes und Stammes wollte gewärtig sein.

Als nun dessentwegen der Kurfürst merklich bekümmert nit leicht sich zu entschließen wußte, und die Sach mit einem seiner vertrautesten Lutherischen Kavallier beratschlagen, habe dieser sich erboten, eine Nacht wohl gewaffnet sammt zweien andern Bewaffneten sich in der unruhigen Kammer zu verbergen und den Geist genauer zu erkundigen. Da nun solches gnädigst beliebet und der verstellte himmlische Botschafter nach Gewohnheit sich abermalen eingefunden, sei er mit bloßen Säblen also empfangen worden, daß kein Streich leichtlich seiner verfehlt. Des andern Tags aber sei erst recht erschienen, wer unter diesem Gespenst gesteckt, indem ein Pater Jesuit mit vielen Wunden zerhacket, ohne Ohren und Arm gefunden. Auf daß nun diese patzende Unwahrheit besser gefüttert und aufgeputzet erschiene, wurde sowohl der Kavallier (der Kurfürstl. Jägermeister) als der Pater (Ihr. Kurf. Durchl. Beichtvatter) mit Namen genennet, sammt der Stadt Wimpfen, wohin er sei abgeführt worden. Vermutlich wollte dieser Verläumder jenes ähnliche Gedicht wiederum von den Todten auferwecken, welches schon 100 Jahre vergraben gelegen, nämlich von einem Pater der Societät, welcher wie ein Gespenst zu Augsburg in einer Fuggerischen Behausung von einem Reiter sei erstochen worden, welche lügenhafte Fabel aber von demselben noch lange Jahre hernachlebenden Pater einer handgreiflichen Unwahrheit überwiesen wurde, wie bei P. Jac. Gretser wider den Hasenmiller zu lesen ist an dem 221. Blatt . . .

Obwohl es nun nit zu besorgen schien, daß dieses plumpe Gedicht bei Jemand Glauben finden sollte . . . wollten etliche die Augen nit auftun, die Schandlügen an dem unverletzten Pater zu sehen; etlich nit ein Wort verlieren zu fragen oder den Ungrund anzuhören. Diese falsche Mähre wurde nit allein in die ganze Pfalz ausgesprenget, sondern auch in Hoch- und Nieder-Teutschland durch ganz Holland, Brandenburg, in Schriften und öffentlichem Druck, so in dem Harlemeschen Zeitungs-Blättlein Nr. 23 und dem von Leyden Nr. 35, von Amsterdam, Utrecht usw. Item von Frankfurt, Regensburg usw., aus Sachsen usw. allein im Monat Juni sowohl in hochteutsch, niederländischer als französischer Sprach mit kräftigem Beisatz und ungezweifelter Versicherung, wenn je etwas, wie das Französische sagt, auf dieser Welt immer zu glauben, so sei es diese Geschichte; da sie doch merklich in den meisten Umständen sich entzweiten, wie in dem Kölnischen Lateinischen Gegendruck ausführlich vorgestellt wird Nr. 56 den 12. Juli. Die Leydensischen (Zeitungs-Blättlein) melden gar gewiß Nr. 35, daß der obgemelte Pater an den Wunden sei gestorben, welcher aber nit allein damalen sich unverletzt befunden, sondern durch Gottes Gnade annoch in guter Gesundheit begriff n dieses alles allhier beschreibet. Dies Gedicht war vermutlich keiner ander Ursach halber erfunden als die ein guter Freund von Düsseldorf den 19. Juni nach Heidelberg geschrieben, um die Unkatholischen hiermit gegen ihren Durchl. Kurfürsten zu hetzen und dann einen bittern Neid auf die Patres Jesuiten einzupflanzen. Und dies letztere ist in Wahrheit diesem Lugenschmied also gelungen, daß laut Briefen von Arnheim usw. die Mission unserer Patrum durch ganz Holland in großen Gefahren gestanden, und die widrigen Glaubens Verwandten vielerorten dermaßen auf die Societät verbittert worden, daß die Patres täglich ihre Ausschaffung mit Sorgen erwarten mußten, wenn nicht der Lüge begegnet würde."

Unter den verschiedenen vorgeschlagenen Mitteln zur Erreichung dieses Zieles gibt Bodler u. a. an: Es sollte dem Angeber ein großes Stück Geld versprochen werden, das auch nachgehends mit einem öffentlichen Plakat auf 1000 Tlr. gesetzt wurde, 29. Oktober 1686 mit eigener kurfürstlicher Hand unterschrieben. Aber niemand erschien und wurde dies Versprechen, als nur zum Schein geschehen, von einem der obigen Blättlein Nr. 35 angezogen. Schließlich entschied man sich dafür, von

den unkatholischen Herrn Professoren der Universität Heidelberg, von den protestierenden Kirchenräten und vorgesetzten Pastoren, die ihren eigenen Glaubensgenossen nit anders als mit höchster Unbild verdächtig sein konnten, ein Zeugnis über den ganzen Handel zu suchen. Diese Herren kamen dem billigen Verlangen nach und bekräftigten mit eigener Unterschrift in einem mit dem großen Sigill der kurfürstlichen Regierung versehenen öffentlichen Instrument die Falschheit dieses Gedichts, die Unschuld der Patrum und daß die Herren Zeugen ebenselbigen Patrem, von dem es ausgesprenget worden, samt seinen Mitgesellen hernach wie vor unverletzt und täglich vor Augen, noch aus ihrem bescheidenen Verfahren dergleichen unfriedliches Ansinnen zu argwohnen einigen Anlaß hätten, mit ganz rühmlicher Meldung von ihrem Wandel, bezeuget zu Heidelberg 11. Juli 1686, welches folgents in lateinischer Sprach zu Cölln, und in teutscher zu Speier, Augsburg und andern Orten in offnem Druck ausgegangen. Ex Instrumento Publico[1]. Soweit P. Bodler selbst.

Der Erfinder der Gespenstergeschichte hat den P. Bodler sehr schlecht gekannt, daß er ihm ein so einfältiges Verhalten unterschieben konnte. Er war desselben einfach nicht fähig, wie wir später sehen werden[2].

P. Wagner berichtet in seiner großen Biographie des Kaisers Leopold, ein deutscher Geschichtschreiber habe von Leopold geschrieben, seine Zuneigung zu den Jesuiten sei so groß gewesen, daß er Mitglied des Ordens geworden. Als der gute Mann deshalb von den Katholiken verspottet worden, habe er sich in der zweiten Auflage selbst verbessert und bemerkt, der Kaiser sei nicht eigentlich dem Jesuitenorden beigetreten, weil er dann ja nur auf Befehl des Generals hätte handeln können, er habe sich aber dem dritten Orden der Jesuiten angeschlossen, der, wie P. Wagner beifügt, nie existiert hat[3]. Auch Leibniz erwähnt ein 1683 verbreitetes Gerücht, Kaiser Leopold sei Jesuit geworden, er habe sich aber vom Papst die Dispens erwirkt, seine Frau und seinen Rang behalten zu dürfen; die Befehle lasse er sich vom Papst und dem Jesuitengeneral erteilen. Diese Dinge, sagt Leibniz, kann nur ein Narr oder vollendeter Ignorant glauben. Es sei eine lächerliche Einbildung, wenn man die Jesuiten in Wien für allmächtig und den Kaiser für einen so einfältigen Fürsten halte, daß er sich durch Mönche, die ihm alles Beliebige glauben machen könnten, leiten lasse, während man doch wisse, daß es wenige Regenten in der Welt gebe, die sich ihr Amt mehr angelegen sein ließen und in den Geschäften erfahrener seien[4].

* * *

Wenden wir uns nunmehr den einzelnen Höfen zu, so verdient vor allem der Wiener Kaiserhof unsere Aufmerksamkeit. Dieser Hof erhält in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sein Gepräge fast ausschließlich durch die nahezu fünfzigjährige Regierung des Kaisers Leopold (1658—1705). Es ist nicht ganz leicht, ein richtiges Bild von der Persönlichkeit des Kaisers zu zeichnen. Weder die Prunkgemälde, welche die venetianischen Botschafter zur Zeit der engen Beziehungen zwischen Wien und Venedig auf Goldgrund entwarfen, noch die dunkleren Schattierungen, die sie später nach Erkältung dieser Beziehungen vorzugsweise beliebten, können für ein endgültiges Urteil maßgebend sein. Die dunklen Bilder sind in neuester Zeit durch

[1] *Clm. 26469 f. 515 findet sich ein Exemplar des seltenen Einblattdruckes. Abdruck in Histor.-pol. Blätter 158 (1916) 171.

[2] Vergl. unten bei Neuburg.

[3] Historia Leopoldi Magni Caesaris Augusti (1719) 1, 6 f.

[4] Quelques reflexions sur la presente guerre de Hongrie bei O. Klopp, Leibniz Werke 5, 175

zwei Quellenpublikationen ersten Ranges um allen Kredit gebracht worden, nämlich durch die Veröffentlichung der Privatbriefe des Kaisers an den Grafen Pötting und an den Kapuziner Marco d'Aviano.

Damit soll aber nicht gesagt werden, daß am Wiener Hofe alles gut bestellt war. Auch aus den Privatbriefen lassen sich manche früher gerügte Mißstände erhärten: grenzenlos zerrüttete Finanzen, übermäßige Ausgaben des Hofes, stete Bereicherung der Minister, Anstellung unfähiger und untreuer Beamten usw. Die um diese Zeit ganz allgemein und öffentlich betriebene Bestechung der Beamten blühte auch in Wien. Die Folge dieser Mißwirtschaft war, daß man für keinen Krieg auch nur die notwendigsten Mittel rasch zur Hand hatte[1]. Zusammenfassend schreibt der Schwager des Kaisers, Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, als Augenzeuge aus Baden (Wien) 2. Juni 1686 an seinen Vater: Es stehen einem ehrlichen Mann und treuen Diener des Kaisers die Haare bei Gott gen Berge, wenn man nur daran gedenkt, geschweigens wenn man es sieht, wie es allhier zugeht. Es ist wohl ein rechtes miraculum miraculorum von Gott, daß die Sachen einen guten Ausgang nehmen, denn es ist mehr als gewiß, wenn man mit Fleiß gern hier verloren ginge, so könnte man's nicht besser anstellen, als es bis dato geschehen ist und noch täglich geschieht[2]. — Was einmal einer der tüchtigsten österreichischen Diplomaten, Lisola, von den Habsburgern überhaupt gesagt hat: „Die Fehler der Habsburger entspringen aus dem Übermaß ihrer Nachsicht und Güte"[3], das gilt insbesondere von Leopold. Er war zu nachsichtig und zu gut, es wurde ihm zu schwer, entschieden gegen untreue und bestechliche Minister vorzugehen. Dieser Fehler wurde dann noch gesteigert durch den von ihm selbst oft beklagten Mangel an Entschlußfähigkeit. „Oh, mein Pater," so schreibt er einmal (17. Januar 1693) an Marco d'Aviano, „welchen Widerwillen empfinde ich dagegen, Entschlüsse fassen zu müssen!"[4] Hierin liegt der Schlüssel zu vielen Mißständen und Mißerfolgen.

Über andere dem Kaiser zugeschriebene Fehler hat auf Grund eingehenden Studiums der vertrauten Korrespondenz des Kaisers ein neuerer Historiker hervorgehoben: Vor allem läßt sich feststellen, daß der am häufigsten wiederkehrende Vorwurf, der Kaiser sei träge und nachlässig gewesen, sicherlich nicht gerechtfertigt erscheint. Die von Leopold entwickelten Ansichten lassen auf gesundes Urteil und rege Teilnahme an den Regierungsgeschäften schließen. Der Kaiser trägt die Allongeperücke seines Zeitalters, aber unter dem Lockenwust blicken munter ein paar treuherzige Augen hervor[5]. Der Charakter Leopolds soll etwas Steifes, Finsteres, Hochmütiges gehabt haben, er soll mehr Spanier als Deutscher gewesen sein. Aber aus den vertrauten Briefen wird das Gegenteil ersichtlich: der echte Wiener tritt uns darin entgegen. In seiner Ausdrucksweise spielt das deutsche Sprichwort eine große Rolle. Daß Lobkowitz nicht einer der besten sei, — schreibt er am 22. Juli 1666, — ist leicht zu erachten, man muß ihn aber nicht ganz aus der Wiegen werfen, sondern, wie man spricht, dem Teufel auch einmal ein Lichtel anzünden. Gegen die dem Kaiser wegen der Bestrafung der ungarischen Rebellen vorgeworfene blutige Härte folgert derselbe Historiker aus ganz vertrauten Äußerungen Leopolds: „Das

---

[1] Vergl. Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates 4 (1848) 377 ff.

[2] *Orig. M. G. H.

[3] O. Klopp, Fall des Hauses Stuart 1, 92.

[4] Oh Padre mio, come detesto il dovere prendere delle risolutioni! O. Klopp, Corrispondenza fra Leopoldo I ed il P. Marco d'Aviano (1888) 234.

[5] Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Kaiser Leopolds I., in den Sitzungsberichten der K. Bayer. Akademie, Histor. Kl. 1890 134 ff., später ohne die Belege in den Geschichtl. Bildern und Skizzen 1897, 77 ff.

ist nicht die Sprache eines blutdürstigen Wüterichs, — das ist die Sprache eines strengen aber gerechten Richters, der sich seiner Verantwortung bewußt ist und nur um der Wohlfahrt seiner Staaten willen von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch macht."

Was früher schon gleichzeitige Berichte übereinstimmend an Leopold rühmten, sein reines Familienleben, das haben die neueren Forschungen unumstößlich festgelegt: „Im günstigsten Lichte zeigt sich der Kaiser in den auf sein Familienleben bezüglichen Mitteilungen. In einer Zeit, da das in Versailles herrschende Maitressenwesen fast an alle deutschen Höfe verpflanzt war, blieb Leopold ein zärtlicher Gatte, ein besorgter Vater."[1]

Daß sein religiöses Leben mehr als äußerliche Devotion war, davon kann sich jetzt jeder überzeugen, der seine vertrauten Briefe durchsehen will. Darüber urteilt der Herausgeber der Privatbriefe an Pötting: „Deutlich äußert sich in diesen Briefen das grenzenlose Gottvertrauen des Kaisers. Wenn Esaias Pufendorf Leopold I. wahre Religiosität abspricht und nur ‚äußerliche Devotion' bei ihm gelten lassen will, so lehren diese Briefe, daß der Kaiser felsenfest an die Güte und Gerechtigkeit des Allmächtigen glaubte. Zu ihm flüchtet er in den Stunden der größten Gefahr und der tiefsten Trauer, ihm dankt er im Augenblick der größten Freude und des Triumphes. Verliert er ein Kind oder einen anderen Nahestehenden, so versäumt er nicht, seiner Trauer Ausdruck zu geben, aber er vergißt nie hinzuzufügen, daß man gegen Gottes Beschlüsse nicht murren dürfe. Als seine erste Gattin starb, schreibt er am 22. März 1673: . . . und ist es wohl ein erschrecklich Streich; aber man muß es Gott submitteren und sich mit selbigem in kein Disputat einlassen, so zwar jetzt mir wohl schwer ankommt."[2]

Auf die Gestaltung des religiös-sittlichen Lebens des Kaisers und des Wiener Hofes überhaupt haben die Jesuiten als Beichtväter einen großen Einfluß genommen, während ihre Einflußnahme auf die Politik weder von ihren Oberen, noch von ihnen selbst, noch vom Kaiser gewünscht wurde.

Der erste Beichtvater Kaiser Leopolds war P. Philipp Miller (Müller), nach Angabe des Nekrologs seit 1654. Das richtige Jahr dürfte 1653 sein[3]. P. Miller war geboren im Jahre 1613 zu Graz und 1629 in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte gegen 15 Jahre Philosophie, Mathematik und Theologie. An den Hof wurde er berufen, um dem jungen Erzherzog Leopold Ignatius als Instruktor in der Philosophie, Mathematik und der Rechtswissenschaft zu dienen. Es wird an ihm gerühmt unermüdlicher Arbeitseifer, gewinnende Liebenswürdigkeit, unbestechliche Gradheit und unerschütterlicher Gleichmut. Seine aufrichtige Frömmigkeit wurzelte in einem innigen Verkehr mit Gott. Was ihm geschenkt wurde, überwies er dem Profeßhause in Wien zum gemeinsamen Gebrauch; zu prächtige Geschenke, wie z. B. eine goldene Kette, die ihm der Kurfürst von Sachsen in

---

[1] Heigel, Neue Beiträge 142.

[2] Přibram, Privatbriefe Kaiser Leopolds an Pötting 1662—73, 1 (1903) 14. Ebendort (16) heißt es über die „Trägheit" des Kaisers: „Unanfechtbare Beweise liefert der folgende Briefwechsel für seinen Fleiß . . . Bedenkt man, daß Leopold überdies seine religiösen Pflichten mit dem größten Eifer erfüllte, daß er zu den eifrigsten Briefschreibern seiner Zeit zählte, daß er der Lektüre ernster Bücher und dem Studium der Musik mehrere Stunden des Tages widmete, so wird man den Vorwurf, daß es ihm an Fleiß gemangelt, auf das entschiedenste zurückweisen müssen . . . Sein Fleiß war ein Ausfluß seines strengen Pflichtbewußtseins."

[3] In den handschr. Katalogen der österr. Provinz erscheint Miller zum erstenmal 1654 als Confessarius S^mi^ Leopoldi Ignatii. Die Kataloge umfassen stets die Zeit von Spätherbst bis zu Spätherbst, also war Miller schon Herbst 1653 in seiner neuen Stellung.

Eger anbot, wies er, als seiner Profession nicht entsprechend, zurück. Schon als junger Scholastiker hatte er sich eifrig um die Sendung in die indischen Missionen beworben. Obgleich ihm diese Bitte nicht gewährt wurde, behielt er das Interesse für Indien bei und suchte auch mit Erfolg den Kaiser dafür zu gewinnen, der die Mission nachdrücklich unterstützte. In seiner letzten Krankheit besuchte ihn der Kaiser wiederholt, und auf die Kunde, daß keine Hoffnung mehr sei, sagte er: Wir verlieren unsern Vater, der uns doppelt Vater war, Vater in der Wissenschaft und Vater in der Frömmigkeit[1].

Ein schönes Denkmal setzte ihm der Kaiser in einem eigenhändigen Briefe, den er am 18. April 1676, kurz nach dem Tode des Paters, an den General Oliva richtete: Es hat der göttlichen Güte gefallen, mich in den eben verflossenen Tagen in doppelter Weise väterlich heimzusuchen, indem sie nicht allein meine Gemahlin, die mir teurer als mein Leben war, sondern auch meinen sehr geliebten Beichtvater P. Philipp Miller aus diesem Tränental zur ewigen Glorie, wie ich fest vertraue, gerufen hat. Ohne Zweifel werden Ew. Hochwürden darüber trauern und meinen Seelenschmerz begreifen, wenn Sie bedenken, daß ich in der ersteren meinen ganzen Trost, in dem zweiten meinen geistlichen Vater verloren habe. Denn dieser Pater hat nicht allein mein Gewissen während 24 Jahren geleitet, sondern mich auch so erzogen und in allen Stücken so treu und fleißig unterrichtet, daß ich, was ich an Frömmigkeit, Wissen oder sonst Gutes habe, nach Gott am meisten ihm verdanke. Durch seine Rechtlichkeit und seinen lauteren Lebenswandel leuchtete er so hervor, daß er mir und dem ganzen Hofe ein hervorragendes Beispiel hinterlassen hat, der Gesellschaft aber zu einer neuen und ewig dauernden Zierde gereichen wird[2].

In demselben Briefe, in dem der Kaiser dem General den Tod des P. Miller mitteilt, verständigt er ihn auch von der Wahl seines Nachfolgers: Wegen der besonderen Liebe, die ich zur Gesellschaft trage, habe ich beschlossen, einen neuen Beichtvater aus derselben Gesellschaft zu nehmen. Unter andern hat mir P. Provinzial den P. Christoph Stettinger vorgeschlagen, der sowohl von ihm als von meinem verstorbenen Beichtvater wegen seiner Sittenreinheit, Gelehrsamkeit und anderer Eigenschaften sehr gelobt wurde. Deshalb habe ich vor den anderen den P. Stet-

---

[1] *Elogia Defunctorum in Litt. ann. Prov. Austr. (Wien, Hofbibl. 12225), Sotvellus Bibl. Scriptor S. J. 711s. Der General Nickel schrieb am 8. Mai 1660 an den Provinzial Berthold: Patris Philippi Miller egregiam virtutem ac prudentiam habeo pluribus argumentis testatam et testimoniis confirmatam. Nomini suo et Societatis optime consulet, si pergat constanter recusare dona et munera ab externis oblata. *Ad Austr. In den Elogia heißt er Müller, bei Sotvellus Miller, der Kaiser schreibt Miller, ebenso die Kataloge des Wiener Profeßhauses, wenigstens meistens. Nicht zu verwechseln mit Balthasar Miller, dem Beichtvater der Kaiserin Eleonora.

[2] *Eigenh. Orig. Epist. Princip 9, 151. Der lateinische Wortlaut bei Duhr, Jesuitenfabeln[4] 689[1]. — Der schwedische Gesandte Esaias Pufendorf schreibt in seinem Bericht über Kaiser Leopold und seinen Hof 1671—74: „Obschon die Jesuiten die Avantage hatten, daß sie des Kaisers Conscienz dirigierten, so war doch der fürnehmste unter ihnen, P. Müller, ein gar schlechter Mann und ein bloßer Schulfuchs, der von den Affairen überall nichts verstand, und überdem hatten sie einen starken Opponenten an dem Fürsten von Lobkowitz, welcher sie wegen ihres übermachten Geizes und daß sie alles an sich reißen wollten, soviel drückte, wie er immer konnte.“ Später spricht der Gesandte ebenso gehässig von der verteufelten Moral der Jesuiten und dem päpstlichen Greuel. Druck von Helbig (1862) 76, 87 f. Der venetianische Botschafter Alvise Molin bezeichnet Miller in seiner Relation vom 27. September 1661 als soggetto di lettere e santi costumi. Ha autorità con Sua M[ta] ma non si riscalda nel resto, massime nelli affari più essentiali di Stato. Fiedler, Relationen der Botschafter Venedigs 2 (1867) 50 f. Vergl. auch Ad. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (1869), S. 67, der ebenfalls betont, daß Miller zurückhielt und sich nicht um politische Dinge bekümmerte.

tinger gewählt, indem ich nicht zweifle, daß Ew. Paternität diese meine Wahl gern billigen werden, wie ich dies heute dem P. Provinzial persönlich auseinandergesetzt habe[1]. Der General war über diese Wahl sehr erfreut[2].

Christoph Stettinger (geboren 1628 zu Klosterneuburg und eingetreten 1645) hatte die humanistischen Fächer, Philosophie und Theologie, gelehrt. Seit 1674 war er Rektor des Kollegs in Linz und blieb dann seit 1676 durch vierzehn Jahre Beichtvater des Kaisers. Er starb zu Wien am 15. Januar 1691. Sein Nachfolger wurde P. Franz Menegatti aus Wels (Oberösterreich). Mit 17 Jahren war er 1648 in die Gesellschaft eingetreten und konnte auf eine mehr als 20jährige Lehrtätigkeit als Professor der Philosophie und Theologie zurückschauen, als er an den Hof berufen wurde. Ein halbes Jahr nach dem Tode des P. Stettinger schrieb der Kaiser am 3. August 1691 an den General Gonzalez: Die uns angeborene und durch den täglichen Verkehr stets gewachsene Hochschätzung der Gesellschaft Jesu ist derart, daß es nicht zu verwundern ist, wenn wir nach der von unseren Vorfahren überkommenen löblichen Gewohnheit des österreichischen Hauses den Mitgliedern derselben stets unser Gewissen anvertrauen wollten. Nachdem uns nun der Himmel den einen Beichtvater entrissen, so wissen wir aus erprobter Erfahrung, daß ein anderer sehr geeigneter vorhanden ist, nämlich P. Franz Menegatti, den wir mit Freude jetzt als Beichtvater benützen, ein Mann nach unserm Herzen. Wir bitten gemäß Ihrer großen Liebe zu uns, zu beten und beten zu lassen, daß diese Wahl zu unserm ewigen Heile gereiche[3]. Vertraulich hatte der Kaiser bereits am 18. Februar 1691 an den Kapuziner Marco d'Aviano geschrieben: Für die Wahl eines Beichtvaters sind mir drei Personen vorgeschlagen. Ich suche mich gut zu informieren und bitte den Himmel, einen zu wählen, der dem P. (Balthasar) Miller an Güte gleichkommt, den ich aber der Kaiserin nicht nehmen will, die ihn sehr liebt. Mir wird vor allen von seinen Obern der P. Menegatti gelobt, ein Mann von Gelehrsamkeit, großer Güte und Demut, der sich nicht in die Geschäfte einmischt. Gott erleuchte mich, daß ich einen wähle, der meiner Seele zum Heile gereiche[4]. Und am 1. April 1691 teilt der Kaiser dem Kapuziner die getroffene Wahl mit den Worten mit: Schließlich habe ich zu meinem Beichtvater den P. Menegatti gewählt. Gewiß hängt viel von einer solchen Wahl ab, aber es ist unmöglich, das Innere eines Menschen zu sehen, und es gibt wenige, die alle die Eigenschaften haben, die Ew. Hochwürden voraussetzen. Trotzdem hoffe ich mit diesem Pater keine schlechte Wahl getroffen zu haben. Er ist ein gelehrter und guter Mann; er mischt sich nicht in die Geschäfte, und ich glaube er wird es auch nicht tun, wenn ihn nicht jemand drängt. Auch hat er eine gute Art und Weise zu verkehren; nur fürchte ich, daß er zu milde und gut für mich ist, weil ich wohl weiß, daß ich einen nötig habe, der mich nicht allein mit Strenge behandelt, sondern mich mit Gewalt zu meiner Pflicht anhält[5].

---

[1] Der Provinzial Nik. Avancinus schreibt am 19. April 1676 an den Rektor von Olmütz: Hesterno die habui longam et benignissimam a Sua Majestate audientiam, ubi de assumendo in Confessarium P. Christ. Stettinger conclusum fuit. *Orig. Wien, Staatsarchiv Geistl. Akten 467.

[2] Oliva an Stettinger 1676 *Ad Austr. Weitere Briefe an Stettinger 1679—85 in *Austr. Soli.

[3] *Orig. Epp. Princip. 10, 241. Bereits am 17. März 1691 hatte P. Gonzalez an P. Miller geschrieben: Gaudeo plurimum P. Fr. Menegatti ab Aug^mo^ Caesare in conscientiae suae arbitrum electum esse. *Ad Austr.

[4] O. Klopp, Corrispondenza 202.

[5] A. a. O. 203. Am 8 September 1691 schreibt Gonzalez an Menegatti: Maximi aestimo quae Rev. V^a^ litteris ad me datis die 19. Augusti mihi renunciat a se gesta esse in negotiis summi momenti apud Aug. Caesarem. Nihil fieri potuit prudentius, efficacius aut felicius, suspicio Div. Providentiam quae R. V. eo loco constituit, in quo et Societati et Ecclesiae tan-

Auf die Kunde von dieser Wahl schrieb Leibniz Ende Dezember 1691 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels: Ich kenne keinen befähigteren Jesuiten in Deutschland als den P. Menegatti. Als ich in Wien war, war er Professor am Kolleg der Jesuiten; man beachtete ihn damals nicht; ich sprach wegen seiner Begabung oft mit ihm. Wenn der Kaiser mir den Auftrag gegeben hätte, ihm einen Beichtvater zu wählen, so würde ich keinen anderen genommen haben, und ich war um so mehr befriedigt, als ich die Wahl des Kaisers erfuhr[1].

In seinen Anschauungen war P. Menegatti gemäßigt. Dies zeigt sich auch in den Gutachten, die er bei schwierigen Fällen abgeben mußte. Ein Beispiel dafür bietet die schwierige Bündnisfrage mit England. Nach der englischen Umwälzung, wodurch der katholische Stuart durch den protestantischen Oranier vom Throne gestoßen wurde, verlangte Kaiser Leopold von seinen Theologen März 1689 ein Gutachten über zwei Fragen: 1. Darf der Kaiser gegen den König von Frankreich ein Bündnis eingehen mit Nichtkatholiken, besonders mit den Generalstaaten und England? 2. Darf der Kaiser bei der Unterhandlung dem Prinzen von Oranien den Königstitel geben? Auch Menegatti wurde befragt. Sein Gutachten lautet bejahend und besagt im wesentlichen folgendes: Die Antwort auf die erste Frage hängt ab von zwei Fragen, einer aus dem Gebiete des Rechts und der Theologie, die andere aus dem der Tatsachen und Politik. Die Rechtsfrage, ob es überhaupt in einem rechtmäßigen Kriege einem katholischen Fürsten gestattet sei, Nichtkatholiken gegen einen katholischen Fürsten zu Hilfe zu rufen, beantworten sämtliche Theologen mit Ja, wenn nur die Religion und die Kirche dadurch keinen Schaden leiden. Ein Akt des Rechtes, zu dem ein rechtmäßiger Krieg gehört, kann von Katholiken und Nichtkatholiken ausgeübt werden, demnach ist es auch erlaubt, sie um Hilfe zu bitten. Die andere Frage, ob ein Bündnis mit England und Holland der Religion einen Nachteil bringt, gehört in das Gebiet der Politik. Sie kann nicht von Theologen, sondern nur von Staatsmännern entschieden werden, welche die ganze Lage und alle Bedingungen des Bündnisses kennen. Was also der Kaiser nach Vernehmung der Minister beschließen wird, darf er mit gutem Gewissen ausführen, denn wenn die Minister sich dafür entscheiden, daß ein englisch-holländisches Bündnis für die Kirche keinen Schaden bringen wird, so ist das Bündnis erlaubt. Auch die zweite Frage, ob es gestattet sei, dem Prinzen den königlichen Titel zu geben, ist zu bejahen. Der Kaiser kann unbeschadet des Rechtes, über das er nicht entscheiden will und nicht zu entscheiden braucht, sowohl dem Könige Jakob als dem Prinzen von Oranien den königlichen Titel geben, wie er sowohl dem König Jakob wie dem König Ludwig den Titel eines Königs von Frankreich gibt. Außerdem ist der Prinz von Oranien im Besitz der Rechtsgewalt; ob rechtmäßig oder unrechtmäßig, entscheidet die Titelgebung nicht. Endlich nennen die Katholiken in England den Prinzen von Oranien König, weil sie es ohne schweren Nachteil nicht anders können. Also viel eher können das Nichtuntertanen mit gutem Gewissen tun, wenn das Gegenteil mit großem Schaden für die Gesamtheit verknüpft ist[2].

---

tum prodesse posset ea fruens gratia maximi Principis quam ipse scripta mihi epistola benignissime contestari est dignatus affirmans se confessarium nactum esse virum juxta cor suum. *Epp. N. N. 26.

[1] Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1847) 2, 370.

[2] O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart 4 (1876) 425 ff.; der lateinische Wortlaut 513 bis 515. Vergl. O. Klopp, Das Jahr 1683 und der Türkenkrieg bis 1699 (1882) 443. — In einem Briefe vom 28. Juni 1700 an den General verteidigte Menegatti das Haus Österreich gegen Angriffe eines in England gefangenen katholischen Priesters: das Bündnis mit England habe der katholischen Religion in England nicht geschadet, sondern im Gegenteil genützt und sei erst nach der Vertreibung

Die Erwartung des Kaisers, daß Menegatti sich von der Einmischung in politische Geschäfte fernhalten werde, wurde nicht getäuscht. Einen Beleg dafür finden wir in dem Berichte des preußischen Gesandten Bartholdi in Wien, der in betreff seiner Bemühungen für die preußische Königskrone am 5. März 1700 nach Berlin schreibt: Mit dem Beichtvater des Kaisers, dem P. Menegatti, über die Sache zu sprechen, war unnütz, weil der Pater sich durchaus nicht mit weltlichen Geschäften abgab[1].

Vielfach werden noch als Beichtväter des Kaisers genannt P. Friedrich Wolff und P. Jos. Eder, aber beide waren nie Beichtväter, sondern nur Vertrauenspersonen des Kaisers. Der italienische Prediger P. Joseph Ederi[2] aus Bergamo (geboren 1637, eingetreten 1655) hatte in Mailand Rhetorik vorgetragen und als Prediger auf verschiedenen Kanzeln Italiens sich einen Namen gemacht. So kam es, daß er als italienischer Prediger an den Hof der Kaiserin-Witwe Eleonora von Mantua berufen wurde (1684)[3]. Als er im Jahre 1686 wieder nach Italien zurückkehren sollte, setzte sich die Kaiserin in der dringendsten Weise dagegen zur Wehr. Sie schrieb am 4. August 1686 dem General Noyelle, daß P. Ederi ihr sehr lieb sei; er habe stets das Beispiel eines gelehrten, glaubenseifrigen und sittenreinen Mannes gegeben und dadurch ihre große Hochschätzung erlangt. Sie bitte dringend, den Hofprediger ihr noch länger zu lassen und ihm die Erlaubnis zu geben, sich der Ausführung ihrer Aufträge zu widmen[4]. Diese Bitte wurde am 7. September 1686 gewährt[5]. Die Kaiserin starb bereits im Dezember desselben Jahres, aber auch jetzt blieb Ederi, trotzdem er von der Herzogin von Mantua zurückverlangt wurde. Ederi hatte nämlich auch das Vertrauen des Kaisers erlangt und wurde von diesem vielfach für die Fürstenkorrespondenz verwendet[6]. In den diplomatischen Korrespondenzen dieser Zeit kehrte der Name Ederi oft wieder; manche Gesandten und Agenten suchten durch ihn ihre Angelegenheiten zu fördern. So schreibt z. B. der bayerische Agent Mörmann aus Wien 20. Juni 1696: P. Ederi gilt viel beim Kaiser und ist gut informiert, und Juli 1696 fügte er bei: Man kann P. Ederi mittelst einer Verehrung, so er dem Vernehmen nach für seine armen Freunde employiert, besonders obligieren oder wenn man ihm italienischen Wein gibt, womit der allhiesige Botschafter von Holland ihn auch zu regalieren pflegt[7].

---

des Königs Jakob im Interesse des europäischen Friedens gegen den gemeinsamen Feind Frankreich abgeschlossen worden. *Orig. Austr. 22.

[1] A. Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse par les Hohenzollern (Paris 1888) 109. Vergl. auch (Rinck) Leopolds des Großen wunderwürdiges Leben (1708) 77, 133, 139. Bei Rinck findet sich S. 133 ff. „des Kaisers Hofftaat an. 1705" abgedruckt. Am Ende des Oberist Kammer Stab wird aufgeführt der kaiserl. Beichtvater Frantz Menegatti S. J. S. Theol. D. cum socio et famulo 1000 fl. Dann folgen 7 Leib-Medici, jeder 1000 fl. Bei der Römischen Kaiserin Hof Stab, stehen am Ende der Dienerschaft der Beicht Vater P. Balthasar Müller S. J., und Frauen-Zimmer Beicht Vater P. Germ. Plume S. J. Hier ist ein Gehalt nicht angegeben. Vorher wird bei der Hofkapelle noch angeführt der Hof-Prediger P. Ferdinand Widmann S. J. cum Socio Eleemosynario 200 fl. Bei der Taffel Bedienung steht ein Patrum-Taffel Decker und ein Gehülfe 48 fl.

[2] Nicht Eder oder Ederer, wie er zuweilen geschrieben wird.

[3] In dem handschr. Katalog des Wiener Profeßhauses steht er seit 1685 als italienischer Prediger der Kaiserin-Witwe.

[4] *Orig. Epp. Princip. 10, 146.

[5] Noyelle an die Kaiserin, *Epp. ad divers. 1680—97 (Rom. Epist. 12). Vergl. die Briefe des Generals an Ederi 5. und 21. Dezember 1686 und 5. Februar 1687 in *Austr. Soli.

[6] In den Jahresberichten von 1697 steht cuius (P. Ederi) penna complures per annos usus Caesar ad arcanos sensus suos variis Principibus insinuandos. In den Katalogen des Wiener Profeßhauses steht er von 1687 bis 1697 allein von allen ohne jedes Amt.

[7] Altbayerische Monatsschrift 3 (1902) 96 f.

In Rom liefen Klagen über P. Ederi ein, er stehe zu spät auf, arbeite bis in die Nacht mit Auswärtigen, lese nur an Festtagen die heilige Messe, speise nie mit den andern, oft aber bei Auswärtigen, genieße zu Hause bessere Weine und Speisen, die geschickt würden; außer einem eigenen Laienbruder habe er noch einen eigenen Diener, ferner einen Wagen, Pferde und Kutscher zu seiner Verfügung; er berufe sich auf große Vollmachten, die er von den Generalen erhalten. Diese Klagen teilte der General Gonzalez am 6. Dezember 1692 dem Provinzial Voglmair mit und beauftragte ihn, dieselben zu untersuchen und eventuell den Pater vom Hofe abzuberufen[1]. Der Provinzial wandte sich um Aufklärung an den P. Menegatti, der am 31. Januar 1693 einen ausführlichen Bericht an den General sandte, worauf dieser am 14. Februar folgendes antwortete: Es war mir angenehm, aus Ihrem vertraulichen Schreiben vom 31. Januar Ihr günstiges Urteil über die Tugend und das religiöse Leben jenes Paters zu erfahren, über den P. Provinzial Ihre Meinung gewünscht hat. Was mich betrifft, habe ich nie an der Integrität des Mannes gezweifelt; da ich aber aus der Provinz gemahnt wurde, mußte ich den P. Provinzial mit der Untersuchung der Klagepunkte beauftragen. Es ist durchaus nicht meine Meinung, daß der Pater zu einer so strengen Beobachtung der Observanz angehalten wird, die weder seine Gesundheit noch die ihm vom Kaiser erteilten Aufträge zulassen. Nachdem ich Ihren Brief nicht ohne Rührung und Freude gelesen, lasse ich meine Sorge fahren, und ich zweifle nicht, daß der Pater, nachdem er meine Meinung durch P. Provinzial erfahren, für seine Gesundheit das Nötige tun und dem Kaiser dienen und auf die Erbauung in betreff der religiösen Observanz größere Rücksicht nehmen wird. Dahin können auch Ew. Hochwürden wirken, da ich sehe, in welchem vertrauten Verhältnis Sie zu dem Pater stehen[2].

Als P. Ederi am 2. August 1697 zu Wien gestorben, wurden ganz fabelhafte Gerüchte über ihn verbreitet: man hätte bei ihm nach seinem Tode eine ungeheure Geldsumme bis zu 1 Million gefunden, die er sich durch Verrat der Geheimnisse des Kaisers erworben; nach der Entdeckung seiner Verräterei habe er sich durch Gift getötet; eine andere Lesart besagte, er sei bei dem Anblicke der ihm vorgehaltenen Handschrift, die den Verrat bewies, in Gegenwart des Kaisers vom Schlage getroffen zusammengesunken; wieder andere behaupteten, er habe sich mit Gleichgesinnten verschworen, den Kaiser auf der Jagd gefangen zu nehmen und zu entführen. Da diese Gerüchte teils auch durch hochgestellte Personen und nicht allein in Wien und Österreich, sondern auch in Italien und Holland verbreitet wurden, traten die Jesuiten gegen die Verbreiter auf. Das konnte aber nicht verhindern, daß aus der Anklage gegen den einen nun neue Anklagen gegen die ganze Gesellschaft erhoben wurden. In protestantischen Druckereien wurden Flugblätter gedruckt des Inhalts, die Jesuiten seien im Besitz ungeheurer Reichtümer, die sie durch Verrat von Geheimnissen und andere Verbrechen erworben hätten. Infolgedessen seien sie verurteilt und von Wien verbannt worden.

Schließlich wußten sich die Wiener Jesuiten nicht anders zu helfen, als die Flugblätter und die aus verschiedenen Kollegien eingelaufenen Klagen über die Verheerungen derselben dem Kaiser zu unterbreiten. Dieser befahl eine strenge gerichtliche Untersuchung, deren Resultat die völlige Nichtigkeit der Anschuldigungen ergab. Außer einem Dekret hierüber erließ der Kaiser am 11. Oktober 1697 ein zweites Dekret, in dem er die Verleumdungen brandmarkte, den Jesuiten das rühm-

---

[1] *Epp. Austr. soli 1678—1734 (Austr. 17).
[2] A. a. O.

lichste Zeugnis ausstellte und scharfes Vorgehen gegen die Verbreiter dieser und ähnlicher Verleumdungen befahl[1].

* * *

Auch für seine Familie wünschte Kaiser Leopold Jesuiten zu Beichtvätern. Als er um die spanische Prinzessin Margareta warb, beauftragte er am 2. Mai 1663 seinen Gesandten in Madrid, den Grafen Pötting, dafür zu sorgen, daß seiner Braut ein Jesuit als Beichtvater beigegeben werde: „Ich verlange in allweg, daß meiner künftigen Geliebten Beichtvater einer ex societate Jesu sein solle, und das aus vielen Ursachen, so allhier zu vermelden gar lang würde . . . Könnte es ein Deutscher sein und vielleicht der P. Codella, so schon der mein ist und ich ihn hiezu wohl tauglich hielte, so wäre es mir absonderlich lieb, und gewiß also lieb, daß es eines aus meinen größten Contenten war. Kann es aber nit sein, sit Hispanus saltem Jesuita und auf dieses wollet Ihr Euch in allweg befleißen, auch mir berichten, wie Ihr hiezu die Materien disponirt befindet." Und am 30. Mai 1663 wiederholt der Kaiser seinen Auftrag: Wollet absonderlich dahin trachten, daß der Infantin Beichtvater ein Jesuiter sei[2]. Wie sich aber die Werbung überhaupt gegen große Widerstände in Spanien durchsetzen mußte und verschiedene Wünsche Leopolds nicht erfüllt wurden, so bestand man in Madrid auf der Tradition, einen Franziskaner als Beichtvater mitzusenden[3].

Beichtvater der zweiten Gemahlin Leopolds, Claudia Felicitas, war P. Heinrich Rheding aus Liechtensteig (Schweiz). Geboren 1627 und in den Orden eingetreten 1644 in Rom, hatte er nach Vollendung seiner Studien Rhetorik gelehrt und in Loretto das Amt eines Pönitentiars versehen. Als Rektor von Innsbruck führte er einen großen Neubau des Kollegs auf. Von Innsbruck brachte ihn die Kaiserin an den Wiener Hof, wo er bis zu ihrem Tode verblieb. Das Beichtvateramt bei Claudia Felicitas und deren Mutter, der Erzherzogin Anna, versah er sieben Jahre. Er starb 1682 zu Freiburg in der Schweiz[4].

Die dritte Gemahlin des Kaisers, Eleonora von Pfalz-Neuburg, hatte als Beichtvater P. Joh. Ev. Thanner, den ihr Vater der Kaiserin abgetreten. Am 14. November 1676 schrieb der General Oliva dem P. Thanner: Ich wünsche mir Glück, daß die Kaiserin einen solchen Beichtvater erhält, dessen Tugend, Wissen und Bescheidenheit mir erprobt sind[5]. Nach dessen Tod (1660) trat an seine Stelle P. Balthasar Miller aus Friaul (geboren 1635 und eingetreten 1654). Er hatte längere Zeit Philosophie und Theologie gelehrt und als Rektor mehrere Kollegien geleitet. Beichtvater der Kaiserin blieb er bis zu seinem Tod. Er starb 1718 zu Wien[6].

Eleonora hatte von früher Jugend an Jesuiten als Lehrer und Beichtväter gehabt, und das Lob, das ihrer sittlichen Größe gespendet wird, darf wenigstens teilweise auf deren Konto gebucht werden. Ein österreichischer Historiker entwirft von ihr das folgende Bild: „Schon in der frühesten Jugend hatte sie Neigung zum beschaulichen Klosterleben, sie entzog sich weltlichen Vergnügungen, soviel sie ver-

---

[1] Wortlaut bei Peinlich, Grazer Prgr. 1870, 94 ff. Vergl. das Dekret vom 7. Oktober 1697 Codex Austriacus 1, 513 und *Litt. ann. Prov. Austr. 1697.

[2] Přibram, Privatbriefe des Kaisers Leopold an den Grafen Pötting 1, 13, 15.

[3] Am 11. Oktober 1665 wurde dazu ernannt Fray Juan de Molino; derselbe erhielt später ein Bistum in Spanien, ebenso wie sein Nachfolger Fr. Simon Garcia Pedrejon. A. a. O 1, 180; 2, 91, 114, 170.

[4] *Necrolog. Germ. sup.

[5] *Ad Prov. Germ. sup. Vergl. näheres unten Neuburg.

[6] Seine Korrespondenz mit Parma ca. 50 Briefe aus den Jahren 1695—1702 in Neapel, Farnesiane F. 130. Dort auch einige Briefe an P. Ederi 1696.

mochte, und als sie vernahm, daß ihre Vermählung mit dem Kaiser in Vorschlag sei, setzte sie sich Sonne, Wind und Wetter aus, um ihre Gesichtsfarbe zu bräunen und so den Kaiser vielleicht von erneuter Werbung abzuhalten. Als ihre Vermählung nach dem Wunsche ihrer Eltern dennoch erfolgte, blieb sie ihren klösterlichen und frommen Neigungen treu; sie besuchte Kranke und Gefangene, verfertigte Kleider für Arme und zum Schmucke der Kirchen, fastete viel, genoß oft nur einfache und grobe Speisen, ging bei Prozessionen zuweilen barfuß, geißelte sich bis aufs Blut und trug Armbänder mit eisernen Spitzen . . . Aber auch ihre Pflichten als Gattin und Kaiserin erfüllte sie strenge, so begleitete sie den Kaiser in die Oper, sah aber nicht auf die Bühne, sondern stickte oder las in einem Psalter . . . Wenn der Kaiser krank war, pflegte sie ihn mit äußerster Sorge und bereitete die Speisen für ihn mit eigener Hand. Als in der Folgezeit Josef I. starb und Karl noch in Spanien abwesend war, übernahm sie die Regierung und führte sie unter verwickelten Verhältnissen mit Umsicht und Kraft. Sie starb während der Regierung ihres Sohnes Karl und wurde nach ihrem Wunsche prunklos begraben. Die Aufschrift ihres Sarges hat sie selbst verfaßt: Eleonora, eine arme Sünderin."[1]

Dieses Bild läßt sich durch viele Einzelzüge belegen und erweitern, die sich in dem nach ihrem Tode zu Wien im Jahre 1721 erschienenen Leben der Kaiserin Eleonora finden[2]. Sie sparte sich an ihren Kleidern ab für die Armen, an erster Stelle für ihre Diener und Dienerinnen. Wenn sie krank waren, besuchte sie dieselben, verfertigte selbst Arzneien und reichte ihnen das Essen. Viele Tausende verwandte sie für verarmte Adelige, für Witwen und Waisen, pflegte kranke und verwundete Soldaten, nähte Kleider für die Armen usw.

Eine ganz besondere und regelmäßige Tätigkeit übte sie in den Armen- und Krankenhäusern. Der ungenannte Biograph schildert dieselbe also (S. 198 ff.): Nirgends aber hat die Lieb und Niederträchtigkeit (Demut) der Kaiserin Eleonora sich mehr gezeigt als in den Armenhäusern und Spitälern. In dem Wienerischen Bürgerspital werden oft gegen 1500 Köpf, in dem Armenhaus vor der Stadt 2000 und nicht wenig in andern Krankenhäusern verpflegt. In der heiligen Fasten kam die Kaiserin selbst, speiste alle Arme durch alle Stuben, und war schön zu sehen, wie eine große Kaiserin samt ihrem ganzen Hofstaate zu Tisch diente. Eleonora verhielt sich so, als wäre ihr allein anbefohlen worden, allen Armen zu dienen. Sie trug oft allein auf einem Brett 30—40 Pfund und dauerte solche Arbeit bis zwei Stunden, also zwar, daß all ihre übrigen Gehilfinnen vor Mühe schier unterlagen. Solchen so demütigen Dienst verrichtete sie alle Wochen durch die Fasten und sonst öfters das Jahr hindurch. Wenn sie sich zu Neustadt, Baden und Eisenstadt auch nur kurze Zeit aufhielt, besuchte sie überall das Spital. Sie ließ sich nicht vom üblen Geruch, Enge, Wunden und Geschwüren der Elenden abschrecken. Als sie das letzte Mal zu Neustadt war und schon der ganze Hof zur Rückreis fertig stand, wurde ihr gemeldet, im nächsten Haus bitte sehr eine lange Zeit kranke Frau um den Besuch der Kaiserin, sie glaube, nach so großer Gnad werde ihr das Sterben desto leichter ankommen. Die Kaiserin eilte ohne Verzug zur Kranken, redete ihr so beweglich und tröstlich zu, daß wenige der Umstehenden die Tränen halten konnten. Hierauf setzte sie am späten Abend ihre Reise fort.

---

[1] Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates 4, 392 f. Vergl. dazu das übereinstimmende Lob aller Botschafter Venedigs in ihren ausführlichen Relationen, bei Fiedler, Relationen 2, 210, 250, 277, 289.

[2] Leben und Tugenden Eleonorae Magdalenae Theresiae Röm. Kaiserin. Von einem der Gesellschaft Jesu Priestern. Wienn 1721.

Allen seinen Kindern gab Leopold Jesuiten als Beichtväter. So wählte er für seinen Sohn Joseph, als derselbe sieben Jahre alt geworden, den P. Ferdinand Walthauser aus der böhmischen Provinz. P. Walthauser (Waldthauser, Waldhauser) war geboren 1641 zu Iglau (Mähren) und 1657 eingetreten. Nach längerer Lehrtätigkeit als Professor der Philosophie, Heiligen Schrift und Theologie wurde er Rektor von Neuhaus, Olmütz, Prag, von 1699—1703 war er Provinzial der böhmischen Provinz. An diesen Pater schrieb Leopold am 14. Juni 1686: Da ich es für notwendig erachte, meinem Sohn Joseph einen geeigneten Beichtvater zu besorgen, habe ich nach Anrufung Gottes mich entschlossen, dieses Amt Ew. Hochwürden zu übertragen, weil Ihre Gelehrsamkeit und Bescheidenheit mir wohl bekannt sind und Ihre neuliche Gegenwart meinen vollen Beifall gefunden hat. Ew. Hochwürden werden, wie ich glaube, mein Vertrauen zu Ihnen zu schätzen wissen, indem ich Ihnen meinen größten Schatz, ja die einzige Hoffnung so vieler Untertanen anvertraue und Ihrer Leitung, bezw. Ihrer Erziehung überlasse. Es wird Ihre Aufgabe sein, aus diesem zarten Pflänzchen ein vortreffliches Gewächs zu bilden und ihm eine solche Richtung zu geben, daß er nicht allein weise und gut wird, sondern auch zu einem wahrhaft christlichen Fürsten heranreift. Ich wollte dies hiemit Ew. Hochwürden mitteilen, damit Sie diese vertrauliche Eröffnung aus der wahren Quelle erhalten, bevor Sie nachher durch den gewöhnlichen Weg der Oberen dieselbe erfahren. Bevor dies geschieht, bitte ich die Sache geheim zu halten. Mich und Ihren neuen geistlichen Sohn empfehle ich den Gebeten Ew. Hochwürden[1].

Schon im folgenden Jahr kehrte P. Walthauser in die böhmische Provinz zurück. Denn der Kaiser schreibt am 7. Oktober 1687 an den General Gonzalez: Bisher hat am Hofe unseres lieben Sohnes Joseph mit großem Lob P. Ferd. Walthauser als dessen Beichtvater und geistlicher Leiter geweilt. Derselbe ist uns lieb und wert wegen seiner ausgezeichneten natürlichen und übernatürlichen Gaben und hat durch sein religiöses und bescheidenes Beispiel allen vorgeleuchtet und der Gesellschaft Jesu zur großen Empfehlung gereicht. Da er aber in die böhmische Provinz zurückkehrt, erwarten wir, daß er wegen seiner Verdienste um uns und die Gesellschaft väterlich von Ihnen aufgenommen und sofort mit einem ehrenvollen Amt als Oberer eines größern Kollegs betraut wird. Dies wünschen wir wegen unseres besonderen Wohlwollens gegen seine Person und die böhmische Provinz und die ganze Gesellschaft, die von unserm österreichischen Hause stets geliebt und geschätzt worden, wie wir dies auch von unsern Nachkommen hoffen[2].

Der Grund dieser Entlassung ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich[3]. Jedenfalls trat an seine Stelle wieder ein Jesuit, nämlich P. Franz Franzin aus Wien (geboren 1645, eingetreten 1661), der in den Katalogen von 1688 an (also seit Herbst 1687) als Beichtvater des Königs Joseph I. genannt wird. Als Franzin 1702 starb, wählte Joseph den P. Engelbert Bischoff, den

---

[1] *Abschrift ohne Adresse, Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 415.

[2] *Abschrift Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten 415. In ähnlicher Form ging derselbe Brief an den böhmischen Provinzial Tanner.

[3] Der General Gonzalez schreibt in einem Briefe am 8. November 1687 an den Hofkanzler Stratmann von einem Sturm, der den Beichtvater des Erzherzogs vom Hofe vertrieben habe. Si P. Walthauser huic persecutioni causam non dedit, spero de divina bonitate, quod multum illi proderit, eiusque virtutem, tamquam aurum fornax, probabit tribulatio ista: si autem ut homo in aliquo minus sapienter se gessit, spero quod vexatio ista dabit intellectum et in maius eius bonum convertetur. *Austr. Soli. Am selben Tag (8. Nov. 1687) dankt Gonzalez in einem eigenhändigen Brief dem P. Wolff für die Verteidigung des P. Walthauser und der Gesellschaft, die er dem Kaiser überreicht. Er bittet, den P. Walthauser zu grüßen und zu trösten in dieser Verfolgung. Der beste Trost sei: Agamus causam Dei et ille nostram aget. *Bohemia Soli.

Beichtvater seiner Gemahlin Amalia, auch zu seinem Beichtvater[1]. Franzin war zeitweilig, wenigstens 1687 und 1688, auch Instruktor der Erzherzogin Elisabeth. In diesem Amte folgte ihm von 1689—1695 P. Andreas Pauer (Paur). Seit 1693 war Pauer auch Beichtvater und Instruktor des 1685 geborenen Erzherzogs Karl. In einem Briefe vom 10. Januar 1693 drückte der General Gonzalez dem P. Balthasar Miller seine große Genugtuung darüber aus, daß es dem Kaiser gefallen, den P. Andreas Pauer zum Instruktor und zugleich zum Beichtvater des Erzherzogs Karl zu erwählen.

P. Pauer war geboren 1649 zu Herzogenburg (Niederösterreich) und 1666 eingetreten. Nach seiner Lehrtätigkeit als Professor der Rhetorik und Philosophie wurde er Rektor von Neustadt. Aus der Zeit als Instruktor des Prinzen Karl liegt eine Reihe von Heften und Lehrbüchern für die Jahre 1696—99 vor, die einen Einblick in seine Art und Weise des Unterrichts gestatten. So enthält ein Kodex Schulübungen in Latein, Deutsch, Französisch, Geometrie usw., die aus Blättern, Heften, Kladde und Reinschrift bestehen[2]. Andere Handschriften enthalten Examina und historische Übungen des Erzherzogs oder Lehrbücher über Philosophie, Geographie, Meteorologie, die für den Unterricht von P. Pauer verfaßt worden, darunter auch einen Fürstenspiegel und Charakterbilder von Fürsten aus der israelitischen Geschichte[3]. Als Erzherzog Karl nach Spanien ging, um das dortige Erbe anzutreten, nahm er den P. Pauer als Beichtvater mit, der aber bereits am 6. Oktober 1704 starb. Seine Tätigkeit als Erzieher faßt der Nekrolog in die Worte: Angelus Austriae, Engel Österreichs, so habe man den P. Pauer genannt[4].

Unter den Erziehern der Töchter des Kaisers sei nur der bereits erwähnte P. Engelbert Bischoff genannt (geboren in Eisenerz 1654, eingetreten 1671). Zur Vermählung des Erzherzogs Joseph mit Amalia von Hannover verfaßte er 1698 eine reich illustrierte Festschrift. Acht Jahre unterrichtete er die Töchter Kaiser Leopolds mit solchem Erfolge, daß diese eine seltene wissenschaftliche Bildung erlangten, so daß die Erzherzogin Elisabeth bei einem öffentlichen Examen aus der Geschichte große Kenntnisse an den Tag legte. So schreibt der Wiener Rektor Starzer in der Todesanzeige vom Jahre 1711[5].

Bei dem tiefgreifenden Einfluß, den die Jesuiten als Beichtväter am kaiserlichen Hof naturgemäß besaßen, dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, welche Stellung die Hofbeichtväter einnahmen zu dem auch am Wiener Hofe mehr und mehr steigenden Fürstenabsolutismus. In Rom klagte man über despotische und absolute Herrschaft, die den Kaiser den kirchlichen Strafen aussetzen und sein Gewissen schwer belasten müsse. Der Kaiser berief sich dagegen auf seine treue Anhänglichkeit an die Kirche, zugleich aber auch auf seine Autorität, die er ebenso wahre, wie sein Vater Ferdinand III. getan habe[6].

Auch in bezug auf bischöfliche Verordnungen maßte sich der Kaiser vielfach das letzte Wort an. So schrieb er z. B. am 27. Oktober 1674 an den General

---

[1] Vergl. Rinck, Leben Josephs des röm. Kaisers (1712) 55.

[2] Wien Hofbibl., 12755.

[3] Vergl. die Inhaltsangabe bei Sommervogel unter Pauer. Für den Unterricht erhielt Pauer jährlich 150 fl. Die von M. Landau, Geschichte Kaiser Karls VI als König von Spanien (1889) S. 8 ff. ausgesprochenen Vermutungen sind hinfällig.

[4] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 107. — 93 Originalbriefe des jungen Erzherzogs vom Juni 1696 bis Dezember 1700 an P. Pauer verwahrt die Bibliothek der Erzabtei Martinsberg. Im Anhang des Briefbuches befinden sich auch Aufsätze von der Hand des Erzherzogs, u. a. über das Thema: Principes nunquam soli peccant quando peccant.

[5] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 115 f.

[6] Vergl. die Briefe von Marco d'Aviano 22. Sept. 1685 und des Kaisers 21. Okt. 1685 bei O. Klopp, Corrispondenza 91, 94.

Oliva, er habe in seinem Reiche befohlen, daß Klöster, Kollegien usw. vom Ordinarius oder von sonst wo kein Dekret annehmen dürften, das irgend etwas enthalte, was den von ihm oder seinen Vorfahren erteilten Privilegien zuwiderlaufe. Der Rektor von Olmütz habe deshalb einen Verweis erhalten, weil er ein bischöfliches Dekret gegen einige Theologieprofessoren, die vom Bischof verworfene Meinungen gelehrt, angenommen und nicht an den Kaiser zur Abhilfe eingesandt habe[1]. Unter Leopold wurde festgesetzt, daß die katholische Geistlichkeit ohne kaiserlichen Konsens keine Güter erwerben dürfe, daß kein Abt und keine Äbtissin gewählt werden könne ohne vorherige Bitte um einen Regierungskommissär, daß die Bestellung der niederen Kirchen- und Schuldiener nicht vom Pfarrer, sondern vom Kirchenpatron auszugehen habe[2].

Kaiser Leopold, so schreibt ein österreichischer Historiker, war in seiner politischen Denkart ein absoluter Herr, doch erkannte er neben seinem absoluten Rechte auch Pflichten gegen das Volk und gegen Gott an. Die Hoftheologen, Juristen und Staatsmänner wetteiferten, diese absolutistischen Neigungen zu verstärken. Der Hofkanzler Joh. Paul Hocher war einer der royalistisch gesinnten Juristen und verteidigte, wie Hobbes, den harten, selbstsüchtigen, rationellen Absolutismus seiner Zeit. Der Souveränität des Kaisers gegenüber erkannte er in Österreich keine ständischen Rechte und keine Volksrechte an. Auch Fürst Lobkowitz war ein Anhänger des absoluten Königtums. Er erwartete das Heil von der modernen Staatsgewalt, welche Richelieu in Frankreich auferbaut hatte. Wie in Frankreich, sollte es auch in Österreich nur einen Herrn und einen Willen geben[3].

Gegen diese in der Zeit liegende Entwicklung aufzutreten, war sehr schwer. Selbst ein Leibniz folgte dem Motto: Alles durch die Fürsten, und den Fürsten gegenüber schlägt er einen Ton an, der uns wegen seiner Überschwenglichkeit peinlich berührt[4].

In Rom klagte man, die Jesuiten seien zu lau in der Verfechtung der kirchlichen Immunität, in Wien beschuldigte man sie einer zu großen Parteilichkeit für den päpstlichen Stuhl[5].

Einmischung in politische Dinge liebte der Kaiser bei den Beichtvätern nicht, wie wir bereits vernommen haben. Als es sich darum handelte, einen neuen Beichtvater für seine erste Gemahlin Margareta zu suchen, schrieb er am 1. Juli 1671 an seinen Gesandten Pötting von dem erwählten Fr. Simon Garica: „. . . denn diesen kennen wir, daß er ein frummer Religios ist, ein anderer möchte sich in alles einmischen, so nit allzeit ratsam ist[6].

Zwei neuere Historiker, die sich eingehend mit Leopold beschäftigt haben, betonen, daß der geistliche Einfluß auf seine Politik durchaus nicht so groß war, wie es gewöhnlich angenommen wird. „Ohne Zweifel" — so schreibt Heigel — „wurde bisher infolge des frommen Eifers, womit Leopold den kirchlichen Pflichten

---

[1] *Wien Staatsarchiv, Geistl. Akten 442.

[2] Mailáth, Geschichte des österr. Kaiserstaates 4, 376 f.

[3] Ad. Wolf, Fürst Lobkowitz 207, 214, 434.

[4] Vergl. Harnack, Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1900) 1, 19.

[5] Gelegentlich einer solchen Klage schrieb P. Menegatti am 14. April 1686 an den Assistenten P. Avancini: Caeterum fato Divinae Providentiae evenire credo ut Romae accusemur libertatis Ecclesiasticae desertores, Viennae ab Aulicis et Juris consultis Privilegiorum Principum oppugnatores et plus aequo sedi Pontificiae faventes. *Orig. Austr. 22. Bei derselben Gelegenheit sandte der Provinzial Voglmayr am 21. April 1686 ein Zeugnis des Wiener Generalvikars Joh. B. Mair vom 19. April 1686 ein, in welchem dieser bezeugt, daß die Patres im Konsistorium entschieden für die kirchliche Immunität eingetreten seien. Wortlaut *Austr. 22, 57.

[6] Přibram, Briefe 2, 170.

nachkam, der klerikale Einfluß auf die kaiserliche Politik überschätzt."[1] Und der Herausgeber der Briefe des Kaisers an Pötting weist darauf hin, „daß sich für die oft betonte allzugroße Abhängigkeit Leopolds I. vom geistlichen Rate, zumal von den Jesuiten, keine Beweise in dem vorliegenden Briefwechsel ergeben haben."[2]

* * *

Abgesehen von den Beichtvätern wird auch dem bereits genannten P. Friedrich Wolff großer politischer Einfluß beim Kaiser Leopold zugeschrieben. Bei ihm müssen wir etwas länger verweilen, insbesondere auch wegen seiner Bemühungen für die preußische Königskrone[3].

Als eine ergiebige Quelle für das Leben des P. Wolff darf ein eingehender Nekrolog bezeichnet werden, der sich in den ungedruckten Litterae annuae der böhmischen Ordensprovinz vom Jahre 1708 befindet. P. Wolff starb in Breslau, das damals zur böhmischen Provinz gehörte, am 17. April 1708; und so fügte das Breslauer Kolleg dem Jahresbericht nach der herkömmlichen Sitte einen Nekrolog des Verstorbenen bei. Da P. Wolff sich als früherer Rektor, Studienpräfekt und Bauleiter um das Kolleg viele Jahre hindurch die größten Verdienste erworben, ist es erklärlich, daß der Nekrolog sehr ausführlich ausgefallen ist. Der Verfasser desselben kannte P. Wolff persönlich und schöpfte auch aus den eigenen Papieren Wolffs. So kann seine Zuverlässigkeit in den wesentlichen Punkten kaum angezweifelt werden, wenn wir auch die in solchen Nekrologen üblichen etwas überschwänglichen Ausdrücke auf ein bescheideneres Maß zurückschrauben wollen. Folgen wir zunächst den Angaben dieses Nachrufes.

P. Friedrich von Lüdinghausen gen. Wolff erblickte das Licht der Welt am 26. Oktober 1643 zu Dünaburg (Livland). Sein Vater war Georg Wolff von Lüdinghausen aus einer alten westfälischen Familie, seine Mutter Katharina von Mengden. Mit acht Jahren kam Friedrich als Page an den Hof des Königs von Polen Kasimir, verließ denselben aber bereits ein Jahr später und studierte dann vier Jahre in Braunsberg, zwei Jahre in Neiße, ein Jahr in Olmütz[4]. Am 13. Dezember 1659 trat er in das Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Brünn. Nach dem zweijährigen Noviziat, dem dreijährigen Studium der Philosophie und einem dreijährigen Lehramt der Grammatik (Prag) und dem vierjährigen Studium der Theologie (1667—1671 Prag) treffen wir ihn als Professor der Philosophie in Prag (1672—1675), der Moraltheologie in Olmütz (1676—1677), des Dogmas wieder in Prag (1678—1681), als Dekan der Theologischen Fakultät in Olmütz (1681—1683), als Professor der Heiligen Schrift in Prag (1685—1686). Später bekleidete er längere Zeit das Amt eines Studienpräfekten und Rektors in Breslau.

Neben den (auch von den Personalkatalogen bestätigten) amtlichen Beschäftigungen lief noch eine außergewöhnliche Tätigkeit einher. Diese begann im Jahre 1682, als der kaiserliche Gesandte am Berliner Hofe, Graf Lamberg, von den Obern der Gesellschaft einen geeigneten Pater als Hofkaplan begehrte[5]. Sie bestimmten dazu

---

[1] Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Leopolds, 1, 35.

[2] Přibram, Briefe 1, 27.

[3] Vergl. Zeitschrift für kath. Theologie 41 (1917) 21 ff. Přibram, Österreich und Brandenburg 1688—1700 (1885) 141 ff. und Stettiner, Zur Geschichte des preußischen Königstitels (1900) 48.

[4] Die Familie stand schon längere Zeit mit dem polnischen Hofe in enger Verbindung. Die polnische Königin Konstantia verwandte sich 21. Februar 1658 bei dem Provinzial der Gesellschaft Jesu in Bayern für einen Andreas Mich. de Lidinhausen Wolff. *Orig. Clm 26477, Druck Zeitschrift für kath. Theologie a. a. O. 22[2].

[5] Hier ist die Angabe des Nekrologs nicht ganz genau. P. Wolff kam nicht erst 1682, sondern schon 1681 an den Berliner Hof. Dies beweisen u. a. die Briefe Conrings vom Oktober 1681 an Wolff und Lamberg. P. Wolff

den P. Wolff. Durch die glückliche Beilegung eines Zwistes zwischen Lamberg und dessen Brüdern wurde Wolff mit Kaiser Leopold näher bekannt. Die näheren Umstände beschreibt P. Wolff selbst später in einem Briefe an den böhmischen Provinzial vom 21. Januar 1706. „Als der Herr Graf Lamberg bemerkt, daß ich bei Schlichtung von Streitigkeiten auch zwischen hervorragenden Protestanten eine glückliche Hand gehabt, berief er mich nach Wien zur Schlichtung eines ärgerlichen Streites zwischen ihm und seinen beiden ältern Brüdern über das väterliche Testament. Da mir dieses durch Gottes Hilfe gegen alles Erwarten des ganzen Hofes sehr schnell und glücklich gelungen, ließ mich der Kaiser ganz unvermutet zu sich rufen. Er beglückwünschte mich zu dem Friedensschluß und fragte mich, wie ich das so schnell zustande gebracht. Meine Antwort befriedigte ihn sehr und seit dieser Stunde schien er ein ganz besonderes Vertrauen auf mich gefaßt zu haben".

Der Nekrolog, der diesen Brief mitteilt, bemerkt dazu: Dieses Vertrauen war in der Tat ein sehr großes und selbst noch auf seinem Todesbette bezeugte der Kaiser dasselbe, indem er durch die Kaiserin dem P. Wolff bestimmte Aufträge empfehlen ließ. Während 24 Jahren bediente sich der Kaiser des P. Wolff in den schwierigsten Geschäften, besonders dort, wo es sich um die Beilegung von Zwistigkeiten handelte. Er sandte ihn zu dem Kurfürsten Georg von Sachsen, der mit 10000 Mann in Böhmen Halt gemacht, um ihn zu bewegen, seine Truppen dem belagerten Wien zu Hilfe zu führen. Mit dem für den Kaiser gewonnenen Kurfürsten nahm P. Wolff an dem Entsatze Wiens teil. Verschiedene Sendungen übertrug ihm der Kaiser nach Rom, wo er mit mehreren Päpsten, besonders mit dem gegen den Kaiser und Deutschland aufgehetzten Innozenz XI. zu verhandeln hatte, und zwar mit großem Erfolg; ferner an die Höfe von Polen, Brandenburg und überhaupt an fast alle protestantischen Höfe Deutschlands. Bei der Konversion des Kurfürsten August von Sachsen war er hervorragend beteiligt[1].

Seines Amtes als Friedensstifter waltete er auch bei einem verhängnisvollen Streit zwischen Karl von Lothringen und Graf Starhemberg zur Zeit der ersten Belagerung von Buda, ferner zwischen den kaiserlichen Obersten und deren damaligem Befehlshaber, dem Kurfürsten von Sachsen, wegen der von diesem hartnäckig festgehaltenen Belagerung von Temesvar[2], zwischen dem Erzbischof von Prag und den von diesem exkommunizierten böhmischen Statthaltern, zwischen dem Kardinal von Kollonitsch und den Beamten der römischen Kurie usw. Noch in den letzten Jahren seines Lebens vermochte er den Prinzen Eugen, der wegen beständiger Behinderung seiner Operationen durch die kaiserlichen Minister den Oberbefehl niederlegen wollte, wenigstens einstweilen von diesem Schritte abzustehen, wie ein vorliegender Brief des Prinzen Eugen bezeugt. Diese ihm von Gott verliehene Gabe gebrauchte P. Wolff aber nicht allein bei den Großen, sondern auch bei den geringsten Leuten. Zu Prag legte er mehrtägige blutige Streitigkeiten zwischen Studenten und Soldaten bei; zu Breslau gelang es ihm, eine für die Stadt gefährliche Spaltung in der Bräuerzunft zu heben. Unzählig sind die Privatpersonen, denen er zum äußern und innern Frieden verhalf. In einer Wiener Vorstadt sollte eine an der Lustseuche schwer erkrankte Person versehen werden;

---

hatte Conring in Helmstädt besucht und im Anschluß an diesen Besuch schrieb dieser am 6. Okt. 1681 an Wolff in Berlin: Expertus nimirum sum et iudicio te valere et animi aequitate. Gruber, Commercii Epistol. Leibnitian. Prodrom. (1745) 2, 1486 ff.

[1] Am 27. August 1695 schreibt Gonzalez an den Visitator Willi: Servet incolumem Deus P. Wolff in Polonica ista expeditione ad quam rursus ipsum compulit utraque Caesarea Majestas. *Bohemia Soli.

[2] Vergl. Jos. Reinkens, Die Universität Breslau (1861) 37.

wegen des entsetzlichen Geruches entstanden Schwierigkeiten, da war es P. Wolff, der diesen Liebesdienst leistete. Da nun einige meinten, er müsse sich deshalb zeitweilig vom Hofe fernhalten und der Kaiser gemahnt wurde, ließ dieser den Pater noch am selben Tage zu sich rufen und bezeugte ihm seine Zufriedenheit. P. Wolff ist die Errichtung der Universität in Breslau zu verdanken[1], er erbaute dort die Namen-Jesu-Kirche, die schönste in ganz Schlesien. Ungeheuer waren die Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hatte. Drohungen in Breslau setzte er einst lächelnd das Wort entgegen: In dieser Sache ist der Wolff kein Hase (lupus non est lepus). Auch für die Gesellschaft Jesu in Rom machte P. Wolff seinen Einfluß in glücklicher Weise geltend. Als er in Rom weilte, verschaffte er dem General den lange verweigerten Zutritt zum Papste. Die Abtrennung der französischen Provinzen von der übrigen Gesellschaft, für die Alexander VIII. schon gewonnen schien, verhinderte er zum größten Teil durch die Erwirkung eines nachdrücklichen Handschreibens des Kaisers[2]. Bei dem Streit des Generals Gonzalez mit seinen Assistenten vermochte er den einseitig unterrichteten Papst Innozenz XII., eine genauere Information entgegenzunehmen. Infolgedessen stand P. Wolff bei den drei Generalen Noyelle, Gonzalez und Tamburini im größten Ansehen, wie deren zahlreiche liebevolle Briefe beweisen.

Jedoch fehlte es P. Wolff nicht an übler Nachrede. So verbreitete man, er sei in Ungnade gefallen beim Kaiser, bei den Fürsten und bei den Oberen der Gesellschaft. Aber öffentliche Zeugnisse, die auch von protestantischen Druckern verbreitet wurden, wiesen die Verleumdung zurück. Die Oberen zeigten ihm ihr unvermindertes Vertrauen, indem sie ihm die wichtigen Ämter als Rektor und Studienpräfekt in Breslau, als Obern des Profeßhauses in Prag und Rektor der dortigen Universität anvertrauten oder anboten. Obgleich es ihm infolge seiner wiederholten und dringenden Bitten gestattet wurde, den Hof zu verlassen, wurde er doch wieder mit einer wichtigen Sendung an den König von Schweden betraut und ihm dafür kostbare Kleidung von Wien geschickt. In allen, auch den schwierigsten Geschäften zeigte sich P. Wolff nicht allein äußerlich heiter, sondern er bewahrte auch die innere Heiterkeit des Gemütes und zwar bis in sein Greisenalter.

Einer, der ihn sehr gut kannte, schrieb von ihm nach seinem Tode: P. Friedrich stand mit derselben Gelassenheit am Throne des Kaisers, mit der er die Verurteilten zum Galgen begleitete. Das ihm vom Kaiser angebotene Prager Erzbistum wies er fast mit Unwillen zurück. Kardinal Kollonitsch neckte den Pater in Gegenwart anderer, die es hörten: Ich trage den Kardinalshut Euer Hochwürden, den Sie von sich abgewehrt und mir zugeschoben haben. Geschenke, darunter große vom König von Preußen, wies er zurück. Als der Großfürst von Moskau bei seinem Besuche in Wien dem Pater 50 Zobelpelze schenkte, nahm er sie zwar an, gab sie aber nach der Abreise des Großfürsten sofort dem römischen König[3]. Schon wäh-

---

[1] Wolff „ist als der intellectuelle Urheber der Breslauer Leopoldina anzusehen". Reinkens 36. Vergl. Grünhagen, Geschichte Schlesiens 2, 377 ff. — Gonzalez schreibt am 25. Juni 1695 an den Visitator Willi: Sin minus impediri poterit consilium de erigenda Wratislavensi Universitate saltem relinquatur nobis deliberatio de ejus forma et statutis quod istius Universitatis constans Promotor uti ait R V^a^ pollicetur. *Bohemia Soli.

[2] Über dieses Schreiben des Kaisers gegen die Zulassung eines eigenen Vikars für Frankreich ergeht sich Gonzalez in einem Briefe vom 21. Januar 1690 an Wolff (Augsburg) in großen Lobsprüchen. *Ad Bohem. Das Schreiben Leopolds an den Papst datiert 3 Jan. 1690. Vergl. Bischoffshausen, Alexander VIII. und der Wiener Hof 1689 91 (1900 174. Über die französischen Bemühungen Näheres in Revue des questions histor. 22 (1877) 172 ff.

[3] Über das Verhältnis des P. Wolff zu dem Großfürsten enthält nähere Angaben eine handschr. Relatio von 1698: Relatio Peregrinationis Magni Ducis Moschoviae per Europam . .

rend des Studiums der Theologie widmete er alle freie Zeit dem Besuche der Kranken und dem Unterricht der Kinder in den Prager Vorstädten. Diese Tätigkeit setzte er auch als Professor fort: am Tage lebte er für die Schüler, in der Nacht für die Kranken. Zwei seiner Denksprüche sind charakteristisch für den rastlos tätigen Mann: Tue für Gott, was du kannst, und Gott wird für dich tun, was du nicht kannst, er wird den Stein wegwälzen. Das zweite Wort lautet: Ich hasse diejenigen, die bereits verzweifeln, bevor sie noch einen Versuch gemacht haben[1].

Diese Charakterschilderung des Nekrologs findet ihre Bestätigung durch anderweitige Quellen, besonders durch zahlreiche Briefe.

Am 11. April 1686 schrieb Kaiser Leopold an den General Noyelle: P. Friedrich Wolff, dem wir wegen seines Eifers für die Verbreitung der katholischen Religion und seiner Geschicklichkeit in der Schlichtung von Geschäften, seiner Unermüdlichkeit für die Interessen unseres Hauses und seiner vielen treuen Dienste in ganz besonderer Huld gewogen sind, reist in unserem Auftrage nach Rom. Da wir aus eigener Erfahrung alles dies wissen, hegen wir die feste Zuversicht, daß er die ihm gewordenen Aufträge für das Wohl der Christenheit und unseres Hauses zu einem gewünschten Ende bringen wird. Die Aufträge dürfen nur denen mitgeteilt werden, mit denen er verhandeln muß. Wir wünschen deshalb, daß Sie den Pater gütig aufnehmen und zwar so, als ob er in Geschäften der Ordensprovinz von den Oberen geschickt worden, ferner daß Sie ihn in allem unterstützen, worin er Ihren Rat und Ihre Hilfe anrufen wird[2].

Im Jahre 1689 war P. Wolff wieder in Rom[3]. Am 8. Januar 1690 schreibt der General Gonzalez an den Hofkanzler Grafen Stratmann: Da P. Wolff nach Deutschland zurückkehrt und zwar direkt nach Augsburg zur Begrüßung des Kaisers, hielt ich es für angezeigt Ew. Exzellenz mitzuteilen, daß dessen Ankunft in Rom mir sehr angenehm war, weil er sich sowohl beim Papste als bei andern als wahren Sohn der Gesellschaft gezeigt hat, indem er für ihr Institut entschieden eingetreten. Deshalb bitte ich Ew. Exzellenz, daß Sie ihn in der Folge auch aus diesem Grunde in besonderer Hochschätzung halten. Über die Lage der Gesellschaft wird P. Wolff mündlich berichten: ich bin mir bewußt, einzig das Wohl der Gesellschaft zu suchen, für deren Unversehrtheit ich nicht sorgen, sondern an ihrer großen Schädigung mitwirken würde, wenn ich dem Wunsch einiger französischen Patres nachgäbe[4].

Es handelte sich um das Verlangen Ludwig XIV., die gallobelgische (wallonische) Provinz Frankreich anzugliedern und für Frankreich einen eigenen Vikar zu erlangen. Am 28. Januar 1690 schickte Gonzalez einen Bericht hierüber an den böhmischen Provinzial Walt und bemerkte dabei: Sehr angenehm war mir die Ankunft des P. Friedrich Wolff; er hat sich in dieser Sache als echten Sohn der

---

descr. a P. Ign. Szpot Polono Romae Poenitentiario S. J. und ein Brief des P. Wolff vom 8. März 1698 an den General Gonzalez (Polon. 81).

[1] Einen ehrenvollen Nekrolog enthält auch „Die europäische Fama, welche den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Höfe entdecket". 76. Teil, 1708, S. 283—285. — Das im selben Jahre 1708 erschienene Leben des Kaisers Leopold spendet P. Wolff ebenfalls großes Lob (1, 198 f.).

[2] *Orig. Epp. Princip. 10, 140. Vergl. General de Noyelle an den Prager Rektor de Boye 18. Mai 1686. *Bohemia Soli.

[3] Es handelte sich um Vereitelung von Bemühungen Ludwigs XIV., den Kaiser von seiner Allianz mit den Seemächten abzuziehen. Vergl. Droysen, Geschichte der preußischen Politik 4[4], 235. Über die Bemühungen Ludwigs XIV. in Rom „gegen das Ärgernis erregende Bündnis des Hauses Österreich mit den Ketzern" s. Bischoffshausen, Alexander VIII. und der Wiener Hof 158 ff. Zur selben Zeit war Ludwig XIV. mit den Türken verbündet.

[4] *Ad Germ. sup.

Gesellschaft gezeigt, mit Klugheit und großem Eifer hat er beim Papste für sie gesprochen, und der Papst hat ihn sehr gnädig aufgenommen. Ich bitte ihm für diese Dienste zu danken[1].

Ein Beispiel, daß der so verbindliche P. Wolff sich nicht scheute, wenn es notwendig war, auch den Großen der Welt die Wahrheit zu sagen, bietet ein merkwürdiger Brief, den er am 21. Januar 1697 an den Kaiser Leopold richtete. Wie aus dem Briefe hervorgeht, hatte er am selben Tage Audienz beim Kaiser gehabt. Im Anschluß an eine Betrachtung über ein Bild der weinenden Mutter Gottes (in Wien) hatte er sich entschlossen, noch spät dem Kaiser zu schreiben. Um Erleuchtung zu erflehen, betete er zuerst das ganze Brevier, das er wegen der vielen Beschäftigungen unter Tags nicht hatte beten können. Erst nach zehn Uhr kam er damit zu Ende, dann setzte er sich hin zum Schreiben, nachdem er noch ganz besonders für den Brief den Heiligen Geist angerufen. Es bleiben, so schreibt er, nur noch wenige Tage übrig zum bevorstehenden Feldzug (gegen die Türken) und sie werden so wenig benützt. Ein Tag nach dem andern entschwindet ohne ernstliche Frucht und Anstrengung der Minister bloß in lang fortgesponnenen Beratungen und fast ohne jede Tat. So läßt man die unwiederbringliche Zeit verstreichen. Es fehlt an einem bestimmten Ziel für den Feldzug, es fehlt an Soldaten, es fehlt an Geld, Proviant und Munition, obgleich wir wohl wissen, daß der Feind der Christenheit, durch seine wenigstens eingebildeten Siege aufgeblasen, keine Kosten scheut, keine Vorbereitung unterläßt und uns zeitig angreifen will. Ein einziger versäumter Tag kann von entscheidender Bedeutung sein. Jetzt ist keine Zeit für Gedanken zum Frieden, die während des Krieges, dessen Frucht der Friede ist, nicht helfen, sondern nur hindern. Es ist besser, von den Feinden sich des Schlimmsten zu versehen, als es in der Tat erfahren zu müssen, damit wir nicht später nach verpaßter Gelegenheit zu wehklagen haben. Mit dem Beistande Gottes, der dem Hause Österreich nie gefehlt, mögen Ew. Majestät also ernst und nachdrücklich die notwendigen Mittel ergreifen, dem ewigen Zaudern Ihrer Minister ein Ziel setzen. Ein Mann hat durch Zögern die Sache gerettet, sehr viele aber richten sie dadurch zugrunde. Während wir Beratung an Beratung reihen, gibt uns, so steht zu fürchten, das feindliche Schwert die Lektion. In der herzlichsten Anhänglichkeit an Ew. Majestät habe ich diese Gedanken zu Papier gebracht und in eben dieser Gesinnung habe ich geglaubt, sie in aller Demut überreichen zu sollen[2].

Um dieses Schreiben zu verstehen, muß erinnert werden an die bekannte Unentschlossenheit des Kaisers, der in seiner übergroßen Güte sich nicht entschieden aufraffen konnte, dem Schlendrian und den Intriguen seiner Minister ein jähes Ende zu bereiten[3].

Bei der vielseitigen Tätigkeit des P. Wolff am Hofe konnten Klagen nicht ausbleiben. Am 25. Januar 1698 schreibt der General Gonzalez vertraulich an P. Wolff: Aus einer vertraulichen Information geht hervor, daß Ew. Hochwürden auch nach der Ansicht jener, die Ihnen zugetan sind, sich viel in politische Geschäfte einmischen und einiges im Namen Sr. Majestät anordnen, wozu der Kaiser keinen Auftrag gegeben hat, — das scheint mir nicht glaublich, — ferner daß Ew. Hochwürden ohne Unterschied die Fürsorge für alle übernehmen, die sich an Sie wenden.

---

[1] *Eigenh. Orig. Wien Staatsarch. Geistl. Akten 419. Kop. in den Epp. Gen. ad Bohem. Vergl. Brucker, La compagnie de Jésus 530 ff.

[2] *Kop. Austr. Epistolae 1601 ff., f. 124.

[3] Ganz ähnlich wie Wolff mahnte um dieselbe Zeit der Kapuziner Marco d'Aviano den Kaiser. Vergl. seine Briefe vom 25. Januar und 15. Februar 1697 bei O. Klopp, Corrispondenza epistolare tra Leopoldo I ed il P. Marco d'Aviano 300 f.

Dies pflegt den Fürsten unangenehm und lästig zu sein, und deshalb würden Sie nach dem ungarischen Feldzug zur Verfügung der Obern gestellt werden. Hieraus mögen Ew. Hochwürden zwei Dinge abnehmen, erstens, daß Sie zu bessern streben, was dem Hofe und dessen höchsten Häuptern mißfällt, und zweitens, daß Sie einem Befehle des Hofes zuvorkommen und Se. Majestät um Erlaubnis bitten, in Ihre Provinz und Ihr Kolleg zurückkehren zu dürfen, so jedoch, daß Sie sich ganz Sr. Majestät zur Verfügung stellen, denn ich wünsche, daß Ew. Hochwürden, solange es dem Kaiser beliebt, demselben in Gehorsam dienen und bei ihm bleiben[1].

Leider ist die Antwort des P. Wolff nicht erhalten, wohl aber ein weiterer Brief des Generals, in dem er auf dieselbe erwidert. Am 29. März 1698 bestätigt nämlich Gonzalez dem P. Wolff den Empfang „seines langen Briefes" und betont von neuem seinen Willen, P. Wolff möge dem Kaiser auch weiter zu Diensten sein, solange es demselben gefalle; es sei aber gut, wenn er nach dem weisen Rat des Kaisers seinen Eifer, allen möglichen Leuten zu Diensten zu sein, etwas mäßige. So werde auch durch Beseitigung des großen Zulaufes der verschiedenen Leute größere Ruhe und Stillschweigen im Profeßhause herrschen. Und in einer Nachschrift fügt Gonzalez bei: Mein Pater, Gutes tun und Böses leiden, ist nun einmal das christliche Leben. Der Mensch kann nur von sich selbst geschädigt werden; weil wir aber alle Schuldner sind, mögen durch Ihr Verhalten alle einsehen, daß Sie sich nicht eigenwillig in Geschäfte einmischen, sondern sich nur mit dem befassen, was Ihnen vom Kaiser, in dessen Gehorsam Sie stehen, aufgetragen wird[2].

Auf diese Mahnung an P. Wolff berief sich Gonzalez in einem Briefe vom 28. Februar 1699 an P. Karl Pottier in Düsseldorf, der damals Beichtvater des Kurfürsten Joh. Wilhelm war. Letzterer hatte dem General seinen Wunsch mitteilen lassen, er möge den P. Wolff vom kaiserlichen Hofe entfernen. Er sei dazu bereit, antwortete Gonzalez, aber er sehe nicht ein, wie er dies ohne Anstoß beim Kaiser erreichen könne. Er habe den P. Wolff zum Rektor und Studienpräfekten des Breslauer Kollegs ernannt, aber nichtsdestoweniger bleibe er in Wien, gerade so wie vorher, so daß es nötig gewesen, für ihn einen einstweiligen Stellvertreter in Breslau aufzustellen. Ein anderer Weg zu seiner Entfernung sei kaum gangbar. Übrigens zeige der römische König, wie man von Wien am 24. Januar geschrieben, jetzt dem P. Wolff das größte Wohlwollen, und P. Wolff selbst werde auf die ernste Mahnung hin hoffentlich sich sehr in Acht nehmen in betreff der Punkte, die bisher Mißfallen erregt[3].

Die von dem General angedeutete und auch im Nekrolog betonte überaus große Bereitwilligkeit des P. Wolff, andern zu dienen, zeigte sich besonders in

---

[1] *Austria Soli 1678 ff., f. 66.

[2] *Kop. a. a. O. f. 67. Im übrigen hielt Gonzalez daran fest, daß auch den Hof-Patres gegenüber die freie Disposition der Oberen nicht beschränkt werden dürfe. Als es sich um die Abberufung eines solchen für den wichtigen Kanzlerposten in Graz handelte, schrieb er am 10. Dezember 1695 an P. Wolff: Illud etiam animadverti, exemplo nimis malo futurum, si qui semel pedem posuerunt in Aula, ita in ea stabiliter infixerint, ut ne tum quidem si maxime res postulat liceret Superioribus inde eos abducere et pro arbitratu ad operam alibi utilius navandam destinare. *Kop. a. a. O. f. 55v.

[3] *Ad Rhen. inf. Am 5. März 1701 mahnt Gonzalez den P. Wolff, er solle sich nicht in Geschäfte einmischen, und wenn beauftragt, darüber schweigen. Am 10. Dezember 1701 mahnt der General noch dringender: Er (P. Wolff) sei durch den häufigen Verkehr mit der Gattin von Rákóczi in den Verdacht gekommen, dessen Flucht begünstigt zu haben. Darüber sei der römische König sehr erzürnt; weil er (Wolff) den König schon früher erzürnt, solle er sich von allen Geschäften fernhalten und vom Kaiser nachdrücklich seine Entlassung vom Hofe fordern; es sei besser, jetzt freiwillig zu gehen, als später dazu gezwungen zu werden. Am 4. Februar 1702 lobt Gonzalez den P. Wolff für die Bemühungen um Entlassung und am 25. Februar wünscht er ihm Glück zu der Erreichung dieses Zieles. Vergl. Gonzalez 27. Mai *Austria Soli.

seinen Bemühungen für die Erwerbung und Anerkennung der preußischen Königskrone in den Jahren 1700—1701.

Die ersten Beratungen des Kurfürsten von Brandenburg Friedrichs III. mit seinen Ministern fanden bereits zu Anfang des Jahres 1693 statt. Sowohl die preußischen Minister in Berlin als auch die kaiserlichen Minister in Wien und der Kaiser Leopold selbst waren dem Projekt entschieden abhold[1]. Der Kurfürst hielt aber an seinem Vorhaben fest. Die zunächst folgenden Ereignisse, die zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und Berlin führten (Mai 1697), ließen den Plan, bei dem es dem Kurfürsten vor allem auf die Zustimmung des Kaisers ankam, noch weniger aussichtsvoll erscheinen. Mai 1698 traf der neue Gesandte Friedrich Christian von Bartholdi in Wien ein. Er konnte naturgemäß in der Sache zunächst nur tastend vorangehen. Erst Herbst 1699 gelang es Bartholdi, etwas Terrain bei den beiden Ministern Kaunitz und Harrach zu gewinnen. Die gespannte politische Lage am Vorabend der Entscheidung über das spanische Erbe kam ihm dabei zu Hilfe, da in dieser Krisis eine engere Verständigung mit Brandenburg dem Kaiser gute Dienste leisten konnte.

Kaunitz riet wegen der großen Schwierigkeiten, der Kurfürst möge durch Bartholdi unmittelbar dem Kaiser seine Eröffnungen und Vorstellungen machen. Den erhaltenen Rat teilte Bartholdi am 3. Februar 1700 dem Kurfürsten mit. Dieses Schreiben Bartholdis vom 3. Februar 1700 gab Anlaß zu einer irrtümlichen Lesung. In dem Schreiben waren die Namen mit Ziffern bezeichnet. Nun las der Kurfürst, der, wie die Handschrift ausweist, die Depesche selbst entzifferte, statt 160, Ziffer für Bartholdi, 161. Dies war aber die Ziffer für P. Wolff[2].

In der Tat ging der Kurfürst, nachdem er die Depesche entziffert, sofort auf den vermeintlichen Vorschlag ein. Das war nur möglich, weil er P. Wolff und besonders dessen Bereitwilligkeit, einen Dienst zu erweisen, sehr gut kannte. Dies geht auch schon aus dem Briefe selbst hervor, den der Kurfürst Februar 1700 eigenhändig an P. Wolff richtete. „Lieber Baron von Wulffen! Weilen derselbe Mir bisher verschiedene Proben von Seiner vor Mich habender guten Intention gegeben, auch sich erboten, in Meinen Angelegenheiten Mir allemal gerne an die Hand zu gehen, und Ich Mich deshalb an Ihn nur abdressieren sollte, so hat Mich solches bewogen, ihm durch Meinen Residenten, den von Bartholdi, eine gewisse Sache eröffnen zu lassen, die Mir von der größesten Wichtigkeit ist, und worin ich glaube, daß niemand besser, als derselbe bei Ihrer kaiserlichen Majestät Mir dienen kann." Gegen den Kaiser werde er ewige Dankbarkeit erzeigen und gegen den Herrn Baron deshalb „eine große Obligation haben"[3].

---

[1] Vergl. B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte 1648—1740 2, 120 f., 128 ff.

[2] Lehmann, Preußen und die kath. Kirche seit 1640 (1878) 1, 373. Bei Droysen, Preußische Politik 4⁴, 235—238 der Wortlaut des Berichtes von Bartholdi mit den Namen in Ziffern und deren Auflösung. — Über diese Verknüpfung des P. Wolff mit der Bewerbung um die Krone wurden auch von Zeitgenossen, die sich auf die genauesten Informationen berufen, allerhand Märchen verbreitet. So behauptet Christoph von Dohna in seinen Memoiren über die Regierung Friedrich I., aus dem Munde des verstorbenen Königs, der oft darüber gelacht, erfahren zu haben: Eine Berliner Depesche an den kaiserlichen Minister Harrach fiel in die Hände des kaiserlichen Beichtvaters Wolff, eines Intriganten, der sich in alles einmischte. Ähnlich verdreht der Anekdotenjäger Pöllnitz in seinen Memoiren den Hergang. Vergl. Přibram 140, Anm. 2. Pöllnitz tischt auch noch weitere Fabeln auf, so, daß die Jesuiten in Wien für ihre Bemühungen von Preußen 200 000 Rtlr. erhalten hätten. Zur Kritik Pöllnitz vergl. Droysen, Preußische Politik 4⁴, 97—126.

[3] Die Briefe des Königs und des P. Wolff wurden zum erstenmal aus dem preußischen Staatsarchiv veröffentlicht von Max Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640 (1878) 1, 455 ff. Die Briefe des Königs nach dem Konzept, die Briefe Wolffs nach dem Ori-

In der Depesche vom 5. März 1700 zeigte sich Bartholdi sehr zufrieden, „daß Ew. Churf. Durchl. von sich selbst auf den Gedanken gekommen, Ihrer Kaiserl. Majestät durch den P. Wolff, wegen Annehmung der Königl. Würde den ersten Vortrag thun zu lassen; es hat dieser Geistliche einige Eigenschaften, so zur Entamirung einer so wichtigen Sache von gedeylicher Wirkung, indem er alle Dinge mit ungemeinem Eifer treibet, so desto nöthiger, weil Ihrer Kaiserl. Majestät Irresolution bekannter Maßen mit den Jahren anwachset, und es kein Minister waget, recht in Sie zu dringen, aus Besorge, Sie dürften den Argwohn schöpfen, als ob er darunter seinen eigenen Vorteil suchte, welches Ihre K. M. von dem P. Wolff, der sich keine Schätze zu samlen trachtet, nimmer vermuthen"[1].

Zugleich mit dieser Depesche sandte Bartholdi einen kurzen Bericht über die Audienz, die P. Wolff am 3. März beim Kaiser gehabt[2], der wenn auch etwas nüchterner, doch mit dem Inhalt der Antwort übereinstimmt, die P. Wolff am 4. März 1700 an den Kurfürsten richtete. Zunächst erstattete der Pater für die „eigenhändigen gnädigsten Zeilen" mit einem unterthänigsten Handkuß seinen treugehorsamsten Dank. Der Wille des Kurfürsten sei ihm Befehl. Das erforderten schon allein die ihm vom Kurfürsten allezeit erwiesenen hohen Gnaden. Je wichtiger aber die Sache sei, die ihm der Resident vorgetragen, umso untauglicher finde er sich, „in so hohe Affären einzuschmäcken". Trotzdem habe er es gewagt, alsogleich nach empfangenem Befehl, dem Kaiser die Sache vorzutragen. Derselbe habe kein Mißfallen, sondern große Bereitwilligkeit gezeigt, in allem zu willfahren, nur solle man reiflich überlegen, ob die Sache beiden Teilen nicht mehr Schaden als Nutzen verursachen werde; weiter habe sich der Kaiser nicht ausgelassen, „wiewohlen ich zum andern und dritten Mal diesen Diskurs angefangen". Dringend bittet P. Wolff, daß die Sache, so seine geringste Person belange, im höchsten Secreto gehalten werde, damit er bei Verlautbarung seines Namens nicht untauglich gemacht werde. Da die Polen, wie er von früher wisse, sehr gegen den Titel seien, müsse auch aus diesem Grunde die ganze Sache im höchsten Geheim traktiert werden[3].

Am 28. April meldet P. Wolff dem Kurfürsten, daß Bartholdi die Sache gut betreibe und der Kaiser auch sekundieren werde, sobald die Befürchtungen wegen der üblen Konsequentien im Reich und in Polen ausgeräumt seien[4]. Die gefürchteten üblen Konsequentien zogen die Verhandlungen in Wien sehr in die Länge. Selbst P. Wolff bekam Bedenken. Im Mai teilt Kaunitz dem Residenten Bartholdi mit, daß P. Wolff schwankend zu werden beginne. Dazu habe viel beigetragen sein vertrauter Freund, der Nürnberger Agent Christoph Hochmann, der ihm in grellen Farben die üblen Folgen geschildert, welche die Zustimmung des Kaisers zur Erhöhung Brandenburgs mit sich bringen dürfte. Kaunitz riet, diesen Hochmann durch Geld zu gewinnen. Durch das Versprechen einer größeren Summe, die der Kurfürst später, 19. Juni 1700, auf 1000 Louisdor festsetzte, gelang dies auch. Hochmann zerstreute nunmehr die Bedenken bei P. Wolff, und dieser begann nach dem Bericht Bartholdi's vom 5. Juni 1700 wieder „hitzig" zu helfen wie früher[5]. Hochmann wurde sogar vom Kaiser beauftragt, — wohl nicht ohne Zutun seines Freundes Wolff — ein eingehendes Gutachten über die Königskrone zu erstatten. Das Memorandum machte auf den Kaiser großen Eindruck[6].

---

ginal. P. Wolff unterschreibt sich Fridericus von Lüdinghausen gen. Wolff, Soc. Jesu.

[1] A. Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse par les Hohenzollern. Pa is 1888, 107. Auch Kaunitz war mit der Anrufung des P. Wolff sehr zufrieden. Přibram 142.

[2] Waddington 423.

[3] Lehmann 1, 455—457.

[4] Lehmann 1, 458 f.

[5] Přibram 151 f., Waddington 115.

[6] Přibram 155 ff., Waddington 118.

Unterdessen schwankten die Verhandlungen hin und her. Der Kurfürst wurde immer ungeduldiger[1]. Endlich kann P. Wolff am 7. Juli 1700 dem Kurfürsten Bestimmteres berichten: Das ganze Werk stehe beim Kaiser und den Ministern in so guten Terminis, daß man es nicht besser wünschen könne. Also zwar, daß kein Zweifel mehr übrig sei; „ich werde in einer gar kurzen Zeit ‚J. K. D. meinen allergnädigsten Herrn' als ‚Ihr Königliche Majestät meinen allergnädigsten Herrn' mit Fug und Recht tituliren und veneriren können, welches mich wohl von Herzen wird erfreuen, und ich schon antecipato J. K. D. von Grund meiner Seele gratulire." Alles Verdienst sei gänzlich dem Kaiser zuzuschreiben, der sich freue, dem Kurfürsten einige solide Konsolation zu geben. Und dies wegen dessen stets unveränderten Treue zum Kaiser, von der er (Wolff) selbst in der Schwiebuser Materie ein augenscheinlicher Zeuge gewesen, „indem ich damals die Sache zu incaminieren von Berlin anhero geschickt ware". Zum Schluß steht die Nachschrift: „Bitte unterthänigst solches alles, daß es von mir kommen seie, in höchstem Geheim zu halten"[2].

In Beantwortung dieses Schreibens drückte der Kurfürst am 17. Juli 1700 dem P. Wolff sein großes Vergnügen über die guten Aussichten aus; er werde stets bis in sein Grab in seiner Treue gegen den Kaiser verharren. „Ich bitte aber hingegen, der Herr Baron sei so gut und helfe befördern, daß ich nun bald in gedachter Sache mit einer favorabeln Erklärung erfreut werden möge", da die jetzigen günstigen Konjunkturen benützt werden müssen. „Ich wünsche auch demnach um so viel mehr, den Herrn Baron in Kurzem mit der so sehnlich verlangten fröhlichen Botschaft allhier zu sehen, damit Er selbst persönlich aus meinem Munde hören könne", wie sehr ich dem Kaiser für diese Wohltat mich verpflichtet erkenne[3].

Bereits zehn Tage später wurde in einer großen Konferenz unter Vorsitz des Kaisers beschlossen, dem Wunsche des Kurfürsten zu willfahren. Von diesem Beschluß setzte P. Wolff sofort am folgenden Tage (28. Juli) den König in Kenntnis und zwar mit „unaussprechlicher Freude": „Sage derowegen Te Deum laudamus und indem meine Feder zu dem unterthänigsten Glückwunsch erstummet, vereinige meine demütigste Gratulation mit allen freundlichst gesinnten Gemütern"[4].

Seine Reise nach Berlin kam nicht zu Stande, weil der Kaiser dagegen war. Bartholdi berichtet darüber am 7. August 1700 an den Kurfürsten: „Ihre Kaiserl. Majestät wollen zu des P. Wolffs Reise nach Berlin jetzo nicht stimmen, weil sie nicht haben mögen, daß es das Aussehen gewinne, daß Geistliche sich in dergleichen Händel mit einmischen. Der P. Wolff ist hierüber fast verdrießlich und wird nötig sein, daß E. K. D. ihm durch ein obligantes Schreiben vor seine Affektion danken und temoignieren, daß Sie noch immer hoffen, ihn bald in Berlin zu sehen. Es ist nichts in der Welt, daß ihn mehr als dergleichen Demonstrationes animiren kann"[5].

Für das eigenhändige Schreiben, das der Kurfürst infolgedessen an P. Wolff richtete, erstattete dieser am 4. September 1700 „unterthänigst-gehorsamsten Dank". „Habe auch forthin nicht ermangelt, mit unnachläßlicher Applikation die Sache dahin zu befördern, daß in gar wenig Tagen J. K. D. Residente eine zweifelsohne nicht unangenehme Antwort zu erwarten haben. Mir ist wohl von Herzen leid, daß ich kaum die Gnade zu hoffen habe J. K. D. in einer gar kurzen Zeit unterthänigst

[1] Pribram 153 ff., Waddington 112 ff.

[2] Lehmann 1, 468—470. Über die Verhandlungen mit dem Kurprinzen im Jahre 1686 in betreff einer späteren Abtretung des Kreises Schwiebus an den Kaiser vergl. Pribram 3 ff.

[3] Lehmann 1, 472.

[4] Lehmann 1, 473. Am 6. August erfolgte die Mitteilung durch den Kaiser an den Kurfürsten.

[5] Lehmann 1, 476 f.

persönlich die gnädigste Hand zu küssen; verhoffe aber als einen großmächtigsten König alleruntertḣänigst zu veneriren"[1].

Für seine Zusage hatte der Kaiser eine Reihe von Bedingungen gestellt. Die Verhandlungen darüber schritten nur langsam voran. Wolff setzte alles daran, dieselben zu beschleunigen. Er drängte auch beim Kaiser. Infolgedessen wurde er von diesem beauftragt, Kaunitz die Mitteilung zu machen, daß der Kaiser keine Verzögerung, sondern eine Beschleunigung der Verhandlungen wünsche. Zugleich erhielt Wolff den Auftrag, mit seinem Nürnberger Freunde Hochmann das vom Kurfürsten übersandte Allianzprojekt im einzelnen durchzugehen[2]. Aber neue Verzögerungen traten ein. Wiederum war es Wolff, der den Kaiser zu Gunsten Brandenburgs umstimmte[3], trotzdem der Kurfürst eine sehr bestimmt gestellte Forderung des Kaisers um Duldung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes bei dem kaiserl. Residenten in Berlin wiederholt und entschieden ablehnte[4]. Am Abend des 16. Novembers wurde der Vertrag unterzeichnet. In bezug auf den katholischen Gottesdienst verlangte der Kaiser am 19. November eine kurfürstliche Erklärung, daß „dem kaiserlichen Minister (in Berlin) nicht verwehrt sein solle, in seiner Wohnung das Exercitium Religionis Catholicae auch unter währender Abwesenheit ununterbrochen fortsetzen zu lassen, und den katholischen Inwohnern zugelassen sein sollte, solchen ohne Hinderniß beizuwohnen". Der Kurfürst ließ am 30. November darauf antworten, daß er das alles bereits konzediert, „etwas Schriftliches deshalb zu geben, wäre denen hiesigen Landesverfassungen schnurstracks zuwider"[5].

Kaum war der Vertrag unterzeichnet, berichtete am folgenden Tage (17. Nov.) P. Wolff in einem dem Stil der Zeit entsprechenden überschwenglichen Schreiben das günstige Resultat. Er erstummt vor innigster Freude, daß der Traktat zu einem glücklichen Ende geraten. Der Kurfürst möge sich nun ohne Zeitverlust zum König deklarieren und krönen lassen, zu dieser Bitte habe er (Wolff) wohl fundierte Ursachen[6].

Sehr erfreut versicherte der Kurfürst am 30. November dem P. Wolff, „daß ich mehr, als Ich nicht exprimiren mag, begreife, wieviel Gutes er zu dem nunmehr Gott sei Dank soweit avancirten Werk der königlichen Dignität beigetragen. Ich habe aber dabei den Verdruß, daß ich nicht weiß, wie Ich Ihm meine Dankbarkeit dafür zu erkennen geben soll, weil sein Mir bekanntes desinteressirtes Gemüt alle Gelegenheit dazu benimmt. Indessen will ich seinem Einrath folgen und Mich in Gottes Namen je eher je lieber nach Preußen begeben, um allda diese Sache zu völliger Endschaft zu bringen"[7].

In seiner wieder sehr überschwenglichen Erwiderung vom 8. Dezember 1700 lehnt P. Wolff jeden Dank ab, er habe nur seine Schuldigkeit getan; es erfreue ihn von Herzen, daß der König seinen Rat, die Krönung zu beschleunigen, approbiere, es sei auch die höchste Not[8].

Trotzdem P. Wolff jede Belohnung abgelehnt, hatte ihm der König eine Medaille von 400 Dukaten zugedacht und er forderte deshalb am 10. Januar 1701 von Bartholdi Bericht, ob er meine, daß ihm solches oder was ihm sonst angemessen sein würde[9]. Der Bericht Bartholdi's erfolgte am 29. Januar 1701 und

---

[1] Lehmann 1, 494 f.
[2] Bartholdi an Wartenberg 2. Okt. 1700 bei Pribram 180.
[3] Bartholdi 10. Nov. 1700 Pribram 190.
[4] So noch schließlich am 10. November 1700 Lehmann 1, 501.
[5] Lehmann 1, 502 f. In Wien drängte man nicht weiter. Bertholdi 9. Dez. 1700 bei Lehmann 1, 508.
[6] Lehmann 1, 501 f.
[7] Lehmann 1, 504.
[8] Lehmann 1, 507 f.
[9] Lehmann 1, 510.

lautete: „Habe nicht ermangelt, den P. Wolff von weitem zu sondiren, ob von E. K. M. er nicht wegen gehabter Bemühungen ein Zeichen einer Erkenntlichkeit annehmen wollte. Ich habe aus erheblichen Ursachen die Summe, so E. K. M. dazu gewidmet, nicht benennet und handgreiflich verspüren müssen, daß die Weigerungen, womit er alle Geschenke gleichsam von sich gestoßen, aus einem wahrhaft desinteressirten Gemüte entsprungen. Maaßen er denn auch beständig darauf beharrt, daß E. K. M. ihn nicht erfreuen, sondern äußerst betrüben würden, wenn Sie ferner in ihn dringen ließen, viel oder wenig Geld oder Geldeswert zu empfangen. Er würde es doch in Ewigkeit nicht thun . . . Ich habe zum Überfluß seinen guten Freund, den Nürnbergischen Abgeordneten, an ihn geschicket, der aber hier so wenig als ich ausgerichtet"[1].

Die Uneigennützigkeit des P. Wolff scheint uns heute fast selbstverständlich, sie war es damals nicht[2]. Infolge der Weigerung des P. Wolff, irgend etwas anzunehmen, richtete der König am 10. Februar 1701 ein erneutes herzliches Dankschreiben an den Pater, das also beginnt: „Lieber Herr Baron. Es hat mir derselbe in der Sache wegen Meiner nunmehr angenommenen Könglichen Dignität soviel Freundschaft und gute Intention bezeiget, daß Ich Ihm gerne dafür einiges Kennzeichen meiner Erkenntlichkeit hätte geben mögen. Ich kenne aber sein Gemüth und weiß, daß er in dergleichen Dingen keine Rekompensen, sondern einzig und allein I. K. M. Interesse suchet und darum hat Er seinen Zweck so vollkommlich bei dieser Sache erreichet, daß er Mich und Mein Haus nimmer an dieses großen Kaisers Interesse fester hätte verbinden können, als Er dadurch gethan, daß Er I. M. Kaiserliches Herz und Gemüth zur Etablirung dieser meiner Krondignität hat disponieren helfen"[3]. Diese erneuten königlichen Dankesworte rührten den P. Wolff bis zu Tränen, wie er am 17. März dem König versicherte: „daß ich in solchen Fällen keine Rekompensen, sondern einzig und allein I. Kais. M. Interesse suche, in diesem tun mir I. Kön. M. die höchste Gerechtigkeit"[4].

---

[1] Lehmann 1, 515. Dem Nürnbergischen Gesandten hatte Wolff manche Gefälligkeiten erwiesen, wofür ihm der Nürnberger Magistrat am 19. September 1701 in einem längeren Schreiben dankte. Da W. keine Entschädigung annehmen wolle, sendet der Magistrat eine Denkmünze auf den Papst. Das Schreiben in Clm 26741, dort auch eine Beschreibung der Denkmünze.

[2] Ein Forscher, der sich viel mit dieser Zeit beschäftigt, urteilt: „Nicht nur am Berliner Hofe, man kann sagen, in ganz Europa war eine systematische Bestechung im Schwunge . . . Daß Ludwig XIV. fast in allen Staaten durch geeignete Persönlichkeiten auf direktem oder indirektem Wege die Fürsten oder ihre maßgebenden Minister zu bestechen suchte und oft genug durch Geld für seine Interessen zu gewinnen verstand, ist bekannt. Am Wiener Hofe stand es nicht anders. Mit Ausnahme einiger weniger Männer herrschte unter den leitenden Staatsmännern eine Korruption, welche sie nur zu oft bewog, ihr eigenes Interesse dem des Staates vorzuziehen. In Berlin suchten und verstanden der französische und nicht minder der kaiserliche Gesandte Persönlichkeiten verschiedenster Lebensstellung für ihre Interressen zu gewinnen. Diese Versuche reichten bis in die unmittelbare Nähe des Kurfürsten." A. Přibram, Österreich und Brandenburg 1685 bis 1686 (1884) 8. Die kaiserlichen Minister Kaunitz und Harrach hatten für ihre Bemühungen, dem Herzog von Lothringen den Titel Königliche Hoheit zu verschaffen, 40000 fl. erhalten. Für den preußischen Königstitel waren ihnen 100000 Rtlr. versprochen worden; sie erhielten aber schließlich (April 1701) nur je 20000 Rtlr. und Kaunitz, der sich damit nicht zufrieden geben wollte, noch dazu 10000 Rtlr. Die Beamten der kaiserlichen Kanzlei, die 12000 fl. verlangt, mußten sich mit 4000 fl. begnügen. An die Großen in Polen wurden für die Zusage der Anerkennung allein vom 18. Januar bis 3. Mai 1701 78000 Tlr. bezahlt. Das reichte aber noch lange nicht. Im Reiche erhielt der Kurfürst von Mainz (September 1701) 10000 fl. und sein Bruder Baron Schönborn 2000 fl. Vergl. Näheres bei Waddington 109, 311 f., 316, 325, 337.

[3] Lehmann 1, 520. Vergl. 30. Mai 1701 1, 530.

[4] Lehmann 1, 520 ff.

Wie sich P. Wolff beim Kaiser bemüht hatte, so suchte er auch durch den schwedischen Gesandten in Wien Schweden für die Anerkennung der neuen Würde zu gewinnen, wofür ihm König Friedrich am 19. März 1701 besonders danken ließ und nach dem ersten Erfolg seiner Bemühungen auch selbst am 8. September 1701 seinen Dank abstattete[1].

In Polen hatte P. Wolff schon früher für die Krone Sapieha und Lubomerski gewonnen[2]; ebenso hatte er durch den Kaiser und die Kaiserin auf deren Bruder, den Kurfürsten von der Pfalz Johann Wilhelm, eingewirkt[3]. Dieser gab die Anerkennung am 23. März 1701[4], trotzdem sein Bruder, der Deutschordensmeister Franz Ludwig in der schärfsten Opposition gegen die Anerkennung verharrte. Franz Ludwig hatte bereits am 18. Oktober 1695 gegen den Titel Herzog von Preußen protestiert und am 7. September 1700 schon im Voraus gegen den neuen Königstitel. Um diesen zu verhindern, hatte er Dezember 1700 den Komtur von Eisenheim nach Wien geschickt. Auch Bartholdi verhandelte längere Zeit mit ihm. P. Wolff riet, eine Konzession zu machen, etwa die Expektanz auf Limburg dem Orden abzutreten[5]. Dies lehnte aber der König am 17. Dezember 1701 ab[6]. Der Deutschorden verharrte in seiner Opposition.

Im Zusammenhang mit seinen Bemühungen für Gewinnung und Anerkennung der Königskrone steht der Plan des P. Wolff, eine Heirat zwischen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und einer Erzherzogin anzubahnen. Einzelheiten darüber finden sich in einer Depesche Bartholdi's vom 17. Dezember 1701. Wolff hatte seinen Plan Bartholdi mitgeteilt und dieser darüber in Berlin persönlich mit dem Könige gesprochen, aber mit negativem Resultat. Nun reiste Wolff selbst nach Berlin, wo er Ende Juli 1701 eintraf. Er wurde dort sehr gut aufgenommen, seine Bemühungen für die Heirat scheiterten am Punkte der Religion. Als Wolff am 18. September 1701 nach Wien zurückkehrte, hatte er aber noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er machte im Dezember einen neuen Versuch bei Bartholdi und forderte für die Erzherzogin in Berlin freie Ausübung ihrer Religion und katholische Erziehung ihrer Töchter[7]. Diese Forderungen schienen Bartholdi exorbitant. In seinem Berichte an den König schilderte er in schwarzen Farben und mit einem scharfen Angriff gegen die katholische Moral die Folgen einer solchen Konzession und riet entschieden ab. Das traf mit der Überzeugung des Königs zusammen, der streng auf seinem konfessionellen Standpunkte beharrte und von einer Verbindung mit einer katholischen Prinzessin nichts wissen wollte[8].

P. Wolff blieb noch bis Juni 1702 in Wien und begab sich zunächst nach Eger ins Bad, dann nach Breslau, wo er bei dem Abschluß seines bedeutendsten Werkes, der Eröffnung der Universität (12. November 1702), zugegen war[9]. Er

---

[1] Lehmann 1, 523, 538; vergl. Bericht des Grafen Solms 20. April 1701 1, 526 und Dank wegen Würzburg 1, 536.

[2] Waddington 197.

[3] Bartholdi an Wartenberg 4. Sept. 1700. Waddington 214.

[4] Waddington 340.

[5] Waddington 224, 345.

[6] Lehmann 1, 543 f.

[7] Diese Angabe Bartholdis, nach der Wolff ein von dem kirchlichen Standpunkt abweichendes Anerbieten gemacht haben soll, ließ sich anderweitig nicht belegen.

[8] Waddington 3, 352 ff. In einem Briefe vom 8. Nov. 1701 an die Kurfürstin Sophie äußert sich Leibniz abfällig über den Aufenthalt und die Disputationen des P. Wolff in Berlin. O. Klopp, Die Werke von Leibniz (1873) 8, 298.

[9] Reinkens 51 ff. Am 22. Juli 1702 schrieb Gonzalez an P. Wolff in Eger: Gratulor R. Vae ex animo, obtigisse tandem quietem, quae aulae negotiis simul et tumultibus procul, denuo respirare religioso in otio licet, quamquam ut ex R. Vae ad me 24. Junii datis intelligo, ipsa nec otium nec quietem expetere videatur, sed labores cum laboribus commutare velit et animarum quaestum, divinis-

wurde deren Kanzler und beschloß als solcher in Breslau sechs Jahre später sein arbeitsreiches Leben[1].

Es erhebt sich nun vor allem die Frage, ob wir P. Wolff glauben können, wenn er wiederholt versicherte, bei all seinen Bemühungen nur das kaiserliche Interesse im Auge gehabt zu haben. Diese Frage kann unbedingt bejaht werden, da sowohl aus politischen als konfessionellen Gründen eine engere Verbindung des Kaisers mit Brandenburg sehr zu wünschen war. Wie der Nekrolog des P. Wolff an einer Stelle hervorhebt, ging das Bestreben des P. Wolff darauf hinaus, alle Kurfürsten zur katholischen Kirche zurückzuführen, wodurch ja auch größere Einheit und Einigkeit im Reiche erzielt würde. Auch bei dem Kurfürsten von Brandenburg konnte dieses Ziel wenigstens von ferne angebahnt werden, wenn er dem Kaiser enger verbunden und dadurch auch eine Familienverbindung leichter ermöglicht wurde. Die politischen Gründe sind noch einleuchtender. Am Vorabend der Aufteilung der spanischen Monarchie mußte eine engere Verbindung mit Brandenburg dem kaiserlichen Interesse in besonderer Weise förderlich sein. Der letztere Grund war hauptsächlich maßgebend für die kaiserliche Zustimmung. Die Idee des P. Wolff mußte, so erstrebenswert sie auch erscheinen konnte, an der Macht der Verhältnisse und Vorurteile scheitern. Wäre der optimistische Plan ausführbar gewesen, die deutsche Geschichte hätte eine andere Wendung genommen.

Die weitere Frage, ob P. Wolff bei seinen Bemühungen auf Veranlassung oder im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl handelte, wie fast allgemein angenommen wird, muß verneint werden[2]. Wenn ein Plan der Kurie vorlag, müßte sich in den Berichten der verschiedenen Nuntien irgend eine Andeutung vorfinden. Diese Berichte sind nun gerade auf diesen Punkt hin genau durchforscht worden: es findet sich keine Spur eines solchen Planes, auch keine Spur eines Auftrages an P. Wolff[3].

---

simum illud opus, nunc omni virium contentione prosequi. Im Febr. 1703 war Wolff wieder in Wien. Am 17. Februar 1703 mahnt ihn der General, er möge mit Erlaubnis des Kaisers seine Abreise beschleunigen, weil seine Anwesenheit dem römischen Könige nicht angenehm sei. *Ad Prov. Bohem. Vergl. oben.

[1] Das Todesjahr ist gesichert. Wenn Přibram glaubt, Wolff habe noch 1712 gelebt, so ist das ein Irrtum. Die Berufung auf die Briefe der Kurfürstin Sophie an Leibniz vom Jahre 1713 (Klopp 9, 379 ff.) beweist nichts, denn es handelt sich dort um den P. Johannes Wolff, der 30 Jahre im Dienste des Prinzen Maximilian, des Sohnes der Kurfürstin Sophie und Bruders der Königin Sophie Charlotte, stand, und erst 1738 starb. *Necrolog. Rhen. inf. Stettiner belastet (S. 30) zu Unrecht das Konto des P. Friedrich Wolff mit dem des P. Johannes Wolff, und somit sind alle seine diesbezüglichen Vermutungen hinfällig.

[2] Lehmann erklärt sich den Protest Roms gegen die neue Königswürde aus dem Scheitern seiner Hoffnungen, durch die Befürwortung der neuen Königswürde die Konversion des neuen Königs anzubahnen. Rom „hatte das schmerzliche Gefühl einer erlittenen Niederlage. Da erwachten in der Kurie alle die alten zornigen Erinnerungen an die Säkularisationen der Reformationszeit". Lehmann 1, 379. — Auf diese „schöne Ausführung" verweist auch Přibram. Auch nach ihm „läßt der bittere Groll, mit welcher das Papsttum, als nach erfolgter Krönung die erhoffte Umkehr Friedrichs ausblieb, dem neuen Könige entgegentrat, sich nur durch die Annahme getäuschter Hoffnungen erklären". Přibram, Österreich und Brandenburg 1688—1700, 143.

[3] „Im Gegenteil zeigt sich, daß die Kurie zu dem Lieblingswunsch des brandenburgischen Kurfürsten noch keine bestimmte Stellung genommen hat; weder zeigt sich das Papsttum bestrebt oder entschlossen, jenes Vornehmen zu kreuzen, noch etwa es nur unter bestimmten Bedingungen zu fördern, noch bekundet man den Vorsatz oder macht den Versuch, jenes so gelegene Moment irgendwie zum Vorteil der katholischen Kirche und Religion auszunützen." Histor. Zeitschrift 87 (1901) 407—432: W. Friedensburg, Die römische Kurie und die Annahme der preußischen Königswürde durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (1701). Nach den Akten des Vatikanischen Archivs. Im Archiv der Propaganda findet sich überhaupt kein Material zur Frage. S. 413.

Die Kurie sah ruhig zu, wie Bischöfe die Königswürde anerkannten, ja sogar geistliche Privatpersonen durften die Worte des Papstes ungestraft ignorieren, wie auch P. Wolffs und Votas Bemühungen für die Anerkennung nicht die geringste Ahndung erfuhren[1].

Ebenso allgemein wie einen Auftrag der Kurie für die Bemühungen des P. Wolff nimmt die bisherige Geschichtschreibung Übereinstimmung und Auftrag des Jesuitengenerals an. Aber auch diese Annahme ist unrichtig. In den Originalregistern der Briefe der Generale, in denen alle Briefe derselben an den P. Wolff und dessen Obere in der böhmischen und österreichischen Provinz enthalten sind, findet sich nicht die geringste Spur eines solchen Auftrages oder eines Mitwissens. Weder direkt noch indirekt werden die Bemühungen des P. Wolff für die preußische Krone berührt. P. Gonzalez mahnte noch kurz vor dieser Periode den P. Wolff dringend, sich von jeder Einmischung in politische Geschäfte fernzuhalten[2].

* * *

Außer P. Wolff war für die preußische Königskrone noch P. Vota tätig. Auch wegen seiner Beziehungen zum sächsischen Hof verdient er erwähnt zu werden[3].

P. Karl Moritz Vota war am 16. Februar 1629 zu Turin geboren und Oktober 1645 zu Lyon in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Nach Vollendung seiner Studien und nach kurzem Lehramt war er besonders in Venedig als Leiter einer wissenschaftlichen Akademie tätig. Von Innozenz XI. (1676—1689) wurde er mit Sendungen beauftragt, welche die Einigung der christlichen Fürsten gegen die Türken bezweckten. Besondere Tätigkeit entfaltete Vota an den Höfen der polnischen Könige Joh. Sobieski und August II., deren Beichtvater er war, und die ihn vielfach für die verschiedensten Anliegen in Anspruch nahmen.

So schrieb z. B. Sobieski am 14. Juli 1686 an den General de Noyelle: P. Vota sei ihm durch seine Frömmigkeit, Sittenreinheit und Gelehrsamkeit lieb und wert geworden, so daß ihn seine Gegenwart hoch erfreue und er seine Abwesenheit nur ungern sehe. Nun aber fordern nicht allein die Wohlfahrt der ganzen Christenheit, sondern auch die Bitten des Nuntius, der Gesandten des Kaisers und Venedigs, daß wir den gedachten Pater zur Gewinnung des Königs von Persien gegen die Türken und zur Befestigung der Moskowiter in demselben Bündnis verwenden. Vor drei Jahren schon hat er viel zu diesem Bündnis beigetragen, und seine Gewandtheit und Klugheit könnte auch viel helfen, eine Vereinigung des Schismas mit der römischen Kirche zustande zu bringen. Deshalb bitten wir, ihm die Weisung zukommen zu lassen, alle unsere Aufträge willig auf sich zu nehmen[4].

---

[1] Auf Grund einer erneuten und allgemeinern Durchforschung der römischen Archive kommt Phil. Hiltebrandt, Preußen und die römische Kurie 1650—1701, in den Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibl. 11 (1908) 343 ff., zum Resultat: „Eine Korrespondenz ist zwischen der Kurie, den Nuntien und den beiden Unterhändlern über die preußische Angelegenheit trotz ihrer Wichtigkeit bis zum Dezember 1700 nicht geführt worden." Gegen J. Ziekursch, Papst Klemens XI. Protest gegen die preußische Königskrone (Festgabe Heigel 1903, 361 ff.) betont Hiltebrandt: „Seine (Wolffs) Tätigkeit (für die Krone) war in Rom gänzlich unbekannt."

[2] Vergl. oben S. 804 f.

[3] Vergl. Zeitschrift für katholische Theologie 41 (1917) 283 ff.

[4] *Orig. Epp. Princip. 10, 144. Wiederholt hatte Sobieski den Papst gebeten, den P. Vota zur bischöflichen Würde zu erheben. Am 16. August 1686 antwortete Innozenz XI. auf eine diesbezügliche Bitte: er könne der wiederholten Bitte des Königs, den P. C. M. Vota zur bischöflichen Würde zu erheben, wegen der entgegenstehenden großen Schwierigkeiten nicht willfahren. Berthier, Innocentii XI. Epistolae ad Principes (1890) 2, 285. — Über die Beziehungen des P. Vota zu Sobieski vergl. Crétineau-Joly, Histoire de la

Seine Beziehungen zu dem preußischen Hofe hat Vota gegen Ende seines langen Lebens im Jahre 1710 in einem Bericht geschildert, der gedruckt vorliegt[1]. In diesem Bericht erzählt P. Vota von sich in dritter Person im wesentlichen folgendes.

Der Auftrag Innozenz XI. verpflichtete den P. Vota, mit allem Eifer für die Erhaltung der heiligen Liga gegen die Türken zu arbeiten, deshalb mußte sich der Pater für die Einigkeit zwischen Polen und Brandenburg einsetzen. Es gelang ihm, viele Schwierigkeiten zu beseitigen. Über diese Bemühungen setzte Baron Hoverbeck, der preußische Resident in Warschau, den Kurfürsten in Kenntnis, der dem Pater deshalb wiederholt seinen Dank aussprechen ließ. Bei der Zusammenkunft in Johannisburg zeichnete der Kurfürst den P. Vota in jeder Weise aus, beschenkte ihn mit 20 goldenen Medaillen und einer lebenslänglichen Rente von 300 Rtlr. Öffentlich konnte P. Vota die heilige Messe feiern und wurde dabei von den kurfürstlichen Pagen bedient. Der Kurfürst hatte lange Unterredungen mit Vota über die Religion, er las auch eine kleine Schrift, die der Pater verfaßt, in der er die wesentlichen Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten hervorhob im Gegensatz zu den falschen protestantischen Voraussetzungen, worin ja das Hauptfundament des Hasses der Protestanten besteht, z. B. über Bilderverehrung, Fegfeuer, Mittlerschaft Christi usw. Vieles nahm der Kurfürst an; er wünschte ihn in Berlin zu hören, und lud ihn ein, dorthin zu kommen, letzteres auch, um den dringenden Bitten der Kurfürstin Charlotte Sofia zu willfahren. In Berlin setzte der Pater durch viele Wochen die Unterredungen mit dem König fort; derselbe zeigte sich sehr geneigt. Die hochbegabte Fürstin ließ den Pater abends viele Stunden bis um Mitternacht gegen die kalvinischen und lutherischen Hauptprediger disputieren; sie war sehr befriedigt trotz der Invektiven des kalvinistischen Predigers Lenfant. Aber auf dem Punkte, die Sichel an die Ernte zu legen, wurde sie ihm aus der Hand genommen vom Bischof von Ermland, der ihn nach Warschau zurückrufen ließ und die schon reife Frucht einheimsen wollte. Darüber war der Hof unwillig und wollte den Bischof nicht hören. Es folgte die Krönung (Salbung) durch einen kalvinischen Prädikanten. Dann wurde P. Vota nach Königsberg eingeladen, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde. — Die Königin „Carlotta Sofia" unterhielt mehrere Jahre einen eigenhändigen Briefwechsel mit dem Pater, als er nach Polen zurückgekehrt war. Aus diesen Briefen ließe sich ein kleiner Band von

---

Comp. de Jésus[3] (1859) 4, 118 ff. Der Brief Sobieskis vom 18. September 1680 an den General Oliva bei Salvandy, Histoire de Pologne 2 (1829) 422 f., der vielfach, auch noch von Böhmer, Die Jesuiten[3] 149 f. benutzt wird, ist teils gefälscht, teils verstümmelt. Es handelt sich um eine Besitzstreitigkeit zwischen dem auf Erwerb sehr erpichten König und dem Kolleg von Jaroslaw.

[1] Bei A. Theiner, Herzog Albrecht . . . Rückkehr zur katholischen Kirche (1846), Spedizione Nona 96—105. Der Bericht ist aus seinen Briefschaften verfaßt worden: in jedem Fall verrät Auffassung und Stil ganz den P. Vota. An dieser Autorschaft ändern auch nichts die Ungenauigkeiten, die Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse 235 hervorhebt. Da in dem Bericht überhaupt keine Chronologie geboten wird, sind Gedächtnisirrtümer bei dem Alter des P. Vota umso leichter erklärlich. Übrigens ist hier Waddington selbst einem Irrtum zum Opfer gefallen, indem er dem deutschen Text Theiners folgt; in dem italienischen Text (S. 99) steht ausdrücklich, daß P. Vota erst nach der Krönung in Königsberg eintraf. Die optimistische, den Tatsachen nicht immer entsprechende Auffassung ist nicht allein diesem Finalbericht, sondern auch den Briefen Votas eigen. Vergl. z. B. den Brief an Paolucci vom 6. August 1709 über die Zusammenkunft der drei Könige in Berlin (bei Theiner 89—92) mit der Darstellung im Finalbericht (Theiner 102). Die Zeit der Abfassung des Finalberichtes (1710) ergibt sich aus der Mitteilung, daß Vota die Pension von 300 Rtlr (seit 1698) zwölf Jahre lang bezogen und auch augenblicklich noch bezieht. S. 97.

Kontroversen machen. Die Königin wünschte oft seine Rückkehr, um in seine Hände abzuschwören[1]; aber da der Pater in den entferntesten Teilen des Reiches im Dienste seines Königs war, erhielt er nicht die Erlaubnis und konnte so vor dem Tode der Königin nicht nach Berlin zurückkehren. Man darf hoffen, daß sie in dem katholischen Glauben gestorben ist[2].

Die rein tatsächlichen Angaben des P. Vota in diesem Bericht sind im allgemeinen richtig. Die Hoffnungen aber, die er auf die Konversionen am preußischen Hofe hegte, lassen sich durch anderweitige Quellen nicht begründen. Vota war Optimist. Die Erfolge seiner Arbeiten sah er im rosigsten Lichte und selbst ganz unbedeutende Züge gestalteten sich bei ihm zu glänzenden Prunkbildern.

Den teilweise sehr sanguinischen Auffassungen des P. Vota gegenüber ist es angezeigt, die Urkunden sprechen zu lassen. Was vor allem die von P. Vota behaupteten Bemühungen für die Eintracht zwischen Polen und Brandenburg angeht, so entsprechen diese durchaus der Wirklichkeit. Diese Bemühungen erkennt der Kurfürst bereits in einem Briefe vom 26. Juli 1690 an P. Vota an[3]. In einem weiteren Briefe vom 7. Juli 1691 dankt der Kurfürst P. Vota für seinen Brief vom 14. Juni 1691 und bittet ihn, die guten Dienste beim Könige fortzusetzen, er (der Kurfürst) werde sich dankbar beweisen und durch die Tat zeigen, wie sehr er diese Dienste schätze[4]. Seine Bemühungen für den Dienst des Kurfürsten verdoppelte Vota in der Herzensangelegenheit desselben, nämlich der Erwerbung und Anerkennung der Königskrone.

Die erste Andeutung von der Königskrone findet sich in dieser Korrespondenz in einem Briefe Votas vom 23. März 1698 an den Kurfürsten, worin Vota seinem dringenden Wunsche Ausdruck gibt, den Kurfürsten als Souverän zu sehen, der zu der bereits vorhandenen Macht auch den Glanz einer der schönsten Kronen der Welt zu erhalten verdiene[5]. Im Sommer desselben Jahres war Vota in Begleitung des neuen polnischen Königs Friedrich August von Sachsen in Johannisburg, wo der König und der Kurfürst vom 4. bis 7. Juli 1698 eine vorher vereinbarte Zusammenkunft abhielten[6]. Bei dieser Gelegenheit zeichnete der Kurfürst den P. Vota aus, indem er ihm Wohnung im kurfürstlichen Palast anweisen ließ und den großen Empfangssaal für die Feier der heiligen Messe zur Verfügung stellte. Persönlich überreichte der Kurfürst einen kostbaren Beutel mit 20 goldenen Denkmünzen im Werte von 300 Dukaten und eine Anweisung auf eine jährliche Pension von 300 Tlrn.

Nach einem Berichte des französischen Gesandten Des Alleurs von Ende Oktober 1699 trafen sich der König und der Kurfürst wieder auf der Leipziger Messe. Den P. Vota, der in der Begleitung des Königs war, nahm die Kurfürstin bei ihrer Abreise von Leipzig am 22. Oktober mit nach Berlin, wo er bis zum 5. November blieb[7].

Kurz vorher hatte der Kurfürst am 7. September 1698 seinen Gesandten in Wien, Bartholdi, mit der Mitteilung an den kaiserlichen Hof beauftragen lassen,

---

[1] Per objurare (abjurare) nelle di lui mani.

[2] Di cui giova sperare che sara morta, come tante volte mostro di bramare, chiamando il P. Vota, nella vera e santa Religione cattolica.

[3] M. Lehmann, Preußen und die kathol. Kirche seit 1640 1, 449.

[4] *Orig. Epistolae P. Vota 4, 29. Druck bei Theiner, Rückkehr des Herzogs Albrecht 87. Ein weiterer Brief des Kurfürsten an Vota vom 4. Mai 1696 mit ähnlichem Inhalt *Orig. Epp. Vota 4, 33. Druck bei Theiner 88.

[5] Lehmann 1, 454.

[6] Vergl. Alb. Waddington, L'acquisition de la couronne royale de Prusse 168, 234.

[7] Über den dortigen Aufenthalt vergl. den sehr optimistisch gehaltenen Brief Votas, Dresden 9. November 1699 an Kardinal Barberini, bei Phil. Hiltebrandt, Preußen und die römische Kurie 1. 83.

dem Kurfürsten werde es zu besonderem Gefallen geschehen, wenn P. Vota bei der bevorstehenden Promotion zum Kardinal ernannt würde. Bei diesem Reskript liegt ein, wie Droysen behauptet, von der Hand Votas geschriebenes lateinisches Memorandum mit den Gründen für sein Kardinalat und mit genauer Angabe von neun Adressen, an die sich der Kurfürst und die Kurfürstin in eigenhändigen Schreiben um Fürsprache wenden könnten. Als Inhalt für diese Briefe wird angegeben: Der für das Kardinalat Empfohlene sei ein Mann, der nicht allein bei den Katholiken, sondern auch bei den Protestanten in Ansehen stehe. Der Kurfürst von Brandenburg und andere Fürsten hätten erklärt, keiner auf der ganzen Welt sei so geeignet, eine Union mit Rom zustande zu bringen. Derselbe habe auch in Brandenburg, Lüneburg und England viel für die Katholiken erreicht. In eigenhändigen Briefen habe der Kaiser dessen große Erfolge für das Bündnis gegen die Türken anerkannt. Mit großem Erfolg habe er 40 Jahre dem Papste gedient, 54 Jahre sei er in der Gesellschaft Jesu und habe als Profeß ein exemplarisches Leben geführt, seine Eltern seien Turiner Patrizier usw.[1].

Wenn das Memorial wirklich von Vota herrührt, so kann es für einen Profeß der Gesellschaft Jesu nur als sehr befremdlich bezeichnet werden. Das Lob, das sich Vota hier und bei anderen Gelegenheiten spendet, verrät jedenfalls eine auffallende Naivität.

Als die Verhandlungen wegen der Königskrone in Wien begannen, stellte sich bald heraus, wie sehr man dort vor allem die Zustimmung von Polen verlangte. Da war nun P. Vota wieder der natürliche Mittelsmann. Schon am 27. April 1700 konnte Vota gute Aussichten in Warschau melden, obgleich er Mühe habe, die vielen Einwendungen zu widerlegen. Im übrigen habe der Kurfürst niemand um die Krone zu bitten und Schnelligkeit des Handelns sei unter den gegebenen Umständen das beste. Ähnlich schreibt P. Vota am 8. und 15. Mai, daß er seine Bemühungen gegen die erhobenen Schwierigkeiten mit Erfolg fortsetze[2]. Auf die Bitte des Kurfürsten vom 15. Juni 1700, P. Vota möge „an seine bei fremden Höfen habende gute Freunde und in specie nach Wien an des Kaisers Beichtväter P. Menegati und Wolff schreiben", daß die Sache in Polen gänzlich ausgemacht sei[3], willfahrte P. Vota sofort. Am 6. Juli 1700 teilt er dem Kurfürsten mit, daß er nicht ermangelt, an die vom kurfürstlichen Residenten ihm bezeichneten Personen zu schreiben, d. h. an die Beichtväter der kaiserlichen Majestäten und an P. Wolff, ferner an die mit ihm in Verbindung stehenden Fürsten in Italien. Den letzteren würden der Papst und die Kardinäle, an welche er ausführlich über die Angelegenheit geschrieben, mit gutem Beispiel vorangehen. Man solle die Vollziehung der Krönung beschleunigen, der König von Polen werde als der erste den neuen König anerkennen[4].

Um diese Zeit verfaßte Vota eine ausführliche Denkschrift über die Erlangung der Krone, in der er das Für und Wider eingehend darlegte und verschiedene Wege zeigte, wie trotz allem das Ziel sicher und am besten zu erreichen sei. Diese Denkschrift wurde am 18. Oktober 1700 dem Kurfürsten überreicht[5].

---

[1] Droysen, Preuß. Politik 4[4], 219 ff. Dort auch der Wortlaut des lateinischen Memorials.

[2] Lehmann 1, 457 ff.

[3] Lehmann, 1, 466. Hier ist P. Wolff irrtümlich als Beichtvater des Kaisers bezeichnet; in der Antwort Votas heißt es genauer: aux confesseurs de leurs M. M. Imp. et au P. Wolf. Der Beichtvater des Kaisers war Menegatti und der der Kaiserin P. Balthasar Miller. Vergl. oben S. 791 f.

[4] Lehmann 1, 467 f.

[5] Reflexions sur la Couronne et la Maj. Royale due a S. A. E. Msgr. l'Elect. de Brandenbourg . . . abgedruckt bei Droysen 4[4], 221—233. Vergl. Lehmann 1, 372, Waddington 237.

Im ersten Kapitel zeigt Vota mit ziemlicher Überschwenglichkeit, daß dem Kurfürsten und seinem Hause die Königswürde nach Macht und Verdienst zukomme. Berlin könne man als das deutsche Paris und als das zweite Potosi des deutschen Peru bezeichnen. Dann weist er auf den kürzesten Weg hin; das sei die selbstherrliche Annahme der Krone mit Zustimmung des eigenen Volkes. Als sichersten Weg bezeichnet er im dritten Kapitel die Erhebung durch den Kaiser. Ganz ungeniert sagt er hier, wie der Widerstand der Minister zu beseitigen sei: Wenn man Ränke von seiten der kaiserlichen Minister befürchtet, so erschließt ein guter goldener Schlüssel alle Türen. Man dürfe aber das Geld nicht geben, bevor man das Pferd, das man kaufen wolle, am Zügel halte. Ein weiterer Weg wäre die Autorität des Papstes, der, im Falle einmal die Kaiserkrone zu vergeben sei, auch beitragen könne, denjenigen mit dem kaiserlichen Diadem zu zieren, dem er bereits die Königskrone verschafft habe. Außer dem erlauchten Hause Österreich, das Gott noch lange erhalten möge, wäre Hohenzollern am nächsten berechtigt für die Kaiserkrone. Das französische Herrscherhaus sei für die Freiheit der deutschen Fürsten zu gefährlich. Freilich komme hier die Schwierigkeit mit der Religion, die man um keinen Preis wegen weltlicher Vorliebe opfern dürfe. Aber ohne das in Sachen des Religionsbekenntnisses so zarte Gewissen zu beunruhigen, könnte man doch einen für beide Parteien annehmbaren Mittelweg finden, um sich zu vereinigen und in Liebe miteinander in demselben Glauben zu leben. Dann werde endlich jene Spaltung aufhören, die der Christenheit ebenso verderblich wie den Türken nützlich gewesen und für die germanische Freiheit so bedrohlich sei. In dem Schlußkapitel gibt er eine kurze Darstellung der wichtigsten Unterscheidungslehren. Eine Einigung wird leichter sein, wenn man sich zunächst auf das beschränkt, was die ersten vier Jahrhunderte geglaubt haben. Ferner, wenn von seiten der Herrn Protestanten die Bitte der Katholiken berücksichtigt wird, die dahin geht, die Aufklärung über den katholischen Glauben leidenschaftslos und vorurteilsfrei anzuhören. Denn gerade die vielen Vorurteile und falschen Voraussetzungen, welche das Wesen und den Sinn der katholischen Religion so sehr entstellen, sind schuld an den bestehenden Mißverständnissen, Abneigungen und Spaltungen.

Die versöhnenden Worte Votas fielen in Berlin auf steinigen Boden; von einer Verständigung mit dem Papst wollte man nichts wissen: ja selbst eine Anzeige an den Papst hielt man für unverträglich mit dem protestantischen Gewissen. Sogar die Forderung des Kaisers, dem kaiserlichen Gesandten in Berlin einen öffentlichen katholischen Gottesdienst mit einigen Priestern zu gestatten, wurde am 13. November 1700 in der schärfsten Form zurückgewiesen. Die preußischen Minister hatten dem König vorgestellt, er könne keinen Segen Gottes erwarten, wenn er „deshalb Gott hintansetzen und um des bloßen königlichen Namens willen einen öffentlichen Götzendienst in seiner Residenz stiften lassen sollte"[1].

Trotzdem setzte sich Vota „mit gleichem Eifer und gleicher Treue" für die Anerkennung der neuen Krone ein (4. Januar 1701)[2], und der Kurfürst fuhr fort, mit derselben Selbstverständlichkeit auf Votas Hilfe zu rechnen. Am 29. Dezember 1700 war der Kurfürst zur Krönung in Königsberg eingetroffen. Drei Tage darauf, am 1. Januar 1701, schrieb er an Vota: „Ich bin eben hier angekommen, um, wenn es Gott gefällt, die Angelegenheit meiner Krönung zu vollenden. Ich glaube, daß Sie darüber nicht böse sein werden, weil Sie allezeit bekundet haben, daß Sie die Sache stets so gut und nach allen Beziehungen so gerechtfertigt gefunden haben . . . Ich weiß, daß Sie dazu (Beweise der guten Gesinnung des Königs

[1] Lehmann 1, 490, 501. [2] Lehmann 1, 510.

von Polen) viel beitragen können durch die weisen Ratschläge, die Sie ihm geben, was Ich hiermit von Ihnen erbitte. Ich hoffe, so fügt der Kurfürst eigenhändig bei, daß Sie die Angelegenheit der königlichen Dignität jetzt ebenso zu Ende führen werden, wie Sie dieselbe begonnen haben" [1].

Daran ließ es Vota nicht fehlen, wie seine überschwengliche Antwort vom 10. Januar 1701 und die ebenso überschwenglichen Beglückwünschungen vom 21. Januar und 3. Februar zu der am 17. Januar erfolgten Krönung beweisen [2]. An den Kardinal Barberini, den Präfekten der Propaganda, schrieb er um diese Zeit nachdrücklich für die Anerkennung der Krone [3].

Auf Einladung des neuen Königs kam Vota selbst nach Königsberg, wo er sehr ehrenvoll empfangen wurde und im Schloß Wohnung erhielt. Am 17. April 1701 stattete er dem König nochmals schriftlich seinen „unterthänigsten Dank ab für so viele königliche Gunsterweisungen" während seines glücklichen Aufenthaltes in Königsberg. In diesem Schreiben teilt er auch mit, daß, so günstig der König von Polen gegen ihn gesinnt sei, von polnischen Großen aber eine wahre Verfolgung gegen ihn ausgebrochen wegen Begünstigung der Krönung. Schmähschriften würden gegen ihn verbreitet, man drohe, auf dem nächsten Reichstag seine Vertreibung aus Polen zu beschließen. Er werde es aber — wie er den Widersachern des neuen Königs versichert — für ein Glück erachten, sich für eine so gerechte Sache zu opfern. Der Verlust seines Postens, auf dem er so viele Jahre mit Anerkennung gedient, werde ihm sicher durch die Güte Gottes und des Königs reichlich ersetzt werden [4].

Vota fuhr sogar fort in seinen Bemühungen, als Rom Protest gegen die neue Würde einlegte. Dieser Protest war durch das schroffe Vorgehen des neuen Königs zum mindesten stark provoziert worden. Der Standpunkt des neuen Königs in dieser Sache findet sich dargelegt in einer spätern Denkschrift des preußischen Ministers Ilgen aus dem Jahre 1704, in der es heißt: „Mit dem Papst zu Rom haben S. Kgl. Maj., ohnerachtet von verschiedenen Bischöfen und Prälaten Anlaß dazu gegeben worden, nichts zu schaffen haben wollen. Denn obgleich der römische Stuhl von alten Zeiten her bei Creirung neuer Könige sich eine große Prärogative angemaßet, so haben doch S. Kgl. Maj., als eine der vornehmsten Stützen der evangelischen Kirche, billig Bedenken getragen, diese Prätension im Geringsten zu agnoszieren, oder etwas, so auch nur dahin gedeutet werden könnte, geschehen zu lassen". Der Papst habe die lächerliche Meinung gehabt, wenigstens etwas zum Besten der Katholischen in Preußen zu extorquieren. Das alles habe man verachtet und den Papst nicht einmal einer Antwort gewürdigt [5].

Bei einem solchen Standpunkt mußten natürlich alle Schritte Votas vergeblich sein. Er hatte, wie er in dem Briefe vom 10. Januar 1701 an den König ausführt, durch seinen Briefwechsel mit dem verstorbenen Papste (Innozenz XII.) und durch den mit Kardinal Paolucci, seinem vertrauten Freunde, dem ersten Minister des jetzigen Papstes Klemens XI., von langer Hand her mit glücklichem Erfolge den römischen Hof auf die Rangerhöhung vorbereitet [6]. Dann hatte er beim König versucht, eine Anzeige von der Annahme der Königskrone an den päpstlichen Hof zu erwirken. Alles vergebens. So ist es nicht zu verwundern, wenn das schroffe Verhalten des neuen Königs in Rom ein ebenso schroffes Echo fand.

---

[1] Lehmann 1, 509.
[2] Lehmann 1, 510 ff., 518 f.
[3] Briefe vom 23. Januar und 2. Februar 1701 bei Hiltebrandt, Preußen und die römische Kurie 1, 96 f.
[4] Lehmann 1, 525 f.
[5] Lehmann 1, 555.
[6] Lehmann 1, 512.

In dem Briefe vom 17. April 1701, in welchem Vota dem Könige die heftige Gegnerschaft der polnischen Großen und seinen Kampf dagegen schildert, fügt Vota zum Schluß bei: „Die Feinde des Ruhmes Ew. Majestät haben selbst in Rom agitiert, aber zu spät. Ich habe die Wirkung hier noch zur richtigen Zeit vereitelt“ [1]. Da der König von der Protestation des Papstes üble Folgen für die Anerkennung seiner neuen Würde fürchtete, wandte er sich wieder um Hilfe wie an P. Wolff so auch an P. Vota. Am 20. Mai und wiederum am 30. Mai 1701 befahl er dem Gesandten in Warschau, gegen die auf dem polnischen Reichstage drohende Protestation des päpstlichen Nuntius auch die guten Dienste des P. Vota in Anspruch zu nehmen [2].

P. Vota hatte trotz des schroffen Verhaltens des Königs auch weiter für ihn gewirkt. Am 6. Juni 1701 versichert er den König seiner unausgesetzten treuen Tätigkeit und beruhigt ihn wegen Rom: „Das Gewitter in der Siebenhügelstadt wäre gefährlicher, wenn der Einschlag dem Blitze entspräche. Es hat einigen Donner abgesetzt infolge der Umtriebe der Allmacht an der Seine. Aber ich habe hier so viele mündliche und an andern Orten so viele schriftliche Vorstellungen gemacht, daß die Granaten in der Luft geplatzt sind und sozusagen keine Wirkung gehabt haben, wenigstens nicht hier, wo die Klugheit des Nuntius auf meine eindringlichen Vorstellungen hörte“ [3].

Vota konnte sich in seinem Eifer für die Anerkennung der preußischen Krone nicht genug tun. Um den Widerstand in der polnischen Republik zu beseitigen, verfaßte er eine eigene Schrift, in welcher er einen Polen die Annahme der Krone verteidigen läßt. Er sandte dieselbe am 1. November 1701 an den König. Dieser bedankte sich dafür am 18. November 1701 bei Vota und ließ, nachdem sehr günstige Gutachten eingelaufen, dieselbe Dezember 1701 in Königsberg drucken und von dort aus in Polen verbreiten [4].

Auch in der Folgezeit setzte Vota seine Bemühungen fort, besonders für ein gutes Einvernehmen zwischen Preußen und Polen [5]. Januar 1705 schreibt er an den König von Wien aus. Im Jahre 1707 war er beim Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, der 1710 zur katholischen Kirche zurückkehrte. Von dort kündigte er 10. September 1707 dem König seinen Besuch an, worüber dieser sich in seiner Antwort vom 25. September sehr erfreut zeigte [6]. Es war dies um dieselbe Zeit, wo der König für die Verweigerung des reformierten Gottesdienstes bei seinem

---

[1] Lehmann 1, 526. Der Nuntius in Warschau, Pignatelli, war für P. Vota. Er erhielt aber von Rom schon Ende Januar 1701 die Weisung, sich gegen die Annahme der Krone zu erklären, und am 5. März 1701 den Auftrag, er solle trotz der Aussichten auf Konversion des Kurfürsten, die Annahme des Königstitels auch fernerhin mißbilligen. Die Depeschen bei Hiltebrandt, Preußen und die römische Kurie 1, 98 ff.

[2] Lehmann 1, 528, 331.

[3] Lehmann 1, 533. Vergl. 1, 539 und Vota 7. April 1702 1, 546. Um diese Zeit beschwerte sich Vota am 6. Dezember 1701 in Berlin über die unpünktliche Auszahlung der ihm vom König trotz seines Sträubens ausgeworfenen Pension. Lehmann 1, 542. Diesbezüglich schrieb der König am 20. Dezember 1701 an Hoverbeck in Warschau, er habe die Verordnung ergehen lassen, daß P. Vota seine Pension richtig bezahlt werde. Lehmann 1, 544. Das scheint aber nichts gefruchtet zu haben, denn am 18. September 1702 erfolgte ein königlicher Erlaß an die Regierung: „Weil der königl. polnische Beichtvater Pater Vota sich bei Uns beschwert, daß es mit Auszahlung der jährlichen Pension von 300 Rtlrn. ins Stocken geraten, Uns aber nichts anderes wissend, als daß ihm solche Pension nur bis Trinitatis 1701 bezahlet und also bis Trinitatis laufenden Jahres abermal ein Jahr davon betaget sei, so habt Ihr ihm dasselbe gegen seine Quittung bezahlen zu lassen.“ Lehmann 1, 547.

[4] Lehmann 1, 540 ff. Das Original des Briefes vom 18. Nov. 1701 in *Epp. Vota 4, 39.

[5] Vergl. 17. April 1703 an den König, Lehmann 1, 547 f.

[6] Lehmann 1, 570.

Residenten Diest in Köln und das dortige Auftreten des Nuntius Repressalien nehmen ließ durch Kontributionen seiner Truppen im Kirchenstaat, durch Androhung der Schließung der katholischen Kirchen und Klöster in seinem Lande, Sperrung der geistlichen Einkünfte und der Ausweisung aller Jesuiten aus Preußen[1]. Trotz alledem versicherte P. Vota, nachdem er eine achtmonatige schwere Krankheit überstanden, am 27. April 1709 den König des ununterbrochenen Eifers für dessen Interessen und Ruhm, den er mehr als 20 Jahre gehegt und betätigt habe. Und ebenso versicherte der König in seiner Antwort vom 7. Mai 1709 den P. Vota seiner früheren Hochschätzung und Affektion[2].

Bald darauf war Vota in Berlin in Begleitung des Königs von Polen, der dort mit den Königen von Preußen und Dänemark eine Zusammenkunft verabredet. Hocherfreut schrieb Vota 6. August 1709 von Dresden aus an Kardinal Paolucci, daß er in den Palästen von Berlin und Potsdam öffentlich die heilige Messe gelesen und bei derselben von den königlichen Pagen bedient worden, was seit 200 Jahren in Berlin nicht mehr vorgekommen. Auch darin sieht er wieder in seinem Optimismus den Anfang zu weitern mehr substantiellen Erfolgen[3].

Der Eindruck, den P. Vota beim König zurückließ, muß wohl ein guter gewesen sein. Denn bald darauf, am 10. August 1709, befahl der König dem preußischen Gesandten in Warschau, Marschall von Bieberstein, dem König August und seinen Ministern mitzuteilen, daß er entschlossen sei, dem P. Vota die Inspektion über die in seinen Landen sich befindenden römisch-katholischen Stifter und Klöster aufzutragen, wenn Ihro Maj. denselben von sich lassen möchte. „Sollte nun der König in P. Votas Demission willigen, so könnt Ihr ihm Nachricht davon geben und von ihm begehren, daß er zu Antretung obgemelter seiner Funktion sich förbersamst anhero begeben möchte"[4].

Am 18. November 1709 berichtete der Gesandte, der König von Polen lasse es auf den P. Vota ankommen, und dieser selbst sei zu solcher Inspektion gar sehr geneigt; er habe aber allegiret, solches müsse ihm von dem Papste aufgetragen werden. Auf die Entgegnung, der König werde dem Papst dies Recht nie einräumen, habe der Pater vorgeschlagen, daß er wenigstens einen schriftlichen Auftrag dazu vom Könige erhalten müsse für seine Legitimation und Autorisation. Er habe ihm deshalb aufgetragen, einen solchen Erlaß zu entwerfen, der anbei folge. Zum Schluß schreibt der Gesandte: „Ich muß sonst von des Mannes Zustand noch dieses hinzufügen, daß er wegen seines hohen Alters und der schweren Brustkrankheit, damit er seithero behafft gewesen, dermaßen abgemattet ist, daß man ihm weniges Leben mehr zutrauen oder viele Dienste von ihm erwarten darf."[5]

Der achtzigjährige P. Vota schien nicht dieser Meinung gewesen zu sein. Der von ihm eigenhändig geschriebene Entwurf für einen Erlaß des Königs an Vota ist nicht sparsam mit dem Lob der eigenen Person: Sein großes Ansehen bei allen Katholiken, die Hochschätzung bei den Höfen, seine hervorragenden Talente und Verdienste, seine unbestechliche Integrität, seine Klugheit, Geschicklichkeit usw., das königliche Wohlwollen für seine Person und die väterliche Fürsorge des Königs für seine katholischen Untertanen haben denselben bewogen, ihm die Sorge für den Welt- und Ordensklerus zu übertragen, so daß alle Katholiken ohne Dazwischenkunft eines

---

[1] Lehmann 1, 573 ff. Quellen und Forschungen 11, 133 ff. Annalen für Geschichte des Niederrheins 70, 1 ff.

[2] Lehmann 1, 589. Das Original des letzteren Briefes in *Epp. Vota 4, 41.

[3] Theiner 89.

[4] Lehmann 1, 590.

[5] Lehmann 1, 592.

protestantischen Ministers sich direkt an P. Vota zu wenden haben, der unmittelbar dem König berichtet[1].

Dieser Vorschlag scheint den Ministern wenig gefallen zu haben. In einem Konzept von der Hand des preußischen Ministers Ilgen heißt es, P. Vota habe sich in dem Entwurf gar zu viel Autorität zugeleget, und würde sehr bedenklich sein, daß alles, was dergleichen Stifter und Klöster belanget, sich an ihn adressiren und auch niemand als er dem König den Vortrag tun sollte. Der König selbst verlangte am 21. Dezember 1709 durch seinen Gesandten zu wissen, ob P. Vota auch ad consecrationes und zu andern ad ordinem gehörenden und bei Klöstern und andern römisch-katholischen geistlichen Stiftern vorfallenden Verrichtungen sich genugsam qualifizieren könne, und daß ermelte Stifter ohne Opposition dergleichen Aktus bei ihm exerzieren lassen[2].

Eine Antwort ist nicht bekannt. Jedenfalls kam der Plan nicht zur Ausführung. Im Jahre 1711 sandte der König August von Polen Vota mit wichtigen Aufträgen nach Rom. Nach Sachsen zurückgekehrt, siedelte Vota 1713 nach Rom über, wo er zwei Jahre später starb[3].

Das Verhältnis des P. Vota zur preußischen Königin Sophie Charlotte bedarf noch einer besonderen Erwähnung. Ein neuerer deutscher Forscher hat darüber geurteilt: „Vota muß in ungewöhnlichem Maße die Kunst, durch glänzende Unterhaltungen zu fesseln, verstanden haben, und es ist durchaus keine Übertreibung, daß die Königin Sophie Charlotte, wie deren Mutter, dauernd unter dem Zauber seiner geistigen Frische und seines sprudelnden Witzes Sehnsucht nach ihm empfanden . . . Der nüchterne Paul von Fuchs nannte ihn ein Nachschlagebuch der ganzen alten und neueren Geschichte. Vota stand in einem lebhaften Briefverkehr über mathematische Probleme, wie über chinesische Sprachgeheimnisse mit Leibniz, der ihn bei einer persönlichen Begegnung von weit gediegenerem Wissen fand, als er erwartet hatte. Noch im Jahre 1703 bittet die Königin Charlotte Leibniz, seine ganze Beredsamkeit aufzubieten, um den P. Vota zu einem Besuch des Hofes Hannover, an dem sie gerade weilte, aufzufordern“[4].

Aus dem Briefwechsel lassen sich noch folgende Einzelheiten feststellen. Am 7. Februar 1703 schrieb Sophie Charlotte an Leibniz aus Hannover: Ich hoffe, daß Sie den P. Vota überreden werden, mit Ihnen hierhin zu kommen. Sie können ihm versichern, daß nicht allein ich, sondern auch die Kurfürstin und der Kurfürst von Hannover) ein großes Verlangen haben, ihn zu sehen, da sie viel von seinem

---

[1] Lehmann 1, 591 f. Eine ähnliche Stellung nahm Vota seit Sommer 1708 bereits in Sachsen ein. Vergl. die Reglements du Roi pour l'Eglise et Chapelle Royale und die Instruction du Directeur de l'Eglise Royale etc. bei A. Theiner, Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen . . . (1843) Anhang 75–87. Diese Instruktionen rühren wahrscheinlich von Vota her. Das darin dem P. Vota, Confesseur du Roy, son premier Aumonier, conseiller, Préfet Apostolique des Missions de toute la Saxe et Directeur de l'Eglise et Chapelle Royale de Dresde, gespendete Lob (78 f.) steht dem nicht entgegen.

[2] Lehmann 1, 593 f.

[3] Nach dem Kreditiv für den Papst vom 22. Mai 1711 sendet König August von Polen seinen Beichtvater usw. P. Vota, dem er großes Lob spendet, mit wichtigen Aufträgen wegen Türkenhilfe usw. nach Rom. In einem Schreiben vom 15. Mai 1711 an den Kardinal Seripando (?) verteidigt der König den P. Vota gegen die Anklagen, die dessen Charakter zu bemakeln suchten; dieselben seien gänzlich unbegründet. Der Pater habe während seiner ganzen Regierungszeit bei ihm gelebt mit bestem Beispiel ohne jeden Tadel und ohne sein eigenes Interesse zu suchen und ohne sich in politische Geschäfte einzumischen. *Orig. Epp. Vota 2, 132. Der vorhergehende Brief 2, 140.

[4] Stettiner, Zur Geschichte des preußischen Königstitels S. 18. Dort auch die Belege.

Geist und seiner Unterhaltungsgabe gehört haben[1]. Darauf antwortete Leibniz von Berlin 17. Februar 1703: Ich hoffe den P. Vota noch einige Augenblicke zu sehen, sei es hier oder in Hannover. Das ist wirklich ein ausgezeichneter Mensch und viel gelehrter, als ich geglaubt hatte. Aber ich zweifle, ob E. M. ihn lange behalten können, denn er dient dem König seinem Herrn in der Korrespondenz mit dem römischen Hofe[2]. Schon am 5. Januar 1703 hatte Leibniz der Kurfürstin Sophie aus Berlin geschrieben: P. Vota hat sich endlich entschlossen, die Reise nach Hannover anzutreten. Für seinen König ist er sehr eifrig, wie er überhaupt sehr gut gesinnt ist. Im März war Vota bei der Königin, aber er blieb nicht lange, denn deren Mutter schrieb am 17. März 1703 an Leibniz: Ich bin mit Ihnen ungehalten, daß die Königin den P. Vota verlieren wird[3]. P. Vota disputierte in Hannover mit den dort bei der Königin weilenden Gelehrten Jaquelot, L'Enfant usw., wie Leibniz am 20. März 1703 an die Kurfürstin Sophie schreibt. Heute, so fügte er bei, hat P. Vota mir einen Abschiedsbesuch gemacht[4].

Am 23. März 1703 richtete Vota an die Königin von Stargard aus einen Brief, in dem er sich entschuldigt wegen seiner nicht immer maßvollen Ausdrucksweise bei der Disputation, die so heftig gewesen, wie er sie seit 40 Jahren nicht erlebt. Bei seiner Wiederkehr, zu der ihn die Königin eingeladen, werde er sich größere Zurückhaltung auferlegen[5]. Bald darauf muß die Königin den langen Brief an Vota abgesandt haben, dessen Eingang und Schluß sehr verbindlich gehalten sind und wohl von der Königin herrühren; die theologischen Erörterungen sind aber wahrscheinlich von den Gegnern der Disputation verfaßt[6]. Leibniz erwähnt in einem Briefe vom 1. Mai 1703 an Vota ausdrücklich einen langen Brief, den er von der Königin erhalten werde, und in dem die französischen Prediger ihre Ansichten über die Väter und Konzilien verteidigten[7].

Ein weiterer Brief der Königin von Lützenburg 9. August 1704 an Vota ist in sehr schmeichelhaften Worten abgefaßt und gibt dem Wunsche Ausdruck, ihn wiederzusehen; die Theologen, die ihn schätzten, würden sich gern mit ihm über die Wahrheiten der Religion unterhalten[8]. Bereits ein halbes Jahr später starb die Königin am 1. Februar 1705. Die weitergehenden Hoffnungen des P. Vota auf die Konversion der Königin lassen sich aus den bis jetzt vorliegenden Briefen nicht begründen.

Sicher ist, daß P. Vota aus Überzeugung dem Berliner Hofe sehr zugetan war und nichts unterließ, wo er glaubte, dem Hofe dienen zu können. Daß er dabei auch die Absicht hatte, den König und die Königin für seine Auffassung von der Wahrheit und der Kirche zu gewinnen, kann man ihm ja auch vom gegnerischen Standpunkt nicht übel nehmen.

Im allgemeinen dürften die hier beigebrachten Tatsachen und Urteile das Charakterbild rechtfertigen, das der kritische Konvertit, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, der den P. Vota von seinem Aufenthalt in Venedig und als Erzieher seiner Söhne kennen gelernt hatte, von ihm entworfen. Landgraf Ernst charakterisiert den Pater in einem Briefe vom 25. Juli 1692 an Leibniz also: P. Vota ist ein Mann von großem Wissen und von einer sehr großen, um nicht zu sagen wunder-

---

[1] O. Klopp, Werke Leibniz 10, 197.
[2] A. a. O. 10, 198.
[3] A. a. O. 9, 2, 15; 10, 201.
[4] A. a. O. 9, 17.
[5] Varnhagen von Ense, Königin Sophie Charlotte (Ausgabe Leipzig 1870) 357 f.
[6] Der ganze Brief abgedruckt bei Varnhagen von Ense, Königin Sophie Charlotte von Preußen 359—365.
[7] Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft. Histor. Kl. 1879, 152. Vergl. die gegen die Echtheit des Briefes von O. Klopp 10, 43 ff. vorgebrachten Gründe.
[8] *Orig. Epp. Vota 3, 94 f.

baren Unterhaltungsgabe. Ich kenne ihn und alle seine Pläne sehr gut, sowohl seine starken als seine schwachen Seiten seit mehr als dreißig Jahren . . . Er ist ein großer Historiker. Ich staune, wie er lebt. Seit langer Zeit hat er alle Zähne verloren; er ist sehr jovial, hat aber eine drollige Physiognomie. Bei alledem liest er die Messe fromm und geziemend während einer halben Stunde und nicht auf italienische Manier rips raps. Man kann sich nirgends besser erholen, als in seiner Gesellschaft; weder in bezug auf Wein noch in bezug auf die Frauen gibt er einen Anstoß: so gut führt er sich als Ordensmann auf. Im übrigen ist er ein wenig eitel und weltlich und nicht geistlich gerichtet wie Thomas von Kempis[1].

* * *

Derjenige Beichtvater am Wiener Hof, der am meisten berühmt geworden, weil er durch die Umstände in die große Weltpolitik verwickelt wurde, ist P. Eberhard Nidhard. Er hat zwar nur wenige Jahre in Wien gewirkt, aber auch seine Wirksamkeit in Madrid im Dienste einer deutschen Prinzessin muß hier umso mehr erwähnt werden, je greller die Farben sind, die man vielfach bei seinem Lebensbilde aufgetragen hat[2].

Eberhard Nidhard war geboren am 8. Dezember 1607 auf Schloß Falkenstein in Oberösterreich oder auf dem eine halbe Stunde entfernten Schloß Rannarriedl am Ausfluß der Ranna in die Donau. Nach letzterem hat er sich selbst als Rannaridlensis bezeichnet. Nach seinen Studien in Graz und einer kurzen militärischen Laufbahn trat er 5. Oktober 1631 in die Gesellschaft. In Linz lehrte er einige Jahre am Gymnasium und später wirkte er in Graz als Professor der Philosophie und des Kirchenrechtes (1643—1646). Im Jahre 1646 oder 1647 wurde er an den Hof von Wien berufen als Beichtvater und Instruktor der Erzherzogin Maria Anna Als Maria Anna 1649 als Braut Philipp IV. nach Spanien reiste, mußte Nidhard sie begleiten. Die zwanzig Jahre, die er am Hofe in Madrid zubrachte, waren trotz der äußern glänzenden Stellung keine angenehme Zeit, da er als vertrautester Ratgeber der deutschen Fürstin, die nach dem Tode ihres Gemahles Regentin von Spanien wurde, in alle Fragen, Intriguen und Wirren des spanischen Hofes hineingezogen wurde. Und diese waren nicht gering.

Die Verbindung des politischen und kirchlichen Absolutismus in der Hand des absoluten Monarchen hatte die bürgerliche Freiheit und Regsamkeit Spaniens tief geschädigt; sozialer und finanzieller Niedergang war eine der schlimmen Folgen. Ein starker, weitblickender Monarch hätte diese schlimmen Folgen verhindern oder abschwächen können. Aber durch fortgesetzte Verwandtenheiraten — vielfach doppelseitig bis zum zweiten Grad — waren die spanischen Herrscher physisch und geistig degeneriert; selbst ihre Handschrift verrät immer kindischer werdende Züge. An Stelle des absoluten Monarchen regierten Günstlinge aus den Granden als absolute Autokraten und Despoten, vielfach ohne Rücksicht auf das Staatswohl. Gab

[1] Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1847) 2, 437 ff. P. Vota erwähnt in dem Ristretto (bei Theiner 94), daß Landgraf Ernst von dem General Oliva die Erlaubnis erhalten, ihn von Venedig mit sich nach Deutschland zu nehmen. — Am 12. Mai 1663 schreibt P. Oliva an P. Kircher in St. Goar, daß er den P. Vota nur für einige Monate dem Landgrafen bewilligt habe. Quare si Sua Ser. non approbat concessionem ad aliquot menses R. Va dextre (si poterit) vel inde ne quidem abire permittat, (vel) efficiat ut eum primo quoque tempore remittat Venetias, unde non sine gravi multorum sensu vel ad breve illud tempus avulsus est. *Germ. 111.

[2] Vergl. Jos. Poeschl, Joh. Eberhard Nidhard in Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels (1914) 4. Heft (auch separat, Rohrbach 1914); Histor.-pol. Blätter Bd. 98 139 ff. und Bd. 154, 465 ff.

sich der regierende Grande zu starke Blößen oder brach ein größeres Unglück herein, so wurde er von der Gegenpartei gestürzt: ein anderer Grande kam an seine Stelle und das Spiel begann von neuem[1]. Den politischen und finanziellen Niedergang hatte der pyrenäische Friede (1659) und der ihm folgende Staatsbankrott (1664) aller Welt offenbar gemacht. Spanien war eine sterbende Macht, und schon suchten sich die Erben den Rang streitig zu machen. Es beginnt das Ringen von Frankreich und Deutschland um das spanische Erbe. Die verworrenen und zerrütteten Verhältnisse wurden noch verschlimmert durch die Aspirationen eines der unehelichen Söhne Philipps IV., des Don Juan d'Austria, eines lebhaften, nicht unbegabten, aber liederlichen und ehrgeizigen Strebers. In diese nach allen Seiten hin unhaltbaren Zustände sollte die überaus fromme und wohlmeinende, aber unerfahrene deutsche Prinzessin Ordnung schaffen: eine Aufgabe über menschliche Kraft. Eine Deutsche als Regentin war schon dem spanischen Nationalstolz zuwider, und nun kam noch dazu, daß sie ihren Beichtvater, wie es übrigens Sitte in Spanien war, in den Staatsrat berief und ihn zu ihrem vertrauten Minister machte: das mußte alle Faktionen unter den Granden zum Sturm gegen den ausländischen Günstling auf die Schanzen rufen.

Die ausführlichsten Berichte über Nidhards Verhalten in Madrid besitzen wir von den kaiserlichen Gesandten. Der ordentliche Gesandte war seit 1662 Graf Eusebius von Pötting, ein vertrauter Freund des Kaisers, ein guter Mann, der, dem Wirrwarr in Madrid nicht gewachsen, die Hauptanliegen seines Herrn nicht durchsetzen konnte und allzu leicht geneigt war, die Schuld dafür auf andere, besonders den Beichtvater Nidhard zu werfen. Bei seinen Berichten sieht man recht augenscheinlich, wie prekär die damalige Lage des Beichtvaters war: nimmt er sich einer Sache an, so heißt es, er mischt sich in die Politik; weist er die politischen Geschäfte ab, so beschuldigt man ihn, er läßt alles laufen, wie es läuft. Zeitweise zerfiel Pötting ganz mit dem Beichtvater; seine Berichte über ihn nehmen einen gehässigen Ton an; die törichtsten Gerüchte und Verleumdungen gegen den Beichtvater meldet er als Tatsachen nach Wien, so daß ihn der Kaiser selbst wiederholt mahnen muß, es handle sich doch nur um Gerüchte und feindliche Anklagen[2]. So schreibt der Kaiser z. B. am 28. Oktober 1666: Daß P. Nidhard sich rühmen solle, daß ich ihm zum Großinquisitor verholfen, glaube ich kaum; daß man aber sagt, daß ein Schreiben von mir an Castrillo geschehen, ist ein pur lauter und patschete Lug[3].

Als Philipp IV. 17. September 1665 gestorben, schrieb Pötting 3. Dezember 1665: Der gute Pater ist halt nicht allerdings in den weltlichen Politica versirt und thut Consequentias actionum nicht genugsam in Acht nehmen; er gibt aber 31. Dezember zu, daß Nidhart „gewiß ein sehr frommer und exemplarischer Religios ist, der sich in nichts wird verlangen einzumischen.“[4]

Am 16. Januar 1666 wurde Nidhard von der Königin zum Mitglied des Geheimen Staatrates (consejo real de estado) ernannt und erhielt damit den Titel Exzellenz. Dadurch wurde, wie Pötting am 28. Januar berichtet, das odium wider ihn täglich vermehrt und alle ungleichen resolutiones werden ihm zugeschrieben[5].

---

[1] Vergl. Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie 519.

[2] Die Berichte Pöttings befinden sich im Geh. Staatsarchiv in Wien, Große Korrespondenz; Auszüge daraus in den Anmerkungen bei Přibram, Privatbriefe Kaiser Leopold I. an den Grafen Pötting (1903/04).

[3] Přibram 1, 258. Über andere Lügen vergl. 1, 263; 275, 2, 39 f.

[4] Diese Stelle fehlt in dem Auszug bei Přibram 1, 199.

[5] Vergl. Přibram 1, 208.

Hatte Pötting vorher geklagt, daß Nidhard sich in alles einmischt, bedauert er am 6. Mai 1666 das Gegenteil: Der BZ (Nidhard) schaut diesen und allen anderen Unordnungen ociose zu und läßt die Königin absque remedio ins Verderben geraten, und weil er von seinem bisherigen schädlichen Modo procedendi nicht desistirt, müssen also Ew. Majestät Mahnungen und Warnungen wenig gefruchtet haben. Um diese Zeit „lamentiert" Pötting beim Kaiser in besonderer Weise, daß alles ohne ihn nur mit Lisola, dem außerordentlichen kaiserlichen Gesandten (seinem Nebenbuhler), und Nidhard abgemacht werde[1].

Am 6. März 1669 berichtet dann Pötting die Verabschiedung Nidhards vom 25. Februar, weil Don Juan dieselbe innerhalb drei Stunden forderte. Der gute Mann (Nidhard) hat sich maximis supernaturalibus spontanee verloren und die Königin dadurch in eine große Kontingenz variarum eventionum eingeleitet. Auf Don Juan ist kein Verlaß, weil er gegen die Königin ist. Und in einem weiteren Bericht Pöttings vom selben Tage heißt es: Es wird nunmehr täglich klarer wahrzunehmen, daß die cum summo dedecore Majestatis Regiae von hier den 25. Februar erfolgte Apartirung Nidhards nichts als ein gesuchter Praetext BM (Don Juan) et ejus sequacium sei. AC (der Königin) Autorität ex integro zu zernichten.

Über das Benehmen Pöttings bei dieser Gelegenheit schreibt der Kaiser tadelnd am 10. April 1669: Habe auch gnädigst nit bergen wollen, daß man allher geschrieben, Pötting hätte dem Neidhardt in diesem seinem Unglück nit allein nix an die Hand gestanden, so auch nit wäre de tempore gwest, sondern sogar auch keine Civilität ihm erwiesen, auch gar keine recado ihm geben lassen, da doch alle externi et interni ihm condolirt und complementirt haben und also viel die Meinung haben, der Kaiser verstehe sich mit Don Juan und approbire seine dissegni. Weil aber das gar nit a tempo, also habe ich es Euch lieber selbst in Vertrauen erindern wollen."[2] Nach Pöttings Bericht vom 12. März ist Don Juan noch in Waffen; er erhebt täglich neue Forderungen, bedroht auch die übrigen Minister, so daß diese die Augen öffnen und sich für die Königin erklären[3].

Wichtiger für die Beurteilung Nidhards sind die Berichte Lisolas, des bedeutendsten kaiserlichen Diplomaten dieser und der Folgezeit. Er wurde nach Madrid geschickt, um die Absendung der kaiserlichen Braut zu beschleunigen. Kaiser Leopold betrieb dieselbe mit der größten Energie, sowohl um im Reiche die Nachfolge zu

---

[1] Vergl. Leopold 6. Juli 1666. Přibram 1, 225. — In der Depesche vom 8. Oktober widerspricht sich Pötting, indem er einerseits behauptet, daß Nidhard sich nur an Castrillo und Pennaranda (die maßgebenden Staatsmänner) halte, und bald darauf aber klagt, daß Nidhard niemand frage. Hier merkt man deutlich den Groll Pöttings, daß er nicht gefragt wird. Daß Nidhard dem Rate Pöttings nicht folgen will, meldet dieser dann noch ausdrücklich am 22. Oktober: deshalb weiß der Gesandte nicht, ob er den Pater für einen Deutschen oder Spanier halten soll. Am 18. November klagt Pötting wieder, daß Nidhard jetzt noch viel weniger als früher des Kaisers Befehle befolge. Ausführlicher berichtet er am 20. November, daß aber BZ (Nidhard) nunmehr weit mehreres despotice und gleichsam imperiose verfahre, indem Er das valemiento (Erste Minister) vollkommen in seinen Händen hat est extra omne dubium. Sein Hofstaat besteht aus Hofmeister, Stallmeister, zwei von seiner Religion (Orden), 2 weltlichen Kaplänen, 4 (?) und 6 Laquaien. Den Tag, den er installiert ist worden, ist ihm unter der Meß sub offertorio eine solche unversehene Ohnmacht zukommen ut debuerit a sacrificio cessare, welches vor ein übles Omen ist ausgedeutet worden. Nach der Depesche vom 27. November ist Nidhard, seit er das Klosterleben verlassen, fast immer unwohl; er will nichts für sein Erzhaus tun. Am 13. November 1666 war er aus dem Noviziatshaus in den Palast der Inquisition übergesiedelt. Mignet, Négociations (1835) 1, 409.

[2] Přibram 2, 21.

[3] Vergl. Přibram 2, 23.

sichern als auch die Ansprüche auf das event. spanische Erbe gegen die französischen Gegenstrebungen zu festigen. Pötting hatte sich aus Mangel an Umsicht und Entschiedenheit den entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht gewachsen gezeigt. Im April 1665 kam Lisola in Madrid an[1].

In seinem Berichte vom 21. Mai 1665 schildert er die große Verehrung, in welcher die Königin bei allen stehe, an der Regierung nehme sie aber keinen Anteil. P. Nidhard, ihr Beichtvater, ist hier eine große Person, er steht in hoher Achtung bei dem König, die Königin vertraut einzig ihm. Selbst der Herzog von Medina gesteht, daß die Vota des vorgenannten Paters in den Sitzungen des Staatsrates, zu denen er fast immer zugezogen wird, billig und vernünftig und meist den andern überlegen seien. Am 18. Juni 1665 meldet Lisola, daß Nidhard sich mit soliden Gründen den Verzögerungen gegen die Abreise der kaiserlichen Braut entgegengesetzt hat. Dann berichtet er in einer langen Depesche vom 4. Juli 1665 über eine Unterredung von Lisola und Pötting mit Nidhard, um ihn zu bewegen, dahin zu arbeiten, daß die Königin Anteil an der Regierung bekäme. Nidhard stimme zwar den Gründen Lisolas zu, er habe sich aber geweigert, selbst Schritte beim König zu tun, um der Königin zu größerem Einfluß zu verhelfen: das sehe ja aus, als betreibe er dies nur in seinem eigenen Interesse[2]. Am 15. August lobt Lisola die unermüdliche Sorge des P. Nidhard, die Schwierigkeiten für die Abreise der Braut zu überwinden; Nidhards Autorität und Mühewaltung habe auch die Verkürzung des Termins durchgesetzt[3]. In seiner Relation vom 18. August schildert Lisola die Vorzüge der Königin, ihre Lauterkeit und gutes Urteil; sie hat aber keine Kenntnisse von den Geschäften und keine fest begründete Partei, auf die sie sich stützen kann: der ganze Staat liegt darnieder, er hat weder Geld noch Kredit.

Nach dem Tode Philipps IV. berichtet Lisola am 24. Sept. 1665: Das Geschick des österreichischen Hauses ruht jetzt in der Hand der Königin und folglich bei dem P. Nidhard, der volle Autorität über sie besitzt. Ich sehe, daß derselbe etwas verwirrt und über die Größe der ungewohnten Last bestürzt ist. Ich fürchte auch, daß er sich scheut vor dem Neid und der Verfolgung, weil er weiß, daß jede entschiedene Maßregel der Königin ihm selbst einzig und allein zugeschrieben wird[4]. In der Depesche vom 28. Oktober 1665 spendet Lisola der Königin großes Lob, bedauert aber den Mangel an bestimmten Entschlüssen. Der Beichtvater der Königin besitzt die größte Macht und das volle Vertrauen der Königin. Alle, die es wohl meinen, verehren ihn sehr, und in der Tat steht er für Wahrheit und Gerechtigkeit ein. Seine Macht sticht vielen in die Augen, und alle, die größern Anteil an der Regierung haben wollen, streben darnach, ihn zu entfernen; seine Entfernung würde dann unfehlbar die Königin in die Abhängigkeit dieser Menschen bringen. Alles ist voll von Intriguen. Das bereitet dem guten Pater die größte Unannehmlichkeit und ich fürchte, daß er so vielen Intriguen nicht gewachsen, endlich unterliegen wird[5].

Am 22. November meldet Lisola, P. Nidhard werde in den Staatsrat kommen, „wie es hier bei den Königlichen Beichtvätern stets Sitte war". Am 1. Januar 1666 betont der Gesandte wiederum den Kampf der Parteien gegen den Beichtvater. Man glaubt, derselbe regiere nach Willkür und doch mischt er sich in der Tat wenig in die Geschäfte, mit Ausnahme von denen, die unmittelbar Ew. Majestät berühren. Daraus folgen nun zwei Übel, das eine, daß aus dieser falschen Meinung von seiner Alleinherrschaft der

---

[1] Die Berichte in Wien, Staatsarchiv: Hispanica. Auszüge daraus in den Anmerkungen bei Přibram a. a. O. Vergl. Přibram, Franz Paul Freiherr von Lisola (1894) 255 ff.

[2] Vergl. Přibram, Privatbriefe 1, 853, wo aber die für Nidhard charakteristischen Äußerungen fehlen.

[3] Fehlt bei Přibram 1, 162.

[4] Vergl. Přibram 1, 172.

[5] Confessarius Reginae summa rerum potitur et intimam Reginae confidentiam unice possidet; in magna est apud probos omnes veneratione et re ipsa veritati studet ac justitiae; sed perstringit multorum oculos ipsius potentia et quot optant majorem in regimine partem, tot illum amotum cupiunt et ex ejus amotione indeclinabile foret quin Regina in istorum hominum dependentiam delaberetur. Přibram gibt diese für die Charakteristik Nidhards wichtige Stelle mit den Worten wieder: „Der Beichtvater ist sehr mächtig, aber auch angefeindet." A. a. O. 1, 185.

Neid gegen ihn wächst und jeder Mißerfolg ihm zugeschrieben wird, das zweite, daß infolge seiner Zurückhaltung, an die wenige glauben, weil sie dieselbe nicht in der Tat erfahren, keine Ordnung in den Geschäften herrscht und alles in der Schwebe bleibt. Ich habe von Anfang an geraten, er solle den Schein aufgeben und die Macht in die Hand nehmen, aber keines von beiden hat er bisher getan oder tun können. Daher kommt es, daß er den Parteien (Castrillo — Medina — Pennaranda) anfängt verhaßt zu werden, weil er sich keiner ganz verschrieben und seine Stellung nicht gestärkt hat. Besonders klagt dann Lisola über die Verwaltung der Staatsschulden; auf sein Drängen sei durch Nidhard der sonst rechtschaffene aber unfähige Präsident veranlaßt worden, seine Entlassung einzureichen[1].

Am 15. Januar schildert Lisola im einzelnen, wie alle Parteien gegen Nidhard mobil machen. Das schlimmste ist die schlechte Staatsverwaltung. Alle Unordnung und alle Untätigkeit schreibt man nun ungerechterweise dem guten Pater zu. Dieser wendet aber in der Tat alles auf, damit die Geschäfte gut vorangehen, aber wenn er gute Ratschläge gibt, so werden sie entweder von seinen Neidern hintertrieben oder nicht ausgeführt oder zum Gespött gemacht. Legt er Hand zur Besserung an, so beschuldigen sie ihn gleich des Ehrgeizes; läßt er die Hand davon und hält sich fern von den Geschäften, legt man alles ihm zur Last. Wohin er sich wendet, überall findet er Tadel bald für seine Tätigkeit, bald für seine Zurückhaltung. Das Hauptziel ist, ihn auf jede Weise zu entfernen. Alles mögliche wird gegen ihn ausgestreut, so daß er von ketzerischen Eltern abstamme, von gemeiner Herkunft sei und anderes dergleichen. Trotz alledem bewirkt seine große Lauterkeit (summa ejus probitas), daß er allen teuer ist, und es werden ihm auch starke Stützen nicht fehlen, wenn er dieselben nur richtig gebrauchen und einen beherzten Entschluß fassen will. Aber bisher schwankte er hin und her und beugt der Gefahr nicht vor. Mit seinem Sturz erhalten alle unsere Interessen einen schweren Schlag, weshalb ich ihm gute Ratschläge gebe. Aber seine Ratschläge, so wiederholt Lisola am 29. Januar, führt Nidhard gar nicht oder nur zögernd aus.

Der Bericht Lisolas vom 12. März 1666 betont wiederum die allgemeine Verwirrung: Es ist hier ein wahres Babylon. Der Respekt, der Gehorsam hört auf. Die Rechtspflege liegt darnieder. Es gibt keine Strafe mehr. Die Verwaltung des Schatzes ist ein unendliches Wirrsal. Alle Schuld wirft man auf den armen Mann, den P. Nidhard, der mit aller Ehrenhaftigkeit und Frömmigkeit der ihn umringenden Tücke nicht gewachsen ist, dessen Ansichten aber auch dieser Zeit nicht entsprechen. Ich sehe, daß sein Sturz früher oder später unabwendbar ist, aber auch derjenige der Königin[2].

Nidhard war aus Gewissensbedenken gegen die Aufgabe von Portugal und somit gegen den Frieden, weil man unter der Regentschaft auf ein solches Land nicht verzichten dürfe. Indem Lisola am 25. Juni berichtet, daß Nidhard gegen die Ratschläge Lisolas nichts von dem Frieden mit Portugal wissen wolle, hält er die Absicht Nidhards für durchaus rein (purissimam omnino arbitror ejus intentionem), aber er sei durch andere praeoccupirt. Ob der Beichtvater nach der Großinquisitorstelle trachtet, davon weiß ich gar nichts, und ich kann mich bei der erprobten Rechtschaffenheit des Beichtvaters (perspecta Confessarii probitate) davon nicht überzeugen. Der Beichtvater hat sowohl im geheimen Rat als in Rom insgeheim dahin gearbeitet, daß der Kardinal zugleich mit dem Erzbistum (von Toledo) das Amt des Großinquisitors beibehalte. Ich glaube durchaus, daß der Beichtvater in keiner Weise ehrgeizig nach diesem Amte strebt, man meint aber (creditur), daß er von Patres der Gesellschaft Jesu sehr gedrängt wird, die es ihm als einen beständigen Schimpf vorhalten würden (perpetuum opprobrium objectabunt), wenn er durch seine Furchtsamkeit die Übertragung einer solchen Würde an seinen Orden versäumte. Die Gesundheit Nidhards ist schwach; er ist häufig krank. Die Maßhaltung des Beichtvaters ist sicher (moderatio perspecta); er konnte nie dazu gebracht werden gegen andere, die, wie er wohl wußte, ihm, dem Kaiser und der Königin feindlich waren, auch nur einen geringen Schlag zu führen.

---

[1] Die Depesche ist kurz erwähnt von Pribram 1, 200, ohne Nidhard zu berühren.

[2] Vergl. O. Klopp, Fall des Hauses Stuart (1875) 1, 132.

Auch in den bis zur Abberufung im August noch folgenden Berichten bezweifelt Lisola nie die reinen Absichten Nidhards, wenn er auch dessen Politik, weil sie den politischen Interessen des Kaisers entgegenstand, nicht billigen konnte. Über diese Politik herrschte aber nicht allein am spanischen Hofe, sondern auch bei den kaiserlichen Gesandten selbst keine Übereinstimmung.

Um Nidhard vollständiger charakterisieren zu können, bedürften wir vor allem seiner Privatbriefe, aber diese sind meist verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden. Immerhin besitzen wir eine Reihe von Briefen Nidhards, die nicht unwichtige Beiträge zu seiner Charakteristik liefern. Gegen die leidenschaftlichen Anklagen Don Juans antwortete Nidhard am 25. Oktober 1668 in Form eines Briefes an die Königin, der viel verbreitet wurde[1]. Er geht in ruhigem, versöhnlichem Sinne die Anklagen durch. Besonders verweilt er bei der Anschuldigung, wodurch Don Juan Nidhards Tyrannei und verdammenswerte Bosheit beweisen will, nämlich durch die Einkerkerung des Bruders seines Sekretärs. Nidhard zeigt, daß er von derselben gar nichts gewußt. Des Weiteren erklärt er:

Ich könnte hier beifügen, daß Ew. Majestät die Gnade gehabt, mich mehr als 24 Jahre in Ihrem Dienste zu dulden und nie mir die Erlaubniß geben wollten, mich zurückzuziehen, obgleich ich mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens darum gebeten und wiederholt diese Bitte erneuert habe. Stets haben Ew. Majestät befohlen, ja wenn es erlaubt zu sagen, mich bei der Liebe zu Gott gebeten, nicht mehr davon zu sprechen und Sie in Ihrer Einsamkeit nicht zu verlassen und Ihr meinen weiteren Beistand zum Troste Ihrer Seele zu leihen. Das sind nicht die ersten Gnaden und die einzigen Gunstbezeugungen, die meine Vorfahren und ich von den Fürsten dieses erhabenen Hauses Oesterreich, den Vorfahren Ew. Majestät, erhalten haben. Ich habe authentische Patente, die ich Ew. Majestät gezeigt, die beweisen, daß zur Zeit Maximilians I., des Vaters Philipp I., Mitglieder meiner Familie sowohl in dec Armee als im Reichsdienste in Italien und anderswo beträchtliche Aemter innegehabt.

Don Juan hatte behauptet, daß er „durch die Vertreibung dieser Pest" (Nidhards) die armen Untertanen von den Lasten befreien wolle, an denen Nidhard Schuld sei. Nidhard dreht nun zuerst den Stiel um und zeigt, welche enorme Geldforderungen Don Juan früher und auch jetzt wiederum für seine Reise nach Flandern erhoben habe.

Die starke Steuerbelastung der Bürger und Bauern war einer der wundesten Punkte in der spanischen Verwaltung, und es macht Nidhard alle Ehre, daß er zu deren Linderung den Hebel angesetzt hat. Freilich mußte er sich gerade dadurch bei den steuerfreien Granden viele Feinde machen[2].

Einige Jahre vor seinem Tode hat der verstorbene König — so führt Nidhard aus — mich in die Junta de medios berufen, da ihm mein Eifer für die Entlastung seiner Untertanen bekannt war. Wie er sich hier neuen Auflagen entgegengestemmt, das bewiesen die Protokolle. Seit dem Tode des Königs ist keine neue Auflage mehr gemacht worden, weil ich dieselben stets mit aller Entschiedenheit bekämpft habe. Ew. Majestät können bezeugen, daß ich nach dem Tode des Königs beständig darauf gedrängt, eine Kommission einzusetzen, um die Mittel zu suchen, die bestehenden Abgaben besonders auf

---

[1] Copia de una consulta que hizo el Sennor Inquisidor General, Confessor de la Reyna nuestra Sennora. Respondiendo a una carta que escrivio a Su Magestad el Sennor Don Juan en 21. de Octobre de este anno, satisfaciendo a los cargos que le hazo en ella. Madrid, 25. Oct. 1668. 11 Bl. fol. Ein gedr. Exempl. British Museum Egerton 327. In französischer Übersetzung in Relation des differents arrivez en Espagne entre D. Jean d'Autriche et le Cardinal Nitard. Paris (Barbin) 1677 1, 231—204. Die Ausgabe Cologne (Marteau) 1677 ist ein schlechter Pariser Nachdruck.

[2] Auch Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie (502), betont diese Bemühungen Nidhards und meint: „Diese Maßregeln konnten ihn nicht beliebt machen."

die notwendigen Lebensmittel wie Getreide, Wein, Fleisch usw. herabzusetzen. Ew. Majestät haben dieser meiner Bitte entsprochen und die tüchtigsten Finanzmänner in diese Kommission berufen. Die Beschlüsse wurden durch andere hintertrieben. Nidhard ruft die Mitglieder der Kommission zu Zeugen auf, daß er alles daran gesetzt, die besonders harten Ergänzungsabgaben (Quiebras de Millones) vor allem für die Armen abzuschaffen, aber durch die schlechte Finanzlage des Staates sei alles zu Schanden geworden. Ferner habe er sich dagegen ausgesprochen, daß man den Privaten die Hälfte ihrer früher bewilligten jährlichen Renten abziehe, die Minister hätten aber anders entschieden und ihnen sei die Königin gefolgt[1]. Schon gleich bei seiner Ankunft in Spanien sei er erstaunt gewesen über die Art und Weise der Erhebung der Abgaben, und er habe nichts anders gewünscht, als sofort die dabei üblichen Erpressungen abzuschaffen. Er habe dem König das Gutachten eines erfahrenen Fachmannes überreicht, in welchem dieser eine einzige Steuer (Einkommensteuer?) vorschlug, die zugleich mit der vollständigen Entlastung des Volkes verbunden gewesen. Nach dem Tode des Königs habe er die Königin gebeten dieses Gutachten prüfen zu lassen und eine Kommission habe sich lange damit beschäftigt. In dieser und allen anderen Kommissionen habe er mit Nachdruck dahin gearbeitet, doch das Volk nicht noch mehr zu belasten, und zu gleicher Zeit gedrängt, so viele überflüssige Ausgaben abzuschaffen, indem man nicht allein die Gehälter der Beamten des Königlichen Hauses herabsetze, sondern auch die Vergabungen an Minister und andere Beamte. Dem Vorschlage Don Juans und einiger Minister, bei Ankunft der indischen Flotte sechs Millionen, die verschiedenen Privatleuten gehörten, mit Beschlag zu belegen, habe er sich mit aller Kraft widersetzt, weil dadurch nicht allein ein Raub an Privatgut begangen, sondern auch vielen anderen die Subsistenzmittel genommen worden, abgesehen davon, daß man so den Handel Indiens mit Spanien ruiniert und den mit anderen Nationen geschädigt hätte.

Aus dieser Verteidigungsschrift spricht eine Persönlichkeit, die sich ihrer reinen Absichten, ihres Rechtes und ihrer durch königliche Gnade verliehenen Würde bewußt ist. Dasselbe ist der Fall in einer weiteren Schrift, deren Angaben teilweise nur von Nidhard selbst herrühren können und deren Ausgabe wohl von einem vertrauten Freunde herrührt. Es ist der sehr selten gewordene Bericht über die Abreise des P. Juan Everardo aus Spanien[2].

In dem Bericht wird u. a. ausgeführt: Als die Regierung beschlossen hatte, Don Juan nicht scharf entgegenzutreten, sah der Beichtvater klar ein, daß er verloren sei. Er verdoppelte deshalb die früheren inständigen Bitten bei der Königin, um seine Verabschiedung zu erhalten. Die Antwort der Königin waren Tränen und Zeichen des größten Schmerzes über den Vorschlag. So beschloß Nidhard, wie er selbst sagte, sich der Vorsehung zu überlassen. Man verbreitete nun das Gerücht, Montag den 25. Februar werde die Abreise des Beichtvaters erfolgen. Don Juan forderte die Abreise für diesen Tag: wenn er nicht durch die Türe weggehe, werde er durch das Fenster entfernt werden, und Don Juan selbst werde diese Exekution besorgen. Am Sonntag den 24. Februar warf sich der Beichtvater, nachdem er die Beicht der Königin gehört, dieser zu Füßen und bat sie mit Rücksicht auf ihre Autorität, die Ruhe des Hofes und die Sicherheit seiner eigenen Person und der Gesellschaft Jesu, ihm die Abreise zu erlauben; dieselbe sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht allein rätlich, sondern notwendig. Die Königin antwortete unter Tränen, er möge nicht mehr davon sprechen, sie denke darüber anders. Der

---

[1] Bei dem Staatsbankrott im Jahre 1664 wurden alle nach dem Jahre 1634 verliehenen Staatsrenten um 50 % gekürzt.

[2] Relacion puntual y verdadera de la salida del P. Juan Everardo, Confessor de la Reyna nuestra Sennora, el Lunes 25. de Febrero deste anno de 1669. Fol. Wahrscheinlich nach dieser spanischen Folioausgabe veranstaltete P. Bouhours die spanisch-französische Quartausgabe Relation de la sortie d'Espagne du Père Everard Nitard Jesuite Confesseur de la Reine et Inquisiteur general. Sur un Imprimé Espagnol envoié de Madrid. Paris Morbe-Cramoisy 1669. 4°. 32 p. (München, Staatsbibl.) Eine lateinische Übersetzung in M. R. Jes. 251.

Beichtvater erwiderte: man könne kein Ziel erreichen, wenn alle Mittel zur Erreichung desselben fehlten. Die Königin habe es nicht für gut befunden, eines der von ihm vorgeschlagenen Mittel zu gebrauchen. Aber damit sie nicht glaube, sein Wunsch, den Hof zu verlassen, entspringe Mangel an Eifer für ihren Dienst oder der Furcht vor dem Tode oder vor einer anderen Gewalttat, so werde er sich in seine Wohnung begeben und nicht mehr dem Staatsrat beiwohnen: selbst wenn er vom Pöbel in Stücke zerrissen werden sollte, werde er ohne königlichen Befehl Madrid nicht verlassen. Darauf ging der Beichtvater in seine Wohnung und brachte die Nacht im Gebete und mit Ordnung seiner Papiere zu. Der königliche Rat beschloß in einer langen Beratung, der Königin die Verabschiedung des Beichtvaters vorzuschlagen. Unter Tränen gab die Königin schließlich nach. Die Vorhaltungen des Admirals von Castilien, daß der Beichtvater nicht genug Tatkraft und Vertrauen auf seine Freunde, selbst nicht auf die Väter der Gesellschaft gezeigt, wies Nidhard als unrichtig zurück. Den Patres, die ihm auch zur Abreise rieten, antwortete er, er fürchte nicht den Tod, den er schon lange erwartet, und verlange keinen anderen Schutz, als den seines Gewissens. Er klage nicht über seine Gegner, die vielleicht in guter Meinung handelten. Am schmerzlichsten sei ihm, daß die Gesellschaft Jesu, seine Mutter, aus diesem Anlaß verfolgt werde: dabei traten ihm die Tränen in die Augen. Der Kardinal von Aragon und der Graf Pennaranda überbrachten die Erlaubnis der Königin zur Abreise, die Nidhard sofort, als seinen Wünschen durchaus entsprechend, annahm. Der Kardinal von Aragon bot ihm für die Reise 1000 Pistolen und Pennaranda einen Wechsel von 30000 (?) Dukaten an. Aber er wollte das Geld nicht annehmen: er sei als armer Religiose gekommen und wollte als solcher weggehen. Den Beamten der Inquisition gab er die letzten Weisungen und erklärte ihnen: allgemein werfe man ihm vor, er habe zu große Schwäche gezeigt und nicht die nötigen Mittel gegen bestehende Mißstände angewandt, aber er habe oft die Königin darauf aufmerksam gemacht und ihr verschiedene Mittel vorgeschlagen. Die Königin habe sich infolge ihrer angeborenen Güte zu keinem entschiedenen Schritte entschließen können. Seinen Weg nahm Nidhard nach Biskaia, um dort Loyola, die Geburtsstätte des heiligen Ignatius, zu besuchen. Die Relation schließt mit den Worten: Der Erfolg, den das Volk in dieser Sache gehabt hat, läßt hoffen, daß, wie sein Lärm die Minister zur Einwilligung in einer so schwierigen Sache gebracht, derselbe nun viel leichter sie zu einer so gerechten Sache bringen wird, wie die Verminderung der Zölle zu sein scheint. Letzteres war stets der Herzenswunsch Nidhards gewesen, wie wir bereits oben vernommen.

Aus dieser Zeit besitzen wir auch einige vertrauliche Briefe Nidhards an den Ordensgeneral Oliva. Am 1. Februar 1669 dankt er dem General für dessen Trostbrief in den Verfolgungen und fügt bei: Für mich wäre es das größte Glück, mich in die Ruhe eines religiösen Hauses zurückziehen zu können, wie ich es schon bei verschiedenen Gelegenheiten Ew. Hochwürden mitgeteilt habe, aber die Rücksicht auf die Königin hält mich zurück.[1] Nachdem die Königin am 25. Februar in seine Entlassung eingewilligt, schrieb Nidhard am 28. Februar von St. Augustin, sechs Meilen von Madrid, an Oliva:

Der furchtbare Sturm, der im Oktober des verflossenen Jahres von Don Juan d'Austria gegen mich entfesselt worden, ist so gewachsen, daß ich aller Hilfe beraubt aus Liebe zum allgemeinen Wohl mit dem Propheten Jonas gesagt: wenn meinetwegen dieser Sturm sich erhoben, so werfet mich ins Meer. Nach langem Widerstreben und nur durch die Gewalt gezwungen, hat endlich die Königin nachgegeben und mir unter großen Ehren und Gunstbezeugungen die Wahl gelassen, entweder nach Wien oder nach Rom zu gehen in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten. Aus verschiedenen Gründen habe ich Rom als Reiseziel vorgezogen, aber das Amt eines Gesandten demütig abgelehnt, und ich hoffe von der Königin davon befreit zu werden. Inzwischen werde ich meine Reise fortsetzen und bald mit Gottes Beistand Ew. hochw. Paternität sehen und umarmen. Bei der Liebe Christi und der Liebe zu unserer Mutter der Gesellschaft Jesu bitte ich

[1] *Orig. Codex de rebus Nidhardi.

so dringend als ich vermag Ew. hochw. Paternität, ohne den geringsten Verzug den heiligen Vater nachdrücklich zu beschwören, daß er mir doch keine andere kirchliche Würde übertrage, auch wenn die Königin darum bitten sollte. Die Königin hat mir nämlich mitgeteilt, daß ich Sr. Heiligkeit für das Kardinalat genannt und vorgeschlagen sei; ich fürchte sehr, daß Ihre Majestät Ihre Absicht erreichen wird, wenn nicht der Papst durch die Bitten Ew. hochw. Paternität und meine Bitten davon abgehalten wird. Ich opfere in dieser Absicht meine Messen und Gebete auf und rufe Ew. hochw. Paternität und alle Mitglieder der Gesellschaft zu Hilfe. Mein einziger und heißester Wunsch ist, in der Ordenszelle, aus der ich gegen meinen Willen herausgezogen wurde, in stiller Abgeschiedenheit den übrigen Teil meines Lebens zuzubringen und Gott zu dienen[1].

In einem P. S. zu diesem Briefe schreibt Nidhard, daß er die Kopie eines Briefes an die Königin beilege, wodurch er sie auf jede mögliche Weise von ihrer Absicht abzubringen suche. Der Brief ist vom 1. März 1669 und enthält die allerdringendste Bitte, ihn mit einer kirchlichen Würde in Rom verschonen zu wollen, weil er nicht anders wünsche, als im Verborgenen den übrigen Teil seines Lebens Christus zu dienen fern vom Geräusch der Welt und noch mehr fern von den Höfen: er nehme Gott zum Zeugen für die Wahrheit dessen, was er sage.

Im Mai 1669 schreibt Nidhard von Genua an Oliva: Am 6. Mai sei er in Genua angelangt und mit großer Liebe von den Patres aufgenommen worden; die Briefe vom 13. März, 26. und 30. April habe er dort vorgefunden, er danke für die große väterliche Liebe. In einem eigenhändigen Zusatz zu dem Briefe vom 15. Mai schreibt er: Nicht mehr die Stunden, sondern die Augenblicke zähle ich, bis mir erlaubt ist, meinen geliebtesten Vater zu umarmen. Ich hoffe, daß dies bald sein wird, besonders wenn die Briefe, die ich von Madrid erwarte, in der richtigen Form ausgefertigt sind. Ich habe bisher meine Reise al incognito gemacht und werde sie auch so fortsetzen, bis ich etwas anders aus den Madrider Briefen erfahre[2]. Endlich am 19. Mai 1669 kam Nidhard vor Rom an. Unter diesem Datum berichtet er an Oliva: Ich habe keine Ruhe, weil ich fern vom Zentrum verweile, von dem ich bis jetzt gewaltsam zurückgehalten worden. Ich werde die Verzögerung nicht mehr länger ertragen, sondern mit Gewalt beseitigen, und wenn nicht heute, so doch wenigstens morgen Abend die Stadt incognito betreten. Als Fremder bitte ich um Gastfreundschaft und zwar einzig von Ew. hochw. Paternität, deren Liebe gegen alle und besonders gegen mich meine Bitte gewiß nicht abschlagen wird[3]. Auch in diesem Brief unterschreibt sich Nidhard noch als Inquisitor Generalis Hispaniarum.

Bald darauf nahm Nidhard seinen Aufenthalt in dem Kolleg von Tivoli. Von dort schreibt er am 5. Dezember 1669: Von allem Streben nach kirchlichen Würden wisse er sich vollständig frei, und in der Kenntnis der Verhältnisse habe er ohne Prophetengabe voraussagen können, was der General ihm am 3. Dezember mitgeteilt[4]. Ich empfinde durchaus keinen Schmerz darüber und beneide die Promovierten nicht, sondern wünsche ihnen von Herz Glück und allen Segen von Gott. Für die Freunde wird es ein großer Schmerz, für die Schwankenden Verwirrung, für die Gegner ein großer Triumph sein. Dem Herrn stehe und falle ich, und ich bin gerade soviel als ich in den Augen Gottes bin, dem ich einzig zu gefallen wünsche[5].

Aus der spätern Zeit liegt noch vor ein Brief Nidhards vom 29. Oktober 1671 an Oliva: Heute sei ein außerordentlicher Kurier angekommen mit Depeschen, in welchen die Königin ihm einstweilen die Geschäfte des Botschafters übertrage. Ihre Gründe seien derart, daß er unmöglich ablehnen könne; er habe sich für verpflichtet gehalten, dies sofort dem General mitzuteilen und werde nächstens persönlich weitere Mitteilungen machen[6].

---

[1] Der Brief ist lateinisches Diktat, die eigenhändige Unterschrift lautet: Reverendissimae Paternitatis Vae Humillimus et obsequentissimus in Christo servus et filius Eberardus Nidardus Inquisitor Hispaniarum Generalis. *Orig. Codex de rebus Nidhard.

[2] *Orig. Mediol. 96.

[3] *Codex de rebus Nidhardi.

[4] Wahrscheinlich, daß Spanien bei der Promotion nicht berücksichtigt worden.

[5] *Orig. l. c.

[6] *Orig. Epp. Extern. 5.

Im Jahre 1672 erfolgte seine Erhebung zum Kardinalat[1]. Vertrauliche Briefe aus dieser Zeit liegen nicht vor. Dafür besitzen wir aber den Wortlaut des Testamentes, das der Kardinal am 8. Dezember 1680, an seinem 73. Geburtstage, zwei Monate vor seinem Tod († 1. Februar 1681) verfaßte[2]. Dasselbe ist in mehrfacher Hinsicht für seine Charakterisierung wichtig.

Im Eingang betont der Kardinal, daß er in Ermächtigung zweier Bullen Clemens X. vom 21. und 23. Juli 1672 verfüge; dann bittet er inständig und demütig den barmherzigen Gott, ihn trotz seiner Unwürdigkeit in die Zahl der Auserwählten aufzunehmen. Mein Leib soll nicht geöffnet und einbalsamiert und ohne allen Pomp in die Kirche des Römischen Profeßhauses gebracht werden; dort werden ohne alle Insignien usw. die Exequien mit derselben religiösen Einfachheit gehalten, wie es bei den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft Sitte ist. Den heiligen Vater bitte ich dringend, diesem meinem Wunsche willfahren zu lassen. Den P. General bitte ich inständig, er möge mir für mein Grab einen Platz in der Kapelle unseres heiligen Vaters Ignatius zu dessen Füßen gestatten, damit ich von dem, den ich im Leben mit kindlicher und herzlichster Liebe geliebt, auch im Tode nicht getrennt werde. Als Universalerben bestimme ich das römische Profeßhaus der Gesellschaft Jesu, der ich mich durch Gottes Barmherzigkeit am 6. Oktober 1631 in der österreichischen Provinz angeschlossen habe.

Hier fügt der Kardinal ein schönes Zeugnis für die Gesellschaft Jesu bei, das bei seiner unabhängigen Stellung und seinen vielen Erfahrungen in verschiedenen Provinzen auf kritischen Wert Anspruch erheben darf. Er fährt nämlich fort: Das wunderbare und wahrhaft himmlische Institut der Gesellschaft habe ich immer inständig geliebt; ich wünschte nur, wie es meine Pflicht gewesen, dasselbe mit größerem Eifer befolgt zu haben. Ich fand darin glühenden Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, genaue Beobachtung der Regeln, Demut fern von allem Ehrgeiz, einen freudigen und fast blinden Gehorsam, eine bei Angehörigen so verschieden gearteter Nationen seltene große brüderliche Eintracht, vorzügliche Pflege jeglicher Wissenschaft, andauerndes und unermüdliches Tugendstreben und, um anderes zu übergehen, eine wunderbare Gleichförmigkeit in Nahrung, Kleidung und Wohnung.

Es folgen nun die einzelnen Legate, die ebenfalls charakteristisch sind: Dem Noviziatshaus St. Anna in Wien, in welchem ich die beiden Noviziatsjahre zu meinem großen Troste verlebt habe, vermache ich als Zeichen meiner Dankbarkeit eines von den beiden violetten mit Goldfäden durchwirkten Meßgewändern. Dem Kolleg von Leoben in Steiermark, in dem ich das dritte Probationsjahr absolviert, hinterlasse ich das andere Meßgewand von derselben Farbe und Arbeit. Dem Kolleg von Graz, in dem ich den Beruf erhalten und alle meine Studien absolviert und durch einige Jahre die höheren Studien gelehrt, das rote Meßgewand mit Silberblumen. Dem Kolleg zu Tivoli, wo ich während meiner Verfolgung acht Monate gewohnt, vermache ich den ganzen Totenornat und 50 römische Skudi zur Verteilung unter die Stadtarmen. Dann folgen Vermächtnisse für die Ignatiuskapelle im Profeßhaus zu Rom und in dem Schloß zu Loyola. Dem Noviziat von Madrid, wo ich als Beichtvater der Königin 16 Jahre zu meinem großen Trost gewohnt und mit der Hilfe von Almosen eine neue Kirche gebaut, hinterlasse ich meine sogenannte Kapelle. Außerdem sollen die zirka 2000 spanischen Dukaten, die ich für die Vollendung des Turmes dieser Kirche gegeben, zur Vollendung der Kapelle in diesem Turm und der Darstellung des Geheimnisses des Gebetes des Herrn im Ölgarten, das ich von Kind an innig verehrt, verwendet werden[3]. Demselben Noviziat vermache ich meine Bibliothek und meine übrigen Habseligkeiten, die ich bei meiner Abreise dort zur Verwahrung zurückgelassen. Nach Aufzählung mehrerer Geschenke an den Papst, den General, den spanischen und deutschen Assistenten heißt es weiter: Dem Bruder Michael de Bustos schulde ich sehr viel, da er mir durch 20 Jahre mit besonderer Liebe beige-

---

[1] Die *Korrespondenz darüber in Simancas Estado 3133.

[2] *Kop. in Codex de rebus Card. Nidhardi.

[3] Über diese Kirche vergl. Jos. Braun, Spaniens alte Jesuitenkirchen (1913) 90 und die Zeitschrift Kultur 14 (1913) 81.

standen und in meinen Verfolgungen treu bei mir ausgeharrt. Wenn der Bruder nach Spanien zurückkehren will, soll mein Erbe ihm 200 Skudi als Reisegeld auszahlen. Auch bitte ich den P. General und die übrigen Oberen der Gesellschaft, für den guten Bruder in jeder Beziehung gut zu sorgen. Für seine Diener, die Nidhard stets als seine Söhne betrachtet, bestimmte er außer dem laufenden Monatssold einen zweiten Monatssold. Seinem Bruder, Baron Leopold Teoph. Everard von Neidhard, vermachte er einen großen Kristallspiegel, seinem Neffen Joh. Bapt. Everard von Neidhard zwei kostbare Spiegel und Bilder, seinem Großneffen und Patenkind Leopold Everard einen goldenen Ring mit einem Smaragden nnd kleinen Diamanten[1], seine Bibliothek in Rom, mit Ausnahme der spanischen Bücher, über die P. General nach Belieben verfügen kann, dem Kolleg in Linz (Oberösterreich). Für heilige Messen zu seiner Seelenruhe verfügt er nichts, weil er auf die unvergleichliche Liebe der Gesellschaft, seine geliebte Mutter rechnet, mit der sie ihrer verstorbenen Söhne zu gedenken pflegt. Als Exekutor des Testaments bestimmt er den General und die fünf Assistenten der Gesellschaft.

Wie Nidhard keinen Augenblick seine Liebe und Anhänglichkeit an die Gesellschaft verloren, so hat ihm auch die Gesellschaft nie ihr Vertrauen entzogen.

So schreibt z. B. der Ordensgeneral Oliva am 20. Februar 1666 an Nidhard: Obgleich ich im Gebrauch des rechten Armes durch eine schwere Verletzung sehr behindert bin, konnte ich es doch nicht unterlassen, Ew. Hochwürden eigenhändig zu beglückwünschen für eine so große und standhafte Demut trotz der Überhäufung mit so vielen Ehren. Überaus gefreut hat mich der Brief vom 14. Dezember (1665) in welchem Ew. Hochwürden mir mitteilen, mit welchem Nachdruck Sie die Königin gebeten, auch nur den Schatten der Würde des Groß-Inquisitors von Ihnen fern zu halten. Über diese Gesinnung äußert der General seine große Freude[2]. Einige Monate später, am 7. Juli 1666, spricht sich Oliva in einem Briefe an Nidhard ähnlich aus: Ich umarme den großen Sohn des heiligen Ignatius wegen seiner ungebrochenen Standhaftigkeit in Zurückweisung der ihm aufgedrungenen Ehrenstellen. Ew. Hochwürden mögen furchtlos die Groß-Inquisition abschütteln und überzeugt sein, daß Sie hier durch die Zurückweisung einer solchen Würde glorreicher bestehen werden als dort die vorzüglichsten Männer durch deren Annahme[3].

Und in dem Rundschreiben, das Oliva über die Erhebung Nidhards zum Groß-Inquisitor am 30. Oktober 1666 an die Provinziale des Ordens sandte, betont er: Lange zwar hat der gute Pater mit ungebrochener Standhaftigkeit fast ein Jahr lang sowohl infolge seines eigenen Tugendstrebens als auch ermutigt durch meine Briefe gewissenhaft Widerstand geleistet. Er hat sich der Königin zu Füßen geworfen und versucht, Ihre Majestät von Ihrem Plan abzubringen, so daß er, wie er mir wiederholt geschrieben, der Überzeugung lebte, er sei durchgedrungen und von aller Gefahr befreit. Aber unsere Hoffnungen waren eitel, und wir mußten uns dem Stellvertreter Gottes (Alexander VII.) unterwerfen, dessen Befehl wir auf keine Weise zu hindern vermochten. Den einzigen Trost finde ich in der Überzeugung, daß die hervorragende Klugheit und Tugend des Paters nunmehr um so größeren Nutzen der Kirche und der spanischen Monarchie bringen wird[4].

In einem spätern Rundschreiben vom 28. Dezember 1671, in dem Oliva die Erhebung Nidhards zum Titular-Erzbischof von Edessa mitteilt, stellt der General fest, daß P. Eberhard 1. dem Plane, ihn auf den bischöflichen Stuhl von Girgenti (Sizilien) zu erheben, entschiedenen und erfolgreichen Widerstand geleistet, 2. die Annahme einer Titularkirche verweigert und mit größter Bereitwilligkeit den Verzicht auf die Stelle eines spanischen Gesandten angeboten, 3. nur infolge eines päpstlichen Befehles das Kleid der Gesellschaft abgelegt und die erzbischöfliche Würde

[1] Dieser Bruder und die Neffen waren am 25. September 1673 durch den Kaiser in den Freiherrnstand erhoben worden. Vergl. Pöschl 35.

[2] Quam ardenter deprecata sit a Regina umbram ipsam supremae Inquisitionis. *Epp. N. N. 44.

[3] *Codex de rebus Card. Nidhardi.

[4] *Orig. M. R. Jes. 251. Übersetzung bei Poeschl 13.

angenommen habe. Das Gebet der Gesellschaft verdiene der neue Erzbischof ganz besonders wegen seiner unvergleichlichen Liebe zur Gesellschaft; das Kleid derselben habe er nur mit Betrübnis und unter Tränen abgelegt, so daß alle zum Mitleid bewegt worden[1].

Als dann endlich die Bemühungen der Königin, P. Nidhard den Purpur zu verschaffen, mit Erfolg gekrönt wurden, betonte Oliva in einem weiteren Rundschreiben vom 21. Mai 1672 von neuem die hervorragende Tugend des Erwählten. In seinem Amte als spanischer Gesandter habe er sich durch Klugheit, Frömmigkeit und Hochherzigkeit gegen die Armen hervorgetan und der Gesellschaft stets die unwandelbarste Treue bewahrt[2].

Aus diesen Briefen des Generals geht schon klar hervor, welche Stellung Nidhard zu seiner Erhebung zum Groß-Inquisitor, Erzbischof und Kardinal eingenommen hat. Wir müssen aber noch einen Augenblick dabei verweilen, weil man hier besonders verwerflichen Ehrgeiz finden wollte.

Nach den zuverlässigsten gleichzeitigen Berichten steht es fest, daß Castrillo, um seinen Einfluß bei der Königin zu stützen und zu stärken, die Erhebung des P. Nidhard zum Groß-Inquisitor betrieben hat[3]. In dem Dekrete der Königin vom 22. September 1666 an Castrillo heißt es: Infolge der durch lange Kenntnis erprobten Tugend und Gelehrsamkeit des P. Everard Nitard, meines Beichtvaters, habe ich ihn zu bewegen gesucht, die Last des General-Inquisitors auf sich zu nehmen. Derselbe hat zwar dazu durchaus keine Neigung gezeigt, sondern oft und oft sich entschuldigt; trotzdem habe ich in Rücksicht darauf, daß ein solches Amt nicht lange unbesetzt bleiben kann, es im Interesse des Königs und der Krone für sehr zuträglich erachtet, meinen Beichtvater P. Ever. Nitard zum General-Inquisitor zu ernennen wegen seiner Tüchtigkeit, seines Eifers und seiner Selbstlosigkeit. Es mögen also die notwendigen gewöhnlichen Schritte zur Bestätigung in Rom geschehen, außerdem ein ausdrücklicher Befehl des Papstes an Nitard erwirkt werden, weil er das Gelübde abgelegt, keine Würde anzunehmen[4].

Selbst ein so tüchtiger Diplomat wie Lisola knüpfte große Hoffnungen an diese Erhebung. Am 20. Januar 1666 schreibt er an den Kaiser: Ich hoffe, daß infolge dieser Promotion alles besser gehen und der Beichtvater seine ausgezeichneten Absichten (optimas intentiones) ausführen wird. Vor dieser Erhebung hatte er die Entschuldigung, daß er sich nach seinem Institut nicht in die Politik einmischen dürfe, und dadurch war er auf dem Wege, sich und auch uns zu verderben. Andere arbeiteten nicht mehr voran, in der Meinung, daß er selbst alles tue, er selbst aber hielt sich wegen dieses Skrupels fern von der Politik, und so blieb alles in der Schwebe. Mit der Ausräumung dieses Hindernisses werden wir nun sehen, ob die Dinge besser werden[5]. Auch der Kaiser, der sonst nicht für die Promotion war, meinte in einem Briefe an Pötting vom 28. Oktober 1666, daß P. Nidhard jetzt viel Gutes tun könne[6].

Trotzdem muß die Erhebung Nidhards als ein großer Fehler bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß auch jetzt die Unentschlossenheit der Königin, die Unzuverlässigkeit der Minister und der ausführenden Beamten blieb, war die Erhöhung eines Jesuiten zu einem der einflußreichsten Posten nur zu sehr geeignet, vielfachen Neid zu erregen und durch diesen unschönen Kitt die sich sonst entgegenstehenden Parteien im Kampfe gegen den Groß-Inquisitor zu einigen. Das Bellen der Feinde konnte, wie auch Oliva in seinem Briefe vom 7. Juli 1666 betont, dadurch nur

---

[1] *Kop. Deutsch bei Poeschl 31 f.

[2] Kop. Vergl. Poeschl 33.

[3] Vergl. Mignet, Negociations 1, 408. — Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie 502. Zur Charakteristik Castrillos vergl. Lisola, 15. August 1665 bei Přibram 1, 162.

[4] *Codex de rebus Nidhardi. Vergl. Poeschl 12.

[5] O. Klopp, Fall des Hauses Stuart 1, 382.

[6] Přibram 1, 258.

noch heftiger werden. Je einflußreicher und weittragender die äußere Stellung war, um so leichter mußten sich die Angriffspunkte darbieten. Von dem Standpunkte der Gesellschaft Jesu aus war die Annahme dieses mit allen Funktionen eines Staatsministers verbundenen Amtes durchaus abzulehnen, denn diese Würde als solche, sowie die dadurch geforderte Teilnahme an der ganzen Politik verstieß gegen das Institut. Das wußte auch Nidhard. Deshalb weigerte er sich durchaus, und erst als Alexander VII. durch Breve vom 15. Oktober 1666 ihn von seinem Gelübde (Annahme einer Würde) dispensiert und ihm in Kraft des Gehorsams die Annahme befohlen hatte, fügte er sich[1]. Wenn einige Jesuiten, wie Lisola gehört haben will, zur Annahme gedrängt, so haben sie sehr kurzsichtig gehandelt, denn der augenblickliche Vorteil einer solchen Machtstellung wog die daraus sich ergebenden Nachteile und die Verletzung eines sehr wichtigen Grundsatzes des Instituts beiweitem nicht auf.

* * *

Die Tätigkeit der Jesuiten am Hofe zu München[2] hält in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zunächst an, kann sich aber bei der langsam um sich greifenden Veränderung des Hofes im Geiste Ludwigs XIV. nicht mehr in der alten Intensivität behaupten, bis sie schließlich unter dem heldenhaften, aber höchst leichtsinnigen Max Emanuel zum guten Teil brach gelegt wird.

Nach dem Tode des großen Kurfürsten Maximilian übernahm seine Gemahlin Maria Anna 1651—1654 die Regentschaft für den noch unmündigen Kurprinzen Ferdinand Maria[3]. Die Kurfürstin Mutter ist nicht, wie die Briefe ihrer Schwiegertochter Adelheid von Savoyen sie in schwarzen Farben schildern, eine Tyrannin und Intriguantin, sondern eine tatkräftige, würdevolle und tiefreligiöse Frau, die alles aufbot, dem Eindringen des welschen Geistes am Münchener Hofe zu wehren[4]. Auch ihr leitender Minister, der Obersthofmeister Graf Maximilian Kurz wird von der neuesten Forschung bezeichnet als eine „vornehme Persönlichkeit",[5] als „ein Mann von seltener Festigkeit und von unerschütterlicher kaiserlicher Gesinnung",[6] als ein Mann von unbestrittener Tüchtigkeit, ein treuer und weiser Diener seiner Dynastie[7].

Wie Graf Kurz, so erfreute sich auch sein Bruder der Jesuit P. Albert Kurz (Curtz) in hohem Grade des Vertrauens der Regentin. P. Kurz war ein tüchtiger Mathematiker und machte sich später durch die Herausgabe der Beobachtungen Tycho Brahe's verdient. An den Hof von München war P. Kurz gerufen worden, um dem Kurprinzen Unterricht in der Mathematik und Physik zu geben, zugleich nahm man ihn in Aussicht für die Fortsetzung der bayrischen Geschichte[8]. In einem Briefe vom 1. März 1653 empfahl der General Nickel den jungen Kurfürsten als einen „Schatz des Vaterlandes" dringend der Sorge des P. Kurz[9].

Die Regentin scheint die Absicht gehabt zu haben, auch nach Beendigung der Unmündigkeit die Regentschaft weiter zu führen, und sie mochte bei dem zaghaften Charakter ihres Sohnes und der übersprudelnden leichten Art ihrer Schwiegertochter gute Gründe dafür haben. Aber gerade die Art und der Ehrgeiz Adelheids mußten

---

[1] Wortlaut des Breves im *Codex de rebus Nidhardi.

[2] Vergl. Gesch. 2², 245 ff.

[3] Vergl. Histor. Jahrbuch 1919, 73 ff.

[4] Zu ihrer Charakteristik vergl. G. Heide in Zeitschrift für allgemeine Geschichte 3 (1886) 319 und K. Mayr, Briefe der Kurfürstin Maria Anna von Bayern in Festgabe Heigel (1903) 3, 305 ff.

[5] Doeberl, Bayern und Frankreich vornehmlich unter Ferdinand Maria 1 (1900) 62.

[6] Preuß, Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach 1 (1904) 114.

[7] Heide a. a. O. 319, 325.

[8] Vergl. über ihn Gesch. 2², 267, 419.

[9] *Ad Germ. sup.

solche Absichten, wenn nicht vereiteln, doch sehr schwierig gestalten[1]. Diese Schwierigkeiten sollten nun nach Mitteilungen, die nach Rom gelangten, durch Mithilfe des P. Kurz beseitigt werden. Hierüber schreibt der General Nickel am 30. August 1653 an P. Kurz: „Ich höre, daß die Kurfürstin-Witwe beabsichtigt, die Regentschaft beizubehalten auch nachdem die Vormundschaft aufgehört. Für diese Absicht soll sie die Mithilfe Ew. Hochw. verlangen in der Weise, daß Sie den Herzog zu einem freiwilligen Verzicht auf die Regierung bereden. Obgleich ich nun auf die Klugheit Ew. Hochw. vertraue, hielt ich es doch wegen der Wichtigkeit der Sache für meine Pflicht, Ew. Hochw. zu mahnen, daß Sie sich in keiner Weise an dieser Sache beteiligen, da dieselbe nur Anstoß erregen kann. Ein ziemlich neues Beispiel haben wir in Innsbruck, und Ew. Hochw. wissen, wie gefährlich für uns solche Verhandlungen sind, auch wenn man sie nur vermutet. Mögen Sie sich deshalb dieser Gefahr in kluger Weise entziehen. Die Kurfürstin wird es, so hoffe ich, gut aufnehmen, wenn sich Ew. Hochw. von einer so gefährlichen, mit unserm Institut nicht zu vereinbarenden Sache fernhalten.“[2]

Die ganze Situation scheint auch P. Kurz peinlich gewesen zu sein, denn er drängte um diese Zeit wiederholt den General, ihn vom Münchener Hof abzuberufen. Diesem war der Vorschlag recht, aber der General selbst wollte aus dem Spiele bleiben, um keinen Anstoß bei der Kurfürstin zu erregen. Die Kurfürstin hatte nämlich bei dem Provinzial sich entschieden gegen die Entfernung des P. Kurz aus München ausgesprochen[3]. Am 3. Januar 1654 beglückwünschte Nickel den P. Kurz dazu, wenn er aus Gesundheitsrücksichten die Entlassung am Hofe erwirken könne, und am 7. Februar 1654 drückte er seine Freude über die Nachricht aus, daß die Kurfürstin wahrscheinlich keine weitern Schwierigkeiten wegen der Entlassung machen werde. Aber einstweilen erwies sich die Hoffnung als trügerisch, bis sich August 1654 die so lange ersehnte Gelegenheit darbot, so daß P. Kurz glaubte, sich vom Hofe entfernen zu können. Aber auch diesmal ging es nicht. Erst ein halbes Jahr nach dem Aufhören der Regentschaft konnte Kurz Mai 1655 melden, daß der Kurfürst nunmehr der freien Verfügung des Generals kein Hindernis in den Weg lege[4].

In den letzten 7 Jahren hatte die Kurfürstin Mutter als Beichtvater den P. Gebh. Deininger aus Weissenhorn[5]. Die Kurfürstin starb am 25. September 1665. Sie hatte sich in ihrem Testament vom 4 Februar 1662 ein schönes Monument ihrer Frömmigkeit und Mildtätigkeit gesetzt. Im Eingang bekundet sie ihr festes Vertrauen auf das bittere Leiden Christi und ihre treue Anhänglichkeit an den alten katholischen Glauben. Sie wollte „ohne einig Pomp und Gepräng beigesetzt werden“ und es sollte „keine Leichpredigt gehalten werden“[6].

Als Erzieher des Kurprinzen finden wir den alten Beichtvater des Kurfürsten Maximilians tätig, P. Johannes Vervaux[7]. Er war Beichtvater des Prinzen und leitete seinen religiösen Unterricht, außerdem scheint er zeitweilig eine Art außerordentlicher Aufsicht über die wissenschaftliche Ausbildung desselben geführt zu haben. Es liegt nämlich aus den letzten Jahren des Kurfürsten Maximilian ein Brief des

---

[1] Vergl. Döberl a. a. O. 60, 68.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] Briefe Nickels an Kurz 29. Nov., 6. und 27. Dezember 1653. *Ad Germ. sup.
[4] Briefe Nickels an Kurz 28. Mai, 22. Aug., 10. Okt. 1654, 15. Mai 1655 a. a. O.
[5] Geboren 1594, eingetreten 1613, gestorben 1680.
[6] *Orig. M. G. H. $\frac{6}{6}$ 1657. Dort auch Kodizill vom 25. September 1665. Eine Leichenpredigt hielt aber doch P. Wolfg. Schallerer. Dieselbe ist 1666 in Druck erschienen. Quittungen über ihre reichen Vermächtnisse G. H. A. $\frac{6}{6}$ 1661.
[7] Vergl. Gesch. 2[1], 475 ff., 2, 256 ff.

P. Vervaux an den alten Kurfürsten vor, in dem der Beichtvater Klage führt über die mangelhafte geistige Ausbildung des Kurprinzen. In dem Schreiben vom 31. Dezember (ohne Jahr) heißt es: Gestern hat Prinz Ferdinand von 1—3 Uhr und darüber hinaus mit dem größten Fleiß die beifolgende Skription angefertigt. Ich bedaure ihn sehr, und ihn selbst haben gestern die vielen Fehler sehr geschmerzt, die er trotz der Aufforderung zur Verbesserung nicht eher finden konnte, als bis sie ihm gezeigt wurden. Er scheint mir Rückschritte zu machen. Den Grund kenne ich nicht. Trotzdem schicke ich diese Probe, damit man mir nicht zu große Dissimulation vorwerfen kann. Zeitig scheint mir Abhilfe nötig. Ein edler Geist kann nicht ohne Schuld vernachlässigt werden; im privaten und öffentlichen Interesse liegt es, daß er so ausgebildet werde, wie es sein Alter und seine vorzüglichen Anlagen erfordern und leicht zulassen. Ich bitte sehr, ihn deshalb nicht zu tadeln oder zu beschämen, damit er nicht den Mut verliert[1].

Auch als Regent behielt Ferdinand Maria den P. Vervaux als Beichtvater bei. Wie sehr der Kurfürst denselben schätzte, zeigte sich besonders, als P. Vervaux 1658 in eine schwere Krankheit fiel. Damals schrieb ihm Ferdinand Maria am 24. Dezember 1658, es habe ihn sehr geschmerzt, zu vernehmen, daß er noch am Fieber leide: Ich bitte inständig den lieben Gott, Ew. Hochw. bald die frühere Gesundheit zurückzugeben. Der Dank war ganz überflüssig, denn Ew. Hochw. kennen die Liebe und Anhänglichkeit, die ich Ihnen schulde. Ihre Mahnungen werde ich immer gebührend beachten[2]. Ich hoffe und wünsche Ew. Hochw. bald in voller Gesundheit wiederzusehen und Ihrer lieben Gegenwart mich zu erfreuen. Über Ihre Neffen brauchen Sie sich nicht zu sorgen; ich werde in allen Stücken so für sie sorgen, daß ihnen nichts abgehen wird. Endlich bitte ich immer wieder um Ihr frommes Gebet . . . Bald darauf am 4. Januar 1659 schreibt Ferdinand Maria wieder eigenhändig: Ihre Festwünsche waren mir sehr angenehm und sage dafür den schuldigen Dank. Überaus freue ich mich, daß Ew. Hochw. von einer so schweren und langwierigen Krankheit durch Gottes Barmherzigkeit wieder genesen und von Tag zu Tag sich besser fühlen. Von ganzem Herzen wünsche ich Ew. Hochw. ein recht glückseliges neues Jahr und noch viele folgende. Ich bitte zu Gott, er möge Ew. Hochw. recht bald wieder ganz gesund machen und meinen heißen Wunsch erfüllen, Sie bald wiederzusehen . . .[3].

Wie man aus dem Briefe des Kurfürsten ersieht, sorgte sich P. Vervaux selbst in seiner Krankheit für seine Neffen. Seiner Familie und seinem Heimatland Lothringen bewahrte er nämlich die treueste Anhänglichkeit, und er konnte sich kaum genug tun, für seine Verwandten zu sorgen, so daß er zuweilen Anlaß zu Klagen gab. So schrieb der General Nickel am 19. Dezember 1658 an den oberdeutschen Provinzial Muglin: Wie mir mitgeteilt wird, gibt P. Joh. Vervaux den kurfürst-

---

[1] *Orig. M. G. H. A. 639. Druck bei Fr. Schmidt, Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher (1892) 375. Das beiliegende von Kinderhand geschriebene und mit vielen Korrekturen versehene Skriptum lautet: Praeter Deum, nihil praestantius, nihil amabilius, in mundo virtute inveniendum: quis in cassum gloriatur amplissima sua familia si non etiam vestigia parentum magnanimitate, et praestantis virtutibus vitam suam proferat. Corpus bene ornare frustra est illi, cui festivitas bonorum morum deest. — Diogenes laudabilis Philosophus videret casu juvenem aurea veste ornatum, qui virtutis nomine male audiret, Diogenes de ipso ad circumstantes loquebatur: O pulchra ovis in aureo vellere: per hoc intelligi velle: juvenem quidem pulchra veste sed vita sua multis scelleribus praedita esse. Vale.

[2] Admonitiones quoque suas semper in debita observantia ut par est habebo.

[3] *Orig. M. R. Oefel. 15. Die ebenfalls eigenhändig vom Kurfürsten geschriebene Adresse lautet: Admodum R[do] in Xo Patri Joan. Vervaux confessario meo plurimum honorando.

lichen Beamten neue Ursache zu Anstoß und Klagen, indem er sich der Anliegen seiner Verwandten und überhaupt aller Lothringer annimmt. Wenn sich dies in der Tat so verhält, mögen Ew. Hochw. ernstlich darauf achten, daß P. Vervaux nichts gegen unsere Satzungen tue und Anlaß zu gerechter Klage gebe. Und am 25. Januar 1659 wiederholt Nickel dieselbe Mahnung[1].

Das letzte Jahrzehnt der Tätigkeit des P. Vervaux am Hofe ist stark in Anspruch genommen durch die Abfassung und die versuchte Drucklegung der Geschichte Bayerns[2].

Der Tod des P. Vervaux gab wahrscheinlich Anlaß zur Abfassung einer eigenen Instruktion für den „künftigen" Beichtvater, die uns erhalten ist. Jedenfalls fällt dieselbe in die Zeit zwischen dem Ende der Regentschaft 1654 und dem Tode der Kurfürstin Witwe 1665. Sie spiegelt offenbar allerlei Erfahrungen wider, denen in Zukunft begegnet werden soll und verdient schon aus diesem Grunde hier mitgeteilt zu werden.

Das „Memorial, welcher Gestalt ein churfürstl. Beichtvatter sich in dieser seiner Function zu verhalten", lautet:[3]

Erstlich hat ein Churf. Beichtvatter sein Person solcher Gestalt zu beobachten, daß diejenigen, es seien Gesandte oder Ihr Churf. Durchl. Bediente oder andere, so pro occasione mit ihm zu Hoff oder anderswo zu conferiren oder zu reden haben, nicht abmerkhen khünden, ob er mehr zu Frankreich als Spania incliniere oder sein Affection mehreres gegen Oesterreich als wider dasselbe Erzhaus gestellt sei, weil nach dieser Maxime allerlei Concept formiert und die Herrschaft selbst ungleich verdacht würde.

Zum andern soll ein Churf. Beichtvatter sich soviel möglich retirato halten, und nicht jedermann, sonderlich die Forestieri bevorab, wenn sie bei ihm nichts so anders zu thun haben oder seiner sonderbar begehren, an sich ziehen. Denn dadurch wird verhütet, daß nit alle Klagen, Praetensiones und Disgusti an ihn Beichtvatter gebracht, und er dadurch verursacht werde, Ihr. Churf. Durchl. mit stetten Recomendationibus anzulangen und zu incommodiren, woraus aber leichtlich folgen khundt, daß, weil ihm in Geld und andern dergleichen Sachen die Beschaffenheit und Requisita nicht (also?) bekannt, Ihrer Churf. Durchl. in Ihren Resolutiones irre gemacht würden, und bald ein solcher Verstoß (?) vorgehe, der so leicht nit zu remediren sein möchte.

Zum dritten soll ein Beichtvatter sich nit anmassen, sich in Geldsachen und Dienst-Verleihungen einzumischen und Ihrer Churf. Durchl. hiezu Leut, deren Qualitäten ihm nit zu genügen bekannt sein, vortragen und recommendiren, viel weniger aber seine eigene Befreundte hierunter einzubringen noch auch deren Promotion behaupten und hiedurch andere mehrers verdiente und qualificirte Leut zurückstellen, derweilen Ihre Churf. Durchl. ohne das geneigt sein, die tauglichen Subjekte vor andern mit Diensten zu bedenken.

Es soll viertens ein Beichtvatter in consultationibus wozu er (zu)gezogen werden möchte, nicht ohne vorherhabende genugsame Information und also offenherzig procediren, hierüber auch Ihrer Churf. Durchl. keine abstrittige Informationes (es sei denn, daß dieselbe das absonderlich begehren), welche alle Conclusa suspect und zweifelhaft machen, geben insonderheit aber zu begebender Gelegenheit, und da er auf Befehl Ihrer Churf. Durchl. mit denen Geheimen Räthen insgesammt oder

---

[1] *Ad Germ. sup. Über die Familienverhältnisse vergl. Histor. Jahrbuch 1919, 77 und 1907, 307.

[2] Vergl. oben S. 560 ff.

[3] *Konzept mit Korrekturen M. G. H. 1712 Lit. E ad 1.

mit dem einen oder andern aus denselben particulariter etwas zu conferiren hat, sich hierundterschidlich, höflich und nit imperios, wie etwa zu Zeiten zu geschehen pflegt, erzeigen, damit gleichwie die Conferenzen in eines Herrn Diensten vorgehen, also auch die Conclusa einhellig gemacht werden khunden und einer dem andern aus Passion nit contradicire.

Und weil fünftens bei einem Beichtvatter insonderheit auch das Secretum requirirt wird, also hat er solches nit allein in allen Verrichtungen, sondern auch in dem Familiari colloquio höchstens zu observiren, weil die Erfahrung geben, daß oftmalen alles, was sonderbar zu Haus geredt und discurrirt, aus dem Collegio geschrieben und palesirt worden, also daß nichts im Geheim verblieben, was doch niemand eröffnet worden sein sollte.

Sechstens soll ein Beichtvatter sich auch insonderheit der gar zu vielfältigen Correspondenzen enthalten; da aber zu correspondiren Ihrer Churf. Durchl. Dienst erfordert, solches mit dero Vorwissen und Gutbefinden beschehen und von derselben, was zu schreiben und zu antworten, Bescheid genommen werden.

Siebentes soll gemeldter Beichtvatter beide Churf. Durchl. wie auch die Churf. Frau Wittib bei guter Correspondenz zu unterhalten sich höchstens befleißen, hierumb auch absonderlich annehmen, zumalen im widrigen, und wann dieses nit absonderlich observirt würde und sich dieser Orten die gute Verständniß zerfällt, daraus nichts anders als große Ungelegenheit und Schaden erfolgen müssen.

Achtens und letztens soll sich ein Beichtvatter sonderlich auch der Heirath und dergleichen Sachen, bevorab, wann er hierum nit ersucht oder ihm von Ihrer Churf. Durchl. befohlen wird, nit annehmen, und solche Verrichtungen wohl denjenigen, denen es besser (?) als ihm gebührt, überlassen[1].

An die Stelle des P. Vervaux als Beichtvater des Kurfürsten trat P. Leopold Mancini (Manzin). Derselbe hatte schon vorher in Verhinderung des P. Vervaux dieses Amtes gewaltet. In dem Nachtrag zur Instruktion für die Erziehung des Prinzen Ferdinand Maria, der nach dem Tode Maximilians verfaßt wurde, heißt es zum Abschnitt 14, wo als Beichtvater ein Jesuit bestimmt wird: „Da aber dieser (P. Vervaux) nit sollte können allezeit bei der Stell sein, soll dies „P. Leopold" sein, „mit denen er in beständiger guter Correspondenz alle Zeit zu verbleiben und sie als patres spirituales jeder Zeit verehren und respektiren soll".[2]

Wie ein ausführlicher Nekrolog berichtet, war P. Mancini deutscher Abkunft und zwar aus Vilshoven (Bayern), wo er am 7. Oktober 1606 das Licht der Welt erblickte. Mit 16 Jahren trat er am 30. April 1622 in die Gesellschaft ein. Im Jahre 1631 finden wir ihn als Professor der Poesie in München. Von den 22 Jahren, die er als Prediger wirkte, fallen die ersten auf Mindelheim. Hier gelang

---

[1] Die Hauptpunkte dieses Memorials sind auch in einem vielkorrigierten und unfertigen Konzept enthalten: „Instruction für einen khonfftigen Churf. H. Beichtvatter." Durchgestrichen ist z. B.: Leiden mag man zwar wol, daß er einen oder andern recommendire aber die promotion zu behaupten, weil es Ihr. Churf. Durchl. nit gemeint, khan besser vermieden bleiben. Gleiche Meinung hat es, daß auch der Hr. Beichtvatter nit solle passionirt sein, seine eigene Befreundte, bevorab, wenn sie nit qualificirt sein, vor andern einzutringen, und dadurch meritirte und verdiente Leuth zurückzußoßen . . . Ebenfalls durchgestrichen: Zumerkhen, was in diesem Memorial verzeichnet, nicht dahin angesehen, einen Churf. Hr. Beichtvatter Maß zu geben, wie und was gestalten er sich in seiner geistlichen Functionibus zu verhalten, weilen ihm ohne das bewußt, was die geistlichen Rechten in dergleichen Verrichtungen schreiben und gehet demnach die intention allein dahin zu avertirn, wie er sich in moralibus et politicis zu comportiren. — Die endgültige Faßung ist somit etwas schärfer ausgefallen.

[2] Schmidt, Erziehung der bayer. Wittelsbacher 178.

es ihm, die obszönen Lieder, die von den Handwerkern in den Wirtshäusern gesungen wurden, durch schöne von ihm komponierte Gesänge zu verdrängen. Darauf versah er 12 Jahre die Hofkanzel in München, wurde Rektor des Münchener Kollegs, dann Prediger in St. Michael. Das Beichtvateramt beim Kurfürsten Ferdinand Maria versah er 12 Jahre bis zu seinem Tode am 6. April 1673. Auch als Hofbeichtvater blieb Mancini der Beichtvater der armen Leute; besonders die Bauern der Umgegend strömten in großen Scharen zu seinem Beichtstuhl in St. Michael. Diese belehrte er über die ersten Glaubenswahrheiten, die Pflichten der Erziehung und die übrigen Christenpflichten, verlangte aber dafür, daß sie ihm auch andere zuführten und das von ihm Gehörte selbst andere lehrten. Er bewog den Kurfürsten zur Berufung der Ursulinen, die in Landshut ein Haus errichteten, wo sie viele Mädchen in christlicher Zucht und allerlei Kunstfertigkeiten unterrichteten.

Für sich war P. Mancini sehr anspruchslos. Die täglich für die Hofpatres und auch ihm aus der Hofküche geschickten Speisen nahm er nicht an und begnügte sich mit der gemeinsamen Kost. Auf die Ausnützung der Zeit war er sehr bedacht, nie war er müßig. Selbst auf den Reisen, die er oft mit dem Kurfürsten machen mußte, nahm er literarisches Rüstzeug mit, um an seinen Büchern zu arbeiten, von denen nach seinem Tode erst nur ein Teil gedruckt war. Wie groß die Zuneigung des Kurfürsten für den Pater war, zeigte sich besonders bei der letzten Krankheit und seinem Tod. Alle seine Ärzte stellte er ihm zur Verfügung und die Kunde von seinem Tode ergriff ihn außerordentlich. Das Amt als Hofbeichtvater, das er nie erstrebt hatte, verwaltete er so, daß er nie an den Hof ging, wenn er nicht wegen einer wichtigen Ursache gerufen wurde; von dort brachte er nichts mit, was irgendwie mit dem religiösen Leben weniger vereinbar war. Einer seiner vornehmen Neffen bat ihn einst, er möge einem Maler eine Sitzung für ein Porträt gewähren. Seine Antwort war, er solle unter einen schön gemalten Esel seinen Namen schreiben und den mit nach Hause nehmen, dann habe er sein Bild. Einer, der ihn gut kannte, charakterisierte ihn kurz also: ein unschuldiger Mensch, ein eifriger Ordensmann[1].

Im Jahre 1659 veröffentlichte P. Mancini ein „Christliches Todten-Büchl. Das ist Wahre Kunst gottselig zu sterben gezogen aus den H. Leiden und Sterben Christi Jesu" (München, Joh. Wagner 12° 624 S.). Die Widmung an die Kurfürstin Mutter Maria Anna beginnt mit den Worten: „Es wird sich Ew. Kurf. Durchl. zweifelsohne gnädigst zu erinnern haben, was in dero Kurf. Hof-Kapellen vor etlichen Jahren zu unterschiedenen hl. Fastenzeiten von mir unter dem Titel und Namen eines Christlichen Todten Büchleins mit ausführlichen Predigten ist vorgetragen und erklärt worden; nämlich die Kunst gottselig zu sterben nach dem Exempel und Vorbild unseres gekreuzigten Heilands Christi Jesu." Mehrere Zuhörer hätten verlangt, so nützliche Predigten auch schriftlich zu haben; „bevorab haben Ew. Kurf. Durchl. ebenmäßig so eifriges starkes Verlangen darauf gesetzt, daß selbige des Drucks unerwart, mir längst vorhero gleich nach gethaner Predigen gnädigst anbefohlen, etliche Punkten hiervon zu Papier zu bringen und zu deroselben andächtigen Gebrauch handschriftlich zu überreichen."

Wie der Titel besagt, will das Büchlein lehren, gut zu sterben und zwar nach dem Vorbild des am Kreuze sterbenden Erlösers. Das Büchlein enthält u. a. eindringliche Lehren über die wahre und reine Gottesliebe. Er verweist als Beispiel auf den General Vinzenz Carafa, der oft und oft zu wiederholen pflegte: Amo, ut amem. Ich lieb, damit ich lieb. Er wollte sagen: Mein Gott und Herr, ich lieb

[1] *Necrologia Prov. Germ. sup.

dich nicht darum, auf daß du mir meine Liebe belohnest; ich lieb dich nicht um den Himmel oder um einige zeitliche Vergeltung, Gnad und Guttat, sondern darum pur lauter, damit ich dich noch mehr lieben möge.

Diese Gedanken faßt dann Mancini in Verse, die bei dem damaligen Stand der deutschen Verskunst auch sprachlich Beachtung verdienen.

Mein Herr und Gott, ich liebe dich,
Wie dich all' Menschen lieben.
Ist viel z'wenig. Ich liebe dich,
Wie dich die Engel lieben.
Noch mehr, noch mehr. Ich liebe dich,
Wie dich dein Mutter liebet.
Noch mehr, noch mehr. Ich liebe dich,
Wie du uns Menschen liebest.
Kleckt das noch nicht? So lieb ich dich,
Wie du dich selber liebest[1].

Mancini gibt auch eingehende Unterweisung, ein gutes Testament zu machen. Vor allem schärft er die Pflicht der Gerechtigkeit ein, Unrecht gut zu machen, Schulden zu bezahlen, für etwaige uneheliche Kinder zu sorgen. Dann kommen seine Lieblinge an die Reihe, die Armen. Zunächst muß für arme Verwandte gesorgt werden, dann für andere Arme, und hier drängen Almosen umso mehr, je weniger die Pflicht des Almosengebens im Leben beobachtet wurde[2].

Am Schlusse bringt Mancini „Ein Geistliches Reiß-Trüchlein des Sterbenden"[3], indem er die bei der letzten Reise notwendigen Tugendübungen in Verse ausklingen läßt. Besonders schärft er Vertrauen auf Gott und die Verdienste Christi ein:

Auf Gott will ich bauen
All' mein Vertrauen.
Gott getraut, ist wol gebaut,
Eine feste Wand, die göttliche Hand,
Ein starker Schild sein Angesicht mild.
Hilf, hilf mir o Jesu.

Das Kreuz soll den Sterbenden Leiter zum Himmel sein:

Ich hoff, das heilige Kreuz wird sein
Mein Leiter in den Himmel h'nein.
Komm ich nur auf ein Sprossen,
So bleib ich unverstoßen.

Die Seitenwunden des Gekreuzigten betrachtet er als Türe zum Himmel:

Mein Gott streck aus dein Arm zu mir.
So hab ich nicht mehr weit zu dir.
Laß dich von mir umbfangen:
Nach dir steht mein Verlangen.
Laß d' heilig Seitenwunden sein
Mein Türlein zu dem Himmel h'nein,
Komb ich in diese Wunden,
So ist der Himmel g'funden.

Jesus ist sein letztes Wort:

Jesu mein Trost und Heiland
Verlaß mich in diesem Stand,
So sei denn jetzt an diesem Ort,
Jesus! Jesus! mein letztes Wort.

In den Jahren 1671 und 1672 ließ P. Mancini einen Fürsten- und einen Hofleutspiegel erscheinen. Beide enthalten auf je 100 Seiten Sentenzen aus der Heiligen Schrift, den Vätern, den Klassikern und andern Schriftstellern, die für

[1] S. 133 ff. [2] S. 262 ff.
[3] Dieses „Reiß-Trüchlein" erschien auch separat München 1659, 24°, 80 S.

Fürsten und Hofleben von besonderer Bedeutung sind[1]. Jede Seite enthält zehn Sentenzen, die erste immer aus der Heiligen Schrift, die weitern aus den Vätern und Klassikern wie Quintilian, Plutarch, Seneca, Aristoteles usw. Von andern Schriftstellern werden besonders häufig Baco von Verulam und Sawedra angeführt. Der Fürstenspiegel ist dem jungen Prinzen Max Emanuel gewidmet und beginnt mit Sentenzen über die Bedeutung der Jugend und die Notwendigkeit der Selbstzucht. Tugenden und Laster der Fürsten werden in treffenden Aussprüchen vorgeführt; nirgends fürchtet sich Mancini, den wahren Spiegel vorzuhalten. Besonders werden die Armen und alle Bedrückten immer wieder dem Fürsten empfohlen, die Schmeichler an den Pranger gestellt, die großen Lehren der Geschichte vorgeführt. Ebenso lehrreich ist der Hofleutspiegel.

Einen starken Folianten widmete Mancini im Jahre 1663 Ferdinand Maria. Es behandelt das Leiden Christi. Von dem Inhalt hatte er einen Teil in den letzten Jahren in der Hofkapelle vor dem Kurfürsten gepredigt[2]. Auch hier zeigt er sich als ein Mann, der überall für die Wahrheit und Gerechtigkeit eintritt, der sich auch nicht scheut, den Fürsten und dem Adel die Wahrheit zu sagen. Den Fürsten widmet er einen eigenen Abschnitt mit der Überschrift: Die Fürsten sind die Krone der Völker und oft eine Dornenkrone[3]. Dem Adel führt er u. a. zu Gemüte die Bedrückung, die darin liegt, daß sie das Wild hegen auf Kosten der Armen, deren Ernte und Gesundheit. Den Reichen hält er ihr Praffen vor, zur selben Zeit, wo die Armen darben. Bei der Aufforderung zur Unterstützung der Armen widerlegt er eingehend alle Entschuldigungen, die man vorbringt, um sich vom Almosengeben zu befreien. Ganz besonders prägt er ein die Pflichten zur Zeit der Hungersnot; der Sorge für Witwen und Waisen widmet er eigene Kapitel[4].

Denselben Geist der Barmherzigkeit zeigt Mancini in einem nachgelassenen Werke, das im Jahre 1681 ein Verwandter von ihm, der Domherr Leop. von Croneckh herausgab und dem Kurfürsten Max Emanuel widmete. In der Widmung wird von Mancini gerühmt, daß er bereits unter dem Großvater Maximilian mit Beifall am Hofe gepredigt, dann als Hofprediger und Beichtvater des Kurfürsten Maria Ferdinand segensreich gewirkt. Das Buch enthält, wie Mancini selbst in der Vorrede an den Leser bemerkt, einen Teil der Predigten, die er über diesen Stoff am Hofe gehalten. Der Barmherzigkeit gegen die Armen, der Barmherzigkeit der Beichtväter gegen die Sünder, der Barmherzigkeit der Richter gegen die Angeklagten sind eigene Abschnitte gewidmet[5].

Diese kurzen Auszüge aus seinen Schriften und Predigten charakterisieren den Hofprediger und Hofbeichtvater Mancini als einen Mann, der sich nicht scheut, den Großen der Erde die Wahrheit zu sagen, und der sich zugleich stets als beredten Anwalt aller Armen, Bedrängten, Witwen und Waisen erzeigt[6].

---

[1] Viridarium morale Principis Christiani e sacris ac profanis Scriptoribus concinnatum studio ac opera P. Leop. Mancini e Soc. Jesu Monachii 1671. — Enchiridion Aulicorum seu Methodus sacro profana christiane vivendi in aulis Principum. authore P. L. M. Monachii 1672.

[2] Passio D. N. Jesu Christi Nova-Antiqua . . . Opus ad usum multiplicem praesertim Concionatorum pro totius anni Dominicis et Festis Monachii 1663. Fol. 910 S.

[3] 725 ff.

[4] 700 ff., 871 ff.

[5] Deus Misericors. Opus posthumum edi curavit D. Joan Leop. à Croneckh Eccl. coll. Monac. Canonic. authori multis titulis obstrictus Monachii 1681 p. 70 ff., 171 f., 192 f.

[6] Charakteristisch für P. Mancini ist auch ein langes Gutachten, „des P. Leopold Manzin S. J. Theologi et Smi Electoris“ über das Amortisations Gesetz, das den Geistlichen jedes Recht nahm, Immobilien zu erwerben. „Ihre Churf. Durchl. habens selbst von dem Beichtvater P. L. Manzin S. J. abzulassen begehrt und hernach den 19. Januar 1669 ad Registraturam khomben.“ Nach Widerlegung der Gründe

Ein ebenso treuer Anwalt aller Armen und Bedrängten war der Nachfolger des P. Mancini im Hofbeichtvateramt: P. Bernard Frey. Als Kurfürst Ferdinand Maria den P. Frey als Beichtvater gewählt, beglückwünschte der General Oliva am 17. Juni 1673 den neuen Beichtvater zu diesem Amte und gab seiner Freude Ausdruck, daß die Wahl auf ihn gefallen. Die Vorschriften, die ihm der Kurfürst für sein Amt gegeben, stimmten ganz mit den Vorschriften des Instituts überein, und er wünsche nichts anderes als deren treue Beobachtung: so werde aller Neid vermieden, dem einige der früheren Beichtväter nicht ganz entgangen[1]. Die Vorschriften, auf die sich hier der General bezieht, liegen in einem Entwurf vor. Derselbe trägt das Datum vom 7. April 1673, also einen Tag nach dem Tode des P. Mancini.

Dieses „Memorial für einen khonfftigen Churf. Beichtvatter“[2] lautet also:

1. Erstlich soll sich der künftige Churf. Beichtvatter in keine weltlichen negocien und Geschäfte nit einmischen, sondern allein in dem officio eines Beichtvatters verpleiben.

2. Zum andern hat Er Ihre Churf. Durchl. mit Recommendation eines oder anderer zur Promovierung einiger Hof oder andern Diensten, wie die auch sein mögen, noch weniger wegen seiner Befreundten halben im geringsten nit anzuleiten noch zu importuniren.

3. Drittens soll er keine exoticas opiniones und sententias foviren, sondern soviel es gewissenshalber sein kann und die sententiae probabiles zulassen, die casus conscientiae nach Ihr. Churf. Durchl. und deren hohem Haus auch Land und Leuthen Interessen und Wohlfahrt, wenn er dessenwegen befragt wird, dirigiren und solches allzeit pro subjecto principali halten.

4. Hat der zukünftige Beichtvatter sonderbar zu beobachten, daß er Ihrer Churf. Durchl. der Provinz und eines oder andern Collegii Angelegenheiten nit vorpringe, sondern gleichwohlen die Provinziales, Rectores und Procuratores nach jedes erfordernden officio gemäß selbst richten lasse.

5. In die negotiis publicis sich im geringsten nicht einmischen.

Der bisherige Lebenslauf des P. Frey hatte gezeigt, daß er sich nicht leicht von den Grenzen seines Amtes entfernen werde. Geboren am 30. November 1606 zu Oberstdorf im Allgäu und am 6. Februar 1626 in die Gesellschaft eingetreten, war Frey nach Vollendung seiner Studien, während deren er drei Jahre am Gymnasium gelehrt hatte, sechs Jahre Professor der Philosophie zu Ingolstadt, dann 1647—1649 Rektor in Luzern gewesen[3]. Als Herbst 1649 die Pest ausbrach, bat er in einem Briefe von Amberg 5. Oktober 1649 den Provinzial um Verwendung im Dienste der Pestkranken: Mein Verlangen zu sterben und bei einem so frommen Anlaß für meine Sünden Genugtuung zu leisten, kann ich Ew. Hochwürden nicht länger verbergen. Denn zu den allgemeinen Gründen und meinem besonderen Gelübde, durch das ich mich schon früher Gott und den Oberen zum Dienste der Pestkranken angeboten habe, kommt jetzt noch der Umstand hinzu, daß mein Gesundheitszustand augenblicklich derart zerrüttet ist, daß ich zu allen anderen Ämtern und Beschäftigungen der Gesellschaft untauglich, mir und anderen zur Last

---

für das Gesetz bezeichnet M. dasselbe als eine Schmach für die Kirche und beruft sich u. a. auf das Wort des heiligen Hieronymus: alle Schurken dürfen kaufen, nur die Kirche nicht. Es sei auch ein Unrecht für die Gläubigen, die nicht bezahlt würden, wenn man die Käufer beschränke. Wortlaut in Cgm 2623 f. 642—53.

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Konzept M. G. H. 1712 G.

[3] Vergl. Gesch. 2², 200. Über seine wissenschaftliche Richtung in Ingolstadt vergl. J. Schaff, Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt (1912) 81, 107, 133.

bin, und ich mich auf keine andere Weise mehr nützlich machen kann, als daß ich im Dienste der Nächstenliebe mein Leben zur Sühne für meine Sünden opfere. Daher teile ich Ew. Hochwürden diesen meinen alten und doch wieder neuen Willensentschluß mit im festen Vertrauen, daß Sie sich keineswegs mit meinem ernsten Angebot und meinem guten Willen begnügen werden, sondern auch tatsächlich gestatten, daß ich an Stelle meiner Mitbrüder, deren Arbeit nützlicher und notwendiger ist, mein Leben hingebe, wo immer es sein mag, und den Zorn Gottes, den ich durch meine schweren Sünden verdient habe, durch dieses mein letztes geringes Opfer abwende[1].

März 1652 wurde er von seiner Studienpräfektur im Kolleg zu Amberg[2] nach Sulzbach geschickt, wo er an der Wiederherstellung des katholischen Kultus unter vielen Schwierigkeiten und persönlichen Entbehrungen bis 1656 arbeitete. Am 14. Januar 1653 äußerte er sich in einem Briefe: Was der eine Fürst (Christian August von Sulzbach) aufbaut, reißt der andere (dessen jüngerer Bruder Philipp) wieder nieder[3]. Über die Einführung des katholischen Gottesdienstes in der Sulzbacher Stadtpfarrkirche am 31. Juli 1653 hat er einen eigenen Bericht verfaßt[4].

Vom Jahre 1654—1666 wirkte er als Professor der Moral im Kolleg von München und erlangte als solcher einen großen Ruf, so daß ihm nicht allein aus Bayern, sondern auch aus andren Ländern die schwierigsten Fragen zur Lösung unterbreitet wurden. Auch vom Hofe wurde er vielfach um Gutachten in wichtigen Angelegenheiten angegangen. Von diesen Gutachten liegen noch manche in den Münchener Archiven und Bibliotheken[5]. Seit 1666 leitete P. Frey die große Münchener Bürgerkongregation und behielt dies Amt bis 1673 bei.

Hatte sich P. Frey schon früher auch der Seelsorge gewidmet, so wurde diese jetzt sein eigenstes Feld. Ein Nekrolog, den bei seinem Tode ein Mitbruder aus dem Münchener Kolleg verfaßte[6], hebt hervor: Kein Unwohlsein, kein Wetter, keine Entfernung, keine ansteckende Krankheit konnte ihn abhalten, zu den ärmsten Leuten zu eilen. Nach Hause zurückgekehrt, eilte er sofort auf einen neuen Ruf mit größerer Geistes- als Körperkraft dorthin, wohin ihn die Not der Kranken und seine glühende Nächstenliebe hinrief. Fast keine Nacht verging, ohne daß der Pater gerufen wurde; zuweilen war er genötigt, drei-, viermal in einer Nacht den Schlaf zu unterbrechen, um denen, die nach ihm verlangten, beizustehen. Um schneller bereit zu sein, schlief er manche Nächte auf dem nackten Boden. Dies zog ihm eine ganz allgemeine Verehrung zu, und man wunderte sich nur, wie ein Mann von über 60 Jahren dies aushalten konnte.

Die letzten zwölf Jahre 1673—1685 war er dann Hofbeichtvater. Zuerst seit 1673 bei Ferdinand Maria bis zu dessen Tod 1679. Ein Jahr vor seinem Tod bestimmte ihn der Kurfürst auch zum Beichtvater für seinen jüngeren Sohn Joseph Klemens (geb. 1671) und später auch für die Prinzessin Violanta Beatrix (geb. 1673). Als sich der General Oliva für dieses große Vertrauen bei dem Kurfürsten bedankte, antwortete dieser am 22. April 1678 mit der Versicherung, daß er auch jede andere Gelegenheit ergreifen werde, seine große Liebe zur Gesellschaft zu bekunden[7]. Auf

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 92. Vergl. Gesch. 2[2], 255.

[2] Im *Diar. Coll. Amberg. heißt es zum 18. Okt. 1651: P. Bern. Frey Praef. scholar. Casista et Logicus, dann zum 29. Okt. 1651: Die dominica in templo pro discipulis iterum concionari coepit P. Bern. Frey.

[3] *M. G. H. 256.

[4] *Brüssel, Biblioth. Bourgogne 6777.

[5] Vergl. Histor.-pol. Blätter 160 (1917) 636 ff. Ein interessantes Gutachten über Besteuerung des Klerus (1657) in Cgm 2623 f. 232 ff.

[6] *Litt. ann. Coll. Monac. 1685. Ein kürzerer Nekrolog in den *Necrol. Prov. Germ. sup.

[7] *Orig. Epp. Princip. 9, 190.

einen sehr lobenden Bericht des Münchener Rektors Truchseß hin drückte Oliva am 2. April 1678 dem P. Frey seine große Anerkennung für die bisherigen Leistungen am Hofe aus[1]. Schon vorher, am 23. Juni 1674, hatte Oliva dem Beichtvater großes Lob gespendet: Es gereicht mir zu großem Troste — so schreibt er — aus Ihrem Briefe zu ersehen, wie der Kurfürst durch stets neue Beweise seine Liebe gegen uns an den Tag legt. Sehr lobe ich, daß Ew. Hochwürden sich nur zu Gewissenssachen gebrauchen lassen und von allen andern Dingen sich durchaus fernhalten. Diese Maßhaltung bitte ich dringend, auch für die Folgezeit stets zu beobachten[2].

Charakteristisch für P. Frey ist sein Benehmen bei dem Attentat des wahnsinnigen Rittmeisters Joh. Rottgner. Als am 26. Januar 1679 der Kanzler Schmidt bei P. Frey zu Besuch war, stürzte plötzlich der mit dem Beichtvater befreundete Rittmeister Rottgner in das Zimmer und feuerte auf P. Frey seine Pistole ab, den Kanzler griff er mit dem Messer an. P. Frey erhielt nur eine leichte Streifwunde an der Brust, der Kanzler eine größere, aber nicht tödliche Verwundung. Der Rittmeister wurde eingekerkert und zu den Galeeren verurteilt. Als P. Frey dies vernahm, richtete er am 21. Februar 1679 ein Schreiben an den Kurfürsten, in dem er in der dringendsten Weise Fürbitte für den Verurteilten einlegte. Aus vieljähriger Erfahrung — so schreibt er — weiß ich, daß der Mann geistesverwirrt ist und bin ich deshalb ziemlich gewiß, daß er bei diesem Attentat vor Gott und seinem Gewissen sich nicht schwer verfehlen wollte und auch nicht konnte. Ich werfe mich vor Ew. Durchlaucht auf die Knie und bitte demütigst in aller Aufrichtigkeit meines Herzens um gnädigsten Nachlaß der Galeerenstrafe, die ja härter ist als der Tod und mit nicht geringerem Nachteil für das Seelenheil verbunden ist. Wieder und wieder bitte ich bei den Wunden Christi und der Barmherzigkeit Gottes, durch dessen wunderbaren Schutz der Herr Kanzler Schmid und ich Unwürdiger vor jedem schweren Schaden bewahrt wurden, wohl auch zu dem Zweck, damit auch diesem Unglücklichen Gnade und Barmherzigkeit zuteil würde[3]. Da der Rittmeister nach seiner Untat zu den Franziskanern geflohen und dort trotz des Asylrechtes gefangen genommen worden, erhob der Bischof von Freising Klage wegen Verletzung der kirchlichen Immunität und erklärte alle Teilnehmer für exkommuniziert. P. Frey verteidigte in einem Gutachten die Erlaubtheit des Vorgehens, welches durch die Gemeingefährlichkeit des Wahnsinnigen notwendig gewesen. Deshalb sei die Exkommunikation hinfällig und eine weitere Klage in Rom nicht zu fürchten[4].

Wegen seiner Gutachten in der Frage der Hexenprozesse hat sich P. Frey große Verdienste um Bayern erworben[5].

Auch aus seinen andern Gutachten spricht stets Klugheit und Maßhaltung, die auch den geänderten Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen weiß. Dies zeigt sich besonders in den schwierigen Fragen über Asylrecht, Immunität des Klerus usw., in denen der sich mächtig entwickelnde Staatsgedanke in Konflikt mit dem mittelalterlichen Herkommen geraten mußte. So beantwortete Frey 1672 die Frage, ob das Verbot der Biereinfuhr aus andern Ländern, wenn es auch auf den Klerus ausgedehnt werde, gegen dessen Immunität verstoße, verneinend. In der weitern Frage, ob das Verbot gegen die Einfuhr auch aus dem Gebiete des Fürstbischofs

[1] *Ad Germ. sup. Vergl. Oliva an Truchseß vom 2. April 1678.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Orig. M. K. A. General-Register 514/69. Der lateinische Wortlaut Histor. Jahrbuch 1904, 63 f. Dort auch das schöne Fürbittschreiben des Kanzlers Schmid vom selben Datum.

[4] Näheres Histor. Jahrbuch 1904, 65 f., Histor.-pol. Blätter a. a. O. 719 ff.

[5] Vergl. oben S. 776 f.

von Freising den Klerus verpflichte, hält Frey zwar fest, daß das Gesetz auch den Klerus verpflichte, empfiehlt aber zur Wahrung der Eintracht zwischen den Verwandten in München und Freising und zur Vermeidung von Weiterungen für die Zeit der Regiernng des jetzigen Fürstbischofs Albert Sigismund (Onkel des Kurfürsten Ferdinand Maria) zu gestatten, daß aus einigen näher zu bezeichnenden Tabernen des Bischofs von Freising die Erlaubnis der Einfuhr des Freisinger Bieres für den Klerus gegeben werde[1].

Überall suchte Frey bei aller Wahrung des Rechtsstandpunktes für den Frieden zwischen München und Freising zu wirken, wie in der Bierfrage, so auch in der Asylfrage und bei andern Gelegenheiten. Ebenso trat er in den Streitigkeiten an der Universität in Ingolstadt vermittelnd ein und wirkte für die Beilegung des Streites[2].

* * *

Wie Ferdinand Maria hatte auch seine Gemahlin Adelheid von Savoyen einen Jesuiten als Beichtvater, aber nur für die erste Zeit. Für sie, als die Braut des Kurprinzen, war ein Jesuit als Beichtvater gewünscht und dafür P. Joh. Franz. Mabilinus oder P. Leonhard Magnanus in Aussicht genommen worden. Kurfürst Maximilian ließ durch P. Vervaux den General Piccolomini über die beiden Patres befragen. Dieser antwortete am 11. Februar 1651 dem P. Vervaux: Beide Patres seien klug, fromm und ruhig und für das Amt geeignet. P. Mabilinus sei aber schon alt und gebrochen und werde schwerlich das Amt annehmen oder lange behalten, wenn die Änderung des Klimas und der Lebensweise hinzutrete. Er selbst (der General) stelle beide dem Kurfürsten zur Verfügung[3]. Anstatt der hier genannten wurde aber schließlich der Rektor von Nizza P. Ludwig Montonaro von der Herzogin Mutter Christina, einer Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, erwählt. Derselbe stammte aus einer adeligen Familie in Vercelli; mehrere Mitglieder dieser Familie befanden sich um diese Zeit im Dienste des Herzogs von Savoyen[4].

Die Abreise der Braut von Turin erfolgte am 12. Mai 1652. In der Instruktion ihrer Mutter für das Benehmen am bayrischen Hof, „die nicht weniger ihrem Gefolge und besonders ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Luigi Montonaro galt“[5], wurde Adelheid besonders eingeschärft gutes Einvernehmen mit der Kurfürstin Mutter und dem leitenden Minister Graf Kurz, Anpassung an die neuen Verhältnisse und Erlernen der deutschen Sprache[6]. Über den Verlauf der Reise

---

[1] Die Gutachten von der Hand Freys in M. St. A. schwarz 411/15, *415/70d. Vergl. Histor.-pol. Blätter 160 (1917) 712 ff.

[2] Vergl. Frey 24. Dezember 1674 an den Vizekanzler. *Acta facult. artist. M. U. O. 1, 4.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] C. Merkel, Adelaide di Savoia. Torino 1892, 7[3]. Dort auch über die verschiedene Schreibart des Namens Montonaro und Montanaro. — Nach den handschr. Ordenskatalogen war M. geboren 1607, in den Orden eingetreten zu Mailand 1. April 1624, seit 1648 Rektor des Kollegs zu Nizza Über ihn schrieb P. Spaiser aus Rom 9. Februar 1652 an den Rektor von München: Heute werden wir den Crispus des P. Stephanius im römischen Kolleg sehen, den man sehr lobt; er dauert 5 Stunden nec tamen satiat spectatores ut ait P. Montonarius qui heri mihi assedit libenterque audivit etiam Monachii cantari subinde comoedias. Dann am 17. Februar: P Aloisius Montonora cras discedet, a me saepe animatus sicut R. V. faciendum monuit ut alacriter suscipiat iter Bavaricum quod spero facturum. Non erit molestus Collegio nec ullis sese Aulae negotiis miscebit, natus factusque ad quietem. Reliquit litteras pro R. V. quas hisce adjungo. *Orig. M R. Jes. 331a, Druck bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten 2, 330 f.

[5] Merkel 7.

[6] Der Wortlaut der Instruktion bei G. Claretta, Adelaide di Savoia. Torino 1877, 189—192.

nach München berichtete P. Montonaro von den verschiedenen Orten aus an die Herzogin Mutter. Sein vierter Bericht, datiert Innsbruck, 15. Juni 1652, schildert den glänzenden Empfang in Innsbruck, das allgemeine Entzücken über die Schönheit und Bescheidenheit der jungen Braut. Dieselbe habe gestern am Feste des heiligen Antonius von Padua, ihres Patrons, in der Palastkapelle die heilige Kommunion empfangen, das sei schon das drittemal, daß sie auf der Reise gebeichtet und kommuniziert habe[1].

Auch später, nach der Ankunft in München sandte Montonaro häufige, manchmal wöchentliche Berichte, wie die Herzogin Mutter gewünscht hatte[2]. Da dieselben wahrheitsgetreu sein sollten, konnte er nicht immer Gutes berichten, denn die junge Kurfürstin gab zu manchen Klagen Anlaß.

Anstatt sich an die Mahnungen ihrer Mutter zu halten, überließ sich die junge Frau ganz ihrem heißblütigen und hochfahrenden Temperament. Sie blieb auch in München durch und durch französisch, haßte und beargwöhnte die Deutschen, wollte keine Deutschen um sich haben. An und für sich gutherzig, kannte ihre Gereiztheit keine Grenzen, wenn sie sich oder ihre Landsleute hintangesetzt glaubte. Ihr großmütiges freigebiges Gemüt riß sie fort zu übermäßiger Verschwendung. Wurde es dem Kurfürsten zuviel, machte sie mit ihrer ganzen Umgebung ein böses Gesicht; half das nichts, so stellte sie sich krank, bis der Kurfürst nachgab[3]. Die Folge war, daß sie in Streit geriet mit der Kurfürstin Mutter und dem Grafen Kurz. Wenn sie aufgebracht war, dann kannten ihre Anschuldigungen kein Maß. Die in dieser Stimmung geschriebenen Briefe sind wahre Zerrbilder. Die Lage wurde noch verschlimmert durch das piemontesische Gefolge der Kurfürstin, von dem sie nicht ablassen und das sie trotz der Mahnungen ihres Beichtvaters nicht durch Deutsche ergänzen wollte. Diese Piemontesen waren für den bayrischen Hof der Gegenstand fortgesetzten Verdrusses. Anspruchsvoll, herausfordernd, leichtfertig, hatten sie eine besondere Freude am Skandal: mit ebensoviel Bosheit wie Verlogenheit verbreiteten sie die kompromittierendsten Nachrichten über die Glieder der kurfürstlichen Familie und über Adelheid selbst[4].

Bei diesen Verhältnissen konnte die Lage des Beichtvaters keine beneidenswerte sein. In seinen zahlreichen Briefen zeigt sich Montonaro als ein Mann, der bei aller freudigen Anerkennung der Vorzüge Adelheids, doch seine Augen vor ihren vielen Schwächen nicht verschließt. Er sucht aufzurichten und zu versöhnen, aber auch die Quelle von allem Leid zu verstopfen, indem er immer und immer mahnt zur Bekämpfung der Charakterfehler, Müßiggang, Vergnügungssucht, Gereiztheit usw. Wiederholt verlangt er von ihr, sie solle mehr deutsch lernen und sich den deutschen Sitten besser anpassen. Die Herzogin Mutter mahnt er u. a., man solle nicht soviel von den zahlreichen Festen in Turin schreiben, weil dies die Traurigkeit und Unzufriedenheit der Kurfürstin nur noch vermehre[5]. Kurz, Montonaro verdient wirklich das Lob eines klugen und getreuen Ratgebers, das ihm ein italienischer Biograph Adelheids gespendet hat[6].

---

[1] Wortlaut bei Claretta 192 f.

[2] Die (115) Briefe von 1652—59 liegen in Turin, Staatsarch. Storia della R. Casa (Lettere particolari). Vergl. Merkel 7.

[3] Vergl. M. Doeberl, Bayern und Frankreich vorz. unter Ferdinand Maria 2 (1903) 2 ff. — F. G. Preuß, Wilhelm III. und das Haus Wittelsbach 1 (1904) 111 ff.

[4] So charakterisiert sie nach den Briefen G. Heide in Zeitschrift für Allgem. Geschichte 3 (1886) 326. Vergl. Claretta 90.

[5] Vergl. die Briefe bei Merkel 18 ff., Claretta 65.

[6] Claretta 90.

Auf seine Berichte an die Mutter erfolgten von dieser Mahnungen an die Tochter, die bei dem zärtlichen Verhältnis zwischen Mutter und Tochter diese sehr betrübten und aufregten. Eine Besserung erfolgte aber nicht, trotz manch guter Anläufe und trotzdem Montonaro immer wieder auf Charakterbildung anstatt gehäufter äußerlicher Devotionen drang[1].

Für die Fehler der Kurfürstin machte man auch noch — wie so oft bei den Hofbeichtvätern — den Beichtvater verantwortlich, der nicht genug Kraft zeige. Gelegentlich solcher Klagen sandte Montonaro am 1. September 1655 eine ausführliche Rechtfertigung seines Verhaltens an die Herzogin Christine. Er beklagt darin, daß die Kurfürstin sich leider an seine Ratschläge manchmal gar nicht halte und dann, wie sie selbst kürzlich gestanden, bekennen müsse, hätte ich doch dem Rate des Paters gefolgt. Daß seine Ratschläge nur das Gewissen und nicht auch die ganze Lage der Kurfürstin berücksichtigten, sei auch nicht wahr, denn diese Berücksichtigung verlange die evangelische Klugheit von einem guten Ratgeber, gerade wie ein Kleid stets der Person angepaßt werden müsse, die es tragen solle. Ich weiß, so fährt Montonaro fort, daß ich nicht einer Nonne zu dienen habe oder einer Person, die die Welt mit Füßen tritt und auf den Gipfel der Vollkommenheit gelangen will, sondern einer verheirateten hochgeborenen Fürstin. Für diese genügt die Vollkommenheit, die das rechte Auge stets offen hält für die Gebote des Evangeliums, das linke aber nicht verschließt für die Forderungen ihrer Geburt und ihrer Stellung. Er zeigt dann an einem Beispiel wie er vorangegangen, woraus die Herzogin sich ein Urteil bilden könne. Sie möge deshalb dem Frauenklatsch und den Verleumdungen leidenschaftlich erregter Personen nicht Gehör schenken und die Kurfürstin mahnen, ihre Absichten etwas mehr vor der Ausführung ihm mitzuteilen[2].

Auf die Dauer wurden der Kurfürstin seine Mahnungen immer lästiger. Einmal schwärzt sie ihn bei ihrer Mutter an, daß er dem Kurfürsten Dinge gemeldet, die sie dem Pater vertraulich mitgeteilt, sie wünscht als Beichtvater den P. Vascho[3]. Eine Zusammenstellung ihrer wie gewöhnlich übertriebenen oder häßlich verzerrten Klagen gibt sie am 1. Mai 1658 ihrer Mutter: Er (Montonaro) maßt sich eine Gewalt über mich an, die mir das Vertrauen nimmt, das man zu einem Beichtvater haben kann. Er bekümmert sich um Dinge, die ihn nichts angehen; er will nicht, daß ich mich verteidige; ich soll nichts weggeben, und wenn ich im Spiel zuviel verliere, ist er mir böse; er predigt mir immer Sparsamkeit, was, wie mir scheint, für eine Prinzessin und besonders eine solche aus dem stets so großmütigen Hause Savoyen doch nicht so notwendig ist; wenigstens wünscht er, daß ich vor dem Weggeben seine Erlaubnis und seinen Rat einhole, dem ich mich durchaus nicht unterwerfen will; und wenn ich es nicht tue, sagt er, ich werde mich verhaßt machen in diesem Lande. Er will nicht, daß ich Ballet tanze, indem er sagt, daß es sich für eine Prinzessin nicht schicke, zu tanzen. Ich verwies ihn auf das Beispiel E. K. H., die auch Ballete tanzte, aber er stimmt nicht bei. Er will nicht, daß ich ein Instrument lerne, auch nicht zum Singen, und über letzteren Punkt sagt er, daß das Musizieren gegen meine Reputation verstößt, und er hat mir gesagt, daß er Ew. K. H. nicht mehr verschweigen könne, daß ich nach meiner Phantasie leben will. Für mich, Mama, tue ich alles für die Ehre Gottes und meines Ansehens und die Politik, was er mir rät, aber wenn er zankt, daß meine Damen ihre Reithosen vergessen, so lache ich darüber[4]. Dieser Brief ist ein Beispiel,

---

[1] Vergl. Merkel 60.
[2] Wortlaut bei Claretta 207—213.
[3] Merkel 79.
[4] Claretta 116.

wie Adelheid bei Anklagen häßlich übertreibt, um den Angeklagten verächtlich zu machen, wie sich dies so häufig in ihren Anklagen gegen die Kurfürstin Mutter, Graf Kurz u. a. findet.

Aus den Briefen Montonaros wissen wir, daß er sich von allen Übertreibungen fernhielt und selbst die anfangs übertriebene Frömmigkeit seines Beichtkindes einschränkte, indem er ihr z. B. das Fasten an den Mittwochen abriet[1]. Der Biograph Claretta betont, daß dieser etwas boshafte Brief keinen vollen Glauben verdiene. Über die Richtigkeit und Standhaftigkeit der Vorschläge des Beichtvaters könne man sich nur freuen, und man müsse den Mann loben, der es verstanden, Ratgeber zu sein statt Höfling in einer Zeit, in der das Höflingswesen sein goldenes Zeitalter feierte, und der es wagte, Sparsamkeit zu predigen der Tochter der Königin des Favoritismus[2].

Montonaro, der schon früher bemerkt, daß seine Mahnungen zu unbequem wurden und fruchtlos blieben, zog die Folgerung. Herbst 1659 bat er um die Erlaubnis, aus Gesundheitsrücksichten nach Piemont zurückkehren zu dürfen. Diese wurde gewährt[3]. Auf die Mitteilung hiervon schrieb ihm der General Nickel am 1. November 1659: Daß Ew. Hochwürden den Kurfürsten um Entlassung gebeten haben, lobe ich, daß Sie dieselbe in Güte erhalten haben, dazu wünsche ich Glück. Nun sorgen Sie gut für Ihre geschwächte Gesundheit zur größeren Ehre Gottes und für den Dienst der Gesellschaft[4]. Wie sehr die Oberen mit Montonaros Haltung einverstanden waren, zeigt unter anderm der Umstand, daß sie ihm nach seiner Rückkehr bereits am 6. November 1660 wiederum die Leitung des Kollegs in Nizza anvertrauten. Er starb am 3. November 1667 zu Mondovi.

Der gute Pater (Montonaro), so urteilt der bedeutendste italienische Biograph Adelheids, hat wahrscheinlich stets gewissenhaft seine Pflicht erfüllt, aber der leichtsinnige und phantastische Charakter Adelheids hatte seine Aufgabe sehr schwierig gestaltet. Er fügt noch bei, daß Adelheid, sei es infolge ihrer systematischen Opposition gegen den bayrischen Hof, der besonders die Jesuiten beschützte, sei es aus andern Gründen, diesem Orden nicht günstig gesinnt war[5]. Auch ein deutscher Historiker, der sich eingehend mit der Charakteristik Adelheids befaßt hat, urteilt über Montonaro: „Die ungeschminkte Wahrheitsliebe in den ihm zur Pflicht gemachten Berichten an die Herzogin Christine, in denen er die Schattenseiten im Charakter und Leben der seiner geistlichen Obhut anbefohlenen Prinzessin schonungslos aufdeckte, hatte ihm nach und nach die Gunst Adelheids entzogen"[6].

* * *

Auch ein deutscher Hofbeichtvater fiel um diese Zeit am bayrischen Hofe in Ungnade, und zwar bei dem Bruder Ferdinand Marias, Maximilian Philipp, der durch väterliche Verordnung vom Jahre 1650 die Grafschaft Leuchtenberg erhalten hatte. Sein Beichtvater war seit 1662/1663 P. Christoph Winterfeld. Derselbe mußte aber wegen einer Mahnung des Herzogs, die er für Gewissenspflicht hielt, im Jahre 1666 den Hof verlassen.

---

[1] Vergl. Merkel 334.

[2] Claretta 117.

[3] Nach der Abreise trat der alte P. Vervaux an seine Stelle. Als dieser aber 1661 gestorben, wurde der Theatiner Stefan Pepe Beichtvater der Kurfürstin. Über das Jahr seiner Ankunft in München vergl. Merkel 364.

[4] *Ad Germ. sup. Unter demselben Datum schrieb der General an den Provinzial Muglin: Prudenti consilio missionem ultro petiit P. J. Al. Montonarius, et quod eam impetraverit non est quod doleamus; ut alium confessarium de Societate nostra Serma eligat, videbit ex re et ex tempore R. V. quid fieri a nobis deceat.

[5] Merkel 83.

[6] Heide in der Zeitschrift für Allgemeine Geschichte 3, 325.

Winterfeld schreibt darüber am 17. August 1666 an den Provinzial Veihelin: In betreff einiger Punkte, welche Gewissen und guten Ruf betrafen, habe ich mich im Gewissen für verpflichtet gehalten, den Herzog Maximilian zu mahnen. R. P. Rektor, dem ich davon Mitteilung machte, war nicht dagegen. Weil eine mündliche Mahnung aus schwerwiegenden Gründen mir nicht angebracht erschien, habe ich schriftlich gemahnt und zwar, wie wenigstens mir scheint, in sehr bescheidenen Wendungen. Trotzdem wurde der Herzog darüber so aufgebracht, daß er trotz Abratens des Kammerpräfekten, des Kanzlers usw. beschloß, einen andern Beichtvater zu nehmen. Dies hat er getan. Mir hat er dies Vigil von Maria Himmelfahrt eigenhändig mitgeteilt und die Ruhe seines Gewissens vorgeschützt. Der Kurfürst erwiderte auf die Frage seines Bruders, er könne tun, was ihm beliebe. In seinem Brief an mich verspricht er mir und der Gesellschaft stetes Wohlwollen. Daher hat er Maria Himmelfahrt bei dem Kapuziner P. Maurus, den der P. Guardian geschickt, gebeichtet. Frei von Hoffesseln komme ich freudig zu Ew. Hochwürden, und bin bereit zu jeder Verwendung, die ich bald erwarte, damit ich nicht lange unter den Augen des Fürsten verweilen muß.

Unter demselben Datum berichtete der Rektor von München P. Christoph Schorrer dem Provinzial Veihelin, P. Winterfeld habe ohne sein Wissen den Herzog Maximilian schriftlich gemahnt. Der Herzog hat die Sache schlimm aufgenommen, dem P. Christoph für die bisher geleisteten Dienste gedankt, jede Schuld seinerseits abgelehnt und beigefügt, er werde einen andern Beichtvater wählen. Mir ließ er durch den Kammerherrn Mayer Mitteilung davon machen. Eine Audienz, um die ich gebeten, hat er für die Zeit nach seiner Rückkehr bewilligt. Es ist einige Hoffnung vorhanden, daß er bei der Gesellschaft bleibt; auf die Beibehaltung des P. Winterfeld wird er sich aber kaum einlassen. Am 24. August muß dann Schorrer melden, daß die Audienz keinen Erfolg gehabt. Der Herzog habe erwidert, er habe bereits mit einem andern Orden verhandelt, im übrigen werde er stets ein Freund und Wohltäter der Gesellschaft bleiben. P. Winterfeld kann schwerlich hier bleiben; es wird am besten sein, ihn an einen andern Ort zu versetzen.

P. Gabriel Ridler teilte am 7. September 1666 dem Provinzial Veihelin mit, er habe von dem Kapuzinerprovinzial erfahren, daß die Art und Weise, brieflich zu mahnen, den Herzog Maximilian besonders gestoßen habe[1].

Trotzdem bewahrte Maximilian der Gesellschaft, wie er versprochen, sein Wohlwollen. Oliva beauftragte am 23. Juli 1678 den Provinzial Painter, dem Herzog Maximilian und seiner Gemahlin Febronia den innigsten Dank auszusprechen für das große der Gesellschaft erwiesene Wohlwollen[2]. Der Beichtvater der Herzogin Mauritia Febronia, einer Tochter des Herzogs Friedrich Moritz von Bouillon, die Maximilian 1668 geheiratet, war seit 1676 P. Claudius Debar aus München (geb. 1622, eingetr. 1640) und blieb dies bis zu seinem Tode (1701), tief betrauert von dem Herzog und der Herzogin. Es wird von ihm gerühmt, daß er auch am Hofe an der Ordenszucht streng festhielt, sich nie in Geschäfte einmischte und durch sein liebenswürdiges Benehmen Hoch und Niedrig gewann[3].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 348.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Vergl. auch das Testament des Herzogs vom 23. Juni 1687 mit Vermächtnis für die Jesuitenkirche in München Kop. Cgm. 2627. Der Herzog starb erst am 20. März 1705.

[3] *Necrolog. Prov. Germ. sup. Debar scheint auch medizinische Kenntnisse gehabt zu haben, denn der General Noyelle erneuerte ihm auf seine Bitte die Erlaubnis, für sich Medizinen anzufertigen, falls er solche benötige, aber nur nach Anordnung des Arztes und nicht für andere. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

Ein großer Umschwung in den Hofbeichtvaterverhältnissen trat unter der Regierung des Kurfürsten Max Emanuels ein: er war der erste bayrische Kurfürst, der keinen Jesuiten als Beichtvater wählte. Max Emanuel, der nach Beendigung der Vormundschaft 1679/1680 am 11. Juli 1680 die Regierung antrat, hatte einen Theatiner zum Beichtvater; als Hofprediger behielt er den bisherigen Prediger P. Jakob Schmid bei, den er wie auch andere Jesuiten für seine persönlichen Angelegenheiten benutzte.

P. Jakob Schmid aus Innsbruck (geb. 1635, eingetr. 1652) war 17 Jahre Prediger; zuerst in St. Michael, dann am Hof. Seine Predigten fanden außerordentlichen Beifall[1]. Am 12. Juni 1679 hielt er die erste Trauerrede auf Ferdinand Maria in St. Cajetan[2]. Er begleitete den Kurfürsten 1683 nach Ungarn, wo er infolge der furchtbaren Strapazen schwer erkrankte, aber wieder genas. Trotzdem er den sichern Tod voraussah, nahm er auch 1684 an dem Feldzug nach Ungarn teil. Vom Ungarischen Fieber ergriffen, wurde er nach Linz gebracht, wo er am 16. November 1684 starb[3].

P. Schmid war auch in einer Eheangelegenheit des neuen Kurfürsten eine Rolle zugedacht. Im Jahre 1681 hatte Max Emanuel ernstlich eine Verbindung mit der protestantischen Prinzessin Eleonora Erdmuth von Sachsen Eisenach ins Auge gefaßt[4]. Es handelte sich nun vor allem darum, daß die Braut vor der Vermählung zur katholischen Kirche zurückkehrte. Zu diesem Zweck wurde der Domherr Friedrich von Preysing nach Eisenach geschickt und mit ihm „P. Schmid, Jesuit und Hofprediger, so in weltlichen Kleidern angethan," der aber „mit all seiner Wollredenheit die Konversion gedachter Prinzessin nit zu wegen bringen khundte". In der Instruktion für Preysing vom 8. April 1681 heißt es, daß der Kurfürst sich für den Unterricht der Prinzessin „auf unsers Hofpredigers des P. Schmids Dexterität und Geschicklichkeit allerdings verlasse". Preysing berichtete aber am 24. April 1681, daß es wegen der starken Überwachung der Prinzessin, deren Eltern von Konversion nichts wissen wollten, nicht gelungen, „den P. Schmid zuzubringen, indem selbiger nur gar zu bekannt ist"[5].

In derselben Angelegenheit wandte sich Max Emanuel auch an die Jesuiten in München um Gutachten, ob nicht eine Verbindung möglich sei, wenn die Konversion vor der Vermählung noch nicht erfolgt, wohl aber mit moralischer Gewißheit nach der Verheiratung zu erwarten sei. Bei strengem Festhalten an dem prinzipiellen Standpunkt schlossen die Gutachten die Erlaubtheit nicht absolut aus, verlangten aber wegen der Schwierigkeit des Falles und der möglichen Folgen die vorhergehende Einholung der Erlaubnis des heiligen Stuhles[6]. Als die Kunde von dem Plane des Kurfürsten nach Rom drang, geriet man dort in die größte Aufregung. Man wies jede Aussicht auf Dispens ab. Der Papst Innozenz XI. selbst wandte sich am 16. August 1681 in einem längeren Schreiben an den Kurfürsten und beschwor ihn, von dem verhängnisvollen Plane abzulassen, er werde niemals Dispens erteilen[7]. Unter demselben Datum schickte Innozenz diesen Brief an den

[1] Oliva an Schorrer 21. Januar 1673. *Orig.-Reg. Ad Germ. sup.

[2] Chur bayerische Löwenhaut bald trunken, bald naß. Vorgestellet in der Lob- und Leich-Predig des durchl. H. . . . Ferdinand Maria von P. Jac. Schmid, S. J., Ihro Churf. Durchl. Hof-Prediger, München (1679).

[3] *Necrol. Prov. Germ. sub. An seine Stelle als Hofprediger wurde 1684 vom Kurfürsten P. Ludwig Rueſtorff gewählt. Noyelle an Provinzial Truchseß 3. Januar, an Rueſtorff 20. Jan. 1685. *Ad Germ. sup.

[4] Vergl. Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neuern Geschichte Bayerns (1890) 66 ff.

[5] Heigel 106, 112.

[6] Die Gutachten (Juni 1681) *Cgm 1683. Druck bei Heigel 129 ff.

[7] Heigel 171 ff., Berthier, Innocentii XI. Epistolae ad Principes (1890) 1, 435 ff.

Herzog Max Philipp mit der dringenden Bitte, seinem Neffen von der Heirat mit der protestantischen Prinzessin entschieden abzuraten[1]. In der Antwort gab der Kurfürst dem Papste die beruhigende Versicherung, daß er bereits vor Einlauf des päpstlichen Schreibens den Eltern der Braut abgeschrieben, da keine Aussicht auf Konversion vorhanden[2]. Es habe ihn aber sehr betrübt, daß der Papst von böswilligen Menschen so falsch informiert worden, „daß ich keine Rücksicht auf die Religion nehme und durch Schmeichler, besonders die Väter der Gesellschaft aus dem Münchener Kolleg — was diesen niemals in den Sinn gekommen — dazu überredet worden, ich solle der Hartnäckigkeit der protestantischen Eltern nachgeben und in die Heirat mit der Protestantin oder der nur zum Schein übergetretenen Braut einwilligen." Er werde stets am Glauben und an der Verehrung des heiligen Stuhles festhalten[3].

Die Anschuldigungen gegen die Münchener Jesuiten scheinen über Wien bezw. von dem über den Heiratsplan sehr aufgeregten Wiener Nuntius Buonvisi nach Rom gedrungen und dort noch vergrößert worden zu sein[4]. Schon vorher hatte der Kurfürst am 1. August 1681 dem General Oliva geschrieben, der Papst sei falsch informiert und es sei nicht wahr, daß die Jesuiten ihm geraten, er könne die Prinzessin auch vor der erfolgten Konversion heiraten. Diese Beschuldigung trete nicht allein der Ehre der Gesellschaft, sondern auch seiner eigenen Ehre zu nahe. Er gebe die heilige Versicherung, es sei nie dergleichen geschehen noch daran gedacht worden[5]. Für diesen Protest, der etwas über die wirklichen Vorfälle hinausging, dankte der General am 23. August 1681 in der verbindlichsten Weise. Den Rektor von München Willi, der über die Anschuldigungen in Rom noch unruhig war, beruhigte der General in seinen Briefen vom 23. August und 4. Oktober 1681[6].

Max Emanuel heiratete 1685 in erster Ehe eine Tochter des Kaisers Leopold, Maria Antonia. Sie starb bereits 1692 zu Wien. Diese Ehe war infolge der ehebrecherischen Verhältnisse des sinnlich veranlagten und etwas leichtfertig erzogenen Kurfürsten[7] eine sehr unglückliche, und es ist nicht zu verwundern, daß die tiefgekränkte Gattin ihre Erbitterung in ihrem Testamente zum Ausdruck brachte, indem sie den ungetreuen Kurfürsten sogar von der Nutznießung ihres in die Ehe mitgebrachten Vermögens ausschloß[8]. Die Schuld an diesem Testament, das den Kurfürsten sehr erbitterte, warf man auf den Beichtvater der Kurfürstin. Es war dies P. Matthias Soutermans aus Antwerpen (geb. 1631), der im Jahre 1647 in die österreichische Provinz eingetreten war. In den Jahren 1678 und 1684 gab er die große Kirchengeschichte des P. Hazart über das 16. und 17. Jahrhundert in zwei mächtigen Folianten in deutscher Sprache in Wien heraus. Er begnügte sich nicht allein mit der Übersetzung aus dem Niederländischen, sondern fügte auch Erweiterungen dazu. Über diesen Pater schrieb der General Gonzalez am 6. Februar 1694 an den Münchener Rektor Waibl: Was Ew. Hochw. über das Testament der Kurfürstin beifügen, ist mir neu; bisher habe ich darüber keinen Bericht erhalten, weder über die Entrüstung des Kurfürsten infolge dieses Testamentes, noch über den Urheber desselben, für den man, wie Ew. Hochw. schreiben, den P. Matthias

---

[1] Berthier 1, 437.

[2] Vergl. Brief des Kurfürsten an den Herzog Johann Georg von Sachsen-Eisenach 23. Aug. 1681 bei Heigel 169.

[3] Wortlaut bei Heigel 176 f., ebendort 177 f. die freudige Antwort des Papstes vom 27. Sept. 1681, bei Berthier 2, 1.

[4] Vergl. den Bericht des bayerischen Agenten Scarlatti 16. August 1681 bei Heigel 174 ff.

[5] *Konz. Cgm 2697, Heigel 179.

[6] *Orig. l. c. Heigel 180 f.

[7] Vergl. Doeberl, Bayern und Frankreich unter Ferdinand Maria (1900) 1, 544; Riezler, Geschichte Bayerns 7, 302.

[8] Doeberl 1, 555.

Soutermans hält. Ich kann nicht glauben, daß P. Matthias mit Verletzung unserer Regeln sich in die Abfassung dieses Testamentes eingemischt oder durch seinen Rat etwas getan hat, wodurch sich der Kurfürst mit Recht beleidigt fühlen könnte. Und am 13. März 1694 antwortet Gonzalez auf den Bericht des P. Waibl: Da, wie Sie mir mitteilen, durch die Klugheit und Autorität des Kaisers das Testament der Kurfürstin für nichtig erklärt worden, so vertraue auch ich mit Ew. Hochwürden, daß keine Gefahr für eine Beleidigung des Kurfürsten mehr vorliegt, indem der Stein des Anstoßes, wenn übrigens der Beichtvater einen solchen gegeben hat, entfernt ist[1].

* * *

In naher verwandtschaftlicher Verbindung mit München stand der Hof des Fürstbischofs von Freising. Hier war seit 1652 Bischof der bisherige Koadjutor Herzog Albrecht Sigismund (geb. 1623) ein Sohn Albrechts (VI., des Leuchtenbergers), Bruders des Kurfürsten Maximilian. Seit 1651 weilten ständig 2 Patres in Freising, von denen der eine, Marquard von Ehingen, Beichtvater des Bischofs war[2].

Zwei Angelegenheiten besonders riefen längere Erörterungen hervor, die eine war die Dispens des jungen Bischofs von den Weihen, die andere die von München verlangte Abberufung seines Beichtvaters. Die Dispensgesuche beginnen bald nach der Besteigung des bischöflichen Stuhles. Am 19. September 1653 schrieb P. Vervaux im Auftrag der Regentin an den General, er möge vom Papst einen längeren Aufschub der Weihen für Albrecht Sigismund erbitten, weil die Nachfolge des regierenden Hauses noch nicht gesichert sei[3].

In der Antwort vom 11. Oktober 1653 spricht der General seine Bereitwilligkeit aus, für diese wichtige Angelegenheit alles zu tun, was in seinen Kräften stehe, nur möge in der Bittschrift der Irrtum verbessert werden, daß die Dispensation schon früher für ein Jahr gegeben worden sei, da dieselbe nur auf ein halbes Jahr gelautet[4]. Die Dispens wurde gewährt, aber immer nur auf kurze Termine.

Später wandte sich in derselben Sache Ferdinand Maria am 18. Januar 1657 in einem ausführlichen Schreiben an den General, das die ganze Sachlage gut erkennen läßt: Die Dispens für Albrecht Sigismund ist nur immer für einen sehr kurzen Termin gegeben und von dem jetzigen Papst Dank den Bemühungen des Generals verlängert worden. Der Grund für die Bitte um die Dispens war die Sorge für die Erhaltung und Fortpflanzung des kurfürstlichen Hauses, und derselbe Grund liegt auch jetzt noch vor, da unsere Ehe noch nicht mit einem Sprößling gesegnet und unser Bruder Max Philipp unverheiratet ist, und man nicht weiß, ob aus dessen zukünftiger Ehe Kinder hervorgehen. Von den

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vorher von 1647—50 war P. Christoph Schorrer Beichtvater Sigismunds gewesen und hatte ihm zugleich Vorlesungen im Kirchenrecht gehalten. In einem Briefe vom 28. Mai 1650 dankte der General dem Herzog für seinen günstigen Bericht über Schorrer und daß er in dessen Abberufung zur Leitung der oberdeutschen Provinz eingewilligt habe. *Epp. ad Externos 1650.

[3] Die Korrespondenzen betr. Laisirung und Verheiratung des Bischofs von 1653—1664 in M. G. H. 642. Sie betreffen Dispensation für weiteren Aufschub der Diakonats- und Priesterweihe (Sigismund war nur Subdiakon), dann Dispensation von dem Subdiakonat behufs Verehelichung mit einer Prinzessin von Hohenzollern in Holland. Hier auch die Briefe der beteiligten Jesuiten mit dem kurfürstlichen Hofe und untereinander. Teilweise benutzt in der Zeitschrift für Bayern 5 (1817) 77 ff., wo auch Näheres über die Deputats- und Heirats-Verhandlungen.

[4] *Ad Germ. sup. Ähnlich 29. Nov. 1653.

übrigen verwandten Fürsten kann teils wegen des fortgeschrittenen Alters teils wegen des bereits erwählten geistlichen Standes eine Nachfolge nicht erwartet werden. Deshalb ist es durchaus notwendig, daß der Herzog Albrecht Sigismund zu den höheren Weihen nicht verpflichtet werde, bis größere Hoffnung auf Fruchtbarkeit unserer Ehe sich zeigt, oder es geraten scheint, daß auch der Herzog sich verheirate. Dies wünschen wir mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen, da die Rücksicht auf das Allgemeinwohl bei uns an erster Stelle steht. Es leuchtet ja ein, von welcher Bedeutung für das römische Reich und die katholische Religion es ist, daß die treu katholische Wilhelminische Linie, die nunmehr nur auf drei Personen beruht, nicht erlösche. Es handelt sich um das Stimmrecht an den Reichstagen und bei der Kaiserwahl und um die Bewahrung soviel Tausende in der katholischen Religion; alles das wird beim Aussterben des kurfürstlichen Hauses nach dem Erbrechte an die kalvinischen Pfalzgrafen fallen zum großen Schaden der katholischen Religion. Es werden dann nur mehr drei weltliche Fürsten in Deutschland katholisch sein, Österreich, Pfalz Neuburg und Baden. Alles das möge der General selbst oder durch den Assistenten Schorrer dem Papst auseinandersetzen und um Dispens von wenigstens drei Jahren bitten. Im Laufe dieser Zeit werde sich dann zeigen, welche Hoffnung auf Nachkommen vorhanden sei. Damit die Sache um so verschwiegener verhandelt werde, brauche der Resident Crivelli nicht davon in Kenntnis gesetzt zu werden[1].

Die Dispens scheint erlangt worden zu sein, denn zwei Jahre später teilte der General dem Münchener Rektor Veihelin am 7. Juni 1659 mit, daß der Papst aus besonderer Liebe zu dem bayrischen Hause die für Albrecht Sigismund wiederum erbetene Gnade gewährt habe[2]. Mit der Geburt des Erbprinzen Max Emanuel (1662) war die Dispenssache überflüssig geworden. Die zweite lange verhandelte Angelegenheit betraf die Bemühungen, den P. Marquard von Ehingen vom Hofe in Freising zu entfernen. Die Verhandlungen begannen schon 1670, denn Oliva schreibt am 17. Juli 1670 an den Provinzial Muglin: Über unsere beiden Patres bei dem Bischof in Freising möchte ich zwei Dinge Ew. Hochw. ans Herz legen, erstens den P. Marquard von Ehingen von diesem Hofe abzuberufen aber mit Einwilligung des Herzogs. P. Marquard wünscht es sehr, und es ist durchaus gut so. Vielleicht wird der Herzog nicht unwillig sein, wenn ihm ein tüchtiger und geeigneter Pater an dessen Stelle angeboten wird. Das zweite wäre, für unsere Patres von dem Herzog einen Privattisch zu erbitten, damit sie nicht gezwungen werden, täglich mit dem Herzog zu speisen, was mit manchen Unzuträglichkeiten verbunden ist[3]. Der Fürstbischof wollte aber von seinem Beichtvater nicht lassen, obschon dieser wiederholt den General um Abberufung bat[4]. Er setzte seinen Widerstand fort, auch nachdem der Kurfürst Ferdinand Maria in der dringendsten Weise die Entfernung des Beichtvaters verlangt hatte. Im Jahre

[1] *Orig. Epist. Princip. 7.

[2] *Ad Germ. sup. Der Vater des Bischofs Herzog Albrecht schreibt eigenhändig am 7. Juli 1659 an P. Vervaux in deutscher Sprache: Meinen lieben Gruß zuvor R^de^ in Christo Pater, daß E. Hochw. Meines Sohnes des Bischofs von Freising petita so wohl sekundirt und daß Hrn. Kurfürstens favorable resolution darüber erfolgt, dessen thue ich mich und mein Sohn gegen denselben hochlich bedanken, und werde solches gegen E. H. als auch gegen E. H. religion nach Möglichkeit gutmachen. Albert Sigismund selbst bedankt sich am 10. März 1660 bei Vervaux für seinen Eifer und Geschick, mit der er seine Sache beim Kurfürsten vertreten habe. Er möge fortfahren in dieser liebevollen Gesinnung für die er stets von Herzen dankbar sein werde. *Orig. M. R. Oefel. 15. Adresse R^do^ in Christo P. Wervaux ad manus. Es handelt sich wahrscheinlich um die Deputats-Verhandlungen.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Oliva an Ehingen 19. April 1670. A. a. O.

1676 zeigte sich der Bischof zur Nachgiebigkeit bereit, widerrief aber dann bald wieder seine Einwilligung. Der Kurfürst beharrte auf der Abberufung, weil er in Ehingen die Quelle für alle Streitigkeiten mit seinem Vetter erblickte und keine Entschuldigung zu dessen Gunsten gelten ließ. Für den General Oliva war es äußerst peinlich, daß ein Pater als Urheber der Zwistigkeiten zwischen den beiden verwandten Fürsten auch nur vermutet wurde. Er bot deshalb alles auf, um den Bischof zur Nachgiebigkeit zu bewegen, sowohl durch P. Schorrer, dessen früheren Beichtvater, als auch durch P. Ehingen[1]. Diesem stellte er am 11. April 1376 das Zeugnis aus, daß ihn durchaus keine Schuld treffe, da er bei dem Bischofe stets so gelebt, daß er alle Pflichten eines Ordensmannes erfüllt habe. Der einzige Grund sei der Haß, den er sich ohne jedes Verschulden zugezogen. Ähnlich schrieb Oliva unter demselben Datum dem Provinzial Paintner, es sei für den Ruf des Paters besser, wenn der General ihn mit Erlaubnis des Bischofs abberufe, als wenn der Bischof ihm selbst die Entlassung erteile.

P. Ehingen tat alles, um den Wünschen des Generals, die ja mit seinem Wunsche übereinstimmten, zu entsprechen. Schließlich bat er den General, ihm unter dem Gehorsam zu befehlen, den Hof zu verlassen. Darauf ging Oliva am 6 Juni 1676 ein, zumal der Kurfürst immer entschiedener drängte[2]. Nunmehr verließ Ehingen den Bischof und begab sich nach Hall, zu dessen Rektor der General ihn, wie er schon früher vorgehabt, ernannt hatte. Am 25. Juli 1676 beglückwünschte Oliva den neuen Rektor, daß er endlich von den Belästigungen des Hofes befreit sei; denen gegenüber das Amt, das auf seine Schultern gelegt worden, leicht erscheine. Zugleich dankte der General ihm für die Mitwirkung bei der Entlassung von dem Fürstbischof.

Der Bischof war aber durchaus nicht zufriedengestellt. Das geht hervor aus seinem eigenhändigen Schreiben an P. Ehingen vom 26. Mai 1676, in dem er seinem Unmut Luft machte: Lieber P. Marquart. Ew. Ehrwürden werden schon von langer Zeit her wissen, wie stark und ehrririg auch ehrvergessen und verlogener Weis Sie bei dem P. General feindt angeben worden auch inständigst sollicitirt, Ew. Ehrwürden doch von Ihrem bei mir in die 25 Jahr wol und treu versehenen Dienst abzuforderu, welches dann auch tandem ad redimendam vexam der verlogenen Mäuler geschehen, obwohl ich dann nit vermeint hatte, daß der P. General gleich also überstürzt und inaudita altera parte et me procedirt solle sein. Es tue ihm wehe, daß P. General ihn ohne weiters abforderi, da doch andere Fürsten, denen ich wohl gleich und um die Sozietet so wohl meritirt als sie, ihre Beichtväter haben behalten dürfen 30, 40 Jahre so lange sie gelebt, also hatte ich auch nit Ursach, Ew. Ehrwürden ziehen zu lassen sondern mich zu widersetzen, wenn nit Ew. Ehrwürden mich gebeten, Sie ziehen zu lassen wegen eines Affects an einem Schenkel. So ich dann (den Abzug) Ew. Ehrwürden bewillige, obwohl es mich hart genug ankommt, will hoffen, es werde sich durch Veränderung der Luft zu einer Besserung schicken, daß ich Ew. Ehrwürden wider und beständig brauchen könnte, dann ich Ew. Ehrw. nur auf eine Zeit entlasse. Will es aber dem P. General und den Seinigen, die er mit ihrem verlogenen Geschwätz (mehr) angehört als mich, schon in ein Traxl trucken. Es würden der Sozietet die 30000 Gulden nach meinem Tod auch nit übel angestanden sein, so aber jetzig völlig kassirt ist, kann schon etwas Gutes

---

[1] Oliva an den Rektor Muglin 11. August 1674, an Schorrer 2. Mai 1676, an Ehingen 11. Januar und 11. April 1676. *Ad Germ. sup. Dort auch die folgenden Briefe.

[2] *Briefe Olivas an Ehingen und Bernh. Frey 6. Juni 1676.

damit schaffen. Bin auch letztlich nit an die Jesuiten bunden, sie für Beichtväter zu haben. Sein schon andere Religios in der Welt, die auch wissen, was Sünd ist. Ew. Ehrwürden dürfen diesen Zettel überall lesen lassen, hab kein Bedenken.

Unter diesem Brief steht eine Rechtfertigung des Generals von der Hand Ehingens, die besagt: P. General mußte schließlich trotz aller Gegenvorstellungen des Provinzials über den zu erwartenden Unwillen des Bischofs der absoluten Forderung des Kurfürsten nachgeben. P. Marquard hatte wiederholt um seine Entlassung gebeten. Der Kurfürst wurde zu seiner Forderung bewogen durch die Officiales des Bischofs von Freising und Augsburg. Diese tragen alle Schuld, ohne sie hätte der Kurfürst nie so absolut gefordert, und ohne diese Forderung hätten weder die Gesellschaft noch P. Marquard eingewilligt[1].

Dem P. Schorrer in München drückte Oliva am 11. Juli 1676 sein Bedauern aus über den Unwillen des Bischofs, aber noch größer wäre der Unwille des Kurfürsten gewesen, wenn man seiner Forderung nicht willfahrt hätte. Er hoffe aber, daß der Bischof wieder besänftigt werde, zumal der Nachfolger des P. Marquard, P. Wolfgang Eberle, ein Mann sei, der dem Fürsten vollauf Genüge leisten werde.

Es kann nicht verwundern, wenn der neue Beichtvater bei der gereizten Stimmung des Fürstbischofs keine leichte Stellung hatte. Schon im folgenden Jahre gab es einen Krach. Auf die Mitteilung davon schrieb Oliva am 20. März 1677 an den Provinzial Paintner: Ich bin überzeugt, daß sich P. Eberle nichts hat zu schulden kommen lassen, das einen solchen Unwillen des Fürsten verdient. Doch ist wohl zu überlegen, ob die Unsrigen von diesem Hofe abberufen werden sollen sowohl wegen der großen Wohltaten der bayrischen Herzoge als auch aus Rücksicht auf unsern Ruf. Außer dem Fürstbischof nimmt nur noch der eine Kurfürst unsere Dienste in Anspruch, was vielleicht bei seinem Nachfolger nicht mehr der Fall sein wird. Wir müssen, soweit es erlaubt ist, mit jeder Art religiöser Dienstleistungen die Fürsten zu gewinnen suchen, da sie für unsere Arbeiten von großer Bedeutung sind[2].

In diesen Worten ist die Konstellation angedeutet, welche die damalige Lage der Jesuiten am Hofe zu München beleuchtet. Es ist keine aufsteigende, sondern eine abfallende Linie. Das ist auch nicht zu verwundern, denn der ganze Einfluß der Jesuiten ruhte auf der streng katholischen Haltung des Hofes. Je stärker die Kurve der Verweltlichung, der Verwelschung und des Absolutismus stieg, umsomehr mußten religiöse Einflüsse an Kraft und Wirksamkeit verlieren. Die Stellung der Beichtväter wurde immer schwieriger und für diese selbst eine immer härter gefühlte Last. Die Oberen in Rom glaubten aber alles tun zu müssen, um die einmal angenommenen Posten zu behaupten. Auch das ist verständlich. Bei der stetig steigenden Ausgestaltung der fürstlichen Gewalt war die Gunst der Fürsten mehr noch als bisher von der größten Bedeutung für die ganze übrige Wirksamkeit der Jesuiten in Seelsorge und Schule. Manchmal bekam man in Rom den Eindruck, daß die Jesuiten in München diesen Verhältnissen nicht genug Rechnung trügen und sich zu wenig um die Gunst der Fürsten bekümmerten.

Besonders P. Oliva sah sehr darauf, daß man den Fürsten soviel als möglich entgegenkomme. Es handelt sich dabei, wie er am 4. November 1679 an Eusebius

---

[1] *Orig. M. R. Oefel. 15.

[2] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Nach dem Cat. brevis war P. Eberle 1678 nicht mehr in Freising, sondern P. Tobias Lohner und Max Rieger bis 1681, dann Max Rieger und P. Werdenstein bis 1684/85. A. S. starb 1685. Mit seinem Tode nahm die Jesuiten-Mission in Freising ein Ende.

Truchseß, damals Rektor in München schrieb, nicht allein um die Gunst des Hofes, sondern, was uns bei der Sorge für das Seelenheil viel mehr am Herzen liegen muß, um das öffentliche Ansehen. Deshalb wünsche ich, daß man dem neuen Fürsten (Max Emanuel) in jeder Weise dienstfertig sei. Ich habe oft bedauert, daß einige Oberen in der oberdeutschen Provinz zuweilen bei den Dienstleistungen für die Fürsten spröde und sorglos gewesen sind. Ich habe dies entschuldigt, weil aus Unkenntnis der höfischen Sitte und Umgangsformen, jedenfalls also wegen des verzeihlichsten Fehlers gefehlt wurde. Es fehlte also jeder Verdacht von Verachtung oder Überhebung, und die Nichtbeachtung der Formen wurde einer angeborenen Einfalt nachgesehen. Diese Entschuldigung fällt aber bei Ew. Hochwürden fort und eine Vernachlässigung würde nicht ohne den oben gekennzeichneten Verdacht abgehen, und die Fürsten umso unangenehmer berühren, je höher sie es einschätzen, was ihnen an Entgegenkommen gerade von Ew. Hochwürden gezeigt wird[1].

Von den Jesuiten, die uns am Hofe in München begegnet, kann man bei keinem Liebedienerei um Fürstengunst nachweisen. Sie drängten sich nicht an den Hof, bei mehrern steht das Gegenteil fest. Einige verließen freiwillig ihren Posten, andere wurden verabschiedet; in beiden Fällen war der Grund, nicht weil sie zu lax, sondern weil sie zu gewissenhaft ihren Pflichten nachgekommen waren.

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über die Beichtväter der bayrischen Prinzen, die außerhalb Bayerns ihren Wirkungskreis erhielten. Es sind dies besonders zwei Kurfürsten von Köln, Max Heinrich, Neffe des Kurfürsten Maximilian, und Joseph Klemens, Bruder des Kurfürsten Max Emanuel; der erstere leitete die Kölner Erzdiözese von 1650 bis 1688, der zweite, sein Nachfolger, von 1688 bis 1714.

Einer der Beichtväter von Max Heinrich war Nikol. Stratius (van der Straeten). Derselbe war geboren 1604 zu St. Omer und 1622 eingetreten. Er hatte Philosophie und Moraltheologie gelehrt und wurde dann 1636/1637 an den Hof Albrechts berufen. Er war zehn Jahre Professor der beiden für die geistliche Laufbahn bestimmten Prinzen; bei Maximilian auch Beichtvater. Als solcher begleitete er den letztern nach Köln, wo derselbe nach dem Tode seines Onkels Ferdinand am 26. Oktober 1650 den erzbischöflichen Thron bestieg. Maximilian Heinrich feierte seine Primiz in Bonn am 29. September 1651 und erhielt am 8. Oktober des gleichen Jahres die Bischofsweihe von dem Nuntius Chigi (dem spätern Alexander VII.), worüber Stratius am selben Tage dem Herzog Albrecht berichtete[2]. Wie der Brief vom 16. Dezember 1650 an Herzog Albrecht beweist, hatte Stratius stets „Horror" vor dem Verweilen am Hof[3] und er tat alles, um von „diesem Elend" los zu kommen, zumal man von ihm verlangte, allen offenbaren Mißbräuchen gegenüber schweigend zuzusehen. Im Jahre 1653 erlangte Stratius endlich seinen Abschied vom Hofe des Kurfürsten und brachte die letzten vier Lebensjahre als Professor und Beichtvater in Dillingen zu, wo er am 10. Oktober 1657 starb.

Der letzte Beichtvater des Kurfürsten Max Heinrich, Nik. Elffen, war von protestantischen Eltern in Traben a. d. M. im Jahre 1626 geboren, durch eine

[1] *Orig.-Reg. Ad Germ. sup. Über alle Ehrenbezeugungen gegen den neuen Kurfürsten, die das Kolleg erwiesen, zeigte sich Oliva in einem weitern Schreiben vom 10. August 1680 an Truchseß sehr erfreut, unterließ es aber nicht, auf eine Klage hinzuweisen, die bei ihm eingelaufen, man habe die Festbeleuchtung zu früh ausgelöscht, das dem Kurfürsten überreichte Buch sei nicht schön genug gebunden gewesen usw.

[2] *Orig. M. R. Fürstensachen 497.

[3] Vergl. Gesch. 2², 280.

katholische Tante in Trier katholisch erzogen und 1644 dort in die Gesellschaft eingetreten. Nach einigen Jahren Lehrtätigkeit wirkte er mehr als 30 Jahre als Prediger in Köln, zuerst in der Jesuitenkirche, dann im Dom. Er wird als der erste Prediger seiner Provinz gerühmt. Dabei hatte er eine seltene Geschicklichkeit in der persönlichen Seelsorge. Nicht allein viele gottgeweihte Jungfrauen, sondern auch hervorragende Männer wie z. B. der Mainzer Minister Baron von Boineburg, der kaiserliche Kanzler Stratmann, Kardinal von Goes u. a. wählten ihn zu ihrem Gewissensrat. So ist es nicht zu verwundern, daß auch Maximilian Heinrich ein Auge auf ihn warf und ihn 1683 als Beichtvater und Prediger an seinen Hof berief[1].

P. Elffen war noch nicht lange Beichtvater, als der Rektor von Köln, P. Arburgh, teils infolge einer Weisung des Generals, teils aus Mißverständnis und Übereifer dem neuen Beichtvater eine Reihe von Beschränkungen für die übrige Seelsorge in Beichtstuhl und Predigt auferlegte. Dies kam durch Auswärtige, die dadurch teils mitgetroffen wurden, dem Kurfürsten zu Ohren und erregte dessen großen Unwillen, weil er die Maßregel als gegen sich gerichtet auffaßte. Er ließ dem Rektor u. a. sagen, wenn man weiterhin so gegen P. Elffen verfahre, erkläre er schon jetzt, daß er mit Ausnahme des P. Elffen, den er in seinem Amte zu behalten wünsche, in der Folge keinen Beichtvater mehr aus der Gesellschaft nehmen und dem Beispiel des jetzigen Kurfürsten (Max Emanuel) und des Herzogs Maximilian (Philipp) folgen werde, die nach Entlassung der Patres aus der Gesellschaft Kapuziner als Beichtväter gebrauchten[2]. Der General, der Provinzial und der Kölner Rektor taten alles, um den Kurfürsten wieder zu versöhnen, was dann auch gelang. Am 1. August 1683 antwortete der Kurfürst dem General de Noyelle auf dessen sehr demütig gehaltenes Entschuldigungsschreiben, daß er aus seinem Briefe die Mißbilligung der gegen P. Elffen erfolgten Schritte ersehen. Auf die Bitte des Beichtvaters habe er eingewilligt, daß derselbe auf die Domkanzel und den Beichtstuhl in der Jesuitenkirche verzichte und Predigt und Beichtstuhl an seinem Hofe versehe, im übrigen aber werde er (der Kurfürst) der Gesellschaft sein früheres Wohlwollen bewahren[3]. Dem P. Elffen dankte der General am 28. August 1683 für seine Bemühungen, den Kurfürsten zu besänftigen[4].

Im folgenden Jahre suchte der Kurfürst auch auf die Ernennung des neuen Provinzials Einfluß zu nehmen. Am 23. April 1684 schrieb er dem General, er habe P. Elffen den Auftrag gegeben, dem General seinen Wunsch mitzuteilen, daß P. Winand Weidenfeld, der trotz seines Alters noch rüstig sei, wiederum zum Provinzial bestimmt werde[5]. Der Beichtvater habe ihm mitgeteilt, der General werde diesen Wunsch berücksichtigen. Das sei ihm (dem Kurfürsten) angenehm gewesen, weil er als ebenerwählter Fürstbischof von Münster sorgen müsse, daß er auf die Kollegien in Westfalen, deren Rektoren und besonders auf den Vorsteher der ganzen Provinz volles Vertrauen setzen könne. Die Ernennung des P. Weidenfeld, dessen Ergebenheit er stets erprobt, werde er durch Gewogenheit gegen die Gesellschaft und besonders die Kollegien seiner Gebiete vergelten[6]. Der damals 74 Jahre alte P. Weidenfeld wurde aber nicht Provinzial. Er starb bereits im folgenden Jahre 8. Juni 1685.

[1] Vergl. Hartzheim, Bibl. Coloniens. 254 f.

[2] M. St. A. schwarz 45/12 Erklärung des P. Hub. Arburgh 12. Juni 1683.

[3] *Orig. Epp. Princip. 10, 118. Die Schreiben des Generals vom 26. Juni und 28. Aug. 1683 in M. St. schwarz 45/12, ebendort das Entschuldigungsschreiben des Provinzials Holtgrebe vom 28. Juli.

[4] *Ad Rhen. inf.

[5] Derselbe war bereits früher, 1671—75 und 1678—81, Provinzial gewesen.

[6] *Orig. Epp. Princip. 10, 117. Ob bei

Schon am 4. April 1683 hatte der Kurfürst dem General seinen Plan mitgeteilt, zu Ehren des Namens Jesu, den er sehr verehre, der Gesellschaft in Bonn eine Kirche bauen zu lassen, weil die Gesellschaft diesen Namen ebenfalls in besonderer Weise verehre. Er habe bereits seinem Beichtvater Elffen, mit dem er sehr zufrieden sei, den Auftrag gegeben, einen geeigneten Platz auszusuchen[1]. In seinem Testamente vom 1. Juni 1688 vermachte der Kurfürst für die Vollendung dieser Kirche 38000 Rtlr. zu Händen seines Beichtvaters P. Elffen. Derselbe solle nach dem Tode des Kurfürsten in Bonn oder in der Nähe bleiben und den Bau leiten[2].

Am 3. Juni 1688 starb der Kurfürst. Am 3. Juli 1688 teilte der neue General Gonzalez dem P. Elffen mit, daß für den Kurfürsten als Fundator in der ganzen Gesellschaft von jedem Priester drei heilige Messen gelesen würden. Zugleich dankte der General dem Beichtvater für die dem Kurfürsten erwiesenen Dienste und das dadurch erhaltene Wohlwollen des Fürsten gegen die Gesellschaft[3].

Des Kurfürsten Maximilian Heinrich öffentliches Wirken, insbesondere seine französische Politik, in der er sich ganz von den unheilvollen Brüdern Fürstenberg leiten ließ, hat vielfachen Tadel gefunden. Sein Privatleben aber war tadellos. Frömmigkeit, kirchlicher Eifer und auch den Schein einer Makel vermeidende Sittenreinheit zeichneten ihn aus in den 38 Jahren seiner Regierung. Alles dies konnte P. Gazen in seiner Trauerrede mit Recht hervorheben und mit Einzelzügen belegen. Sehr eingehend schildert derselbe u. a. seine große Liebe zum Heiland. „Mit noch weit größerer Andacht (als zu Maria) war unser gottseliger Erzbischof seinem Jesu zugetan, den er kaum mit einem andern Namen zu nennen pflegte als meus Jesus, mein Jesus. O wie manchmal hat unser gotteseifriger Herr aus Liebe Gottes und seines Jesu diese Seupfzer wiederholt: O lumen oculorum illumina me. O du Licht meiner Augen erleuchte mich! O Liebe, die du allzeit brennest und niemals erlöschest! O süßer Jesu entzünde mich ganz und gar mit dem Feuer deiner Liebe. O Liebe, lasse mich von dir entzündet werden, daß ich dich mit ganzem Herzen liebe. War eine Reise vor der Hand, so war Jesus der Anfang und des Weges Gefährte, war die Parol zu geben, so war Jesus die Parole, war ein wichtiges Geschäft zu verrichten, so war Jesus der vornehmste erste und letzte Rat."[4]

Der erste Beichtvater von Joseph Klemens war P. Frey gewesen, dem folgte 1685 P. Heinrich Scherer, der bekannte Geograph und Kongregationspräses, der 1704 zu München starb[5]. Joseph Klemens schätzte den P. Scherer sehr hoch und bewahrte ihm stets ein dankbares Andenken. Am 23. März 1700 schrieb der Kurfürst an Scherer: Ew. Ehrwürden von Gott dem Heiligen Geist selbst ahndictirte und mir allerschatzbariste Zeilen vom 15. dieses habe ich mit sonderbarem Herzenstrost erhalten. Der Spruch Math. 9, 14 wird von mir gewißlich observirt werden, wozu ich

---

diesem Wunsche P. Elffen seine Hand mit im Spiele hatte, läßt sich nur vermuten. Vergl. Noyelle 4. Mai 1686 an Lamberti. *Rhen. inf. Soli. P. Elffen spielte in dem Streit über die Kölner Devoten eine Rolle. Vergl. oben S. 636[1].

[1] *Orig. Epp. Princip. 10, 113. Dankschreiben des Generals Noyelle vom 1. Mai 1683 in M. St. A. schwarz 45/12.

[2] *Orig. M. G. H. $\frac{7}{4}$ 1733.

[3] *Ad Rhen. inf.

[4] Triumph und Ehren Wagen deß D. Fürsten Maximilian Heinrich, Erzbischoffs zu Cöllen ... durch P. Petrum Gazen S. J. Erzbischöfl. Cöllnischen Thumb-Predigern Cöllen (1688) S. 28.

[5] In den Katalogen der oberdeutschen Provinz steht Scherer seit 1685 als Beichtvater und Instruktor in der Mathematik bei dem Serenissimus Josephus, 1688 als Beichtvater und Instruktor in der Mathematik bei dem Kurfürsten von Köln (Joseph), seit 1689 nur als Beichtvater des Kurfürsten und zwar bis zum Jahre 1695. Über seine schriftstellerische Tätigkeit vergl. S. 575 f. Als sein Nachfolger steht verzeichnet P. Balth. Anreitter (Arnreutter), der

ohnedem sattsam geneigt bin, denn so prodigus ich gewesen, so gehorsam werde ich sein und Ökonomie halten (unleserlich). Wenn P. Scherer bei ihm, ich glaube sicherlich um zwei Zentner Skrupel weniger zu haben, denn niemand mir davon so gut hat helfen können als Ew. Ehrwürden, als welcher mich gekennt, und mir hat helfen können als ein Seelsorger, als ein Theologus, als ein Statist, als ein Astronomus, als ein Medicus, als ein Mann, der die Welt und das Hofleben kennt. Ich kenne nun erst, was ich an Ew. Ehrwürden gehabt und bitte daher um Vergebung alles Leids, so etwan aus menschlicher Schwachheit und Unbesonnenheit der Jugend ich Ew. Ehrwürden angetan, maßen nun ich kenne, an Ew. Ehrwürden einen Vatter zu haben[1].

Am 17. August 1700 meldet der Kurfürst dem Pater, daß er die Gelöbnisformel als Sodale geschickt. Zu diesem aber haben Ew. Ehrwürden heilsame Ermahnungen sowohl für die Seel als den Leib mir größten Nutzen geschafft, wofür ich auch den größten Dank schuldig zu sein mich erkenne, welchen bis in mein Grab ich hier auf Erden erhalten werde als Ew. Ehrwürden Sohn usw.[2]

* * *

Der Hof der Pfalzgrafen von Neuburg erlangte im Laufe des 17. Jahrhunderts eine steigende Bedeutung sowohl durch Gebietserwerbungen als auch durch mächtige Familienverbindungen[3]. Dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm fielen in seiner langen Regierung von 1653—1690 durch den Teilungsvertrag vom 19. September 1666 die Herzogtümer Jülich und Berg und durch den Tod des Kurfürsten Karl Ludwig 1685 die Kurpfalz zu. Zu den Familienverbindungen mit dem Kaiserhause, mit Spanien und Portugal hatte das reine Familienleben am Neuburger und Düsseldorfer Hofe nicht wenig beigetragen.

Bei Gelegenheit der Rückkehr des ältesten Prinzen Johann Wilhelm von einer weiten Reise im November 1676 schreibt ein neuerer protestantischer Forscher: „Groß war die Freude des Wiedersehens der Eltern und Geschwister nach so langer Trennung; denn alles, was wir aus dem engern Familienleben Philipp Wilhelms kennen, gibt uns das Bild einer glücklichen und zufriedenen Häuslichkeit, gewürzt durch gegenseitige Liebe der Eltern und Kinder . . . Am Eingange der Hofburg standen die freudig bewegten Eltern und schlossen den Heimkehrenden in ihre Arme. Ehe jedoch der väterliche Palast betreten wurde, begab sich der Zug zur festlich geschmückten Hofkirche, wo der Dankgottesdienst für die glückliche Heimkehr abgehalten wurde.“[4]

Die Kinder hingen an den Eltern mit der größten Pietät. In der Leichenrede auf den 1689 gefallenen Prinzen Friedrich Wilhelm hebt P. Bodler unter anderm hervor: Als dem Prinzen erst zwei Monate vor seinem Tod etwas zu unternehmen zugemutet wurde, von dem er zweifelte, ob es seinen Eltern angenehm

---

schon vorher (seit 1693) Hofprediger des Kurfürsten war. Nach dem Nekrolog blieb er 10 Jahre am Hofe des Kurfürsten, obgleich ihm das Hofleben sehr zuwider war. Er war geboren 1639 in Brixen, eingetreten 1658, nach den Studien 30 Jahre Prediger und starb 1704.

[1] *Eigenhänd. Orig. M. R. Oefel. 15. Rdo in Co. P. Henr. Scherer S. J. Confessario meo dilectissimo Monachii.

[2] *Eigenhänd. Orig. M. R. Oefel. 15; Schrörs, Die Berufskämpfe des Kurfürsten Joseph Klemens, Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 98 (1916) 1 ff., wo auch ein Brief von P. Scherer vom 8. Juni 1697 über die Frömmigkeit von Joseph Klemens. Vergl. Annalen 97 (1915) 1 ff.

[3] Zum Folgenden Histor.-pol. Blätter 158 (1916) 610 ff.

[4] E. v. Schaumburg, Jugendjahre Johann Wilhelms, Pfalzgrafen zu Neuburg, Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 5 (1870) 350.

sein würde, sprach er mit zum Himmel erhobenen Händen: „Ei, da behüt mich Gott, daß ich etwas in dem Geringsten tun sollte, was meinen Eltern zuwider sein möchte.“[1] Dasselbe wird von dem Erbprinzen Johann Wilhelm bezeugt: „Wir haben gesehen — so betont der oben angeführte Forscher —, mit welch kindlicher Pietät Johann Wilhelm dem Vater ergeben war und nichts Wichtiges unternahm, ohne vorher die Ansicht des Vaters zu vernehmen. Ein gleich inniges Familienverhältnis bestand auch zu den übrigen Kindern. Philipp Wilhelm verdiente aber auch diese Liebe.“ Von den 17 Kindern — 9 Söhnen und 8 Töchtern —, „welche der überaus glücklichen 38jährigen Ehe entsprossen waren, überlebten den Vater noch zwölf“.[2]

Seit seiner Konversion im Jahre 1613 hatte der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm in enger Beziehung zu den Jesuiten gestanden und während seiner langen Regierung (1614—1653) deren Dienste als Beichtväter, Erzieher seiner Kinder und Agenten für seine vielgestaltigen und oft schwierigen Angelegenheiten mit dem größten Vertrauen in Anspruch genommen[3]. Ganz in die Fußstapfen Wolfgang Wilhelms traten Sohn und Enkel, Philipp Wilhelm und Johann Wilhelm. Der letzte Beichtvater Philipp Wilhelms, P. Johann Bodler, hat gleich nach dessen Tod ein Leben des Pfalzgrafen geschrieben. Hier berichtet er, der Fürst habe stets Jesuiten als Beichtväter gehabt und alle seine Kinder von Jesuiten erziehen lassen[4].

Als Lehrer der Mathematik hatte Philipp Wilhelm den P. Mich. Couvelier (Cuvellier) aus Soignies (Hennegau), der dann sein Beichtvater wurde und ihn viele Jahre auf seinen zahlreichen Reisen begleitete. Um Mißverständnisse mit Frankreich aufzuklären, besonders auch um die Not in Neuburg zu mildern, wurde P. Couvelier 1646 zu Mazarin nach Paris gesandt[5]. Auf den Reisen holte er sich den Keim der Schwindsucht, der er 1651 in Köln erlag. Er wird als ein sehr frommer Mann geschildert, der sich durch keine noch so dringenden Geschäfte von seinen geistlichen Übungen abbringen ließ. Seine Mußestunden verwandte er auf Übersetzung und Verfassung von aszetischen Schriften[6]. In einer derselben, der „Annona spiritualis“ (1646), schreibt er: Als ich vor mehreren Jahren auf einen ständigen Wohnsitz wegen der vielen Reisen mit dem jungen Pfalzgrafen verzichten mußte, habe ich aus verschiedenen Auktoren ganz kurze Betrachtungen gesammelt, damit ich in jeder Lage trotz aller Hindernisse dieses so notwendige Mittel der Be-

---

[1] Bodler, Munde Vale, Neuburg 1689, S. 10, später wieder abgedruckt in dem „Sonntäglicher Predigen-Curs“ Dillingen 1697.

[2] Schaumburg in Zeitschrift des bergischen Geschichtvereins 8 (1872) 161. Vergl. auch Stumpf, Philipp Wilhelm als Familienvater in Zeitschrift für Bayern 1 (1817) 1 ff. Von seinem Briefwechsel mit Eleonora heißt es dort S. 7: „Eine Auswahl dieser Briefe, worin soviele Zartheit väterlicher und kindlicher Gefühle ausgedrückt ist, verdiente wirklich öffentlich bekannt zu werden, um Vater und Tochter in dem schönsten Lichte erscheinen zu lassen.“

[3] Vergl. Gesch. 2², 265 ff.

[4] Lebens- und Sterbens-Lauff des durchl. Fürsten Philipp Wilhelm, Dillingen 1690. Geschrieben und vollendet in dem kaiserl. Schloß Ebersdorf in Oesterreich 29. September 1690. Der Pfalzgraf war 2. September 1690 in Wien gestorben. Bodler zählt auf: 1. Anton Welser bis 1640, 2. Mich. Couvelier bis zu seinem am 10. Dez. 1651 erfolgten Tod, 3. Joh. Rosenthal nur kurz, 4. Gottfried Otterstedt 1652 bis 1662, 5. Heinr. Pieß 1662—1667, 6. Gabr. Riedler bis 1675, 7. Joh. Thanner bis 1676, 8. Joh. Bodler 1676—1690.

[5] Gesch. 2, 241. Die Instruktion Neuburg 2. September 1646 und die Briefe Couveliers vom Dezember 1646 bis Januar 1647 in M. St., blau 55/1.

[6] Geboren 1600 trat er 1618 in die Gesellschaft. Nachdem er in Maastricht am Gymnasium gelehrt, begann er seine Theologie zu Löwen, wurde dann mit mehreren Scholastikern in die niederrheinische Provinz geschickt, wo er in Münster die Theologie vollendete und 1635 zu Düsseldorf die Profeßgelübde ablegte. Der ausführlichste Nekrolog bei Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 249 s.

trachtung beibehalten könnte. In seinen Ausführungen über Nutzen und Schönheit der täglichen Betrachtung zeigte er sich als einen durchaus geistlich gerichteten Mann, ebenso wie in den 367 Betrachtungen selbst.

Nun hätte der Pfalzgraf gern den Kölner Domprediger, P. Joh. Rosenthal, zum ständigen Beichtvater genommen, aber dieser sträubte sich zu sehr gegen das Hofleben[1]. An Stelle des P. Rosenthal trat dann im Jahre 1652 P. Gottfried Otterstedt. P. Otterstedt aus Münster i. W. war 1617 eingetreten; nach Vollendung seiner Studien hatte er Philosophie gelehrt. Später leitete er als Rektor mehrere Kollegien und als Provinzial die ganze Provinz 1647—1650. Als solcher war er in vielfache Beziehung zum Pfalzgrafen gekommen, und dies wird wohl der Anlaß gewesen sein, daß Philipp Wilhelm ihn als Beichtvater verlangte. Den P. Otterstedt feiert der Nekrolog als Vater der Armen und einen Mann der Barmherzigkeit. Als Rektor zu Aachen trug er einen Armen, der erkrankt war, über die Straßen ins Krankenhaus; seine meisten Besuche galten den Hütten der Armen, denen er durch erbettelte Almosen Kleidung und Nahrung verschaffte[2].

Anfang 1652 war P. Otterstedt im Auftrag des Pfalzgrafen in Rom. Dies beweist unter anderm ein Kredentialschreiben des Papstes Innozenz X. vom 10. Februar 1652 für den Pater, der die Antwort des Papstes dem Pfalzgrafen überbringen würde[3]. Im folgenden Jahre wurde P. Otterstedt Rektor des Kollegs zu Düsseldorf und segnete als solcher die Ehe des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm mit der konvertierten Elisabeth Amalie von Hessen-Darmstadt ein; unter dem Datum Regensburg 12. August 1653 bittet er den Erzbischof von Mainz Johann Philipp um die Erlaubnis, dieser Ehe assistieren zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde im selben Monat erteilt[4].

Eine zweite Sendung nach Rom fällt in die Jahre 1658/59. Pfalzgraf Philipp Wilhelm glaubte sich mit anderen Fürsten am Niederrhein vom Kaiser verlassen und suchte deshalb seine Interessen anderweitig sicher zu stellen. Schon am 15. Dezember 1654 hatte Philipp Wilhelm mit den Kurfürsten von Köln und Trier und dem Bischof von Münster ein Defensivbündnis geschlossen. Aus diesem Bündnisse entwickelte sich unter hervorragender Beteiligung des Mainzer Kurfürsten am 15. August 1658, wenige Wochen nach der Wahl des neuen Kaisers Leopold, der sogenannte Rheinbund, dem außer den bereits genannten Fürsten Braunschweig, Hessen-Kassel, Schweden und Frankreich beitraten. Es sollte ein Defensivbündnis sein zur Aufrechterhaltung des westfälischen Friedens. Die beteiligten deutschen Fürsten wollten dadurch besonders die Zusagen der kaiserlichen Wahlkapitulation sicher stellen. „Die französische Politik verstand es (aber) in der Folge den Bund weit über die ursprünglichen Absichten und Erwartungen hinaus ihren Zwecken dienstbar zu machen . . . Unter günstigeren Umständen hätte der Rheinbund auch eine Veranstaltung werden können, um mäßigend und einschränkend auf die französische Politik in Deutschland einzuwirken.“[5]

Kaum war der Rheinbund unterzeichnet, schickte Philipp Wilhelm den P. Otterstedt nach Rom. Am 30. September 1658 bittet derselbe um ein Kreditiv[6]. Der Pfalzgraf sandte am 17. Oktober Beglaubigungsschreiben an den Papst und den

[1] Vergl. unten S. 901 ff.

[2] *Necrologia Provinciae Rhen. inf. 1680.

[3] *Orig. M. G. H. 1570.

[4] *Orig. bezw. Konz. Würzburg, Kreisarch. Mainz L 620, H 1321.

[5] Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte von 1648—1740 (1892) 1, 319.

[6] *Orig. Die teilweise chiffr. Korrespondenz Philipp Wilhelms mit Otterstedt aus dieser Zeit in Düsseldorf, Staatsarchiv, Jülich Berg Pol. Begeb. 262.

P. General. In Augsburg hatte Otterstedt einen Zusammenstoß mit dem P. Albert Kurz (Curtz), der über das Bündnis mit Frankreich entsetzt war. Otterstedt setzte ihm den Charakter als Defensivbündnis und die Notwendigkeit desselben auseinander. Er berichtet darüber des weiteren von Augsburg am 14. Oktober 1658 dem Pfalzgrafen und fügte zum Schlusse bei, daß er jetzt abreise mit einem Venetianer, dem er für Pferde und Beköstigung für sich und seinen Begleiter 46 Rtlr. bezahle. Mit den Antworten, die Otterstedt P. Kurz gegeben, erklärte sich der Pfalzgraf am 27. Oktober sehr zufrieden. Dasselbe könne er auch dem Papst sagen; von Seiten des Kaisers habe man dem Haus Brandenburg den katholischen Teil des noch übrigen Stiftes Hildesheim angeboten, „wie viel mehr das wahr sein müsse, daß die Österreicher Brandenburg unsere allhie inhabenden Lande offerirt, welches alles uns desto mehr bewogen, uns ander Ort um Sicherheit zu bewerben".

Die Aufregung, die der Abschluß des Rheinbundes hervorgerufen, spiegelt sich klar wider in den Ausrufen und Fragen des P. Kurz. Derselbe hatte bereits am 26. September 1658 dem General Nickel darüber geschrieben. Nickel antwortete am 19. Oktober, daß ihn die Sache um so mehr schmerze, je mehr er den Pfalzgrafen liebe. Er sei sehr erstaunt über die unvermutete Gesinnungsänderung des Pfalzgrafen, der die väterlichen weisen Ratschläge verlassen. „Ich glaube, diesen beiden muß man die ganze Sache zur Last legen, und ich bin sehr verwundert, daß der Sekretär Leers einen solchen Einfluß auf den Pfalzgrafen hat."[1] Als ihm dann P. Kurz am 8. November gemeldet, was man (Otterstedt) zur Verteidigung des Neuburgers vorbringe, bezweifelt Nickel in seiner Antwort vom 7. Dezember die Beweiskraft der vorgebrachten Gründe: „für mich beweisen sie nicht die Notwendigkeit des Geschehenen, und man kann auf all diese Gründe eine Antwort geben."[2] Auch auf der Reise selbst wurde Otterstedt wegen des Bündnisses zur Rede gestellt. Als ich von Bayern nach Tirol gezogen, so schreibt Otterstedt von Trient am 24. Oktober 1658 dem Pfalzgrafen, ist mir auf dem Weg ein unbekannter Herr zukommen mit zwei Dienern in roter Liberey, und als er von andern erfragt, wer ich wäre, ist er zu mir geritten und gefragt mirabiles quaestiones, ob mein Fürst mit Frankreich und Schweden allegiert wäre, daß solches dem Kaiser sehr mißfalle usw.

Am 12. November langte Otterstedt in Rom an. Von P. General habe er, so berichtet er am 16. November dem Pfalzgrafen, dasselbe gehört wie von P. Kurz. In der Audienz beim Papst auf St. Katharina, so schreibt er am 30. November, hab ich mehr zu antworten als zu fragen vonnöten gehabt. Ich habe zwar eine überaus gute Affektion gefunden, aber mit dunklen Wolken und etlichen umbris verwickelt. Deswegen ich gesagt, ich wollte etwas aufsetzen und schreiben, welches gar angenehm gewesen. Den 4. Dezember werde er seine Reise nach Neapel (zu dem Vizekönig Pennaranda) fortsetzen. Dort traf er am 12. Dezember ein. Am 1. Januar 1659 war er wieder in Rom. Er meint, daß die Reise nach Neapel fruchtreicher gewesen sei als die nach Rom. Er erwarte jetzt eine Antwort des Papstes auf sein Memorandum und zwei Breven in betreff der Kirchengüter in Neuburg und der Inkorporation der St. Anna-Pfarrei für das Kolleg zu Düren. Aber das verzog sich. Am 15. März meldet er: Ich habe die Abschiedsaudienz gehabt und den Segen empfangen. Der Inhalt der letzten Antwort war: Ich billige und tadle nicht, was der Pfalzgraf von Neuburg getan hat oder tut; was die anderen Fürsten getan haben oder tun, tadele ich durchaus. Zwei Breven für Inkorporation von St. Anna und Bestätigung des Kollegs in Neuburg hatte Otter-

[1] *Ad Germ. sup.

[2] A. a. O. Vergl. Nickel an P. Curtz 4. Jan., 7. Juni 1659, in denen er die Versöhnung befürwortet.

stedt damals in Händen, aber zwei weitere ließen noch auf sich warten, so daß er erst am 18. März abreisen konnte[1].

P. Otterstedt hatte aber von diesen Hofgeschäften genug und übergenug. Er bat dringend, sich vom Hofe zurückziehen zu dürfen. Darüber beklagte sich der Pfalzgraf in einem Briefe, Hambach, 18. Oktober 1659, bei dem General: Es seind nun etliche Monate und zwar vor Zurückkunft meines Beichtvaters P. Otterstetters aus Italien, daß der hiergewesene Pater Provinzial auf Ew. Ehrw. Befehl mir zu erkennen gegeben, wie P. Otterstetten von Ew. Ehrw. begehrt und erhalten habe, sich von mir zu retirieren, wenn es mit meinem guten Willen geschehen könnte. Nun hab ich nach des P. Otterstetten Ankunft oft über diese Materie mich mit ihm unterredet und ihn bei mir zu continuiren disponieren wollen. Ew. Ehrw. erachten leicht, daß niemand auch privatus mit dem Beichtvater gern ändert, viel weniger Fürsten, so die Regierung führen müssen. Zumal ist einem Beichtvater hochnötig die Kenntniß nicht allein des Privat Gewissens, sondern auch des Status, auch was vorgegangen, wohin die Absichten zielen. Diese Kenntnis ist aber nicht anders als durch die Zeit zu erlangen, und so können sonderlich bei den jetzigen gefährlichen Zeiten leichtlich Casus vorfallen, welche ein hierin nicht Erfahrener schwerlich wird lösen können. Er (P. Otterstetten) ist aber beständig auf seiner Intention verharrt, also daß ich endlich mich fast habe bereden lassen, wiewohl ungern, darin zuzugeben. Nachgehends aber, als ich über die aus solcher Veränderung sich ergebenden großen Ungelegenheiten etwas reifer nachgedacht und zugleich den jetzigen gefährlichen Statum erwogen, finde ich daraus je mehr und mehr Beschwernuß, und daß mir eine solche Mutation gar nicht geraten sein will. Es sind oft resolutiones zu nehmen, welche einem mit dem Statu und der Vergangenheit unerfahrenen, wenn sonst auch gelehrten Beichtvater, zu resolviren schwer fallen werden. Mir aber wäre es sehr bedenklich, cum incerta conscientia mich in dem einen oder andern Falle zu resolviren. Zudem (habe) ich auch auf den P. Otterstetten ex tam diu probata ejus fide et affectu neben bekannter seiner doctrina und Probitet eine absonderliche Confidenz gesetzet. Ich habe zwar Ursache, diese auch zu andern der Societet sonst zu continuiren, jedoch wie Ew. Ehrw. selbst wissen, bringt die Gewohnheit allezeit eine große Offenherzigkeit mit sich, wie sie zwischen einem Poenitenten und Beichtvattern vor allem hochnötig ist. Also habe Ew. Ehrw. diese Beschaffenheit in allen Vertrauen zu entdecken für eine Notturft erachtet und ersuche dieselbe zum inständigsten, Sie wollen sub obedientia P. Otterstetten befehlen, in meinem officio bei mir zu continuiren. Er hoffe sichere Zusage, zumal eine Änderung auch wenig vorteilhafte Reden über ihn und den Pater mit sich bringen könnte. Der General könne sich versichert halten, daß er nicht allein in der gegen die Societet bekannten Affektion keine Änderung zulassen, sondern in dem Vertrauen desto mehr sich gestärkt finden und allzeit bleiben werde[2].

Diesem Wunsche willfahrte Nickel, wie er in seiner Antwort vom 16. November dem Pfalzgrafen mitteilte. Er habe den Provinzial beauftragt, im Namen des Generals um die Entlassung des P. Otterstedt zu bitten erst auf die inständigsten mündlichen und schriftlichen Bitten des Paters hin: er werde aber jetzt den gewünschten Befehl erteilen, zumal die angeführten Gründe durchaus stichhaltig seien[3]. Am 9. Dezember 1659 zeigte dann Otterstedt dem Pfalzgrafen an, daß er den Befehl zur Wiederaufnahme seines Amtes erhalten habe und nur eine Willens-

[1] Das Kredenzialschreiben des Papstes für P. Otterstedt vom 1. März 1659 in M. H. 1570.

[2] *Eigenh. Konzept Düsseldorf a. a. O.

[3] *Orig. M. St. blau 55/1. Dort auch ein weiteres Schreiben Nickels 31. Jan. 1660 in derselben Sache.

äußerung des Pfalzgrafen erwarte, um dem Befehl nachzukommen. Er versichert den Pfalzgräfen seiner großen Liebe und Verehrung. Wenn diese nicht so groß gewesen wäre, hätte ich nicht neun Jahre am Hofe ausgeharrt bei so vielen Reisen und Geschäften, die ich getreulich besorgt. Weil meine Liebe eine aufrichtige war, wie ich sie als Beichtvater meinem fürstlichen Beichtkinde schulde, wollte ich mein Amt niederlegen und habe es niedergelegt, damit wir beide sicherer im Gewissen vor dem göttlichen Gerichte wären. Da ich nun gezwungen werde, dieses so gefährliche und verantwortungsvolle Amt weiter auf mich zu nehmen, hoffe ich auf die gegenseitige Liebe zwischen Beichtkind und Beichtvater[1].

Als Otterstedt am 26. Juli 1660 zum zweiten Mal Rektor des Kollegs in Düsseldorf geworden, erhob sich alsbald ein neuer Kampf um ihn. Nach Erkrankung des P. Nickel war P. Oliva Generalvikar der Gesellschaft geworden (7. Juni 1661). Am 11. Februar 1662 teilte Oliva dem Pfalzgrafen mit, daß er sich erlaube, seinen Beichtvater, von dessen Eifer und Klugheit er sich viel verspreche, zum Provinzial der niederrheinischen Provinz zu ernennen; derselbe könne aber trotzdem sein Amt als Beichtvater beibehalten[2].

Der Pfalzgraf machte einige Schwierigkeiten. Daraufhin antwortete Oliva am 1. April 1662, er werde über P. Otterstedt nicht verfügen, ohne daß der Pfalzgraf vorher seine Einwilligung gegeben. Nunmehr gab sich der Pfalzgraf zufrieden. Am 2. Mai 1662 übernahm Otterstedt die Leitung der Provinz, besorgte aber, wie seine Korrespondenzen beweisen, auch noch die Aufträge des Pfalzgrafen bei dem Nuntius, dem Kurfürsten von Köln usw. Auch bediente sich der Pfalzgraf weiterhin seines Rates. So schreibt Philipp Wilhelm von Neuburg 13. Oktober 1662 an den Provinzial Otterstedt, er wolle Hälfte November nach Düsseldorf kommen und wünsche ihn dort zu sehen, um seinen Rat zu erholen; er möge also seine Geschäfte erledigen, um so lange als nötig bei ihm bleiben zu können[3].

Als Beichtvater scheute sich Otterstedt nicht, wenn nötig freimütig auf Mißstände aufmerksam zu machen. So schreibt er am 11. April 1662 von Neuburg an den Pfalzgrafen: Wie ich zu Düsseldorf die Klagen über Kanzlei und Gerichte zusammengeschrieben und die Mittel zur Abhilfe angegeben, so habe ich es auch hier getan: ich klage dabei niemand an, sondern zeige nur, was Gewissens halber von Ew. Durchl. geschehen kann, damit ich meine Pflicht nicht vernachlässige und Sicherheit für Leben und Sterben erlange[4].

An Stelle des P. Otterstedt trat aber doch noch im Jahre 1662 P. Pies (Pieß), der von 1656—1660 als Rektor das Düsseldorfer Kolleg geleitet hatte. P. Heinrich Pies war geboren 1607 zu Udenheim im Clevischen und 1627 eingetreten. Er war wenigstens von 1643 an bis zu seinem Tode am 31. Dezember 1666 Beichtvater am Hofe zu Düsseldorf. Man rühmt an ihm eine große Herzensgüte und Liebe zu den Armen. Der alte Pfalzgraf Wolfgang nannte ihn deshalb P. Pius. Schon 1643 hatte er vergebens um Befreiung vom Hofbeichtvateramte gebeten[5].

[1] *Orig. Düsseldorf a. a. O.

[2] *Orig. M. G. H. 1721/4.

[3] *Konz. Düsseldorf a. a. O.

[4] *Orig. Düsseldorf a. a. O. Am 1. August 1665 schrieb der General an P. Otterstedt: Pietatem insignem spirat desiderium, quo teneri se scribit literis soli vivendi procul a strepitu Aulae ut liberius sibi ac Deo vacet. Nec ego mea sponte imponam id jugum cervici V. R. cum ab eo tam vehementer abhorreat. Verum cum alias pollicitus fuerim Serenissimo fore ut V. R. sit in ipsius rursum potestate absoluto officii quo iam defungitur triennio, perspicue videt V. R. debere me promissis stare, si forte Princeps ipsam a me repetat nec posse id obsequii negari illi cui immortaliter nostra Societas est obstricta. *Germ. 111.

[5] Gesch. 2[2], 269. Am 11. Dezember 1653 schreibt der General Nickel dem P. Pieß: Intellexi quod Smus Dux pro Smae Sponsae spirituali institutione ac directione elegerit

Seine Briefe an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm 1662—1665 behandeln ebenfalls verschiedene geschäftliche Aufträge wie Besorgung von Kanonikaten für die jüngeren Söhne des Pfalzgrafen[1].

Bald nach dem Tode des P. Pies erbat sich Philipp Wilhelm am 19. Februar 1667 von dem General Oliva den P. Gabriel Ridler als Beichtvater, was Oliva unter dem 19. März 1667 gewährte[2]. Derselbe war schon vorher Hofbeichtvater bei dem Fürsten Lobkowitz gewesen[3].

Der Herzog von Sagan (Fürst Lobkowitz) schrieb aus Neustadt 2. März 1656 an den oberdeutschen Provinzial Veihelin: Er habe erfahren, daß auf Befehl des P. Generals P. Gabriel Ridler Rektor des Kollegs in Neuburg werden solle; er wolle in die Verfügungen des Obern nicht eingreifen, aber folgendes erinnern: der genannte Pater wurde im vorigen Jahre von Ihrem Vorgänger mir bewilligt, damit er mit meiner Gemahlin über die Konversion zum katholischen Glauben sich bespreche. Obgleich dazu nichts Zweckdienliches unterlassen worden, so ist doch ein so schwieriges Werk nicht so schnell zu bereinigen, zumal wenn noch menschliche Rücksichten vorhanden. Auch diese werden, so hoffe ich, beseitigt werden, wenn nur P. Gabriel sein so gut begonnenes Werk fortsetzt, da er schon Gott sei Dank nicht allein die große Abneigung, die meine Frau gegen die Religion und Ordensleute gehabt, durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit behoben, sondern auch ein solches Vertrauen gewonnen hat, daß an einem glücklichen baldigen Erfolg nicht zu zweifeln. Eine Abberufung des Paters müßte die viele Arbeit vernichten und der daraus entstehende Schaden wäre kaum wieder gutzumachen, zumal meine Gemahlin durch diese Abberufung selbst konsterniert ist und mir öfters versichert hat, daß sie lieber mit diesem Pater als mit irgend einem andern verhandle. Dazu kommt, daß der Pater sehr reell verfahren; er (der Fürst) habe ihm sozusagen sein ganzes Gewissen anvertraut und es wäre ihm sehr schwierig, jedes Jahr einen anderen Beichtvater zu nehmen. Er hoffe zuversichtlich auf das Bleiben des Beichtvaters und bitte dringend, dem P. General um dessen Genehmigung zu schreiben[4].

Der Provinzial wandte sich in der Tat an den General Nickel. Dieser gab am 23. Dezember 1656 den folgenden Entscheid: P. Ridler kann nicht allein bei der Herzogin von Sagan bleiben, zumal die Hoffnung auf ihre Konversion un-

---

R. Vam. Optimam Smi electionem magnopere probo. *Ad Rhen. inf.

[1] M. St. blau 55/2.

[2] Die Briefe a. a. O. 55/15.

[3] Ad. Wolf, Fürst Lobkowitz 40 ff., 363. — Über P. Ridler berichtet der Biograph des Fürsten Lobkowitz: Fürst Lobkowitz heiratete in zweiter Ehe 1653 die Pfalzgräfin zu Sulzbach Auguste Sophie, deren jüngerer Bruder Christian August regierender Herr in Sulzbach war. Nach der Verheiratung wohnte die Fürstin, die protestantisch blieb, in Neustadt an der Waldnab, einem Schloß des Fürsten Lobkowitz. Der Fürst hoffte, seine Frau werde katholisch werden. In den ersten Monaten nach der Heirat lud er den Jesuiten P. Ridler in sein Haus; aber es brauchte viele Mühe, ehe die Fürstin, welcher schon der bloße Anblick eines Mannes aus dem gefürchteten Orden Entsetzen einjagte, sich zu einer Unterredung herbeiließ. Sie bezeigte dem Jesuiten alle Achtung, ein Gespräch über religiöse Dinge wies sie jedoch ab. Zwei Jahre später wollten die Jesuiten noch einen Mann ihres Ordens in das Haus einführen. Der Provinzial machte geltend, daß ein Jesuit nach den Statuten des Ordens nicht allein in einem Hause leben dürfe. Der Fürst ersuchte jedoch den Provinzial für diesen Fall um Dispens. P. Ridler gab die Hoffnung nicht auf, daß die Fürstin katholisch werde, umsomehr, als ihr Bruder der Pfalzgraf Christian August 1656 zur katholischen Religion übergetreten war. Die Fürstin blieb aber protestantisch und ihr Gemahl übte keinen Zwang auf sie aus. Als Kaiser Leopold sich wiedervermählen wollte, schickte Lobkowitz bald nach dem Tode der Kaiserin († 12. März 1673) den P. Ridler aus Düsseldorf nach Neuburg, um über die in Aussicht genommene Braut Eleonore Magdalena, Tochter des Pfalzgrafen Wilhelm von Neuburg zu berichten.

[4] *Orig. M. R. Jes. 317.

sicher ist. Deshalb möge der Provinzial den Herzog um die Erlaubnis bitten, ihn zurückzurufen oder ihm einen Gefährten geben zu dürfen[1]. Im Jahre 1659 wurde Ridler Rektor von Neuburg und trat als solcher in nähere Beziehung zu Philipp Wilhelm.

Als sich Philipp Wilhelm 1669 um die polnische Krone bewarb[2], mahnte am 9. Februar 1669 Oliva den P. Ridler, er möge doch den Pfalzgrafen bewegen, daß er niemand aus der Gesellschaft zu einem mit dem Institut so wenig verträglichen Geschäfte verwende. An den Pfalzgrafen selbst hatte Oliva am 19. Januar 1669 geschrieben, er habe durch Briefe aus Polen erfahren, es sei ein Pater nach Polen geschickt worden in einer Angelegenheit (der Wahl), die das Institut durchaus ferngehalten wissen wolle. Kraft des Gehorsams habe er die Betreibung des Wahlgeschäftes verboten, auch habe er die Patres in Polen angewiesen, unter sich und mit Auswärtigen nicht über die Sache zu reden. Den Verdacht des Pfalzgrafen, als hätten polnische Jesuiten gegen ihn agitiert, müsse er zurückweisen, bis strikte Beweise vorlägen[3].

In derselben Angelegenheit wollte der Pfalzgraf den P. Ridler nach Prag schicken, aber die Obern Ridlers erklärten sich entschieden dagegen. Gelegentlich eines Briefes des Fürsten Auersperg mit vielen Anklagen gegen die Jesuiten schrieb P. Joh. Evang. Thanner als Rektor von Neuburg an den Münchener Rektor Weihelin am 14. Januar 1669: Unser Fürst (der Pfalzgraf) hat nach Lesung dieses und ähnlicher Briefe uns seine Gunst nicht entzogen, aber er sucht zu ergründen, warum unsere Patres ihm einen andern vorziehen. Er ist überzeugt, daß die Machinationen der polnischen Patres in der Hand des Generals seien. Ferner will er durchaus den P. Ridler nach Prag schicken. Keiner von uns ist dafür, und wir sehen nicht, was er dort verhandeln oder ausrichten kann, zumal er (der Fürst) von diesem (Pater) das zu verlangen scheint, was er nun bei dem P. Richard, dem Beichtvater des Lothringers, und den polnischen Patres verurteilt[4]. Ich hoffe, daß diese Reise von P. Gabriel (Ridler) abgeschüttelt wird oder wenigstens von der Fürstin, welche ihn für ihren Trost zurückzuhalten verlangt. Unter den übrigen Vorschlägen, um die polnischen Patres auf die Seite des Fürsten zurückzuführen, wurde von unserm P. Albert (Kurz) auch dieser gemacht, den P. Schorrer als Visitator nach Polen zu schicken. Der Fürst hat darüber gelacht. Ew. Hochwürden mögen mir raten, was ich tun soll. Bisher habe ich geschwiegen, weil die Sache mich nichts angeht. Wenn die Sache einen für die Gesellschaft ungünstigen Ausgang nehmen wird, im Falle der Fürst unterliegt, wird mir möglicher Weise auch Schuld gegeben, daß ich den P. General nicht über alles genauer unterrichte[5].

---

[1] *Orig. a. a. O. Jes. 341.

[2] Nach der Abdankung Johannes II. Kasimir 1669 bewarben sich Philipp Wilhelm und Karl von Lothringen um die polnische Krone. Gewählt wurde ein Pole.

[3] *Orig. M. G. H. 146.

[4] P. Nikol. Richard war von 1660 (?) bis 1681 Beichtvater des Herzogs von Lothringen, meist in Wien. Die polnischen Patres nimmt P. Albert Ciecißzewski in einem Schreiben an P. Ridler Wilna 8. Februar 1669 in Schutz. Er ruft Gott zum Zeugen an quod nihil verbo vel opere vel cogitatione egerim contra intentionem Smi Ducis Neoburg. impediendam in ordine ad Coronam Polonicam et quod neminem e Soc. Jes. ex iis, qui ad meam Provinciam spectant, secum quicquam contra eandem Smi Ducis intentionem egisse, dixisse vel cogitasse . . . sincero juramento utor. Quod P. Nicol. Richard a suo Principe Varsaviam venerit et me ibi invenerit nulla mea aut alicujus ex meis factum est culpa. Obstiti quantum potui et abire feci eum quam primum potui, melius sibi et nobis et suo Domino fecisset si Varsaviae non comparuisset. *Kop. M. R. Jes. 317.

[5] *Orig. M. R. Jes. 341. Druck in Zeitschrift für Kirchengeschichte 15 (1895) 268 f.

Wie vielgestaltig die Arbeiten eines Beichtvaters waren, zeigt u. a. eine Notiz aus dieser Zeit in den Akten der theologischen Fakultät von Ingolstadt. Dort heißt es unter dem 16. April 1670: Der Dekan berichtete über ein Dankschreiben, welches R. P. Ridler, der Beichtvater des Pfalzgrafen von Neuburg, übersandt, in welchem sich dieser sehr lobend äußerte über die solide und klare Lösung eines vorgelegten Casus, die für den Pfalzgrafen sehr günstig gewesen. Die zwölf Taler, die der Pfalzgraf dafür geschickt, wurden unter die Fakultät verteilt[1].

Auch P. Ridler wurde sein Amt überlästig. Am 16. Dezember 1671 bat er den General dringend, ihn von seinem Amte zu entheben. Dieser antwortete aber am 9. Januar 1672: Das Verlangen nach Entfernung von dem Hofe und nach Rückkehr in die Ruhe des Ordenshauses, welches Ew. Hochwürden mir zu erkennen geben, ist mir sehr angenehm. Aber gerade dieses Verlangen macht Ew. Hochwürden für Ihren Posten sehr geeignet. Denn für den Hof passen die am besten, die nichts mit ihm zu tun haben wollen. Er möge deshalb ausharren und die fürstliche Familie auch auf ihren Reisen begleiten[2]. Bald erlöste aber der Tod den P. Ridler von seinem Hofamte. Am 29. Mai 1675 teilte Philipp Wilhelm dem General Oliva den unerwarteten Tod seines Beichtvaters P. Gabr. Ridler mit und bat, an dessen Stelle ihm den P. Joh. Evang. Thanner als Beichtvater gewähren zu wollen. Die Zusage erfolgte am 25. Juni 1675[3].

Diese Zusage war dem General nicht leicht geworden, denn P. Thanner war damals Provinzial der oberdeutschen Provinz und hatte sich in seinem Amte trefflich bewährt. Es würde ihm deshalb — so schreibt Oliva am 25. Juni 1675 dem P. Thanner — äußerst schwer, sich seiner erprobten Hilfe zu berauben, aber die Verdienste des Fürsten um die Gesellschaft seien so groß, daß er die Bitte nicht hätte abschlagen können. Wenn Thanner den Pfalzgrafen nicht zu einer Änderung seines Entschlusses bewegen könne, möge er in Gottes Namen das Amt antreten und einige als Nachfolger im Provinzialat vorschlagen. Wie aus einem zweiten Schreiben des P. Oliva vom selben Datum hervorgeht, wehrte sich P. Thanner mit Händen und Füßen gegen die Übernahme des Hofbeichtvateramtes, es sei zu schwierig und nicht vereinbar mit der von ihm über alles geliebten Ruhe des Ordenshauses. Dagegen betonte Oliva in seiner Antwort, daß gerade die Flucht vom Hofe und die Liebe zum religiösen Leben den P. Thanner für das neue Amt sehr geeignet machten. Die Gewissensbedenken in betreff der Leitung eines Fürsten könnten bei seinem theologischen Wissen und seinem Tugendstreben nicht als entscheidend anerkannt werden[4].

Oliva hielt auf Thanner große Stücke. Das zeigte sich auch, als Kaiser Leopold im folgenden Jahre 1676 eine Tochter des Pfalzgrafen, Eleonora, als Braut erkor und P. Thanner zum Beichtvater der künftigen Kaiserin bestimmt wurde. Diese Bestimmung, so schreibt Oliva am 14 November 1676 an Thanner, hätte ihn sehr gefreut. Denn die Beichtväter der Fürsten liegen mir sehr am Herzen, da der Ruf der Gesellschaft so vielfach von ihnen abhängt. Deshalb wünsche ich mir Glück, daß die Kaiserin einen solchen Beichtvater erhält, dessen Tugend, Wissen und Bescheidenheit mir erprobt sind. Ew. Hochwürden werden das Lob noch vermehren, das der Beichtvater des Kaisers erworben hat. Die Liebe des Pfalzgrafen gegen seine Tochter könne er nur loben, da er, um für diese gut zu sorgen, des eigenen Beichtvaters sich beraube[5].

---

[1] *Acta facultatis theol. Ingolst. M. G.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Die beiden Schreiben in M. St. blau 55/3.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] *Ad Germ. sup. Der Briefwechsel zwischen Thanner und dem Pfalzgrafen über den Kaiser und die Kaiserin 1677—1679 in M. St. blau 55/5.

Thanners schwache Gesundheit hielt in seinem neuen Amte nicht lange stand. Er starb bereits im Jahre 1680. Die theologische Fakultät von Ingolstadt, an der er früher viele Jahre gewirkt, setzte ihm die folgende Gedenktafel: Joh. Evang. Thanner S. J. aus München, war durch Abkunft, Tugend und Gelehrsamkeit hervorragend. Nachdem er sechs Jahre Philosophie vorgetragen, lehrte er mit ausgezeichnetem Erfolge 13 Jahre die scholastische Theologie an den Akademien in Freiburg, Dillingen und Ingolstadt. Um seine Schüler zugleich mit der Wissenschaft zur Tugend anzueifern, hielt er als Präses häufig zündende Vorträge; besonders eifrig war er, wenn er die Sodalen zum letzten Kampfe ermunterte. Als Mann von großer Klugheit wurde er mit der Leitung der Kollegien in Neuburg und Dillingen, dann mit der Leitung der ganzen oberdeutschen Provinz betraut, bis er von dem Pfalzgrafen von Neuburg und schließlich von der Kaiserin Eleonora zum Beichtvater gewählt wurde. Nach vielen Beweisen hervorragender Geduld während der heftigsten Steinschmerzen endigte er sein Leben in Böhmen, wo er sein geistliches Leben im Noviziat begonnen, reicher an Verdiensten als an Jahren im Jahre 1680 am 20. März im 61. Lebensjahre[1].

Der letzte Beichtvater Philipp Wilhelms, der ihm im Tode beigestanden und auch sein Leben beschrieben, ist P. Johann Bodler aus Lindau. Derselbe ist geboren 1620 (1629?), eingetreten 1649 und am 8. Mai 1698 zu Neuburg verstorben. Nach einer dreijährigen Philosophie-Professur wurde er Prediger und wirkte als solcher 40 Jahre. Gleichzeitig war er tätig als Beichtvater und Schriftsteller. Hofbeichtvater wurde Bodler zuerst beim Fürstbischof von Basel in Pruntrut. Er wünschte aber sehr von Pruntrut wegzukommen. Der Rektor P. Jak. Reiff schreibt am 15. April 1666 an den Provinzial Veihelin, daß am vergangenen Passionssonntag P. Bodler eine herrliche Predigt gehalten. Nach derselben habe der Bischof ihm (dem Rektor) gesagt, er sehe ein, daß die Luft in Pruntrut der Gesundheit des P. Bodler schade, und erkläre sich aus diesem Grunde mit dessen Abberufung einverstanden; seine Rückkehr vor einem Jahre habe er (der Bischof) nur erbeten, weil er geglaubt, er sei gegen seinen Willen abberufen worden. Ähnlich schreibt P. Bodler aus Luzern 4. Oktober 1666 an den Provinzial[2].

Zehn Jahre später wurde Bodler an Stelle des P. Thanner Hofbeichtvater und Hofprediger Philipp Wilhelms. Beide Ämter behielt er 14 Jahre bis zum Tode des Pfalzgrafen. In betreff der Empfehlungen gab Oliva am 27. Februar 1677 dem P. Bodler den Rat, sich von denselben als einer gehässigen Sache nach Möglichkeit fernzuhalten. Denn, so sagt er, obgleich sie ohne einen Schaden für andere gemacht werden, werden sich doch sehr viele verletzt fühlen, weil sie nicht empfohlen werden. Auch hängt davon nicht das Ansehen derjenigen ab, die am Hofe weilen. Wenn Sie aber trotzdem glauben, zuweilen durch Ihre Empfehlung bei dem Fürsten einen Nutzen stiften zu können, so bin ich nicht dagegen[3]. Schon 1680 bat Bodler dringend, von seinem Amte befreit zu werden, aber vergebens. Der General Oliva schreibt darüber am 26. Oktober 1680 an den oberdeutschen Provinzial Mülholzer: P. Joh. Bodler wird es als eine Wohltat betrachten, wenn er die Entlassung vom Hofe erreicht, der mit Recht oder Unrecht ihm zürnt. Er hat bereits um meine Mithilfe hiezu gebeten, aber ich habe es abgeschlagen, dem Fürsten den zu entreißen, den ich nicht gegeben, sondern den der Fürst sich auserwählt[4]. Der Zwist scheint bald gehoben worden zu sein.

---

[1] Mederer, Annal. Ingolst. 3, 39 f. Einen sehr ehrenvollen Nekrolog enthalten auch die *Litt. ann. Prov. Austr. 1680.

[2] *Originalbriefe in M. R. Jes. 898.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

Als nach dem Tode des Kurfürsten Bodler Beichtvater der verwitweten Kurfürstin Elisabeth Amalia blieb, gelang es Anschwärzern, den Unwillen der Kurfürstin gegen P. Bodler zu erregen, so daß sie um dessen Abberufung bat. Aber bald klärte sich auch hier die Sache zugunsten Bodlers. Denn die Kurfürstin schreibt von Neuburg 13. August 1692 an den Provinzial Painter: Nach genauer Untersuchung aber habe „sich ganz klar gezeiget, daß die wider ermeldeten unsern Beichtvater vorgekommenen Anbringungen, welche uns alleinig zu dem hievor geschöpften Unwillen veranlasset, nur von ein und anderen aus Übereilung einer widrig Passion erdichtet, in sich ganz falsch und ohne Fundament seien, außer welcher Veranlassung wir sonsten gewißlich wider unsern Beichtvattern um soviel weniger ainige Klage gewußt, als uns derselbe viel mehr so lange Jahre mit seinen geistlichen und nützlichen Unterweisungen zu unserer vollkommenen Satisfaction getreuest beigestanden, sich auch bei unserm kurfürstlichen Hof und mäniglich in allem Thun und Lassen dergestalt bezeiget, daß ihm deswegen und der daraus erfolgten Auferbaulichkeit halber besonderer Dank und Lob gebührt."[1]

In welcher Richtung sich die Seelsorge Bodlers bewegte, können wir aus seinem Berichte über die letzten Stunden des Kurfürsten Philipp Wilhelm abnehmen. In der „Trauer-Predig", die er am 27. November 1690 in Neuburg hielt, schildert er seine letzte Unterredung also: Als der Beichtvater fragte, ob er in der katholischen Kirche zu leben und zu sterben entschlossen sei, antwortete der Kurfürst beherzt und vernehmlich: Ita Pater, Ja mein Pater! Auf die weitere Frage, ob er wünsche eine brennende Gegenliebe aus dem innersten Herzensgrund gegen Gott, der uns vor aller Zeit, über alle Maßen, ohne irgend eine Einschränkung bis in seinen bittersten Kreuzestod geliebt, antwortete der Kurfürst: Ita Pater, solche Liebe wünsche ich von Herzen! Oh Pater! ach daß Gott von mir immer geliebt und nie im geringsten wäre beleidigt worden! Ob er auch gern und geduldig die Schwachheit und Schmerzen ertragen, den eigenen Willen mit Gottes Willen völlig vereinigen wolle? Der Kurfürst antwortete: Ita Pater! Ja, ja! O himmlischer Vater, weil es so dein Wohlgefallen ist. Als er vom Beichtvater hörte: O wie erträglich macht sein blutiger Schweiß unser von Todesgewalt schwitzendes Angesicht, sagte er: Ita Pater! Ja, ja, ganz erträglich! Und wiederum als der Beichtvater vorhielt: O wie großes Vertrauen auf Erbarmung und Verzeihung verleiht jener, der für seine Feinde noch am Kreuzesstamm gebetet: Vater verzeihe ihnen — antwortete der Sterbende: Ita Pater und auch mir o Vater verzeihe, meinem reuigen und zerknirschten Herzen! Auf dich o Herr habe ich meine Hoffnung gesetzt und die möcht mich nicht lassen zu Schanden werden[2].

Auch die Tugenden, die Bodler in dem von ihm verfaßten Leben Philipp Wilhelms[3] besonders hervorhebt, geben für den Charakter des Beichtvaters deutliche Fingerzeige. So schreibt Bodler z. B.: Pfalzgraf Philipp Wilhelm nahm jederzeit Bitt- und Klagschriften auch von den geringsten Bauern entgegen und öfters antwortete er: wollte Gott, ich könnte jedermann helfen. Sein Wahlspruch bei Rechtssachen war: Was recht ist, muß geschehen, soll auch die Welt darüber vergehen oder mein eigenes Interesse dabei Schaden leiden. Sollte aber von einem Richter das Gegenteil erwiesen werden, oder daß er Schmirbalia angenommen oder die Untertanen über die Gebühr angelegt habe, solchen wollte er also scharf strafen, daß allen übrigen ein Schrecken eingejagt werde. Über Verheerung seiner Untertanen

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 317.

[2] Bodler, Trauer-Predig auf Philipp Wilhelm (1690) 16.

[3] Die angeführten Stellen in Lebens und Sterbens-Lauff 42 f., 47 f.

hat man ihn vor Mitleid weinen gesehen, daß man zuweilen genug zu trösten hatte. Besonders als sein liebstes Herzogtum Jülich mit Feuer und Schwert angefallen wurde, sprach er mit Tränen in den Augen zu seinem Beichtvater, er bete eifrig zu Gott, daß vielmehr seine Person als sein Volk gestraft werde (Neustadt in Öster. 1. November 1678). Ein anderes Mal, als schon alles für ein fürstliches Fest bereitet war, wurde auf die Nachricht von der Bedrängnis seines Landes alles wieder abbestellt (Neuburg 1689). Wenn bei Jagden nicht aller Schaden der Felder verhütet werden konnte, ließ er solchen abschätzen und mit Geld erstatten. Den Wilddieben, deren drei wegen öfterer Verbrechen zum Tode verurteilt worden, schenkte er das Leben mit den Worten, er wolle nicht wegen des Wildbretts jemand am Leben strafen (Neuburg 1678).

Die damals gegen andere Bekenntnisse allgemein übliche Intoleranz hatte der Kurfürst durchaus nicht auf die Spitze getrieben. Bodler betont: Bevor Pfalzgraf Philipp Wilhelm zur Kurwürde gelangte, streuten protestantische Schriften aus, er werde die Religion der Protestanten unterdrücken: „welches nachmahlen zwar nit erfolget . . . allermaßen eben dieser Nachfolger an der Chur wohl gewußt, sein gethanes Churfürstliches Wort zu halten und Niemand wider Willen zu dem katholischen Gottesdienst zu nötigen". Gewiß habe der Kurfürst großen Eifer gehabt und erzeigt, den wahren Gottesdienst „mit allem Glimpf, Bescheidenheit und ohne Zwang zu befördern", aber nur „wo es ohne Bekränkung der Reichssatzungen und gemachter mündlicher und schriftlicher Handlungen sich hätte gefügt, darum bald nach Antretung der kurfürstlichen Regierung im October 1685 die freie Uebung auch der katholischen Religion publiziert". Er habe jederzeit viele Protestanten um sich und in seinen Diensten gehabt und ihnen dessenthalben keinen Unwillen oder Ungnad gezeigt, auch habe er nicht geduldet, daß ihnen ein Ungemach widerfuhr oder sie mit Unlust zu unserm heiligen Glauben genötigt würden.

Auch sonst hat sich P. Bodler als ein Mann gezeigt, der zwischen dogmatischer und politischer Toleranz wohl zu unterscheiden wußte. Am 30. November 1685 hielt er „bei Einführung dreier Religionsübungen simultanee in der Kirchen Concordia zu Friedrichsburg" eine Predigt über das Thema „Eintracht der Gemüter soll sein, wenn auch die Lehr nit einerlei ist".[1] Er verteidigt hier die Eintracht der drei Konfessionen, die umso notwendiger sei, je mehr Deutschland von äußeren Feinden bedroht sei. Die verschiedenen religiösen Parteien sollten „einander nit verachten, nit hassen, sondern in aufrichtiger Freundschaft leben. Einer (soll) in dem andern das Ebenbild Gottes betrachten, die Irrtümer und Fehler, nit aber die Irrenden verwerfen, mitleidig bei Gott um Erleuchtung seiner Mitbrüder anlangen". Dann hebt er scharf das den Konfessionen Gemeinsame hervor mit den Worten; „Haben wir (Lutheraner, Calvinisten, Katholiken) nit und glauben alle Teil nit in einen Gott? und dreifachen der Person? an die Menschheit, Erlösung des eingebornen Sohnes Gottes? samt übrigen allen, was in der apostolisch Glaubensbekenntnis vorgestellet wird? Überdies an einen Herrn, einen Glauben, einen Tauf?" Es komme für den wahren Glauben freilich auf die rechte Verständnis an, welche die Kirche vermittle, das wolle er aber hier nicht weiter erörtern, um keinen Streit zu führen. Auch hierin sei ja eine volle Einigkeit wünschenswert. „Geht es nit so geschwind, wie man wohl grundherzig wünschte, daß die erkannte einige Wahrheit mäniglich also bewege, eine völlige Eintracht der Lehr halber zu

[1] Sonntäglicher Predigen-Curs S. 808 ff. über die von dem Kurfürsten in Mannheim erbaute Kirche (Sanctae Concordiae), die dem Gottesdienste der drei Konfessionen gleichzeitig dienen sollte, vergl. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte 1, 495.

treffen, so soll aber das die Freundschaft nit hemmen, den nachbarlichen Handel und Wandel nit stocken, noch die Gemüter in Bitterkeit sondern, angesehen solcher Zwiespalt unausbleibliches Verderben nach sich würde ziehen; besonders weil äußere Nachstellungen unserer Feinde uns nit ermangeln. Wie dieses auch den Heiden ihr natürlicher Witz eingegeben, denn also hat Livius angemerket: Wo man von außenher bekriegt wird, allda macht man gern Frieden zu Haus, und wenn man äußerlich zu fürchten hat, da hält man fest zusammen. Aber es soll diese Vereinigung aus wahrer christlichen Liebe geschehen, nit nur aus bloßer Not und Forcht (wie ich anderswo weitläufiger melde) wie durch große Kälte Stein, Holz und Stroh zusammengefrieren, dann nit länger daurete, als bis die Forcht, Schauder oder Kälte nachließe, als dann sogleich diesem Bündnis erginge."

Überall tritt uns Bodler als ein maßvoller, gerechter, für alle Not stets zugänglicher Ordensmann entgegen. So verwandte er die kleine Pension, die ihm der verstorbene Kurfürst ausgeworfen, zur Unterstützung dürftiger Verwandter. Auf die Bitte um Erlaubnis hiefür vom 11. März 1696 antwortete ihm der General Gonzalez am 7. April: Ihre Bitte, die 200 Tlr. für die Unterstützung Ihrer in dieser schweren Zeit in Not befindlichen Verwandten und für den Schmuck der alten Kirche in ihrem Heimatsorte zu verwenden, ist an mich gelangt. Ich lobe Ihre Pietät und den Eifer für die Ehre Gottes und bewillige Ihre Bitte, da ja das Geld für den Unterhalt oder andere vordringlichere Nöten nicht erforderlich ist[1].

Auch der Sohn und Nachfolger Philipp Wilhelms, Johann Wilhelm, hatte stets Jesuiten zu Beichtvätern[2].

Am 17. Februar 1685 richtete der General Noyelle an Johann Wilhelm die Bitte, er möge gestatten, daß er seinem Beichtvater Heinrich Weisweiler die Leitung der niederrheinischen Provinz übertrage[3]. Die Antwort muß dem Wunsche des Generals nicht entsprochen haben, denn die Ernennung Weisweilers zum Provinzial erfolgte erst am 12. (17.) März 1690. P. Heinrich Weisweiler aus Jülich (geb. 1635, eingetr. 1654), war Oberer in Köln und Düsseldorf, wo er naturgemäß in vielfache Berührung mit dem Hofe kam. Längere Zeit versah er das Beichtvateramt bei Johann Wilhelm und dessen Bruder Ludwig Anton; er setzte aber alles in Bewegung, von diesen Ämtern befreit zu werden. Nachdem er noch ein zweites Mal die ganze Provinz geleitet (1697—1700), starb er am 24. September 1714 zu Köln.

Im Jahre 1697 wählte Johann Wilhelm zu seinem Beichtvater den P. Karl Pottier, was dieser am 22. Dezember 1697 dem General Gonzalez mitteilte. In seiner Antwort vom 18. Januar 1698 sprach Gonzalez darüber seine Freude aus mit dem Beifügen: Die Ordensleute eignen sich für den Hof am meisten, die ihm am liebsten aus dem Wege gehen[4]. P. Pottier, ein Luxemburger, der eine zeitlang Theologie gelehrt hatte, blieb zehn Jahre Beichtvater des Kurfürsten. Eine hervorragende Liebe zu den Armen wird an ihm gerühmt. Er starb am 3. August 1722 zu Trier.

Aus der großen Zahl der Erzieher aus dem Jesuitenorden, die am Neuburger Hofe tätig waren, seien wenigstens einige genannt, vor allem P. Theod. Rhay. P. Rhay (geboren 1603 zu Rees und 1622 in die Gesellschaft eingetreten) war acht Jahre Rektor des Kollegs in Düren, dann vier Jahre Oberer der Residenz in Sulzbach, später Instruktor der Neuburger Prinzen, schließlich am 26. Mai 1670

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Zur Charakteristik Johann Wilhelm vergl. Düsseldorfer Jahrbuch 29, 89 ff.

[3] *Rom. Epp. Nostr. 14 ad diversos 1684—1685.

[4] *Ad Rhen. inf. 14 Soli.

wieder Rektor in Düren, wo er am 10. März 1671 starb. Als Rektor in Düren kam er in nähere Beziehungen zum Neuburger Hof, was auch wohl seine Übersiedlung nach Neuburg und Sulzbach zur Folge hatte.

Im Januar 1656 war der Pfalzgraf Christian August von Sulzbach heimlich vor dem Kurfürsten von Mainz zur Kirche zurückgekehrt[1]. Am 12. Februar 1656 schrieb der General dem P. Rhay nach Sulzbach: Die Nachricht von der Konversion des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach habe ihn sehr gefreut, und am 27. Mai 1656 bedankte er sich für den Brief vom 26. April, in dem P. Rhay mitgeteilt, daß die Pfalzgräfin öffentlich das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt habe[2]. Um diese Zeit war Rhay Beichtvater des Pfalzgrafen. Als solcher schrieb er am 2. April 1656 an den oberdeutschen Provinzial Veihelin: Auf der Reise habe ihm der Pfalzgraf mitgeteilt, aus Anlaß seines zu scharf aufgefaßten Briefes sei ihm ein anderer Beichtvater angeboten worden; ich habe das Anerbieten sehr gelobt, da die Provinz bessere und heiligere Beichtväter als mich habe. Darauf antwortete der Pfalzgraf, er habe gar keinen anderen Beichtvater verlangt, sondern nur einen großen Aszeten, der ihm in civilibus beistehe, er wünsche, daß ich bleibe; jedenfalls bis er an den General geschrieben habe. Der Provinzial möge nach Gutdünken verfügen[3].

Das Schreiben von Christian August liegt vor. Es ist datiert Sulzbach 17. März 1656. Er dankt darin dem Provinzial Veihelin für seinen Glückwunsch zur Konversion und bittet um die Sendung eines frommen Mannes, dem er gänzlich vertrauen könne[4]. Am 2. April 1656 schreibt P. Otterstedt von Neuburg an Veihelin: Der Pfalzgraf von Sulzbach war mit P. Rhay hier; P. Rhay ist bereit, nach 6—7 Wochen in seine Provinz zurückzukehren, und hat den General darum gebeten; deshalb möge man einstweilen keinen andern Obern schicken, bis P. Rhay den Provinzial um Rückkehr bitte. Im folgenden Jahre war P. Rhay in Düsseldorf. Von dort meldet Philipp Wilhelm am 11. Februar 1658 an Christian August von Sulzbach; er sende ihm dieses Schreiben durch P. Rhay, der aus Ew. Liebden Befehl sich zu Ihnen verfügt[5]. Auch später nahm der Sulzbacher den P. Rhay noch in Anspruch. Am 26. Januar 1663 schreibt Rhay von Neuburg an P. Konr. Holtgreve: Der Sulzbacher hat mich gebeten, ich solle für alle herbeigerufenen und reprobierten Ordensleute der Sündenbock sein, ich habe einfach geantwortet: Ich tue es nicht. Ich will lieber im letzten Winkel meiner Provinz als der Letzte leben als anderswo in der Öffentlichkeit strahlen. Wenn ich, wie man schreibt, alles für Gottes Ehre und das Wohl der Gesellschaft und der Religion tue, so danke ich Gott für diese Gnade[6].

In diesem Jahre wurde Rhay der Erzieher der Kinder des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, darunter der späteren Kaiserin Eleonora. Aus dem 1721 veröffentlichten Leben der Kaiserin erfahren wir, daß P. Rhay der Prinzessin täglich Unterricht gab und zwar morgens von 9—10½ und nachmittags von 3—4[7]. Für den Unterricht der Prinzen und Prinzessinnen verfaßte P. Rhay ein Universalkompendium[8]. Der Haupttitel läßt freilich den wirklichen Inhalt und Zweck nicht vermuten. Nach der Sitte des 17. Jahrhunderts mußte ja jeder Titel verschnörkelt oder symbolisiert

[1] Zur Konversion vergl. Konfessionswechsel des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach (Briefe zwischen Mutter und Sohn) bei Kolde, Beiträge zur bayer. Kirchengeschichte 6 (1900) 133 ff.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Orig. M. R. Jes. 341

[4] *Orig. a. a. O.

[5] *Orig. M. G. H. 2487.

[6] *Orig. Düsseldorf, Staatsarch. Jes. 35 I.

[7] Leben und Tugenden der Kaiserin Eleonorae Magdalenae Theresiae. Von einem der Gesellschaft Jesu Priestern. Wienn 1721, S. 35.

[8] Histor.-pol. Blätter 157 (1916) 801 ff.

werden. So lautet unser Titel: Altera Noe Arca Profano-Sacra: Zweite weltlich-geistliche Arche Noes mit einer reichen Fülle gelehrter Waren. Dann folgt die Zweckbestimmung für alle Stände, zunächst aber für die durchl. Pfalz Neuburgischen Prinzen, Herzoge von Bayern usw.[1] Die Arche Noe erschien zu Köln 1665 bei Wilhelm Frießem und ist den Kindern des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm gewidmet. Sie ist offenbar dem Bedürfnisse entsprungen, die verschiedenen Unterrichtsgegenstände kurz zu fixieren und zusammenzufassen. Die lateinische Sprache, in der das Kompendium verfaßt ist, war auch für die Benützung durch die Prinzessinnen kein Hindernis, da sie wie in den neueren Sprachen auch im Lateinischen Unterricht empfingen[2]. Der Inhalt bietet ein praktisches, kurz gefaßtes Universalkompendium für alle Zweige des damaligen Unterrichts, wie ein näherer Einblick in das Büchlein dartut.

Zur Erklärung des symbolischen Titels schickt P. Rhay einiges voraus über die Arche Noe. Seine zweite Arche soll alle Schätze des Wissens der ganzen Welt umfassen und zwar 1. alle Wissenszweige, 2. die Pflichtenlehre, 3. die Tugendlehre speziell die theologischen Tugenden. Unter den ersten größeren Teil fallen Stilistik, Poetik, Geographie, Geschichte mit Genealogie und Gesundheitslehre. Die Pflichtenlehre enthält Standeslehren, insbesondere einen Hoflent- und Fürstenspiegel. Der dritte theologische Teil gibt einen Abriß des Alten und Neuen Testamentes, eine Theodizee und eine theoretisch praktische Abhandlung über die drei göttlichen Tugenden. Die drei Abschnitte könnten kurz gekennzeichnet werden mit den Worten: Wissen, Moral, Religion. Die Stilistik zeichnet sich aus durch prägnante Definitionen, zudem durch eine prächtige Auswahl lateinischer Sprichwörter und Sentenzen, die schon für sich allein einen kleinen Schatz von Lebensweisheit darstellen. Die Geographie umfaßt auf 100 Seiten über 300 Reisen durch Europa mit Angabe der berührten Städte und Dauer der Reise, so z. B. eine Reise von Rom nach Prag über Florenz, Trient, Innsbruck, Augsburg. Die Entfernung der einzelnen Städte voneinander ist in Postae (Posten) ausgedrückt[3], zum Schluß die ganze

---

[1] Copiosa doctarum mercium varietate omnium hominum statui potissimum vero Serenissimorum Principum Palatino Neoburgicorum Bavariae Ducum . . . usui instructa a R. P. Theodoro Rhay Soc. Jesu Sacerdote. Coloniae Typis Wilhelmi Friessem 1665 kl. 8° 428 p. Die Druckerlaubnis ist von dem General Oliva: Rom, 20. Januar 1665.

[2] P. Leop. Fueß S. J. schreibt von Neuburg 17. Juli 1682 an Philipp Wilhelm: Er habe, um eine Probe der Fortschritte der beiden älteren Prinzessinnen zu geben und deren höchstrühmliche Lob und Ehr Begierigkeit desto mehr anzufrischen, von beiden Prinzessinnen ein Schreiben an den Pfalzgrafen ablaufen lassen. Den deutschen Inhalt hab ich zwar selbst mit soviel Worten in die Feder gegeben, sie aber hernach mit ihrem eigenen Fleiß erstlich in das Lateinische, hernach auch in das Italienische und folglich in das Französische versetzt haben; er hoffe, daß der Pfalzgraf den herzliebsten Prinzessinnen seine väterliche Zufriedenheit darob bezeigen werde, um sie so in ihrem Fleiß noch mehr zu ermuntern. Die beigefügte Translation ist nicht also wie das Deutsche (in welchem ihnen auch ohne besondere Anweisung die Orthographia, so sie sehr wohl ergriffen zu haben scheinen, freigelassen worden) ihnen von den Lehrmeistern in die Feder gegeben worden, sondern sie selbst haben dieselbe proprio marte meistenteils in meiner Gegenwart nur mit Anweisung etzlicher schwererer Significationen und Eruierung einiger Regeln ohne fernere Hilfeleistung construiren müssen, wie auch etzliche geringe Fehler, die von den Lehrmeistern leicht hätten emendirt werden können, mit Fleiß unberührt geblieben sind. *Orig. M. St. blau 55/5.

[3] Die Bezeichnung der zurückgelegten Entfernungen durch „Posten“ ist schon im 16. Jahrhundert üblich. Lukas Rem berichtet in seinem Tagebuch, er sei am 7. September 1515 auf der Post von Brüssel in 6 Tagen nach Augsburg geritten und habe an den einzelnen Tagen 5, 3, 4, 3, 4, 4 „Posten“ zurückgelegt. In einer Abrechnung des Andreas Masius vom Jahr 1551 heißt es: Von Augsburg bis gen Rom bin ich auf der Post geritten, sind dazumal 57 „Posten“ gewesen tuet 28½ Kronen Vergl. J. Rübsam, Joh. Baptista von Taxis

Dauer, hier Summa postarum 84. Es folgen Reisen durch Italien, Belgien, Frankreich usw. Auch viele Einzelstrecken sind vertreten, so z. B. die letzte eine Reise von Fulda nach Paderborn 5 postae. Bei allen größeren Städten werden die besonderen Merkmale oder Sehenswürdigkeiten angegeben, so heißt es hier bei Paderborn nach Beschreibung der Quellen cerevisia rara et sana Societatisque Jesu Universitate claret. An Stelle von Karten stehen Tabellen über Verteilung von Land und Meer und Übersichten über die Länder von Europa, Asien, Afrika und Amerika.

In dem geschichtlichen Teil nimmt die Chronologie von Bellarmin und Baronius einen ziemlich breiten Raum ein. Die letztere wird fortgesetzt bis zum Jahre 1664. Der alten Chronologie ist als Anhang ein kurzer Abriß über die Geschichte von Rom, Athen, Sparta beigegeben. Die nachchristliche Chronologie bietet ziemlich ausführlich alle Päpste, Kaiser, Kriege usw. Der hier beigefügte Anhang gibt die Daten für die Christenverfolgungen, Schismen, geistlichen und weltlichen Orden, Universitäten. Es folgt dann ebenfalls ausführlich die Genealogie fast aller deutschen Fürstenhäuser, voran Habsburg und Wittelsbach, dann die Reihe aller Könige von Frankreich, England, Dänemark, Polen usw.

Die Gesundheitslehre enthält die berühmten Regeln der medizinischen Fakultät von Salerno: allgemeine Regeln, Diätik, Eigenschaften der Speisen und Getränke usw. Manche alte Erfahrungssätze, die zuweilen wieder neu entdeckt werden müssen, sind hier zu finden, so z. B. kalte Waschungen, häufiges Waschen der Hände, leichte Abendmahlzeiten usw., alles in kurzen Versen[1].

An diese Gesundheitslehre schließt sich eine praktische Tugendlehre, die es dem Hauptzwecke des Büchleins entsprechend auf Fürsten, Räte und Hofleute besonders abgesehen hat. Die „Regeln des Boetius, nach denen König Theodorich regierte", schärfen ein: Sorge für die bedrückten Untertanen, Gerechtigkeit, gute Beamte, Vorbereitung auf den Krieg im Frieden, Bau von starken Grenzfestungen, Liebe zum Frieden, Unterstützung von Gelehrten, Vermeidung von Spiel und Schwelgerei. Den fürstlichen Räten hält Rhay einen Spiegel vor in den Monita politica von Justus Lipsius. Sie müssen sich auszeichnen durch strenge Gewissenhaftigkeit, große auf langer Erfahrung ruhende Klugheit, selbstlose Arbeit für die Interessen des Fürsten. Der Fürst selbst muß sich Klugheit erwerben durch Gottesfurcht, Erfahrung und Studium der Geschichte. Scharf geißelt dann das Alphabetum Aulicorum die Art der Hofleute, ihre Falschheit, Neid, Mißgunst, Schmeicheleien, Lügen[2]. Zu den Tugenden, die den Fürsten notwendig, gehört die Klugheit. Ein Mittel, sie zu erlangen, sind für die Prinzen u. a. Reisen in fremde Lande, aber nur wenn sie unter guter Leitung und mit mäßigem Aufwand, der nicht aus dem

---

(1889) 213. Die Postkuriere mußten 1504 den Weg von Brüssel nach Rom im Sommer in 10½, im Winter in 12 Tagen zurücklegen. A. a. O. 205. — Die Anzahl der Posten (Postwechslungen) bestimmte die Höhe des Fahrgeldes. So schreibt Keißler 1731 von der Reise von München nach Augsburg, daß es 9 Meilen sind, müssen aber für 10 bezahlt werden, es waren nämlich 5 Posten. Joh. Gg. Keißler, Reisen Ausgabe von 1776 2, 1547.

[1] Z. B. Ex magna coena stomacho fit maxima poena,
Ut sis nocte levis, sit tibi coena brevis . . .
Si fore vis sanus, ablue saepe manus.

[2] Z. B. Rara avis in toto est vere pius Aulicus orbe.
Aulica tartario vita est damnosior orco,
Plus metuenda bonis quam metuenda malis.
Haec est aularum nova lex, ne dicere verum
Audeat et falsum dicere ne metuat.

Blute der Untertanen erpreßt werden darf, unternommen werden. Für die dem Fürsten besonders notwendige Gerechtigkeit werden die allgemeinen Normen aus dem Zivilrecht in treffender Fassung vorgelegt. An allen fürstlichen Tugenden nehmen Räte und Beamte teil, ganz eigentümlich ist aber dem Fürsten die Milde, die Gnade, da er ja auch allein das Begnadigungsrecht über Leben und Tod hat. Die Milde erwirbt dem Fürsten die Liebe und Anhänglichkeit der Untertanen, sie ist die stärkste Stütze des Thrones. Die herzlosen und grausamen Fürsten werden der rächenden Hand des allwissenden Gottes nicht entgehen. Ein scharfes Urteil erhalten die Richter, die für Gold gegen die Gerechtigkeit entscheiden, wie die ganze heutige Staatsweisheit einzig darauf auszugehen scheine, den Beutel zu füllen.

Bei der Tugend der Mäßigkeit wird eingehend die damals viel besprochene Frage erörtert, wie weit der Fürst in der Forderung von Steuerabgaben gehen dürfe. Zunächst werden die falschen Grundsätze vorgeführt, nach denen dem Fürsten alles erlaubt ist und die Untertanen sich mit einem Geringen für Nahrung und Kleidung zu begnügen haben: das seien teuflische Grundsätze. Bei der Widerlegung dieser Grundsätze betont Rhay u. a., der Satz, der Wille des Fürsten ist Norm alles Rechts, sei ein durchaus unsittlicher, unchristlicher, den selbst die Heiden verworfen. Als wahre Grundsätze haben zu gelten: Überall muß der Fürst ein Vater des Volkes sein und als Vater für das Volk sorgen. Über mäßige Steuern z. B. für die notwendige Kriegszurüstung im Frieden ist das Volk aufzuklären; dieselben sind aber mit Milde einzutreiben und dabei sind die Steuereinnehmer streng zu überwachen. Besonders ist darauf zu achten, daß den Untertanen nicht Acker und Vieh weggenommen wird. Bei dem Kapitel über Freigebigkeit des Fürsten bekämpft Rhay die Grundsätze Machiavellis, nach denen der Fürst aus Gütern, die er andern weggenommen, Freigebigkeit üben darf. Der Fürst soll aus eigenen Mitteln freigebig sein, besonders im Almosenspenden für die Armen, Errichtung von Armen- und Krankenhäusern, Missionsseminarien für Indien und China, wie solche in Portugal und Spanien errichtet worden. Vom Übel ist die übergroße Freigebigkeit gegen Günstlinge. Unter den Regeln für die Tapferkeit wird auch die Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit besprochen, für letztere sind notwendig Geld, Proviant, Waffen, unter diesen besonders gute Artillerie mit den verschiedenen Arten von Geschützen, die angeführt werden, dann tüchtige Soldaten und Offiziere. In einem Corollarium wird das Gesagte kurz zusammengefaßt und als Fürstenspiegel dem Fürsten vor Augen gehalten.

Der dritte Teil über die Religion betont die unbedingte Notwendigkeit der Religion als Fundament aller Reiche. Eine kurz gefaßte Theodizee belehrt über die Gottesverehrung. Praktisch hat sich dieselbe zu betätigen in der Übung der drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Bei der Erklärung dieser Tugenden bleibt Rhay nicht bei den allgemeinen Begriffen hängen, er geht sehr ins Einzelne, fordert aber nicht zuviel. Der Glaube hat sich zu betätigen im täglichen Leben, morgens Morgengebet, heilige Messe, Gewissenhaftigkeit (nie gegen das Gewissen handeln), öftere Beicht und Kommunion, ferner in der Güte gegen alle Elenden, Bedrängten, Gefangenen, Witwen, in der Billigkeit gegen Unterdrückte, in der Gerechtigkeit gegen alle Untertanen. Der Glaube warnt vor unüberlegten Gelübden, Zuträgereien, schlechtem Beispiel. Das gute Beispiel des Fürsten ist für die Untertanen ein mächtiger Antrieb zur Gottesverehrung. Würdig schließt das Kompendium mit Erklärung und Übung der Liebe. Von Liebe muß das Herz des Fürsten erfüllt sein, sonst steht Krieg und Aufruhr vor der Tür. In der Liebe zu Gott muß sich der Fürst täglich üben: in täglichen Ergüssen an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, in heißen Gebeten um diese göttliche Gabe flehen.

So erweist sich unser Universalkompendium nicht allein als eine praktische Zusammenfassung der Hauptpunkte des damaligen Wissens, sondern auch als ein Fürstenspiegel, der dem Verfasser nur zur Ehre gereicht. Selbst in das Hofleben hineingeworfen, beugt er sich nicht als charakterloser Schmeichler vor den Grundsätzen der Hofleute, sondern geißelt sie schonungslos und gibt dadurch gleichzeitig den Prinzen eine deutliche Warnung. Besonders hoch anzurechnen ist dem Verfasser auch seine scharfe Auseinandersetzung mit dem in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich mehr und mehr Geltung verschaffenden Absolutismus, der sich für die Quelle alles Rechtes hält und über Gut und Blut aller Untertanen selbstherrlich und schrankenlos zu verfügen sich anmaßt[1].

Während Rhay noch Erzieher war, wurde er von Philipp Wilhelm in einer wichtigen Mission nach Rom gesandt zum Papste Alexander VII. (Chigi), den er von dessen Nuntiatur in Köln persönlich kannte. Am 23. April 1664 schrieb Philipp Wilhelm darüber an den Generalvikar Oliva: Aus zwingenden Gründen habe er beschlossen, den Beichtvater seiner Kinder, P. Theod. Rhay, nach Rom zu schicken; er bitte deshalb um die Erlaubnis, weil es sich um eine fromme Angelegenheit handele, über die niemand besser informiert sei, als der genannte Pater. Da die Sache eile, werde der Generalvikar es nicht übelnehmen, wenn er den Pater schon vor Ankunft der Antwort abreisen lasse. Eigenhändig fügt der Pfalzgraf bei, er hoffe, daß der Generalvikar aus dieser Sendung das Vertrauen erkenne, das der Pfalzgraf der Gesellschaft bewahre[2]. In dem Kredentialschreiben vom 28. Februar 1665 bezeichnet der Papst den P. Rhay als einen Mann, dessen ausgezeichnete Frömmigkeit und große Tugenden ihm schon seit langem bekannt gewesen, den er deshalb gerne gesehen; derselbe werde die Aufträge des Papstes dem Pfalzgrafen überbringen[3].

Über den Erfolg seiner Sendung — so schrieb P. Rhay aus Rom 20. Januar 1665 an Philipp Wilhelm — werde er dem Pfalzgrafen Mitteilung machen, soweit das auferlegte Stillschweigen dies gestatte. Er habe mehrere lange und väterliche Privataudienzen gehabt, wobei der Papst offen, aber mit Auferlegung des Stillschweigens den Grund für die bisher verzögerte Bewilligung auseinandergesetzt. Er (Rhay) habe sich ein Herz gefaßt und durch vier Beweise die Anklagen gegen den Pfalzgrafen entkräftet. Als dann der Papst die Unschuld des Fürsten zwar zugegeben, aber die ersten Beamten als verdächtig bezeichnet, habe er deren Verdienste um die katholische Sache und den Heiligen Stuhl so dargelegt, daß der Papst dies

[1] Auch sonst benutzte Rhay die wenigen Mußestunden fleißig für die Schriftstellerei. Er interessierte sich sehr für die auswärtigen Missionen. Diesem Interesse ist seine erste Schrift, Beschreibung von Thibet (Paderborn 1658), entsprungen. Einen Bericht über die Merkwürdigkeiten des Reiches Mogor ließ er 1663 in Neuburg erscheinen. Bei der Beschreibung der Arche Noes bemerkt er (Arca altera 26), P. Heinr. Rott (Roth) kehrte 1664 aus Mogol durch Armenien zurück und schilderte in meiner Gegenwart dem Pfalzgrafen von Neuburg die Tradition in betreff der Arche in Armenien. Eine Art Heimats-Heiligenkalender aller Heiligen und berühmten Männer von Jülich-Cleve auf alle Tage des Jahres mit den Heiligen aus dem Pfälzer Fürstenhause gab er 1663 in Neuburg heraus und widmete ihn Philipp Wilhelm. Eine kleine Kontroverse „Streit ohne Streit in vier freundlichen Diskursen durch friedliebende Feder R. P. Theod. Rhay“ (1665) und eine größere Schrift, wohl eine der ersten in Deutschland über die eben entstandene Sekte der Quäker gab er heraus unter dem Titel: „Der Quacker verwirte Glaubensbekäntnuß mit historischer Relation von dieser Zitter-Geister Nahmen, Ursprung, Lehr und Fortgang“ (1666). Er widmete die Schrift dem Dekan der Kollegiatkirche in Düsseldorf, wo er dieselbe verfaßt hatte.

[2] *Orig. Epp. Princip. 8, 175. Es handelte sich um Dispens und Absolution wegen der in der lutherischen Zeit in Neuburg eingezogenen Kirchengüter. Vergl. Bodler, Lebens- und Sterbens-Lauff d. D. F. Philipp Wilhelm 31.

[3] *Orig. M. G. H. 1570. Vergl. Sandizell Refutatio extrajudicialis (1725) 292 ff.

anerkannt und eine väterliche Behandlung versprochen. Der Papst werde gerne in diesem Falle die Unschuld nicht weniger anerkennen, wie in früherer Zeit die Billigkeit der Liga; er bedauerte nur, daß P. Rhay nicht früher geschickt worden sei[1].

Wie P. Rhay sich im Interesse der Prinzen schriftstellerisch betätigte, so tat dies auch ein anderer Erzieher dieser Prinzen, nämlich P. Joh. Packenius. Derselbe war geboren im Jahre 1626 zu Boslar (Jülich) und in die Gesellschaft am 30. April 1647 eingetreten. Nach Vollendung seiner Studien wirkte er zwei Jahre als Domprediger zu Trier und lehrte dann ebendort und zu Köln die Philosophie. Drei Jahre war er Beichtvater des französischen Gesandten in Stockholm, dann Instruktor und Reisebegleiter des jungen Pfalzgrafen Johann Wilhelm[2]. Als der französische Gesandte Arnauld de Pomponne Stockholm verließ, stellte er in einem Briefe vom 31. Juli 1668 an den General dem P. Packenius ein glänzendes Zeugnis aus für sein Wissen und seinen Eifer; seit der Unterdrückung der katholischen Religion in Schweden sei nie mehr soviel Frucht eingeheimst worden, wie in diesen drei Jahren[3].

Die Veranlassung, weshalb Packenius an den Hof zu Düsseldorf gezogen wurde, gaben Klagen über den bisherigen Instruktor P. Adam Pinelli (Pinell), dessen Entfernung die Obern verlangten[4]. Gegen diese Entfernung schrieb der damals sechzehnjährige Johann Wilhelm sehr ungehalten am 15. April 1674 an den General: Es sind jetzt sieben Jahre, seitdem ich mit meinen Brüdern die Hilfe des hochwürdigen P. Pinelli aus Ihrer Gesellschaft genieße. Derselbe ist bei unsern durchl. Eltern und bei dem ganzen Hofe wegen seiner großen Bescheidenheit, seines exemplarischen Lebens und außerordentlichen Mühewaltung bei unserm Unterricht sehr geschätzt und beliebt. Bis zu meinem 16. Lebensjahr, das ich eben erreicht, ist derselbe zu meinem großen Trost mein Gewissensführer und zugleich mein Lehrer in der Philosophie und Ethik. Bei der letzten Visitation unseres Kollegs in Düsseldorf scheint der Pater von dem P. Provinzial einen Wink bekommen zu haben, daß er seine Entlassung vom Hofe begehre, um an einem andern Orte zu predigen. Dies Verlangen erscheint nicht allein unserm durchl. Vater, sondern auch uns sehr „exotisch" und wunderlich. Es wäre uns zu hart, seine Hilfe, an die wir soviele Jahre gewöhnt, jetzt entbehren zu müssen, und es paßt uns nicht, die Hilfe eines andern in Anspruch zu nehmen. So hoffe ich, daß Ew. Paternität die Abberufung nicht erlauben, sondern den P. Provinzial und den P. Pinelli mahnen werden, von dergleichen uns so unangenehmen und so gefährlichen Gedanken Abstand zu nehmen. Die Gewährung dieser Bitte hat doch wohl unser Haus um die Gesellschaft verdient und wird sie auch weiter verdienen. Ich füge ein goldenes Büchlein bei, das wir kürzlich in unseren Mußestunden aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt haben[5].

Diese Vorstellung hatte keinen Erfolg. Der General besteht in einem Briefe vom 7. April 1674 an den niederrheinischen Provinzial auf der Entfernung des P. Pinell vom Hofe und gestattet, an dessen Stelle den P. Packenius oder P. Diermann zu bewilligen[6]. So kam P. Packenius 1674 an den Hof, und noch im selben Jahre erbat Philipp Wilhelm in einem Schreiben, datiert Bensberg, 4. November 1674, den General Oliva diesen Pater als Reisebegleiter für Johann Wilhelm.

---

[1] *Orig. M. G. H. 143.

[2] Hartzheim, Bibliotheca Colon. 191.

[3] *Orig. Epp. Princip. 8, 350.

[4] P. Pinell wurde schwerer Verfehlungen beschuldigt: Oliva an Weidenfeld 17. Febr. 1674 Austria 16 (Soli).

[5] *Orig. Epp. Princip. 9, 76.

[6] *Orig.-Reg. Ad Austr. Soli 1674/77.

Da ich in der nächsten Zeit — so schreibt er — meinen ältesten Sohn Johann Wilhelm in fremde Länder zu schicken gedenke, möchte ich ihn diese soviel Zufällen ausgesetzte Reise nicht antreten lassen ohne einen Beichtvater aus der Gesellschaft Jesu, der so beständig an seiner Seite weilt, daß er in jedem Falle zur Hand ist und ihm mit Rat und Tat in allen Gewissensangelegenheiten helfen kann. Da ich mit Zustimmung des rheinischen Provinzials für dieses Amt den P. Joh. Packenius, dessen Tugend und Klugheit ich hochschätze, bestimmt habe, bitte ich Ew. Paternität dringend, diese meine Wahl zu bestätigen und überdies zu gestatten, daß der Pater überall in den Städten, wo eine Niederlassung der Gesellschaft ist, bei meinem Sohne bleiben kann und nicht gehalten ist, in dem Kolleg abzusteigen. Die glückliche Vollendung der Reise wird für meinen Sohn ein neuer Ansporn der Liebe zur Gesellschaft sein, die er von früher Jugend an gehegt hat[1].

Oliva bewilligte die Bitte. Die Reise wurde mit großem Gefolge am 4. Dezember 1674 angetreten[2]. Eine Beschreibung derselben veröffentlichte P. Packenius im Jahre 1679[3]. Die Reise, die durch Holland, Belgien, Frankreich, England, Italien und Österreich ging, wird hier im Stil der Zeit mit allen Sehenswürdigkeiten, Besuchen, Festlichkeiten geschildert; zur Erläuterung werden Staatseinrichtungen und Geschichte der einzelnen Länder herbeigezogen. Für die Geschichte der Schulfestlichkeiten der damaligen Zeit ist das Buch insofern interessant, als es den Text der Begrüßungen wörtlich abdruckt, die in Prosa und Poesie dem Prinzen in den einzelnen Kollegien der Jesuiten gewidmet wurden, so in La Flèche, August 1675, in Rom und Neapel 1676. Für die herzliche Aufnahme des Prinzen in den Kollegien der Jesuiten sprach Philipp Wilhelm am 21. September 1675 dem General Oliva den wärmsten Dank aus[4]. Besonders bedankt er sich am 28. Dezember 1675 für den Besuch, den der General seinem Sohne abgestattet, und am 22. Februar 1676 für den glänzenden Empfang im Römischen Kolleg. In dem letzteren Briefe wird auch der guten Ratschläge des Generals und der vorzüglichen Hilfe des P. Packenius mit Dank gedacht[5]. Einen weiteren sehr herzlichen Dankbrief richtete Philipp Wilhelm am 2. Mai 1676 an P. Oliva, in dem er alles dem Prinzen gezollte Lob der Erziehung durch die Gesellschaft zuschreibt, der auch er (der alte Pfalzgraf) alles verdanke[6].

---

[1] *Orig. Epp. Princip. 9, 112.

[2] Vergl. Schaumburg, Jugendjahre Joh. Wilhelms in Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 5 (1870) 332 ff.

[3] Hercules Prodicius seu Carolus Juliae . . . Princeps in Joanne Wilhelmo Comite Palatino Rheni Nepote post saeculum redivivus Coloniae 1679, 4°, 608 p. Ein Brief des P. Packenius aus Paris 12. Februar 1675 in M. G. H. 148. Dort auch weitere Briefe über die Reise. Am 21. März 1676 schreibt der Pfalzgraf an Wachtendonk, Hofmeister des Erbprinzen, er solle mit dem Prinzen und P. Packenius in summo secreto überlegen, wie man bei der Abschiedsaudienz beim Papst einige Rekommendation für seine älteste Tochter einlegen könne, aber es müsse nur so per discursum geschehen, damit es nicht aussehe, als wolle der Prinz seine Schwester feil bieten, nur so en passant erklären, daß dem Kaiser auf eine solche Gemahlin einzuraten sein möchte.

[4] *Orig. Epp. Princip. 9, 136.

[5] *Orig. l. c. 9, 134, 145. Die Rede, die bei dieser Gelegenheit im Römischen Kolleg auf den Prinzen gehalten wurde und die Epigramme der einzelnen Klassen bei Packenius Hercules Prodicius 363 ff. Am 11. Januar 1676 schrieb der General Oliva an P. Thanner in Düsseldorf: Adest nobis Ser^{mus} Princeps Neoburgicus et magnam sui apud omnes existimationem, imo et amorem excitavit. Eâ enim est indole, eâ morum non gravitate tantum, sed etiam suavitate, quodque caput est, eâ pietate in Deum ac Superos, ut liceat plane nobis in filio parentem agnoscere, à quo simul cum sanguine omnes istas dotes ac laudes hausisse videtur. P. Backenius (!) quoque tam cumulatè nobis satisfacit, ut nihil prorsus sit quod in ipso desideremus, quapropter hac etiam in re Ser^{mi} Ducis prudentiam veneror, qui virum adeo religiosum delegit, eumque filio individuum feré comitem adiunxit, neque minorem laudem Principis Praefectus meretur: unde mirum non est totam quoque familiam ad pietatem atque modestiam esse compositam. *Ad Rhen. inf.

[6] *Orig. Epp. Princ. 9, 153.

In den Jahren 1677—1679 verwandte Johann Wilhelm den P. Packenius für Aufträge, die ihn u. a. nach Wien und Rom führten[1]. Aus Regensburg, 25. Dezember 1677, schreibt der Pater an Johann Wilhelm, die Gerüchte, die den Pfalzgrafen ängstigten über die Stimmung des Kaisers gegen ihn, seien vollständig unbegründet, das Gegenteil sei wahr. Im folgenden Jahre berichtet er am 20. August aus Düsseldorf, er sei eben von einer schweren Erkrankung genesen; die Genesung sei wesentlich dem Hof zu verdanken, der ihm durch seine Apotheke, Ärzte usw. die größten Dienste geleistet habe. Wie ein Brief aus Rom, 19. März 1678, zeigt, war Packenius in diesem Jahre wieder in Rom[2]. Im folgenden Jahre wurde er Rektor in Düsseldorf, wo er am 21. Oktober 1681 starb.

Von weiteren Erziehern sei hier genannt P. Fueß. P. Leopold Fueß war geboren am 18. April 1642 in Braunschweig und eingetreten am 2. Oktober 1657. Als Maria Sophia 1687 mit dem Könige von Portugal Peter II. vermählt worden, begleitete er die junge Königin nach Portugal und blieb dort bis zu seinem Tode am 28. Oktober 1697[3]. Seine Mußestunden verwandte er auf die Herausgabe biblischer und rhetorischer Werke. Über seine Tätigkeit als Instruktor der beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Philipp Wilhelm und der Prinzessinnen liegen aus dem Jahre 1682 mehrere Briefe von ihm und Anerkennungsschreiben Philipp Wilhelms vor[4]. So berichtet der Pater am 17. Juli 1682 über eine lateinische, italienische und französische Briefübung der Prinzessinnen[5] und fährt dann fort: Demnach die beiden Prinzen die lateinische Sprach genugsam scheinen ergriffen zu haben, werde nun nach Ew. hochf. Durchl. gnädigsten Verordnung die Nachmittagstunden neben Ihren anderen gewöhnlichen Exercitiis desto mehr an die französische und italienische Sprach halten, in denen beiden sie aber, als weil sie viel später angefangen, noch etwas schwächer sind, verhoffe jedoch, es werde die ungesparte Mühe des Sprachmeisters sie bald weiter avanzieren. Die Vormittagstunden werden dem Studium Logicae und Historiae gewidmet, in beiden haben sie guten Fortgang. Bei einer öffentlichen Disputation mit gedruckten Thesen sollen sie, wenn der Pfalzgraf es erlaube, gegen die Defendenten öffentlich argumentieren. Den Verlauf der Disputation, wo die Prinzen sehr gut 1½ Stunden argumentiert, schildert Fueß in seinem Briefe vom 28. August 1682, worüber ihm der Pfalzgraf am 10. September 1682 seine väterliche Konsolation ausdrückte und für alle aufgewandte Mühe dankte. Auch über die Fortschritte der Prinzessinnen bekundete der Pfalzgraf dem Pater sein ganz absonderlich gnädigstes Wohlgefallen[6].

Im Jahre 1684 wurde Fueß Rektor in Neuburg. Über die Ernennung schrieb der General Noyelle am 10. Juni 1684 dem Provinzial Truchseß: Es war mir angenehm, daß ich den P. Leopold (Fueß) in Anspruch nehmen und ihm das Rektorat von Neuburg anvertrauen durfte. Ich schulde dies der Gewandtheit Ew. Hochwürden, wodurch Sie den durchl. Fürsten dahin vermocht, von seiner alten Gewohnheit nicht abzugehen und uns die Freiheit in der Verfügung über unsere Patres nicht zu beschränken. Am 3. Februar 1685 drückte Noyelle dem neuen

---

[1] Die Briefe aus dieser Zeit in M. St. blau 55/3.

[2] *Orig. a. a. O.

[3] *Instruktion des Generalvikars der Gesellschaft an P. Fueß vom 24. Mai 1687. *Ad Rhen. sup.

[4] Briefe von Fueß im Orig., die des Pfalzgrafen Konzept, in M. St. blau 55/5.

[5] Vergl. oben S. 874[2].

[6] Die gedruckten Thesen, die den beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Philipp Wilhelm gewidmet sind, liegen bei in Groß-Folio mit einem großen Bild der Mutter Gottes: In Ducali nostro Gymnasio Neoburgensi 26. August 1682. Die Disputation fand statt unter der Leitung des Logik-Professors Theod. Rieden S. J.

Rektor seine Freude über den guten und mit Lob anerkannten Fortgang aller Arbeiten aus und wünscht dies auch für die Folge, denn so wird es geschehen, daß unsere Patres sich stets des großen Vertrauens der geliebten Fürsten würdig erweisen, denen auch ich stets zu allen Diensten bereit sein werde[1].

* * *

Als Maria Anna, eine Tochter Philipp Wilhelms, von dem Könige von Spanien Karl II., zur Braut erwählt worden, wurde zu ihrem Beichtvater P. Franz Rhem (Rehm) bestimmt. Geboren am 11. Oktober 1634 zu Augsburg und am 5. November 1651 in den Orden eingetreten, lehrte er viele Jahre Philosophie und Theologie in Dillingen und Ingolstadt und leitete als Rektor mehrere der größten Kollegien. Er starb am 26. November 1703 zu München[2].

Über seine Wahl als Beichtvater schrieb Gonzalez am 18. Juni 1689 an den oberdeutschen Provinzial Willi: Schon lange vermutete ich, daß die durchl. Pfalzgräfin Maria Anna die Braut des katholischen Königs sein werde. Deshalb war es für mich keine geringe Sorge, daß sie einen solchen Beichtvater erhalte, der dieses Amt mit Würde am spanischen Hofe versehen könnte. Außer anderen Eigenschaften ist dafür eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit erfordert. Da ich nun höre, daß der jetzige Beichtvater der Fürstin[3] keine so feste Gesundheit hat, um eine lange Reise übernehmen zu können, so bietet sich uns die Gelegenheit, den Beichtvater zu geben, der uns am tauglichsten zu sein scheint. Nachdem ich mich genau über die in Betracht kommenden Personen informiert, scheint mir vor den übrigen der geeignetste P. Franz Rhem, Rektor des Kollegs in Innsbruck, der ein sehr guter Ordensmann ist, Klugheit und große Gelehrsamkeit besitzt und mit Ernst Güte und Bescheidenheit verbindet. Es würde mir deshalb sehr angenehm sein, wenn Ew. Hochwürden bewirken wollten, daß dieser als Beichtvater angenommen wird. Da ich den spanischen Hof genau kenne, dürfte wohl mein Urteil bei dem Kurfürsten und der königlichen Braut ins Gewicht fallen[4].

Diesen Brief ließ Gonzalez durch den Sekretär schreiben; am selben Tag sandte er aber einen weiteren eigenhändigen Brief an den Provinzial, der ebenfalls zeigt, wie sehr ihm die Wahl des Beichtvaters am Herzen lag. Überaus angenehm — so schreibt er — war für die ganze Gesellschaft die Kunde von der bevorstehenden Vermählung des katholischen Königs mit Maria Anna, der Tochter des Fürsten von Neuburg. Wir erhoffen von ihr bald den Nachfolger für die spanischen Reiche. Das ist die allgemeine Erwartung und Hoffnung in Rom. Jetzt ist es von der größten Bedeutung, einen Beichtvater zu wählen, wie er sich für die Königin von Spanien und den Madrider Hof geziemt, und der den Ruf und guten Namen der Gesellschaft wahrt. Es muß vor allem ein sehr bescheidener und würdiger Mann sein, den die Hofleute für einen Heiligen halten, und der es auch wirklich ist. Er darf sich nicht in politische Dinge einmischen und keine Interzessionen auf sich nehmen, sondern muß einzig auf sein Amt bedacht sein, die Königin in der Frömmigkeit so zu fördern, daß sie ein Spiegel aller Tugenden, besonders der Bescheidenheit und der sittlichen Würde ist. Der Beichtvater muß ein gelehrter Mann sein, der ein Urteil in den vorkommenden Fällen abgeben kann. Der Beichtvater der Königin-Mutter ist P. Franz Vasquez, Rektor des kaiserlichen Kollegs, ein sehr gelehrter Mann, der Philosophie und Theologie durch mehrere Jahre gelehrt hat und Pri-

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Necrologia Prov. Germ. sup. Die ausführlichsten Daten bei F. Romstöck, Die Jesuitennullen Prantls an der Universität Ingolstadt (1898) 307 ff.

[3] P. Ernst Dorm.

[4] *Ad Germ. sup.

marius an der Universität zu Alcala war. Der Beichtvater des Königs ist ein Dominikaner, P. de Matilla, er war Primarius an der Universität zu Salamanca. Der Beichtvater der Königin muß also ein solcher Mann sein, der bei den Versammlungen und Beratungen auftreten kann. Er muß gefällige und höfliche Umgangsformen besitzen, so daß er auf den Willen derjenigen, mit denen er zu tun hat, einzuwirken vermag. In der Unterhaltung muß er sich so benehmen, daß alle an ihm den Geist Gottes, Weltverachtung und Beurteilung nach Ewigkeitswerten erkennen. Am meisten werden gelobt P. Franz Rhem und P. Andreas Waibl. Ew. Hochwürden mögen den besten wählen und mir darüber berichten; im Falle aber auch Ihnen P. Franz Rhem der geeignetste erscheint, diesen in meinem Namen bestimmen[1].

Auf die Glückwünsche, die der General unter demselben 18. Juni an den Kurfürsten und seine Tochter richtete, antwortete der erstere, seine Tochter habe zwar das hohe Lob des Generals nicht verdient; was aber an ihr lobenswert sei, verdanke sie zum guten Teil der Gesellschaft, welche sie von früher Jugend zu einem solchen Tugendleben angeleitet, das sie auch Königen liebenswürdig machen könnte. Er, der Kurfürst, fühle sich als Schuldner des Generals und des ganzen Ordens, aus dem mehrere Patres nicht nur an einem Orte unablässig für die Interessen des pfälzischen Hauses sich abmühten[2]. Am 4. Juli teilte der Provinzial Willi dem General mit, daß ohne Zweifel dem Kurfürsten und Maria Anna P. Rhem als Beichtvater genehm sein werde; für diese Nachricht dankte P. Gonzalez am 30. Juli[3]. In der Tat wurde P. Rhem als Beichtvater nach Neuburg berufen, wo am 28. August 1669 die Vermählung durch Prokuration stattfand; von dort reiste er nach Düsseldorf. Von hier aus schrieb er am 11. Oktober 1689 an den Kurfürsten, die Königin sei sehr betrübt, daß sie infolge der Kriegsunruhen schon seit vier Wochen gezwungen sei, den jülich-bergischen Landen mit ihrem Hofstaat zur Last zu fallen und den Unterhalt gleichsam als Almosen von dem ohnehin ausgesogenen Lande zu empfangen, während sie in den spanischen Niederlanden in ihrem eigenen Lande sei und dort auch mehr Fortschritte in der spanischen Sprache machen könne[4]. In seiner Antwort, datiert Augsburg 24. Oktober 1689, bittet der Kurfürst den P. Rhem, er möge seine Tochter trösten und durch einige Divertissiment das schweer Gemüt erleichtern; bald werde das englische Schiff kommen und sie nach Spanien bringen[5].

Die Reise der Königin nach Spanien traf auf viele Hindernisse und ging sehr langsam von statten. Am 11. Dezember 1689 dankte der General dem P. Rhem in einem nach Madrid adressierten Briefe für die Nachricht über die Abreise der Königin und über das große Vertrauen, das dieselbe dem Beichtvater entgegenbringe[6]. Aber die Königin war erst am 3. Mai 1690 in Valladolid; die Seefahrt allein hatte Monate in Anspruch genommen[7]. Der feierliche Einzug in Madrid erfolgte am 22. Mai 1690. In betreff der Art und Weise des Einzuges der Königin in Spanien hatte sich Gonzalez am 13. August 1689 an den Kurfürsten mit folgender Vorstellung gewandt: Es wäre zu wünschen, daß seine Tochter in deutscher Damentracht ihren Einzug in Spanien halte und nicht in der spanischen

[1] *Ad Germ. sup. Soli 1678—1773.
[2] *Konzept M. G. H. 1083.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Orig. M. St. blau 55/6.
[5] *Konzept a. a. O.
[6] *Ad Prov. Germ. sup.
[7] Über die schlimme Reise vergl. (Bequez) Journal du voyage de la Reine depuis Neubourg jusqu' à Madrid. Bruxelles 1691. Seite 105 wird im Gefolge der Königin unter den Ehrendamen Madame la Baronne de Berlis (Berlepsch) und nach den Kavalieren le Rev. Père Confesseur avec son Compagnon aufgeführt.

laszivem dekolletierten Kleidung. Dadurch würde mit einem Schlage die üppige spanische Unsitte entfernt, an deren Abschaffung die spanischen Bischöfe solange immer vergebens gearbeitet. Dieselbe Sache empfahl Gonzalez sehr dringend unter demselben Datum den kaiserlichen Beichtvätern Christoph Stettinger und Balth. Miller, ferner dem kurfürstlichen Beichtvater Johann Bodler und Franz Rhem, die damals alle in Augsburg waren[1]. Die junge Königin fand in Spanien einen begeisterten Empfang. Am 3. Juni 1690 schreibt darüber Gonzalez an den Neuburger Rektor Castner: Ich bin sehr erfreut, aus den spanischen Briefen zu ersehen, wie alle Städte und Völkerschaften, welche unsere Königin berührt, aus ihrem Anblick den größten Trost und die festeste Hoffnung schöpfen, daß durch sie der Herr den spanischen Reichen den ersehnten Thronerben geben wird[2].

Die auf diese Heirat gesetzten großen Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Die fortgesetzten Verwandtenheiraten hatten die spanischen Habsburger degeneriert. Dem Ränkespiel am spanischen Hofe, das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen seiner Höhepunkte erreichte und dem der deutsche Beichtvater der Königin-Mutter, P. Nidhard, zum Opfer gefallen war[3], mußte auch der deutsche P. Rhem mit seinem geraden Charakter weichen. Bald nach der Ankunft in Madrid setzte eine Intrigue gegen P. Rhem ein, um ihn zu entfernen. Wir erfahren darüber einige Andeutungen aus einem Briefe des P. Gonzalez an Rhem vom 22. Dezember 1691. Er bedauerte die Nachricht, die ihm P. Rhem am 15. November mitgeteilt, und bemerkt dabei: es ist nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche die Königin gegen die Königin-Mutter (Maria Anna von Österreich) aufzubringen gesucht, und die, wie ich höre, ihr Ziel erreicht haben, dieselbe auch von ihrem Beichtvater abwendig zu machen versuchen. Ew. Hochwürden mögen den Mut nicht sinken lassen und auf keine Weise den Wunsch zu erkennen geben, Ihren Posten zu verlassen, damit die Gegner nicht daraus Anlaß nehmen, denjenigen vorzuschieben, mit dem jene Dame schriftlich verkehrt.

Die Verhältnisse besserten sich für kurze Zeit, da die Königin wieder größeres Wohlwollen gegen P. Rhem an den Tag legte, aber die Wurzel des Zwistes blieb, wie P. Rhem am 31. Januar 1692 dem General mitteilte. Darauf antwortete ihm dieser: Nie könnte man es Ew. Hochwürden zur Schuld anrechnen, daß sie ihre Beichttochter aufklären über das, worüber mit Grund geklagt wird, über die Instrumente, deren Rat sie sich bedient, und was sie ihren Untertanen weniger genehm, ja verhaßt macht. Ew. Hochwürden werden der Königin einen großen Dienst erweisen, wenn Sie ihr demütig aber aufrichtig die großen Nachteile darlegen, die auf ihre Person fallen aus dem gegen ihre Instrumente geschöpften Haß: diese

[1] *Kop. Epist. Nostrorum 25. Schon früher 29. Oktober 1689 hatte Gonzalez an P. Willi geschrieben: Gaudeo quod P. Hernestus (Dorm) Reginae Hispaniae inter alia documenta commendaverit multum modestiam in habitu et ornatu; ad instar Reginae reliquae omnes facile vestientur, et nisi praecedat exemplum eius, frustra fatigabuntur oratores. — In derselben Sache mahnte der General am 28. April 1690 nochmals P. Rhem in Madrid: Aliud est, quod R. V. novit insedisse pridem animo meo, desiderium ut opera perquam facili Novae Reginae, et pietate propria Domus Neoburgicae videamus aliquando infringi ac denique aboleri morem vestiendi immodestum, ut levissime dicam Matronarum per Hispaniam. Quod perficere non potuerunt tot annis zeloti Antistites, verbi divini Praecones, Confessarii ipsaque consilia Regia poterit Seren. Regina exemplo suo sine difficultate, nullaque invidia extra quam omnem posita est illa Majestas. Optaveram ego quidem ut exemplum illud Hispaniae praeberet Seren. Regina ipso suo in Hispaniam ingressu, sed quoniam probatum est potius, ut contra communem morem procederetur paulatim, ad hoc saltem velim ut R. V. omni industria, et gratia qua pollet collaboret. Epp. N. N. 26.

[2] *Ad Germ. sup. 1684—1709.

[3] Vergl. oben S. 823 ff.

suchen mehr ihre Interessen als die Interessen der Königin und des Reiches, auf dessen Wohl die Königin bedacht sein muß[1].

Die Instrumente, die die Königin gebrauchte, und gegen die sich die Erbitterung der Spanier richtete, waren ihr Sekretär, der Baron Wiser, und besonders ihre Hofmeisterin Gräfin Berlepsch[2]. Die letztere wird als der böse Genius der Königin bezeichnet. Bei dem launenhaften und leidenschaftlichen Charakter der Königin[3] gelang es ihnen nur zu bald, den ehrlichen deutschen Beichtvater von ihrer Seite zu entfernen.

Schon am 17. Juli 1692 teilte P. Rhem dem General mit, daß er durch königliches Dekret seines Postens enthoben sei und nach Deutschland zurückkehren werde. In seiner Antwort vom 30. August drückte Gonzalez sein tiefes Bedauern darüber aus, tröstete aber zugleich den Beichtvater, weil er sein Amt mit reifer Klugheit, Frömmigkeit und Bescheidenheit versehen, wie alle an ihn gelangten Briefe bezeugten, und somit Gott und der Gesellschaft vollständig Genüge geleistet habe[4]. Auch die Königin-Mutter machte dem General Mitteilung von dem königlichen Dekret vom 17. Juli 1692 und spendete bei dieser Gelegenheit der Klugheit und dem Eifer des P. Rhem großes Lob[5]. Etwas später schrieben der König und die Königin an den General und bemerkten, daß sie die Tugend des P. Rhem nur loben könnten[6]. Die Königin bedankte sich noch besonders für alle Dienste, die der Pater ihr bei der Überfahrt und am Hofe in Madrid erwiesen habe. Bei der Wahl eines neuen Beichtvaters sah die Königin ganz von der Gepflogenheit an ihrem väterlichen Hofe zu Neuburg ab. Sie wollte überhaupt keinen Jesuiten mehr und wählte, wie oben angedeutet, wohl auf Instigation der Gräfin Berlepsch, den Tiroler Kapuziner Gabriel Pontifeser[7].

Am kaiserlichen Hofe hatten der Kaiser, der Bruder der Königin-Mutter, und die Kaiserin, die Schwester der Königin, die Vorgänge in Madrid mit Bedauern verfolgt. Die Vermittlungsversuche der Kaiserin waren vergeblich gewesen. Es war deshalb begreiflich, daß die kaiserlichen Majestäten den Wunsch ausdrückten, den P. Rhem selbst zu hören. Derselbe kam diesem Wunsche nach und wurde am Hofe mit großer Auszeichnung empfangen.

Auf einen Brief, den er von Wien am 3. Dezember 1692 an den General richtete, antwortete dieser am 10. Januar 1693: Ich bin sehr erfreut und beglückwünsche Ew. Hochwürden zu der außerordentlich gütigen Aufnahme, die Sie bei dem Kaiser und der Kaiserin gefunden haben. Dieselben haben dadurch hinreichend gezeigt, wie hoch sie die Tugend und Klugheit Ew. Hochwürden einschätzen, und welche Meinung sie von Ihrer Unschuld haben. Aber auch anderen kann dieses Urteil als ein besonders beweiskräftiges Zeugnis gelten für den Wert der verschiedenen Gerüchte, die vielleicht von Böswilligen in Umlauf gesetzt werden. Deshalb mögen Ew. Hochwürden auch die Briefe, die der Kaiser an Sie gerichtet hat, auf

[1] *Ad Hispan.

[2] Vergl. über diese „Personen der schlimmsten Art" A. Gädeke, Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage (1877) 59. Johann Wilhelm nennt in den Briefen an seine Schwester, die Kaiserin, die Berlepsch wiederholt das „stinkende alte Weib"; er kann nicht begreifen, daß die Königin „nicht das Geringste ohne dieser Megäre Rat und Einblasung tut". Die Briefe bei A. Hilsenbeck, Johann Wilhelm von 1698—1701 (1905) 29.

[3] Vergl. Heigel, Maria Anna von Neuburg in Quellen und Abhandlungen (1890) 191 ff. und Gädeke a. a. O. 56 f.

[4] *Ad Hispan.

[5] Zwei Briefe von Gonzalez an die Königin-Mutter 16. August 1692.

[6] Gonzalez an Rhem in Innsbruck 27. September 1692 und an die Königin vom selben Datum.

[7] Auch vielfach Chiusa genannt nach Klausen in Tirol. Derselbe mußte ebenfalls infolge von Intriguen 1702 Madrid verlassen. Heigel 201.

jeden Fall aufbewahren, denn auch diese können zur Widerlegung etwaiger Verläumdungen dienen[1].

Der Vorgänger des P. Rhem als Beichtvater der Prinzessin Maria Anna war P. Ernst Dorm, der zugleich das Beichtvateramt bei dem Prinzen Ludwig Anton versah. Am 21. Januar 1690 schrieb Gonzalez dem P. Dorm auf dessen Mitteilung, daß er zum Hoch- und Deutschmeister (Ludwig Anton) zurückgekehrt: Da der Prinz so innig und so oft Ihre Rückkehr verlangt hat, mußte diesem Wunsche willfahrt werden und das Rektorat, welches ich der Tugend und den Verdiensten Ew. Hochwürden bestimmt, dem Dienste des Fürsten weichen, wenn nur Ihre Gesundheit, die das Haupthindernis für die Reise nach Spanien war, nicht im Wege steht. Da dies nach der Ansicht des Prinzen nicht der Fall sein wird, haben Sie durchaus in meinem Sinne gehandelt, indem Sie dem Wunsche Sr. Durchlaucht willfahrt. Sie werden mir keinen größeren Gefallen tun, als wenn Sie sich um den Prinzen wie früher, als Sie sein Beichtvater waren, soweit Ihre Gesundheit es gestattet, verdient machen[2]. In einem weiteren Schreiben vom 19. August 1690 versichert Gonzalez dem P. Dorm nochmals, daß die einzige Ursache, weshalb er nicht mit der Königin nach Spanien gegangen, seine schlechte Gesundheit gewesen, infolge deren ihn bei der Feier der Messe für die Prinzen eine Ohnmacht überfallen. Als Beichtvater der Prinzessin habe er alle Pflichten eines eifrigen, weisen und vorzüglichen Ordensmannes erfüllt zur Zufriedenheit des Generals und der Gesellschaft. die ihm dafür und für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Hoch- und Deutschmeister zu leisten fortfahre, zu Dank verpflichtet sei[3]. Der Deutschmeister starb schon einige Jahre später am 4. Mai 1694 zu Lüttich. In einer gleichzeitigen Aufzeichnung wird seine außerordentliche Liebe zur Gesellschaft Jesu hervorgehoben, aus der er stets seinen Beichtvater gewählt. Als ihm bei den Verhandlungen zur Wahl in Lüttich mehrere jansenistisch gesinnte Domherrn ihre Stimme versprachen, wenn er seinen Beichtvater aus dem Jesuitenorden entlasse und an dessen Stelle einen von ihnen vorgeschlagenen Weltpriester Namens de Nacourt nehme, wies er dies Ansinnen rundweg ab, obschon er durch dessen Annahme seine Wahl gesichert hätte[4].

Von den Töchtern Philipp Wilhelms heiratete Dorothea Sophie den Herzog von Parma und Piacenza, Odoardo Farnese. Sie begleitete nach Italien als Beichtvater P. Wolfgang Eberle, der als Rektor in Neuburg in nähere Verbindung mit dem Hofe getreten war[5]. Geboren am 6. März 1625 zu Schwatz (Tirol) und eingetreten 15. September 1645, lehrte er einige Jahre Rhetorik und Philosophie, dann wurde er Rektor an verschiedenen Kollegien. Im September 1689 klagte er dem General Gonzalez über seinen schlechten Gesundheitszustand infolge des Klimas und bat um die Erlaubnis, in die deutsche Provinz zurückkehren zu dürfen. Gonzalez antwortete ihm am 15. April 1690: Da das Florentiner Klima Ihrer Gesundheit fortgesetzt weniger zuträglich ist und Sie die Einwilligung des Großherzogs und Ihrer Prinzessin schon erhalten haben, werde ich keine weitern Schwierigkeiten gegen Ihren Wunsch, in Ihre Provinz zurückzukehren, erheben[6]. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er vom Pfalzgrafen als Rektor für Neuburg gewünscht, womit sich aber Gonzalez nicht einverstanden erklärte[7]. Dann erbat ihn als Beichtvater der Sohn Philipp Wilhelms, Philipp Wilhelm

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Rhen. inf. 58.

[5] Vergl. den Brief Eberles vom 17. Juli 1682 an Philipp Wilhelm. *Orig. M. St. blau 55/4.

[6] *Ad Germ. sup.

[7] An den Provinzial Painter 3 Febr. 1691.

August. Derselbe hatte sich am 29. Oktober 1690 zu Raudnitz in Böhmen mit Anna Maria, einer Tochter des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg vermählt. Am 23. Mai 1691 richtete der Prinz von Neuburg aus einen Brief an „den wohl ehrwürdigen unsern besonders lieben und andächtigen P. Bened. Painter der löbl. Societet Jesu Provinzial der bayrischen Provinz (Constantiae Cito Cito)": Da unser bisheriger Beichtvatter P. Innocentius Pescius uns gebeten, ihn wegen seiner Unpäßlichkeiten in Gnaden zu entlassen, hat er dessen inständiger Bitte um so vielmehr willfahrt als er dessen Genesung künftighin gern sehen möchte. Als Nachfolger hat er den im hiesigen Kolleg befindlichen P. Wolfg. Eberle bereits ausersehen. Deshalb möge P. Provinzial dem P. Eberle erlauben, daß er sammt einem Socio sich zu uns begebe und mit seinen geistlichen Consiliis assistire[1]. Am 28. Juli 1691 erklärte sich der General damit einverstanden[2]. Im Dienste dieses Fürsten starb P. Eberle zu Reichstadt in Böhmen am 29. Oktober 1693.

Als Reisebegleiter für seine Söhne nahm Philipp Wilhelm weiterhin in Anspruch die PP. Peter Herwartz und Ulrich Dirrheimer. P. Peter Herwartz aus Aachen (geboren 1628) war 1647 in die Gesellschaft eingetreten und hatte mehrere Jahre Philosophie und Theologie mit großem Erfolge gelehrt. Früh trat er mit dem Neuburger Hofe in Verbindung, an dem er eine große Wertschätzung genoß. Am 9. Juni 1676 wurde Herwartz Rektor in Düsseldorf. Von dort schrieb am 18. Mai 1678 Pfalzgraf Wolfgang Georg an seinen Vater, P. Herwartz sei als Deputierter für die Kongregation in Rom gewählt worden. Das komme sehr ungelegen, da niemand da sei, der so leicht Audienz beim Kurfürsten (von Köln) erlangen könne. Dieser Brief wird verständlich aus anderen gleichzeitigen Briefen, aus denen hervorgeht, daß sich damals P. Herwartz und P. Pakenius im Auftrage des Pfalzgrafen für die von Wolfgang Georg erstrebte Kölner Koadjutorie bemühen mußten[3]. Auf die Vorstellung des Pfalzgrafen antwortete der Provinzial Weidenfeld, an Stelle des P. Herwartz werde P. Mylius nach Rom reisen und P. Herwartz zu Diensten des Pfalzgrafen am Rhein bleiben[4]. Die Art der Dienstleistungen flößten dem General Besorgnisse ein, und er gab diesen in einem Briefe vom 16. Januar 1678 an Herwartz Ausdruck, in dem er auch von Klagen spricht, die nach Rom gedrungen, daß P. Herwartz in einem prächtigen Wagen nach Köln fahre[5]. P. Herwartz suchte den General zu beruhigen, worauf dieser ihm am 16. Juli 1678 antwortete, er sei durch die Aufklärungen des P. Herwartz von einer großen Furcht befreit worden[6].

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 1985.

[2] An Painter *Ad Germ. sup.

[3] Diese und die vorhergehenden Briefe M. G. H. 161.

[4] Brief ohne Datum M. St. blau 55/3. — Vergl Brief vom 10. Juli 1678 an Herwartz.

[5] Confido haudquaquam illam [Serenitatem Suam] Societatis nostrae opera usuram in rebus ab Instituto nostro alienis. Haec fiducia mihi persuadet, ea, quae R. V. Coloniae illius nomine negotia peregit, non esse de rerum earum genere, quae politicae appellantur, sed in iis etiam quae tractari possunt, vitare omnem pompam debemus, nec ultra quam necesse sit operam nostram extendere, intelligo autem R. V^am^ magnifico curru Coloniam invehi, et cum illis quoque Canonicis, qui Presbyteri appellantur, agere solere non sine multorum invidia. Videat proinde R. V. quid ab ipsa tum prudentia sua tum leges nostrae requirant. *Ad Rhen. inf.

[6] Magno metu me liberavit R. V. literis suis, quibus aperte testatur itinerum suorum causam haudquaquam eam fuisse quam aliqui suspicabantur (Stimmen-Sammlung in Köln für den Neuburger Prinzen), quamque mihi improbari significaveram. Nunc id quoque curandum nobis est, ut tam a (munere?) negotii curandi politici quam a suspicione absimus. Gaudebo magnopere si licuerit R. V^am^ coram amplecti, optoque illud iter, si quidem a Serenissimo Duce vacationem eam impetraverit, feliciter ipsi cedere. *Ad Rhen. inf.

Bald darauf mußte P. Herwartz wegen seiner sehr angegriffenen Gesundheit eine Badekur gebrauchen. Am 18. Oktober 1679 meldet Wolfgang Georg seinem Vater, daß P. Herwartz von Aachen, allwo er sich des Bads gebraucht hat, wieder kommen sei[1]. Nicht lange darnach sollte Herwartz drei Söhne des Pfalzgrafen nach Rom begleiten. Am 5. Mai 1681 wandte sich deshalb Philipp Wilhelm an den General Oliva mit der Bitte, dieselben gut aufzunehmen und mit seinem Rate zu unterstützen; den P. Herwartz, ihren Beichtvater, möge er in demselben Quartier mit den Prinzen wohnen lassen, wie dies früher auch dem verstorbenen P. Pakenius gestattet worden sei[2]. Die Prinzen sollten anfangs in dem Profeßhause Aufnahme finden; wegen des am 26. November 1681 erfolgten Todes des P. Oliva ging das aber nicht, und so schrieb der Generalvikar de Noyelle am 8. Dezember dem Pfalzgrafen, die Prinzen würden im Noviziat St. Andreas wohnen, wo alles für sie eingerichtet werde[3].

Über die Reise erfahren wir näheres aus der Leichenpredigt, die P. Bodler am 28. Juni 1683 auf den während dieser Reise am 3. Juni 1683 verstorbenen Prinzen Wolfgang Georg in Neuburg hielt[4]. Er schildert die Abreise Wolfgang Georgs mit seinen beiden jüngeren Brüdern Karl Philipp und Franz Ludwig und den rührenden Abschied von ihrem Bruder Johann Wilhelm, dem regierenden Fürsten von Jülich Berg. Die Prinzen reisten erst 1683 wieder von Rom ab, wo sie von Papst und Kardinälen die größten Ehrenbezeugungen empfangen hatten. Kurz vor seinem Tod nahm „dieser todkranke Herr seinen geistlichen Vater und von vielen Jahren unabgesonderten Gefährten, einen Pater unserer Societet (P. Herwartz), bei der Hand und sprach ganz kindlich, daß dem Pater möchte Mark und Bein durchtringen: Ich sage Ew. Ehrwürden Dank, daß Sie mir beistehen bis in den Tod".[5]

Eben von der Reise zurückgekehrt wurde Herwartz von dem Pfalzgrafen für seinen Sohn Franz in Anspruch genommen. Am 8. September 1683 bat der Pfalzgraf den General, ihm den Pater für seinen Sohn Franz, den erwählten Bischof von Breslau, als Beichtvater und Ratgeber gewähren zu wollen. Für die Zusage vom 25. September 1683 bedankte sich der Pfalzgraf am 13. Oktober 1683[6]. Am 25. September 1683 teilte der General den Wunsch des Pfalzgrafen dem P. Herwartz mit; der Fürst habe ihn erwählt, weil er die Tugend und Klugheit des Paters hochschätze und bewährt gefunden habe. Da die Gesellschaft dem Pfalzgrafen so sehr verpflichtet sei, könne er nicht anders, als demselben zu willfahren. P. Herwartz möge sich deshalb mit Ablehnung aller anderen Arbeiten nach Breslau begeben und dem Fürstbischof Franz zur Verfügung stellen[7].

Die Gesundheit des P. Herwartz, die nie fest gewesen, litt unter dem schlesischen Klima so, daß er dem Tode nahe kam. Eingehend schreibt er darüber von Breslau 14. März 1687 an den Pfalzgrafen: Ew. Kurfürstl. Durchlaucht werden vielleicht anderwärts gnädigst vernommen haben den miserablen Zustand, in welchen ich dahier zu Breslau geraten bin, daß wohl sagen kann: manus Domini tetigit me. Es ist nun mehr als anderthalb Jahr, als es angefangen. Weil es aber anfänglich nicht gar so oft und allein zu Nachtzeiten (obwohl sonsten cum periculo suffocationis vel apoplexiae) mich angegriffen, so habe ich immerzu gehofft gehabt, es möchte sich dieses Akzident arte medicorum, welche ich nicht allein hier und zu Neisse, sondern auch auf der vorigen Reise zu Heidelberg, Düsseldorf, Köln und Aachen

---

[1] *M. G. H. 161.

[2] *Orig. Epistolae Princip. 10, 34.

[3] *Epistolae Nostror. ad diversos.

[4] Druck bei Bodler, Sonntägl. Predigen-Curs 837 ff.

[5] So Bodler a. a. O. S. 844.

[6] Die Briefe Orig. bezw. Konz. in M. St. blau 55/3.

[7] *Rhen. inf. 14 Soli.

konsultiert, überwinden lassen. Und habe deshalben sowohl bei Ew. Kurfürstl. Durchlaucht als bei des H. Bischof Hochfürstl. Durchlaucht, welche gleichwohl von dem Zustand gewußt haben, gänzlich dissimuliert, damit ich nicht vielleicht in den Verdacht kommen möchte, als wollte ich durch Praktik, dazu mir gleichwohl die geringste Ursach niemals gegeben ist, (mich) vom Hof machen, auch damit ich meine untertänigste und schuldigste Devotion und Dankbarkeit bis auf das äußerste bezeigen möchte. Nun hat durch hiesige Luft das Übel dergestalt überhand genommen, daß ich nun drei ganze Monate das Zimmer verwahren müssen, wegen denen immerzu mir zustoßenden paroxismos, welche einer fallenden Krankheit nicht sehr ungleich erbärmliche convulsiones membrorum cum spectantium horrore et summa mea confusione kausieren; dazu kommen die heftigsten Steinschmerzen. Alle Ärzte sind für Luftveränderung. Er bittet deshalb fußfällig und demütigst von dieser fatalen Luft befreit zu werden[1].

Darauf antwortete der Kurfürst, Heidelberg, 3. April 1687: Ich habe aus Ew. Ehrwürden schmerzlich Schreiben v. 14. passato dero betrübten und gefährlichen Leibszustand wohl mit sonderbarem Leidwesen vernommen, auch daraus ersehen, daß Ew. Ehrwürden sich necessitiert befinden, den schlesischen Luft zu verändern. Gleichwie Ew. Ehrwürden aus meiner Ihro allzeit zugetragener Affektion und Konfidenz leichtlich erachten werden, daß mir diese Ihre Schwäche und gefährliche Unpäßlichkeit nit wenig zu Gemüte gehe, also werden Ew. Ehrwürden auch hingegen nach Ihrer großen Prudenz unfehlbar erkennen, wie mich sehr surprinieren müsse, daß Ew. Ehrwürden von meines geliebtesten Sohns des Bischofes zu Breslau Ld., bevorab bei jetzig münsterischer Residenzmachung, separiert sein sollen. Ew. Ehrwürden sind in allem informiert und gedachtem meinem geliebten Sohn, dem Sie bis dato so löblich treu und nützlich assistiert haben, ganz vertraut und beide einander schon von vielen Jahren hero gewohnt und daß ohnedem die Veränderung der Beichtväter nicht gut ratsam. Dafern jedoch, da ich gleichwohl ein Besseres verhoffen will, die Veränderung des Lufts durch meines geliebtesten Sohnes münsterische Reis, Ew. Ehrwürden schwere Leibesaffekt nicht mildern, und zur Rekonvaleszenz kein Vertröstung zeigen würde, so müßte ich Ihre verlangende Retirada, ob zwar wider meinen Willen geschehen lassen[2].

So durfte P. Herwartz in seine heimatliche Provinz zurückkehren, wo es ihm allmählich wieder besser ging, so daß er nach einigen Jahren das Provinzialat der niederrheinischen Provinz übernehmen konnte. Er starb aber bereits im dritten Jahr seiner Verwaltung am 4. Februar 1696.

Auf den an zweiter Stelle genannten P. Dirrhaimer legte der Pfalzgraf seine Hand für eine Romreise seiner Söhne Alexander und Friedrich. P. Ulrich Dirrhaimer war geboren zu Dinkelsbühl (Schwaben) 12. Juli 1638 und am 13. November 1655 in die Gesellschaft eingetreten. Nach kurzer Lehrtätigkeit wurde er Hofprediger zu Innsbruck, wo er 1676 und 77 mehrere seiner Predigten herausgab. Dann wurde er Prediger in Augsburg und Neuburg. Als Prinz Alexander Sigismund die Diözese Augsburg übernahm, blieb Dirrhaimer bei diesem als Beichtvater und Prediger in Augsburg, wo er am 17. September 1715 starb. Er wird als ein sehr liebenswürdiger und unterrichteter Mann geschildert; außer eigenen Predigten gab er Übersetzungen und Bearbeitungen heraus aus dem Niederländischen (Kirchen-

---

[1] *Orig. M. St. blau 55/5. Dort auch die übrige Korrespondenz von 1680—87, die zeigt, zu wievielen Kommissionen P. Herwartz von Philipp Wilhelm in Anspruch genommen wurde. Vergl. auch die Korrespondenz 1678—80 blau 55/16.

[2] *Konzept a. a. O.

geschichte von Hazart), aus dem Italienischen (Segneri) und aus dem Französischen. Am 10. Januar 1685 bedankte sich Philipp Wilhelm beim General de Noyelle, daß er P. Dirrhaimer, dem Reisebegleiter seiner Söhne, gestattet habe, bei diesen in demselben Quartier zu Rom, nämlich in St. Andreas zu übernachten[1]. Als Prinz Friedrich in Rom erkrankte, berichtete Noyelle am 14. April 1685 dem Vater, das Fieber sei durch die Anwendung von China China (Chinin) gesunken und Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden. Bereits am 28. April konnte der General melden, daß Alexander und Friedrich Rom verlassen; die Reise würde so eingerichtet, daß sie der Rekonvaleszenz nicht schade[2]. In einem sehr innig gehaltenen Dankbrief dankte am 16. Mai Philipp Wilhelm dem General für alle Liebe, die er und die Gesellschaft seinen Söhnen erwiesen habe[3].

Noch nicht 20 Jahre alt, war einer derselben, Sigismund, zum Koadjutor von Augsburg gewählt worden. Der Fürstbischof von Augsburg, Johann Christoph, hatte nämlich 1680 seinem Kapitel vorgeschlagen, zu seinem Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge diesen Prinzen zu wählen, weil derselbe sich ganz dem geistlichen Stande widmen wolle und dem Bistum in jeder Beziehung nützen werde, letzteres auch wegen seiner Verbindungen mit mächtigen Häusern. Die Wahl erfolgte in der Tat am 8. Februar 1681 und wurde von Innozenz XI. durch Bulle vom 27. Juli 1681 bestätigt[4]. Bei diesen Vorgängen muß auch Dirrhaimer eine Rolle gespielt haben, denn der General antwortete ihm am 2. Mai 1680 auf einen erfreulichen Bericht vom 22. März 1680, daß er die Sache sofort dem Papst vorgetragen habe; derselbe sei vollständig einverstanden. Dirrhaimer möge also mit dem größten Eifer das angefangene Werk vollenden. Am 6. Juni schreibt der General, der Papst würde den Fürsten mit Liebe aufnehmen, dessen Beispiel von so großer Bedeutung sei für das Wohl der Kirche[5].

Mit 22 Jahren suchte Alexander Sigismund im Jahre 1685 um päpstliche Dispens nach, um die Priesterweihe empfangen zu dürfen. Der Papst erteilte diese am 6. April 1685, die Weihe erfolgte aber erst 1689, und im selben Jahre las Sigismund am 28. August die erste heilige Messe in der Jesuitenkirche zu Neuburg in Gegenwart des Kaisers Leopold und der Kaiserin Eleonora; nach der Messe vollzog der Neupriester die feierliche Einsegnung der Ehe seiner Schwester Maria Anna mit dem König von Spanien Karl II.[6]

Nachdem der Bischof Johann Christoph am 1. April 1690 gestorben, mußte der noch nicht 27 Jahre alte Prinz die Leitung der Diözese übernehmen. Bei dieser Gelegenheit gab ihm sein Vater durch Vermittlung des P. Dirrhaimer ernste Mahnungen. Darüber schreibt der Beichtvater von Augsburg 5. Mai 1690 an den Kurfürsten Philipp Wilhelm: Die Aufträge habe ich gleich am folgenden Tage nach meiner Rückkehr von Neuburg meinem Fürsten in der Ordnung und mit dem Nachdruck vorgetragen, wie es mir von Ew. Durchlaucht aufgetragen war, und keinen Punkt ausgelassen. Der durchl. Fürstbischof hat alles und jedes in Ruhe und Bescheidenheit angehört und tief in sein Herz eingesenkt als Zeichen der liebevollen väterlichen Fürsorge und als treue für ihn höchst notwendige Mahnungen. Ausdrücklich hat er mir erklärt, daß er alles in kindlicher Ehrfurcht annehme. In der

[1] *Orig. Epp. Princip. 10, 129. Brief des Generals vom 9. Dezember 1684 in Epp. N. N ad diversos 1684—1685.

[2] *Epp. Nostror. 14.

[3] *Orig. Epp. Princ. 10, 131.

[4] Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg 4, 375 ff.

[5] Diese Briefe in *Ad Germ. sup. Soli 1678—1773.

[6] Vergl. Braun 4, 390 f. Die Festpredigt des P. Bodler in dessen Predigen-Curs 767 ff.

Folge werde sein einziges Bestreben sein, zu beweisen, daß er als gehorsamer Sohn die väterlichen Mahnungen beobachte und hochhalte. Die in dem einen oder andern Punkte gezeigte Überstürzung werde er durch Maßhaltung zu bessern suchen. In einigen Punkten, wo die Sachlage Ew. Durchlaucht zu ungünstig vorgelegt schien, will er durch einen besonderen Brief Aufklärung und auch entsprechende Genugtuung geben. Ich werde mit allen meinen Kräften dahin wirken, daß der Brief Ew. Durchlaucht, der so viele erleuchtete Ratschläge und heilige Mahnungen enthält, als ein Regentenspiegel und Fürstenideal meinem Fürsten stets vor Augen schwebe und in seinem Herzen lebendig bleibe[1].

Diesen Mahnungen hat der Bischof in der Tat entsprochen. Der Biograph der Augsburger Bischöfe rühmt von ihm: „Er war ein frommer exemplarischer Bischof. Keinen Tag ließ er vorbeigehen, ohne an demselben das heilige Meßopfer entweder selbst zu feiern, so lange es seine Kräfte und seine Gesundheit erlaubten, oder demselben mit inniger Andacht beizuwohnen. Bei den gewöhnlichen Feierlichkeiten, öffentlichen Andachten und Prozessionen fand er sich, seiner mannigfachen Gebrechlichkeiten ungeachtet, fleißig und mit erbauender Devotion ein und nichts als Krankheit konnte ihn davon abhalten . . . Seinen Eifer für die Erhaltung der Kirchendisziplin und Sittlichkeit und für die Beförderung der Ehre Gottes bekunden seine weisen Verordnungen, so wie sich seine Sorgfalt für das Seelenheil seiner Diözesanen in der Errichtung des Seminars zur Bildung würdiger Seelsorger laut ausspricht. Auch in Hinsicht des Zeitlichen war er seinem Stift höchst wohltätig, indem er nicht nur die große Schuldenlast desselben tilgte, sondern es auch mit Gütern und Einkommen bereicherte."[2]

Fast alle bisher aufgezählten Beichtväter und Erzieher nahmen die Neuburger Fürsten auch noch für andere Geschäfte in Anspruch, wenn dieselben nur in irgend einer Beziehung zu kirchlichen Dingen standen oder zu stehen schienen. Diese Beziehungen glaubten die Pfalzgrafen bei den Obern in Rom um so leichter und sicherer geltend machen zu können, weil ja damals die regio und religio in so nahen Wechselbeziehungen standen. Das betonten die Fürsten selbst in Fragen, die an und für sich rein politische waren und die sie deshalb durchaus von den Jesuiten hätten fernhalten müssen.

Für solche Zwecke forderten die Pfalzgrafen auch die Hilfe noch weiterer Jesuiten, selbst wenn dieselben, weder als Beichtvater noch Erzieher nicht oder nicht mehr in ihren Diensten standen. In unzähligen Anliegen wandten sich die Pfalzgrafen an P. Albert Curtz (Kurz), den Bruder der beiden Minister in München und Wien, der uns bereits früher begegnet ist[3]. Wie vielgestaltig die Beziehungen des P. Curtz zu dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm waren, zeigt die große Korrespondenz zwischen beiden aus den Jahren 1648—1667[4]. Die vielfach chiffrierten Briefe betreffen u. a. den Streit mit Brandenburg wegen der Jülich-Clevեschen Erbschaft, Krankheit und Tod der ersten Gemahlin und die Wahl einer neuen. Die Briefe von 1652 enthalten z. B. Andeutungen über die vielerlei Angelegenheiten, derentwegen P. Curtz im Auftrag des Pfalzgrafen nach Breisach, Mainz, Frankfurt usw. reiste. Die teilweise bereits vermoderten Briefe von P. Curtz an den Pfalzgrafen aus dem Jahre 1668 betreffen die Erlangung von Pfründen für Söhne Philipp Wilhelms[5].

---

[1] *Orig. M. St. blau 55/6.

[2] Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg 4, 434.

[3] Vergl. Gesch. 2[2], 263 f.

[4] *M. St. blau 55/11.

[5] A. a. O. 55/2.

Einer der ersten Jesuiten, die Philipp Wilhelm nach dem Tode seines Vaters für Geschäfte verwandte, war P. Joh. Antonius (Antoni), der das aus Fulda geflüchtete päpstliche Seminar nach Köln geleitet und dort fortgeführt hat. Komp entwirft von ihm folgendes Lebensbild: „Dieser um das Seminar höchst verdiente Pater war den 14. Oktober 1606 zu Anrad geboren und den 23. März 1626 in die Gesellschaft eingetreten. Es war ein Mann von ungewöhnlicher Klugheit, gewecktem Geist und scharfsichtigem Urteil. In der Behandlung der Geschäfte zeigte er sich bedacht und nachhaltig und besaß eine hervorragende Geschicklichkeit Anderen und namentlich Jenen, die ihm seiner Meinung nach eine Beleidigung zugefügt hatten, sich gefällig und wohltätig zu erweisen. Gegen die Armen und vor Allem Neubekehrte war er freigebig. Fürstlichen Persönlichkeiten, die sich seines Rates und seines Beistandes in schwierigen Angelegenheiten bedienten, war er lieb und wert. Papst Alexander VII., da er als Fabio Chigi Nuntius am Rheine war, wählte sich ihn zum Beichtvater. Er starb den 28. Juli 1661 zu Mainz, wohin er aus Gesundheitsrücksichten gesandt worden war.“ [1]

Schon Anfang der 50er Jahre hatte sich Philipp Wilhelm des P. Antonius bedient. Er hatte ihn betraut mit der Werbung um die Hand der „Grande Mademoiselle“, der Tochter des Prinzen Gaston von Orleans. Die Werbung zerschlug sich. Antonius betont in den über diesen Auftrag erhaltenen Briefen, er sei bereit, alle Mittel anzuwenden, aber nur innerhalb der vom Institut gesetzten Grenzen [2]. Kaum hatte Philipp Wilhelm die Regierung angetreten, als er den General Nickel um die Erlaubnis bat, den P. Antonius mit einigen Aufträgen nach Spanien schicken zu dürfen. Der General machte anfangs große Schwierigkeiten [3], gab aber schließlich nach, da der Pfalzgraf nachzuweisen vermochte, es handle sich nicht um Aufträge politischer Natur. Wie aus dem Briefe Nickels vom 7. März 1654 hervorgeht, muß sich der Pfalzgraf beklagt haben, daß einige Patres sich schwierig gezeigt, diesen Auftrag zu übernehmen. Nickel entschuldigt dieselben, weil sie es aus Liebe zum Institut getan, das sie in einer wichtigen Sache zu verletzen gefürchtet hätten [4]. Was aus dieser spanischen Reise geworden, ist nicht näher bekannt.

Im folgenden Jahre sandte Philipp Wilhelm den P. Antonius nach Rom, ohne die erbetene Erlaubnis des Generals abzuwarten [5]. Er sollte die Unterstützung des zukünftigen Papstes für die Wiederherstellung des englischen Königs Karl II., der sich nach der Hinrichtung seines Vaters damals in Köln aufhielt, gewinnen und gleichzeitig über die Wahl für den erledigten Kaiserthron verhandeln. In dem Kreditiv für P. Antonius Rector Collegii Pontificii Fuldensis vom 4. März 1655 bezeichnet der Pfalzgraf den Pater als einen Mann, dessen Klugheit ihm seit Jahren erprobt sei; seiner Tugend könne der Papst vertrauen; seine Worte möge er so aufnehmen, als kämen sie von dem Pfalzgrafen selbst.

Die eben erfolgte Papstwahl hätte nicht günstiger ausfallen können, denn der frühere Kölner Nuntius Chigi, der den Pfalzgrafen und den P. Antonius persönlich kannte, ging am 7. April 1655 aus der Wahl hervor (Alexander VII.). Der Auftrag des P. Antonius in bezug auf England hatte kein Resultat. Hier interessiert

---

[1] Komp, Die zweite Schule Fuldas und das päpstliche Seminar (1877) 58.

[2] *Briefe vom 20. Juni 1650 bis 13. Mai 1653 in M. G. H. 128. Französische Briefe von ihm, 6. und 13. September 1652 in Düsseldorf, Staatsarch. Jülich-Berg, Familiensachen 82 ½.

[3] Nickel an Otterstedt 29. November 1653 *Germ. 111. Er betont u. a., daß auch Antoni sehr gegen die Reise sei.

[4] Nickel an Phil Wilhelm 13. Dezember 1653 und 7. März 1654. *Orig. M. St. blau 55/1.

[5] Nickel an Otterstedt 30. Januar 1655. *Germ. 111.

uns besonders der zweite Auftrag. Dieser zweite Auftrag ist des längern auseinandergesetzt in einer eigenen Instruktion. Als am 9. Juli 1654 Kaiser Ferdinands III. ältester Sohn, der 1653 gewählte römische König Ferdinand IV. gestorben, trat die Frage über den künftigen Träger der kaiserlichen Krone in den Vordergrund. Der jüngere Bruder Ferdinands IV., Erzherzog Leopold Ignatius, zählte erst 14 Jahre und hatte deshalb einstweilen wenig Aussicht. Zu den verschiedenen Kandidaten für die Kaiserkrone: Bayern, Sachsen, Neuburg gesellte sich auch der junge König von Frankreich, Ludwig XIV., für den Mazarin eifrig warb[1]. Es war so recht die Zeit für Intriguanten und Plänemacher und mit einem solchen Plane befaßt sich auch das 26 Seiten umfassende „Neben Memorial vor P. Joh. Antonium" vom 3. März 1655[2].

In demselben führte Philipp Wilhelm aus: Es seien ihm arcana consilia bekannt geworden zur völligen Unterdrückung des Erzhauses. Er habe dieselben P. Antonius mitgeteilt aber unter Auferlegung von Stillschweigen: und gebe ich ihm anders keine Erlaubniß das Werk dem P. General zu offenbaren, ehe derselbe auch vorher fidem silentii demselben versprochen hat, und weil derselbe statum totius christianitatis am besten weiß, als wird derselbe am besten einraten können, was ich in diesem höchst wichtigen Werk resolviren solle. Letzt vergangen September hat der Landgraf Georg Christian zu Homburg, welcher unlängst zu unserer katholischen Religion übergetreten, als derselbe aus Spanien durch Frankreich kommt, mich zu Hambach besucht und Patrem Beck S. J. mit sich gebracht. Beide sind sehr gegen die Krone Spanien und das Erzhaus Österreich, sie haben mich gewarnt, daß ich nicht mit dem Erzhaus zugrunde gehe. Frankreich wolle, so sagten sie, verbündet mit mehreren deutschen Fürsten und einer mächtigen Partei in Spanien das Erzhaus nicht allein um die römische, sondern vornehmlich auch um die spanische Krone bringen. Dem Pfalzgrafen will Frankreich zur Kaiserkrone verhelfen. Ich solle nur eine Resolution fassen, sie wollten nach Frankreich reisen, und was ich wollte adjustiren. Als ich replicirt Domine non sum dignus, antwortete P. Beck: Ja wohl wir Priester sagens alle Tag in der Messen und essen Ihn doch hinein (o nephandum dictum), ich solle Gottes Urteil nicht einreden und sie gewähren lassen; warum ich mich mit dem Haus Österreich ruiniren wolle. Ich habe ihnen dann Hoffnung gemacht, um die Gefahr dadurch zu evitiren und den fernern Erfolg ihres Vorhabens zu penetriren, auch darnach pro re nata zu resolviren, also daß sie mit der Vertröstung von mir abgeschieden, daß sie in Frankreich die königliche Kron auf mich oder Bayern dirigiren wollten. Politisch stände er sich — so führt der Pfalzgraf dann aus — besser in der Verbindung mit Frankreich, denn Österreich habe nichts für ihn getan. Österreich sollte also vor Offenbarung dieses Planes versprechen und zwar in specie, was es für den Pfalzgrafen praestieren wolle. Unter den Mitteln, den Plan zu vereiteln, gedenkt der Pfalzgraf, den P. Antonius nach Spanien zu senden, dabei auch die Societät den Vorteil gewinne, das was ein Mitglied derselben (P. Beck) verderbe, durch ein anderes wieder redressiert werde. Diese meine Gedanken an diesem höchst wichtigen Werke wird P. Antonius dem General allein sub fide silentii et sigillo confessionis entdecken und in dieser Sach mit Niemand, es wäre allein mit dem Cardinal Chisio und solches mit Gutfinden des P. Generals conferiren, auch dessen Gutachten und treuen Rat, ob und wie ich es entdecken und was ich für Resolutiones fassen solle, erholen. Darauf werde ich warten und eher nichts

[1] Vergl. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte 1648—1740, 1, 293 ff.

[2] *Konzept Düsseldorf, Staatsarch. a. a. O. Die Zusätze am Schluß tragen das Datum vom 23. März.

resolviren, nicht zweifelnd, der P. General werde dieses wichtige Werk reiflich und wohl überlegen und mir mit solchen Consiliis an die Hand gehen, welche zu Ehre Gottes und des Publici auch zu meinem und der Societät Bestem gereichen. Darbei wolle P. General vor allen Dingen gebeten sein, vor der Zeit und ehe ich meine Lande wohl festgemacht haben werde, gegen P. Beck nichts anzufangen, zumalen ich widrigenfalls der höchsten Gefahr (durch Frankreich) exponirt sein werde[1].

Im April kam Antonius in Rom an. Am 24. April berichtet er dem Pfalzgrafen[2], der General halte die ganze Verschwörungsgeschichte für wenig glaubwürdig. Gegen P. Beck, der schon früher wegen anderer Dinge verklagt worden, sei der General sehr ungehalten, und er wolle gegen ihn vorgehen, was aber Antonius gemäß seiner Instruktion verhindert habe[3]. Der General wünsche, der Pfalzgraf möge alles aus freien Stücken ohne Rücksicht auf Belohnung dem Kaiser entdecken, der für solche Treue sich sicher dankbar erweisen werde. Dem General Nickel hatte Antonius ein Schreiben des Pfalzgrafen vom 6. März überreicht, in welchem dieser um nachhaltige Unterstützung bat. In seiner Antwort vom 20. April 1655 versprach Nickel alles zu tun, soweit dasselbe zu seinem Amte gehöre[4]. Deutlicher wird Nickel in seinem Schreiben am 29. Mai 1655. Der Papst, mit dem er gesprochen, sehe sehr wohl die große Wichtigkeit ein, glaube aber, der Pfalzgraf sei verpflichtet, die ganze Sache denen zu offenbaren, die es besonders angehe und die vorbeugen könnten. Das sei nicht allein eine Forderung des Gewissens, sondern auch im Staatsinteresse geboten. Wenn, so fährt Nickel fort, so verderbliche und Gott mißfällige Pläne — wie ich hoffe — keinen Erfolg haben, so wird sicher das Stillschweigen Ew. Durchlaucht als Zustimmung ausgelegt, und Sie setzen sich und ihr ganzes Land den größten Gefahren aus. Daß aber diese Anzeige durch Ew. Durchlaucht selbst geschieht, wünscht der Papst nicht. Wenn der Pfalzgraf die gefährlichen Pläne nur dann offenbaren wolle, wenn die Offenbarung mit einem Vorteil für ihn verbunden wäre, so wäre das Pflichtverletzung eines Reichsvasallen und nicht vereinbar mit der Ehre des pfalzgräflichen Hauses.

In seiner Antwort vom 3. Juli zeigt sich der Pfalzgraf mit der Ansicht des Papstes und des Generals durchaus nicht einverstanden. Trotzdem er die Sache offenbart, habe man in Wien jede Hilfe bei einem Angriff auf sein Land abgeschlagen. Ist dies nit ein tröstlicher Bescheid! Doch fällt er mir nit wunder, weil ich vernehme, daß man an andern hohen dem Haus Österreich auch nit übel affektionierten Örtern judicieret, daß die Kaiserlichen Minister, um die Kron am Haus quovis modo zu erhalten, nit nur mich und meine Lande, sondern noch wohl drei andere katholische Fürstentum denen Unkatholischen gern hingeben werden. Ob dann meine treuherzige Revelation der katholischen Religion mit der Zeit nützlich und ich allhie sicher sein werde, lasse ich dahingestellt sein. Es gereuet mich aber um meiner guten Intention willen, welche ich wegen der Religion bei dem Werk getragen, die Offenbarung nicht; daß aber ichs als ein Vasallus ohne das zu tun schuldig gewesen sein solle, da werden Ihre Heiligkeit und E. Ehrw. anders judicieren, wenn sie nachdenken, daß der Anschlag directe nit ipsam personam Caesaris,

---

[1] P. Beck war ohne Erlaubnis nach Paris gereist und hatte dort mit Mazarin verhandelt. Der General, der dies 15. Mai 1655 dem österreichischen Provinzial mitteilt, erhielt vom Papste die Erlaubnis, den P. Beck trotz seiner Profeß sofort zu entlassen. *Germ. 111. Vergl. Nickel an Otterstedt 30. Januar 1655 l. c. In diesem Briefe bedauert Nickel: Periclitantur in aulis etiam religiosi nec tamen permittunt Principes ut Superiores eos tempestive educant.

[2] Die Briefe sind teils lateinisch, teils französisch *Orig Düsseldorf a. a. O.

[3] Vergl. unten S. 899 f.

[4] *Orig. Dieser und die folgenden Briefe Nickels in M. St. blau 55/1.

sondern allein sein Haus und Sukzession, deren Untertan oder Vasall ich nicht bin, konzernieren sollen. Und siehet man bei diesem Haus so weit auf das Partikularinteresse, wie gedacht, was sollen dann ich und andere katholische Fürsten uns jemals Guts zu getrösten haben?[1]

In dem Briefe vom 2. August 1655 hält Nickel der Erläuterung des Pfalzgrafen gegenüber seine und des Papstes Ansicht aufrecht, daß der Pfalzgraf zu der Offenbarung verpflichtet gewesen sei, denn nach der Lehre über die Vasallengüter sei es doch hinreichend klar, daß der Vasall gegen die schuldige Treue sündige, wenn er nach Kenntnisnahme von Nachstellungen gegen seinen Herrn (die im vorliegenden Falle wohl nicht geleugnet werden könnten) den Herrn nicht darüber benachrichtige. Aber auch der Pfalzgraf beharrte auf seiner Meinung. Denn am 24. August schreibt er an Nickel, daß ichs (zur Offenbarung) als ein Vasallus schuldig gewesen sein soll, kann ich zumal nit glauben, weil die Machina nit gegen des Kaisers Person, dem ich und alle Fürsten allein geschworen, sondern (gegen) dessen Haus und Successores vermeint gewesen, dahin (weder) ich noch andere meinesgleichen Fürsten, weil das Kaisertum elektisch ist, keine Obligation haben; was ich also getan, anders nit als aus lauterer Affektion zu diesem Haus und daß ich der Religion dadurch einen Nutzen zu verschaffen gehofft, geschehen ist. Wenn am Wiener Hofe nicht bessere Anstalt getroffen, um den drohenden Unheil vorzubeugen und man zugesehen wird, daß wenn die Benachbarten von Kron und Szepter verjagt werden, so trage ich billig Sorge, es dürfte so gut nit werden als Ew. Ehrwürden die Hoffnung haben[2].

Die weiteren Briefe des P. Antonius finden sich in Übereinstimmung mit denen des Generals, sie betonen wiederholt die große Zuneigung des Papstes und des Generals für das Erzhaus. Unter dem 16. Oktober 1655 stellte Alexander VII. dem P. Antonius ein Kreditiv zu, nach welchem der Pater dem Pfalzgrafen mündlich Bericht erstatten und von der Hochschätzung und Zuneigung des Papstes Kenntnis geben werde[3].

Endlich noch ein Beispiel eines vom Pfalzgrafen erbetenen Jesuiten, der ihn enttäuschte. Der Kurfürst Johann Wilhelm verlangte 1694 den Dillinger Philosophieprofessor, Johann Wiser, einen gebürtigen Neuburger (geboren 29. Oktober 1656), für seine Dienste. In einem Schreiben von Düsseldorf 15. September 1694 an P. Inniger, Provinzial der „bayerischen Provinz" wünscht er P. Joh. „Wißer", Professor der Ethik, „aus sonderbaren zu demselben und der löblichen Societät gestellten gnädigsten Vertrauen in sichern mein und mein Kurhaus betreffenden Anliegenheiten auf eine Zeitlang zu gebrauchen. Ersuche Ew. Ehrw. dahero durch diesen eigens abgeschickten Courier", den Pater unverzüglich und mit der Post hierher zu schicken. Die Neuburgische Hofkammer wird ihn mit den benötigten Reiskosten versehen. Der Provinzial antwortete am 24. September 1694 zusagend. Über die Art der Verwendung teilte Johann Wilhelm am 30. November 1694 dem Provinzial mit, daß er den P. Wiser in wichtigen Anliegen mit seinem Oberkämmerer Graf von Hamilton nach Schweden gesandt[4]. Mit der Zusage des Provinzials erklärte sich der General Gonzalez am 16. Oktober in einem Briefe an diesen einverstanden, zumal feststehe, daß es sich um Dinge handele, die nicht gegen das Institut seien. Aber über den Titel, der dem Pater gegeben als „Conlegat", zeigte sich Gonzalez in einem Schreiben vom 4. Dezember 1694 beunruhigt; er hoffe, daß

[1] *Konzept M. a. a. O.
[2] *Konzept M. a. a. O.
[3] *Orig. M. G. H. $\frac{100}{1}$ 5.
[4] *Orig. M. R. Jes. 1985.

es sich nur um einen rein äußerlichen Titel handele, sonst könne er die Sache nicht dulden[1]. Wie Johann Wilhelm am 2. Mai 1695 dem Provinzial berichtet, schickte er den P. Wiser auch nach Wien[2].

P. Wiser muß aber seinem Auftraggeber nicht lange entsprochen haben, denn Gonzalez schreibt am 12. April 1698 vertraulich an den Beichtvater des Kurfürsten, P. Karl Pottier in Düsseldorf: Nach Empfang Ihres Briefes vom 23. März habe ich sofort den Provinzial von Oberdeutschland gemäß der Willensäußerung des durchl. Kurfürsten gemahnt, er möge den P. Wiser weiterhin nicht mehr in den Diensten eines Fürsten verwenden, sondern ihm ein ehrenvolles Amt, fern von Fürstenhöfen, etwa in der Schweiz, übertragen[3]. Wie Gonzalez am 8. November 1698 dem Provinzial Müller mitteilt, war die Kaiserin für P. Wiser eingetreten, der seine Reisen nur in ihrem Auftrage gemacht habe. Am 26. November verteidigte sich P. Wiser bei dem General, der aber seine Entschuldigungen in der Antwort vom 20. Dezember 1698 ziemlich kühl aufnahm und ihm anempfahl, seinen Obern pünktlicher als bisher zu gehorchen[4]. P. Wiser wurde später wieder Professor, seit 1703 in Dillingen. Er starb am 26. September 1725 in Rottenburg[5].

Wie das letzte Beispiel zeigt, hat es an Kollisionen zwischen den fürstlichen Aufträgen und den Ordensstatuten nicht gefehlt. Diese Kollisionen mußten sich steigern, wenn Männer, die schon vom Orden hinreichend mit Arbeit belastet waren, zu gleicher Zeit allen möglichen fürstlichen Anliegen ihre Zeit und Kraft widmen sollten. Mehrfach kam es vor, daß die Rektoren in Düsseldorf und Neuburg stark für den Hof in Anspruch genommen wurden, worunter das Kolleg unter Umständen zu leiden hatte. Zuweilen wünschten die Fürsten Patres zu Rektoren, die sie für ihre Dienste am besten gebrauchen konnten; sie erachteten es hingegen als einen Mangel an Berücksichtigung, wenn solche Männer zu Rektoren der Kollegien genommen wurden. die ihnen weniger paßten oder weniger hervorragend zu sein schienen. Über diese Verhältnisse verbreitet sich ein Schreiben des Generals Gonzalez vom 3. Februar 1691 an den oberdeutschen Provinzial Painter. Bei der Wahl eines Rektors, so schreibt er, wurde mehr Rücksicht auf das Kolleg als auf den Hof genommen. Der für Neuburg von dem Kurfürsten gewünschte Rektor sei nicht passend, dafür habe er einen hervorragend tüchtigen Pater bestimmt, wenn derselbe auch nicht geeignet sei als Instruktor der Prinzessin Leopoldine. Es scheint viel besser für dieses Amt einen andern vom Rektor verschiedenen Pater zu bestellen, damit nicht der Rektor gezwungen ist, mehr am Hofe als im Kolleg zu verweilen[6].

Die vielen Aufträge, welche die Pfalzgrafen den Jesuiten erteilten, waren für diese ganz gewiß nicht immer angenehm, besonders dann, wenn es sich um mehr weltliche oder politische Dinge handelte. Vielleicht wäre da zuweilen eine entschiedenere Absage am Platze gewesen Eine solche Absage wurde freilich erschwert durch die Dankbarkeit für die vielen von diesen Fürsten empfangenen Wohltaten und die Rücksichtnahme auf die damalige Allgewalt der Fürsten.

Die geschilderte vielfache Inanspruchnahme bietet aber anderseits einen wichtigen Beitrag für die Charakterisierung der damaligen Jesuiten. Die Fürsten, um die es sich handelt, waren von Jesuiten unterrichtet und geleitet von früher Jugend an, sie hatten in guten und in schlechten Zeiten viele und ganz verschieden geartete

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Orig. M. R. Jes. 1985. In den Katalogen steht P. Wiser 1695 bei der Missio Sueco Danica, 1697 bei der Missio Hassica als Confessar. Seren. Darmstadt.

[3] *Rhen. inf. Soli 14. Vergl. Gonzalez an den Provinzial Müller 12. April 1698. *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] Nach einer Mitteilung an Pottier 18. Juni 1698 scheint P. Wiser der Bruder des Kanzlers Wiser gewesen zu sein *Rhen. inf. Soli. 14.

[6] *Ad Germ. sup. 1684—1709.

Jesuiten in nächster Nähe kennen gelernt. Hätten sich in diesen vielen Jahren die Jesuiten nicht als lautere Charaktere erprobt, so wäre es ganz undenkbar, daß sie ihnen ihr Teuerstes, die eigenen Kinder, Prinzen und Prinzessinnen, zum Unterricht und zur Leitung anvertraut, sie als Begleiter ihrer Kinder auf langen Reisen erwählt und den Prinzessinnen, die in ferne Länder verheiratet wurden, als Beichtväter und Ratgeber mitgegeben.

In seinem Testament dat. Benrath, 13. Januar 1675 empfiehlt Philipp Wilhelm seinen Söhnen: „Obwohlen auch wir unseren freundlichen lieben Söhnen wegen ihrer Beichtvätter kein Ziel noch Maß vorschreiben wollen, so raten wir ihnen dannoch und sehen gern, daß sie diesfalls bei den Patres Societatis Jesu verbleiben und sich deren gebrauchen."[1] Und in der letztwilligen Verordnung vom 3. September 1688 legt er dem Kurprinzen ans Herz: „Allermaßen wir noch überdies unseres Kurprinzens Liebden die löbliche Societät Jesu, welche bei unsers Herrn Vatters hochsel. Angedenkens und unseren bisherigen Regierungszeiten uns, unseren Landen und Untertanen zur größeren Ehren Gottes und aller unserer Seelenheit so viel Gutes, Nützliches und Geistreiches nach allen Kräften und ganz unermüdlich löblich getan, ganz vätterlich rekommandieren."[2]

In dem unbedingten Vertrauen auf die Integrität und Zuverlässigkeit der Jesuiten liegt auch der Grund, weshalb sie mit so vielen schwierigen vertrauten Aufträgen und Missionen, mehr als gut war, belastet wurden. Als Frucht ihrer langjährigen erzieherischen und seelsorglichen Tätigkeit konnten die Jesuiten mit Recht auch hinweisen auf das sittenreine christliche Familienleben, das den Neuburg-Düsseldorfer Hof auszeichnete und ihn zu einem Beispiele für alle Zeiten gemacht hat.

* * *

Es würde zu weit führen alle hier noch in Betracht kommenden Höfe in der gleichen Ausführlichkeit zu behandeln. Nur ein Hinweis sei noch gestattet auf einige Fürstenhöfe, wo stets Jesuiten Beichtväter der Fürsten und Erzieher der fürstlichen Kinder waren. Hier ist besonders Baden zu nennen. Markgraf Wilhelm von Baden, gleich ausgezeichnet als Regent und sittlicher Charakter, bewahrte bis zu seinem Tode den Jesuiten das größte Vertrauen[3]. Am 8. Juni 1663 schrieb er an Oliva: Ew. Hochwürden Paternität hat vielleicht schon Kunde erhalten von dem Tode des P. Cyprian Huber, unseres gewesenen Beichtvaters und Rektors des Kollegs in Baden. An dessen Stelle wünschte ich zu meinem und meines Kollegs Trost sobald als möglich einen anderen Pater. Am liebsten sähe ich an Stelle des Verstorbenen den P. Ricquin Göltgens, der mir seit langer Zeit bekannt und vorzüglich erprobt ist. Aber da seine gebrochenen Kräfte dies nicht zulassen, schlage ich den P. Peter Deumer vor, einen Mann von großer Frömmigkeit und Erfahrung und der mir sowohl von Speyer her als auch hier in Baden lange bekannt und lieb ist. Wenn es ohne einen Nachteil für die Gesellschaft geschehen kann, bitte ich denselben meinem Kolleg als Rektor vorzusetzen. Ich zweifle nicht an einer günstigen Antwort, denn Ew. Hochwürden Paternität wissen ja, mit welcher Geneigtheit und Liebe ich die lobwürdige Gesellschaft sowohl bei der Begründung des Kollegs und des Hauses für die dritte Probation als auch bei jeder Art von Wohltaten umfaßt habe[4].

Weil aber der Visitator schon einen anderen bestimmt hatte, beruhigte sich alsbald der Markgraf und stand von seiner Bitte ab, wie er am 23. Juli 1663

[1] *Orig. M. G. H. $\frac{2\;4}{1}$ 4233.

[2] *Orig. M. G. H. $\frac{2\;4}{1}$ 4234.

[3] Vergl. Gesch. 2^1, 483, 2^2, 284.

[4] *Orig. Epp. Princip. 8, 137.

nach Rom schrieb: Da mir inzwischen der Gedanke kam, die Gesellschaft wünsche lieber in dergleichen Fällen frei zu entscheiden und zudem vom P. Visitator schon hinreichend für uns Vorsorge getroffen worden ist durch P. Adam Gerardi, von dem ich hoffe, daß er uns und der Gesellschaft völlig Genüge leisten wird, so beruhigen wir uns bei P. Gerardi, zumal der früher von uns gewünschte P. Deumer kränklich und in eine Schwierigkeit mit den Adeligen in Wangen verwickelt ist[1].

In die Fußstapfen des Vaters trat der älteste Sohn Ferdinand Maximilian, der seinem Haus überall Ehre machte und sich „als ein ebenso kluger und umsichtiger wie sorgfältiger und wohlwollender Fürst bewährte."[2]. Auch in religiöser Beziehung folgte er dem Vater. Tief religiösen Sinn atmet die Instruktion, die er für seinen einzigen Sohn Ludwig Wilhelm verfaßte. Zum Beichtvater und Katecheten bestimmte er einen Priester aus der Sozietät Jesu. Seine Mahnungen, die an die Monita paterna des Kurfürsten Maximilian erinnern, schärfen die Pflichten gegen Gott, Papst, Kaiser und Untertanen ein[3].

Markgraf Ludwig Wilhelm (1677—1707) hat diesen Mahnungen entsprochen. Der neueste Geschichtschreiber Badens urteilt von ihm: „Eines der glänzendsten Blätter der Weltgeschichte verzeichnet die unsterblichen Taten dieses badischen Fürsten. Sein Name ist mit den größten Kriegserfolgen verknüpft, welche deutsche Tapferkeit gegen die streitbaren Heere des Islam errang." In seiner Heimat Baden „genoß er unter seines Vaters des Markgrafen Ferdinand Maximilian und später nach dessen Tode unter seines Großvaters Leitung eine sorgfältige und strenge Erziehung; die Grundsätze dieser beiden Männer wichen allerdings soweit als nur möglich von denjenigen ab, die am Hofe Ludwigs XIV. herrschten. Als Ergebnis dieser Erziehung sehen wir im späteren Leben bei dem Markgrafen Ludwig Wilhelm die vollste Treue und die opferwilligste Hingabe, unermüdliche Ausdauer und Folgerichtigkeit in dem einmal für recht Erkannten bei scharfem Verstande und großer Selbständigkeit des Urteils und einen seltenen Freimut, der zuweilen zur Rücksichtslosigkeit wurde".[4]

Von den Beichtvätern dieses Fürsten seien nur genannt P. Georg Schmelzing und Ernst Dorm (1689)[5]. P. Schmelzing war bei den drei sich folgenden Markgrafen Großvater, Vater und Sohn Beichtvater und Prediger. Geboren 1622 zu Würzburg hatte er als Rhetoriker 1640 an der Pforte des Noviziats zu Trier angeklopft. Nach dem Noviziat wurde er nach Löwen zum Studium der Philosophie gesandt und hatte dann je drei Jahre als Lehrer am Gymnasium in Mainz und Bamberg gewirkt. Während seiner vierjährigen theologischen Studien in Würzburg war er schon vielfach leidend. Als Philosophieprofessor in Mainz übte er einen großen Einfluß auf die Studenten aus, von denen manche der Welt Lebewohl sagten und sich einem Orden anschlossen. Da die Gesundheit des Paters immer mehr gelitten, schickten die Obern ihn nach Baden, um die Heilquellen zu benutzen. Auch hier nicht müßig, erregte er durch seine vorzüglichen Predigten großes Aufsehen; die Folge war, daß der Markgraf Ludwig und später sein ältester Sohn Ferdinand und sein Enkel Ludwig ihn zu ihrem Beichtvater wählten. Man rühmte an ihm ein scharfes Urteil, Klugheit und Integrität. Den alten Fürsten Ludwig begleitete er trotz seiner geschwächten Gesundheit auf dessen Reisen und wich bei der letzten Krankheit nicht von seiner Seite. Nach seinem Tode 1669 hielt er

[1] *Orig. l. c. 8, 139.

[2] Friedr. v. Weech, Badische Geschichte (1890) 180. Über die andern Söhne des Markgrafen Wilhelm ebendort 185 ff.

[3] Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 43, 76 ff.

[4] v. Weech, Badische Geschichte 200 ff.

[5] Gonzalez an Willi 8. Oktober 1689. *Ad Germ. sup.

ihm die Leichenrede. Ganz gebrochen starb P. Schmelzing am 22. September 1684 in Baden[1].

Auch der berühmte Türkensieger Markgraf Hermann von Baden hatte einen Jesuiten als Beichtvater. Seit dem Jahre 1680 war dies P. Michael Craffto aus Aschaffenburg (geb. 1629, eingetr. 1648), der nach langjähriger Tätigkeit auf Katheder und Kanzel dem Markgrafen nach Wien, dann 1688 nach Regensburg folgte, wo er am 12. Oktober 1690 starb.

Wie in Baden so versahen auch in Nassau-Hadamar Jesuiten ununterbrochen das Hofbeichtvateramt. Über den Grafen Johann Ludwig von Hadamar und seine geistige und moralische Bedeutung wurde bereits früher gesprochen[2]. Wie sein Leben war auch sein Tod. In seiner letzten Krankheit weilte auf seinen Wunsch stets ein Jesuit Tag und Nacht bei ihm, um seine Gedanken auf den Leidensweg Christi und die unendliche Liebe Gottes zu lenken. Sein Tod 1653 wurde allgemein betrauert: seine Sittenreinheit, Liebe zu den Armen, seine Demut, wie überhaupt sein stets erbauliches Leben hatte reich und arm für ihn gewonnen. Täglich wohnte er der heiligen Messe bei, meist wöchentlich empfing er die heiligen Sakramente. Wenn er zu Hause war, wohnte er stets entweder in der Pfarrkirche oder in der Hofkirche der Predigt bei, und nicht selten sah man ihn zur Erbauung seiner Untertanen in der Pfarrkirche mitten unter dem Volke zur Beicht und zum Abendmahl gehen. Er verschmähte es nicht, seine Söhne zur Christenlehre zu führen, und es war ihm stets eine Herzensfreude, wenn er seine Kinder dem Priester am Altare dienen sah. Für die Vortrefflichkeit seiner Regierung spricht die Äußerung des reformierten Pfarrers Lutz zu Esten: „Hadamar könne die Untertanen in der gemeinschaftlichen Herrschaft Esten mit einem Haare weiter ziehen als Saarbrücken mit Ketten“[3].

Wie Johann Ludwig, so auch sein Nachfolger Moritz Heinrich (1653—1679). Der Superior Wilhelm Godefredi nennt 1666 in einem Schreiben an den General Oliva die fürstliche Familie von Nassau-Hadamar „eine heilige Familie“ und den Fürsten Moritz Heinrich, „ein Muster aller Tugenden“. Schon 1655 hatte ihn der General Nickel, der als Provinzial der niederrheinischen Provinz oft zu Hadamar geweilt und den Grafen persönlich kannte, der Verdienste der Gesellschaft teilhaftig erklärt. Das Diplom, das am 7. August 1655 in die Hände des Fürsten gelangte, machte demselben große Freude. Zwischen dem Schlosse und der Jesuitenresidenz bestand ein steter vertraulicher Verkehr. Für seine Untertanen war er ein wahrer Vater. Besonders nahm er sich der Armen an. Für altersschwache Männer und Frauen gründete er ein eigenes Hospital, worin seine Gemahlin den armen Pfründnerinnen die Füße wusch und sie bei dem Mahle bediente. Seine Frömmigkeit war ein leuchtendes Beispiel für das Volk. Meist ging er jeden Sonntag zur heiligen Kommunion. Wenn er in der Pfarrkirche beichtete, stand er immer mitten unter dem Volk am Beichtstuhl und erlaubte nicht, daß man ihm einen Vorrang gestattete. Bei der Generalkommunion jeden dritten Sonntag im Monat erschien er mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe am Tische des Herrn[4].

---

[1] *Necrolog. Prov. Rhen. sup. Der General Oliva schreibt am 26. Febr. 1667 an Schmelzing: Quantum operetur Rev. Vestra ad Dei Gloriam in dirigendis conscientiis Seren. Principum Badensium quamque insignibus a Domino instructa sit dotibus ad salutem animarum procurandam ex litteris tam P. Provincialis quam aliorum satis habeo exploratum. Es folgt dann eine eingehende Ermunterung nach dem Beispiel der übrigen Hofbeichtväter den hohen Anforderungen seines Amtes immer mehr zu entsprechen. *Germ. 111.

[2] Gesch. 2, 98 ff.

[3] J. Wagner, Die Regentenfamilie von Nassau-Hadamar (1863) 1, 482, 490 f.

[4] Wagner l. c. 2, 20 ff., 27 f., 64 f.

Beim Tode des Fürsten Moritz Heinrich stand sein ältester Sohn Franz Alexander erst im sechsten Lebensjahre und so übernahm sein geistlicher Oheim Prinz Franz Bernhard, Probst in Straßburg, die Vormundschaft. Von ihm wird besonders gerühmt sein Vorgehen gegen Trunksucht und Unsittlichkeit, die Handhabung strenger Gerechtigkeit ohne Unterschied der Person, nachhaltige Sorge für die Volksschulen. Als Franz Alexander die Regierung antrat (1695) zeigte es sich, daß er ganz in den Fußstapfen seines Großvaters, Vaters und seines Oheims trat, sowohl in seinem privaten als öffentlichen Leben. Große Frömmigkeit und ein sittenreines Leben zeichneten auch ihn aus. Wie früher wurden auch unter ihm Neujahr die geistlichen Übungen gehalten, an denen er und sein ganzer Hof teilnahm. Daran, daß sich später seine Gemahlin eigenmächtig von ihm trennte, trug er keine Schuld[1].

* * *

Manche deutsche Fürsten nahmen die Jesuiten in einer Weise in Anspruch, die die Freiheit der Oberen und die Ordensdisziplin in nicht geringem Grade gefährden mußte. Ein besonders betrübendes Beispiel, wie Fürsten durch das eigensinnige Festhalten an ihren Beichtvätern die Disziplin und den Ruf des Ordens schädigten, bildet der Fall des P. Dietrich Beck (Böckh, Bechaeus). Im Jahre 1632 war Beck bei der Verteidigung von Freiburg (Br.) beteiligt[2]. Seit 1640 weilte er als Beichtvater bei dem 1637 konvertierten Landgrafen Friedrich von Hessen, der 1652 Kardinal wurde. Über das Betragen Becks drangen schon 1651 Klagen nach Rom. Deshalb schrieb der General Piccolomini am 20. Mai 1651 an Beck nach Heitersheim, der Residenz des Landgrafen: Ich höre, daß Ew. Hochwürden in Abwesenheit des Fürsten allein ohne Genossen zu Heitersheim der Jagd obliegen, zu prächtig sich kleiden, zu frei sprechen, wie es sich für einen Ordensmann nicht geziemt, weite Reisen machen usw. Er sei doch dem Fürsten als Beichtvater nicht als Oekonom oder Gutsverwalter und noch viel weniger als Jäger bewilligt worden. In Abwesenheit des Fürsten solle er sich in das benachbarte Kolleg zu Freiburg begeben, dort sich sammeln, um dann mit größerer Frucht dem Fürsten dienen zu können. Ähnlich schrieb der General unter demselben Datum an den oberdeutschen Provinzial (Schorrer). Am 2. Sept. 1651 befahl der Generalvikar Nickel Schorrer, er möge dem P. Beck trotz dessen Sträubens einen Gefährten aus der Gesellschaft beigesellen. Beck wollte nur einen auswärtigen Diener haben. Gerade um diese Zeit ließ sich Beck in Heitersheim schwere Vergehen mit Studenten zu schulden kommen. Hievon erhielten die Obern erst Kunde im Jahre 1654. Daraufhin beauftragte der General Nickel am 15. August 1654 den Provinzial Spaiser, Beck müsse in einen anderen Orden übertreten, oder wenn er das nicht wolle, entlassen werden. Wie die Korrespondenzen der folgenden Jahre zeigen, ging das nicht so leicht. Beck fand einen sehr starken Rückhalt an seinem Herrn, der Fürsten, Kardinäle, selbst den König von Frankreich in Bewegung setzte, um die Entfernung Becks von seinem Hofe zu verhindern. Andererseits zögerten die Obern, dem Kardinal die bisher nicht öffentlich bekannten schweren Verfehlungen seines Beichtvaters mitzuteilen, zumal dieser viele Beschuldigungen ableugnete und sich stets bereit erklärte, den Verfügungen der Obern zu gehorchen. So fuhr der Kardinal fort, den P. Beck in seinen Anliegen zu gebrauchen, ihn auf Reisen an die Höfe zu schicken usw. Immer dringender wurden aber die Briefe des Generals und Provinzials an den Kardinal, seinen Beichtvater ziehen zu lassen, damit er im Kolleg zu Konstanz seinen Aufenthalt nehme.

[1] Wagner 90 f., 107, 109 ff.
[2] Gesch. 2, 440. Er war 1600 geboren und 1618 eingetreten.

Nunmehr verlangte der Kardinal, man möge den P. Beck in seiner Nähe im Kolleg zu Freiburg seinen Aufenthalt nehmen lassen. Auch das verweigerten sowohl der General als auch der damalige Visitator Schorrer, trotz der lobendsten Zeugnisse, die der Kardinal seinem Beichtvater ausstellte. Der General hatte wiederholt auf Einschließung des Beichtvaters in einem Kolleg gedrungen. Demgegenüber stellte der Visitator am 3. Mai 1663 vor, er halte eine Einschließung nicht für geraten, weil die Vergehen nicht öffentlich seien; auch würde der Kardinal ein solches Vorgehen sehr übel aufnehmen, da Beck in ganz Europa und besonders an den deutschen Höfen bekannt sei und dieses Vorgehen Anlaß zu allerlei Gerede bieten werde. Der Kardinal sei schon jetzt unwillig über die vielen Schwierigkeiten, die man ihm wegen des Beichtvaters mache und habe neulich geäußert, wenn man ihm den P. Beck nehme, brauche ihm kein Jesuit mehr unter die Augen zu kommen[1]. In seiner Antwort vom 2. Juni 1663 befahl Oliva dem Visitator, fest zu bleiben, besonders darin, daß Beck vollständig frei vom Kardinal werde. Der römische Agent des Kardinals sei bei ihm (Oliva) gewesen und habe sehr gedrängt, aber eine durchaus abschlägige Antwort erhalten. Wenn die Sache auch noch nicht juridisch erwiesen sei, so liege doch eine schwere Gewissenspflicht vor, für die Seele des Beichtvaters zu sorgen. Nun ließ der Kardinal wieder Briefe auf Briefe zu Gunsten seines Beichtvaters an den General und den Visitator ergehen. Der General Oliva blieb fest. Wie er am 31. Mai 1664 dem Visitator mitteilt, hätten sich angesehene große Kardinäle, ja selbst der König von Frankreich für das Verbleiben des Beichtvaters verwendet; er bedauere, die Vergehen des Beichtvaters bekannt geben zu müssen, die er bisher aus Schonung mit Stillschweigen bedeckt. Unter keinen Umständen solle der Visitator den Pater an den Hof des Kardinals zurückkehren lassen[2]. Am 27. Mai 1664 bedankte sich der General in einem Briefe an den Beichtvater des französischen Königs P. Annat für die Mitteilung vom 2. Mai, daß der König ihm in betreff des P. Beck, für den viele Fürsten einträten, freie Hand lasse. Der Druck des Kardinals und anderer Fürsten wurde aber so stark, daß schließlich Oliva erlaubte, Beck dürfe Beichtvater bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß er seinen Aufenthalt in einem benachbarten Kolleg nehme und zum Kardinal stets nur in Begleitung eines Mitbruders komme. Infolgedessen kehrte Beck, der schon auf dem Wege nach Konstanz war, nach Freiburg zurück, wo er im dortigen Kolleg seinen Aufenthalt nahm. Dezember 1664 ist er noch dort, dann verlieren sich die Spuren. Er starb im hohen Alter zu Rom 9. Januar 1676.

In vielfacher Weise nahm noch ein anderer hessischer Prinz, der konvertierte Landgraf Ernst von Hessen-Rotenburg, der Begründer der Hessen-Rheinfelsischen Linie die Jesuiten in Anspruch[3]. Er war geboren 16. Dezember 1623 zu Kassel als einer der jüngern Söhne des Landgrafen Moriz und im strengen Kalvinismus erzogen worden. Nach längerer militärischer Laufbahn in der französischen und hessischen Armee hatte er beim Abschluß des westfälischen Friedens den Rang eines Generalmajors. Die ihm zugefallene Niedergrafschaft Katzenelnbogen übernahm Ernst Ende 1648 und wählte die Festung Rheinfels zu seiner Residenz. Bei seinem lebhaften Interesse für theologische Fragen besuchte er 1650 in Wien auch die Kontroverspredigten des Augustiners Alphons Staimos, die großen Eindruck auf ihn machten. Der Übertritt fand statt am 6. Januar 1652 im Kölner Dom während der Primizmesse des Kurfürsten Maximilian Heinrich. Vorher hatte er mehrere Fürsten samt

---

[1] Wortlaut des Briefes bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten 2, 362 f.

[2] Wortlaut bei Döllinger-Reusch 2, 363 f.

[3] Für das Folgende vergl. W. Kratz, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und die deutschen Jesuiten (1914) 5 ff.

ihren Theologen zu einem Religionsgespräch mit P. Valerian Magni eingeladen, um eine nähere Begründung seiner Konversion zu ermöglichen. Nach langem Verhandeln komen schließlich 13. Dezember 1651 nur drei lutherische Theologen, an ihrer Spitze Dr. Haberkorn, in Rheinfels an, um mit P. Valerian zu disputieren. Da Valerian wegen der Überschwemmung nicht rechtzeitig eintraf, ließ Ernst durch einen Eilboten zwei Jesuiten aus Mainz herbeiholen. Als diese in Rheinfels eintrafen, war eben Valerian mit zwei Begleitern angekommen (16. Dezember 1651). Über die Bestellung der Jesuiten war Valerian sehr ungehalten. Ernst berichtet: Sobald ich nun P. Valeriano dieses vermeldet, fing er an zu zürnen und verlangte diese Leute sofort abzuweisen und nicht einzulassen, denn sie würden sich sonst rühmen, daß die Bekehrung von ihnen geschehen sei und solches durch alle ihre Schulen ausbreiten. Der Landgraf versprach, die Jesuiten sollten sich nicht in das Kolloquium einmischen und nach einem Ruhetag zurückkehren. Sobald die beiden Jesuiten, Melchior Cornaeus und Heinrich Mensing, bei ihrer Ankunft von der Anwesenheit des P. Valerian erfuhren, wollten sie am nächsten Morgen wieder abreisen, was aber der Landgraf wegen des Sonntags nicht gestattete. Montag reisten sie dann ab und das Kolloquium zwischen Haberkorn und Valerian endigte mit dem gewöhnlichen Erfolg: ohne Frucht.

Schon vor seiner Konversion stand Ernst mit P. Kedd und andern Jesuiten in Verbindung, nach seiner Konversion gestalteten sich die Beziehungen zu den Jesuiten immer enger: aus ihnen wählte er seine Beichtväter und die Seelsorger für sein Ländchen, ihnen vertraute er die Erziehung seiner Kinder und Enkel an, mit mehreren stand er in einem fortgesetzten mündlichen und brieflichen vertrauten Verkehr. Es würde hier zuweit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Nur einen Mann müssen wir näher ins Auge fassen, den Ernst wohl am meisten geschätzt. Es ist sein erster Beichtvater P. Johannes Rosenthal (Rosendall).

P. Joh. Rosenthal war geboren im Jahre 1612 zu Herzogenrath bei Aachen „von gemeinen doch ehrlichen und sehr andächtigen frommen Eltern, davon (bei seinem Tode 1655) der hochalte fromme jetzt hochbetrübte Vater noch zu Aachen lebte". „In seiner Kindheit hat er nichts als exemplarische Gottesfürchtigkeit spüren lassen, also daß ich nicht ohne Ursach vermute, daß er wohl niemals die in der heiligen Taufe empfangene Unschuld werde verloren haben." Ein etwas älterer Bruder, P. Malachias Rosenthal war Cisterzienser in Lilienfeld, auch ein andächtiger und gelehrter Mann[1].

Mit 18 Jahren trat Rosenthal ins Noviziat zu Trier. Schon 1633 war er als Magister am Gymnasium in Düsseldorf tätig. Von hier aus bat er am 3. Oktober 1633 den General Vitelleschi um die Sendung in die Missionen. Einer der Hauptgründe, so schreibt er, weshalb ich in die Gesellschaft Jesu eingetreten, war der heiße Wunsch nach den indischen Missionen. Diesen Wunsch habe ich öfters in der Gesellschaft erneuert, zumal als der Brief des Generals über das Verlangen nach den Missionen angekommen. Besonders leiten mich zwei Gründe: erstens Eifer für die größere Verherrlichung Gottes und zweitens das Verlangen, viel für dieselbe zu leiden und womöglich mein Leben zu opfern. Dem steht entgegen der Gedanke an meine vielen Unvollkommenheiten, doch vertraue ich fest auf die Kraft Gottes. Deshalb bitte ich inständig, meinen Wunsch zu erfüllen. Der Ort ist mir gleich, bei der gleichen Verherrlichung Gottes am liebsten derjenige, wo mehr Gelegenheit sich bietet zu Geduld und Abtötung. Dasselbe gilt für die Reise. In einem weiteren Brief von Düsseldorf vom 15. August 1634 erneuert er dringend die frühere Bitte.

[1] So Landgraf Ernst in dem später anzuführenden „Extract".

Ein dritter Brief von Düsseldorf 27. Dezember 1635 enthält die Antwort auf den abschlägigen Bescheid des Generals, daß wegen des Fortganges des Krieges seinen Wünschen nicht entsprochen werden könne: Ich beruhige mich im Gehorsam, dem ich allein folgen will. Aber Weihnachten hat die Betrachtung der Opfer des Jesukindes in der Krippe mein Verlangen von neuem entzündet, aus Liebe zum Heiland für ihn alles zu opfern und zu erleiden. Deshalb erneuere ich nochmals dringend meine Bitte. Die Obern sollen mich nur recht abtöten, ich bin zu allem bereit. Meine Körperkräfte sind hinreichend stark, das Erlernen der fremden Sprachen wird mir leicht, die französische und italienische Sprache habe ich in kurzer Zeit in den Mußestunden ziemlich bewältigt, die spanische hoffe ich ebenfalls bald zu beherrschen. Endlich bin ich nun das zweite Jahr mit den mathematischen Disziplinen beschäftigt[1]. Diese heißen Wünsche wurden nicht erfüllt. Nach Beendigung seines Studiums wurde Rosenthal zunächst Professor der Philosophie, dann erhielt er die Kanzel im Kölner Dom.

Die Tätigkeit auf der Domkanzel und die damit verknüpfte Seelsorge schildert P. Reiffenberg als sehr erfolgreich. Eine große Umgangsgabe kam ihm zustatten. Nie hinterhältig, stets offen und gerade war es ihm nie um einen persönlichen Vorteil, sondern einzig und allein um die größere Verherrlichung Gottes zu tun. Besonderen Eifer zeigte er in den Werken der Barmherzigkeit gegen Arme und Elende. Tag und Nacht sah man ihn in den Hospitälern und Kerkern; für diese Elenden machte er sich zum Bettler. Die Hefe des Pöbels suchte er in den Spelunken auf, und es gelang ihm, manche aus dem tiefsten Schmutz zu ziehen. Bedrohte Mädchen brachte er in gesicherte Stellungen, verkuppelte Dirnen kaufte er mit Geld los. Dabei war er überaus streng gegen sich. Für die vierstündige Passionspredigt am Karfreitag bereitete er sich durch strenges Fasten vor, indem er sich sowohl am Vortage als am Karfreitag selbst jede Speise versagte. Am Vorabend von Marienfesten nahm er nur ein Stückchen Brod; bei Tisch wählte er nur die gröberen Speisen aus, die er „Speisen der Heiligen“ nannte. Sein Trank war fast stets Wasser, nur selten nahm er ein wenig Wein. War sein abgetragenes Kleid zerrissen, so besserte er es selbst aus. Zu diesem Zwecke trug er Nadel und Faden in einem Bürchen stets bei sich. Die Bücher, die er aus der Bibliothek entnahm, trug er jeden Abend wieder dorthin zurück. Licht zu sparen ging er mit seinem Buche in die Kapelle, um deren Licht zu benutzen. Nie machte er Anspruch auf ein geheiztes Zimmer[2].

Bei einem Besuch der Jesuitenkirche in Köln sah Landgraf Ernst im Jahre 1649 einen Pater vor dem Hochaltar knieen, und als er den ihn führenden P. Kedd fragte, wer das sei, erwiderte dieser, es sei der Domprediger P. Joh. Rosenthal, ein sehr andächtiger Geistlicher. Später traf ihn Ernst 1651 zu Köln in dem Haus des Reichspfennigmeisters Bleimans. Er sprach mit ihm von seiner bevorstehenden Konversion und fand „von seinem geistlichen Sinn und großer Erudition als wahr, wie er ihm bereits von verschiedenen gerühmt worden war.“ „Hernach im Herbst desselben Jahres (1651) — so schreibt Landgraf Ernst — habe ich im Dom daselbst diesen gottseligen Mann das Evangelium von der Kirchweihe mit sonderbarer Andacht dergestalt predigen hören, daß bei den derzeit mir meiner Bekehrung halber

---

[1] *Orig. Rhen. inf. 15 (Indipetae). Die drei Briefe sind in schöner fester Schrift geschrieben und tragen die Unterschrift Joan. Rosen**dall**.

[2] Reiffenberg schöpfte seine ausführlichen Nachrichten (*Hist. S. J. Ad Rhen. inf. II lib. 24, c. 2 und 4) besonders aus Crombach, Annales Colon. 4, 1471—78 (Köln, Stadtarchiv), der Rosenthal persönlich kannte. Zudem benutzte Reiffenberg Briefe des P. Rosenthal, die leider bis jetzt nicht wieder aufgefunden werden konnten.

allerhand zufallenden Beschwerungen ich es für ein großes Glück geschätzt, wenn ich diesen Mann zum Beichtvater und Hofprediger bekommen könnte." Alsbald ersuchte er bei seiner Rückkehr nach Rheinfels den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg inständig, ihm dies durch seine Fürsprache zuwege zu bringen. Der Pfalzgraf hatte den P. Rosenthal selbst als Beichtvater gewünscht, aber dieser hatte aus Abscheu vor dem Hofleben den Antrag mit aller Kraft ausgeschlagen. Auch von dem neuen Antrag wollte der Pater nichts wissen; nur der Gehorsam gegen die Obern konnte ihn bewegen, die Stelle bei dem Landgrafen anzunehmen. Dieser Gehorsam wurde ihm erleichtert durch die Hoffnung, etwas für die Rückkehr der Untertanen des Landgrafen tun zu können.

Am 14. April 1652 bedankte sich Landgraf Ernst bei dem soeben gewählten Ordensgeneral Nickel für die besondere Wohltat, daß er den Kölner Domprediger R. P. Rosenthal für seine und der Seinigen Seelsorge erhalten habe; er verspreche sich sehr viel davon[1]. P. Rosenthal aber behagte das Hofleben durchaus nicht und gar bald wünschte er seine Abberufung. Von Prag schrieb Ernst am 15. Oktober 1652 an P. Nickel, wenn P. Rosenthal auf seinem Verlangen bestehe, so wolle er nachgeben, nur möge derselbe noch bleiben bis zur Rückkehr nach Rheinfels: Bei meinem Beichtvater habe ich eine solche Frömmigkeit und einen so glühenden Eifer für die Ehre Gottes gefunden, daß ich aus seinem Verkehr täglich gefördert und die Trennung von dem inniggeliebten Mann schmerzlich empfinden werde.

Infolge dieser Vorstellungen blieb Rosenthal und begleitete den Landgrafen auf seinen Reisen so 1653 nach Regensburg. Gegen die von dem Provinzial erhobenen Bedenken wegen dieser Reise antwortete Ernst, er wisse wohl, daß der Gesellschaft die Einmischung in Staatsgeschäfte verboten sei, aber bei seiner Auseinandersetzung mit dem Kasseler Hofe handele es sich auch darum, den Kaiser und die Fürsten richtig zu informieren, um durch deren Vermittlung bessere Bedingungen für die Ausübung der katholischen Religion in seinem Gebiete zu erwirken[2].

Durch Ernst wurde P. Rosenthal in Disputationen mit Protestanten und die daraus entstandenen Verdrießlichkeiten hineingezogen. Auch hier suchte er nie seine persönliche Ehre und den Triumph seiner Gelehrsamkeit. Für die Disputation stellte er folgende Grundsätze auf: Vor allem zuerst beten, dann alle Parteilichkeit ausschließen. Niemand blindlings glauben, die Quellen selbst einsehen. Die Stellen miteinander vergleichen. Die Ansichten der Katholiken sind nicht aus den Darstellungen der Gegner, sondern aus den katholischen Quellen, Väter und Konzilien zu schöpfen. Schließlich, wir wollen uns nicht aufblähen in stolzer Disputation, sondern in Demut seufzen und Gottes Barmherzigkeit anflehen zur Vereinigung der Getrennten. Allen Verunglimpfungen setzte er Verzeihen und Liebe entgegen. Aus Regensburg schreibt er am 24. Juli 1653 an P. Mülmann: Alles was gegen meine Person gesagt und geschrieben worden oder noch gesagt und geschrieben wird, hoffe ich mit der Gnade Gottes mit Stillschweigen zu ertragen. Aber seien wir nicht stumme Hunde, wenn das Haus Gottes bedroht ist, denn es ist schändlich, persönliche Schmähungen zu fürchten und deshalb zu schweigen. Und am 7. August 1653 schreibt er an P. Antoni: Mir wird zum Troste gereichen, daß Gott meiner Güter nicht bedarf und daß er seine Sache nicht im Stiche lassen und bewirken wird, daß denen, die Gott lieben, alles zum Besten gereichen wird. Wer auch der

[1] *Ad Extern. Druck bei Kratz 60.

[2] Bei dieser Gelegenheit war es wohl auch, daß ein französischer Atheist, der Ablegat des Prinzen von Condé, der Marquis de St. Etienne, 1653 in Regensburg von P. Rosenthal sagte: ce fol est bien persuadé de l'éternité, als er ihn so oft und emsig auf den Knien beten sah, wie Landgraf Ernst später erzählte. Discours von dem rechten apostol. Geist bei Kratz 62[1].

Verfasser sein mag (der gegen ihn geschrieben), heißt es in einem anderen Briefe an P. Antoni vom 4. Mai 1653, ich fahre fort zu beten, daß Gott ihm Wohltaten erweise und mir die Gnade gebe, zu bessern, was er Wahres über mich geschrieben, und zu ertragen, was daran unwahr ist[1].

Auch für eine Reise nach Rom im Jahre 1655 verlangte Ernst den P. Rosenthal dringend als Begleiter. Aber ebenso entschieden bat der Pater um Verschonung: Nachdem ich die Sache Gott im Gebete empfohlen — so schreibt er an Ernst — habe ich es für angezeigt gefunden, dringend um Enthebung von der Reise zu bitten. Seit einiger Zeit fühle ich mich sehr geschwächt, deshalb kann ich eine solange Reise nicht so schnell zu Fuß zurücklegen. Auch kann ich mich nicht erst jetzt zum Gebrauch von Wagen und Pferden verstehen, da es mir seit fast 20 Jahren nicht gut bekommen, auch nur im Zimmer zu sitzen. Zudem war ich stets der Meinung, daß sich für mich eine andere Art der Reise als zu Fuß nicht gezieme, zumal wenn die Not nicht etwas anderes fordert. Was Sie durch die Reise bezwecken, dazu können andere mit viel größerem Nutzen als ich verhelfen[2].

Aber es half alles nichts. Rosenthal mußte mit nach Rom und bezahlte seinen Gehorsam mit seinem Leben. Bald nach seiner Ankunft in Rom befiel ihn dort am 7. Oktober 1655 ein heftiges Fieber, dem er bereits am 15. Oktober erlag. Am 29. Oktober teilte der General dem Landgraf, der bereits von Rom wieder abgereist, den Tod seines Beichtvaters mit: Der Verlust eines solchen Mannes ist für uns sehr hart, zumal seine Dienste dem Landgrafen so überaus angenehm gewesen[3].

Der Tod seines Beichtvaters ging dem Landgrafen noch lange sehr zu Herzen. In der Nachschrift eines Briefes vom 1. Dezember 1656 ruft er aus: „Ach, wenn ich gedenke, wie mein seliger frommer Beichtvater ein so seliges Ende in Rom genommen hat, allda er nit weit von seinem Patriarchen, dem heiligen Ignatio, dessen getreuer Diszipul er gewesen, begraben lieget!"

Kaum einen Monat nach dem Tod des P. Rosenthal schrieb Landgraf Ernst am 14. November 1655 einen längern Brief über Leben und Tod seines Beichtvaters, von dem uns ein Auszug erhalten ist[4]. Dieser eingehende Nekrolog beruht auf der genauesten Kenntnis, wie sie nur mehrjähriger täglicher Umgang vermitteln konnte, und darf deshalb noch besondere Zuverlässigkeit beanspruchen, weil der Landgraf nicht zu den kritiklosen sondern zu den sehr kritischen Freunden der Jesuiten gehörte, wie seine Briefe und Schriften sattsam zu erkennen geben. Der Landgraf hebt selbst seine genaue Kenntnis hervor: „Weil ich gern und mehr um ihn war, als ihm der lieben Einsamkeit halber öfters lieb war, also will ich zur Ehre Gottes ein wenig, soviel mir in dieser fast vierjährigen Konversation kundig worden, von dieses gottseligen Mannes Tun erzählen, daher dann erscheinen wird, daß ich nicht umsonst seinen frühzeitigen Abgang betraure".

In zwölf Punkten schildert der Landgraf die ganze Gedanken- und Arbeitswelt seines Beichtvaters und belegt dieselbe mit manchen Einzelheiten.

Vors erste war er ein Mann, der Gott von ganzem Herzen fürchtete und inbrünstig liebte, und eines sehr zarten reinen Gewissens und unstrafbaren Wandels und so sincer gegen Gott seinen Herrn, daß, wenn er auch mit einer geringen Lüge oder auch mit einer von ihm nur für zweifelhaft gehaltenen Sache die ganze

---

[1] *Reiffenberg II lib. 24 c. 2 und 4.

[2] *Reiffenberg II l. 24 c. 4.

[3] *Epp. ad Externos 1654/57.

[4] Extract aus meinem de dato Rheinfels den 14. November 1655 an N. N. abgegangenen Schreiben von des nunmehro seligen Joannis Rosenthals Leben und Abschiedt (Marburg, Staatsarchiv) Kratz 58 ff.

Welt zu Gott hätte bekehren können, um dessen Ehre er doch sonst vor Eifer brannte, er solches gewiß nicht würde getan haben.

2. Mit Gott war er dergestalt im Gebete vereinigt, daß er bei all seinen Arbeiten auch sogar im Schlafe und in den Träumen mit Gott beschäftigt war. Öfters vier, fünf ganzer Stunden, sonderlich wo das heilige Sakrament des Altars aufbewahrt wird, zu beten, ja ganze Nächte darmit kniend zuzubringen, war seine Lust.

3. Er hatte eine geringe Meinung von sich selbst und tat sich selber nimmer genug.

4. Der englischen Reinigkeit und der Keuschheit war er dergestalt zugetan, daß ich es hier nicht genugsam ausdrücken kann. Wenn daher nur das geringste von weitem gemeldet wurde, da konnte man an seines Gesichts Veränderung und seinen Gebärden sehen, wie sehr delikat er darinnen war, und wie er mit seinen Augen einen Bund gemacht und seine Ohren gleichsam zuhielt. Mit Weibspersonen ging er außer dem geistlichen Beruf sonsten gar nicht gerne um.

5. Der Welt war er ganz abgestorben; solange er hier lebte, verlangte er nur Arbeit und Leiden. Er wäre gerne nach Indien, Japan, China oder Amerika gegangen und seine höchste Glückseligkeit sah er in der Marterkrone.

6. Als Liebhaber der Armut wollte der Pater nichts im Zimmer haben, was im geringsten stattlich war. Ich habe oft sehr große Mühe mit ihm gehabt hier und auf der Reise, wegen seiner unentbehrlichen Kleidung als auch wegen Reitens und Fahrens, Essens und Trinkens und einer warmen Stube oder sonst wegen geringer und nötiger Bequemlichkeit; solches wissen neben mir, die um mich sind, also daß ich bisweilen recht und im Ernst über ihn „schellig" worden. Wenn ich ihm auch zuweilen aufs neue Jahr oder sonsten etwas sehr Geringes verehrte, dann gab er es doch den Armen und trug nichts lieber, als alte zerrissene und zerlumpte Kleider, also daß ich oft mit ihm recht gezürnt und gesagt, er solle doch meiner schonen, weil man mich für karg halten würde.

7. Gegen seinen Leib war er von großer Austerität. Mit Fasten, Dürsten, härenem Kleid, Disziplin, eisernem stachelichen Gürtel hat er sich vor der Zeit abgemattet.

8. Er beobachtete seine Ordensregel fast skrupulös, betete sein Brevier sehr genau und verrichtete mit großer Präparation und Andacht täglich das heilige Opfer, also daß er, da er zweimal auf allen mit mir getanenen Reisen um die Messe gekommen, den ganzen Tag vor Traurigkeit sich nicht erholen konnte.

9. Es war ein Mann, der mit Wahrheit ein gewaltiger Prediger hat können genannt werden. Dafür berufe ich mich auf alle die, so ihn gekannt und gehört haben. Er hatte einen unglaublichen brennenden Eifer, nicht sich, sondern Christum zu predigen, und zwar in fließender Rede, schönen und anmutigen, wiewohl zuweilen etwas zu hohen Konzepten. Ex tempore konnte er eine Predigt, von was Materie es auch war, sehr wohl tun. Wenn er predigte, wallte das Gemüt und der ganze Leib in Eifer zu Gottes Ehr und sah man ihm wohl an, daß es ihm recht ernst darum war. Wie sich der selige Mann zuweilen dabei erhitzte, ist nicht zu sagen. Ich habe ihn zu verschiedenen Malen vier Stunden nacheinander die Passion mit solchen Affekten predigen hören, daß wir alle fürchteten, er hätte sich etwa Schaden getan. Im übrigen studierte er anders nicht auf seine Predigten, als daß er nur seine des morgens getane Betrachtung gebrauchte und hier und da etwas nachschlug.

10. Außer dem Gebet und sehr wenigen Schlaf und Essen tat er sonsten nichts als studieren. Er war in der Philosophie und Theologie sehr bewandert,

dafür will ich alle Katholische und Protestirende, so ihn gekannt, zeugen lassen. In Köln und Düsseldorf lernte er italienisch, spanisch und französisch, um Bücher lesen und Pönitenten in ihrer Sprache Beicht hören zu können. Mit was Fleiß er die heiligen Väter gelesen, und sonderlich täglich die Heilige Schrift, so er im Sack stetig bei sich trug und darin er sehr erfahren war, ist nicht zu sagen. Aus der Heiligen Schrift sowohl als aus den Vätern hatte er die vornehmsten Sentenzen in ein Buch geschrieben, als auf welches er sich verlassen konnte. Und kam man etwa auf der Reise in eine Stadt oder in ein Kollegium, wenn auch manches Merkwürdige zu sehen war, so fand man ihn nicht auf seiner Kammer, sondern entweder in der Kirchen in einer Ecke kniend beten oder auf der Bibliothek. Und war dieser Mann so akurat und behutsam, daß in den Dingen, so er mündlich oder schriftlich vorbrachte, sich wohl vorsah, nichts vorzubringen, als was nicht Hände und Füße hatte.

11. Bei den Disputationen war er von großer Sincerität. Auch die Gegner lobten ihn höchlich, weil er solcher Argumente und Autoritäten, so von einigen Katholiken selbst als nicht schließend oder treffend gehalten worden, sich allzeit enthalten. Dabei war er, obschon etwas hitzig und eifrig und das lange Umschweifen etwas ungeduldig anhörend, doch sehr modest. Es war ihm um die göttliche Ehre dergestalt zu tun, daß er von Herzen verabscheute, wenn man durch zeitliche Vorteile einen zu unserm heiligen katholischen Glauben bringen wollte, denn er pflegte in solchen Fällen mit dem heiligen Augustinus, der sein eigentlicher Kirchenlehrer war und den er so durch und durch gelesen, daß er ihn sozusagen gleichsam auswendig wußte, zu sagen: laßt uns nicht Christen machen wie die Juden Proselyten, und wenn er eine Tonne Goldes zu eigen hätte, wolle er nicht einen Heller zu dergleichen geben, denn die Gnade des Neuen Testamentes und nicht zeitliche Wohlfahrt müßte den zu Bekehrenden vorgestellt werden. Er konnte auch nicht leiden, daß man den Gegnern Dinge aufmutzte oder zumessen wollte, worinnen man ihnen unrecht tat.

12. So hat der Mann sein Leben wie selig geführt auch selig beschlossen. Wie ergeben er in Gottes Willen und geduldig dieser selige Mann gewesen, wissen alle diejenigen, so ihn in diesem Zustand gesehen. Und ist mir also dieser selige Mann allzu frühzeitig abgegangen . . . Gott der Allmächtige, der diesen seinen frommen Diener nunmehr für seine treu geleisteten Dienste belohnt, wolle den durch seinen Tod uns hier geschehenen Riß wieder zumachen und treue Arbeiter in seine Ernte schicken. Amen.

Ein ähnliches schönes Denkmal setzte Landgraf Ernst dem Pater dann einige Jahre später in seinem Briefe an den Kapuziner P. Valerian Magni, datiert Rheinfels 17. Juni 1661[1].

Nachdem der Landgraf den Hergang seiner Konversion geschildert, wie er durch die Predigten des Augustiner P. Staunos, dann durch die Lektion der Schrift des Kardinals Peronius gegen König Jakob und der Bekenntnisschrift des Mark-

[1] Audiatur et altera pars seu Copia Litterarum Seren. Principis ac Domini D. Ernesti Hassiae Landgravii ad R. P. Valerianum Magnum de sic dicta ejus Apologia contra imaginatas sibi Imposturas Jesuitarum. Recusa Herbipoli a Sylvestro Gassner 1661 (90 p.) Der Landgraf schrieb diesen Brief deutsch und ließ ihn durch einen seiner Beamten Heimann Beeruklaw ins Lateinische übersetzen. Er erklärt: Nemo Jesuitarum hoc scriptum, priusquam impressum fuit, vidit nec eorum aliquis ad illud quicquam contribuit p. 6. Die Gegenschrift Defensio pro Valer. Magno in qua exponitur ecclesiae rom.-cath. scandalum i. e. Jesuitarum Haeresis seu Atheismus . . . contra lib. Audiatur et altera pars. Anno 1661 (233 p.) beliebt eine Beweisführung, die sich nur durch einen krankhaften Zustand des Verfassers erklären läßt.

grafen Wilhelm von Brandenburg zur Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion gekommen, ferner welchen Anteil an seiner und seiner Gemahlin Rückkehr der P. Valerian gehabt, widerlegt er eingehend die Beschuldigungen, die P. Valerian gegen P. Rosenthal erhoben hatte. Auf der Reise nach Hessen im Jahre 1652 habe ihn Rosenthal mit P. Math. Merrhem aus Köln begleitet. Da Landgraf Hermann aus einer Schrift des kalvinistischen Theologen Sebastian Kurtius viel Wesens gemacht, als sei sie unwiderleglich, bat ich P. Rosenthal um eine kurze Widerlegung. Dieser, der sonst lieber betet und betrachtet als streitet, gab meinem Drängen nach und schrieb aus dem Stegreif eine kurze Widerlegung von zwei Bogen. Da der Gegner auch sich darauf berufen, daß P. Valerian auf dem Rheinfelser Kolloquium zugegeben, der Primat könne aus der Heiligen Schrift nicht bewiesen werden, hat P. Rosenthal ganz im allgemeinen dieser Aufstellung entgegengehalten, daß eine unüberlegte Äußerung eines einzelnen Katholiken der Lehre der katholischen Kirche nicht präjudiziere usw. Diese Zurückweisung und die am Schluß folgende Charakteristik der Häretiker wurde als eine schwere Beleidigung des P. Valerian aufgefaßt und P. Rosenthal deshalb scharf angegriffen. Dieser hatte aber, wie Ernst versichert, in dem Schlußpassus gar nicht an P. Valerian gedacht. Er hatte als wahrer Ordensmann einen solchen Abscheu gegen Streitschriften zwischen Ordensleuten, daß er das Anerbieten seines Bruders Malachias, eines gelehrten Zisterziensers, den Gegnern zu antworten, zurückwies, indem er mit Gregor von Nazianz sagte: wenn meinetwegen dieser Sturm entstanden ist, so werfet mich ins Meer, d. h. mit mir mag geschehen, was will, wenn nur alles zur größern Ehre Gottes und zur Erhaltung der Liebe gereicht. Dieser Mann hatte alles so auf Gott gestellt, daß er nicht allein mit der größten Bereitwilligkeit sein Leben, sondern auch seinen guten Ruf Gott zum Opfer zu bringen bereit war. Wenn ich ihn nicht 1653 zu Regensburg daran gehindert und ihm vorgestellt hätte, daß er dich (P. Valerian) in deiner feindlichen Meinung nur noch mehr bestärken und ermutigen und so seinen Zweck gar nicht erreichen würde, dann würde der gute Pater dich in deinem Kloster aufgesucht und um Verzeihung gebeten haben, obgleich er bei der Abfassung seiner Schrift nicht im entferntesten geahnt, daß du dadurch beleidigt werden könntest. Ich verwahre noch den Brief, den er mir von Köln schrieb und erinnere mich nicht weniger seiner Vorstellungen, daß ich doch wegen der Kölner Schmähschrift weder bei dem Nuntius noch bei irgend einem andern Schritte unternehmen möge[1]. Wenn du den P. Rosenthal so gut gekannt hättest, wie ich und andere, die mit ihm verkehrt haben, würdest du ganz anders von ihm denken. Er war ein Mann, der in nichts seine eigene Person, sondern in allem nur Gott suchte: seine Freude war es, vier und sogar fünf Stunden kniend vor dem Allerheiligsten mit Gott zu verkehren, der so beständig und ohne Unterlaß seinen Geist auf Gott gerichtet hielt, daß er dadurch sogar seiner Gesundheit geschadet und seinen Tod beschleunigt hat; er war ein Mann, der sehr hart gegen seinen Körper verfuhr und die Armut überaus liebte: niemals ließ er eine Dienstleistung von einem Diener zu und nie forderte

---

[1] Dieser Brief ist im Staatsarchiv zu Koblenz erhalten. Seine innersten Gesinnungen verrät P. Rosenthal, wenn er darin (27. April 1653) schreibt: Ich habe hier ein gedrucktes Büchlein gesehen (Zwölf Bedenken eines Lehrjungen in der Baukunst), das gegen mich zur Verteidigung des R. P. Valerian geschrieben ist. Wir wollen Gott bitten, daß ich nicht so schlecht bin, wie ich dort beschrieben werde. Aus Liebe zu Gott und besonders aus Ehrfurcht gegen unsern mildesten gekreuzigten Herrn Jesus Christus beschwöre ich Ew. Hoheit, keine Schritte zu meiner Verteidigung zu tun, und wenn Sie aus andern Gründen entschlossen sind, etwas zu tun, was den hochw. Patres Kapuzinern hart erscheinen könnte, dies keineswegs jetzt zu tun. Meine Sache wird es sein, bei Gott und den Menschen auch weiterhin aufrichtig und entschieden für die Kapuziner einzutreten. Lat. Text bei Kratz 33.

er für sich eine Ausnahme. Unverdrossen war er in der Arbeit und unermüdlich im Eifer für die göttliche Ehre und das Heil der Seelen. Nur damit an Fronleichnam 1655 die armen Katholiken in Schwalbach nicht ohne Messe und Predigt blieben, legte er einen Weg von drei Tagen zurück von Trier, wohin ich gereist war, um das heilige Kleid unseres Herrn zu sehen; diesen Weg machte er zu Fuß in beständigem Platzregen, so daß es wunderbar war, wie der Mann dies aushalten konnte. Niemand weiß besser als ich, wie schwer ich ihn bei Reisen bewegen konnte, Wagen, Pferde oder Sänfte zu gebrauchen, bis ich ihn schließlich dazu brachte, damit er wenigstens wegen der Unterhaltung mir nachgab. Auf den Reisen und auch sonst betete er beständig; an einem Tage predigte er öfters dreimal. Von allen zeitlichen Dingen war ihm nur die Zeit überaus kostbar und mit ihr geizte er gar sehr. Seine größte Lust wäre es gewesen, nach Indien geschickt zu werden und dort für den Namen Christi sein Leben zu opfern. O wie gern hätte er dir und den Deinen alles, was du in Europa wünschen konntest, zurückgelassen. Wie sehr aber auch sein Eifer in ihm glühte, so war er doch von einem so zarten Gewissen, daß er auch, wenn er die ganze Welt nur mit einer einzigen läßlichen Sünde hätte bekehren können, niemals sich dieses Mittels bedient haben würde. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß er gerade zu der Zeit, als P. Ruthenus seine Schmähungen gegen diesen frommen Mann veröffentlichte, in denen er ihn, der die Mäßigkeit selbst war, unter andern Verleumdungen sogar der Trunksucht beschuldigte, mich oft wie auch sonst mahnte, den Kapuzinern Almosen zu geben. Da du über seinen Tod spottest, so antworte ich, daß ich dir und mir keinen andern Tod wünsche und zumal daß dein Andenken in solchem Segen bliebe, in welchem das Andenken des P. Rosenthal ist bei allen jenen, die ihn gekannt haben[1].

Dieses Charakterbild findet durch die Schriften Rosenthals volle Bestätigung und noch hellere Beleuchtung. In seinem „Traktätlein von der christlichen Einfalt" (Köln 1653), einer kleinen Kontroversschrift, spricht er mit großer Milde von den Gegnern, hütet sich vor jedem harten Wort, entschuldigt, wo er entschuldigen kann. Im Anfang der Trennung, so hebt er hervor, waren viele, die es nicht bös meinten und einen solchen Ausgang nicht suchten. Mit Berufung auf Augustinus betont er: diejenigen sind keine Ketzer, die nicht halsstarrig nur ihren Irrtum von den Eltern überkommen haben und bereit sind, der Wahrheit zu folgen. Richtschnur ist ihm das Wort des heiligen Augustin: Liebet die Menschen, tötet die Irrtümer, ohne Stolz vertrauet der Wahrheit, ohne Härte streitet für die Wahrheit. Betet für die, die ihr bekämpft und überführt. Auf diesen milden liebevollen Ton ist das ganze Büchlein gestimmt; es schließt mit einem herzlichen Gebet um Einfalt und Einigkeit[2].

Ebenso maßvoll ist Rosenthal in einer andern größern Kontroversschrift, die nach seinem Tode 1656 in Köln erschien. Es ist die „Billiche Klag wider den Mißbrauch der Heiligen Schrift und die Verleumdung seiner heiligen Kirche". Wieder-

---

[1] Audiatur et altera pars 18—36. In einem besondern Kapitel über die Niederlassung der Kapuziner in St. Goar zeigt der Landgraf, wie nachgiebig und versöhnlich sich P. Rosenthal in dem Streite um diese Niederlassung erzeigte. Er bat im Jahre 1654 den Landgrafen, den Kapuzinern die Niederlassung zu gestatten und die Jesuiten abziehen zu lassen. Trotzdem könne der Landgraf stets auf die Bereitwilligkeit der Jesuiten zu allen von ihm gewünschten Dienstleistungen rechnen. An den Provinzial sandte er ein Gutachten, in dem er sich gegen die Niederlassung der Jesuiten aussprach. Wenigstens erreichte P. Rosenthal so viel, daß 1655 (3. März) ein Vergleich zustande kam, indem der Landgraf den Kapuzinern gestattete, noch einige Zeit in St. Goar zu bleiben. Audiatur et altera pars 52 ff.

[2] Wie in andern Schriften gibt Rosenthal alle Texte aus den griechischen Vätern in griechischer Sprache.

holt streut er herzliche Gebete für die Andersgläubigen ein, um Erbarmung und Erleuchtung für sie zu erflehen. Liebe und Schmerz führen seine Feder. Lieben wir die Liebe Gottes gegen seine Kirche, so schmerzt es uns billig, daß dieselbe, sowohl was Lehre als auch was Leben betrifft, häßlich verleumdet wird, auf daß die armen Kinder von ihrer lieben Mutter ein Abscheuen bekommen. Viele böse Lehren werden der Kirche fälschlich zugeschrieben, die sie nimmer gelehrt. Man überredet die Unwissenden, es werde in der katholischen Kirche Maria höher geachtet als Gott, man erkenne andere Erlöser als Jesus Christus; man halte Christi Verdienste für ungenügsam; man lehre mehr auf seine eigenen Werke vertrauen als auf Christum.

Auf den Einwurf, die Römische Kirche lehre, daß dem gemeinen Mann nit gebühre die Heilige Schrift zu lesen, antwortet er: „Sehen wir doch, daß viele bei uns, die nit Bischof noch Priester, noch Doctores Theologiae, sondern gemeine Laien sind, die Heilige Schrift in lateinischer oder griechischer Sprach ungehindert lesen, auch daß es ihnen gar gutgeheißen und bisweilen auferlegt werde. Soll nun durch den gemeinen Mann der allein verstanden werden, welcher weder Latein noch Griechisch noch Hebräisch kann und so sehen wir, daß die Heilige Schrift von Dietenberger, Ulenberg, Emser usw. verteuscht, allhie in Teutschland durchgehends ohne Widersprechung Geistlicher Obrigkeit gelesen wird; ja wir sehen, daß die kleinen Kinder mit ihren Evangelien und Testamentsbüchern zu den Schulen gehen und fleißig darin lernen.“ (S. 28 f.)

Der Geist der Gottes- und Menschenliebe durchweht auch das Gebet- und Andachtsbüchlein: Gute Zeit zur Übung der Andacht durch Gebet und Gespräche mit Gott (Köln 1652), das Rosenthal der Gemahlin des Landgrafen Ernst widmete. Es ist eine Anleitung zur Heiligung des ganzen Menschen im Leben und Sterben, eine praktische Betätigung der guten Meinung für alle einzelnen Handlungen, ein Lobgesang auf Gottes- und Menschenliebe. Manchmal erinnert es in seiner Herzlichkeit an das ältere Tugendbuch des P. Spe.

Ähnlich verhält es sich mit den Predigten, die Rosenthal 1653 unter dem Titel „Weiden des guten Hirten“ herausgab und dem Landgrafen Ernst widmete. Wie Spe, nimmt er sich auch hier wiederholt nachdrücklich der Armen an. In der Predigt am achten Sonntag nach Pfingsten fordert er die Stadt Köln auf, in Nachahmung ihrer Patrone, der heiligen drei Könige, ein Brothaus in Freigebigkeit der Almosen zu sein. Gleichwie bei den Pfarrkirchen und andern Gotteshäusern Spenden stehen, so seien alle Häuser der Reichen Spenden der Armen, so sei die ganze Stadt eine allgemeine Spende nit nur für die Inwohner sondern auch für die Fremdlinge. Die wahren Kinder Abrahams versagen den Armen nit, was sie begehren, sie lassen die Augen der Wittwen nit warten, sie essen ihr Bißlein nit allein, das Waislein muß mit davon essen. Wenn sie zu Tisch sitzen, schneiden sie von allen Gerichten das Erste und das Beste, gebens ihren Kindern, damit sie es ehrerbietsam dem Christkindlein in seinen Armen darreichen. So wachset mit ihnen die Erbarmnuß von der unmündigen Kindheit an. Sie übersehen nit, welcher sonst aus Mangel des Kleids sterben würde, noch den Armen, der keine Decke hat. Damit die Barmherzigkeit vollkommen sei, warten sie nit, daß man sie bittweis lange ersuche, sondern sie kommen der Begierde der Armen und der Schamhaftigkeit der Furchtsamen zuvor, wissend, was St. Augustinus sagt, die Barmherzigkeit ist nit vollkommen, welche mit Bitten aufgezwungen wird. Sie gedenken, ich kenne diesen und jenen Hausarmen, er schämt sich zu betteln, aber ich weiß schon, wo ihn das Elend drückt (S. 340).

Ein anderes Mal geißelt er die Unbarmherzigkeit der Reichen: Erschrecklich ist oft die Unbarmherzigkeit der Reichen, da sie den armen Kranken sogar die Brösamlein ihres Tisches versagen. Sie sind härter als die Hunde, welche die Wunden der Armen leckten. Höret ihr Reichen und betrachtet wohl die ernste Klag St. Ambrosii: Ihr bekleidet die Wände mit Gold und entblößet die Menschen von Kleidern. Der Entblößte schreit vor deiner Tür und du verabsäumst ihn: der entblößte Mensch schreit und du bist sorgfältig, mit was für Marmelsteine du den Boden mögest bekleiden. Ich bitte euch, beherziget diese Klage von der Blöße und sehet, wie die Wände Zeugniß wider euch schreien. Höret die Klage vom Hunger. Der Mensch begehrt Brod und dein Pferd kauet Gold unter den Zähnen. Ach, ach, wie oft seind eure Pferd und Hund besser versorgt als die armen Lazari, als die Kleinsten Jesu, welcher für sich annimmt, was ihnen geschieht. Und eure Unbarmherzigkeit bleibt nicht bei einem, nicht bei wenig Bettlern, sondern erstreckt sich durch euren unersättlichen Geiz auf viele fromme Hausarme. Höret St. Ambrosium: Was für ein Gericht nimmst du Reicher auf dich, das Volk leidet Hunger und du schließt deine Scheunen zu, das Volk weinet und du drehest deine Edelgestein um. (S. 279 f.)

Seinen innersten Geist zeigt der fromme Mann gleich am Anfang in der Widmung der Predigten an Jesus Christus, den guten Hirten: „Mein Herr und mein Gott, Jesu, du Heiland der Welt, du guter Hirt, der du dein Leben dargegeben hast für deine Schaaf. Nimm gnädig an und segne zu deiner Ehr und ihrem geistlichen Nutzen, was du mir gegeben hast, zu reden und zu schreiben. Wenn wir in den Predigten beibringen, was unser eigen ist, so seind wir die Hirten, die sich selbst weiden und nicht die Schaaf; wenn wir aber zeigen, was dein ist, so würdigest du dich, durch uns die deinigen und unter ihnen uns selbst zu weiden. So geschehe es. Barmherzigster Mildseligster Herr, jetzt und hinfüro auf deinen guten hohen Weiden, bis du uns führest, wohin all unser Verlangen und Seufzen geht, wo du weidest, wo du ruhest am Mittag, wo du die sicherste ewige Ruhe mitteilest. Der du lebest und regierest mit Gott dem Vater in der Einigkeit des Heiligen Geistes, Gott in alle Ewigkeit.“ Amen.

P. Rosenthal hat sein Leben nur auf nicht ganz 44 Jahre gebracht. Sein glühender Eifer für die Verherrlichung Gottes und sein selbstloser Opfergeist haben wohl die Lebensdauer abgekürzt. Aber diese kurze Spanne Zeit war reich an köstlichen Früchten, köstlich für die Armen und Elenden, köstlich für Reiche und Fürsten, köstlich auch für seine lebenden und kommenden Mitbrüder, köstlich ganz besonders für die Ewigkeit.



Namen- und Sachregister.



In der **Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G. m. b. H.** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Bernhard Duhr S. J.

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge.

Erster Band: **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert.** Mit 163 Abbildungen. Lex. 8° (XVI u. 876 S.) M. 33.—; geb. M. 60.—

Zweiter Band: **Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.** Zwei Teile. Mit 182 Abbildungen. Lex. 8° (XVIII u. 704; X u. 786 S.) M. 57.—; geb. M. 100.—

„Ein Monumentalwerk. Es wird eine hervorragende Leistung geboten, die über alle Zweige des jesuitischen Lebens und Treibens unterrichtet. . . . Das Ganze ist streng wissenschaftlich und im allgemeinen durchaus unbefangen geschrieben. Wir haben jetzt ein Repertorium für alles über die Jesuiten in Deutschland-Oesterreich Wissenswerte, das ausgezeichnet unterrichtet."
(Univ.-Prof. Dr. Walter Köhler, Theol. Jahresbericht, Leipzig, über den I. Band.)

„Duhrs ‚Geschichte der Jesuiten' stellt ein Glanzwerk katholischer Wissenschaft der Gegenwart dar; es reiht sich in allem, besonders durch die besonnene Kritik, die Objektivität des Urteils, das immense Wissen des Verfassers, dem andern Standardwerk eines Ordensbruders, Braunsbergers Ausgabe der Canisiusbriefe, ebenbürtig an. Es ist ein Werk, das kein gebildeter Katholik ungelesen lassen sollte, denn es erhebt und räumt viele Vorurteile hinweg."
(Univ.-Prof. Dr. Jos. Sauer, Archiv für kathol. Kirchenrecht, Mainz, über den I. Band.)

Aktenstücke zur Geschichte der Jesuiten-Missionen in Deutschland 1848—1872. gr. 8° (XVI u. 468 S.) M. 10.50; geb. M. 18.—

„Duhrs Publikation ist ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts und zugleich von aktueller Bedeutung als aktenmäßige Empfehlung der Wirksamkeit der Jesuiten. . . ."
(Theol. Jahresbericht, XXIII. Band, Berlin 1905, S. 642.)

Das Jesuitengesetz, sein Abbau und seine Aufhebung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Neuzeit. Nach den gleichzeitigen Quellen. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit, I. Reihe: Kulturfragen, 7. Heft.) gr. 8° (VIII u. 166 S.) M. 12.—

Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Vierte verbesserte Auflage. 8° (XII u. 976 S.) M. 7.20; geb. M. 13.—

Hundert Jesuiten-Fabeln. Volksausgabe der „Jesuiten-Fabeln". Siebte bis elfte, erweiterte Auflage. 12° (VIII u. 136 S.) M. 1.60; geb. M. 3.40

Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, II. Band, 4. Heft.) gr. 8° (X u. 156 S.) M. 4.40

Pombal. Sein Charakter und seine Politik nach den Berichten der kaiserlichen Gesandten im geheimen Staatsarchiv zu Wien. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus. (53. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".) gr. 8° (IV u. 182 S.) M. 2.30

Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Mit einer Einleitung von Bernhard Duhr S. J. (Bibliothek der katholischen Pädagogik, IX. Band.) gr. 8° (VIII u. 286 S.) M. 6.—; geb. M. 16.50

Friedrich Spe. Von Johannes Diel S. J. Zweite, umgearbeitete Auflage von Bernhard Duhr S. J. Mit Titelbild und Faksimile. (Sammlung historischer Bildnisse.) 12° (X u. 148 S.) M. 1.60; geb. M. 4.60

Der Bolschewismus. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit", 6. Heft) 10.—13. Tausend. 8° (32 S.) 90 Pfg.

Der Dekalog, die Grundlage der Kultur. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit", 10. Heft.) 8° (32 S.) 90 Pfg.

Großstadt-Elend und Rettung der Elendesten. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit", 19. Heft.) 8° (32 S.) M. 1.60

Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge.



Date Due

ILL 12/3/75 ILL			
665227 July 27, 1980	alexander		



